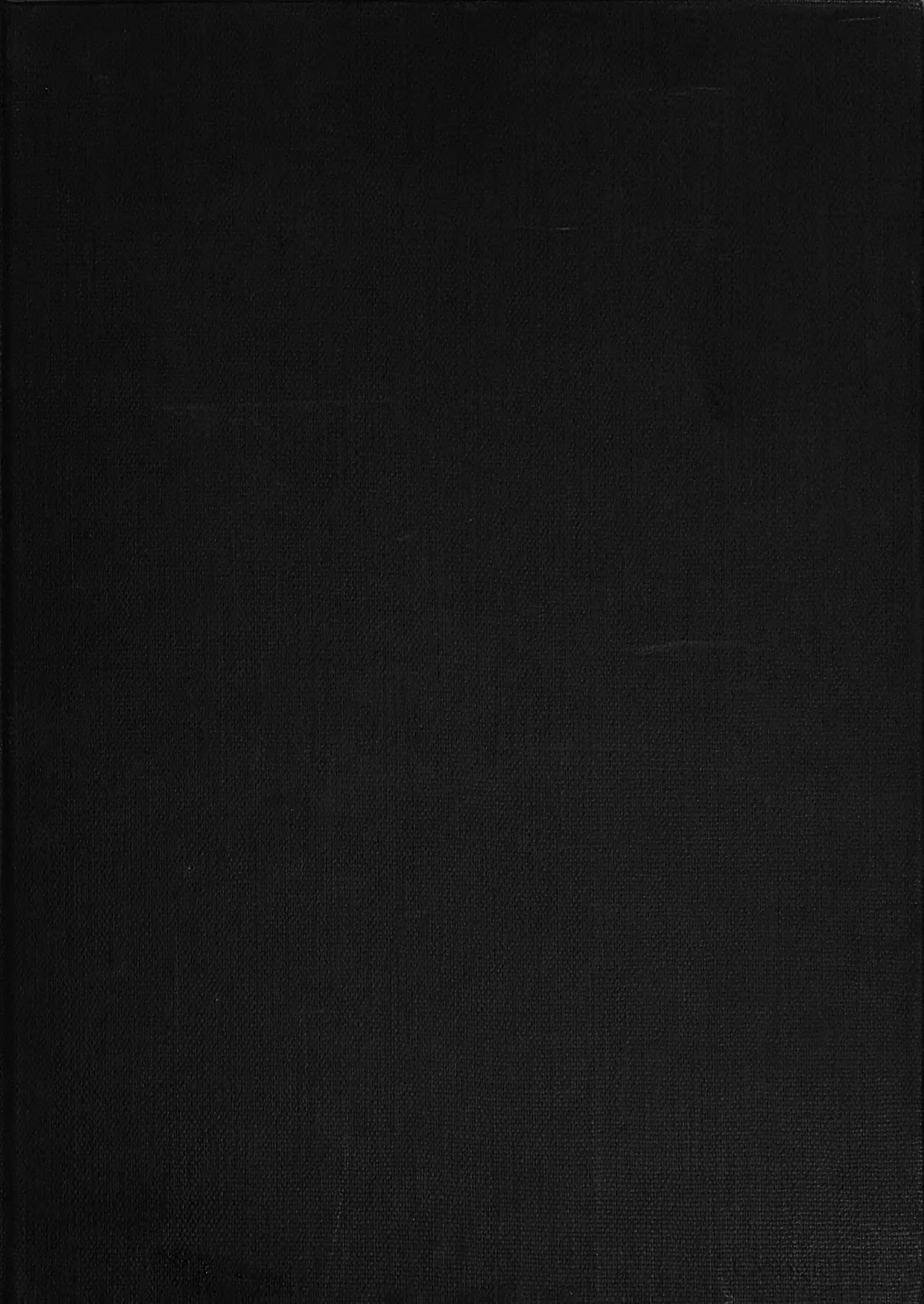


Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben
von
Dr. Ernst Heilborn

Vierunddreißigster Jahrgang
Oktober 1931—September 1932



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin

Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser-Verzeichnis

1. Verfasser der Hauptartikel

Seite

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen“

3. Verfasser des „Echo des Auslands"

4. Verfasser der „Bühnenberichte"

5. Verfasser der „Zeitlupe"

6. Verfasser der „Proben und Stücke"

7. Verfasser der „Manuskriptseiten"

8. Künstler-Verzeichnis

II. Sachregister

1. Hauptteil

(Mit Ausschluß der belletristischen Besprechungen und der Bühnenberichte)
Die Titel der Hauptartikel sind gesperrt gedruckt

2. Besprochene Bücher

(Mit Einschluß der in den Hauptartikeln und in der Zeitlupe enthaltenen Einzelbesprechungen)

3. Echo der Bühnen

a) Aufgeführte Stücke

b) Bühnen

4. Filme

5. Bildbeigaben

a) Porträts

b) Buch-Illustrationen

c) Bühnenbilder

d) Verschiedenes

6. Totenliste

7. Besprochene oder zitierte Zeitschriften

Das Inhalts-Verzeichnis bearbeitete Monica Küttner, Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

ZEITLUPE

Religiöses und ästhetisches Empfinden

Zwei Bücher aus katholischer Mentalität, beide gleich tief in ihrer religiösen Kraft, und man liest sie trotz alles Trennenden in persönlichem Hingenommensein: „Hugo Balls Weg zu Gott", ein Buch der Erinnerung von seiner Witwe Emmy Hennings-Ball (München, Josef Kösel & Fr. Pustet), „Wie ich Priester wurde" von Hubertus-Kraft Graf von Strachwitz (Saarlouis, Hausen Verlagsges. m. b. H.). Man könnte den von Hugo Balls Witwe gewählten Titel beiden Büchern geben: Wege zu Gott.

Das Ziel ist damit bestimmt, die Ausgangsebene ist denkbar verschieden. Hugo Ball kommt aus dem Rebellentum. Revolutionärer Pazifist, Dadaist, Polemiker: in jeder Phase kennzeichnet das Rebellentum. Graf Strachwitz ist ursprünglich Weltkind, Gesellschaftsmensch, schon als Schüler unvergleichlicher Maître de plaisir. Eigentlich eine Zeremonienmeisternatur. Für beide Wege nun ist charakteristisch, daß die Erweckung ganz so, wie es die christlichen Gemeinschaften voraussehen, eine einmalige, entscheidende ist. In beiden Männern kommt es beinah unvorgesehen, wie plötzliche Erleuchtung: dies ist mein Weg.

Hugo Ball ist nicht nur künstlerisch veranlagt, er ist Dichter. Die vielfach eingestreuten Gedichte lassen darüber keinen Zweifel, er ist ein stark origineller, wahrhaft inspirierter Lyriker. Graf Strachwitz ist Literat. Er schreibt aber mit bewunderungswürdiger, nicht hoch genug einzuschätzender Selbsterkenntnis und Ehrlichkeit. Er ist sich des Schauspielertums in seinem Wesen, das er selbst in einer Mischung von Ernst, Religion, Lebenslust und Leichtsinn erkennt, durchaus bewußt und macht daraus kein Hehl. Zunächst, und das wird zu einer Ausgangsstation: „Die Bewegung des geistlichen Herrn am Altare, die geschmackvolle, sinngemäße liturgische Kleidung, die Art der Ministranten, das leise Anschwellen zarten Geläutes, die feinen Spitzenüberwürfe über die Altäre entzückten mich." Der Wunsch, selber so vor dem Altar zu stehen, wird dringender. Er wird zu Vision. Er sieht sich selber derart die Messe zelebrieren, bevor er noch Priester ist. Damit ist zugleich Schauspielertum verbunden. Gelegentlich spielt er vor sich selber und dem Spiegel „Bischof". Er geht so weit, ein gewisses ästhetisches Schauspielertum für den Geistlichen zu fordern: „Gewiß kam mir meine schauspielerische Veranlagung zu Hilfe, aber sie wirkte sich nur wie bei jenen Schauspielern aus, die voller Hingabe darstellen, ganz in ihrer Aufgabe aufgehn und nicht daran denken, eine Rolle zu spielen. Der kleinste Schritt, die geringste Kopfbewegung haben ihren liturgisch-erklärbaren Sinn." Trat einem Hugo Ball mit ausgesprochener Dichterphysiognomie entgegen, so ist Graf Strachwitz, der auch frühzeitig einen Roman schrieb, Typ des Literaten, des guten Literaten, mit dem dieser Spezies immer innewohnenden Schauspielertum. Ist es auch in dieser seiner Lebensbeichte.

Beide, Hugo Ball wie der Priester, sind uneingeschränkt ästhetische Naturen. Bei dem Grafen Strachwitz versteht sich das nach dem Gesagten von selbst. Aber auch ein Hugo Ball findet in den Schriften der Katharina Emmerich nicht nur sein Genüge, sondern auch sein Entzücken, er umgibt sich mit Heiligenbildern, vor denen die Kerze brennen muß, er stellt sich einen Altar in seinem Arbeitszimmer, er läßt Amulett und Rosenkranz sterbend nicht aus der Hand. Und dies eben ist das den Protestanten wesensfremd Berührende: auch bei diesen durchaus modernen Katholiken geht das ästhetische Empfinden restlos in das religiöse auf. Es ist da kein Widerspruch, Askese besteht neben ästhetischer Schwelgerei, mehr als das, das ästhetische Empfinden wird ohne weiteres zu religiöser Kraft. Man mißverstehe unseren Ernst nicht: auf dem Wege zu Gott wird das ästhetische Empfinden Beförderungsmittel.

Wir werden immer wieder innerlich Nein dazu sagen, aber man wird sich auch bewußt sein müssen, daß in diesem Nein ein Mehr an Kraft als Forderung eingeschlossen ist. E. H.

Film und Literatur

Ein Filmparadies tut sich in F. W. Murnaus „Tabu" (Murnau-Flaherty-Produktion, Paramount Tonfilm) auf: die Südseeinsel wird dadurch zum Filmparadies, daß der Mensch noch als organischer Landschaftssprößling erscheint. Diese sehnigen und schlanken Körper sind im ständigen Spiel im Wasser in einer Art in die Landschaft einbezogen, die in andern Erdregionen kaum dem Tier zuteil wird. Körper, die in die Welle eingehn, die Schönheitsnorm aus ihr gewinnen.

Sehr anerkennenswerte Regiearbeit hat Murnau geleistet, deren Besonderes darin besteht, daß das Landschaftsbild kaum je Selbstzweck ist, immer in die Handlung einbezogen wird. Sehr deutlich, vielleicht ein wenig zu deutlich, erweist die Regie, daß zwei an sich unterscheidbare Leistungen zusammenwirken müssen: Bühnenregie, oder was man so bezeichnen könnte, und Bildregie. Nach beiden Richtungen hin leistet Murnau nicht übermäßig Individuelles, doch sehr Beträchtliches. Ein Film, der sich in allen Ländern sehen lassen kann und durchsetzen wird.

Hier interessiert die unabweisbar werdende Frage nach Film und Literatur. Spezifisch literarische Motive bestimmen den Handlungsgang. Fördern oder beeinträchtigen sie den Film?

Das aus der Landschaft geborene Liebespaar wird dadurch getrennt, daß das Mädchen den Göttern geweiht und als „Tabu" geheiligt wird. Die Leidenschaft ist stärker als das Gebot, der Jüngling befreit das Mädchen aus dem Schiff, das es entführen soll, sie flüchten gemeinsam. Das Mädchen wird ihrer Bestimmung trotzdem nicht entgehen, der junge Mann findet seinen Tod in den Wellen, — starke Symbolgebung, die auch filmisch packend zum Ausdruck kommt: die See, der er wie kein anderer verbunden war, ein unvergleichlicher Taucher, ein nie ermüdender Schwimmer, zieht ihn in ihren Schoß.

Der Handlungsvorgang als solcher rückt zwei durch die Literatur vertraute Vorstellungsbilder unmittelbar nahe: der Jüngling, der dem Mädchen nachschwimmt (Hero und

Leander); der Jüngling, der an gefahrvoller Stelle die Perle aus der Tiefe fördert (Der Taucher). Aber nicht das ist das Entscheidende, sondern:
Rein literarisch wirkt die Wiederkehr und Abspiegelung des leitenden Motivs. „Tabu" war das Mädchen erklärt worden, sie bleibt es. Als Tabu wird aber auch die Stelle im Meer bezeichnet, die schon viele Opfer gefordert hat, und an der der Jüngling zu nächtlicher Stunde tauchen wird, die Perle zu fördern. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß so unterstrichene Symbolbetonung den Wirklichkeitseindruck schwächen muß.
Es drängen aber auch die spezifisch-literarischen Motive dauernd aufeinander. In diesem Film wird jede Trauer immer wieder durch Freudenexzesse eingeleitet. Jubel auf der Südseeinsel, da sich das Schiff zeigt — und es trägt den Abgesandten, der das Mädchen zu heiligen begehrt. Wilde Tanzorgie auf jener anderen Insel, auf die sich das liebende Paar geflüchtet hat — und die Verfolger treffen ein. Diese Anbahnung aus Gegensätzlichkeit geht bald genug in das über, was man literarisch als „tragische Ironie" zu bezeichnen pflegt. Ein rettendes Schiff naht — aber die Liebenden haben das Geld, mit dem sie die Überfahrtskosten bezahlen könnten, hilflose Opfer von Ausbeutern, vertan. Der Jüngling ertaucht die Perle, die ihnen nun doch die Rettung sichern könnte, in dem Augenblick, da sich das Mädchen, um ihn zu retten, dem Verfolger ausliefert. Der Jüngling hat das Schiff, das sie entführt, schwimmend erreicht — das Seil, an dem er es hält, wird alsbald durchschnitten. In diesem Film ist tragische Ironie bis zum Übermaß verwendet.
Kommt das dem Film zugute oder schädigt es ihn?
Will man den Film, und das ist wohl notwendig, als ein Technik-Kunstwerk, das seine Gesetze in sich trägt und aus seiner zwiespältigen Wesensart folgerichtig zu eigenen Darstellungsmöglichkeiten strebt, bewerten, so kann man in solcher und so gehäufter Einbeziehung literarischer Motive schwerlich Ersprießliches erblicken. Wichtiger aber wird, scheint es, die Einwirkung auf die Zuschauer zu prüfen. Und da ist es offenbar: Der literarisch Gebildete wird sich beeinträchtigt fühlen. Er wird die Empfindung nicht los werden, Münze, die er frisch aus der Prägung kommen sah, durch viele Hände gegangen, man möchte sagen, fettig geworden, wiederzufinden. Ganz anders der Eindruck auf ein naives Publikum. Es gelangt schwerlich dazu, Film und Literatur scharf abzugrenzen. Es wird sich nicht bewußt, aus fremder Küche gespeist zu werden. Wohl aber fühlt es sich unbewußt, bereits vertrauten Vorstellungen zugeführt, es fühlt sich in dieser fremden Südseewelt dank vertrauter Schicksalsvergegenwärtigung heimisch. Es empfindet stärker, weil aus Altgewohntem heraus.
So entsteht für den Film immer wieder die Frage: an wen wende ich mich? Und immer wieder bleibt die unzweideutige Antwort aus. Die Klugen unter den Filmleuten, zu denen Murnau ohne allen Zweifel zählt, zucken die Achseln. Worauf wir angewiesen sind? Aufs Kompromiß. E. H.

Wort und Rolle

In einer Zeit der Verwahrungen des Autors gegen den Regisseur erscheint in Oskar Walzels Sammlung „Wortkunst" (Max Hueber Verlag, München) eine Arbeit von Paul Tack: „Überrollenmäßige Sprachgestaltung in der Tragödie". Da ist viel Gescheites, was zum Thema Drama und Wortkunst bisher geschrieben worden, zusammengetragen, und der Verfasser sagt auch selbst manches nicht Unebene, z. B.: „Der Film könnte die Bühne verdrängen, wenn das Publikum sich ausnahmelos nur zur Filmkunst gezogen fühlte. (Es wäre eine Konjunkturfrage!) Aber die Filmkunst kann nicht die Kunstgattung des sprachkünstlerischen Dramas in sich aufnehmen." (Der Zusatz des Autors, daß sich seine Ausführungen nur auf den stummen Film bezögen, sind überflüssig.)
Was sonst darin steht: daß das Wort im Drama eben nicht nur Substrat für eine Rolle wäre, vielmehr darüber hinaus noch andere Funktionen besäße, mehr musikalischer Natur, vorbereitender Art, als Träger tragischer Ironie usw. — das ist, wenn auch meist präzis ausgedrückt, nicht überwältigend neu. Und doch steht diese Arbeit ganz in der Zeit. In einer Zeit, da das Wort im Drama nur noch Bericht und nicht mehr Ausdruck ist, mußten dem Verfasser seine Entdeckungen wie Offenbarungen vorkommen. In einer Zeit, da die Regisseure so streichen, daß bestenfalls der Inhalt einer klassischen Dichtung durch sachliche Zusammenziehungen herauskommt, mußte der Verfasser glauben, er wirke mächtig aufklärend in die Zeit.
Den meisten Regisseuren von heute (sie lesen so etwas nur nicht) sagt Paul Tack gewiß viel neue Dinge. Man wünschte ihm eine größere Suggestivkraft des Worts, dann wäre er imstande, mit seiner Arbeit eine neue Richtung zu propagieren.
Eine verlorengegangene Richtung, bei der sich die Bühnen recht wohl befanden! L. W.

Tonfilmanleihe des Theaters

Carl Zuckmayers und Heinz Hilperts Dramatisierung des Hemingwayschen Romans „In einem anderen Land" hat trotz behutsamer Aufreihung der Schönheiten des Buchs und dem wunderbaren Lieben und Sterben der Dorsch als „Kat" nicht die starke Wirkung ausgeübt, die man bei aller Skepsis gegen Dramatisierungen epischer Werke erwartet hatte.
Den mit Recht in ihren Autor verliebten Bearbeitern ist ein seltsames Mißgeschick zugestoßen, das aber im Grunde genommen von ihrem richtigen Instinkt zeugt: ihre Dramatisierung ist eigentlich ein Tonfilm, betont den epischen Charakter des Buchs. Freilich: sowohl für ein Drama wie für einen Tonfilm gab es zuviel Text. Die Menschen Hemingways lieben es, ihre Gefühle hinter alltäglichen, gleichgültigen Worten zu verbergen. Dieser Reiz mußte im durchgehend dialogisierten Drama verlorengehen — in den Gesprächen war zuviel Alltag. Im Tonfilm aber wäre die Auswahl der beziehungsvollen Gespräche, als Glanzlichter aufgesetzt, bestrickend gewesen — der spezifische Charakter des Amerikaners Ernest Hemingway wäre ganz gewahrt geblieben. Ganz tonfilmisch (und gleichzeitig episch) verfuhren die Bearbeiter in der Behandlung der Requisiten, in der Art, wie sie die stummen Dinge beredt machten. Ein Bildschluß: die Heldin hat den Stock liegen lassen, den sie vorher ständig als Andenken an ihren gefallenen Verlobten trug. Das ist im Stück nach der zweiten Begegnung, die sie mit dem Geliebten hat. Ökonomische, verkürzende Filmdramaturgie (richtiger: Filmepurgie), die sinnfällig macht, daß nun ein neues Gefühl Kat ganz beherrscht. Ein anderer: die Liebenden wollen Abschied feiern, ehe er an die Front zurückkehren muß. Sie hat zur Liebesfeier noch ein schönes Nachtgewand mitgebracht. Als sie das Hotelzimmer verlassen, bleibt es unbenutzt liegen . . . das letzte helle Fleckchen, das sichtbar ist, ehe der Beleuchter das Licht einzieht. Das Glück der Liebenden wendet sich. Und der Schluß. Die Krankenschwester Kat ist im Kindbett verblutet; ehe er das Sterbezimmer verläßt, will er sich eine Zigarette anzünden und unterläßt es dann. So wird das Erlebnis noch eine Zeitlang sich vor die Gewohnheit drängen,

dann aber wird den Mann der Alltag wieder umfangen und das Leben wird weitergehn.
Drei starke Akzente, dem Tonfilm entliehen. Aber auf der Bühne fast Fremdkörper. Das Theater wird sich auf seine eigenen Gesetze wieder besinnen müssen, wenn anders es leben will. Lutz Weltmann

Die aufbegehrenden Häuser

Zu den wichtigsten Veränderungen im berliner Theaterleben gehört es, daß die meisten Theaterbesitzer in ihren eigenen Häusern wieder spielen müssen. Aus ist es mit den großen Zwischengewinnen aus der Verpachtung der Bühnenhäuser. Reinhardt muß das Große Schauspielhaus wieder selbst bespielen, statt von der sichersten deutschen Bank, genannt Charell-Revue, seine Beteiligung abzuheben, er muß froh sein, daß die „Gruppe junger Schauspieler" ihm das Berliner Theater abnimmt, und salzburger Regen enthebt ihn der Spielplansorgen für die Komödie — die obdachlos gewordene Freilicht-Inszenierung von „Was ihr wollt" wird dort (statt eines belanglosen Schwänkleins) Unterkunft finden. Bei den Rotters weiß man ja nie genau, wo sie nur Hausbesitzer oder wo sie die eigentlichen Herren sind, immerhin sieht die Verpachtung eines berühmten Hauses sehr nach Statthalterschaft aus. Die Bühnengenossenschaft endlich organisiert Kollektivs zur Bespielung leerstehender, schwer verpachtbarer Bühnenhäuser, und als Meinhard und Bernauer wieder als künstlerische Herren im Komödienhaus und im Theater in der Stresemannstraße fungieren wollten, ist der eiserne Vorhang vor Schreck über den Arbeitseifer seiner Besitzer nicht aufgegangen.
Ernsthaft gesprochen: was bedeutet das Aufbegehren der Häuser? Die Bretter, die die Welt bedeuten, scheinen verkünden zu wollen, daß es keinen Kapitalismus mehr geben soll als den durch eigene Arbeit legitimierten! Lutz Weltmann

Medizin mit Literaturillustrationen

Professor Dr. Erich Stern legt einen aufschlußreichen, auch in der Darstellung fesselnden psychologischen Versuch vor, „Anfänge des Alterns" (Leipzig 1931, Georg Thieme Verlag). Ein Versuch, der um so ergebnisreicher wird, als Erich Stern auch die Vorgänge im Unterbewußtsein für seine Darstellung nutzt. Dem Laien fällt auf, daß Stern die entscheidenden physischen wie psychischen Anfänge des Alterns bereits in das vierte Lebensjahrzehnt, also in die Jahre von 30 bis 40 verlegt. Sehr überzeugend bedient er sich, seinen Thesen Beweiskraft zu geben, fast ausschließlich literarischer Dokumente:
Der Mann in den Dreißigern beobachtet vor dem Spiegel die ersten Anzeichen des herannahenden Alters — Tolstoj „Anna Karenina".
Furcht vor dem Altern beschleunigt das Altern — Lichtenberg „Aphorismen".
Die alternde Frau verfällt der Eifersucht auf ihren Mann — André Maurois „Climats".
Der Alternde denkt an den Tod, die Jugend glaubt nicht mal an ihn — Jakob Wassermann.
Der Alternde greift zu kosmetischen Mitteln — Goethe, „Der Mann von 50 Jahren".
Der Knabe kann den Ablauf der Zeit nicht erwarten, der Mann fürchtet das Dahinschwinden der Zeit — Goethe „Hermann und Dorothea".
Gesteigerter Lebensrhythmus des Alternden — Thomas Mann „Tod in Venedig".
Das Leben, für die geplante Arbeit zu kurz — Gontscharow „Oblomow".
Die Furcht auch in den Genüssen des Lebens zu kurz zu kommen — Arthur Schnitzler „Traumnovelle".
Wo blieben die Jugendgespielen? — Gustav Frenssen.
Furcht vor der heranwachsenden Jugend — Papini.
Die Frau altert schneller als der Mann — Tolstoj „Anna Karenina".
Zusammenbruch der erträumten, innerlich längst als unwahr erkannten Welt — Dostojewski „Njetoschka Neswanowa".
Erotische Jugendillusionen — Balzac.
Enttäuschung der desillusionierten Frau — André Gide „Schule der Frauen".
Erinnerung wird zu brennendem Schmerz — Gontscharow.
Hebbels Tagebuchnotiz über die Lebensalter wird zum Abschlußzitat: „Das Leben in seinen verschiedenen Epochen ist eine Schatzkammer. Wir werden reich in jedem Gewölbe beschenkt; wie reich, das erkennen wir erst beim Eintritt in das nächste Gewölbe." E. H.

Frauenbildnisse unserer Zeit

Unter diesem Titel veranstaltete der Verein Berliner Künstler im Künstlerhaus eine Ausstellung. Eine Ausstellung, künstlerisch gewiß nicht unergiebig — mit Liebermanns Bild seiner Gattin und anderen Porträts, mit Spiro, Orlik und Fritz Rhein, mit Plastiken von Milli Steger und Fritz Klimsch —, aber das Interesse des Beschauers ist naturgemäß auf das Stoffliche gerichtet, wenn anders man die Seele der Frau als etwas Stoffliches bezeichnen darf.
Die Ausstellung bietet dem Psychologen mehr als dem Kulturhistoriker. Gewiß: aus der Haartracht und aus dem Schnitt des Kostüms, aus den Berufen der Dargestellten und aus ihrer Haltung ließe sich schon so etwas wie das Frauenideal um 1930 herauslesen.
Aber das Wesentliche geht den Psychologen an: die Suche nach der Seele.
Man findet sie gleich bei den Mütterbildnissen, deren Blick ist klar und offen: eben der mütterliche Blick; findet sie auch bei den Halbwüchsigen, deren Naivität ungebrochen ist, die nichts verbergen wollen.
Aber das ist das Gemeinsame dieser Galerie von Temperamenten und Frauentypen: der Wille, Gefühle zu verbergen. Der seelische Ausdruck liegt nicht im Auge. Das Auge ist meist leer wie in einer Maske. Was das Auge verbirgt, verrät aber der Mund. Viel Trotz und viel Aktivität ist da. Aber eine Aktivität, die mit seltsam keuscher, unromantischer Leidenschaft das erste Wort sagt: „Nimm mich!"
Der Maler ist der erste, der seinem Gegenüber das Geheimnis entreißt. Er sucht das Erlebnis eines Frauenlebens in seine Linien und Farben zu bannen. Zur Sachlichkeit gehört auch die Sinndeutung. Aber die Malerinnen und Bildhauerinnen sind, das nimmt man von dieser Ausstellung in der Erinnerung mit, an Objektivität ihren männlichen Kollegen überlegen.
Zweimal ist die Bergner gemalt. Einmal von Kanelba (in der Manier des frühen Kokoschka): da ist die Mischung von hilflosem Kind und von suggestiver Hexe getroffen. Während Orlik sie mit den Gefühlen jener Herren malt, die in die Girljahre gekommen sind — als Backfisch, der kein Wässerchen trüben kann.
Da ist die Büste der Photographin Rieß von Klimsch. Eine

Arbeit, als Plastik vollkommen. Aber nicht sehr ähnlich. Das Modell ist nur Vorwand für einen „Frauenkopf von heute". Daher sportlicher und unkomplizierter als die künstlerische Intelligenz dieser Frau. Wie anders die Büste der Helene Thimig von Milli Steger! Die Frau hat der Frau allerhand Teufeleien entrissen, die nur eine Frau bei der Geschlechtsgenossin erlauschen kann. Das Bild der Schauspielerin Thimig wird erst durch die Steger-Büste vollständig. Auch wenn die Bildhauerin nur Möglichkeiten und Wünsche, nicht Regungen und Taten der Dargestellten gestaltet hat.
Das Geheimnis der Kunst rührte an das, was die Frauen von heute im Leben zu verbergen pflegen. Mit dieser Empfindung scheidet man aus dieser Ausstellung. Lutz Weltmann

Wehrlose Tote – wehrlose Lebende

Jean Bertrand weist im „Homme libre" darauf hin, daß Flauberts Nichte und Erbin, Frau Franklin-Groult, die Untersuchung des Flaubertschen Nachlasses einem Dominikanerpater anvertraut habe, um mißliebige Schriften vernichten zu lassen, wie sie denn auch in den von ihr veröffentlichten Briefen vieles, was ihr und ihrem geistlichen Berater anstößig erschienen sei, unterdrückt habe. Die Toten sind wehrlos.
Nicht auch die Lebenden? Wird nicht unser aller Besitz, die wir geistige Erben Flauberts sind, durch solche Maßnahmen — die individuell durchaus berechtigt erscheinen und vielleicht in Gewissensnöten ihren Ursprung haben — geschmälert?
Man sieht, es steckt etwas anderes dahinter: die Sinnlosigkeit unseres Eigentumsbegriffs.
Man ist sich nie darüber genügend klar geworden, daß persönlicher Besitz am Besitz der Allgemeinheit, nicht nur der nationalen, sondern auch der internationalen, seine Grenze findet und daß diese Grenze durch die Gesetzgebung festgelegt und geschützt sein müßte. Wenn heute ein Sonderling einen echten Rembrandt entdeckt, kauft, vernichtet, so handelt er gesetzlich einwandfrei. Diese Gesetzlichkeit aber ist Irrsinn.
Die Toten sind wehrlos. Man ist davon überzeugt. Es steht diesem Axiom nur ein merkwürdiger Vers Verlaines entgegen, und der lautet: „Les morts que l'on fait saigner dans leur tombe — se vengent toujours." E. H.

Elende Kost – und weiter nichts

Das bekannte „Gesetz zur Bewahrung der Jugend vor Schund- und Schmutzschriften" vom 18. Dezember 1926 enthält, wohlweislich, keinerlei Begriffsbestimmung. Den Anträgen, die der Oberprüfstelle zur Entscheidung vorlagen, wurde seither nach der ständigen Rechtsprechung stattgegeben, wenn im Zusammenhang mit einer minderwertigen Darstellungsweise „die Erregung niederer Lüsternheit" zu befürchten war.
Man sieht: anstatt zu definieren, ließ man den Standpunkt gelten. Übrigens einen Standpunkt, so gut wie jeder andere — nur um kein Haar besser.
Auch der simple Leser sucht, was zu ihm paßt. Einzig Aufgabe der Erziehung sollte es sein, daß er sich nicht mit dem zufrieden gibt, was er findet.
Dies vorausgeschickt, gewinnt eine Umfrage bei Elf- und Zwölfjährigen, die C. Dantz unlängst publizierte („Der Abend" Nr. 388), gewisse Bedeutung. Es heißt da in einer Antwort: „Wir lesen Frank Allan, Courts-Mahler, Harald Harst, aber Schundbücher lesen wir nicht." Und weiter: „Alle Bücher, die nicht spannend sind, sind Schund."
Vermutlich würde der Durchschnitt der Erwachsenen kaum anders urteilen. Kritiklos und immer eßlustig schlingt man die elendeste Kost hinein. Und sehr zweifelhaft, ob heute, da der ökonomische Lebensraum denkbar beschränkt, da Zeit und alle Kraft zum einfachen Broterwerb gebraucht werden und — das Wichtigste! — der Wille, am Kulturgut der Nation teilzuhaben, schwindet — ob, sage ich, überhaupt noch eine Möglichkeit besteht, hier Remedur zu schaffen. Die guten Schriftsteller, berufen, den Geschmack zu bilden[1] und, den Kitsch als einen toten, dem Tagesbedürfnis widerlich angepaßten Stoff zurückdrängend, an seine Stelle das wahrhaft spannende, das beseelte Werk zu setzen, sind unbekannt. Vielleicht fehlen die Voraussetzungen im Volke? Oder hat es die Natur so eingerichtet, daß, mit Schopenhauer zu reden, nie mehr als ein Sechstel zur Diskussion steht und in die Reihen der wirklichen Leser aufrücken soll? J. E.

Aber das Inserat —!

In einer Auflage von fünf- und achttausend erscheint seit Juli des Jahres ein Organ des deutschen Buchhändlerverbandes „Der Buchhandel", das sich bereits in seiner zweiten Nummer der höchst anerkennenden Zuschrift einer „führenden Buchhandlung" erfreut. Darin heißt es: „Ich danke Ihnen verbindlichst für die Zusendung der Zeitschrift ‚Der Buchhandel'. — Selbstverständlich trete ich sofort Ihrem Verbande bei und möchte wünschen, daß jeder verantwortungsvolle Buchhändler sich darüber klar wird, daß Ihr Verband die Unterstützung des gesamten Sortiments verdient, da er für die Interessen der Sortimenter eintritt gegenüber den unsaubern Geschäftsmanieren mancher Verleger und vor allem gegenüber der vollkommen einseitigen Interessenpolitik des Börsenvereins in Sachsen und ähnlicher Vereine, die vorgeben für das Wohl des Sortimenters zu arbeiten." Also: Sauberkeit ist die Parole.
Aus den Annoncen:
„Flucht aus der Ehe",
„Liebeslexikon von A—Z",
„Erziehungsflagellantismus",
„Erotik der Völker",
„Schönheitsrezepte der römischen Kaiserinnen",
„Männer zu verkaufen",
„Eros Paradies und Hölle",
„Erotische Novellen",
„Die geheimen Sitten",
„Die Nonnen von Marienstern",
„Von höchsten Reizen",
„Die Erziehung der Jugend zur Erotik",
„Tagebuch einer Frühreifen",
„Tolle Nächte",
„Der intime Zirkel in Tetuan",
„Raubtiere und ihre Beute" (aus dem Sklavenleben verschl. Frauen),
„Der Sadismus in Einzeldarstellungen" (Massage-Institute und ihre Besitzer; Assistentinnen in den Massage-Instituten; die Besucher der Massage-Institute; Sadu-Prostitution und Mädchenhandel; Reportagen aus der berliner Sadu-Prostitution; Soziologie der Sadu-Prostitution; Sadismus und Jugendliche; berühmte Sadisten; Sadismus in der Literatur; Sadismus in der Kunst).
Aus der Zuschrift eines Schulrats: „Auch wir Pädagogen brauchen Ihre Unterstützung, damit unsere Schüler die weitere Anregung bei Ihnen finden." E. H.

[1] (cf. Deutschland um 1800 und Frankreich.)

Authentische Mitteilungen über Nietzsches Nachlaß

Von Dr. Dr. Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlicher Leiter des Nietzsche-Archivs

Zu Beginn dieses Jahres wurde auf Anregung von Frau Dr. Förster-Nietzsche für das Nietzsche-Archiv ein „wissenschaftlicher Ausschuß" gebildet. Sein Zweck soll die Vorbereitung und Herstellung der kritischen Nietzsche-Ausgabe sein, die dem Verlag C. H. Beck-München anvertraut werden wird. Mir selbst wurde der Vorsitz in diesem Ausschuß und gleichzeitig die wissenschaftliche Leitung des Archivs anvertraut. Mitglieder sind zur Zeit der Generaldirektor der Frankfurter Bibliotheken Prof. Dr. Richard Oehler, Dr. Oswald Spengler, sowie als Vertreter des Thüringer Ministeriums Ministerialrat Prof. Dr. Jesinghaus. Geschäftsführer und Archivar ist Major a. D. Max Oehler. Dieser Ausschuß ist erweiterungsfähig. Es ist vorgesehen, aus jedem Gegenstandsgebiet, auf das sich Nietzsches Arbeiten beziehen, Spezialisten zuzuziehen. Insbesondere also einen Altphilologen von Ruf, der die altphilologische Situation zur Zeit Nietzsches zu beurteilen vermag. Aber auch ein Entwicklungstheoretiker kommt in Betracht. Die deutsche Notgemeinschaft hat bereits eine auf etwa zwei Jahre berechnete Assistentenstelle für Bearbeitung der Philologika zugesagt.

Nietzsches Nachlaß liegt in einem feuerfesten Schrank in dem Empfangssaal, der von van de Velde ausgestattet, mit der vom Grafen Harry Keßler gestifteten Klingerschen Nietzsche-Büste geschmückt ist. Der Nachlaß besteht aus 17 Druckmanuskripten, 38 Mappen, 160 Heften, etwa 1500 Briefen. Dazu kommen noch die Kompositionen Nietzsches, sowie die Sachen aus der Jugendzeit. Rein äußerlich sieht er so aus: In verschiedenen Kästen, mit Aufschriften, zum Beispiel Kindheit I, sowie besonders gebündelt befinden sich Mappen und Hefte; in den ersteren steckt vor allem das lose Handschriftenmaterial. Da Nietzsche sich ständig Notizen zu machen pflegte und Mutter und Schwester bereits zu Nietzsches Kindheit bedacht waren, die Aufzeichnungen aufzuheben, ist die Fülle ungeheuer. Nietzsche notierte beim Wandern. Er hatte ferner frühzeitig die Gewohnheit, Hefte nicht nur von hinten nach vorn, sondern sie auch später weiter zu beschreiben. Die Bearbeitung und Entzifferung ist also recht schwierig. Dabei ist der äußere Zustand vortrefflich. Das alte solide Papier, Tinte und Blei haben im ganzen vorzüglich gehalten.

Meine erste Aufgabe war nun, den ganzen Nachlaß einmal genau durchzusehen. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den ich hatte, als Frau Dr. Förster-Nietzsche bei meinem Eintritt auf den auf Tischen, Stühlen, ja sogar dem Flügel in Stößen ausgebreiteten Nachlaß verwies. Ich beschäftigte mich nun zunächst monatelang mit der Durchsicht des ganzen Stoffes. Dabei wurden in Ergänzung früherer, bereits sehr sorgfältiger Arbeiten katalogisierende Notizen gemacht. Man könnte daran denken, diese Manuskripte Nietzsches, wie die von Leibniz zu verzetteln. Dazu wären jedoch viele Jahrzehnte nötig. Auch ist bereits bei Herstellung der 19bändigen Krönerschen Ausgabe, sowie der sogenannten Musarion-Ausgabe gute Vorarbeit geleistet worden. Diese Ausgaben hatten den Zweck, zunächst einmal der Öffentlichkeit Nietzsches Gedankenwelt in aller Breite zu übermitteln. Wie die Durchsicht der Handschriften zeigt, ist man dabei mit großer Gewissenhaftigkeit und Liebe vorgegangen. Fehler wurden durch Einstampfen der Druckexemplare und Neuherstellung wieder gut gemacht.

Die sogenannte „kritische Ausgabe" stellt die wissenschaftliche Kommission auch sachlich vor schwierige Aufgaben. Das Interesse der Öffentlichkeit gerade für den Menschen Nietzsche ist ständig im Wachsen. Man kann aber zu einem bestimmten Zeitpunkt nie sagen, was in dieser Hinsicht in einem späteren wichtig erscheinen könnte. Man denke nur an das Interesse der Kinderpsychologen, Psychoanalytiker usw. Andererseits ist es schon aus wirtschaftlichen Gründen unmöglich,

alles zu bringen: jede Hotelnotiz, jede Abschrift, Abrechnung. Es bleibt aber als Ziel, bei der kritischen Ausgabe alles zu bringen, was nach gegenwärtiger Beurteilung zur Erfassung des Menschen Nietzsche überhaupt wichtig werden könnte. In dieser Hinsicht hat man sich auch dem Verlag gegenüber verpflichtet.

Der biographische Gesichtspunkt soll also leiten. Um auch dem abwegigen Interesse entgegenzukommen, wird Nichtaufgenommenes verzeichnet werden, so daß die Einsicht jedenfalls im Archiv möglich sein wird. Vergleicht man nun den noch vorhandenen Stoff mit dem bisher veröffentlichten, so ergibt sich folgendes Urteil: Die Gedankenwelt Nietzsches ist bereits im wesentlichen ausgebreitet. Es gibt sachlich keine Überraschungen mehr. Da bisher nur ein kleiner Teil der philologischen Vorlesungen veröffentlicht war, so wird sich vielleicht die Auffassung noch mehr vertiefen, daß Nietzsches Gedankenwelt in erster Linie aus der Beschäftigung mit dem philologischen Stoff erwuchs. Dagegen wird meines Erachtens für die Beurteilung des Menschen Nietzsche, vor allem durch den reichen Stoff der Kinderzeit, neue Anregung geboten werden.

Schwierig ist auch die Frage, wie die kritische Ausgabe einzuteilen ist. Ein Nachlaß im Sinne des id quod super est liegt bei dem früh ausgeschiedenen Nietzsche nicht vor. Wir haben vor allem Motive, erste Niederschriften, Vorstudien usw. Geht man hier unter biographischen Gesichtspunkten und chronologisch vor, so ergeben sich interessante Einblicke in die Entwicklung der Gedanken, so zum Beispiel bei Herstellung der „Geburt der Tragödie", die seinerzeit Wagner zulieb ad hoc geändert wurde. Es empfiehlt sich daher, an Stelle der üblichen Einteilung in: Gedrucktes, Nachlaß, Briefe folgende treten zu lassen: etwa 2—3 Bände Jugendschriften, von frühester Kindheit an; sodann Vorarbeiten, Aufzeichnungen jeweils mit dem gedruckten Werk (dabei die Philologika), schließlich Briefe unter Abdruck der zum Verständnis nötigen Stellen aus der Korrespondenz. Bei den Kindersachen steht außerdem noch ein besonderes Buch „Das Kind Nietzsche" in Erwägung, in dem zum Beispiel die noch vorhandenen selbstverfaßten Spiele, die ganze Stimmung des Elternhauses in Erscheinung träte.

Obgleich frühzeitig aufgehoben und später unter Opfern Erreichbares aufgekauft wurde, tauchen immer noch Nachrichten über Manuskripte Nietzsches auf, deren Berücksichtigung für die kritische Ausgabe nötig wäre. Es müßte sich wenigstens erreichen lassen, daß der Ausschuß von ihrem Inhalt Kenntnis erlangte, denn an Ankauf ist zur Zeit nicht zu denken. Wir bitten also weiter um Meldungen.

Nach Ablauf der Schutzfrist für Nietzsches Werke bestehen die sicheren Einnahmen des Archivs aus — soeben wieder reduzierten — Beihilfen seitens des Reichs und des thüringischen Staats! Es ist eine wichtige Aufgabe, hier eine solide Grundlage zu schaffen. Die Nietzsche-Ausgabe wird auf etwa 50 Bände berechnet. Sie wird 15—20 Jahre dauern. Sie muß zeitig gefördert werden, weil jetzt noch die Möglichkeit besteht, die 85jährige Schwester über Einzelheiten besonders hinsichtlich der Datierung zu befragen. Aber auch die weitere Aufgabe des Archivs, lebendige Stätte für alle diejenigen zu sein, die sich durch Nietzsche beeinflußt fühlen, eine deutsche Heimat für den „guten Europäer", ist nur zu erfüllen, wenn sich die wirtschaftliche Situation erheblich bessern läßt. So wie es eben steht, müßten alle Arbeiten bald abgebrochen werden!

Ich werde nun im folgenden Sachen aus den Handschriften bringen, die nach unserer Feststellung gar nicht oder jedenfalls nicht in dieser Gedankenfassung veröffentlicht sind.

Zunächst eine Stelle, die sich in einem Schulheft von 1861/62 befindet (Kasten Jugendzeit V 1c S. 84). Sie ist die erste Notiz, die ich über „Tristan und Isolde" finde. Von der Notenanschaffung für die kleine literarische Schülervereinigung „Germania" im Wintervierteljahr (Januar—April) 1862 hat bereits die Schwester in „Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft" S. 1 berichtet. Die isolierte Stelle lautet:

„wenn Du über die lächeltest, die in solchem Formenwerk leben konnten und es als den Gipfelpunkt der Musik, als die einzig wahre Musik betrachten: auch über Dich und Deinen Verstand schütteln manche Leute die Köpfe, wenn Du wie niedergeschmettert von der Macht der Musik vor den leidenschaftlichen Wogen Tristan und Isoldes dastehst. Beides sowohl Albrechtsbergers[1] Contrafugen und Wagnersch. Liebesscenen ist Musik; beidem muß etwas gemeinsam sein, das Wesen der Musik. Das Gefühl ist gar kein Maßstab für Musik."

[1] Albrechtsberger, Komponist 1736—1809.

Ferner eine Stelle aus demselben Heft (S. 169), worin zuerst das Wort „übermenschlich" gebraucht wird.

„Nichts ist törichter als übermenschlicher Hochmuth und schon die Alten erkannten, daß Gott die Stolzen straft und die Demüthigen erhöht." (Es folgen bekannte Beispiele aus der antiken Geschichte.)

Es paßt hierzu die Einleitung eines etwa aus derselben Zeit stammenden Schulaufsatzes über das Thema „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht". (K. II. 17):

„Da, wo die Alpen ihre schneebedeckten Gipfel in die Wolken heben, wohnen die Schweizer, ein Volksstamm, der sich durch viele vorzügliche Eigenschaften auszeichnet. Ihre treue Anhänglichkeit zu ihren Fürsten, ihre Vaterlandsliebe sind weit und breit berühmt, und die großartige Umgebung hat deutliche Spuren in ihren Charakter eingeprägt. Aber ihre Kühnheit und Muth gehen oft in Verwegenheit über, die sich besonders bei der so gefahrvollen Gemsjagd zeigt. Um so größer die Gefahr, um so größer wird die Lust, und so finden wir, daß viele Gemsjäger ein trauriges Ende in ihrer Lieblingsbeschäftigung finden. Wenn man den geringen Nutzen einer Gemsjagd mit der unendlichen Gefahr vergleicht, so muß man dieses Geschäft nur eine Vermessenheit gegen natürliche Gesetze nennen, die auch gewöhnlich ihre Strafe nach sich zieht. Zum Belege diene folgende Erzählung." ....

und der Schlußsatz:

„Als die dunkeln Wolken verschwanden und die Sonne wieder die thränenbenetzte Erde beleuchtete, schaute sie auf die zwei Leichen nieder, die Opfer menschlicher Vermessenheit." —

Man halte dazu, was der Nietzsche der „Genealogie der Moral", der Nietzsche von 1887, sagt:

„gerade die umgekehrten Dinge, als die sind, welche wir heute verehren, haben die längste Zeit das Gewissen auf ihrer Seite und Gott zu ihrem Wächter gehabt. Hybris ist heute unsre ganze Stellung zur Natur, unsre Natur-Vergewaltigung mit Hülfe der Maschinen und der so unbedenklichen Techniker- und Ingenieur-Erfindsamkeit; Hybris ist unsre Stellung zu Gott, will sagen zu irgend einer angeblichen Zweck- und Sittlichkeits-Spinne hinter dem großen Fangnetz-Gewebe der Ursächlichkeit — wir dürfen wie Karl der Kühne im Kampfe mit Ludwig dem Elften sagen „je combats l'universelle araignée" —; Hybris ist unsre Stellung zu uns, — denn wir experimentiren mit uns, wie wir es uns mit keinem Thiere erlauben würden, und schlitzen uns vergnügt und neugierig die Seele bei lebendigem Leibe auf: was liegt uns noch am Heil' der Seele!" (Musarion-Ausgabe, Bd. 15, S. 390.)

Auf einem Zettel (V. 11. 1861) notiert er sich unter einigen Worten aus der Edda „Überhimmel".

Mir ist ferner aus der späteren Zeit eine Stelle bekannt, auf der Nietzsche sich Wörter mit „über" zusammenstellt und den gemeinsamen Sinn dieser Partikel kurz kommentiert.

Es folgen nun einige Proben von Gedichten aus der Jugendzeit:

Zum Geburtstag (der Mutter)

Und trennen uns auch Thal und Hügel,
Und hält mich des Gesetzes Zwang,
Den Geist doch hemmen keine Zügel,
Er schwingt sich auf der Liebe Flügel
Zu dir in ungestümem Drang.

Die Seele hebt in ernster Feier
Sich betend heut zu Gott empor.
Und Beten macht die Seele freier
Ob auch in düstrer Zukunft Schleier
Sich ahnungsvoll der Blick verlor.

Gott wolle segnend dich begleiten
Und hilfreich mächtig dich umstehn,
Er schütze dich in Noth und Leiden,
Er wahre dich in schweren Zeiten
Und laß dich seine Gnade sehn.

Was soll ich weiter noch erflehen?
Gott halte uns in Lieb' vereint.
Denn wo der Liebe Banner wehen,
Da kann kein Gegner widerstehen,
Da flieht beschämt der stärkste Feind.

Du hast seit meinen frühsten Zeiten
Mit treuer Liebe mich gepflegt,
Und mich in Freuden, mich in Leiden,
Ob Thal und Hügel uns auch scheiden,
Als liebste Mutter stets gehegt.

O Gott im Himmel, hör' in Gnaden
Mein innig heißes Flehen an,
Erfülle, Vater, was wir baten,
Und gieb, daß einst ich auch mit Thaten
Der besten Mutter danken kann.[1]

2. 2. 62.

Tageslauf in Pforta[2]

Aufstehen im Winter um 6 Uhr, im Sommer um 5 Uhr. Auch kann im Winter früher aufgestanden werden, denn es wird seit 3 Uhr geheizt. Dann wird in der Waschstube gewaschen, dann wird sich zur Schule angekleidet, dann geht es im Betsaal zur Andacht, dann geht jeder auf seine Stube und frühstückt Milch, so viel er will und eine Semmel in Form der Leipziger Semmeln. Um 7 Uhr geht es in die Klasse bis 12 Uhr, wo es aber zwischen jeder Stunde eine Freiviertelstunde giebt. Dann wird gegessen, dann von $^1/_2$1 bis 2 Uhr im Schulgarten oder Kreuzgang, dann wieder Lexion bis 4 Uhr. Um 4 Uhr Vesper und Stunde beim Obergesellen, bis 7 Arbeitsstunde, dann Abendbrod. Von 7 bis 8 nach dem Essen noch frei, von 8—9 Urlaubsstunde, $^3/_4$9 Abendandacht und nach 9 Uhr zu Bett.

*

Was ich einst hab' im vorigen Jahr
In dunkler Ahnung ausgesprochen,
Dies ist nun wirklich worden wahr,
Und nicht hat mich ein Traum betrogen.

[1] Die beiden letzten Verse in der Biographie I. S. 172.
[2] Aus einem Notizbuch auf Schieferblättern. K. II. 4.

Wohl wurde ich zum letzten Mal
Durch dieses Fest zu Haus beglücket.
Jetzt bin ich in ein fernes Thal
Auf Traumesfittigen entrücket.

Die Zukunft schwebte vor mir lieblich mild,
Nach Pforta, nur nach Pforta ging mein Sehnen,
Das Thal erschien mir wie ein Zauberbild.
Ein Paradies zu finden mocht ich wähnen,

Wenn ich sie sah, die strombenetzten Auen,
Umschlossen von den waldumkränzten Höhen,
So meint ich hier mein einstig Ziel zu schauen,
Und wünschte hier mein Glück zu sehen.

(K. I. 9a) ein kleines selbstgeklebtes Heft, offenbar frühe Kinderzeit

Dort auf jener Felsenspitze
Dort da ist mein Lieblingssitz. —
Was du machest gar noch Witze
Hast ja in den Kleidern Schlitze
Wie erhaben ist das Schauspiel
Oder leichte Federkiel
Schäme dich
Wer putzet sich
So unreinlich dachte ich dich
Sicherlich
Und das Pferd mit seinem Hufe
Zieht dort jene Schlittenkuffe.
Aus den goldenen Pokal
Soff beim lauten Trommelhall
Löwe, Spinne und Schakal.
Seht die Ziege dort im Bette
Seht die kleine hübsche nette
Füchsin mit des Fuchses Blicken
Such ich dich an mich zu drücken
Wer ist doch der hübscheste
Der dort in der bunten Weste
Oder diese Kellerschabe
Komm mein lieber guter Rabe
Singe mir dein Krächzen
Einstimmt gleich das ganze Kohr.
Gips und Molche und auch Kiefer
Nebst gar vielem Ungeziefer
Stimmen jetzt gar blekend ein
bei des Mondes bleichen Schein
Leckt dort jene Spinnewebe
Süßen Saft aus saurer Rebe
Ziegen dreschen sicherlich
Graues Mehl für mich und dich
Und dort jene Gans im Neste
Spricht doch deutsch auf's allerbeste
Doch die Berge neigen sich
Eine Bescherung ich nun krieg
Mäuse nimt den grosen
Schlägt mich damit mausetodt
Seht da wach ich auf
Springe aus dem Bette nauf.

(K. I. 9a)

Phantasie 1

Weiter immer weiter
Habe feine Kleider
O du schöne Leiter
Welch Gespenst ich dort erblicke
Mit dem Kopfe thut er nicke
An dem Schwanze hängen Mäuse
Katze Kinder und auch Streuse
Sagt mir du Ameislein
Was habet ihr da vur Wein
Es ist das Fett von einem Schwein
O seht dort jenen Harleki
Um die hübschen Beine
Thue ich sehr weine
Seht das goldne Faß
Ach, es ist wohl naß
Will hinunter springen
Will mich nicht sehr zwingen
Plump, da lag ich unten
Hab mich noch geschunden
Wo bin ich denn
Ich will es nenn
Ich liege unterm Bette
Zerbrochen ist die Kette.

In diesem Stil ist noch mehr Material vorhanden.

(Die Mitteilungen werden fortgesetzt.)

Zwischen Wittenberg und Rom[1]

Von Gerhard Jacobi (Berlin)

In diesem langen Buch legt Willy Hellpach eine Art persönlichen Glaubensbekenntnisses vor. Nicht nur, daß persönliche Erlebnisse berichtet werden — es ist ein durchaus subjektives Buch. In fünf Teilen gibt der Verfasser seine Anschauungen über Gott und Welt, über Fleisch und Sünde, über Du und Ich, über Dienst und Feier, über Tod und Jenseits. Und weil es ein persönliches Buch ist, muß die Besprechung auch von der Persönlichkeit des Verfassers ausgehn.

Willy Hellpach ist Arzt, Sozialhygieniker, Pädagoge, Professor, Politiker, Minister, Staatspräsident zum Teil gewesen, zum Teil noch. Dieser Lebenslauf ist nicht Zufall: Hellpach hat einen universellen Zug. So werden denn in seinem Bekenntnisbuch ungefähr alle Gebiete gestreift, die es gibt: Medi-

[1] Willy Hellpach: „Zwischen Wittenberg und Rom". Eine Pantheodizee zur Revision der Reformation. S. Fischer Verlag, Berlin 1931 (540 Seiten).

zin und Naturwissenschaft, Psychologie und Physiologie, Geschichte und Literatur, Kunst und Technik, Erziehungsfragen und soziale Fragen, geistliche Gesänge und praktische Kirchenfragen. Aber die besten Partien sind doch die, in denen Hellpach Fachmann ist: was er über das Verhältnis der Geschlechter, über Eros und Sexualfragen schreibt, ist gut und sachlich durchgearbeitet. In diesem Teil ist charakteristischerweise auch die Sprache flüssig. In den theologischen Teilen gehorcht ihm die Sprache nicht. Leidenschaftliche Ausbrüche, zum Beispiel gegen Calvin, wirken hier nicht als echte Leidenschaft, sondern als ungerecht, aus sonderbarer Verärgerung heraus entstanden.

Es ist immer anregend, mit universellen Geistern zusammen zu sein. Sie sprühen von interessanten Bemerkungen. Deren gibt es denn auch in dem Buch eine Fülle: „Das ist das Kennzeichen alles lebendigen Geheimnisses, daß es an der Grenze von Vertrautem und Unbekanntem vibriert" (S. 88). „Auch Geist ist eben an und für sich etwas durchaus nur Triebhaftes, ist ein spezifischer Trieb der zoologischen Art homo" (S. 226). „Der Geist ist an sich um kein Haar besser, vollkommener, gottähnlicher als das Fleisch. Er ist ebenso sündenbereit und sündenfällig, und etwa der modische Jammer über die Entgeistung der Zeit durch die sportliche Überwertung des Fleisches ist ganz und gar unchristlich" (S. 228).

Aber so beglückend die Universalität ist, sie ist eine Verführerin. Gar zu gern verführt sie dazu, das Wort zu Gebieten zu nehmen, die man doch nicht wirklich beherrscht. Hier dürfte die Tragik des Buchs liegen. Es wirkt flächenhaft. Selbst bei der Betrachtung der Gegenwart kommt es zu Urteilen, die man als völlig flach gesehen empfindet: Hellpach behauptet (S. 133) „Die Generation der heute 25—45jährigen fällt völlig aus, sie ist entnervt, zerfressen und geht stumm ihrem Alltagswerk nach", sie führe nirgends, nur was zwischen 1865 und 1880 geboren „stehe an einer wirklichen Spitze". Merkwürdigerweise gibt Hellpach selber zu, daß Adolf Hitler und Arthur Mahraun zu den Ausnahmen gehören. Man könnte mühelos Brüning, den 1886 gebornen, anführen — aber eine solche Betrachtung ist an sich unmöglich: bedeutet „führen", „an der Spitze stehen" nur Parteien, Ministerien, Gesandtschaften führen? Führen auf philosophischem Gebiet Leute wie Heidegger etwa nicht? Auf theologischem gehören die heutigen Führer sämtlich zu der nach Hellpach „ausfallenden, entnervten" Generation: Barth, Thurneysen, Brunner, Althaus, Gogarten. Mühelos ließen sich sämtliche Gebiete von Kunst und Wissenschaft abgrasen (Musik!), und überall wird man Leute als Führer finden, die nach 1880 geboren sind. — Aber „Zwischen Wittenberg und Rom" packt ja an erster Stelle das theologische Gebiet an. Und da merkt man auf Schritt und Tritt: der Verfasser beherrscht die Dinge, die heute in Theologie und Kirche geschehen, nicht wirklich. Er mag sie nicht beherrschen können — aber dann das Wort dazu nehmen? Es wird in solchem Fall immer dazu kommen, daß mit großem Pathos Dinge gesagt und als neu hingestellt werden, die den Sachkennern längst selbstverständlich sind. So zum Beispiel S. 107: Gott hat die Welt nicht einmal erschaffen, „sondern Gott ist selber ununterbrochen schöpferisch wirksam". Gibt es noch einen Theologen, der nicht so spräche? Oder: „Man soll mit Gott nicht umgehen wie mit seinesgleichen." Gerade das ist im letzten Jahrzehnt theologisch auf das ernsthafteste herausgearbeitet worden. Willy Hellpach kennt auch die Kirche nur von außen her, vielleicht erfaßt er die Kirche der Nachkriegszeit gar nicht. Er setzt sich bezeichnenderweise ausführlich mit der Glaubenslehre eines Theologen auseinander, der theologisch heute nichts mehr bedeutet. Nirgends findet man eine Spur, daß Hellpach das schwere Fragen und Ringen der Kirche ernst nimmt, das in den Arbeiten von Barth, Brunner, Gogarten, Rudolf Otto, Tillich, Heim seinen literarischen Niederschlag gefunden hat. Hellpach sagt einmal: „Die kirchliche Theologie sucht nicht den lebendigen Gott." Wer das sagen kann, der kennt die heutige Theologie und die heutige Kirche überhaupt nicht. Aber dann darf man auch — um der Sachlichkeit willen — kein Buch „zur Revision der Reformation" schreiben. Dieses Unterfangen ist zu kühn. Die Reformation revidieren — das könnte wesentlich nur ein Mann vom Format Luthers, ein Mann, dem Prophetisches geschenkt ist. Und der wiederum würde niemals sagen, er wolle revidieren. Sondern die Revision käme von selbst — durch das, was er, der prophetische Mensch, zu sagen hat.

Nun ist aber in keiner Weise anzunehmen, daß das Hellpachsche Buch die Reformation revidiert. Zunächst rein menschlich betrachtet darum, weil es theologisch ein durch und durch unmodernes Buch ist. Gerade wer Hellpachs Arbeiten auf sozialem und ethischem Gebiet hoch schätzt, wird sich wundern, daß er eine solche Theologie, wie sie noch im Anfang des 20. Jahrhunderts vielleicht möglich war, als neu hinstellen kann. Was will Hellpach? Kurz gesagt: er will das Christentum pantheistisch umformen. Zwar soll es kein absoluter Pantheismus sein. „Der Prozeß zwischen Monotheismus und Pantheismus ist überreif zum Vergleich auf einer höheren Ebene. Es gibt keinen lebendigen Gott, an den nicht auch der strengste Theist zu mancher Stunde nur unterm Bilde der Weltgliedschaft denken könnte, und es gibt kein Persönliches in der Welt, das nicht auch jeder echte Pantheist als ein wesentliches Element Gottes zu denken genötigt wäre." (S. 93/94.) Aber faktisch ist es Pantheismus und nichts anderes: „Das All ist Gott", die Dreieinigkeit soll „All-Einigkeit" werden. Spinoza ist Hellpachs geistiger Vater! „Die Welt ist Gottes Glied, ein Glied, das für uns allein erkennbare, ergreifbare Glied des unendlichen und vollkommenen Wesens." Wer fragt da nicht sofort: Und die Unvollkommenheit dieser Welt?

Grundsätzlich ist zu sagen: Hellpach fragt im Grunde nicht: Wer ist Gott? sondern: Wie schaffen wir eine Religion „für schlichte Gemüter"? Immer wieder ist der Mensch der Ausgangspunkt, was der Mensch heute braucht, was er vertragen kann und was nicht usw. „Wir ertragen den Gott nicht, der nichts als blinden Gehorsam verlangt" (S. 152). Wir — ja wir! Aber wenn Gott nun der ist, der blinden Gehorsam verlangt? Was verfängt dann das „wir"? Ein andermal fragt Hellpach: „Was hat es für einen Sinn, sich mit ihm (mit Gott als ‚dem ganz anderen') zu befassen, da er unbeeinflußbar und unverständlich ist?" Aber wenn Gott nun unbeeinflußbar und unverständlich ist? Auch einem unverständlichen Gott hat der Mensch sich zu beugen, sofern er nicht aus Gott einen Götzen machen will. Tersteegen sagt ein gutes Wort: „Ein begriffener Gott ist kein Gott." — An anderer Stelle sagt Hellpach: „Viele Menschen unserer Tage mögen von Sünde so wenig hören wie von Gnade." Selbst wenn es so wäre und durch Menschentorheit so geworden ist, sagt das etwas gegen die Sache, die mit Sünde zum Ausdruck gebracht ist? — Die Sündenlehre des Paulus und Luther sei „tiefe Wahrheit", „aber eine Wahrheit, die nur das Alter erträgt". (S. 164.) Darum soll sie nach Hellpach dem jungen Menschen vorenthalten werden. Dürfen Wahrheiten, tiefe, letzte Einsichten in das Wesen des Menschen unterdrückt werden, weil Menschen sie nicht ertragen können? Es ist das Wesen der Wahrheit, daß der Mensch sich ihr zu beugen hat. — Jedenfalls: immer geht Hellpach von dem Menschen, von den Möglichkeiten, Fähigkeiten, Bedürfnissen, Gefühlen des Menschen aus — statt zu fragen: was ist wahr? Hellpach bedrängt letztlich nicht die Frage nach Gott, sondern ihn bewegt die Frage nach einer brauchbaren Religion für „die einfache Menschennatur". (Gibt es diese überhaupt? Wo wäre ein Mensch, der nicht im Kern gebrochen, zerrissen, aufs Höchste kompliziert sei?) Die Bedürfnisse des Menschen als Ausgangspunkt für eine theologische Besinnung nehmen, schafft im Bestfall eine religiöse Anregung für ein paar Stunden, aber stellt den Menschen niemals vor die Frage seiner Existenz, niemals vor eine Entscheidung, niemals wahrhaft vor Gott. Die Frage, die dem Menschen im Grunde brennt, dem Menschen aller Zeiten und Kulturen, ist die eine: Wer ist Gott und was will Gott? Wer darauf irgendwie Antwort zu geben hat, wird gehört werden.

Im übrigen dürfte selbst unsere Zeit, der Mensch des Heute, von Hellpach nicht real gesehen sein, weil ihm die geistesgeschichtliche Linie der Jahre 1900 bis 1910 am meisten liegt. Dem heutigen Menschen ist wieder Sinn für Monumentalität geschenkt, für das Objektive, Sachliche, Steile, Gerade; nach oben gehende Linien sucht er. Nur dort wird er aufhorchen, wo er ein Wort zu hören bekommt, das steil empor weist. Die pantheistische Linie bleibt in der Fläche, in der Breite. Ihr fehlt jede religiöse Dynamik. Nicht einmal die Irrationalität Gottes kommt dort zu ihrem Recht, geschweige denn die Heiligkeit Gottes. Dafür ist das Buch ein erschütternder Beweis.

Hellpach wendet sich prinzipiell gegen alles Anthropomorphe Gottes, hierin völlig in der Linie reformatorischer und moderner Theologie stehend. Aber befremdenderweise nennt er die Anrede „Vater

unser" anthropomorph, übersieht dabei völlig, daß dieser Vater eben nicht ein menschlicher Vater ist, sondern der Vater im Himmel. Gleich darauf nennt Hellpach die Hyazinthe als Gleichnis für Göttliches. Sollte das „anthropomorphe" Vaterunser nicht tausendmal besser sein als die floramorphe Hyazinthe? Und hat es Sinn, den Anfang des Johannes-Evangeliums — das Wort ward Fleisch — umzuändern in „die Vernunft wurde Liebe"?! Ändert Faust, so ist es eben Faust! Was vor zwei Jahrtausenden aus unmittelbarer Christusschau als tiefstes Geheimnis kundgetan wurde, lassen wir besser an seinem Platze.

Nach all dem bedeutet das Buch keinen wirklichen Angriff gegen die evangelische Kirche. Oder sollen solche Kleinigkeiten als Angriff bezeichnet werden, wenn Hellpach seitenlang und sehr erregt und immer wieder die Öffnung der Kirchentüren fordert? Natürlich wäre es gut, wenn die Türen der evangelischen Kirchen tagsüber geöffnet würden. Aber meint jemand im Ernst, damit würde irgend etwas sachlich anders und irgend etwas im Kern gewonnen? Ist dadurch Reformation geworden, daß die Heiligenbilder verschwanden? Eine Revision der Reformation erfolgt, wenn die Menschen von neuem durch gewaltig zwingende Weise, durch unerhörten Glauben an menschlich Unmögliches, durch prophetische Sicht vor den gestellt werden, der der Sinn des Lebens ist.

Und trotzdem! Trotz alledem ist das Buch zu begrüßen. Der Nichttheologe kann sehen, wie ein Mann, der „im praktischen Leben steht", sich mit religiösen und kirchlichen Fragen beschäftigt, und wird merken, daß diese Beschäftigung sich verlohnt. Der Theologe wird sich manche kritische Einzelheit gern sagen lassen und wird desto schärfer die Substanz herausarbeiten, um die es in dieser Sache geht. Hellpach sagt einmal: „Kein Weg zu Gott läßt sich vorschreiben." Dem wird der Theologe aus ganzem Herzen zustimmen, aber er wird hinzufügen: Auf diesen Weg des Menschen zu Gott kommt gar nicht so viel an. Aber alles, schlechthin alles kommt an auf den Weg Gottes zum Menschen. Auf diesen Weg hat Wittenberg in prophetischer Gewalt wieder neu hingewiesen. Nur in dieser Linie wird eine Revision der Reformation erfolgen.

Ramón Perez de Ayala

Von Ernst Robert Curtius (Bonn)

Zu den Problemen, die heute mit großem geistigen Aufwand in Deutschland erörtert werden, gehört bekanntlich die Frage nach dem Wesen der Bildung. Ohne den Ergebnissen dieser Diskussionen vorzugreifen, kann man, wie ich glaube, sich auch heute noch an Goethes Merkspruch halten:

> Wer nicht von dreitausend Jahren
> Sich weiß Rechenschaft zu geben,
> Bleib im Dunkel unerfahren,
> Mag von Tag zu Tage leben.

Ja, gebildet wäre man wohl dann, wenn man von der Bewegung des Menschengeistes in den letzten dreitausend Jahren ein annähernd klares Bild hätte, wenn man für jedes dieser dreißig Jahrhunderte eine knappe Charakterformel besäße. Aber wie soll man dieses Meer der Geschichte ausschöpfen und auf Flaschen ziehen? Soviel mir bekannt ist, gibt es nur ein einziges Buch, das diesen Versuch unternimmt; es ist das durch Geist, durch Anschauungsfülle und stupende Gelehrsamkeit ganz außergewöhnliche Werk des basler Philosophen Karl Joël: Wandlungen der Weltanschauung (1928). Der erste Band liegt abgeschlossen vor und gibt nun wirklich die Physiognomik von 26 Jahrhunderten, angefangen mit dem 8. vorchristlichen und endend mit dem 18. Jahrhundert, der Aufklärung. Aber wie wäre das 19. Jahrhundert zu charakterisieren? Wir stehen ihm noch zu nahe, um es auf einen Nenner bringen zu können. Es würde sich selber gewiß gern als das Jahrhundert des Fortschritts bezeichnet haben, aber der heutige Betrachter wird ihm diesen Ehrentitel nicht ohne Bedenken bestätigen. Immerhin ist die Fortschrittsidee ein Schlagwort, vielleicht das populärste, des „stupide dix-neuvième siècle" gewesen.

Heute erleben wir die Entstehung und Einbürgerung eines neuen Schlagwortes, das ebenso elastisch, ebenso bequem, ebenso inhaltsarm ist: ich meine das Wort Krise. Eine täglich anschwellende Flut von Krisenliteratur überschwemmt die

deutsche und nicht nur die deutsche Leserschaft. Da ist es vielleicht nicht unangebracht, sich daran zu erinnern, daß der Begriff der Krise als einer geschichtlichen Existenzform und einer Epochencharakteristik selbst aus den Anfängen des 19. Jahrhunderts stammt. Bekanntlich ist es Saint-Simon gewesen, der die Weltgeschichte nach dem Rhythmus der kritischen und der organischen Zeitalter zu gliedern unternahm. Es könnte sein, daß vieles, wenn nicht das meiste von dem, was das 19. Jahrhundert als Fortschritt brachte, heutiger Betrachtung sich in Krisenphänomen auflöste.

Mindestens eins der europäischen Länder, das in diesen Tagen die Weltöffentlichkeit beschäftigt,



Ramón Perez de Ayala
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

kann von sich sagen, daß es sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in einer Säkularkrise befindet: Spanien. Von Trafalgar und dem Abfall der spanischen Kolonien bis 1898, dem Unheilsjahr von Kuba, ist die spanische Geschichte eine ununterbrochene Folge offener und latenter Krisen gewesen. Das Diktaturregiment nach dem Kriege und die Revolution von 1931 setzen diese Krise nur fort, ohne daß bisher der Ausblick auf eine organische Zukunft deutlich geworden wäre. Aber geschichtliche Krisen haben immer ein doppeltes Gesicht. Auf der einen Seite zeigen sie die Symptome des Verfalls, der Anarchie, der lebenbedrohenden Erkrankung, auf der anderen Seite bedeuten sie ein Neuwerden und einen Geburtsvorgang. Diese zweite positive Seite der Krisenlage hat sich in Spanien im Verlauf des letzten Menschenalters, wie man weiß, immer deutlicher abgezeichnet. Seit dem Tiefstand des Jahrhundertendes hat eine nationale Erneuerungsbewegung eingesetzt, die zunächst auf geistigem Gebiet reiche Früchte getragen und sich in allerjüngster Zeit in die Sphäre des politischen Daseins übertragen hat. Schon seit dem Ende des Weltkrieges und nicht erst seit dem 14. April 1931 hat Spanien in steigendem Maß das Interesse unserer Kulturwelt auf sich gelenkt. Wir Deutsche sind durch die Einbürgerung zweier so origineller Denker wie Unamuno und Ortega, ebenso aber auch durch die Hinweise des Grafen Keyserling sichtlich in einem Prozeß der Annäherung an den spanischen Geist begriffen und wir hören schon Schlagworte wie die von einer Hochkonjunktur des geistigen Spanien oder von einer „iberischen Welle".

Es ist begreiflich, daß wir vom spanischen Geistesleben der Gegenwart zunächst die philosophische und soziologische Kulturproblematik aufgenommen haben, wie das unserer Veranlagung entspricht. Wollen wir aber die neuen Lebensimpulse Spaniens wirklich verstehen, dann müssen wir auch seine Kunst und Dichtung kennen lernen und mit offener Sympathie würdigen.

Hier stehen wir erst in den Anfängen. Vom spanischen Roman, von der spanischen Lyrik und Dramatik der Gegenwart ist bisher über enge Fachkreise fast nichts hinausgedrungen, und doch liegen hier unbekannte Schätze. Darum mag es angezeigt sein, die deutsche Lesewelt auf das Werk eines Mannes hinzuweisen, der seit 25 Jahren als Dichter, als Kritiker, als Romancier eine umfangreiche, durch Kraft- und Blutfülle, durch großartige Originalität und komplexe Geistigkeit ausgezeichnete Produktion entfaltet hat. Ich spreche von Ramón Perez de Ayala, den die jüngsten politischen Ereignisse auf den Posten des spanischen Botschafters in London gestellt haben.

Von den 19 Bänden seiner Gesammelten Werke (Editorial Pueyo, S. L., Madrid) ist bisher nur eines ins Deutsche übersetzt und, soviel ich sehe,

sofort nach Erscheinen vergessen worden. Es ist der Roman „A. M. D. G." (Berlin 1912). Das Original erschien 1910. Allerdings nimmt dieser Roman in dem Gesamtwerk von Ayala eine besonders wichtige Stelle ein, denn er ist zwar nicht nach dem Zeitpunkt des Erscheinens, wohl aber in sachlichem Zusammenhang der erste einer Vierzahl von autobiographischen Romanen, zu denen noch „Tinieblas en las Cumbres" (1907), „La Pata de la Raposa" (1912) und „Troteras y Danzaderas" (1913) gehören. Ayala hat zwar diese Tetralogie nicht ausdrücklich als solche zusammengefaßt, tatsächlich jedoch bildet sie eine Einheit, die sich von seinen späteren Werken scharf abgrenzt und gleichsam ihr wohlfundiertes geräumiges Sockelgeschoß darstellt. Als weitere Gruppen im Gesamtwerk zeichnen sich ab drei Gedichtbände „La Paz del Sendero" (1904), „El Sendero innumerable" (1916), „El Sendero andante" (1919); vier Essaybände: „Herman, Encadenado" (1917), „Las Mascaras", I und II (1917 ff.), „Politica y Toros" (1918), endlich eine Reihe großer Romane, die man im Gegensatz zu der autobiographischen Gruppe als objektive Epik bezeichnen kann: „Belarmino y Apolonio" (1920), „Luna de Miel, Luna de Hiel" (1924), „Los Trabajos de Urbano y Simona" (1924), „Tigre Juan" (1928), „El Curandero de su Honra" (1930). Schließlich runden einige Novellensammlungen den imposanten Bau von Ayalas Werk ab. Am wichtigsten sind „Prometeo" (1916) und „El Ombligo del Mundo" (1924).

„A. M. D. G.", das heißt: Ad majorem Dei gloriam, führt den Untertitel: Das Leben in einem Jesuitenkolleg. Es gibt die Kindheitsgeschichte des Alberto Díaz de Guzman — so nennt Ayala die literarisch stilisierte Spiegelung seiner selbst. Der Roman führt die Geschichte des Helden bis an die Schwelle der Jugend- und Studienjahre. Es ist die Leidensgeschichte eines reich begabten Knaben, dessen sensible Entwicklungsjahre dem abtötenden Mechanismus des Jesuiteninternats ausgeliefert sind. Ein Schülerroman also, wenn man will, nur daß an Stelle der im entsprechenden deutschen Werk befeindeten Oberlehrertyrannei die unheimliche Anonymität einer Institution tritt, die ihre Wurzeln in den Tiefen spanischer Geschichte hat und zugleich einem auf höchst reale Machtfaktoren gestützten geistigen Imperialismus dient. Größere Ähnlichkeit als mit unseren deutschen Schulromanen hat das Werk noch mit dem „Jugendbildnis" von Joyce, das ja ebenfalls ein Rechenschaftsbericht über Jesuitenerziehung ist. Aber während das Experiment bei Joyce mit der resoluten und endgültigen Ablehnung aller und jeder Religiosität endet, bleibt der Held Ayalas schmerzvoll gespannt zwischen der wollüstig betäubenden Selbstvernichtung der Mystik und der quälenden Persönlichkeitsabtötung durch die Askese. Die Entwertung von Welt und Wirklichkeit durch eine jenseitige Überwelt, die bald mit süßen Ekstasen lockt, bald mit dem Albdruck ewiger Strafen schreckt, bedeutet eine Verwundung und Brechung der Lebensimpulse, von der Albert sich erst in langen Jahren voller Kämpfe und Leiden wird befreien müssen.

Das Werk Ayalas ist zu reich, als daß ich auf dem mir hier zur Verfügung stehenden Raum die Stufenfolge der Metamorphosen darstellen könnte, die es bis heute durchlaufen hat. Ich muß mich mit knappsten Andeutungen begnügen.

Auf die Internatsjahre Alberts folgt eine Periode des Sichsuchens und Versuchens, ein ganzer Lebensabschnitt voller Experimente geistiger und vitaler Art. Es sind die Lehrjahre eines modernen Intellektuellen, der sich zum Künstler geboren weiß. Kunst und Ruhm sind die Leitsterne des Jünglings, aber auch sie verblassen in den wilden Zuckungen stürmischer Jugendjahre. Zwischen Ästhetentum und Pessimismus, zwischen Anläufen zu einer großen Liebe und Abstiegen in die Niederungen vulgärer Triebbejahung; zwischen ernstem Streben zur Arbeit und Selbstbildung und ironischem antisozialem Humorismus taumelt Albert hin und her.

Entwurzelt aus seiner asturischen Heimat, stürzt er sich in das intellektuelle und soziale Getriebe von Madrid und hier beginnt er zum erstenmal, sich mit den historischen, nationalen und literarischen Gegebenheiten seines Vaterlandes zu konfrontieren. Diese Erlebnisse spiegeln sich in dem Roman „Troteras y Danzaderas", der eine Kritik spanischer Literatur, Kultur und Politik unternimmt. Dieses Werk wirkte bei seinem Erscheinen als Schlüsselroman und erregte ebenso wie vorher „A. M. D. G." eine Sensation, die in der spanischen Öffentlichkeit weite Kreise zog. Für uns deutsche Leser sind die

persönlichen Anspielungen nicht oder nur hie und da und vermutungsweise spürbar. Um so mehr tritt für uns das Typische und Symbolische des Romans hervor. In scharfen und sehr einprägsamen Umrissen, die an die Realistik eines Velasquez und vielleicht mehr noch eines Goya erinnern, werden uns hier die verschiedenen sozialen Sphären und geistigen Milieus der spanischen Hauptstadt vorgeführt: die Korruption der Politik, deren Fäden in den Händen illusionsloser Opportunisten zusammenlaufen, welchen sich der Anarchismus der Bohème ebenso machtlos entgegenstellt wie der Idealismus der jungen akademischen Intelligenz; die Lebewelt, in der reiche junge Müßiggänger, Spieler und Abenteurer die Prostitution aller Grade vom Luxusweibchen bis zur entmenschten und verblödeten Dirne kreuzen; die Welt des Theaters und des Zirkus; endlich die Schicht der entwurzelten Intellektuellen, die sich mit dem Verbrechertum aller Art ebenso wie mit den Trägern der Macht und des Reichtums berührt. Ayalas Held Albert verhält sich in diesem Buch in der Hauptsache als Zuschauer. Nur zwei Erscheinungen des madrider Lebens rufen bei ihm eine starke persönliche Reaktion, einen produktiven Widerspruch hervor; das eine ist der literarische Betrieb, das andere die kulturelle Erneuerungstätigkeit der jungen akademischen Intelligenz. Über die seit der Romantik in Konventionen und rhetorischen Phrasen erstarrte spanische Lyrik und Bühnendichtung wird hier der Stab gebrochen. Dieser melodramatischen Theatralik, diesem innerlich verlogenen weil unerlebten Sentimentalismus gehört zwar der Publikums- und Augenblickserfolg; aber Alberts Künstlertum geißelt sie wegen ihrer Natur- und Lebensfremdheit und ihrer intellektuellen Armut und schöpft aus diesem Widerspruch die verstärkte Überzeugung von der Notwendigkeit einer neuen, aus den Quellen der Erfahrung und dem ganzen Reichtum europäischer Bildungstradition gespeisten Dichtung. Wenn dem gegenüber die Vertreter einer an deutschen Universitäten erzogenen jungen Akademikergeneration, die sich Spaniens kulturelle und politische Erneuerung zum Ziel setzt, mit freundlicheren Farben geschildert werden, so steht Ayala doch auch ihnen mit grundsätzlicher Kritik gegenüber. Es ist die Kritik an der puren Intellektualität, es ist das Mißtrauen gegen die philosophische und soziologische Problematik, die sich in ewiger Sprachverwirrung totläuft; es ist letzten Endes die Reaktion des Künstlers, dem es ums Volk, um ganzes unzersetztes Menschentum geht, gegen die bloß gedachte Problematik des Lebens. Der pseudo-romantische Dichter und der philosophische Theoretiker, das sind die beiden Vertreter spanischer Geistigkeit, zu denen Ayala sich in unbedingtem Gegensatz weiß. Sein Held gewinnt in seinen madrider Lehrjahren die Überzeugung, daß diese ganze künstliche Großstadtexistenz schädigend auf die besten Kräfte der Nation wirkt, er strebt zurück ins schlichte naturnahe und volksnahe Leben der ländlichen Heimat.

Aber diese negative, oft ans Hoffnungslose grenzende Kritik entbindet dann schließlich doch den nunmehr endgültig wiedergewonnenen und unantastbar gekräftigten Willen zur Selbstbejahung, Selbstbehauptung, Selbstschöpfung. In immer neuen Variationen wird dieses Thema in den großen objektiven Romanen behandelt. Zwischen ihnen und der autobiographischen Gruppe liegt, so möchte man vermuten, ein entscheidendes Erlebnis der Umkehr und der neuen Geburt, von der der Dichter uns nichts verrät, dessen Wirksamkeit wir aber in jeder Seite seines reifen Werkes spüren. Hier lösen sich endlich alle irisierenden Nebel des Ästhetentums und des Intellektualismus. Aus diesem Wolkenmeer diffuser Sensibilität, das bald lockende Trugbilder fernster Fernen vorspiegelt, bald als dumpfes Wogen und drückende Last den Weg zur Freiheit und zur Tat versperrte, hebt sich sieghaft die Sonne empor. Der Dichter hat jetzt den Weg zu den Elementen der Natur gefunden. Wasser und Feuer, Luft und Erde werden große trächtige Symbole gleicher Art und Bedeutsamkeit wie die beiden Grundelemente des Menschentums, reines Weibtum und kraftvolles Mannestum. Jetzt gestalten sich dramatische Schicksale, gesehen nicht mehr aus der Perspektive des lebensschwachen Intellektuellen, sondern aus dem Kraftbewußtsein gereifter Männlichkeit, die alle Naturformen des Lebens tragisch und heroisch verklärt und festen Fußes auf fruchtbarer Erde steht.

In „Belarmino y Apolonio“, das von der französischen Kritik besonders hoch gestellt wird, werden wir wieder in die imaginäre nordspanische Provinzstadt Pilares zurückversetzt, die für die Gesamtheit

von Ayalas Werk dieselbe zentrale Bedeutung hat wie Dublin für das Werk von Joyce. Hier versenkt sich der Dichter wieder mit sichtlicher Liebe und blutmäßiger Sympathie in das echte unangetastete Volkstum seiner Heimat, in eine Welt voll bunter Lebensfülle und seltsamer Originale, deren geographische Ferne sich für den mitteleuropäischen oder westeuropäischen Leser in die zeitliche Distanz von Jahrhunderten umsetzt. Wir greifen hier mit Händen die Lebenseinheit des nahezu klassenkampflosen spanischen Volks, in dem feudaler Adel und Handwerker, der Klerus und die Notabeln, der Bauer und der Student von einer übergreifenden bodenständigen Lebensgemeinschaft umfaßt und in dem stereotypen Tageslauf eines „Piccolo mondo antico" wie auf der Bühne eines barocken Welttheaters zusammengebracht sind. In diesem Roman wirkt sich der Humorismus Ayalas, jenes in alter spanischer Tradition verwurzelte lächelnde Gefallen am Absonderlichen und Grotesken, besonders dankbar aus, obwohl auch hier der Humor seine Ergänzung und Resonanz in packender und ergreifender Tragik findet. In den beiden Gestalten, von denen der Roman seinen Namen trägt, dem dichtenden Schuster Apolonio und dem philosophierenden Schuster Belarmino, treffen wir wieder die beiden Vertreter spanischer Intelligenz, auf welche die schärfste Kritik des madrider Romans zielte. Nur sind sie hier beide mit den liebenswerten Zügen bodenständiger Eigenart ausgestattet und aus dem Gebiet der Satire in die Sphäre humorvoller und gelassener Menschenbetrachtung versetzt. Wer das ganze Werk Ayalas überschaut, wird dennoch in Belarmino den sokratischen volkstümlichen Weisen wiederfinden, der skizzenhaft in anderen Erzählungen auftaucht und dessen harmlose Manie einer auf systematischer Verdrehung des spanischen Wortschatzes beruhenden philosophischen Systematik bei allen menschlich rührenden Zügen eine tieferliegende Absicht des Autors ahnen läßt.

War das erotische Problem schon in anderen früheren Werken Ayalas ein immer wieder angeschlagenes Thema, so wird es in den beiden zusammengehörenden Romanen „Luna de Miel y Luna de Hiel" und „Los Trabajos de Urbano y Simona" zum Gegenstand einer grundsätzlichen Erörterung gemacht. Ein verwickeltes, aber für den aufmerksamen Leser doch durchaus übersichtliches Gewebe ideologischer Motive bestimmt den Aufbau dieser Werke. Immer hat Ayala die Neigung, seine Romanfabeln an klassische Motive der Weltliteratur anzulehnen, mag es sich nun um die Odyssee, um die biblische Schöpfungsgeschichte, um Shakespeare, um Calderon handeln. In den Romanen von Urbano und Simona kreuzen sich Motive aus dem spätantiken erotischen Hirtenroman von Daphnis und Chloe mit solchen von „Das Leben ein Traum". Zwei Zwanzigjährige, nach dem Willen der beiden Familien, aber auch aus eigener Neigung zu Brautstand und Ehe geführt, beide in sorgsamer, oder soll man sagen verbrecherischer Ahnungslosigkeit von allen Dingen des Lebens und der Liebe groß gezogen, müssen für sich allein und ohne jede Wegweisung, es sei denn die der Tiere und Vögel des Landes, den Weg von schwärmerisch scheuer zärtlicher Anbetung zur vollen Verwirklichung sinnlich-seelischer Liebe gehen. Irregeleitet und betrogen von Eltern und Erziehern, sind sie darauf angewiesen, in sich selbst die Stimme der ewigen Naturkräfte zu vernehmen und verstehen zu lernen. Die Farben eines pastoralen Idylls mischen sich hier mit leidenschaftlich scharfer Kritik unserer moralischen Konventionen und unserer Anstandslügen mit der Geißelung jenes ganzen Erziehungssystems, das die traditionelle Priestermoral unserer Gesellschaft aufgenötigt hat.

Hier muß ein Wort gesagt werden über Ayalas erotische Philosophie. Wenn er die heuchlerische Behandlung der Geschlechterfrage mit prophetischem Zorn aufdeckt und abstraft, so ist doch niemand weiter als er von einer genießerischen, lässigen oder mit dem Scheingold romantischer Schwärmerei verunreinigten Auffassung des Liebeslebens entfernt. In enger Berührung mit den sexualpädagogischen Abhandlungen des großen spanischen Arztes Gregorio Marañon[1] wirbt Ayala für die Wiederaufrichtung der idealen Naturform des Liebeslebens. Mit kraftvollem, heroischem und strengem Ethos entwirft er eine Liebes- und Ehelehre, die man als geniale Normalität bezeichnen möchte, wenn der Begriff des Normalen gerade

[1] Vgl. seine „Aufsätze über das Geschlechtsleben" (Heidelberg 1928).

auf diesem Gebiete nicht durch schwächliche Banalitäten diskreditiert wäre. Auch Ayalas Helden müssen viele Rückschläge erleiden, viele Irrwege gehen, ehe sie die in Natur und Seele ewig vorgezeichneten Normen ergreifen und mit erneuerter Unschuld verwirklichen. Aber sie streben immer zu dem Idealtypus des ganz weiblichen Weibes und des ganz männlichen Mannes, zur idealen Erfüllung in der einen lebenslänglichen Liebesverbundenheit, in der echten aller Problematik enthobenen Ehe und Vaterschaft. Der Liebesbund zur Erzeugung des neuen, reinen, kraftvollen Kindes und zur Fortsetzung der alle Werte tragenden Geschlechterreihe, das ist nicht nur in den besprochenen Romanen die ergreifende und eindringliche Botschaft des spanischen Dichters. Daher auch die, ebenfalls von Marañon mit wissenschaftlicher Begründung vorgebrachte, Kritik des Don Juan und des Donjuanismus — dieser in Spanien seit Jahrhunderten traditionellen und heute wieder besonders lebhaft diskutierten Sonderform erotischer Anarchie. In den Doppelromanen „Tigre Juan“ und „El Curandero de su Honra“ wird dem Don Juan-Problem besonders eingehende Behandlung zuteil.

Dem oberflächlichen Leser können die Romane Ayalas als Produkte eines literarischen Regionalismus erscheinen, aber in Wahrheit ist sein Pilares nur der zufällige Standort seiner Existenz, von dem er das Ganze der Natur und des Alls ins klare Auge faßt. Diese asturische Heimat des Dichters mit ihren Felsgipfeln und grünen Triften, mit ihren Nebelschleiern und ihren uralten stagnierenden Kleinstädten grenzt doch an das Weltmeer, und sein Brausen ist in jedem seiner Werke als Elementarmacht vernehmbar. Pilares oder Congosto sind mehr als malerische oder archaische Provinzstädte, sie sind auch mehr als der Nabel der Welt (vgl. „El Ombligo del Mundo“), wie die dort ansässigen Kirchturmspolitiker und Kaffeehausintellektuellen meinen, sie sind allgültige Symbole der Wohnstatt des Menschen auf der Erde, dieser Wohnstatt, die aus den fränkischen Schauplätzen Jean Pauls wie aus den asturischen Ayalas eine Hölle oder ein Paradies machen kann. Wenige unter den spanischen Dichtern der Gegenwart sind in gleichem Maße wie Ayala Kosmopoliten nicht nur des Geistes, sondern auch des Lebensschicksals. Sein Werk bestätigt wieder den Satz, daß die höchste künstlerische und menschliche Intensität nur aus der Spannung zwischen bodenständiger Verwurzelung und weltweiter Seelenhaltung erwächst.

Wenn Ayala um den neuen Menschen, um das neue Spanien, um das neue Ethos ringt, so stellt er sich damit zugleich in die Reihe der Geister, die unserer ganzen Kulturwelt eine Botschaft zu bringen haben. Er gehört zu den ganz wenigen Romanschriftstellern, denen der selbstverständliche Betrieb ihres Gewerbes nicht den Blick auf das Ganze verengt hat. Er hat sich sehr wohl Rechenschaft abgelegt über den Sinn seiner künstlerischen Arbeit. Seine Kritik Spaniens gipfelt in der Diagnose, daß sein Vaterland zwischen brutalem Triebleben und nebelhaftem Traumdasein bisher versäumt habe, diese wirkliche Welt mit den zusammengefaßten Kräften von Sinnen, Seele und Geist zu umfassen. Er bemerkt gelegentlich, daß die Kunst dem Ziel einer spanischen Wiedergeburt wirksamer dienen könne als die Philosophie und die Soziologie, weil sie dem spanischen Menschen die Verfeinerung und Ausbildung seiner sinnlich-seelischen Empfänglichkeit schenke. Aber über diesem Ziel liegt noch ein weiteres, höheres; das Mitleben fremder Schicksale, das Durchleiden tragischer Lebensläufe, das Aufnehmen und Verarbeiten aller wahren und großen Kunst bedeutet in letzter Linie eine Steigerung und Erhöhung der Persönlichkeit, eine Vertiefung des Ethos, eine Kräftigung und Ausweitung des Menschentums, oder sagen wir ganz schlicht, einen Weg zur Tugend, einen Weg zum Heil.

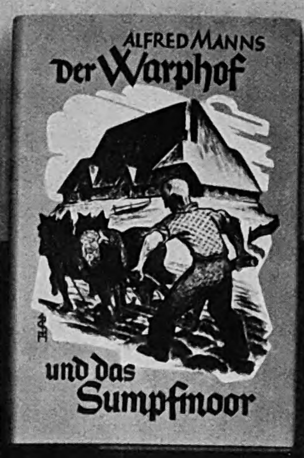
Die Essenz dieses Werkes enthüllt sich zuletzt als gewaltige ethische Macht. Alle Kämpfe und Leiden, alle Zweifel und Schwächen waren nur Vorbereitungen eines Durchbruchs neuer kraftvoller Menschlichkeit, in der Wille und Gedanke, Triebe und Gefühle endlich ihren vollen starken Einklang finden, einen Einklang. der die ewigen Normen des Menschendaseins in einer tapfer errungenen neuen Klassik hinstellt.

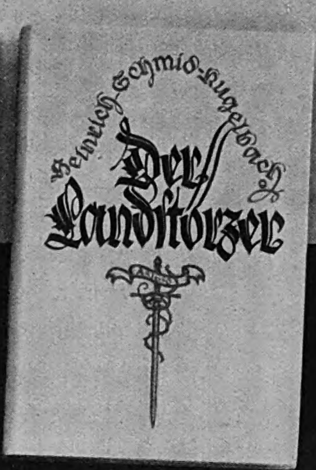
Neuerscheinungen

Wilh. Götz
Der Weg zur Rettung

Wilh. Götz
Vor neuen Weltkatastrophen
Ein Appell an die Vernunft aller Völker!







DER GENIALE MENSCH
VON
HERMANN TÜRCK

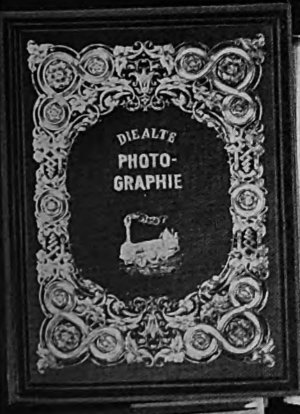
Vierzehnte verbesserte Auflage mit neuer Einleitung

VERUS-VERLAG WEIMAR 1931

A. Demling
Die berühmte Schauspielerin Ruth Morrer











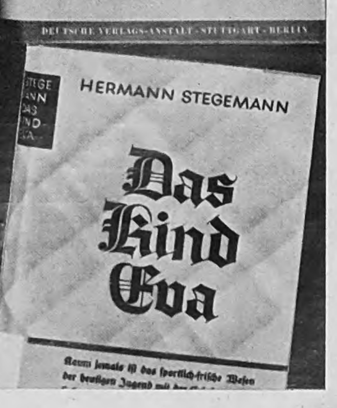
Adam Buckreis
Der Weltkrieg
und die Zeit nach dem Kriege

GRAF HERMANN KEYSERLING
DAS SPEKTRUM EUROPAS
„Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollten."
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT · STUTTGART · BERLIN

ANNA LORENZ
ERNSTHAFTES ZWISCHENSPIEL

HELENE BÖHLAU
Föhn
ROMAN

Rudolf Presber
Der Konrad und die Paula



Schicksalshände

Von **Gustav Schröer.** 10.–15. Tausend.
Preis geb. M. 4.80

Ein schlichter »Entwicklungsroman«. Wohl pulst auch hier geheimnisvoll die Thüringer Heimat. Doch dazu tritt bestimmend das zweite, Gott. Schüchternes Fragen des Knaben, zweifelndes Ringen des Primaners, Drängen auf fertige Lösungen und endlich demütiges Sichbeugen des jungen Chirurgen und Stillesein vor einem persönlichen Gott. Ein letztes keusches Geheimnis liegt über diesem dichterisch außerordentlich starken Roman.

C. Bertelsmann Verlagsbuchhandlung, Gütersloh i. W.

Der große Völkerbetrug am Pranger!
Soeben erschien: **Wilhelm Götz**

Vor neuen Weltkatastrophen

Ein Appell an die Vernunft aller Völker

Ein gigantischer Zukunftsroman! An Kühnheit, Geist, Vision, seelischer Tiefe u. universeller Verbundenheit die Literatur der letzten Jahre überragend! — Aus dem heutigen Gärungsprozeß der Menschheit entsteht eine neue Weltidee, wird die Rettung der abendländischen Kultur aufgezeigt. **Ein Werk, das die Welt bewegen wird.**
Broschiert RM 2.50, gebunden RM 3.50

Kürzlich erschien von demselben Verfasser:
Der Weg zur deutschen Rettung
Ein über Partei u. persönlich. Interesse stehendes **deutsches Rettungsprogramm. Brosch. RM 1.50**

INDUSTRIE-VERLAG, STUTTGART, Sedanstr. 16

Der Warphof und das Sumpfmoor

Von **Alfred Manns.** Preis geb. M. 4.—

Man sagt, die Friesen seien letzter Rest des ältesten deutschen Herrenvolkes. Wer diesen Menschen ins Herz schauen will — und »Der Warphof« läßt uns etwas davon schauen —, findet die deutsche Seele. Darum ist's ein uralter Bauernroman. Findet aber auch Menschlich-Allgemeingültiges, das diesen Roman erst der wirklichen Literatur einreiht.

C. Bertelsmann Verlagsbuchhandlung, Gütersloh i. W.

Der Landstörzer

Von **Schmid-Kugelbach**
Preis geb. M. 4.80

Ein Roman von Format. Stürmische Durchführung eines nicht alltäglichen dichterischen Vorwurfs. Das Massive jener Barockmenschen, die noch den Dreißigjährigen Krieg erlebt, das Primitive ihrer Leiden und Leidenschaften, die an alttestamentliche Rachepsalmen gemahnende Frömmigkeit einer härteren Zeit, — hier hat das alles seinen Dichter gefunden.

C. Bertelsmann Verlagsbuchhandlung, Gütersloh i. W.

A. Demling

Die berühmte Schauspielerin Ruth Morrer

Roman. Geh. RM. 3.80, in Leinen RM. 5.—

Nach den Reportageromanen bringt dieses Buch die Gestalt einer Persönlichkeit. In dieser Ruth Morrer erkennen wir die neue europäische Frau.

TOR-VERLAG / STUTTGART

In vierzehnter, verbesserter Auflage erscheint das berühmte Werk

Der geniale Mensch

Von Hermann Türck

Inhalt: Kunst, Wissenschaft, Praxis — Gott und Welt — Hamlet, Faust, Manfred — Schopenhauer, Spinoza — Christus, Buddha — Alexander, Cäsar, Napoleon — Darwin, Lombroso — Stirner, Nietzsche, Ibsen — Pandora und Eva.

VIII und 429 Seiten. 8°. Kartoniert M 5.–
Leinen M 6.50

VERUS-VERLAG, WEIMAR

EIN JAPANISCHER ARBEITERROMAN

Die Straße ohne Sonne

Von N. Tokunaga

Dieser erstaunliche Roman ist ein vollendeter Versuch der neueren Literatur, welche nicht mehr Menschen darstellt, sondern Verhältnisse. Frankfurter Zeitung

DER INTERNATIONALE ROMAN
Band 5 . . . . In Leinen 5.—, kartoniert 3.50

Internationaler Arbeiter-Verlag / Berlin

Der große spanische Roman gegen Kolonialpolitik und Kolonialkriege!

RAMÓN J. SENDER

Imán – Kampf um Marokko

Aus dem Spanischen übersetzt von G. H. Neuendorff.
251 S. Ganzl. Preis **RM. 4.80**

»Dieses Buch ist mit dem Blute eigener Erinnerungen geschrieben.« »El Sol«, Madrid

Der Bücherkreis G. m. b. H., Berlin SW 61
(Komm. F. Volckmar, Leipzig)

FRANZ SPUNDA

Minos oder Die Geburt Europas

Roman. Leinen M. 7.—, geheftet M 5.—

Dieser große Kultur- und Sittenroman schildert die Zeit, als sich Griechenland von Asien loslöste und aus sich heraus eine neue, unsere Welt erschuf. **Gegen asiatische Grausamkeit und tierische Sinnenlust stellt sich zum erstenmal in der Geschichte nordische Pflichterfüllung u. edle Menschlichkeit.** Aus einem furchtbaren Weltenbrand ist Europa geboren. In der spannenden Handlung ist ein reiches kulturgeschichtliches Wissen und tiefgründiges Denken verflochten. **Sinn und Aufgabe Europas wird uns vor Augen geführt.**

Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz

Soeben ist in II. Auflage erschienen das von Heerführern, Historikern, der Presse usw. hervorragend empfohlene Werk **ADAM BUCKREIS**

„Der Weltkrieg und die Zeit nach dem Kriege"

Der Inhalt wurde bis z. jüngsten Zeit erweitert. Leinen RM. 7.—

Großadmiral v. Tirpitz: Ein sehr wertvolles Werk! — *Dr. Herm. Stegemann:* Eine sehr wertvolle Arbeit! — *Südd. Monatshefte:* . . . Riesenchronik, mit dem Herzblut des Deutschen geschrieben . . . eine große Leistung und ein Geschenk an das deutsche Volk. — *Münchner N. Nachr.:* . . . von einzigartiger Qualität, zugleich eine Lektüre von dramatischer Spannung. — *Kyffhäuser:* Ein ganz ausgezeichnetes Buch! — *Fränkischer Kurier:* Vorbildliche Klarheit und Kürze.

Panorama-Verlag G. m. b. H., Nürnberg, Königstr. 70

CAMILLE RECHT

DIE ALTE PHOTOGRAPHIE

VORWORT VON IWAN GOLL

*

Photos aus der Zeit des Beginns der Photographie bis 1870 / 144 Bildtafeln / 30×22 cm / Lichtdruck / goldgeprägter Ganzleinenband / Goldschnitt ringsum

RM 25.—

VERLAG HENRI JONQUIÈRES, PARIS-LEIPZIG

HELENE BÖHLAU

Föhn

Roman. In Leinen gebunden M 5.25

Menschenbilder, wie sie immer wieder gleich phantasievoll, lebensecht und herzenswarm aus Helene Böhlaus Händen hervorgehen, hinreißend in ihrer frühlingshaften, genialen Art.

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART

Joseph Roth

Von W. E. Süskind (München)

(Bücher: Die Flucht ohne Ende, 1927 — Zipper und sein Vater, 1928, beide bei Kurt Wolff. — Rechts und links, 1929 — Hiob, 1930, beide bei Gustav Kiepenheuer. — Panoptikum, 1930, bei Knorr u. Hirth)

Vor etwa vier Jahren, als Joseph Roths Name in literarischen Kreisen viel genannt zu werden anfing, hörte ich bei einem Bekannten von ihm sprechen, und zwar erzählte der Bekannte eine kleine Geschichte, die mir im Gedächtnis geblieben ist. Er sei nämlich mit Roth zusammengetroffen und dieser habe viel von Rußland erzählt, woher er eben zurückgekehrt sei. Roth habe dies und jenes berichtet und sich von vielem sehr begeistert gezeigt, aber, so habe er schließlich ganz entsetzt hinzugefügt, die Erotik spiele in dem neuen Rußland gar keine Rolle, die Luft sei entsetzlich unerotisch, man könne es kaum aushalten.

Roth möge es mir verzeihen, daß ich mit dieser privaten Anekdote einen Aufsatz über sein Werk eröffne. Es mag sein, daß mein Bekannter mir die Geschichte allzu pointiert vorgetragen, es mag überdies sein, daß sie sich mir in der Erinnerung weiterhin umstilisiert hat. Trotzdem schien es mir richtig, sie mitzuteilen, denn sie hat mir lange Zeit, ehe ich Roths Bücher kannte, einen bildlichen Eindruck von diesem Autor vermittelt: den eines nervösen, geistigen Reisenden zwischen Rußland und Paris, eines dem Osten aufgeschlossenen und verpflichteten Menschen, der dennoch dem Westen gehört. Als ich nun, vier Jahre später, das Buch las, das er damals geschrieben hat, die „Flucht ohne Ende", trat dieses vorgestellte Gesicht des Autors wieder klar vor mich hin; denn es ist ein Buch, das im Osten beginnt und im Westen endet, und sein Vorwort trägt das Datum: „Paris ..." Es ist nicht das schönste von Roths Büchern; ich halte es aber für sein reichstes und bestes — und sogar für sein schönstes, wenn man es als Leser vorzieht, statt mit einem geglückten Buch mit einem fesselnden und überraschenden Schriftsteller und seiner unverhüllten Natur bekannt zu werden. In diesem Sinn liegt es mir mehr am Herzen selbst als der wunderschöne „Hiob" und wird mich länger beschäftigen.

*

In dem schon erwähnten kurzen Vorwort zur „Flucht ohne Ende" schreibt Joseph Roth: „Ich habe nichts erfunden, nichts komponiert. Es handelt sich nicht mehr darum zu ‚dichten'. Das Wichtigste ist das Beobachtete." Und er gibt dem Buch auch, ganz herausfordernd, den Untertitel „ein Bericht". Aber schon auf der zweiten Seite steht der Satz: „Der Pole zählte seine Worte wie Perlen, ein schwarzer Bart verpflichtete ihn zur Schweigsamkeit", und auf der siebenten heißt es von Tunda, dem Feldsoldaten: „... die Nähe des Todes vergrößerte ihn, die Weihe eines Begrabenen lag um den Lebendigen, das Kreuz auf der Brust gemahnte an das Kreuz auf einem Hügel." Das ist heftig gedichtet; es ist ein Stil von starrer, dem Erhabenen zuneigender Art. Hatte Roth in seinem Vorwort (vom März 1927, gegeben zu Paris) so etwas wie ein Grundrecht der Neuen Sachlichkeit oktroyiert, welcher Ausdruck damals sehr neu war, so löckt er doch schon ein paar Seiten weiter und das ganze Buch hindurch aufs heftigste gegen das eigene Gebot. Freilich wirkt heute seine Inkonsequenz größer, als sie's in Wirklichkeit ist; denn damals, wie zu jeder Zeit, verstand man unter dem neuen Schlagwort eben einfach „das Richtige" und ungeheuer viel mehr, als sich dem spätern Betrachter damit verbindet, und wenn einer damals „Beobachtung" verlangte, so meinte er — Figura zeigt es — eine der Einsicht ähnliche, superlative Beobachtung und nicht nur die sentimentalen Rapporte, die uns seitdem so reichlich unterm Namen des Berichts verabreicht worden sind. Roth hat, wenn ich nicht sehr irre, in der Zwischenzeit selber dem Reportagewesen in einem Aufsatz Valet und Widerspruch angekündigt; in Wirklichkeit, wie gesagt, tut er es schon in seinem damaligen Roman, und zwar aufs fesselndste, weil mit den Mitteln der ihm innewohnenden Künstlernatur.



Joseph Roth

In diesem Betracht, nämlich zur Kenntnis des

Autors und seiner verwirrend reichen Natur, ist die „Flucht ohne Ende" die lebendigste Lektüre, die man sich denken kann. Wer irgend Anlage hat, literarisch zu lesen, der kommt hier prachtvoll auf seine Kosten und (um einen bei Joseph Roth nicht immer vermiedenen Stilschnitzer bei dieser günstigen Gelegenheit zu parodieren) aus dem stillen Lachen nicht heraus. Dieses erste Buch zuckt nämlich vor künstlerischer Ungebärdigkeit; in einer Art stellt es ein wahrhaftes Stilchaos dar, umfaßt von der skurrilen bis zur sachlichen so ziemlich alle literarischen Tönungen, gewährt aber immer den Eindruck, daß das Chaos von einem Punkte her gelenkt wird, und bietet damit dennoch ein Bild der Haltung und des Stils, wenn man unter Stil eben dies versteht: das Prinzip des Lenkens und Regierens. Mehrere Roths und andere Nationalgesichter haben dieses Buch geschrieben, aber ein Roth steht dahinter, und der war reich genug, sich in sie alle zu verwandeln.

Die Fabel des Romans ist von seinem Auftreten kaum zu trennen. Es handelt sich um Tunda, einen westlichen Menschen, der als Kriegsgefangener und später als bolschewistischer Agent den Versuch macht, im östlichen Wesen aufzugehen. Aber schon die Tatsache, daß ihm eine Geliebte ohne erotisches Drama untreu wird, wirft ihn völlig über den Haufen, und nun beginnt seine Flucht gen Westen, die eine Flucht ohne Ende sein wird. Warum? Weil er „im Grund ein Europäer war", weil er „um sich auszuleben, komplizierte Verhältnisse brauchte". Und weil diese Verhältnisse, in denen das Zoon Individuum, der Europäer, richtig gedeihen könnte, mindestens seit dem Krieg auch in Europa nicht mehr zu finden und höchstens noch fiktiv vorhanden sind. „Was er an Mut und Lebenskraft jemals aufgebracht hatte, war nur die Folge bestimmter Situationen gewesen." Die Enttäuschten — das sind die Menschen, die nach Roths These aus dem Krieg hervorgegangen sind, die Nutz-, weil Heimatlosen, und hinter ihnen taucht als erbärmliche Nachfolgerschaft die Spezies auf, die Ortega y Gasset „den zufriedenen jungen Herrn" nennt. Wir kennen sie zur Genüge und auch in Roths Buch sind ihr gegen Ende ein paar herrliche, mehr erstaunte als feindselige Zeilen gewidmet.

So viel vom Inhalt des Buchs. Ihn trägt und umspielt, wie gesagt, ein Stil, der den kundigen Leser bald stutzen bald jubeln macht. Er notiert Züge einer gewissen geistigen Mondänität, wie man sie bei Morand findet; gleich darauf ist Roth sachlich, wie ein Reporter ist, unterbricht sich und spricht als Autor seinen Helden an, wird ungeduldig und beginnt episch zu schwindeln, durch allzu geprägte Sentenzen, fängt sich aber auf und schreibt Seiten von einer verzauberten Transparenz und Überzartheit, wie sie sonst nur Giraudoux gelungen ist. Ein Kapitel in der Mitte des Buchs ist nahezu albern zu nennen; schon das nächste ist ein Wunderwerk an Zartsinn in der Betrachtung eines rheinischen Sonntags, eines Bohème-Fests, so sehr, daß man an Namen wie Andersen und Robert Musil (eben diese beiden!) denken muß. Tunda gelangt nach Paris — und von da an ist das Buch makellos schön. Begeisternd schön, möchte ich sogar zu sagen wagen, um den Aufschwung anzudeuten, den diese Prosa nimmt.

*

Mit Absicht habe ich in großer Breite von diesem Buch Roths gesprochen. Von meiner persönlichen Vorliebe abgesehen, auf die ich als Kriterium nicht verzichten mag, schien es mir darum richtig, weil ich das, was Roth gegenständlich zu sagen und stilistisch zu bieten hat, in dem Buch am vorbildlichsten enthalten glaube. Der Roman von Zipper Vater und Sohn „meint" nichts anderes: Zipper der Sohn ist auch einer von den Enttäuschten, und er wird dadurch nicht sichtbarer, daß er an der Kontrastfigur des kleinbürgerlichen Vaters gemessen ist. Auch er kommt über das Stadium des „Soldaten" nicht hinaus: man hat ihm etwas „aufgetragen"; hört dieser Auftrag auf, so kann ihm nur noch das Wunder weiter helfen. (Man wird dieses Motiv später im „Hiob" interessant abgewandelt finden.) Im „Zipper" geschieht dieses Wunder nicht; übrigens auch nicht innerhalb der literarischen Leistung: die beiden Zipper sind etwas flach geraten, der Alte ist zu leicht genommen und den Jungen entstellt eine Passivität, die nicht als seine Natur wirkt, sondern als Mangel in seiner Zeichnung. Viele tote Seiten stehen in dem Buch und die letzten Kapitel sind, wie ich fürchte, mit viel Verlegenheit komponiert. —

„Rechts und links", Roths bisher umfangreichster Roman, bedeutet gewissermaßen einen positiven Ausschlag desselben literarischen Manometers,

wenn der Vergleich durchgehen darf. In zwei ineinander verschlungenen Handlungen stellt sich wiederum die Nachkriegssituation dar, doch ist jetzt das Werk ganz der subjektiven Töne entkleidet. Es ist dadurch gewissermaßen optimistischer; es hat die gelassenen, zuversichtlichen Mienen des ironischen Romans — freilich auch seinen manchmal etwas stumpfen Geschmack. Als Stilgebilde ist es völlig einheitlich und darum wahrscheinlich objektiv Roths bestes Buch, so wie — objektiv — der „Hiob" sein schönstes ist. Zu einem Teil seiner Fabel hat es manches von einem seinerzeit sehr berühmten und verschrienen Buch, dem „Prinzen Kuckuck" von O. J. Bierbaum: es bringt gleichfalls die Geschichte des reichen Jünglings und seiner Schmiegsamkeits- und Selbstbetrugserfolge, überragt das ältere Buch aber weit an Strenge des Aufbaus und Überlegenheit des Blicks. Nur: seine Figuren, Paul, Theodor, selbst der sympathische und etwas gewaltsam romantische Nikolai Brandeis, sind nicht vom Autor, sondern nur (ich sage: nur) von der Zeit als Helden beglaubigt, nicht Dei, sondern nur Temporis gratia. Es sind Helden, *gegen* die sich die Ironie des Autors (und des Lesers) kehrt. Es sollte aber so sein, daß in diesen Figuren die Ironie des Lebens sich manifestiert und die einzig heilsame Spitze annimmt: gegen mich und dich selbst. Deswegen sind in diesem Buch die allgemeinen Szenen des Milieus und des Hintergrunds denen vorzuziehen, in denen sich die Hauptfiguren vorstellen und ihre Geschichte erleben. — Ein sehr geglücktes, vielfach glänzendes, aber ein etwas kaltes Buch.

*

Als letztes Buch von Joseph Roth ist der „Hiob" erschienen, der „Roman eines einfachen Mannes", des ostjüdischen Lehrers Mendel Singer, in Wahrheit eine Legende und zeitgenössische Erneuerung des Buchs Hiob. Mit keinem anderen seiner Werke hat Roth annähernd einen solchen Buch- und Presseerfolg erreicht, und wen man auch fragen mag, Laien oder Literaten, der spricht ganz bewegt von der Schönheit dieses Buchs. Mit Recht — allein im Rahmen dieser Untersuchung bin ich in einiger Verlegenheit, wenn ich vom „Hiob" sprechen soll. Ich bewundere gleichermaßen die Größe und die Bescheidenheit, die fast Satz für Satz in Erfindung und Wortlaut aus dieser Prosa spricht; ich erinnere mich liebevoll aller Stadien von Mendels langsamem Abstieg und ebenso liebevoll seines endlichen Triumphs. Ich denke mit besonderem Nachhalt an das Gespräch, das der erniedrigte und beleidigte Mendel mit seinen Nachbarn führt; wie da die Welt des Franz Kafka schwarz aufspringt („Gott ist grausam"), diese jüdische und schon mehr als jüdische Metaphysik, und wie dann die Nachbarn antworten, mit rabulistischem Gemurmel: Gott, das solle Mendel verstehen, könne nur mäßige Wunder tun in dieser Zeit — daß Gott nicht zu existieren scheine, das eben sei das feinste Zeichen seiner Existenz, und wie sich also überm Abgrund wieder die Brücke, die Welt, die Sphäre des Glaubens und des Erfundenen tröstlich wölbt. Man hat den Schluß des Buchs angefochten, deshalb, weil Mendels plötzlicher Segenszustand zu willkürlich hereinbreche, zu sehr aus Parallelität mit dem Segensschluß der Legende; dieses, dachte man wohl, unser 20. Jahrhundert, sei die Zeit der mäßigen Wunder! Ich stimme diesem Einwand nicht bei; ich habe gerade den Schluß, das unmäßige Wunder, den Taumel des Glücks herrlich schön gefunden. Als eine Legende darf das Buch keinen anderen Schluß nehmen. Als eine Legende — dieses Wort sagt, warum ich trotz allem für meine Person zwar Bewunderung, aber keine Anhänglichkeit für den „Hiob" aufbringe. Es ist ein wunderschönes Buch; ich kann nichts anderes darüber sagen. Aber es ist eins der Bücher, die gewissermaßen anonym geschrieben sind. Niemand, der es liest und liebt, braucht zu wissen, daß ein Joseph Roth es geschrieben hat. Der „Hiob", dieses herrliche Buch — das genügt. Es gibt kein größeres Lob für ein Buch, und der „Hiob" verdient es. Aber es gibt eine größere *Liebeserklärung* an ein Buch, daß man nämlich seinen Autor in ihm geschmeckt, erkannt und genossen habe. Diese Liebeserklärung kann ich ihm nicht machen. Nun mag Joseph Roth wählen. Seiner „Flucht ohne Ende" habe ich die Erklärung gemacht. Welches Buch wählt Joseph Roth selber?

2. Eine Manuskriptseite von Joseph Roth (Originalgröße)

ich mich als deutscher Journalist der Länge nach nicht mit den Professoren Moll und
Dessoir vergleichen darf, wozu denn der Manager durch die Reihen
ging, wenn es den Zuschauern möglich war, selbst Fragen zu stellen. Aber es
war mir auch keineswegs unangenehm, seine Geschäftigkeit zu sehen, und wie
er angetrieben wurde von dem Bedürfnis, die geheimnisvollen Fähigkeiten
seines Mediums immer wieder zu beweisen und von der Angst, es könnte
hie und da versagen. Und eigentlich war ich erschüttert von der leiblichen Behendigkeit
eines Mannes, der doch sonst die magische Gewalt gezeigt hatte, eine
Frau in einen geistigen Schlaf zu versetzen, und wunderbarer noch, als
die Hellsichtigkeit der weißen Dame erschien mir die durchaus irdische
Erscheinung dieses Managers und seine Beziehung zur Magie. Ja, daß
die Hellseherin eines Managers bedarf, um zu leben, das heißt, jeden
Tag zu essen, Eisenbahn zu fahren und ein Dach über dem armen Kopf
zu haben, bewies mir so recht die ganze Armseligkeit der menschlichen
Wesen, selbst jener, die mehr, als fünf Sinne haben.
Was nützt uns der sechste, wenn der Gebrauch der fünf gewöhnlichen
so viel Geld kostet? Und wenn unsere Fähigkeit, mit geistigen Augen
zu sehen, uns nichts mehr bietet, als den Anblick von
Schlössern und Legitimationen, die wir jeden Tag mit unverbundenen
körperlichen Augen erblicken können? Ach, es ist ein Jammer um den
Menschen, sogar um den ungewöhnlich begabten! Manche Zuschauer
im Parkett schrieben Zahlen auf Papier – und zu gleicher Zeit schrieb
die Hellseherin auf der Bühne die gleichen Zahlen auf. Und nachdem sie
sich also gewissermaßen an gewöhnlichen Gegenständen und zufälligen
Zahlen immer hellsichtiger geschliffen hatte, ging sie dazu über,
Nachrichten über Vermißte und im Weltkrieg gefallene Personen zu
geben. Und die Hinterbliebenen schrieben auf Zettel
die Namen der Gefallenen, und hie und da erriet die Hellseherin,
daß der und jener in den Argonnen, in Flandern, in Rußland,
in Polen gefallen sei. Daß es ihr passierte, den Ort Zloczow,
der in Galizien gelegen ist, nach Russisch-Polen zu versetzen, sei
mir nebenbei bemerkt und ohne Gehässigkeit; denn es wäre unbillig,
von einem Hellseher geographische Kenntnisse zu verlangen.
Und es wäre ebenso unbillig, ihr den Irrtum anzukreiden, den sie
beging, als sie auf die Frage des Managers (der neben mir stand)
was ich denn von Beruf sei, zur Antwort gab, ich sei
ein Redakteur; denn, wie sollte sie mir mißtrauen, da ich
doch mit der fremden Legitimation eines Redakteurs herein-
gekommen war? Und die gewöhnliche logische Erwägung, daß
sich der Manager aus Zweckmäßigkeit lieber neben Redakteure
stellt, als neben Konditoren zum Beispiel, die noch nie in
einer Zeitung geschrieben haben, muß so stark gewesen sein,
daß sie die arme Hellseherin aus der telepathischen Tiefe

Theodor Kramers Kriegsgedichte[1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

In dem Schauspiel „Die Heimkehr des Odysseus" von Eberhard Möller erscheint ein Verschütteter: er findet nicht zurück ins Leben, ins Haus, immer wieder hockt er im Fort Douaumont, immer wieder bebt die Erde, immer wieder Einschläge hier und da und dort, immer wieder spritzt Erde, Beton, Steine, Leiber. Das stärkste unter den Kriegsgedichten Theodor Kramers handelt von solch einem Verschütteten: er hebt im Garten den Rasen aus und baut aus Schragen und Draht ein Bollwerk:

„Nichts fehlte da, bis auf die spitzen Reiter
glich es dem Graben, seichter nur und klein;
ein Gruß tagsüber, stak der Spaten weiter
im Grund, der roch nach schwarzem Brot und Wein.
Und in den Nächten, wann der Mond die Mauer
heraufkam und sie wähnten ihn zu Bett,
lag er im Graben hinten auf der Lauer,
die Schultern straff, die Hand am Bajonett.
Das kleine Rascheln der verdorrten Ranken,
der Erde Rauschen einzig war um ihn;
und hallend stieß er manchmal an die Planken
des Walls und weinte leise vor sich hin."

Das ist meisterlich erfunden — oder gefunden, was dasselbe ist —: erfahren und geschaut; ein stiller und gerade darum starker Ton der Verzweiflung zittert unter dem Gedicht.

„Wir lagen in Wolhynien im Morast": diese Gedichte schildern die unendliche Eintönigkeit des Stellungskrieges. Das Entsetzliche überzieht sich mit einem Schimmel von Langerweile, das Grauen nimmt eine Maske von Griesgrämigkeit vor. Jeder Glanz von Gefahrglück, Abenteuer, Rausch des Einsatzes ist verstoben: öder, untermenschlicher Alltag des Scheußlichen. Wer nicht völlig von verantwortungsloser Ekstatik verblendet ist, muß sich heute als einen unbedingten Gegner des Krieges bekennen. Ein Krieg, der mit Giftgasen und anderen Chemikalien betrieben wird, muß binnen kurzer Frist zu Panik und Chaos führen; er zerstört die menschliche Gesellschaft, und sie ist es nicht anders wert; wenn sie das Grauen wissentlich erzeugt, ist sie nicht imstande, es zu binden, es muß auffahren und vernichtend auf sie zurückstürzen. Der Untergang des Abendlandes, vordem ein geschichtsphilosophisches Gleichnis, das die Gesellschaft respektvoll gleichgültig über sich baumeln ließ, ohne sich sonst in ihrem unheiligen Tagewerk stören zu lassen, dieser Untergang rückt als giftgasgeschwollene Wolkenebene immer näher, und nur Dummköpfe und Interessenten können diese einfache, offenbare Tatsache verschwatzen. Kramers Gedichte geben das Schicksal von Millionen leidender Soldaten, das Erleben des „gemeinen Mannes", der nichts Ungemeines erlebt als den nüchternen, nackten Werktag des Fürchterlichen.



Theodor Kramer
Zeichnung von W. Born

Aber man kann auch durch die Darstellung des Ungemeinen erschrecken: die Erlebnisse, die der Hauptmann Wild, ein deutscher Spionageoffizier, schildert, sind dermaßen getränkt mit Qual, daß sie auch das wirrste Herz nicht verlocken können; um so mehr, als Wild erzählt, daß seine Vorgesetzten von diesem unermeßlichen Leiden nicht sonderliches Aufheben machen.

Kramer gestaltet nach seinem inneren Gesetz nicht Fährnisse des einzelnen, sondern das Einerlei des

[1] „Wir lagen in Wolhynien im Morast ..." Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien 1931. 62 Seiten.

Übungslagers, des Transports, des Grabens. Immer sagt er „Wir": „Wir dösten auf den Pritschen der Baracken", „Wir gingen nach der Suppe in die Ställe". Über seinen Gedichten liegt ein nüchtern hartes Licht, ihre Luft schmeckt nüchtern bitter. Die Gedichte des ersten Teils sind im gleichen Versmaß geschrieben — eben jenem des zuvor angeführten Gedichtes „Der Verschüttete" —, und immer bestehen sie aus drei solchen Strophen. Wie in seinem ersten Buch „Die Gaunerzinke", ist eine Fülle von Sachen und Menschen in diesem Buch vorhanden: Viehwaggon, Unterstände, Gurt, Zeltblatt usf. Mehr noch als die Zeitworte kennzeichnen die Haupt-, die Sach-Worte seine Art. Diese Kriegsgedichte sind den Versen der „Gaunerzinke" verwandt: es ist, als seien die Weinbauern Schiffer, Handwerker, Arbeiter jenes Buchs eingezogen, jene „Wir", von denen Kramer spricht.

In diesem zweiten Buch zeichnen sich nun auch die Grenzen von Kramers Begabung deutlicher ab. In der Anzeige der „Gaunerzinke"[1] wurde gesagt: „Die Sprachmusik ist nicht von gleicher Selbstigkeit; sie fließt hie und da eher zu melodisch: absolut genommen, sind Rhythmus und Tonfall nicht von gleicher Herbigkeit erfüllt, doch sie werden durch die Worte, Vorstellungen, Bilder gehärtet, aufgerauht." Und: „Nur ein Ton — und es ist fraglich, ob diesem Dichter jemals ein anderer erweckt werden wird." Der Ton des neuen ist im Grunde der des ersten Buchs, und wiederum klingt die Sprachmusik zu melodisch unselbstig. Allzu glatt und gleitend tönen diese Verse. Es ist schwer, diesen unbezweifelbaren Eindruck zu begründen. Er wäre letzten Endes nur mit Messungen zu beweisen, denn alle die Anzeichen, die man anführen könnte, müssen die Sprache nicht notwendig verglätten. Kramer ordnet häufig Hauptsätze nebeneinander, die oft mit dem Subjekt beginnen. Ungemein oft schließt er die vierte Zeile der Strophe mittels eines „und" an:

„Wir hielten uns bis früh nach der Bussole,
Und keine Feldpost ward uns nachgesandt."

Kramers Sinne nehmen mit Schärfe wahr, auch sein Gehör:

„Und wir hörten sacht den Staub die Trossen
Überziehn mit ockerfarbner Schicht;"

aber das andere Gehör, das sprachliche, arbeitet nicht mit gleicher Sicherheit. Überhaupt läßt seine Sorgfalt nach. Er gebraucht Umschreibungen, die in dieser kargen Sprache durchaus fehl am Ort sind: „Es war nicht allzuoft, daß schwarz wie Kohle...";
oder: „Es war ein schmaler Hof, in dem wir lagen"; er stellt ein Beiwort gemäß überalterter Poetensitte nach:

„Und wir lagen auf dem Grund, dem harten"; er verwendet flaue Kehrreime, wie sie Geibel geschrieben haben könnte:

„Und wir sangen tausend alte Lieder
und der Schneewind wehte gut und rein."

oder:

„Grün ranken sich die Brombeerhecken
im Dornenwald vor Olyka."

Vor allem aber: sein Gefühl für den Unterschied von sachlicher Gestaltung und prosaischem Abschildern versagt allenthalben. Das ist bei diesem Talent besonders wichtig, denn seine Kraft beruht in der sicheren, harten, wahren Darstellung des Seienden. Seine Art und Aufgabe ist die dichterische Darstellung der Nichtillusion; aber eben die dichterische. In vortrefflicher Weise verwendet Kramer oft die prosaischen Ausdrücke der sozusagen sachlichen Heeressprache:

„In Szatmar traf sich, was aus den Karpathen
geflohen kam. Man formte uns vor Nacht
— zwei Ochsenstaffel Funker Schanzsoldaten
und Sanität — zu einer eignen Macht.
Wir faßten Brot und Mehl..."

Oder ein Befehl:

„Geraume Zeit
War Reisig zu verfüttern an zwei Pferde;"

Wenn er aber fortfährt:

„Sodann zu melden die Bekömmlichkeit,"

so trifft er nicht mehr die „ärarische" Sprache, sondern gibt Prosa schlechthin. Oder es heißt in der „Wildbachstraße":

„Blank zog den Hang, der ein Gebiet verwehrte,
Das reich war...",

in „Auf Genesung":

„Wir Rekonvaleszenten durften
dort, was uns angenehm war, tun."

So sind diese starken, sachlich kräftigen Gedichte allenthalben von Prosa durchsetzt. Sie wurden nicht mit letzter Sorgfalt überwacht: „Als wie bei einer Übung"; „die die Erinnerung erregt".

Kramer ist kein eigentlicher Lyriker: er ist ein Schilderer und Erzähler. In seinem Buch steckt ver-

[1] L. E. XXXI, 451.

hohlen, keimhaft, das Epos des Krieges. Darum auch wird die Gleichförmigkeit des ersten Teils übermäßig stark empfunden. Diese gleichgebauten Gedichte stehen nebeneinander, in keiner höheren Ordnung aufgebaut. Kramers Gedichte reißen nicht mit und wollen auch nicht mitreißen: mit einem unerbittlichen, letztlich gelassenen Blick berichten sie das öd gräßliche Geschehen. Dies aber ist nicht die Art des Lyrikers, sondern des Epikers. Er bewegt gerade durch den scheinbar unbewegten Vortrag. Aber es fällt doch auf, daß sich die Gedichte, die vom Bewegungskriege, von Rückzug, Marsch, Flucht handeln, in unserer Vorstellung nicht abheben; das Gedicht „Flucht" beginnt: „Aufgelöst war jede Zucht"; aber die Panik kommt wohl mit trefflichen Einzelzügen, aber nicht mit letzter Wucht heraus.

Und ähnlich in dem Gedicht „Auf der Kopfschußstation": vorzügliche Beschreibung, aber der Rhythmus, hier ein anapästischer, schlottert um den Inhalt:

„Alle wissen es, wie sie bei Anfällen leiden;
vor dem Ausgang schärft ihnen der Aufseher ein,"

und es erschüttert menschlich durch den Inhalt, nicht künstlerisch durch die Formung.

Trotz diesen Einwänden: ein wesentliches und höchst lesenswertes Buch. Diese Mängel beeinträchtigen wohl den künstlerischen Gehalt, die dichterische Reinheit der Gedichte, deren Rang fordert, sie mit höchstem Maß zu messen; dennoch, alles in allem: gestaltete Warnung.

Produktionsweise und Drama

Von Felix Ziege (Berlin)

In den letzten Jahren wurde eine Reihe von mehr oder minder beachtlichen und beachteten Versuchen zur Um- und Neugestaltung der dramatischen Form gemacht. Alle diese Versuche scheiterten entweder gleich anfangs oder endeten da, wo sie konsequent durchgeführt wurden, mit der Destruktion des Dramas. Denn Destruktion ist es, wenn dem Drama das ihm wesensfremde epische Moment aufgepfropft wird. Ist doch die Ausdrucksform des Dramas die Darstellung, die der Epik aber die Darlegung. Das gleiche gilt für die Verwendung des Films im Drama.

Derartige in ihrem Endeffekt das Drama und damit das Theater schädigende Versuche sind nur möglich, weil sie nicht aus der Beobachtung unseres täglichen Lebens erwachsen, sondern bloße Spekulationen auf der Basis oft nur halb und darum falsch verstandener philosophischer oder ökonomischer Theorien sind. So absolut voraussetzungslos aber der Wissenschaftler, der Wert auf vollkommen objektive Erkenntnisse legt, an das ihm vorliegende Objekt herangehen muß und nur dieses zum Ausgangspunkt seiner Erkenntnisarbeit machen darf, genau so voraussetzungslos muß der wissenschaftlich arbeitende Dramatiker vorgehen. Und da das Drama ja die Rekonstruktion des Lebens ist oder doch sein soll, so müssen die Gestaltungsgesetze des Lebens auch die des Dramas sein. Aufgabe des wissenschaftlich arbeitenden Dramatikers ist es also, die Gestaltungsgesetze des Lebens zu erforschen und zu den Gestaltungsgesetzen des Dramas zu machen.

Wie die Überschrift andeutet, besteht zwischen der Produktionsweise und dem Drama der denkbar engste Zusammenhang: Die Ausdrucksformen der jeweiligen Produktionsweise sind auch die Formen des Dramas, in denen die jeweiligen Probleme die ihnen gemäße Darstellung und den ihnen allein adäquaten Ausdruck finden. Es kann hier nicht gezeigt werden, daß und wie die Produktionsweise unser gesamtes Leben gestaltet. Aber daß ihre Erscheinungsformen auch die Formen des Dramas sind, soll durch einen kurzen historischen Rückblick bewiesen werden.

Sophokles lebte zur Zeit des beginnenden Entscheidungskampfes zwischen patriarchaler und handwerklicher Produktionsweise. Charakteristisch für diese ist es, daß sich der Arbeitsprozeß als eine einzige kontinuierliche Handlung innerhalb eines einzigen bestimmten Raumes abspielt. Diese Einheit von Handlung und Ort finden wir auch im altgriechischen Drama. Wir sehen also: Die Form der Produktionsweise und die dramatische Form gleichen einander vollkommen. Zu erklären bleibt

allerdings die im Drama ebenfalls vorhandene Einheit der Zeit. Denn wenn auch viele Produkte im Lauf eines Tages hergestellt werden können, so gibt es doch ebenso viele deren Produktion weit längere Zeit in Anspruch nimmt. Zwei Möglichkeiten gibt es für die Erklärung der Zeiteinheit: Die Anschauung des Produktionsprozesses als einer einzigen kontinuierlichen Handlung führt dazu, auch die Arbeitsdauer als Einheit anzusprechen. Oder man geht von der Tatsache aus, daß in damaliger Zeit ein Produkt weder nach seiner Qualität noch nach seiner Quantität bewertet wurde, sondern lediglich nach der Länge der investierten Arbeitszeit. Dann erklärt sich die Zeiteinheit als Werteinheit. Welche der beiden Erklärungen mehr für sich hat, braucht jetzt nicht untersucht zu werden, da es ja hier nur darauf ankommt zu zeigen, daß auch die Einheit der Zeit im altgriechischen Drama durch die Ausdrucksformen der damaligen Produktionsweise bedingt ist.

Die gleiche Beobachtung können wir an allen für ihre Zeit repräsentativen Werken der Weltliteratur machen. Dies im einzelnen aufzuzeigen, ist Aufgabe der Literarhistoriker. Ich will diese Tatsache nur noch an zwei Beispielen nachweisen: an Shakespeare und Georg Büchner.

Zur Zeit Shakespeares ist das Handwerk weit differenzierter als im sophokleischen Zeitalter. Die immer größer werdende Mannigfaltigkeit und Kompliziertheit des Werkzeugs führt zwangsläufig zu einer entsprechenden Arbeitsteilung — zu neuen Berufszweigen. Es ist selbstverständlich, daß dadurch der im griechischen Altertum noch kontinuierliche Produktionsprozeß Unterbrechungen erfährt. Und diese sind um so größer und einschneidender, je mehr die gewachsenen Bedürfnisse und Ansprüche auch eine Vielfalt des in und zu einem Produkt zu verarbeitenden Materials, das aus den verschiedensten Gegenden beschafft werden mußte, notwendig machen. So stellt sich also das Produkt als eine Folge in sich abgeschlossener, aber zielverbundener zeit- und ortsverschiedener Handlungen dar. Genau das gleiche Bild zeigt die Form des Dramas: mehrere (fünf) in sich abgeschlossene, aber zielverbundene Akte, die in zeit- und ortsverschiedene Szenen aufgeteilt sind.

Die äußerste Grenze der Spezialisierung des Werkzeugs wird im Zeitalter des Manufakturismus erreicht. Kann der Handwerker zur Zeit Shakespeares noch ein ganzes Produkt herstellen — beispielsweise: der Schneider einen Anzug —, so ist er jetzt dazu nicht mehr in der Lage. Jetzt gibt es für jeden Anzugteil, für Jacke, Hose und Weste einen Spezialisten. Ja, die Spezialisierung geht sogar so weit, daß sich für die Einzelteile der Teile (Kragen, Ärmel, Taschen usw.) Sonderspezialisten herausbilden, deren Arbeit zwar in sich abgeschlossen ist, aber noch lange kein Ganzes ergibt. Bei dieser Produktionsweise ist es bis zu einem gewissen Grade sogar gleichgültig, in welcher Reihenfolge die Einzelteile zusammengesetzt werden. Die manufakturistische Produktionsweise ist also eine fast willkürliche Folge in sich abgeschlossener Einzelhandlungen, die sich dank ihrer gleichen Zielbestimmtheit zu einer Einheit zusammenfinden. Genau das gleiche gilt für das Büchnersche Drama: Es ist eine Folge in sich abgeschlossener Bilder, deren Reihenfolge bis zu einem bestimmten Grade willkürlich verändert werden kann. Zu einer dramatischen Einheit schließt sie nichts als ihre Zielverbundenheit zusammen.

Mit den vorstehenden drei Beispielen sind wohl die eingangs aufgestellten Behauptungen bewiesen: Die Ausdrucksformen der Produktionsweise einer bestimmten Zeit und die Formen jedes überragenden Dramas derselben Zeit gleichen einander vollkommen. Wir werden also zu einer neuen Blütezeit des Dramas und damit des Theaters nur gelangen, wenn wir die Formen unseres Dramas mit der Ausdrucksform unserer Produktionsweise in Übereinstimmung bringen.

Für die Produktionsweise unserer Zeit ist die Maschine bestimmend. Betrachten wir ihr Gesicht, so sehen wir, daß dafür die sinnvolle Zusammensetzung der verschiedensten Werkzeuge charakteristisch ist: Räder, Hebel, Kolben usf. Jeder einzelne dieser zu einem Ganzen verbundenen Teile führte — und führt bis zu einem bestimmten Grade noch — als Werkzeug eines bis ins Letzte spezialisierten Handwerks ein Sonderdasein. Jetzt aber hat er dieses Einzelleben aufgeben müssen, um als Teil eines Ganzen seine Einzelkraft mit vielen Einzelkräften zu verbinden, die aufeinander abgestimmt sich gegenseitig in ihrem Wirken fördern und durch ihr Ineinander- und Zusammenwirken zu einer bis dahin ungeahnten Kraftentfaltung steigern.

Dieser Kollektivcharakter der Maschine ist nicht ohne Einfluß auf die Produktionsweise geblieben. Wohl werden auch heute noch wie im Manufakturismus die Einzelteile der Teile in gesonderten Produktionsprozessen hergestellt. Im Gegensatz zum Manufakturismus aber sind diese ebenfalls in sich abgeschlossenen Produktionsprozesse nicht nur ziel-, sondern auch zeitverbunden: ihr Ablauf ist ein gleichzeitiger — muß es sein, weil nur so der stockungslose, kontinuierliche Produktionsprozeß, das Ineinander und Zusammen zu einem Teil und Ganzen gewährleistet wird. Ob aber der gesamte Produktionsprozeß vom Einzelteil eines Teiles bis zum Gesamtprodukt ein kontinuierlicher ist, wird durch die Lage der Produktionsstätten der Teilprodukte bestimmt. Nur wenn alle Teilprodukte in einem und demselben Fabrikkomplex hergestellt werden, kann der gesamte Produktionsprozeß ein kontinuierlicher sein. So stellt sich die moderne Produktionsweise dar als eine Folge in sich abgeschlossener, gleichzeitiger und sich ergänzender ortsverschiedener Produktionsprozesse. Dementsprechend ist auch die Form des modernen Dramas eine Folge in sich abgeschlossener, gleichzeitig spielender und sich ergänzender, aber niemals inhaltsgleicher Szenen. Das so und nur das so gebaute Drama ist das Drama unserer Zeit. Denn nur durch die gleichzeitige Darstellung sich ergänzender ortsverschiedener Handlungen können die Probleme unserer Zeit den ihnen adäquaten Ausdruck finden.

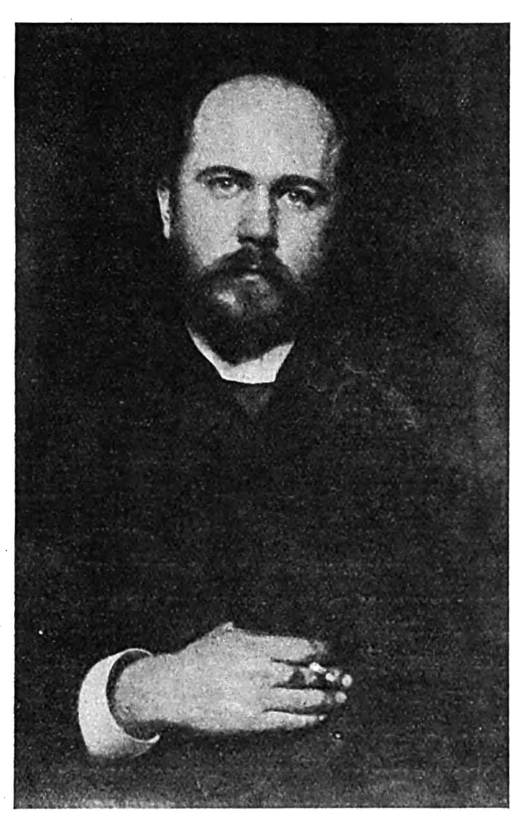
Hanns von Gumppenberg[1]

Von Joseph Sprengler (München)

Nun liegen seine Lebenserinnerungen vor: lautere Sachlichkeit. Bis fast in das letzte Jahrzehnt hält ein skeptischer Humor Abstand zu den eigenen Streichen, den guten und bösen Begegnungen, Ereignissen und Entwicklungen. Dann freilich scheint es, als ob die Skepsis herber würde, je mehr sie den Kampf mit Dokumenten belegt. Übrigens bleibt das Bekenntnis von Gehässigkeit so blank wie von Intimitäten. Wenn Hebbel sagt, daß des Mannes Keuschheit auf die Seele gehe, so ist dieser Freiherr von Gumppenberg gewiß ganz ein Mann, ein deutscher Mann und Mensch gewesen. Aus einem Geschlecht von Romantikern stammend, wie er selber begründend anführt, schließt er sich früh in sich ein, gegen die Schulkameraden eher spröde, deshalb schon unverstanden, eben deshalb zwischenhin schon verbittert. So kommt er aus der münchener Pagerie, wo er mit den Edelknaben erzogen worden war, an die Universität zu dem Literarhistoriker Michael Bernays. Da ihm Mittellosigkeit nicht erlaubt, selber einen Lehrstuhl zu erwarten, wird er, was er schon war, ein Dichter, das heißt im praktischen Leben ein Schriftsteller mit allem Elend des freien Berufs. Dabei hat seine Liebe, nein, wirklich seine Leidenschaft allein jener dichterischen Form gegolten, worin er, wenn er überhaupt je den Erfolg kennengelernt hat, sicherlich am wenigsten Erfolg hatte: dem Drama. Mit fieberhafter Tätigkeit schafft der Zwanzigjährige Einakter, Dreiakter, Fünfakter. Wer hat sie entdeckt? Niemand. Oder gedruckt? Oder aufgeführt? Zwei allerdings sind treu zu ihm gestanden das Leben durch. Natürlich, daß davon die eine die Not war. Die andere aber war noch früher dagewesen: jene der Parzen, die den Faden entzwei schneidet. Welches merkwürdige Geschick über ihm! So oft er Aussicht hat, sei es bei einem Buch, sei es bei einem Bühnenstück, sei es auf eine Lebensstellung, zerschlägt es sich. Sein „Odysseus auf Ithaka“ wird von der münchener Hofbühne angenommen und ebenso rasch zurückgeschickt. Sein „Thorwald“ gelangt zwar ebenda zur Aufführung, muß aber auf Einspruch einer Prinzessin abgesetzt werden. Es folgt sein vielleicht größter Versuch: „Der erste Hofnarr“. Trotz Possarts schützender Hand wiederum nur Tücken und Kobolde ringsum. Und nicht anders ist es Gumppenberg als Vorkämpfer der Moderne ergangen. Für ein Gedicht Karl Henckells, das er vorträgt, erhält der „Fahrlässige“ wegen beleidigter Majestät zwei Monate Festung. Und die Tragödie wendet sich vollends zur Tragikomödie, wenn er, der zu den Realisten

[1] Hanns von Gumppenberg: „Lebenserinnerungen.“ Aus dem Nachlaß des Dichters. Eigenbrötler Verlag, Berlin-Zürich. 414 Seiten.

zählte und als Rationalist, ja als Atheist verdächtig war, plötzlich für spiritistische Offenbarungen tollster Art mit der Stimme des Propheten eintritt. Und doch, so lächerlich der Tiefpunkt seines geistigen Lebens sein mochte, der Kampf zwischen der Mystik, die er im Blut geerbt hatte, und dem Denkerischen, das ihn prägte, mußte einmal ausgetragen werden.



Hanns von Gumppenberg

Zunächst in sonderbaren philosophischen Gängen. Er hat nämlich das Absurde beileibe nicht bloß geglaubt, er hat — vielmehr noch — es logisch zu beweisen gesucht. Erst allmählich ist der Kopf frei geworden. Einer, der den Rätseln nachbohrte, ist er immer geblieben. Auch in seinen Dramen, die er auf Gedanken, Ideen und Probleme baute. So war die Psychologie ihr Drang, die Menschheit ihr Gegenstand, das Symbol ihre Form und ein Weltbild ihr Ziel. In der Zeit Ibsens ist das Drama außerdem immer zugleich auch Abrechnung des Dichters mit sich selber gewesen.

Mag sein, daß manches, wie ein Kritiker zum „ersten Hofnarren" bemerkte, als „Demonstrativ-Schauspiel" wirkte. Immerhin bestand die engste Einheit zwischen Werk und Schöpfer; denn Gumppenberg hat den Heroismus, ob er optimistisch, ob er pessimistisch war, gelebt, den er gelehrt hat. Und es gehörte wahrlich Stärke dazu, in der ach so persönlichen Tragikomödie oder in noch Schlimmerem nicht zu versinken. Was hat er doch um des Brotes willen alles sein müssen! Reklamechef in einem technischen Patentbüro, Lehrmeister im Degenfechten, verkrachter Redakteur, verfolgter Kritiker. Noch in späteren Jahren hat er weit in jede Nacht hinein nur in Wein-, Bier- und Teestuben an seinen Arbeiten gefeilt. Ist es die Zeit, ist es Zufall, ist es am Ende tiefere Wesenheit gewesen, die ihn streckenlang an den Bohemebruder Wedekind band? Der allerdings ist bis in Form und Gestaltung zum Tragikomöden geworden. Gumppenberg nicht. Gumppenberg hat, obwohl sich sein Aufnahmesinn zur Wirklichkeit hinwandte und seine Prosa schier nüchtern werden konnte, als innersten Quell doch das Pathos gefühlt. Also hat ihn nichts mehr gekränkt, als daß seine Nebensachen, seine Grotesken, seine Parodien, seine Satiren hauptsächlich galten, während er doch hohe, reine Tragödien schrieb und den Deutschen ihr Geschichtsdrama geben wollte.

Nachdem er schon auf den Tod krank war, hieß ihn ein begüterter Freund die Werke sammeln. Daraufhin nahte sich jene graue Göttin zum letztenmal, ehe sie das allerletztemal kam, und nahm den Mäzen noch vorher hinweg.

Stein

Von Wilhelm Mommsen (Marburg)

Zum 100. Todestag des Freiherrn vom Stein am 29. Juni ist eine Fülle von Schriften erschienen, die das Leben Steins dem deutschen Volk verständlich machen wollen. Manche gute Schrift ist darunter. Aber im Grunde ist alles, was sonst über Stein geschrieben wurde, überholt durch die große neue wissenschaftliche Biographie, die der freiburger Historiker veröffentlicht hat.[1] Sie überholt das bisherige Schrifttum nicht nur dadurch, daß sie das Aktenmaterial neu und

[1] Gerhard Ritter: Stein. Eine politische Biographie. 1. Bd.: Der Reformer. 2. Bd.: Der Vorkämpfer nationaler Freiheit und Einheit. Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin 1931. 542/408 Seiten.

umfangreicher als alle bisherigen Biographen durchgearbeitet hat. Sie überragt auch an geistiger Bedeutung alles, was anläßlich des 100. Todestages erschien.

Steins Persönlichkeit wurde dem deutschen Volk zum erstenmal wieder näher gebracht durch das vielbändige Werk von Pertz, das im wesentlichen eine Materialsammlung war. Neben dem wichtigen Buch des Engländers Seeley ist dann bis zum Erscheinen des Ritterschen Werks die große dreibändige Biographie von Max Lehmann das maßgebende Werk über Stein gewesen, das durch eine einbändige Volksausgabe Steins Persönlichkeit auch weiteren Kreisen vertraut gemacht hat. Die Größe der wissenschaftlichen und darstellerischen Leistung Max Lehmanns bleibt auch dann bestehen, wenn man heute urteilen muß, daß Ritters Werk Max Lehmann an Quellenbenutzung und Auffassung überholt hat. Der eigentliche Fortschritt, den Ritters Biographie vom wissenschaftlichen Standpunkt aus darbietet, ist zunächst, daß der Verfasser mit Recht manche überholten Fragestellungen überwunden hat. Der durch Max Lehmanns Auffassung ausgelöste Streit um die Frage der Abhängigkeit Steins von den Ideen von 1789 hat die weitere Forschung vielfach allzusehr in ihren Bann gezogen und in die Gefahr gebracht, an der eigentlichen Problemstellung vorbeizugehn. Dasselbe gilt zum Teil für die Frage, ob Meineckes These von der weltbürgerlichen Bestimmtheit Steins zutreffend sei. Meinecke hat in seinem in der Gesamtauffassung im Grunde von niemand bestrittenen Buch uns klar gemacht, wie vor allem bei den Vertretern des geistigen Deutschlands das nationale aus weltbürgerlichem Denken erwuchs. Aber es war sehr fraglich, ob diese These auch auf einen Politiker wie Stein Anwendung finden könne, und Ritter verneint das, indem er im Grunde diese Frage gar nicht mehr stellt. Dafür wird die Entstehung der Anschauungen Steins sehr viel weiter und umfassender dargelegt. Auch Ritter leugnet selbstverständlich nicht, wie sehr Stein im Zusammenhang der großen politischen und geistigen Umgestaltung steht, die von der französischen Revolution ihren Ausgang nahm. Aber soweit ausländische Vorbilder in Frage kommen, ist Stein nicht von Frankreich, sondern von England her bestimmt, wobei freilich seine eigene Auffassung englischen Lebens nun wiederum im wesentlichen von Montesquieu beeinflußt wurde. Vor allem aber hebt Ritter, und wie uns scheint mit vollem Recht hervor, wie stark Steins politische Ideale von den altständischen Ideen der früheren deutschen Geschichte ausgingen. Damit ist die Biographie Ritters zugleich ein gewisser Gegenschlag gegen die Tendenzen, die, wie wohl auch Max Lehmann, den Reichsfreiherrn allzu modern auffaßten und allzu stark von den Ideen des 19. Jahrhunderts her bestimmt sahen. Mit Recht wird von Ritter hervorgehoben, daß Stein im Grunde zwischen den Zeitaltern lebte und daß seine eigenartige und urwüchsige Persönlichkeit und ihre Anschauungen auch im Kreise der preußischen Reformer fast fremd dastand. Andererseits möchten wir meinen, daß Ritter etwas weit geht, wenn er die eigentliche Bedeutung Steins nur in der Größe seiner gewaltigen und charaktervollen Persönlichkeit sieht. Hinter den altständischen und „altfränkischen" Gedanken Steins, hinter vielfach durch die Entwicklung überholten Auffassungen, verbirgt sich doch etwas ganz Neues und Schöpferisches, ein neuer, von Stein vielleicht unbewußt erlebter Staatsgedanke, ein Staatsbürgertum nun doch im modernen Sinn, das bei allem Festhalten an ständischen Formulierungen im Grunde das Wesen ständischer Auffassungen überwindet in dem Bewußtsein der Einheit von Volk und Staat.

Die gewaltige und zukunftsreiche Bedeutung von Steins Wirken kommt in dieser Biographie, die allzu modernisierender Betrachtung widerspricht, vielleicht gerade deshalb zum Ausdruck; auch Ritter empfindet und spricht es aus, wie die Probleme Steins vielfach noch die Probleme unserer Tage sind. Es ist hier nicht möglich, im einzelnen über den Aufbau und die Einzelergebnisse des Ritterschen Werks zu sprechen. Besonders wichtig ist die Darstellung der Wurzeln der Steinschen Reformideen. Vor allem wird natürlich sehr eingehend Steins Tätigkeit als Reformer des preußischen Staates geschildert. Ritter weist mit Recht darauf hin, welche unendliche Arbeit in dem einen Jahr, das das eigentliche Reformministerium Steins umfaßte, geleistet wurde und wie



Stein

Nach einer Zeichnung von Schnorr von Carolsfeld (1820)

Steins gewaltige, energische Persönlichkeit nötig war, um die Reform, die nach seinem Ausscheiden Stückwerk blieb, durchzusetzen. Dabei wird freilich sehr nachdrücklich darauf hingewiesen, daß die einzelnen Reformgesetze nur zum geringsten Teil persönliches Werk von Stein sind und der Kreis der Mitarbeiter und Helfer nach Gebühr geschildert. Vielleicht tritt auch gerade dadurch wiederum Steins Bedeutung besonders stark hervor, daß er nicht isoliert wirkte, sondern in einem Kreis bedeutender Männer, die alle in ihm den unbedingten Führer anerkannten. Auch die Schattenseiten des Steinschen Wesens werden nicht verschwiegen. Die geringe diplomatische und Anpassungsfähigkeit des dämonischen und leidenschaftlichen Menschen, der seine Mitarbeiter und vor allem auch den König nicht immer zweckmäßig zu behandeln wußte.

Wenn der erste Band der Ritterschen Biographie den Reformer in den Mittelpunkt stellt, so der zweite den Kampf für die Befreiung und für die Schaffung eines einheitlichen deutschen Staates. Ausgehend von der „Erfüllungspolitik" nach Tilsit, die dann 1808 durch den Versuch einer nationalen Erhebung abgelöst wurde, schildert Ritter, wie Stein im Grunde durch eigene Unvorsichtigkeit seine zweite Entlassung möglich machte. Stein, im Grunde nie Diplomat, war fast leichtsinnig, als er einen Brief, der von den Erhebungsplänen sprach, über Berlin schickte, wo er fast notwendig in die Hände der französischen Spionage fallen mußte. Freilich nicht die Tatsache, daß Napoleon diesen Brief auffangen ließ, entschied allein seinen Sturz. Alle inneren Widerstände wurden jetzt wach und schließlich Stein entlassen, wodurch auch die Reform Preußens Stückwerk blieb. Es folgten Jahre der Verbannung, bis er schließlich in den Zeiten des russisch-französischen Krieges 1812 nach Rußland gerufen wurde und dann als Berater des Zaren den Freiheitskampf mitmachte. Ritter bezweifelt dabei und wohl mit Recht, daß Stein, wie man oft meinte, entscheidend mitgewirkt hat, daß der Zar sich zur Fortführung des Krieges auf deutschem Boden entschloß, und damit überhaupt erst die deutsche Erhebung möglich machte. Auch das Zustandekommen des preußisch-russischen Bündnisses von 1813 ist, wie Ritter darlegt, ohne unmittelbare Einwirkung Steins erfolgt. Auf der anderen Seite wäre ohne sein Eingreifen in Ostpreußen die dortige noch gegen den Willen des Königs erfolgende Erhebung nicht denkbar. Besonders anschaulich und fast ergreifend schildert Ritter die inneren Kämpfe und Gegensätze, die diese Vorgänge begleiteten und den Widerstand, den Stein in seiner Stellung als russischer Beauftragter hier bei York und Schoen fand. Sehr nachdrücklich wird dann herausgearbeitet, mit welcher leidenschaftlichen Entschiedenheit Stein für den Gedanken eines deutschen Staates in den nächsten Jahren focht und wie dieser Kampf vergeblich war, weil die Zeit eine Lösung nicht erlaubte und Stein im Grunde über höchst utopische Pläne einer deutschen Verfassung nicht hinaus kam.

Wir müssen darauf verzichten, mehr als diese wenigen Bemerkungen zu Ritters bedeutendem Werk zu machen, das zugleich ein Zeitbild von eindringlicher Schärfe gibt. Gewiß kann man in manchem anderer Meinung sein als der Verfasser, aber seine gesamte Auffassung Steins wird im wesentlichen nicht zu bestreiten sein. Wenn man dieses Werk freilich mit der Fülle von Literatur vergleicht, die der Gedenktag brachte, und mit den Reden, die an ihm vielfach gehalten wurden, so kann man zunächst meinen, es sei hier eine gewisse „Entgötterung" Steins erfolgt. Aber wirklich vertiefte Betrachtung wird finden, daß gerade durch die realistische Betrachtungsweise von Ritter, die die innere Problematik des Steinschen Wesens und auch seine Schattenseiten sieht, die wahre Größe Steins im Grunde nur deutlicher wird. Ritters Werk ist ein schöner Beleg dafür, wie sehr eine Biographie, die von der allzu üblichen heroisierenden Methode absieht und auch die Ecken und Kanten einer behandelten großen Persönlichkeit klar werden läßt, gerade die menschliche und politische Größe besonders deutlich dem Leser vor die Augen stellt.

Proben und Stücke

Aus: „Wir lagen in Wolhynien im Morast..." Gedichte von Theodor Kramer

Der Verschüttete

Der milde Tag, an dem ihn die Granate
verschüttet, jährte sich zum zehnten Mal;
längst zog daheim man keinen Arzt zu Rate,
die Schultern zuckten unverändert schmal.
Er brannte nach wie vor die blauen Krüge,
mit denen still er vor die Schenken zog;
so achtete man nicht der hellen Züge,
des tiefen Atems, der die Herbstluft sog.

Er aber hob seit vielen blauen Tagen
im Garten, der schon abgeerntet war,
vor Nacht den Rasen aus und schuf mit Schragen
und Draht ein Bollwerk wie vor manchem Jahr.
Nichts fehlte da, bis auf die spitzen Reiter
glich es dem Graben, seichter nur und klein;
ein Gruß tagsüber, stak der Spaten weiter
im Grund, der roch nach schwarzem Brot und Wein.

Und in den Nächten, wann der Mond die Mauer
heraufkam und sie wähnten ihn zu Bett,
lag er im Graben hinten auf der Lauer,
die Schultern straff, die Hand am Bajonett.
Das kleine Rascheln der verdorrten Ranken,
der Erde Rauschen einzig war um ihn;
und hallend stieß er manchmal an die Planken
des Walls und weinte leise vor sich hin.

Auf Vormarsch

In Szatmar traf sich, was aus den Karpathen
geflohen kam. Man formte uns vor Nacht
— zwei Ochsenstaffel Funker Schanzsoldaten
und Sanität — zu einer eignen Macht.
Wir faßten Brot und Mehl in großer Menge
am nächsten Vormittag. Die Sonne stach;
wir maßen auf den Karten Weg und Länge
und rückten quer der Front durchs Flachland nach.

Doch schon am Saum der grasbedeckten Tiefen
gewann die Glut des Sommers so an Macht,
daß wir tagsüber in den Zelten schliefen
und weich erst losmarschierten gegen Nacht.
Es war nicht allzu oft, daß schwarz wie Kohle
ein Busch, ein Brunnen quer im Weg uns stand;
wir hielten uns bis Früh nach der Bussole
und keine Feldpost ward uns nachgesandt.

Und wie wir so marschierten und am Feuer,
von Tau durchnäßt, uns wärmten Früh um Früh,
empfanden wir den Marsch als Abenteuer
und überwanden gerne jede Müh.
Wir schritten wie von eignem Drang getrieben,
sobald gesunken war der rote Ball,
im Takt der Joche, die sich hölzern rieben
am Nackenbug des Viehs mit leisem Schall.

Die Reisigstraße

Als der Vormarsch in den schwarzen Forsten
stockte, brachte dies uns keine Rast;
denn die Straßen waren tief geborsten
unter ungewohnter Wagenlast.
Und der Nachschub, den die Truppen vorne
dringend heischten, ließ nicht Zeit genug,
einen Unterbau durch das verworrne
Bett zu legen, der Geschütze trug.

Und mit unsren breiten Messern hackten
wir der Tannen zähes Reisig klein
und vermischten es mit Kies und prackten
es in den geborstnen Fahrdamm ein.
Wo am andern Tag des Wassers Flecke,
das zum Binden zugesetzt war, floh'n
aus dem Mengsel, war die Straßendecke
grau und hart und tragfest wie Beton.

Und durch keine Pause unterbrochen,
reihte sich zu Abend Fuhr an Fuhr
auf der Straße, die Haubitzen krochen
ihre Steigung ohne Räderspur.
Und wir lagen auf dem Grund, dem harten,
übermüde wach die ganze Nacht;
und das Reisig roch, die Räder knarrten
und die Wipfel rauschten schwarz und sacht.

Wir lagen in Wolhynien im Morast...

Wir lagen in Wolhynien im Morast,
der mählich überging in schwarzen Sumpf,
seit Tagen eingegraben; grüner Glast
gab Blasen ab und strich aus Strunk und Stumpf.

Tief unter Wasser ging gedämpft der Schall
der Minenwerfer und Granaten auf,
und Wassersäulen warfen weißen Schwall,
vermengt mit Fasern und Getier, herauf.

Des Ulmenwalds, der hinter uns verzog,
ward jede Nacht ein Strich samt Stumpf und Stiel
gefällt; der schwarze Schein des Wassers trog
und die Geschütze schossen übers Ziel.
Die Stellung war fast sicher. Nur der Grund
stieg hoch und stieg uns feucht bis an die Knie';
wir stopften ihm mit Sand den schwarzen Schlund,
der wie ein Kind durch die Verschalung schrie.

Und durchs Gebälk stieg sacht doch stet die Flut
und fraß den Sandsackwall. Von unsren Zeh'n
fiel schwarz das Fleisch, zu Kopf stieg uns das Blut;
kaum konnten wir die spitzen Reiter sehn.
Wir lagen ausgestreckt (daß das Gewicht
sich sehr verteile) dann noch stundenlang
und lauschten, bis sich hob das frühe Licht,
entspannt dem Wind, der in den Ulmen sang.

Wir lagen in geräumiger Kaverne ...

Wir lagen in geräumiger Kaverne
auf Pritschenreih'n, bestreut mit Birkenlaub;
es dröhnte dumpf die Front in weiter Ferne
und von der Pölzung troff ein feiner Staub.
Blank glänzten die Gewehre eingefettet
und die Monturen waren längst genäht;
stumm starrten wir, auf rauhe Streu gebettet,
ins Schachtlicht, das sich glich von früh bis spät.

Es glichen sich, dem Licht gleich, auch die Stunden,
ganz ohne Inhalt und doch ungewiß,
daß wir uns gerne widmeten den Wunden,
die uns der scharfe Schweiß des Reisigs biß.
Wir sammelten das Harz der Birkenschalen
und sogen sacht die bittren Knospen aus;
wir lernten es den Zwieback zu zermahlen
und hielten lang mit seinen Krumen Haus.

Und in den Nächten, wenn aus allen Falten
gerieben war der schweißdurchtränkte Staub,
vermeinten wir das mähliche Erkalten
der Ebene zu hören, und ihr Laub,
des Dinkels Wurzeln, die wie Mäuse scharrten
im Mergel, der uns zu erdrücken schien;
und manche schoben aufgesparte Schwarten
mit trockner Zunge ängstlich her und hin.

Echo der Zeitungen

Theodore Dreiser
(Zum 60. Geburtstag)

„Dreiser ist ein Mittelwestler, deutscher Abkunft. Ein Kritiker wie Mencken, selbst der gleichen Abstammung, findet in Dreisers Schaffen etwas Teutonisches, und er versteht darunter die Geduld, die Halsstarrigkeit der Rasse. Die Komposition eines Romans sei ihm etwas Feierliches. Er wirft ihm vor, mit systematischer Vorbereitung seine Stoffe zu belagern und zum Schluß zu stürmen. Eine Schwere haftet Dreiser an. Aber es ist die gleiche Schwere, die Zola das Gewicht gab, von dem er viel, sehr viel gelernt hat. Mencken sieht den französischen Einschlag im schriftstellerischen Metier nicht. Dreiser hat Flaubert gelesen, er kennt die ganze französische Generation, die in seinen Werdejahren die Romanliteratur der Welt führte. Er sucht nach den spielenden Nuancen in den Empfindungen. Seine Menschen schreiten langsam durch eine Handlung und durch ein Milieu, um in wiegendem Gang ihre seelische Muskulatur zu präsentieren. Es gibt Steigerungen darin, die überraschen, wie in der „Sister Carrie", dem ersten Roman, der Dreisers festen Zugriff offenbart. Hier beginnt schon seine Galerie von Frauen, die er zehn Jahre später in „Jennie Gerhardt", dann in den weiblichen Figuren des „Titan", vor zwei Jahren in den fünfzehn Lebensschicksalen „Die Frau" fortsetzte. Es sind fast immer Geschöpfe, die dem Mann unterliegen, weil sie sich einer Atmosphäre von Sinnlichkeit und Gemüt nicht entziehen können. Sie haben vom Amerikanischen, wie wir es uns vorstellen, selten die feste Entschlossenheit zu leben. Man kann sie sich in einem europäischen Klima denken. Aber wahrscheinlich sind unsere Vorstellungen falsch, und Dreiser sieht der Amerikanerin des Kleinbürgertums, die am Manne emporkommt und wieder durch ihn fällt, richtig ins Lebenszentrum." Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 637 A.).

„Es ist wohl das deutsche Blut, das sich in dieser Durchblutung von Dreisers Epik mit Mystik ausspricht. Sein darwinistischer Entwicklungsglaube eint sich mit dem Ahnen vom Sinn all dieses Weltgetriebes, sein scharfes Beobachten der Tatsachenwelt eint sich mit dem Gefühl für das Schicksalhafte alles Weltgeschehens. Das Bauernblut deutscher Vorfahren hat ihn ebenso erdhaft, wuchtig wie träumerisch-grübelnd gemacht, hat ihn ebenso einen Mann der Tat wie einen um das Lebensgeheimnis Wissenden werden lassen." Hanns Martin Elster (Köln. Ztg. 462).

„Theodore Dreiser ist, wie Arthur Rundt einmal erzählt hat, ein betont unheiterer Mensch, durchaus das Gegenteil der Amerikaner mit der bewußten ‚Keep smiling'-Gesichtsmaske. Ein sachlicher, solider Mann, im persönlichen Verkehr so ernst, daß man ihn für mürrisch halten könnte. Seine Erzählungskunst wirkt zwar nicht mürrisch, aber gründlich und sehr ernst. Dieser Schwerarbeiter hat fast ein Jahrzehnt gebraucht, um die ‚Amerikanische Tragödie' zu schreiben. Upton Sinclair behauptet, Dreiser sei sein eigener Chor: ‚Mitleid und Kummer durchziehen wie eine monotone, gedämpfte Melodie seine Geschichten von der Nichtigkeit und dem falschen Glanz des Daseins.' Das ist eine sehr wichtige Beobachtung. Dem Leser der Romane ‚Schwester Carrie', ‚Der Titan', ‚Das Genie', ‚Jennie Gerhardt' und des Zyklus ‚Die Frau' tönt in der Tat immer wieder die resignationserfüllte Stimme des Erzählers entgegen, nicht schicksalsdeutend, sondern mit fanatischer Gründlichkeit Lebensumstand an Lebensumstand reihend, weder revolutionär aufbegehrend noch optimistisch zustimmend." Otto Pick (Prager Pr. 231).

„Dreisers Werk hat eine geschichtliche Aufgabe zu erfüllen: es hat das Seine dazu getan, den geistigen Nährboden des amerikanischen Volks, der schon begann filzig und träge zu werden, aufzulockern. Er hat den Haß der Träger dafür geerntet — wo wäre dies wohl anders! — und die Dankbarkeit der Mitstrebenden. In seinen Romanen entsteht vor uns ein grandioses und umfassendes Bild des geistigen Menschen des 20. Jahrhunderts mit all seinen Verstrickungen in Philosophie und Religion, Naturwissenschaft und Technik. Leid und Kummer, Verirrungen und Verwirrungen, die die moderne „Kultur" über die Gestalten seiner Romane bringt, sind für Dreiser Prüfsteine, um uns aufgeschlossener gegenüber den tausendfachen Erscheinungen des Lebens zu machen, um die ethischen Pflichten aufzuzeigen, die der Mensch gegen sich und die Welt hat. So entsteht vor uns ein Lebensbild, das von gewaltigen ethischen Kräften gemeistert wird, denen sich niemand — bewußt oder unbewußt — entziehen kann, ohne unterzugehen." Kurt Müro (Vorw., Abend 400).

Vgl. auch: Michael Geyer (Saarbr. Ztg. 233); Paul Scheffer (B. T. 386); B. T. (369).

*

Hermann Anders Krüger
(Zum 60. Geburtstag)

„Wie Krüger zur Literatur kam? Nicht ganz geradlinig, wie ja auch der äußere Ablauf seines Lebens alles andere als geradlinig ist. ‚Ich kam zu den Büchern, indem ich ihnen entgehen wollte‘, sagt er selbst. Das heißt: Der Junge, Pastorensohn in Dorpat, dem es mehr Freude machte, durch Felder und Wiesen und über Hecken und Zäune zu setzen als über Schulaufgaben zu brüten, wurde vom strengen Vater im Haus eingesperrt, wo er zwischen väterlicher Bibliothek und Gemeindearchiv zu wählen hatte. Hier wurden die historischen Neigungen geweckt, die ihn später zum Studium der Geschichte trieben, nachdem er eine Zeitlang als Kandidat der Theologie Lehrer im Schwarzwald geworden war. Tätigkeit als Bibliotheks- und Museumsbeamter in Dresden wird durch die als Hochschuldozent in Hannover abgelöst. Eine Vortragsreise nach U. S. A. schiebt sich ein. Den Weltkrieg macht er als Freiwilliger mit. Nachher steht er elf Jahre in der Politik als Landtagsabgeordneter, Mitglied der thüringischen Regierung, einmal sogar als Chef der Landespolizei. Schließlich ist er zu seiner ersten stillen Liebe zurückgekehrt, als er die Leitung der gothaischen, dann die der altenburger Landesbibliothek übernahm.

Noch keine seiner Tätigkeiten, bei denen er immer und überall seine volle Energie einsetzte, hat vermocht, die ganze Kraft dieses naturhaften Menschen aufzubrauchen. Launig weiß er zu berichten, wie er in Mußestunden an der Hobelbank steht, um seine Bienenhäuser, Karnickelställe und Hundehütten zu zimmern, oder wie er im Park seine von ihm gepflanzten Bäume betreut. Musikalische und plastische Kunst ist ihm lieb und vertraut. In diesen Stunden, entfernt vom Getriebe der beruflichen Arbeit, sammelt sich in ihm das, was an treibenden Strömen sein Lebensschiff lenkte. Die geheimnisvollen inneren Mächte, die ein Menschenschicksal gestalteten, wollen nun selbst gestaltet werden. Die Spannungen zwischen Vater und Sohn, die Spannung innerhalb seiner eigenen Artung, an der Vater und Mutter gleich starken Anteil haben, Eindrücke seiner Erziehung in Herrnhut, die Erkenntnis sozialer Schichtung im Kleinen des Schullebens sowohl wie im Großen der Gesellschaftsordnung, Fragen der Jugendbewegung — das sind so einige der Punkte, an die das künstlerische Schaffen Krügers knüpft. Alle aber werden sie nicht erörtert oder dargestellt, sondern zu einem neuen, eigenen Leben gestaltet: denn Hermann Anders Krüger ist ein Dichter.“ Martin Kunath (Leipz. N. Nachr. 222).

„Daß Hermann Anders Krüger mit vollem Recht beanspruchen darf, in einer Literaturgeschichte eingehend gewürdigt zu werden, beweist allein der tiefgehende und nachhaltige Erfolg seines herrnhuter Bubenromans ‚Gottfried Kämpfer‘, der in mehr als achtzigtausend Exemplaren über das ganze deutsche Volk verbreitet ist, in mehrere fremde Sprachen übersetzt wurde, und dessen unverwischbarer Einfluß in mancherlei — nicht nur in literarischer — Hinsicht, leicht nachweisbar ist. Es ist wohl kaum ein besserer Erziehungsroman geschrieben worden. Ein unbestechlicher Kritiker, der Schiller-Biograph Karl Berger behauptet, daß in diesem Bubenroman sich nicht nur das Wesen des deutschen Knaben überhaupt, sondern auch ein gut Stück der deutschen Volksseele und des Entwicklungsganges des deutschen Volkes spiegele.

Ihm zur Seite steht der ‚Kaspar Krumbholtz‘, ein Buch, das mit jenem anderen zusammen seinen Schöpfer weit überdauern wird. Denn Friedrich Schlegels Wort von dem Merkmal der besten Bücher, daß sie ‚mehr wissen als sie sagen und mehr wollen als sie wissen‘, trifft auf beide Werke, die übrigens einen auffallend starken autobiographischen Charakter tragen, im vollen Umfang zu.

In dem gesamten dichterischen Lebenswerk von Hermann Anders Krüger findet sich ein starkes Bekenntnisbuch ‚Sohn und Vater‘, in dem er sich mit einer seltenen Unerschrockenheit und unbeirrbaren Wahrheitsliebe mit sich selbst, seinen Angehörigen, mit allen Personen und Verhältnissen, die mit bestimmende Faktoren auf seinem Werdegange gewesen sind, auseinandergesetzt hat.“ Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 185).

Vgl. auch: Fritz Hartmann (Hannov. Kur. 370/71); Hanns Martin Elster (N. Zür. Ztg. 1526); Hedwig Forstreuter (Königsb. Allg. Ztg. 370); Paul Wittko (Hamb. Corresp. 369); N. Bad. Landesztg. (403).

*

Ludwig Thoma
(Zum 10. Todestag)

„Sind seine Menschen nicht alle heitere oder tragische Gestaltungen des Menschlichen schlechthin? Daß Ludwig Thoma gezeigt hat, wie reich wir in diesem Volkstum, in unseren Dialekten sind, wie arm wir werden, wenn wir uns nicht von Zeit zu Zeit vom Asphalt hinweg zu diesen erfrischenden Quellen zurückfinden, macht seine künstlerische Arbeit zu einer kulturellen Tat. Zu unserem ganzen Volk in allen deutschen Gauen spricht dieses Mannes Werk, das auch dem schlichtesten Geiste zugänglich und dabei edle Dichtung im besten Sinn des Wortes ist. Wer Ludwig Thoma liest, der unterhält sich nicht nur so gut, wie man sich überhaupt bei einem Buch unterhalten kann, nein, er gewinnt dabei für Herz und Seele Schätze, die ihm niemand wieder rauben

kann, und ein zeitweilig linderndes Vergessen dieser Zeiten seelenloser Technik und schwerer wirtschaftlicher Not. Hier quillt ein Born der Freude, wie die Welt ihn heute braucht." Johann Luzian (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 407 u. a. O.).

„Wie sein Verhältnis zu den Frauen war, lehren die zwei Briefsammlungen; mit Frau Marion, dem ‚Katzl', und mit Maidi von Liebermann. Immer war er der fast demütig Werbende, der Gebende, der ‚breite Kachelofen', an dem die Geliebte Schutz und Wärme finden sollte. Wenn seine Figuren auch manchmal despektierlich von Weiberleut reden, die ‚viel ausrichten können, bloß nix gscheit's', so gesteht er doch selbst durch den Mund eines seiner Bauern: ‚Wenn ein Frauenzimmer schon einmal gescheit ist, hernach ist sie aber gewiß gescheiter als wir.' Alle echte Weiblichkeit stellte er hoch, im Gedächtnis an die Mutter, der er, wie auch der alten Viktor Pröbstl, in rührend fürsorglicher Treue anhing. Wie dem Bauern stand auch ihm das kräftige Mädel mit dem ledigen Kind weit höher, als die Demivierge der gebildeten Kreise, von denen er behauptete, daß allein bei ihnen die Unbildung zu Hause sei. Alles was die Natur gebietet, alles Echte war für Thoma auch gut, alles, was davon abzweigt, führte für ihn zur Tragik oder Lächerlichkeit. Weder in Fragen der Erotik, noch in denen der Psychologie kannte der Dichter des ‚Andreas Vöst', des ‚Wittiber', des ‚Ruepp', und der erwähnten ‚Magdalena' irgendwelche Problematik. Deshalb werden diese Werke leben und ihren Schöpfer immer mehr zum klassischen Volksdichter des Bauernstandes erheben, dem selbst alle Ibsen-Strindbergschen, das eigene Ich zersetzenden Konflikte, weltenfern liegen." Gustav Herrmann (Stuttg. N. Tagbl. 396).

„So strotzt es in Thomas Werken — 4000 Seiten zählt die Gesamtausgabe des Verlags Langen — von Lebensfülle; Menschen und Land sind hier gestaltete Wirklichkeit geworden. Auch die Bühne haben sich die Helden seiner Phantasie erobert. ‚Die Medaille', seine erste Komödie und vielleicht seine beste, ist von ergötzlicher Dauerhaftigkeit, ‚Die Lokalbahn', ‚Erster Klasse', ‚Lottchens Geburtstag' sollten im volkstümlichen deutschen Theaterspielplan noch lange lebendig bleiben können, und daß Thomas Kunst auch der tragischen Erschütterung fähig ist, hat vor nicht langer Zeit dem berliner Publikum eine Aufführung der ‚Magdalena' durch eine bayerische Truppe bewiesen.

Mit Nachdruck muß heute auf den ‚ernsten' Thoma hingewiesen werden, der seine geistige und dichterische Fülle in erzählenden Werken wie ‚Andreas Vöst', ‚Der Wittiber' und ‚Ruepp' enthält und als ein echter Dichter der Heimat, der er ist, aus der naturalistischen Schilderung des Zuständlichen — denn er gehört zu jener Gegenbewegung gegen Hauptmann und Wedekind, er gehört zu Anzengruber und Ganghofer, die das Vorzeichen des Realismus mit den anderen gemein haben — heraus zur künstlerischen Formung ewig gültigen Geschehens vordringt. Erst mit diesen drei Werken und der innigen Legende ‚Heilige Nacht' rundet sich das Schaffen und die Gestalt des Dichters der ‚Lausbubengeschichten', des ‚Heiligen Hies' und von ‚Altaich' zu der Größe, die langdauernde Volkstümlichkeit verdient." Carlheinz Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 238).

Vgl. auch: Eugen Kalkschmidt (Tag 204); G. H. (Leipz. N. Nachr. 238); H. v. P. (Saarbr. Ztg., Gegenwart 230); Erich Mühsam (B. T. 393); —ht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 197); Julius Kreis (D. A. Z. 387); Walther Ziersch (Münch. N. Nachr. 230); Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 230); Gustav Herrmann (Münch. N. Nachr., Frauen-Ztg. 241).

*

Zur deutschen Literatur

„Friedrich von Spee." Von Günther Müller (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 119).

„Goethe in unserer Zeit." Von Ricarda Huch [gesprochen bei der Feier in Frankfurt a. M. nach Überreichung der Widmungsurkunde des Goethe-Preises]. (B. T. 405):

„Es mag Dichter geben, deren Werke mehr sind als ihre Persönlichkeit und nie in ihrem Kopf oder sonst aus einer einseitigen Kraft heraus entstanden sind. Bei Goethe ist es nicht so. Er ist ganz in seinen Werken und seine Werke ganz in ihm, mit seinen Früchten. Wir können vom Baume Goethe die Früchte abnehmen und genießen, der gekrönte Stamm bleibt in seiner Würde und Herrlichkeit. So wie der Baum Goethe mit seinen goldenen Früchten, so ist er eins mit der Landschaft, aus der er gewachsen ist. Ihre südliche Fülle, die anmutige Majestät ihres Stromes, die Kühnheit und Wohlgestalt seiner Burgen und Städte, das alles spiegelt sich in ihm. Stürme und verderbliche Wetter verdüstern wohl auch einmal dies gesegnete Land, aber sie werden wieder eingefangen und überblüht von seiner Kraft und Fruchtbarkeit. Können die Deutschen sich zeitweise von Goethe entfernen, ein Teil der Jugend ihm vielleicht gleichgültig oder gar feindlich gegenüberstehen, so werden sie doch immer zu ihm zurückkehren. Was belebt und fördert, kann nicht auf die Dauer hintangesetzt werden, man muß es aufsuchen, weil man seiner bedarf. Wenn der Goethe-Preis eine Anerkennung für denjenigen bedeutet, der ihn empfängt, so ist er zugleich eine stets sich erneuernde Huldigung Goethes. Wir huldigen ihm mit um so freudigerer Hingebung, weil wir in ihm eine schönste Entfaltung deutschen Denkens und Schauens, deutschen Wesens verehren."

„Goethes letzter Geburtstag." Von Flodoard von Biedermann (N. Zür. Ztg. 1623).

—, —. Von Wolfgang Goetz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 200).

—, —. Von Prof. Jumpertz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 200).

—, —. Von Carl Meißner (Saarbr. Ztg. 234 u. a. O.).

—, —. Von Wilhelm Heimann (Köln. Volksztg. 406).

—, —. Von Herbert Eulenberg (N. Bad. Landesztg. 434).

—, —. Von Hanns Martin Elster (Bund, Bern, 399).

„Goethes letzter Besuch in Ilmenau." Von Karl Koetschau (Köln Ztg., Unt.-Bl. 463).

„Sesenheim 1931, auf Goethes Spuren." Von Friedrich W. Herzog (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 194).
„Der Herr Geheimbderath." Von Hans Sturm (Gieß. Anz., Familienbl. 67).
„Goethe in dieser Zeit." Von Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 200).
„„Der gegenwärtige Goethe". [Zu Robert Faesis Goethe-Rede im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt a. M.]" Von R. Geck (Frankf. Ztg. 640 — Ab.).
„Ricarda Huch und Goethe." Zum Goethe-Preis 1931. Von Alfons Paquet (Köln. Ztg. 468).
„Goethe und die Bibliothekswissenschaft." Von Otokar Fischer (Prag. Pr., Dichtung 35).
„Goethes Vermächtnis." Von Ernst Lüdtke (Generalanz., Stettin, Buch 239).
„Briefe X: Joh. Wilh. Ritter an Franz von Baader (Frankf. Ztg 602 — Ab.); XI: Lichtenberg an G. H. Amelung (ebenda 621 — Ab.).
„Ernst Moritz Arndt und Amara George (Mathilde Kaufmann)." Von Paul Kaufmann (Köln. Volksztg. 372).
„In „Eichendorffs Heimat." Von Eduard Arens (Köln. Volksztg. 386).
„Die Entstehung von Hauffs ‚Phantasien'." Von Karl Neurath (Saarbr. Ztg., Gegenw. 214).
„Kleistquellen." Fragen nach verschollenen Dokumenten. Von Paul Hoffmann (Deutsche Ztg., Unt.-Beil. 367).

*

„Friedrich Nietzsche und Benito Mussolini." Von Hans-Siegfried Weber (B. B. Ztg., Kunst 178).
„Neuere Nietzsche-Literatur." Von Carl Albrecht Bernoulli (Basl. Nachr., Lit. Bl. 32).
„Conrad Ferdinand Meyer in seinen Briefen." Von Gertrud Hessenberg (Bund, Bern, Kl. Bund 35).
„Wilhelm Raabe." Von Hans Gäfgen (Saarbr. Ztg., Gegenw. 236).
„Raabes deutsche Sendung." Von Wilhelm Fehse (Deutsche Tagesztg. 377).
„Raabes Freund Hermann Kurz." Von Isolde Kurz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 199).
„Als Wilhelm Raabe geboren wurde." Von Else Faehlow (Deutsche Ztg. 200b).
„Friederike Kempner." Von Conrad Wandrey (Gieß. Anz., Fam.-Bl. 61).
„Max Eyth." Zum 25. Todestag. (Schwäb. Merkur 196.)
„Der Dichter-Ingenieur [Eyth]." Von H. R. (Generalanz., Stettin, Buch 232).
„Max Eyth." Von Ing. Baravalle (N. Zür. Ztg. 1614).
—, —. Von Hans Schmidt (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 7).
—, —. Von Karl Fuß (Württ. Ztg., Schwabensp. 34).
—, —. Von K. Schwaiger (Ulm. Tagbl., Lese 26).
—, —. Von E. R. Js. (Hannov. Land- u. Forstwirtsch. Ztg. 35).
—, —. Von H. N. (Württ. Ztg 28. 8. 31).
—, —. Von Viktor Schwinn (Der Westen 232).
„Detlev von Liliencrons Bibliothek." Von Otto Schabbel (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 212).
„Eine heitere Löns-Erinnerung." Von Maximilian Böttcher (Deutsche Ztg., Unt.-Bl. 200).
„Hermann Löns als Dramatiker." Von Ernst Löns (Generalanz., Stettin, 239).
„Bei Hermann Löns." Von Fritz Droop (N. Bad. Landesztg. 436).

„Rilke und Rodin." Von Lydia Kath (Generalanz., Stettin, Buch 226).
„Am Grabe Rainer Maria Rilkes." Von Walter Menzi (Bund, Bern, 387).
„Von Einem, der auszog. Der schlesische Dichter Paul Barsch gestorben." Von Friedrich Schnack (Köln. Volksztg. 366).
„Franz Herwig." Eine Charakteristik seines Schaffens. Von Heinrich Lenz (Köln. Volksztg. 389a).
—, —. Von Heinrich Bachmann (Germ. 191).
„Josef Melnik." Von Emil Fakter (B. B. C. 388).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Zeitdichtung: W. E. Süskind." Von Joachim Maaß (Köln. Ztg., Lit. 32):

„W. E. Süskind, früher der ‚Jüngsten Generation' vielfach zugezählt, vermutlich weil er jung und unübersehbar individualistisch begann, ist einer der begabtesten, intelligentesten und liebenswertesten Zeitdichter des jungen Deutschlands. Neben einer Reihe ungewöhnlich vielfältiger, sprühend aufschlußreicher und bei aller Eigenwilligkeit des Denkens gültiger essayistischer Publikationen in Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichte er in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, bisher zwei Bücher, den Novellenband ‚Tordis' und den Roman ‚Jugend'. In der Tordis findet sich neben einigen unvergleichlich sensitiv erlebten und geschriebenen Prosastücken die Zeiterzählung Raymund, die Geschichte einer Jugend dieser Zeit, bis über den Krieg hinaus. In dem Roman Jugend ist dies zeitgeschichtliche Thema verbreitert und vertieft fortgesetzt. Berichtet wird das äußere und innere Erleben eines jungen Menschen vom Beginn des Umsturzes bis zum Ende der Inflation. Dieser junge Mensch, Fleming mit Namen, ist auffällig individualistisch gesonnen und veranlagt; aber der Erzähler macht den Leser auf eine so gründliche und übrigens dennoch leichte Weise mit ihm bekannt, daß ihm aus seiner Entwicklung die ganze Zeit der Inflation mit chronikenhafter Treue und großer geistiger und sinnlicher Deutlichkeit wieder wachgerufen wird. Jenseits der tiefsten Tendenz im Wesen und Geist des Verfassers ist sein Buch somit auch ein Beitrag zu jener dokumentarischen Literatur geworden, die lange Zeit hindurch von der einflußreichen Buchkritik als die gewissermaßen einzig berechtigte in diesen Zeitläuften gepriesen worden ist."

„Kleine Ansprache an Paul Alverdes." Von Karl Benno von Mechow (Münch. N. Nachr. 213):

„Sie haben den Krieg an sich erlebt und erlitten und haben nie davon reden wollen. Sie stellten statt dessen die objektive Welt der ‚Pfeiferstube' hin mit all ihrer Trauer um das leidende und sterbende Leben, ein in uns nachklingendes Sinnlied. Sie ließen sprechen, was spricht, und wer die Ohren dazu hat, wird hören und seinen Gewinn davon tragen; wie eben jedes Kunstwerk seinen Gewinn hinterläßt und ‚bessert', wer zu bessern ist, während durch schreienden Hinweis niemals gebessert werden kann. Denn es ist ein Geheimnis mit dieser Besserung: die Menschheit betrifft sie nie, nur im Tiefsten einer Einzelseele vermag sie Boden zu gewinnen! Daran glauben auch Sie, und dort, in jenen Sphären des ‚Immer und Ewig' beginnen Sie zu klingen."

„Architektonisches Vorspiel." Ein Beitrag zum dichterischen Schaffen Josef Pontens. Von Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 188):

„Es soll nicht der Zweck dieser Zeilen sein, nunmehr im einzelnen aufzuzeigen, wie sich jene Architektur aus Natur und Geist auf die Novellen und Romane überträgt. ‚Die Insel' einerseits und ‚Der babylonische Turm' anderseits mögen dafür als die wohl zugänglichsten und charakteristischsten Belege genannt werden. Wichtig ist in diesem Zusam-

menhang nur die Tatsache, daß der angebliche und zu wenig bekannte Wissenschaftler zugleich damit schon sein Dichtertum verwirklicht und daß mittels seiner eigenen gleichsam in einem Vorspiel durchgeführten regelrechten Analyse jenes Dichterische am besten erhellt und auch verstanden werden kann."

„Über Gottfried Kölwel." Von Josef Magnus Wehner (Deutsche Ztg., Bücherwart 198):

„Die Kraft dieses Dichters liegt in der Natur. Sie verleiht ihm die Kraft organischen Aufbaus. Wie im Raum des ‚Volkes auf alter Erde' Dorf, Markt und Stadt stehen, drei Wellenkreise des sich ausbreitenden Lebens, so sind auch seine Menschen organisch aus der Natur heraus gebaut. Sie haben den Atem unverfälschter Frische wie die Gestalten mittelalterlicher Volksschwänke. Sie benötigen den Dialekt nicht, aber sie saugen aus ihm die Anschaulichkeit der Sprache, einer lauteren und fast bildlosen Sprache, die auf einen reinen Ton gestimmt ist. Kölwel hat zwar die literarischen Krisen der Vor- und Nachkriegszeit bis zum Expressionismus mit durchlebt, aber seine Elementarkraft war stärker als modische Verkrampfungen, sein Ausdruck ist einfach geblieben."

„Ein deutscher Epiker: das Werk Otto Gmelins." Von Paul Friedrich (Deutsche Ztg., Kultur 191):

„Wir sollten stolz sein, solche Gestalter auf unserer Seite zu haben. Aber wer kennt schon Otto Gmelin? Wer liest heut diese ‚historischen' Begebenheiten? Obgleich es sich hier und immer um die ewigen mythischen Kräfte handelt, die auch unsere Welt von Grund aus umwerten."

„Besuch bei Hans Carossa." Von Richard Billinger (Münch. N. Nachr. 208):

„Der deutschen Sprache Meister gilt Hans Carossa, die Zahl seiner Gefolgschaft wächst im natürlichen Wachstum, wie um einen Helden einst die Tapferen sich scharten, um einen Verkünder die Jünger."

„Ein Besuch bei Paul Ernst." Von Max Wachler (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 195):

„Er ist durchaus kein abgezogener Stubenmensch. Neben der geistigen Arbeit hat er immer Zeit, seine kleine Landwirtschaft — die Weinanlage, den Gemüse- und Obstgarten, die Bienenzucht und was sonst der Nachprüfung bedarf — zu durchwandern, wo es not tut, anzuordnen und selbst mit Hand anzulegen. Der Abend ist meist der Betrachtung seiner umfangreichen Münzsammlung oder wertvoller Stiche gewidmet, an die sich stets anregende geschichtliche, volkswirtschaftliche und kulturpolitische Erörterungen knüpfen. Nur auf besonderes Verlangen liest Paul Ernst aus ungedruckten Arbeiten vor. Zeitig geht man zur Ruhe, da der Hausherr, auch hierin naturgemäß lebend, ein Frühaufsteher ist. So vergehen äußerlich gleichförmig, innerlich unendlich reich, die Tage."

*

„Der siebzigjährige Hans Land." Von Gustav Michaelis (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 196):

„Fast sechzig Bände hat Land geschaffen, aber er hat sich bisher nicht entschließen können, sein Leben zu erzählen. Das Leben eines Idealisten, der trotz seiner siebzig Jahre noch immer kindhaft an das Gute im Menschen glaubt, der uns zu berichten wüßte von dem alten Berlin der sechziger und siebziger Jahre, von Begegnungen mit Georg Brandes, Gerhart Hauptmann, Ibsen, Franz von Liszt und Rainer Maria Rilke. Von seinen Erlebnissen, nach Ausschluß von der Universität, als kleiner Börsenmakler, von seinem jahrelangen Wirken als Vorstandsmitglied der Volksbühne, die ihm besonders ans Herz gewachsen war. Und schließlich von der Zeit mit Josef Kainz der den harmonischen, seltenen Menschen in Land verehrte, ihn in sein Haus zog und seine ersten literarischen Arbeiten mit ihm besprach."

„Graf Kuno von Hardenberg." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Paul Wittko (Hamb. Corr. 13. August):

„Ein unermüdlich mit schöpferischen Absichten wirkender, verständnisvoller Kunstschriftsteller und Kunstförderer, bei dem die Liebe zur alten Kunst mit jener zu jedem aufstrebenden Namen sich die Waage hält, ist Graf Kuno von Hardenberg in Darmstadt, ein Nachkomme des preußischen Staatskanzlers Fürsten Hardenberg und des Dichters Novalis. Verdienstvoll sind seine Schriften über den hessischen Kabinettsmaler Johann Christian Fiedler und über den in jungen Jahren, 1818, im Tiber ertrunkenen hochbegabten Deutschrömer Karl Fohr, dessen neue große Landschaftsauffassung er als erster erkannte. Sein schönstes Werk ist das dem Gedächtnis Sascha Schneiders gewidmete, das in vorbildlicher Ausstattung eine Anzahl unbekannter Schöpfungen Schneiders zum ersten Mal in meisterlicher Wiedergabe zeigt."

*

„Zwischen Gott und Welt. Der badische Lyriker Karl Willy Straub." Von Erich Dürr (N. Bad. Landesztg. 418):

„Straubs neues Buch, im Zusammenhang seines bisherigen Schaffens gesehen, ist ein wesentlicher Fortschritt auf der Linie der öffentlichen Gültigkeit. Nicht als ob er sich je in weltfernem Ästhetentum ergangen hätte. Seine ‚Sonette' bedienten sich der anspruchsvollen Form nicht zu müßigem Spiel, sondern als Zuchtmittel strenger Objektivierung. Aber auch er ist in dem neuen Band aggressiver, man möchte sagen politischer geworden."

„Ernst Bacmeister." Von C. Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 229):

„Wenn einer nicht zur ‚Prominenz' geboren wurde, so ist es Bacmeister. Seine ‚Innenmächte' bersten vom Explosivstoff geistiger Leidenschaft, zeigen im Anprall alter und neuer Welt einen um höchste dramatische Ausdruckskraft ringenden Dichter, dem es mit seiner beherrschten Sprache und der Fülle seiner elementaren Gedanken gegeben ist, in unserer Zeit dem Ethos einer künstlerischen Weltanschauung zu lebendigem Leben zu verhelfen."

„An der Schwelle einer neuen Zeit. Ein schweizerisch-europäisches Drama: Max Eduard Lieburg ‚Schach um Europa'." (Stuttg. N. Tagbl. 383):

„Mit seinem ‚Schach um Europa' hat Lieburg den schweizerischen Mythus auf originelle Weise erweitert und ergänzt. Man kann nicht sagen, daß er das schweizerische ‚National'-Drama geschrieben hätte, denn die Schweiz sieht nach ihm ihre heutige Daseinsberechtigung eben darin, daß sie Nahrung und Beispiel für eine übernationale Organisation der Völker Europas gewährt, und die Dichtung ist eher von europäischem als von schweizerischem Gehalt und Ausmaß. Aber sie gibt unzweifelhaft den höchsten schweizerischen Gegenwarts- und Zukunftsaspirationen Ausdruck, und sie gibt uns modernen Europäern, soweit wir noch eines Ideals fähig sind, ein politisches Spiegelbild und ein prophetisches Programm in der Art, wie es Phrynichus mit seiner ‚Einnahme Milets' und Äschylos mit seinen ‚Persern' den Athenern gegenüber getan."

*

„Thomas Mann ‚Wälsungenblut'. Die Geschichte einer Novelle." Von Curt Moreck (B. T. 383):

„Der münchener Kunsthändler G. M. Richter gründete im Jahre 1920 zusammen mit dem Verfasser dieses Artikels einen bibliophilen Verlag, in dem wertvolle Werke der Weltliteratur mit Originalzeichnungen namhafter moderner Künstler in beschränkter Auflage erschienen. In diesem Verlag erschien im gleichen Jahr Thomas Manns Novelle ‚Der kleine Herr Friedemann' mit Holzschnitten von Otto Nückel. Der Wunsch, eine weitere Arbeit des Dichters zu veröffentlichen, führte die Verleger auf den Gedanken, die bis dahin

im Druck noch nicht vorliegende Novelle ‚Wälsungenblut' in schöner, würdiger Ausführung als Buch zu bringen. Man trat mit dem Vorschlag an Thomas Mann heran, der noch immer an das Unbekanntsein der Arbeit glaubte und ablehnte. Erst als ihm bedeutet wurde, daß die Novelle insgeheim in einer weit größeren ‚Auflage' verbreitet sei, als die als Luxusdruck geplante werden solle, stimmte er zu. Thomas Theodor Heine wurde mit der Illustrierung betraut, und er schuf eine Reihe von Steinzeichnungen dazu, die deshalb schon bemerkenswert sind, weil der Künstler damit zum erstenmal in dieser Technik arbeitete. Die Auflage wurde auf 530 numerierte Exemplare beschränkt und war nach Versendung des Prospekts vor Erscheinen (1921) vergriffen. Der Buchhandel mußte sich auf Manns Wunsch verpflichten, das Buch nicht auszulegen, damit ihm der Charakter des Privatdrucks gewahrt bleibe. Mann dagegen verpflichtete sich dem Verlag gegenüber, um dem Buch seine Seltenheit zu wahren, es in keiner anderen Form erscheinen zu lassen und es auch nicht in die Gesamtausgabe seiner Werke aufzunehmen. Der Vorwurf, daß Mann eine Veröffentlichung in Deutschland unterlassen habe, besteht also zu unrecht, denn sie würde eine Verletzung des noch geltenden Vertrags bedeuten."

„Verrat an der dichterischen Verantwortung . . . und wie sie sich nach 25 Jahren an Thomas Mann rächt." Von D. M. (Deutsche Ztg. 206 b).

„Wilhelm Matthießen." Von Josef Lodenstein (Germ. 199):

„Es liegt eben eine ganz eigentümliche Atmosphäre und doch gleichzeitig volksnahe um die Erzählungen Wilhelm Matthießens. Am eindeutigsten geht sie uns auf, wenn wir ‚Das Totenbuch' (Bachem-Verlag) lesen. Darin schauen wir verschiedengeartete Gestalten in ihrer letzten Stunde, jedoch alle in nicht alltäglichen Lebenskreisen. Auch hier wird das gegenwärtige Dasein in die Sphäre des Geheimnisses, des Mystischen hinaufgestaltet und empfängt dadurch eine höhere Bedeutung. Zwischen diesseitiger Wirklichkeit und jenseitigem Geheimnis bewegt sich das Leben innerhalb dieser Erzählungen, die auch wieder dem Märchen nahverwandt sind, aus dem Mythos und der katholischen Lebenswelt ihre Seinskräfte ziehen. Denn letztlich gründet dieses ‚Totenbuch' im Raum des Katholisch-Religiösen und mündet in ihm. Das kirchliche Wort hat wahrlich im Bereich dieser Erzählungen einen neuen Klang. Diese geheimnisüberdämmerten Geschichten um den Tod geben Matthießens Phantasiekräfte erst den rechten Raum. Sie spielen sich hier aus in einer zwischen Tag und Rätsel und Glauben seltsam bannenden Erzählkunst."

„Ein Roman: Erik Reger ‚Union der festen Hand'." Von C. H. (Prag. Pr. 227):

„Wer Erik Regers Buch gelesen hat, wird sehr vieles, was jetzt in Deutschland geschieht, besser verstehen. Wie ein Staat im Staate sich hält und mitherrscht. Es ist ein Roman mit viel ‚Material', nicht allein dichterischem, sondern statistischem; ganze volkswirtschaftliche Kollegs sind ihm eingebaut; er ist ein dokumentarisches Buch mehr. Keine leichte Unterhaltung, aber wertvolle, ergreifende Lektüre."

„Der Literat zwischen den Hochöfen [Reger]." Von Paul Fechter (D. A. Z., Unt.-Bl. 377):

„Denn das ist das einzig Versöhnende an dem Buch: die Arbeiter und Arbeiterführer werden als genau so trübe und peinliche Gesellen hingestellt wie ihre Herren und Meister. Man fragt sich: wenn es da im Ruhrgebiet wirklich nur so mieses Volk gibt, solche schiegen Gesellen ohne Leben und Elan, ohne Kraft und Willen und Lebenstrieb: wie konnte die Gegend überhaupt einmal etwas zuwege bringen? Wie ist es möglich, daß dort dann die Riesenwerke entstanden, daß sie durch die ungeheuren Katastrophen des Krieges und der Nachkriegszeit hindurchkamen, ohne zu verschwinden? Wie konnte solcher Menschenbruch, wie der hier geschilderte überhaupt etwas hervorbringen; wie war mit solchen Arbeitern, wie denen hier, überhaupt nur ein Werkstück zu schaffen, geschweige denn die große Organisation und die geistigen Leistungen die diese Männer immerhin hervorgebracht haben. Die einzige Entschuldigung, falls der Autor den Menschen, die er schildert, doch begegnet sein sollte, war Mangel an Sehenkönnen: liegt der vor, so soll man keine Bücher schreiben."

„Eine schwyzer Erzählung Wilhelm Schäfers ‚Das Haus mit den drei Türen'." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1567):

„Schäfers Roman stellt drei Menschen mit lauterer Stirn hin. Keiner kann sich verstellen, der Doktor Hediger am wenigsten, keiner kann verheimlichen, sie sind ein Bund. Beide Frauen edelmütig. So hat die Geschichte ihren eigenen Herzschlag. Schäfer glaubt die Lösung leichter zu finden, wenn er eine spätsommerliche Heiterkeit als Grundfarbe walten läßt. Auch die Sprache liebt eine Art Gravität."

„‚Esch oder die Anarchie', Roman von Hermann Broch." Von August B. Wolf (Prag. Pr. 213):

„Gegenständliches ist dem Psychischen, und Psychisches dem Gegenständlichen mit einer verblüffenden Adhäsion verbunden. Schon in dem ersten Roman der Trilogie ‚Die Schlafwandler' (Rhein-Verlag 1931), in ‚Pasenow oder die Romantik' (dargestellte Zeit: 1888) zeigt Broch diese Meisterschaft im sachlichen Spuk."

„Gertrud von le Fort." Von Georg Schäfer (Köln. Volksztg. 396):

„Wer vermöchte dem gewaltigen Werk seine Hochachtung zu versagen? Mag auch hier und da die Handlung zerflattern und sich in Einzelheiten auflösen. Es ist eine starke Hand am Werk, die immer wieder die auseinanderstrebenden Teile zusammenhält. Gertrud von le Fort ist in der Reihe der katholischen Dichterinnen nur mit Ehrfurcht zu nennen."

„Ilse von Stach." Von Georg Schäfer (Köln. Volksztg., Schritt 384):

„Die am 17. Februar 1879 geborene Westfälin kommt dem Leser nicht entgegen. Der Ton ihres Vortrags ist hart und spröde. Tief vergräbt sie sich in ihre Gedankenwelt. Ihre Menschen sind Sucher der Wahrheit, die sich nicht vor Irrtümern fürchten, weil sie überwunden werden müssen. Sie selbst hat ja nach schweren Kämpfen die Konversion vollzogen."

*

„‚Denn der Mensch ist ein Raubtier . . .' Die neue Schrift Oswald Spenglers." Von Karl Wolfskehl (Münch. N. Nachr. 209):

„Mit stärkstem Anteil und jenem Groll, durch den verhaltene Liebe zittert, weist Spengler am Ende auf die bösen Anzeichen und die Versündigungen, die das Unabwendbare begleiten und noch beschleunigen. Denn seine Worte sind völlig gegenwartsgeboren und sind das männliche Abbild dieses durch den geschichtlichen Augenblick zum Schauen bestimmten Täters. Die Stellung des einzelnen, unverrückbar gegeben durch den geschichtlichen Moment, bleibt dennoch frei in der bewußten Hingabe an die Aufgaben des Moments und die Möglichkeiten, die er bietet und enthält. Wollt, was ihr müßt — so heißt seine sittliche Norm, so tönt sein Ruf in die Zeit."

„Philosophie der Technik [Spengler]." Von Bth. (N. Zür. Ztg. 1637).

„Ludwig Klages oder Die Effeminierung der Philosophie." Von Wolfgang von Einsiedel (Frankf. Ztg. 565 — 1 M.):

„Klages hat einer im Maschinenglauben und Verstandeshochmut erstarrten Zeit wieder die Ahnung eines tieferen Daseins erweckt und damit die allgemeine heilsame Entwertung des reinen Intellekts nicht unwesentlich beschleu-

nigt. Noch heute überragt er fast sämtliche seiner Zunftgenossen an echter Denkleidenschaft. Noch heute verfügt er, Romantiker von Geblüt, der eine große Tradition aufrecht erhält, über jene geheimnisvolle Kraft, scheinbar längst verstummten Worten, Zeichen, Mythen einen alt-neuen, tiefen Klang zu entlocken (wie wir auch ihm und keinem anderen die Wiederentdeckung Bachofens verdanken). Und heute noch fasziniert er durch die Fülle der Sichten, durch das Gewicht mancher Einzelbefunde und vor allem durch die kunsthafte Form seines Werks, die in der gedanklichen Meisterung begriffsfremder Tatbestände beinahe den Inhalt seiner Philosophie zu widerlegen scheint! Einzig der Erlebnisgehalt seines Hauptwerks wird — ganz unabhängig von seiner Wahrheitsgeltung! — niemals mehr den gleichen spontanen Widerhall erringen wie seine früheren Bücher."

*

Zur ausländischen Literatur

„Shakespeare tut not." Von Günther Herzfeld (Münch. N. Nachr. 232).

„John Dryden zum 300. Geburtstag." Von Jos. Froberger (Köln. Volksztg. 376b).

„Der erste Kaffeehaus-Literat [Dryden]." Von Paul Landau (N. Bad. Landesztg. 392).

„Ein Schriftsteller ‚made in U. S. A.'." Sinclair Lewis, der Verfasser von „Dr. med. Arrowsmith — Der unsichtbare Feind". Von Gerhard Pohl (Berlin am Morgen 190).

„Amerikanische Romanschriftsteller." Von André Maurois (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1635).

*

„Paul Claudel und die Dichtung." Von Paul Binswanger (Germ. 187).

„Das Buch des französischen Spions: Pierre Desgranges ‚In geheimer Mission beim Feinde 1915—1918'." Von *** (B. B. C. 387).

„Neue französische Literatur." Von Frantz Clément (ebenda 353).

*

„Francesco Chiesas ‚Compagni di viaggio'." Von E. N. Baragiola (N. Zür. Ztg. 1508).

*

„Ibsens letzte Jahre." Von Gerhard Gran (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 194).

„August Strindberg und sein Verleger." Von Adolf Pau (B. T. 403).

*

„Alexander Block." Von D. Cyževskyj (Prag. Pr. 212).

„Das russische dramatische Theater." Von Ossip Dymow (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 181).

„Der Fünfjahresplan und die Schriftsteller." Von Rudolf Selke (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 34).

*

„Chinesische Dramen." Von Wolfgang Freiherr von Gersdorff (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 13).

*

Allgemeines

„Das Geheimnis des Gedichts." Von Rudolf G. Binding (Deutsche Ztg. 198b).

„Methodologie und Literaturgeschichte." Von Benedetto Croce (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1551).

„Ein Lenaumuseum im rumänischen Banat." Von Karl Hoeber (Köln. Volksztg. 394b).

„Literarische Moden." Von Hermann Kesten (B. T. 389).

„Maria in Franken [Marienlieder]." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 198).

„Erfolgreiche schweizer Schriftsteller." Von Alfred Riser (Bund, Bern, Kl. Bund 34).

„Zur epischen Situation." Von Joseph Roth (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 34).

„Geistige Mobilisierung des katholischen Schrifttums." Von W. Spael (Köln. Volksztg., Schritt 360).

„Romanschreiber — Romanleser." Von Ernst von Wolzogen (Deutsche Ztg., Kultur 200).

„Die katholischen Schriftsteller und Kritiker in Heidelberg." Von E. W. (Germ. 179).

Echo der Zeitschriften

Der Querschnitt. XI, 8. (Berlin.) Aus Franz Werfels Rede „Realismus und Innerlichkeit":

„Wiederherstellung der Werte! Meine Damen und Herren, die Geschichte des Menschengeschlechts ist nicht die Geschichte seiner Ernährung, wie uns der moderne Aberglaube weismachen will, ebensowenig wie etwa die Lebensgeschichte Schillers die Biographie seines Stoffwechsels ist — nein, sie ist und wird immer sein die Weltgeschichte der Wert- und Idealbildungen, die alle Materie von innen her verwandeln. Das heroische Ideal erzeugt Feudum und Sklavenunterbau, das christlich-katholische restringiert beide zur Lebensform des gotischen Mittelalters, das ökonomische Arbeitsideal des heraufkommenden Bürgers verursacht zugleich mit dem technischen Fortschritt, Proletarisierung, Massenelend und somit die soziale Revolution, in deren Zeitalter wir leben. Die Wandlung der Werte und Ideale vollzieht sich immer spastisch und revolutionär. Daß sie aber rein geistiger Natur ist, beweist jedesmal ihre Vorgeschichte. Damit Christentum entstehe, mußte das antinomistische Sektenwesen Judäas in Jesus und Paulus gipfeln. Damit die bürgerliche Revolution gelinge, mußten die Enzyklopädisten, mußten Voltaire und Rousseau ihr Werk geleistet haben. Damit die soziale Revolution sich vollziehe, war vielleicht Marx weniger die Voraussetzung als die große Mitleids- und Elendsliteratur des 19. Jahrhunderts, mit Tolstoj und Zola an der Spitze. Soll aber endlich der Geistesmensch, der innerlich reiche, der erschütterliche, der schöpferische, der musische Mensch an die Reihe

kommen und die Realgesinnung stürzen, so erfordert die Vorbereitung dieser fernen Revolution noch größere Mühsal und noch stürmischeren Schwung.
Vor allem müssen wir den Mut haben, die geltende Mode zu verachten, auch wenn wir deshalb von der Mode und dem sogenannten Zeitgeist selbst verachtet werden. Unterschätzen Sie bitte diesen Mut nicht! Sie werden einen Elegant im Frack eher dazu vermögen, ins Wasser zu springen, als zu demselben Frack etwa eine schwarze Krawatte oder gelbe Schuhe anzuziehen. Und eher wird ein radikaler Modekopf, ein Sozialgent, Proletsnob oder Sachlichkeitsgeck Schafe unter den Linden weiden, als die Wahrheit des allesbesiegenden Ökonomismus leugnen. Unsere Aufgabe jedoch ist es, jenseits aller Eitelkeit, auf die Gefahr hin, als reaktionär verschrien zu werden, die Welt mit Geistesgesinnung zu durchdringen. Um sie aber durchdringen zu können, müssen wir selbst vorerst von unserem Glauben völlig durchdrungen sein. Doch welcher Glaube, meine Freunde, wäre leichter, freier, undogmatischer, gewisser, seligmachender, als der Glaube, daß trotz allem realen Elend unser höchstes Glücks- und Daseinsziel die Entfaltung, die Steigerung des inneren Lebens sei!"

Die Weltbühne. XXVII, 30. (Charlottenburg.) Rudolf Arnheim rechnet Lindseys „Das gefährliche Leben" zu den „allerlehrreichsten und wichtigsten" Büchern. Er begründet sein Urteil:
„Der Fall Lindsey ist deshalb so bemerkenswert, weil es sich hier nicht um einen anarchischen, fanatischen Außenseiter handelt, sondern um einen sehr friedlichen Menschen, der sein Leben mit bürgerlichen Absichten und Ansprüchen begann und dann allmählich, durchaus gegen seinen Willen und gegen sein Temperament, Schritt für Schritt aus der Bahn, in die Opposition gedrängt wurde. Seine Erlebnisse sind so übersichtlich und unmittelbar verständlich, daß man sich kaum einen besseren Stoff für ein belehrendes Volksstück denken kann. Weil sein Schicksal sich in einem kleinen amerikanischen Staat abspielt, sind die Mächte, gegen die er zu kämpfen hat, sehr anschaulich durch Personen vertreten: Herr Evans von der Straßenbahngesellschaft, Herr Field von der Telephongesellschaft, Herr Cheeseman von den Wasserwerken — darunter kann man sich etwas vorstellen, und es ist, damit der Begriff Fleisch werde, nicht nötig, ‚den' Kapitalisten mit der Speckfalte zu bemühen, der als symbolische Zirkusfigur in unserer Tendenzdramatik spukt.
Der Durchschnittsrichter schließt von der Tat auf den Täter, Lindsey schließt vom Täter auf die Tat. Das soll heißen: der Jurist teilt vom Delikt her die Menschen in zwei Klassen ein, in straffällige und unbescholtene. Für ihn wird das Verhältnis des Menschen zu den Gesetzen zum wichtigsten Kennzeichen des Menschen überhaupt, zur differentia specifica. Der Typ Lindsey sieht sich den ‚Angeklagten' an, sieht einen normalen, nicht unsympathischen Menschen und schließt daraus, daß sich die schlimme Tat irgendwie als die Verbiegung einer im Grunde guten Anlage müsse erklären lassen. Für ihn ist die Menschheit eine einheitlich gutartige Spezies, von der einzelne Exemplare durch höhere Gewalt schuldig werden. Der Jurist hingegen schaltet — nicht immer im einzelnen praktischen Fall aber sicherlich in der Grundanschauung — unter dem Zwang politischer Axiome die Einflüsse jener höheren Gewalten automatisch aus, und da also die exogenen Faktoren fortfallen, muß er die Verantwortlichkeit für das Endprodukt, eben den Rechtsbruch, und seine Ursache in die Anlage des Übeltäters hineinlegen. Das heißt, für ihn gibt es auf der Welt zwei Sorten Menschen, gute und schlechte, und wenn der Staat sich gegen die Schlechten wehrt, so bekämpft er damit nicht seine eigene, sondern des Angeklagten Schlechtigkeit!
Es ist nun sehr fesselnd zu sehen, wie überall in Lindseys Maßnahmen die Bemühung steckt, im Rechtsbrecher dieselbe Gutartigkeit zu demonstrieren, die man nur den Unbescholtenen zuschreibt, ihn also von seiner Tat zu trennen und seine Verwandtschaft mit den Rechtlichen aufzuzeigen."

Neue Schweizer Rundschau. XXIV, 8. (Zürich.) Zu dem Franz Kafka-Problem hat Egon Vietta in seiner Studie „Franz Kafka und unsere Zeit" Wesentliches beizutragen:
„Kafkas Problematik kann nicht im Umkreis der alltäglichen Bedürfnisse, Kämpfe und Meinungen wurzeln. Auch hier ist es nötig, der Untersuchung vorgreifend, das Blickfeld für seinen schöpferischen Impuls freizulegen. Wir haben in den letzten Kapiteln des Romanfragments ‚Prozeß' eine außergewöhnliche Verdichtung seiner Schaffensintensität. Sie enthalten jene Zwiesprache, die der vom unsichtbaren Gericht verfolgte K. mit dem Geistlichen im Zwielicht des Domes pflegt. Das visionäre, in luftleeren Raum aufgefangene Gespräch gipfelt in einem geradezu biblischen Gleichnis vom Türhüter, dem Gesetz, dem Mann vom Lande, daran knüpft sich, man möchte fast sagen ein spinozistischer Disput, in dem ein Satz nur dazu dient, den anderen aufzuheben. Kafka hat diese Ausweglosigkeit in einem Aphorismus zusammengepreßt: ‚Sein eigener Stirnknochen verlegt ihm den Weg.' Der Held K., ganz auf sich selbst zurückgeworfen, in einen Wirbel von Fragen verstrudelt — sie verhallen im Leeren, denn niemand weiß, an wen sie gerichtet sind — stirbt unter

den Mörderhänden eines rätselhaften Schicksals. Hier wird die Grundstimmung Kafkas, die bemerkenswerterweise mit sozialer Gedrücktheit, dem Geschick Hiobs, verwechselt worden ist, mehr als deutlich: Es ist Weltangst. ‚Sie weiß nicht, was es ist, davor sie sich ängstet', wird in den grundlegenden Untersuchungen zu ‚dieser ausgezeichneten Befindlichkeit des Daseins' von Martin Heidegger ausgeführt. ‚Das Drohende kann sich deshalb auch nicht aus einer bestimmten Richtung her innerhalb der Nähe nähern, es ist schon ‚da' — und doch nirgends, es ist so nah, daß es beengt und einem den Atem verschlägt — und doch nirgends.' Es entspricht dieser Charakteristik, daß alles ‚innerweltlich Seiende' irrelevant, bedeutungslos wird. Kafkas Fragestellung ist eine lückenlose Infragestellung. — Denn sein Werk wird von einer radikalen, philosophischen Aufgeschlossenheit getragen, in der es als in etwas Abgründigem und Bodenlosem verankert ist."

Nordische Rundschau. IV, 3. (Braunschweig-Berlin-Hamburg.) Dem am 1. Januar dieses Jahres in Berlin gestorbenen schwedischen Schriftsteller Hjalmar Bergman widmet Ernst Blauert eine eingehende Studie:

„Nur selten nimmt Bergman persönlich Stellung. Soziale Probleme, Gut und Böse werden ohne merkbare Stellungnahme ganz objektiv gezeichnet. Das Interesse, das er an dem Geschehen nimmt, ist das des Naturalisten, der sieht, aufschreibt, und der dem Leser die Konsequenzen überläßt.

Bergmans Begabung lag auf dem Gebiet des Romans, der Novelle und des Dramas, also der Gattungen, in denen er Menschen in Handlung zeigen konnte. Lyrik hat er kaum geschrieben, eine Tatsache, die Böök schon als einen für einen jungen schwedischen Dichter besonderen Umstand notiert. Stilistische Fragen kümmern ihn nicht, ihn interessieren ausschließlich die Menschen und Geschehnisse. Seine größte Gabe ist seine Phantasie, die niemals schwindet, und die auch seine schwächeren Arbeiten zu einer fesselnden Lektüre macht. Ihm strömen die Geschehnisse nur so zu, er greift sie auf, verwebt sie zu großen Teppichen von verwirrender Buntheit, bestechender Farbenstärke. ‚Markurells i Wadköping' (als Roman 1919, später bedeutend schwächer auch als Drama und sogar als Film) ist ein Meisterwerk an Komposition. Und besonders anziehend ist die Leichtigkeit, die Absichtslosigkeit des echten Erzählers, die mühelos einfach schreibt, ohne je zu stocken, ohne je einen Faden zu verlieren.

Es wird immer von der Grundeinstellung jedes einzelnen Lesers abhängen, wie die Welt Bergmans auf ihn wirkt. Sicher aber wird man ihm niemals Unehrlichkeit vorwerfen können. Ist die Welt, wie er sie sieht, oft auch bizarr und fremdartig, fordern seine Schlüsse vom Standpunkt verschiedener Weltanschauung zur Kritik und zur Ablehnung heraus, auch der Gegner wird Achtung haben vor der Strenge und Unbedingtheit, mit der der Dichter seinen Weg geht, und auch er wird Gewinn davon haben, eine solche Fülle von Menschen leiden, kämpfen, leben zu sehen.

Vom rein künstlerischen Standpunkt wird sich jeder dem Banne Bergmans beugen müssen. Seine dichterische Kraft, seine Erfindungsgabe, seine Anschaulichkeit und Lebendigkeit, seine ungeheure Vitalität nehmen einfach gefangen, bestechen und reißen mit."

Chronik der Menschheit. VI, 70/71. (Schweidnitz.) Lutz Weltmann sucht in das Innere der Welt Joseph Conrads („Versuch über Joseph Conrad") einzudringen:

„Stets sind es Seefahrten sub specie einer Schickung, von einem Verhängnis überschattet, das die Schicksalsgemeinschaft der Menschen besonders sinnfällig macht. In den Werken, in denen das Meer oder das Wetter nicht mitspielt, sind die entfesselten Elemente durch andere Gewalten ersetzt, die die Beziehungen der Menschen untereinander klar machen, die Menschenherzen nackt zeigen. Auch ‚Lord Jim', der Held der nur zum Teil auf dem Meere spielenden Geschichte eines englischen Pfarrersohnes, der seine Seemannsehre verliert — im ersten Teil eine Beichte, stockend und mit Hemmungen vorgebracht, östliche Bekenntnissucht mit westlicher Haltung — handelt unter einem Zwange: er jagt in einem Beruf, in dem er seine Fähigkeiten nicht zu höchster Spannkraft entwickeln kann, dem Phantom Ehre nach, rehabilitiert sich unter den Eingeborenen Australiens, verfällt, da ihm die Enge seines Ruhms den Glauben an sich nicht wieder gibt, in seine alte Herzensfeigheit und zahlt die von neuem verlorene Ehre mit dem Leben. Das Erbe der Zivilisation erwies sich stärker als der heilige Zauber des Urwalds. In dem Roman ‚Sieg' wird besonders offenbar, wie Urwald oder Meer bei Conrad nicht landschaftlicher Hintergrund sind, sondern Landschaften der Seele: Mann und Frau werden auf einer Tropeninsel vom Haß der Zivilisation verfolgt und vernichtet, aber erst in der Vernichtung fallen die letzten Schranken des Mißtrauens und der Erlebnisträgheit, siegen Glauben und Liebe über die Fremdheit, die zwischen ihnen bestanden. Die Heimsuchung, unter deren Zwang der ‚Geheimagent' zum unfreiwilligen Mörder seines Schwagers wird, seine Frau zur Gatten- und Selbstmörderin macht, ist die Institution des Spitzeltums. Menschenleben sind das Öl, mit dem das Weltgetriebe geschmiert

wird. Aber Conrad ist nie empört. Er will die Welt nicht bessern. Die gebrechlichen Einrichtungen der Welt sind ihm elementare Gewalten, die über den Menschen verhängt sind, etwas Metaphysisches gleichsam, etwas Unentrinnbares."

*

„Barocke Mystik bei Angelus Silesius." Von Karl Richstätter S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 11. Freiburg i. B.).
„Goethe und die Gegenwart." Von Rudolf G. Binding (Corona II, 1. München).
„Bürgerliches und künstlerisches Lebensgefühl in Hoffmanns Märchen." Von Hans Dahmen (Ostdeutsche Monatshefte XII, 5. Berlin).
„Jakob Grimm als Mitglied der Nationalversammlung." Von Wilhelm Schoof (Deutsche Rundschau LVII, 11. Berlin).
„War Franz Grillparzer eine Kämpfernatur?" Von Aloys Stockmann S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 11. Freiburg i. B.).
„Nikolaus Lenau." Von Robert Hohlbaum (Radio VII, 46. Wien).
„Ferdinand Freiligrath und die Entdeckung des ‚schönen Westfalens'." Von Gustav Engel (Niedersachsen XXXVI, 8. Bremen).
„Aus Dingelstedts Leben." Von T. Kellen (Stuttgarter Illustrierte VIII, 35).
„Briefe Jacob Burckhardts an seinen Schüler Albert Brenner." (Der Kunstwart XLIV, 11. München.)
„Die Freundschaft des Grafen Moritz Strachwitz mit Emanuel Geibel." Mit einem unbekannten Bild und einem unveröffentlichten Brief. Von Heinrich Schneider (Schlesische Monatshefte VIII, 8. Breslau).
„Zu Wilhelm Raabes 100. Geburtstag." Beiträge von: Louis Engelbrecht, Wilhelm Brandes (†), Georg Schott, von Millencovich-Morold, Louis Kientz, Wilh. Fehse, Hans Westerburg, Fritz Hartmann, Th. Abitz-Schultze (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XXI, 3/4. Welfenbüttel).
„Wilhelm Raabe." Von Hans Henning (Velhagen & Klasings Monatshefte XLV, 12. Berlin).
„Wilhelm Raabe." Von Karl Hoppe (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 7/8. Frankfurt a. M.).
„Der Rembrandt-Deutsche als Dichter." Von Josef Hofmiller (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 11. München).
„Märchen von der unbefleckten Empfängnis [Nietzsche-Nachlaß]." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XII, 34. Berlin).
„Franziska Gräfin zu Reventlow." Von Lola Lorme (Radio VII, 48. Wien).
„Gedenkblatt für Ludwig Thoma." Von G. Herrmann (Reclams Universum XLVII, 47. Leipzig).
„R. M. Rilke: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge." Von Martha Freundlieb (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 7/8. Heidelberg).
„Friedrich Gundolf." Von Hans Dahmen (Hochland XXVIII, 11. München).
„Wälsungenblut [Thomas Mann]." Von Kurt Reinhold (Das Tagebuch XII, 33. Berlin).
„Europäische Kinderstube [Thomas Mann]." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXVII, 33. Berlin).
„Zusammenklang von Natur und Geschehen in den Werken der Handel-Mazzetti." Von F. Wippermann (Markwart VII, 3. Hannover).
„Marie Gerbrandt." Zu ihrem 70. Geburtstag. Von Franz Mahlke (Ostland XII, 8. Berlin).
„Pater Muckermann." Von Anton Gantner (Die Weltbühne XXVII, 33. Berlin).
„Josef Nadler." Von Hermann Bahr (Markwart VII, 3. Hannover).
„Friedrich Kayßler." Von Harald Braun (Deutsches Volkstum VII, 34. Hamburg).
„Selbstdarstellungen deutscher Dichter XIV.: Wilhelm Schäfer (Die Literarische Welt VII, 34. Berlin).
„Friedrich Gogarten." Von Rüdiger Robert Beer (Ostdeutsche Monatshefte XII, 5. Berlin).
„Paul Fechter." Von Otto Boris (Ostland XII, 26. Berlin).
„Hermann Burte als Maler." Von Kurt Martin (Der Kunstwart XLIV, 11. München).
„Der Dichter Hermann Burte." Von Hans Böhm (ebenda).
„Zu Gertrud von le Forts Legende ‚Der Papst aus dem Ghetto'." Von Gregor Heinrich (Hochland XXVIII, 11. München).
„Gertrud von den Brincken." Von Franz Lüdtke (Ostland XII, 8. Berlin)
„Unverdienter Ruhm [Erich Ebermayer]." Von Karl Rauch (Der Vorstoß I, 34. Berlin).
„Apis und Este'." [Bruno Brehms neuer Roman.] Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XLIV, 11. München).
„Über Erik Reger." Von Ernst Glaeser (Die Literarische Welt VII, 34. Berlin).
„Karl Heinrich Waggerl." Von Paul Wertheimer (Radio VII, 44. Wien).
„Leo Maasfeld." Von Karl L. Kossak-Raytenau (Radio VII, 46. Wien).

* * *

„Die geistesgeschichtlichen Grundlagen der englischen Barockliteratur." Von Walter F. Schirmer (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 7/8. Heidelberg).
„Was ist uns heute Lord Byron?" Von Ludwig Schemann (Deutsche Rundschau LVII, 11. Berlin).
„G. B. Shaw." Von Siegfried Walter Fischer (Radio VII, 44. Wien).
„Bernard Shaw und andre Rußlandpilger." Von Valeriu Marcu (Die Literarische Welt VII, 34. Berlin).
„Theodore Dreiser sechzig Jahre alt." Von Rafael Hualla (Radio VII, 47. Wien).
„Lehrstück vom Richter Lindsey [‚Das gefährliche Leben']." Von Rudolf Arnheim (Die Weltbühne XXVII, 30. Berlin).
„Voltaire und die Gegenwart." Von Eduard von Jan (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 7/8. Heidelberg).
„Romain Rolland." Von Friedrich Baser (Die Musik XXIII, 11. Berlin).
„Jean-Richard Bloch." Von Fritz Lehner (Deutsch-Französische Rundschau IV, 8. Berlin).
„Calderón." Von Karl Voßler (Corona II, 1. München).
„Corrado Alvaro." Von Bernhard Rang (Der Kunstwart XLIV, 11. München).
„Aus dem spanischen Geistesleben der Gegenwart." Von Hubert Becher (Literarischer Handweiser LXVII, 11. Freiburg i. B.).
„Die finnische Literaturgesellschaft (1831—1931)." Von Hans Grellmann (Nordische Rundschau IV, 3. Braunschweig).
„Der Stand der Kalevala-Forschung." Von Walter Berendsohn (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 7/8. Heidelberg).
„Gespräch mit Robakidse." Von E.-B. (Die Literarische Welt VII, 31. Berlin).
„Sophokles." Von Erwin Wolff (Neue Jahrbücher VII, 5. Berlin).

* * *

„Tragik und Tragödie [Forts.]." Von Josef Körner (Preußische Jahrbücher CCXXV, 2. Berlin).
„Theaterprobleme der Gegenwart." Von Arthur Sakheim (Blätter der Städtischen Bühnen 1931, 31/32. Frankfurt a. M.).
„Theater und Drama." Von Joseph Sprengler (Literarischer Handweiser LXVII, 11. Freiburg i. B.).

* * *

„Wert und Wesen unseres Volksliedes." Von Willy Arndt (Volkstum und Volksbildung XIX, 4. Köln).
„Nochmal: Wissen und Verändern." Von Alfred Döblin (Die Neue Rundschau XLII, 8. Berlin).
„Der Schriftsteller als Gewissen der Zeit." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLV, 16. Gotha).
„Seine Majestät der Buchkritiker." Von Martin Raschke (Der Bücherwurm XVI, 9. Berlin).
„Wege zur Dichtung [Rundfunk]." Von Arthur Silbergleit (Rufer und Hörer I, 4. Berlin).
„Die Verwandlungen der Daphne." Zur deutschen Lyrik unserer Zeit. Von August Ewald (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 8. Zürich).
„Wortwiederholung als Kunstmittel." Von Luise Thon (Germanisch-romanische Monatsschrift XIX, 7/8. Heidelberg).
„Zwei Jahre deutsche Lyrik [Forts.]." Von Conrad Wandrey (Deutsche Rundschau LVII, 11. Berlin).
„Noch etwas zum ‚Veralten älterer Dichtung'." Von August Ziegler (Die Volksbühne VI, 5. Berlin).

Echo des Auslands

Französischer Brief

Zur Erkenntnis der französischen Frau erschien ein sonderbares Buch „édité par l'auteur envers et contre tous, repoussé par les marchands, étouffé par la critique", das die Männerwelt endgültig darüber aufklären möchte, daß alle Frauen, besonders unserer Zeit, die gemeinsten, die niederträchtigsten, die lasterhaftesten Wesen seien. Der Verfasser kann seine These mit den schlagendsten Argumenten beweisen, da er sich in Damengesellschaft stumm stellte und dann etwas zu hören bekam, was wir anderen Ahnungslosen ohne ihn niemals erfahren hätten: Der Mann wird von den Frauen, wenn sie unter sich sind, mit den verächtlichsten Attributen bezeichnet, nur geheiratet, um eine Witwenpension zu beziehen; deshalb suchen sich die Frauen mehr und mehr alte, todkranke Männer (!). Die Frauen hätten an sich selbst genug. Sie brauchten gar nicht mehr das international anerkannte Abzeichen, den Ring auf dem Zeigefinger, alle wären auf Frauenliebe eingestellt und wollten von Männerliebe nichts mehr wissen. Drollig, daß ein solches Pamphlet gegen die Frauen aus dem Lande kommt, das seit alters her in dem Ruf des ergebensten Frauenkultes steht. Gar nicht komisch, schreibt Noël Renard, sondern ein bedauerliches Zeichen dafür, daß die französischen Männer feige sind und die männlichen Verleger nicht einmal wagen, ein solches Buch der Wahrheit: Envers et contre tous herauszubringen. Eigentlich wollte Noël Renard eine Romanserie schreiben. Gott sei Dank hat er, was er auf dem Herzen hat, in einen Band zusammengedrängt. Wenn man nach dieser „Aufklärungsschrift" das neue Buch von Marie le Franc, die 1927 für ihren ersten Roman „Grand Louis l'Innocent" den Feminapreis erhielt, zur Hand nimmt, so findet man in den Betrachtungen von L'Inventaire (Rieder), vor allem in ihren Gedanken über die Liebe jene Einfühlungsgabe, jene milde und gütige Hilfsbereitschaft, die alle Männer außer Noël Renard von jeher als schöne Gaben der Frau empfinden. Marie le Franc, die das Leben von düsterer Seite aus kennengelernt hat, ist eine der stärksten Begabungen der Frauen unserer Zeit. Von ganz anderer Art ist Marcelle Capy; sie ist nicht still, nicht fein, nicht in sich versunken, sondern durch schallende Stimme eine stark wirkende Rednerin, die frei und offen, furchtlos und tapfer für die Menschenrechte kämpft. Ich weiß nicht, ob einige Leser sich noch erinnern, daß ich hier im Krieg mit stärkstem Nachdruck auf ihr unvergeßbares Buch hinwies: „Une voix de femme dans la mêlée". Auch ihr neuestes Werk: „Des hommes passèrent" (Edition du Tambourin, inzwischen deutsch erschienen in der Union in Stuttgart) zündet durch schreitsicheren Rhythmus, durch rednerischen Stil und durch Kampfbereitschaft für Gerechtigkeit, Freiheit und Brüderlichkeit. (Wenn Herr Renard dieses Buch lesen würde, müßte er seine Verleumdungsschrift selbst auf den Scheiterhaufen tragen.) Marcelle Capy erzählt in dem Buch das Leben in Frankreich während des Krieges hinter der Front. Deutsche, Amerikaner, Russen und Neger kommen in ihr heimatliches Dorf, und es erweist sich, daß es in allen Nationen gute und böse Menschen gibt. Madame Aurel schildert in „La vierge involontaire" (Albert Messein) mit guten sprachlichen Mitteln aus reicher, vielseitiger Lebenserfahrung den Kampf eines jungen Mädchens um ihre erotische und geistige Selbständigkeit. Altmodischer in Stil und Aufbau wirkt „L'ennemie intime" (Flammarion) von Marcelle Tinayre. Die jüngere Denise Fontaine debutiert mit einem Roman „Geneviève Savigné" (Rieder), der stilistisch unausgeglichen ist und manche sprachlichen Wendungen enthält, die gekünstelt und allzu papieren wirken. Auch die Gestaltung der Fabel ist unzulänglich und gewinnt in einzelnen Teilen keine klare Form. Allein als Schilderung des heutigen französischen Provinzlebens mit seiner Enge und seinen Vorurteilen hat er eine gewisse Bedeutung; aber das haben andere schon besser gemacht. Unnatürlich durch falsche Pathetik wirkt auch der erste Roman der bekannten Schauspielerin Simone „Le désordre" (Plon). Ähnliche Mißerfolge ernteten schon manche Schauspieler, die törichter Ehrgeiz auf eine falsche Bahn lenkte. Das kann man von der berühmten pariser Sängerin Georgette Leblanc, die zwanzig Jahre mit Maurice

Maeterlinck verheiratet war, nicht sagen. Sie berichtet in mitreißendem Stil von ihrem tragischen Eheleben. Ein seltenes Ereignis, daß eine Frau ihre Ehetragödie mit einem berühmten, noch lebenden Dichter vor aller Welt ausbreitet. Der Verleger Bernard Grasset, der diese „Souvenirs 1895—1918" herausgab und selbst als Schriftsteller bekannt geworden ist, hat dieser dramatischen Selbstdarstellung ein kluges, versöhnliches Vorwort gegeben, in dem er auch allgemeine Gedanken über Liebe und Ehe entwickelt. Die französische Frauenliteratur von heute ist so vielseitig, daß in ihr alle Probleme der Zeit widerklingen. Die greise Rachilde behandelt in „Les voluptés imprévues" (J. Ferenczi et fils) noch einmal die Männerliebe, die jugendliche Marguerite Grépon in „Maxence, vierge faible" (J. Ferenczi et fils) den alten Kampf zwischen freier und gebundener Liebe; ihre Heldin entscheidet sich noch einmal für die staatlich sanktionierte Vernunftehe. Claude Chauveau, auch eine Debütantin, erzählt in „On m'a volé mon amour" (Flammarion) die Geschichte einer enttäuschten Liebe. Unter den jüngeren Frauen ragt Suzanne Martinon hervor, auf die wir schon wiederholt aufmerksam gemacht haben. Auch ihr neuester Roman „L'heureuse imprudence" (Plon) beweist ihre Lebensnähe, ihre Einfühlungsgabe in Männer und Frauen, ihr schönes Talent, Seelenkonflikte klar, überzeugend und eindrucksvoll darzustellen; sie schreibt außerdem einen bezwingenden, mitreißenden Stil. Und die berühmteste aller französischen Frauen, die allerdings vornehmlich im mondänen Paris ihre Freunde und Verehrer hat, Comtesse Anne de Noailles, hat jetzt jene Höhe des Lebens erreicht, auf der es gilt zurückzublicken und sich zu jener Weisheit aufzuschwingen, die allein die letzte Reife verleiht. Nicht alle Prosaarbeiten der Comtesse de Noailles sind bedeutend, aber die Kommentare, mit denen sie die Briefe begleitete, die Marcel Proust an sie richtete, sind durch lyrischen Schwung, durch klangvolle Form, durch menschliche Wärme und tiefe Lebensauffassung ein schönes Dokument ihrer Begabung. Beschwingte die Erinnerung an den Jugendfreund ihren Geist? Prousts Briefe bieten formal und inhaltlich ein bedeutendes Material für den Frauendienst eines Dichters unserer Zeit. Dieses Buch „Lettres à la Comtesse de Noailles 1901—1919" (mit zwei Bildern der Dichterin, die so kitschig sind, daß sie komisch wirken), das als zweiter Band der „Correspondance générale de Marcel Proust, publiée par Robert Proust et Paul Brach" bei Plon erschien, muß im Original gelesen werden. Übersetzt würden die Briefe viel von ihrem sprachlichen Reiz verlieren. Jean Larnac, der sich das Studium der modernen Frauenliteratur Frankreichs zur besonderen Aufgabe gemacht hat, veröffentlichte kürzlich in den „Editions du Sagittaire" eine ausgezeichnete Biographie der Dichterin, in der er das Leben dieser aus Rumänien eingewanderten Frau erzählt, ihre Lyrik analysiert, von hoher Warte aus tief erfaßt und in den Ablauf der Bewegung unserer Zeit eingliedert.

Seitdem auch die Franzosen die Weltkrise zu spüren bekommen, geht die Bücherproduktion stark zurück. Schon das letzte Jahr hat einen erheblichen Rückschlag gebracht. Wie einst bei uns, wird zuerst davon die Kunstliteratur betroffen. Die zahlreichen kleinen und größeren Sammlungen von Künstlerbiographien, die bei Laurens, Crès, Gallimard, Rieder erschienen, wurden eingestellt. Einige Nachzügler kommen noch heraus, aber die Flut der Neuerscheinungen ist plötzlich versiegt. In zweiter Linie ist die Romanliteratur betroffen. Alle Verleger klagen über starken Rückgang im Absatz. In den Anzeigen der Buchhändler nimmt man wahr, daß Auflagen von vielen Hunderttausenden, wie sie noch vor ein und zwei Jahren üblich waren, nur noch selten erzielt werden. In diesem Jahr ist die Bücherproduktion im Vergleich zu 1927, 1928 und 1929 ungefähr um 50 Prozent zurückgegangen.

Die alte Redensart „Tout comme chez nous" trifft auch auf das Theater zu. Die pariser Theater leiden finanziell unter dem Starsystem, den steuerlichen Abgaben und der Konkurrenz der Kinos. Das im einzelnen auszuführen, erübrigt sich, weil es in Deutschland genau so ist. Allein ein Unterschied zeigt sich. Einen Mangel an Theaterstücken gibt es bei uns nicht, wohl aber in Frankreich. Ob er tatsächlich vorhanden ist, oder ob es den Theaterleitern infolge der wirtschaftlichen Verhältnisse an Wagemut gebricht, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls kommen wenige neue Stücke heraus, und viele Bühnen spielen immer wieder alte erfolgreiche Stücke, um ihre Kassen zu füllen; so z. B. beherrscht Bourdets „Sexe faible" dauernd das Repertoire. Wenn etwa in diesen Blättern eine regelmäßige pariser Theaterchronik vermißt werden sollte, so käme die Redaktion in Verlegenheit. Aus dem Westen ist Neues nicht zu melden. Man müßte immer noch einmal über Molière und Racine in der Comédie française und irgendeinen neuen Aufguß des französischen Konversationsstücks oder eine jener Bettszenen in den Boulevardtheatern berichten, die unerträglich geworden sind. Dazwischen dann alle Jahr einmal ein ernsthaftes Stück bei Jouvet in der Comédie des Champs-Elysées oder bei Dulin im Atelier. Nein, das pariser Theater ist in einer Stagnation, die in absehbarer Zeit zu einer Katastrophe führen muß. Selbst die Revuen werden in ausgeleierten Geleisen abgerollt. Klagen darüber hört man allerorten, aber daß der Ruhm Frankreichs auf

diesen Gebieten in der ganzen Welt heute stark verblaßt ist, das merken die Franzosen immer noch nicht. Sie mühen sich infolgedessen auch nicht um Abhilfe.

Vielfältig werden Bilanzen gezogen. Man liebt es gegenwärtig, sich in den Größen der jüngsten Vergangenheit zu spiegeln, weil man sich noch einmal versichern will, daß es auch in den letzten Jahrzehnten charaktervolle und starke Männer gab, zumal heute kein einziger Geistesführer von überragender Bedeutung vorhanden ist. Auf dem Gebiet des Theaters erinnert der kluge, viel wissende Sorbonneprofessor Gustave Cohen an die wegbereitende Rolle, die „En France au moyen-âge. Le Théâtre“ (Rieder) gespielt hat. Branthôme schrieb ein Buch über den General Boulanger — diesen politischen Machtlüstling und süßlichen Helden für einen kitschigen Film — das der neue, große Verlag Henri Joncquières sogar in deutscher Sprache herausbrachte, was nicht gerade ein Kompliment für das deutsche Nationalsozialland ist. Maurice Pottecher schrieb die Biographie des mutigen Republikaners Jules Ferry (Gallimard). Beide Bücher lassen sich wirkungsvoll verfilmen. Dankenswert ist, daß Rieder sich endlich dazu entschlossen hat, die Werke von Jaurès in zwanzig Bänden herauszugeben — die gesammelten, nicht die sämtlichen, denn die würden, wie der Herausgeber mitteilt, 80—90 Bände füllen. In dieser heldenarmen und heldenbedürftigen Zeit muß sogar der in Frankreich zur Zeit unpopuläre Zola herhalten. Batilliat veröffentlichte bei Rieder eine reich illustrierte Biographie, die allen deutschen Zola-Verehrern zu empfehlen ist, und seine Tochter, Denise Le Blond-Zola bei Fasquelle eine Lebensgeschichte ihres Vaters. Die Müdigkeit der heute Fünfzigjährigen spiegelt sich in dem Roman von Emile Henriot — eine melancholische Bilanz jenes Geschlechts, das vor dem Krieg jung war. Edouard Jaloux, der Kritiker, den heute die sogenannte vornehme Welt akzeptiert, weil er ihnen das Ideal einer blühenden Epoche vortäuscht, veröffentlichte bei Plon eine Sammlung von Zeitaufsätzen „Perspectives et personnages“. Léon Blum vereinigte Aufsätze über den Frieden in einem Band „Les problèmes de la paix“ (Stock). Uns Deutschen muten diese Marginalien zur Zeitgeschichte dünnblütig an; in Frankreich sieht man in diesem Sozialisten immer noch einen roten Revolutionär. Da ist ein Buch wie „Décadence de la nation française“ (Rieder) von Robert Aron und A. Dandieu viel blutvoller, entschiedener, stärker und gefährlicher, weil hier zwei frische junge Leute mit brutaler Rücksichtslosigkeit ihrem Volk die Wahrheit sagen. Und endlich sei zum Schluß auf ein anderes Buch aufmerksam gemacht, das ebenfalls von der Müdigkeit und Ratlosigkeit der Zeit nicht angekränkelt ist „Jeunesse du monde“ (Flammarion). Henri Chabrol schildert in diesem Roman leicht, heiter, bewegt und zuversichtlich die internationale Jugend an der Universität Grenoble. Im Mittelpunkt der Handlung steht ein sympathischer deutscher Student und eine reizende französische Studentin, die nach manchen Irrungen und Wirrungen zueinander finden — ein zeitgemäßes Thema, das sehr sympathisch behandelt ist. Otto Grautoff

Norwegischer Brief

Das Buch, das mehr — wenn man von Knut Hamsuns „August“ (Gyldendal) absieht — als die sonstigen Werke des Jahres 1930 Mittelpunkt der Diskussion war, liegt bereits übersetzt vor, Sigrid Undsets „Brændende busk“ (Aschehoug). Die Kritik in Norwegen (und bemerkenswerterweise auch die Schwedens) hat diesen Roman anerkennender behandelt als die deutsche, obwohl diese dem katholischen Weltbild teilweise erheblich näher steht. Es ist so sonderbar: dauernd wird nach weltanschaulicher Kunst gerufen; findet sie sich einmal ein — oft geschieht es ohnehin nicht — so verwechselt man sie mit Tendenzmache, oder man verhält sich — im eigenen Lager — hyperkritisch ihr gegenüber. Viel Aufsehen machte ferner in seiner Heimat Kristian Elster d. J. neuer Roman „Bonde Veirskjæg“ (Bauer B. — Aschehoug), die Geschichte vom bewußt reaktionären und mit unbändiger Lebenskraft erfüllten Bauern, der tüchtig gegen eine fade und schleimige Zivilisation aufbegehrt. Elster hat das dankbare Thema gewandt durchgeführt, und namentlich die Gegenspieler des alten Bauern bilden eine Menschengalerie, die man mit Erheiterung betrachtet: Stadtmenschen, Juristen, Politiker, Demokraten, den köstlichen Vagabunden Spinn, Veirskjægs Tochter (mit rationalisierten Gefühlen und Verkündigerin der Lehre vom erotischen Gleichgewicht) und seine Enkelin (nicht ganz glückliche Repräsentantin prinzipieller erotischer Freizügigkeit). Freilich das eigentlich Dichterische fehlt diesem Roman, der immerhin an das norwegische Zentralproblem der Gegenwart rührt: die Zersetzung der autochthonen Bauernkultur, der wesentlichen geistigen Basis des Landes, durch die Mächte der Zivilisation. Daß es aber im nördlichen Teil des Landes, dessen wunderbare Natur nicht durch land- und forstwirtschaftliches Unternehmertum und durch Industrie zerfressen ist, noch Bauern mit wikingerhaftem Lebensrhythmus (ob auch mit unverfälschtem Wikingerblut, bleibt fraglich) gibt, beweist Mikkjel Fønhus' Roman „Fjellkongen“ (Der Gebirgskönig. — Aschehoug); Fønhus, anerkannter, ja unübertroffener Meister der Tier- und Wildnisschilderung, zeigt diesmal seine Fähigkeiten als Menschen-

gestalter, seine sehr großen Fähigkeiten; die Art seiner Handlungsführung, seiner Unbeschwertheit von Psychologismen, die farbige Anschaulichkeit seines landsmaal und die Schlichtheit seiner Syntax beweist die Richtigkeit des Satzes, daß große Kunst einfach ist. Gabriel Scott hat seine etwas allzu reichliche und daher ungleichartige Produktion um ein neues Werk bereichert, und zwar um ein gutes; was Scott vom (durch Not erzwungenen, nicht durch Trieb bedingten) Vagabundendasein einer ledigen Mutter erzählt, hat allen Reiz des Unmittelbaren, Naturnahen, Echten und Spannenden, das packt den Leser — der dann freilich an einem matteren Schluß eine Enttäuschung erlebt („Josefa". — Gyldendal). Nicht durch Zufall und Modeneignung, sondern infolge der sozialen Lage unserer Krisenzeit wurde das Landstreichertum Lieblingsthema schriftstellerischer Bemühung der Gegenwart. Der Roman des talentvollen Kåre P. „To ungdomsår" (Zwei Jugendjahre. — Aschehoug) ist nicht ganz ausgereift, aber infolge der Schärfe des realistischen Blicks, der ein sozusagen magisches Element in sich faßt, bemerkenswert; das Leben der Armen und Elenden wird ganz ohne den faulen Zauber einer falschen Romantik dargestellt, aber auch ohne alle Sozialsentimentalität und ohne den Rotfrontoptimismus parteibewußter Kalendergeschichten. Was nun in Norwegen an historischen Romanen entsteht, orientiert sich mit oder ohne Wille, bewußt oder unterbewußt an Sigrid Undsets Prosa-Epen. Man hat begründete Bedenken gegen die von Jahr zu Jahr wachsende Schar der Wanderer in die vaterländische Vergangenheit, aber die Tatsache ist unbestreitbar, daß dem norwegischen Volk seine Geschichte keine Schulstuben- und Archivangelegenheit ist, sondern ein stets sich erneuerndes Erlebnis. Und ferner: auch unter den Undset-Epigonen sind Könner. So etwa Yngvar Hauge, der im bei Aschehoug erschienenen Roman „Evas ætling" (Evas Nachfahre) ein ungemein plastisches Bild vom Oslo unter König Håkon V. Magnusson bietet. Der Geist des Mittelalters weht auch in Axel Kroghs neuem Roman „Skibet" (Das Schiff. — Gyldendal); hier wird nicht ohne Gelingen u. a. über das Kulturgeschichtliche hinaus eine Gestaltung der menschlichen Beziehungen zwischen Norwegen und Island versucht. Bei Hauge wie bei Krogh erregt freilich die fast betonte Erotisierung des mittelalterlichen Weltbildes Bedenken in mehr als einer Hinsicht. — An deutschen Romanen wurden übersetzt Georg Finks „Mich hungert!" und Vicki Baums „Hell in Frauensee".

Über die Leistungen norwegischer Novellistik orientiert recht gut der stattliche Band „De 16 beste" (Gyldendal), der die wertvollsten Einsendungen zu einem Preisausschreiben enthält; ein neues großes Talent wurde dadurch zwar nicht entdeckt, aber eine Reihe von Begabungen sind zur Betätigung in einer Kunstform angeregt worden, die ihnen entschieden mehr adäquat ist als die des Romans. Erwähnenswert sind außerdem die selbständig erschienenen Erzählungsbände von Oskar Braaten „I godt selskap" (In guter Gesellschaft. — Aschehoug), Alf Harbitz' „Bundet" (Der Grund. — Aschehoug) und Andreas Hauklands „Navar-Nils" (Gyldendal). — Aus dem Deutschen wurde übersetzt „Der Aufstand der Fischer von St. Barbara" von Anna Seghers.

An bemerkenswerter Lyrik liegt vor Olaf Bulls „Oinos og eros" (Gyldendal), Herman Wildenveys „Dagens sang" (Das Lied des Tages. — Gyldendal) und Halldis Morens „Morgonen" (Der Morgen. — Aschehoug). Die Produktion auf dramatischem Gebiet stand unter nicht allzu günstigen Gestirnen: Oskar Braaten trat mit einer Komödie „Bra mennesker" (Gute Menschen. — Aschehoug), Sigurd Hoel mit dem Schauspiel „Mot muren" (Gegen die Mauer. — Gyldendal) hervor.

Für den energetischen Lebensrhythmus Norwegens (welches deswegen wahrhaftig nicht seiner großen Vergangenheit vergessen hat) ist es bezeichnend, daß die Memoirenliteratur sehr zurücktritt. Im abgelaufenen Jahr gab es tatsächlich nur ein bemerkenswertes Werk dieser Art, das deutsche Leser schon durch das Thema sehr interessieren kann: Lyder Ramstads „Med Tyskerne på vestfronten" (Mit den Deutschen an der Westfront. — Aschehoug), übrigens nicht das Buch eines vorsichtigen Militärattachés, sondern eines einfachen kriegsfreiwilligen Infanteristen. Was die Essayistik im weiteren Sinn des Wortes angeht, so war das Feld nur schwach bestellt. Lorentz Eckhoffs Untersuchung „Den nye litteraturforskning. Syntetisk metode" (Gyldendal) zeigt, daß die Ergebnisse der modernen deutschen Literaturforschung dem Autor nicht klar geworden sind, der überall eine einseitige Abhängigkeit von der französischen Literaturwissenschaft zeigt. Ludvig Dahls Sammlung eigener spiritistischer Erlebnisse „Vi her!" (Wir hier! — Aschehoug) ist trotz guter Darstellung nur eine Gemeindenangelegenheit. Den Siegeszug der Psychoanalyse beweisen drei Bücher, die Freudsche Gedanken popularisieren: Richard Erikßens „Eros. Psykoanalyse og religion" (Aschehoug), Ragnar Vogts historische Studie „Den Freudske psykoanalyse" (Gyldendal) und Ingjald Nissens „Sjelelig forsvar" (Seelische Abwehr. — Aschehoug). Übersetzt wurde Stefan Zweigs „Fouché".

Ernst Alker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Ernsthaftes Zwischenspiel. Von Anna Lorenz. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 245 S. Geb. M. 4,80.

Ein seltsam erregendes Buch von einer bisher unbekannten Dichterin. Diesen Erstling hat anscheinend das Leben geschrieben. Das Leben einer Frau, die aus dem Zustand träumenden Gefühls zu wachstem Denken erweckt worden ist. Eine schlichte Situation weitet sich zu einem durchdringenden Durchleuchten der heutigen Mann—Weib-Lage, der heutigen Ehe und Ehemöglichkeit überhaupt. In die glückliche Ehe eines jüngeren berliner Paares — der Mann ein fünfunddreißigjähriger Rechtsanwalt, der die Jugendidee der Menschheitsverbesserung aufgegeben und sich in die Realität der Gegenwart mit Klarheit eingefügt hat, die Frau eine schöne, gefühlswarme Natur, die sich dem Mann in voller Unterwerfung anheimgegeben hat — bricht ein zweiter Mann ein, der mit scharfem Denken und heftiger Leidenschaft die Frau aus ihrem Träumen emporreißt, eine Nacht erobert und doch wieder an den Ehemann verlieren muß. Das Problem der unbedingten Wahrhaftigkeit und der letzten Bewußtheit wird hier konsequent, zwingend gelöst. Intellekt und Gefühl ringen scharf miteinander. Die Frau reift denkend zur selbständigen Persönlichkeit. Der Mann muß diese durch Denken erworbene Selbständigkeit anerkennen. Beide läutern sich durch den Kampf um die Bewußtheit und finden sich neu auf höherer Ebene in nun um so tieferer Verbundenheit, in um so echterer Gefühlskraft, in um so stärkerer Zusammengehörigkeit. Das Ganze ein wundervolles Messen der Kräfte dreier Menschen, die ebenso ehrlich wie wesentlich, ebenso bewußt wie verantwortungsklar gegen sich selbst wie gegeneinander zu sein wünschen und dies auch wirklich sind. Anna Lorenz hat einen im besten Sinn modernen Roman geschrieben. „Roman" ist vielleicht nicht die richtige Bezeichnung, weswegen dieser Untertitel auch fortblieb. Besser charakterisiert man wohl, wenn man von einer verstandesscharfen Auseinandersetzung spricht, die in einer überzeugend sicheren, kopfesklaren Sprache geführt wird. Diese Auseinandersetzung macht bei allem Takt furchtlos vor keiner Konvention Halt, sondern dringt zum Absoluten vor. Dadurch strömt sie in unser eigenes Sein hinüber, wird dem Leser zum Erlebnis. Man scheidet mit größter Achtung von dem Buch und hat von der Autorin weiterhin Bedeutendes zu erwarten, weil eine Natur wie die ihre nicht anders kann, als sich treu sein. Darauf kommt es aber bei schöpferischer Arbeit zuerst und zuletzt an. Aus dieser Treue wächst hier die Möglichkeit, das menschliche Sein in seiner ganzen Problematik individuell wie allgemein neu zu sehen. Und diese neue Sicht wird auch formal in glänzender Dialektik bezwungen. Gesellt sich in weiterer Entwicklung der Dichterin noch die volle Anschauung, die runde Schau hinzu, werden die kommenden Werke auch dort Wirkungen erzeugen, wo die Technik des rationalistischen Durchdenkens der inneren Welten noch nicht so weit gediehen ist wie bei Anna Lorenz.

Berlin — Hanns Martin Elster

Dor und der September. Roman. Von Karl Friedrich Boree. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 310 S. M. 4,— (6,—).

In dieser zarten Geschichte von eigenartigem Charme regiert wieder der Typus der neuen Frau. Diesmal eine besonders geglückte Spielart des Typus. Durch das gründlich erarbeitete Wissen, den männlichen Einschlag des Geistes, die resolute Selbständigkeit und Energie büßt sie nichts von der weiblichen Anmut der Erscheinung wie des innern Wesens ein. Der Gegensatz zu der wenig verschütteten, immer wieder durchbrechenden Kindlichkeit wirkt doppelt reizvoll. „Sie hat ein warmes Gefühl für Kinder, Tiere und alles, was ein unmittelbares Verhältnis zum Leben hat." So wie anno dazumal das junge Mädchen schüchtern die Grundsätze, die Lebensanschauung des Geliebten zu erforschen trachtete, ihm die Anbahnung und Entwicklung der Beziehungen überließ, so tastet hier der Mann vorsichtig vor, ihre Auffassung von den Dingen zu erkunden, um den Stil der Liebe und des Lebens, der ihr vorschwebt, nicht zu verletzen. Faust fragt: „Gretchen, wie hältst du's mit der Religion?" Und das wirkt um so seltsamer, da der Mann vierzig und seine kleine Medizinstudentin zwanzig ist. Der September, in dem die Liebe entsteht und ausklingt, wird ein zart angedeutetes Sinnbild der Jahreszeit seines Lebens. Leidensgestählte Lebenserfahrung macht den einsamen einstigen Marineoffizier, der nach dem Kriege aus Heimweh nach dem Geist den Beruf wechselt, besonders empfänglich für die militante Anmut und trotzige Selbständigkeit des Tuns und Denkens bei dem liebenswürdigen Kinde. Ein neuer Begriff der Unschuld, der Keuschheit, der Sitte wird überzeugend. Keine Wildheit des Sturms, eine besinnliche und beschauliche Erotik. Eine verspätete erste Liebe, die Liebe eines Überlegenen, Gereiften, die dabei den Reiz des Unberührten, Erstmaligen besitzt. Es paßt dazu, daß es keine Geschehnisse gibt, nur beseelte Beschreibung. Die bezaubernde Atmosphäre des Buchs ist die leise ironische Melancholie, die aus dem passiven Gemüt des Helden aufsteigt, der sich selbst einen Volontär des Lebens nennt. Sie erinnert an manche neueren französischen Erzähler. Man verzeiht gern alle Schwächen des Buchs, die Breite, die Wesentlichem und Unwesentlichem mit gleicher Zärtlichkeit zugebilligt wird, die sprachlichen Absonderlichkeiten, in die der meist geglückte aparte Vortrag zuweilen ausartet, um über Banalitäten hinwegzukommen. Dieses Tagebuch eines Romantikers unserer Tage mit seinem verspielten Humor von tief-innerer Süßigkeit, dieser spannende Roman ohne Handlung ist ein Musterbeispiel der neuen Empfindsamkeit. Es ist bezeichnend für die Wendung des literarischen Geschmacks, daß solche Berichte von sachlicher Lyrik als besonders aufrichtige und aufschlußreiche Kundgebungen der Zeit gelten dürfen.

Prag — Oskar Baum

Der Konrad und die Paula. Roman. Von Rudolf Presber. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 416 S. Geb. M. 6,—.

Ein braver, etwas altjüngferlicher Junggeselle von erfreulicher Wohlhabenheit erhält am gleichen Tag als Duplizität der Ereignisse zwei Erbschaften: die linkshändige Witwe eines verstorbenen Freundes macht ihn überraschend mit den Gefühlen ihres Herzens für ihn bekannt, und die rechte Wittib eines anderen Freundes schickt ihm in höchster Not ihren kleinen Sohn, damit das Kind, das sie in ihrer abhängigen Stellung nicht bei sich behalten kann, in guter Um-

gebung aufwächst. Natürlich wird der Junge allgemein für das Söhnchen des Junggesellen gehalten, nicht zuletzt von der hübschen Dirne, die ihre Netze dauerhaft um ihn werfen möchte. Aber der frische Bengel versteht es, das Herz des genarrten Mannes zu gewinnen, wie er sich Hausdame und Diener erobert. Schließlich taucht auch seine Mutter in greifbarer Nähe auf, und da zeigt es sich, daß sie die Frau ist, die ausgezeichnet in das behagliche Junggesellenheim in Rehbrück paßt, und das Dirnchen muß nach etlichen unerfreulichen Erfahrungen im Fischzug der Liebe nach neuen Opfern suchen. Dazwischen sehen wir, wie man ein Nashorn in der Nuthe filmt, wie ein Askari mit dem Buben und seinem Freund Indianer spielt, wie ein Tierfreund für seine Schützlinge wirbt und von Gerisseneren ausgenützt wird, wie der Verfasser vielerlei an menschlichen Schwächen mit liebenswürdiger Nachsicht lächelnd an den Pranger des Humors stellt. Presber wird nie bitter, die Satire liegt ihm nicht, ebensowenig wie ein tiefsinniges Getue, dafür überwiegt in seiner sicheren Erzählungskunst ein vollsaftiger, echt deutscher Humor. Seine Darstellungsweise geht zuweilen in die Breite, seine Menschen treten uns näher als das, was sie erleben. Aber er hätte nicht seine große Gemeinde gefunden ohne die warme Herzlichkeit, mit der er die Feder führt. Das ist seine Fähigkeit zum Fühlen mit ihren Wirkungen auf das Gemüt, die sich nicht erlernen läßt. Man hat sie oder hat sie nicht, wie der alte Fontane von der Kunst des Erfindens sagt.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Die Straße ohne Sonne. Ein japanischer Arbeiterroman. Von N. Tokunaga. Berlin 1930, Internationaler Arbeiter-Verlag.

Dieses Buch hat ein japanischer Druckereiarbeiter geschrieben. Es enthält die Darstellung der Schicksalskurve eines gewaltigen Streiks, der im Jahre 1929 in Tokio stattgefunden hat. An diesem Streik beteiligte sich die gesamte 2000 Mann starke Belegschaft der Kyodo-Aktien-Gesellschaft, die zu den größten Druckereien der japanischen Hauptstadt gehört. Trotz der tapferen Zähigkeit der kämpfenden Arbeiter, trotz ihrer heroischen Anstrengung und trotz ihrer Opferfähigkeit endigte der Streik mit einer demütigenden Niederlage der Masse. Der Hunger hatte sie zur Kapitulation gezwungen. Tokunaga hat an diesem Kampf aktiv teilgenommen, eine Tatsache, der das Buch nicht zuletzt die überzeugende Echtheit verdankt. Aber nicht nur in der Authentizität besteht der Wert dieses in einem schlichten, kunstlosen Stil geschriebenen Werks. Auch die soziologische Bändigung und Durchleuchtung der schwierigen Materie haben Anteil an dem inneren Gewicht des Buchs. Bei der Erwähnung der soziologischen Qualität denkt man an das Nachwort, das dem Roman beigegeben ist. Im Gegensatz zu den Verfassern des Nachworts hat man bei der Lektüre des Romans den Eindruck gewonnen, daß nicht das erzählerische Element die soziologisch-ideologische Deutlichkeit durch Überwucherungen beeinträchtigt, sondern daß umgekehrt die Verpflichtung zur gesellschaftswissenschaftlichen Klarheit und Vollständigkeit den Autor mitunter zu nüchterner Berichterstattung und zu psychologischer Blässe verleitet hat. Diese kritische Andeutung möge jedoch genügen. Denn man exemplifiziert nur ungern Kunsttheorien an einem Werk, das mit der Gewalt seines Stoffes wie ein Gewitter auf einen niedergegangen ist, und das mit der Kraft und Menschlichkeit seiner Gesinnung einen tiefen Eindruck hinterlassen hat. Tokunagas ausgezeichneter Tatsachenbericht ist nicht nur imstande, den Proletarier zu ergreifen, sondern jeden Menschen, der sich diesem Bericht gegenüber offen hält.

Berlin — Werner Türk

Herrn Bornemanns Abstecher ins Glück. Roman. Von Emil Herfurth. Weimar, Panses Verlag G. m. b. H. 296 S.

Unser Bestand an heiterer erzählender Literatur, die auch nur einigermaßen ernsthaft gewertet zu werden verdient, ist nicht so überwältigend, daß Zuwachs unwillkommen wäre. Der Schauplatz, auf dem sich das Schicksal des Landtags-Oberbotenmeister Bornemann entwickelt, ist vorzugsweise, wenn auch nicht genannt, Weimar, wobei das Klassische dieser Stadt, als durchaus außerhalb der Welt des Herrn Bornemann liegend, nicht ins Gewicht fällt. Es gehen sehr alltägliche Dinge vor: ein kleinbürgerlicher Sonderling tritt für ein paar Monate aus der nüchternen, pflichterfüllten Enge seines Daseins auf dem Weg über einen Lotteriegewinn und eine dadurch ermöglichte Badereise in eine über seinem Wesen liegende Atmosphäre, um von der Fahrt ins Glück belehrt ins kümmerlichere, aber gemäßere Glück der Enge zurückzusinken. Eine gewisse Trockenheit des Stils ist der Trockenheit des Geschehens glücklich angepaßt; mit sauberen Mitteln, nur selten ins Situations-Komische abgleitend, wird liebevoll ins Kleine und Kleinste gemalt und der unaufdringliche, gesunde Humor erzeugt Behagen — in einer Zeit, die dieser Stimmung nicht immer hold ist . . .

Weimar — Heinrich Lilienfein

Kameraden im Schicksal. Kriegsnovellen. Von Otto Linck. Stuttgart o. J., Strecker & Schröder. 165 S.

Diese Kriegsnovellen des Schwaben Otto Linck, der schon mehrere besinnliche Gedichtbücher und einen Erzählungsband veröffentlicht hat, verdienen einen kräftigen Hinweis. An literarischen Dokumenten, die, hoch- und minderwertig, den Krieg schlechthin als hassenswürdiges oder heroisches Geschehen zu deuten suchen, leiden wir nachgerade keinen Mangel mehr. Hier ist einer, der, dem Kundigen mit Ergriffenheit hörbar, aus eigenem, grausam ehrlichem Erfahren um die Sinngebung des Einzelschicksals innerhalb dieser Völkerkatastrophe ringt. Der kleine Leutnant, den unverantwortliche Verwechslung in den Tod befiehlt; jener andere, der in der Brautkammer in Panemolen wie auf einer Insel das Leben umarmt, ehe er es opfert; der pflichtstrenge Generalstäbler, der dem betörenden Verlangen, weich sein zu dürfen, tragisch erliegt; die Bauerntochter von der Alp, der der Krieg über die Kraft ging — all diese Gestalten, die, dem Ungeheuerlichen des Schicksals sich beugend, über sich hinauswachsen, prägen sich unverlierbar ein, wie die ernste, dichterische Grundstimmung des ganzen, schmalen Buchs — zwischen grauenhaftem Dunkel und erlösendem Licht.

Weimar — Heinrich Lilienfein

So gehen sie hin. Roman. Von Hanns Johst. München 1930, Albert Langen. 368 S. M. 6,— (8,50).

Dieser Roman gibt den Abgesang einer sterbenden Welt: der deutschen Vorkriegsaristokratie, die — entwurzelt und seelisch heimatlos — dahinschwindet in Einsamkeit und Vergessenheit. An irgendeinem süddeutschen See haust eine Handvoll solcher Menschen noch eine Zeitlang in langsam auseinanderbröckelnder Gemeinschaft: ein prinzliches und

ein fürstliches Ehepaar und einige einzelne Schicksalsgenossen ihrer Kaste. Man versucht hier — wie im Traum — noch ein wenig weiter zu agieren, auf einer Bühne, deren Lichter längst erloschen sind, vor einem leeren Hause ohne Widerhall, auf Brettern, die nicht mehr die Welt bedeuten. Man kommt sich selbst dabei zuweilen schon recht gespenstisch vor. Mit der Entlassung zweier alter Diener hebt das Schwanenlied an — der Schluß ist Trennung, Verfall, Sterben und Exil. Die Besuche der Trödler und des Gerichtsvollziehers, die Verstrickung in schmutzige Wechselaffären, das unaufhaltsame Abgleiten in die „Kinokolportage des Lebens" — das macht — wenn man es so nennen will — die Handlung des Romans aus. Es ist ein stilles, melancholisches Buch, und sein Verfasser biegt scheu und behutsam vor allen grelleren Akzenten aus. Nur einmal schwillt das Ganze zu einem großen heroischen Fortissimo an: in der Episode vom Eistode der Fürstin Vicki, dessen spielerische Freiwilligkeit eine Eheschuld sühnt, die weniger ein „Fehltritt" war als eine enttäuschende Verirrung. In Gesprächen, deren müde Resignation durch eine kultivierte Aphoristik beinahe aufgehoben wird, umreißt Johst die Welt des sterbenden Adels, dem nichts geblieben ist als „Tradition" und das Wissen um sein Schicksal. Die Gespräche sind das Wesentliche und das Zauberhaft-Einmalige dieses Buchs, das ein dichterischer Nachfahr Herman Bangs und E. v. Keyserlings geschrieben hat. Da sitzen die Entwurzelten noch einmal beisammen am Teetisch oder nach herbstlicher Pilzsuche zum Picknick im Walde und zünden ihre Erinnerungen wie Räucherkerzen an. Ja, sie schmecken mit ästhetisierendem Behagen die ungewohnte Unsicherheit ihrer neuen Lebenssituation ab und umspielen sie in Gesprächen, die ihnen „musikalische Aufgaben" sind. Sie plaudern von Schönheit, von Humanität und von vielen anderen Dingen dieser Welt und wissen dabei: „Jedes Gespräch beginnt mit der Kunst, führt zu Gott und endigt in irgendeiner Pleite." Die bittersüße Musik der Untergänge schwingt in ihrer tändlerischen Konversation. Ein schönes, herbstliches Buch, das Haltung wahrt, ohne mit heroischer Geste zu bluffen, und im Seelisch-Geistigen Partei ergreift, ohne irgendwie parteiisch oder gar im tendenziösen Sinne aggressiv zu sein!

Berlin — C. F. W. Behl

Generalkonsul Stenzel und sein gefährliches Ich. Roman. Von Max Halbe. München, Albert Langen. 246 S. M. 5,— (7,—).

Das ist ein Unterhaltungsroman ältesten Kalibers, wie geschaffen, um in fünfzig Fortsetzungen im Lokalanzeiger zu erscheinen. Ja, er lebt noch ungebrochen sein verlogenes Scheindasein, der Unterhaltungsroman aus der Makartzeit und -luft, mit seinen Menschen, die nie gelebt, seinen Situationen, die es nie gegeben, seinem ein- und einzigen Problem: „Wird er sie am Ende kriegen?" (Selbstverständlich wird er sie kriegen!) und seinen tönernen Phrasen vom „bebenden Leib", vom „verschleierten Blick" und vom „seidigen Lockenhaar". Aber was diesen Unterhaltungsroman wiederum ungeeignet macht, ihn als Hackepeter in Zeitungen zu servieren, ist die Tatsache, daß hier nichts passiert, aber auch gar nichts. Denn daß „der gerstenblonde Fremdling", der uns auf Seite 30 vorgestellt wird, 200 Seiten später seine Ginevra an seinen Busim drückt, während sie „mit einem Seufzer zurücksinkend, Mund, Wangen, Busen und was immer seinen Küssen überlassend" und während der Mond, der ebenfalls bemüht wird, „einen Schleier aus Mondstrahlen" über sie breitet, das ist ja das, was wir von allem Anfang an so sicher kommen sehen, wie unseren dereinstigen Tod. Und wenn Ginevra „diese kaltschneuzige Vertreterin der heutigen Jugend" einmal ihre Generation mit den Worten charakterisiert „Wir denken in Papier!" kann man hinzufügen: und alle übrigen auch! Alles lebt und redet hier Papier und Druckerschwärze, und selbst wenn man sämtliche Romanfiguren erdolchte, würde ebensowenig Blut fließen wie bei einem Massenmord auf dem Kasperletheater. Alles ist hier in einem Gartenlaubenstil aufgemacht, den man längst vermodert glaubte.

Da ist der Generalkonsul, der vor lauter Arbeit blödsinnig wird und vor lauter Liebe wie ein Aff auf Bäume klettert; da ist der abgedankte dämonische Balkanferscht, der während einer dreißigjährigen Regierung gelernt hat wie man mit der Bestie Mensch umgeht; da ist ein alter Dichter, der längst nicht mehr mit seiner Zeit lebt und eine Schwarte schreibt, die keine Katze interessiert (spottet seiner selbst und weiß es nicht) und da sind süße Frauen, als hätte Hillbrich sie ersonnen und Telschow gebacken, edel und wacker. Ich frage mich, was solch ein Buch uns eigentlich angeht. Und ich muß antworten: Nichts.

Berlin — J. E. Poritzky

Herr Gilhooley. Roman. Von Liam O'Flaherty. Deutsch von J. Sternemann. Berlin 1931, S. Fischer. 339 S. M. 4,— (6,—).

Der irische Erzähler Liam O'Flaherty ist für Deutschland eine Entdeckung von Heinrich Hauser. Was den stark vitalen und anti-zivilisatorischen Hauser an seinem irischen Kollegen gereizt hat, wird nicht so sehr seine literarische Qualität, als die vehemente Kraft seiner Natur gewesen sein. O'Flaherty gehört ohne Zweifel zu den Autoren, bei denen bewußtseinsmäßig und prinzipiell erst das Leben und seine Abenteuer, dann die Literatur von Bedeutung ist — ich sage: „bewußtseinsmäßig und prinzipiell", denn eigentlich und im Grunde ist doch wohl für jeden Schriftsteller eben das Schreiben Anfang und Ende, Schicksal und letztes Abenteuer, alles andere, mag es noch so hingegeben, noch so enthusiastisch erlebt sein, nur Mittel und Vorwand, um dann wieder schreiben zu können. Dies gilt sogar, will mir scheinen, für den berühmtesten neueren Fall dieser literaturfeindlichen Dichtergattung, für Arthur Rimbaud, dem in der Stunde, da er starb, wahrscheinlich sein Gedicht von den Vokalen wichtiger war als all seine afrikanischen Unternehmungen.

Was die Literatur Liam O'Flahertys betrifft, so ist sie durch eine gewisse primitive Vorliebe für das Grauen charakterisiert. Schon in seinem letzten Buch, „Wenn die Bestie erwacht", wurde das deutlich. Damals war es der Krieg, der das Ungeheuer im Menschen erweckte. Diesmal ist es das, was wir Liebe zu nennen pflegen — wenn denn diese gefühlsbeladene Formel auf das von Anfang an tragisch umwitterte Begehren anzuwenden ist, das den trostlos alternden Herrn Gilhooley an ein Mädchen bindet, das ihm eines Nachts auf der Straße, frierend, hungrig und zunächst sogar reizlos, eigens zu dem Zweck entgegenzutreten scheint, daß sich sein Schicksal vollende und daß er sie mitnehme in den Abgrund, der ihnen beiden vorbestimmt ist. Er erwürgt sie, nachdem sie ihn lange Zeit sehr gemartert hat. Sie sagt zwar: „Nein, nein, Ich fürchte mich — vor Gott." Seine Furcht aber ist viel tiefer und schlimmer, denn er ist „erschreckt vor der Stummheit seiner Seele, vor der Unwissenheit und Hilflosigkeit seiner Persönlichkeit".

Sowohl der alternde Mann als das hergelaufene, magere junge Mädchen von tiefverdächtigem, macabrem Reiz sind plastisch und lebendig bis zu einem Grade, der zuweilen ins Unheimliche und Dämonische wächst. Man glaubt die Tragödie, die sich zwischen ihnen abspielt, sie stimmt unerbittlich vom ersten Wort an; sie ist wahr bis zum Atemberaubenden, und so berührt sie nie die Sphäre des untergeordnet Kolportagehaften, der man sie sich oft mit Besorgnis nähern sieht. Auch die Nebenfiguren sind von dieser gültigen, ich möchte sagen authentischen Wahrhaftigkeit. Gerade sie und die Atmosphäre, in der sie leben, machen nicht zuletzt den finsteren Zauber dieser Geschichte aus: es ist die durch und durch unheimliche, die wahrhaft nicht geheure Atmosphäre der Stadt Dublin; diese Luft von Fanatismus, Versoffenheit, scholastischen Disputen in Kneipen, politischer Hochspannung und sexuellen Erregungen. O'Flaherty hat sie beschworen, wie sonst nur noch Joyce. — Es ist übrigens bemerkenswert, daß O'Flaherty, Vertreter der jungen Generation, alle Wirkungen, die er anstrebt, erreicht, ohne eins von den Mitteln anzuwenden, die sein großer Landsmann in die Literatur eingeführt hat. Er schreibt einfach, beinahe altmodisch. Stilistisch verzichtet er auf alle Extravaganzen, so daß er manchmal, wie zum Beispiel in den etwas bedenklichen letzten Zeilen des Buchs, völlig in den Rhythmus des konventionellen Romans verfällt.

Juan les Pins — Klaus Mann

Der Faschist (L'Italiano di Mussolini). Ein Roman der neuen Ära. Von Mario Carli. Berlin 1931, Schlieffen-Verlag. 201 S. M. 3,85 (4,85).

Das Buch ist im Auftrag Mussolinis geschrieben und von ihm mit dem von Graf Labia gestifteten Preis von 10000 M. honoriert. Man erwartet also ein ernstzunehmendes, straffes Dokument des Fascio: den klaren und jungen, wenn auch vielleicht noch primitiven Ausdruck seines innen- und außenpolitischen Willens und Wirkens. Mussolini hat bestimmt viel zu sagen, aber dieser „Italiano di Mussolini" sagt uns noch weniger als der zu ähnlichen Zwecken hergestellte Propagandafilm: „Das neue Italien". Der Autor soll 1913 Futurist gewesen sein, inzwischen ist er Plusquamperfektist geworden. Der „Roman der neuen Ära" ist im Makart- und Marlittstil gemacht, seine Handlung schlaffe Kolportage, seine Personen abgelegte Schablonen. Die Sprache der deutschen Übersetzung bestätigt wieder einmal das treffende Wort der Italiener: „Traduttore — traditore!" Sie verrät einen fieberhaft banalen Byzantinismus, der vor und hinter dem Duce buchstäblich auf den Knien rutscht. Das muß dem Duce doch endlich mal über werden!

Berlin — Rudolf Frank

Literaturwissenschaftliches

Wilhelm Raabe als Erlebnis. Von Hans Stegmann. Wolfenbüttel 1931, Heckners Verlag. 108 S. Ganzleinen M. 4,—.

Dies mit einem der besten Bildnisse Wilhelm Raabes, einer Photographie aus dem Jahre 1893 geschmückte Buch zählt zu den anregendsten und fruchtbarsten Werken zu Raabes Weltanschauung und Menschentum, die wir seit langem erhalten haben. Hans Stegmann, der Sohn eines näheren Freundes W. Raabes in Braunschweig, geht von der Lehre Ludwig Klages aus, die im Geist, d. h. dem auf Denken, Wollen, Kopfverstand gegründeten Intellekt den Widersacher der Seele, d. h. der Gefühls-, Gemütskräfte, des Herzens sieht; nach Klages ist der Seelenmensch, der homo divinans, der magische Mensch lebenverbunden, lebenaufbauend, der Intellektmensch, der homo faber, der technische Mensch aber lebensfeindlich, lebenzerstörend. Raabe nun war ein Seelenmensch, litt unter dem Aufkommen des seelenlosen Menschen während seines Lebens schwer und trat, gleich Nietzsche, Lagarde, gegen den homo faber, die Kanaille, die Seelenzerstörer mit allen seinen Kräften auf. Den seelenbetonten Menschen zu gestalten war für Raabe Sinn seines Dichtens. Stegmann sieht auf Grund dieser Gedanken Raabes Entwicklung von Abu Telfan, wo Raabe erst zu sich erwacht, bis Stopfkuchen im Banne des Leidens und Kämpfens um den Widerstreit von Seele und Geist. Im Stopfkuchen wird Raabe seiner Anschauung vom Geist — Seele — Gegensatz sicher, hat er sich völlig für die Seele entschieden. Nun freut er sich bis zu „Altershausen" der eroberten Gewißheit. Er west nun in der Wirklichkeit, die die eigentliche ist, weil sie in tiefster Verbundenheit mit dem All in uns, um und über uns lebt. Der Meister Hunemund und der Magister Buchius stellen Raabes Gestaltung vom Seelenmenschen am reinsten dar. Bei der Entwicklung dieser belebenden Durchleuchtung von Raabes Wesen und Werk fallen auch ausgezeichnete Exkurse über Raabes Beziehungen zu Goethe, Raabes einzelne Epochen in Form und Sprache, Raabes Humor u. a. m. ab. Stegmanns Arbeit wird gewiß noch besondere Kreise nicht nur in der Raabe-Forschung ziehen, sondern auch in der allgemeinen Literaturbetrachtung, nachdem sich seine Anwendung der Klagesschen Lehre auf einen Dichter als so fruchtbar erwiesen hat.

Berlin — Hanns Martin Elster

Die Bildungsidee und das ethische Programm Gerhart Hauptmans im Kampf um die Zukunft. Von Helmut Schwager. Leipzig, Schwarzenberg & Schumann G. m. b. H. 140 S.

In meiner Besprechung von Ottomar Enkings einführender Studie über den „Till Eulenspiegel" Gerhart Hauptmanns sagte ich, daß noch viele sich mühen würden, die Hieroglyphe des Genies zu entziffern. Nun ist hier der erste große und umfassende Versuch erschienen, der weit über das Ziel des Enkingschen hinausgreift. Während dieser die nächstliegende Aufgabe gelöst hat, dem zögernden Leser den ersten Zugang zu der großen, verwirrend vielgestaltigen Barockdichtung zu erschließen, hat es Helmut Schwager unternommen, sie aus dem Gesamtschaffen des Dichters heraus zu deuten und geistesgeschichtlich einzuordnen. Stoff- und Motivanalyse führen ihn zur überzeugenden Eingliederung des „Till Eulenspiegel" in das Gesamtwerk Hauptmanns als dessen „dichterisches Testament". Schwager erkannte mit sicherem Instinkt, daß die Deutung der äußeren Handlung und ihrer — nur scheinbaren — Willkürlichkeit nicht möglich sei ohne unmittelbarste Einbeziehung der inneren, und so dringt er gleich zu Beginn seiner Untersuchung zum Kern der Dichtung vor, wenn er — Hauptmanns eigenes Wort im ersten Abenteuer des Till geschickt aufnehmend — das Ineinander von „äußerer Wanderung" und „innerer Wandlung" aufzeigt. Nur so gelangt er schließlich zur tieferen Deutung des Endes Tills, der das Schicksal des Todes von Anbeginn in sich trägt und daher keine „Entwicklung" im landläufigen Sinne durchmacht. Er ist „ein Traumwandler, der immer mehr dem diesseitigen Leben abstirbt". Das immer stärkere Hinüberschwingen der Dichtung ins Imaginäre wird durch Schwa-

gers Analyse als die notwendige Konsequenz der dichterischen Konzeption verständlich. Die komplizierte Durcheinanderschichtung des Sinnlichen und des Übersinnlichen in Gehalt und Formung wird offenbar. Die Eulenspiegel-Dichtung erscheint als geniale Spiegelung eines chaotischen Weltbildes, Hauptmann als „der größte Kulturpessimist des Abendlandes", dessen Pessimismus jedoch keineswegs mit Lebensverneinung identisch ist. Über kaum ein Kunstwerk der Gegenwart ist so viel Widerspruchsvolles, Mißverständliches geschrieben worden wie über Hauptmanns „Till". Mit Recht erinnert Schwager daran, daß diese Dichtung nicht das strenge System eines Philosophen, sondern die lebendige, immer wandelbare Gedankenwelt eines Dichters aus sich gebiert. Schwager findet im einzelnen viele kluge und wesentliche Formulierungen. Er korrigiert die ursprünglich wahre, allmählich jedoch schablonisierte Anwendung des Mitleidsmotivs auf das Gesamtschaffen Hauptmanns, indem er aufzeigt, wie Hauptmann im „Till" das Mitleid da überwindet, wo es die Liebe zum Menschen erfordert. Innere Beziehungen Hauptmanns zum Werke Richard Wagners und Nietzsches werden nicht ohne Spitzfindigkeit aufgedeckt. Auch das Form- und Gestaltungsproblem wird eingehend erörtert, und hier kommt Schwager zu der absolut überzeugenden Feststellung, daß der „Till Eulenspiegel", der in der Komposition Schlegels Idee der Universalpoesie verwirkliche, eine Dichtung nicht für den Leser, sondern für den Hörer sei. Bloß-artistische Einwände werden in ihrer völligen Belanglosigkeit dieser Dichtung gegenüber entlarvt, die „nicht ein Könner, sondern ein Künstler" schuf. Schwagers Schrift (bis jetzt der wichtigste Beitrag zum Thema!) gipfelt in dem Versuch, die dem Blick des noch allzu zeitnahen Betrachters nur mehr in Umrissen sich abzeichnende, über die Gegenwart und Gegenwartsgebundenheit weit hinausweisende Stellung des „Till Eulenspiegel"-Epos im schöpferischen Gesamtwerk der Deutschen festzustellen.

Berlin — C. F. W. Behl

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Herausgegeben von H. Kindermann. Reihe Reformation Bd. 2; Reihe deutsche Selbstzeugnisse Bd. 4; Reihe Barockdrama Bd. 3; Reihe Aufklärung Bd. 4; Reihe Romantik Bd. 4. Leipzig 1931, Ph. Reclam jun. 370, 314, 341, 325, 335 S.

Seit meinem letzten Bericht über dieses große Unternehmen (L.E. XXXIII, 652) sind wieder fünf weitere Bände erschienen. Zwei davon sind dem Zeitalter der Reformation gewidmet und darum besonders wichtig, weil sie viel wenig bekannten Stoff vermitteln. Aus den Sturmjahren der Reformation (1520—1525) legt A. E. Berger eine vorzügliche Auswahl von Flugschriften vor, die er mit Recht als „Sturmtruppen der Reformation" bezeichnet. Seine umfangreiche Einleitung ist ein Meisterstück. Nicht minder wertvoll ist die reiche und geschickte Blütenlese selbstbiographischer Denkmäler „Aus dem Zeitalter des Humanismus und der Reformation", die Marianne Beyer-Fröhlich besorgt hat. Aus ihnen gewinnt man ein farbenreiches und treues Bild von dem persönlichen Leben und Wesen der Menschen in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

In der Reihe Barockdrama ist der neue Band „Das Schauspiel der Wanderbühne", herausgegeben von W. Flemming, die notwendige Ergänzung zu seinen Vorgängern über das schlesische Kunstdrama und das Ordensdrama. Sein besonderer Wert liegt in der ausführlichen Einleitung, die viel Neues über die englischen Komödianten und ihre deutschen Nachfolger bringt, und in der Darbietung mehrerer Texte. Zwei davon, eine Bearbeitung des „Papinianus" von Gryphius (aufgeführt 1685) und „Der Jude von Venetien", den Christoph Blümel um 1670 aus Shakespeares „Kaufmann von Venedig" zurecht gestutzt hat, erleben hier ihren ersten Druck.

Der Aufklärungsband „Vorboten der bürgerlichen Kultur", besorgt von F. Brüggemann, enthält eine Neuausgabe von Schnabels „Insel Felsenburg", der ersten deutschen Robinsonade, deren erste wissenschaftliche Ausgabe von H. Ullrich (1902, nicht 1892, von mir im L. E. V, 647, besprochen) vergriffen ist, und von A. von Hallers „Alpen", dem berühmtesten Beispiel beschreibender Naturdichtung.

Der 4. Band der Romantikreihe, herausgegeben von P. Kluckhohn, schildert die „Lebenskunst" der Romantiker in einer reichen Auswahl von Proben, die hier nicht nach Verfassern, sondern nach Sachgebieten, „persönliche Sittlichkeit, Geselligkeit und Freundschaft, Frauen, Liebe, Ehe und magischer Idealismus", geordnet sind. Schleiermachers „Monologen", Fr. Schlegels „Lucinde" und Schleiermachers „Vertraute Briefe" darüber sind vollständig abgedruckt.

Breslau — H. Jantzen

Die Soziologie der literarischen Geschmacksbildung. Von Levin L. Schücking. Leipzig 1931, B. G. Teubner. 119 S. M. 5,60.

Dieses Buch macht in interessanter Weise den Versuch, die literarischen Probleme unter soziologischen Gesichtswinkel zu rücken. Mit gründlicher Kenntnis der englischen, aber auch der französischen und deutschen Literatur untersucht der Verfasser die Probleme des Zeitgeschmacks und des „Zeitgeistes" in der Literaturgeschichte. Sehr interessante Ergebnisse erbringt besonders die Erforschung der wechselnden sozialen Stellung des Künstlers. Auch das Publikum in seinem unterschiedlichen Verhalten zur Dichtkunst stellt bedeutsame soziologische Probleme. Ausgezeichnet ist besonders die Herausarbeitung des Begriffs des Geschmackträgertypus. Es ist ein entscheidender Einwand gegen alle Versuche, eine immanente Gesetzlichkeit des ästhetischen Geschmacks aufzustellen, daß hier erwiesen wird, daß nicht der Geschmack ein anderer wird, sondern daß andere Gruppen Träger des Geschmacks werden. Die theoretischen Darlegungen sind stets belebt durch eine Fülle anschaulicher Beispiele, so daß die Lektüre des Buchs ein Vergnügen ist.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Die Welt der Formen. Von Hermann Friedmann. München 1930, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. 519 S. M. 18,— (22,—).

Dies vielseitig ausgreifende Werk stellt den Begriff der Form in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen. Es zerlegt das sinnlich-geistige Verhalten des Menschen zur Welt in die haptische und die optische Erlebnisform. Jene bringt es nur zu amorphen Kontinuen, die optische Erkenntnis dagegen entfaltet sich in Gestaltbildungen von eigenartiger Gesetzlichkeit. Auf die haptische Erlebnisform wird das mechanische Weltbild zurückgeführt, Tendenz dieses Buches ist es, die haptisch-optische Weltspaltung wieder aufzuheben. Der Hauptinhalt des Buchs gliedert sich in die Teile: Psychologie der Form, Logik der Form und Metaphysik der Form. Mit erstaunlicher Belesenheit wird das Grundthema des Buchs auf die verschiedensten Lebensgebiete übertragen, oft allerdings werden die Zusammenhänge etwas gewaltsam

hergestellt. Man kann die Fülle von Anregungen, die in dem Buch stecken, gern zugeben, auch wenn man, wie der Referent, der Meinung ist, daß wichtiger als der Unterschied haptisch-optisch der andere zwischen räumlich-zeitlichem Erleben ist. Aber zweifellos war es ein Verdienst des Verfassers, den so wichtigen Formbegriff zum archimedischen Punkt einer Philosophie zu machen. Auch wenn die Welträtsel nicht alle gelöst sind, es ergeben sich doch eine Fülle von wertvollen Perspektiven aus dieser Betrachtungsweise.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Der Jude in der dramatischen Gestaltung. Von Kurt Sabatzky. Königsberg i. Pr., Buchverlag der Königsberger Hartungschen Zeitung und Verlagsdruckerei A.-G. 67 S.

Dies Buch ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert. Einmal, weil es eine Lücke in der Literatur der Theatergeschichte ausfüllt. Sodann, weil es von einer Menschengruppe handelt, die zur Zeit vielfach im Mittelpunkt der Erörterungen steht. Zum erstenmal ist hier der Versuch gemacht, einen chronologischen Überblick über die Bühnenwerke zu geben, in denen Juden vorkommen. Das wäre an sich noch nicht so verdienstlich. Aber der Verfasser beleuchtet durch Hinweis auf die Rolle, die dem jüdischen Menschen im einzelnen Fall zuerteilt ist, zugleich die ethischen, soziologischen und ethnologischen Zusammenhänge zwischen der Einstellung des Autors und der Judenfrage im allgemeinen. Das vor allem gibt seiner fleißigen Schrift Wert und Reiz. Vielleicht wären diese Zusammenhänge noch plastischer hervorgetreten, wenn Sabatzky in jedem Fall angegeben hätte, ob es sich um einen jüdischen oder einen nichtjüdischen Autor handelt. Indessen läßt sich aus seiner sorgfältigen Zusammenstellung auch so mit ziemlicher Deutlichkeit die kulturelle Entwicklung ablesen, die sich im Lauf der Jahrhunderte hinsichtlich der dramatischen Behandlung des Judenproblems vollzogen hat. Die Linie dieser Entwicklung, die ungefähr parallel läuft mit dem Wandel der allgemeinen Auffassung, führt, nach Sabatzky, von den Mysterienspielen und „Moralitäten“ des christlichen Mittelalters, in denen der Jude stets als lächerliche Figur wenn nicht gar als Verkörperung des Bösen erschien, bis zur jüngsten Literatur, die ihm, im Sinne moderner, humanerer Einstellung zum Teil die Rolle eines tragischen Helden einräumt. Dazwischen liegen zahllose Gestaltungen, die in religiösen und rassischen Vorurteilen wurzeln oder ausgesprochen philosemitische Gesinnung verraten oder auch Mischtypen (farblose Theaterjuden, sympathisch-humoristische Figuren, harmlos-untendenziöse Karikaturen, zweideutige Charaktere usw.) darstellen. Einen breiten Raum nehmen in dem Buch naturgemäß die beiden großen klassischen Beispiele dramatischer Judengestaltung ein: Shakespeares Shylock und Lessings Nathan; jener als Prototyp des hartherzigen, niedriggesinnten (gleichwohl vom Dichter ein wenig moralisch entlasteten) Juden, dieser als wandelndes Prinzip überkonfessioneller Toleranz und Menschlichkeit. Auch Schmock, der rührend-komische Rechts- und Linksschreiber aus Freytags „Journalisten“, den man in gewissem Sinn zu den klassischen Bühnenjuden zählen darf, wird selbstverständlich erwähnt. Im übrigen ist nur diejenige Dramatik berücksichtigt, die den Juden in irgendeinem besonderen Verhältnis zu seiner Umwelt darstellt, mithin das biblische und das Milieudrama ausgeschaltet.

Königsberg i. Pr. — H. Georg

Mickiewicz. Ame de la Pologne. Von Jean Paul Palewski. Paris, Gebethner & Wolff. 56 S.

L'homme eternel. Von Adam Mickiewicz. Pages choisies en Prose. Paris, Gebethner & Wolff. 262 S.

Palewskis Büchlein will den einfachen Franzosen mit dem Leben und Wirken des größten polnischen Dichters bekannt machen. Es schildert die einzelnen Lebens- und Leidensstadien des Dichters in chronologischer Reihenfolge, verharrt einen Augenblick, ohne in die Tiefe zu gehen oder sich in gründige Analysen einzulassen, bei den Dichtungen eines jeweiligen Stadiums und indem er, wenn auch nur oberflächlich, den Zusammenhang zwischen Erlebtem und Gedichtetem berührt, ist er darzutun bemüht, wie sehr Mickiewicz, und zwar seine rein-menschliche Persönlichkeit, Brennpunkt und Quell aller polnischen Wünsche und Hoffnungen, wie sehr er die Seele Polens nach dessen Teilungen war.
Das zweite Buch bietet eine Auswahl aus des Dichters Prosa in französischer Übersetzung. Sie ist zusammengestellt und biographisch eingeleitet von Joseph André Teslar und bevorwortet von M. André Mazon. Letzterer behandelt Mickiewicz' Stellung und Rolle unter den polnischen Emigranten in Paris einerseits und unter den Intellektuellen des damaligen Frankreichs anderseits. Er zeigt, wie Mickiewicz bemüht und wie weit es ihm gelungen war, die polnische Frage zu einer europäischen zu machen — trotz des Widerstandes der Politiker und Diplomaten. Mazon schreibt sogar die Neubildung des heutigen Europa zum großen Teil der Wirksamkeit des polnischen Dichters zu. Die von Teslar getroffene Auswahl zerfällt in vier Abteilungen, in denen Briefe „an die Freunde“, Auszüge aus dem „Buch von den Pilgern“, aus den Vorlesungen des Dichters am Collège de France („Aux disciples“), sowie einzelne vollständige oder gekürzte Aufsätze politischer Natur („Aux nations“) geboten werden.

Lemberg — Hermann Sternbach

Verschiedenes

Pädagogisches Lexikon. In Verbindung mit der Gesellschaft für evangelische Pädagogik und unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner. Herausgegeben von Hermann Schwartz. 3. Band („Klasseneinteilung der Schulen — Recht des Kindes“) und 4. Band („Rechtschreibung“ — „Zwingli“. Nachträge.) Bielefeld und Leipzig 1930/31, Velhagen & Klasing. VIII S., 1428 Spalten, und XII S., 1504 Spalten.

Was ich bei Gelegenheit des Erscheinens von Band 1 und 2 (L. E. XXX, 556 und XXXI, 742) über die geistige Gesamthaltung und die redaktionelle Form des Werkes gesagt habe, gilt auch für diesen Band, namentlich hinsichtlich der eingehenden Beantwortung gesundheitlicher und physiologischer Fragen. Von Einzelheiten, die den Literaturfreund besonders interessieren können, sei erwähnt der Artikel über Langbehn von Cornelius Gurlitt, der bekanntlich mit dem menschenscheuen Rembrandt-Deutschen in dessen dresdener Zeit verkehrt hat. Übrigens sieht man aus der Tatsache, daß ein solcher Artikel überhaupt aufgenommen wurde, wie weit gelegentlich — allerdings recht willkürlich — die Auswahl der für die Pädagogik bedeutsamen Persönlichkeiten ausgedehnt wurde. An dem zunächst gut orientierenden Artikel über Nietzsche ist — abgesehen davon, daß bei der Darstellung seines geistigen Werdeganges die in jeder Beziehung so

wichtigen „Unzeitgemäßen Betrachtungen" nicht einmal genannt sind — befremdlich der Schlußsatz, in dem der Meinung Ausdruck gegeben wird, „konkret greifbar sei das Wirken Nietzsches (auf unsere Zeit) im besonderen" in — Johannes Müller und Stefan George. Bezüglich der Darstellung des preußischen Bildungswesens werden wir auf den Schlußband vertröstet. Hoffentlich vergißt der Referent dann nicht, wie die meisten, die in diesem Werk über das Bildungswesen einzelner Länder zu Wort gekommen sind, daß auch die gesamten Einrichtungen der Erwachsenenbildung, insbesondere der gemeindlichen Bildungspflege (Volksbüchereien, Volkshochschulen usw.), in den Rahmen seiner Betrachtung gehören.

Mit dem 4. Band ist ein Nachschlagewerk abgeschlossen, das aus einer ausgesprochen evangelischen Geisteshaltung heraus allen Fragen neuzeitlicher Pädagogik gerecht zu werden sucht, und man darf sagen, daß dieser Versuch — alles in allem — in einer Form gelungen ist, die es auch dem auf anderer weltanschaulicher Grundlage Stehenden ermöglicht, sich zuverlässig zu belehren.

Was den Inhalt des Schlußbandes betrifft, so scheint mir besonders interessant, was darin über das Bildungswesen des neuen Rußland berichtet wird. Erfreulich ist, daß auch dem deutschen Schrifttum als Unterrichtsaufgabe ein umfangreicher Artikel von fortschrittlicher Haltung gewidmet ist. Unzureichend ist der Artikel über Schülerbibliotheken, namentlich auch in seinen Literaturangaben. Bei dem Stichwort „Schund- und Schmutzschriften" wird leider nur die Gesetzgebungsfrage berücksichtigt, während doch in einem erziehungskundigen Nachschlagewerk gerade die psychologisch-pädagogischen Grundfragen im Vordergrund stehen müßten. Der ausführliche und fleißige Artikel über Volksbildung ist in seinem historischen Teil gut, in seiner Darstellung der jüngsten Entwicklung aber über einen Leisten geschlagen, der sonst von Referenten, sofern sie von den Büchereipraktikern ernst genommen werden wollen, heute glücklicherweise nicht mehr verwendet wird. Unter den Nachträgen findet sich ein Artikel über Goethes Bedeutung für die Pädagogik. Der schon im letzten Band angekündigte Artikel über das Bildungswesen Preußens berücksichtigt, im Unterschied von dem über Sachsen, unter den Einrichtungen der Erwachsenenbildung nur das Volkshochschulwesen, nicht aber das Büchereiwesen. In dieser Hinsicht scheinen die von der Schulpädagogik ausgehenden Erziehungswissenschaftler heute vielfach immer noch nicht ganz im Bilde zu sein.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Das Werden der sittlichen Person. Wesen und Erziehung des Charakters. Von Rudolf Allers. Freiburg i. B. 1929, Herder & Co., G. m. b. H. VIII u. 316 S. M. 6,20 (8,—).

Das zunehmende ernste Interesse für Charaktererkenntnis und das immer mehr sich vertiefende Wissen um das Wesen und Entstehen des Charakters und die Methoden der Charakterologie haben sich bereits längst auch auf Geschichte und Psychologie des Schrifttums erstreckt. Es kam noch mehr: einer teleologisch verstehenden Strukturpsychologie wurden die Wege bereitet und dadurch der Literatur ein neues Verstehen und Deuten gegeben. Aus der neuen Geisteswissenschaft und ihrer Lehre von den gesetzmäßigen Grundtypen der Individualität erfuhr sie einen neuen Sinn. Nun verband sie sich mit der Gestaltpsychologie und jener Persönlichkeitspsychologie, die den strukturellen Querschnittzusammenhang der seelischen Schichten in der Gesamtpersönlichkeit durchforscht, die Lebensform oder die lebensvolle charakterologische Ganzheit bis in die seelische Differenzierung bei verschiedenen Menschen. Man drang immer tiefer hinab in die letzten Schichten der Person und des Charakters und erschloß das Gebiet des Rhythmus des seelischen Lebens, die Lebensformen, kurz gesagt die gesamte geisteswissenschaftliche Psychologie und Ethik der Persönlichkeit mit allen ihren charakterologischen und typologischen Sondergebieten.

Nun kommt ein Werk zusammenfassender und doch durchaus selbständiger Art, das alles an Wert gründlich verarbeitet und kritisch durchackert, was von bedeutenden und interessanten Arbeiten über Charakterkunde, die Bedingungen der Charakterentwicklung und Menschenkenntnis samt allen philosophischen und religiösen Grenzgebieten heute in der wissenschaftlichen Literatur vorliegt. Sein Verfasser, der wiener Gelehrte und Universitätsdozent Rudolf Allers, bietet den weitschichtigen und schwierigen Stoff stets von seinem eigenen Arbeitsfeld aus dar, auch dort, wo er vom Standort Alfred Adlers (dessen Anteil an der Richtung mancher Deutung nicht unbeträchtlich ist) seine Gedanken entwickelt. Das Buch, das auch in seiner literarischen Form ein ganz eigenwüchsiges Werk ist, ist gut geschrieben und im Wissenschaftlichen und Fachlichen klar und bündig. Es vermeidet mit Glück ermüdendes Gelehrtendeutsch ... Für Allers ist der Charakter grundsätzlich wandelbar, nicht mit der Person identisch. Person ist der eigentliche Wesenskern des Menschen, sie hat den Charakter. Aber er ist kein Realbestandteil und keine Eigenschaft derselben, erkennbar allein durch Analyse und Handlung und ihre physiognomischen Bedeutungen. Der Charakter ist somit ein „allen Handlungen und Verhaltungsweisen des Menschen gemeinsames formales Moment". Er ist die allgemeine Maxime der Handlungen und Zielsetzungen einer Person. Allers sagt: das individuelle Wertvorzugsgesetz. Handlung ist aber „eine Relation zwischen Ich und Welt, vom Ich zur Welt, Ausfluß eines Wollens". Charakter ist Ausdruck. Die eigentlichen Motive des Menschen können nur aus dem tatsächlichen Ergebnisse der Handlungen entnommen werden. Charakter ist Maxime des Verhaltens oder der Zielsetzungen einer Person, der individuelle kategorische Imperativ. Der Charakter ist nicht allein vom Ich her, sondern auch vom Nicht-Ich her bestimmt. Alle konstitutionelle Abartung gefährdet die normale Entfaltung des Charakters, wie überhaupt unser Vitalbewußtsein unser ganzes Erleben färbt. Körperliche Änderungen ändern den Charakter und schaffen neue Typen und besondere Organisationsstufen des Menschen: Umseelung von Typus zu Typus (wie es Alfred Döblin genannt hat). Die verschiedenen Altersstufen sind demnach besondere Organisationsstufen. Diese Änderungen (der Rassetypen) hängen auch mit den Änderungen im Gleichgewicht der inneren Drüsen und ihrer Absonderung zusammen. Allers spricht dann auch von den Charakteridealen: die schimmernden Idealbildungen sind gefährlich, denn sie widerstreiten den hohen Idealen der Sachlichkeit, Hingabe und des Dienstes und fördern vielmehr die unheilvolle Absolutsetzung der eigenen Person. Die richtige Erziehung ist, wie er meint, der Mittelweg zwischen gesundem Erleben des Selbstwertes und Schutz vor einer Absolutsetzung der eigenen Person. Das Charakterideal kann nur im „Rahmen einer Lebensform" sinnvoll sein, einer Lebensform, die eine „Einheit der polaren Gegensätzlichkeiten von Individuum und Gemeinschaft, von eigenwertiger Person und wertgebender Ganzheit" ist.

Auf diesen Grundlagen baut der gelehrte Verfasser seine praktische Charakterkunde, das menschliche Leben als Einheit

und Ganzheit, des Menschen seinsmäßige Stellung und Bejahung als Kreatur auf, er zeigt die großartige Totalität des geistig-seelischen und körperlichen Menschen, seine Lebensgeschichte voll Handlung und Geschehen, die Vieldeutigkeit ihrer Einzelheiten und die Wandlungen ihres tieferen Sinnes. Auch hier schließen sich ihm die Dinge zum Kreis. Allers vermeidet nicht weltanschauliche Charakterologie. Ihm ist das religiöse Leben mit seiner Heiligung der Gefühle und seinem geheimnisvollen Müssen Stütze, Trost und Erlösung. Nur dieses innere Lebendigsein vermag es, daß sich der Mensch zu Höherem bestimme.

Wien — Franz Strunz

Der neue Mensch und seine Ziele. Menschheitsfragen der Gegenwart und Zukunft. Von Joh. M. Verweyen, Stuttgart 1930. Walter Hädecke, 214 S. Geb. M. 8,50.

Ein populäres Werk über die Probleme der Gegenwart und ihre Bedeutung für die zukünftige Entwicklung der Menschheit. Aber leider auch ein recht oberflächliches Werk. Alle Probleme, die die Menschen von heute berühren, werden aufgezählt, aber alle Betrachtungen bleiben an der Oberfläche. Zur wirklichen Wesensbestimmung oder Klärung wird keine von ihnen geführt. Eine Fülle von Wissen steht neben erstaunlichen Verallgemeinerungen. Bilder und Vergleiche, wie der Chauffeur als Typus der Gegenwart, werden in die Breite gewalzt, bis sie jeden Sinn verloren haben. Treffende Gedanken werden dagegen nicht ausgeführt. So im Kapitel über den Fortschritt. Ganz kurz nur taucht der schöne Gedanke auf, den man als Gesetz vielleicht so formulieren könnte: Die Gesamtsumme des Glücks bleibt stets die gleiche. Fortschritt, der neue Glücksmöglichkeiten bringt, schafft gleichzeitig neue Möglichkeiten des Leidens. So auch bei dem Problem der modernen Jugend: Jugend als eigenwertige Lebensstufe (daher im Gegenwartskampf überwertet) und Jugend als Vorbereitungsstadium zur allein wertvollen Reifezeit — das sind die Gegensätze, die heute das Problem der Jugend geschaffen haben und formen. — Das Buch, das zweifellos mancherlei Anregungen bringt (aber auch nicht mehr), klingt aus in die „Botschaft Krishnamurtis in unserer Zeit“ — gewissermaßen als Bekenntnisabschluß. Aber auch hier mehr Lobrede als sachliche Darstellung.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Ebenbilder Gottes. Von Max Hochdorf. Berlin 1931, Deutsch-Schweizerische Verlagsanstalt. 341 S.

Das ist eine kleine Kulturgeschichte von Adam und Eva bis zur Tänzerin Loie Fuller. Ein Mosaik, dessen Steinchen durch ironischen Schliff glänzen, dessen Ornament aus seltenem Material genommen ist, dessen anekdotische Teile sich zu einer legendenzerstörenden, sittengeschichtlich untermauerten Geschichtsphilosophie zusammenfügen. Was das Buch zu einer so erfreulichen Erscheinung macht, ist, daß es die Schöpfung eines Journalisten ist. Denn die Eigenschaften, die es auszeichnen, sind heute selten geworden: eine Bildung von überwältigender Fülle, mit staunenswerter Leichtigkeit vor dem Leser ausgebreitet. Es sind Werte, die erlernbar sind, wenn sie wieder in Kurs kommen. Möge Hochdorf mit diesem Werk Schule machen!

Berlin — Lutz Weltmann

Ehenot und Eherat. Von J. B. Schairer. 2 Bde. Gütersloh 1931, C. Bertelsmann. 215, 511 S.

Ein wirklich seelsorgerisches Buch, die lange Reihe der Ehebücher, die gesunder Menschenverstand, Intellektualität, Radikalismus, Befürwortung des Trieblebens schrieben, wertvoll ergänzend und gerade für die Praxis von Eheberatungsstellen, Anwälten, Medizinern, Geistlichen von Wichtigkeit. Einmal durch die Fülle praktischer, aus dem Leben gegriffener Beispiele und Erfahrungen und ihre Behandlung, vor allem aber durch die Wärme und Lauterkeit der Gesinnung, die tiefe menschliche Weisheit, die mit schöner Unbefangenheit und Toleranz auch van de Velde und Lindsey wirklich kennt und anerkennt und dennoch religiös über sie hinaus verlangt. Dies Buch entdeckt wieder die Seele, lehrt wieder glauben, daß auch der Mann nicht nur aus Verstand und Trieb besteht, wie die heutige Tagesweisheit auf allen Gassen glauben machen möchte, sondern eine Seele besitzt. Es bekennt sich zum Gemüt der Menschen als der zentralen, heute allzusehr verschollenen, tragenden, irrationalen Kraft auch der Ehe und erkennt: „Es ist kulturgeschichtlich außer Frage, daß die neue, die eigentliche Schätzung der Weibesseele, wodurch erst ihm volle Ehefähigkeit erstand, mit Jesus zusammenhängt.“

Berlin — Ilse Reicke

Neun Monate. Von Hilde Maria Kraus. Breslau 1931. Wilh. Gottl. Korn. 203 S. Geb. M. 4,80.

Dies Buch will weniger als Kunstwerk bewertet sein denn als interessantes menschliches Dokument aus der heutigen Intellektuellenschicht — daß es hier die wienerische und nicht die berlinische ist, macht es um mehrere Grade liebenswerter. Die neun Kapitel sind die neun Monate einer Schwangerschaft, und es ist ganz amüsant und folgerichtig gezeigt, wie die sehr typische und auch sehr typisch unerfreuliche Heldin aus dem kalten, materialistischen, sozial gleichgültigen Verstandes- und Ich-Menschen, der zunächst das Werdende eher fatal als willkommen ist, sich allmählich zu einem wärmeren Wesen entwickelt mit sozialem Mitgefühl für Fremde, mit menschlichem Verstehen für die Intellektuellen ihres eigenen Lebenskreises. Es bleibt die Schlußgleichung übrig, daß Herzenswärme eben Mütterlichkeit, und daß Mütterlichkeit eben Herzenswärme gegen alles Lebendige ist. Auf der anderen Seite gibt das Buch, das leider am Problem des intellektuellen Mannes und der Vaterschaft ganz vorübergeht, einen ebenso nüchternen wie objektiven Einblick in den heutigen, nur aus Intellekt plus Trieb bestehenden, der Seele baren, gemütsverdorrten Bildungsmenschen.

Berlin — Ilse Reicke

Naturgeschichte des Bürgers. Beobachtungen und Bemühungen. Von Otto Gmelin. Jena 1929, Eugen Diederichs. 107 S.

Diese geistvolle kleine Schrift versucht es, die bürgerliche Lebensform gegen die ekstatische, die weltmännische, die vagabundische und die soldatische abzugrenzen. Es versteht sich von selbst, daß für eine solche Betrachtung der Bürger nicht gleichbedeutend ist mit Bourgeois oder mit Spießbürger, ja daß er überhaupt nicht an sich mit einem negativen Werturteil behaftet ist. In einer Reihe überaus prägnanter Kapitel, deren bildkräftige Sprache bei aller begrifflichen Schärfe den Dichter verrät, entfaltet Gmelin seine Anschauung vom Wesen des Bürgers. Am treffendsten erscheinen mir die Kapitel „Eros und Sexus“ und „Entscheidung“. Hier sitzt jeder Strich und nichts ist überspitzt. Auch sonst finden sich viele glänzende Aperçus, z. B. über den „verdienten Genuß“, über die Studentenromantik, über das Massenheldentum des Krieges, über die Pflicht als die eigentliche Religion des Bür-

gers, über Goethes „Hygiene im Lebensrhythmus". Den Literaturfreund wird besonders das Kapitel „Thomas Mann, Stifter, Goethe" interessieren. Einspruch möchte ich nur gegen Gmelins bürgerlichen Bildungsbegriff erheben. Gerade wenn man, wie er, der Meinung ist, daß die Unterscheidung von Zivilisation und Kultur spezifisch deutsch und bürgerlich sei, kann man nicht leugnen, daß es über der „Bildung", die auf das banale „Wissen ist Macht" gegründet ist, noch eine Bildung, aus dem typisch bürgerlichen Lebensgefühl heraus, gibt (vgl. Gmelins Ansicht von der „oberen Schicht des Pflichtsinnes"), als deren Leitwort „Bildung ist Glück" gelten mag.

Wer sich kräftig dazu anregen lassen will, von hoher Warte aus das Werden und Vergehen der geistigen Haltung unserer Zeit zu betrachten und sich ein eigenes Urteil darüber zu bilden, dem kann die vorliegende Schrift aufs beste empfohlen werden.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Tanz auf dem Vulkan. Erinnerungen an Deutschlands und Englands Schicksalswende. Von Fürstin Pleß. Band 1 und 2. Dresden 1929, Carl Reißner. 365 und 381 S. M. 15,— (22,—).

Das hier in deutscher Übersetzung vorgelegte Werk der Fürstin Pleß ist eine der unerfreulichsten Erscheinungen auf dem ja nicht immer erfreulichen Markt der Memoirenliteratur, und die Tatsache, daß diese Erinnerungen, die zunächst in englischer Ausgabe erschienen, in England anscheinend einen großen äußeren Erfolg gehabt haben, macht das Ganze nicht erfreulicher. Die Fürstin Pleß, eine geborene Engländerin, war durch ihren Gatten und Freund des Kaisers vor dem Kriege aufs engste mit der kaiserlichen Familie und mit zahlreichen hochgestellten Persönlichkeiten in Deutschland befreundet. Sie hat dadurch mancherlei Einblick in vertrauliche Dinge bekommen, die nun hier in sensationeller Aufmachung und ausgesprochener Deutschfeindlichkeit einem breiteren Publikum vorgelegt werden. Von den etwa 800 Seiten enthalten freilich höchstens 50 Seiten mehr als höfischen Klatsch oder sehr belanglose Reiseerlebnisse, Toilettefragen und dergleichen mehr, und auch das, was aus den Tagebüchern der Fürstin an sachlich einigermaßen Wichtigem mitgeteilt wird, bedarf der genauesten Nachprüfung, zumal die Art der Ausgabe so unzuverlässig wie möglich zu sein scheint, und man trotz entgegengesetzten Behauptungen der Verfasserin vielfach nicht unterscheiden kann, was wirklich genaue Wiedergabe der Tagebücher ist und was später abgefaßt wurde. Gänzlich wertlos ist der zweite Band, der die Kriegszeit behandelt, denn obwohl das deutsche große Hauptquartier mit dem Kaiser eine Zeitlang auf dem Gute des Fürsten Pleß seinen Sitz hatte, ist die Fürstin doch so gut wie nie anwesend gewesen, da man sie, was bei ihrer ganzen Einstellung begreiflich ist, bewußt fernhielt. Wenn sie sich über schlechte Behandlung und Überwachung im Kriege beklagt, so dürfte sie wohl selbst nicht ganz ohne Schuld sein, zumal sie selbst sagt, sie wäre im geheimen entschlossen gewesen, die Gesetze „zu beugen oder zu brechen" (II 43). Aus dieser Zeit ist höchstens interessant, daß die Fürstin eine Reihe an sie selbst gerichteter Briefe wiedergibt, die freilich ein erschreckendes Zeugnis dafür sind, wie falsch man in den der Fürstin nahestehenden Kreisen die politische und militärische Lage beurteilte. Der erste Band enthält einiges über die Bemühungen der Fürstin, der deutsch-englischen Verständigung zu dienen, und macht gelegentlich über entsprechende Verhandlungen Mitteilung, kann auch einige Briefe amtlicher Persönlichkeiten wiedergeben. Im ganzen ist auch dieser erste Band alles andere als „ein Spiegelbild der wilhelmischen Epoche", sondern ein Zerrbild. Die alles in allem höchst unerfreuliche Art dieser Schilderungen verbindet sich vielfach mit einer grotesken Unkenntnis der politischen Vorgänge und Zustände, die die Fürstin aus der Nähe zu kennen behauptet. Ob der fürchterliche Stil ein Mangel der Darstellungsgabe der Fürstin oder ob das schauderhafte Deutsch auf Konto der Übersetzung zu bringen ist, ist nach der deutschen Ausgabe nicht zu beurteilen und die Mühe, die englische zum Vergleich heranzuziehen, wohl nicht lohnend.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Meine Lebensgeschichte. Von Otto Baumgarten. Tübingen, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 515 S. M. 18,—.

Baumgartens Vater gehörte zu den politischen Historikern der Reichsgründungszeit, zum Kreise der Duncker, Haym, Sybel, und deren enthusiastischer Nationalliberalismus prägte das politische Bild des jungen Mannes; die Gymnasialjahre, in den siebziger Jahren, sehen ihn in dem zurückgewonnenen Straßburg, an dessen Universität der Vater berufen worden. Die Mutter war eine bedeutende, selbständige und mitleidensfähige Frau, dem akademischen Getriebe innerlich fremd, von einer in sich geschlossenen und herben, dabei praktisch-aktiven Religiosität — sie und ihre Schwester, Max Webers Mutter, haben fördernd auf die Anfänge Friedrich Naumanns eingewirkt. Die Umwelt war ein wenig erstaunt, als der junge Mensch beschloß, Pfarrer zu werden; ihn trieb dorthin der pädagogische Zug seines Wesens, eine mitteilsame Liebeskraft. Im badischen Kirchendienst, in einer Diasporagemeinde hat er begonnen; etwas unsicher, ob der Entschluß richtig sei, geht er von dort in den akademischen Beruf, über Berlin, Jena nach Kiel, wo er ein paar Jahrzehnte die Lehrkanzel für praktische Theologie verwaltete, zugleich aber, und das war ihm persönlich wichtiger, als Universitätsprediger wirkte. Als fast Siebzigjähriger (er ist im Januar 1858 geboren), begann er, seine Erinnerungen niederzuschreiben — also ein Gelehrtenleben, möchte man denken, die wenigen äußeren Daten überlegend. Aber Baumgarten korrigiert diese Meinung selber sehr bald; er hält sich gar nicht für eine spezifisch wissenschaftliche Natur, bewundert gern das parate Wissen der andern — in seiner langen Arbeit fehlen die streng gelehrten Bücher fast völlig, und keins seiner Werke erreicht im Umfang auch nur die Hälfte seiner Lebensgeschichte. Dabei ist er ein ausgesprochen tätiger Mensch immer gewesen; doch seine Natur trieb ihn nicht zur Quellenforschung oder zur religionsphilosophischen oder gar dogmatisch-spekulativen Untersuchung. Er ist seinem inneren Wesen nach Prediger, Pädagoge, in besonderem Maße Publizist. Daß er durch zwei Jahrzehnte die „Evangelische Freiheit" herausgab und in ihr die religiösen, kirchlichen und politischen, fast gar nicht die theologischen Fragen als Chronist verfolgte, charakterisiert seinen Beruf und seine Berufung. Was ihn bewegt, ist die Vorbereitung des Pfarrers für die praktische Seelsorge, dies aber nicht so sehr im technischen Sinn als in der Vertiefung der Frage: wie stehen Kirche, Pfarrer, Gemeinde inmitten der sozialen Wandlungen, wie verhalten sie sich zu den politischen Gewalten, was ist es mit Kirche und Staat, mit Universität und allgemeiner Volkskultur? Fremd dem akademischen Dünkel, doch mit der Akzentuierung eines aristokratischen Grundelements (er fühlt sich als Carlyle-Schüler), steht er im Amt, immer bestrebt, „Brücken

zu schlagen", zum Lehrerstand, zum Heer, zum sozialistischen Proletariat, eine lebhafte Mittler-Natur mit Einfühlungskraft und Einfühlungsbedürfnis, nicht radikal in der seelischen Grundhaltung, eher ein wenig weich — aber sein Mittlertum nie der inneren Wahrhaftigkeit opfernd. Die bringt ihn oft genug in Konflikte, es gibt Anfechtung und Enttäuschung, doch ihnen gegenüber auch die Selbstbehauptung. In diesem Lebensbericht treten die Grundeigenschaften deutlich hervor: der volle Verzicht auf Beschönigung; der Irrtum der Vergangenheiten wird zitiert, es soll nicht so aussehen, als ob die Position der Gegenwart im Kern vorbereitet gewesen. Diese Haltung, die sich nicht scheut, Widerspruch und Wandlung aufzuweisen, bestimmt den menschlichen Charakter des Buchs; darin liegt aber auch wohl sein überpersönlicher Wert, denn es offenbart sich das Schicksal und die Entwicklung einer Generation, für die Baumgarten sich nicht als Führer, aber als unermüdlicher Beobachter und Interpret empfindet. Und dies mit Recht. Wer so wie er zwischen religiöse und politische Bewegung gestellt war, aufnehmend und weitergebend, ohne den Anspruch der schöpferischen Intuition, aber mit dem Pflichtsinn einer reinlichen Tapferkeit, dessen Leben, so still es verlaufen sein mag, nicht eben reich an eindrucksvollen Begebenheiten, weitet sich ins Typische; ein Stück Zeitgeschichte, aus der Gesinnungslage etwa des Evangelisch-Sozialen Kongresses gesehen, ist in ihm einbeschlossen. Es atmet zugleich so viel persönliche Humanität, daß es fast altmodisch ist, von jenem Wesen des Altmodischen, wie man dem nachwachsenden Geschlecht nicht genug wünschen kann.

Berlin — Theodor Heuß

Stalin, der rote Diktator. Von Boris Bajanow. Berlin 1931, Paul Aretz, G. m. b. H. 168 S.

Endlich erfährt man die volle Wahrheit über Sowjetrußland. Endlich begreift ein scharfer Kopf das wahre sozialistische Wesen des neuen Rußland, das sich in der Schnapsflasche symbolisiert. Alle namhaften bolschewistischen Führer — so versichert uns Bajanow — sind nämlich Trinker. Stalin macht eine Ausnahme. Er trinkt weniger. Das ist aber auch der einzige sympathische Zug, den ihm Bajanow zubilligt. Sonst aber hat Stalin bei seinem Porträtisten Bajanow ein Gesicht, dem gegenüber die Fratze des Teufels einem Madonnenantlitz gleicht. Die anderen bolschewistischen Führer, „die Satelliten des roten Zaren von Marxens Gnaden", sind laut den Mitteilungen Bajanows ganz gemeine, skrupellose Subjekte. Der oppositionelle Trotzki bildet (natürlich nur wegen seiner Stalinfeindschaft) eine Ausnahme. Ihm wird Genialität konzediert. Aber nur in der Überschrift eines ihm gewidmeten Kapitels. Im Kapitel selbst wird er als ein kraftmeiernder Komödiant geschildert. Jedoch: nicht nur die bolschewistische Führerschaft sondern auch die Massen werden von Bajanow in einer unqualifizierbaren Weise „beurteilt". So behauptet Bajanow (und dies angesichts der neurussischen, von heroischer Opferwilligkeit und Zukunftsgläubigkeit getragenen wirtschaftlich-kulturellen Anstrengungen im Rahmen des Fünf-Jahresplanes), daß die Bolschewisten nichts von wirklicher Arbeit verstünden. Der Komsomol (Kommunistischer Jugendbund), der über eine Million Mitglieder zählt, wird als eine Brutstätte der Unzucht dargestellt. Die Komsomolski werden in ihrer Gesamtheit als „unglaublich frech", „unverschämt", „pöbelhaft" bezeichnet, als junge Burschen, die man „systematisch zu Nichtstuern, Schwätzern und schamlosen Parasiten" erziehe, und aus deren Zahl man „die Unwürdigsten und Verdorbensten... zu Führern dieser furchtbaren Bande" aussuche. Der Verfasser dieser unsauberen Diffamierungen gibt an, als Spitzel in die Kommunistische Partei eingetreten zu sein, wo ihm eine Stellung als Sekretär Stalins zugefallen sein soll. Man kann nicht umhin die letzte Angabe mit besonderem Mißtrauen zu betrachten.

Über das Buch ist kein Wort weiter zu verlieren. Die Andeutung seines Inhalts dürfte wohl ausreichen zur Porträtierung dieses fragwürdigen Porträtisten.

Berlin — Werner Türk

Stalin. Von Essad Bey. Mit 27 Abb. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 440 S.

Das Problem Rußland, eine Gestalt wie der Generalsekretär der russischen kommunistischen Partei — Stalin, müssen von uns Westeuropäern mit solcher sachlichen Klarheit geprüft werden, daß man von dem, der über Rußland, Stalin, den ganzen Komplex damit zusammenhängender wirtschaftlicher und politischer Fragen schreibt, erwarten darf: er habe sich zum mindesten mit der Materie des wissenschaftlichen Sozialismus auseinandergesetzt. Wenn außerdem ein Verlag wie Kiepenheuer „die erste große Stalin-Biographie" ankündet, dann erwartet man, daß er solch schwierige Aufgabe jemandem übertragen hat, der dieses ungeheuere Stoffgebiet nicht mit seinen Phantasien bevölkert, sondern es ordnet und Wissenswertes sachlich registriert.

Herr Essad Bey aber schreibt den Lubitsch-Film vom wahnsinnigen Zaren Peter als pathetisches Bilderbuch noch einmal über 439 Seiten hin, nur daß er da, wo es „Zar Peter" heißen müßte, mit seltener Geschicklichkeit den Namen „Stalin" setzt.

Wen an Stalin interessiert, daß er seinem Kinde, wenn es schreit, die Pfeife in den Mund steckt, um es zu beruhigen (also zu lesen Seite 419) — vor allem: wer das glaubt, der lese dieses Buch. Er wird seine Freude haben an dem, was Herr Essad Bey unter Politik und Literatur versteht.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Alf. Eine Skizze. Von Bruno Vogel. Berlin 1929, Asy-Verlag. (Band I der Asy-Bücherei.) 349 S. M. 6.—.

Nicht eher werden die Empörungsschreie gegen die Qualen der Schulgefangenschaft, die Stupidität militaristischer Hauserziehung und den damit Hand in Hand arbeitenden Mordgeist des Kriegs aufhören, als bis ihre Ursachen verschwunden sind. Je lauter die Schreie gellen, um so eher werden sie gehört, um so eher ist auf Besserung zu hoffen. Mögen auch die Bücher und Bühnenstücke, aus denen die Empörung hervordringt, nichts Neues bieten; das muß man in Kauf nehmen. Remarque und Lampel läßt sich nicht viel Neues, sicher nichts weiter Reichendes hinzufügen. „Im Erziehungsheim nichts Neues" und „Revolte im Westen" ließe sich diese Skizze ironisch betiteln. Aber damit wäre das ewige Unrecht, gegen das sie ankämpft, nicht aus der Welt geschafft. Originalität ist da Nebensache. Hauptsache: Einhämmern!

Berlin — Rudolf Frank

5 Minuten Amerika. Von Felix Salten. Wien 1931, Paul Zsolnay. 256 S.

Für den Titel ist der Umfang der Schrift reichlich. Was hätte der Verfasser erst geschrieben, wenn er 5 Wochen Amerika erlebt hätte! Aber auch so verkündigt der Umschlag stolz, „daß dieses selbsterlebte Buch mehr als so manches dickleibige Amerikawerk" gebe. Bitte: wo gibt es denn eigentlich die Wälzer in der deutschen Amerikaliteratur, von denen die Verleger der verschiedensten deutschen Reisebücher immer

reden? Ich finde meinerseits, daß wir unsere Schriftsteller und Journalisten ruhig einmal zehn, zwanzig Jahre lang woanders hin als nach Amerika wünschen sollten. Unsere wirkliche Amerikakenntnis würde nicht darunter leiden.

Felix Salten schreibt lebenswärmer als die Schar seiner Vorgänger, er ist ja nicht umsonst der Verfasser von „Bambi", wodurch er sich in Amerika bekannt gemacht hat. Über Landschaften liest man ihn gern, und gelegentlich gibt er sehr sympathisch ein Menschenschicksal wie im „Leutnant Engelbrecht", dessen persönliche Bekanntschaft auch mir viel Freude gemacht hat. Aber im allgemeinen und ganzen urteilt Salten mit der falschen Sicherheit des oberflächlichen Besuchers. Bei den persönlichen Komplimenten an amerikanische Gastgeber und Bekannte (manche Beurteilungen sind außerdem grotesk schief) vermißt man die Zurückhaltung, die sich für einen kultivierten Gast gehört. Und bei dem „edlen, wunderbar reinen Menschentum" Amerikas kann ich nur nach dem Hut greifen.

Berlin F. Schönemann

Hessische Biographien in Verbindung mit Karl Esselborn und Georg Lehnert. Herausgegeben von Herman Haupt. Bd. III, Lieferung 3 (Lieferung 12 der ganzen Folge). Darmstadt 1931, Hessischer Staatsverlag. 288 S.

Im neusten Band hessischer Biographien wird ohne Glorifikation das Leben angesehener, ja bedeutender Männer geschildert, die in Hessen und darüber hinaus eine entschiedene Wirkung im Kreise ihrer Tätigkeit fanden. Das Material ist sorgfältig zusammengetragen. Im besonderen Maße beachtenswert ist das Charakterbild des Fürsten Alexander von Bulgarien, Prinzen von Battenberg, dessen heroischer Lebenslauf in Verzichten und Einsamkeit endete. Literarisch interessant ist die Lebensbeschreibung der Maria Anna Lux (1787—1814). Überschwang romantischer Gefühle gab ihrer Persönlichkeit das Gepräge. Ihr Vater, der in der Nähe von Mainz ein kleines Gut bewirtschaftete, wanderte bei Ausbruch der französischen Revolution nach Paris, wo er wegen seiner Hilfsbereitschaft für Charlotte Corday enthauptet wurde. Seine Tochter Maria Anna, eine seltsame Mischung von Bewußtem und Unbewußtem, vertiefte sich mit leidenschaftlicher Hingabe in die Werke Jean Pauls, war von den Tönen einer anderen Welt umklungen. Ihre Gedanken und Träume umkreisten den Dichter, sie wollte ihm persönlich nähertreten. Aus tiefaufgewühlten, exaltierten Hoffnungen heraus bot sie ihm, dem Fünfzigjährigen, an, bei ihm als Magd zu dienen. Umsonst, daß Jean Paul, der ihre Wünsche nicht erfüllen konnte, sie in wundervollen Briefen aufzurichten und zu beruhigen suchte, seine Absage traf sie in der Seele. Am Abend des 17. Mai 1814 stürzte sie sich in den Rhein. Zwar ward sie lebend ans Ufer gebracht, doch starb sie tags darauf. Jean Paul, der von dem tragischen Tod seiner glühenden Verehrerin unterrichtet ward, schrieb in tiefer Ergriffenheit an seinen Freund Otto: „Marianne steht über mir. Sie starb höher, als andere lebten. Eine solche Seele dichtet nicht einmal ein Dichter."

Gießen Alfred Bock

Oberpfälzisches Heimatbuch. Herausgegeben von Karl Winkler. Bildschmuck von Hans Laßleben. Kallmünz 1929, Michael Laßleben. 1032 S. Geb. M. 12.—.

Dieses Buch von über 1000 Seiten Lexikonformat will als „Notglocke" über die deutsche Heimat hinklingen. Sie läutet Grenzlandnot. Die Oberpfalz (von Ottheinrich von Pfalz-Neuburg, dem Heidelberger, bekam sie den Titel eines Palatinats), hat den Tschechen als feindlichen Nachbarn. Man denkt an Oberschlesien und Ostpreußen, aber wer kümmert sich um die Oberpfalz, klagt das Buch. Ja, wer kennt dieses Gebiet zwischen Donau, Böhmerwald und Fichtelgebirge? Wer reist in den reizvollen bayrischen Wald? Höchstens besucht man das schöne Regensburg mit seinem herrlichen römischen Museum.

Der Protestant August Sperl, geboren zu Fürth, ist als der belangvollste dichterische Interpret der jetzt von Katholiken bewohnten Oberpfalz anzusprechen, dem einstigen Schauplatz der Hussitenkämpfe. Max Reger wurde der Oberpfalz berühmtester Sohn. Therese von Konnersreuth, die Scharen von Menschen ins oberpfälzische Stiftsland zog, bleibt, wohl als noch ungeklärtes Persönlichkeitsproblem, in dem Band unerwähnt. Die zahlreichen Aufsätze und literarischen Proben sind sehr verschieden an Wert und, wie meist in solchen Sammelbänden, findet man wissenschaftliche Artikel von Rang neben Beiträgen, die nach alten Kalendergeschichten schmecken. Es muß aber anerkannt werden, daß dieser Band zum Ruhm der Oberpfalz ungewöhnlich reichhaltig ist und als Nachschlagewerk eine Fundgrube bedeutet. Jedenfalls hat der Herausgeber das möglichste getan, für die Oberpfalz Interesse zu erwecken.

Pappenheim Carola von Crailsheim-Rügland

Archäologische Entdeckungen im 20. Jahrhundert. Von Fr. v. Oppeln-Bronikowski. Berlin 1931, Heinr. Keller. 167 S.

Daß die neuen berliner Museumssäle von über zweidrittel Million Menschen besucht worden sind, hat am allermeisten die Fachleute überrascht, und diesem Hinweis folgt ein sehr zeitgemäßes und sehr empfehlenswertes Buch. (Der billige Preis bei vorzüglicher Ausstattung, vielen und guten Bildern, möge hervorgehoben werden.)

Sind diese Ausgrabungen und Funde auch meistens in Zeitungen und Vorträgen erwähnt worden, nirgends findet sich eine so klare Übersicht eines Gebiets, das sich von der deutschen Ausgrabung des Vorläufers aller mesopotamischen Tempeltürme bis zu der germanischen vorgeschichtlichen Burg bei Frankfurt a. Oder erstreckt. Es handelt sich ja auch nicht nur um Bauten, merkwürdige Kulturgeschichte wird beleuchtet, so etwa das Museum, welches die fürstliche Oberpriesterin, Schwester von Belsazar, sich anlegte, das Wahlkönigtums der indogermanischen Hettiter, oder Salomos Soldatenhandel. Im Rathaus von Milet bildeten halbkreisförmige Sitzreihen das Vorbild der heutigen Parlamentssäle, in Trier fanden sich Darstellungen germanischer gehörnter Götter, aus denen die mittelalterliche Teufelsgestalt erwuchs. Die feinsten Speisehäuser in Ostia hatten kleine, gesonderte Räume für Kunden, die lieber dort ungesehen verweilten, in der syrischen Schreiberschule des 13. Jahrhunderts v. Chr. wurden, wie die Tontafeln aus Ras Shamra zeigen, die vier dort benötigten Sprachen und Schriftzeichen gelehrt.

Dankbar begrüßen wir die zahlreichen Rekonstruktionen, unmöglich könnten Worte eine anschauliche Vorstellung etwa von Karls des Großen Kaiserpfalz in Ingelheim geben — dem Bild gelingt es. Oppeln-Bronikowski ist nicht Zunftgelehrter, er ist Altertumsfreund, schreibt für solche, die es sind oder werden möchten.

Berlin Marie v. Bunsen

Abtrünnige Bildung. Interregnum und Forderung. Von Gustav Steinbömer. Heidelberg, Niels Kampmann. 119 S. M. 3,50 (4,80).

Der schöngedruckte Band enthält ein Dutzend Aufsätze, die alle, so verschieden ihr Gegenstand im einzelnen ist (z. B. die Idee des Preußentums, Troilus und Cressida, Albrecht Dürer im deutschen Schicksal, Adam Heinrich Müller), weltanschaulich und stilistisch eine Einheit bilden: In allen wird angesichts der „deutschen geistigen Situation" von heute an ein konservatives Ethos im Sinne der deutschen Romantik, als eines „weltanschaulichen Lebensprozesses der deutschen Seele", appelliert, an der gemessen dem Verfasser die soziologische Einstellung unseres heutigen Bildungswesens als ein Abfall von der Darlegung der „deutschen Substanz" in westlerische Demagogie erscheint. Es stehen manche gescheiten Bemerkungen in dem Buch, aber die Geste, mit der sie vorgetragen werden, ist so sakral und der äußeren Situation unseres Volks abgewandt, und der Stil ist oft so geschraubt, daß es auch manchem Freund der deutschen Romantik schwer fallen wird, sich von dem kenntnisreichen Verfasser belehren zu lassen. Ganz entschieden ablehnen müssen wir sprachliche Bastardbildungen wie „Trägizität".

Stettin Erwin Ackerknecht

Das Lebensproblem im Lichte der modernen Forschung. Unter Mitarbeit von H. Driesch, O. Kestner, L. Rhumbler, J. v. Üxküll, L. Weickmann, P. Mildner, G. Wolff, R. Woltereck herausgegeben von Hans Driesch unter Mitwirkung von Heinz Woltereck. Mit 22 Abbildungen. Leipzig 1931, Quelle & Meyer. 461 S. Geb. M. 20,—.

Das vorliegende Werk behandelt, von den verschiedensten Seiten her, das Lebensproblem. In dem ersten Aufsatz versuchen Weickmann und Mildner den Nachweis zu führen, daß das Leben, dessen Entstehung an bestimmte physikalische und chemische Bedingungen geknüpft ist, diese wahrscheinlich nirgends sonst als auf der Erde finden konnte, und daß es daher vermutlich auf sie beschränkt sein dürfte. Rhumbler zeigt, daß die Grenzen zwischen anorganischem und organismischem Geschehen keineswegs so scharf sind und daß sich viele, scheinbar nur dem Leben zugehörige Erscheinungen in ähnlicher Weise auch schon in der anorganischen Welt beobachten lassen. Einen großen Raum des Werks beansprucht der Aufsatz von Kestner über die Funktionen des Lebens; in klarer und verständlicher Weise werden hier die einzelnen Lebensvorgänge betrachtet und näher beschrieben. Üxküll zeigt dann die Verschlungenheit der Beziehungen, in denen der Organismus mit der Umwelt steht; die Umwelt wird analysiert und in ihrer Bedeutung für den Organismus dargestellt. Der umfangreiche Aufsatz von Woltereck behandelt die Fragen der Fortpflanzung und Vererbung, besonders auch der Erbänderung und abschließend die Frage der Abstammung der Organismen und der Entwicklung innerhalb der Tierreihe. Der Aufsatz von Wolff behandelt das Problem einer biologischen Psychologie; dieser an Anregungen überaus reiche Aufsatz sucht den Nachweis zu führen, daß eine Ausschaltung des Psychischen aus dem vitalen Geschehen, wie sie der Behaviorismus versucht, unmöglich ist, daß das Psychische erst an bestimmter Stelle innerhalb der Tierreihe einsetzt und daß die biologisch einzig mögliche Theorie über den Zusammenhang zwischen körperlichem und seelischem Geschehen die Wechselwirkungslehre ist. In dem abschließenden Kapitel entwickelt dann Driesch die Philosophie des Organischen, wobei er seinen philosophischen Standpunkt näher begründet. Wesentliche Probleme (Anpassung, Restitution, organische Harmonien, Mechanismus und Vitalismus, Ganzheit und Zweckmäßigkeit, Tod und Urzeugung) sind behandelt. Das ungemein inhaltreiche Werk, dessen Arbeiten zum größten Teil ausgezeichnet geschrieben sind, mag auch dem Nichtbiologen warm empfohlen werden.

Gießen-Mainz Erich Stern

Die Psychoanalyse. Von Ernst v. Aster. Berlin 1930, Volksverband der Bücherfreunde. 296 S.

Eine Gesamtdarstellung der Psychoanalyse, die auch der neuesten Entwicklung dieser psychologischen Richtung Rechnung trägt, fehlte bisher. Diese Lücke füllt Asters Buch aus, das auf einer gründlichen Kenntnis der gesamten psychoanalytischen Literatur aufbaut. Aster geht von der Stellung der Psychoanalyse innerhalb der gegenwärtigen Psychologie aus, er verfolgt dann die Entwicklung, welche die Psychoanalyse Freuds genommen hat. Die Bedeutung des Unbewußten wird herausgearbeitet, seine Erscheinungsformen — Fehlleistungen, Traum, Neurose — werden aufgezeigt. Eine eingehende Darstellung findet die Entwicklung der Sexualität in ihrer Beziehung zu Charakterbildung und Neurose. Sachlich hält Aster sich hier überall an die Ergebnisse psychoanalytischer Forschung; über diese hinaus geht er in dem Abschnitt „Psychoanalyse und Biologie", in dem er die psychoanalytische Theorie fortzubilden sucht und eigene Gedanken entwickelt; der Sexualtrieb wird hier aus dem Todestrieb hergeleitet. Die Kultur wird dann durchaus in Anlehnung an Freud als Verdrängungsprodukt beschrieben, eine eigene Bedeutung wird ihr abgesprochen. Aster zeigt weiterhin, daß die Psychoanalyse nicht imstande ist, Weltanschauungen zu widerlegen oder zu beweisen, und wenn sie auch psychologische Wurzeln des Glaubens enthüllt, so vermag sie über die Realität der religiösen Welt nichts auszusagen. Gerade deshalb aber mahnt sie zur Toleranz. Asters Buch, meisterhaft klar und sprachlich vollendet geschrieben, läßt vor dem Leser ein Bild des Lehrgebäudes der Psychoanalyse erstehen, das nicht nur dem Außenstehenden einen ersten Einblick vermittelt, sondern das auch dem mit dem Gegenstand Vertrauten durch die Art und Weise, wie die Materie hier beleuchtet wird, wie die einzelnen Tatsachen zusammengefügt und gestaltet werden, mannigfache Anregung zu bieten vermag, selbst wenn er manchen Aufstellungen kritisch gegenübersteht.

Gießen-Mainz Erich Stern

Die Körperform als Spiegel der Seele. Von Wilhelm Böhle. Mit 62 Photographien auf 7 Tafeln und 34 Zeichnungen im Text. Leipzig 1929, B. G. Teubner. 229 S. M. 12,40.

Das vorliegende Buch sucht die neueren Untersuchungen über den Zusammenhang von Körperbau und Charakter (besser vielleicht Temperament) weiterzuführen und eine Wissenschaft vom Ausdruck zu geben, insbesondere knüpft der Verfasser an Kretschmers „Körperbau und Charakter" und an Günthers „Rassenkunde des deutschen Volkes" an. Er will im Zusammenhang mit der Physiognomik eine Charakterkunde und Typenpsychologie entwickeln. Es werden, vom charakterologischen Standpunkt aus betrachtet, drei Konstitutionstypen beschrieben: Gemütstypus, Bewegungstypus

(dieser in drei Spielarten: phlegmatisch, cholerisch, sanguinisch) und Empfindungstypus. Verfasser behandelt des weiteren die Geschlechtsunterschiede und die Zusammenhänge, die zwischen Konstitution, Rasse und Volkscharakter bestehen. Das Buch unterscheidet sich von den Arbeiten Kretschmers, der mehr allgemeine Wesenszüge und ihre Beziehung zur Konstitution aufweist, wesentlich dadurch, daß es einmal auf die Bedeutung der Kopfform ein sehr viel größeres Gewicht legt — es kann uns daher auch nicht wundern, daß Verfasser Gall nachdrücklich verteidigt — und daß es sehr viel mehr in Einzelheiten, besondere Charaktermerkmale einzugehen versucht. Gerade diese Darlegungen aber zeigen ebenso wie die Versuche, die verschiedenen Rassen und Völker auf einfache psychologische Grundformeln zu bringen, wie problematisch die physiognomisch-charakterologische Forschung heute noch ist, in vielen Beziehungen stehen Ansichten gegeneinander, ohne daß sich an Hand objektiven Beweismaterials eine Entscheidung treffen ließe. Das Buch ist verständlich und lesbar geschrieben.

Mainz-Gießen Erich Stern

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXXIII

Hebbel und die französische Romantik

Von Albert Ludwig (Berlin-Lichtenberg)

In seinem Buch „Hebbel und seine Dramen" führt Oskar Walzel aus dem „Satirisch-literarischen Taschenbuch" für 1848 ein Urteil an, in dem Hebbel als ein „Genie des Häßlichen" neben Victor Hugo gestellt und ihm das Leitwort „Le laid c'est le beau" untergeschoben wird. Seine „Julia" habe es mit der Schwindsucht zu tun, und wenn er auf dieser Bahn fortschreite, werde er es zum richtigen pathologischen Dichter bringen. Walzel stellt fest, daß dem Hohn eine richtige Beobachtung zugrunde liege: Hebbel arbeite in „Julia" mit den Farben der französischen Romantik.

Als Beleg für die Behauptung dient ein Hinweis auf Sues „Mystères de Paris", die Hebbel kannte: Graf Bertram in „Julia" habe „eine unverkennbare Verwandtschaft mit den geheimnisvollen, in vielfachen Verkleidungen auftretenden Prinzen Sues, die unversehens zur Hand sind, um bedrohte Frauen und Mädchen zu retten". Diese Verwandtschaft kann ich freilich durchaus nicht unverkennbar finden: der Großherzog von Gerolstein und Graf Bertram sind recht verschiedene Persönlichkeiten, und daß Bertram über sein Schicksal in den grellen Paradoxen der französischen Romantik sprechen soll, will mir auch nicht ganz gesichert erscheinen. Dennoch dürfte Walzel in der Sache recht haben; ich glaube, seine allgemeine Behauptung durch einen Einzelbeweis stützen zu können: eine Parallele zu dem Hauptmotiv der „Julia" findet sich in der Tat im Bereich der französischen Romantik und sogar in ihrem Drama.

Die schöne Julia ist bekanntlich verführt und verlassen worden. Aus dem väterlichen Hause entflohen, legt sie es darauf an, sich im Walde von ihrem Begleiter ermorden zu lassen: da tritt Graf Bertram dazwischen. Er ist eine menschliche Ruine, ist schwindsüchtig und eines vergeudeten Lebens müde; hier bietet sich ihm die Gelegenheit, seinem verpfuschten Dasein einen Zweck zu geben. Julia soll seine Frau werden; ist die Heirat nur eine Form, so wird das Kind, das sie unterm Herzen trägt, doch einen Vater haben, und sie selbst kann um des Kindes willen leben, ohne daß ein Schatten auf ihrem Ruf haften bliebe. Auf eine kurze Formel gebracht, wie sich deren in Hebbels Tagebüchern als charakteristische Motive für Novellen oder Dramen genug finden, könnte das etwa so lauten: Ein lebensunfähiger und deshalb lebensüberdrüssiger Mann sichert durch eine Scheinheirat die Ehre einer Frau. Er sühnt, was er gefehlt hat, dadurch, daß er dem ungeborenen Kinde dieser Frau seinen Namen und Stand gibt und damit gesundes Leben an Stelle von unheilbar krankem setzt.

Nun gibt es ein Drama des älteren Dumas, das nach der weiblichen Hauptperson „Angèle" heißt. Auch Angèle wird verführt und verlassen; auch für ihr Kind findet sich ein Vater, und auch er ist unheilbar schwindsüchtig wie Graf Bertram. Am Schluß der „Julia" hören wir, daß Bertrams Leben sehr kurz bemessen sein wird („Keinen Monat soll's dauern"), bei Dumas sagt der Scheingatte, in der dritten Person von sich selbst redend, als letztes Wort des Dramas: „Oh! celui-là a si peu de temps à vivre!" Freilich gehen diese Äußerungen aus sehr verschiedenen Stimmungen hervor: Bertram will sein Opfer dadurch vollenden, daß er seinen Tod beschleunigt, Dumas' Henri Muller ist sich schmerzlich bewußt, daß seine Tage gezählt sind.

Damit ist gegeben, daß die Stellung der männlichen Hauptpersonen in der Verwicklung der Dramen verschieden ist. Graf Bertram fühlt sich an seinem verwüsteten Leben schuldig, Henri Muller hat sich nichts vorzuwerfen, und darum kann bei Dumas von irgendwelcher Sühne nicht die Rede sein. Immerhin finden sich trotz dieser verschiedenen Auffassung des Hauptproblems auch im einzelnen manche Parallelen: da ist zunächst der politische Hintergrund, ohne den hier wie dort die Handlung nicht denkbar wäre — für Hebbel sind die italienischen Carbonariverschwörungen, für Dumas die Julirevolution wesentliche Voraussetzung. Die Verführung ist bei Hebbel zunächst ein Racheakt, bei Dumas kühle Berechnung, aber beides steht im Zusammenhang mit jenen politischen Vorgängen, beide Male ist es nicht die Absicht des Verführers, einem jungen Mädchen ein Gretchenschicksal zu bereiten: Hebbels Antonio hat Julia lieben gelernt und läßt sie sehr gegen seinen Willen im Stiche, bei Dumas sollte die Verführung die spätere Heirat zunächst geradezu sichern — als er sein Ziel, politischen Einfluß und Reichtum, anders erreichen kann, überläßt der Abenteurer des französischen Stücks Angèle freilich skrupellos ihrem Schicksal. Endlich scheint am Ende der „Julia" einen Augenblick ein Duell zwischen Verführer und Retter zu drohen; bei Dumas findet es statt, allerdings mit dem umgekehrten Ausgang als er bei Hebbel zu erwarten wäre.

Alles in allem darf man die Handlung beider Dramen in

einigen großen Linien gleichlaufend nennen. Für „Angèle“ würde obige Formel so heißen: Ein lebensunfähiger Mann sichert durch eine Scheinheirat die Ehre einer Frau und schafft dadurch, daß er ihrem Kinde seinen Namen und seinen Stand gibt, Raum für ein lebensfähiges Glied der bürgerlichen Gesellschaft. Das ist nicht dieselbe Formel, aber, um mit Walzel zu reden, die Verwandtschaft ist unverkennbar.

Daß Hebbel „Angèle“ kannte, ist damit nicht erwiesen und läßt sich nicht erweisen. Ins Deutsche ist das Drama, soweit ich sehe, nicht übersetzt, und Hebbels französische Lektüre war bei seiner mangelhaften Sprachkenntnis sehr beschränkt; Tagebücher und Briefe verraten nichts, auch nicht über eine Aufführung zur Zeit von des Dichters pariser Aufenthalt, zu deren Besuch die knappen Mittel überdies kaum gelangt hätten. Aber wenn Heine 1837 (Ausgabe Elster IV, 425) Hugo und Dumas die besten französischen Tragödiendichter nannte und des letzten Schauspielerstück „Kean“ besprach, so wird in deutschen Zeitschriften und Zeitungen wohl auch einmal von Angèle die Rede gewesen sein. Zwar fällt ihr Erscheinungsjahr (1834) in die wesselburener Zeit, doch hat damals Hebbel, später kein eifriger Zeitungsleser, sicher eifrig verschlungen, was ihm irgend zugänglich wurde. So ist es immerhin nicht ausgeschlossen, daß er vom Stoff der Angèle irgendwie Kenntnis erhielt: war es der Fall, so hat er das Motiv in seiner Art umgestaltet und vertieft; kannte er Dumas nicht, so bleibt bestehen, daß in „Julia“ ein Problem aus dem Bereich der französischen Romantik behandelt ist; es darf also wirklich gesagt werden, daß der Dichter hier mit Farben arbeitete, wie sie in Frankreich ebenfalls benutzt wurden.

LXXXXIV

Fünfunddreißig Jahre „Deutsches Biographisches Jahrbuch“

Von Helene Bettelheim-Gabillon (Wien)

1895 gründete Anton Bettelheim im berliner Verlag von E. Hoffmann das „Jahrbuch für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung, Biographische Blätter“, Aufsätze zur Theorie und Entwicklungsgeschichte der Biographie, Selbstbekenntnisse und Denkwürdigkeiten enthaltend, aus der Feder erster deutscher Gelehrter und Schriftsteller, den Band beschloß eine Nekrologie über das erste Halbjahr 1895. Ein zweiter Band folgte 1896, dann ging das Unternehmen mit Neujahr 1897 an den Verlag von Georg Reimer (Dr. Walter de Gruyter) über. Aus der Nekrologie von 1895 entwickelte sich, als „neue Folge“ der „Biographischen Blätter“ das „Biographische Jahrbuch und der Deutsche Nekrolog“, dessen erster Band im Oktober 1897 mit dem Nekrolog von 1896 erschien. An seinen Ursprung mahnten noch einige, der Nekrologie beigegebene biographische Aufzeichnungen berühmter Deutscher, was in den folgenden Bänden wegfiel. Besonderes Gewicht verlieh der Vorrede des ersten Bandes die Einschaltung eines Briefes von Rochus von Liliencron, dem Werkmeister der „Allgemeinen deutschen Biographie“, der es freudig begrüßte, daß Bettelheim „einen neuen Nekrolog für Deutschland begründe“. In diesem ernsten Jahrbuch, das die Dahingegangenen für die Nachwelt zu werten unternimmt, berührt es oft wohltuend, daß auf manchen Blättern noch ein Abglanz persönlicher Beziehungen ruht, ein Hauch von Lebenswärme ausgeht, wo ein Freund das letzte Wort über den Geschiedenen spricht und nicht bloß der sachliche Kritiker. Aber, ob in knappen Strichen oder in künstlerisch vollendeter Form die Nekrologe abgefaßt sind, sie wurden eine reiche, unersetzliche Quelle für jede künftige Forschung. So fand das junge Unternehmen volle Anerkennung, besonders in Gelehrtenkreisen, aber dennoch derart geringen Absatz, daß nach dem vierten Band eine dreijährige Stockung eintrat; die Hilfe des preußischen Kultusministeriums, durch Liliencrons Verwendung, machte diesen Schwierigkeiten ein Ende, so daß auch das Nachtragen der inzwischen fällig gewordenen Bände rasch erfolgen konnte. Rüstig schritt nun die Arbeit weiter, selbst durch den Krieg nicht unterbrochen — bis Ende 1916 im achtzehnten Band eine streng wahrheitsgetreue Biographie über Karl May erschien, die der May-Verlag als Gewerbestörung ansah und dem Verleger mit einer Klage drohte. Obwohl Dr. de Gruyter mit dem Herausgeber eng befreundet war, ordnete er dennoch, ohne diesen vorher zu verständigen, die sofortige Ausgabesperre des achtzehnten Bandes an, einen Rettungsartikel über May veranlassend. Nach langen vergeblichen Korrespondenzen legte Bettelheim nach zweiundzwanzig Jahren 1918 die Leitung seiner Lieblingsschöpfung nieder, in einem offenen Brief an die Leser und Freunde des „Biographischen Jahrbuchs“ unter anderem betonend, daß er sich seiner redaktionellen Ehre und seiner wissenschaftlichen Überzeugung wegen dazu gezwungen sehe. Er fuhr fort: „... ich gehorche nur meiner Pflicht, die in einem, meiner Ansicht nach für alle zeitgeschichtliche Forschung und für alle Herausgeber wissenschaftlicher Sammelwerke beispielgebenden Fall mich bestimmt hat, einem von dritter Seite mit unwürdigen und nach meiner juristischen Überzeugung untauglichen Mitteln versuchten Zensurdruck nicht zu weichen ...“ Bettelheims „Deutscher Nekrolog“ war aber bereits der wissenschaftlichen und kulturgeschichtlichen Welt so unentbehrlich geworden, daß er nicht mehr dauernd verloren gehn konnte. Schon in den nächsten Jahren, 1919 und 1921, fanden neue Anknüpfungen statt, als deren Ergebnis das Werk den vornehmsten wissenschaftlichen Schutz erhielt: es kam unter die Leitung der Münchener Historischen Kommission, der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften und von sechs deutschen Akademien der Wissenschaft. Für die Redaktion der Bände ist ein besonderer Herausgeber bestellt. Die innere und äußere Struktur des Werks — bei nur etwas knapper und sachlicher abgefaßten Artikeln, blieb dieselbe wie früher, bloß der Titel wurde in „Deutsches Biographisches Jahrbuch“ umgeändert, die Bezeichnung des „Nekrologes“ merkwürdigerweise gestrichen, obwohl gerade die Nekrologie Zweck und Wesen des Unternehmens ausmacht, da man Biographien ebensogut von Lebenden schreiben kann. Aber diese geringfügige Äußerlichkeit ändert nichts an der Einheitlichkeit des stattlichen Werks, das von der Grundidee seines Begründers dauernd getragen bleibt. In der Vorrede des ersten Bandes 1896 sprach Bettelheim die Mahnung aus: „... Zum Heil der politischen und Kulturgeschichte müsse das Andenken aller rechtzeitig festgehalten werden, die für deutsche Art und Kunst von Bedeutung waren. Dieser Forderung soll der ‚Deutsche Nekrolog‘ unseres ‚Biographischen Jahrbuchs‘ entgegenkommen ...“ Gleichen

Sinnes erklärten E. Marcks und G. Roethe im Überleitungsband 1925: „... Das Jahrbuch glaubt einem Bedürfnis des Deutschtums entgegenzukommen ... Heute tritt zu dem praktisch-literarischen Bedürfnisse das national-ideelle. Es gilt auf einem wichtigen Felde, in einer Überschau über das persönliche und zugleich über das sachlich allgemeine Schaffen und Sein, das ganze Deutschtum als eine Einheit zu umfassen, ohne Rücksicht auf staatliche Grenzen ...“ Auf staatliche Grenzen ist heute um so weniger Rücksicht zu nehmen, als sie für Deutschland und Österreich viel enger gezogen sind, als zu Bettelheims Zeiten, aber auch damals konnten sie ihm nichts gelten, da er bestrebt war, alles hervorragende Wirken, selbst der im fernsten Ausland gewirkt habenden Deutschen, im Nekrolog seines Jahrbuchs festzuhalten. Da dieser ersprießliche Brauch jetzt gleicherweise gilt, so werden, wie die heimatlichen, auch die Auslandsdeutschen immer wieder ihre bedeutenden Toten dort pietätvoll grüßen wollen. Darum muß das „Biographische Jahrbuch“ fortbestehen trotz aller Not und Sorge der Gegenwart, zur Stunde mit der stillen Zuversicht: „Ich komme aus anderen Zeiten und hoffe in andere zu gehn!“ —

Nachrichten

Todesnachrichten. Franz Herwig ist am 15. August in Weimar im Alter von 51 Jahren einer Herzschwäche erlegen. Er war seiner Wesensart nach Niederdeutscher, in Magdeburg geboren, dazu überzeugter und gläubiger Katholik. Beide Züge seines Wesens spiegeln sich in seinem reichen für die deutsch-katholische Literatur überaus wichtigen Werk. Heldengestalten wie „Jan van Werth“ und „Widukind“ hat er in seinen Romanen ins Leben gerufen, ein Hohenzollernroman „Das märkische Herz“ bleibt für sein niederdeutsches Empfinden kennzeichnend. Seine Freundschaft mit Dr. Carl Sonnenschein führte ihn dann modernen sozialen Stoffen zu, deren Verdichtung seine literarische Physiognomie weiterbestimmte: „St. Sebastian vom Wedding“, „Die Eingeengten“, „Hoffnung auf Licht“, „Fluchtversuche“, „Willi siegt“. Herwig ist auch in einer wichtigen Schrift über die „Zukunft des katholischen Elements in der deutschen Literatur“ für die deutsch-katholische Literatur eingetreten. Unter seinen Dramen befindet sich ein vielgespieltes „Mittsommerspiel“. Als Redakteur hat Herwig für das „Hochland“ Bemerkenswertes geleistet. Eine Studie über sein Werk bot Arthur Friedrich Binz im „L. E.“ XXX, 11.

Josef Melnik ist am 20. August im Alter von 48 Jahren einem Herzleiden erlegen. Er hat vielfach in seiner Tätigkeit als Pressechef und Redakteur der deutschen Literatur starke Anregungen vermittelt. Seine engen Beziehungen zu Skandinavien und Rußland — er war ein Freund Herman Bangs und Georg Brandes' — machten ihn zum berufenen Vermittler zwischen der deutschen und den ausländischen Literaturen.

Paul Barsch ist in seinem Landheim Schieferstein am Zobten im 72. Lebensjahr gestorben. Ein Kind armer Eltern, war er durch frühe Krankheiten gezeichnet. Er hat sich, herangewachsen, als Tischlergeselle auf die Wanderung begeben, bis ihm wohlgesinnte Förderer seine erste Gedichtpublikation ermöglichten. Sein bleibendes Werk ist sein Handwerksburschenroman „Von einem, der auszog“, der in ungemein hoher Auflage Verbreitung fand.

Fritz Worm ist in Altreddewitz nahe Göhren im Alter von 68 Jahren gestorben. Er hat sein ganzes Leben über als Schullehrer in Altreddewitz gewirkt und eine reiche literarische Tätigkeit entfaltet, die vor allem der Halbinsel Mönchgut und ihren Bewohnern zugute gekommen ist. Dem Kreis plattdeutscher Dichter stand er zeit seines Lebens nahe.

Arthur Sakheim ist nach einer Meldung vom 25. August im Alter von 42 Jahren den Folgen einer Blinddarmoperation erlegen. Er wirkte als Dramaturg am Theater in Frankfurt a. M. und hat hier eine durch Anregungen ungemein fruchtbare Tätigkeit entfaltet. Ein frühes Buch über E. T. A. Hoffmann kennzeichnet seine literarische Neigungen, die er schließlich in einem Essayband über den Expressionismus dargelegt hat.

Franziska Stoecklin ist am 1. September in Basel im St.-Clara-Spital gestorben. Ihr 1925 erschienener Band Gedichte „Singende Muschel“ legt von ungemein zarter Lyrik Zeugnis ab.

Marietta Minnigerode Andrews ist nach einer Meldung vom 19. August in ihrem Heim in Virginia (U. S. A.) gestorben. Von ihren Büchern sind „Atelierfenster“ und „Memoiren armer Verwandter“ bekannt geworden.

Frank Harris, Weltenbummler und Frauenfreund, Shakespeare-Enthusiast und Oscar-Wilde-Biograph, ist am 27. August im Alter von 75 Jahren in Nizza gestorben. Er war in Irland als Sohn eines Marineoffiziers geboren, nach Amerika ausgewandert, wo er als Cowboy herumgestrolcht hat, studierte Jurisprudenz, wurde Anwalt, hielt sich in Indien, England, Frankreich, Deutschland und Griechenland auf und stieg schließlich als Journalist und Herausgeber der „Evening News“, „Fortnightly Revue“ und ‚Saturday Revue“ zu bemerkenswerter Geltung auf. Seine Bücher über Shakespeare, seine Biographie Oscar Wildes sowie seine sehr interessanten autobiographischen Bücher sind auch ins Deutsche übersetzt worden. Nicht zu vergessen, daß die englische Fassung seiner Autobiographie ein noch heute in England verbotenes Buch ist.

Hall Caine ist auf seinem Landsitz Greeba Castle auf der Insel Man in der Nacht vom 31. August auf den 1. September im Alter von 78 Jahren gestorben. Er hat die übliche Schulbildung genossen, sich dann als Gehilfe bei einem Architekten, weiterhin als Privatsekretär Dante Gabriel Rossettis fortgeholfen. Er trat mit einer großen Anthologie „Sonette dreier Jahrhundert“ an die Öffentlichkeit, schrieb eine Biographie Coleridges und wandte sich dann der Romandichtung zu, der er eigenen Stil und gesteigertes Pathos zu geben wußte. Besondere Sorgfalt wendete er dem Studium der Schauplätze seiner Romane zu. So waren denn auch die Orte, an denen seine Romane spielen, für deren Wesensart kennzeichnend. Er ging von Schilderungen der Insel Man aus: „The Bondman“, „The Deemester“, „Manxman“ und „Die Frau, die du mir gabst“, schilderte Rom in „The eternal City“ und das dunkelste London in „The Christian“. Seine Schilderungen der Judenverfolgung in Rußland aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben ihrerzeit großes Aufsehn erregt.

* * *

Das Kuratorium der Johannes-Fastenrath-Stiftung in Köln hat beschlossen, aus dem für diese Zwecke zur Verfügung stehenden Fonds von 7200 Mark die Beträge von 200 bis 1000 Mark folgenden Dichtern und Dichterinnen zu bewilligen: John Henry Mackay, Heinrich Lersch, Dietzenschmidt, Herbert Eulenberg, von Oppeln-Bronikowsky, J. F. Perkonig, Günther Birkenfeld, Klara Hofer-Höffner, Hans Heinz Ehrler, Johannes R. Becher, Gustav Halm und Fritz Fleck.

Zur Linderung der Not des deutschen Schrifttums hat die Monatsschrift „die neue linie" (Beyer Verlag, Leipzig) einen Preis von 15000 Mark ausgesetzt. Der Preis soll auf die Dauer von fünf Jahren jährlich in Höhe von 3000 Mark zur Verteilung kommen. Für das Jahr 1932 sollen die drei besten deutschen Gegenwartsnovellen preisgekrönt werden. — Der Jury gehören an: Dr. Paul Fechter, Berlin; Dr. Alfons Paquet, Frankfurt a. M.; Frau Helene von Nostitz, Berlin; Dr. Wilhelm von Scholz; Dr. Bruno E. Werner, Berlin. Die näheren Bedingungen enthält das Septemberheft der „neuen linie".

Die Regierung in Buenos Aires hat die Gründung einer argentinischen Dichterakademie beschlossen und zwanzig bekannte Schriftsteller als Mitglieder dieser Akademie berufen.

* * *

Kasimir Edschmids Buch „Glanz und Elend Südamerikas" wird demnächst in England und Amerika erscheinen.

„Emil und die Detektive", Erich Kästners Kindergeschichte, auf die wir vielfach hingewiesen haben, ist im Verlag Stock in Paris in französischer Übersetzung erschienen.

Erich Ebermayers Roman „Jürgen Ried" wird demnächst in englischer Übersetzung erscheinen. Von seinem „Kampf um Odilienberg" werden Übersetzungen in Frankreich und Skandinavien erfolgen. Von einem Novellenband Ebermayers steht eine polnische Ausgabe bevor.

Josef Nadler, der königsberger Literarhistoriker, ist als Ordinarius nach Wien berufen worden.

Helene Richter ist von der Philosophischen Fakultät in Heidelberg in Anerkennung ihrer großen Verdienste um die englische Literatur der Ehrendoktor verliehen worden.

In Cleveland (Ohio, U. S. A.) ist eine von dem berliner Bildhauer R. Harold Isenstein geschaffene Büste Heines aufgestellt worden.

In Lenaus Geburtsort Csatad, jetzt Lenauheim, ist ein Lenau-Museum eröffnet worden, das neben Lenau-Porträts eine gute Sammlung der Erstausgaben seiner Werke sowie eine reiche Manuskriptsammlung enthält.

Ein nachgelassenes, bisher unveröffentlichtes Werk von Alphonse Daudet „La Doulou", die Geschichte seines schweren Leidens, ist jetzt unter Hinzufügung einiger noch unbekannten Bruchstücke der „Carnets inédits" der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

Die Beziehungen Dostojewskijs zu Polina Ssuslowa, die durch die Memoiren der letztern und den dritten, von Piper herausgegebenen Band der Dostojewskij-Materialien ins volle Licht gerückt sind, haben auch den Stoff zu einer vie romancée geliefert. Der moskauer Literarhistoriker Leonid P. Großman, dessen Puschkin-Roman „Die Memoiren d'Archiacs" neuerdings einen starken buchhändlerischen Erfolg hatte, hat soeben einen Roman vollendet, dessen Heldin die Ssuslowa ist.

Maxim Gorkij, der trotz der Erfolge seiner frühen dramatischen Werke seit den Vorkriegsjahren auf diesem Gebiet nichts Neues mehr geschaffen hat, arbeitet jetzt an einer Tetralogie, die Phasen des russischen Lebens von 1916 bis zur Gegenwart behandelt. Das nunmehr fertiggestellte erste Stück, betitelt „Jegor Bulytschow und andere", spielt in einer nordrussischen Provinzstadt in den Jahren 1916 bis 1917 und schildert den Zerfall einer begüterten Kaufmannsfamilie infolge der russischen Februarrevolution. Das Gorkijsche Schauspiel gelangt in der nächsten Saison im moskauer Wachtangow-Theater zur Erstaufführung.

In der vom Verlag „Academia", Moskau-Leningrad, herausgegebenen Serie „Klassiker der Weltliteratur" ist die erste russische Übertragung von Hölderlins „Tod des Empedokles" erschienen, die J. Golossowker liebevoll besorgt und mit Kommentar versehen hat. Ein einleitender Aufsatz von A. W. Lunatscharskij geht der Übersetzung voraus. In einem vom genannten Verlag kürzlich ausgearbeiteten Dreijahresplan sind weitere Übertragungen von Hölderlin, sowie aus dem Kreise der deutschen Romantiker Tieck, Eichendorff, Arnim, Jean Paul u. a. vorgesehen. (P. Ett.)

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Wintersemester 1931/32 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

BASEL: Altwegg, Goethes Gedichte. Zinkernagel, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Renaissance und des Barock. Drama und Theater von Kleist bis Hebbel. Schillers literarischer Nachlaß (Sem.). Lüdeke, Shakespeares Sonette. Raymond, Les grands poètes lyriques du romantisme et du symbolisme. Mahler, Fjodor Dostojewski und sein Werk. — BERLIN: Alewyn, Der deutsche Entwicklungsroman. Herrmann, Geschichte des deutschen Dramas. Hildebrandt, Nietzsches Leben und Werk. Petersen, Goethes Faust. Der deutsche Roman der Gegenwart. Meißner, Literaturgeschichte im Zeitalter der Renaissance. Übungen zum englischen Roman. Schönemann, Amerikanische Balladen und Lieder. van de Kerckhove, Wichtige Erscheinungen der letzten Jahre in der holländischen und flämischen Literatur. Marcus, Übungen zur neueren schwedischen und nordischen Literatur. Fernández, Spanische Literatur: El siglo XVIII. Quintela, A Lirica Portuguesa. Vasmer, Russische Volksdichtung. Wechßler, Literatur der Renaissance in Italien, Spanien und Frankreich. — BERN: Fränkel, Goethe. I. Teil. von Greyerz, Die Alpen in der Dichtung. Gottfried Kellers Gedichte. Strich, Die deutsche Romantik. Weltliteratur und deutsche Dichtung. II. Teil. Funke, Englische Literatur im 19. Jahrhundert. I. Shakespeare. Jaberg, Histoire de la littérature française moderne: vue générale, caractères des grandes époques. Geschichte der italienischen Literatur: Renaissance. — BONN: Meisen, Deutsche Volksdichtung. III. Teil: Das Volksschauspiel. Schneider, Stefan George. von Wiese, Früh- und Spätromantik. Der junge Goethe. Goethes Wilhelm Meister. Walzel, Das Kunstwerk des Dichters. Lyrik, Romantik (Sem.). Curtius, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Erklärung ausgewählter Proben der spanischen Lyrik. Platz, Französische Literatur im Zeitalter der Renaissance. — DANZIG (Technische Hochschule): Henning, Die Philosophie um Goethe. Kindermann, Goethes dramatischer Weg. Ge-

schichte der deutschen Lyrik vom Barock zum Expressionismus. Entwicklung des deutschen Dramas vom Mittelalter zur Gegenwart. Expressionismus. Haferkorn, Der englische Roman des 19. Jahrhunderts. Gmelin, Die französische Literatur der Aufklärung. Komik und Humor in der französischen Literatur. Die französische Romantik. — DRESDEN (Technische Hochschule): Janentzky, Die geistesgeschichtlichen Probleme der deutschen Romantik. Deutsche Klassik und Idealismus. Hittmair, Die Romantik in der englischen Literatur. Shakespeares Epik und Lyrik. Klemperer, Geschichte des französischen Dramas. I. Teil. Dante. Stepun, Spengler und Danilewsky. — ERLANGEN: Herrigel, Schillers philosophische Schriften. Brotanek, Shakespeare. — FRANKFURT a. M.: Gumbel, Schiller. Thomas Mann und Ricarda Huch. Kommerell, Heinrich von Kleist. Grillparzer, Stifter, Hofmannsthal. Pfeiffer-Belli, Goethe und das Theater. Reinhardt, Goethe und die Antike. Schultz, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Romantik und des jungen Deutschlands. Dichtungen und Dichter jüngster Zeit. Sommerfeld, Geschichte des deutschen Dramas. Gennrich, Lied und Volkslied der Franzosen. Lommatzsch, Grundzüge der mittelfranzösischen Literaturgeschichte. Übungen zur neueren französischen Lyrik (Sem.). Millequant, Litterature et arts au XVIIe siècle. Petriconi, Geschichte der französischen Literatur von der Revolution bis zum Ausgang der Romantik. Vernay, Les grands courants littéraires dans la France d'aujourd'hui. Fritzler, Grundzüge der russischen Literaturgeschichte. — FREIBURG (Schweiz): Newald, Goethe, Schiller, Hölderlin. Goethes Faust. Goethes und Schillers Balladen (Sem.). Benett, Shakespeare. Moreau, De Chauteaubriand à Renan. Max, Herzog zu Sachsen, Russische Literaturgeschichte. — GIESSEN: Collin, Goethe. Gerhart Hauptmann. Götze, Geschichte des deutschen Volkslieds. Kinkel, Goethes Faust. Viëtor, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Fischer, Shakespeare und seine Zeit. Heuer, Interpretationen moderner englischer Lyrik. Glaser, Die französische Literatur der Gegenwart. Ruppert y Ujaravi, Los ecritores contemporáneos. — GRAZ: Polheim, Goethe. Iffland, Kotzebue und Genossen. Eichler, Anfänge der englischen Dramatik. Schürr, Die italienische Romantik. Matl, Geschichte der neubulgarischen Literatur und Kultur im 19. Jahrhundert. — HANNOVER (Technische Hochschule): Böhm, Goethe, Schiller, Hölderlin. Besprechung neuerer Literaturwerke. Graf von Lambsdorff, Russische Sprache und Literatur. — HEIDELBERG: Boucke, Das Zeitalter der Aufklärung (Literatur und Geistesgeschichte). Goethes Weltanschauung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Mann, Deutsche Barockliteratur. Heinrich von Kleist. Übung über das deutsche Drama des Sturm und Drang. Freiherr von Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im Klassischen Zeitalter (von Lessing bis Schillers Tod). Goethes italienische Reise. Hoops, Die englische Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Lucas, Modern english Dramatists. Olschki, Corneille, Racine, Molière. von Bubnoff, Tolstoj als Denker und Erzieher. — INNSBRUCK: Enzinger, Deutsche Klassik. Franz Grillparzer. Brunner, Englische Literatur des 18. Jahrh. — JENA: Brinkmann, Die Lyrik der Goethezeit. Hölderlin. Dinger, Gerhart Hauptmanns Dramen. Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Kirchner, American Literature I (from the Colonial Period to 1870). Leitzmann, Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. I. Olivier, Die französische Poesie ab 1850. — MARBURG: Budde, Vorträge aus deutscher Dichtung seit 1880. Fahrner, Geschichte der deutschen Literatur von Leibniz bis Goethe. Schillers Jugendlyrik (Sem.). Mayne, Faust, Geschichte des Stoffes und Einführung in die Goethische Dichtung. Die jenaische und heidelberger Romantik. Das Werk C. F. Meyers (Sem.). Deutschbein, Die Tragödien Shakespeares. Diffené, Thomas Hardy and his Work. Irish and scotch Romantic Mysticism. Freiherr Kleinschmit von Lengefeld, Der englische Roman. Auerbach, Victor Hugo. Voltaires Romane. Schmidt, Le roman français dans la première Moitié du XIXe siècle (de Stendhal à Flaubert). Histoire générale de la littérature française: Révision et interrogations. Johannisson, August Strindbergs liv och diktning. — MÜNCHEN: Borcherdt, Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart im Umriß. Lessing. Heinrich von Kleist. Brecht, Geschichte der deutschen Literatur im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und bis zum Weltkrieg. Kutscher, Die deutsche Dichtung der Nachkriegszeit. Rehm, Deutsche Klassik. Der junge Goethe. Zur Literatur des Sturm und Drang. Förster, Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter der Romantik (1730—1830). Spindler, Geschichte des englischen Dramas von den Anfängen bis zur Gegenwart. Voßler, Französische Literatur des 20. Jahrhunderts. — MÜNSTER: Müller, Goethes Faust. Deutsche Literatur im Zeitalter des Humanismus. Stefansky, Deutsche Romantik und deutscher Idealismus. Keller, Geschichte der englischen Romantik. Tait, XX. Century Novelists: Bennett, Lawrence. Lerch, Die französische Literatur der Gegenwart. Heinermann, Spanische Literatur der Blütezeit. — ROSTOCK i. M.: Golther, Deutsche Dichtung zur Zeit der Klassiker (1748—1832). Becker, English Poetry since 1870. Björkmann, Litteräre porträtt av nyare svenska och norska författare. Geschichte der neueren schwedischen Literatur. — TÜBINGEN: Kluckhohn, Deutsche Literatur im Zeitalter des Barock. Deutsche Dichtung der Gegenwart. Schirmer, Shakespeare. Der englische Roman im 19. Jahrhundert. Rebensburg, Le théâtre classique. Rohlfs, Gang durch die spanische Lyrik. — STUTTGART (Technische Hochschule): Pongs, Goethes Faust. Psychoanalyse und Dichtung. Übung zum Drama der Gegenwart. Ott, Montaigne. — WÜRZBURG: von Wedel-Parlow, Hebbels Leben und Werke. Lessings Hamburgische Dramaturgie. Woerner, Geschichte des deutschen Dramas (bis zum Ende des 18. Jahrhunderts). Goethes Alterslyrik (Sem.). Klavehn, The Life and Works of Oscar Wilde. Hämel, Repetitorium der französischen Literaturgeschichte an Hand von Lichtbildern. Moderne französische Lyrik (Sem.). Vernay, Les grands courants littéraires dans la France d'aujourdhui. — ZÜRICH (Eidgenössische Technische Hochschule): Ermatinger, Die deutsche Dichtung in der weltanschaulichen Krise der Gegenwart. Gottfried Keller. Ibsen und Strindberg in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Schaer, Lyrische Probleme Hauptvertreter der neueren deutschen Lyrik. Schweizer Lyrik der neueren Zeit. Pfändler, Modern english moralists. Kohler, Corneille, Racine et la tragédie classique. Ecrivains romands contemporains. Zoppi, Il romanzo nell' Ottocento. Le piu belle liriche di ogni secolo.

Redaktionsschluß: 5. September 1931.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Winter 1931/32 – Bücher stark gefragt?

Wird der Kurssturz der geistigen Werte anhalten, und wird sich, parallel mit dem fast beispiellosen Niedergang der deutschen Wirtschaft, der Umsatz des Buchs weiter dezimieren? Werden die Bücher in den Regalen der Handlungen nutzlos verstauben und die trostlose Rückreise in die Hände der Produzenten, der Verleger und Autoren, antreten, um den sinnlosen Kreislauf ungenutzter Kräfte, aufgespeicherter Energien, vergeudeten Gutes und vertaner Arbeit zu vermehren? Oder werden sie lebendig werden in den Händen ihrer Leser, ihrer Freunde, werden sie beglücken, unterhalten, anregen, vertiefen? Wir glauben ja — mehr als je! Die Bücher — so hoffen wir — werden in diesem Jahr begehrter sein denn je — trotz allem, trotz aller Wirtschaftsdepression, trotz der völligen Trostlosigkeit der gesamten Marktlage, trotz rigoroser Sparmaßnahmen. Weil Notzeit ist! Weil diese harte und unerbittliche Krisenzeit Tausende zwangsläufig zur Besinnung führen wird, weil aus der Gegebenheit äußerer Einschränkung und mannigfacher Verzichte ganz von selbst eine Bereicherung an inneren Gütern entstehen wird.

Das gesellschaftliche Leben dieses Winters wird sich grundlegend ändern. Es wird in dem kulturtragenden, breiten Stande des gebildeten Bürgertums, in den Kreisen der Philologen und Schulmänner, Ärzte und Anwälte, Beamten, Geschäftsleute und höheren Angestellten einschneidende Änderungen geben, was die Lebenshaltung und -einrichtung anbetrifft. Man wird zu Hause bleiben müssen, mehr als je. Die Abende werden einsamer, die stille, beschauliche Auseinandersetzung mit dem Buch, die Unterhaltung mit einem guten Roman, die Beschäftigung mit einer weltanschaulichen Abhandlung, begehrter werden. Der Buchhändler wird helfen müssen mit seiner reichen, lebendigen, bunten Welt, mit der Vielfalt seiner eigentümlichen Ware, mit Büchern. Und das kann er in der Tat. Er kann beraten und helfen. Für jeden das richtige Buch finden, aus Erfahrung und Fingerspitzengefühl. Vielleicht, daß die gnädige Frau den neuen Bartsch oder Zahn, daß sie einen Band von der Handel-Mazzetti oder Vicki Baum, von der Clara Viebig oder Ina Seidel, von Bloem, Paul Keller oder Herzog, von Stefan Zweig oder Max Brod begehrt. Oder aber daß sie ein praktisches Buch, Reclams praktisches Wissen, ein Lexikon, oder ein Kochbuch vorzieht. Für den Gatten wird man ein Buch aus der Reihe der Forscher und Abenteurer wählen, einen Filchner, Trinkler, Sven Hedin, Colin Roß oder Schomburgk zur Hand haben. Oder ein ernstes, kulturgeschichtliches Werk, Jelusichs „Cäsar", Heycks Sulla-Roman „Der Glückliche", Gagerns „Grenzerbuch", Wassermanns „Christopher Columbus", Josef Winklers „Tollen Bomberg" oder Keyserlings „Amerikabuch", vielleicht auch Memoiren und Biographien, Werke geschichtlichen oder technischen Inhalts, oder den guten Kriminalroman, der Entspannung bringen, prickelnde Unterhaltung bieten soll. Und für den Sohn denken sie vielleicht an die prachtvollen Tierbücher von Eipper und Bengt Berg, an Svend Fleuron und Löns, an Olai Aslagsson und Egon von Kapherr, oder an die jungen Autoren, an Hermann Kesten und Alfred Neumann, an Erich Kästner, Georg von der Vring und Erich Ebermayer, Friedrich Schreyvogl, Josef Marschall oder K. H. Waggerl.

Das sind nur dreißig, vierzig Namen, einige, ein paar, aus dem großen Panorama einer vielfältig verästelten, klugen und tiefen, ernsten und heiteren, wirklichen und phantastischen Welt, die sich schlicht und bescheiden, in einigen hohen Stapeln, in schmucklosen grauen Regalen, Seite an Seite, Band an Band, verbergen. Daß diese Schätze lebendig werden an Jung und Alt, Menschen zur Freude, Unterhaltung und geistigen Labsal werden — vielleicht sorgt dafür der grimmig mahnende Ernst unserer Zeit.

Den Schluß dieser Betrachtung soll der Hinweis auf etwas bilden, das geeignet ist, die Chancen des Buchs wesentlich zu verbessern. Der deutsche Verlag hat dem Umstand der geminderten Kaufkraft, die heute nahezu alle Volkskreise einschneidend betrifft, in erfreulichem Maße Rechnung getragen. Nicht nur, daß ganz allgemein aus den Ankündigungen des Buchhändlerfachblatts eine starke Senkung des Preisniveaus deutlich zum Ausdruck kommt, ohne daß damit eine Vernachlässigung der Ausstattung und des zur Verwendung gelangenden Materials verbunden wäre, man hat auch neben dem üblichen Leinenband, der bisher uneingeschränkt den buchhändlerischen Markt beherrschte, vielfach kartonierte Ausgaben eingeführt.

So ist also alles reiflich bedacht und vorsorglich geordnet, daß nach menschlicher Voraussicht dem Buch gerade in dem Krisenjahr des bevorstehenden Winters eine günstige Prognose gestellt werden darf. E. Starkloff

Aktivierung der deutschen Buchhandelsbilanz

Deutschland ist das einzige Land, das über eine eingehende und zuverlässige Statistik des Buchhandels verfügt. Den sehr dankenswerten Ausführungen von Charlotte Bauschinger „Deutsche Bücher im fremden Gewand" (Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel 190) ist zu entnehmen, daß die im Jahre 1929 aus dem Deutschen in fremde Sprachen übersetzten Werke eine wesentliche Steigerung erfahren haben, während die Anzahl der ins Deutsche übersetzten Bücher nicht unbeträchtlich zurückgegangen ist:

	1928	1929
aus dem Deutschen übersetzte Werke	1996	2143
ins Deutsche übersetzte Werke	1347	1134

Rußland nimmt dabei mit seinen meist unautorisierten 350 Übersetzungen eine Sonderstellung ein. In England und Amerika, die insgesamt 377 deutsche Werke übersetzt haben, ist ein ständig wachsendes Interesse für deutsche Literatur zu beobachten, dagegen steht Frankreich mit nur 85 Übertragungen aus dem Deutschen hinter der Tschechoslowakei (165), Spanien (134), den Niederlanden (123), und Japan (106) zurück. Das Hauptinteresse des Auslands gilt der schönen Literatur mit 950 Werken.

Nur noch Frankreich und England-Amerika gegenüber ist

unsere Übersetzungsbilanz passiv. Den nordischen Ländern gegenüber hat sie sich aktiviert. 225 Übersetzungen aus dem Französischen stehen nur 85 Übertragungen aus dem Deutschen gegenüber. Für England-Amerika ist das Verhältnis keineswegs so ungünstig. Die nordischen Länder haben 167 deutsche Werke übernommen und nur 145 an Deutschland abgegeben.
Zieht man den Prozentsatz der Übersetzungen zur Gesamtproduktion in Betracht, so erscheint das Verhältnis für Deutschland noch günstiger. Deutschland weist gegenüber seiner Gesamtproduktion nur 4,2 Prozent Übersetzungen auf, und steht damit Frankreich (3,3) und Großbritannien (3,8 Prozent) nahe. — In Rußland beträgt der Anteil der Übersetzungen an der Gesamtproduktion 11,4 Prozent. E. H.

Gedenktage

Die Menschen sind ein sonderbares Völkchen, und die sogenannten Kulturmenschen ganz besonders. Doch das gehört ja eigentlich nicht hierher.
Dieses sonderbare Völkchen aber hat eine Vergangenheit gehabt, oder eigentlich mehrere Vergangenheiten, denn die Menschen haben sich ja in streng getrennten Kreisen zusammengeschlossen und jeder dieser Kreise hat seine eigene Vergangenheit. Allen diesen Vergangenheiten aber ist gemeinsam, daß sie „groß" sind, besonders groß und bedeutend im Vergleich zur Gegenwart. Und vor allem „groß" sind die geistigen, politischen und wirtschaftlichen Führer dieser Vergangenheit. Also ist es nur eine Pflicht der Gegenwart, daß sie sich dieser vergangenen Größe erinnert und sie ehrt. Zumal es sich meistens bei diesen Ehrungen um eine leider zu spät nachgeholte Pflicht handelt. Denn die große Vergangenheit hat die Größe ihrer Führer selten begriffen. Und Presse, Rundfunk, Wissenschaft und Kunst reichen sich einmütig die Hand, wenn es gilt, der großen Vergangenheit und ihrer Führer zu gedenken.
Soweit ist alles verständlich und höchst lobenswert.
Aber ich frage mich: Was hat das eigentlich mit der Mathematik zu tun?
Mit der Mathematik?
Sie verstehen das auch nicht? —
Die Mathematik ist zweifellos eine interessante und sehr nützliche Wissenschaft, und alle unsere technischen und sonstigen großen Kulturerrungenschaften wären nicht ohne sie. Aber das läßt noch nicht verstehen, weshalb wir uns in dem lobenswerten Bemühen, die Vergangenheit zu ehren, nach der Mathematik richten.
Denn die Mathematik hat uns das dekadische Zahlensystem beschert. Ebenfalls eine wunderbare Erfindung, vor allem durchaus praktisch und ökonomisch. Man kommt mit zehn verschiedenen Ziffern aus, um auch die größten Zahlen zu bezeichnen. Das nennt man in der Wissenschaft die Einführung des Stellenwertes 10, 100, 1000 usw., das sind die ausgeprägten Zahlen, sozusagen die Meilensteine auf dem Wege in das Unendliche.
Wir wollen nicht abirren und darzulegen versuchen, weshalb in dieser ausgeprägten Welt der Zehner und Hunderter die Zwei eine so große Rolle spielt. Aber das Halbieren bedeutet ja im praktischen Leben oft die einzige Rettung aus schweren Streitigkeiten. Und so wollen wir uns mit diesem Hinblick begnügen. Durch die Ehe von zwei und zehn, von zwei und hundert usw. haben wir die Strecken zwischen den Meilensteinen verkürzt und die fünf, die fünfzig — die zwanzig und zweihundert treten als neue „Kilometersteine" hervor.
Doch nun frage ich: Was hat das alles mit dem Leben der Größten und Großen und mit unserer Ehrung ihrer Verdienste zu tun? Was in aller Welt bringt uns dazu, zu glauben der hundertste Geburtstag eines Menschen sei bedeutender als der achtundneunzigste?
Feiern wir den achtzigsten Geburtstag eines Lebenden, so hat das Sinn: nach menschlichem Ermessen neigt dieses Leben sich dem Ende zu, und man will dieses Ende durch besondere Liebe überstrahlen.
Aber den hundertsten Geburtstag eines Verstorbenen — oder gar den hundertsten Todestag zu feiern, nur weil hundert in unserem Zahlensystem eine besondere Zahl ist?
Nein — die Menschen sind doch ein sonderbares Völkchen. Hier sind Mathematik und Geschichte so verflochten, daß man sich nicht mehr hindurchfindet.
Und schließlich: den Gewinn davon haben — doch das darf ich nicht sagen. Das ist „Berufsgeheimnis"! Nur eins: Das Dividieren ist sicherlich von einem Schriftsteller erfunden worden, denn man hat gefunden, daß man hundert auch durch vier, durch fünf, durch zehn, zwanzig usw. dividieren kann. Und immer ergeben sich bedeutende Zahlen, da ja doch die Hundert eine bedeutende Zahl ist — und so war plötzlich der „Gedenktag" erfunden. Der Tag, an dem man nun von der Menschheit verlangt, sich zurückzuwenden, die große Vergangenheit mit staunender Verehrung anzuschauen und davon zu lernen.
Übrigens kann man hundert auch durch drei teilen — man sollte deshalb ruhig auch den dreiunddreißigeindrittelsten Todestag (von den betreffenden Geistesheros herauszufinden, überlasse ich der zünftigen Geschichte) feiern.
Sie meinen, das sei sinnlos?
Weshalb? Ist die Zwei bedeutender für das Leben eines Menschen als die Drei? Ich behaupte das Gegenteil. Wenn die Zwei das Symbol des Streites — Spötter setzen hinzu „und der Ehe" — ist, so ist die Drei das Symbol des fruchtbaren Ganzen: der Familie.
Aber es ist ja richtig: Heute ist die Zwei wirklich wesentlicher, und so müssen wir uns fügen.

Hans-Joachim Flechtner

Goethe kollektiv

Als erstes der angekündigten Goethe-Bücher des Jubiläumsjahres tritt des freiburger Literarhistorikers Philipp Witkop „Goethe, Leben und Werk" auf den Plan. Durch sein Erscheinen im Verlage Cotta erhält es etwas Offiziöses. Der Würdigung durch den Goethe-Referenten des L. E. soll hier nicht vorgegriffen werden. Nur auf die Problemstellung des neuen Goethe-Werks sei hingewiesen. Es ist die erste Auseinandersetzung mit der Frage „Goethe und der Kollektivismus".
Der Herausgeber der „Kriegsbriefe gefallener Studenten" war besonders dazu berufen, diesen Gesichtspunkt zu wählen: er weiß, daß hinter dem Begriff Kollektivschicksal mehr steht als ein bloßes Schlagwort. Der Verfasser der „Deutschen Lyrik von Luther bis Nietzsche" war besonders befähigt, sein Thema so durchzuführen, daß es keine Spezialistenarbeit blieb: hatte er in der Entwicklung der deutschen Lyrik die Befreiung des deutschen Geistes gestaltet, so faßt er Leben und Leistung Goethes als geniale Prägung und Verwirklichung der Gedanken seines Jahrhunderts.
Zwei Grundtendenzen des 18. Jahrhunderts hält Witkop als wesentlich fest: Rationalismus und Pietismus. Daß beide in Goethes Werk einmündeten, gibt diesen Zeitströ-

mungen aber erst ihre Bedeutung. Und daß Goethe das aussprach, was die Gemüter seiner Zeitgenossen bewegte, gab seinem Schaffen überpersönlichen Widerhall. Ein Beispiel für viele für die Art, mit der Witkop ein „Bildungserlebnis", um ein Wort Gundolfs zu gebrauchen, des einzigen Vorgängers, dem der Verfasser des neuen Goethe-Buchs tiefer verpflichtet ist, ohne Gewaltsamkeit in ein Gemeinschaftserlebnis umwandelt.

Charakteristisch dafür ist auch, daß er die ersten weimarer Jahre als Vorbereitung für die Wandlung der italienischen Reise auffaßt. Nicht daß ihn die Staatsgeschäfte von seinem Dichterberuf abhielten ist entscheidend, vielmehr: in diesen Jahren wurde der Keim dazu gelegt, daß der gleiche Mensch, der als höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit pries, einmal sagen würde: „Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn, Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn."

Lutz Weltmann

Goethe-Filme usw.

Das deutsche Leben eignet sich nicht mehr zum Leben. Wir gehen in unseren Häuten beinah schon wie in fremden Mänteln, was wir tun, tun wir von heute auf morgen früh, wir denken an Existenz und wir sprechen einander den Mut zu, den für sich selbst keiner mehr aufbringt. Auf einem schmalen Streifen gehen wir entlang, mitten im Nebel, und überallher kommt Geschrei, das uns in alle möglichen Richtungen locken will. Wohin jetzt? Wir sind nicht mehr glückstoll, aber wenn wir schon in einen Abgrund rutschen, so wollen wir wenigstens wissen, daß es etwas nützt.

In diese Situation fällt Goethes hundertster Todestag. Wenn es Privatsache ist, wie jeder einzelne von uns zu Goethe steht, so ist es durchaus nicht mehr Privatsache, wie er zu dieser Jahrhundertfeier steht. Es ist nicht gleichgültig, welche Bücher erscheinen, welche Reden bevorstehn, welche Theater Goethe spielen und was für Filme gedreht werden. Die Verantwortung Schubert gegenüber hat uns nicht vor dem „Dreimäderlhaus" bewahrt, die Verantwortung Goethe gegenüber nicht vor Lehárs „Friederike"; aber wie wäre es mit der Verantwortung einem Volk gegenüber, das seit fünfzehn Jahren an sich Schicksal erfährt? Wie wäre es, wenn Thea von Harbou und Fritz Lang einmal ihre geübten Finger vor einem Sujet ruhen ließen, das ihnen doch nur in Sensation oder in fade Gefühle ausarten würde? Wie wäre es, wenn wir Goethe ehrten durch Boykott all der Unternehmer, die mit Goethe wie mit jeder anderen Aktualität einen einträglichen Handel zu treiben gedenken? Ich meine nicht die Waschseife „Gretchen" oder die Zigarette „Lerse" (die sich „auf so eine würdige Art zu subordinieren weiß"). Das sind Lächerlichkeiten, aber noch keine Frivolitäten. Geld zählen ist keine Schande; aber so zu tun, als ob man nicht zählt, gedeckt von einer blitzenden Kulturfassade, den Mund voll von geliehener Weltanschauung, in den Augen die Vergötterung, die eben noch nicht einmal vergöttert, sondern nur auf eine miserable Art popularisiert ... das sind die „Ehrungen", die wir boykottieren wollen, weil sie schänden. Wir sind es nicht nur Goethe, wir sind es unserer eigenen Gegenwart schuldig.

Herbert Scheffler

Russischer Tonfilm

Der Mozart-Saal wurde von der neuen Direktion (Artur Rupp) mit Nikolai Ekks Tonfilm „Der Weg ins Leben" eröffnet. Nun haben die Russen auch den Tonfilm erobert. Er ist, wie alle Filme des neuen Rußland, aus dem Geiste der Propaganda geboren. Aber er ist, so untrennbar die Form vom Inhalt ist, Kunst geworden. Auch der russische Tonfilm ist in erster Linie eine Angelegenheit für das Auge. Das Auge ist für die Lehre empfänglicher als das Ohr. Und das bewegte Bild ist das Grundgesetz des Films. So wird der Ton recht sparsam angewandt. Gelegentlich, da am überflüssigsten, als Kommentar. Als Gespräch, wo es das Geschehen weitertreibt. Als Geräusch der Großstadt. Als Arbeitssang. Mit den Melodien der Verführung kontrastiert. Und in dieser Art.

Von Einfällen strotzt die bildliche Aufnahme. Da ergeben sich zwanglos neue Einstellungen der Kamera, wo andere tüfteln, wie sie originell sein können, sich auf den einen Effekt,



J. Kyrla, der „fesche Mustafa", auf seiner letzten Fahrt mit der Draisine
Zeichnung von B. F. Dolbin

den sie sich ausgeklügelt haben, wer weiß wie viel einbilden, der dann aber gewöhnlich verpufft, selbst Naturaufnahmen sind nie allein um der Stimmung willen da, sondern zeigen Zwischenfälle auf, Fortschreiten der Zeit und anderes. Einmal fährt der einstige Führer der verwahrlosten Kinder, die in der Kommune durch und zur Gemeinschaftsarbeit erzogen wurden, auf einer Draisine zur Arbeitsstätte und singt. Ein Genosse seiner Vergangenheit bringt die Maschine zum Entgleisen und ersticht ihn. Das ist gerade noch so sinnbildlich, wie es sein soll: auf dem Weg ins Leben kommt mancher um. Aber nicht mehr. Eindringlich, ohne aufdringlich zu sein.

Da es sich um einen Russenfilm handelt, weiß man, daß das Experiment des Jugendamts, die aufgegriffenen Verwahrlosten nicht zu strafen, sondern durch Arbeit zu bessern, glücken wird. Auch das russische Publikum dürfte das wissen. Aber wie versteht es Nikolai Ekk doch Spannung zu erzielen! Wie wird Lehrhaftes in Humor aufgelöst! Und was wichtiger ist: er vermittelt innere Spannung. Er läßt uns, man kann es nicht anders ausdrücken, in die Seele dieser Menschen blicken. Was im Erzieher vorgeht, wenn er um Vertrauen wirbt. Wie es in den Jungen arbeitet, wenn sie rückfällig werden. Träger des Geschehens ist das Menschengesicht. Und was für Gesichter! Die Wirkung geht von ihrer unverbrauchten Erlebnisfähigkeit aus. Vielleicht werden wir sie in keinem Film wiedersehen. So zu bedauern das wäre. Die Russen

tauchen wieder unter, woher sie kamen. Wir wollen immer wieder die gleichen Beine, Bügelfalten und Monokels sehen. Wir wollen nicht. Es wird uns nur eingeredet.

Lutz Weltmann

Vom Hörfilm

Was bisher an „Hörspielen" zur Aufführung gelangt ist (und ich nehme meine eigenen Sendungen nicht aus) kam formal vom Theater her. Der Hörspieldichter fühlte sich zwar nicht im gleichen Maße wie der Dramatiker an die Dekoration gebunden; er konnte den Schauplatz seiner Szenen beliebig oft wechseln, er konnte mit imaginären Wanderdekorationen arbeiten: trotzdem aber blieb er dabei, jedes Bild in sich theatermäßig „auszuspielen", das heißt er reihte in sich geschlossene Szenen aneinander. Ebenso wie die ersten Tonfilme photographiertes Theater waren, blieben die Hörspiele akustisches Theater, und darum mußten sie auch fast ausnahmelos an vielen Punkten ebenso wie die genannten ersten Tonfilme ermüdend auf die Hörer wirken. Es kommt das daher, daß überall da, wo das lebendige Spiel den Umweg über die Maschine macht, aus der Dreidimensionalität der Bühne Zweidimensionalität von Bild oder Ton wird, alles das als lästig empfunden wird, was nicht unbedingt zur Sache gehört und die Handlung auf dem kürzesten Wege weiterbringt. (Ich verweise darauf, wie unerträglich albern zum Beispiel gewisse Operettendialoge im Lautsprecher wirken, die beim Zuschauer im Theater, wie man verwundert in der Übertragung mithört, schallende Heiterkeit erwecken.) In meinem neuen Hörspiel: König Lear — Berlin NO, das in Breslau urgesandt und von Berlin übertragen worden ist und inhaltlich das alte Shakespearedrama in die Moderne übersetzt, versuche ich deshalb in Erkenntnis des Vorhergesagten, formal einen neuen Weg zu gehen, der bewußt aus den Erfahrungen des neuen Tonfilms hergeleitet wird: Der reine Dialog tritt immer mehr gegen die Handlung zurück; eine Unterhaltung setzt auftaktlos erst da ein, wo das gesagt wird, was das dramatische Geschehen weitertreibt und wird sofort abgeblendet, sowie sie diesen Zweck erfüllt hat. Oft genügt ein einziger Satz, um eine ganze Situation klar zu stellen und eine neue vorzubereiten; was sich jeder Hörer selbst denken kann, fällt fort. (Beispiele: Bei einer Gerichtsverhandlung genügt die Quintessenz des Urteilsspruchs, bei einer Friedhofsszene das Aufblenden des Grabquartetts.) Dieser schnelle Bilderwechsel (35 Szenen bei etwa Stundendauer des Spiels) erlaubt es ebenso wie beim Film, Szenen zu überblenden oder ineinander einzuschneiden (etwa den Gang des Kaufmanns Lier von der Wohnung der einen Tochter zu der der anderen, während die Töchter gleichzeitig miteinander telephonieren). Selbstverständlich muß jede Szene neben den zur Handlung wichtigen Sätzen von vornherein die Hinweise oder unmißverständlichen Geräusche enthalten, die dem Hörer die „Dekoration" eindeutig klar machen. Ich weiß: Dieser Lear ist zunächst nur ein Experiment. Vor allen Dingen muß erprobt werden, wie schnell das Ohr zu folgen imstande ist, ob das Tempo der Szenen-Aneinanderreihung verlangsamt (oder was das Ideal wäre) noch weiter beschleunigt werden kann. Immerhin liegt, glaube ich, die Entwicklung auf dem versuchten Wege vom Hörspiel zum Hörfilm.

Erik-Ernst Schwabach

Die Stunde ohne Stundenschlag

Der Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz, bereitet ein Buch „Dichterglauben" vor, in dem neunzig europäische Autoren in eigens niedergeschriebenen Beiträgen über ihr religiöses Erleben Bekenntnis ablegen werden. Nach den wenigen und knappen Ausschnitten, die uns bisher durch freundliche Vermittlung vorgelegt sind, zu urteilen — aber man sollte danach vielleicht nicht urteilen! — scheint es erstaunlich, wie gering noch heut, in dieser Stunde der bittern wirtschaftlichen Not, in dieser Nachkriegsstunde, ein gemeinsames seelisches Erlebnis ist. Man höre Henri Barbusse: „Von nun an wird sich die menschliche Gesellschaft nicht mehr auf Grund von gottesrechtlichen Prinzipien, von übernatürlichen Glaubenslehren und anderen, mehr oder weniger vom Himmel gefallenen Zusicherungen organisieren. Mit Hilfe des Verstandes, der die Wissenschaft erschafft und fördert, des Realismus, des praktischen Sinnes und der Lebensgabe müssen die Menschen aus sich selbst heraus den Plan für eine bessere Organisation entwerfen und die Kraft finden, ihn zu verwirklichen. Auf diese Weise, auf diese nackte, reine und logische Art muß sich die menschliche Gerechtigkeit erfüllen, da die Gerechtigkeit nichts anderes als eine wissenschaftliche Tugend ist (la justice n'étant qu'une vertu scientifique)."

Wer möchte zweifeln, daß eine Akademie der Aufklärungszeit da nicht Beifall geklatscht hätte? Und heute, wer lächelt nicht?

Wenn von einem gemeinsamen Erlebnis die Rede sein kann, so scheint es darin beschlossen, daß sich die Unterschiede zwischen den Konfessionen verflüchtigen. Darauf deuten Otto Brües und Joseph Wittig. Wenn aber Wittig sich selber gelegentlich sagt, beim Schreiben seiner Bücher unter dem Eindruck gestanden zu haben, dies und jenes der katholischen, anderes der evangelischen Kirche zu verdanken, und er dann fortfährt: „Wenn ich mich aber recht besinne, woher ich eigentlich dies und dies und dies habe, Glaube und Schau, Gottinnigkeit und Weltfreudigkeit, willigen Gehorsam und unwilligen Protest — aus Heimat, Familie und Volk habe ich es" — so fühlt man allzu deutlich, wie sich Erkenntnis hier in Phrase flüchtet. Denn Heimat, Familie und Volk sind hier doch ganz ersichtlich nur sekundäre Quellen. Nach den primären aber ging die Frage.

Von allen denen, die wir aus diesen kurzen Proben heraus vernahmen, scheinen uns die Worte Ernst Barlachs die tiefsten zu sein, die tiefsten vielleicht, weil die unbestimmtesten: „... Ich bin froh, wenn mir einige handgreifliche Dinge gelingen, aus denen eine Ahnung von der Möglichkeit des Hinübergelangens in Bereiche klingt, die einmal ‚über' uns sind, aber darum nicht hoffnungslos verschlossen — eine Ahnung, die mit Ernst und Strenge nicht unvereinbar, schon an sich beglückend ein Übersichselbsthinaus erfahrbar macht. Es ist wohl so, daß der Künstler mehr weiß als er sagen kann, weshalb er sich überzeugt ans Bilden macht ..."

E. H.

Zwischen den Zeiten

Auf der nordisch-deutschen Schriftstellertagung wurde die Entschließung einstimmig angenommen: „Die Teilnehmer der nordisch-deutschen Schriftstellertagung in Lübeck als Vertreter Dänemarks, Deutschlands, Finnlands, Norwegens, Schwedens, der Schweiz und Österreichs drücken ihre Sympathie aus für den von den dänischen Verfassern begonnenen Kampf dafür, daß die Autoren pekuniären Anteil durch die Verleihung ihrer Bücher, durch die Bibliotheken erhalten."

Diese Entschließung steht mit dem Willen unserer Zeit, das Buch so weit als irgend möglich an die Unbemittelten heranzubringen in denkbar schroffem Widerspruch. Es ist wie

Hohn auf das einzige, allen Schriftstellern gemeinsame Ziel, mit ihrem Werk an möglichst viele, zumal an die in jeder Weise Hungrigen heranzudringen. (Oder zweifelt irgend jemand, daß jede, wie immer abgemessene und bewerkstelligte Abgabe an den Autor die Ausbreitungsmöglichkeiten des Buchs beschränkt?)

Diese Entschließung ist nur allzuberechtigt in Anbetracht der Not, der heute jeder freie Schriftsteller unterliegt.

Diese Entschließung deutet letzten Endes auf das Problem, um das unsere Zeit heute ringt: Die Frage nach der Berechtigung des geistigen Eigentums überhaupt. Sie ist noch ungelöst. Sie wird gelöst werden müssen.

Die Schriftsteller, die für diese Entschließung stimmen, sind als Anwälte ihrer eigenen Notlage, Vertreter einer sterbenden Epoche. Sie müssen diese Entschließung aber vertreten, wollen sie leben.

Niemand kann heute sagen, wohin die Entwicklung führen wird. Es drängt sich aber die Frage auf, ob sich unter den jetzt aufkommenden wirtschaftlichen Verhältnissen, der freie Schriftsteller überhaupt wird behaupten können. Unsere Zeit fordert vom einzelnen ein Arbeitsmaß, das mit dem Wesen freien Schriftstellertums in unlösbarem Widerspruch steht. Jeder, der weiß, was schreiben heißt, hat genügend Kenntnis davon, daß es eine Unmöglichkeit ist — nimmt man die produktive Arbeit ernst — mehr als zwei Stunden täglich schöpferisch zu gestalten. Man könnte einwerfen, der übrige Teil der Tagesarbeit falle auf die Vorbereitung. Es trifft aber auch das nicht zu, denn die Vorbereitung — sowohl die des Wissenschaftlers wie die des Dichtenden — muß abgeschlossen sein, bevor das Schreiben beginnt.

Mit zweistündiger Arbeit, und sei sie noch so intensiv und aufreibend, kann sich niemand im heutigen Wirtschaftsleben behaupten. Vielleicht: er darf es auch nicht können.

Wünscht man dem Buch die weitestgehende und unbeschwerte Ausbreitungskraft, so darf man nach dem Schriftsteller, der im heutigen Wirtschaftsleben nur bedingt mittut, nicht in erster Linie fragen.

Die Lösung? Nicht unwahrscheinlich, daß die Entwicklung den Schriftsteller dahin führen wird, wieder die schriftstellerische Tätigkeit nur im Nebenberuf auszuüben. Wie es einst und die langen Jahrhunderte hindurch gewesen ist. Zukunft ist vielfach Affe der Vergangenheit. Und es scheint nicht einmal ausgemacht zu sein, daß die schriftstellerische Leistung notwendigerweise darunter leiden müßte, daß der, der ihr obliegt, neben der Arbeit am Schreibtisch einen Beruf hat, der ihm, wie immer beschaffen, Einblick in das tägliche Leben gibt. Es bleibt nicht allzeit wahr, daß der Schreibtischhorizont der denkbar weiteste ist. E. H.

Zuschrift

Den mir an sich sehr sympathischen Aufsatz „Lest Dramen!" in der Zeitlupe Ihrer September-Nummer möchte ich nicht ohne eine kleine Anmerkung hingehen lassen.

Als ich es mir noch leisten konnte, habe ich, wo ich mich gerade befand, an deutschen Dramen möglichst viel gesehen und gelesen. Später habe ich gesucht, das was mir nach den Rezensionen einladend erschien, wenigstens zu lesen. Aber in den letzten Jahren habe ich von meinem Buchhändler so oft die Antwort bekommen, die fraglichen Dramen seien nicht lieferbar, da nur als Manuskript für Bühnen gedruckt — daß ich von meiner alten Liebhaberei ganz abgekommen bin und wahrscheinlich nicht mehr diejenigen Theaterstücke verlangt habe, die im Buchhandel tatsächlich erschienen waren. Natürlich hat auch das Fehlen der Buchausgaben einfach wirtschaftliche Gründe; aber wenn eine Gewohnheit allzusehr durchlöchert wird, bleibt sie eben keine Gewohnheit mehr. von Lentz

Die Grenze

An den Herausgeber der „Literatur", Herrn Dr. Heilborn.

Sehr geehrter Herr Doktor! Sie haben in kurzen, aber inhaltschweren und außerordentlich formulierten Sätzen über die „Grenze" schauspielerischer Empfindung und künstlerischer Empfänglichkeit ein Problem berührt, das schon wiederholt bedeutendste dichterische und philosophische Geister beschäftigt hat und das wohl jeder Schauspieler, der jemals aus der dumpfen Unschuld der Ahnungslosigkeit erwacht ist oder erweckt wurde, zum Mittelpunkt seines künstlerischen Lebens machen müßte. Es tut gerade in dieser Zeit, welche die Romantik des Theaters bewußt und zu seinem schweren Schaden durch die Sachlichkeit ersetzt, besonders gut, das Irrationelle dieser Ausdruckswelt, das Verschwebende ihrer Lebensformen bloßzulegen und vor heutiger Unberührtheit oder Unwissenheit aufzurollen.

Angeregt durch Ihre knappen Ausführungen und ihnen auf historischen Spuren nachwandelnd, stoße ich — von Diderot ausgehend — auf ein außerordentlich bemerkenswertes Feuilleton von Ludwig Speidel in dem Sammelbande seiner Schriften „Schauspieler". Das Feuilleton, unter dem 14. März 1880 in der Wiener „Neuen Freien Presse" erschienen, betitelt sich „Schauspieler und Schauspielkunst" und knüpft an eine kleine Schrift des berühmten Mitglieds und Mitleiters der Comédie Française Coquelin ainé an, die damals eben erschienen und „l'art et le comédien" benannt war. Dort findet man als Grundgedanken und in Übereinstimmung mit Diderots „Paradoxe sur le comédien" die Anschauung, daß „der Schauspieler, während er spielt, nicht empfinden dürfe". Speidel bemerkt dazu: „Das hat schon Diderot vor mehr als hundert Jahren mit aller Entschiedenheit und Schärfe gesagt. Neu ist nur das eine, und das ist allerdings sehr neu, daß ein bedeutender Schauspieler Diderots Ansicht ohne Vorbehalt unterschreibt. Dem schwachen großen Publikum gegenüber nimmt sich dieser mutige Akt aus wie die Verzichtleistung auf einen uralten künstlerischen Adelsanspruch. Die Empfindung, das Gefühl als die treibende Kraft der Bühnengestaltung zu leugnen, gleicht das nicht einer Mechanisierung der Schauspielkunst, ja schlechtweg der Herabsetzung einer Kunst zum Handwerk? Coquelin, so weit er auch hierin geht, ist keineswegs dieser Meinung. Er sagt: „Wohlan, ich halte dafür, daß das Paradoxon Diderots die Wahrheit ist, und ich bin überzeugt, daß man ein großer Schauspieler nur unter der Bedingung ist, sich unbedingt in der Hand zu haben und nach Belieben Gefühle ausdrücken zu können, die man nicht empfindet, die man nie empfinden wird, die man ihrer Natur nach nie empfinden kann."

(Hier offenbart sich ein anderer, nicht minder bedeutsamer Teil der „Grenze", der der Charakteridentität. Müssen männliche Verworfenheit und weibliches Laster in den Schauspielern selbst sein, die Franz Moor oder Lulu vollendet spielen können? — Früher hat man es manchmal geglaubt, und die Anekdote, daß ein junges Mädchen, die ihren künftigen Verlobten als Franz Moor auf der Bühne sah, dabei ausrief: „Den heirate ich, das kann kein schlechter Mensch sein", ist dafür höchst charakteristisch. Nicht minder die Tatsache, daß Wilhelmine Schröder-Devrient, die bekanntlich ein ganz

wüstes Privatleben führte, die ideale Darstellerin weiblicher Tugend und Keuschheit war und die Grenze zwischen einem unzüchtigen Witz hinter den Kulissen und der madonnenhaften Repräsentation reinsten Seelenadels auf der Szene im Nu übersprang. Hierher gehört auch die Fähigkeit der Schauspielerin, schmerzlichste Mütterlichkeit auszudrücken, die sie selbst nie erfahren hat, wie das von der Darstellerin der Maria in Oberammergau gefordert wird. Das wieder hängt mit dem eigentümlichen Problem der „Transfiguration" zusammen, unter den vielen und verschiedenartigsten Annahmen über das Wesen der Schauspielkunst eine der interessantesten, die wohl auch Max Reinhardt zu seinem überaus geistreichen Vortrag „Über den Schauspieler" angeregt hat.)

Coquelin fährt nun — an diesen Mangel der Empfindung anknüpfend — fort:

„Und gerade deshalb ist unser Handwerk eine Kunst! Und gerade deshalb sind wir schöpferische Geister. Der Schauspieler steckt — wie der Dichter — mitten drin in seiner Schöpfung. (Le comédien est au dedans de sa création.) Er komponiert eine Gestalt: Er lernt von seinem Autor, von der Überlieferung, von der Natur; er schöpft aus seiner eigenen Kenntnis der Menschen und Dinge, aus seiner Erfahrung, aus seiner Einbildungskraft: kurz, er verrichtet seine Arbeit, und hat er sie verrichtet, so besitzt er seine Rolle. Er gebietet dann dem Lachen, den Tränen, dem Entsetzen; er braucht nicht zu warten, bis er selbst ergriffen ist und daß die Gnade von oben ihn erleuchte."

Mit Recht bemerkt Speidel, daß mit dieser Aufrichtigkeit ein mystischer Schleier zerrissen werde, mystisch auch nach der Anschauung Diderots, denn als er seine Lehre auseinandersetzte, fügte er hinzu: „Diese Wahrheiten sind bewiesen, auch wenn sie die Schauspieler niemals zugeben. Das ist ihr Geheimnis! Die Empfindung ist eine so achtbare Eigenschaft, daß sie nie zugeben werden, man müsse sie aufgeben, um sich in ihrem Handwerk auszuzeichnen." Dieses Geheimnis preisgebend und verratend, haben sie nach Coquelin dennoch gewonnen, indem sie sich in die Reihe schöpferischer Künstler stellen und mit Stolz darauf hinweisen können, daß man sage, eine Rolle schaffen.

Speidel wird dieser kalten Arbeit, dieser trockenen Träne gegenüber ein wenig skeptisch, und ich werde es auch. Denn wie ist es doch möglich, daß der Schauspieler während des Spiels alle körperlichen Schmerzen vergißt, ja verliert, um sie nachher um so heftiger zu empfinden? Wie ist es ferner möglich, daß er bei schwersten Lebenserschütterungen, so beim Tode eines ihm Nächststehenden, doch spielen und zumeist gesteigert spielen kann? Andererseits spricht gerade hier die kühle Berechnung, die oft aus persönlichsten Leiden und Erlebnissen bewußte Rollenwirkungen und neuartige Spielnuancen machen kann, auch für das direkte Gegenteil, „Einbruch des Schauspiels in die Wirklichkeit", wie es Speidel nennt. Also nichts als Widersprüche und keine einheitliche, klärende Lösung! Das bedauernswerte junge Mädchen, das als Jeanne d'Arc dem Wahnsinn verfiel, war nach gereifter, erfahrener Schauspielermeinung sicher eine Dilettantin. Und doch — so einfach sind alle diese Dinge nicht und kaum unter einen Hut zu bringen. Aber man kann dennoch — mag es auch schulmeisterlich aussehen — eine gewisse geordnete Systematik dafür finden, die wenigstens die Möglichkeiten überschaut. Dann wäre a) die unbewußte Vertiefung und Überschreitung der „Grenze" bei den dämonischen Spielnaturen, wie sie die Frühzeit des deutschen Theaters und seine romantische Epoche doch hin und wieder hervorbrachten. Von Ludwig Devrient wird solches erzählt und beweist sich am Ende auch durch seine körperliche Zerrüttung, die der unentbehrliche Alkohol wohl förderte, aber nicht allein verursachte. Nach allem, was wir wissen, müssen wir das gleiche auch bei manchen im Zenith frühverstorbenen Schauspielerinnen annehmen, die sich eben doch in wenigen Jahren seelisch verblutet haben, so bei der vielbeweinten Charlotte Ackermann, bei der wiener Sophie Müller und bei Josefine Wessely. b) Wäre die bewußte Grenzeinhaltung bei den Kühlen, Klaren, ganz Überlegenen oder bei den abgebrühten Routiniers, die an allem ohne seelischen und körperlichen Schaden vorbeikommen. c) Wäre der erwähnte „bewußte Halt bei den Grenznahen", die sowohl Spieler wie Zuschauer sein können, und der bei beiden die Regel ist, sofern sie jung und ohne Lebenserschütterung sind. d) Wäre die Verwandlung der Zuschauer ohne Grenznähe. Tiefreligiöse Zeiten müssen das immer wieder gekannt und erlebt haben. Die Antike durch die überlebensgroße bildliche Darstellung der Erinnyen (siehe die „Kraniche des Ibykus"), das Mittelalter in den Mysterienspielen und Moralitäten, die ja bewußt auf solche Wirkung ausgingen und sie in manchen Fällen so sehr erreichten, daß sie uns als denkwürdig überliefert sind, zum Beispiel die Aufführung des Eisenacher Spiels von den „Zehn Jungfrauen" im Mai 1321, unter dessen niederwerfendem Eindruck der Landgraf Hermann der Freidige so zusammenbrach, daß er dem Wahnsinn und baldigem Tode verfiel. Und das Barocktheater ging schließlich als betonte Reaktion zu dem schwelgerischen Lebenssinn und Lebenswillen der Zeit gleichfalls mit Vorliebe auf solche Eindrucksgewalt aus, die freilich besonders naive Empfänglichkeit der Zuschauer voraussetzte und auch fand.

Und e) wäre dann ein besonderes Zwischenstadium, der bewußte Genieblitz des großen Schauspielers, der gerade im erschütterndsten Augenblick eigener und fremder Hingerissenheit für eine Sekunde den Vorhang lüftet und uns — zu unserer Befreiung wie vom Albdruck des Traums — blitzartig ins Spiel blicken läßt. Hermann Bahr berichtet von Mitterwurzer, daß er dies mit Vorliebe zu tun pflegte und durch einen Aufschlag seiner leuchtenden blauen Augen mühelos erreichte, und bei Kainz, der auch sonst gewöhnlich sehr „grenznahe" sein konnte, habe ich das selbst an ganz großen Abenden wiederholt erlebt.

Alles dies — so interessant es in der Vereinzelung auch sein mag — hängt ja immer auch mit dem jeweiligen allgemeinen Stand des Theaters zusammen, mit seinen künstlerischen Aufgaben und Leistungen wie mit der Bedeutung, die es bei den Zeitgenossen genießt. Das heißt: in Verfallszeiten des Theaters — wie eben jetzt — oder bei vorwiegend unwürdigen und unbezeichnenden Aufgaben spürt man das Vorhandensein einer Grenze überhaupt nicht, denn die Verwandlung des Schauspielers wie des Zuschauers wächst in der Regel gar nicht bis zu jener Stärke und Tiefe, in der das Problem allenfalls erst aktuell wird. Die dünne Luftschicht der Höhe, in der das Herz vernehmlich schlägt und der angehaltene Atem stockt, in der seelische Verbrennungen stattfinden, deren Flammen über Spieler und Beschauer zusammenschlagen, kennt ja die heutige Bühne kaum. Dies ist auch in erster Linie ein Merkzeichen tragischen Theaters, und wo wird dies heute in seinen hohen Aufgaben würdig gepflegt? Die darstellerischen Wirkungen des Tages — Gesellschaftsstück, Tonfilmschwank und allenfalls Zeittheater — kennen die „Grenze" überhaupt nicht oder legen sie ganz nach unten, mitten ins überlegen mitspielende Publikum.

Friedrich Rosenthal

Zeitkunst

Von Ernst Lissauer (Wien)

Der Streit, ob die Kunst ihrer Zeit zu dienen habe, oder ob sie auch den Forderungen der Zeit gegenüber absolut und souverän sei, kann nicht in allgemein gültiger Weise entschieden werden. So wenig eine bestimmte Verfassung, wirtschaftliche oder politische, für jedes Volk zu jeder Zeit paßt, so wenig steht das Verhältnis von Kunst und Zeit unverrückbar fest. Beruhigte und unruhige Zeiten begehren nach verschiedener Kunst.

Ohne weiteres gilt es in beruhigten Zeiten: die Künstler mögen nach dem Überzeitlichen streben, da ihnen von Natur die Fülle des Zeitlichen ohnehin anhaftet. Auch Dichter, die als Zeitgenossen einander denkbar fern zu stehen meinen, rücken dem geschichtlichen Blick nahe, ähneln einander, und es wird sichtbar, was an ihrer Handschrift gemeinsame Handschrift der Epoche ist.

Jedoch, es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen beruhigten und aufgewühlten Zeiten. Die Gegenwart ist End- und Frühzeit zugleich. Sie liegt nicht an der Grenze der Zeiten, sondern die Grenzen zweier Zeiten überschneiden sich in ihr. Der Sektor, der durch diese Überschneidung der Grenzlinien gebildet wird, dies ist recht eigentlich die Zeit, in der wir leben, eine Art geschichtliches Niemandsland, das weder den Menschen der ablaufenden noch denen der beginnenden Epoche gehört.

Diejenigen, die heute im fünften Jahrzehnt stehen, haben es mit sehenden Augen erlebt, wie die Spät-Zeit, in der noch die Mittel- und Hoch-Periode der ablaufenden Kultur-Epoche nachwirkte, sich immer mehr auflöste. Alle Überlieferungen, Normen, Gesetze, Werte zergingen nach und nach, neue beginnen sich erst zu bilden: gemessen an 1930 war die Zeit um 1900 oder 1910, in der jene geschichtliche Auflösung in hohem Maße vorwirkte, eine Epoche fester, geschlossener, kultureller Blüte. Diese Aussage soll in keiner Weise ein Lob vergangener Zeit bedeuten, nichts liegt ferner. Der Prozeß der Auflösung, in dem sich unsere Kultur befindet, ist von geschichtlicher Notwendigkeit bedingt. Aller Segen und aller Fluch, aller Aufstieg und Niedergang der ablaufenden Periode steht im Zeichen des Individuums. „Die neue Zeit" um 1500 und dann wieder um 1800 erhoffte alles Heil von ihm, die „neue Zeit" erwartet es von den Gesamtheiten (denn das vielberufene „Kollektiv" bedeutet nichts anderes als „Gesamtheit", und das vielgeschmähte „Private" ist nichts anderes als das einst im Übermaß gepriesene „Persönliche" von 1900). Was Jahrhunderte aus der lateinischen Ode zitierten: „Si fractus illabatur orbis", geschieht: der Erdkreis zerbricht, die menschliche Gesellschaft löst sich auf, und der Einzelne treibt ausgesetzt im Weltmeer der Geschichte.

Im Verhältnis zu heute — will sagen den Jahren seit dem Welt-, eigentlich schon dem Balkankrieg — waren die Jahre von 1870 bis 1914 geschichtslos. Aber auch die sechziger und siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, die Zeit der Einheitskriege, läßt sich an geschichtlicher Dynamik mit der Gegenwart nicht vergleichen. Das Ideal früherer Feldherrn, zum Beispiel Friedrichs des Großen, war, Kriege so zu führen, daß der Bürger möglichst wenig von ihnen merkte. Wie ein künftiger Krieg jeden einzelnen erfassen würde, so erschüttert die geschichtliche Umwälzung unserer Zeit buchstäblich jeden einzelnen. Napoleon hat gesagt: „Die Politik ist das Schicksal" — eine Umschreibung von: „La fatalité, c'est moi" —, und der ungeheure Impetus, mit dem nicht der Staat Preußen, sondern das preußische Volk gegen ihn aufstand, stammte daher, daß jeder einzelne sich von ihm vergewaltigt fühlte, daß jeder ihn bis in die Mitte des eigenen Schicksals spürte. Heute ist wiederum die Politik das Schicksal, und nicht nur die Politik: die Wirtschaft, mehr: jener gesamte Prozeß der Zerlösung, kurzum, die Geschichte.

Eine solchermaßen erschütterte Zeit hat das Recht, von den geistigen Führern Weisung und Deutung zu fordern. Jede Zeit-Kunst, auch wenn ihre Wirkung eng am Tage haftet, ist sinnvoll und wertvoll, wenn sie auch nur im geringsten den Menschen dieser Zeit Weisung und Deutung bringt. Selt-

samerweise aber scheint der Mensch dieser Zeit nicht befähigt, solche Deutung im Gleichnis zu empfangen. Früher blühte in erschütterten Zeiten geschichtliche Dichtung: Kleist schrieb „Hermannsschlacht" und „Homburg", Büchner „Danton", Hauptmanns eigentliche Kollektiv-Dramen sind die „Weber" und „Florian Geyer". Während der französischen Revolution wurde in Paris ein Stück aufgeführt, das die Bartholomäusnacht behandelte, und allabendlich befehdeten sich im Zuschauerraum Anhänger und Gegner der Dynastie. Das wäre heute unmöglich. Die Menschen der Gegenwart haben nicht die Fähigkeit umzusehen, umzuschauen; die Gemüter entzünden sich nicht, wenn Hussiten und Kleriker, Ritter und Bauern, Marquis und Jakobiner sich gegenüber stehen: der Dichter, der von den Nöten dieser Gegenwart zu innerst ergriffen, zu den Menschen sprechen will, wird nicht verstanden, wenn er das Mittel des historischen Gleichnisses handhabt. Die Zeit ist aus den Fugen, gerade darum muß die Dichtung ihr Spiegel und abgekürzte Chronik sein, Zeit oder Nicht-Zeit, das ist in diesem Augenblick nicht mehr die Frage. Wie aber, wenn die Menschen die eingeborene Sprache der Kunst, des Gleichnisses von jeglicher Gestalt, nicht mehr vernehmen? Wenn Büchner heute einem berliner Theaterdirektor „Dantons Tod" vorlegte, so hörte er: „Aber das geht ja niemanden etwas an, das waren ja ganz andere Verhältnisse. Den einen, verehrter Doktor Büchner, ist dies Stück viel zu blutrünstig, den anderen viel zu zahm. Sie haben da eine unglückliche Mitte gewählt, Danton, der blutrünstige Danton der Septembermorde, in dem Augenblick, da er lasch wird." Und hat man nicht so zu Büchner gesprochen, indem man ihn, wie ausdrücklich betont ward, auf Grund neuer geschichtlicher Kenntnis, durch eigens hinzugedichtete Szenen radikalisierte?

Summa: Die Zeit hat ein Recht auf Zeitdichtung; aber es ist Mangel an Zeit-Dichtungen. Gedichtete Dramen, in denen es um Zeit-Probleme geht, in denen sie aber unter überzeitlicher Perspektive geschaut sind, werden nicht oder selten gespielt. Wer gehört werden will, gibt Aufruf, Tendenz, Photographie, Dokument. Eigentlich muß man diesen Satz schon im Imperfektum sagen, denn die Mode der dokumentarischen Zeitstücke scheint ja schon vorüber. Auch an ihr hat sich wiederum der Fluch der Zeit erfüllt: jedes Streben, jeder Gewinn wird uniform, binnen kürzester Frist abgegriffen, abgenützt, ausgelaugt. Die Mode der dokumentarischen Zeit-Stücke hatte ihren Grund, und ebenso ihr rasches Vergehen. Will aber das Theater gegenüber den neuen großen Mächten des Tonfilms und des Hörspiels einen Sinn bewahren, dann muß es das geistige Drama pflegen; das geistige Drama: wobei der Ton auf dem Haupt- und auf dem Beiwort liegt.

Anders ausgedrückt: es müßte wieder zu einer Stätte werden, wo der große Widerstreit der Erde in sinnbildlich gestalteten Handlungen vor- und ausgetragen wird Um dies zu erkennen und es zu verwirklichen, dazu bedarf es natürlich der Führer; aber der Dichter vermag es nicht allein, er braucht als Helfer der Verwirklichung Theaterleiter, die Führer des Publikums sind, nicht seine Knechte. Wer dem Publikum dienen will, ist immer in Gefahr es zu unterschätzen, und alle Knechtseligkeit und Liebedienerei hat nicht gehindert, daß das Theater in fürchterlicher Krise um seine Existenz kämpft. Man entgegne nicht, daß dies durch die wirtschaftliche Krise bewirkt wird. Schwere, umfängliche, teuere Bücher werden noch immer in Mengen gekauft, ja sie gelangten bis vor kurzem zu Auflagen, wie sie vorher in Deutschland schlechthin unbekannt waren, und zwar zu einer Zeit, als das Theater schon am Zuschauerschwund krankte, als, zum Beispiel, eins der größten deutschen Staatstheater Einnahmen hatte, wie sie in dieser Winzigkeit ebenfalls vorher unbekannt waren. Zur Zeit, im Frühjahr 1930, spielt man in Berlin „Alt-Heidelberg", „Das weiße Rößl", „Husarenfieber". Das ist, nach unendlichen Krämpfen, Agonie. Das deutsche Theater liegt im Sterben. Alle Mittel und Mittelchen haben nichts genutzt. Wie wäre es in letzter Stunde mit dem Kühnsten, dem Unwahrscheinlichsten, dem — zugegeben — am fernsten Liegenden: dem gedichteten Drama?

Die Krise in der Krise

Von Heinrich Jilek (Leipzig)

„Aufstand der Massen" nennt Ortega y Gasset sein nun auch ins Deutsche übersetztes Buch von Gegenwart und Zukunft der europäischen Kultur. Als Aufstand der Massen, das Wort im kulturellen, nicht im politischen Sinne genommen, bezeichnet er das Emporkommen des Durchschnittsmenschen, das Eindringen der Mittelmäßigkeit selbst in jene Gebiete, die bisher durch geheiligte Tradition nur den Besten vorbehalten waren. Ist nun die Masse, das heißt der Durchschnitt, die ewige Mittelmäßigkeit wirklich auf der ganzen Linie im Vormarsch begriffen, wie verhält sich dazu jene Schicht, die ihrem innersten Charakter nach allem Herdengeist, allem Durchschnitt feind sein muß: die Intelligenz? Wir verstehen darunter hauptsächlich die schöpferische Intelligenz, Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Philosophen. Ihre Lage ist einzigartig und nicht ohne Schwierigkeiten. Der Geist ist es, der sie formt und bestimmt. Dem Geiste haftet aber selbst schon etwas Widerspruchsvolles an. Er ist seinem Wesen nach frei. Von Anfang an trägt er alle Möglichkeiten in sich: zum Sein und zum Nichtsein, zum Bejahen und Verneinen. Nur solange ihm jede Entwicklungsmöglichkeit offen steht, ist er wahrhaft lebendig. Umstürzlerisch bricht er mit geheiligten Überlieferungen, er zerschlägt Gesetzestafeln, die er selbst geschaffen, stellt sich ständig selbst in Frage, ist stets im Begriff, die höchste Wahrheit zu fassen und zugleich in den tiefsten Nihilismus zu versinken. — Alle diese Verhältnisse spiegeln sich bei der Intelligenz wieder, vorausgesetzt, daß sie ihre Sendung ernst nimmt. Der orientalische Weise ohne Geld und Gut, der Bohemien, der Asket und der weltflüchtige Anachoret sind diejenigen Lebensformen, die einem wahren Diener des Geistes am besten entsprechen. Die wachsende Kultur aber, die ihre Hand schließlich auf alles Lebendige legt, zwingt auch ihn, aus seinem asozialen Isoliertsein herauszutreten, Amt und Würden anzunehmen und in ihr und für sie zu wirken. Erst auf dieser Stufe, wenn die Intelligenz offiziell und Gesellschaftsstand wird, zeigt sich ihre ganze innere Schwäche und Tragik. Sie wird plötzlich in die Notwendigkeit versetzt, Eigentum zu erwerben, erworbene Rechte zu verteidigen, kurz ein bürgerliches Leben zu führen, und gerade das ist mit ihrer inneren Natur nicht vereinbar. Das ist nun freilich nicht so zu verstehen, als ob Intelligenz und Kultur von Anfang an zwei voneinander getrennte Gebilde wären, eins bedingt das andere und keines ist vom anderen getrennt zu denken. Der Geist selbst ist es ja, der sich in der Kultur zu objektiven Wesenheiten verdichtet, er ist es auch, der der Intelligenz den unsteten Charakter verleiht. So kommt es, daß die Intelligenz sich im offensichtlichen Nachteil befindet gegenüber solchen Gruppen, die, wie etwa der Arbeiterstand, fest und stark auf wirtschaftlicher Grundlage stehen. Sie ist immer ein irrationaler Faktor, ein Fremdkörper im Staatsganzen, dessen Gesetze sie zwar äußerlich anerkennt, während sie sich innerlich an andere Gesetze hält und halten muß, wenn sie lebendig bleiben will. Man muß sich vergegenwärtigen, was es heißt, Bekenner des Geistes zu sein: mit dem Entwerten aller Werte beginnt es, und es endet mit der Einsetzung neuer Götter oder mit dem Sturz ins Nichts. Für beides sind die Chancen gleich. Für diesen unsteten, unbürgerlichen Charakter der Intelligenz würde auch die Tatsache sprechen, daß sie es war, die das Ideenmaterial für alle Revolutionen und Umwälzungen der letzten Epoche — man braucht nur die französische von 1789 und die russische von 1917 als Beispiel zu nennen — geliefert hat. Man kann noch beifügen, daß sie alle Revolutionen für einen anderen gemacht hat und dann selbst beiseitegeschoben wurde. Besonders deutlich wurde das in der letzten russischen Revolution.

Diese Eigenschaften werden wir in Betracht ziehn müssen, wenn wir fragen, welche Rolle die Intelligenz in jener besonderen Entwicklung der europäischen Kultur, die sich in den jüngst vergangenen Jahrzehnten ankündigte, die heute die bisher stärkste Intensität erreicht hat und eingangs als Aufstand der Massen gekennzeichnet wurde, spielt, und wir werden zu dem Ergebnis kommen, daß sie heute im Begriff ist, die ihr vom Geist verliehene Freiheit mehr und mehr aufzugeben. Julien Benda hat in seinem Buch „La trahison des clercs" (Paris, Grasset 1927) zu diesem Problem Stellung genommen. Die Kulturmenschheit, so meint Benda,

ließ sich bisher immer in zwei Gruppen scheiden, in die Laien, das heißt die Bürger und Volksmassen mit ihren Führern, deren Ziele sich auf das praktische Leben richteten, und die Priester, nämlich Künstler, Gelehrte und Philosophen, deren Streben den idealen, überzeitlichen Gütern galt. Bisher standen die letzteren im Namen der Gerechtigkeit und Wahrheit stets im Kampfe gegen die auf zeitliches Tun abzielenden Neigungen der Laien, die notwendig Feindschaft und Haß im Gefolge haben mußten, und waren die Träger des Weltgewissens. Im vergangenen Jahrhundert aber trat eine folgenschwere Änderung ein. Die Intelligenz, um diese handelt es sich eben, geht ins Lager der Laien über und verkündet an Stelle ihrer früheren Ideale den Primat der politischen Leidenschaften. Denn das gegenwärtige Zeitalter ist das Zeitalter der Politik, und die politischen Leidenschaften, die Leidenschaft der Klasse und Nation, haben eine ungeahnte Verbreiterung und Vertiefung erfahren. Das ist es, was Benda den Verrat der Priester nennt. An Stelle eines weltumspannenden Universalismus verkündet der Intelligenzler von heute einen engen, der Kontrolle des Verstandes entzogenen Patriotismus und Nationalismus, er nationalisiert den Geist und stützt das Spiel der politischen Leidenschaften durch seine Theorien. An Stelle des absolut Guten und Wahren lehrt er einen ethischen und erkenntnistheoretischen Subjektivismus, lehrt, daß es bei der Beurteilung einer Handlung auf die Begleitumstände ankomme, oder daß der Herdengeist die einzige Norm sei. Von hier ist es dann nicht mehr weit zur Apotheose des praktischen Menschen und zur Religion des Erfolges.

Auf einen ähnlichen Ton abgestimmt sind die Ausführungen von Hugo Ball „Zur Kritik der deutschen Intelligenz" (Bern 1919) — leider beschäftigt sich hier nur der Titel ernsthaft mit der deutschen Intelligenz — und ungefähr das gleiche kann E. Radl „Die Krise der Intelligenz" (Prag, YMCA 1928, tschech.) von der tschechoslowakischen Intelligenz sagen.

Benda erspart dem fahnenflüchtigen Intelligenzler keinen Vorwurf. Wir fragen nun: entspricht das düstere Bild Bendas der Wirklichkeit? Und wenn ja, kann man die Intelligenz für diesen Zustand wirklich verantwortlich machen? Daß das geistige Gesicht dieses Standes hier im allgemeinen richtig wiedergegeben wird, kann man kaum in Zweifel ziehen. Zu eindeutigen Ergebnissen wird man aber nur kommen, wenn man die Intelligenz nicht als Einzelwesen, sondern im Rahmen der Gesamtkultur der gegenwärtigen Epoche betrachtet. Nur so wird man erkennen können, was wirklich auf ihre Rechnung zu setzen ist und was allgemeines Merkmal der Zeit ist, wenn wir auch Gefahr laufen, ob dieses relativistischen Standpunkts von Benda selbst zu den schlechten Priestern gezählt zu werden.

Ortega y Gasset hat die gegenwärtige Kulturlage mit dem Schlagwort „Aufstand der Massen" gekennzeichnet. Wenn aber heute ein Aufstand der Massen Erfolg hat, während er in früheren Zeiten keinen hatte, obwohl die Massen natürlich auch da waren, so müssen heute wohl günstigere Bedingungen dafür vorliegen. Entweder haben die Massen an Stoßkraft gewonnen, oder die Kräfte, die ihnen entgegenwirken, sind schwächer geworden. Beides ist der Fall. Die Stoßkraft der Massen ist durch Verleihung bürgerlicher Rechte an breitere Volksschichten, durch die Ausbreitung eines gewissen Wohlstandes und einer gewissen Allgemeinbildung zweifellos gesteigert worden. Das gilt sowohl für die Massen im politischen Sinn wie auch für den Massenmenschen, die verkörperte Mittelmäßigkeit, wie ihn Ortega y Gasset faßt. Aber auch der Widerstand ist schwächer geworden. Der abendländische Gedanke nämlich, seinem Wesen nach unendliches ruheloses Streben, dem niemals Erfüllung beschieden ist, Glaube an die Allmacht des Willens, Vergötterung der Starken, dieser abendländische Gedanke befindet sich heute selbst in einer schweren Krise. Wir haben bisweilen den Eindruck, er stehe am Ende seiner Entwicklung, alle Möglichkeiten, die ihm offen standen, seien erschöpft und er sei auf dem besten Wege, blut- und wesenlos zu werden. Seine Probleme sind nicht gelöst, man setzt sie nur vom Programm ab, weil sie keine Zugkraft mehr haben. So kommt es, daß die äußeren Formen zwar noch da sind, daß ihnen aber das innere Leben fehlt. Gerade die äußeren Formen sucht man jetzt ins noch Niedagewesene zu steigern. Wenn bisher die Qualität das Ausschlaggebende war, so ist es jetzt immer mehr die Quantität und die Zahl. Man fragt nicht mehr nach dem „Wie", sondern nur noch nach dem „Wieviel". Man will überall Riesenausmaße und Rekordziffern sehen,

eine Wertungsweise, deren Gefahr erst dann offen zutage tritt, wenn sie auf geistige Leistungen angewendet wird. So glaubt man allen Ernstes, ein Volk müßte kulturell um so höher stehen, je größer die Zahl der Studenten an den Universitäten ist, je mehr es Bildungsinstitute im Lande gibt, oder je mehr Bücher jährlich auf den Markt geworfen werden. Man fragt aber nicht, ob denn die Studenten etwas leisten und ob der Inhalt der Bücher etwas taugt. Auch der Geist ist zum Fabrikbetrieb übergegangen. Schon der Sprachgebrauch bestätigt das. Auch der Künstler und Wissenschaftler „arbeitet", sie bezeichnen sich selbst als geistige Arbeiter. Für die schöpferische Muße, der die geistige Leistung das Beste verdankt, hat man jegliches Verständnis verloren, und nicht zu arbeiten gilt als unmoralisch. Es steht mit der oben erwähnten Anschauung in Einklang, wenn der heutige Wissenschaftler ein Spezialist ist, der den Überblick über das Ganze verloren hat, der in der Regel auch keine Persönlichkeit ist und doch nutzbringende Arbeit leisten kann. Mit der Philosophie verhält es sich nicht anders. Während sie sich einstmals stolz Weltweisheit nennen konnte, ist sie heute eine erlernbare Wissenschaft geworden, wie jede andere auch. Und so sind denn alle die Nobelpreise, die vielen Literaturpreise von Städten, Ländern, Staaten, die Riesenbibliotheken und Museen, die überfüllten Universitäten, die Dichter- und Gelehrtenakademien nur ein Zeichen dafür, daß der abendländische Gedanke vom Prinzip der Qualität zu dem der Quantität, vom Prinzip des inneren Wertes zu dem der Zahl und Masse übergegangen ist, dem sich Amerikanismus und Bolschewismus verschrieben haben. Der Unterschied liegt nur darin, daß sich das Gebäude des Amerikanismus und Bolschewismus von Anfang an über diesem Grundsatze erhebt, während der abendländische Gedanke damit sich selbst untreu geworden ist.

Die Krise der Intelligenz ist somit nur eine Teilerscheinung und Folge derjenigen krisenhaften Veränderungen, welche die abendländische Kultur in der Gegenwart zersetzen. Die Intelligenz von heute ist das, wozu sie die allgemeine Kulturentwicklung gemacht hat. Man kann ihr deshalb schwer vorwerfen, daß sie ihrer Sendung untreu geworden sei, und selbst Benda gibt schließlich, nach all den Vorwürfen, die er ihr entgegenschleudert, zu, daß der Intelligenzler im alten Sinn im modernen Staate wohl nicht mehr möglich ist. Es ist richtig, daß sie der Politik erlegen ist, aber wer könnte es sich denn heute noch erlauben, an politischen Fragen vorüberzugehen? Die Anschauungen haben sich gewandelt. Für Benda sind die Gelehrten und Künstler, die fern vom politischen Alltag ihrer Kunst und Wissenschaft leben, erhabene Priester des Geistes, der frühere Volkskommissar für Bildungswesen in der Sowjetunion Lunatscharskij aber sieht in ihnen „unpolitische Spießer", und er steht mit dieser Auffassung gar nicht so allein da. Richtig ist desgleichen, daß die Intelligenz sich vielfach subjektivistischen und relativistischen Geisteshaltungen ergeben hat, aber beide können nur in einer Zeit zur Herrschaft gelangen, für welche die absoluten Wahrheiten, über denen sich der kunstvolle Bau der Kultur wölbt, ihren magischen Glanz verloren haben. Richtig ist ferner, daß der Gelehrte und Künstler von heute zum Bürger geworden ist und Lebensweise wie Anschauungen des Bürgertums angenommen hat, aber ist es denn in der modernen Gesellschaft möglich, auch nur ein so unbekümmertes Wanderleben zu führen, wie es noch zur Zeit Rousseaus oder Descartes möglich war?

Die moderne Intelligenz ist sich der Krise, die sie erlebt, wohl bewußt. Gerade in ihren Kreisen nahm das Schlagwort vom Untergang des Abendlandes (der ja auch den Untergang der Intelligenz bedeuten würde), seinen Ausgangspunkt. Es mag ja richtig sein, daß mehr oder weniger über jedem Denken die Abendröte des Pessimismus leuchtet, aber dieser These vom Niedergang der Kultur liegt doch weit eher die Erkenntnis zugrunde, ein Fortschreiten auf den bisherigen Bahnen ist nicht mehr möglich und neue Wege gibt es nicht. Sicher ist, daß die Intelligenz und die ganze abendländische Kultur mit ihr in einer bedeutsamen Umwandlung begriffen ist, und allem Anschein nach wird sie in Zukunft das Prinzip der Zahl noch mehr bejahen, als sie es bisher getan hat. An der Vergangenheit gemessen, erscheint das freilich als Verrat an den heiligsten Gütern, aber wer kann sagen, ob diese heiligsten Güter der Zukunft noch etwas gelten werden?

Europäische Geosophie

Von Erich Sander (Braunschweig)

I.

In fünfter, erweiterter Auflage erscheint jetzt „Das Spektrum Europas" vom Grafen Hermann Keyserling in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart 1931.

Was ist Besonderes daran? —

Nun, es enthält eigentlich nichts anderes als eine metaphysische Betrachtung der zeitgenössischen europäischen Nationen. Eine Betrachtung obendrein nur im Sinne großliniger Typologie.

Aber nun doch: geschöpft aus einer — in Goethes Wortgebrauch — dämonischen Tiefe, wo autoptisches und literarisches Wissen, ästhetisches und kritisches Empfinden sich sonderbar amalgamieren, und dann obendrein geschaffen durch einen überlegenen Sprühgeist, der die dialektisch-psychologischen Farben seiner reichhaltigen Palette zu meisterlichen Charakteristiken mischt. Um Gottes willen soll jedoch hiermit nicht gesagt sein, daß die Nationaltypen, die Keyserlings scharfe und rasche Feder skizzierte, denen nach Umfang, Inhalt und Prägung auch nur annähernd entsprechen, die in den geographischen Darstellungen, den historischen Berichten, den soziologischen Schilderungen als mehr oder minder traditionelle Fixierungen einhergeistern. Nein. Jenseits von Gut und Böse solcher systematischer Spezialspiegelungen bewegt sich Keyserlings Werk durchgehend in der freiluftigen Welt der Ironie und der Nuancen, wo herrscherlicher Angriffsgeist und helferischer Zukunftsglauben ihr brüderliches Regiment führen.

Wahrhaftig, Keyserling lesen, das heißt: in der tiefsten Seele aufgerissen werden! Und ich zweifle nicht im mindesten daran, daß es seinen zahlreichen europäischen Lesern nicht viel anders geht als mir. Der allerletzte, nachhallende Eindruck von diesem Buch ist Freude, ist das beglückende Aufatmen und genießerische Lichtgrüßen des Schwimmers, der einmal den lähmenden, trübenden Alltagsfluten der Gegenwart entstieg, auf festes Land.

Gerade aus der philosophischen Einsicht in die prinzipiell-tragische Verflochtenheit von menschlicher Geschichte und irdischer Landschaft befreit sich jedesmal immer erst die eigentlich keyserlingsche Seh-art: eine künstlerisch-religiöse Weltschau. Der kernige, gültige Ausspruch von Albrecht Dürer belebt sich jedenfalls an diesem „Spektrum Europas" wieder einmal und in einer besonders temperamentvollen Weise: „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie." Keyserling hat sie. Kein Zweifel daran.

II.

England, Frankreich, Spanien, Deutschland, Italien, Ungarn, die Schweiz, die Niederlande, Portugal, Schweden, das Baltikum, der Balkan ziehen in hinreißendem Schwung als ein paideumatisches Kaleidoskop vor dem inneren Auge daher. Und wie ein letzter, verschwebender Hauch fängt sich ihr Extrakt im Schlußkapitel, dem über Europa als ihre Ganzheit. Es entspricht ganz der souverän-ironischen Haltung ihres Verfassers, der gelegentliche Übertreibungen, Auslassungen, Einseitigkeiten, ja Verzerrungen mit dem pädagogischen Instinkt des weg- und selbstbewußten Führers auszustreuen weiß, wenn er unter dem sinnfälligen Kleid der nationalen Gebärden die seelische Grundlage des jeweils Unbewußten aufdeckt, um dann in hellsichtiger Abwägung dieser typischerweise sich polar bedrängenden Komplexe die ethische Werthaltigkeit der Nationalcharaktere zu definieren, und zwar im gläubigen Aufblick zu jener e i n e n europäischen Menschheit, die aus der raumgeschichtlichen, empirisch-politischen Zerkästelung unseres Erdteils, zum organisch und korrelativ gegliederten Reich des Geistes sich konsolidierend, heraufsteigt als Teilbezirk einer planetarisch neu entstehenden Welt.

Jeder sinnende Betrachter des „Spektrums" findet sich übrigens in die widersprüchlich anmutende Lage versetzt, zuzugeben, daß jeder Nationale sich mit Recht getroffen fühlen und zum Widerspruch herausgefordert sehen muß durch diese oder jene keyserlingsche Eigenmächtigkeit, um trotz alledem doch beim Grafen Keyserling die stärkere geistige Macht zu erkennen, damit aber auch ihm das größere Recht zu bescheinigen. Seine spirituell-moralische Übergewalt aber begründet sich letztlich in nichts anderem als in der wahrhaft europäischen, umfassenden Struktur seines Geistes. Und damit wird dies Buch als die unverbindliche Darstellung

eines privaten Literaten aufgehoben, — in Hegels Wortgebrauch aufgehoben zu der Höhe, wo es das verbindliche Bekenntnis eines repräsentativen Denkers ist!

Im organischen Zusammenhang mit diesem Wesensgehalt keyserlingscher Anschauung steht übrigens der eigenwillige, in Syntax und Rhythmus, Vokabelfülle und Zitatenschatz so außerordentlich farbenreiche Sprachgebrauch, der ihrer Darstellung dient. Man hat vor allem an Keyserlings Ausdrucksweise die Üppigkeit und Anzahl der Fremdwörter getadelt. Ich gehe darauf nicht ein. Denn einmal wird mit diesem Vorwurf ja nur das alte Klagelied der Ewig-Gestrigen gesungen, die alles getan zu haben glauben, wenn sie mit rückwärts gewandtem Engblick den wachsenden Körper nationalen Lebens (und zu diesem Leben gehört als wesentliches Element die Sprache!) kritikasterisch abtasten, — kleinliche Schulmeister, die ohnmächtig hinterdreinschelten. Zum andern aber haben wir nun einmal in Keyserlings geistigen Schöpfungen heute etwas mitten unter uns lebendig, bei dessen speziell sprachtechnischer Würdigung man doch an Konrad Burdachs großzügige Betrachtung des Luther-Deutschs und ebenso an Hans Naumanns begeisterte Schilderung des Ulfilas-Sprachstils sich erinnern sollte! Jedesmal ist es nämlich ein Zeitalter, in dem die Erweiterung des nationalen Lebens- bzw. Wirkungsraumes sich bezeugt in einer Bereicherung des überkommenen Ideengutes und eo ipso einer Fortentwicklung des bis dahin gültigen Sprachgebrauchs, und zwar durch einschmelzende Übernahme fremdartiger Denk- und Sprechsitten. Die schillernde Lebendigkeit keyserlingscher Sprachverwendung ist der symptomatische Ausdruck einer Sinneshaltung, einer Weltanschauung, deren Zentralbegriff nichts anderes umschließt als: Europa in seiner Ganzheit! —

III.

In dieser gedanklichen Sphäre nun steht Keyserling nicht allein. Er tritt mitten unter das Gremium jener freien Geister, die, den heimtückischen Anfällen des Ehrgeizes wie der Resignation entrückt und über die brunst- und hungergeheizten Niederungen des irdischen Alltags erhoben, in der halcyonischen Klarheit kontinent-über geöffneten Weitblicks zu einem erzieherischen Schöpfertum vereint sind, das auf das vergangene Säkulum und die nächstfolgenden Jahrhunderte lebenweckend und -fördernd herabstrahlt: von Goethe und Wilhelm von Humboldt über Ranke und Nietzsche bis zu Coudenhove und Frobenius hin, um nur einige der deutschen Namen herauszugreifen, und ohne die gleichwertigen anderer Nationen übersehen zu wollen. Man findet in Goethes künstlerischem Bekenntnis zur französischen und italienischen Kunst, in Humboldts pädagogischer Hochschätzung des Griechentums und des Humanitätsbegriffs, in Rankes wissenschaftlicher Kritikfähigkeit und kontinentalgeschichtlicher Synoptik, in Nietzsches prophetischen Visionen des guten Europäers und psychologischer Erhellung westeuropäischer und deutscher Lebensart, in Coudenhoves idealischem Überbau der europäischen Staatenpolitik, in Frobenius' geosophischen Formeln der Raumseele (= Paideuma) und der Kulturmorphologie schon genügend bezeichnende Elemente jener Haltung vor, die Keyserling in umfassendem Maße eigen ist.

Das weltüberwindende und -neuschaffende Bekennertum, das Keyserling am besonderen deutschen Typus sehr sinnvoll demonstriert, lebt nach alledem gerade im „Spektrum Europas" als das eigentliche schöpferische Ferment. Gerade aber unter diesem Aspekt wird auch Keyserlings wegweisendes Werk mitumgriffen von der Wahrheit jenes alten deutschen Satzes, daß „dieses Leben nur Mittel zum höheren Zweck" ist.

Schon wird es nämlich „primäres Erleben, daß sich die verschiedenen Völker untereinander ergänzen". Im großen gesehen entsteht damit Europa als Ganzheit, und zwar „zwangsläufig aus der innerlich erlebten vorherbestehenden Menschheitsganzheit" seit Renaissance und Erdentdeckung als sich differenzierender Faktor in der planetarischen Lebensspannung. Und gerade heutzutage „beruht Europas Bedeutung auf seiner Geistigkeit wie nie zuvor. Denn das ist das eine, worin es noch einzig ist." Damit wird denn auch „klar, daß Europa mit allem, was an ihm Wert ist, in ebensolchem Gegensatz zu Rußland steht wie zu Amerika. Und auch dies auf lange Zeit hinaus." Der bestandsichernde Akzent kann und darf in diesem Europa „einzig und allein auf dem Qualitativen und damit dem Individualistischen und Einzigen ruhen", wenn es fortleben will in seinem ganzen schönen bunten Spektrum ...

„Du Geist der Heiligen Jugend unseres Volkes“

Von Klaus Mann (München)

Das Hellenische mit dem Katholischen zu höchster Einheit vermählt, und dieser neuen Haltung das Cäsarisch-Römische in unerbittlicher Strenge beigesellt; die Vergottung des Leibes, auf daß der Eros sichtbar, fühlbar und lebendig werde; die gnadenlose Exklusivität, die eherne Verachtung des sozialen Gefüges unserer Zeit (nicht in einem reaktionären oder revolutionären Verstande, sondern im Sinn einer zeitlosen, absolut gültigen Hierarchie, die gekannt und gefordert wird). Das Bewußtsein der Ewigkeit im Augenblick (wie des Gottes im gespannten oder ruhenden Jünglingskörper); das Antiprotestantische, Antimusikalische, Antihumoristische, Antizivilisatorisch-Großstädtische; das Geheimbündlerische, mystisch Organisierte; das hocherzieherisch Erotische: — in welche Sphäre treten wir ein?

„Das Wunder geschah
Gerundet der Ring
In sterblichen Leib
Floß ewiger Strom.“

Wer ist es, dem das Motto dieses: „Geist der Heiligen Jugend unseres Volkes“ zuruft? Wer ist das Zentrum dieses magischen Kreises? Wer ist die Flamme über diesen in den Staub Geworfenen?

Eine neue Jüngerschaft um Stefan George hat sich gebildet. In dem Jahre, da der sichtbarste und bedeutendste Repräsentant des älteren, nun schon klassischen George-Kreises — Gundolf — von uns Abschied nimmt, erscheint eine neue Schar, um die herrschende Figur des Meisters geordnet, — entflammt, wie die erste gewesen ist; des Geistes voll, hochmütig berauscht vom Geiste; trunken von der Strenge der Forderungen, die an sie gestellt werden und die sie selbst an sich stellen; trunken von dem Glück, das nicht als Belohnung, sondern als höchste Konsequenz ihres ethischen Radikalismus ihnen bereitet scheint. — Werden sie erfüllen, was der erste Stefan-George-Kreis erfüllt hat?

Was sie zuerst darbieten, ist ein Gedichtband, der „Huldigung“ heißt, und, ohne Nennung irgendeines Autors, im „Verlag die Runde, Berlin“ erscheint. Druck und Ausstattung des Buchs sind streng georgisch, als wäre das Buch bei Bondi verlegt. Es scheint außer Zweifel, daß es in der Tat einer ganzen Runde von Autoren sein Entstehen verdankt. Ein Kreis von Menschen hat hier gewirkt, sie reden und singen sich an, einer den andern, wenn auch nur mit großen römischen Anfangsbuchstaben. Sogar des Meisters Name ist feierlich verschwiegen, er waltet unsichtbar über dem Buch, nicht einmal in der Widmung ist er ausgesprochen.

Trotzdem wird deutlich, mit welch großartig bewußter Einseitigkeit diese Jünglinge und jungen Männer ihr Weltbild von dem Einen bestimmen lassen; wäre kein anderer Beweis da, das Gedicht „Bestimmung“ formuliert es auf eine unwidersprechbare Art:

„Es steht in jedem Tor der Welt
Ein Meister, der die Wache hält,
Du findest nur zu Einem Tor
Und siehst die Stadt, die der beschwor.“

Zur Haltung der Jünger gehört es, daß sich in die Dankbarkeit und Entzückung über den eignen Gewinn Verachtung gegen jene mischt, die außerhalb bleiben, und wenn sie einem jungen Genossen, der abtrünnig werden möchte, in pädagogisch eifervollem Zorne zurufen:

„Denn nur mit uns ob auch dein Trotz sich wehre
Klimmst du ich weiß es steilen Stiegs zum Kamm —“

— liegt darin auch gegen uns eine strenge und herabsetzende Anklage. „Denn nur mit uns —“: dieser zugleich werbende und hochmutsvoll abweisende Ruf, den jedes in sich geschlossene Kollektiv gegen die Außenstehenden sendet, kommt auch von den jungen Rittern dieser Schar, denen freilich an unserer verdorbenen Welt und ihrem minderwertigen Interesse weniger gelegen scheint, als irgendeinem anderen Kollektiv, von dem ich wüßte. —

Bei einem Werk, das sich so bewußt und bis in jede Nuance hinein in die Gefolgschaft eines großen Dichters stellt, wäre es schwierig, ja unmöglich und schließlich sogar unpassend, über die „Begabung“ der Autoren etwas auszusagen. Ein Buch dieser Art ist keine „Talentprobe“ (verhaßtes Wort) — vielmehr das Dokument einer konsequenten und, in ihrer Art, vollendeten Haltung.

Wie klar und schön vereinfacht wird alles in einer Welt, in deren Mitte ein großer Mensch regiert.

Immer erwächst hier aus der Begeisterung für das Schöne die Verpflichtung zum Hohen:

„Dann füge sich die Wohlgestalt
Zum Dienst dem Kreuze oder Kaiser."

Und in der Glorifizierung der Knabenschönheit liegt stets schon der Anspruch auf die spätere Stärke des Mannes:

„Knabentraum und Mannestat
Blühet auf in einer Rinde."

Oder, wie George selbst es sagt:

„Die Starken heute sind die gestern Schönen."

Ja, mit welcher Liebe und welcher Vertrautheit bewege ich mich in einer Sphäre, in der das Georgesche Maximin-Erlebnis solcherart zur geistig-seelischen Voraussetzung wurde, und in der dem Liebesgedicht eine Würde zukommt, die deutlich religiöse Würde ist. Denn im „Erdenleib dem engen Heiligtum" wird die Gottheit Gestalt, Hingabe an ihn bedeutet das äußerste Sich-gewinnen — „seitdem ich ganz mich gab, hab' ich mich ganz" —; all diesem Werben, Schmeicheln und Klagen haftet nichts Zufälliges oder Privates mehr an — wie etwa noch bei Platen, — da solche Liebe immer mit einem so großen Pathos über sich selbst hinausweist, indem sie den Geliebten zum Symbol erhöht und steigert: — „Daß in dir das Geheimnis der Welt sich entfalte".
Diese Mystik des Empfangens im Sich-verschwenden gibt der Liebeslyrik des jungen George-Kreises ihren Standort so weit über jeder Epheben-Sentimentalität: „Was du gabst, wird dir gegeben — Zeugend wirst du selbst gezeugt." Ich finde hier nichts von einem eitlen Sich-aneinander-verlieren, da doch jeder im Sinne einer strengen und hohen Ökonomie das zurückerhält, was er dem anderen so schwärmerisch zuerkannte, nur gesteigert, nur umgewandelt. Ich spüre hier nichts von einer stickigen oder süßlichen Luft, da ja das agonale Prinzip, das Prinzip des Wettkampfes, sich immer in diese erotischen Dialoge mischt und so das Umeinanderwerben stets gleichzeitig zum Sich-aneinandermessen wird.
Die Typen, die in die Welt dieses Gedichtkreises Eingang gefunden haben, sind samt und sonders georgisch legitimiert, er hat sie, durch sein Werk und Vorbild, „genehmigt"; übrigens sind es Urtypen unserer Gesittung: der Dichter und der Priester; Dionysos, Apoll und Eros; Achill und Ganymed; „Götter und Freunde"; „Der Ältere und der Jüngere". In allen diesen Gedicht-Zyklen walten dieselben strengen Elemente: das Heroische, antifeministische, männer-bündlerische Ideal; die Wieder- und Neubelebung der Antike mit einer wahrhaft katholischen Inbrunst; das Erzieherische im Eros, das Religiöse im Eros; die Härte gegen das Ich wie gegen das Du; die Abgewandtheit von der Zeit, aber ohne jeden morbiden oder wehleidigen Einschlag, sondern fordernd, ungenügsam und aus höchstem zeitkritischen Anspruch. — Ich darf, weil es mir in dieser Geistesgegend keine Selbstverständlichkeit scheint, betonen, daß jeder „völkische" Einschlag in einem verdächtigen Sinn völlig fehlt; nicht einmal latent finde ich ihn. Dieser heroisch-abseitigen Jugendgruppe, die im Eros zwar den Kampf begreift, aber in einem schöpferischen, nicht aggressiven Sinne, scheint es nicht darum zu tun zu sein, mit irgendeiner nationalistisch-taumeligen Burschenschaft Schulter an Schulter zu marschieren; ja, sogar zu der Welt eines Ernst Jünger scheint mir der Weg von hier aus sehr weit. Ich sage das, weil ich wohl weiß, daß vom Stefan George des „Sterns" geistige Fäden in das Lager der empfänglicheren Rechts-Jugend leiten. Hier spüre ich nichts davon. Und da es den Anschein hat, daß gerade diese Gruppe von jungen Leuten dem Meister näher steht als irgendeine andere, so bewährt sich hier noch einmal sein menschenbildnerisches Genie, indem er also auch dieser Gefahr, die heute verhängnisvoll für seine Gefolgschaft hätte werden können, auszuweichen wußte. — Das Gedichtbuch „Huldigung" scheint mir von einer politischen Gruppe nicht ausnutzbar. Das Wort „Deutschland" und der Begriff der „Nation" werden in einem hohlen, aufgeblasenen oder gehässigen Sinn niemals gebraucht. Die Forderungen, die gestellt werden, ergehen immer im Namen einer rein geistigen Macht; ein geistiger Aufbruch ist es, zu dem diese Jüngerschar ruft, und geist-körperliche Erneuerung ist das Ziel.

„Herz wo nähmst du höhere Befehle
Denn vom Glanze einer neuen Seele?"

Authentische Mitteilungen über Nietzsches Nachlaß

Von Dr. Dr. Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlicher Leiter des Nietzsche-Archivs

(Fortsetzung)

Bisher Ungedrucktes aus der Jugendzeit Nietzsches

(K. 13 B. Schulheft)

Die Schillerfeier in Pforta
den 8. 12. 59.

Der hundertjährige Geburtstag Schillers hatte bei allen Verehrern der großen Deutschen den Wunsch einer allgemeinen Gedächtnißfeier angeregt. Und nicht nur die Gebildeten, nein, auch die unteren Stände des Volkes nahmen lebhaft an diesem Nationalfeste Antheil. Über die Grenzen Deutschlands hinaus war das Gerücht hiervon gedrungen; fremde Länder, ja ferne Erdtheile trafen großartige Vorbereitungen zu diesem Tage, so daß man wohl behaupten kann, daß noch kein Schriftsteller ein allgemeineres Interesse hervorgerufen hat als Schiller. Aber wodurch konnte man den Dichter würdiger feiern, als durch die Aufführung seiner hohen Werke? Was vermöchte uns mehr an ihn zu erinnern als seine eignen Geistesprodukte, der Spiegel seines großen Geistes? Und so wurden auch an diesem Tage in allen Schauspielhäusern nur schillersche Stücke gegeben, in geschlossenen Gesellschaften vorzügliche Scenen aus seinen Dramen aufgeführt, ja, fast in jedem Hause wurde er auf irgend eine Weise gefeiert; ein Band aber schlang sich um alle Herzen, das Band der Liebe und Verehrung für den großen Todten. Auch Pforta wollte nicht hinter den allgemeinen Bestrebungen zurückbleiben: schon lange Zeit vorher waren Vorbereitungen zu diesem Tage getroffen. Am Mittwoch fand eine Vorfeier im Turnsaal statt, der hiezu festlich ausgeschmückt war. Eine große Menschenmenge hatte sich in ihm versammelt, der Name „Schiller" schwebte auf Aller Munde und Aller Augen auf seiner lorbeerbekränzten Büste. Zuerst wurden die Piccolomini von den Primanern gelesen, die Rolle des Wallenstein hatte Herr Prof. Koberstein übernommen. — — Eine hehre Heldengestalt trat vor unsre Augen, die sich kühn über die beengenden Verhältnisse des Lebens hinwegsetzt, einem Ziele nur nachstrebend, das in des Herzens tiefstem Grunde verborgen liegt und alle Handlungen lenkt und leitet. Um sie eine Schaar von Feldherrn; die einen in feiger Selbstsucht die Heldengröße ihres Herrn verkleinernd, die andern treu ihm allein ergeben und für sein Wohl wie um das ihrige besorgt. Diesen gegenüber erscheint ein kaiserlicher Hofmann, in allen Schlichen und Redekünsten gewandt, aber doch an der gewaltigen Majestät Wallensteins scheiternd. Und nur ein Schiller konnte uns in so klaren Umrissen den großartigen Charakter dieses Helden vorführen, der über seine Zeit erhaben stolz auf alles Niedrige niederblickt. — —

Den zweiten Theil der Vorfeier bildete die Aufführung der Glocke, componiert von Romberg. Dieses edle Werk versetzte uns durch die Gewalt der Töne in all' die Situationen und Lebensbilder, die die Glocke vor uns aufrollt. Wir geriethen in Angst bei der Verwirrung der Feuersbrunst, wir trauerten mit bei den ersten Klagegesängen, wir wurden erschreckt über die wilden Melodien der Revolution, bis sich unsere Gemüther wieder in der Milde der Friedenschöre beruhigten. Kaum waren die letzten Töne verklungen, da betrat Herr Prof. Koberstein die Bühne und beschloß mit dem edlen Epilog Goethes die Vorfeier. — —

Am folgenden Tage fielen die Lektionen der Feier wegen aus. Um zehn Uhr war wiederum Aktus im Turnsaal, der mit zwei schillerschen Chören „Frisch auf Kameraden" und „Freude, schöner Götterfunken" begann. Gedichte einiger Primaner zu Ehren Schillers wechselten nun mit Arien und Balladen ab, bis endlich Herr Prof. Koberstein die Bühne betrat und die Festrede hielt. Er vergegenwärtigte uns in derselben die Zeit vor Schillers Auftreten und entwickelte dann seine literarische Wichtigkeit für die deutsche Nation und schloß endlich mit dem Gedanken „dieses Nationalfest sei ein bedeutsames Vorzeichen für das wiedererwachte deutsche Nationalgefühl, und man könne an diese Feier schöne Hoffnungen für die Zukunft knüpfen." — —

Nach dem Festessen war dann allgemeiner Spaziergang bis drei Uhr. Die folgenden Stunden verbrachte Jeder mit Lesen von Schillers Werken u. s. w., bis endlich Tanz bis zehn Uhr die Feierlichkeiten beschloß. Die Primaner indessen vergnügten sich bei einem Ball noch bis spät in die Nacht hinein. Der folgende Morgen führte uns wieder in das Gleis des gewöhnlichen Lebens: ein hoher und edler Gedanke war aber Allen geblieben, nämlich den Manen Schillers ein würdiges Todtenopfer gebracht zu haben.

(K. I 19. Schulheft)

„Mein Lebenslauf."
(März 1859)

Ich bin zu Röcken geboren, einem Dorf, das in der Nähe von Lützen liegt und sich an der Landstraße entlang hinzieht. Rings wird es von Weidengebüsch und vereinzelten Pappeln und Ulmen umschlossen, so daß aus der Ferne nur die ragenden Schornsteine und der alterthümliche Kirchthurm durch die grünen Wipfel hindurch schaut. Innerhalb des Dorfes breiten sich größere Teiche aus, nur durch schmale Landstrecken von einander getrennt; ringsum frisches Grün und knorrige Weiden. Etwas höher liegt das Pfarrhaus und die Kirche, ersteres von Gärten und Baumpflanzungen umgeben. Dicht grenzt der Friedhof an, voll von eingesunkenen Grabsteinen und Kreuzen. Die Pfarrwohnung selbst wird von drei schön gewachsenen, weitästigen Ulmen beschattet und macht durch ihren stattlichen Bau und ihre innere Einrichtung auf jeden Besucher einen angenehmen Eindruck.

Hier bin ich am fünfzehnten Oktober 1844 geboren und erhielt meinem Geburtstag angemessen den Namen: „Friedrich Wilhelm." Was ich über die ersten Jahre meines Lebens weiß, ist zu unbedeutend, um es zu erzählen. Verschiedene Eigenschaften entwickelten sich schon sehr frühe. So eine gewisse Ruhe und Schweigsamkeit, durch die ich mich von andern Kindern leicht fern hielt, dabei eine bisweilen ausbrechende Leidenschaftlichkeit. Von der Außenwelt unberührt lebte ich in einem glücklichen Familienkreis; das Dorf und die nächste Umgebung waren meine Welt, alles Fernerliegende ein mir unbekanntes Zauberreich. — — Der heitere Himmel, der mich bis jetzt umlacht hatte, wurde plötzlich von schwarzen, unheilschwangeren Wolken getrübt. Mein Vater erkrankte gefährlich, ohne daß wir die Ursache der Krankheit



Neuerscheinungen
ENGLAND IM NAHEN OSTEN
VON
HENRY U. HOEPLI
DR. DEFNER
DAS SCHÖNE TIROL
160 AUFNAHMEN · KULTURBILD ÜBER LAND U. VOLK VON JOSEPH GEORG OBERKOFLER
HANS H. HINZELMANN
Im Kampf zwischen Gestern und Morgen
Roman
BERLIN · DEUTSCHES VERLAGSHAUS BONG & CO · LEIPZIG
Ost-Europa
ZEITSCHRIFT
„Wer sich über russische Dinge fortlaufend informieren möchte, der halte sich die ausgezeichnete Monatsrevue „Ost-Europa"."
GEORG HIRSCHFELD
DIE FRAU MIT DEN HUNDERT MASKEN
DER ROMAN EINER SCHAUSPIELERIN
BERLIN DEUTSCHES VERLAGSHAUS BONG & CO. LEIPZIG
OTTO GRAUTOFF
Franzosen sehen Deutschland
Begegnungen
Gespräche
Bekenntnisse
W. B. LINDNER VERLAG LEIPZIG
AUGUSTE SUPPER
Die Mädchen vom Marienhof
TORGAU
THULIN / WITTENBERG UND TORGAU
WITTENBERG
PAUL LIGETI
DER WEG AUS DEM CHAOS
EINE DEUTUNG DES WELTGESCHEHENS AUS DEM RHYTHMUS DER KUNSTENTWICKLUNG
DER
5
JAHRPLAN
DER SOWJETUNION
HEGE / RODENWALDT / DIE AKROPOLIS
WALTER HEGE / GERHART RODENWALDT
DIE AKROPOLIS
DEUTSCHER KUNSTVERLAG / BERLIN
neues bauen in berlin
EIN FÜHRER VON HEINZ JOHANNES
98 SEITEN MIT 168 BILDERN NACH AUFNAHMEN UND SKIZZEN ZWEIFARBIGER STADTPLAN
KARTON MIT LEINENRÜCKEN RM 3.75
BERLIN 1931
DEUTSCHER KUNSTVERLAG
WERNER PIEPER
Flammenzeichen an Rhein und Ruhr
Besatzungsterror / aktiver Ruhrkampf
Separatistenkämpfe / Gefangenenbefreiungen /
Entstehen der nationalen Bewegung
Ludwig Finckh
Stern und Schicksal
Johann Keplers Lebensroman
ERICH KÄSTNER
Fabian
DIE GESCHICHTE EINES MORALISTEN
Ein echter Kästner – bei aller Realität aus dem Seelischen schöpfend, voll Witz, Satire, Ironie und tiefer Bedeutung, so ehrlich in allem, dass der Leser erschüttert wird
ANSTALT
Ernst Zahn
Sieger und Besiegte des Lebens
WALTHER VON HOLLANDER
KOMÖDIE DER LIEBE
AUGUSTE SUPPER
Die Mädchen
CÉCILE INES LOOS
DIE RÄTSEL DER TURANDOT

durchschauten. Der scharfe Blick des Hofraths Opolzer erkannte sofort die Symptome einer Gehirnserweichung. Der Zustand wurde immer schlimmer, immer bedenklicher. Die zunehmenden Leiden meines Vaters, sein Erblinden, seine abgezehrte Gestalt, die Thränen meiner Mutter, die sorgenvollen Mienen des Arztes, endlich die unvorsichtigen Äußerungen der Landsleute mußten mich ein drohendes Unglück ahnen lassen. Und dieses Unglück brach auch ein — — mein Vater starb. —
Ich übergehe meinen Schmerz, meine Thränen, die Leiden meiner Mutter, die tiefe Betrübniß des Dorfes. Wie hat mich das Begräbniß ergriffen! Wie drangen mir die dumpfen Sterbeglocken durch Mark und Bein! Zuerst fühlte ich, daß ich verwaist und vaterlos sei, daß ich einen liebevollen Vater verloren habe. Sein Bild steht noch lebendig vor meiner Seele: eine hohe, schmächtige Gestalt mit feinen Gesichtszügen und wohlwollender Freundlichkeit. Überall beliebt und gern gesehn, sowohl wegen seines geistreichen Gesprächs, als seiner theilnehmenden Herzlichkeit, von den Bauern geehrt und geliebt, als Geistlicher durch Wort und Tat segensreich wirkend, in der Familie der zärtlichste Gatte, der liebevollste Vater, war er das vollendete Musterbild eines Landgeistlichen.

„Ach sie haben
Einen guten Mann begraben,
Und mir war er mehr!"

Einige Monate darauf betraf mich ein zweites Unglück, das ich durch einen sonderbaren Traum voraus ahnte. Mir war es, als hörte ich aus der nahen Kirche dumpfen Orgelton. Überrascht öffne ich das Fenster, das der Kirche und dem Friedhof zugewandt war. Das Grab meines Vaters thut sich auf, eine weiße Gestalt steigt herauf und verschwindet in der Kirche. Die düsteren, unheimlichen Klänge rauschen fort; die weiße Gestalt erscheint wieder, etwas unter dem Arm tragend, das ich nicht deutlich erkannte. Der Hügel hebt sich, die Gestalt versinkt, die Orgel verstummt — — ich erwache. Am folgenden Morgen wird mein jüngerer Bruder ein lebhaftes und begabtes Kind, von Krämpfen überfallen und ist in einer halben Stunde todt. Er wurde ganz unmittelbar an dem Grabe meines Vaters beerdigt. — — Die Zeit, wo wir von unsrer geliebten Heimath scheiden sollten, rückte heran. Der letzte Tag und die letzte Nacht stehen mir noch besonders lebendig vor der Seele. Am Abend spielte ich noch mit mehreren Kindern, eingedenk, daß es das letzte Mal sei, und nahm dann von ihnen, wie auch von allen Orten, die mir lieb und theuer geworden waren, Abschied. Die Abendglocke hallte mit wehmüthigem Klange durch die Fluren; mattes Dunkel breitete sich über unser Dorf, der Mond stieg auf und schaute bleich auf uns herab. Ich konnte nicht schlafen; unruhig und aufgeregt warf ich mich auf meinem Lager umher und stand endlich auf. Im Hof standen mehrere beladene Wagen, der matte Schein einer Laterne beleuchtete die Hofräume. Nie erschien mir meine Zukunft so dunkel und ungewiß, als damals. Sobald der Morgen graute, wurden die Pferde angeschirrt, wir fuhren durch den Morgennebel fort und riefen unsrer lieben Heimath wehmüthig ein Lebewohl zu.
Naumburg, das Ziel unserer Reise machte auf mich einen höchst sonderbaren Eindruck. Das viele Neue, Kirchen und Häuser, öffentliche Plätze und Straßen, alles erregte mein Erstaunen und verwirrte zuerst meine Sinne. Auch die Umgegend zog mich sehr an, die durch ihre schönen Berge und Flußthäler, Schlösser und Burgen die ländliche Einfachheit meiner Heimath sehr in Schatten stellte. Bald auch begann ich meine Schullaufbahn und wurde nach genügenden Vorkenntnissen einem Institut zum Unterricht übergeben. Diese Zeit wurde für mich auch besonders dadurch wichtig, daß ich damals zuerst die beiden Knaben kennen lernte, mit denen verbunden ich bis jetzt in treuer Freundschaft stehe. Überhaupt wurde meine Bekanntschaft erweitert; ich wurde von mehreren Familien freundlich aufgenommen und begann mich wieder heimisch und wohl zu fühlen. Im Kreis meiner Freunde verlebte ich frohe und glückliche Stunden; gleiche Bestrebungen, gleiche Wünsche banden unsre Seelen immer fester aneinander, so daß wir Freude und Leid gemeinsam genossen und ertrugen. Wie unbedeutend erscheinen doch die Trübsale der Knabenjahre! Leichte, fliehende Wolken verdunkeln die aufgegangene Sonne; wenn aber die Sonne hoch steht, und die Erde dennoch düster erscheint, dann müssen wahrlich schwere, drohende Wolken sie verschleiern. — —
Bald auch wurde ich als reif für das Gymnasium erklärt und betrat jene Räume, die ich schon früher immer mit einem geheimen Schauer betrachtet hatte. Die düsteren Lehrzimmer, die strengen und gelehrten Mienen meiner Lehrer, die vielen, so erwachsenen Mitschüler, die mit Geringschätzung auf mich herabsahen und im Gefühl eigner Würde die Neulinge kaum beachteten, alles dies machte mich ängstlich und scheu, und erst allmählich gewöhnte ich mich meine Stellung mit mehr Zuversicht und Ruhe zu behaupten. Zugleicher Zeit entwickelten sich auch verschiedene Lieblingsneigungen, von denen einige sich bis jetzt erhalten haben. Ins Besondere war es die Neigung zur Musik, die im Laufe der Zeit nur zunahm und jetzt unerschütterlich fest in meiner Seele wurzelt.
Ich war regelmäßig bis Tertia vorgerückt und hatte hier schon ein Semester zugebracht, da traf mich eine Veränderung, die körperlich und geistig bedeutungsvoll auf mich eingewirkt hat. Es wurde uns eine Pförtner Alumnatstelle angetragen; mir wurde ganz anheimgestellt, ob ich sie annehmen oder ausschlagen wollte. Schon früher hatte ich immer eine Zuneigung für Pforta gehegt, theils weil mich der gute Ruf der Anstalt und die berühmten Namen dort gewesener und dort seiender Männer anzogen, theils weil ich ihre schöne Lage und Umgebung bewunderte. Ich entschied mich schnell für die Annahme der Stelle und habe es nie bereut. Wenn auch die Trennung von Mutter, Schwester und lieben Freunden mir zuerst schwer fiel, so schwand dieses Gefühl doch sehr bald, und ich fühlte mich bald hier wieder zufrieden und wohl. Ich verkenne nicht, wie wohlthätig Pforte auf mich einwirkt, und ich kann nur wünschen; daß ich mich schon hier und noch mehr in späteren Zeiten immer als ein würdiger Sohn der Pforte erweise. — —

Industrielle Persönlichkeit

Von Kurt Martens (Dresden)

Seit der Glanz der Herrscherhäuser verblichen ist, treten als Helden der Romane und Schauspiele an die Stelle der Könige immer häufiger Fabrikherren und Wirtschaftsführer. Die vom werteschaffenden Kapital ausstrahlende Machtvollkommenheit, der weitverzweigte gesellschaftliche Einfluß, die Ver-

antwortung für das Wohl eines Volkes von Arbeitern und Angestellten, der großartige Lebenszuschnitt werfen Probleme auf und locken zu farbiger Darstellung. Aber gerade diese Gestalten des modernen Unternehmertums werden, besonders von Unterhaltungs-Schriftstellern, gern mit einer falschen Romantik umkleidet, ehrfürchtig ins Überlebensgroße oder tendenziös ins Tyrannische verzerrt. Sachlichere Auskunft gibt irgendeine schlichte Biographie, deren Held so gar nicht heldenhaft oder genial, sondern nur überzeugend und bewundernswert durch seine simple Tüchtigkeit, seinen Verstand und Fleiß und seine sittliche Reife sich offenbart.

Einer der hervorragendsten süddeutschen Industriellen, der Württemberger Robert Bosch, wurde kürzlich siebzig Jahre alt; aus diesem Anlaß veröffentlichte Theodor Heuß (in der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart), unterstützt von Mitarbeitern und Verehrern des Jubilars, einen in Artikel aufgeteilten Lebensabriß, der für den Aufstieg eines Gewerksherrn unserer Zeit aus kleinsten Anfängen zu imposanter Höhe von typischer Bedeutung ist.

Wie erringt nun solch ein Begnadeter den großen wirtschaftlichen Erfolg? Auch hier zeigt es sich wieder: vornehmlich mit seinem Charakter, allerdings auch unter dem Beistand einer Hochkonjunktur in der von ihm gewählten Branche. In Nordamerika werden die Riesenvermögen mit anderen Charaktereigenschaften gewonnen als bei uns, und in Deutschland selbst finden wir bei den preußischen Stahl- und Kohlenmagnaten mehr Zielbewußtsein und eiferndes Vorwärtsdrängen, bei dem bedächtigen Schwaben mehr Geduld und sicheren Instinkt. Frei von Ehrgeiz oder gar von Erwerbsgier ergreift der junge Robert Bosch, Sohn eines bäuerlichen Gastwirts, wie zufällig den Mechanikerberuf, lernt und übt sich darin ganz illusionslos aber mit einer ihm selbstverständlichen Gewissenhaftigkeit, macht als Handwerksmeister seinen Laden auf, nimmt Gehilfen und Lehrlinge an, von denen er beste Arbeit fordert, freut sich und wundert sich eigentlich, wie flott er Schritt für Schritt weiterkommt. Für die Kraftwagen, die damals gerade Mode werden, stellt er diesen und jenen Apparat her, Zünder, Signalhörner, Scheinwerfer, erweitert sein Gewerbe allmählich zur Fabrik, zu einer vielbeachteten, dann zur angesehensten im ganzen Land, wird Großunternehmer, der als „Vater Bosch" die Liebe und das uneingeschränkte Vertrauen seiner Arbeiterschaft genießt, weil er keine Klassenunterschiede kennt und sich nicht als gönnerhafter Wohltäter, sondern aus sozialem Pflichtbewußtsein ihrer annimmt. Er, als erster, führt den Achtstundentag ein, gründet Bildungsanstalten, legt Siedlungen an, stiftet ein Millionenkapital für seine „Angestelltenhilfe".

Nicht nur die technischen Wissenschaften fördert er, im unmittelbaren Dienst seiner Betriebe; seine persönliche Anteilnahme greift über in das Gebiet der Medizin, wo er der Krebsforschung und der Tuberkulosefürsorge beträchtliche Mittel opfert und der zu Unrecht noch mißachteten Homöopathie in ihrem Kampfe beisteht. Die „Staatsbürgerschule" und spätere „Deutsche Hochschule für Politik" seines Freundes Friedrich Naumann verdankt ihm ihr Bestehen, die volkstümlich-literarische Zeitschrift „Die Lese", 1910 gegründet, dann in Schwierigkeiten geraten, erwirbt er und führt sie weiter. Zwei Verlage, der medizinische „Hippokrates-Verlag" und der „Rhein-Verlag" in Basel, werden von ihm finanziert, des weiteren der „Verein zur Förderung der Volksbildung" mit seiner „Volkshochschule Stuttgart", den Volkshochschulheimen, dem Konservatorium für Musik, der Württembergischen Volksbühne usw. Und schließlich zieht Robert Bosch auch noch die Landwirtschaft in das Bereich seiner Interessen: Ödland wird kultiviert, Höfe werden von ihm angelegt und zum ansehnlichen „Bosch-Hof" vereinigt, einer Musterwirtschaft mit Ackerbau, Viehzucht, Molkereibetrieb und — Vogelpflege.

Gewinnt nicht beim Rückblick auf solch eine Fülle praktischer und menschenfreundlicher Leistungen das etwas anrüchige Wort „Unternehmer" einen neuen, höheren, ehrenvollen Sinn? Wenn ein privates Kapitalunternehmen sich dergestalt ins Ideelle und Gemeinnützige weitet, schließen sich die Einzelleistungen der Persönlichkeit zu einem Gesamtwerk zusammen, das dem ergreifenden Kunstwerk verwandt ist durch seine Herkunft aus schöpferischem Geiste und seine beglückend ebenmäßige Form.

Molos Friedrich List-Roman

Ein Deutscher ohne Deutschland [1]

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Walter von Molo hat sich so ziemlich den sprödesten Stoff ausgewählt, den ein Roman-Autor anpacken kann: die Volkswirtschaft. Und von der Jugend seines Helden Friedrich List bekennt er, daß sie „nicht gut geheißen werden konnte“. Das muß schon ein Stoff sein, von dem man gepackt wird, das ist kein Thema, das man sich aussucht. Molo hat öfters von seiner Verbundenheit mit diesem im Bewußtsein der Nation zu wenig vorhandenen großen Deutschen Zeugnis abgelegt. Molo, der Ingenieur war, ehe er sich der Literatur zuwandte, bejaht in dem schwäbischen Dickkopf das Tatmenschentum, das seiner aktiven Natur gemäß ist, das er im literarischen Leben bekundet, das sich aus seinen fast berstenden, bis an den Rand gefüllten temperamentvollen Satzfolgen ablesen läßt.

Und dann besitzt dieser Friedrich List etwas, was Walter von Molo an seinen Helden liebt: wie er den jungen Schiller schmuddlig und sommersprossig sein läßt, wie sein Fridericus skurrile, grantige Alterszüge besitzt (was dem heroischen Ausklang beider Werke keinen Abbruch tut), so eignet diesem Friedrich List etwas, was ihn zum Pechvogel prädestiniert, mochte er auch tausendmal Recht haben und mochte die Mitwelt, aus welchen Motiven auch immer, einmal einem seiner Pläne näher treten, die Ausstrahlung seines eigenen Wesens war: persönlicher Mißerfolg.

Das Ziel aller Pläne Friedrich Lists war Deutschland. Seine Tragik, daß er ein Deutscher war, in der Ganzheit des Worts, ehe es ein geeintes Deutschland gab. Zwei Wege sah und beschritt Friedrich List zu dieser Einigung: die Zollunion und die Eisenbahnen. Die Zukunft hat ihm Recht gegeben. Aber über ihn ging das Schicksal hinweg.

Es war etwas Selbstzerstörerisches im Wesen dieses Mannes, der, hätte er den Erfolg an seine Fersen heften können, mit Bismarck und Marx zu den eigentlichen Trägern der Entwicklung des 19. Jahrhunderts zählen würde. Lists letzter Biograph, K. A. Meißinger, dessen Werk in der philosophischen Deutung der Gestalt dieses Nationalökonomen recht glücklich ist, glücklicher als in der Darstellung seines Lebens selbst, weist auf den Tropfen hölderlinschen Blutes hin, der im Wesen dieses Tatmenschen umging, jenen Blutstropfen, der auch in Kleists und Nietzsches Adern vorhanden war. An dieser Feststellung ist sehr viel dran. Sie steht in merkwürdiger Beziehung zu einer Goethe-Schrift des Jubiläumsjahres, der von Ph. Witkop, die das, was man schlechthin „Erfolg“ nennt, bei Goethe darauf zurückführt, daß er das aussprach, was alle Deutschen in einem staatlich ungeeinten Deutschland einte. Goethe besaß die Gabe der „Attrattiva“. Eine Andeutung genügte und — zündete. Friedrich List muß etwas seltsam Abstoßendes besessen haben. Die Zeit hat seine Ideen, teils größer, teils stümperhaft, verwirklicht. Aber die allgemeine Vorstellung weiß von Friedrich List nicht viel mehr, als daß er einer der Pioniere der deutschen Eisenbahn gewesen ist.

Molo hat genug Liebe zu der schwierigen Natur seines Helden und genügend Souveränität über den Stoff, aus seiner „Rettung“ ein rechtes Volksbuch zu machen. Er hat einen schlichten Erzählerton, den er gelegentlich unterbricht: dann fügt er ein, daß List einen Gedanken, den er eben gefaßt, dann und dann weiter denken würde oder daß seine Prophezeiung in der und der Form heute besondere Geltung hätte. Aber diese direkten Hinweise, an sich mehr geistesgeschichtlicher als rein künstlerischer Art — und doch unentbehrlich, weil sie den Lebensrhythmus dieses Mannes besonders eindringlich machen — sind Ausnahmen. Die indirekte Charakteristik, die selbstverständliche Parallelsetzung der Geschehnisse zu unserer Zeit überwiegen durchaus. Man begreift aus Lists Fehlern und den Kämpfen mit seinen Gegnern,



Walter von Molo
Zeichnung von B. F. Dolbin

Kleinstaaterei und Bürokratie, welche Kräfte immer wieder Deutschlands Aufstieg gefährden.

Da ist die Politik Friedrich Lists Schicksal: der Gegenspieler Metternich, dessen Wink genügte, alle Versuche, deren Ziel Deutschland war, zu unterminieren. Da geht es List wie dem Schuhmacher Vogt, der ohne Anstellung keine Papiere bekommt und ohne Papiere keine Anstellung: die Freiheitsstrafe des jungen Universitätsprofessors List, die ihn hindert, den Platz einzunehmen, auf dem sein Wirken den rechten Erfolg hätte. Da zeigt List, der für sich immer das Falsche tut, den größten Mut, den Mut zur Inkonsequenz, wenn es um das Werk geht. Da verschmäht der rechtliche Charakter dieses Mannes, der unter der Mitarbeit zweier Universitätsprofessoren, die für ihn Gutachten abgaben, leidet, krumme Wege nicht, wenn es um die Sache der Einigung Deutschlands durch Zölle oder Eisenbahnbauten geht. Da ist immer

[1] Verlag Paul Zsolnay, Wien.

das persönliche Erlebnis, das Lists denkerische Resultate weckt: von den Erfahrungen des Jünglings mit den Schreibern an. Da ist im Minister Wangenheim jener ewige Typus gestaltet, der heute besonders häufig ist: jene verbindliche Bonhomie, die des Teufels ist, weil sie große Dinge nie zu Ende führt.
Bewundernswert ist die Zusammendrängung des riesigen Materials, mag sie den Autor auch vielleicht in den Amerika-Abschnitten zu primitiverer Darstellung komplizierter Dinge gezwungen haben als ihm lieb war. Wodurch das Buch wahrhaftig lebendig ist, das ist — neben der starken Beziehung unserer Zeit zu den Kämpfen Friedrich Lists — die Einfühlung, durch die Molo uns die Gestalt seines Helden näher bringt.
Diese zermürbende Ehe mit einer opferbereiten Frau, die ergreifende Antigone-Gestalt der Tochter, die ihrem Vater, über dem der Wahnsinn lauert, Geleiterin und Helferin ist, das Schlußgespräch mit Karl Marx (dessen Name nicht fällt), das sind Glanzpunkte in der Kunst des biographischen Romans.
Die Gestalt dieses Friedrich List haftet: ein Mensch, der in Wirklichkeiten denkt, um die Bedeutung von Technik und Wirtschaft für die Politik weiß, aber es ist sein Dämon, daß dieser Wirklichkeitssinn seinen Zeitgenossen wie Verblendung erschien.
Lessing meint einmal, es sei das höchste Lob, wenn man über der Bewunderung das Loben vergäße. Bei Molos Buch möchte man das Wort dahin abwandeln, dieser Friedrich List sei durch ihn derart zu einem Sinnbild geworden, wenn man am Schluß des Buchs vergißt, daß es eines Verfassers bedurfte, uns diesen „Deutschen ohne Deutschland" erleben zu lassen.

Die Erscheinung der Gertrud von le Fort

Von Hans Roselieb (Münster)

Beim Lesen ihrer Bücher war es mir immer wieder zauberisch, als wäre diese katholische Autorin nicht von unserem heutigen Fleisch und Blut, sondern aus Vergangenheit geisterhaft erschienen. Die drei Bücher, die sie schrieb, muten schon rein äußerlich geschichtlich an, sei es durch die Form allein oder auch durch den Inhalt.
Zufällig habe ich zuerst ihre Hymnen an die Kirche gelesen. Sie sind eine Zwiesprache der aus ihrer Gefangenschaft in sich selbst nach außerhalb ihrer selbst, nach Gott, verlangenden Seele. Und Gott antwortet ihr durch die Stimme der Kirche. Es geschieht an ihren großen Stationen (Feier — Tagen) auf ihrem Wege über den Kalvarienberg — der Kreuzigung — bis zur Erlösung — der Hoch — Zeit mit Christus. Es geschieht, wie bereits viele Kritiker dankbar festgestellt haben, in glockenreinen, erzenen Tönen, die zwanglos aus dem innersten Erlebnis fließen. Aber es sind geschichtliche Mittel, es ist, erfrischt, die Sprache Luthers. Und so sehr ich es auch als wahr empfinde, daß bestimmte Stoffe nach bestimmten schon geprägten Stilen verlangen, so sehr hat mich dennoch die zweifellose Notwendigkeit der Wahl dieser Stoffe verwirrt. Wie kann ein in der heutigen Zeit katholisch gewordener Mensch diese Zeit mit all ihren sozialen und wirtschaftlichen Nöten so ganz vergessen, daß keine Spur davon in seinem dichterischen Werk erscheint! Diese Zeit ist doch auch von Gott gewollt. Ihre wirtschaftlichen und sozialen Schrecknisse sind doch gerade deshalb, weil Millionen Seelen daran in Gefahr geraten oder scheitern, ein ganz hervorragendes dichterisches Mittel. Dichter sein hieß doch in allen Zeiten auch Sprecher sein aus der Zeit für die Zeit, wenn auch mit dem Licht der Ewigkeit.
Im „Schweißtuch der Veronika" schildert Gertrud von le Fort eine Bekehrung zum Katholizismus. Es ist die Seelengeschichte eines jungen Mädchens. Vom Irdischen aus gesehen, hat das junge Mädchen eine dem mütterlichen und vaterländischen Boden entwurzelte Jugend. Sie verbringt sie im Ausland, in Italien, in Rom. Dort ist sie von Anfang an heimisch. Rom wird für den Nährboden aller Menschen, nicht nur der Katholiken gehalten. Aber auch dies Rom ist keineswegs das Rom der heutigen Wirklichkeit mit wirtschaftlichen Nöten, Ängsten, Schwierigkeiten. Es ist in jeder Form das Rom reicher Leute, die, wenn sie einige materielle Sorgen haben, nur einige Kunstwerke zu verkaufen brauchen, um wieder so wie bisher leben zu können, nämlich das Leben von Gästen der ewigen Stadt. Und dies will heißen, daß sie wohl mit dieser Stadt aufs tiefste verkehren, doch daß sie selbst dadurch keineswegs mit ihr verwurzelt werden. Als solche Gäste erleben sie ein dreifaches Rom: das archäologische, das vegetativ tellurische und das kirchlich katholische. Ein jedes erfüllt eine besonders dafür begabte Person mit eindrucksstarker Mannigfaltigkeit. Auch vermag jede Person mit vollendetem Ausdruck ihr Erlebnis auszudrücken. Im archäologischen Rom freilich erscheint der altrömische Geist noch nicht in

jener erdverbundenen erzenen Macht, wie sie nachzuerleben uns die neueste Forschung erlaubt, sondern es ist im wesentlichen jenes alte Rom, wie es das mehr ästhetisch gerichtete 19. Jahrhundert erschaute. Dies alte Rom des Romans bietet der Seele keinen Trost, der stärker wäre als der Tod. Es bietet nur Größe zum Leben und Tapferkeit zum Sterben. Auch vom pflanzenhaften Leben in Rom und um Rom erhält für den, der es im Roman erlebt, keine Erscheinung Seligkeit oder Ruhe in sich; keine weist über sich selbst hinaus. Die Pflanzen, als Erzeugnisse der Natur, die Kunstwerke, als Erzeugnisse der Menschen, steigen als bezaubernde Gebilde einförmig aus dem Schoß des Lebens hervor und sinken dahin zurück, Träume eines gleicherweise unerkennbaren wie unerschöpfbaren Dranges. (Wie ihn der Franzose Pierre Loti schon vor Jahrzehnten schaute und gestaltete.) Das kirchlich katholische Rom offenbart sich in der Seele. Die Seele aber ist im All befestigt einzig durch die Erbarmung Gottes. Sobald sie sich davon löst, kann man sie nicht mehr erkennen. Daher kommt es, daß wir nichts Einzelnes sind, sondern Liebe. Diese Liebe will selbst mit Leiden geliebt sein. Diese leidende Liebe entfaltet sich im Gebet durch die vollkommene Hingabe aller menschlichen Kräfte des Herzens und des Willens. Es ist eine schmerzliche Aufopferung des Ichs an das Du Christi. Das Leben ist also ein immer wieder erneuter Kreuzigungs- und Erlösungsvorgang.

Mit feinsinniger natürlicher Folgerichtigkeit ist jede Person dem ihm eigenen Rom fürs Leben verhaftet. Nur das junge Mädchen geht durch das heidnische und vegetative Rom hindurch wie durch ein Feuer der Läuterung, bis sie im kirchlichen Rom wahrhaft zur Liebe Christi erwacht. Diese Befreiung ist seltsam verschlungen mit dem Schicksal seiner Tante. Äußerlich nimmt diese am Leben der Kirche teil, geistig auch. Selten ist ein Laie theologisch so gebildet wie sie. Aber den letzten Schritt in die Gemeinschaft der Kirche vermag sie lange nicht zu gehen. Und als sie es tun will, weicht sie kurz vor dem Empfang des Taufsakramentes voller Entsetzen zurück. Die Gnade hatte sie gerufen, aber sie persönlich war der Gnade nicht fähig. „Es war die furchtbare Kraft gerade dessen, was gar keine Kraft hat." Auf dem Sterbebett der Tante aber entfesselt sich um ihre Seele ein schrecklicher Kampf zwischen Geist und Fleisch, Gnade und Verdammnis. Die Liebe siegt. Sie stirbt wie eine Heilige. Dieser Kampf gehört mit zum Unerbittlichsten und zugleich Engelhaftigsten des Buchs. Zeitweilig freilich hatte ich beim Lesen das Gefühl, als ob solche überirdischen Geschehnisse, verknüpft mit theologischen Bemerkungen sich der überzeugenden Darstellung entzögen. Dadurch verstärkte sich ein anderes Gefühl, das in der Frage ruhte, ob solche außerordentlich intimen Angelegenheiten überhaupt zugänglich sind der Form, die die Verfasserin ergriff. Das Buch ist in der bekenntnishaften Ichform geschrieben mit einem seelischen Takt, der wie die zarteste und vertraulichste Berührung wirkt. Und doch ist es keine Biographie, keine Dichtung und Wahrheit. Es soll ein Roman sein, also ein Buch, dessen Geschehnisse zu einem künstlerischen Eindruck hin komponiert sind. Lange Stellen aber glaubte ich die Geschichte der Konversion der Verfasserin zu lesen. Der Gedanke, daß solche gnadenreichen Verwandlungen zu einem künstlerischen Eindruck romanhaft umgewandelt sein könnten, obschon die Ichform einen Wahrheitsbericht vortäuscht, hat mich so peinlich getroffen, als wenn ein Photograph vom Vorgang einer heiligen Kommunion Photos herstellen und verkaufen würde. Meinem Gefühl nach kann man solche seelischen Dinge nur unmittelbar biographisch aber nicht mittelbar romanhaft darstellen. Alle großen Dichter und Bekenner sind auch demgemäß verfahren. Welcher Drang zwang die Verfasserin, selbst ihr allernächstes Erlebnis so distanziert zu gestalten? Ein Drang, ja nicht zu gegenwärtig, zu unmittelbar aktiv zu erscheinen?

Außerordentlich feinsinnig und schön ist die Legende des jüdischen Geschlechts Pier Leone „Der Papst aus dem Ghetto". Es handelt sich um das Werden des Papstes Anaklet II., der 1130 von einem Teil des römischen Adels gegen Innozenz II. zum Papst erwählt wurde. Die Einfühlung in alte kirchliche und jüdische Verhältnisse scheint mir wahrhaft großartig. Die Frage, kann ein Jude Christ werden, ist hier in dichterischer Gestaltung bis zur letzten Tiefe verfolgt und verneint. Der ehemals jüdische Vater des Kardinals Leone, der reichste Mann Roms, erliegt auf dem Sterbebett der Stimme seines jüdischen Blutes und der Kardinal selber wird als „goldener" Papst zum Papst des

großen abendländischen Schismas. Dieses ungeheure Schicksal (fast zu schwer für eine Legende) wächst aus der Ungerechtigkeit, das dem Judentum so viel furchtbares Martyrium einbrachte. Erfüllt davon, kann der Kardinal nicht anders, als im Katholizismus das erhabenste Mittel zur Gerechtigkeit zu sehen. Er vermag nicht zu begreifen, daß, wie der Papst Paschalis ihm sagte, nur in der Hölle Gerechtigkeit sei, im Himmel die Gnade und auf Erden nur das Kreuz. Und als er Kardinal wird, erscheint ihm die Bekleidung mit dem Purpur nicht als Aufgabe, sich als Christ jetzt erst recht zu bewähren, sondern als Gerechtigkeit für seine Leistungen. Seine Papstwahl betreibt er aus demselben tragischen Gefühl, die Gerechtigkeit auf Erden zu inthronisieren. Die verschiedenen Päpste, die Gegenspieler des Pier Leone im Werk der Dichterin, sind von einem nicht minder tragischen Drang wie gekreuzigt: sie können in keinem Zwist, der ihnen aus dem Judentum der christlichen Leone oder aus dem Heidentum des christlichen Adels erwächst, gemäß ihrer menschlichen Klugheit handeln; sie haben stets das Interesse der Kirche vor Augen. Das heißt, sie müssen alles im Hinblick auf die Seele tun, auch auf die des Feindes, alles um der Liebe willen. Und so darf der Papst Honorius nicht einmal in der Sterbestunde Mensch sein. Nicht einmal da darf er sich um sich selber kümmern. Es ist eine der tiefsten, der furchtbarsten und herrlichsten Stellen in diesem Werk. Diese Legende wird in kleinen Abschnitten dargeboten. Mit alten Sprachmitteln sind diese so köstlich gehalten, so schlicht und innig geformt, so zart umschwebt von mystischer Ferne, daß ich den Eindruck erhielt, die meisterliche Übertragung mittelalterlicher Berichte, Legenden und Briefe zu lesen. Nur einzelne Gespräche und kleine sprachliche Eigentümlichkeiten erinnerten an eine zeitgenössische Dichterin. Aber es ist wahrscheinlich, daß viel größere Teile ihr Eigentum sind. Was ist nun echt, was ist dazu erfunden? Oder ist sogar alles einzeln Ausgeführte erfunden?

Und wieder dachte ich: diese Autorin ist nicht von heute, sie ist eine Erscheinung aus der Vergangenheit. So sehr gestaltet sie rückgewendet. Anders ausgedrückt: Diese so außerordentliche Dichterin des Katholizismus ist als Autorin mehr Künstlerin als Christin, denn wäre sie als Autorin so christlich aktiv wie ihre Figuren, so hätte sie die aktivste Form der Darstellung zu wählen vermocht und das ist immer die unmittelbare aus der Gegenwart heraus.

Proben und Stücke

Aus: „Das Schweißtuch der Veronika"

Roman von Gertrud von le Fort (Verlag: Jos. Kösel & Fr. Pustet, München)

„Aber, was tust du denn, Veronika?" fragte meine Großmutter und beugte sich zu mir herab. Ich lag wie alle anderen auf den Knien, nicht wissend, daß ich es tat, hingezogen und zuerst den Anruf gar nicht vernehmend.

„Steh auf", sagte meine Großmutter fast strenge, „es ist selbst der Ehrfurcht nicht erlaubt zu knien, wenn sie nicht weiß wovor." Sie reichte mir die Hand und zog mich mit Entschlossenheit empor; dabei fiel mein Blick auf Enzio, der mich mit sonderbar kalten Augen unbeweglich ansah.

Droben auf dem Balkon verschwanden jetzt die Priester. Die Menschen bewegten sich wieder; alles schien vorüber.

Plötzlich sagte Enzio: „Ihr habt dieses Kind nicht mit Unrecht Veronika genannt. Ich vermute wenigstens, daß jene Heilige die Schutzpatronin der Eindrucksfähigen ist, und von Veronika weiß man schließlich auch nichts anderes." Er sagte dies nicht gut, er sagte es fast böse. Ich fühlte einen undeutlichen Schmerz, aber er kam noch nicht ganz an mich heran. Erst als meine Großmutter Enzio antwortete, begriff ich, daß er mich in diesem Augenblick wirklich verleugnen wollte, und zwar gerade in dem, worin er mich sonst am meisten geliebt hatte. Aber merkwürdigerweise erschien mir das ganz natürlich.

Meine Großmutter hielt indessen immer noch meine Hand fest, als fürchte sie, ich könne unversehens wieder niederknien. Ich sah, wie sehr ich sie bestürzt hatte. Es tat mir weh um sie, aber auch das war wiederum, als müsse es so sein.

Während wir langsam durch das matterleuchtete Schiff der gigantischen Kirche dem Ausgang zuschritten, erklärte uns meine Großmutter dann nachträglich den Sinn der Feier. Auch über die Reliquie der heiligen Veronika und ihre hohe Bedeutung am Schluß des Miserere sprach sie, ja sogar besonders schön: so, als wolle sie mit ihren Worten den peinlichen Eindruck von Enzios Ausspruch aus der Welt schaffen. Sie ahnte nicht, daß ich mir dabei bewußt wurde, zum erstenmal das Bildnis des Dornengekrönten liebend gegrüßt zu haben. — — —

Es war nun in den folgenden Tagen immer wieder, als fragte mich die große, selige Freude, die ich während der ganzen letzten Zeit in meinem Herzen getragen hatte, leise und liebreich: Könntest du auch traurig sein? Und ich war traurig — ich sollte allmählich immer trauriger werden und fühlte dies ganz deutlich. —

Wir hatten eigentlich erwartet, Enzio werde bald nach Ostern abreisen, denn seine Mutter drängte bereits seit geraumer Zeit in ihren Briefen zum Aufbruch, da sie anfing, der

Riviera überdrüssig zu werden und heimzuverlangen. Ich war daher besonders schmerzlich betroffen, daß er mir den Vorfall in St. Peter so ernstlich und offensichtlich nachtrug; auch merkte ich wohl, es stand jetzt etwas ganz anderes zwischen ihm und mir als nur seine Arbeit. Meine Großmutter hatte noch an demselben Abend die Bemerkung gemacht, es scheine ihr eigentlich, als ob er in seiner Weise nicht weniger von der Feier hingenommen gewesen sei als ich. Er hatte darauf geantwortet: „Daran dachte doch aber Veronika nicht!" Meine Großmutter war über diese Antwort irgendwie erfreut gewesen, vielleicht weil sie in ihr ein Zeichen sah, daß ihr junger Freund mich im Grunde doch noch immer ausschließlich für sich beanspruche. Ich selbst hatte mich nicht freuen können, und Enzio hat mir ja auch wirklich später gesagt, es sei ihm damals unerträglich gewesen, mich knien zu sehen, und er habe diesen Anblick nie wieder vergessen können. Aber auch meine Großmutter zeigte mir seit jenem Abend eine Unruhe, deren Dauer mich bedrückte. Sie ließ am folgenden Tag Enzio allein in die Kirche gehen, und ich glaubte zu wissen, daß sie Bedenken trug, mich den Eindrücken jener Zeremonien nochmals auszusetzen. Wie nachdrücklich sie sich mit meinem unerwarteten Niederknien in St. Peter beschäftigt hatte, wurde mir dann noch durch eine kleine Ermahnung klar, die sie mir am anderen Morgen unter vier Augen zuteil werden ließ, und deren Ernst ich nicht verkannte, obwohl sie ihn in eine so reizende Form kleidete, daß er eigentlich viel eher einem Trost als einer Zurechtweisung glich. Sie knüpfte nämlich noch einmal an Enzios unfreundliche Bemerkung an, indem sie mir erzählte, mein Vater, der gelehrte Naturforscher, habe früher gern darüber gescherzt, wie passend er es doch fände, daß sein Töchterchen einen botanischen Namen trage, denn bekanntlich sei Veronika die lateinische Bezeichnung für das kleine, wilde Blumenkraut des Ehrenpreis. Ihr selbst aber, so fuhr meine Großmutter fort, sei gleich damals, als man mich benannt habe, die Gestalt der christlichen Legende eingefallen, über welche sie genau das Gegenteil denke wie Enzio. Sie sehe in ihr das verehrungswürdige und rührende Vorbild einer unwandelbaren Tiefe und Treue, welche restlos gesammelt auf die eine große Wahrheit ihres Lebens das Bild ihres Herrn und Meisters unerschütterlich festhalte und bekenne. Jeder Mensch, so schloß meine Großmutter, fange sozusagen als eine kleine wilde Pflanze an, und als solche sei es auch mir lange hingegangen, mich Sonne oder Wind, wie sie mir eben begegneten, blindlings zu neigen. Jetzt aber werde es hohe Zeit, mit diesem ersten Sinn meines Namens zu brechen und sich auf seinen höheren zu besinnen, welcher eine große Verpflichtung bedeute.

Nach dieser kleinen Rede küßte mich meine Großmutter, ohne irgendeine Antwort meinerseits abzuwarten, was in ihrer zärtlich-herrischen Sprache so viel hieß, als daß es hier keinen Einwand gebe und der Fall endgültig erledigt sei.

Ich fühlte bei diesem Kuß einen großen Schmerz, so als empfinge ich ihn zu Unrecht; ja er lag den ganzen Tag über so schwer auf meinen Lippen, als hätte ich diese, indem ich jenen Kuß schweigend erwiderte, zu einer Unwahrheit gegen meine geliebte Großmutter mißbraucht. Dennoch wußte ich nicht, wie ich ihr hätte sagen sollen, was es in Wahrheit um mein Niederknien in St. Peter gewesen war.

Diese schmerzliche Ratlosigkeit ihr gegenüber verstärkte sich dann noch am folgenden Tag, als sie in ihrer schönen, aufrichtigen Art auch noch mit der Tat bewies, daß sie mir wieder volles Vertrauen schenke und keine Bedenken mehr trage, mich doch noch einmal zu den bevorstehenden Feierlichkeiten mitzunehmen.

Enzio nämlich, der inzwischen einsam und verstockt — das heißt mir gegenüber — in den Kirchen umhergeschweift war, und zwar so ausgiebig, daß man ihn kaum noch gesehen hatte, erschien am Karfreitag abend geradezu erbittert bei meiner Großmutter und erklärte, es sei ihm nun leid, fortwährend Veranstaltungen beizuwohnen, bei welchem man zwar angeblich lateinisch, in Wirklichkeit aber ein ihm unbekanntes Metaphysisch spreche. Dabei sah er indessen keineswegs aus, als ob ihm dieses Zuhören wirklich leid sei, auch bat er meine Großmutter gleich danach geradezu knabenhaft stürmisch, ihn doch am Karsamstag wieder zu begleiten, und ihre Güte willigte denn auch alsbald ein unter der Bedingung, daß man nicht, wie Enzio wollte, in den St. Peter, sondern in die Lateranische Basilika ginge, welche, wie sie sagte, als „Mutter und Haupt aller Kirchen" an diesem Tage nach uraltem Herkommen den Vorrang beanspruche. Sie bezeichnete dann die morgigen Feierlichkeiten als mit die schönsten des römischen Kirchenjahres und gleichzeitig auch als mit die freudigsten. Bei dieser Verheißung schwang deutlich eine leise Zärtlichkeit von ihr zu mir herüber, so als sei es ihr nicht nur darum zu tun, mir wieder ihr volles Vertrauen zu zeigen, sondern auch in meiner Erinnerung die Schatten des düsteren Miserere zu bannen, dessen Spuren sie wohl immer noch in meinem Gesicht zu erkennen glaubte. Aber gerade diese ihre rührende Zärtlichkeit verstärkte abermals meinen Schmerz um sie. Auch fühlte ich, wie Enzio, der mir keineswegs zu trauen schien, nicht einverstanden war, daß ich mit in den Lateran ging. Er sagte dies nicht gerade heraus, aber man spürte es eben, und es war nur gut, daß meine Großmutter jetzt plötzlich die Sache zwischen ihm und mir von einer anderen Seite nahm. Ich selbst, so hatte ich mir in diesen Tagen vorgenommen, wollte schon seinetwegen eine Weile traurig sein. —

Unterwegs erklärte meine Großmutter uns die bevorstehenden Feierlichkeiten. Es ist mir späterhin immer als eine sehr wehmütige und tiefsinnige Fügung erschienen, daß ich jenen ersten Hinweis auf die christliche Osterfreude meiner heidnischen Großmutter verdanke, ihr, von deren erstarrten Lippen ich dann später auch zum erstenmal in meinem jungen Leben die stumme Verkündigung dessen vernehmen sollte, was es um die furchtbare Wirklichkeit des Todes ist. Damals, an jenem Karsamstag in der Lateranischen Basilika wußte ich noch nicht um den Tod, oder doch nur so, wie man um das Dasein eines sehr fernen Landes weiß, von dem man im Grunde nicht glauben kann, man selbst oder einer der Seinen werde es je betreten. Aber ein Hauch jenes Landes streifte damals meine Stirn. Es war sehr seltsam: obwohl ich mich nun doch auf alles vorbereitet glaubte, überfiel mich die Freude dieses Ostermorgens fast ebenso geheimnisvoll, anders als meine Erwartungen, wie vordem die Schatten des St. Peter.

Über San Giovanni in Laterano lag bei unserem Eintritt eine gruftartige Kühle und Stille, welche die morgendlichen Kirchen sonst nicht haben, auch wenn sie noch der ersten Messe harren. Die Basilika kam mir in dieser Stille feierlich, fremdartig und eigentümlich jung vor, dabei aber doch nicht erwartungsvoll wie ich selbst, sondern eher schlummernd. Man ging leise, ohne es zu wissen. Es war fast noch niemand da, nur in einem Seitenschiffe standen in langen Reihen junge, weißgekleidete Kleriker aufgestellt, welche hernach die Weihen empfangen sollten. Sie kamen mir in der Dämmerung und Entfernung wie große weiße Blumen vor, welche eine unsichtbare Bahre schmückten.

Dann trug man den zarten Keim eines zuerst ganz kleinen Lichtes herein, über dem sich der geheimnisvolle dreimalige

Aufklang des „Lumen Christi" strahlengleich emporschwang. Aber immer noch, so schien mir, wollte sich die tiefe, traumhafte Verzauberung ringsum nicht lösen. Doch nun brach jener unbeschreibliche Lobgesang aus, welcher die Entzündung der Osterkerze begleitet, jener herrliche und über alles wunderbare, erhabene Hymnus, in welchem nicht die Engel den Menschen, sondern der vom Tode erlöste Mensch die Engel zum Jubelsturm ohnegleichen durch alle Himmel fortreißt:

Exsultet jam Angelica turba caelorum:
exsultet divina mysteria!

Ein noch jugendlicher Diakon sang dieses Jubellied von einer kleinen Kanzel neben dem Altar herab in die Kirche — nein, in die Welt hinein mit einer Stimme, als läge auf seinen Lippen der Sieg der Morgenröte. War dies dieselbe Kirche, vor deren düsteren Gesängen ich unlängst gebebt hatte? Welche Freude! Ich glaubte, niemals den Laut einer ähnlichen vernommen zu haben; und doch wußte ich eigentlich noch immer nicht, was sie bedeutete.

Während man am Hochaltar die Prophetien las, gingen wir ein wenig im Hintergrund der Basilika auf und nieder. Meine Großmutter war noch ganz erfüllt von dem Exsultet. Sie sagte, es sei der gewaltigste Lebenshymnus, der je gesungen worden; er habe sie auch früher schon tief bewegt, aber noch niemals so wie heute.

Enzio, immer widerspenstig, wenn er seine eigene Ergriffenheit fürchtete, entgegnete, dieser Hymnus sei schon sehr großartig als Poesie, aber sein Gedanke erscheine ihm fragwürdig. Er könne sich ein ewiges Leben für sich selbst weder denken noch wünschen, ja es widerstreite dies geradezu seinem nur auf das Ganze gerichteten Lebensinstinkt.

„Mein Freund, Sie sind noch sehr jung, und das eigene Leben ist unaussprechlich schön", sagte meine Großmutter. Sie sprach die ersten Worte schnell und feurig, wie es ihre Art war, wenn sie lebhaft wurde; dann aber zuckte plötzlich eine sonderbare Wehmut durch ihre Stimme, so als überfiele sie bei ihren eigenen Worten ein Gedanke, der ihr eigentlich ganz fern lag — es war ein Ton, den ich noch nie von ihr vernommen hatte.

Man entzündete jetzt auf allen Altären Kerzen und Lampen, als breche das schöne Licht der Osterkerze in Hunderte von Flammen aus. Und doch war es nun plötzlich, als ob in all diesem Leuchten und Schimmern, in all diesem Überschwang der Freude noch etwas anderes enthalten sei, was mir niemand gesagt hatte, etwas Leises und Schauerndes, ein Nolimetangere, ein Weißes und Jenseitiges, was gar nicht hier und jetzt, sondern erst weit drüben über den dunklen Abhängen der Erde und der Nacht zu leuchten schien. Ich mußte plötzlich doch wieder an den St. Petersdom denken, so als wäre all dieser Jubel ein Sieg hinter dunklen Pforten, zu denen mir eben jene leise Stimme hinwinkte, die mich diese ganzen Tage über gefragt hatte: Kannst du auch traurig sein? Aber da strahlte am Hochaltar, wo man inzwischen die Messe begonnen hatte, das Gloria auf; die Glocken läuteten, die Orgel erbrauste, dann überjubelte das Alleluja sie alle. Immer wieder und immer wieder brach es hervor, gleich einer Woge des Dankes und der Liebe die ganze Kirche überströmend. Es war nun wirklich, als ob alle Schatten zu Herrlichkeit würden, als ob die schwarze Erde selbst sich in Licht verwandle und alle ihre Steine in Flügel. Ich fühlte jetzt das geradezu stürmische Verlangen, diesem unvergleichlichen Jubel gänzlich anzugehören, aber gleichzeitig auch die zarte Schranke, die mich von ihm trennte, und die mir ein eigentümliches Bangen verursachte. Selbst als man während der Messe das Allerheiligste erhob, schien mir, als läge es heute über ihm wie eine leise Entrückung; oder war es nur eben jenes Bangen meines Herzens, welches plötzlich tiefer, näher zu ihm hinstrebte? —

Geisteswende in Spanien

Benjamin Jarnés: Dichter, Sucher und Spötter

Von Fedor Wälderlin

Spanien befindet sich gegenwärtig nicht allein politisch, sondern auch geistig in einem jener Zwischenzustände, die stets auf Umwälzungen zu folgen pflegen, und die dazu dienen, die neuen Ideen, denen Raum zur Entfaltung geschaffen wurde, in einer Art Rekonvaleszenz sich heranbilden zu lassen. In die Atempause des literarischen Lebens, die auf die Umsturzbewegung des spanischen Expressionismus folgte — er wirkte seit 1914 und sein apokalyptischer Reiter gegen die gestalterische Prosa war Ramón Gómez de la Serna — fällt die künstlerische Geburtsstunde des heute dreiundvierzigjährigen Dichters Benjamin Jarnés, der, drei Jahre älter als der große Umstürzler, dazu bestimmt war, die Rolle eines die jüngere Generation führenden Suchers nach neuer Form, eines Neugestalters nach vollzogenem Niederbruch zu übernehmen.

Jarnés steht zwischen den Welten, zwischen Individualismus und Kollektivismus, zwischen Romantik und Sachlichkeit, zwischen dem Expressionismus und einem neuen, noch nicht benannten, mit seinen äußeren Anzeichen aber an gotische Struktur gemahnenden Bekenntnis. — Es wäre aufschlußreich, allein seine theoretischen Aufsätze zu untersuchen, die einen bedeutenden Beitrag zur Geschichte der ästhetischen Anschauungen des letzten Jahrzehnts liefern und in denen er einmal wie zum Selbstbekenntnis den jungen Dichtern zuruft: „Die Kunst stammelt. Schwankt. Hält sich zurück. Die Kunst hat Angst. Sie weiß nicht, was sie auf die weiße Wand

malen soll ... Wir werden uns von neuem in die Welt verlieren müssen, lachend, wie Kinder. Mit ihr vertraut werden müssen. Die Scheu vor ihr verlieren müssen. Sie an der Mähne zausen müssen wie einen ans Haus gewöhnten Löwen." — Aber wer wollte entscheiden, wo die Grenze zwischen seinen Essays und seinen Idyllen liegt? Er ist so sehr und im besten Sinne Literat, daß ihm jede Zeile zum ästhetischen Bekenntnis wird, daß ihm das Wunschbild der künftigen literarischen Form mit einer sinnenhaften Wärme, in geradezu erotischer Begehrlichkeit vorschwebt.

Der Dichter Jarnés steht tragisch zwischen zwei Welten. Hier und dort begegnen uns Definitionen seines Wesens, die zwar nicht falsch sind, die ihm aber auch nicht gerecht werden: Er habe nicht die überschäumende Schöpfergabe Ramóns, er sei ein vorwiegend beflissener Künstler, gleichsam ein Tüfteler, er sei formhörig, aber nicht hinreißend ... In der Tat ist Jarnés nicht der Mann mit dem Konkavauge, für den sich jedes Ding wie für Ramón auf den ersten Blick in seine verrückteste Karikatur verwandelt, sondern er bedient sich bei der künstlerischen Arbeit einer sorgfältig geschliffenen Linse, vor der die Welt mit Millionen kleiner Verkrümmungen und Schnörkel versehen, mit Tausenden von Arabesken überschüttet, von deren tastendem Blick alles Seiende vorsichtig in eine wohltuende Ferne geschoben und seiner groben Substanz entkleidet wird. Ganz einfache Dinge werden ganz schlicht erzählt, aber, durch das Netz der Metaphern und Hyperbeln filtriert, sind sie die in einer tieferen Schicht ihres tatsächlichen Bestandes neuentdeckte Welt.

In einem zweiten Sinn ist Jarnés der tragische Wanderer einer Zwischenwelt: Er ist Idylliker und Satiriker. Er nimmt es furchtbar ernst mit dem Streben nach einer neuen Metaphysik, er ist ein lyrischer Gottsucher inmitten der großen Bange geistiger Nachrevolutionszeit. Aber überall begegnet er dem alten Jenseits, das er mit der ganzen Ironie des Superrealisten verhöhnt. Er anerkennt das Schicksal, das über dem Menschen droht. Die Peitsche pfeift, wenn sie, zum Schlag ausholend, durch das Leben saust. Aber der die Peitsche über dem Kreisel schwingt und die goldene oder silberne oder rote Kreiselschnur nach dem Gebrauch in seiner Kammer sorgfältig in numerierte Kästchen legt, ist ein alter, sonderbarer Hagestolz, halb kindisch, halb genial, so etwas wie ein Alchimist, der seinen fixen Ideen mit der Launenhaftigkeit eines Kindes nachgeht und die schönsten Resultate, des Spielens überdrüssig, zum Fenster hinauswirft.

Mit zarten Idyllen hält Jarnés 1925/26 seinen Einzug in die Welt: „El Profesor inútil" („Der unnütze Lehrer"); „Paula y Paulita", „Andrómeda"; „Circe" — 1927; zwischen die romantisch empfundenen Biographien „Vida de San Alejo" — 1928, „Sor Patrocinio" — 1929 — und „Zumalacárregui" — 1930, streut er aber dann die kleinen und großen Satiren „Paula y Paulita" (2. Teil), „Viviana y Merlin, eine Legende" (!) und „Elvira, eine romantische Erzählung" (!); in die gleiche Zeit fallen seine philosophisch-satirischen Romane, kennzeichnende Werke der Zeitenwende: „Niemands Narrheit und Tod" („Locura y Muerte de Nadie") — Konflikt: Geltungstrieb des Ich gegen Freude an der Anonymität — (1928) und „Theorie der Kreiselschnur" („Teoria del Zumbel") — Problem: Menschheit unter den Händen eines spielenden Gottes — (1930). Das letzte zum Abschluß gekommene Werk „Im Bannkreis des Todes" („Escenas junto a la Muerte", 1931) dürfte in seinem erschütternden Ernst als psychoanalytische Autobiographie zu deuten sein, die das ästhetische Problem des Dichters Benjamin Jarnés in tiefer Schmerzlichkeit mit den menschlichsten Dingen verknüpft. (Es sei darauf hingewiesen, daß Fragmente aus „El Profesor inútil", „Viviana y Merlin", „Andrómeda" und „Escenas junto a la Muerte" in der Neuen Rundschau — 1926 — und in der Europäischen Revue — 1929 bis 1931 — in deutscher Übersetzung erschienen sind.)

Das Kollektiv

Von Heinz Dietrich Kenter (Berlin-Gatow)

Das Theater ist auf der Suche nach einer neuen Form. Aus dem Grad der Unruhe, mit der es sucht, kann man den Grad der Zerrissenheit, in der es sich befindet, mühelos ablesen. Auch die großen Versuche des Regisseurs Piscator und des Dramatikers Brecht haben nicht zu einer Erneuerung des

deutschen Theaters geführt. Im Gegenteil: sie haben die Zerrissenheit des Theaters gefördert.
Wo liegen die Ursachen?
Um es gleich vorweg zu nehmen: eine Erneuerung, sei es welcher Sache auch immer, ist nur zu erreichen, wenn eben diese Sache aus der klaren Erkenntnis der ihr gemäßen Mittel heraus erneuert wird.
Der Regisseur Piscator aber fügte dem Theater die ihm wesensfremde Verwendung des Films ein (ein Regieeinfall!), der Dramatiker Brecht pfropfte dem Drama die ihm wesensfremde Theorie vom epischen Drama auf (ein literarischer Einfall!). Hinzu kommt, daß Piscator und Brecht nicht etwa gemeinsam an der Lösung des Theaterproblems arbeiteten, der Regisseur den Dramatiker ergänzte, sondern daß Piscator ebenso verwirrend als Bearbeiter in das Stücke-schreiben eingriff, wie Brecht als Kontrolleur in das Regie-führen.
Ließ aber je Brecht eins seiner Stücke durch Piscator inszenieren? Nein! Sie konnten sich auch ganz unmöglich zu gemeinsamer Arbeit für das Theater zusammenfinden.
Warum?
Brecht ist eine lyrische Begabung. Er propagiert ein seiner lyrischen Begabung entsprechendes Drama: nämlich das epische. Es bleibt da gleich, ob man lyrisch oder episch sagt. Beides: das Lyrische wie das Epische sind Elemente der Statik. Das Drama aber ist seinem ganzen Wesen nach dynamisch. Und wer vom Epischen her ein Drama baut, ist kein Dramatiker, sondern ein Epiker.
Piscator ist eine technische Begabung. Er schafft eine eben solcher Begabung entsprechende Inszenierung: nämlich eine technische. Und es zeigt sich bei all seinen Inszenierungen immer wieder, daß er nicht, wie es die Aufgabe des Regisseurs ist, vom Stück aus inszeniert, darstellerische und räumliche Probleme im Sinn des Stückes löst, sondern daß er das zu inszenierende Stück von einem einzelnen Teil der Regiearbeit her in szenische Bewegung setzt: vom technischen Teil. Und wer vom Technischen her eine Inszenierung baut, ist kein Regisseur, sondern ein Techniker.
Mit den technischen Mitteln Piscators aber ist das epische Drama Brechts ebensowenig in Szene zu setzen, wie eine Inszenierung Piscators mit den epischen Mitteln Brechts. Wenn sich die beiden trotzdem trafen — in einem entscheidenden und für beide sehr bezeichnenden Punkt — in ihrer These: der Schauspieler müsse seine Gefühle „einfrieren" lassen, um zu dem (Brecht und Piscator) gemäßen schauspielerischen Ausdruck zu kommen, so trafen sie sich auch hier nicht etwa zu einer gemeinsamen Förderung aller Mittel des Theaters, sondern zu einem konzentrischen Angriff auf die natürlichen Mittel des Schauspielers, den sie, als den wesentlichen Teil des Theaters, in eine andere Richtung drängen mußten, als er seiner Mittel entsprechend gehen kann. Hätten sie sonst ihre Thesen vom Theater beweiskräftig halten können?
Denn „Einfrieren" heißt doch nichts anderes, als den schauspielerischen Ausdruck, der, ebenso wie das Drama, aus dem Dynamischen lebt, statisch d. h. gegen seine natürlichen Möglichkeiten festlegen. Dieses Statische aber mußten Brecht und Piscator in konsequenter Entwicklung ihrer Gedanken über Theater und Drama vom Schauspieler fordern, weil Brecht in seinem epischen Drama keine dynamischen, sondern eben epische Elemente brauchte, und Piscator zwangsläufig als Kontrast zu seiner hemmungslos auftauenden Bühnentechnik den eingefrorenen d. h. den statischen Schauspieler nötig hatte.
Piscator hat diesen Kontrast: Technik gegen Schauspieler, niemals überbrücken können. Ja, er mußte ihn, um sich als Regisseur zu beweisen, von Inszenierung zu Inszenierung vergrößern. Und riß so die Mittel des Theaters, die entsprechend der Aufgabe des Regisseurs zu einer Einheit hätten gebracht werden müssen, völlig auseinander.
Auch Brecht wird diesen Kontrast: Epik — Drama, nicht überbrücken können. Auch er muß, um seine dramatische Theorie zu beweisen, immer stärker die ursprünglichen dramatischen Mittel verleugnen, womit er sich zwangsläufig auch von den natürlichen Mitteln des Theaters entfernt. Ja, genau wie Piscator, sie auseinanderreißt, wo es doch seine Aufgabe als Dramatiker wäre, Theater und Drama auf der Grundlage ihrer natürlichen Mittel zu einer Einheit zu führen.
Ich habe am Eingang dieses Aufsatzes gesagt: eine Erneuerung, sei es welcher Sache auch immer, ist nur zu erreichen, wenn eben diese Sache aus der klaren Erkenntnis der ihr gemäßen Mittel heraus erneuert wird.

Nun: die Grundbedingung für eine neue Theaterform ist die Erkenntnis einer neuen dramaturgischen Grundform. Ich möchte im voraus beachtet wissen, daß dieses „von der Form ausgehen" nicht gleichbedeutend ist mit einer rein formalen Lösung des Theaterproblems. Vielmehr ist das, was ich Form nenne, gleichbedeutend mit dem Begriff einer neuen dramaturgischen Basis oder eines neuen dramaturgischen Gesetzes. Man hat zwar in den letzten Jahren glauben machen wollen, daß diese neue dramaturgische Basis von dem zu diesem Zweck so getauften „dramaturgischen Regisseur" gefunden werden müsse. Aber einem Drama, das weder eine neue, noch überhaupt eine dramaturgische Basis hat, kann auch der dramaturgische Regisseur nicht zu einer solchen verhelfen. Und es spricht für die völlige Verkennung des Theaters und seiner Mittel, wenn man seine Erneuerung von einem dramaturgischen Regisseur herleiten zu können glaubt. Die Erneuerung des Theaters kann von niemandem anders als von dem Dramatiker selbst herkommen. Und zwar wird sie kommen, wenn der Dramatiker wieder Dramaturg zu sein versteht, d. h. wenn er sein Handwerk wieder beherrschen lernt und von hier aus das Drama neu aufbaut. Das ist es, was ich — dramaturgische Erneuerung des Theaters nenne.

Für diese dramaturgische Erneuerung fordere ich als Regisseur — und alle, die Theaterpraktiker sind, können nichts anderes als das gleiche fordern:

Nicht aus dem Willen zur Sprengung aller Mittel des Theaters darf die dramaturgische Erneuerung kommen, sondern sie muß aus dem konsequenten Willen zu deren Vereinheitlichung stammen.

Sie muß infolgedessen ausgehn von den natürlichen Mitteln des Theaters und nicht von Zwangsmitteln, möge deren Anwendung vom Spielleiter oder vom Dramatiker gefordert werden.

Sie muß jedes Mittel des Theaters zurückführen auf seine ursprüngliche Funktion und, aus solcher reinigenden Zurückführung, jedes einzelne Mittel bei voller Wahrung seiner natürlichen Entfaltungsmöglichkeiten zu einem Gesamtausdruck verbinden, in dem die einzelnen Mittel einander ergänzen und fördern.

In diese Situation tritt im Oktoberheft der „Literatur" mit einem Aufsatz „Produktionsweise und Drama" der Dramatiker Felix Ziege, der im Frühjahr dieses Jahres in Berlin mit seiner „Affäre Bullerjahn" einen durchschlagenden Erfolg hatte. Er stellt die Behauptung auf, daß die Erscheinungsformen der Produktionsweise auch die Formen des Dramas bestimmen und beweist diese Behauptung an Hand der dramaturgischen Form, die Sophokles, Shakespeare und Büchner ihrem Werk gegeben haben. Nicht genug mit Beweisen aus einem literarhistorischen Rückblick, bestimmt er aus einer klaren Erkenntnis der gegenwärtigen Produktionsweise ebenso klar die dramaturgische Grundforderung für das Drama der Gegenwart, dessen Formen er aus den Formen der heutigen Produktionsweise entwickelt. Ich zitiere die entscheidende Stelle: „So stellt sich die moderne Produktionsweise dar als eine Folge in sich abgeschlossener, gleichzeitiger und sich ergänzender ortsverschiedener Produktionsprozesse. Dementsprechend ist auch die Form des modernen Dramas eine Folge in sich abgeschlossener, gleichzeitig spielender und sich ergänzender, aber niemals inhaltgleicher Szenen. Das so und nur das so gebaute Drama ist das Drama unserer Zeit. Denn nur durch die gleichzeitige Darstellung sich ergänzender ortsverschiedener Handlungen können die Probleme unserer Zeit den ihnen adäquaten Ausdruck finden."

Es springt bei dieser ganz nüchternen Formulierung in die Augen, daß Zieges Erkenntnis eine wissenschaftliche ist. Es wird weiter klar, daß diese theoretische Formulierung, praktisch umgesetzt, die Vereinheitlichung aller Mittel des Theaters zu unbedingter und selbstverständlicher Folge hat. Und darüber hinaus wird diese Vereinheitlichung auf einer völlig neuen dramaturgischen Grundform angestrebt.

Als Spielleiter nehme ich zu Zieges dramaturgischer Formulierung folgende Stellung ein:

Ziege geht nicht von einer literarischen Idee aus (wie Brecht). Er geht vom Leben aus. Er erforscht die Gestaltungsgesetze des Lebens. Und entwickelt aus ihnen die Gestaltungsgesetze des Dramas.

Der erste Schritt ist also ganz konsequent aus natürlichen Folgerungen und Ergebnissen abgeleitet. Wenn aber schon in der Grundform das Drama aus dem Leben entwickelt wird, wenn nichts gestaltet werden darf, als das, was der Natur des dramatischen Lebens entspricht, so muß so viel Natur auch dem Spielleiter, der nicht auf technische Einfälle zwangsverwiesen ist, und dem Darsteller, der nichts

mehr „einfrieren" zu lassen braucht, zu statten kommen.

Durchdenken wir kurz die Funktionen des Spielleiters und des Darstellers.

Der Spielleiter hat den Sinn des zu inszenierenden Stücks bloßzulegen und von diesem wesentlichen Zentrum aus die Darsteller zunächst jeden einzelnen zu seiner Figur, hernach die Figurenreihe zu einer einheitlichen, einander ergänzenden und fördernden, dem Leben entsprechenden Darstellung des Dramas zu führen. Daß er zusammen mit dem Bühnenbildner die durch den szenischen Ablauf entstehenden Raumprobleme löst, und zwar stets im Verhältnis zum Sinn des Stücks und zu einer sinnvollen Unterstützung der Darsteller, sei nebenbei bemerkt.

Der Darsteller hat durch Sprache und Gebärde und unter der fördernden Kontrolle des Spielleiters eine Figur dem Leben und dem Sinn des Stücks entsprechend zu gestalten und die gestaltete Figur, wiederum unter der fördernden Kontrolle des Spielleiters, dem Spielvorgang einzugliedern — unter voller Wahrung der Interessen, die seine Figur im Sinne des Stückes beanspruchen darf.

Genau wie bei Zieges dramaturgischer Grundformulierung, wird auch hier das Für- und Ineinander aller am Theater Arbeitenden überraschend natürliche Bedingung, wird völlig offensichtlich, wie eine konsequente Präzisierung der Funktionen hilft, um endlich wieder einmal die Mittel des Theaters in ihrer natürlichen Weite und ihrer natürlichen Begrenzung deutlich zu erkennen. Das Für- und Ineinander der dramaturgischen Grundform geht über Drama, Darsteller und Spielleiter weiter bis zum Bühnenraum, der, konsequent aus der dramaturgischen Grundform entwickelt, so aussehen müßte: man stelle sich fünf bis sechs nebeneinander und übereinander aufgebaute Szenen vor. Man stelle sich weiter vor, daß diese Szenen zwar in sich abrollen, aber in gleichzeitig spielende und einander ergänzende Handlungsbeziehungen treten.

Und nun überlege man, mit welch dynamischer Schlagkraft, mit welch präziser Energie bei solcher Dramen- und Bühnenform der Dialog formuliert, mimisches Spiel und Dialog gegeneinander abgewogen sein müssen, mit welch großem Elan bei solchem Spiel Szene in Szene greifen und Szene um Szene den Gesamtablauf organisch steigern werden. Wie die Mittel des Dramatikers sich wieder klar, scharf, ganz eindeutig entfalten können, wie die Mittel des Spielleiters und Darstellers in ihrer Natürlichkeit verwendet und von jeder Unnatur zwangsläufig entfernt werden. Wie selbst durch solch unerbittlich festgefügte, ineinander greifende und einander ergänzende dramaturgische Form der Starschauspieler und der Starregisseur ausgeschieden werden, und das Ensemble als der Kern jeder gesunden Theaterform wieder notwendig wird.

Die dramaturgische Grundform Zieges muß richtig sein, denn sie gibt dem Drama, was des Dramas, und jedem Teil des Theaters, was des Theaters ist. Drama und Theater aber schließt sie zu jener strengen Einheit zusammen, die, ehemals Ensemble genannt, auch jetzt wieder — in diesem chaotischen Niedergang des Theaters — die einzige Rettung des Theaters ist. Denn nur die konsequente Ensembleleistung, die unerbittliche Kollektivarbeit hält das Theater wirksam.

Das Theater unserer Zeit wird auf der Grundlage der alten dramaturgischen Form nicht mehr zu einer neuen Ensembleleistung kommen, denn die alte dramaturgische Form ist völlig verwüstet und ungültig geworden. Erst das auf der neuen dramaturgischen Form aufgebaute kollektivistische Theater ist das Theater unserer Zeit. Denn nur durch die gleichzeitige Zusammenarbeit der einander ergänzenden und fördernden, völlig persönlichen Faktoren des Theaters: Dramatiker, Spielleiter, Darsteller, kann das Theater unserer Zeit den ihm adäquaten Ausdruck finden.

Frauenromane

Von Maria Prigge (Frankfurt a. M.)

I.

„David Golder" von Irene Nemirowsky ist ein außerordentliches Buch! Eine Geschichte von der Gier nach dem Geld wird kraftvoll und sicher, mit rückhaltloser Offenheit erzählt, ohne daß die Darstellung zur Karikatur verzerrt oder durch moralische Betrachtungen in ihrer Natürlichkeit gestört würde. Der Roman beginnt mit dem Bankrott des Spekulanten Marcus, des langjährigen Kompagnons der Weltfirma Golder & Marcus. Golder hilft ihm nicht. Golder schiebt ihn beiseite. Golder streicht ihn aus. Marcus begeht Selbst-

mord. Der Tod des gleichaltrigen Mannes, der zu müde ist, um mit seinen sechzig Jahren noch einmal von neuem zu beginnen, erschüttert zum erstenmal den Lebensmut Golders und löst in ihm den ersten schweren Anfall von Herzschwäche aus. Furcht vor Krankheit und Tod sind die einzigen Gegner, vor denen Golders Geldgier zurückschreckt. Golder lebt in einer Welt, die nur ein Spiegelbild seines eigenen Wesens ist: Die Männer denken, wie er, nur an Gelderwerb, die Frauen sind Schmarotzer, Nutznießer dieses Geldes. Als Gloria, Golders Frau, von der Krankheit ihres Mannes erfährt, denkt sie nur an die Stockung der Geschäfte, an den Geldverlust. Sie verschweigt ihm die Schwere der Krankheit, damit er sich nicht von den Geschäften zurückziehe. Lieber soll er ein paar Jahre früher sterben, als schon jetzt nicht mehr verdienen! Auch Golders Tochter hat kein Gefühl für den Vater, nicht einmal Dankbarkeit. Sie braucht Geld, viel Geld. Sie ist nun einmal an das luxuriöse Leben gewöhnt. Sie ist nur zärtlich zu ihrem Vater, solange sie ihn um Geld bittet. Eine der kraftvollsten Szenen des Romans ist die Aussprache zwischen Golder und seiner Frau, in der sich beide rückhaltlos ihren Haß ins Gesicht schreien. Er verweigert ihr sein Geld, und Gloria wirft ihm die Wahrheit entgegen, daß ihre Tochter, das einzige Wesen, an dem Golder hängt, nicht sein Kind ist, sondern das Kind des eleganten Hoyos, den sie von dem Geld ihres Mannes aushält. Nachdem das Unternehmen während seines langen Krankenlagers zusammengebrochen ist, zieht sich Golder von den Geschäften zurück. Nun sitzt er allein in seinem riesigen pariser Haus, aus dem die wertvollen Möbel und überladenen Kostbarkeiten fortgeschafft sind, in einem alten verschlissenen Schlafrock am Fenster und hat Angst vor dem Sterben. Jeden Abend besucht ihn ein alter deutscher Jude, der aus Furcht vor einer neuen Inflation sein riesiges Vermögen in Perlen, Diamanten und Smaragden im londoner Safe aufbewahrt und von wahnsinnigem Geiz so besessen ist, daß er seine Familie verhungern läßt, und selbst sein ganzes Leben lang auf Fußspitzen geht, um die Sohlen nicht abzunutzen. Die beiden alten Juden, die den gleichen „finsteren Humor“ haben, sitzen Abend für Abend zusammen, spielen Karten und sprechen über die Geschäfte anderer Leute. Dieses Leben Golders wird noch einmal aufgerüttelt durch den Besuch von Joice, der Tochter Golders. Joice bittet ihren Vater um Geld. Und obwohl Golder weiß, daß Joice nicht sein Kind ist, sondern nur das Kind der Frau, die er haßt, obwohl er Joice durchschaut und ihr ins Gesicht sagt, daß sie nicht ihn, sondern nur sein Geld, nichts als sein Geld brauche, kann er sich nicht dagegen wehren, daß er sie liebt. Obwohl er ihre Zärtlichkeit in ihrer Erbärmlichkeit durchschaut, beglückt sie ihn. Seiner Tochter zuliebe will er noch einmal den Kampf um die verlorenen Millionen aufnehmen. Golder stirbt infolge der geschäftlichen Aufregungen an einem Herzanfall auf einem kleinen schmutzigen russischen Dampfer im Schwarzen Meer, nachdem es ihm gelungen ist, einen günstigen Vertrag mit der Sowjetunion durchzusetzen. Die Zukunft seiner Tochter ist gesichert. Er übergibt seine Papiere seinem Schiffskameraden, einem armen, jungen Juden, der aus seinem kleinen Heimatort auswandert und nichts besitzt als den zähen Willen, Geld, viel Geld zu verdienen. „Sieh mich gut an. Glaubst du, daß es die Mühe lohnt“, fragt der Alte den Jungen. Es liegt der Dichterin fern, den Sinn des Buchs in diesen letzten Worten zusammenzufassen. Denn während Golder stirbt, fährt der achtzehnjährige arme Jude lebenshungrig von dem gleichen Hafen nach Paris, von dem der junge Golder vor fünfzig Jahren arm und lebenshungrig seine Reise in die Welt der Millionengeschäfte unternahm. Es ist Irene Nemirowsky in vollkommenem Maße gelungen, einen geldgierigen Menschen in all seiner Kraft und Brutalität darzustellen.

„Das Kind aus Saal IV“, der Roman zweier Mütter, von Hertha von Gebhardt, hat die ganze Dumpfheit, Schwere und Ungelöstheit des weiblichen Gefühls. Die Anregung zu dem Roman geht auf eine Zeitungsnotiz zurück: im Jahre 1918 kamen im Krankenhaus einer mitteldeutschen Kleinstadt zur gleichen Zeit zwei Knaben zur Welt. Die Schwester, die die Neugeborenen zu betreuen hatte, unterließ es, wie vorgeschrieben, den Kindern sogleich eine Kennmarke umzuhängen. Als ihr beim Baden das eine Kind ertrank, konnte sie nicht angeben, wer nun die Mutter des noch lebenden Kindes sei. Hertha von Gebhardt schildert in ihrem Roman den Kampf der beiden Mütter um das lebende Kind. Jede sagte: „Es ist mein Kind“ — denn das andere Kind ist ja tot. Es kommt eine Einigung zustande. Die arme ledige Marie Kosuweit, deren Eltern sich weigern, den unwillkommenen Familienzuwachs bei sich aufzunehmen, tritt ihre etwaigen Rechte an Johanna Liebrecht, die Frau eines in gesichertem Wohlstand lebenden Architekten ab. Frau Liebrecht, die nicht imstande ist, das Kind zu stillen, nimmt, aus einer Mischung von Dankbarkeit und Schuldgefühl, Marie Kosuweit als



Irene Nemirowsky

Zeichnung von B. F. Dolbin

Amme zu sich ins Haus. Und nun geht der Kampf um das Kind weiter. Die unerträgliche Spannung in dem Zusammenleben der beiden ungleichartigen Frauen wird lebendig. Mit überzeugender Kraft hat Hertha von Gebhardt die Gefühle der Frauen dargestellt, die sich hassen wegen des Kindes und sich finden in der Liebe zu dem Kind: den robusten Egoismus der einfachen Marie Kosuweit, ihre dumpfe zähe Anhänglichkeit an das Kind, und die Schuld und das Angstgefühl der schwachen, nervösen Frau, der zwar das Kind dem Gesetz nach gehört, die sich aber vor der anderen Mutter als Dieb fühlt. Das Hinauswachsen des Mannes über den Zweifel an seiner Vaterschaft kann freilich nicht überzeugen. Dagegen erhebt sich das Ende des Romans wieder zu ungewöhnlicher Höhe: die alte Kinderfrau bringt den entlaufenen Jungen selbst zu seiner Mutter zurück.

II.

Das Buch „An der Leine“ von Mechtilde Lichnowsky ist eine Liebeserklärung an ihren Dackel Lurch, den sie behutsam an der Leine durch dieses beschwerliche Dasein führt. Lurch kennt ihre Gedanken und teilt ihre Meinungen über Hunde und Menschen. Die Leinen dieser Menschen sind heillos

durcheinandergeraten. Anna und Valentin lieben sich und gehören zusammen. Aber Anna hat Artur, ihren Mann. Mit ihm lebt sie in bestem Einvernehmen. Und Valentin hat Hilde, ein kleines anschmiegsames Mädchen und fühlt sich verantwortlich für die „kleine Frau", die in allem klein ist, klein an Verstand, an Geist, an Phantasie, an Herz („sobald sie Herz hat, ist sie nicht mehr klein"). Anna hat nicht die Kraft, ganz ehrlich zu sein und alle Konsequenzen der Offenheit auf



Hertha von Gebhardt

Zeichnung von M. Nehemias

sich zu nehmen. Und sie hat nicht den Mut zur „absoluten Falschheit". Sie ist eifersüchtig. Mechtilde Lichnowsky kann mit diesem widerspruchsvollen „unedlen" Gefühl nicht fertig werden. Sie übersieht, daß Liebe und Eifersucht weder edel noch unedel sind, sondern wie die Kräfte jedes anderen Instinkts der moralischen Wertung nicht zu unterwerfen sind. Gegen die bösen Mächte des niederträchtigen Gefühls ruft Frau Lichnowsky die menschliche Anständigkeit zu Hilfe. Sie mahnt die Eifersüchtige: „to be a gentleman". Aber diese moderne mâze wird, wie schon im Parsifal, bei außerordentlichen Umständen versagen. Und in der Liebe sind immer ungewöhnliche Umstände. Gentlemansein ist eine nur formale Geschicklichkeit. Die Eifersucht bleibt, auch wenn sie nicht gezeigt wird. Lurch ist der Verständigere. Er zeigt, was er fühlt. Könnte er sprechen, würde er auch die Kritik am Kritiker nicht teilen. Mechtilde Lichwnosky ist sehr unzufrieden, „... daß der Kritiker in den seltensten Fällen an das Kunstwerk der Sprache denkt, wenn er seine Rezension schreibt". Aber ich glaube nicht, daß „Sprachefangen des Dichters Trieb" ist. Wie wäre es denn möglich, daß ein echter Dichter selbst durch eine schlechte Übersetzung nicht totzukriegen ist? Stilistische Kunstfertigkeit hat mit dem inneren Leben eines Buchs wenig zu schaffen. Und allein auf dieses unfaßbare, in alle Ewigkeit niemals sterbende Leben kommt es einzig bei dem Wert einer Dichtung an. Die Sprache ist nur Mittel wie die Farbe des Malers. Und nicht deshalb ist das Buch der Mechtilde Lichnowsky wertvoll, weil seine Betrachtungen und Bilder abgestimmt und rhythmisch wiederkehren, sondern weil wir beim Lesen die lebendige Nähe und Wärme eines Menschen empfinden. Deshalb wage ich die Bitte an Frau Lichnowsky: „Lassen Sie es nicht bei Streiflichtern bewenden, schreiben Sie einen ‚Roman' über Artur, Anna, Valentin und Hilde!"

Das neue Buch von Joe Lederer „Drei Tage Liebe" schildert die Liebe des Möbelpackers Franz zu dem Dienstmädchen Lena, schildert mit gefühlsschweren kargen Worten die große Leidenschaft zweier Menschen, die sich sehen und am ersten Tag lieben, am zweiten Tag das ganze Glück des Beieinanderseins genießen und sich schon am dritten Tag mißverstehen, quälen und trennen. Steht das Buch als Roman auch hinter dem „Mädchen George" weit zurück, so konnte es seine Lebendigkeit doch als Manuskript zu dem gleichnamigen, von dem bekannten Regisseur Heinz Hilpert bearbeiteten Tonfilm erweisen, in dem Käthe Dorsch die scheue gläubige Liebe des Mädchens Lena spielt und Hans Albers dem Möbelpacker Franz die Kraft und Zartheit eines großen Gefühls gibt. Die Gestaltung, die der Stoff von „Drei Tage Liebe" im Film gefunden hat, erschüttert und erschreckt durch die einfache Selbstverständlichkeit, mit der Leidenschaft und Tod in dem belanglosen Ablauf des Alltags auftauchen und vorübergehen.

Cécile Lauber bringt zwei Novellenbändchen. „Der Gang in die Natur" ist die Geschichte eines Arbeiters, der mit seiner Frau Samstag, Sonntag über Land geht. Wenn man von der etwas aufdringlichen Symbolik absieht, die unnötig in das Geschehen hineingeheimnist ist, liegt in dieser kleinen dunklen Erzählung eine Welt von Trauer: das Müdesein von einer Arbeit, die nur das notdürftigste tägliche Leben fristet, das Müdesein und doch nie Müdeseindürfen. Aber es lebt auch darin die Wärme und Kraft des untrennbaren Zusammengehörens, des Hand in Handgehens von Mann und Frau. Noch einmal erhebt sich die Hoffnung auf ein gutes Leben in ihrem Herzen, „das immer noch nicht verlernt hat, nach Glück zu schreien". Und es kommt, was kommen muß:



Mechtilde Lichnowsky

Zeichnung von B. F. Dolbin

die trostlose Rückkehr in den Arbeitszwang des Alltags. Die „Chinesischen Nippes" sind mehr als poetische Spielereien, bunte Verkleidungen in fremdländische Bilder, es sind zarte Liebesgeschichten, die zu Herzen gehen. Am schönsten sind „Der Geist des Vaters" und „Der ewige Student".

III.

„Die Kleingläubige" von Ruth Will, mit dem Untertitel „Nach den Aufzeichnungen eines Psychiaters" ist ein sehr merkwürdiges, aufregendes Buch, das zum größten und wichtigsten Teil — der Form nach — die Selbstschilderungen einer Geisteskranken über ihren Zustand enthält. Ich muß vorwegnehmen, daß die rationalistischen und religiösen Ausdeutungen, und die Erklärungen für die unerträgliche Lebensangst der kranken Frau äußerst schwach und unlebendig wirken. Der Wert des Buchs liegt in der lebendigen, eindringlichen Darstellung des „Verrückten", dieses selbstquälerischen Hin- und Herrennens in den Gedankengängen, dieser unerträglichen Spaltung, Spannung des Ichs. Immer wieder versucht die Geisteskranke mit verzweifelter Energie die eine riesige Anforderung zu bewältigen: die Forderung zu leben. Zum größten Teil bedient sich die Erzählung der sehr wirksamen Form einer gejagten, sich überstürzenden Selbstschilderung der kranken Frau, die die Angst vor dem Alleinsein, vor der „Leere" mit dem Ansturm ihrer Worte zu überrennen sucht. Aus Kafkas Schriften und den Bildern der Geisteskranken ist uns diese jenseitige „verrückte" Welt bekannt.

Dem Buch „Die Tochter Lots" von Ola Alsen hat Hedwig Wangel eine Vorrede vorangestellt, die mit den Worten beginnt: „Kein Richter der Welt ist überzeugt, daß die Gefängnisstrafe bessert". Das Buch von Ola Alsen ist ein Tendenzbuch im besten Sinn. Es schildert eindringlich, sachlich die „Verbrechen" zweier Frauen. Die Dirne, die ihrem Zuhälter hörig ist, würde immer wieder den Diebstahl begehen, ohne die geringste Schuld zu empfinden. Ja, sie würde noch viel Schlimmeres tun. Denn sie gehorcht dem Geliebten willenlos. Ihre Gefängniskameradin ist wegen Blutschande verurteilt. Sie war einundzwanzig Jahre alt, als sie ihren Vater zum erstenmal sah. Sie liebten sich beide, wie sich Mann und Frau lieben. Wie konnte sie da Schuld empfinden? Freilich vor Gericht mußten beide Frauen ihre „Schuld" zugeben. Die Dirne begeht Selbstmord aus Angst, später unter dem Einfluß des Geliebten wieder rückfällig zu werden. Die andere verläßt das Gefängnis, körperlich und seelisch gebrochen, „ein Mensch ohne Gegenwart und ohne Zukunft". Ohne aufdringliche, einseitige Parteinahme läßt Ola Alsen diese unglücklichen Schicksale für sich selbst sprechen, und wir sind ihr dankbar für ein Buch, das in dieser eindringlichen Form die Anklage gegen die Sinnlosigkeit unserer Justiz erhebt und die Frage nicht ruhen läßt: „Warum wird bestraft? Um zu bessern?"

In dem Buch „Eifersucht" von Margot Starke erschießt eine Frau ihren Mann aus Eifersucht. Der Roman ist eine Icherzählung. Die Frau des Rechtsanwalts, der die Verteidigung der Gattenmörderin übernommen hat, gibt ihre Eindrücke und ihre Gedanken über das Schicksal der Angeklagten wieder, während sie selbst, die vierzigjährige Frau, von eifersüchtigen Gefühlen gequält wird und fürchtet, ihren Mann an ein junges Mädchen zu verlieren. Ein langes Gespräch zwischen den beiden Frauen ist der Kernpunkt des Buchs. In diesem Gespräch schildert die Mörderin selbst ihre Tat: „Acht Stunden lang beschloß ich, den Mord auszuführen, im entscheidenden Moment beschloß ich, ihn nicht auszuführen, dann aber verlor ich das Bewußtsein und schoß doch." Sehr eindrucksvoll ist die Kritik an dem Gerichtsverfahren: „Der aus Leichtsinn tötete, wird bestraft, der aus Wut tötete, bleibt unbestraft", unbestraft je nach der zufälligen Zusammensetzung des Geschworenengerichts. „Ist das Gerechtigkeit?" fragt die Verfasserin. Freilich nimmt sie engherzig und einseitig Partei für die Frau, für die verlassene Ehefrau. Margot Starke stellt den seltsamen Grundsatz auf, kein Mann habe das Recht, seine gealterte Frau zu verlassen, denn wahre Liebe „verpflichte" zu Gegenliebe. Richtig ist aber die allgemeine Feststellung: „Solange die Frau nicht wirtschaftlich unabhängig vom Manne ist, ist die ganze Frauenfrage müßiges Geschwätz". Das Buch nimmt durch seine Menschlichkeit und Wärme für sich ein, wenn auch Begebenheiten und Menschen um das Thema herumkonstruiert sind.

IV.

„Die silberne Kugel" von Ilse Faber ist ein Fliegerroman aus den finnischen Schären. Nur Männer, Soldaten leben auf der kleinen Festungsinsel und verwilderte Hunde. Soldatendrill, schlechtes Essen, gegenseitige Bespitzelei, aufgeregte politische Parteinahme gegen den Bolschewismus schaffen eine gewitterschwüle Atmosphäre, deren Wiedergabe vollauf gelungen ist. Die sanfte Natürlichkeit einer Frau, der einzigen Frau auf der Insel, einer Russin, die einsam in ihrem Landhaus lebt, Kinderbesuche empfängt und sich von einem gutmütigen dicken Offizier anschwärmen läßt, gibt ein ruhiges wirkungsvolles Widerspiel zu dem kriegerischen Lärm auf der Insel. Die Schilderung eines Brudermordes, das Umherirren des Mörders, seine Reue, übersteigen dagegen das Gestaltungsvermögen der Dichterin.

Drei Frauenschicksale ziehen in Lisa Wengers Buch „Die Longwy und ihre Ehen" an uns vorüber. Am ausführlichsten und liebevollsten ist das Schicksal der Claire Longwy wiedergegeben, ihre freudlose Ehe, ihr stilles, zurückgezogenes Leben in der englischen Familie ihres Mannes, in der jeder sein Gefühl vor dem anderen verschließt und niemand den Mut zu seinem eigenen Glück hat. Erst Joe, die Tochter, kehrt den Wahlspruch der Familie „Deus, non fortuna" rücksichtslos, ein Kind unserer Zeit, ins Gegenteil: „Fortuna, non Deus". Der Reiz des Buchs liegt in der Schilderung ihrer sanften schönen Mutter, die niemals Kraft zum Widerstand findet, die ohne Verbitterung auch dann nachgibt und verzichtet, wenn sie kämpfen müßte.

„Zwischen den Zeiten" von Gusti Jirku ist eine zarte, traurige Liebesgeschichte. Unnötig und überflüssig ist die Einkleidung in eine unechte Adelsromantik.

V.

Worin mag der große Erfolg des Buchs „Die Kathrin wird Soldat" von Adrienne Thomas seine Ursache haben? Das erste Drittel des Buchs, das in Tagebuchform geschrieben ist, enthält die selbstgefällig geschilderten belanglosen Erlebnisse eines hübschen, umschwärmten und begabten Backfisches aus den Jahren 1911—1914. Bei Ausbruch des Krieges meldet sich die Kathrin als Helferin und ist zwei Jahre lang bis zu ihrem Tod im Bahnhofsdienst und schließlich als Schwester in einem Lazarett ihrer Vaterstadt Metz tätig. Sicherlich hat sie dort Tüchtiges geleistet — aber sie ist das kleine Mädchen geblieben. Man könnte auch sagen, Kathrin sei eine „Dame". Aber eine Dame kann den Krieg nicht erleben, selbst wenn sie mit den „zarten gepflegten Händchen" Marmelade einkocht und noch so gewissenhaften, aufopferungsvollen Dienst tut. Gewiß, das Buch ist nicht so verlogen, wie es die Berichte der Illustrierten Zeitungen während des Krieges waren, und sagt Wahrheiten: „Unerhebliche Verluste darf keine Heeresleitung schreiben. Jeder Tote ist nicht unerheblich, sondern unwiderruflich tot." Trotzdem ist der Roman flach und oberflächlich; denn er gibt im Grunde den Krieg so wieder, wie ahnungslose Romantiker ihn sich vor dem Kriege vorstellten. Dabei kennt Adrienne Thomas nicht einmal die Abenteuerlust oder das Kameradschaftsgefühl des Mannes. Es ist beschämend, daß dieser Kriegsroman von einer Deutschen verfaßt worden ist, nachdem die Engländerin Helen Zenna Smith eins der erschütterndsten Bücher (Mrs. Biest pfeift) über den Krieg geschrieben hat.

Das Buch „Schwindel" von Marta Karlweis mutet an wie das breite Gerüst eines riesigen flüchtig hinskizzierten Romans. Das Buch ist mit einer nervösen Hast erzählt, die nirgends verweilen kann und die es danach drängt, immer neue Sensationen aufzustöbern. Über drei Generationen hin wird das Schicksal einer Kleinbürgerfamilie verfolgt, deren ganzes Dasein auf Betrügereien fußt. Selbst der reiche „rettende" Onkel lebt von Unterschlagungen, und die Tochter, die alles Elend „wiedergutmachen" will und die ganze verarmte

Verwandtschaft reichlich mit Geld unterstützt, ist eine Geisteskranke, die drei Jahre lang hohe Beträge aus der Geschäftskasse gestohlen hat. Es ist Marta Karlweis nicht gelungen, diesem haltlosen, armseligen Leben unechter Buntheit eine höhere dichterische Wirklichkeit zu verleihen. Keine der erdichteten Personen ist im Innern ihres Wesens erfaßt, keine ist von der Verfasserin ins Leben gestellt — außer Olga. Einzig in der Darstellung dieser „Realität" des Buchs, der bedingungslosen, stetigen, zu jedem Opfer bereiten Liebe Olgas zu einem Musiker steht auch die Verfasserin auf festem Boden. Die Liebe dieser Frau wirkt überzeugend und die Betrachtung des letzten Kapitels über Olgas „Mut" hat eine erschütternde Eindringlichkeit.

In dem Buch von Rut Landshoff „Die Vielen und der Eine" wimmelt es von amerikanischen Milliardären, reizenden Hunden, russischen Prinzen, Negern, Jazzsängern, netten jungen Männern und wunderschönen Frauen. Amerika, Paris, Berlin sind die Schauplätze dieses pseudo-genialischen Vagabundierens junger Leute, die viel Geld in der Tasche haben und darauf aus sind, etwas Originelles zu erleben, sei es einen Flirt oder einen Lustmord. Es fehlt auch nicht der nötige Zusatz von Sentimentalität, um das flott und leicht geschriebene Buch zu einer amüsanten Unterhaltung zu machen.

„Thomasine von Bärenclau" von Elsa von Bonin ist die Geschichte einer jungen baltischen Aristokratin, die mit ihrer Mutter und vier kleinen Geschwistern von Haus und Hof vertrieben wird. In Deutschland wird die Familie von wohlmeinenden Exzellenzen und gute Ratschläge erteilenden Verwandten gnädig aufgenommen und bekommt ihre Armut bitter zu spüren. Der erste Teil des Buchs schildert den Leidensweg der Mutter, die sich immer wieder von ihren Kindern trennen muß, mit unerbittlicher, lebendiger Wirklichkeitsnähe. Erschütternd ist das Schuldbewußtsein dieser Frau, die ihre Kinder bedient, als ob sie sich vor ihnen schämte, daß sie kein Schloß und keine Diener mehr hat. Der zweite Teil des Buchs, der Weg Thomasines aus einem engen Büro zum Filmatelier in Hollywood ist oberflächlich und zu phantastisch. Es wirkt theatralisch, wenn Thomasine sagt: „... ich will lieber Steine karren und frei sein" und sich zur gleichen Zeit von einem reichen Rechtsanwalt im Flugzeug entführen läßt. Dabei ein großes Gehabe, daß sie sich unberührt erhält! Es bleibt eben noch ein Unterschied zwischen einer Bürgerlichen und einer Aristokratin: die Adlige nimmt nur das Geld. Der Geist der Franziska Reventlow wird hier zu Unrecht beschworen.

Helene Haluschkas „Pfarrer von Lamotte" ist ein Buch voll Natürlichkeit und Wärme. In dieser kleinen Welt im schweizer Jura an der französischen Grenze offenbart sich eine völkerversöhnende Menschlichkeit, wenn die französischen Katholiken in der schweizer Kirche ihr Seelenheil und die katholischen Schweizer ihre Kinder über die Grenze in die französische Schule zu der protestantischen Lehrerin schicken. Das ist nur möglich unter der milden Herrschaft des Pfarrers von Lamotte, der die Barmherzigkeit selber ist, der eine offene ehrliche Sprache liebt und dessen einzige Schwäche darin besteht, daß er gern ein Glas über den Durst trinkt. Der „Pfarrer von Lamotte" ist ein volkstümliches Buch im besten Sinn, voll Humor, Menschlichkeit und etwas Sentimentalität.

Alice Berends „Herr Fünf" ist eine anspruchslose unterhaltsame, sicher und humorvoll geschriebene Geschichte von einem jungen Musiker, der nach vielen romantischen Irrfahrten schließlich dem Glück in die Arme läuft. Das Glück ist ein junges reiches Mädchen und die telegraphische Nachricht, daß seine Oper zur Aufführung angenommen ist. Es herrscht die behagliche Atmosphäre eines sicher zu erwartenden happy ends.

In „Zwischen den Spiegeln" unternimmt Grete von Urbanitzky den ernsthaften Versuch, in die verwirrten seelischen Beziehungen zweier Eheleute einzudringen. Die Mutter nimmt für ihre verstorbene Tochter gegen den Mann Partei. Der Mann aber trauert in solchem Maße um die Tote, liebt sie nun mehr als da sie noch lebte, daß die Vorwürfe der Mutter am Ende schweigen müssen. Es kommt hinzu, daß die Geschehnisse aus dem vergangenen Eheleben von der Mutter als Anklage vorgebracht, ihr Bild unter den Worten des Mannes ändern. Aber es ist nicht angängig, daß auch die Dichterin nicht eindeutig festlegt, welche Darstellung der Wahrheit entspricht. „Zwischen den Spiegeln" ist ein spannender Unterhaltungsroman.

VI.

„Das große Ich" von Anna Schieber. Eine Frau läßt am Totenbett ihres Mannes ihr ganzes Leben an sich vorüberziehen. Ihr Schicksal war ein ewiges „Beiseitestehen", Zurückstehen hinter der Pflegeschwester. An sie verliert sie als Kind die alleinige Liebe ihres Vaters, und später die Liebe ihres Mannes. Schon als sie ihn heiratete, weiß sie, daß er ihre Schwester liebt. Aber sie will es vor sich nicht wahrhaben. Keiner der drei Menschen ist dem Problem der Doppelliebe gewachsen. Der Mann steht unentschlossen zwischen den beiden Frauen, von denen keine den Mut hat, zu geben oder zu nehmen. Die philosophische Lösung, die Aufgabe der Eigenliebe, des „großen Ichs", sind leere Worte, und die Gespräche über Musik sind kitschig. Überzeugend in dem Buch ist allein dieses quälende Gefühl des „Nichtmitdabeiseins", der ewige Kampf um geliebte Menschen, die sich dem weichen liebenswerten Wesen einer anderen freiwillig geben.

„Louis Ferdinand Prinz von Preußen" von Sophie Hoechstetter ist ein Roman aus der Zeit von 1806. Der steife Hof in Berlin mit dem unfähigen, ewig zaudernden König, der Salon der Rahel, in dem sich der Prinz mit Frau von Staël, den Schlegels und der Kriegsrätin Pauline Wiesel trifft, und die kleine Domäne Schricke, wo die Frau seiner „Gewissensehe", Henriette Fromm mit seinen beiden Kindern lebt, bilden den Hintergrund. Briefe des Prinzen sind im Originaltext verwandt. Lebendig dargestellt ist seine Doppelliebe zu Henriette und Pauline. Leider hält sich das Bild Louis Ferdinands in dem üblichen Klischee des genialen Prinzen.

„Die junge Ida Gräfin Hahn-Hahn" von Katrien van Munster ist eine Biographie, die auf einer gründlichen gewissenhaften Benützung aller zeitgenössischen Quellen fußt. Die Verfasserin macht bei der Besprechung der Werke freilich nicht die geringste Wertabstufung. Die sehr minderwertigen Gedichte werden mit gleicher philologischer Ausführlichkeit behandelt wie die Romane. Es ist kein Zufall, daß das Kapitel „Persönlichkeit" nur 10 Seiten umfaßt.

Celida Sesselmann „Die Frau von Gottes Gnaden" erzählt das Leben der Stiftsdame Anna Margarethe Freiin von Gemmingen, die schon mit 23 Jahren Äbtissin wurde, vergebens gegen Jugend und Liebe ankämpfte, ihres Amtes entsetzt wurde und die man später wieder in Ehren zurückholte.

„Eine von Vielen" von Marianne von Angern will nicht mehr sein als eine leichte Unterhaltungslektüre.

Grete Coellens „Doktor Fofumoff" schildert in einer merkwürdig gespreizten exaltierten Sprache die reichlich verworrenen Begebenheiten in der Familie eines russischen Landarztes.

VII.

Keiner besonderen Charakteristik bedürfen die Bücher von Marie Buchner, Sophie Evenius, Marie Grengg, Sophie Hoechstetter („Die wunderliche Erbschaft"), Ilse Jakobs, Marie Klerlein, Charlotte Köhn-Behrens, Friede H. Kraze, Marta Niggli, Else Pfaff, Maria Poggel-Degenhardt, Toni Rothmund, Maria Veronika Rubatscher, Frida Schuhmacher, Margarete Seemann, Grete von Urbanitzky („Sekretärin Vera") und Eva Weidemann.

* * *

„David Golder". Von Irene Nemirowsky. Aus dem Französischen übersetzt von Magda Kahn. Berlin 1930, S. Fischer Verlag.



ERNST KREIDOLF
Grashupfer

12 farbige Bilder mit Versen von Ernst Kreidolf. Gebunden M 6.—

Thomas Mann schreibt über das neue Bilderbuch: Das Buch hat mir großes Vergnügen gemacht. Es ist ein Kinderbuch hohen Ranges . . . feine, phantastische, humorvolle Zeichnungen, die in ihrer Mischung aus künstlerischer Distinktion und kindlicher Drolligkeit sicher sein können, das kritische und das naive Auge zugleich zu gewinnen.

ROTAPFEL-VERLAG / ZÜRICH UND LEIPZIG



Unsere 16 verschiedenen

ORBIS-MALBÜCHER

bilden zu jeder Gelegenheit ein reizendes Geschenk für Kinder

An Hand von trefflichen buntfarbigen Vorlagen können die Kleinen die beigegebenen Figuren beiderseits ausmalen u. sie, da sie auf dicker Pappe vorgestanzt sind, mühelos aus den Bogen heraustrennen. Mittels ebenfalls vorgestanzter kleiner Füße lassen sich die fertigen Figuren aufstellen, wodurch ganz reizende Spielzeuge, wie Städte, Dörfer, Menagerien, Märchenlandschaften usw. entstehen. Unsere diesjährigen beiden Neuerscheinungen

Nr. 15 Tausendundeine Nacht
Nr. 16 Das Puppenheim

sind auf d. Vorderseite abgebildet. Preis nur je RM 2.–

Verlag Haupt & Hammon / Radebeul bei Dresden

Schreibers künstlerische Bilderbücher

Beim Käferldoktor

Text in Versen von Irene Peetz und 11 vielfarbige Bildtafeln von Peter Gitzinger. 21 : 27 cm. In Halbleinen gebunden RM. 2.80

Neue heitere Tierbilder

Bilder und Reime von Karl Rohr. Titelblatt, 8 vielfarbige, 8 schwarze Bilder und mit schönem Außenbild. Querformat 21 : 27 cm RM. 2.40

Die Frankfurter Nachr. betonen, daß man die Produktion der Firma J. F. Schreiber als beste empfehlen und daß es einer derjenigen Verlage ist, auf dessen Güte und inneren Wert man sich verlassen kann.

Prospekt Nr. 806 kostenlos vom Verlag

J. F. Schreiber, Eßlingen a. N.

In der von Leo Weismantel herausgegebenen Reihe »Länder, Abenteuer, Helden« erschienen:

Werner Heinen, Der braune Tod

237 S. u. ein Bilderbuch von der Heide u. ihren Tieren

Nach langem Winterschlaf, schon beim ersten Frühlingsahnen, wird das Wiesel wieder munter, es zieht beutegierig und neugekräftigt auf Eroberung aus. Seine Erlebnisse im Walde, seine Feinde u. die Umgebung des flinken Schädlings werden bildhaft gestaltet zu einem lebendigen, spannungsvollen Erlebnis. Geheftet RM 3.90, in Ganzleinen gebunden RM 4.90

Joseph Velter, Wölfe, Bären und Banditen

160 Seiten, 12 Seiten Bilder und eine Landkarte

Der Verfasser durchquert mit einem Kameraden das verschneite Sibirien, entrinnt um ein Haar den Gefahren der Kälte und den Zähnen der Wölfe. Jenseits der europäischen Kultur verlebt er eine Zeit voller Abenteuer, aufregender Entdeckungen und bitterer Not. Er gibt uns ein lebendiges und eindringliches Bild vom triebhaften Leben und der wild-herben Natur jenes Landes.
Geheftet RM 2.90, in Ganzleinen gebunden RM 3.90

Franz Lichtenberger, Vom Leben der Pflanzen

Ein Gang durch das Jahr mit Abbildungen aus dem Blütenkalender des Jahres

In einer Reihe von köstlichen Kapiteln führt Lichtenberger Junge u. Alte durch das Jahr der Natur. In anschaulicher u. lebendiger Weise führt er zur Erkenntnis der Pflanzen von der Wurzel bis zur reifen Frucht. Geheftet RM 3.90, in Ganzleinen gebunden RM 4.90

J. P. Bachem, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Köln

IDA FROHNMEYER
Gotte Grety

Eine Geschichte für die Jugend
Leinenband RM. 5.20

Dies ist ein mit jugendlichem Temperament frisch und spannend geschriebenes Buch für die Jugend. Ida Frohnmeyer enthält sich einer der Jugend unbeliebten pädagogischen Tendenz, aber sie bietet soviel erzieherisch Wertvolles, daß auch von diesem Standpunkte aus ihre Erzählung als überragend gut angesprochen werden muß.
(Neue Zürcher Zeitung)

HELENE CHRISTALLER
Der Weg ins Leben

Drei Erzählungen für die heranreifende Jugend. 3. und 4. Auflage
Leinwand gebunden RM. 4.40

Eine prachtvolle Gabe für die heranwachsende Jugend. In lebensvoller u. in ermunternder Weise wird geschildert, wie junge Menschenkinder sich aus körperlicher und geistiger Bindung befreien und durchdringen zu glückhaftem Leben.
(Bücher, die auf uns warten)

HELENE CHRISTALLER
Das vierblättrige Kleeblatt

Aufzeichnungen eines Kindes
Leinwand gebunden RM. 4.—

Ein prächtiges Kinderbuch, vielleicht fast noch mehr für Kinderfreunde. Ein Blick in volles, echtes Kinderleben. (Thg. Tagespost)
Ein fröhliches Buch für Mütter und Kinder.
(Bücherei der Frau)

IDA FROHNMEYER
Zwei Häuser gegenüber

Eine Erzählung fürs Jungvolk
Mit 5 Bildern. Leinenband RM. 3.80

Eine ausgezeichnete Geschichte für Kinder und ihre Freunde. Wie es zuging, daß sich die Kinder aus Nachbarhäusern und die beiden Familien, deren Lebenskreise so verschieden waren, zueinander fanden, das hat die Verfasserin in feiner Weise erzählt. Sie hat aus dem sprühenden, blühenden Leben geschrieben, gleich wertvoll für Kinder wie Erwachsene.

HELENE CHRISTALLER
Meine erste Reise

und andere Erzählungen für die Jugend
Leinwand gebunden RM. 3.—

ERNST ESCHMANN
Die Schlittschuhe

Eine Erzählung für jung und alt
In Halbleinwand gebunden RM. 2.—

WALTER KELLER
Tessiner Sagen

Leinenband RM. 2.50

Heinrich Majer, Verlagsbuchhandlung, Basel

Johanna Spyri

Neue preiswerte Volksausgaben:

Heidis Lehr- und Wanderjahre	Leinen	M 2.40
Heidi kann brauchen, was es gelernt hat	,,	M 2.40
Beide Bände in einem Bande	,,	M 3.85
Wo Gritlis Kinder hingekommen sind	,,	M 2.40
Gritlis Kinder kommen weiter	,,	M 2.40
Beide Bände in einem Bande	,,	M 3.85
Keines zu klein, Helfer zu sein	,,	M 2.75
Heimatlos	,,	M 2.75

FRIEDR. ANDR. PERTHES A.G. / STUTTGART

Tamara Ramsay *NEU!*

Die goldene Kugel. Märchen und Erzählungen. Mit ca. 60 Federzeichnungen der Verfasserin. In Leinen geb. M 5.50

In der Reihe »**Perthes Wunderbücher**« erschien:

Das Wunderbuch der Pflanzenwelt
Mit 214 phot. Aufnahmen von Ernst Fuhrmann. In Leinen geb. M 8.50
Die schönste Einführung in das grüne Wunder der Natur!

FRIEDR. ANDR. PERTHES A.G. / STUTTGART

„Das Kind aus Saal IV." Von Hertha von Gebhardt. Berlin 1929, Ullstein Verlag.

„An der Leine." Von Mechtilde Lichnowsky. Berlin 1930, S. Fischer Verlag.

„Drei Tage Liebe." Von Joe Lederer. Berlin, Universitas Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft.

„Der Gang in die Natur." Von Cécile Lauber. Zürich und Leipzig 1930, Grethlein & Co. Seldwyla-Bücherei 20.

„Chinesische Nippes". Von Cécile Lauber. Zürich und Leipzig 1931, Grethlein & Co. Seldwyla Bücherei 23/24.

„Die Kleingläubige." Von Ruth Will. Leipzig, Anneliese Wallmann Verlag.

„Die Tochter Lots." Von Ola Alsen. Leipzig 1930, Ernst Oldenburg Verlag.

„Eifersucht". Von Margot Starke. Tübingen 1930, Alexander Fischer Verlag.

„Die silberne Kugel." Von Ilse Faber. Jena 1930, Eugen Diederichs.

„Die Longwy und ihre Ehen." Von Lisa Wenger. Leipzig und Zürich 1930, Grethlein & Co.

„Zwischen den Zeiten." Von Gusti Jirku. Leipzig-Wien 1931, E. P. Tal & Co.

„Die Kathrin wird Soldat." Von Adrienne Thomas. Berlin 1930, Propyläen-Verlag.

„Schwindel." Von Marta Karlweis. Berlin 1931, S. Fischer Verlag.

„Die Vielen und der Eine." Von Rut Landshoff. Berlin 1930, Ernst Rowohlt Verlag.

„Thomasine von Bärenclau." Von Elsa von Bonin. Leipzig 1931, Philipp Reclam jr.

„Der Pfarrer von Lamotte." Von Helene Haluschka. München 1930, Jos. Kösel und Friedrich Pustet Verlag.

„Herr Fünf." Von Alice Berend. Berlin 1930, S. Fischer Verlag.

„Zwischen den Spiegeln." Von Grete von Urbanitzky. Stuttgart 1930. J. Engelhorns Nachf.

„Das große Ich." Von Anna Schieber. München 1930, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.

„Louis Ferdinand Prinz von Preußen." Von Sophie Hoechstetter. Leipzig 1930, Koehler u. Amelang.

„Die junge Ida Gräfin Hahn-Hahn." Von Katrien van Munster. Graz 1929, Stiasnys Söhne.

„Die Frau von Gottes Gnaden." Von Celida Sesselmann. München 1931. Parcus & Co.

„Eine von Vielen." Von Marianne von Angern. Stuttgart und Berlin 1930, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf.

„Doktor Fofumoff." Von Grete Coellen. Frankfurt a. M. 1930, Rütten u. Loening Verlag.

„Rupert Brosenius." Von Marie Buchner. Heilbronn 1930, Eugen Salzer.

„Katharine Kepler." Von Sophie Evenius. Herborn 1931, Oranienverlag.

„Die Flucht zum grünen Herrgott." Von Marie Grengg. Wien, Berlin, Leipzig, Adolf Luser Verlag.

„Die wunderliche Erbschaft." Von Sophie Hoechstetter. Berlin 1930, Volksverband d. Bücherfreunde. Wegweiser-verlag G. m. b. H.

„Lothringische Geschichten." Von Ilse Jakobs. Frankfurt a. M. 1930. Englert u. Schlosser.

„Heimat." Von Marie Klerlein. Glatz 1930, Glatzer Bücherstube.

„Ina Iversen." Von Charlotte Köhn-Behrens. Stuttgart, Süd-Verlag.

„Mysterium." Von Friede H. Kraze. Braunschweig, Helmuth Wollermann Verlagsbuchhandlung (W. Maus).

„Zwischen Zwanzig und Dreißig." Von Martha Niggli. Freiburg im Breisgau 1930, Herder & Co. G. m. b. H.

„Aus Frau Pauline Braters Mädchenjahren." Von Else Pfaff. München 1931, C. H. Becksche Verlagsbuchhandl.

„Veltin Helner." Von Maria Poggel-Degenhardt. Hildesheim, Franz Borgmeyer.

„Glas." Von Toni Rothmund. Leipzig 1930, Philipp Reclam jr.

„Der Lusenberger." Von Maria Veronika Rubatscher. München 1930, Josef Kösel u. Friedrich Pustet.

„Auf dem Sonnenbühl." Von Frida Schuhmacher. Berlin 1930, Martin Warneck.

„Blühender Dorn." Von Margarete Seemann. Innsbruck, Wien, München 1930, Verlagsanstalt Tyrolia.

„Sekretärin Vera." Von Grete von Urbanitzky. Hannover 1930. Adolf Sponholtz Verlag G. m. b. H.

„Du siehst mich nicht." Von Eva Weidemann. Weimar 1931, Erich Lichtenstein Verlag.

Proben und Stücke

„Vogelpflege auf dem Boschhof"

Aus: „Robert Bosch". Herausgegeben von Theodor Heuß

(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1931) Vgl. S. 77

Es ist eine Freude, auf dem Boschhof zu sehen, wenn der alte Herr seinen Lieblingen Flaumfedern ausstreut, wie von allen Seiten, von den Giebeln der Dächer die Schwalben in großer Zahl angeflogen kommen und die Federn in elegantem Flug zum Bau ihrer Nester holen. Gerade für die Schwalben hat von Wacquant billige und zweckmäßige Nestgrundstöcke geschaffen, die leicht anzubringen sind und von den Schwalben vollends ausgebaut werden. Aber neben den Schwalben haben sich auch viele andere Vögel in den ihnen bereiteten Niststätten eingefunden. Was sie im Frühjahr, Sommer und Herbst an Insekten täglich vertilgen, mag man ohne Übertreibung nach Zentnern berechnen. Es ist einleuchtend genug und im Experiment nachgewiesen, daß der Milchertrag einer Kuh wesentlich steigt, wenn sie es nicht notwendig hat, eine große Menge von Energie aufzuwenden, um durch ständiges Schlagen mit dem Schwanz sich der Blutsauger zu erwehren! Die Obstbäume brauchen dort keine Leimringe mehr, man braucht nicht mit giftigen Gasen zu kommen, nicht mit Fliegenspritzen und ähnlichen Dingen der modernen Schädlingsbekämpfung. Man hat auf dem Boschhof einfach die natürlichen Feinde der Insekten zu deren wirksamer Bekämpfung engagiert. Den meisten Menschen und auch der Mehrzahl der Landwirte ist die Berührung mit der Natur in dieser Hinsicht abhanden gekommen. Es war charakteristisch, daß bei einem Besuch der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft gerade diese Vogelschutzeinrichtungen „Boschniens" das stärkste Interesse fanden. Die moderne Baum- und Forstkultur bringt es mit sich, daß abgestorbene, hohle Bäume und damit leider auch automatisch viele Nistgelegenheiten für die Höhlenbrütler vernichtet werden. Wacquant hat es verstanden, seinen gefiederten Freunden, bei denen größte Wohnungsnot herrscht, billige Wohngelegenheiten zu schaffen. Die kleinen Wäldchen, die im ursprünglichen Sinn des Besitzers als Naturschutzdenkmäler stehengeblieben waren, sind jetzt recht zu Vogelschutzgehölzen geworden, die keine Axt und keine Säge mehr berührt. Raubzeug wie Katzen, Füchse, Wiesel usw. wird weggefangen, solche Wäldchen beherbergen oft mehrere tausend Vögel.

Echo der Zeitungen

Aus: Thomas Manns Ansprache an die Jugend

„Wie sehr auch Europa, besonders durch den Krieg, sich moralisch bloßgestellt haben möge; wie sehr es durch die angerichteten Verwüstungen und durch die Unangepaßtheit seiner inneren Organisation wirtschaftlich ins Hintertreffen geraten sein möge — irgendwelche überzeugenden Anzeichen für seinen biologischen Niedergang sind schlechterdings nicht auffindbar; im Gegenteil: jeder Tag bedrängt uns mit Eindrücken von seiner vitalen, aller Not trotzenden geistigen und physischen Leistungslust, und seine natürliche Führerschaft, die Welthegemonie der weißen Rasse, ist im Grunde unangetastet.

Diese Überzeugung entspringt nicht der naiven Überheblichkeit, die nicht wüßte, welche geistigen Werte die Menschheit außereuropäischen Kulturen, dem Erdosten etwa, verdankt. Der umfassende Eklektizismus, die unendliche Neugier Europas haben es immer empfänglicher gemacht für diese Werte, aber wer seine Empfänglichkeit für Schwäche hielt, der täuschte sich sehr über ihr königliches Wesen. Es ist nicht Schwäche und Abdankung, wenn Goethe den Hafis nachahmt, es ist das genaue Gegenteil. Europa wird nicht aufhören den Blick der Welterwartung auf sich gerichtet zu fühlen, sei es auch, daß es ihn los sein und abdanken möchte. Ein solcher Antrag würde nicht angenommen werden, aus dem einfachen Grunde, weil nichts vorhanden ist, was Europas Herrschaft ersetzen könnte. Sie bleibt vorderhand eine menschliche Gegebenheit; und ich wollte, die weiße Jugend, sei sie vom Sport auch noch so braun, öffnete ihr Bewußtsein dieser aristokratischen Überzeugung als einer Tatsache, sie ließe ihr Lebensgefühl davon durchdringen und glaubte stolz und fest an die damit verbundenen Pflichten und Rechte. Das würde sie tüchtig machen, die Aufgaben zu erfüllen, die die Zukunft unseres Erdteils ihr stellt, und es würde sie feien gegen mancherlei Verwirrung, Versuchung und Verführung, die die Zeit gegen ihre Willenskraft aussendet.

Die Bürgerwelt ist nicht Europa. Möge es mit jener am Ende sein — wie man behauptet —, so ist es darum nicht am Ende mit dem Abendland. Das Gedächtnis der Kultur ist älter als hundert oder auch vierhundert Jahre, und als teuerste geschichtliche Erinnerung sollte der Jugend noch immer die Epoche der Perserkriege gelten: der Entscheidungssieg des formgewillten Geistes über die sarmatische Masse, der Auserlesenheit über sklavisches Gewimmel." (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 209.)

*

Wilhelm Raabe
(Zum 100. Geburtstag)

„In den rund fünfzig Jahren seiner Schriftstellerei hat er mindestens jedes Jahr seinen Band geschrieben, und dennoch hat noch kein Mensch gewagt, ihn einen Vielschreiber zu nennen. Er mußte ums liebe Brot schreiben, aber an seinem Werk ist nichts Literatenhaftes. Neben ihm entstehen und vergehen literarische Moden; er macht keine mit, bekämpft keine. Familienroman, Professorenroman, Naturalismus — alle längst vorbei. Raabe steht außerhalb der Entwicklung. Jeder Versuch, ihn einer Schule, Gruppe, Zeitströmung zuzuweisen, trifft daneben.

Er war kompromißlos. 1885 widmete Reclams Universal-Bibliothek ihm die Nummer 2000. Mancher hätte die Gelegenheit benutzt, mit einer des Massenerfolgs sicheren Erzählung um das Wohlwollen einer breiten Gönnerschaft zu buhlen. Raabe gab dem Verlag die höhnische, fast menschenfeindliche Novelle ‚Zum wilden Mann', da er sie für eine seiner besten hielt. Auch Raabes Art des Vortrags wird, je mehr er ganz er selbst wird, kompromißlos. Man hat das Gefühl, er schreibe nur für sich selbst, wenn er noch so oft den Leser direkt anspricht. Er wird beim Schreiben langsam warm; der Leser beim Lesen. Der Leser muß mit ihm gehen. Es fällt ihm nicht ein, sein episches Garn glatt abzuwickeln. Er läßt es scheinbar unachtsam am Boden schleifen, sich verfangen, verwirren. Er zieht, zerrt, reißt hier die Schnur ab, löst dort den krausen Knäuel geduldig Knoten um Knoten, knüpft hinterlistig wieder an. Es ist die großartig spielende Technik Jean Pauls, die auf Sternes ‚Tristram Shandy' zurückgeht. Kein deutscher Erzähler würde so wie Raabe verdienen, die weithin sichtbare Stellung einzunehmen, die Charles Dickens in England einnahm: Freund, Erzieher, Führer, Warner ganzer Generationen zu sein. Keiner hat das sich selbst und seiner Leserschaft so schwer gemacht. Seiner reichen Persönlichkeit nach scheinbar berufen, der klassische Erzähler der deutschen Nation zu sein, wird er der verschwiegene Liebling der Stillen im Lande, die in seine mit Hecken und Gestrüpp verteidigte Welt zäh und langsam vorgedrungen sind. Ausgesprochener Ostfale, scheint er selbst nicht allen Norddeutschen zu munden, aber ich habe begeisterte Verehrer Raabes in kleinen, entlegenen südbayerischen Nestern angetroffen. Nicht dem Dogma, aber seiner ganzen Geistesart nach ist er evangelischer Christ; aber ich kenne

katholische Geistliche, die für ihn schwärmen und in der Welt seiner Gestalten vorzüglich Bescheid wissen. Wie bezeichnend ist Ludwig Thomas Verhältnis zu ihm: Thoma, vielleicht Raabes polarer Gegensatz, sah sehr wohl seine künstlerischen Schrullen und Mängel, er setzte sich sogar kritisch mit ihnen auseinander, besonders im ‚Stadelheimer Tagebuch', und dennoch hatte der Verfasser des ‚Wöst' und der ‚Lausbubengeschichten' zeitlebens für den des ‚Hungerpastors' eine warme Sympathie des Herzens, und er konnte aufbrausen, wenn er ihn ungerecht kritisiert fand." Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 243).

„Man charakterisiert Raabe falsch und richtig, wenn man ihn einen ‚gemütlichen' Dichter nennt; falsch, wenn man unter gemütlich das Behagliche des Ofenbankerzählers versteht — das ist Raabe nur zuweilen —, richtig, wenn man damit sagen will, daß es von Raabe keine Zeile gibt, die nicht vom Herzen mitgeformt und mitgedacht ist.

Raabes tiefster Roman hat den Titel ‚Unruhige Gäste'. Nach Raabe sind wir alle unruhige Gäste auf dieser Erde. Raabes Werke handeln also nicht von der Behaglichkeit des Lebens, sondern von seiner Unruhe. ‚Abu Telfan', ‚Der Schüdderump', ‚Die Akten des Vogelsangs', ‚Prinzessin Fisch' — um nur die charakteristischsten Schöpfungen zu nennen — sind hierfür die besten Zeugnisse. Der unstete Mensch, der Mensch mit dem ‚leichtbewegten Herzen', der sehnsüchtige, der ringende, der zweifelnde Mensch — ihn gestaltet Raabe. Wie kommt es nun aber, daß trotzdem Raabes Werke so beruhigend, so entspannend wirken, daß man sie geradezu als Ausgleichsgymnastik der Seelen benutzen kann und benutzt hat? (Tatsächlich verordnen fortgeschrittene und kultivierte Nervenärzte in Sanatorien ihren ‚unruhigen Gästen' zunächst einmal Bettruhe mit Raabe-Lektüre!) Woher stammt, wenn die Unruhe, nicht die Ruhe Raabes psychologisch-episches Grundthema ist, dieser balsamische Hauch des Friedens, der uns anweht, heilend und ermutigend, wenn wir uns in Raabe vertiefen?

Mit diesen Fragen stehen wir vor der Pforte, die das Geheimnis des großen Dichters birgt. Das Geheimnis des großen Dichters aber ist hier verbunden mit dem Geheimnis des großen Menschen." Hellmuth Falkenfeld (B. T. 418).

„So wuchs der erdenhafte Realismus von Raabes Naturgeschichte des deutschen Volkes immer wieder über den Ausschnitt, den scheinbaren Winkel von Wanza, Bumsdorf oder Altershausen zum Querschnitt durch deutsches Leben schlechthin, seine scheinbaren Sonderlinge und Eigenbrötler wurden zu pfadweisenden Menschenbildern, jede seiner reifen Darstellungen zum Weltbild. Und inmitten eines neuen religiösen Werdens, dessen Rütteln an unseren Seelen wir alle fühlen, spricht auch heute seine nach der Botin Pauli benannte Phöbe der ‚Unruhigen Gäste' ihr Schlußwort; zwischen die ungeheure, dialektisch gesteigerte Inbrunst Dostojewskijs und die alternde Weltkritik Westeuropas, mitten in den andere Götter suchenden Nationalismus der Völker hinein ertönt ihr aus dem Kern des Christentums wie aus der Mitte deutschen Gefühls strömendes: ‚Daß mir keines den Reigen stört.'

Hier gipfelt das größte erzählerische Werk, das aus deutscher Seele im 19. Jahrhundert der Welt beschert ward. Daß diese Lebensarbeit doch noch bei ihres Schöpfers Lebzeiten nach ihrem Schwergewicht erkannt wurde, hat über die letzten Jahre Wilhelm Raabes jenes Licht gebreitet, von dem er nach seinem 75. Geburtstage schreibt: ‚Vom Abendsonnenglanz geblendet, Dank!' Nun saß er, von Liebe und treuester Freundschaft umhegt, in seinem Braunschweig, einer Pilgerstätte für Menschen auf allen Stufen des deutschen Lebens, endlich als der Gestalter des Lebens empfunden, der zugleich ein Seher über die Zeit war. Umrankte ihn, den Genossen der Kleidersellerrunde, ein Kranz von wahren, halbwahren und unwahren Anekdoten, so wuchs die ehrwürdige Erscheinung mit und an ihrem Werk zugleich schon bei Lebzeiten in die halbmythische Gestalt eines treuen Eckarts hinein.

> Es geht eine Sage: Der alte Raabe,
> Odins Vögel klagen auf seinem Grabe —

so hat Richard Dehmel alsbald nach des Meisters Tode diesen auch Fremde und Ferne überwuchtenden Eindruck seines Wesens, wie es zuletzt war, mit bleibender Geltung umrissen." Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 208).

„Die Aktualität von Raabes unsterblichem Werk liegt keineswegs allein in seiner ideal-reformatorischen Funktion. Raabe ist nicht nur ein Mittler zwischen unserer Zukunft und unserer Tradition, soweit sie echt ist und darum gerettet werden muß, er weist als dichterischer Gestalter in eine Zukunft, die identisch ist mit unserer Gegenwart. Wenn es unter uns einen Künstler gibt, der uns glauben lehrt, daß wir unser letztes Wort in der Geschichte menschlichen Geistes noch nicht gesprochen haben, so ist es Ernst Barlach. Wie durch alle Dramen Ernst Barlachs der ‚arme Vetter' geht, der sich an der Gesinnung und dem Treiben der Welt wund stößt, so geht durch alle Werke Wilhelm Raabes der Mann aus Tumurkieland, der dasselbe tut. Aber nicht, daß er es tut, ist das Entscheidende, sondern wie er es tut. Frühere Beurteiler auch und gerade solche, die für das Ethos Raabes das Organ hatten, kamen nicht darüber hinweg, daß sich seine Gestalten schließ-

lich in die Nebel verlören, die der Dichter aus Schmerz und Humor zusammengebraut habe.
Aber dieser angebliche Nebel ist in Wirklichkeit die Atmosphäre, welche die Gestalt nicht verhüllt, sondern eigentlich erst recht deutlich macht. Man hat in Raabe viel zu sehr die künstlerischen Elemente der Vergangenheit betont, das was zweifellos von Sterne und Jean Paul kommt, und dabei übersehen, was ebenso zweifellos spezifisch Raabisch ist, jenen brauenden Dunst, aus dem Hans Iver und alle Menschen Barlachs kommen. Sterne und Jean Paul beleuchteten Raabe, aber das Licht kommt aus ihm selber, in dem seine Gestalten wirklich lebendig werden." Albert Malte Wagner (Berl. Börs.-Cour. 417).
Vgl. auch: Wilhelm Fehse (Tag, Unt.-Rundsch. 6. Sept. u. a. O.); Herbert Eulenberg (N. Bad. Landesztg. 454); Karl Friedrich Hermann (Stuttg. N. Tagbl. 418); Paul Feldkeller (Königsb. Allg. Ztg. 420); Kurt Wasserfall (Gieß. Anz., Familienbl. 70); Max Jungnickel (ebenda); Adolph Meuer (Mannh. Tagebl. 243); Wilhelm Schmidt (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 489); Hanns Martin Elster (ebenda); Hans Harder (Hess. Kur. 207); Rich. Thassilo Graf von Schlieben (D. A. Z. 412 u. a. O.); Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 209); Eberhard König (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 423); Karl Meißner (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 421); Max Jungnickel (Deutsche Ztg. 204b); Otto Buchmann (D. A. Z. 405 u. a. O.); Georg von Loesen (Deutsche Ztg., Kultur 209); Franz Linde (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 248); Johann Frerking (Hannov. Kur. 416/17); Friedrich Daab (Ostpreuß. Ztg., Sonnt. 33); Otto Ostertag (Schwäb. Merkur, Sonntagsbeil. 208); Dr. St. (Königsberg. Allg. Ztg. 417); Hermann Wendel (Vorw. 417); A. H. K. (D. A. Z. 408); Heinrich Spiero (D. A. Z., Unt.-Bl. 409); Albert Espey (Tag 214); Herbert Leisegang (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 431); Leo Beriger (N. Zür. Ztg. 1697); Norbert Jacques (N. Zür. Ztg. 1733); H. G. Brenner (Berlin a. Morgen 209); Köln. Volksztg. (422).
Unveröffentlichte Briefe: Ludwig Stettenheim (B. T. 421); Adolph Stülpnagel (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 208); Otto Güntler (Schwäb. Merkur, Sonntagsbeil. 208).

*

Frank Harris

„Frank Harris war schon rein äußerlich eine einzige Herausforderung. Ich lernte ihn kurz nach dem Kriege kennen, als er fast nach einem halben Jahrhundert wieder das Weltdorf Berlin, wie er es nannte, besuchte. Es war an einem Wintertag, an der Tür eines Restaurants, in das uns ein gemeinsamer Freund zum Frühstück einlud. Ich sah quer über die Straße einen Mann auf uns zukommen, im Pelz, mit hellen Gamaschen und einem unwahrscheinlichen, trippelnden Gang, der fast wie ein übermütiges Tänzeln war. Ich war auf einen alten Herrn vorbereitet — die Epoche Oscar Wilde, mit der man ihn immer in Zusammenhang brachte, schien mir so unendlich weit entfernt zu sein, einem abgeschlossenen Abschnitt der Literaturgeschichte angehörend, daß ich über diesen sich so jugendlich gebärdenden Herrn beinahe erschrak. Das dichte gescheitelte Haar war damals noch rabenschwarz gefärbt, in dem geröteten Gesicht sprang eine spitz zulaufende, aufgeworfene Nase mit breiten beweglichen Nasenlöchern herausfordernd hervor, unter dem aufgezwirbelten, ebenfalls pechschwarzen Schnurrbart spreizte sich ein großer Mund mit blitzenden Zähnen, und nur ein Netz feiner Fältchen um die kleinen Augen, die kaltgrau in dem Rot des Gesichts standen, wußte von Alter zu erzählen. Die tiefe, ein wenig heisere Stimme überraschte durch ihre Wucht bei der fast preziös wirkenden Erscheinung — und diese Stimme polterte, sprudelte, grollte, kicherte, fiel wie ein Sturzbach über einen herab. Dabei agierten unablässig die kleinen, harten, verarbeiteten Hände, die Augen zwinkerten dem Gepolter der Stimme zu — der Schnurrbart tanzte auf und ab, die Nasenlöcher waren mit in die Bewegung fortgerissen — alles an diesem Gesicht war ein Aufruhr, der die Jagd der Worte begleitete. Er wirkte unwirklich und vertraut zugleich — als ob man ihm schon einmal begegnet wäre — und sich im geheimen Gruseln an diese Begegnung erinnerte. Auf einmal wußte ich, er war eine Wedekindsche Erscheinung, von einer fast grotesken Dynamik, und auf der berliner Bühne jener Zeit, die die Wedekindsche Hochkunjunktur erlebte, viel mehr zu Hause als in unserer eigenen Wirklichkeit.
So sah ich ihn oft während der langen Wochen seines berliner Aufenthalts. Am Abend im Frack mit rotsamtner Weste, sah er noch echter aus als am Tage. Sein Erzählertalent fand auch am Abend seine höchsten Wirkungen, seine Bücher erschienen blaß und matt im Vergleich zu seinen Schilderungen im Gespräch. In dieser tiefen Stimme wurden Stimmen längst verstorbener Menschen wieder lebendig — selbst Frauenstimmen spiegelten sich in dem spröden Organ — Sarah Bernhardts große Rhetorik tauchte auf und verging — eine Geste schuf eine ganze Bühne um ihn — Frank Harris ging durch das Zimmer auf und ab — und Charlie Chaplin wurde unheimlich greifbar heraufbeschworen — wie der Abend fortschritt, war das Zimmer von der Anwesenheit unzähliger berühmter Gestalten erfüllt." Antonina Vallentin (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 204).
„Frank Harris ist als Biograph ein Epiker großen For-

mats, ein Darsteller, der seine subjektiven Auffassungen so zwingend vorträgt, daß sie auch nicht den geringsten Zweifel übrig lassen. Durch diese scharf disponierende Überlegenheit dem Stoff gegenüber, hat er auch die vielen Rätsel gelöst, die um die Figur Oscar Wildes, dem Kenner seiner Werke, dem Leser anderer Biographien undurchdringlich schienen. Großes Aufsehn erregte in Deutschland ein selbstbiographisches Werk Frank Harris'. Trotzdem es für die deutsche Ausgabe gekürzt wurde, las man hier zum erstenmal Beichten und Selbstbekenntnisse eines Mannes, der nicht vor den allerintimsten Erlebnissen Halt machte und sie mit äußerstem Fanatismus der Erkenntnis zur Klarstellung aller triebhaften Elemente innerhalb eines bewegten Abenteurerdaseins heranholte. Die Darstellung freilich steht auf einem so hohen Niveau, daß alle Anwandlungen der Bedenklichkeit gegen die Bloßstellung der eigenen Privatgeheimnisse zurücktraten." Emil **Faktor** (Berl. Börs.-Cour. 398).

„Noch merkwürdiger, daß das alles bei Harris sich mit einem großen und tiefen Wissen verbindet. In Heidelberg hat er zu Füßen von Kuno Fischer gesessen. In London nannte er Ruskin seinen Freund. Das Philosophische, das Idealistische zieht sich durch diese entwurzelte Geistigkeit wie eine magnetische Orientierung, der sie sich in keinem Augenblicke entzieht. Nur ist die Anziehung nie mächtig genug, um die verflatternden Elemente einer kosmopolitischen Bildung zur Zentrierung zu bringen. Oscar Wildes Ästhetizismus hat Harris tief verstrickt, ohne ihm den Charme mitzugeben, der Wildes Artistentum so reich macht.

Harris war ein großer Verehrer Deutschlands. Er hat zu Beginn des Weltkrieges eine Vortragsreise in den Vereinigten Staaten unternommen, um die Amerikaner aufzuklären über die wirkliche Lage in Europa. Harris hat sich in einem geirrt: Er glaubte an den deutschen Sieg. Aber er hat damals höchst beherzigenswerte Dinge gesagt, die sich heute noch viel prophetischer lesen. ‚Vergleichen Sie das englische Ideal mit dem deutschen Ideal. Das eine Land eine Insel, das andere der Mittelpunkt des Kontinents. Auf der Insel bekommt das Individuum die größere Wichtigkeit. Darum gibt es in England mehr Individualismus als anderswo ... das deutsche Ideal ist der vollkommene Staat. Wenn der Engländer das sieht, dann hat er nichts als Haß dafür, er nennt es Barbarei. Erinnern Sie sich dieser Kontraste: Hier das vollkommene Individuum, dort der vollkommene Staat. Die Lehre vom Individuum ist die Lehre von der Vergangenheit Europas. Die Lehre vom Staate ist die Lehre von der Zukunft. Heute richten sich die Augen aller denkenden Leute auf Deutschland.'" Fritz **Schotthöfer** (Frankf. Ztg. 647 A.).

Vgl. auch: Gerald Hamilton (B. T. 415); B. T. (403); W. F. (D. A. Z. 392); m. j. (Voss. Ztg. 403).

*

Franz Karl Ginzkey
(Zum 60. Geburtstag)

„Über die Grenzen Österreichs hinaus wird man an diesem 8. September des Österreichers Franz Karl Ginzkey gedenken, dessen bestes Gut von vielen großen Gütern und Gaben vielleicht doch sein Österreichertum ist. Auf den Tag genau vierzig Jahre nach Wilhelm Raabe ist er zur Welt gekommen, und man wird durch dieses Spiel des Kalenders auf allerhand Übereinstimmungen geraten: sie sind beide Nachkommen Jean Pauls; haben beide sonderbare Menschlein geschaffen und in die Welt entsandt, und halten beide, in ihren Jahren, bei einem wehmütig-resignierten Humor. Der des Südländers Ginzkey ist um einiges froher, optimistischer. Aber auch hier schimmert ein Schleier wie von Tränen über aller Helligkeit, die sich ein Poet vorspiegelt." P. Stf. (N. Zür. Ztg. 1701).

„Drei Komponenten kulturpolitischer und weltanschaulicher Natur vereinigen sich in Ginzkey zu reinster Einheit: Der Österreicher, der Deutsche, der Mensch. Der Österreicher schreibt seine eigenartigen heiteren ‚Wiener Balladen', seinen salzburger Roman ‚Jakobus und die Frauen', seine steirische ‚Geschichte einer stillen Frau'; der Deutsche baut Walther von der Vogelweide ein monumentales Bild, spürt dem Geschicke Dürers nach und findet die tiefsten Worte für die deutsche Heimat; der Mensch erfühlt in dem herrlichen Kriegsgedicht ‚Die Flöte' inmitten des Grauens einen Augenblick, da ‚Menschlichkeit zu Menschlichkeit' spricht, sucht und findet den verlorenen Gott, findet auf mystischem Wege zur Tierseele in den seltsamen Geschichten vom Kater Ypsilon und den Wundervögeln Gursuk, Gursina und Palitschari, sucht ehrfürchtig und liebevoll die Seele des Weibes in der ‚Einzigen Sünde', in ‚Rositta' und endlich in seinem noch unvollendeten Stanzenepos von der Erschaffung Evas zu deuten, das wohl der Gipfel seines Lebenswerks überhaupt zu werden verspricht, weil es die beiden Pole seines Wesens Tiefe und Heiterkeit zur letzten Harmonie vereinen wird." Robert **Hohlbaum** (Schles. Ztg. 432 u. a. O.).

„Dem klaren lauteren Menschen- und Künstlertum dieses vorbildlichen Anwalts deutschen Sprachguts, deutscher Träume und deutscher Seele, der in seinem geliebten Salzburg als geistiger Mittelpunkt sinnend schafft, haben sich mehr und mehr Menschen dieser Notzeit zugewandt, die Brot für ihre verhungerte Seele statt glitzernder Steine haben wollen. Wenn man den Sechzigjährigen in neuem Anstieg unbeirrbar über eine

dunkle, wirre Welt hinwegleuchten sieht, so darf man freudig hoffen, daß seine zarte Kunst noch manches liebe Wunder tun und viel Abgehetzte aus dem seelentötenden Lärm der Zeit in den Reichtum ihrer köstlichen Stille führen wird." Egbert Delpy (Leipz. N. Nachr. 252).

Vgl. auch: Hans Teßmer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 208 u. a. O.); Rob. Hohlbaum (Deutsche Tagesztg. 420 u. a. O.); —er—er (D. A. Z. 410); Hanns Martin Elster (Köln. Volksztg. 488 u. a. O.); E. Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 251); Erwin H. Rainalter (N. Wiener Tagbl. 247); Heinrich Schleichert (Bitterf. Allg. Anz. 8. Sept.). Gespräch mit Ginzkey (Königsb. Allg. Ztg. 419).

*

Zur deutschen Literatur

„Lessing, der Erwecker." [Alb. M. Wagner.] Von Otto Forst-Battaglia (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 122).

„Goethe und das Okkulte." Von Klara Hofer (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 255).

„Die Tochter der Natur." (Goethes „Natürliche Tochter". Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 659–660, Ab. – 1 M.).

„Ein Führer zu Goethe." [Philipp Witkop.] Von Paul Fechter (D. A. Z., Unt.-Bl. 425):

„Es ist sehr schwer, gerade zu Goethe-Biographien ein sachliches, objektives Verhältnis zu bekommen, weil man selbst bereits durch eine Flut von solchen Büchern hindurchgewatet ist und zu einem neuen infolgedessen ebenso schwer ein unmittelbar natürliches Verhältnis bekommt wie etwa zu einer neuen Aufführung des Faust oder der Iphigenie. Vor diesem Buch hat man das Gefühl, daß es gerade für Menschen, die zum erstenmal eine Goethe-Biographie lesen — und an solche wendet der Verfasser sich offenbar am meisten — sehr brauchbar und instruktiv ist, eben weil es beides gibt, Geist und Materie, Tatsachen und Deutung. Zwischen Philologie und Popularität, zwischen trockener Mitteilung von Fakten und subjektiver Wertung von Werken hat der Autor mit Takt und Sicherheit einen Weg gefunden, auf den ihm die Lesenden gern folgen werden. Vor allem die der jüngeren Generation, denen es die Schlüssel zu vielen Türen ohne lehrhafte Gebrauchsanweisung in die Hand drückt."

„Goethes Faust." [Hermann Hefele.] Von Günther Müller (Münster. Anz., Am Weg 8).

„Gerhart Hauptmann über Goethe." Die Goethe-Ausgabe des Verlags Th. Knaur Nachf., Berlin. Von Lutz Weltmann (Acht-Uhr-Ab.-Bl. 216).

*

„Hölderlins Berufung zu Diotima." Von Chr. Waas (Schwäb. Merk., Sonntagsbl. 220).

„Briefe XII: Hölderlin an Böhlendorf." (Frankf. Ztg. 650 — Ab.).

„Heinrich von Kleist und Napoleon." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 204).

„Erinnerungen an Professor Görres." Von W. Zils (Münch. N. Nachr. 249).

„Joseph von Eichendorff und die Ostmark." Von Carl Lange (General-Anz., Stettin, 263).

„Ein vergessener Dichter Preußens: Christian Friedrich Scherenberg." Von M. J. (D. A. Z. 411 u. a. O.).

„Adalbert Stifter als Kunstkritiker." Von Hermann Ubell (Münch. N. Nachr., Heimat 31).

„Heinrich Laube." Von M. E. (Saarbr. Ztg., Gegenwart 258).

—, —. Von H. J. (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 448).

„Neue Nietzsche-Literatur. 2. Nietzsche und die Frauen [H. W. Brann]." Von Carl Albrecht Bernoulli (Basl. Nachr., Lit. Bl. 36).

„Stephan Ludwig Roth, ein Märtyrer des siebenbürger Deutschtums." Von Heinrich Zillich (Schwäb. Merk. 220).

*

„Wilhelm von Polenz, dem Dichter des Landlebens, zum Gedächtnis." Von L. St. (Fränk. Kur. 14 u. a. O.).

„Stirb und Werde!" [Kriegstagebuch von Bernhard von der Marwitz]. Von Hans H. Adler (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 454).

„Hermann Boßdorf." Von K. Voß (Hannov. Kur. 446/447).

„Der Lehrer und Kämpfer: Gustav Roethe." Von Hans Weising (D. A. Z. 427).

„Am Grabe Rainer Maria Rilkes." (Schwäb. Merk. 204.)

„Friedrich Gundolf zum Gedächtnis." Von Ludwig Dortans (Westf. N. Nachr. 169).

„Franz Kafka." Zu seinen nachgelassenen Schriften. Von S. Kracauer (Frankf. Ztg. 654 — 1 M. und 669/70 — Ab. — 1 M.):

„Als einen Bau, der allerdings nicht eigentlich der Angst, sondern eher der Verwirrung entspringt, begreift Kafka unstreitig auch die Wissenschaft; insofern wenigstens, als sie bestimmte Grenzen überschreitet. Im Prosastück ‚Der Riesenmaulwurf' konfrontiert er ihr dunkles unabsehbares Gesamtgebäude mit der gleichgültigen Entdeckung eines Dorfschullehrers. Birgt diese unter allen Umständen einen Gehalt, weil und solange sie unzertrennlich mit ihrem Entdecker verknüpft ist, so läßt jenes, das sich schwindelnd hochtürmt, die Menschen im Stich. ‚Jede Entdeckung', heißt es in der Maulwurf-Erzählung, ‚wird gleich in die Gesamtheit der Wissenschaften geleitet und hört damit gewissermaßen auf, Entdeckung zu sein, sie geht im ganzen auf und verschwindet, man muß schon einen wissenschaftlich geschulten Blick haben, um sie dann noch zu erkennen. Sie wird gleich an Leitsätze geknüpft, von deren Dasein wir noch gar nicht gehört haben, und im wissenschaftlichen Streit wird sie an diesen Leitsätzen bis in die Wolken hinaufgerissen. Wie wollen wir das begreifen?' Und ähnlich wird in den ‚Forschungen des Hundes' von der Wissenschaft der Ernährung gesagt, daß sie ‚in ihren ungeheueren Ausmaßen nicht nur über die Fassungskraft des einzelnen, sondern über jene aller Gelehrten insgesamt geht ...' Wie die tierische Angst im selbstgeschaffenen Labyrinth verendet, so verliert sich der Geist in den Ausschweifungen der Wissenschaft.

Die Arbeiter beim Bau: Kafka erblickt sie überall. Sie hämmern und klopfen, und ihr Mauerwerk ist so dicht, daß kein Laut mehr zu uns dringt. Törichte Erwartung, doch noch herauszuschlüpfen! Den Türen fehlt der Schlüssel, und Löcher, die etwa entstehen, werden gleich wieder vermauert. ‚Leoparden brechen in den Tempel ein und saufen die Opferkrüge leer; das wiederholt sich immer wieder; schließlich kann man es vorausberechnen, und es wird ein Teil der Zeremonie.'"

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Heinrich Hauser." Von Joachim Maaß (Köln. Ztg., Lit. 38):

„Heinrich Hauser ist einer der stärksten Vertreter der jungen deutschen Romantik. Seine zahlreichen journalistischen Be-

richterstattungen, die kleine, fast sachliche Schrift ‚Friede mit Maschinen' (Reclams Universalbibliothek), die Reportagen ‚Schwarzes Revier' und ‚Die letzten Segelschiffe' (beide bei S. Fischer, Berlin) geben den Freunden der Neuen Sachlichkeit vermutlich Anlaß, Hauser zu den Ihren zu rechnen. Aber seine Romane, besonders ‚Brackwasser' (Philipp Reclam jun., Leipzig) und ‚Donner überm Meer' (S. Fischer Verlag, Berlin), sind hochgradig und geradezu prototypisch romantische Bücher. Der sachliche Schriftsteller ist auf das sogenannte Wirkliche, auf die Dinglichkeit, auf das Objekt konzentriert; dem Romantiker sind die Dinge zu überwältigendes oder sonstwie interessantes Nebenbei, mehr oder weniger einflußreiches Szenarium, Bilder, Symbole, er ist auf das Subjekt konzentriert. In Heinrich Hausers Romanen ist das Subjekt, das Ich, Geist und Herz des Erzählers so sehr und nahezu ausschließlich Triebkraft, daß in dem für ihn vielleicht charakteristischsten ‚Brackwasser' dieses Ich sogar formal die objektivierte Schilderung durchbricht: übergangslos wechselt die Er-Erzählung in eine Ich-Erzählung über. Es liegt in den Geschehnissen, die berichtet werden, keinerlei zwingender Grund zu diesem Formenbruch vor; technische Unfähigkeit oder Leichtfertigkeit kommen bei einem Autor vom Range Hausers nicht in Betracht: hier hat sich eine große Wesenskraft einem literarischen Willen entgegengesetzt, und sie hat gesiegt."

„Hermann Burte." Von Karl Berger (Völkischer Beobachter 265):

„Als ein ganz eigener, als eine ganz unerschöpfliche dichterische Urkraft, ein Gestalter seines überreich strömenden Lebens erscheint Burte auch in ‚Ursula', vor allem aber auch als ein unbedingt deutschfühlender und -denkender Mann, der nirgends und nie ‚patriotische' Töne erklingen läßt, der aber aus mancher leidbeschwerten Zeile fühlen läßt, wie schwer er von der Entwicklung der deutschen Dinge getroffen ist und wie stark er nach Trost, Ermutigung und Erhebung für seine mitleidenden Volksgenossen ringt. Darum sollte jeder Deutsche, der diesen Namen verdient, Burte lesen."

„Der Dichter der deutschen Alpen: Josef Friedrich Perkonig." Von Hans Christoph Kaergel (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 420):

„Und es ist nicht nur die heimatliche Erde, die uns erschüttert, sondern das absolute Deutsche, was uns hier begegnet. Jeder Mensch ist ein König in seinem Leiden und Schicksal. So wird auch die Heimat unter Perkonigs Füßen wachsen, und aus Kärnten wird Deutschland werden müssen und aus diesem Dichter der Alpen ein deutscher Dichter des unzerstörbaren deutschen Wesens."

„Eine schweizer Dichterin: Maria Waser." Von Wilhelm Zillinger (Würzb. Gen.-Anz., Lit. Beil. 14):

„Maria Waser! Eine Welt tut sich auf, wenn ihr Name erklingt! Die alte, ewig junge Schweiz grüßt mit Bergen, Gletschern und Tälern; Italien leuchtet in all seiner wundersamen Pracht, die Natur und Kunst ihm geliehen; Gegenwart schafft und waltet; Vergangenheit grüßt in unsterblichen Taten und herrlichen Schöpfungen einer großen, vielfältigen Kunst; Heimatduft weht, aber die Seele spannt sich erhebend weit ihre Flügel aus und strebt fernen Landen zu, gekannten und ungekannten, geahnten Fernen. Beruhigende Enge und befreiende Weite erfüllen uns, Zeit und Ewigkeit werden eins!"

„Carl Zuckmayer in Henndorf." Von Otto Ernst Sutter (N. Bad. Landesztg. 472).

„Aus Thomas Manns Schülerzeit." Von Hermann A. Stolterfoth (Lüb. Gen.-Anz. 208).

*

„Grethe Auer." Von Hanns Martin Elster (Braunschw. Landes-Ztg. 22. Juni 1931):

„Denn Grethe Auer ist auch eine edle Künstlerin: ihre Sprachhandlung ist ebenso reich wie gepflegt, ihre Aquarellmalerei verfügt über die zartesten wie die stärksten Farben, ihre Tonart hat jene Melodik, die zum Herzen dringt, sie beherrscht die Stimmungen der Außenwelt mit der Innerlichkeit. Es scheidet also niemand unbereichert aus der Hingabe an ihre Bücher: der künstlerisch wie menschlich, stofflich wie phantasiehaft Interessierte findet hier Gelegenheit, sein Weltbild zu erweitern, sein Wissen um die Menschen zu vertiefen und seine Freude an der Epik zu vermehren. Darum sollte Grethe Auer nun endlich der verdiente größere Erfolg werden."

„Hans Werder [Anna von Bonin]." Von W—. (Kreuz-Ztg. 249):

„Man hat Anna von Bonin eine Priesterin des Vaterlandes genannt. Jedenfalls übt sie ihr selbst erwähltes Priesteramt in starkgeistiger Arbeit als Versöhnerin der sozialen Gegensätze im Volke und als Vertreterin des Hochzieles aus, daß jeder das Vaterland als der Erde Himmel erkenne."

„Hermann Anders Krüger." Von Heinrich Schleichert (Bitterf. Allg. Anz. 11. August 1931).

*

„Das Unaufhörliche." Eine Oratoriums-Dichtung von Gottfried Benn (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 212):

„‚Das Unaufhörliche' ist der Titel einer Dichtung, die Gottfried Benn als Grundlage für ein Oratorium von Paul Hindemith geschrieben hat. (B. Schott Söhne, Mainz.) Aber sie ist mehr als Grundlage; sie ist eigene Gedanken- und Sprachschöpfung, vollständig für sich betrachtbar und bewertbar. Dreiteilig baut sie sich auf von dem ersten Wort: ‚Das Unaufhörliche: großes Gesetz' bis zum Schlußwort: ‚Ewig im Wandel und im Wandel groß'. Dreimal paraphrasiert die Dichtung die Idee des unaufhörlich Formschöpferischen, unaufhörlich Formauflösenden."

*

„Krieg mit der Wirklichkeit." Bemerkungen zu Emil Belzners neuem Roman „Marschieren — nicht Träumen". Von Hellmut Schlien (Mannh. Tagebl. 242):

„Es ist fanatisch und bösartig in seinem Zorn, wunderlich und bizarr in seinem Kapriolenreichtum, mächtig und donnergewaltig in seiner Überzeugung, leuchtend und echt in der Schamhaftigkeit seiner Geständnisse, und es ist vor allem des großen Zaubers teilhaftig, das Antlitz dieser Zeit in getreulicher Wahrhaftigkeit widerzuspiegeln. Es ist ein deutsches Buch, und da ich dieses von seinen Eigenschaften niederschreibe als letzte Kritik und höchste Zustimmung, weiß ich deutlich um seine unzerstörbare Gewalt."

„Ein Dichter der Männlichkeit [Max Mohr]." Von Franz Graetzer (Mannh. Tagebl. 237):

„Max Mohr sieht eine entartete Welt von Girls und Bubis bevölkert, von ‚mondänen Krüppeln' um ihr Bestes geprellt — und erkennt als das Heilmittel: die Erringung der neuen Männlichkeit. Die bestimmt die ‚Freundschaft von Ladiz' und Entstehung und Bewährung dieser hartgeschmiedeten Freundschaft sind Gegenstand eines starken, meisterlich erzählten Romans, den der Dichter bei Georg Müller in München erscheinen läßt. Er gibt sich darin als grimmigen Zeitkritiker, als satirischen Kulturpolitiker, als derben Parodisten; und bleibt doch, vor und über allem, Dichter, dem es gelingt, Knut Hamsuns prallste Sonne auf seine gepriesene bajuvarische Erde Segen glühen zu lassen."

„Schicksale aus dem Grenzland [Fr. Winterholler]." Von Jakob Bara (Deutsche Ztg. 115):

„Das Buch von Winterholler ist das Werk eines echten Dichters und einer deutschen Seele, die aus allen Irrsalen des Lebens den rechten Weg zu finden weiß."

*

„Der Schriftsteller und die Zeit." Ein Bekenntnisbuch von Hans Grimm. Von Fechter (D. A. Z., Unt.-Beil. 411):

„Grimm hat dies Bekenntnisbuch ‚Der Schriftsteller und die Zeit' genannt. Er legt darin sein Verhältnis zu Volk und Welt offen dar als ein Deutscher, der keiner Partei angehört und keine andere Rücksicht kennt als deutsche Rücksicht. Indirekt gibt er damit denen, die diese Dinge lesen, einen Maßstab, wie er heute bei uns, selbst bei den Gutwilligen und Wohlmeinenden, leider fast immer noch fehlt. Grimm zeigt hier indirekt, was die Deutschen von den Dichtern und Schriftstellern, die sich Deutsche nennen, in erster Linie als selbstverständliche Voraussetzung zu verlangen haben und verlangen müssen. Dieses Buch hat erfreulicherweise nichts mit Literatur zu tun: es gibt aber den unabweisbaren Maßstab, an dem wir heute und nicht nur heute alles zu messen haben, was mit dem Anspruch auftritt, deutsche Literatur zu heißen."

„Realismus und Innerlichkeit. Franz Werfel und der Ungeist unserer Tage." Von Georg Speckner (Augsb. N. Nachr., Erzähler 69):

„Eine starke Mahnung und eine drohende Warnung ist diese Rede des Dichters, die wir (einige Ausfälle des Dichters Andersgesinnten gegenüber ausgenommen) nicht überhören sollten. Sie hat uns viel zu sagen, sehr viel. Denn wir haben über unserer Arbeit und unseren Sorgen fürs tägliche Leben mit all seinen Begleiterscheinungen unser Innerstes, unsere Seele und unseren Geist brachliegen gelassen."

„Franz Werfel und die deutsche Seele." Von Rudolf Paulsen (Deutsche Ztg., Kultur 215).

„Abenteuer eines Lebens. Zu Otto Forst-Battaglia: ‚Karl May. Ein Traum ein Leben.'" Von H. L. (Köln. Volksztg. 447):

„Otto Forst-Battaglias menschlich verstehende und klug deutende Schrift lehrt uns in manchen Punkten Karl May anders sehen, als es die herkömmliche Meinung bisher wollte. Er läßt über die künstlerische Belanglosigkeit der Mayschen Erzählungen keinen Zweifel, hingegen weist er mit Nachdruck auf die unleugbaren Vorzüge des Jugend- und Volkserzählers hin, die da sind: eine reiche und stets bereite Phantasie, Originalität und Beweglichkeit der Einfälle, Spannung, straffe Komposition, Farbigkeit und greifbare Nähe der Szenerie, ein ethischer Grundton und vor allem Handlung, Handlung statt breiter Analyse und Zustandsschilderung."

„Frühe Siebziger." [Klaus Mann „Auf der Suche nach einem Weg".] Von Herbert Ihering (B. B. C. 410).

„Das Recht in der Dichtung." [Hans Fehr „Kunst und Recht".] Von August Egger (N. Zür. Ztg. 1764).

*

Zur ausländischen Literatur

„Stendhal." Von Hermann Bahr (B. T. 451).

„Der hundertjährige Sardou." Von Siegmund Feldmann (B. B. C. 415).

„Der Dramatiker des Salons [Sardou]." Von Ernst Lissauer (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 207).

„Arthur Rimbaud." Von Georg Schaeffner (Bund, Bern, Kl. Bund 37).

„Das Werk Romain Rollands." Von Adolf Frisé (Germ. 217).

„‚Des hommes passèrent' [Marcelle Capy]." Von Marta Vogler (N. Zür. Ztg. 1779).

„Verschollene Welt." Zu einem pariser Künstlerroman: „Die von Montparnasse" von Georges-Michel. Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 38).

„Die von Montparnasse." Von H. St. (B. B. C. 418).

„François Mauriac bekennt . . ." Von Charlotte Demmig (Germ. 210).

*

„Ernest Hemingway." Von Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg. 406).

*

„Die zeitgenössische flämische Literatur." Von Urbain van de Voorde (N. Zür. Ztg. 1730).

*

„Quevedo." [Franzisco Quevedo y Villegas, 1580—1645.] Von Hans Langenegger (N. Zür. Ztg. 1773).

*

„Deutsche Literatur in Italien." Von Mario M. Rossi (Stuttg. N. Tagbl. 403).

„Ein russisches Dichterleben: Alexej Kolzow." Von Wladimir Astrow (Bund, Bern, 437).

„Russische Literatur." II. [Sakulins Literaturgeschichte.] Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1658).

*

Allgemeines

„Was ist gutes Deutsch?" Einige Bücher über Stilkunst. Von Hans Friedrich Blunck (D. A. Z. 401).

„Über die Anwendung der Literatur [E. Glaeser]." Von Emil Ernst Bösch (N. Zür. Ztg. 1676).

„Literaturgeschichte aus dem Hirn." Von Erich F. Dach (B. B. C. 437).

„Die Heimat im Munde unserer Dichter." Von Bruno Giersche (Deutsche Ostmark, Landsberg/Warthe 10).

„Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit." [Joh. Mumbauer.] Von Gottfried Hasenkamp (Münst. Anz., Am Weg 8).

„Theatrum Triumphans." Von Gerhart Hauptmann (B. T. 446).

„Wie einer nicht polemisieren und wie einer dichten soll." Von Waldemar Jansson (Mannh. Tagebl. 233).

„Die Krise des katholischen Schrifttums." Von G. Keckeis (Köln. Volksztg. 434 b).

„Literarische Moden." Von Hermann Kesten (Mannh. Tagebl. 233).

„Zauberei in der Literatur." Von Carl Klinkowstroem (N. Zür. Ztg. 1680).

„Bedeutung des Schrifttums für die Gegenwart." [Eine Rede.] Von Isolde Kurz (Münch. N. Nachr. 250).

„Katholische Dichtung im Geistesleben der Gegenwart." Von Günther Müller (Köln. Volksztg., Schritt 432).

„Der Kollektivgedanke in der Literatur." Von Max Rychner (Köln. Ztg. 519).

„Dichter auf der Schulbank." Von Trude E. Schulz (Vorw. 439).

„5000 Bände ‚Tauchnitz Edition'." Von Heino Schwarz (Westfäl. N. Nachr. 169).

„Antwort für Joseph Roth." Von s. (Mannh. Tagebl. 229.)

„Nationale Dichtung!" Ein Nachwort zur Nordisch-Deutschen Schriftstellertagung. Von Will Vesper (D. A. Z. 437).

„Neuer Eros und die Dichtung der Gegenwart." Von Oskar Walzel (Mannh. Tagebl. 229).

„Geist meiner Mutter." Ein Blatt aus meiner religiösen Entwicklung. Von Josef Magnus Wehner (Münch. N. Nachr. 246).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XLII, 9. (Berlin.) In Ernst Robert Curtius Aufsatz „Abbau der Bildung" liest man:

„Die völlige Umschichtung der Nation im Laufe der letzten hundert Jahre nötigt, wie ich glaube, heute zu der Einsicht, daß unsere kulturelle Zukunft nicht mehr unter dem Zeichen der Bildung und der klassischen Kultur sich vollziehen kann. Mit dem Bildungsideal eines Goethe oder eines Humboldt können wir dem deutschen Arbeiter nichts mehr geben. Was ich von der Arbeit der Volkshochschule und der Erwachsenenbildung weiß, bestärkt mich in der Überzeugung, daß auf diese Weise nichts, aber auch gar nichts mehr zu machen ist. Übrigens handelt es sich nicht nur um die Arbeiterklasse allein. Es handelt sich um alle Bevölkerungsschichten, die heute in den Formen straff organisierter Kollektivitäten die Struktur unseres Volkskörpers bestimmen. Bildung kann nur da gedeihen, wo der ökonomische Lebensraum ein Mindestmaß an Freiheits- und Entwicklungsmöglichkeit gewährt. Bildung fordert Zeit, Kraft und Hingabe im Dienste der Persönlichkeitsentfaltung. Diese Persönlichkeitsentfaltung ist in der heutigen Lage nicht nur nicht mehr möglich, sie wird auch gar nicht mehr gewollt. Sie isoliert und sie bedeutet eine soziale Schwächung. Im Zeitalter der Sprechchöre und Stoßtrupps haben ‚Faust' und ‚Wilhelm Meister' ihr Recht verloren und müssen einem suggestiven Gesinnungskommando weichen. Bildung ist die geistige Daseinsform des deutschen Bürgertums gewesen. Aber das Bürgertum hat im modernen Deutschland nie die Macht und Geltung besessen wie in den Westländern. Es konnte auch nicht das Erbe einer Adelskultur antreten wie in England oder das einer höfischen Kultur wie in Frankreich. Denn der deutsche Adel und die deutschen Fürsten bezogen ihren Lebensstil von Ludwig XIV. oder von Voltaire. Das Reich der Bildung reicht nicht weiter als das des deutschen Bürgertums, und wenn dieses sich auflöst, wie es heute den Anschein hat, vergeht mit ihm nicht nur seine Bildungssubstanz, sondern das ausgehöhlte Ideal der Bildung selbst."

Und weiterhin:

„Bleibt denn nun gar nichts Positives übrig? Gibt es in der heutigen geistigen Situation Deutschlands keinerlei produktive Ansätze? Was ist darauf zu sagen? Es will mir scheinen, daß heute wie vor hundert Jahren die wertvollsten Leistungen des deutschen Geistes sich auf dem Gebiet der wissenschaftlichen und der philosophischen Erkenntnis vollziehen. Wenn irgendwo, dann sind wir hierin den anderen europäischen Nationen überlegen. Der deutsche Geist hat nicht entfernt in demselben Maße wie der Franzose oder der Engländer den Rückhalt an einer klar aufgebauten Gesellschaft und an wohlgefällig ausgebildeten Lebensformen. Aber dafür hat er eine geheime Lebensverbindung zum Kosmos der Geschichte und der Natur, ja zum Urgrund alles Seienden überhaupt, welche die Westvölker gar nicht kennen. Die Elemente, die Gründe und Sinnzusammenhänge der Natur, der Geschichte und des übergeschichtlichen Geistes, das ist das große Thema des deutschen Denkens, und mit diesen Aufgaben ringt es und in diesem Ringen trägt es Siege davon, die den philiströsen Rationalismus der Westvölker unendlich überflügeln.

Wenn ich mit einem Worte zusammenfassen soll, was ich meine, so ist es dies: in Deutschland, und nur in Deutschland, wird heute um eine neue Erkenntnis des Menschen gerungen. Die Frage aller Fragen, die Frage nach der Stellung des Menschen im Kosmos, ist der gemeinsame Beziehungspunkt aller tieferen philosophischen Besinnung geworden."

Rufer und Hörer. I, 5. (Berlin.) Richard Kolb versucht die Entwicklung des künstlerischen Hörspiels aus dem Wesen des Funks herzuleiten:

„Der Rundfunk als Ganzes genommen, also mit Sender und Empfänger, ist Lautverbreiter. Daraus ergeben sich als Hauptwesenszug seine Hörbarkeit und zugleich seine Begrenzung: die Nurhörbarkeit.

Seine Ausdrucksmittel sind Wort, Musik und Geräusch. Im Hörspiel kommt dem Wort die ausschlaggebende Bedeutung zu.

Das Wort an sich ist der unmittelbarste und primärste Ausdruck des Geistes in der Bewußtseinssphäre. Es ist die Brücke zwischen dem Geistigen und dem Materiellen, zwischen dem Erkenntnissubjekt ‚Ich' und der dieses umgebenden Welt. Vom Willen geleitet, ist es die schöpferische Vorstufe, die von der Vorstellungskraft zur materiellen Ausdrucksform führt.

Daraus folgt für den Inhalt des Hörspiels, daß er nur dann die Möglichkeiten des Funks auszuschöpfen vermag, wenn er die Linie zwischen dem Geistigen und dem Materiellen nicht verläßt. Diese aber ist die innere Linie des Seins, die sich in unseren inneren Erlebnissen widerspiegelt.

Der hörbare Ausdruck des Wortes ist die Sprache. Sie dient dazu, uns gegenseitig zu verständigen und zu verstehen.

Durch das aus der Vorstellungskraft des Sprechenden erzeugte Wort werden beim Hörenden Vorstellungen

und als Folge davon Gemütsbewegungen hervorgerufen. Ebenso können Geräusche, da wir die Ursachen derselben nicht zu sehen vermögen, nur Vorstellungen in uns erwecken. Die Musik, die das Wort im Hörspiel häufig unterstützt, kann neben anderen Wirkungen die durch das Wort oder Geräusch erzeugte Vorstellung steigern.
Wort und Geräusch können also nur durch die Illusion, die sie in uns erzeugen, ein Bild des realen Vorgangs in uns entstehen lassen. Dagegen können sie nicht die äußere sichtbare Handlung wiedergeben. Die Grenze des Funks liegt also genau zwischen der aus der Vorstellungskraft entsprungenen Illusion und der stofflichen Ausdrucksform. Wir können mit Recht sagen, daß der Funk entstofflicht.
Aus dieser Erkenntnis entspringt die Lösung so mancher Probleme des Hörspiels: da die Bedeutung der Worte aus dem Realen genommen ist und dieses die sinnliche Wahrnehmung durch das Auge zur Voraussetzung hat, kann das Wort — ebenso wie das Geräusch — die Vorstellung des Realen nur dann hervorrufen, wenn letzteres dem Hörenden vom Sehen her genau bekannt ist. Situationskomik zum Beispiel schließt sich daher von selbst aus, da sie in einer verblüffenden, also nicht erwarteten, der konsequenten Abwicklung der Handlung meist querlaufenden, äußeren Situation besteht. Erklärungen würden solchen Situationen die Komik nehmen."

The Germanic Review. VI, 3. Eine Studie von Hans Jaeger über Ina Seidels Lyrik „Weib und Erde" faßt die wesentlichen Ergebnisse in die Sätze zusammen:
„Von der Erde geboren, fühlt sie sich auch von ihr gehegt und gefördert, bis sie wieder in sie eingeht. Auch dieser alte, allgemeine Gedanke wird von Ina Seidel weiblich gefaßt, indem sie die Erde ganz mit der leiblichen Mutter eins werden läßt und all deren Güte und Sorglichkeit auf die große Allmutter überträgt, die die Toten in ihr Herz aufnimmt, sie liebevoll umschließt und still verwandelt bis sie neu geboren werden zum Licht.
Ewiger Kreislauf, den die Dichterin immer wieder durchläuft und der nur von einer Frau so erdverwurzelt und von der Erde bestimmt empfunden und gestaltet werden konnte. Selten gewährt sie ihrer dichterischen Phantasie, sich aus den Grenzen körperlicher Gebundenheit frei in die Weite metaphysischer Ewigkeiten zu schwingen, wenn auch ihre Seele ‚nicht abläßt, sich strömend ins Grenzenlose zu stürzen'. Das ist das Geheimnis der starken Form dieser Lyrik. Indem Ina Seidel die Bedingungen der ihr eigensten Schaffensart wahrt, als eine geheime Formel, die einzig für sie gilt, sammelt und stärkt sie ihre schöpferischen Kräfte, so daß die ganze Wärme des ihr eignen Erlebens voll in die Gedichte ausströmen kann. Das gibt ihren Versen neben anderer Frauenlyrik die stärkere Intensität und gegenüber der Lyrik des Mannes ihr weibliches Gepräge."

Deutscher Lyceum-Club. XXVI, 9. (Berlin.) Das Erdnahe betont auch Else Frobenius in ihrem Aufsatz über Ina Seidels „Wunschkind":
„So spricht das Buch zwar von geschichtlichen Dingen, aber doch, indem es sie in das ewig Gültige, das allgemein Menschliche erhebt. Es ist erdnah und wirklichkeitsnah, in der Schilderung des Volkes und der Kinder von Humor durchstrahlt und von pulsendem Leben erfüllt. Dabei führt es geheimnisvoll in jene Sphären, wo ein höheres, ungewolltes Wissen uns den Sinn der Dinge offenbart. Neben diesem steht ein großes geschichtliches und kulturelles Wissen, das Tatsachen und Geist ferner Zeiten sicher beherrscht. Ein Buch, das alle Strahlenbrechungen des Regenbogens zusammenfaßt, jede vibrierend, lebendig, von einem höheren Schein durchleuchtet. Das man liebt wie einen Freund, wenn man es gelesen hat und zu dem die Gedanken immer wieder zurückkehren.
Die drei Grundzüge: visionäres Schauen, heilige Erdverbundenheit und glückhafte Mütterlichkeit, die schon Ina Seidels Jugendwerke kennzeichneten, finden im ‚Wunschkind' vollendeten Ausdruck."

Reclams Universum. XXXXVII, 49. (Leipzig.) Zu Franz Karl Ginzkeys 60. Geburtstag (8. Sept. 1931) schreibt Stefan Zweig:
„Von allen österreichischen Dichtern ärarisch-militärischen Ursprungs ist Ginzkey immer einer der zartesten und besinnlichsten gewesen, ein Mann des gütigen Blicks, des leise lauschenden Ohrs, der zarten und oftmals zärtlichen Betrachtung. Verse waren dem jungen Leutnant schon auf der Marineakademie und dann auf Hohensalzburg unentbehrlicher Lebenstrost, und langsam, bedachtsam wurden seine erst zeitbedingten und noch klassizistisch-epigonischen Versuche wirkliche Gedichte mit ganz persönlicher Melodik und einer nur ihm eigenen Klarheit, auf österreichische Art heller gebunden und getönt als jene Conrad Ferdinand Meyers in der schweizerischen, aber ähnlich vollkommen in der Rundung, in der völligen Umschließung lyrischen Lebensaugenblicks. Lyrik ist für Ginzkey nicht wie für so viele bloßer Anfang gewesen, sondern sie begleitet als innere Musik seine ganze poetische Existenz und spiegelt alle seine Wandlungen von jünglinghaft-naiver Weltschau

zu stets weiterer und universalischer Betrachtung. Das bloß Darstellende und Emotive seines Anfangs gibt immer mehr Raum einer weiten und schönen Besinnlichkeit, und in ihrer herbstlichen Kühle zeigen sie heute auf glücklichste Weise menschliche Überlegenheit und Reife eines geläuterten Mannes.

Von der Zartheit an zur Überlegenheit, von Lebensscheu zur allmählichen stetigen Sicherheit: das ist der seelische Weg Franz Karl Ginzkeys."

Zeitschrift für Deutsche Bildung. VII, 9.

(Frankfurt a. M.) Martin Greiner analysiert Stifters Naturgefühl:

„Was sich in seinem Leben und Werk abspielt, ist das Ringen seines Willens, eine alle Äußerungen und Entfaltungen seines Lebens überströmende Naturlust mit den übrigen Bedingungen und Anlagen seiner Natur harmonisch zu vereinen. Symbolhaft als ungeheurer Triumph der elementaren Kraft steht der Tod am Ende seines Lebens, den der ‚Mann des Maßes und der Freiheit', von rasenden Schmerzen getrieben, sich selbst zufügte. Ist durch die geniale Einseitigkeit seiner Natur die ständige Wachsamkeit des harmonischen Stifterschen Kulturwillens geboten, so wird dieser Wille gestählt durch die Art, in der Stifters Naturgefühl sich kundgibt: es beweist seine Größe nicht in wilden, explosiven Ausbrüchen, sondern als lastende Gegenwart aufgestauter, verhaltener Kräfte.

Diese Last ist Stifters Schicksal. Sie liegt über seinem Leben als die ständige Drohung einer Entfesselung und Auflösung seiner Existenz und zugleich als Gewißheit der unerschöpflichen Ausdauer seiner tätigen seelischen Kräfte. Nur darum kann sich Stifter mit der ungemeinen Gelassenheit, die seine meisten Leser erschöpft, zum Kleinsten und Einzelnen wenden, weil sein Naturgefühl jederzeit wie aus einem unversieglichen Vorrat gespeist wird. Es bedarf für ihn immer nur weiterer willfähriger Dinge und Gelegenheiten, um sich mit dem quellenden Reichtum seines Naturgefühls neue Wesen zu öffnen und den Kreislauf des Lebens zwischen sich und den Dingen zu schließen. ‚Es war ein gewaltiger Reiz für das Herz, das Unnennbare, was in den Dingen vor mir lag, zu ergreifen, und je mehr ich nach dem Ergreifen strebte, desto schöner wurde auch dieses Unnennbare vor mir selbst.'"

Neue Schweizer Rundschau. XXIV, 9.

(Zürich.) Aus einer Studie über Adalbert Stifter von Maria Karlweis:

„Das dichterische Ingenium, unlösbar mit Gerechtigkeit verbunden, muß sich daher notwendig auch mit dem Bösen beschäftigen.

Hier ist der Punkt, an dem alles Reden und Schreien über Stifters Weltfremdheit, seinen sich selbst betrügenden Optimismus, Stelzhamers naiver Ausruf: er kennt die Menschen nicht, und er kennt sich selbst nicht! zu Belanglosigkeit zusammenschrumpft. Denn aus ganz anderen Tiefen stammt das Unzulängliche dieses großen Menschen. Er kannte die Leute wohl. Er kannte sich selber wohl. Was hätte es damit auch gar so Bedeutendes auf sich? Aber er anerkannte das Böse nicht. Er anerkannte das Furchtbare, das Schreckliche und seine schaudernde schuld- und bewußtlose Grausamkeit nur in der Natur. Darum ist er nirgends so groß wie in der Darstellung langsam würgender Naturvorgänge. Sie haben eine lebenswichtige Funktion in seinem Werk. Der himmlisch leichte, weiße, mörderische Schnee hat es ihm angetan. In seinem Zeichen wurde er geboren. In seinem Zeichen wurde er zu Grabe getragen. Im Bild des erbarmungslosen Naturgeschehens hat er den Tod anerkannt. Aber das Böse hat er mit der gleichen bäurischen Stetigkeit, mit der er seiner epischen Sendung diente, aus seiner Welt und aus seinem Werke fortgedrängt. Wäre nicht die kristallene Hoheit seiner inneren Führung, Leben und Werk müßten ihm auseinanderfließen wie Teig. Denn es wird die Welt, wie sie einmal ist, durch das Böse ebenso zusammengehalten wie durch das Gute.

An ihr hat nicht Stifter der Mensch durch Schwäche, sondern Stifter der Poet durch Willkür gefehlt."

*

„Ungedruckte Briefe Broxtermanns und Wielands." Von Heinz Jansen (Euphorion XXXII, 3. Stuttgart).

„Drei bisher unveröffentlichte Briefe an Goethe." (Neophilologus X, 4. Amsterdam.)

„Soll das Goethe-Jahr 1932 gefeiert werden?" Beiträge von: H. Cysarz, Paul Ernst, Emil Ludwig, Thomas Mann, Rud. Pannwitz, Wilh. Schäfer, R. A. Schröder, Karl Voßler, Oskar Walzel, Jakob Wassermann (Die Literarische Welt VII, 38. Berlin).

„Aus dem Nachlaß Johann Gottfried Ebels. Ungedruckte Briefe von Fichte, Hölderlin, Görres u. a." Von Ludwig Strauß (Euphorion XXXII, 3. Stuttgart).

„Paralipomena zu Brentanos Gockel-Märchen." Von Karl Viëtor (ebenda).

„Unbekanntes von Arthur Schopenhauer." Von Arthur Hübscher (Süddeutsche Monatshefte XXVIII, 12. München).

„Gotthelf-Bildnis." Von Walter Muschg (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 9. Zürich).

„Ein Dichter und sein Verleger." (Nach bisher unveröffentlichten Reuter-Briefen.) Von Gerhard Ringeling (Mecklenburgische Monatshefte VII, 9. Rostock).

„Fritz Reuter als Maler und Zeichner." Von Heinz Dellers (ebenda).

„Ungedruckte Pläne und Entwürfe zu Otto Ludwigs ‚Tiberius Gracchus'." Von Josef Schulte (Euphorion XXXII, 3. Stuttgart).

„Wilhelm Raabe." Von Hans Böhm (Der Kunstwart XXXXIV, 12. München).

„Ein Lausbub dichtet." Eine Erinnerung an Wilhelm Raabe. Von Otto Buchmann (Daheim LXVII, 49. Leipzig).

„Der hundertjährige Wilhelm Raabe." Von Herbert Eulenberg (Reclams Universum XLVII, 50. Leipzig).
„Wilhelm Raabe." Von Paul Fechter (Deutsche Rundschau LVII, 12. Berlin).
„Wilhelm Raabes Weg zum Lachen." Von W. Fehse (Westermanns Monatshefte LXXVI, 901. Braunschweig).
„Das Motiv der Heimkehr bei Wilhelm Raabe." Von Gerhard Günther (Deutsches Volkstum XIII, 9. Hamburg).
„Vom Raabischen Adel." Von Franz Heyden (ebenda).
„Wilhelm Raabe und Goethe." Von Oswald Floeck (ebenda).
„Erinnerungen an Raabe." Von Owlglaß (ebenda).
„Wilhelm Raabe." Von Paul Ostwald (Ostdeutsche Monatshefte XII, 6. Berlin).
„Der religiöse Mensch in Wilhelm Raabe." Von Paul Ostwald (Die Wartburg XXX, 8. Berlin).
„Wilhelm Raabe und seine Bedeutung für unsere Gegenwart." Von Friedrich Lahde (ebenda).
„Raabes ‚Fabian und Sebastian', ein Buch von Schuld und Reue, Lösung und Liebe!" Von Gustav Plaehn (ebenda).
„Raabe und wir." Von Fikenscher (ebenda).
„Zu Wilhelm Raabes hundertjährigem Geburtstag." Von C. L. A. Pretzel (Volksbildung LXI, 9. Berlin).
„Wilhelm Raabe der Revolutionär." Von Albert Malte Wagner (Preußische Jahrbücher CCXXV, 3. Berlin).
„Zum 100. Geburtstag Wilhelm Raabes." Von Friedrich Weissinger (Die Literarische Welt VII, 37. Berlin).
„Wilhelm Raabe." Von Paul Wertheimer (Radio VII, 49, Wien).
„Unveröffentlichte Briefe von Wilhelm Raabe." (Eckart VII, 9. Berlin).
„Klabund." Von S. W. Fischer (Radio VII, 49. Wien).
„Berührung der Sphären [Hofmannsthal]." Von Max Rychner (Die Neue Rundschau XLII, 9. Berlin).
„Moeller van den Bruck." Von Werner Wirths (Der Vorstoß I, 32. Berlin).
„Peter Wust und seine Philosophie." Von Friedrich Braig (Hochland XXVII, 12. München).
„Wieglers deutsche Literatur." Von Balder Olden (Das Tagebuch XII, 35. Berlin).
„Noch einmal Wälsungenblut." Von Thomas Mann (Die Literarische Welt VII, 37. Berlin).
„Franz Karl Ginzkey." Von Curt Kohlmann (Die Lese VII, 1. Köln).
„Franz Karl Ginzkey." Von Erwin H. Rainalter (Radio VII, 49. Wien).
„Franz Karl Ginzkey." Von Stefan Zweig (Reclams Universum XLXII, 49. Leipzig).
„Emil Strauß." Von Karl Thieme (Die Christliche Welt XXXXV, 17. Gotha).
„Hermann Stehr." Von F. Humbel (Die Besinnung V, 4. Aarau).
„Wilhelm Weigand." Von Paul Fischauer (Radio VII, 51. Wien).
„Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters [H. Fr. Blunck]." Von Oskar Walzel (Forschungen und Fortschritte VII, 24. Berlin).
„Der metaphysische Feldwebel [Rudolf Borchardt]." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XII, 38. Berlin).
„Siegfried von der Trenck." Von Franz Lüdtke (Ostland XII, 36. Berlin).
„Herybert Menzel, ein junger ostdeutscher Dichter." Von Heinz Grothe (Die Bergstadt XIX, 12. Breslau).
„Ernst Glaeser — ein Talent?" Von Karl Rauch (Der Vorstoß I, 35. Berlin).
„Nur ein Roman . . ." [Weiskopf „Das Slawenlied".] Von Franz Braun (Die Linkskurve III, 9. Berlin).
„Frankreichs letzter Europäer." [Zu „Der Tag J."] Von Maxim Ziese (Der Scheinwerfer V, 1. Essen).
„Will Vesper." Von Paul Wittko (Deutsches Volkstum XIII, 9. Hamburg).
„Oskar Staudigl." Von Alfred Wurmb (Radio VII, 49 Wien).

* * *

„Shaws Bekenntnis zur Sowjetunion." Von Georg Lukacs (Die Linkskurve III, 9. Berlin).
„Bernard Shaw und die Sowjetunion." (Die Neue Generation XXVII, 7—9. Berlin).
„Die geistesgeschichtliche Bedeutung der englischen Aufklärung." Von Bernhard Jansen S. J. (Stimmen der Zeit LXI, 12. Freiburg).
„Knut Hamsun." Von K. H. Ruppel (Nationaltheater 1931/32, 2. Mannheim).
„Sardou." Von Ernst Lissauer (Reclams Universum XLVII, 49. Leipzig).
„Paul Claudel und die geschichtliche Welt." Von Robert Grosche (Literarischer Handweiser LXVII, 12. Freiburg i. B.).
„Edouard Estaunié." Von Charles Brütsch (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 9. Zürich).
„Die katholische Literatur in Italien." Von Alexander Gaddi (Literarischer Handweiser LXVII, 12. Freiburg i. B.).
„Pedro Calderon de la Barca." Von L. Spitzer (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VII, 6. Leipzig).
„Madariagas Spanienbuch." (Ibero-Amerikanisches Archiv V, 2. Berlin).
„Ivan Cancar." Von Andreas Reischek (Radio VII, 49. Wien).

* * *

„Jugend von heute." Von Luzi Bähler (Die Besinnung V, 4. Aarau).
„Der neue literarische Salon." Von Gottfried Benn (Die Weltbühne XXVII, 37. Berlin).
„Neue Lyrik." III. Von Hans Böhm (Der Kunstwart XXXXIV, 12. München).
„Tradition." Mit Beiträgen von Cohen-Portheim, Curtius, Diesel, Eschmann, Essad-Bey, Willy Haas, Keyserling, Steinecke, Thieß u. a. (Die Literarische Welt VII, 35/36. Berlin.)
„Wesen und Ursprung des ‚Volksliedes'." Von Werner Danckert (Die Musik XXIII, 12. Berlin).
„Deutsche Dichter als Maler und Zeichner." Von Ferdinand Eckhardt (Die Literarische Welt VII, 39. Berlin).
„Gneisenau in der deutschen Dichtung." Von Herbert Eulenberg (Der Vorstoß I, 34. Berlin).
„Frauenschicksale in neuen Romanen." Von Klara M. Faßbinder (Literarischer Handweiser LXVII, 12. Freiburg i. B.).
„Das Charakterlustspiel." Von Arthur Kahane (Die Volksbühne VI, 6. Berlin).
„Pfarrerromane." Von Johannes Kirschweng (Literarischer Handweiser LXVII, 12. Freiburg i. B.).
„Tragik und Tragödie." [Schluß.] Von Josef Körner (Preußische Jahrbücher CCXXV, 3. Berlin).
„Zukunft des Schriftstellers." [Schlußrede bei der nordisch-deutschen Schriftstellertagung zu Lübeck am 3. September.] Von Hans Leip (Das Tagebuch XII, 37. Berlin).
„Schlesische Sonderart im deutschen Schrifttum." Von Werner Milch (Zeitschrift für Deutschkunde XXXV, 9. Leipzig).
„Literat und Literatur." Von Robert Musil (Die Neue Rundschau XLII, 9. Berlin).
„Volksbühne und Unterhaltungstheater." Von S. Nestriepke (Die Volksbühne VI, 6. Berlin).
„Schutz der Jugend vor Schund und Schmutz?" Von Paul Oestreich (Die Stimme der Freiheit III, 7/8. Berlin).
„Der Dialog im Rundfunk." Von Robert Petsch (Rufer und Hörer I, 5. Berlin).

„Vom Veralten älterer Dichtung." Von Wolfgang Schumann (Die Volksbühne VI, 6. Berlin).
„Zwei Jahre deutsche Lyrik [Schluß]." Von Conrad Wandrey (Deutsche Rundschau LVII, 12. Berlin).
„Das Buch als Eingang zur Welt." Von Stefan Zweig (Die Literarische Welt VII, 37. Berlin).
„Der Dichter und die neue Einsamkeit." Von Walther Rehm (Zeitschrift für Deutschkunde XXXXV, 9. Leipzig).
„Deutsche und französische Kultur in den Vereinigten Staaten von Nordamerika." (Hochschule und Ausland IX, 9. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

„Die Rosenbraut." Ein Lustspiel in acht Bildern von Franz Michael Pelzer (Ludwig Berger). (Uraufführung im Deutschen Künstlertheater am 8. September 1931.)

Das kleine Dirnchen wird vom klerikalen Stiftungsausschuß zur „Rosenbraut" gekürt, und das bedeutet einen Tugendpreis. Eine Stoffwahl, die zur Verwegenheit herausforderte und deren Ziel nur die Groteske sein konnte. Ludwig Berger spaziert den alten, viel verschlungenen Lustspielpfad.
Um den ausfindig zu machen bedarf es der Ariadnefäden. Das Dirnchen hat einen Herrn Schmidt nachts auf ihr Zimmer genommen, denn eine Empfehlung an das Wohnungsamt ist ihr eine ihrem Liebsten abstibitzte Nacht wert. Herr Schmidt aber ist niemand anders als der mainzer Bürgermeister — dessen Verlegenheiten führen auf den Lustspielpfad. Der zweite Faden: der Bürgermeister hat einen Brief hinterlassen, der die Eifersucht des Liebsten wachruft — er wird seinerzeit der Rosenbrautfeier ein jähes Ende bereiten. Der dritte Faden: während der Bürgermeister nächtens bei dem Dirnchen weilte, saß seine Frau, die ihm gefolgt war, wartend auf der Treppe.
Man sieht das Spinnetz aus den drei Fäden ohne weiteres vor sich. Aber die Physiognomie des Autors? In jener Nacht, da der Bürgermeister bei dem Dirnchen weilte, ist nichts vorgefallen. Erst schrieb er den Brief, dann schlief er ein. Daraus folgt? Das Dirnchen ist kein Dirnchen. Sondern ein braves Mädel, das seinem Liebsten angetraut zu werden vollauf verdient.
Oh, Ludwig Berger! Oh, Lustspiel!

Ernst Heilborn

Mannheim

„Vaterland." Schauspiel in drei Akten. Von Peter Martin Lampel. (Uraufführung im Nationaltheater am 11. September 1931.)

Immer wieder ist bei Lampel zuvörderst die Gesinnung das Wesentliche, der menschliche, soziale oder politische Impuls. An zweiter Stelle die Wirklichkeit, wo sie unalltäglich, aufrüttelnd, aufrührerisch ans Herz und nach dem ganzen Menschen greift. Die gedankliche Fundamentierung, die ideelle Klarheit tritt dahinter weit zurück. Auch „Vaterland", das neueste Bühnenwerk Lampels, krankt an diesem Zwiespalt.
Zu Anfang steht sehr real, blutvoll und gegenständlich das Oberschlesien von 1921, das Abstimmungsgebiet zur Zeit der Korfanty-Aufstände, als der deutsche Selbstschutz erfolgreich gegen die polnischen Insurgenten in Aktion trat. Hier wirkt Lampel unmittelbar erschütternd, ist auch weniger dichterische Qualität als eine ungemein geschickte, gewissenhafte und dem Effekt keineswegs abholde Reportage am Werk. Im zweiten Akt erscheint bereits das Motiv des Aufruhrs ins Gedankliche transponiert. Aus Gründen der Reichspolitik muß der Selbstschutz die errungenen Positionen preisgeben. Seine gefühlsmäßige und gefühlsmäßig verständliche Einstellung zu den Ereignissen unterliegt im Kampf gegen die Staatsräson. Immerhin wird hier mit sparsamsten äußeren Mitteln immer noch lebendiges und mit Spannung geladenes Theater geboten. Der dritte Akt dagegen hat die ganzen Kosten der Akzentverschiebung vom Realen ins Abstrakte zu tragen. Das Thema Oberschlesien, ursprüngliches Demonstrationsobjekt von außerordentlicher Kraft, ist aus dem Blickfeld verschwunden, und übrig bleibt eine unfruchtbare Diskussion voll verschwommener Theorie, um für die ewige Idee „Vaterland" gegen temporäre Erscheinungen wie Partei und privates Interesse zu zeugen.
Dieser Mangel an durchgreifender Gestaltungsfähigkeit und gedanklicher Klarheit bringt Lampel um seine besten Wirkungen, solange mit Gesinnung allein die Schwächen des Dramatikers nicht auszugleichen sind.

Paula Scheidweiler

Dresden

1.

„Politische Schuster." Lustspiel in drei Akten. Von Ferdinand Bonn. (Uraufführung im Alberttheater am 16. September 1931.)

Ferdinand Bonn, der große Mime, strebte in einem Dutzend Stücken nach Dichterruhm. Man denkt an seinen Ludwig II. und Friedrich den Großen, an Andolosia, wo er als Geiger auftritt, an seinen Richard III., wo er auf hohem Roß in die Zirkusmanege jagt. Mit dieser Aufzeichnung hat man aber auch gleich die Linie seiner dramatischen Betätigung gekennzeichnet. Etwas Himmellangendes sollte es sein, und die Sensation war das Ausschlaggebende. Seine „Politischen Schuster" sind übelste Geschichtsklitterung in aufdringlichem

Pathos, anrüchige Tendenz, die im zweiten Akt in einer Verführungsszene auf offener Bühne in arge Geschmacklosigkeit ausartet, wie man sie kaum auf einer Vorstadtbühne erleben kann.

In die Werkstatt des Schusters Birgl in Wien werden in den Kongreßtagen Kaiser, Könige und Diplomaten bemüht, die nichts Wichtigeres zu tun haben, als dem patriotischen Schuster ihr Herz auszuschütten, damit er Geschichte mache. Man könnte sich dieses Stück als einen Ulk für das Kasperletheater denken, wo man nicht nach Modifizierung der Handlung und nach Glaubwürdigkeit fragt. Da pendeln die hohen Herren am Fädchen des Schusters. Er läßt Napoleon von Elba ausbrechen, damit die streitenden Herren sich auf Einigkeit besinnen. Er nasführt Fürsten und Politiker, verhütet Kriege und schürt Liebesräusche in der Schusterwerkstatt. Die Fixigkeit des Schusters und seine Herrgottspielerei artet ins Kindische aus. Keine Menschen, nicht einmal Puppen, die sich zur rechten Zeit bewegen, nur geschmacklose, blutleere Karikaturen. Man lächelt über die undramatischen Strafpredigten in wunderlichem Papierdeutsch. Man erträgt auch noch etwas von dem geschmacklosen Ulk dieser Kapriolen. Aber das Stück als Lustspiel zu bezeichnen, das nicht einmal die Bezirke des Schwankes, der Posse oder Groteske streift, ist überheblich.

2.

„Nina." Komödie in drei Akten. Von Bruno Frank. (Uraufführung im Dresdener Staatstheater am 3. September 1931.)

Bruno Frank hat mit seinem Volksstück „Zwölftausend" und mit seinen Komödien „Perlenkette" und „Sturm im Wasserglas" bewiesen, was er der deutschen Bühne ist. In seinem letzten Stück „Sturm im Wasserglas", das an die Bezirke der Komödie reicht, hat er mit dichterischem Blick und in scharfer Charakteristik aus dem Alltäglichen und Kleinen das Tiefmenschliche und Große in innerer Ergriffenheit und versöhnendem Lächeln gestaltet. Nach der rein dichterischen Seite ist seine „Nina" keine Steigerung. Man kann das neue Stück nicht als Komödie ansprechen. Es pendelt zwischen witziger, gekonnter Bühnenspielerei, zwischen überzeugendem Intellekt und gutem Theater, das seine motorische Kraft aus der Lust am Spiel empfängt.

Bruno Frank besitzt die Gabe, Typen zu erkennen und bühnensicher zu gestalten. Aber das wahre Erleben um letzte Menschlichkeiten verblaßt im bengalischen Licht. Geschickt und spannend das werbende komödiantische Doppelgänger-Motiv um den prickelnden Ruhm einer vergötterten Filmdiva und einer vom Glück getragenen, aufwärtsstrebenden Statistin; diese sich überschneidenden Kurven von der sehnsüchtigen Künstlerseele und dem Blendwerk gezüchteter und getünchter äußerer Mittel einer Virtuosin. Bühnensicheres Theater um die Menschlichkeiten eines gehetzten Filmstars. Alle Wirkung ist in der weiblichen Bombendoppelrolle begründet, wie die ganze moderne Literatur sie nicht wieder aufweist. Sie ist in ihrer seelischen Spannweite als schauspielerischer und dramaturgischer Trick erlebt und durch das treibende Gegenspiel der männlichen Hauptrolle, des Filmregisseurs, der das Produkt seiner gewachsenen Arbeit liebt, gegipfelt. Mit tänzerischer Sicherheit wird die literarische Nuance von der Tragik der vergötterten Diva zelebriert, aber nicht erlebt. Man steht im Bann der Wandlungs- und Ausdrucksfähigkeit und dieser spielerischen Anmut.

Man übersieht bei solch raffiniertem Theaterinstinkt die Schiefheit von dem anfechtbaren Hauptmotiv der echten und falschen Diva, die langatmige Exposition und den etwas schwächeren, in Theatersentimentalität ausklingenden dritten Akt. Man erlebt nicht die tiefe Tragikomik um die echte Filmdiva und die vom brennenden Filmregisseur geschaffene Scheindiva, das Blendwerk der flimmernden Leinewand, aber man ist von der graziösen Leichtigkeit der Gestaltung hingerissen, von dem Glanz und der sicheren Instrumentierung gestufter Kultur. Leben im Rampenlicht. Spiel im Spiel. Ein Triumph reinen Theaters. Ein Gewinn für die Schaubühne.

Johannes Reichelt

Bremen

„Deutschland." (Die Fahrt des Tauchbootes U. B. 116.) Schauspiel in drei Akten. Von Karl Lerbs. (Nach einer Idee von C. S. Forester.) (Uraufführung im Schauspielhaus am 18. Sept. 1931.)

Der Engländer C. S. Forester hatte ein Stück geschrieben, „U 97", des Inhalts etwa: eine Gruppe deutscher U-Bootsoffiziere, von der Revolution innerlich und äußerlich aus der Bahn geworfen, ohne Zukunft, zweifelnd am Sinn ihrer Existenz, greift zu dem einzigen, ihnen ehrenvoll erscheinenden Ausweg: Tod vor dem Feinde. Während überall schon die Waffen ruhen, nehmen sie noch einmal ein U-Boot, fahren noch einmal einen Angriff gegen die englische Flotte und kommen dabei um. Die Absicht Foresters war dabei gewesen, in seinen Zuhörern ein — man weiß nicht recht, wie man es nennen soll — Gefühl aufkommen zu lassen etwa wie: ... und diese fabelhaften Kerle haben wir besiegt! Dieses Stück bekam Karl Lerbs in die Hand, und dennoch nicht nur in die Hand. Er sah die Möglichkeiten des Stoffs und begann einen völligen inneren Umbau. Hinzu kam das Seltsame: der Engländer hatte ein Geschehnis frei erfunden, das ihm die Wirklichkeit bereits vorgedichtet hatte. Auf dieses tatsächliche Ge-

schehnis, eben auf die Kriegsfahrt nach dem Kriege des Tauchbootes U. B. 116, bezog nun Lerbs seine Neuschöpfung. Für ihn sind diese U-Bootsleute nicht mehr die verzweifelten Todsucher. Er möchte ihre Fahrt aus jenen Novembertagen heraus begreiflich machen. Er läßt sie daran glauben, daß durch das Gelingen ihrer Tat, durch den Abschuß eines oder mehrerer englischer Schiffe etwa, das Abgleiten in das Nichts, als das sie die Revolution sehen, noch einmal aufgehalten werden könne. Er läßt sie daran glauben, daß in jener Zeit, in der sich alle Bindungen zu lösen scheinen, dies wie ein fruchtbares Symbol wirken wird, ein Zeichen dessen, wozu der entschlossene und einheitlich gerichtete Wille einer Gemeinschaft von Männern fähig ist: im Tode noch den Tod zu überwinden. Es liegt auf der Hand, daß man aus solch einem Stoff ein faustdickes Tendenzstück hätte machen können. Aber das muß man dem dichterischen Gefühl des Verfassers anrechnen, daß er alle Deklamationen vermieden, daß er ganz menschlich schlicht geblieben ist und so, z. B. in einer Abschiedsszene von den Frauen, zutiefst erschütternde Wirkung erreicht hat. Einwenden muß man allerdings, daß Lerbs sich doch soweit an das Urbild gehalten hat, daß er auch sein Stück noch nur unter Offizieren spielen läßt und keine Mannschaften an der Fahrt teilnehmen. So erweckt die Handlung trotz allem doch den Anschein einer Offiziers-, also einer Standesangelegenheit, was sicher nicht in der Absicht des Verfassers gelegen hat.

Friedrich Lindemann

Frankfurt a. M.

„Der Misthaufen." Ein Abenteuer von Paul Alfred Dierhagen. (Uraufführung im Neuen Theater am 12. September 1931).

Der Misthaufen liegt in Groß-Budeberg in natura vor dem Laden eines Friseurs, symbolisch liegt er aber auch im Rathause, wo eine heillose Mißwirtschaft, Korruption und Schiebereien an der Tagesordnung sind. Der Friseur weiß davon, und da der Bürgermeister den Misthaufen nicht beseitigen läßt und außerdem dem Sohn des Meisters die Hand seiner Tochter verweigert, geht der Friseur an ein Großreinemachen. Er fährt nach Berlin, kommt, wohlmaskiert, als von der Regierung zur Untersuchung abgeordneter Kommissar zurück, treibt die Stadthäupter herum, erzwingt Geständnisse, erzwingt Abhilfe. Als er dann selber der Amtsanmaßung überführt wird, kann ihm das nicht schaden, denn er weiß zu viel, und deshalb wird er Stadtrat und das Liebespaar darf heiraten. Zum Schluß erhebt sich freilich die bange Frage: Ob es nun wohl in Groß-Budeberg besser werden wird, nun der Bürgermeister und der Friseur-Stadtrat Verwandte geworden sind? Das zeitnahe Theater schrie nach dem „Misthaufen", er war fällig, und Dierhagen wurde der fällige Gogol. Er strich sein „Abenteuer" hin, erklärte in einem „Offenen Brief", es komme ihm nur darauf an, von gutgelaunten Schauspielern gute Laune erzeugen zu lassen, er verzichte auf Ruhm. Der bescheidene Mann tat wohl daran. Sein „Abenteuer" ist grob und naiv und dünn. Kein Versuch zu einer Gegenhandlung, zu Verwicklungen, zu Verfeinerungen des Einfalls. Eine Reihe von dummen und bornierten Stadträten geht dem examinierenden Friseur ins Garn, nichts weiter. Das sehr gutwillige Publikum glaubte sich einer Zeitsatire gegenüber, zog Vergleiche, freute sich des aktuellen Stoffs und bereitete dem „Misthaufen" einen kuhwarmen Erfolg. Es glaubte dem Verfasser sogar, ein Friseur, der den ganzen Stadtrat barbiert, könne eben diesen Stadtrat unerkannt als Kommissar verhören.

Rudolf Geck

Wien

„Der Mann ohne Privatleben." Komödie in drei Akten. Von Otto Fürth. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 26. September 1931.)

Der bisher — von einem nicht gleichgültigen Lyrikband abgesehen — literarisch gleichsam unbescholtene Verfasser hat eine ihm literarisch vermittelte Anekdote mit Geschick zu einem Lustspiel erweitert, das, wenn man ihm einige Aktualitätchen, z. B. einen Manikuresalon oder das immer wieder erwähnte Kino abstreift, eine ganz zeit-, übrigens auch harmlose Heiterkeit auslöst. Technisch ist es insofern von Interesse, als der Titelheld nicht nur nicht sichtbar wird, sondern dies gar nicht werden kann, denn es setzt bei seiner Leichenfeier ein, und ob er, der von Familie und Partei als greiser Musterknabe bewunderte „Senator", ein Privatleben, zu deutsch: eine Geliebte, gehabt habe oder nicht (der Reinfall trifft zu), darum drehen sich Handlung und Erörterung, diese mit mancherlei gefälligen Glanzlichtern versehen, jene im konventionellen Sand mehrerer Verlobungen verlaufend. Die zu beweisende, nachdrücklich unterstrichene These billigt „jedem ordentlichen Menschen" ein Privatleben (s. o.) zu; um so schlimmer also für jenen Senator, weil es für ihn zu spät ist, das einwandfreie öffentliche durch ein Privatleben zu ergänzen. Das Hin und Her über jenes Ob oder Obnicht erweist sich als fruchtbarer Nährboden gemütlicher, trotz jener These recht bürgerlicher Heiterkeit.

R. F. Arnold

Türkischer Brief

In keinem Winkel der Welt ist ein Land zu finden, das mit solcher Schnelligkeit an seine Reformen geht und die verschieden gearteten geistigen und seelischen Dispositionen der Jahrhunderte in der kurzen Zeitspanne einiger Jahre durchmacht, wie die Türkei.

Die Entwicklung sozialer und intellektueller Modernisierung, die mit unglaublicher Schnelligkeit vor sich geht, zeitigt höchst bizarre Nebenerscheinungen in der türkischen Literatur.

Die Lage des zeitgenössischen türkischen Schriftstellers ist sicher eine sehr eigenartige. Um sie zu begreifen, muß man wissen, daß die türkische Reformarbeit auf das Jahr 1839 zurückgeht. Anfänglich war die Entwicklung der Bewegung sehr langsam. Sie wurde schneller seit ungefähr zwanzig Jahren; sie hat äußerste Hast seit Ende des Krieges erlangt. Die Ideen folgen und jagen einander in wahrhaft höllischem Lauf. Was heute neu ist, wird morgen unmodern. Die Auffassungen wandeln sich im Augenblick; die Türkei marschiert mit Riesenschritten, um in sehr kurzer Zeit da anzulangen, wo die europäische Zivilisation einen Augenblick haltmacht, um — weiterzugehen. Infolge dieser unausgesetzten Evolution ist die zeitgenössische türkische Literatur fünf Generationen — nicht etwa Schulen — sondern literarischen Generationen anvertraut. Denn zwischen Schriftstellern, die nur zehn bis fünfzehn Jahre auseinander sind, besteht in Mentalität, Auffassungsgabe und Empfindung der Unterschied von zwei Generationen.

Ja, diese fünf zeitgenössischen Generationen stehen einander zeitlich sehr nahe und sind einander doch in Gefühlsweise und Ausdrucksmöglichkeit sehr fremd. Fremd in den Problemen, in ihrer Ästhetik, in ihrer Auffassung der Wirklichkeit.

Die älteste dieser Generationen ist ausgesprochen romantisch. Die wenigen noch lebenden Mitglieder sind die jüngsten Schüler der Reformbeflissenen von 1839, Schüler der Gründer der modernen Schule der türkischen Literatur, Schüler jener Intellektuellen, die (zum erstenmal in der Türkei) den Versuch machten, sowohl Volk wie Regierung dahin zu beeinflussen, die sozialen und staatsrechtlichen Einrichtungen Europas anzunehmen, Schüler jener Schriftsteller, die die türkische Literatur vom Einfluß der arabischen und persischen Dichtung befreiten und sie zu europäisieren versuchten.

Heute lebt in der Türkei der größte Dichter, der aus jener Bewegung herstammt. Der große Dichter Abdulhak Hamit, der noch heute das Idol der ganzen Nation ist. Denn dieser Dichter ist nicht nur ein großer Dichter, sondern der wahrhaftige Genius unserer Literatur. Er ist einer jener Unsterblichen, die die Jahre und Jahrhunderte nicht zu fürchten haben. Sein großes Gedicht „Makber" (Das Grab) und seine Tragödien in Versen, darunter vor allen „Esber", „Teser", „Nesteren" und sein letztes Theaterstück „Finten", in dem er die englische Aristokratie der Kritik unterzieht, werden in jeder Epoche lebendig bleiben, wie „Saadi", wie „Fuzuli" — was macht es aus, daß er aus romantischer Schule herstammt? Gehört das Genie jemals einer Schule an?

Abdulhak Hamit ist auf sich selbst gestellt, seine Verse sind Wunder an Vollendung und Harmonie, seine Ideen edel und schwungvoll, seine Begeisterung sprüht von Temperament. Werke, die er vor vierzig Jahren geschrieben hat, sind auch heut noch die meistgeliebten Werke der türkischen Literatur. Trotzdem seine Zeitgenossen seit langem außer Mode sind, bleibt er im Vordertreffen der zeitgenössischen Literatur.

Wie bereits gesagt, bot die erste Generation der zeitgenössischen Literatur eine revolutionäre, enthusiastische, romantische Dichtung. Eine Generation, die ihre Feder dem Kampf für Freiheit und Gerechtigkeit weihte. Aber diese Anstrengungen waren nicht von sonderlichem Erfolg gekrönt. Nach dem Zusammenbruch der ersten türkischen Revolution hatte der Absolutismus nur eben zu strengeren Maßnahmen gegriffen. Niemand genoß Freiheit, am wenigsten der Intellektuelle. Er besaß kein Recht, seine Gedanken frei auszusprechen. Ließ er einen reformatorischen oder modernen Gedanken laut werden, so wurde er mit Gefängnis, Verbannung oder mit dem Tode bestraft.

Die zweite Generation der zeitgenössischen Literatur hat in diesen schwierigen Zeiten zu schreiben begonnen. Um die literarische Revue „Serveti-Fünün", die noch heute erscheint, scharte sich eine Jugend, reich an Talent. Diese jungen Leute waren Realisten. Ihr Realismus war grobschlächtig, ironisch. Eine pessimistische und trauerschwere Literatur, selbst da, wo sie ironisch war, kam in den Seiten der „Serveti-Fünün" zum Ausdruck. Diese Epoche ist sehr bemerkenswert für die Geschichte der türkischen Literatur, aber für den Geschmack von heute ist ihre Produktion verloren. Die Führer dieser Generation stehen noch heute fast ausnahmelos im Leben, aber sie sind fast vergessen. Der Hervorragendste unter ihnen und der auch heute noch als solcher angesehen wird, ist der Dichter Tefik Fikret. Seine beiden Gedichtsammlungen „Rebabi Şikeste" (gebrochene Leier) und „Halukun Defteri" (Notizheft des Haluk) sind in gewisser Weise die modernsten Bücher der türkischen Poesie. Tefik Fikret ist nicht nur Dichter, sondern auch Denker. In seiner ersten Sammlung gibt er sich pessi-

mistisch, aber in seiner zweiten Sammlung, in der er seinem angebeteten Sohn Ratschläge erteilt, ist er Materialist, Aktivist und Philosoph. Klarblickend, außerordentlich klug, mit ganz seltenem Talent ausgerüstet, steht der vor sechzehn Jahren Gestorbene an der Spitze des türkischen Vortrupps. Er ist der Dichter, der die Herzen, der Denker, der die Geister beherrscht. Man kann aber nicht das gleiche von den anderen Schriftstellern und Dichtern dieser Generation sagen, trotzdem sie sich in einer wichtigen Epoche der türkischen Entwicklung talentvoll erwiesen. Obwohl sie kaum vorgeschritten im Lebensalter sind, entsprechen sie nicht mehr dem Geschmack des Publikums. Weder Cenab Sehabettin, der bemerkenswerte Prosaschriftsteller, noch Halit Siya, der hervorragende Romanschriftsteller und berühmte Verfasser von „Aski Memnu" (Verbotene Liebe) und „Mai Ve Siyah" (Blau und Schwarz) und vielen anderen psychologischen Romanen und Novellensammlungen gelten heute als Vorkämpfer der zeitgenössischen Literatur.

Die Generation, die wir als die dritte literarische Generation bezeichnen, ist nicht so reich an Werken und Talenten wie die beiden vorhergehenden. Sie gibt sich symbolistisch und steht unter dem Einfluß französischer Autoren. Es bleiben nicht mehr als drei bis vier Namen, die einmal in der Geschichte der türkischen Literatur auftauchen werden.

Einer dieser Namen ist sicherlich der Name des symbolistischen Dichters Ahmet Hasim, ausgezeichnet durch außerordentliche Sensibilität. Der Dichter der beiden Sammlungen „Göl Saatleri" (Die Stunden des Sees) und von „Piyale" (Der Becher). Eine von einem deutschen Orientalisten verfaßte deutsche Studie über ihn und die Übersetzung der Mehrzahl seiner Verse sind in Buchform deutsch in einem berliner Verlag erschienen. Der zweite interessierende Name dieser Generation ist sicherlich Halide Edib, die türkische Romanschriftstellerin, die, infolge politischer Widerwärtigkeiten, im Ausland lebt und nicht in die Türkei zurückkehren darf. Ihre besten Werke sind „Handan" und „Seviye Talib". Sie ist auch Verfasserin vieler anderer Romane, und mehrere ihrer Werke sind in verschiedene fremde Sprachen übersetzt worden, hauptsächlich ins Englische.

Diese beiden Namen gelten noch heute in der zeitgenössischen Literatur, Namen, die nichts von ihrem Einfluß auf das Publikum eingebüßt haben.

Bis auf die dritte Generation war das Streben der türkischen Literatur immer darauf gerichtet, sich so weit wie möglich von der arabischen und persischen Literatur fernzuhalten. Mit der vierten Generation kam eine neue Tendenz auf. Die vierte Generation begann damit, die drei vorhergehenden deshalb zu verdammen, weil sie zu sehr unter europäischem, hauptsächlich unter französischem Einfluß gestanden hätten. Sie behauptete für ihr Teil, von allen fremden Einflüssen, östlichen wie westlichen, frei zu sein. Diese Generation betätigte den Ehrgeiz, die wahre, moderne türkische Literatur zu schaffen. Ihre Anstrengungen gingen darauf hin, die fremden Reime völlig verschwinden zu lassen und die Sprache dadurch zu vereinfachen, daß man sie soweit wie irgend möglich aller Wörter arabischer und persischer Herkunft beraubte; aber es gelang nicht, eine zugleich moderne, zugleich nationale Literatur zu schaffen. Denn diese Generation verfügte nicht über große Talente, sondern nur über recht begabte junge Leute. Von dieser Generation ist der einzige Name, den es hervorzuheben lohnt, der des impressionistischen Dichters Halit Fahri, Verfasser der dramatischen Legende „Baykus" (Eulen) und verschiedener Gedichtsammlungen. Fahri ist augenblicklich Herausgeber der literarischen Revue „Serveti-Fünün".

Die wahrhafte, moderne türkische Literatur wurde mit der Nachkriegsgeneration geboren. Die Werke dieser modernen Generation sind nach Konzeption und Technik europäisch und modern, sind aber ganz auf türkischer Mentalität und Empfindungsweise aufgebaut. Probleme, nationaler, sozialer und menschlicher Art werden untersucht und diskutiert. Es sind auch viele psychoanalytische Romane in letzter Zeit entstanden.

Die bemerkenswertesten Schriften dieser Generation: An der Spitze steht „Dokuzuncu Hariciye Kogusu" von Peyami Sefa (Verlag Resimliay), einem realistischen Romanschriftsteller und Verfasser mehrerer Romane. Er hielt sich auf mittlerem Niveau bis zu seinem letzten Buch, aber mit „Dokuzuncu Hariciye Kogusu", einem nahezu autobiographischen Roman, ist der junge Autor eine der wichtigsten Erscheinungen der türkischen Literatur geworden.

Man kann auch nennen „Deli Deryali" und „Kara Davut" von Nizamettin Nazif, einem originellen, sehr temperamentvollen und über einen ganz individuellen Stil verfügenden Romanschriftsteller. Diese beiden historischen Romane sind die Bücher, die in der Türkei die größten Auflagen erzielt haben. „Jokund ile Siya-U" (Sesini Kaybeden Sehir) (Die Stadt, die ihre Stimme verloren hat) von Nazim Hikmet, einem jungen kommunistischen Dichter, gehören auch zu den schönsten Werken dieser Generation.

„Kaldirimlar" (Der Bürgersteig) von Necib Fazil, eine Gedichtsammlung von tiefer Gefühlskraft und beinah klassischer Formvollendung zeichnet sich unter den Werken der Jugend aus.

Vedat Nidem, der junge dramatische Autor, ist eine der Berühmtheiten der Nachkriegsgeneration. Seine Thea-

terstücke „Üc Kişi Arasinda“ (Zwischen Dreien), „Kör“ (Der Blinde) und „Hayvan Fikri Yedi“ (Das Untier fraß die Idee auf) sind von untadeliger Schönheit und Vollendung.

*

Fünf zeitgenössische Generationen leben in der Türkei, aber die Generation, die Aussicht hat, über Herz und Geschmack in der Türkei zu herrschen, ist die jüngste.

Suad Derwisch

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Fabian. Die Geschichte eines Moralisten. Von Erich **Kästner.** Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 333 S. Geb. M. 5,75.

Als ich erfuhr, Erich Kästner werde seine erste große Prosaerzählung erscheinen lassen, war ich allen Ernstes — wie die Phrase so abscheulich sagt — freudig erregt. Denn wer immer den Lyriker Kästner nicht nur für einen amüsanten Verskünstler hält, sondern für einen echten dichterischen Geist, der hat damit gesagt, daß er von ihm, im Gegensatz zu anderen vielleicht gleich begabten lyrischen Pamphletisten, eines Tags eine Arbeit von größerem Format und grundsätzlicher Haltung erwartete, eine Arbeit, darinnen der Mann sich preisgibt. Etwas in Kästners Lyrik, ja selbst in seiner Art von Spaßmacherei, hat zu dieser strengen und frohen Erwartung genötigt: seine Verse, das hat man gemerkt, sind nichts Sporadisches; sie haben vielleicht ihren Anlaß, aber nicht ihren Ursprung im Reiz des tagtäglichen Vorfalls; ihren Ursprung jedoch haben sie in einer Weltanschauung oder, wenn einem dies Wort zu hart ist, in einer eigenen Stellung zur Welt.

Nun liegt das Buch vor, und wir sind nicht erstaunt, daß es den Untertitel trägt: Geschichte eines Moralisten. Gleich zu Anfang heißt es vom Helden: „Er betrieb die gemischten Gefühle seit langem aus Liebhaberei.“ Das ist Kästners, so wie wir ihn bisher kennen, eigener Fall; indem er aber nun einen solchen Liebhaber der gemischten Gefühle nicht bloß agiert, sondern schildert, läßt er das Stadium der Liebhaberei hinter sich und wird notwendig moralistisch, er selbst zugleich mit seinem Gegenstand. Deshalb kommt nur ungenügend auf seine Rechnung, wer als ein vermeintlicher Kenner der Marke „Kästner“ von dem Buch einen spritzigen Jokus, eine Schmunzel-Lektüre erwartet. Es ist im Gegenteil ein sehr trauriges Buch, „traurig“ ohne jeden einschränkend-urteilenden Sinn — ich gebrauche das Wort nur, um dem empfindenden Leser anzugeben, in welcher ästhetischen Himmelsrichtung das Buch liegt. An einer Stelle fragt der Held ganz verzweifelt seinen Freund: „Wo ist das System, in dem ich funktionieren kann?“, und er hat damit — man braucht statt „ich“ nur „der Mensch“ zu sagen — den Gegenstand des Buchs aufs schlagendste ausgesprochen. Das andere, das faktisch bestehende System, in dem der Mensch so gut wie nicht mehr funktioniert, bildet, breit und grotesk gemalt, den Hintergrund von Fabians Geschichte, und einer seiner Vertreter spricht den Fabian ganz erstaunt und vorwurfsvoll an: „Sie nehmen nur die wirklich ernsten Dinge ernst.“ Wer das tut, der geht kaputt. Versteht man, daß ein Buch mit solcher These ein trauriges Buch ist? Aber, bei Gott, auch ein richtiges Buch.

Als „Geschichte“ ist es noch keine unanfechtbare Leistung. In seiner Fabel spielt der Zufall eine größere Rolle, als es sich mit dem exemplarischen Charakter des Romans verträgt, und es beeinträchtigt seine Beweisführung, daß es sich so ausschließlich vor einem Hintergrund des Betriebs, der City-Lights, der Schnellrestaurants-Sexualität abspielt. Ein allgemeiner Roman, wenn ich mich so flüchtig ausdrücken darf, wird uns noch mehr zu Herzen gehen als ein dergestalt stilisierter. Andererseits ist gerade die Stilisierung des Großstadtbegriffs hervorragend geglückt (möchten die Reportagehandwerker das beachten!), und es ist Atmosphäre geschaffen in der mühelosen Weise des guten Films, wie überhaupt eine Verwandtschaft dieser Prosa mit der Prosa, der Diktion des Films unverkennbar ist.

Kästner liebt, wie ich weiß, Lawrences großen Roman von Lady Chatterley und ihrem Liebhaber. In einer ähnlichen Weise wie dort (und doch wieder anders, weil großstädtischer, typologischer, hoffnungsloser) ist auch bei ihm das Problem des geltungslosen Einzelmenschen ganz absichtlich auf die Frage der Liebe hin exemplifiziert, auf die beiden großen Beschwerden: dem Dreißigjährigen ist es heute um den Preis seiner Selbständigkeit verwehrt, zu heiraten — und: der Mann ist heute nicht mehr eingerichtet, die Frau zu befriedigen. Bei einem der schönen, feierlichen Nachdenkens-Innehalte, die in seinem Buch häufig sind, sagt Kästner es so gut, daß ich ihn ganz zitieren muß: „Entweder der Mann verantwortet die Zukunft einer Frau, und wenn er die Stellung verliert, wird er einsehen, daß er verantwortungslos handelte. Oder er wagt es nicht, einem zweiten Menschen die Zukunft zu versauen, und wenn die Frau darüber ins Unglück gerät, wird er sehen, daß auch diese Entscheidung verantwortungslos war. Das ist eine Antinomie, die es früher nicht gab.“ Und es ist eine Antinomie, die wir wahrhaftig alle schon an uns gespürt haben als Beängstigung, als Vorwurf, als Qual. Im allerweitesten Sinn ist sie wahrscheinlich der Gegenstand, auf den sich alle brauchbaren Überbleibsel der sogenannten literarischen jungen Generation werden einlassen müssen, und ich, Rezensent, bin jedenfalls gewiß, daß ihm meine ganze Arbeit gehören wird. Als ein Buch in dieser Richtung, als das Buch eines guten, ernsthaften Gedankengenossen begrüße ich Kästners Roman dankbar und froh.

München W. E. Süskind

Heimkehr. Roman. Von Erwin H. **Rainalter.** Leipzig 1931, L. Staackmann. 253 S.

In diesem zähen Kampf einiger Entwurzelter gibt es keinen beherrschenden Einzelhelden: im Vordergrund steht vielmehr der große Gegensatz zwischen Stadt und Land, zwischen Acker und Maschine, der in unseren Tagen immer schärfere Formen annimmt, hier versinnbildlicht durch zwei Bauern, die den seit Generationen innegehabten Landbesitz ihres karg spendenden Heimatlandes aufgeben.

Deshalb sind auch nicht die mehr oder minder seltsamen Geschicke der einzelnen das Wichtige und Entscheidende, sondern das Bedeutsame, das, was dem Roman in erster Linie Wert verleiht, ist eben das Kulturbild, das entrollt wird: die bitteren Enttäuschungen der Entwurzelten, die, hineinge-

zwungen in fremde Lebensart und Lebensbedingungen, von den Idealen andersdenkender Menschen vergewaltigt werden und nach schweren Erlebnissen wieder zurück in die Heimat finden. —

Das letzte Wort behält nicht die Not und Ergebung, sondern der sie überwindende Bauerntrotz, der, stärker als das Schicksal, sich vor Trümmern noch stolz aufreckt: „Kopf hoch, mag auch die Sintflut kommen!"

In diesen Bauern erwacht immer wieder die Treue zur Scholle, die unausrottbare Liebe zu dem Stück Ackererde, das sie geboren, das ihnen mühselige und doch zutiefst erfüllende Arbeit bedeutet.

Die künstlerische Form hat es hier doppelt schwer, zeitliche Tendenzen und Leidenschaften zu klären und zu verzehren. Es gelingt fast niemals. So beruht der Wert der Dichtung nicht vorwiegend auf dichterischen Werten, sondern er beruht in weitaus höherem Grade auf dem Stofflichen, auf dem kulturellen Hintergrund.

Die ästhetische Beurteilung muß also stark einschränkende Bemerkungen machen. Aber sie reicht hier allein nicht aus, und wenn die fühlbare Wärme des Erzählers uns nur ein Recht gibt, sein tüchtiges und erfreuliches Buch zu lesen, so legt uns das, was außerliterarisch mitschwingt, fast die Pflicht dazu auf.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Das Kind Eva. Roman. Von Hermann Stegemann. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 297 S. Geb. M. 5,50.

Der feinsinnige, gedanken- und anschauungsreiche Erzähler gibt hier keinen Ehe- und auch keinen Scheidungsroman, sondern die Geschichte einer Trennung, gesehen mit den Augen des vierzehnjährigen, sachlichen, sportlichen und lebenstüchtigen Mädchens von heute. Und da dieses Kind Eva seinen Vater zu behalten und eine Mutter zu haben wünscht, baut es tapfer, trotz der großen Bogenspannung, die Brücke zwischen den getrennten Ufern. Es befiehlt gewissermaßen durch die Tatsache seines Daseins, aber auch ganz bewußt mit klugem Plane: ich wünsche ein Elternpaar zu haben, jeder von euch liebt mich, darum vereinigt euch freundlichst wieder.

Sehr reizvoll und echt — bis auf einige mondäne Züge, wie z. B. das Pudern, das man diesem Typ von „blauem Jungen" nicht ganz glaubt — wächst dabei der neue handfeste und sachliche Frauentyp heraus. Und wie einerseits im zweiten Teil des Buchs sehr fein die Kameradschaft zwischen Mutter und Tochter und die gemeinsame Eifersucht auf die andere, drohende Frau im Leben des Vaters gezeigt wird, so ist auf der anderen Seite der Gegensatz der beiden Generationen herausgeholt: unbekümmertes Bekenntnis zu sich selbst bei der Tochter und dadurch Sieg über den Vater und allerlei junge Männerherzen — die Mutter aber als das Geschöpf „pour plaire à l'homme" mit seiner typischen Tragik: gerade wer sich bemüht, so zu sein, wie der geliebte Mann es möchte, erscheint ihm eines Tages leer, unpersönlich und wird von ihm geflohen, ja verlassen.

Der Konflikt die Frage: „Soll ich sein, wie ich bin oder soll ich sein, die du dir wünschest?", die große, weltaktuelle Frage gewissermaßen, die heute die Frauen der Welt an sich selber und an den Mann stellen. Sehr charakteristisch gesteht der Held der Erzählung: „Ich liege in Konflikt mit allen, die vom Manne verlangen, daß er die Frau nimmt, wie sie ist" und später: „Mehr kann kein Mann, als die Frau so nehmen, wie sie ihm erscheint, wie er sie sieht, fühlt und — ich geb's zu — wie er sie sich vorstellt und wünscht, daß sie sei. Nicht wie sie ist!"

Die Tochter, die Jugend, bekennt sich zu sich selber, ruht in sich allein, und wie sie, die Kräftigere, die Mutter in die Arme nimmt, hochhebt und wieder auf die Füße stellt, so tut sie es auch im Seelischen: sie wandelt die alte Generation in der Richtung ihres eigenen, selbstsicheren Menschen.

Ein Schwarzwaldstädtchen und die schweizer Winterlandschaft von Engelberg geben diesem Geschehen den Hintergrund. Dies nachdenkliche Buch bekräftigt die Warnung vor der Entpersönlichung der Frau, warnt unbewußt vor der Selbstaufgabe um des geliebten Mannes willen und lehrt andererseits die Pflicht zur Treue, eben der Ehe, dem Kinde, der gemeinsamen Aufgabe zuliebe.

Ein Roman, den man sich in den Händen aller Scheidungspaare wünschen möchte.

Berlin — Ilse Reicke

Der gefährliche Weg. Roman. Von Ludwig Wolde. Berlin und Leipzig 1931, Horen-Verlag. 334 S.

Nichts reizvoller als einen Roman schreiben, der als „Zeitbild" gelten darf, dessen Figuren neben ihrem spielenden Schicksal ein zweites, bedeutungsvolles haben, eine Beglaubigung als „Helden ihrer Zeit"! Nur muß der Autor eines solchen Romans wissen, daß er sich zusätzlichen Gefahren aussetzt, daß z. B. das Zufällige, immer eine Klippe der Erzählung, bei ihm mit besonderer Schärfe verdrießt. Woldes Buch hat (vielleicht mehr nach des Verlegers als des Autors Absicht) den Ehrgeiz des Typischen für die Jugend einer heute recht undurchsichtigen Zeit, der ersten Jahre dieses Jahrhunderts. Lesbar aber wird es erst, wenn man von solcher historischen Prätention absieht und es als sehr privaten Entwicklungsroman oder eigentlich als Entwicklungsstudie im Romangewand liest. Auch dann noch ist viel, sehr viel gegen diese Geschichte eines behüteten, kränklichen, wohlerzogenen Patrizierknaben zu sagen; vor allem bedrückt, wo sie nicht entwaffnet, die Unsicherheit, um nicht zu sagen Kindlichkeit des künstlerischen Vorgehens: das Buch ist in der ganz bestimmten Weise altmodisch und dilettantisch geschrieben, in der sehr kultivierte Liebhaber Kammermusik treiben — es hat einen Hauch von Lavendel um sich und erfüllt in keiner Weise die Ansprüche, die man technisch und gesellschaftlich an einen modernen Roman stellen darf. Dies alles meine ich zwar ernst, aber nicht feindselig; hat man nämlich nach all diesen Kriterien das Buch von sich weisen müssen, so darf man zwei schöne Funde nicht verschweigen, die es dem Leser beschert: es ist die Arbeit eines völlig unabhängigen, eines vielleicht sparsamen, aber keiner literarischen Mode hörigen Talents. Und: es hat eine Art Einsicht in die Kraftfelder seiner Figuren, in das, worauf es ankommt und woraus Schilderung und Konflikt zu entspringen hätten. Schilderung und Konflikt selbst sind schwach geraten, aber die Stätte ihrer Geburt, die Landschaft in den Menschen, hat Wolde gut gesehen.

München — W. E. Süskind

Die Mädchen vom Marienhof. Roman. Von Auguste Supper. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 404 S. Geb. M. 5,75.

Auf einer einsamen Höhe an einer alten Römerstraße liegt der Marienhof, der von Tannenwäldern und mageren Äckern umgeben ist. Seinen Namen hat er von einem steinernen

Muttergottesbild am Hauptgebäude des Anwesens erhalten. „Wenn es nicht wie alles Schöne ‚selig wäre in ihm selbst‘, man müßte mit seiner großen Verlassenheit und Vergessenheit Mitleid haben.“ Von Römern als Lazarett erbaut, wurde das Haus im Mittelalter zu einem Asyl für die, die vor der Pest zu fliehen suchten. Später verwahrloste der Bau unter vielen Besitzern, bis er schließlich an Dr. Baldenius, einen menschenscheuen Sonderling und Büchernarren gelangte, der den Marienhof sehr liebte. Lange nach seinem Tod bringen Johannes und Marie, die Enkel des Dr. Baldenius, neues Leben auf den Marienhof, der unter einem rüden, trunksüchtigen Pächter wieder ganz verkommen ist. Nach Krieg und Inflation kehren sie zu dem ererbten Gutshof zurück. Er bietet ihnen nach dem Verlust ihres Vermögens die letzte Zuflucht.

Auguste Supper schildert anschaulich und lebendig wie die Geschwister mit dem Hause verwachsen und die Bodenständigkeit wieder finden, die ihnen im Krieg verlorenging. Johannes setzt das Haupthaus eigenhändig instand. Die altertümliche Schönheit des Hauses wird offenbar. Dunkle Querbalken hängen von der Decke in die dämmerigen tiefen Zimmer herab. Die Fenster liegen in kleinen erhöhten Nischen. Vergeblich will der alte Pächter den Aufbau hemmen. Seine Tochter Ria bindet sich in Freundschaft und Liebe an die Geschwister. Die Entstehung der Liebe zwischen Johannes und Ria wird mit der gleichen Ruhe dargestellt, mit der Landschaft und Haus gezeichnet sind. Die Erdverbundenheit der jungen Menschen ist in wirkungsvollen Gegensatz zu der lebenzerstörenden Unnatur des vergangenen Krieges gestellt.

Frankfurt a. M. — Maria Prigge

Muckepick oder Flucht ins All. Von Georg Rothe. Berlin 1931, B. Behrs Verlag (Friedrich Feddersen). 75 S. M. 2,— (3,—).

Eine neue „empfindsame Reise im Automobil“, angenehm fern von dem üblichen renommistischen Snobismus Genüsse fressender Sportfexe. Ein paar Tage tiroler, schweizer, italienischer Landschaft, mit einem guten Freund zusammen, mit dem sich schöne stumme Zwiesprache halten läßt: eben jenem Muckepick, dem braven Maschinchen; kleine holde Erlebnisse; ein Sinnen über Zeit und Ewigkeit — zurück in die Stadt, aber anders als bei der Ausfahrt, „ein bißchen Sonne noch auf der Stirn“.

Das Büchlein ist gar nicht „wichtig“. Trotzdem wird es, leicht und zart erzählt, echten PS-„Wanderern“ Freude bereiten.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Der Tod des Meisters. Novelle. Von Walter Schröder. Wien 1931, Der Wille. 106 S.

Zur Sache: eine Novelle über das Sterben Puccinis, der bei fast vollendeter „Turandot“ am Halskrebs elend zugrunde gegangen ist. Der Stoff, einer großartigen Behandlung sicher erschließbar (dankbare Reverenz vor H. E. Jacobs novellistischen Künstlerleben!), dieser Stoff ist denkbar konventionell und „farbig“ behandelt, in jener satten Gymnasiasten- und Jungmädchenweise, die schwer mehr zu ertragen ist, wenn sie gleich was Entwaffnendes hat.

Zur Form: der Verlag des Büchleins fordert auf, man möge sich zu der Einrichtung dieser sogenannten Typoskriptdrucke äußern, mit deren Hilfe er wertvolle, aber unpopuläre Literatur billig herzustellen hofft. Nun, das Buch präsentiert sich wie die sattsam bekannten Bühnenmanuskripte, wenn es auch mit mehr Liebe getippt ist. Für meine Person muß ich gestehen, daß dieses Aussehn meinen Lesegenuß erheblich trübt; von den wenigen „Typoskripten“ (ich meine Manuskripten) aber, die mich in meinem Leben trotzdem ganz für sich gewonnen haben, habe ich immer gefunden, daß man sich nicht geweigert hat, sie auch als Bücher zu drucken.

München — W. E. Süskind

Neue Prosa. II. Folge. (3. Veröffentlichung des Selbstverlags junger Autoren im Selbstverlag Joachim-Goldstein-Verlag.) Berlin 1931. 63 S.

So wenig wie bei der ersten Folge kann ich die Bedarfsfrage für ein derartiges Selbstkostenbüchlein bejahen. Zwar mögen einige von den sechs Beiträgen (ich denke an den von Kulenkampff und den von Walter R. Schmidt) als Begabungsproben bestehen; doch ist für sie das Zeitungsfeuilleton, in dem sie mit Anstand erscheinen können, der gegebene Ort des Auftretens, und es wirkt bei ihnen, und wieviel mehr bei den anderen Arbeiten, verstimmend, daß etwas, was Probe und Skizze ist und bestenfalls eine epische Stimmung anreißt, partout in der verpflichtenden Buchform erscheinen muß. Das heißt: eine Spielerei, die der ohnmächtige Reichtum sich einst gönnte, ahmt nun gar die Armut nach. Es sollte nicht sein.

München — W. E. Süskind

Sieger und Besiegte des Lebens. Novellen. Von Ernst Zahn. Stuttgart 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 338 S. Geb. M. 5,75.

Einen stattlichen Band kleiner Erzählungen bringt diesmal Ernst Zahn seinen Freunden. Es sind köstliche Dinge darunter. Kabinettstückchen feinster und innerlichster Psychologie. Etwa die Novelle vom Untergang des Lori, des grimmigen und absonderlichen Bergführers. Immer geht es bei diesen leisen Geschichten um zarte Herzensbande, um kaum nach außen hin merkbare Erschütterungen:

> Ihres kleinen Schicksals Gang und Wende
> wiederholt das Leben um und um,
> und es ist am Ende
> Menschentum.

Mit diesen Worten gibt der Dichter selbst das beste Leitmotiv zu seinem neuen Buch. Freilich finden sich auch bloße Skizzen unter den 22 Erzählungen, aber selbst da sind die Menschen mit einigen wenigen Strichen erdnah charakterisiert, und immer findet sich eine Naturverbundenheit, die beglückt. Und warum verschweigen, daß bisweilen auch eine Spur von Sentimentalität aus heimlichen Reminiszenzen bricht, wenn etwa in der Erzählung „Sommervogel“ der Schuster Äschlimann mit bangem Herzen seiner Tochter Linette die unausgesprochene Erlaubnis gibt, zum Theater zu gehen. Dafür entschädigen aber wieder großangelegte und ausgeführte Menschen- und Zeitschicksale wie die von der kleinen Vita Imfeld und ihres Opfertodes oder die von dem Reiter des Johann von Werth, dem Heinz Portmann. Eine Miniatur aus den letzten Jahren des Dreißigjährigen Krieges, wie sie lebensvoller und glutwärmer kaum getroffen werden kann. Im ganzen ein Buch, das besinnliche Menschen zu besinnlicher Einkehr lädt.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Feine Leute oder Die Großen dieser Erde. Roman. Von Kasimir Edschmid. Wien 1931, Paul Zsolnay. 426 S.

Ein Gesellschaftsroman am Lido. Und ein Essay. Amüsant und geistig. Die Teile wachsen nicht ganz zu einem Roman zusammen. In seinen Novellen erstand aus Edschmids bereicherter Weltkenntnis, die am hinreißendsten in seinen Reisebüchern gestaltet ist, eine neue Form. Hier ist das Romangeschehen konventionell, nicht gar so weit ab von Kriminalfällen aus illustrierten Zeitungen. Das mag Edschmid bis zu einem gewissen Grade gewollt haben, um Spannung zu schaffen — als Ausgleich gegen die Gedankenfracht. Aber dieser Ausgleich ist ihm nicht bis ins Letzte gelungen. Der geistige Gehalt wird von der Farbigkeit der Milieuschilderung, der pointierten Abrundung einer Gestalt, einer gewissen Verliebtheit in die äußeren Lebensformen dieser Gesellschaft — bei aller Kritik gegenüber dem, was, beziehungsweise was nicht, dahintersteht, überwuchert. Das Geistige ist immer da, aber es läuft nebenher. Edschmid begnügt sich nicht mit flacher Satire gegen die Müßiggänger, die in Politik und Wirtschaft, Sport und Literatur schmarotzen. Sein Weltbild hat tieferen Hintergrund. Er kennzeichnet, wie verschiedene Faktoren in der internationalen Welt die Größe ausmachen. Und wieweit die Mächtigen selbst hilflos sind. Wie das Wort, daß eins sich nicht für alle schicke, im Leben der Nationen keine minder große Rolle spielt als bei den einzelnen Menschen. Und er zeigt die Fragwürdigkeit der ungeschriebenen Gesetze auf, nach denen noch immer die Welt regiert wird. Auch hier keine billige Attacke gegen den Kapitalismus. Vielmehr werden die großen Paradoxa des Seins aufgedeckt. Daß zum Beispiel kein Staatsmann heute ernstlich den Krieg will und — nur die Rüstungsindustrie ernstlich gedeiht. Er weist auf die neue „Moral" hin. Nicht geifernd, sondern witzig hingespritzt. Ein junger Mann schläft mit einem Mädchen, die Mutter hat ihr Schlafzimmer nebenan. Am nächsten Morgen merkt der junge Mann, daß er der alten Dame irgend etwas nicht recht gemacht habe. Das stimmt: Sie macht ihm Vorwürfe, daß er kein einziges Mal mit ihr getanzt habe. Gewiß, ein Aperçu, nicht mehr. Aber es ist charakteristisch für Vorzüge und Nachteile dieses Werks. Die Vorzüge: die Leichtigkeit. Die Nachteile: das Nebenher.

Berlin — Lutz Weltmann

Stern und Schicksal. Johann Keplers Lebensroman. Erzählt von Ludwig Finckh. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 280 S. Geb. M. 5,25.

Der prächtige Ludwig Finckh bietet in dem vorliegenden Buch ein schönes Beispiel für die Möglichkeit, Wahrheit und Dichtung, Biographie und Roman zu trefflicher Einheit zu verschmelzen, und hat so ein Werk geschaffen, das glänzend in die wilde, verworrene Zeit zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges, in das entsetzliche dumpfe und stumpfe Dunkel geistiger und sittlicher Rückständigkeit und in die Wirkungen des Aufblitzens neuer naturwissenschaftlicher Erkenntnisse einführt, ein Werk, das die großen Leuchten Tycho de Brahe, Giordano Bruno und andere mit kurzen Strichen lebendig heraufbeschwört und daneben ein Stück wundervoller Dichtung voll Innigkeit und Tiefe hervorzaubert. In prachtvoll gegenständlicher Sprache, in die hinein die Kraft, Derbheit und Treffsicherheit der volkstümlichen Sprechweise der mittelalterlichen Schwaben in vielen Wörtern und Formen klingt, zeichnet er die Geschichte des jungen Kepler, rafft kleinstädtisches und dörfisches Leben mit all seinen bunten Lichtern herbei und läßt aus Unrast, Not und Leid in dem Knaben die Sehnsucht nach den Sternen des Himmels emporblühen, begleitet ihn, indem er immer mehr kleine Bilder heraushebt und auf die Leinwand bannt, durch seine wunderlichen Studentenjahre, um schließlich, bald wissenschaftlich referierend, bald dichterisch ausmalend, die Mannesjahre dieses leuchtenden Sterns am Himmel der Gelehrsamkeit, vor dem Leser auszubreiten, der, mag er wissenschaftlich oder literarisch interessiert sein, an diesem „Lebensroman" sicher seine Freude haben wird.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Ich will leben. Roman. Von Peter Flamm. Berlin 1931, Reimar Hobbing/Dom-Verlag. 263 S.

Zar Nikolaus ist bekanntlich 1918 zusammen mit seiner Familie und Umgebung in Jekaterinenburg ohne regulären Gerichtsakt, der sogar Ludwig XVI. gegönnt wurde, ermordet worden. Hinterher spielte man sich in Moskau auf, als ob man ganz anders dächte, verhaftete ein paar Dutzend Sozialrevolutionäre und erschoß fünf von ihnen. Diesmal mit Gericht, aber wohl kaum mit mehr Gerechtigkeit.

Peter Flamm nimmt von den Tatsachen nur so viel, wie er braucht, um Boden zu haben. Seine Fiktion ist: die Zarentochter Anastasia entkommt, wenn auch verwundet an Körper und Seele, der Ermordung und wird als ein Mensch, der nicht mehr zum Leben berechtigt ist, durch die Welt gehetzt. Alle Machtinteressen des neuen (und ach so alten) Europa zerren an ihr, bis sie, von dem Strudel der Heimat wieder angezogen, nach Rußland zurückkehrt und sich den Tod holt, der sie einst übriggelassen hat.

Dieses Gerüst dient dazu, einer Welt, die von Rußland bis Amerika so oder so methodisch versteint ist, den Menschen entgegenzusetzen, das einfache Urrecht des Lebens, dem sich alle anderen „Rechte" eigentlich zu beugen haben. „Ist denn das nicht mehr das höchste Gesetz, daß einer lebt? Sondern: Du sollst töten? Und Liebe muß weg, und keiner ist, einen Menschen zu bewahren?" So fragt Edgard (und durch seinen Mund Peter Flamm), so fragt verzweifelter und gröber sein Bruder Paul, indem er am Einzelnen für das System Rache nimmt, so fragt die Kommunistin Perechowa — und ihre Frage wird Selbstmord.

Ich habe seit langem kein Buch mehr gelesen, das einen so schönen und tiefen Zorn beherbergt, das alle Probleme, die uns heute bedrängen, so furchtlos beim Schopf nimmt und jedem dieser Probleme gegenüber so frei bleibt. Diese Freiheit ist nicht Unentschiedenheit. Sie ist die Entscheidung für den Menschen und gegen die Ideologien. Denn die Ideologien, die so großartig in Zukunft denken, zerstören fortgesetzt die Gegenwart, ohne die jede Zukunft in der Luft hängt. Sie verbrennen das Gras um sich herum, um besser zu marschieren, aber der Horizont läuft vor ihnen davon und schon wieder streicht Gras um ihre Füße...

Das Buch ist sehr leidenschaftlich geschrieben, man liest es nicht nach, man spricht es mit. Die Personenbeschreibungen sind Signalements, die Gespräche dramatische Substanz. Es ist, als ob die Schwungkraft des Expressionismus sich vom All zur Erde, zu den Realitäten zurückgefunden habe und daran wäre, einen neuen Stil zu bauen.

Frankfurt a. M. — Herbert Scheffler

Die berühmte Schauspielerin Ruth Morrer. Roman. Von A. Demling. Stuttgart, Tor-Verlag. 285 S.

Der Roman einer (imaginären) deutschen Schauspielerin, zugleich das Wunschbild und der Wunschtraum von Vielen.

Ein Tagebuch der Phantasie, vorsichtshalber in der dritten Person geschrieben. Da häufen sich märchenhafte Bühnenerfolge, Gastspiele im In- und Ausland, da drängen sich die herrlichsten Männer: der geistvolle Kritiker, der berühmte Dichter, der blonde Nordländer, der gefeierte Flieger, der geniale Schauspieler. Und Ruth, die Heldin und Heldenspielerin, schreitet über ihre Leichen hinweg, eine Hyperprominenz des Lebens und der Bühne. Form und Sprache des Buchs entsprechen dem Inhalt; die Sprache ist die der Vielen, die sich an romanhaften Wunschträumen berauschen; die Form ist die eines Films oder Theaters, das mit großem Dekorationsaufwand arbeitet: Berlin, Thüringen, der Rhein, Süddeutschland, Paris, Riviera, Monte, Afrika, Florenz. Dazwischen kleine Szenen, in denen der Reiz des Buchs liegt und die in Erinnerung bleiben: Eine groteske Vergiftungskomödie, ein knappes Renkontre zweier Rivalinnen, ein witziger Dialog im politischen Salon und das Bild eines jungen französischen Kommunisten.

Berlin — Rudolf Frank

Michel Gottschlichs Wanderung. Von Joseph Wittig. Heilbronn 1931, Eugen Salzer (Salzers Taschenbücherei). 122 S: Geb. M. 1,20.

Um den Theologen Wittig ist es stiller geworden, so freuen wir uns doppelt an dem Erzähler, der die Reihe der Johann Peter Hebel, Jeremias Gotthelf, Berthold Auerbach und Melchior Meyr würdig weiterführt, weil in ihm die gleichen Kräfte wirksam sind. Am nächsten steht er Hebel und Gotthelf (übrigens auch Theologen), auch in seinen Sätzen sind Weisheit und Torheit, Glaube und Aberglaube, Welken und Wachsen der Menschen eng verbunden mit ihren Geschicken. Michel Gottschlich wollte der Vorsehung entrinnen, versuchte sich ihr zu entziehen. „Die Macht der ungeglaubten Vorsehung wurde dem nach Klarheit menschlicher Eigenliebe ringenden Michel schier unheimlich." Er gab sein Zehrgeld fort, tauschte seinen Rock gegen einen alten, zerrissenen, mied die simpelsten Bequemlichkeiten und fühlte sich dennoch von der Vorsehung verfolgt. „Und wußte doch nicht, daß er selber ihr alle Tore geöffnet hatte, indem er das Gerümpel alter Vorstellungen beiseite geschoben." Er erfuhr: „... das Denken geht geradeaus, das Leben aber ist ein Strudel, immer um eine Mitte herum." Es liegt etwas unsagbar Beruhigendes über der Wanderung des guten Michel Gottschlich; ob er träumt oder wacht, ruht oder schafft, immer ist er im Schimmer der allmächtigen Güte.

Wittig schuf hier eine Gestalt, die um die Dinge der Wirklichkeit weiß und doch nur leben kann „aus dem Wunder". Aus solchen Gestalten atmet das Volk.

Berlin-Wilmersdorf — Hans Sturm

Der blinde Seher. Roman. Von Traugott Vogel. Leipzig 1930, Grethlein & Co. 383 S. Geb. 9,—.

Der schweizer Dichter hat diesmal mit seiner gegenständlichen Wahrhaftigkeit den übermenschlichen Kampf eines langsam erblindenden Tatmenschen von unheimlicher Willenskraft zur Grundlage eines breiten Gemäldes gewählt. Kühn, aber bis in die Einzelheiten überzeugend ist das Ringen mit den lähmenden Gewalten des äußeren Schicksals; grotesk, solange es nur als Äußeres empfunden wird, tief erschütternd, sobald eine innere Aufgabe darin erkannt ist. Die Hilfsmittel des Blinden verschmäht der alternde Politiker, weil er es nicht wahr haben will, daß es mit ihm so weit ist. Gespenstisch, aber nie über die Grenzen des Wahrscheinlichen hinausgehend wird die Verfeinerung seiner Sinne und seiner überwachen Intelligenz, werden die übernatürlich wirkenden Wunder seiner Kombinationsgabe neben den lächerlichen Auswüchsen seines Eigensinns gezeichnet. Nicht so sehr daß er blind ist, als daß er dadurch minderwertig ist, will er verschleiern. Es ist das Tragische, daß er den verkehrten Weg wählt, denn das Lebenshemmende eines Unglücks, eines Gebrechens überwindet nur, wer sich ihm in Demut und ohne Eitelkeit hingibt. Das ist hier mit reifer Erkenntnis dargetan. Auch die Gestalten um den Helden, zumal die seiner Familie, sind ungemein plastisch hingestellt, die zum Teil gewagten Situationen mit maßvollem Realismus überlegen bewältigt, selbst die sinnlichen Liebesspiele zwischen Bruder und Schwester. Die Phantasie verführt den Autor allerdings zu allzu reich ausgestatteten Nebenszenen; das Politische in klein-bezirklicher Begrenzung wirkt etwas abkühlend. Vielleicht ist der Weg etwas zu beharrlich in die Breite ausgetreten, dadurch ergreift die Nebenhandlung zuweilen mehr als die Haupthandlung. Die Wucht des ersten Teils ebbt ab. Es scheint der große psychologische Apparat manchmal zu umständlich für die Überwindung dieser eiteln Selbsttäuschung; der durch kein großes Ziel gerechtfertigte Egoismus stößt ab. Aber die Größe des Wurfs bleibt imponierend. Der junge schweizer Dichter hat in diesem Werk an einem zähen, widerspenstigen Stoff sein Können in bedeutendem Maß bewiesen. Man kann seiner Entwicklung vertrauen.

Prag — Oskar Baum

Esch oder Die Anarchie 1903. Roman. Von Hermann Broch. München-Zürich 1931, Rhein-Verlag. 325 S. Geb. M. 6,—.

Die Sphäre dieses zweiten Romans der „Schlafwandler" ist eine ganz andere und viel ausgedehntere, allgemeinere geworden. (Vgl. L. E. XXXIII, 412.) Wir befinden uns hier in einer Umgebung, wo es nicht in erster Linie um Tugenden, sondern um Geschäfte geht. Eine Zeit der sozialen Bewegung, der ersten revolutionären Reden, des aufkeimenden Standesbewußtseins ist eben angebrochen. Esch ist der Prototyp des einsamen Anarchisten, der sich der Zukunft opfert, er lebt im Zentrum eines Kreises von gut gesehenen Gestalten einer sich bereits zersetzenden bürgerlichen Welt, deren Gemeinschaft in den zweifelhaften Geschäften liegt, die sie betreibt, „eine Gemeinschaft ohne Kraft, doch voller Unsicherheit und bösen Willens". In Wahrheit ist diese ihre Gemeinschaft eine schöne Fiktion, weil das eine Element dem anderen im Leben sich ernstlich widersetzt. Die wahre Union liegt hinter den Dingen und den allzu klaren Sachverhalten in jeder mächtig aufbrechenden Sehnsucht, insbesondere in jener nach dem Absoluten, das für Broch (merkwürdigerweise) nicht die Idee ist, sondern die Güte und die Gerechtigkeit. — Jetzt wird auch die Eigenart des Brochschen erzählerischen Stils deutlich sichtbar: ich deutete früher schon an, daß Brochs Romanfiguren viel von ihrer Individualität verlieren — mir scheint es fast, daß diese Auffassung vom Wesen des menschlichen Daseins hier noch weiter getrieben wird: die Möglichkeit, Charaktere virtuell übereinanderzuschieben hat sich phantastisch vergrößert, die Umrisse beginnen zu verfließen, die Relativität des Ich und Du wird aufgehoben in die Verabsolutierung des Es: „Keiner ist, was er zu sein glaubt." Diese Grundintuition Brochs macht den Roman so ungeheuer modern und rückt ihn in die Nähe des eigenschaftslosen Mannes. Die Erfahrungen der modernen Psychologie bestätigen die Richtigkeit der Brochschen Anschauung. — Die Qualität des Buchs begünstigt außerdem die geistige Durchdringung, die scharfe Analyse und die

kühne Ordnung der Phänomene. Dabei ist eine mangelnde Gerechtigkeit Brochs gegen die sinnlich wahrnehmbare Wirklichkeit zu spüren, die sich in einer flüchtigen Skizzierung der Konturen und der Binnenzeichnung der Körper bemerkbar macht — eine Folge der impressionistisch-psychologischen Technik. Diese Technik bedingt auch eine gewisse unnatürliche Armut an Gesprächen.

Die weitgehende Beschränkung des dramatischen Geschehens und die Akzentuierung des kontemplativen, seelisch-geistigen Elements enthält die Eigenart, Modernität und Größe der Brochschen Bücher.

Tübingen — K. H. Bühner

Literaturwissenschaftliches

Weltanschauungslehre. Von Wilhelm Dilthey. Abhandlungen zur Philosophie der Philosophie. (Gesammelte Schriften, Bd. VIII.) Verlag und Druck von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin, 1931. XI, 274 S.

Dieser jüngste Band von Diltheys Gesammelten Schriften bringt zu mehr als drei Vierteln Neues aus dem schier unerschöpflichen Nachlaß. Er zeigt an einem ungemein reichen und reizvollen Material, wie tief die Gedanken, die der Philosoph in seiner letzten Veröffentlichung, dem Aufsatz „Die Typen der Weltanschauung und ihre Ausbildung in den metaphysischen Systemen" (1911 in dem von Frischeisen-Köhler herausgegebenen Sammelband „Weltanschauung, Philosophie und Religion") prägnant zusammengefaßt hat, in seinem Gesamtwerk wurzeln und in welch weiten Zusammenhängen desselben er sie in stillem Denken für sich begründet hat. Der Herausgeber des Bandes, Bernhard Groethuysen, konnte aus verschiedenen handschriftlichen Fassungen einen größeren Entwurf herstellen, den er „Das geschichtliche Bewußtsein und die Weltanschauungen" betitelt. Er enthält, neben grundsätzlichen Darlegungen, die sich teilweise mit der genannten späteren Studie berühren, auch eine sehr gedrängte Entwicklungsgeschichte der Lebens- und Weltansichten, veranschaulicht vor allem an den Wandlungen der Kunst; leider reicht sie nur bis zur Gegenreformation.

Der Aufsatz über die Typen der Weltanschauung selbst wird aus handschriftlichen Zusätzen reich ergänzt, die unter anderem eine kurze, aber lehrreiche Kritik Nietzsches enthalten, dessen Grundfehler Dilthey in dem Verwerfen der Psychologie als Wissenschaft erblickt. Den Grundgedanken seiner eigenen Philosophie dagegen oder besser: seines eigenen Philosophierens, das sich ja in steter Umbildung befand und aus innerem Wesensgesetz niemals zum geschlossenen System verfestigen konnte, formuliert er in einem der Fragmente aus dem Nachlaß, die am Schlusse dieses Bandes in einer Abteilung „Zur Weltanschauungslehre" zusammengestellt sind, dahin: „die ganze, volle, unverstümmelte Erfahrung ist dem Philosophieren zugrunde zu legen, mithin die ganze und volle Wirklichkeit".

Wie grundsätzlich sich freilich diese neue „Erfahrungsphilosophie" Diltheys, welche auch das gesamte geistig-geschichtliche Leben in die „Erfahrung" einbezieht, von dem was landläufig „Empirismus" heißt oder jedenfalls zu seiner Zeit darunter verstanden wurde, unterscheidet, macht gerade dieser neue Band der „Gesammelten Schriften" besonders deutlich. Durch die tiefen Einblicke, die er in Werden und Wesen der „Lebensphilosophie" eröffnet, vermag er auch der gerade heute so fruchtbaren Auseinandersetzung der lebensphilosophischen Position mit den anderen philosophischen Richtungen der Gegenwart neue Anregungen zu bieten.

Göttingen — Rudolf Unger

Moses Mendelssohn, Gesammelte Schriften. Jubiläumsausgabe. In Gemeinschaft mit F. Bamberger, H. Borodianski, S. Rawidowicz, B. Strauß, L. Strauß herausgegeben von J. Elbogen, J. Guttmann, E. Mittwoch. Berlin 1929, Akademie-Verlag. 639 S.

In der Geistesentwicklung des 18. Jahrhunderts nimmt Moses Mendelssohn insofern eine einzigartige Stellung ein, als in ihm die bis dahin mehr oder minder getrennt verlaufenen Linien der deutschen und der spezifisch jüdischen Geistesentwicklung sich vereinigen oder, genauer gesagt, die letztere in die erstere einmündet. Mit der gebräuchlichen Bezeichnung „Popularphilosoph" ist daher das eigentlich Charakteristische seines Wesens und Wirkens nicht entfernt zu erfassen: er ist vielmehr ein kultureller Reformator, ja ein Kulturbringer großen Stils.

Diese seine Bedeutung, die das Jubiläumsjahr 1929, die zweite Zentenarfeier seiner Geburt, neu ins allgemeine Bewußtsein gerufen hat, nun auch auf breitester Grundlage seines literarischen Vermächtnisses streng wissenschaftlich zu begründen und im einzelnen zu veranschaulichen, ist das letzte Ziel der großen Jubiläumsausgabe, von der bisher drei Bände in vornehmster Ausstattung vorliegen. Dem entspricht die Gediegenheit der Bearbeitung, die Reichhaltigkeit des Inhalts, kritischen Apparats und Kommentars. Die beiden ersten Bände bringen die Schriften zur Philosophie und Ästhetik von 1755 bis 1766 (vor dem „Phädon"), darunter mehrere zweifach: in der ursprünglichen Fassung und in der endgültigen Form, die der Verfasser ihnen 1771 in der zweiten Auflage seiner „Philosophischen Schriften" gegeben hat. Auf diese Weise wird es möglich, den Wandel sowohl der ästhetischen Anschauungen Mendelssohns wie seines Stils in diesem nach beiderlei Richtung wichtigen Zeitraum bequem zu verfolgen. Neben Neuveröffentlichungen aus dem handschriftlichen Nachlaß ist besonders noch hervorzuheben das „Sendschreiben an einen jungen Gelehrten zu B.", das, 1756 anonym gedruckt und hier zum erstenmal als Mendelssohns Arbeit nachgewiesen, in Gesprächsform Nachträge zu den Briefen „Über die Empfindungen" bietet. Diese Bände sind von Fritz Bamberger und Leo Strauß bearbeitet, denen für die musiktheoretische Abhandlung „Versuch, eine vollkommen gleichschwebende Temperatur durch die Konstruktion zu finden", H. Borodianski zur Seite getreten ist.

Ein weiterer Band, der siebente der Gesamtausgabe und erste der „Schriften zum Judentum", besorgt von Simon Rawidowicz, ist trotz seines Spezialtitels für die deutsche Geistesgeschichte nicht minder wichtig als die beiden soeben charakterisierten. Er enthält nämlich an erster Stelle Mendelssohns Schriften zu seinem Streit mit Lavater, eine größere Reihe Briefe und Dokumente zu dieser damals ungeheures Aufsehen erregenden und noch heute mannigfach interessanten religiös-weltanschaulichen Auseinandersetzung und eine eingehende Würdigung derselben durch den Herausgeber. Es folgen sodann Mendelssohns „Gegenbetrachtungen über Bonnets Palingenesie" und die sich speziell auf die rechtliche Stellung des damaligen Judentums beziehenden Schriften „Ritualgesetze der Juden" und „Zur Reform des Judeneides".

Es mag noch erwähnt sein, daß die Ausgabe, die editionstechnisch ein würdiges Seitenstück etwa zu der großen Görres-Ausgabe der nach diesem benannten Gesellschaft bildet, von der Akademie für die Wissenschaft des Judentums und der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums veranstaltet wird mit einem Ehrenausschuß, an dessen Spitze der inzwischen verstorbene Altmeister der protestantischen Theologie Adolf von Harnack stand, und mit Unterstützung des Hauses Mendelssohn und Co., das so eine Ehrenpflicht gegenüber seinem berühmten Ahnherrn erfüllt. Nach den bisher erschienenen drei umfangreichen Bänden zu urteilen, wird die Gesamtedition, die, weit vollständiger als die alte Ausgabe Georg Benjamin Mendelssohns aus den vierziger Jahren, alles, was sich von Mendelssohn in deutscher und hebräischer Sprache gedruckt oder ungedruckt erhalten hat, auch seine Übersetzungen, seinen Briefwechsel und die von ihm mit anderen gemeinsam verfaßten Werke aufnehmen soll, nach ihrer hoffentlich nicht allzu fernen Vollendung ein Standard-Quellenwerk zur deutschen Literatur- und Philosophiegeschichte des 18. Jahrhunderts wie zur Geistesgeschichte des deutschen Judentums bilden.

Göttingen — Rudolf Unger

Das Lebensgefühl des „Biedermeier" in der österreichischen Dichtung. Von Wilhelm Bietak. Wien 1931, Wilhelm Braumüller. XV, 254 S. Geh. M. 8,—.

Das österreichische Biedermeier ist die Zeit der Herrschaft Metternichs, und gleich ihm wurde auch dieser Teil der deutschen Geistesgeschichte vom liberalen oder katholischen Standpunkt aus betrachtet, ohne daß man im Grunde etwas Rechtes damit anzufangen wußte. Seitdem Srbik in seiner grandiosen Metternich-Biographie ganz neue Blickrichtungen eröffnet hat, gewinnt mit einem Schlage die Zeit von 1815 bis 1848 einen völlig veränderten Anblick. Überall dort, wo wir bisher Ruhe und Beharrung sahen, erblicken wir Leben und Bewegung in einer durchaus eigenen, selbständigen Form. Gerade diese Arbeit zeigt, wie wenig wir bisher das 19. Jahrhundert in seinen Wesenszügen erkannt hatten. Bietak macht zum erstenmal deutlich, wie das österreichische Biedermeier in seinem Lebensgefühl die geistigen Grundlagen einer wahren Kultur gefunden hat, und er macht es deutlich nicht nur mit einer geradezu staunenswerten Beherrschung des gesamten Stoffs, sondern auch im Sinne der modernen geisteswissenschaftlichen Haltung. Erst nachdem dies spezifisch österreichische Lebensgefühl festgelegt ist, wird ein fruchtbares Eindringen in die künstlerisch schöpferischen Persönlichkeiten möglich. Dies Lebensgefühl erstrebt das Ideal des reinen Seins, in dem jede Maßlosigkeit erloschen ist, wo der Mensch beziehungslos und tatenlos der Natur nahetritt. Ein solches reines Sein ist aber nur im Urzustand denkbar; höhere Kulturen bedürfen einer bewußten Korrektur, die in der Resignation gegeben ist. Sehr fein weist Bietak darauf hin, daß die Biedermeierdichtung daher eine Vorliebe für den alternden Menschen hat, der resignierende Stimmungen kennt. Der Verfasser gliedert seine Darstellung in zwei umfängliche Teile. Untersucht der erste die gefühlhafte Konzeption und denkerische Durchformung des Lebensgefühls im österreichischen Biedermeier, so zeigt der zweite, wie dieses Lebensgefühl im Kunstwerk Gestalt gewonnen hat. Damit hat der Verfasser eine Arbeit geleistet, die aller künftigen Forschung Wege weist, die eine völlige Neubewertung eines Zeitabschnittes bringt. Für ein Erstlingswerk eine so überragende, erstaunliche Leistung, daß dahinter alle Einwände, die sich an Einzelheiten erheben lassen, verschwinden. Nur eins vermißt man schmerzlich, ein Register, das die Benutzbarkeit des Buchs wesentlich steigern würde; doch dem kann bei der zweiten Auflage, die dieses Buch zweifellos erleben wird, unschwer abgeholfen werden.

Dresden — Otto H. Brandt

Weltanschauung und geistiges Leben in Spanien. Eine Einführung von José Francisco Pastor. Übersetzt von Gerda Henning. Breslau, Neuer Breslauer Verlag. 89 S. und 6 Tafeln. Gr.-8°. M. 1,50 (2,40).

Spanien ist durch seinen Eintritt ins moderne Verfassungs- und Wirtschaftsleben, durch Aufschließung der Grenzen für die Geistesströmungen der Gegenwart, dem übrigen Europa in kürzester Zeitspanne unendlich näher gerückt als ehedem durch Jahrhunderte. Wieso diese fast undenkbare Absonderung so lange möglich war, erfährt man von Pastor, der als Wesenszug des altspanischen Geistes einen streng-beharrlichen nationalen Konservativismus aufzeigt. Demgegenüber aber stellt er fest: Ortega y Gasset nennt eine Kultur ohne Vitalität Byzantinismus und bekennt sich in den letzten Jahren zu einer Philosophie, deren erster Grundsatz „ich lebe" heißt und nicht „ich denke". Das frühe Spanien Karls V. und Ignatius von Loyolas findet sich in einem besonderen Abschnitt beleuchtet; jenes Spanien, das das unvergängliche Kunstwerk des „Don Quijote" gebiert. „So wie der ‚Faust' die Projektion der tiefen und ewigen Werte des deutschen Geistes in den Raum der Kunst ist, ist der ‚Don Quijote' die Projektion des Tiefsten und Ewigen des spanischen Geistes in denselben Raum." Der übrige Teil dieser wertvollen Studie gilt aber dem neuen Spanien seit 1898, d. i. seit Verlust der überseeischen Kolonialgebiete nach dem unglückseligen Krieg gegen Nordamerika. Eine junge Generation trat damals auf den Plan, Politiker, Denker, Dichter, gewillt, auf den zerborstenen Ruinen ein modernes Staatswesen aufzubauen. Joaquin Costa schieb sein „Reconstrucción y Europeización de España"; es wirkten Denker wie Unamuno, Azorin, Echegaray u. v. a. Seit José Ortega y Gassets Einflußnahme aber ist eine neue Epoche in Spaniens Geistes- und Kulturleben anzusetzen, deren umwälzende Auswirkungen in Politik, Literatur und Kunst wir eben staunend miterleben.

Wien — Martin Brussot

Die Tragik in Drama und Persönlichkeit Franz Grillparzers. Von Ilse Münch. (Neue Forschung. Arbeiten zur Geistesgeschichte der germanischen und romanischen Völker. Herausgegeben von Hans Hecht, Friedrich Neumann, Rudolf Unger. Heft 11.) Berlin 1931, Junker und Dünnhaupt. 174 S. M. 8,50.

Im Anschluß an Nadler, Volkelt und Stefansky gibt die Verfasserin eine tiefbohrende Analyse der Kunst Grillparzers, und sie hätte manche Umwege vermeiden können, wenn ihr noch die Arbeit Bietaks über das Lebensgefühl des Biedermeier zu Gesicht gekommen wäre. Noch steht sie unter der herkömmlichen Auffassung, die das Biedermeier lediglich als eine Übergangszeit bewertet, wogegen sich schon Alker in seinem dankenswerten Buch in Hinblick auf Grillparzer wendet. Durch diesen Grundfehler in der Anlage wird der Wert der vorliegenden Arbeit insofern beeinträchtigt, als die Verfasserin wohl dunkel fühlt, daß in ihrer Beweisführung

nicht immer alles glatt aufgeht, so daß sie durch ein Aufgebot an Worten mehr überreden will als überzeugen. Man wird ihr daher nicht beipflichten können, wenn sie den eigentümlichen Charakter der Dramatik Grillparzers in seiner Zwischenstellung, in dem Antagonismus idealistischer und realistischer Elemente seiner geistigen Persönlichkeit sucht. Er liegt vielmehr in dem spezifischen Lebensgefühl des Biedermeier, das in der Resignation den Grundkonflikt seines Lebens auszugleichen strebt. Die Verfasserin deutet daher zu sehr in Grillparzer hinein, was sie sehen will; sie isoliert Menschen und Werk, begreift den Dichter weniger aus seiner Lebensepoche heraus. Um ihre These zu erhärten, ist die Verfasserin zu manchen Konstruktionen gezwungen, aber immerhin eröffnet sie im einzelnen manchen vertieften Einblick. Der erste Teil stellt analysierend den tragischen Grundgehalt in Grillparzers Dramen heraus, der zweite, der besser als Voraussetzung des ersten aufzufassen ist, umreißt Grillparzers tragisches Lebensgefühl, ohne voll zu überzeugen. Indem die Verfasserin in der Eigenart des Lebens selbst das Tragische bei Grillparzer sieht, weist sie zuletzt auf die innere Verwandtschaft mit Hebbel hin.

Dresden — Otto H. Brandt

Verschiedenes

Deutsche Tradition. Von Ricarda Huch. Weimar 1931, Erich Lichtenstein. 61 S. M. 2.—.

„Tradition ist die gesiebte Vernunft des gesamten Volkes, sie trägt die Seele, den Grundwillen des Volkes aus einem Jahrhundert in das andere." Ist solche „gesiebte Vernunft" nun inhaltlich erkennbar und deutbar, so daß man sie benennen kann, ihre Zeugen bejahen und auszeichnen, Mißbildungen abtrennen und ausscheiden? Diese Frage steht wohl hinter den Betrachtungen von Ricarda Huch, aber sie ist behutsam genug, um sie nicht mit einfacher Bejahung und Verneinung zu beantworten. Sie erblickt in der „Freiheit", der „Freiheit in der Vielgestaltigkeit" das elementar Deutsche und verfolgt die Entfaltung mit liebevollem Eingehn, aber sie sieht natürlich auch, wie der Entfaltung Verkapselung und Verkümmerung beschert ist, wie sich, staatlich gesehen, Freiheit in „Libertät" verhärtet und den Reichsbegriff als einheitliche, wenn auch nur seelische Macht schier völlig zerstört. So bleibt die Antwort notwendig im ungelösten Fragen hangen, und nur in der Ablehnung des Zentralistischen, Diktatorischen, Nivellierten wird deutlich das deutscher Tradition Wesensfremde gezeigt. Der Vortrag ist reich an geschichtlichem Durchblick.

Berlin-Lichterfelde — Theodor Heuß

Vom Kulturstaat der Deutschen. Von Werner Ziegenfuß. Berlin 1931, Arthur Collignon. G. m. b. H. 62 S. M. 1,50.

Diese kleine Schrift ist sehr wichtig. Sie begnügt sich, so vorzüglich sie wissenschaftlich fundiert ist, nicht mit selbstgenügsamer Gelehrsamkeit, sondern die übliche selbstgenügsame Gelehrsamkeit ist gerade ihr Angriffsfeld: sie versucht vorzustoßen zu einer Erfassung der entscheidenden Aufgabe in dieser Zeit. Als diese Aufgabe begreift sie es, die Spaltung zu schließen, die heute das Leben in sachliche Zivilisation und „romantisierte oder gar nur historische Kultur" auseinanderreißt. Ziegenfuß hat erkannt, daß Kultur und Zivilisation nicht etwa zwei aufeinanderfolgende Epochen darstellen, sondern daß sie beide immer zur gleichen Zeit vorhanden sind. Die Kultur aber über das Leben zu stellen, heißt ihm „Verrat am Leben und an der Kultur". Vielmehr gilt es, die Kultur zu verwirklichen; Zivilisation soll sich zu Kultur steigern. Das bedeutet: „Wir müssen Ja sagen zur technischen Zivilisationswelt, und alles liegt nur daran, aus welcher Idee heraus wir es tun." Diese Idee ist für Ziegenfuß „die Idee des Staats als des Inbegriffs aller gestaltenden Mächte im Lebensraum unseres Volkes". So kommt es, daß auch die Wissenschaft der Zukunft, nach Ziegenfuß, nicht nur dem Staate dient, sondern „sie ist an ihrem Teil er selbst als Kulturstaat", und ebenso erhält die Kunst ihre „Kulturfunktion".

Es ist hocherfreulich, daß diese mutige Stimme gegen die veraltete, selbstgefällig verkapselte, egoistisch nur-gelehrsame, isolierte, unaktive und deshalb in den anderen „Schichten" des Volks verhaßte oder verspottete „Bildungskultur" aus akademischem Munde kommt. Der Verfasser fiel schon durch seine von der Philosophischen Fakultät der Universität Berlin preisgekrönte Schrift „Die phänomenologische Ästhetik" auf und hat jetzt, kurz nach diesem temperamentvollen Bekenntnis zum „Kulturstaat der Deutschen", zu dem von Vierkandt herausgegebenen „Handwörterbuch der Soziologie" den gehaltvollen Artikel „Kunst" beigesteuert. Sollte er in seinem Streben, gleich fern bürgerlich-hochmütiger Eigenbrötelei wie falscher „Popularisierung", der Wissenschaft wieder einen lebendigen Sinn zu geben, für eine junge Generation zukünftiger akademischer Lehrer sprechen können, ließe sich über die Überwindung der gegenwärtigen Krisis der Universität als zeitgemäßer Bildungsstätte zuversichtlicher denken als bisher.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Arznei und Alchemie. Paracelsus-Studien. Von Ernst Darmstaedter, Leipzig 1931, Joh. Ambrosius Barth. (Studien zur Geschichte der Medizin, Heft 20.) 77 S. M. 12.—.

Immer mehr vermag sich nach vieljährigen, rastlosen Bemühungen der neuen kritischen Paracelsus-Forschung das historische Bild des berühmten Arztes, Naturforschers und Theologen, in dem sich Spätmittelalter und beginnende Renaissance so seltsam mischen, durchzusetzen. Freilich lebt noch in manchen Büchern der alte „Zauberer", Mystiker, Theosoph, Wunderarzt, Goldmacher und Charlatan, ohne daß je solche Darstellung von einem Schimmer der Ergebnisse dieser mühsamen wissenschaftlichen Arbeit erreicht würde. Sie ist hoffnungslos in Legende, Irrtum, Fälschung und Wundergeschichte vergangener Zeiten (schon aus dem 16. und beginnenden 17. Jahrhundert stammend) verstrickt. Der legendare Paracelsus, der gewiß vom Standort der Volkskunde, der Erforschung wandernder Sagen und Märchen und als Beispiel für die Übertragung alter Märchenmotive für die Geschichte des Schrifttums ergebnisreich ist, wird wohl nie umzubringen sein. Auch dem „Zauberer", „Sterndeuter" und „Totenerwecker" lag ein Schicksal zugrunde. Der Ruhm des historischen Paracelsus war eben so groß, daß er den Rahmen der Geschichte sprengen mußte. Er tötete fast die historische Realität. Sagen und Legenden sind Erscheinungen der Größe und Außerordentlichkeit. Und so fand der Paracelsus, der wirklich gelebt hat, kaum mehr zurück in die trostlose, ermüdende Alltäglichkeit und in die Verzweiflung, Hoffnung und Entsagung seines armen Lebens ... Aus ernster Gelehrtenarbeit entstand an der Hand primärer Quellen die vorliegende interessante Unter-

suchung von Ernst Darmstaedter, die die wichtigsten Grundbegriffe der paracelsischen Naturphilosophie, Naturforschung und Medizin (auch einiger theologischer Ausdrücke) das erstemal klar und übersichtlich darstellt. Es handelt sich gleichzeitig um eine eingehende Terminologie, die bekanntlich durch ihre scheinbaren Widersprüche, feinen Unterscheidungen und fließenden Grenzen bisher auch dem Kundigen Schwierigkeiten bereitet hat. Hierher gehören so vieldeutige Begriffe wie Alchemie, Element, Quinta Essentia, Arcana, Magisteria, Mysteria, Archeus, Vulcanus, Specifica, Elixiere, Wiedergeburt, Astrum, Prädestinierung, Qualitäten, Prinzipien, Öle, Tinktur u. a. Man erkennt in dieser ganzen Ausdrucksweise des Paracelsus immer wieder das Bestreben, die Zusammenhänge der Dinge, ihre Verbindung mit dem Astralen und vor allem den Menschen im Weltganzen, kurz den Glauben an den Parallelismus der Kräfte religiös zum Ausdruck zu bringen. Der Schöpfer ist in der Schöpfung. Alle Werke geschehen durch ihn. Nach seiner Bewegung richtet sich alle Bewegung des Himmels, der Erde und der Menschheit. Aber diese Terminologie legt auch Zeugnis ab von der ausgezeichneten diagnostischen Schulung dieses Heilkundigen, seinem im wirklichen Leben und Leiden geschärften Blick für den menschlichen Körperbau.

Wien — Franz Strunz

Johanna die Wahnsinnige. Ihr Leben, ihre Zeit, ihre Schuld. Von Ludwig Pfandl. Freiburg 1930, Herder & Co. G. m. b. H. 191 S. M. 5,— (6,80).

Zwei Arten von Geschichtsbetrachtung sind heute besonders in Anwendung. Die eine (ältere) lebt nur von Dokumenten und Fakten, übersieht vor lauter Daten die Ideen und zetert über alle freieren künstlerischen oder seelischen Deutungsversuche. Die andere Art breitet über das Gerüst der trockenen Tatsachen die Atmosphäre einer Zeit, um auf diesem lebendigen Hintergrunde die Geschehnisse und die Gestalten psychologisch zu umreißen; sie sucht das Wahre der Persönlichkeit mit ihrem Wesen in Einklang zu bringen, und wenn ihr dies in lebendiger Formulierung gelingt, ist ihr die größere geistige Auswirkung sicher.

Zu den Vertretern der letztgenannten Art gehört Ludwig Pfandl, der durch seine groß angelegte „Geschichte der spanischen Nationalliteratur in ihrer Blütezeit" und durch die gleich wertvolle Einführung in die Blütezeit der spanischen Literatur und Kunst, „Spanische Kultur und Sitte des 16. und 17. Jahrhunderts", weit bekannt geworden ist. Er zeichnet zunächst den Lebensgang der kranken Königin Johanna, deren Gestalt „verschwindet im Abstand der Jahrhunderte, wie sie im Leben spurlos in stiller Wahnsinnsnacht verdämmert und erloschen ist", und weist dann die Spuren ihres furchtbaren Vermächtnisses bei ihrem Sohne Karl V. und ihrem Enkel Philipp II. nach, die in ihrem Urenkel Don Carlos zum erschütternden Zusammenbruch führten. Mit dem Rüstzeug der modernen Psychiatrie stellt Pfandl den ererbten Schwachsinn des unglücklichen Thronfolgers auf Grund reicher Quellen überzeugend fest, berichtigt das von früheren Geschichtsschreibern merkwürdig entstellte Verhältnis des Thronerben zu seinem Vater Philipp II. und zerstört endlich die uns seit Schiller wohlvertraute Don Carlos-Legende zugunsten der historischen Wahrheit.

Pfandl kennt die Gesetze psychoanalytischer Forschung, respektiert aber auch ihre Grenzen; er weiß — in wohltuendem Gegensatz zu manchen Spezialisten auf diesem noch jungen Wissensgebiete — eines: grenzenlos ist der Raum der menschlichen Seele, und tiefer als irgendein Meer der Erde. Und unser Wissen darum ertastet kaum erst die noch dunkelverhangenen Gestade.

Berlin-Wilmersdorf — Hans Sturm

Damals in Rußland. Von Marie Luise Baronin von Koskull. Leipzig 1931, Koehler & Amelang. 282 S. M. 3,30 (4,80).

Eine Dame der Gesellschaft schildert ihre Erlebnisse während des Weltkrieges und während der bolschewistischen Schreckenszeit. Vater und Gatte Balten, Mutter Russin, daher geteilte Sympathien. „Ihrem" Zaren ist sie aufs innigste ergeben, sie liebt den „großzügigen, weichen, mystischen, begabten" russischen Typ. Daß sie den Chefarzt durch ein goldenes Zigarettenetui oder durch französischen Kognak glatt besticht, daß die Wäsche der russischen Krankenschwestern sich darauf beschränkt, morgens, nachdem sie fertig angezogen sind, Gesicht und Hände abzuspülen, kümmert sie nicht weiter. Auch in Kriegszeit ist sie im „Zauberbann" der singenden Zigeuner, sie wirft ihnen Goldstücke in den Sekt. Stark fühlt sie wiederum das Pflichtgefühl des deutschen Verwalters in Rumänien, der, während der Besitzer sich in Paris ergeht, auf dem Posten bleibt, dem sichern Tod entgegensieht, und in Kiew leidet sie unter der slawischen Schlappheit dem Bolschewistenterror gegenüber. Wie anders würden Deutsche sich wehren! Das Gesellschaftliche überbrückt die nationale Kluft; in Polen fühlt sie sich unter den Potockis, den Sapiehas ganz zu Hause.

Dabei die freudigste, selbstloseste, warmherzigste Krankenschwester; ist sie auch „todmüde, zittern ihr die Hände, schmerzen ihr die Muskeln", übernimmt sie jede Arbeit, scheut sich nie. Unbegrenzt ist ihr Schneid. Allen Vorschriften entgegen, weist sie den inspizierenden Generalbevollmächtigten auf die haarsträubenden Mißstände des Lazaretts, sie versteckt gehetzte Flüchtlinge mit Lebensgefahr, rettet eine ertrinkende Kollegin, indem sie ihr sachgemäß einen betäubenden Tritt in den Magen versetzt. Während die Kugeln fliegen, wühlt sie sich in die erstarrten Körper im hochgetürmten Leichenwagen ein.

Gelegentlich trifft sie überaus anziehende Bekannte; mit ihnen reitet, jagt, musiziert und tanzt sie, trinkt mit ihnen Sekt und verliert beträchtliche Summen beim Spiel. Hausfrauenkünste liegen ihr nicht, in Kurland gab es ja immer „dicke Mamsells, die sich um diese Dinge zu kümmern hatten." Als sie einen Monat die Wirtschaft übernehmen mußte, verpflegte sie das Lazarett vorzüglich, aber vom achtzehnten Tag an aus eigener Tasche. Gehört sie auch zwei Ländern an, deutsch ist ihre Muttersprache, und sie schreibt überraschend gut. Dieses Tagebuch enthält keine Längen, keine Gefühlsergüsse, dafür einprägsame, farbige Episoden. So der Besuch bei Rasputin, dessen „schmutzige Augen" sie anwidern, so die Eidesleistung, die in der Kerenskizeit ein Vetter des Zaren abnimmt (ihr aber eine unverbindliche Formel gestattet), so die Erschießung des beliebten, witzigen jüdischen Komikers, der die Bolschewistenrichter bis zuletzt verhöhnt. Als sie mit dem Gatten und dem Söhnchen im überfüllten Zwischendeck, die verlorene Heimat verlassend, einer grauen Zukunft entgegenreist, hört man bei diesen Balten „noch viel Lachen. Wir sind eben nicht leicht totzukriegen."

Das Buch ist brennend interessant.

Berlin — Marie von Bunsen

Nachrichten

Todesnachrichten. Martin Wenck ist am 17. September in Darmstadt im Alter von 69 Jahren einem langen, schweren Leiden erlegen. Er war als Sohn eines Pfarrers der Herrnhuter Gemeinde Neu-Dietendorf geboren und zunächst wie sein Vater Geistlicher geworden in engem Anschluß an Friedrich Naumann. Er beteiligte sich an Naumanns Kampf gegen den „Zuchthauskurs" und verlor darüber im Jahre 1897 sein Pfarramt. Er wandte sich der Organisation der jungen nationalsozialen Bewegung Naumanns zu, wurde Journalist, leitete drei Jahre hindurch die „Hessische Landeszeitung", später ein leipziger Blatt, wurde Redakteur des „Berliner Börsen-Couriers", übernahm die Chefredaktion der „Wormser Volkszeitung" und wirkte als darmstädter Korrespondent der „Frankfurter Zeitung". Er hat ein ausgezeichnetes Buch über Friedrich Naumann geschrieben.

Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf, hervorragend als literarhistorischer Kritiker, Forscher und Philolog, gleich hervorragend als Lehrer, der durch fesselnde Vorträge und Bildungsfülle seinen Schülern nahestand, ist am 24. September im Alter von 83 Jahren in Berlin gestorben. Er wurde nach Beendigung seiner Studien in Bonn und Berlin zum Dr. phil. et jur. promoviert, lehrte zunächst in Greifswald und Göttingen, wurde 1897 ordentlicher Professor in Berlin, schied im Jahre 1922 aus seiner Tätigkeit aus. Seine Hauptuntersuchungen galten den griechischen Tragikern, deren Werke er auch ins Deutsche übertrug. Der Wert dieser Übertragungen ist viel umstritten worden: man wird nicht annehmen dürfen, daß sie sich dauernd behaupten werden. In die wissenschaftliche Arena trat Wilamowitz-Moellendorf mit einer Polemik gegen Nietzsches „Geburt der Tragödie", einer Polemik, die heute bereits über Nietzsches Werk vergessen ist.

Hugo Falena ist nach einer Meldung vom 22. September im Alter von 56 Jahren in Rom gestorben. Seine Komödie „Der letzte Lord" ist in fast alle Sprachen übersetzt worden.

Zdeněk Záhoř, tschechischer Literarhistoriker, hat am 16. August in Prag seinem Leben ein Ende gesetzt. Neben Arbeiten über die Sexualerziehung, die sein Lieblingsgebiet war, lieferte er bedeutende Beiträge zur Hamlet-Frage und Březina-Forschung; wertvoll sind auch seine biographischen Studien über B. Němcová, mit deren Enkelin er verheiratet war. Záhoř, Mittelschullehrer von Beruf, erreichte ein Alter von 50 Jahren.

Petr Kropáček, tschechischer Theatermann, starb am 10. September im 43. Lebensjahr in Prag. Seines Zeichens Architekt, war er sein Lebenlang fürs Theater begeistert und hat sich da sowohl als Schauspieler, Spielleiter und architektonischer Berater, wie auch als Dramatiker nicht ohne Erfolg versucht. (A. N.)

* * *

Heinrich Spiero ist anläßlich der Raabe-Feier in Braunschweig zum Dr. h. c. der philosophischen Fakultät der Universität Göttingen ernannt worden.

Der Stavenhagen-Preis zur Erinnerung an den großen plattdeutschen Dramatiker Stavenhagen, von der Norag und dem niederdeutschen Bühnenbund gestiftet, wurde zu drei gleichen Teilen an Hans Ehrke, Paul Schurek und Heinrich Behnken verliehen.

Aus einem interskandinavischen Romanwettbewerb, den die drei Verlage Gyldendal-Kopenhagen, Gyldendal-Oslo und Bonnier-Stockholm unter Aussetzung von drei Preisen zu 10000, 5000 und 2500 Kronen veranstaltet haben, sind als Preisträger hervorgegangen: für Dänemark: Johannes Buchholtz, Bent Steenberg und die Schwester von Johannes V. Jensen Thit Jensen; für Norwegen: Sigurd Hoel, S. Christiansen und Peter Egge; für Schweden: Jarl Hemmer, Karin Boye und Py Sörman.

Der von einem Freund des Reichsverbandes der Deutschen Presse gestiftete 3000 Franken-Preis zur „Hebung des Standesbewußtseins und der vertieften Anschauung und Wertung journalistischer Arbeit" ist Wolfgang Bretholz zuerkannt worden.

Die Columbia-Universität in Neuyork hat Gerhart Hauptmann eingeladen, die anläßlich des Goethe-Jahres in U. S. A. vorgesehenen Gedächtnisreden zu halten.

Anläßlich des Geburtstages Wilhelm Raabes wurde beschlossen, alljährlich einen Raabe-Preis an einen deutschen Dichter zu verleihen, der im Sinne des großen Niedersachsen schafft. Der Ehrenpreis wird von der Raabe-Stiftung verteilt.

Den Hauptpreis aus dem „Premio Letterario Viareggio 1931" erhielt Corrado Tumiati für sein im Verlag Treves (Mailand) erschienenes Buch „Tetti Rossi". Vier weitere zum gleichen literarischen Preis gehörende Prämien in Höhe von je 2000 Lire erhielten Luigi Bartolini, Lina Pietravalle, Eugenio Ferdinando Palmieri, Giuseppe Villaroel.

„L'Illustrazione Ticinese" (Basel) erläßt ein Novellen-Preisausschreiben. Drei Preise von 100, 75 und 50 schweizer Franken sind ausgesetzt. (H. M. T.)

„Die Kolonne", Zeitschrift für Dichtung, wiederholt das im vorigen Jahr veranstaltete Preisausschreiben für Lyrik. Die Beteiligung ist offen für alle Autoren, soweit sie mit lyrischen Publikationen in Buchform noch nicht hervorgetreten sind. Der Preis beträgt 300 Mark. Die Jury bilden Emil Belzner, Wolfgang Jeß, Edleff Köppen, Martin Raschke und Friedrich Schnack. Näheres in dem soeben erschienenen Heft der „Kolonne", Verlag Wolfgang Jeß in Dresden.

Die holländischen Rechte für Ina Seidels „Wunschkind" sind an van Holkema & Warendorfs Uitgeversmaatschappij, Amsterdam, vergeben worden.

Das literarische Archiv des Nationalmuseums in Prag hat den umfassenden Nachlaß des namhaften tschechischen Schriftstellers Jakub Arbes erworben, welcher sowohl für Literatur- wie auch für Theatergeschichte der sechziger bis neunziger Jahre bedeutend ist.

Der Roman des deutschböhmischen Schriftstellers Josef Mühlberger „Huß in Konstanz", ist noch vor seiner Originalausgabe in tschechischer Übersetzung erschienen und hat einen starken Anklang gefunden. — Die Aufnahme der Werfelschen Tragödie „Das Reich Gottes in Böhmen", in das Repertoire des tschechischen Nationaltheaters ist durch politische Machenschaften vereitelt worden. (A. N.)

* * *

Nach der bozener Monatsschrift „Der Schlern" ist kürzlich im Pintschgau in Südtirol eine aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammende, zwei Pergamentblätter umfassende Handschrift von Wolfram von Eschenbachs „Willehalm" aufgefunden worden, insgesamt 600 Verse.

Hermann Degering hat zwei Doppelblätter einer Pergamenthandschrift des 13. Jahrhunderts mit Sprüchen

Walters von der Vogelweide entdeckt, 43 Strophen, von denen 7 unbekannt sind, zumeist mit Liebesliedern. Die Handschrift dürfte um 1250 entstanden sein.

* * *

Die wohlfeile „Johann Christof“-Ausgabe des Verlags Rütten & Loening, Frankfurt a. M., wird fortgesetzt. In gleicher Ausstattung wie der erste Band erscheint demnächst der zweite Band „Johann Christof in Paris“. Jeder Band in Leinen kostet M. 3,75.

Die Gruppe, Neun Lyriker aus Österreich nennt sich eine künstlerische Gemeinschaft, zu der sich Richard Billinger, Arthur Fischer-Colbrie, Wilhelm Franke, Hans Leifhelm, Paula Ludwig, Friedrich Sacher, Walter Sachs, Wilhelm Szabo und Julius Zerzer zusammengeschlossen haben. Sie wird alle drei Jahre mit einem gemeinsamen Werk, einem Gruppenbuch, vor die Öffentlichkeit treten. Das erste erscheint noch diesen Herbst im Krystall-Verlag zu Wien.

Frau Maria Heymann schreibt uns:

„In dem Heft 4 der Zeitschrift ‚Deutschland‘, im 4. Band der Zeitschrift ‚Das westliche Samland‘ und weiteren Blättern befinden sich Aufsätze, denen folgendes als Leitwort vorangesetzt ist:

> Ostpreußen einsames Land
> hart in dein armes Schicksal gebannt
> mußt du stumm halten
> gegen Sturmes- und Meeresgewalten.
> Du kämpfst am schwersten.
>
> Paul Burg.

Dieses Gedicht stammt aber von dem bekannten ostpreußischen Dichter Walther Heymann.“

Prof. Dr. Dr. Emge, der Vorsitzende des wissenschaftlichen Ausschusses des Nietzsche-Archivs, teilt uns mit:

„Die von mehreren Seiten gebrachte Mitteilung, daß der Nachlaß Nietzsches von Prof. Bäumler geordnet und herausgegeben werde, beruht auf einem Irrtum. Es handelt sich dabei nur um längst veröffentlichte Nachlaßaufzeichnungen Nietzsches. Der gesamte urschriftliche Nachlaß befindet sich nach wie vor im Nietzsche-Archiv und unterliegt hier zur Zeit einer erneuten Durcharbeitung für die kritische Ausgabe. An den bereits veröffentlichten mit großer Mühe bewerkstelligten Zusammenstellungen aus dem überaus reichen nachgelassenen Aphorismenmaterial hat das Nietzsche-Archiv ein Miturheberrecht. Nur mit seiner Erlaubnis können sie nachgedruckt werden.“

Die einzige authentische Publikation erfolgt in unserer Zeitschrift.

Der Verwaltungsrat der Deutschen Schiller-Stiftung zu Weimar ist im Hinblick auf die ernste wirtschaftliche Lage der Stiftung genötigt, seine diesjährige Generalkonferenz abzusagen. Da die an sich bescheidene Reichsbeihilfe um die Hälfte gekürzt worden ist, sieht die Stiftung, deren großes Vermögen von der Inflation verschlungen worden ist, ihre Wohlfahrtsarbeit zum erstenmal in ihrer über siebzigjährigen Wirksamkeit so schwer bedroht, daß ihre gesamte Leistung, sogar die Aufrechterhaltung der kleinen Pensionen für verdiente Veteranen des Schrifttums und für die nächsten Hinterbliebenen angesehener Dichter in Frage gestellt ist.

* * *

Der dänische Schriftsteller Martin Andersen Nexö ist für einen längeren Aufenthalt nach Sowjetrußland gekommen, das er bereits 1922 besucht hat. Laut Aussage des Dichters, steht diese Reise mit der Vollendung des dritten Teils seiner Trilogie „Pelle, der Eroberer“ in Verbindung, in der das Problem des neuen Menschen in den neuen sozialen Verhältnissen im Mittelpunkt stehen wird.

Als Zentralorgan der „Intern. Vereinigung revolutionärer Schriftsteller“ hat im Juli in Moskau eine Zeitschrift betitelt „Literatur der Weltrevolution“, zu erscheinen begonnen, deren Inhalt in gesonderten Heften gleichzeitig in deutscher, französischer und englischer Sprache veröffentlicht wird. Als Chefredakteur der Zeitschrift zeichnet Bruno Jasienski, als zweiter Redakteur Antal Hidas, dazu kommt noch ein international zusammengestellter literarischer Beirat, sowie ein spezielles Redaktionskomitee. In den vorliegenden ersten zwei Heften kommen, außer einer Reihe russischer Autoren, die Franzosen Aragon und Vaillant-Couturier, der Amerikaner Michael Gold, der Ungar Béla Illés, der Lette Linard Laicen, der Japaner Matzenyama, E. E. Kisch u. a. zum Wort.

Die moskauer Bühnen haben nunmehr ihr Winterprogramm veröffentlicht. Das Stanislawskijsche „Künstlerische Theater“ stellt zwei Dramen junger sowjetrussischer Autoren in Aussicht — „Schrecken“ von Aefinogenow und „Der Tod Sands“ von Jurij Olescha, ferner die erstmalige Inszenierung der Gogolschen „Toten Seelen“, die M. A. Bulgakoff zum Verfasser hat. Das Tairoffsche „Kammer-Theater“ wird Erstaufführungen zweier ukrainischer Dramen bringen, und zwar die „Sonate pathètique“ von Nikolaj Kulisch sowie die Tragödie in Versen „Unbekannte Soldaten“ von Perwomajskij in dichterischer Übertragung von M. Swjetloff. Der bekannte russische Komponist A. Madtner hat für beide Stücke die begleitende Musik verfaßt. Außerdem hat der amerikanische Dramatiker O'Neill dem „Kammer-Theater“ sein neuestes Werk zur Aufführung überlassen.

(P. Ett.)

*

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik.

WIEN: Arnold, Goethes Alter und Alterswerk 1815-1832. Üb. auf dem Gebiet der Dichtung des 19. Jahrhunderts. Castle, Der junge Goethe. Üb. an Goethes und Schillers Balladen. Kainz, Moderne Dramaturgie: Drama und Theater der jüngsten Zeit. Koch, Goethe. Rupprich, Geschichte des deutschen Romans. Thalmann, Die romantische Novelle. Winkler, Geschichte der romanischen Lyrik. Wurzbach, Grundriß der französischen Literaturgeschichte (Die Zeit der Romantik). Lábán, Ungarische Dichterköpfe. Trubetzkoy, Dostojewskij als Dichter.

Redaktionsschluß: 5. Oktober 1931.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.



ZEITLUPE

Pen, pencil and crime

Oscar Wilde hat einmal einen Aufsatz geschrieben, in dem er auf die gefährliche Verbindung von künstlerischer Betätigung und verbrecherischen Gelüsten hinwies. Heut ist diese Betrachtungsweise durch die unselige, scheinbar unverständliche Tat, die Brandstiftung Streckers, ganz nahegerückt. Bis zu letzter Evidenz: in der Gerichtsverhandlung sagte Strecker aus, daß ihn in der Zeit, in der er sich mit dem Verbrechen trug, die Vorbereitungen dazu traf, der Gedanke nicht losließ: „Da hast du ja den Stoff für deinen Kriminalroman."

Besteht die Verbindung zwischen Kunst und verbrecherischen Neigungen wirklich?

Strecker hat lange Jahre hindurch in unserer Zeitschrift die Nietzsche-Literatur mit Hingebung und Scharfsinn verfolgt. Wir waren ihm für seine Beiträge zu nicht gewöhnlichem Dank verpflichtet. Kannte man aber Strecker persönlich, so kam man um die Frage nicht herum: Wie kam gerade dieser scheinbar sehr nüchterne, gutbürgerliche Mann, dem man den früheren Offizier in jeder Weise ansah, zu so ausgesprochener Nietzsche-Begeisterung? Die Frage mußte damals unbeantwortet bleiben.

Heut glaubt man zu erkennen, es war eine Phantasie-Stachelung, die Strecker bei Nietzsche suchte. Dieselbe Phantasie-Stachelung, scheint es, hat ihn heute zu seiner Untat getrieben. Die Not, in der sich Strecker befand, bleibt dabei selbstverständlich die keineswegs zu übersehende Voraussetzung. Nun aber kommt der Zwang des Phantasiereizes hinzu! Frage bleibt nur, ist ein solches Ausmaß des Phantasiereizes jedem, der sich künstlerisch betätigt, wünschenswert? Tritt es unter Nervendruck bei jedem ein?

Eine weitere Vorausbedingung scheint dafür notwendig. Es ist die unzureichende Phantasiebegabung, die sich Ausschweifungen, die in das Wirklichkeitsgeschehen des Tages übergreifen, hingibt. Die starke, die für den echten Künstler ausreichende Phantasiebegabung hat derartige Überreizungen nicht nötig. Schon deshalb nicht, weil sie in ihrer Fülle bis zum letzten in die Gestaltung des Werks aufgeht. Hier wird der Ausspruch Streckers: „Da hast du ja den Stoff für deinen Kriminalroman!" überaus aufschlußreich. Der Künstler, dessen Phantasiebegabung ausreicht, sucht nicht den Stoff; er drängt sich ihm auf; er hat es nicht nötig, Pulver umherzustreuen und Zündschnüre zu legen, um sozusagen die Probe auf das Phantasieexempel zu machen. Auch die verbrecherische Tätigkeit drängt sich ihm bis in alle Einzelheiten gebieterisch auf. Ist das geschehen, und sind die Vorgänge künstlerisch gestaltet, so ist die Phantasiebetätigung, je reicher sie war, desto mehr erschöpft. Es ist nicht wahr, daß für den echten Künstler ein Anreiz besteht, Phantasieregungen, erotischer oder krimineller Natur, in sein Alltagsleben zu überführen. Die künstlerische Gestaltung ist von jeder denkbaren Befreiung die stärkste. E. H.

Match zwischen Bühne und Tonfilm

Alfred Polgar hatte Katajews Roman „Die Defraudanten" zu einer Komödie bearbeitet, die mit Pallenberg in der Hauptrolle in der berliner Volksbühne (Dezember 1930) in Szene ging und unbefriedigt ließ. Er hat den gleichen Stoff jetzt in Gemeinschaft mit Kortner in den Tonfilm „Der brave Sünder" (Bayerische Film-Ges. m. b. H.) umgestaltet — der Film, wiederum mit Pallenberg in der Hauptrolle, wirkt ausgezeichnet. Die Ursache jenes Versagens — dieses Gelingens?

Es handelt sich um den Oberkassierer, die ängstlich-brave, pedantisch-vernörgelte Angestelltennatur, und den Kassierer, die mit erheblicher abgehobener Summe in eine mondäne Großstadtbar, dann in einen Spielklub verschlagen werden und derart zu Defraudanten wider Willen werden, alle Ängste ausstehn, schließlich mit heiler Haut und sogar mit Beförderung davon kommen, weil der Direktor die größere Defraudation beging. Vorgänge, die keinen Anspruch auf Wirklichkeitsgeltung erheben, Spiel sind und Spiel sein



Aus: „Der brave Sünder"

Zeichnung von B. F. Dolbin

wollen. Warum die Komödie auf der Bühne versagte? Polgar hatte für das Spiel nicht den freien, beweglichen oder grotesken Stil gefunden.

Damit scheint die Frage beantwortet; ist es aber nur zum Teil.

Denn nun zeigt sich: der Tonfilm kommt mit seiner Wortkargheit solchen Stilnöten außerordentlich zu Hilfe. Gleich zu Beginn: in allem Familientohuwabohu liest der Herr Oberkassierer, also Pallenberg, in seiner Zeitung von einem Beamten, der im Irrsinn seine Familie ermordet hat. Der Tonfilm gibt nur eine wiederkehrende Frage, die zum Stichwort wird. „Warum geistesgestört?" fragt Pallenberg; „ich bitte, warum geistesgestört?" Die eine Frage wird zur Handlungs- und Charakterexposition. Sie ergibt in sich: Spiel. Sie wirkt durch das Alleinstehn. Im Komödiendialog ginge sie unter.

Die andere Möglichkeit, den Spielcharakter aufzuzwingen und zu wahren, bietet der stumme Film durch Überblendung der Bilder. Hier ist das zur Vergegenwärtigung eines Traumes ausgenutzt, der alle vorangegangenen Gesichtseindrücke rekapituliert, zugleich romantisiert, ironisiert. Es war da ein Amor in der Bar, in die die beiden auf der Suche nach ihrem Direktor verschlagen wurden. Der Traum hetzt hunderte dieser Amor-Statuetten durcheinander, er kehrt ins Büro,

dann an den Familientisch zurück, um nun in der Eisenbahnfahrt, die die beiden miteinander machten, in voller Phantastik anzuschwellen, zugleich den Traumtrumpf des Alpdrucks auszuspielen: denn nun liegt der Oberbuchhalter zwischen den Schienen, der Zug braust über ihn hinweg. Er richtet sich auf, und nun gibt ihm der Tonfilm das erlösende Wort. Er sagt, sich gestorben wähnend: „Eigentlich schade um mich."
Der Fall scheint lehrreich. Man wird sich in Zukunft Stoffe genau daraufhin ansehn müssen, ob nicht der Tonfilm bessere Chancen bietet als die Bühne. Eins zeigt dieser Fall Polgar-Pallenberg unmittelbar: die Bühne verfügt über weniger Möglichkeiten und ist anspruchsvoller.
Nur wäre es arger Irrtum, eine Schwäche der Bühne darin zu erblicken. Vielmehr: Es bezeugt ihre überlegene Kraft.

E. H.

Revue-Film

Das Manuskript zum Charell-Film „Der Kongreß tanzt" schrieben Norbert Falk, der mit Hans Kräly früher zu einigen Lubitsch-Filmen den Text lieferte, und Robert Liebmann. Ein herkömmliches Manuskript, es geht in diesem Kostümfilm um den Wiener Kongreß, auf dem Fürst Metternich die europäischen Herrscher nach seinem Kopfe gängelt, bis durch Napoleons Flucht aus Elba die Veranstaltung gesprengt wird. Den Zaren von Rußland betrachtet Metternich als seinen Gegenspieler, es ist ihm daher sehr willkommen, daß Alexander durch ein Liebesabenteuer mit der Handschuhverkäuferin Christel Weinzinger abgelenkt ist; nicht so sehr, wie er denkt, denn der Adjutant des Zaren hat ihm einen Doppelgänger mitgebracht, durch den Fürst Metternich hinters Licht geführt wird, sobald seine Ablenkungsmanöver, den Zaren von den Sitzungen fernzuhalten, bemerkt werden. Im Historischen sind die Textverfasser dem Operettenhaften nicht entgangen, aber die Liebesgeschichte haben sie erfreulich vor Sentimentalität bewahrt — der jetzt verstorbene Dichter Arthur Schnitzler sagt von solcher Liebe, glücklich machen sei besser, als schuldlos sein — und der Dialog bleibt stets in taktvollen Grenzen. Etwas zu reichlich ist der Dialog, doch stets so eingesetzt, daß der letzte Satz zum nächsten Bild überleitet, mit dem Wechsel eines Schauplatzes das Gegenspiel beginnt. Im Einklang von Ton- und Bildwirkung, im Rhythmus der Handlungsführung ist der Film vorbildlich gemacht. Wenn gesprochen wird, sieht man oft genug nicht das Gesicht des Sprechenden, sondern das Reagieren des Zuhörers, es gibt kühne Überblendungen, wenn Metternich auf dem Ball die Depesche von Napoleons Landung in Frankreich erhält, in schattenhaftem Umriß sieht man das ferne Geschehen, mit Metternichs innerem Auge, die Ballmusik wird zur Marseillaise, und man hört nur die Stimme des Lesenden, wie er den Kongreß aufhebt.
Der Massenregisseur des Großen Schauspielhauses bewährt sich nicht nur in den Massenszenen wie kein deutscher Filmregisseur seit Lubitsch, er verleugnet auch die Eigenschaften nicht, die seine Stärke bei Revue-Inszenierungen sind, das Körpergefühl des Tänzers, das Auge des Malers, und auch seiner Neigung zum Pompösen bleibt er treu. Die Präzisionsarbeit der Technik hat seine Fähigkeiten noch gesteigert, er beherrscht den Apparat, obschon er ihm nicht viel mehr als eine Vervielfältigungsmaschine bedeutet, und lockert den Ausstattungsfilm, diese meist recht unerfreuliche Gattung, zu einem reizvollen Spielfilm auf.
Das Wesentliche: wie Charell Musik bildhaft macht, durch das Medium der Musik, den wiener Walzer, die Atmosphäre von Wien gibt. Charell bereichert den Tonfilm um das Revue-Finale: wie er die Empfindung eines Menschen in beschwingte Bewegung seiner Umgebung umsetzt, bei dem Heurigenlied, oder wie er eine jauchzende Landschaft an Christels Glücksfahrt teilnehmen läßt, als wären Bäume und Sträucher geschmeidige Ballettmädel — da ist soviel Erfindung, soviel Fingerspitzengefühl darin, als hätte Charell das neue Instrument des Tonfilms schon lange erlernt. Noch nie im Film hat der Eindruck von etwas Photographiertem so weit abgelegen: so sehr wirkte Charells Raumgliederung wie ein notwendiges Linienspiel in Schwarz-Weiß. L. W.

Die Schallplatte ins Haus

Zu den Mitteln, mit denen um den Menschen geworben wird, gehört heute neben Presse, Theater und Rundfunk auch die Schallplatte. Die proletarische Kunst war da zuerst auf dem Plan: sie brachte zu niedrigen Preisen Platten heraus, gute Rezitatoren sprachen revolutionäre Gedichte, Reden, Schriften. Diskussionsmaterial in der Stube.
Das Bürgertum folgt — und macht Musik. Der Volksverband der Bücherfreunde hat sich einen Schallplatten-Volksverband angegliedert, der nach gleichen Grundsätzen wie dem billigen guten Buch der Schallplatte als Wegbereiter dienen will. Niedrige Preise durch Massenauflage und Ausschaltung des Zwischenhandels, ein gutes Programm klassischer und leicht-unterhaltender Musik, technisch vollendet (elektrische Aufnahmen der Klangor-G. m. b. H.).
Rezensent sollte sich aus dem großen Katalog die Stücke der Probesendung selbst auswählen: er nahm, um die Qualität der verschiedenen Arten festzustellen, ein Orchesterstück (Figaro-Ouvertüre), ein Violinsolo (Bachs Ave-Maria) und einen Schlager aus einem Tonfilm (Ich bin ja heut' so glücklich). Beim Vorspielen fiel ihm ein, wie sehr doch die technische Musik auch ihre soziologische Seite hat.
Statt für den Klavierunterricht, mit dem die höhere Tochter früher tyrannisiert wurde und zur Revanche wiedertyrannisiert, legt man heutzutage das Geld für Schallplatten an. Nur wirklich musikalische Menschen werden hinfort selber ein Instrument spielen, statt falschen Geklimpers hört man die gute Platte. Auslese der Tüchtigen, glückliches Ohr! Das gilt von der Schallplatte im allgemeinen. Die billige Schallplatte hat noch ihre eigene Pikanterie: sie wird in der Geschichte des modernen Volkslieds ihre Rolle spielen. Ernst Heilborn hat im „Geist der Bismarckzeit" dargetan, wie das alte Volkslied in den (städtischen) Gassenhauer überführt wurde, und später in einem Aufsatz seine Ausführungen für die neueste Zeit dahin ergänzt, daß an die Stelle der Gasse die Diele getreten sei. Eine weitere Quelle für den Volksschlager ist jetzt der Tonfilm, eine Musik also, die bereits für die gleiche Art der technischen Wiedergabe berechnet ist wie die Schallplatte. Was als volkstümlich ins Ohr geht, wird man sich auch zu Hause auf einer billigen Schallplatte aufspielen lassen. Das Volkslied geht in veränderten Lebensformen den Weg von der Musik zur Technik, von der Gesellschaft zum Umsatz des Schallplattenherstellers. L. W.

Seele der Stadt

Städte haben ihre Seele wie der Mensch. Sind Organismen mit eigenem Antlitz. Sah einer je eine alte Kulturstadt, die anderen glich? Da ragt irgendeine Burg, ein Turm, eine Domkuppel, ein Kampanile, eine grüne Bergkuppe: die

Stadt reckt ihr Haupt. Es leiht ihr das Gepräge. Auch ihr Herz wird erkennbar, mitunter ein bejahrtes, doch kraftvoll pochendes Herz: die Altstadt. Umgeben von Resten einstiger Ringmauern; an deren Statt eine moderne Ringstraße. Wo die alten Stadttore standen, bricht junges Leben herein aus den Vorstädten. Als Hauptschlagader ein Fluß, ein Strom, ein Kanal. Weithin breitet die Stadt Riesenarme; ihre letzten Häuserzeilen verlaufen im Flachland, erklimmen Höhen, reichen ans Meer. Jahrhunderte formten an Wesen und Charakter, Mentalität und Rhythmus. Noch sind sie nicht seelenlos wie jene in Eisenbeton gegossenen, in Riesengevierten nach einer Schablone erstellten jungen Städte der neuen Welt. Termitenbauten, wo Straßenzüge, Häuserblocks, Menschen nur noch bloße Nummern bedeuten.

Alt-Nürnberg! Flittergold überglänzt diese Stadt. Verklungene Zeiten steigen auf zwischen malerischen altdeutschen Kleinbürger- und Patrizierhäusern, die oft riegelsam abweisend ihre Giebelfronten zur Straße kehren. Sich windende Gäßchen, auf- und niederstrebend. Ein uraltes Häuschen am anderen, düstere schmale Höfe — nein, erhellt von Frohsinn und Schalkhaftigkeit, denn fabulierte da nicht Meister Hans Sachs? Ein Stück der ewigen Seele dieser Stadt. Der breite Markt tut sich auf mit Erkerhäusern, der



Nürnberg

Von Margret Brussot-Barden

Frauenkirche; dahinter das „Gänsemännchen", um das herum Jakob Wassermann einen Roman der alten Reichsstadt schrieb. Bergan wieder an einer Straßenecke ein malerischer Patrizierbau. Man spürt in allen Fibern: ein anderes Stück der unsterblichen Seele dieser einzigartigen Stadt. Albrecht Dürer schuf hier unvergängliche Werke. Droben die Burg; von da ein Blick hinaus in fränkische Landschaft. Ihre Physiognomie dankt diese Stadt einem selbstbewußten Bürgertum. Werktätig, rechtschaffen und wohlgemut, gleich ehrbar, ob hoch ob niedrig, ob im Winkelgäßchen am armseligen Schusterschemel oder sorgenfrei an der Staffelei im Künstlergelaß. Jeglicher bekennt sich hier stolz zu seinem Handwerk. Veit Stoß, der Bildschnitzer, Peter Vischer, der Erzgießer, Adam Kraft, der Bildhauer, die reimkundigen Meistersinger, so manche Pegnitzschäfer, sie trieben Handwerk und Kunst. Wesen dieser Stadt mit ihrem gradlinigen Aufriß? Knorrige Wohlanständigkeit, gediegene biderbe Frohnatur, herb-drastisch wie Hans Sachsens Reime, wohl konturiert und ausgewogen wie Dürers Holzschnitte.

Ein anderes beseeltes Stück Mittelalter: Venedig. Prunkliebende Dogen geboten da, adlige Oligarchen. Zinsten unfreie Bürger, Händler, Handwerker, Schiffer, begönnerten die Künste. Erstellten Paläste, Dome, Ratshallen, Kais, Brücken, Kerker. Unsterbliche Meister schufen in ihrem Sold: Tintoretto, Guardi, Malombra, Tiepolo, Canaletto. Goldoni

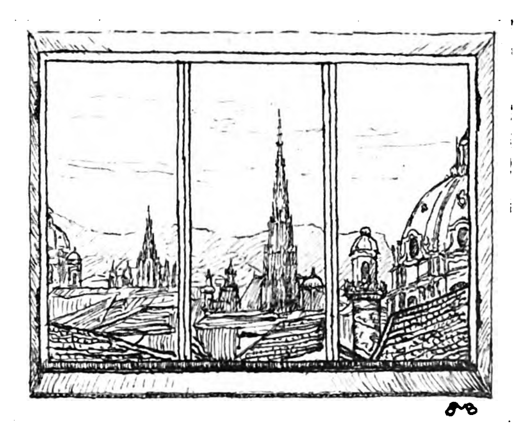


Venedig

Von Margret Brussot-Barden

sorgte für Lustbarkeit der Massen. Thomas Mann läßt hier seine Novelle „Der Tod in Venedig" spielen. Die mysteriöse Seele dieser faszinierenden Kulturstätte flüstert auch heute noch über Lagunen, Lidi, Kanäle als unirdisches Zaubermärchen.

Augenfällig bestimmt auch bei Wien das Gelände die Stadtphysiognomie. Diese Vaterstadt Arthur Schnitzlers, den wir betrauern, liegt zwischen Voralpenlandschaft und Donaustrom. Wein wächst bis in die Vorstadtgärten; perlt bei froher Musik in den Kelchen der Buschenschenken. In dieser Umwelt handeln so manche Werke Schnitzlers, des repräsentativen wiener Dichters der letzten Dezennien. Und wie in so manchem irgendein Musikus, wie der wackere Weyring in „Liebelei"; wie in so manchem erklingt es verhalten, wie ein Wienerlied. Durch der Zeiten Nöte blieb sich diese Stadt getreu, in welcher Mozart, Haydn, Beethoven und Schubert wirkten. Durch deren Gassen einst die ersten Walzer von



Wien

Von Margret Brussot-Barden

Lanner und Vater Strauß erklangen. Wo späterhin Millöcker, Suppé und Johann Strauß ihre Weisen schufen; aber auch Schwind, Pettenkofen, Waldmüller, Danhauser, Makart, Klimt am Werke waren. Dieser Atmosphäre eignet ein

Dreiklang von spielerischer Beschaulichkeit, weicher Melodie und Liebesgetändel. Wiens Seele webt im Lied, der besinnlichen Geschichte, wie sie Grillparzer im „Armen Spielmann" so ergreifend erzählt. Und auch als wir in diesen Tagen jenen anderen Meister der Dichtkunst hinausgeleiteten zur letzten Ruhe, Arthur Schnitzler, da fühlten wir's deutlich: wieder entschwand ein Stück Seele dieser Stadt ins weite Land der Ewigkeiten. Martin Brussot

Kollektivismus, Religion, Tradition

Der Gedanke, Kunstausstellungen unter einer Idee zusammenzufassen, ist nicht ganz neu; nur die Häufung derartiger Veranstaltungen — zumal bei der bildenden Kunst, deren Element das konkrete Augenerlebnis ist, nicht die abstrakte Gedankenanregung — zeigt, wie sehr diese Kunst sich in die literarischen Bestrebungen wie Zeitdramatik, Tendenzfilm usw. eingereiht hat.

Im Haus der Juryfreien wird jetzt eine internationale Ausstellung „Frauen in Not" gezeigt. Die Beispiele sollen demonstrieren, daß der § 218 Dokument einer Klassenjustiz ist, ein soziales Unrecht, mit bänglicher Empfängnis, Prostitution, Krankheit, Sorge, Not im Gefolge. Aber die Mittel, mit denen diese Erkenntnis bewirkt wird, haben etwas von religiöser Kunst — auch wenn die Photos aus Rußland die Besucher mit dem Glauben an eine hellere Welt entlassen sollen. Wir können das politische Moment hier ganz ausschalten. Es trübt bei Fragen ästhetischer Wertung beim Anhänger den Blick nicht minder wie beim Gegner.

Die einzelnen Stücke der Ausstellung sind naturgemäß ungleich. Das Niveau schwankt zwischen Barlach, Munch, Nolde, Masereel, Baluschek, Zille bis zu billigen Plakaten, deren Gegenüberstellung von Arm und Reich nur läppisch ist. (Interessant aber auch bei diesen schwächeren Gebilden, wie die Filmmontage Eingang in die Graphik gefunden hat — im Eindringlichmachen des Requisits.) Aber das einzelne verschwindet: selbst eine Käthe Kollwitz, mit einigen ihrer ausdrucksvollsten Werke vertreten, entgeht kaum der Banalität, wenn sie eine schwangere Proletarierfrau im Gespräch mit dem Tod darstellt. Aber die Gesamtheit der Bilder — sie erzeugt eine Wirkung wie ein mittelalterlicher Totentanz. Religiöse Inbrunst klagt Gott an, daß er eine Weltordnung zuließ, die das Befolgen seines Gebots „Seid fruchtbar und mehret euch" einer großen Menschengemeinschaft unmöglich macht. Das mag bei dem oder jenem Künstler gottlose Blasphemie sein, in der Wiederholung, diesem stärksten Mittel primitiver Kunstepochen, beklemmt es den Atem. Religion fordert durch Kollektivismus gottgewolltes Menschenglück.

Der neue Kollektivkünstler bedient sich traditioneller Mittel: in Bilderbogentechnik zeigt einer den Elendsweg der armen Schwangeren nach der Abweisung durch den Arzt. Und wenn Otto Dix die Prostituierte malt, zurechtgemacht und ungeschminkt, so ist das eine Variante von mittelalterlichen Darstellungen der Frau Welt, nur daß bei dem Modernen die Rückseite besser beieinander ist als das zahnlose Gesicht.

Jenes Hörspiel kam einem in den Sinn, dem man im Senderaum der berliner Funkstunde einmal beiwohnte: wie die neue Kunstform merkwürdig an mittelalterliches Theaterspiel erinnerte — der rechteckige Raum, mit der Galerie, eine Stadthalle; die Orgelrohre, die Schallklappen, ein Kirchenraum; das Podium mit dem Zelt, in dem und neben dem die Lautsprecher und Mikrophone angebracht waren, eine Bretterbühne auf dem Markt.

So rettet sich in Zeiten, die sich bewußt von der Vergangenheit abkehren, die Tradition durch eine Hintertür hinein und reißt nie ab. L. W.

Der Portier entscheidet ...

Seit einiger Zeit — man sollt's in den schweren Zeiten kaum erwarten — wirft auch das deutsche Mittelschulwesen wieder einmal seinen Schatten in die Spalten unserer Tagespresse. Es ist an dem, daß die vor einigen Jahren eingeführte Neuerung, statt des Französischen das Englische als erste moderne Fremdsprache zu unterrichten, wieder rückgängig gemacht werden soll, und gegen diesen Plan der Behörde setzt sich die Presse, soweit ich es beobachtet habe, mit Ingrimm zur Wehr. Gut so, denkt der Leser, endlich ein Ingrimm des Druckpapiers, der einer dir verständlichen Sache gilt! Beim Weiterlesen aber kühlt sich die Freude ab; die Presse, soweit ich sie beobachtet habe, hat nämlich wenig Eigenes zu sagen und wendet sich an Autoritäten, an Fachleute — und da wird die Sache faul.

Ich nämlich, dem Erziehung und Bildung keine unwichtigen Fragen sind, hätte mir nie anderes träumen lassen, als daß Autoritäten in Erziehungsfragen eben Erzieher sind, und daß die Alternative Englisch-Französisch (die ich persönlich aus ziemlich langwierigen philologisch-psychologischen Gründen zugunsten eines früher zu lernenden Französisch entscheiden würde), daß diese ausgemacht philologische Alternative von Menschen erledigt und fachmännisch diskutiert werden müsse, die von Kenntnis Philologen, von Erfahrung Schulpsychologen sind, und daß bei ihnen auch die Presse sich Rats erholen werde. Nichts dergleichen; die Presse — immer: soweit ich sie beobachtet habe — läßt aufmarschieren: Gutachten der Handelskammer X., Gutachten der Handelskammer Y., Gutachten des Verbands der Hotelangestellten, Gutachten eines kaufmännischen Fachvereins. Die versichern dann in Brusttönen und nicht ohne Statistik, daß das Englische als Weltsprache sämtliche Vögel abgeschossen habe und daß sich dem jungen Mann, der Englisch beherrsche, ganz andere Aussichten usw.

Im Ernst: das ist jammervoll. Wenn sich die Hotelportiers und die Handelskammern einbilden, der Komplex Schule diene dem Endziel, daß ihr Nachwuchs das Englische „beherrsche" (sauberes Beherrschen, das walte Gott!), so ist das ihr subjektives Recht, aber es ist in seiner Art nicht viel zutreffender und bei weitem weniger nobel als die Haltung des Witzblatt-Altphilologen, der, beim Anblick des Meeres „Thalatta" zu murmeln, für den Inbegriff der Humanität hält. Jammervoll aber ist, daß eine Instanz, die Presse, ganz naiv die Diskussion über eine Frage der Erziehung den Nutznießern dieser Erziehung anbietet und überläßt. Das heißt wider den Geist der Sache sündigen. Wann hätte man je gehört, daß das reisende Publikum bestimmt, ob die Eisenbahnkupees mit Samt oder Kord zu polstern seien; wann hätte die Dame die Mode vorweggenommen, wann die Hausfrau diktiert, wie der Ochse, dessen Fleisch sie kauft, zu mästen sei? In jeder Technik wird der Fachmann respektiert; warum sollte ausgerechnet in der Philologie der Hotelportier das Wort haben? Daß er zu seinem Recht kommt, dafür ist übergenug gesorgt; denn Philologie und Erziehung müßten keine lebendigen Mächte sein, wenn sie nicht das, zu dessen Gewinn sie arbeiten, ganz von selbst in ihr Wesen und ihre Entscheidung, in ihre Methodik aufnähmen und ergänzten. Aber soll der Portier entscheiden?

W. E. Süskind

Impression vom Intelligenzroman

Von K. H. Bühner (Tübingen)

Ortega y Gasset unterscheidet zwei menschliche, einander polar gegenüberstehende Typen: „der eine strebt nach reiner Kontemplation, der andere will handeln, eingreifen, sich erhitzen". Der Roman verengt diesen allgemeinen Rahmen der Philosophie, und man kann aus dieser ein wenig schlechten Systematik zwei Spielarten der epischen Gattung herleiten, die aber nie rein auftreten, weil jede, auch diese radikale Entgegensetzung eine Fiktion des geometrischen Geistes ist und weil die Extreme in mehr als einem Punkt sich berühren können. Man unterscheidet demnach den Roman, der sich an das Interesse, an das Spannungsbedürfnis des zweiten Typus wendet von der anderen Spielart, die zu Betrachtung, Beschaulichkeit, Verweilen einladet. An dieser Charakterisierung wird man unschwer erkennen, daß unter dem Roman für den geistig nicht phlegmatischen Typus der sogenannte Handlungs- und Milieuroman zu verstehen sei. Und da zu erwarten ist, daß jener Menschentypus nicht so bald, leicht und mühelos von der Erde verschwindet, ist das übermütige Frohlocken mancher Kritiker über den Untergang dieser Romansorte einstweilen noch etwas verfrüht. Unstreitig aber ist der reine Handlungsroman großenteils durch den Film ersetzt und gleichzeitig auch aus zwei Gründen unmöglich geworden. Einmal, begründet Ortega, (in seinen klugen „Gedanken über den Roman", 1925) sind die Motive, die vorgegebene Zahl möglicher Romanstoffe nachgerade erschöpft, ist der Vorrat des ausgedehnten, aber endlichen Steinbruchs (vergleicht er) aufgebraucht. Andererseits gesellt sich zur Schwierigkeit des Stoffmangels noch ein weit ernsthafterer Faktor, der den Niedergang des alten Romans beschleunigt und die Heraufkunft des neuen gewaltig fördert: durch eifrige und intensive Lektüre ist die Feinfühligkeit des Lesers verfeinert, seine Beobachtung geschärft und sein Geschmack gebildet worden. Der Autor habe dem allgemeinen Niveau der Leser Rechnung zu tragen, das sich in der Nachkriegszeit wesentlich gehoben habe.

Die Situation: Verfall einer Spielart und Erfüllung der neuen Forderungen an den Roman in einigen wenigen gelungenen Exemplaren, wird gemeinhin heute als die Krise des Romans bezeichnet, zu deren Überwindung schon die phantastischsten Vorschläge gemacht wurden und die, wie mir scheint, nur einer, eben Ortega, bis zu den letzten realistischen Gründen verfolgt hat.

Letzten Endes haben diese Richtungslosigkeit nicht die gefährlichen Konkurrenten des Romans (wie Kino, Zeittheater und Radio) und die Umschichtung der Typen beschworen, sondern die seit Jahrhunderten herrschende, sich nun akut auswirkende verwegene Unklarheit darüber, daß jede Gattung ihre individuelle Sphäre habe, ihren Bezirk, in dem sie ausschließlich zur Herrschaft gelangt, wo keine romantische oder phantastische Vermengung, Überschneidung oder bloß Berührung der Sphären geduldet wird. Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts hat ein universaler Geist, Friedrich Schiller, die Gesetze der Theatralik aufgestellt und von seiner einseitigen Begabung fürs Dramatische aus, die ihm auch die lyrische Stimme versagte, den Roman als eine Gattung mit den weitesten Grenzen signiert, als er das unheilvolle, gefährliche, verführerische Urteil fällte, der Romanschreiber sei der Halbbruder des Dichters in dem Sinne, daß er der Art seines Werks nach etwa in der Mitte zwischen dem naiven Dichter und dem reinen Ideendichter zu suchen sei.

Schillers Perspektiven, um anderthalb Jahrhunderte verlängert in die Gegenwart, führen direkt zu Ortega. Dieser Spanier erwartet vom künftigen Roman „eine imaginäre Geistesfauna", eine tropenhaft wuchernde geistige Vegetation, eine von den Abenteuern der dichtenden Seele herkommende, süße, schmackhafte Üppigkeit, und er nennt ihn die Gattung, „welche am meisten kunstfremde Elemente aufnehmen kann". Er bezeichnet ihn als eine ausgedehnte, langatmige, verweilende, kontemplative Gattung, durch die vollste Gegenwart seiner Personen sättigend, „eine Gattung mit verschwimmenden Umrissen". Thomas Mann bestätigt diese

Ansicht, und auch André Gide behauptet: „Von allen literarischen Gattungen bietet der Roman die freieste, am wenigsten durch Regeln eingeengte Form." „Innerhalb des Romans", fährt dann Ortega fort, „hat so gut wie alles Platz: Naturwissenschaften, Religion, Soziologie, ästhetische Kritik — unter einer Bedingung: daß schließlich und endlich dieses alles virtuell und zwischen den Deckeln des Romanbandes beschlossen bleibt ohne die letzte wirkende Kraft", und er meint damit, daß solche Kenntnisse nicht als rohe, unverarbeitete Massen in der Form des Romans liegen bleiben, sondern daß sie geschickt, unauffällig und am gehörigen Platz verwertet werden.

Der neue Roman also saugt die Kräfte aus der Gegenwart einer reichen künstlerischen Intelligenz, wobei Intelligenz die Fähigkeit bedeutet, den der inneren Wirklichkeit adäquaten äußeren Raum durch die Phantasie zu schaffen, ihn zu organisieren und geistig zu beherrschen. Dabei ist noch wichtig, daß der Intelligenzroman zwar nicht der Handlung entraten kann, daß er sie aber auf ein Minimum reduziert. Die Handlung ist ein bloßer „Vorwand" (Ortega), sie ist ein Gerüst, dazu nötig, dem Geist die Möglichkeit zu geben, sich Zoll für Zoll wie eine Schlingpflanze seine Höhe, seine Lebenssphäre zu erobern. Die Ideen enthalten den Reichtum und den Glanz der Werke. Nicht die Begebenheiten. Nicht die Abenteuer. Nicht die Handlung, die in den größten Romanen der Weltliteratur verschwindend ist (bei Proust ist sie praktisch annähernd gleich null). Sein Akzent ruht auf den Charakteren, den Seelen, den Atmosphären. Es gibt zwar Kritiker, die den Intelligenzroman mit einer ungestümen, fast diktatorischen Ausschließlichkeit in der Epik der Zukunft regieren sehen — das ist falsch, verwegen und für viele Leser (für diejenigen im Zeichen des dramatischen Typus) geradezu hoffnungslos. Ich glaube zwar nicht, daß diese neue Romanform so rasch populär wird, und man erinnert sich mißlungener Versuche, sie auf bestimmten Meridianen heimisch zu machen. Freilich ist sie früher auch schon vorhanden gewesen. (Cervantes, Stendhal, Proust, de Laclos, Dostojewskij.) In der Gegenwart sind nun einige gefeierte Werke entstanden und zu europäischer Geltung gekommen. Es überrascht förmlich, daß sie, die soviel Sprengstoff enthalten, Frankreich — das Land lateinischer Formstrenge und -Tradition — zuerst zwar, aber nicht ganz glücklich gestartet hat. (Montherlant, Giraudour, Gide.) England hat die stärksten und schönsten Exemplare hervorgebracht. (Die Woolf, Joyce, Lawrence, vor allen den jungen Aldous Hurley.) Leider ist Deutschland in dieser Produktion umfänglich und intensiv etwas zurückgeblieben: Otto Flake, der im Entwicklungsroman der Epoche die wichtigste Aufgabe der Gattung sieht, führt in seinen Romanen die Diskussion des Zeitgeists weiter und Robert Musil, von ganz hervorragenden dichterischen Qualitäten, sind vorläufig noch die einzigen Repräsentanten des Intelligenzromans hierzulande.

André Gide indes geht in einer Richtung am weitesten von allen: er führt das dichterische Ich sehr vordringlich in seine Romane ein, indem er, in den „Falschmünzern" beispielsweise, sein Buch in Gemeinschaft mit Leser und Romanheld schreibt, so daß es Roman ist im Roman, wie gewisse Stücke Shakespeares Theater auf dem Theater sind. So kommt ihm eine seltsame Bedeutung zu: zum erstenmal führt uns ein repräsentativer und moderner europäischer Geist hinter die Kulissen der Schriftstellerei selbst, zum erstenmal ist das literarische Handwerk kein Spiel unter Eingeweihten. Aber Gide mißt der Handlung noch eine weitaus größere Bedeutung zu als Ortega — dies ist der einzige Differenzpunkt von Belang zwischen beiden. Hurley setzt die besprochene Linie Gides fort und nimmt andererseits Prousts impressionistische Technik auf: das Kleine und Unscheinbare einen Moment ins Licht zu erheben, daß es zu glühen beginnt. Die Intelligenz Hurleys bewährt sich am sichersten in den unermüdlich fließenden geistvollen Gesprächen. — Von den deutschen Autoren ist nur einer der Forderung Ortegas in ihrem ganzen Umfang und künstlerisch wertvoll nachgekommen: Robert Musil. Sein neuester Roman „Der Mann ohne Eigenschaften" ist ein voluminöses und innerlich dichtes Werk. Unerhört ist die Menge der in diesem Roman zum Vorschein kommenden Kenntnisse, fast gewalttätig werden wir in seine Diskussionen hineingezogen. Musils Buch ist ein Roman von ganz großem, geistigem Stil, von spezifisch deutschem Wuchs und deutscher sprachlicher Sorgfalt, begabt mit einer süßen Fülle metaphorischen Schmucks.

„Die schöpferische Psychologie", „die Erfindung merkwürdiger Seelen" (Ortega) führt uns direkt in das Zentrum der Ansicht der modernen Psychologie von der Struktur und Potenz des menschlichen Charakters. Hofmannsthal hat einmal in einem fingierten Gespräch Balzac sagen lassen, er glaube vielleicht nicht, daß es Charaktere gebe. „Shakespeare hat das geglaubt. Er war ein Dramatiker." Die ganze moderne Psychologie beweist in ihren Individualanalysen die Richtigkeit dieser herrschenden Ansicht. Eine naive, oberflächliche Ästhetik jedoch mochte an einfache Charaktere glauben. Hesse hat in seinem „Traktat vom Steppenwolf" die menschliche Seele nicht, wie Goethe noch, in zwei, sondern in hunderte aufgespalten, und in der Dichtung des alten Indien erscheinen die Helden als regelrechte Personenknäuel, als kleine Sternhimmel von Seelen, als Seelenmyriaden. „Der Mann ohne Eigenschaften" ist ein Paradigma dieser Auffassung. Er kann zahlreiche Verwandlungen eingehen, er hat keine Gewohnheiten und Interessen. Er schließt von Fall zu Fall seine Kompromisse mit der Wirklichkeit. Und Huxley hat in seinem kleinen Roman „Zwei oder drei Grazien" eine dämonische, reizende Frau namens Grazia gestaltet, die sich in zwei oder drei Masken verwandeln kann. Hierin zeigt es sich in der Tat, wie überlegen Ortega formulierte. Freilich darf die schöpferische Psychologie nicht in einen Psychologismus entarten, der das Leben ernsthaft in Gefahr bringt, wie er bei D. H. Lawrence nicht immer ganz glücklich vermieden wurde.

Föhn

Der neue Roman von Helene Böhlau (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin)

Von Gabriele Reuter (Weimar)

Alle Bücher von Helene Böhlau könnte man lyrische Romane nennen. Nicht in einem sentimentalen Sinn, sondern weil in ihnen das Dichterische, die nüchterne Wirklichkeit besiegt — das Gefühl mit dem Verstande allezeit ein lieblich kurioses Spiel treibt.

Sie hat gar nicht viel Requisiten, und die kehren in allen ihren Büchern wieder: Das Haus in den Bergen, umblüht und umgrünt von Blumen, Früchten und vom Wohlbehagen gesunden Gedeihens. Das Haus, in dem Kinder mit hellen seherischen Augen aufwachsen, starke, liebende Frauen schalten, wunderlich ehrenfeste Alte ihren Greisenabend verbringen. Es ist zum Staunen, durch welch reiche Phantasie Helene Böhlau diese Themen ihres Herzens in immer neuen mannigfachen Variationen zu spielen vermag.

Der „Föhn" ist wieder ein schönes Beispiel. Revolution — ein schauerliches, bluttriefendes Geschehen. Hier ist sie mit den Augen zweier Kinder geschaut, die von Hause fortgelaufen sind, erfaßt von den ersten Wirbelkräften des geistigen Föhns, der das Oberste zu unterst kehrt, und die Menschen verrückt macht. Man fühlt den atemlosen, mit Bangen vermischten Rausch, den die wilde Erregung der Massen einer großen Stadt in den Landkindern hervorruft. Und sie fühlen doch nur das Große, das gewaltig strömende Neubefruchtende der Elementarbewegung, die sie miterleben dürfen. Die Brust des Knaben springt fast in der Begeisterung. Eine neue Welt entsteht, er ist einer von den neuen Menschen dieser neuen herrlichen Welt.

Das nachdenkliche kleine Mädchen aber fragt: Wer sündigt hier — die einen oder die anderen? Wer geht auf Gottes Wegen, sag?

Der junge nachdenkliche Soldat aber spricht: Die fragt die große Frage, die niemand beantworten kann.

Ja — das ist der erste Föhnstoß, der durch die Straßen und gegen die aufgerissenen Herzen stürmt. Dann wird es wieder still — im Bürgernest werden wieder Feste gefeiert. Freilich ist's ein Böhlau-Fest.

Der siebzigste Geburtstag des alten Hauptmanns Breger im Drei-Kellerhaus, bei dem siebzig gelbe Wachskerzen auf der Tafel brennen und zwei kollernde, raufende Ritter als braungebratene, duftende Truthahnsbraten ihr Leben lassen müssen, und die Dichterin ihre besondere Böhlau-Ironie in der Schilderung der Geburtstagsgesellschaft aufbietet.

Aber über das Gartentor schrillen böse kreischende Stimmen in die bürgerliche Luft. Und in der Nacht

schreitet das dunkle Schicksal grauenvoll durch das Haus, reißt seine schlummernden Bewohner auf zum Miterleben. Und Eva, das Kriegskind, das Revolutionskamerädchen, das nachdenkliche Wuhle-



Helene Böhlau

wätzle wird von einem furchtbaren Verdacht belastet — um seinen unschuldsvollen Jugendfrohsinn gebracht.

Und wieder: Einschnitt — Stille — bis das Gespenst der Inflation durch Deutschland rast. Auch das weltentlegene Dorf wird von dem Föhnsturm erfaßt. Inflation und die Bauern. Das gibt Bilder menschlicher Tollheit und geldgieriger Dummheit, wie die Autorin sie von jeher mit Liebe gezeichnet hat. Dazu die bayrische Mundart, die sie meisterhaft handhabt, mit einem derben Humor so ein paar saftige Brocken an die rechte Stelle rückend — sie gibt diesen grotesken Kapiteln erst die richtige Würze.

Zum symbolischen Föhn gesellt sich der echte, der von den Elementen erzeugte — stürzt sich auf das verderbte Dorf — und heidi, macht ihm im Flammensturm den Garaus.

Im lodernden Entsetzen finden sich zwei Menschenkinder, die rein blieben in dem wilden Tanz der Sinnlosigkeit und Geldgier. Eva, das nachdenkliche Kriegskind, das Wuhlewätzle und der ehrliche junge Soldat, dem einst des Kindes Frage in der Seele haften blieb: Wer sündigt da? Im Toben der Revolution hat er erkannt, daß alle die wilden Revolutionäre und er selber auch, doch alle nur zu dem einen Zweck und Ziel Revolution machen, um wieder Bürger zu werden. Freilich nicht in einem mit Samt und Seide gefütterten Nest. Der junge Mensch ist herangereift, um in Freiheit und Einsamkeit sein Leben durch seiner Hände und seines Geistes Arbeit zu verdienen. Darum bekommt er auch das Wuhlewätzle, das holde, nachdenkliche Kriegskind zur Lebensgenossin.

Immer tiefer greift Helene Böhlau hinein in die Menschenseelen, um mit froher Kraft ihre Schätze an das Licht der Sonne heraufzuholen und dem föhnverwirrten Geschlecht zuzurufen: Seht — so einfach und schön ist das Leben, wenn ihr's nur richtig erfaßt.

Rechtsfälle

X

Von Wilhelm von Scholz (Zürich)

1919 starb in Berlin ein jüdischer Russe, der in der Reichshauptstadt unauffällig als kleiner Geschäftsmann seine letzte vereinsamte Lebenszeit verbracht hatte. Gewiß hat dem fetten, schwammigen, durchaus gewöhnlichen Gesicht des Mannes, den man sich etwa als Wirt eines mittleren Speisehauses hätte denken können, niemand, der ihm begegnete oder mit ihm in der Elektrischen saß, angesehen, oder auch nur — sit venia verbo! — angeahnt, welche Bedeutung und Macht er im Hauptteil seines Lebens hatte: daß er eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen war, die das Schicksal Rußlands, wenn auch aus dem Dunkel, mächtig beeinflußte. Er hieß Iwan Nikolajewitsch Asef und ist heute schon zu einer traurigen und doch nicht nur traurigen Berühmtheit gelangt: er war zugleich das gefährliche

Haupt des russischen Vorkriegs-Terrors und der nicht minder gefährliche gerissenste Spitzel und Anstifter der Ochrana, der russischen politischen Geheimpolizei.

Was war dieser Mann wirklich? der „agent provocateur", der sich nur in die Geheimnisse der Sozialrevolutionäre als scheinbar Gleichgesinnter einschlich, um sie für die Polizei auszukundschaften? sie zu verraten? die Genossen ans Messer zu liefern, ihre Pläne, geheimen Druckereien, Bombenwerkstätten, ihre Verkleidungen und Masken zu melden und unschädlich zu machen? War er ein überzeugter Zarist, der aus Haß und Feindschaft gegen die Revolution handelte? Es hat solche Männer gegeben, wie es vaterlandstreue Spione gibt, die für eine ihnen heilige Sache ihr Leben täglich und stündlich beim Feinde aufs Spiel setzen.

Oder war er mehr Revolutionär, der es nur scheinbar mit der Polizei hielt, der ihr nur unwichtige Personen und Nachrichten auslieferte, um selbst unverdächtigt, ungefährdet Attentate vorbereiten und leiten zu können? Deren Gelingen hat sicher an mitreißendem Eindruck und durch Verwirren der russischen Regierung weit die Schäden überwogen, die er seiner Partei durch Angeberei bereitet. Wir kennen auch solche Leute; wie den Geheimpolizisten, der dem Minister Stolypin zum Schutz beigegeben war und der gerade der terroristische Mörder seines Schützlings wurde.

Was war Asef wirklich?

Daß man angesichts des Lebens dieses seltsamen Mannes so fragen kann, so fragen muß, das weist auf das Rätsel, das er war; das bezeichnet den Punkt, wo sein Charakter spannend, fesselnd ist und bleiben wird.

Es ist keine eindeutige Antwort darauf zu geben. Wir wissen zunächst nur: er war eine volle, höchst realistische Ausformung jenes immer wieder vorkommenden Falls, wo ein bedeutender Mensch sein eigener Gegenspieler ist. Wir kennen diese Doppelnaturen aus dem Leben wie aus dem Schrifttum. Der Doge von Venedig, der heimlich als Korsar die Meere unsicher macht und seine eigenen Staatsschiffe angreift. Der Staatsanwalt, der in Abwesenheitszuständen selber Verbrechen begeht, die er nachher verfolgt. Der Spion zwischen zwei Staaten, der hüben wie drüben auskundschaftet, hüben wie drüben zuträgt.

Ja, die Antwort muß meiner Überzeugung nach so gegeben werden: Asef war beides, Terrorist und Spitzel, wirklich oder vielleicht auch keins von beiden; aber nicht: er war das eine und spielte das andere. Die ideenlose Niedrigkeit einer gewiß nicht schwachen Persönlichkeit war es hier, die das Doppelsein ermöglichte. Er war ein unverfälscht heutiger Mensch: bewußt entschied in ihm allein das Praktische, das Wirtschaftliche, das Geld! Er brauchte viel, er war in der Hörigkeit kostspieliger Neigungen. Er hatte außerdem früh erkannt, daß ein Mann, der von zwei streitenden Parteien bezahlt wird, doppelt bezahlt wird.

Wenn man, um ihn zu erkennen, fragt, womit er seine zweifache Rolle begann, so wird man antworten müssen: als Spitzel. Er drängte sich, ohne vorher irgendeine revolutionäre Leidenschaft gezeigt zu haben, zu den in der Verbannung lebenden russischen Aufrührern und teilte der Polizei daheim Namen, Adressen, Pläne mit. Die Sozialrevolutionäre werden ohnedies jeden, der einmal Verrat geübt, unbedenklich nur als Spitzel ansehen. So wie Asefs Anfang war.

Aber dann wieder: mit welcher tödlichen Umsicht, welcher sicheren Energie hat er die wichtigsten Attentate geleitet und zum Gelingen gebracht: das auf den Minister Plehwe, das auf den Großfürsten Sergius und andere. Man glaubt da in seinem Handeln — das ihm selbst lediglich als der notwendige Kaufpreis zur Weitererhaltung des Vertrauens der Genossen erscheinen mochte, wie der Verrat sogar ihm offenbar lieber und nahestehender Männer aus der Partei als das Opfer, das er für das Vertrauen der geheimen politischen Polizei immer wieder bringen mußte — geradezu eine gewisse Blutleidenschaft und Grausamkeit walten zu sehen.

Ist sie, die ihn auf beiden Seiten, in deren Dienst er stand, Tod bringen ließ, geeignet, ihn uns zu erklären und zu deuten?

Sie ist ein wesentlicher Charakterzug des Mannes. Sie hebt ihn ein wenig aus der Niederung des Nur-Rechnens, Nur-Verdienenwollens. Noch mehr der Idee zu, wenn auch nicht ganz bis zu ihr hin, erhöht ihn Ehrgeiz und Machthunger, Wille, alle Fäden in seiner Hand zu halten — unzweifelhaft bei ihm stark vorhanden und mit Wollust ausgeübt. Es mindert den Widerwillen, den man immer wieder

gegen ihn empfindet — der, wenn man Asef neben den einfacheren, edleren, sich aufopfernden, im Fanatismus ihrer Idee aufgehenden und als Fanatiker reinen Gestalten der anderen Männer sich vorstellt, nicht klein ist — es mindert diesen Widerwillen, wenn man Asef fast wie einen Sport das Gefahrspiel seiner Doppelrolle durchführen sieht. Er wettete in jeder Minute mit dem Tod, der ihm bei Aufdeckung seiner Karten sowohl von den Terroristen wie von der Ochrana drohte. Einem gewaltsamen Ende ist er, schließlich von den Terroristen entlarvt, nur mit knapper Not entgangen. Es sieht so aus, als wäre das Todesurteil auf dem Gnadenwege in eine leere taten- und bedeutungslose letzte Lebenszeit verwandelt worden.

*

Eine Gestalt von so ehernem Willen, so undurchdringlicher Maske, so sicherer Selbstbeherrschung, von solcher Schweigsamkeit, solchem Zynismus; ein so nur sich selbst treuer, gegen jeden anderen treuloser Mann, der Freunde hatte und offenbar wirklich lieb hatte und sie, vielleicht nicht ohne Schmerz, doch unbedenklich erforderlichenfalls verriet; der wie ein übler Götze Zuneigung und Verehrung mit Tod, Verbannung, Kerker belohnte; der sich so verstellte, daß seine revolutionär gesinnte, ihm ergebene Frau bis zu ihrem Tode nicht an seine Schuld glaubte; der die Erträgnisse seines gehetzten, keine Sekunde sich sicher fühlenden Lebens armselig mit niedrigen Weibern und an feinschmeckerischer Tafel genoß — ein solcher Mann muß, wenn man ihn in eine Erzählung hineinnimmt, rasch deren Held und Hauptfigur werden, selbst gegen den Willen des Verfassers.

Das ist denn auch in „Boris Sawinkow, der Roman eines Terroristen" von Roman Gul (aus dem Russischen übersetzt von Fega Frisch, Paul Zsolnay Verlag, Berlin-Wien-Leipzig) geschehen. Asef ist die fesselndste, konfliktreichste, eigentlich handelnde Gestalt des Buchs. Aber es ist in diesem, wie ihn der Verfasser selber nennt: ‚Dokumentarischen Roman', der sich mit nicht allzu einschneidenden Änderungen in eine — freilich lebendig und romanhaft geschriebene — Geschichte der gleichen Vorgänge verwandeln ließe, der künstlerisch feinste, das ganze Werk belebend durchwirkende Zug: wie Gul den Titelhelden des Buchs, den geistigen, gebildeten, von des Gedankens Blässe angekränkelten, doch auch seelisch reicheren, feineren, nachdenklichen, zweifelnden, ehrlichen, unbedingten, für jedes verräterische Spiel zu vornehmen und auch tapferen Boris Sawinkow in Widerspiel zu dem ihm befreundeten, rohen, tierischen, doch gewaltigeren Asef stellt.

Dieser Boris Sawinkow, der auch selbst als Schriftsteller hervorgetreten ist und unter anderem Lebenserinnerungen hinterlassen hat, trennte sich später von seinen terroristischen Genossen aus der Zeit des Zarentums. Er war 1917 Kriegsminister unter Kerenski, wurde dann heftiger Feind des Bolschewismus, der ihn zum Tode verurteilte aber, wohl als alten Terroristen, zu lebenslänglichem Kerker begnadigte. Sein Selbstmord durch Sturz aus dem Fenster des Gefängnisses sollte heute noch aus den Zeitungen in Erinnerung sein.

Guls Roman bricht die Geschichte dieses abenteuerlichen, seelisch immer zugleich bereicherten und beschwerten Lebens früher ab, als es der Tod endet. Das war schriftstellerisch klug. Denn wenn der Verfasser auch das Verebben der Bewegung, dieser das Leben Sawinkows und Asefs erfüllenden terroristischen Tathandlung gegen zaristische Willkür und Unterdrückung, das Fremdgewordensein der alten Sozialrevolutionäre vor verwandeltem Zeitaussehen hereindämmern läßt, so würde es doch im Bereich dieses Werks nicht mehr möglich gewesen sein, die ganze neue Gesellschaftslage zu schildern, die gekommen war. Das wirkliche Leben Sawinkows scheint dem Leser des Romans zufällig sein naturnotwendiges Ende, das mit dem Ende dieses Romans zusammenfallen sollte, überlebt zu haben. Dabei sehe ich andererseits durchaus die Möglichkeit: daß nach dem hiergegebenen Roman Sawinkows das kurze tragische Drama seiner Auseinandersetzung mit der siegenden Revolution für die Gestalt noch bedeutsamer und künstlerisch ergiebiger sein könnte.

Die Selbstmordstimmung seines wirklichen Endes — die da freilich unter sehr wesentlich geänderten äußeren Umständen erst zur Tat führte — nimmt der Roman vorweg und läßt sie anklingen. Sie ist für den Leser überzeugend, der das Versanden all der Begeisterung und damit der Bewegung, das Überholtsein dieses Kampfes empfindet, während Zeit und Vergänglichkeit beide Gegnergruppen schon vom Schlachtfeld hinwegzuführen beginnen.

*

Diesem ernsten gewichtigen Werk seien heute noch drei leichtere unterhaltende Bücher angereiht, die geeignet sind, über ein paar schlaflose Nachtstunden anspruchslos hinwegzuhelfen. Sie haben besondere Eignung dafür. Die klassischen angelsächsischen Kriminalschmöker füllen zwar auch die Stunden um Mitternacht, auf die sich noch kein Schlummer niederlassen will, mit Schlafersatz aus. Aber dafür beanspruchen sie dann die gegen den Morgen zu gehenden Stunden, nachdem sie das Einschlafenkönnen mit ihren rohen und knalligen Spannungsmitteln endgültig und ganz zerstört haben.

Die Bücher, die ich hier als angekommen verzeichne, kann man immer weglegen, wenn man will, sie verjagen den Schlaf nicht, wenn sie auch in seiner Abwesenheit Gesellschaft leisten können. Am meisten von ihnen will „Der Arzt der Welt" von Hans Hutten (Grethlein & Co., Leipzig-Zürich), ein utopischer Roman, der „durch Gewalt zum Völkerfrieden" führen möchte. Mit einem neu geschaffenen, wunder wie wirksamen geheimen Sprengmittel zwingt der ideale Erfinder die widerspenstigen Regierungen der Mächte zu Abrüstung und Frieden. Ein Buch von menschlicher Gesinnung und löblicher Tendenz. Kein Kunstwerk. Utopien haben es immer besonders schwer, den Leser festzuhalten. — Mehr vermag das „Kies bekennt Farbe" von Rudolf Schneider-Schelde (Engelhorn, Stuttgart), das hier erwähnt sei, weil darin der neuerlich wieder durch alle Blätter gegangene Fall des italienischen Identitätsprozesses — ob der gestört aufgefundene Obdachlose schließlich der Professor X. oder der Schuhmacher N. ist — hier in deutsche Verhältnisse übertragen und psychologisch zu durchleuchten versucht wird. — „D. K. D. R. im Gotthardexpreß" von Wolf Schwerzenbach (Grethlein & Co., Zürich-Leipzig) baut sich leider auf einer Exposition auf, mit welcher der zu einer selbst anspruchslosen Lektüre greifende Leser gleich in Widerspruch gerät. Als nämlich der Expreßzug von Genua im münchener Hauptbahnhof angekommen ist, sind alle Pässe und Fahrscheine, die der Schlafwagenführer für Zoll und Paßprüfung der Fahrgäste ausgehändigt erhalten hatte, gestohlen. Schön! Aber niemand kommt darauf, mal erst die Gepäckausgaben für Scheine aus diesem Zug zu sperren, so daß munter mit den gestohlenen Scheinen Koffer entwendet werden können (wenn auch zum Teil aus idealen Gründen!). Wie hier durch diese Unaufmerksamkeit das unterhaltende Buch gemindert wird, so verdankte einst eine alte Spannungsgeschichte, Oldens „Offizielle Frau" der Vortrefflichkeit der Exposition, dem Gelingen eines scheinbar harmlosen kleinen Paßbetruges am Anfang der Erzählung, ihre zureichende Begründung noch bis auf die letzte Seite des Romans.

Egon Vietta

(Von der Wirklichkeit der Dichtung)

Von W. E. Süskind (München)

Ich muß ein Geständnis vorausschicken: sicherlich würde ich Viettas Erzählung „Der Engel im Diesseits", wenn ich sie für sich allein gelesen hätte, nicht sehr gebilligt haben. Dadurch, daß man mir gleichzeitig seine neue Broschüre „Die Kollektivisten" (beide Bücher im Urban-Verlag, Freiburg) zur Lektüre übergab, hat sich daran etwas geändert: zwar halte ich auch jetzt noch das Buch von dem ins Diesseits verschlagenen Engel künstlerisch nicht für besonders geglückt (insofern als es „bizarr" wirkt, was Viettas Absicht unmöglich sein kann), ich bringe ihm aber einen Glauben entgegen, ein künstlerisches Interesse, das eben nicht dem Buch selbst, sondern der außerordentlich bedeutenden und auch für den Autor aufschlußreichen Broschüre entstammt. Sei dies vorausgesagt, einmal zur Steuer der Wahrheit und dann, weil es ziemlich lehrreich ist: ist einer ein sicherer Mann (und dafür halte ich Vietta nun), so steht keins seiner Werke für sich, sondern eins erhellt das andere.

*

„Der Engel im Diesseits" ist schon 1929 erschienen und ich erinnere mich, etwa folgendes darüber gelesen zu haben: es sei ein merkwürdiges Buch, die Geschichte eines in unsere Inflationszeit von 1923

verschlagenen Engels, der, als Dirne Fleisch geworden, eine Reihe von Menschen mit den Augen der Fragwürdigkeit anstarre und schließlich wieder verschwinde — im ganzen ein merkwürdiges Gemisch aus Filmroman, Religionsphilosophie und Zeitreportage. Das alles kann ich getrost wiederholen; im übrigen würde ich, hätte ich das Buch für sich allein gelesen, etwa noch notieren, daß es eine bemerkenswerte Kraft der lyrischen und grotesken Schau, besonders der Landschaft gegenüber, verrät, daß es mir aber im ganzen zu spitz, zu ruhelos, zu absichtlich=smart geschrieben oder gar empfunden ist und mich in seiner von der Sekunde bezogenen und nicht „verdichteten", in Dauer gebetteten Psychologie und Darstellung sehr an die unerträgliche Manier moderner amerikanischer Romane erinnert, auf die man sich dort unter der Spitzmarke „Staccato-Style" sehr viel zugute tut. Durch die dazwischen gelegten Abhandlungen über Gott, die etwas Inbrünstiges, aber doch Anspruchsvoll-Unorganisches haben, wird die Geschichte vom Engel zwar mysteriöser, aber als Roman und Kunstwerk nicht glücklicher. Als Gestaltung einer Idee, die mir übrigens wenig klar war, ist das Buch — so schien und so scheint mir noch — nicht recht gelungen. Es wirkt, wie gesagt, bizarr; es schmeckt nach Phantastik, statt nach Wahrheit zu schmecken.

*

Inzwischen habe ich aber Viettas Broschüre gelesen, und nun wird mir, wie ich glaube, auch die Engels=Idee klarer: die romangerechte Vorstellung, einen Engel in unsere Zeit zu versetzen und seine Schicksale zu verfolgen, ist für Vietta sicher nur ein Vorwand, und er versteht unter dem „Engel" nicht, wie wir dachten, einen leibhaftigen und reellen Absprengling der himmlischen Heerscharen, sondern ein Symbol. Der Engel ist das Außerhalb=Befindliche, er ist das auf keine Weise sozial und historisch Erfaßbare (wohl aber Verwundliche), er ist „die andere Wirklichkeit".

Von der „anderen Wirklichkeit" handelt nämlich Viettas Broschüre, welche ex contrario und etwas irreführend „Die Kollektivisten" betitelt ist. Ihren Ausgangspunkt bildet das Postulat der Bolschewisten (und insgeheim aller politischen Menschen), daß die Dichtung sich zu politisieren und des „bürgerlichen" Stil=Elements zu begeben habe. (Siehe die höchst klugen und verkehrten Bemerkungen von Kracauer über den Schriftsteller in der „Neuen Rundschau".) Die Blickrichtung auch der Dichtung, sagt Vietta, werde „auf vornehmlich besserungsbedürftige Tatbestände" verlegt. „Warum", fragt er, „dulden wir und duldet die Dichtung selber das nicht?" Und er antwortet mit einer weiteren Frage: „Wo drängt das menschliche Dasein auf Entscheidung? Dort, wo es am fragwürdigsten ist. — Also niemals innerhalb der alltäglichen Realität — die so geläufig ist als Wirtschaft, Politik, Gesellschaft..." Sondern? Und nun antwortet Vietta mit dem von uns zitierten Ausdruck: das menschliche Dasein drängt auf Entscheidung in der „anderen Wirklichkeit".

Was ist gemeint? Viettas Broschüre ist nicht ganz leicht geschrieben, in einer schönen, aber etwas abstrakten Ausdrucksweise. So darf man sich herausnehmen, sie ein wenig zu interpretieren und die „andere Wirklichkeit", die Vietta mit gutem Grund fast nur negativ definiert, ein wenig positiver, wenn auch gröber zu fassen. Sie ist die Realität des Lebens im Gegensatz zu der — wenn man es zugespitzt ausdrücken will — zu der Realität des sogenannten täglichen Lebens, der Realität der Geschichte. Eine grenzenlose Fremdheit und sogar Abwehr allem nicht historisch Einzuordnenden gegenüber hat Platz gegriffen, und mit Hilfe einer trügerischen Logik verlangt der Verstand der Menschen von sich selbst das lügenhafte Eingeständnis, der Mensch *lebe* wirklich innerhalb der Geschichte und ihrer Rechnung entlang, was er niemals getan hat. „Jene Anarchie, die wir Historie nennen" (so Vietta) maßt sich an, die „andere" Wirklichkeit in ihren Gesetzen zu reglementieren, und verwendet zu diesem Ende den Kunstgriff, daß sie ihr den Rang der Realität abspricht und sie „bürgerlich", phantastisch, ideologisch nennt, alles mit einem Geschmack von: gibt es ja gar nicht wirklich! Daß er das so klar einsieht und zurechtweist, macht Viettas Schrift zu einer so reinigenden und tiefen Lektüre: sie ist mehr als ein Stück Kunstphilosophie, sie ist eine Stärkung, und es sollte sie jeder lesen, der dem Transzendenten die Würde des Wirklichen beizumessen gesonnen ist.

Jean-Richard Bloch

Von Helmut Schilling (Paris)

Im Vorwort zu Jean-Richard Blochs Roman „Simler & Co.", schrieb Romain Rolland den verheißungsvollen Satz: „Ich erwarte von diesem Dichter das große Werk unserer Zeit". Es war ein Buch, das die Probleme innerhalb von Rasse, Familie und Nation in eine weitläufige, packende Handlung einflocht. — In seinem neuesten Werk vergrößert Bloch die Zahl der Probleme, verkleinert aber dafür den Rahmen des Geschehens: Er schreibt eine Reihe von Abhandlungen in loser Verbindung und nennt seine Essai-Sammlung „Destin du Siècle".

Jean-Richard Blochs Buch ist noch nicht „das große Werk unserer Zeit", wohl aber ein Werk über unsere große Zeit. Denn groß nennt er unsere Epoche, weil sie eminent wichtige Wandlungen im wirtschaftlichen, politischen und religiösen Leben enthält; Wandlungen von größerer Bedeutung, als ihnen im allgemeinen zugestanden wird; Wandlungen, die neuer Namengebungen bedürfen und Trennung vom Alten und ganze, persönliche Hingabe ans Neue verlangen, weil an die Stelle des Begriffs „jouir" der Begriff „servir" getreten ist.

Er selbst will ein Dienender, ein „Soldat des Gedankens" sein. „Mon métier consiste dans les mots", so definiert er seine Tätigkeit, wenn er von seinem Landsitz bei Poitiers Ausschau haltend das Geschehen der großen Tagespolitik beobachtet, für die bei Rieder in Paris erscheinende Monatsschrift „Europe" seine „Kommentare" schreibt und die Werke der verschiedensten Gebiete in der Weltliteratur eingehend studiert. Eine Vielseitigkeit des Wissens eignet er sich an, die sich in seinen Ausführungen überall geltend macht, ja oftmals wegen der Häufung von Zitaten in aufdringlicher Weise spürbar wird.

Wo sieht er die Ideenträger, die für die Wandlungen unseres Zeitalters bestimmend sind? — Er sieht sie auf der Linie, die von Rousseau über Tolstoj zu Jaurès, Romain Rolland, Péguy führt. Es sind die Neuformer, denen für die neuen Ideen auch neue Schlagworte glücken. Warum noch das Wort Armée, wenn neue Kriege ganz andere Streitkräfte bedingen? Warum die „Défense contre l'Allemagne", wenn die Invasion des Amerikanismus droht? Warum der Begriff Christentum, wenn dieses seit Jahrhunderten — besonders in Frankreich — durch das Dogma der katholischen Kirche beherrscht wird? Warum denn wie etwa Wilson mit überlebten Begriffen und Idealen schöngeistern, wenn die neuen Verhältnisse härtere, aber der Wahrheit mehr entsprechende Worte verlangen!

Die bedeutsamste Wandlung unseres Zeitalters sieht Bloch in der Abkehr von der Monarchie zur Demokratie. Frankreich, die Schweiz, die Vereinigten Staaten haben ein gesundes, sicheres Werden der Demokratie erlebt; die meisten anderen Staaten erleben noch jetzt die Wandlung. Marx, Lenin, Trotzki wollten ihre Ideen verbreiten, ihre Nachfolger dagegen wollen sie nur dort durchsetzen, wo sie schon eingedrungen sind. Die Revolution, die der ganzen Menschheit gilt, ist also noch nicht abgeschlossen. Wir befinden uns mitten darin.



Jean-Richard Bloch
Karikaturistische Zeichnung von B. F. Dolbin

Die Wandlung muß nicht nur die alten Werte, sondern auch ihre Träger, das frühere Bürgertum ver-

nichten. Napoleon war „der erste moderne Mensch"; er erzwang sich Selbstbestimmung, Lösung der inneren, persönlichsten Freiheit. Sein Ideal war „der gute Tyrann", er kannte keine Ruhe, seine Schnelligkeit wirkte herrisch; er zerschlug das alte Bürgertum und schuf den modernen, temperamentvollen Menschen. Nietzsche war zwar nicht wie Napoleon das Vorbild, jedoch der Denker des 20. Jahrhunderts: er zerschlug die Ideale des alten Bürgertums und schuf an deren Stelle solche, wie sie napoleonische Menschen bedürfen.

Auch Marx stürzte alte Götzen. Bloch sieht unter den Gestürzten aber auch echte Gottheiten, die in neuer Gestaltung noch nicht wieder aufgerichtet sind. Er empfindet im Marxismus noch den Mangel an Metaphysik und geht mit großer Ernsthaftigkeit daran, das Fehlende zu ersetzen. Er will durchaus ernst genommen werden und verpönt Bernard Shaws zersetzenden, zynischen Sozialismus.

Im Orient, bei den Indern findet er eine Metaphysik, die mit dem im Okzident immer stärker betonten Materialismus vereinbar ist. Und da ihn die Überzeugung leitet, daß Orient und Okzident nicht prinzipiell geschieden seien, sondern nur je verschiedene Lebens- und Weltanschauungen bevorzugen, so erscheint ihm ein Aufnehmen morgenländischen Geistes in die abendländische Lebenshaltung durchaus möglich. Wer eine solche Vereinigung zustande bringt und gleichzeitig deren Relativität wegen der Zeitgebundenheit aller Anschauungen anerkennt, ist nach Bloch der vollkommene moderne Mensch, — das Wort „modern" wieder nur für unsere Übergangsepoche genommen.

Wer ist aber der geistige Wegweiser zu Gandhi, Ramakrishna, Rabindranath Tagore und den Verborgenheiten des indischen Wesens selbst? — Das ist der abendländische Prophet Romain Rolland, der auch für seinen jüngeren Landsmann Jean-Richard Bloch ein gewichtiges Wort einlegte und nun von diesem selbst gewissermaßen verkündet wird. Während die alten Weissager in die Zukunft und auf die Größe kommender Geschlechter deuten, gehört Bloch noch zu ihren Jüngern, die das Wort der Meister verkünden. Seine Prophetie zielt also vorderhand nach rückwärts auf Marx, Lenin und andere bis zum zeitgenössischen Romain Rolland. Seine Schau nach vorwärts jedoch kann nicht auf Menschen weisen, sondern nur allgemein auf Verhältnisse und Stimmungen. Als wertvollstes, schönstes Sein sieht er in der Zukunft die Notwendigkeit einer kräftigen, durch Aufnahme morgenländischer Lebenshaltung begründeten Religiosität.

Deutschland als französisches Erlebnis

Von Artur Rosenberg (Paris)

Das Deutschland der Nachkriegszeit hat in Frankreich mehrfach Darstellung gefunden, allerdings nicht so häufig, wie man vielleicht annehmen könnte. Reportagen, wie die von J. Aulneau, G. Brun, J. Mortane, M. Pernot haben persönliche Eindrücke mit dokumentarischem Material zu verbinden gesucht. Höher war das Ziel, das M. Beaumont und M. Bertelot sich setzten: sie versuchten 1919 bis 1921 im Auftrag der französischen Regierung eine alle Gebiete umfassende Bestandsaufnahme des Nachkriegsdeutschlands; das Ergebnis ihrer Bemühungen „L'Allemagne. Lendemain de guerre et de Révolution" konnte zur Zeit des Erscheinens, 1922, als wertvolle Darstellung gelten. Einzig den politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen hat E. Vermeil von der straßburger Universität sein Buch „L'Allemagne Contemporaine" (1924) gewidmet. Umfassender war René Lote von der Universität Grenoble; in seiner Darstellung „L'Allemagne d'après guerre" (1928) behandelt er in einem wichtigen Abschnitt auch das geistige Leben Deutschlands. Lote findet hier eine Tendenz zu „Asiatismus", einer Art „Bolschewismus", ein bewußtes Hindrängen zum Untergang der Menschheit; Deutschland strebe der Anarchie zu, denn als das am schwersten betroffene Glied der Völkerfamilie fühle es sich als Messiasvolk, berufen, der Welt Erlösung aus dem Chaos zu bringen. — Bestimmten Erscheinungen des deutschen Geisteslebens, Freud, Keyserling, Klages, Ziegler gelten die Werke Ernest Seillières „Morales et Religions Nouvelles en Allemagne" (1927) und „Le Néoromantisme en

Allemagne“ (1928—1931). Alle diese Betrachtungen sind aus der Distanz des mehr oder minder kühl abwägenden französischen Beobachters aufgenommen.

Völlig verschieden ist die Perspektive, die Pierre **Viénot** in seinem eben veröffentlichten Werk „Incertitudes Allemandes“ (Valois, Paris)[1] gewählt hat. Ein Aufsatz, den Viénot 1925 in der „Revue Européene“ erscheinen ließ, erklärt diese Wahl und macht verständlich, warum er die Ausarbeitung des Buchs unternahm, das er nun nach siebenjährigem Aufenthalt in Deutschland (er war Leiter des deutsch-französischen Studienkomitees) vorlegt. Damals schrieb Viénot: Deutschland ist dem Franzosen immer unfaßbar und rätselhaft. Die einen, die Rechtskreise, sehen Deutschland voller Mängel und Fehler; sie unterstreichen diese, um Abneigung gegen Deutschland zu nähren. Die anderen, die Linkskreise, beurteilen diese Fehler nicht minder hart; nur hoffen sie durch gutes Beispiel und Belehrung die Mängel verbessern, vielleicht beseitigen zu können. Die Linkskreise haben, genau wie die Rechtskreise, eine ganz bestimmte Vorstellung von der einzig guten und der einzig möglichen Form staatlichen Lebens. Doch meinen sie, wenn diese Anschauung Deutschland nur in richtiger Weise beigebracht werden könnte, würde es sie sich zu eigen machen und damit in die Reihe der vollwertigen Völker aufrücken. Die Idee, die Deutschland sich zu eigen machen müßte, ist die Idee der rationalistischen und gleichmachenden Demokratie, wie sie in Frankreich besteht. Doch niemals ist — so urteilt Viénot — diesen Deutschland wohlmeinenden Kreisen die Frage in den Sinn gekommen, ob die französische Form der Demokratie dem deutschen Wesen auch angepaßt sei? Viénot stellt sich diese Frage und kommt zu der Überzeugung, daß die französische Auffassung der Demokratie dem deutschen Wesen nicht entspricht: Demokratie in Deutschland und Demokratie in Frankreich sei Grundverschiedenes; in Frankreich bedeute sie Regierung des Volkes durch das Volk, in Deutschland Führung des Volkes durch die von ihm erwählten Führer.

Das waren Viénots Erwägungen 1925; von solchen Überlegungen ausgehend, wurde ihm bewußt, daß das Mißverstehen des Franzosen seinen Grund vor allem darin habe, daß er Deutschland mit französischen Maßen messe. Er machte sich klar, daß er selbst, um Deutschland zu begreifen, es als ein Andersartiges hinnehmen müsse, das nach seinen eigenen Gesetzen erkannt und mit seinen eigenen Maßen gemessen sein wolle. Damit war die Methode seiner Betrachtung bestimmt. Das bedeutet nicht, daß Viénot aufhören will, als Franzose zu sehen, überall zieht er die entsprechenden Tatsachen des französischen Lebens heran, doch — und darauf kommt es an — zum Vergleich, nicht als Maßstab.

Die Gedankengänge Viénots lassen sich nach ihrem ideengeschichtlichen Inhalt wie folgt zusammenfassen: Das 19. Jahrhundert war das Zeitalter bürgerlicher Kultur; diese war aufgebaut auf materieller Wohlfahrt. Deutschland, im Bewußtsein seiner materiellen Blüte, gab sich einem Selbstgefühl und einer Selbstsicherheit hin, wie kein anderes Volk sie kannte; deutsche Methoden und Einrichtungen galten dem Deutschen als die besten, die deutsche Ordnung der Dinge erschien ihm als die einzig mögliche, als die Ordnung schlechthin. Kein nagender Zweifel gefährdete die wohlgefestigte Ruhe dieses Weltbildes. Der Krieg selbst gehörte noch zu dem Ideengebäude; er konnte diesen Glauben nicht ins Wanken bringen. Doch als mit dem Zusammenbruch plötzlich alles zerstört war, Hoffnung auf Sieg, Kaisertum, Heer, jegliche Autorität, alles was bisher Fundament der Ordnung gewesen war, da mußte der Glaube an die Beständigkeit der Dinge, an die Dauer von Werten und Ideen erschüttert werden. Das Gefühl der Unsicherheit ergriff die Menschen in Deutschland. Mit der Inflation drang es bis in die letzten Teile des deutschen Volkes. Die Krise der jüngsten Zeit hat zerstört, was von Glauben an Absolutes und Feststehendes noch geblieben war. Mehr als alles kennzeichnet Unsicherheit das deutsche Leben der Gegenwart; seine Problematik ist unerschöpflich. Alles ist im Fließen, voll von Widersprüchen, ohne Gesetz und Form. Deutschland ist ohne Ordnung, weil die frühere, die Ordnung der bürgerlichen Kultur zerstört ist, und eine neue noch nicht entstehen konnte. Doch, der Sinn dieses Chaos kann nur die Geburt einer neuen Ordnung sein. Der Deutsche widerstrebt daher nicht der chaotischen Anarchie, ja, bereitwillig gibt er sich ihr hin, oft mit sichtlichem Behagen. Er empfindet den gegenwärtigen Zustand nur als Vorübergehen-

[1] „Ungewisses Deutschland. Zur Krise seiner bürgerlichen Kultur.“ Deutsche Ausgabe im Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.

des, als Übergang zu einer neuen Weltordnung. Unsere Zeit gilt ihm als eine besondere, an Wichtigkeit für die Neuformung des menschlichen Geistes nur vergleichbar der Zeit des Übergangs vom Altertum zum Mittelalter, vom Mittelalter zur Renaissance.

Doch während bei anderen Völkern ein Neues von übernommenen Gesichtspunkten aus betrachtet und in das bestehende Weltbild eingeordnet wird, ohne als Neues ins Bewußtsein zu treten, wird das Neue vom Deutschen als solches gefühlt und erkannt. Bewußt erlebt und erleidet der Deutsche die neue Gestaltung der Welt als Schicksal. Diese Bewußtheit ist neu; sie ist es, was den modernen Menschen von dem der früheren Zeit unterscheidet.

Wenn der Deutsche das Neue auch bewußt als solches aufnimmt, bedeutet dies doch nicht, daß er versuchen würde, es in bedachter Weise sich dienstbar zu machen, es als Bauelement für ein neues Lebensgebäude zu verwenden. Im Gegenteil, es gehört (im Gegensatz zum Franzosen) zum Wesen des Deutschen, daß er das Schicksal nicht gestaltet, daß er es erleidet; er beugt sich dem Zufall, widerstandslos unterwirft er sich der Macht der Tatsachen. Er lebt im Gefühl, einer unfaßbaren Macht zu unterstehen, die über ihn Gewalt hat, auf die er selbst keinen Einfluß zu üben vermag. Selbst die Fortschritte der Technik erwecken in ihm nicht die Vorstellung der Macht des Menschen über die Natur; im Gegenteil, sie bestärken ihn noch in seinem mystischen Glauben an die unbegrenzten Möglichkeiten der Naturkräfte. Damit wird das (dem Franzosen unbegreifliche) Rauschgefühl bei dem Gedanken an die Maschine erklärt, wird der geradezu religiöse Charakter des Glaubens an die Technik verständlich gemacht.

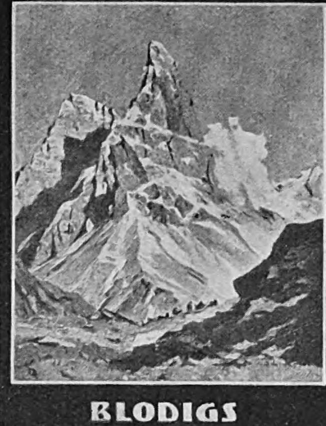
Diese Unterwerfung unter die Tatsachen steigert sich zu blinder Gläubigkeit; die Tatsache ist durch ihr bloßes Dasein auch schon moralisch gerechtfertigt. Das Absolute, das Gesetz des Absoluten hat seine Bedeutung als ordnende Kraft verloren. Die Realitäten des Lebens wie Macht, sexueller Trieb, Volk, Klasse allein haben Geltung. Damit erklärt sich, daß der Kampf der Interessen in so nackter und brutaler Form auftritt. Doch im Zusammenhang mit dem unbedingten Glauben an die Tatsachen steht andererseits auch jene kategorische Aufrichtigkeit, jene entschiedene Ablehnung alles Konventionellen, in denen der deutsche Idealismus seine Betätigungs- und Ausdrucksform gefunden hat. Diese unbedingte Wahrheitsliebe ist am Ursprung der entscheidenden Entwicklungen im geistigen Leben Deutschlands, der Jugendbewegung, der neuen sexuellen Moral, der geänderten Auffassung des sozialen Lebens, der Neuen Sachlichkeit (für Viénot ein „ästhetischer Realismus, künstlerisch und moralisch zugleich, Ausdruck eines Willens zu Klarheit, Sauberkeit und Bestimmtheit").

Damit ist in großen Zügen der geistige Rahmen gezeigt, aus dem der Verfasser die Realitäten des deutschen Lebens emporwachsen sieht, sind die Mängel, doch auch die starken schöpferischen Kräfte der deutschen Welt dargetan. — Es soll hier nicht versucht werden zu untersuchen, wie weit das Bild, das Viénot von Deutschland entwirft, Anspruch auf Gültigkeit hat. — Das Buch Viénots ist ein wichtiges Kulturdokument. Dies nicht so sehr wegen des Bildes selbst, das der Verfasser gezeichnet hat, weit mehr wegen der Tatsache, daß hier ein Franzose — zum erstenmal, soweit es in der vorliegenden Literatur Ausdruck findet — das Nachkriegsdeutschland hinnimmt, wie es ist, nicht wie es nach französischer Auffassung sein sollte, daß er es als Totalität akzeptiert, daß er es als Erlebnis, als großes Erlebnis aufnimmt. Viénot weiß, daß es in Deutschland auch jetzt noch Kreise gibt, für die seine Beobachtungen nicht gelten; doch nicht ihnen gilt sein Interesse; er sucht jene anderen Elemente, er weiß, daß bei ihnen der Sinn des deutschen Lebens, seine Bedeutung für den Aufbau der modernen Welt liegt. Und während in Frankreich weite, auch intellektuell hoch einzuschätzende Kreise mit zunehmender Eindringlichkeit die Verdrängung der nordisch-germanischen und modernen Kultureinflüsse fordern und Rückkehr zur klassisch-lateinischen Kultur wünschen, steht hier ein Franzose auf und verlangt von seinen Volksgenossen, daß sie nicht alles vom Gesetz und dem Gesetzten, vom Bestehenden und Vergangenen erwarten, daß sie an „Imagination" und „Kreation", an die schöpferische Phantasie glauben, daß sie Anteil nehmen an Sinn und Willen des Deutschen für Aufrichtung einer neuen Zukunft. Es ist eine vereinzelte Stimme, die hier nach kulturpolitischer Näherung ruft. Doch hat sie Kraft durch ihr edles Pathos. Deshalb verdient sie Gehör und Widerhall.

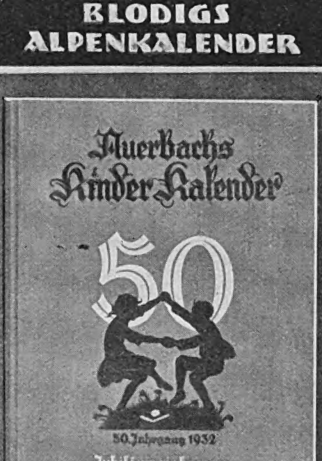
KALENDER 1932



Deutscher Schulkalender
für Elternhaus und Schule
1932
Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H. München









RUFER
und
HÖRER
JAHRGANG 1 · HEFT 6 · OKTOBER 1931
MONATSHEFTE
FÜR DEN RUNDFUNK
UNTER MITWIRKUNG DER
REICHS-RUNDFUNK-GESELLSCHAFT
HERAUSGEGEBEN VON
THEODOR HÜPGENS
AUS DEM INHALT
DEUTSCHER KUNSTVERLAG BERLIN
W8 · WILHELMSTRASSE 69

HANS FRENTZ
Tony van Eyck
Bilder einer Jugend

Neuerscheinungen

Die Berliner Anekdote



Als Berlin noch klein,
aber glücklich war . . .
Bilder aus der Zeit. Originalzeichnungen
Charakteristiken. 200 Anekdoten!

Der Lyrik eine Bresche

Herausgegeben von Karl Rauch / Geleitwort Rudolf G. Binding / Kleine Auslese deutscher Lyrik von Walther von der Vogelweide bis zur Gegenwart / Antworten von Bekannten und Unbekannten, Autoren, Kritikern, Buchhändlern, Lehrern und jungen Menschen auf die Frage nach dem heutigen Lebenswert des Gedichtes

HORST HERTA VAN DELDEN
Jugend zwischen den Zeiten

SPRUNG
über den Schatten
Der Roman eines Fürsorgezöglings
v. Lilly Gräfin Rantzau

NIKOLAUS FASSBINDER
Der neue Lehrer von Waldau
ROMAN
VERLAG GLATZER BÜCHERSTUBE GLATZ

J. G. FRAZER
MENSCH
GOTT
und
UNSTERBLICHKEIT
GESELLSCHAFT · MAGIE · RELIGION
IN DER URZEIT BIS HEUTE

STUDENTEN
LIEBE
TSCHEKA UND
TOD
VON ALJA RACHMANOWA

LEUTE
VON GESTERN
VON MORGEN
VON HEUTE
Der große Gegenwartsroman von Thea Graziella
Ein Meisterwerk monumentaler Entwicklung voll von äußerer Spannung und innerer Tiefe

Wildkatzengeschichten
VON THEA GRAZIELLA



Authentische Mitteilungen über Nietzsches Nachlaß

Von Dr. Dr. Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlichem Leiter des Nietzsche-Archivs

(Fortsetzung)

Bisher Ungedrucktes aus der Jugendzeit Nietzsches

(K. II 23. Einzelnes Blatt)

Für die Ferien (Sommer 1862)

Nibelungenlied. Die heidnischen und christlichen Anschauungen scharf hervorzuheben, ebenso die ethischen Ideen. Die Charaktere sind im Gegensatz zu den homerischen zu betrachten. Der aesthetische Standpunkt des Liedes bei der Darstellung des Schrecklichen und des Schönen.

Zu lesen mit der Lachmannschen Ausgabe; zu beobachten das ältere und das neuere. Am besten früh morgens zu lesen im Freien. Aber mit genauen Auszügen.

Persius und Juvenal. Wesentlich vom aesthetischen Standpunkt aus. Rückschlüsse auf den Charakter der Männer und auf ihre Zeit. Gedanken über die Satire. Das Poetische in der Satire nachzuweisen, gerade an Persius und Juvenal. Zu lesen mit den Übersetzungen und den Texten. Vielleicht am besten von 9—12 zu lesen, um nach der Nibelungenlektüre eine scharfe Abwechselung zu haben.

Novum Testamentum. Jesus als Volksredner zu betrachten, dazu die Evangelien durchzulesen. Er erräth die Gedanken. Die Gleichnißrede und ihr Zweck. Seine Familienreden vor seinen Jüngern. Das Poetische in seinen Reden. Zu lesen in Gorenzen[1] vornehmlich mit Gerlachs Übersetzung und der Tischendorff'schen Ausgabe. Früh wohl am Besten. Dann dem Onkel vorzulegen —

Emerson. Eine Skizze des Buches für meine Freunde. Seine Betrachtungsweise amerikanisch. „Das Gute bleibt, das Böse vergeht." Über Reichthum. Schönheit. Kurze Auszüge aus allen Essays. Über Philosophie im Leben. — —

(K. II 35. Einzelnes Blatt)
Zeit etwa 1858/59

Die Wirkungen einzelner Musikstücke sind verschieden auf einzelne Gemüther, noch verschiedener auf die einzelnen Geister selbst, verschieden auf ein einzelnes Gemüth in verschiedenen Stimmungen. Dies ist die relative Wirkung der Musik. Nicht einmal der Komponist kann die Wirkung beurtheilen, die er macht, er wird selbst ganz verschieden davon bewegt, er schildert nicht wenn er componirt seine eigne Stimmung, braucht es wenigstens nicht, sondern seine Stimmung reizt seine musikalische Phantasie, seine Stimmung kann das Resultat von Ideen sein. Je erregter seine Phantasie desto mehr trennt er sich vom Formellen los, und er wird selbst überschäumt von der Kraft, die ihn begeistert. Der Hörer indessen trägt seine eigne Stimmung herzu, er kann es blos als Kunstwerk aesthetisch betrachten, dann als Musik. Ausdruck eines Gedankens, dann blos empfindend, und blos an sich die Tonwellen schlagen lassend. Er kann tief etwas vom Compon. flach empfundenes auffassen, er kann Gedanken suchen, wo keine sind und vieles nackt finden, wo tiefes Gefühl ist. Von dem Eindruck also kann man urtheilen, er sei incommensurabel; die Schönheit, die einen Einzelnen, einem Volk, einer Zeit erscheint, braucht keine mehr zu sein. Die Wirkung also ohne Bezug auf Schönheit absolut. Nun sind aber nur die Wirkungen der Künste das, was auf ihr Wesen schließen läßt. Denn der Künstler kann selbst nur die Wirkungen constatieren, die ein unbestimmtes Etwas auf ihn macht, das Dämonische, der schöpferische Antrieb. Daß dies Dämonische von den Hörern nachempfunden wird, ist also das höchste Erforderniß zum Kunstverständniß. Das ist aber weder ein Gefühl, noch ein Erkennen, sondern ein dumpfes Ahnen des Göttlichen. Durch Bewegung entsteht dies Gefühl, wo aus der Form plötzlich der Himmelfunke herausschlägt; symbolisch ist es Bewegung des Kosmos, Rhythmus in den mannigfalt. Bewegungen; Melodie Umriß des Allgemeinen im Einzelnen, so daß das Ganze wieder als Vollendung des Einzelnen aussieht in der Durchführung, deshalb oft gegensätzlich in den Melodien, die die großen Abstufungen von Licht und Schatten bilden.

(K. II 37. Einzelnes Blatt)
Zeit etwa 1858/59

Die Geschichte hat nicht den Zweck zu lehren; ebenso wenig wie aesthetisch zu ergötzen; aber wie jeder Mensch sein vergangenes Leben, weil er muß, betrachtet, weil er keinen Augenblick den Zusammenhang mit seiner Vergangenheit unterbrechen kann — — und je mehr auch selber handelnd über der bloßen Betrachtung seines werdenden Selbst steht und je weiter er auf dieses Sein zurückschaut, um so mehr wird sich sein Leben nach einer höheren Norm entwickeln — — so muß auch das Volk immer seine Geschichte betrachten, weil es aus ihr hervorwächst.

Methode, nach der Analogie zu schließen. Was er als Ursache und Wirkung in einander greifen sah, verkündet der Geist als Mittel und Absicht.

Zwei Momente: 1. vaterländische Geschichte
2. für den Jüngling.

Einleitung: Die Geschichte verfolgt keine Zwecke, sie schließt aber moral. Nutzen u. aesth. Ergötzung in sich.

a. Insbesondere die vaterländische — als ein Stück unsrer Vorgeschichte für den Jüngling — als den nach der Zukunft hin gewendeten.

1. moral. Nutzen — — Vorbilder der Vorfahren in Tugenden — — das Werden des Vaterlandes aus kleinen Anfängen — — die Achtung vor dem Gegenwärtigen — —
im Allgemeinen der Vorzug vor der Betracht. andr. Geschichte — die Pietät —
2. aesthet. Vergnügen — weil uns die Anschauungen verwandt sind — — weil wir den Organismus eines Kunstwerkes zu erfassen suchen — — Mission des Volkes — weil das Gefühl unsres eignen Könnens dadurch rege wird.

(K. I 49. Einzelnes Blatt)
Zeit etwa 1858/59

Liebesseufzer, Seelenschmerz
Ist stets euer Sang gewesen,

[1] Dorf westl. Eisleben, wo ein Bruder der Mutter Pfarrer war.

Deutsche Dichter, euer Herz
Ist davon noch nicht genesen.
Manches Lied ist euch gelungen
Über Waldeslust und Mai.
Habt ihr endlich ausgesungen
Diese ew'ge Tändelei?
Seht ihr's nicht Gewitter nahen
Wolken ballen sich zusammen
Sänger vor! Ihr seid daran!
Schmettert eures Sanges Flammen
In die feigen Herzen nieder
Weckt die alte, heil'ge Gluth
Lieder hallet dröhnend wieder,
Nur von Kampf und Schlachtenmuth
Lodert dann der Brand zur Höhe,
Dann ergreift das Schwert mit Macht
Daß man euch auch kämpfen sehe
Wie ihr — — — dargebracht ...

Euer heil'ges Vaterland
Aus der Knechtschaft zu erretten
Sprengt die Ketten!
Euer Vaterland zu retten
Aus der Knechtschaft Schmach und Ketten.

(K. I 48. Einzelnes Blatt)
Zeit etwa 1858/59

Wolkenaufthürmende blitzeentsendende
Königin, deine unendliche Macht
Füllet die Erde mit Grausen und Nacht
Düster ballen sich Wolken zusammen
Dumpf naht der Donner und düsteres Grauen
Todtenstille deckt Thal und Auen.
Seht ihr die schnell hinzuckenden Flammen,
Hört ihr des Donners erschütterndes Dröhnen?
Die Erde zittert, die Eichen stöhnen
O Sonne, o hab' mit uns Armen Erbarmen,
Laß uns nicht durch deine Allmacht vergehn.

Im Walde ist's ganz angenehm
Wie mir es deucht
Zum Sitzen ziemlich bequem
Aber etwas feucht
Doch die verwünschten Ameisen
Wollen immer beißen.
Die Nachtigall
Ist unausstehlich laut.
Und pfui! Hier überall
Brennesselkraut.
Hu! Wolfsmilch, weißer Saft,
Macht auf den Händen Blasen.
Es ist doch ekelhaft,
Muß schnell den Wald verlassen!
Hatt' mir Amusement versprochen,
Da ich viel davon gelesen
Nun haben mich Ameisen gestochen
Und habe im Feuchten gesessen
Da muß ich Thee mir kochen,
Auch ein Paar Tage garnichts essen!

Kriminalroman: Kunstwerk

Von Ernst Heilborn (Berlin)

1.

Wilhelm von Scholz hat in „Unrecht der Liebe"[1] ein ungemein Seltenes erreicht: er hat den Kriminalroman zum überzeugenden Kunstwerk gestaltet, ohne die dumme (und gefährliche) „Spannung" darunter leiden zu lassen. Ermöglicht wurde das durch ungewöhnliche Charakteristik, die auch der seelischen Abirrungen in jenem Sinn „Rechnung" trägt, der das Unberechenbare in das Charakterkonto miteinbezieht. Man liest „Unrecht der Liebe" stellenweise unter Hochdruck von Spannung und denkt unmittelbar an Hoffmanns „Fräulein von Scuderi" und Poe. Man denkt an beide und — stutzt. Was sie schufen, waren Kriminalerzählungen, hier aber gilt es den Kriminalroman, der setzt, künstlerisch betrachtet, voraus, daß sich der Vorfall zum Zeit- oder Weltbild weite. Ist das bei Scholz der Fall? Die Frage nach dem Zeitbild ist zu verneinen. Man steht deshalb beim Lesen des ersten Teils des Romans unter dem Eindruck, dieser volltönende epische Stil hänge sich als winterliche Gewandung an die Menschen, als Last an die Geschehnisse. Man wird im zweiten Teil zu eigener Überraschung gewahr, daß sich der Erzählungsstil ungemein lockert, daß zugleich Vorgänge in Erscheinung treten, die, aus dem Seelenbereich in jenes andere der geahnten Schicksalsfügungen weisend, ein Weltbild, oder was wir so nennen, vermitteln.
Man wünscht dem ersten Teil ein Mehr an suggestiver Kraft. Ein Beispiel zu geben: hier wird ein Schloßgemach geschildert, das nachher wichtig werden wird, das in sich bestimmt ist, entscheidende seelische Eindrücke aufzuzwingen. Das Gemach mußte visionär vermittelt werden, es werden statt dessen die Möbel aufgezählt. Die Bedenken gegen den ersten Teil des Romans reichen bis in die Charakteristik hinein, in der doch die unvergleichliche Kraft dieser Romandichtung geifert. Opfer des kriminellen Vorgangs ist ein junges Mädchen, die, mit dem älteren Richter verlobt, sich ganz bewußt vor der Hochzeitsnacht, einen jungen Adligen, den sie kaum kennt, der ihr nur eben gefällt, ins Schlafzimmer holt. (Scholz motiviert mit den sinnlich aufreizenden Umarmungen des älteren und erotisch ausgekochten Verlobten, und man darf ihm glauben.) Die Charakteristik des jungen Mädchens, die, verheiratet, ihre ehebrecherischen Beziehungen fortsetzt, weist zwei entscheidende Züge auf. Erstens: sie gefällt sich, von ihrem Mann dazu angeleitet, in Männerkleidung, sie lebt als Transvestitin einen Teil ihres Selbst aus. Zweitens: sie findet trotz ihrer Liebschaft und Liebe auch im Ehebett erotische Befriedigung. Wieder darf man Scholz das alles glauben. Aber vom freiwilligen und von Verstandes Gnaden gespendeten Glauben bis zum zwingenden Erfaßtwerden ist ein weiter Weg. Den legt man zögernd, und nun doch ein wenig ungläubig zurück.
Aber vielleicht würde man das alles kaum oder überhaupt nicht gewahr werden, träten nicht aus Scholz' Roman so überaus blutvolle Menschen entgegen.

2.

Es ist da ein Kleeblatt unjunger Männer. Der alte Wucherer, der sein Mündel (eben das Mädchen, von dem ich sprach),

[1] Leipzig s. a. Horen-Verlag.

an den Richter ehelich verkuppelt; der greise Gerichtspräsident, der nach Orgien giert und der gewohnheitsgemäß an den Liebschaften des Richters teil hat; endlich dieser Richter selbst, dessen erotisches Verlangen der Würze von Perversitäten bedarf. Diese Perversitäten scheinen zunächst harmloser Natur zu sein: er gefällt sich darin, die Frau, die er liebt, in Männerkleidung in seine Arme zu ziehen.

Aus dem Beisammen dieser drei gewinnt Scholz nicht nur die überaus spannende, mit unbarmherziger Folgerichtigkeit ablaufende Handlung des Romans, es ergibt sich ein viel Wichtigeres. Es ersteht Atmosphäre. Atmosphäre krimineller und pathologischer Art, die das Geschehen des Romans aus sich nicht nur erklärt, sondern zu Notwendigkeit werden läßt. Die Vorgänge sind außergewöhnlicher Art. Dieser Richter sticht seine Frau, die ihn schon vor der Hochzeit betrogen hat und ihm mit ihrem Liebsten entflohen ist, nieder. Der Dolchstich aber ist nichts anderes als Lustmord. Die Sterbende öffnet noch einmal den Mund. Er schließt ihr die Lippen, damit sie ihn nicht verrate, mit einem Kuß. Dieser verbrecherische Kuß ist Wollust.

Ich wiederhole: durchaus anormale Empfindungen werden kraft der Atmosphäre, die sich über diesen drei unjungen Männern — ich möchte sagen: aus ihren Charakterausdünstungen — verdichtet, zu Selbstverständlichkeiten, richtiger, zu Notwendigkeiten.

3.

Scholz' epische Stilgebung — hier in Verbindung mit höchst dramatischer Szenengestaltung — neigt zu psychologischer Analyse und verweilender Betrachtung. Ein Beispiel: „Man hält gespannte Aufmerksamkeit nicht sehr lange fest. Gedanken drängen sich ein. Gedanken gehen selbständige Wege. Sie hängen sich erst an das Gegenwärtige und an das, was die Augen sehen, die Ohren hören. Aber mit eins sind sie wo anders, dort, wo sie hinwollen: sie verknüpfen sich und zeugen Unvermutetes. Und der sie denkt, findet sich plötzlich irgendwo, wo sich zu finden ihn selbst überrascht, ja erschrecken kann." Diese Betrachtungen nun machen bei psychologischen Beobachtungen nicht Halt; sie führen unmerklich in eine Sphäre der Ahnungen hinüber — und damit in Wilhelm von Scholz' ureigensten Bereich.

Das ist das Letzte und Große in „Unrecht der Liebe": diese Ahnungen gehen aus den Gestalten des Romans — die von ihnen befallen sein, die sich ihnen aber auch bewußt entziehen mögen — in die Seele des Lesers ein. Er gibt sich ihnen, sei es widerstrebend, hin und steht damit im Bann einer Macht, an die man glauben oder nicht glauben, die man so oder anders nennen mag, die aber die Gewißheit eines übervernunftgemäßen Weltbilds aufzwingt.

Dieser Richter hat den Lustmord verübt. Es ist ihm gelungen, jeden Verdacht von sich abzuwenden. Er lebt sein Dasein vergnüglich weiter. Er findet Bett-Ersatz. Er macht sich keine Skrupel. Alles, was er angreift, gelingt ihm. Und dennoch weiß man ganz genau: es ist ein Etwas über ihm, um ihn, in ihm, dem er verfallen ist. Das ist mit höchster künstlerischer Kraft gestaltet. Und das eben ist es, was die Kriminalerzählung zum Kriminalroman erhebt.

Proben und Stücke

Aus: „Unrecht der Liebe." Roman von Wilhelm von Scholz

(Leipzig 1931, Horen-Verlag)

(Die Frau des Richters Tardivy ist mit ihrem Geliebten, dem Herrn von Longaunay, geflüchtet. Sie sind auf der Flucht bei dem Förster Bonnet eingekehrt. Der Förster weiß nicht, wen er beherbergt. Ein Fremder meldet sich und fragt nach Herrn von Longaunay. Herr von Longaunay gibt sich nicht zu erkennen, ist aber bereit, den Fremden zu empfangen.)

Charles hörte, wie der Fremde zu Bonnet sagte: „Ich danke Ihnen, mein Herr!", womit er offenbar bat, daß man ihn mit dem Logiergast allein lassen möge.

Bonnet, den in seiner einsamen und, von den seltenen großen Jagden abgesehen, sehr stillen Försterei ein wenig Neugier plagte, wartete erst einen zustimmenden Wink Charles' ab, ehe er ging und die Tür hinter sich schloß. Man hörte ihn laut die Treppe hinuntertappen; er wollte offenbar betonen, daß er nicht lauschte.

Charles hatte sich indessen gefaßt, eine ruhige, ein wenig hochmütige Miene angenommen. Es schien ihm, als ob er zuerst sprechen müsse, um die Überlegenheit zu wahren, was auch kommen möge. Er fragte: „Wen suchen Sie? Der Förster konnte mir den Namen, den Sie ihm genannt, nicht wiederholen."

„Herrn von Longaunay. Sie sind Herr von Longaunay."

„Die Fügung der Umstände, in denen ich mich befinde, verbietet mir, auf diese Ihre Vermutung irgendeine, selbst eine verneinende Auskunft zu geben. Wenn Sie aber Ihrer Sache so sicher sind, wie der Ton Ihrer Behauptung glauben machen will, so können Sie ruhig zu mir als dem von Ihnen Gesuchten sprechen."

Der Fremde senkte kurz den Blick zu Boden, als überlege er.

In diese Pause hinein fragte Charles den untersetzten gedrungenen Mann, der ein wohlhabender Bürger oder vielleicht sogar ein Geistlicher im Rock des Bürgers sein konnte, in sehr höflichem Ton: „Darf ich, trotz meines nicht gelüfteten Visiers, wissen, mit wem zu sprechen ich die Ehre habe?"

Diese Frage beendete anscheinend die Überlegung des anderen, der rasch erwiderte: „Ich will Ihren Wunsch erfüllen und zu Ihnen sprechen, als wären Sie Herr von Longaunay, wovon ich übrigens überzeugt bin, aber ich bitte um die Gunst, mein Visier auch nicht öffnen zu müssen, solange das Ihre geschlossen bleibt. Zudem: ich suche diese Unterredung — richtiger: ich erfülle den Auftrag, diese Unterredung mit Ihnen zu suchen, nicht zu meinem oder meines Auftraggebers Nutzen, sondern zu Ihrem und einer weiblichen Person, die Sie in Schutz genommen haben."

„Wer wäre das?" fragte Charles, dem in diesem Augenblick das Herz bis in den Hals schlug.

„Die geflüchtete oder, sagen wir deutlicher: die durchgegangene Frau eines pariser Richters, mit der Herr von Longaunay ein Verhältnis unterhielt. Frau — aber ich will den Namen auch zurückhalten, bis wir uns die unseren genannt haben werden. Sind Sie der, an den mein Auftrag

geht, wissen Sie mehrere Namen für die betreffende Person. Irre ich mich aber, ist er für Sie ohne jede Bedeutung."
Es entstand ein kurzes Schweigen, in welchem Charles von denselben Ekel- und Würgeempfindungen befallen wurde wie nicht lange zuvor, als seine Gedanken ihre eigenen selbständigen Wege gegangen waren. Fast nur aus einer aufsteigenden Verlegenheit lud er den Fremden zum Sitzen ein. Es standen ein paar Holzschemel in ihrer Nähe, von denen der Fremde einen nahm und heranrückte. Auch Charles setzte sich. Damit war das Zeichen zum Reden für den geheimnisvollen Boten gegeben. Er begann nun auch, ohne Umschweife auf die Sache zu kommen.
„Es ist nicht weiter zu verwundern, nicht wahr, daß der verlassene Ehemann mit allen Mitteln nach seiner geflüchteten Frau sucht. Ich kann mir freilich nicht vorstellen, was er mit dem Juwel will, wenn er es wiederbekommt. Zu vielfältige Begabung taugt nicht ins Haus. Ich danke bestens. Vielleicht hat er wirklich gedacht, daß sie sich selbst töten wollte und um das zu verhindern, hat er zu suchen begonnen.
Nun weiß er zwar, daß sie es nicht getan hat; daß ein Abschiedszettel dieses Sinnes, den sie zurückließ, nur den Zweck gehabt hat, ihren Mann zu täuschen und auf eine falsche Fährte zu lenken. Aber er kann von dem Suchen einfach nicht mehr los. Es ist eine Leidenschaft geworden wie Rätselraten. Er muß weiter — selbst auf die Gefahr hin, zu finden." Der Fremde wollte damit wohl einen Witz machen, denn er lachte trocken bei diesem Wort.
„Warum — Gefahr —?" Charles wußte im Augenblick, daß seine Frage töricht war.
„Stellen Sie es sich angenehm und ungefährlich vor? Ja, wenn er sie tot fände, dann wäre alles schön, klar und in bester Ordnung. Aber lebend und im Arm ihres Liebhabers? Das hätte auch für den Gatten Gefahr! Es wäre doch möglich, daß ihn Leidenschaft, Haß, Rachsucht übermannen, ihn etwas tun lassen, was ihn nachher reut, ihn selbst an den Strang bringen kann. Wir wollen es nicht hoffen, daß er sie findet, daß er sie wiedersehen muß. Das zu verhindern, mit Ihrer Hilfe, mein Herr, zu verhindern, dazu bin ich hier!"
Bei diesen Worten fühlte Charles plötzlich eine heiße Blutwelle zu seinem Herzen strömen. Er merkte, nicht ohne Erschütterung seines bisher festen Seelengrundes, daß er anders als früher von Gefühlen hin und her geworfen wurde, daß er die Ruhe und Sicherheit seiner Entschlüsse verlor. Der ungewisse Hoffnungsstrahl, der hier in den Worten des Fremden aufleuchtete, ließ Charles wieder im beglückten Besitzgefühl seiner Marie Suzanne erglühen, während eben noch Scham und Widerwillen gegen seine zweideutige verworrene Lage seinen Sinn erfüllt und ihm selbst die Erinnerung vergällt hatten.
Vielleicht war es aber auch, daß er immer mehr und immer näher die Möglichkeit eines Handelns, wenigstens einer Aussprache mit irgendeinem Unbeteiligten oder doch nicht auf seiner, Charles', Seite Stehenden herankommen fühlte, die ihn aus seinen Zweifeln — nein, nicht Zweifeln! — aus diesem Hin und Her und Durcheinander seiner Seele einen Ausweg finden lassen würde. Er hatte Mühe, sich zusammenzunehmen, keine mehr als allgemeine Teilnahme zu zeigen und weiter ruhig zuzuhören.
„Nehmen wir also einmal an, wenn der Mann sie findet, tötet er sie. Er ist ein Richter, ein im allgemeinen beherrschter Mensch. Aber dieser Kränkung gegenüber kennt er sich nicht; der Augenblick übermannt ihn; Leben und Tod sind in solcher Minute gleichgültig. Er wird ihr Richter und tötet sie."
Charles warf mit gespielter Kühle ein: „Sie sagten ja doch selber, daß die Dame einen Beschützer habe. So kann man ebensogut daran denken, daß die Tötung nicht gelingt und der Gatte vor der Gefahr des Stranges bewahrt bleibt."
Der andere blickte Charles starr ins Gesicht und erwiderte: „Ich glaube, daß in solchem Augenblick der Angreifer, zumal der Beleidigte, immer im Vorteil ist und das ausführt, was er sich vorgenommen hat. Aber das ist eine gleichgültige Frage, da wir ja gerade verhindern wollen, daß sie sich sehen!"
Charles gestand sich ein, daß von dem Gesellen eine Lähmung, ein Zwang, ein Unheimliches ausging — wie von einem Wahnsinnigen, einem von fixen Ideen Besessenen. Solchen Leuten gegenüber hat man das Gefühl, als lauere in ihnen noch ein anderes Wesen, das plötzlich hervorspringen werde. Aber der Fremde blieb ruhig und so, als wäre er an der Sache, von der er sprach, selbst völlig unbeteiligt.
„Verfolgte sie ihr Mann allein, so könnte man ja versuchen, ihn abzubringen, ihm vielleicht eine gütige Täuschung, daß sie gestorben sei, vorspiegeln. Aber in seiner ersten unüberlegten Erregung hat er allerhand Gewalten zu Hilfe gerufen, die nun ebenfalls auf der Spur seiner Herzallerliebsten sind; die sich nicht täuschen lassen würden; die sie dem Herrn Gemahl nicht einfach wieder ins Ehebett liefern würden, wenn er sich bereit erklärte, sie zurücknehmen zu wollen; von denen aus der Weg der Frau zum Spinnhaus führen kann und von dort — wer weiß? — in eins der vergitterten Schlößchen in den weiten königlichen und prinzlichen Parks. Verstehen Sie, mein Herr?"
Charles schwieg.
„Das sind Gewalten, gegen die der Ehemann machtlos wäre, wenn er verzeihen wollte. Wenn sie sich einmal einbilden, eine Frau sei ein Edelstein, solcher Fassung wert, oder wenn ihnen die Frau nur durch irgend etwas Beliebiges, den dümmsten Zufall, überhaupt in den Sinn gekommen ist, lassen sie nicht leicht los. Verstehen Sie, mein Herr?"
Charles schwieg. Es gab solche Möglichkeiten, das wußte er. Sie waren ihm immer so entfernt erschienen, daß sie wie Unmöglichkeiten ausgesehen hatten. Nun lieh das Wort, das sie erwähnte, ihnen ungeheuerliches Leben.
Der Fremde war aufgestanden und an das Fenster getreten, an dem ihn vorher Charles erwartet hatte. Er wies hinaus und fuhr fort: „Dort, in der Richtung, wo der Knecht Holz hackt, durch den Stall verdeckt, führt über eine Bodenwelle der Weg zum Dorf Lavey. Dahinter schließt sich Wald an. Weiter befindet sich eine Wegkreuzung mit einer Schenke. In der liegen Reiter, die den Auftrag haben, die Frau, von der neuerdings hier Spuren aufgetaucht sind, einzubringen. Die Beobachtung von Laprasse steht in ihrem Auftrag. Ermessen Sie danach die Größe und die Nähe der Gefahr!"
Charles schwankte, ob er nicht am besten dem Fremden rückhaltlos vertrauen sollte. Der Mann schien ohnehin in bezug auf Marie Suzanne und ihrer beider Hiersein wie über ihre Absichten nicht den mindesten Zweifel zu hegen. Ein offenes Wort mußte mehr Sicherheit geben als längeres Versteckspiel. Noch zögerte er, da man vor jedem Schritt zögert, der auf keinen Fall zurückgetan werden kann.
Er fragte, ruhig und bewußt mit der Frage das zugebend, was er mit klarem Wort einstweilen nicht auszusprechen wagte: „Es ist Ihre ehrliche Absicht, mein Herr, die Dame, von der die Rede geht, mit meiner Hilfe vor den Verfolgern zu retten?"
„Ja!"

„Verzeihen Sie! Geben Sie mir Wort und Handschlag auf die Ehrlichkeit Ihrer Absicht?"

„Ich bin bereit, mich mit meinem Leben dafür einzusetzen, daß die Dame nicht in die Hände ihrer Verfolger fällt."

Wenn der Blick des Mannes nicht so vielsagend — vielverschweigend in Charles' Auge gedrückt hätte, würde Charles auf dies Wort hin den letzten Zweifel haben fallen lassen. So trat noch ein mißtrauischer Gedanke auf seine Lippen: „Welchen Anteil aber nehmen Sie, gerade Sie, an der Sache?"

„Unterstellen wir einmal, ich sei ein Verwandter der Frau!"

Es fuhr Charles, der ohnehin nun im Begriff war, den Weg der Offenheit zu wählen, heraus: „Marie Suzanne hat keinerlei Verwandte —"

„Ich bin Tardivy, Herr von Longaunay!"

Psychoanalyse und Literaturwissenschaft

Aussichten und Abgrenzungen

Von Karl Bachler (Chemnitz)

Die von Sigmund Freud ausgebildete Technik der Psychoanalyse hat im Lauf der Zeit mancherlei Vorstöße in Gebiete jenseits der ihr ursprünglich gesetzten Grenzen gewagt und sich Gegenständen zugewandt, die zunächst gänzlich außerhalb des Bereichs ihrer Zuständigkeit zu liegen schienen. So hat sich eine ganze Reihe schriftstellerisch tätiger Ärzte und Liebhaber der neuen Wissenschaft von der Seele und ihren verborgensten Gründen berufen gefühlt, mit psychoanalytischen Methoden in das Stoff- und Forschungsgebiet des Literarhistorikers mehr und mehr einzudringen, und diese Durchdringung ist nicht einmal immer eine friedliche gewesen.

Aber es besteht seit jenen ersten Versuchen, die schon ziemlich weit zurückliegen, immer noch die offene Frage, ob der engere Konnex der beiden Wissenschaften zu einem sinnvollen Ziel führen könne oder ob ihre Durchdringung eine Gefahr zumindest für die Literaturwissenschaft in irgendeiner Form bedeute.

Freud selbst machte den Anfang in dieser neuen Richtung mit einer ganz stattlichen Reihe von Schriften, von denen hier nur etwa „Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten", die „Traumdeutung", seine Interpretationen des „Ödipus" und „Hamlet", die in gewisser Weise zum klassischen Besitz der Psychoanalytiker gehören, die „Psychoanalytischen Studien an Werken der Dichtung und Kunst" und „Dostojewskij und die Vatertötung" näher bezeichnet seien. Ein nicht minder starkes Interesse an dem literarischen Problemkreis zeigten auch eine ganze Anzahl bekannter Freud-Schüler: Adler, Jung, Stekel, Rank u. a.[1] Es wird kaum einen namhaften Dichter geben, der sich nicht schon einer eindringlichen analytischen Untersuchung hätte unterwerfen müssen. Es sei nur erinnert an Shakespeare, Goethe, Schiller, Dostojewskij, Tolstoj, G. Keller, Ibsen, Hamsun, Kleist, Ludwig, Verhaeren, Gide. Ja selbst Hartmann von Aue und Walther von der Vogelweide blieben nicht verschont.

Merkwürdigerweise ist der Einbruch der Psychoanalyse in die Literaturwissenschaft von der Seite der Dichtung selbst her erfolgt. Der sogenannte Expressionismus ist, wenigstens in Deutschland, ohne sie gar nicht denkbar. Alfred Döblin, selbst Arzt und der verstorbene Franz Kafka waren unter den ersten Bekennern. Ihnen folgten bald Thomas Mann, Albrecht Schaeffer und Hermann Hesse. Auch in den frühen Dichtungen Arnolt Bronnens und Hans Henny Jahnns entdeckt man z. B. ihre Spuren. Unter den Neueren hat sich besonders Ferdinand Bruckner mit ihr auseinandergesetzt.[2])

Was den Psychoanalytiker zum Dichter hinzog, war vor allem die Beobachtung, daß das seelische Verhalten des Dichters starke Gemeinsamkeiten mit dem des Neurotikers aufwies. Das dichterische Schaffen erscheint ihm also als ein psychologischer Prozeß, beruhend auf der besonders gearteten Vorherrschaft des Unbewußten. Ja, radikale Geister gingen soweit, den Dichter dem Neurotiker überhaupt gleichzusetzen. Und hier zeigt sich nun auch schlaghaft die erste große und nicht zu unterschätzende Gefahr: die Mißachtung der großen schöpferischen Persönlichkeit in ihrer Einmaligkeit, die zu erkennen bisher immer eins der ersten Ziele der Literaturforschung war. Das Genie ist für den Psychoanalytiker im höchsten Grade uninteressant, ebenso die unantastbare Vollkommenheit eines Kunstwerks. Ihn fesselt die pro-

[1] Eine umfangreiche Bibliographie siehe „Psychoanalytische Bewegung" II, 4, S. 385.

[2] Vgl. „Die Literatur", XXXIII, 247 f.

blematische Gestalt, das unfertige, unvollendete und das durchschnittsmäßige Schaffen. Angesichts des unbedingt Genialen muß der Psychoanalytiker seine Grenzen anerkennen.

Es ist wohl so, daß eine Zusammenarbeit der beiden Wissenschaften niemals eine vollkommene sein kann, sondern lediglich ein Kompromiß. Die Literaturwissenschaft kann von der Psychoanalyse mancherlei Anregung empfangen, z. B. in der Mythenforschung (es sei da nur an die Rekonstruktion des Ausgangs des Hildebrandsliedes gedacht!), ferner möglicherweise durch eine Erweiterung des stofflichen Bereichs des literarischen Schaffens, vielleicht auch für die Revision ihrer Systematik und Ordnungsmethode etwas für sich gewinnen. Die Deutung der dichterischen Phantasie, bietet, wie sie Freud gibt, mancherlei Anregung. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß tatsächlich in den Phantasien der Dichter die verdrängten Regungen, infantilen Neigungen und das allgemeine Prinzip der Wunscherfüllung eine bedeutsame Rolle spielen. Und eine Schrift wie die über die „gemeinsamen Tagträume" von Hanns Sachs wird von jedem Literarhistoriker mit Achtung gelesen werden. Schlimm steht es allerdings um die psychoanalytisch betriebene Biographik; hier ist mancherlei von vornherein verdorben worden.

Was da und überhaupt die Literaturwissenschaft der Psychoanalyse zu geben hat, ist vor allem die in jahrzehntelanger Arbeit erworbene Fülle des Materials, das eine unerschöpfliche Fundgrube für sie darstellt. Dennoch, es gibt unendlich viele Dinge, die noch immer ausschließlich von der nichtanalytischen Seite her zu erfassen sind, so daß hier eine Grenzsetzung von selbst gegeben ist. Es besteht also vorläufig durchaus kein Grund, etwa nun eine Dämmerung der Literaturwissenschaft oder ihrer Methoden zu befürchten. Es kommt nur darauf an, unberechtigte und ungerechtfertigte Eingriffe von der anderen Seite energisch genug abzuweisen. Eine Beeinflussung aber könnte in mancherlei Hinsicht vorteilhaft und gewinnbringend sein. Nötig ist aber in erster Linie, daß mit der Zeit ein guter Stamm psychoanalytisch geschulter Literarhistoriker herangezogen wird.

Jedenfalls ist es jetzt an der Literaturforschung selbst, zu entscheiden, ob sie es wagen darf, an dieser ungeheuer starken und schlagkräftigen Invasion der Psychoanalytiker in ureigenstes Gebiet weiterhin vorüberzusehen.

Hat christliche Tendenz künstlerische Berechtigung?

Von Artur Brausewetter (Danzig)

Wie es um jede Art ausgesprochener Tendenz in einem Werk, das künstlerische Würdigung beansprucht, ein eigen Ding ist, so wächst das Bedenken, sobald diese Tendenz christlichen Charakters ist. Eine nationale, humanistische oder allgemein ethische Tendenz braucht die künstlerische Linie nicht immer zu verwischen oder ihr einen ihrer Art fremden Stempel aufzudrücken. Bei einer ausgesprochen christlichen Tendenz aber liegt die Gefahr nahe, daß die eigentliche Richtlinie des Künstlerischen verlassen, das Erbauliche an seine Stelle tritt, schließlich das Ausschlaggebende und das andere Verdrängende wird.

Nun ist nicht einzusehen, weshalb der erzählenden Literatur nicht das Recht zugestanden werden soll, erbauliche Motive zu wählen und auf die Erweckung der Gemüter hinzuarbeiten. Gewiß — solange in solchem Fall nicht die ganze Richtung und Idee verschoben, das Künstlerische nicht in den Hintergrund gedrängt und Ziel und Wirkung nur auf das Erbauliche gerichtet bleibt. Bewußt oder nicht bewußt träte damit eine Abkehr von der künstlerischen Wirkung ein, ja, diese würde als Nebensache betrachtet. Ist sie da, gut. Bleibt sie aus, auch gut. Wenn nur die erbauliche und erweckende Wirkung erreicht wird, auf die allein es ankommt. Es ist klar, daß hiermit die Loslösung vom Kunstwerk vollzogen ist. Denn die Kunst duldet keine Herrin neben sich, geschweige denn eine über sich. Erbauung und Erweckung sind Sache der Predigt, des Vortrags, mit der Kunst haben sie nichts gemein. Ebensowenig wie jede Art einer irgendwie aus dem Rahmen herausdrängenden Tendenz. Wer in einem Roman ein episches Kunstwerk erblickt, wird durch eine der Idee des rein Künstlerischen entgegenlaufende Nebenidee, mag ihre Absicht an sich noch so gut und heilsam sein,

eher verstimmt als erbaut und erfreut. Es ist eine Tatsache, die zu denken gibt, daß man unter den vielen erzählenden und dramatischen Werken christlichen Charakters und ausgesprochen christlicher Tendenz selten eins findet, das zugleich künstlerische Ansprüche befriedigen, überhaupt künstlerische Wertung aufweisen kann. Hierunter leidet die christliche Literatur beider Konfessionen: Daß (woran beiden am meisten gelegen wäre) solche Werke weitere Kreise weder zu erfassen noch zu erwärmen wissen, weil das Erbauende und Erweckende in ihnen nicht künstlerisch verdeckt und künstlerisch feinfühlend, sondern aufdringlich und bekehren wollend hervortritt. Wenige, allerdings starke Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Ein Buch, in diesen Tagen im Verlage C. Bertelsmann, Gütersloh erschienen, rief diese Gedanken hervor, wies ihnen zugleich neue Bahn: Gustav Schröer: „Schicksalshände". Eine ausgesprochene christliche Weltanschauung erfüllt diesen Roman von der ersten bis zur letzten Seite, ausgesprochen christliche Ethik ist sein Leitmotiv, ausgesprochen christliche Tendenz sein Ziel.

„Schicksalshände". Ein wohlgewählter, das Ganze von den verschiedensten Gesichtspunkten erfassender und durchleuchtender Titel.

Wenn die Hand Wesensausdruck eines Menschen, wenn sie Schicksal ist und Schicksal prägt — man denke an Dürers Zeichnung der betenden Apostelhände —, dann weiß der Verfasser diesen Gedanken in seiner Handlung wie in seinen Figuren mit überzeugender Plastik zum Ausdruck zu bringen.

Einmal sind es die mahnenden Hände eines Entschlafenen, dann wieder weiche, linde Mutterhände, helfende Hände der Nächstenliebe, segnende Hände der stillvertrauenden Treue und Zuneigung, fordernde Hände, rächende Hände und die zarten, erschütternden, ergebenen Hände auf dem Operationstisch. Über allen aber schwebend, leitend, strafend und vergeltend die ausgestreckte Hand Gottes.

Und noch eine Hand: die fein und sinnig disponierende, stark gestaltende Hand des Verfassers. Darum liest man diesen Roman von Anfang bis zu Ende mit wachsender Teilnahme, hat seine Freude an der herben, kernigen, von aller Weichlichkeit und frommen Gefühlsschwelgerei entfernten, von dichterischer Kraft getragenen Darstellung, an den aus dem Leben frisch geschöpften und doch mit freier Mannhaftigkeit über ihnen stehenden Charakteren und wird von dem religiösen, ja, ausgesprochen christlichen Grundzug, der das Ganze durchweht, niemals abgestoßen, im Gegenteil angezogen und erwärmt.

Weshalb?

Weil dieser niemals mit irgendwelcher Aufdringlichkeit hervortritt, weil sich niemals die bekehren wollende Absicht zeigt, sondern eine vornehme Zurückhaltung, eine herb verschlossene Keuschheit, die bei einer auf das Innerlichste zielenden tendenziösen Wirkung die Hauptsache ist, die ganze Handlung hält und bewegt.

„Der Mann war einen weiten Weg zurückgegangen", heißt es vom Kantor Hindermit, „bewußt warf er die Zweifel langer Nächte hinter sich. Aus grauer Weite rettete er sich in lichte Enge. Es war nicht die unbedingte Selbstverständlichkeit des Kinderglaubens, zu der er hinstrebte, es war der Glaubenswille eines Mannes, der an den Rand gekommen ist und sich, weil er den Abgrund vor sich nicht aufhellen kann, zurückrettet auf den Boden, von dem er weiß, daß er ihn trägt."

Das Ergebnis: Die erzählende wie die dramatische Literatur darf christlichen Charakters sein, darf christliche Motive und Ideen bringen, darf sogar christliche Tendenz verkündigen, wenn ihr Verfasser ein Könner ist, d. h. ein Künstler, dem die Kunst über- und nicht untergeordnet erscheint, der über seiner Überzeugung und ihrer Geltendmachung den Sinn, die Idee und die Kraft der Kunst nicht verleugnet, sondern als erstes und vornehmstes Schaffungsprinzip obenanstellt und verkündet.

Religiöse Bücher

Von Herbert Scheffler (Frankfurt a. M.)

In dem Lebensabschnitt der heiligen Elisabeth, der für ihre Kanonisierung entscheidend ist, steht einer wachsenden äußeren Konsequenz ein offenbarer innerer Bruch gegenüber. Aus dem Leiden um der Sache willen wird unmerklich ein Leiden um des Leidens willen, wird das, was Kierkegaard in seinen Tagebüchern „eine vermessene persönliche Zudringlichkeit und Naseweisheit gegen Gott" genannt hat. Magister Konrad von Marburg richtet eine Heilige zu, indem

er eine außerordentliche Frau mit der ganzen kalten Systematik, die ihm sein Inquisitionsberuf zuträgt, zugrunde richtet. Er braucht neben den Menschen, die ihm unfreiwillig brennen, auch einen, der freiwillig brennt, der seinen eigenen Eifer demonstriert an Stelle des Eifers der anderen. Aber während vor den Augen der christlichen Mitwelt ein Mensch in seine Berufung immer mehr hineinwächst, wird er tatsächlich hinter den Kulissen in seinen Beruf hineingepeitscht. Das Ergebnis ist die Tertiarierin Elisabeth, Hospitalgründerin und Asketin, ein verquältes und verbittertes, prinzipienhaft trockenes und summarisch karitatives Zwitterwesen, traurig in der verzerrten Spiegelung ihres Züchters, rührend in den Augenblicken der Verlorenheit und wahrhaft herrlich da, wo Gott gegen alle affichierte Heiligkeit die Natur bestätigt, die er seinem Kinde Elisabeth einstmals mitgegeben hatte.

Von diesem Standpunkt aus, der durch Quellen gedeckt ist, kann man sich weder mit dem Buch Liane von Gentzkows („Die Gesandtin Gottes" im B. Behrs-Verlag, Berlin-Steglitz) noch mit dem viel besseren Franz Johannes Weinrichs („Die heilige Elisabeth von Thüringen", Verlag Kösel und Pustet, München) zufrieden geben. Liane von Gentzkow umsteuert den gefährlichen Punkt, indem sie Konrad von Marburg ein möglichst menschliches Gesicht gibt und innere Rebellionen Elisabeths zu Schwächeanfällen abdämpft. F. J. Weinrich setzt die Auserwähltheit Elisabeths von Anfang an als gegebene Größe, so daß Konrad entbehrlicher wird und etwas in den Hintergrund rücken darf. Wo die Dokumente nicht fügsam sind, werden sie weggelassen oder ad hoc ausgedeutet. Die Behandlung des Falles Hildegund — des Mädchens, dem Elisabeth in einem Anfall böser Unleidlichkeit die Haare abschneiden läßt — ist so oder so bedenklich.

Verzichtet man auf die Biographie und begnügt sich mit der Heiligengeschichte, so haben beide Bücher ihr Gutes. Liane von Gentzkow schreibt zärtlich und sympathisch, man möchte sagen: traditionell mit Geschmack. Das Dilettantische lauert im Hinterhalt, aber es kommt nur in einigen biblischen Tönen zum Durchbruch. Weinrichs Buch dagegen ist unbedingt ein Werk, umfassend im historischen Ringsherum, substantiell im Dichterischen. Die Leidenschaftlichkeit der Darstellung zwingt auch da, wo man sachlich widerstrebt, in den Bann.

*

Die Kirche wird entscheidend nie von den Ungläubigen erschüttert, sondern von den ganz rein, ganz unbedingt Glaubenden. Man kann ruhig sagen: wäre aus den Franziskanern kein Orden zu machen gewesen, so hätte Franziskus, der das Evangelium leben wollte, widerrufen oder als Häretiker brennen müssen.

Seiner rührenden Unterordnung kam noch die Situation zu Hilfe. Als Franziskus 1210 den Papst in Rom besucht, hat man mit den Waldensern und Albigensern gerade genug zu tun, man vermeidet es, Ketzer zu machen, wenn die Einordnung noch irgend möglich ist. Aber zufrieden ist mit dieser Urgläubigkeit weder die Kurie noch auch (natürlich) die Geistlichkeit. Die ursprüngliche „Regel" wird den kirchlichen Wünschen angeglichen, das Testament des Franziskus wird vier Jahre nach seinem Tode aufgehoben, damit die Kompromißregel in Geltung bleibe. Als im Franziskanerorden demzufolge Spaltungen eintreten, stellt sich die Kurie auf die Seite der Gemäßigten, ja, Johann XXII. erklärt späterhin die Behauptung, Christus und die Apostel hätten nichts Eigenes besessen, einfach und deutlich für Ketzerei.

Von all diesen problematischen Dingen erfährt man in dem „Roman des Heiligen" von Robert Hammer (Verlag Kösel und Pustet, München) sehr wenig. Der wichtige Rombesuch bei Innozenz III. ist einfach weggelassen, womit allerdings vermieden wird, daß die Kirche allzutief in die Rolle des Gegenspielers hineinkomme. Dagegen ist ein ausgedehnter Romanapparat in Bewegung gesetzt, den gerade eine so stille, einfach-schöne Figur wie die des Franz von Assisi schlecht verträgt. Und all das, was der Waschzettel sonst noch verspricht... „wahre Kabinettstücke intimster Seelenkunde sind eingerahmt in sprühenden Humor und Musterbeispiele kulturhistorischer Detailmalerei..." — all das habe ich nur als ziemlich mißlungene Anstrengung gespürt.

*

Dolores Viesèr ist ein Gewinn. Sie greift über den konfessionellen Roman hinaus in die Gläubigkeit schlechthin, sie schreibt außerdem noch den Roman der Landschaft, des deutsch-slowenischen Grenzlandes. („Der Gurnitzer", Verlag Kösel und Pustet, München.) Dieser sehr seltene Roman der Landschaft kommt nicht nur durch den guten Blick der Verfasserin zustande, sondern vor allem durch ihr gutes Ohr. Dolores Viesèr hört ihre Leute sprechen, und somit hören auch wir sie sprechen. Der Dialekt, bei anderen oft nur Nuance, literarische Spekulation in Nichtliteratur, ist hier eine Art Ursprechen, er unterströmt das Buch selbst noch an Stellen, wo bewußt reines Schriftdeutsch herrscht. Die Menschen lösen sich so aus der Stummheit des Geschriebenen los und schaffen um sich herum eine Gegend, eine Landschaft, die ihnen gehört, weil sie aus ihr geboren sind.

Dazu kommt eine nicht alltägliche Kraft der Komposition, ein fast bravouröses Talent, die Bewegung einer Szene so lange unterirdisch zu halten, bis alle Kräfte beieinander sind, die den erfolgreichen Durchbruch gewährleisten. Der Türkeneinfall in das kärntnerische Land wird auf diese Weise (die ich nicht als schriftstellerische Raffiniertheit verstanden wissen möchte) geradezu in ein Naturereignis hineingesteigert. Hier liegt denn auch der dichterische Höhepunkt des Buchs, wogegen in den Gefühlsszenen, mögen sie Andacht oder Liebe betreffen, noch manche Nachgiebigkeit unschädlich zu machen wäre.

Ganz ohne das eigentlich Produktive ist Maria Dutli-Rutishauser („Der schwarze Tod", Verlag Huber & Co., Frauenfeld-Leipzig). Wenn es zuweilen Zeichen einer genialen Artung sein kann, sich stofflich zu übernehmen — hier ist es Zeichen des Dilettantismus. Für einen, der unbefangen liest, würden sich als wesentliche Merkmale des 17. Jahrhunderts die Pest und etwas Gezerre zwischen den Reformierten und Katholischen darstellen. Die Menschen schreien aus Papiermündern, und Kresenz, ein unerhörtes Heldenmädchen, bahnt sich den Weg zu ihnen, der wieder durch Papier führt. Die krampfhafte Anstrengung, den Leser mit erhöhtem Leben zu beglücken, endet im schwarzweißen Tod.

*

Gefährliche Bücher sind von jeher die besten gewesen. Und ein religiöses Buch ohne Gefahr kann man sich eigentlich nicht vorstellen. Aber die großen, inneren Gefahren sind teuer, viel teurer und seltener als man denkt. Wo ein Bernanos anfängt, da haben die meisten Glaubensbücher längst abgeschlossen.

Eine Manuskriptseite von Wilhelm Schäfer

(Originalgröße)

— 19 —

2.

Der Fabrikant Anton Billharz in Unterlingen war vor dreißig Jahren an den See heraufgekommen. Er stammte aus Mannheim als Sohn kleiner Leute, die sich in der Neckar-Vorstadt mit einer Gemüsegärtnerei plagten; und eigentlich hatte er damals nur über den Sommer bleiben gewollt, weil ein Schulfreund von ihm eine Aushilfe in der Buchhaltung brauchte. Aber nachher gefiel ihm die wohnliche Landschaft um den See herum besser als die rauchige Ecke am unteren Neckar, auch merkte er bald, daß ein heller Kopf, wenn er fleißig wäre – und beides schrieb er sich zu – im Oberland ebenso gut sein Fortkommen finden könnte wie unten, wo die Industrie den Menschen mit Haut und Haaren auffräße, wie er danach zu sagen pflegte.

Er fand sein Fortkommen sogar besser: im zwölften Jahr, daß er in Unterlingen war, konnte er sich als Teilhaber in die Fabrik seines Schulfreundes einkaufen. Seine abgerackerten Eltern in Mannheim nämlich starben kurz nacheinander; und auf deren Tod hatten die Grundstücksspekulanten gelauert, weil ihre aufgeschütteten Straßen die Gärtnerei längst in den Fängen hielten. Er bekam für den schweißgedüngten Erdboden eine Geldsumme, mit der die kleine Fabrik zu einer größeren umgebaut werden

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Das Buch in der Krise

„Wenn man an die Seligkeiten denkt, die etwa Dickens' ‚Copperfield' und Stifters ‚Nachsommer' auf dieser unseligen Welt geschaffen haben, wenn man bedenkt, wie viele Hunderttausende von des Dumas Grafen von Monte Christo in fast zerreißende Spannung getrieben sind, wie viele Menschen etwa heute von den Dichtern unserer Tage hinausgehoben sind über ihren Alltag — so möchte man glauben, daß gute Bücher weit wichtiger sind, als alle politischen und sozialen und wirtschaftlichen Maßnahmen. Und vielleicht hätte man recht damit! Denn es liegt ein Zauber in Büchern, der unwiderstehlich ist und der — wählt man nur das richtige Buch — für jedes Alter, jeden Stand, jedes Geschlecht, jeden Beruf, jeden Glauben, jede irgendwie denkbare seelische Einstellung — immer gleich stark ist. Ich habe es so oft gesagt, daß ich mich fast schäme, es zu wiederholen. Aber: Bücher sind die treuesten Tröster, Bücher sind bessere Freunde als Menschen, denn sie reden nur, wenn wir wollen, und schweigen, wenn wir anderes vorhaben. Sie geben immer und fordern nie. Sie sind die ewig Geduldigen, die Jahre und Jahrzehnte warten können, ohne daß ihre Gedanken bitter, ihre Gefühle kühl werden. Sie altern nicht, sie sind nicht launisch, sie haben immer Zeit für uns, wenn wir zu ihnen kommen. In den Büchern hat jeder Arme und Einfältige die Möglichkeit des Umgangs mit den erlauchtesten Geistern seines Volks, mehr noch: aller Völker, mehr noch: aller Völker aller Zeiten! Die Weisheit der Welt ginge verloren, wenn die Bücher verloren gingen, aber auch alle Schönheit der Welt lebt ihr höheres und geistigeres Leben auf stillen Buchseiten." Börries, Freiherr von Münchhausen (D. A. Z., Unt.-Bl. 485).

„Die Frage ist: Was muß geschehen, um diese gesunde Bücherlust zu wecken? Millionen werden ungezählte müßige Stunden in diesem Herbst-Winter haben. Für die Kohle in den Öfen wird hoffentlich gesorgt werden, wer denkt an das Heizmaterial für die Köpfe? Der Rundfunk will die Müßigen anreden, die Versammlungssäle werden ihre Tore weit aufsperren, wer denkt daran, dem Arbeitslosen, der geistige Arbeit sucht und ersehnt, das erwünschte Buch in die Hand zu spielen? Die Frage ist keineswegs eine Humanitätsduselei. Es ist eins der tieferen Probleme dieses zur Arbeitslosigkeit verurteilten Zeitalters, die Köpfe wachzuhalten, die inneren Interessen nicht einschlafen zu lassen, den Deutschen als geistigen Menschen zu konservieren und wiederaufzubauen. Das Alleinsein mit dem Buch bedeutet: die notgedrungene Muße in eine produktive umwandeln! Laßt uns, wie Lessing den Deutschen zurief, faul ‚zu Lieb und Wein, nur nicht faul zur Faulheit sein'. Es gibt eine aufgezwungene Faulheit, die in ihrer Dauer zur Fäulnis entarten könnte.

Das Buch kann Retter und Erbauer innerer Welten sein, und wir sollten, ehe dieser lange dunkle Herbst beginnt, zusammentreten, Buchleser und Buchschöpfer, Buchhändler und Buchsammler, der Staat und der einzelne, und wir sollten miteinander beraten: Wie retten wir den Deutschen zum Buch?" Stefan Großmann (Voss. Ztg. 468).

Arthur Schnitzler

„Es gehört zur Kadenz seines Lebens, daß es in der lieblich traurigen Jahrzeit der Reife und des Erfülltseins erlosch. Das Gleichnis des Vergänglichen schwebte über dem Wirbel der Lust seiner Weltkinder, seine zartgefingerten Kammerspiele bohrten den Tod an, das Ende war schon ihr Beginn. Schnitzler wußte, wie die Welt seines Anatols, seines ‚süßen Mädels', ihm schon vorausgegangen war. Er bewegte sich wie Hofmannsthal in der eigenen Historie, denn auch dieses Wien Grillparzers, künstlich verlängert als ‚das Capua der Geister ... entnervend weht dein Sonnenhauch' sah er säkularisiert. Beide, Hofmannsthal und Schnitzler, verstrickt in den Niedergang, das Gleitende, verzauberten den Augenblick. Jedweder hörte zu jeder Stunde die Stimme ‚Jedermanns'. Nicht mit dem letzten Ernst, denn bei Schnitzler wird das Leben kaum als Traum ersonnen, sondern als Theaterspiel: ‚Liebeln, Sterbeln und Komödienspielen'. So sehr war das Theater schon die stärkere und faszinierendere Wirklichkeit als die müde Substanz des Lebens. Überall, wo Schnitzler tiefer ansetzt, spürt man den Vorzug seines Lebens und seiner Herkunft. Wäre sein Vater nicht Arzt gewesen, hätte er nicht selber Medizin studiert, mit gründlichster Vorbereitung als mehrjähriger Assistent im Allgemeinen Krankenhaus in Wien und als Assistent der Poliklinik und endlich als ausübender Arzt ... wer weiß, ob er gelernt hätte, Menschen als Abbilder des Lebens so herzecht auf die Bühne zu stellen." Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2001).

„Ich besinne mich, um etwas von den Dingen wiederzugeben, die Schnitzler mir in all den Jahren gesagt

hat, ich denke, manchmal in der Absicht, ich möchte sie nach seinem Tode niederschreiben. Aber ich komme von dem Eindruck des allerletzten Gesprächs nicht los. Es sieht nachträglich fast gespenstisch aus. Wir sprachen eine halbe Stunde vom Spiritismus, von der Wiederkehr nach dem Tode! (Schnitzler zeigte dieser Lehre gegenüber die tiefste, eine ärztliche Skepsis und doch wieder eine Art Sehnsucht — —.)

Wir sprachen von allen unseren gemeinsamen Freunden, und ich werde manchem von ihnen eine letzte Botschaft zu übermitteln haben, nur Worte der Güte, des Verstehens.

Er war, bei all seinem beißenden Witz, immer so milde im Beurteilen einzelner Menschen. Scharf wurde er, wenn er von Institutionen, Massen, Zeiterscheinungen redete." Arnold Hoellriegel (B. T. 502).

„Einsamkeit der Menschen untereinander, Fremdheit vom Nächsten zum Nächsten, das ist die Schwermut, aus der Schnitzlers Kunst von früh an ihre Säfte gesogen hat. Auch im Anfang, damals, als er, Gerhart Hauptmanns Altersgefährte, beim Ansturm einer neuen Generation die wienerische Heiterkeit in Person darzustellen schien. Innerlich stand er, ein Jünger der romanischen Formenmeister, den Propheten der Formlosigkeit zwar schon zu jener Zeit meilenfern. Nur in der Ablehnung bürgerlicher Vorurteile, in der ethischen Toleranz glich er seinem Kameraden.

Aus dem Geist der Schwermut ist schon sein Erstling, sein ‚Anatol' geboren, der leichtsinnige Melancholiker, über den so oft in deutschen Theatern gelächelt worden ist. Naiv und blasiert zugleich, Lebemann und Lebensklippschüler, ironisch und ironisiert, so erleidet er seine ruhmreichen Niederlagen im Kampf mit der Frau. Als diese Figur in Schnitzlers wärmstem Schauspiel, in der ‚Liebelei' wiederkehrte, verflocht sich mit ihrem Geschick das Fatum jenes ‚süßen wiener Mädels', dessen Ruhm später seinem Schöpfer so heftig auf die Nerven fiel." Monty Jacobs (Voss. Ztg. 498).

„Kaum einer in Deutschland hatte jemals so die dramatische Grazie und das leichteste Können vor schweren und problematischen Themen. Schnitzler spielt mit der Schwere. Er hat, wie niemand auf der deutschen Bühne französische Technik mit deutschem Sentiment gehandhabt. Die Problematik war an Ibsen geschult. ‚Zwischenspiel', die Tragikomödie der sterbenden Liebe zweier Menschen, die an die Ewigkeit ihres Gefühls glauben wollen, ist eine Tragödie mit Tiefenwirkung, und dennoch ein Puppenspiel. Ibsen wird geistig jongliert. Der Dichter in Schnitzler gibt sich weicher dem Schmerz hin als jemals der harte Ibsen. Aber er distanziert sich als Spieler und Träumer vor dem Einzelfall, wie niemals ein Ibsen, der schwerer lebte und nicht träumte. Ibsen hielt Gerichtstag mit der Menschheit ab. Schnitzler feierte Versöhnungsfeste mit dem Leid, mit der Schwäche, mit dem Tod. Ibsen forderte Moral für die Seele. Schnitzler rechtfertigte die Seele für ihre moralische Schwäche. Der Mediziner begreift die Schwäche besser als die Stärke. Die Psychoanalyse fordert nicht. Sie versteht alles und verzeiht alles." Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 789/90).

„Schnitzler war ein geistiger Nachbar Sigmund Freuds, des Schöpfers der problematischen Psychoanalyse. In der Erzählung ‚Fräulein Else', die durch die Verfilmung, mit Elisabeth Bergner in der Titelrolle, in weite Kreise gedrungen ist, spielt die psychoanalytische ‚Selbsterkenntnis' eine wichtige Rolle. Schnitzler, der Arzt, war als Seelenanalytiker durchaus Naturforscher, den mystische Untergründe des Lebens mehr reizten als metaphysisch beunruhigten." Hugo Kubsch (Deutsche Tagesztg. 484).

„Schnitzlers Sanftheit, die Anmut, mit der er Lebensrätsel löst, verrät stets, daß er sehr viel Musik im Blut hatte: eine leichte, schwingende, schwebende. Gehen, wie im ‚Einsamen Weg', die Entwurzelten, die nicht mehr zur erdenfesten Gesellschaft gehören, gern in ein unbekanntes Jenseits, dann trällert es noch ein bißchen in ihrer Seele. Das Nachtigallmäßige, das Amselmäßige, etwas seltsam-kostbar zwischen den Zeiten Schwebendes ist das Wesen der Schnitzlerschen Weichheit. Dieser geduldige, schwermütig-frohe Menschengestalter starb in einer Zeit, in der — so scheint es — dieses milde Fühlen und Denken keinen Raum mehr hat. Und das ist das Unvergängliche an diesem Dichter: er hat eine Welt, die — wenn auch nicht immer und heute nicht mehr die unsere — das Kulturgeschehen und die menschliche Entwicklung stark beeinflußte, in fester Prägung für die Weltliteratur erhalten, jenes wienerische und österreichische Wesen, das jammervoll und still einging, hat er im letzten Augenblick seines Verklingens und Vergehens für die Nachwelt aufgezeichnet." Max Hochdorf (Ab. Vorw. 496).

„Eine hohe Begabung ist an der engen und morbiden Wirklichkeit seiner Zeit und ihrer bedenklichen Kunsttheorie zerbrochen. Vielleicht empfand Schnitzler das gelegentlich selbst, wenigstens schrieb er im ‚jungen Medardus' einmal Worte, die sein Leben und Werk schlagartig erhellen: ‚Man könnte einer Krone entgegenträumen, ja man könnte sie errungen haben und an einem späteren Tage entdecken, daß der reichste Augenblick von allen einer war, da man in einem Frühlingsgarten nach Schmetterlingen haschte.' Er gab sich der Illusion der trügerischen Wirklichkeit hin, statt die Wirklichkeit der dichterischen Illusion zu schaffen." Hz. St. (Köln. Volksztg. 500).

„Schnitzler war ja nicht nur ein Zartling: sondern unaufhieblich ein Förderer. Der Begriff ‚Kämpfer' gilt auch für die scheinbar Blassen.
Dieser Empfindsame half etwa, den militaristischen Heldenbegriff zu entblättern.
Hängt ihm ruhig kleine Mädchen an (und Frauen, nachmittags von Vier bis Sechs), als ob die nicht zur Welt gehörten. Das nebenbei. Es war nicht sein Hauptpunkt.
Der Mann aus Wien, Schüler Ibsens, kam in Punkten über das Nordphänomen hinaus. Nicht belohnt von der nahen Umwelt. Nicht durchschaut im silbrig verpackten Kern. Er trug, Edelmann, mehr in sich als an sich. Er war: ein Vorwärtsbeweger ohne Nobelpreis.
Als er im Zimmer jetzt, gegenüber vom Türkenschanzpark, umfiel und aus war, hatte sein Tun die Erde, die er verließ, um einige Grade gebessert.
Und um einige Grade verschönt. Was will einer sonst?
Er ruht... nicht in Frieden: weil er das alles kaum genug vernommen hat." Alfred Kerr (B. T. 499).
Vgl. auch: Josef Löbel (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 249); Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 493; Berl. Börs.-Ztg., Kunst 247); W. (D. A. Z. 487); H. St. (Tag 253); C. Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 295); Paul Landau (Bund, Bern, 495); Crs. (Rhein.-Westf. Ztg. 515); M. (Leipz. N. Nachr. 296); Ca. (Königsb. Allg. Ztg. 496); Hans H. Adler (Schles. Ztg. 514); E. C. (N. Bad. Landesztg. 535); Johann Frerking (Hannov. Kur. 496/97); Ns. (B. T. 498); Albert Malte Wagner (N. Tagbl., Stuttgart, 498); Victor Barnowsky (B. Z. a. M. 247).

Georg Hermann
(Zum 60. Geburtstag)

„In der Tat ist Hermann ebensosehr der Dichter Berlins wie Theodor Fontane, mit dem er manche Gemeinsamkeit hat. Hermann ist jüdischer Abstammung, ohne starke nationale Wurzeln; aber er hat seine Wurzeln im Lokalen. Berlin ist für ihn die Heimat. Wenn er Dinge und Menschen sieht, sieht er sie in dieser Verbindung; sieht er sie in dieser Atmosphäre: Berlin, und diese Atmosphäre ist ihm eigentlich das Wichtige. Wenn es nicht widersinnig ist, auf eine Großstadt den Begriff der Heimatkunde anzuwenden, kann man wohl sagen: Hermann ist der Heimatkünstler Berlins. Aus dem Boden der Stadt saugt er seine Kräfte, mit dem Volkstum ist er verwachsen; er kennt die Stadt nach allen Richtungen, kennt die heimlichen Gänge des Tiergartens, die Wasserstraßen und die Brücken. Und Berlin, das alte Berlin seiner Jugend, ist auch der Kulturboden, der Hermann sein geistiges und kulturelles Gepräge gegeben hat." Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 234).

„Georg Hermann ist ein Kleinmaler, der um das Große weiß. Er erzählt voll Stille und ist doch nicht ruhig. Er würde die Menschen noch viel mehr lieben — kraft eines angeborenen Triebs zu lieben —, wenn die Menschen liebenswerter wären. Aber die Bitterkeit bleibt ganz tief auf dem Grunde seiner Seele, sie ätzt und zerstört nicht das dichterische Gewebe seiner Romane, sie entsendet vielmehr den nachdenklich stillen Humor, jenes einzige Mittel für den Schwächeren, geistig mit dem Stärkeren fertig zu werden. ‚Und es kam wie es kommen mußte', heißt die berühmt gewordene Redewendung aus Jettchen Gebert. Das heißt, der Schwächere hat sich dreingefunden, aber er hat es durchaus nicht immer als gerecht anerkannt. Jettchen



Georg Hermann
Zeichnung von B. F. Dolbin

Gebert hat uns frohe, tiefe Stunden geschenkt. Wir wünschen dem Sechzigjährigen viel frohe, tiefe und schaffenskräftige Stunden." H. F. (Stuttg. N. Tagbl. 467).
„Ohne Lehrmeister ist er nicht gewesen, es hat einmal einen Theodor Fontane gegeben mit seiner geruhsamen Lust am Erzählen, mit der neutralen Art, sich vom dichterischen Objekt zu distanzieren und darum selbst in den Katastrophen, die er schildert, den eigenen Kopf kühl zu behalten.
Auch Georg Hermanns Tragik verliert stets die Schrecken kochender Leidenschaft und löst sich in die Melodie eines sanften Traumliedes. Wärmer als sein Meister

bleibt er dennoch. Er war ja auch viel jünger als der schon ganz reif gewordene Fontane, da er anfing, zu schreiben und Leser um sich zu versammeln. Er hat begonnen mit manchem, was wohl wert sein könnte, noch einmal abgestaubt zu werden. Aber das Licht, das er vor jetzt achtzehn Jahren mit ‚Jettchen Gebert' aufgesteckt hat, war groß genug, die kleineren unsichtbar zu machen." Fritz Engel (B. T. 469).

„Neben den umfangreichen Romanen steht eine reiche Produktion an kleineren Feuilletons, Skizzen und Kurzgeschichten, von denen leider bisher nur ein kleiner Teil in Essaybänden unter den Titeln: ‚Zeitlupe', ‚Vom gesicherten und ungesicherten Leben', ‚Kleine Erlebnisse' usw. gesammelt worden ist. Gerade in diesen kleinen Gestaltungen gibt Hermann Proben seines besten Könnens, in der idyllischen Welt des Alltags mit ihren kleinen Freuden und Leiden ist er immer ein liebevoller Beobachter, seine kleinen Feuilletons sind klug und gütig, voll tiefer Lebenserfahrung. Auch hierin zeigt sich Hermanns norddeutsche Veranlagung. Seine Skizzen sind immer inhaltsreich im Gegensatz zu den unterhaltsamen, aber meist spielerischen Nichtigkeiten der wiener Schriftsteller. Oft sind auch diese Feuilletons Vorstufen für seine reiferen Romangestaltungen und umgekehrt muten weite Partien seiner Romane essayistisch an. So steht der sechzigjährige Dichter heute noch durchaus auf der Höhe seines Schaffens, und wenn man mit ihm über seine Arbeiten spricht, so sprudelt er förmlich über von neuen Plänen, deren Gestaltung wir mit Spannung und dankbarer Freude erwarten dürfen." Walter Hermann Peri (Saarbr. Ztg. 274).

„Er ist für die kleinen Leute, die kleinen Verhältnisse, für das, was immer da war und immer wiederkommt. Und er sagt in seinem ‚Grenadier Wordelmann' gewiß mit Recht, daß die Seele sich nicht viel ändert. Man trägt sie nur etwas anders. Hermann sagt auch einmal, daß er nicht urteile, nicht ja, nicht nein sage, und für eine unpathetische Figur gehalten sein wolle. Das ist alles richtig und ist auch nicht richtig; denn im Grunde gibt es keinen Dichter ohne Pathos, es kommt nur darauf an, wo er es versteckt hat, und auf die Kunst, es leise zu machen. Georg Hermann hat sein Pathos — das Wort bedeutet ja ursprünglich Leiden — auf kurze, fein klingende Wellen geleitet; das Wesentliche bei ihm ist die Schwingung, das schwebende Hin und Her zwischen den Dingen und den Menschen. Die Leute lachen und weinen nicht laut bei ihm, sie gehen still und etwas gebückt durch ein niedriges Dasein; sie fragen mancherlei, und sie bekommen kaum eine deutliche Antwort. Aber was man immer hört, das ist das Klopfen eines Herzens. Ich weiß, daß die Mediziner es nicht mehr als Quelle des Blutumlaufs anerkennen wollen, es aus seiner zentralen Stellung an die Peripherie verwiesen haben. Aber wie man es auch nennen mag, für den Dichter, der sich nicht so genau an die Wissenschaft zu halten braucht, bleibt es ein unentbehrliches Organ und vor allem geeignet, ihn jung zu erhalten." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 234).

Vgl. auch: F. Spandow (N. Bad. Landesztg. 505 u. a. O.); H. F. (Neues Tagbl., Stuttgart, 466); —er —er (D. A. Z. 461); H. F. (Magdeb. Ztg. 6. Juli); Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 234 u. a. O.); W. H. P. (Berl. Börs.-Cour. 464); Bertha Badt-Strauß (Jüd. Rundsch. 78); Georg Hermann „Wo ich leben möchte!" (Stuttg. N. Tagbl. 468 u. a. O.).

*

Zur deutschen Literatur

„Die ‚Fürstengruft' und ihr Dichter. Zum 140. Todestag von Chr. Fr. D. Schubart." Von Siegfried Nestriepke (Vorw. 475).

„Goethe-Jahr." Von Fritz Engel (B. T. 484).

„Goethes Zähne." Von Willy Hellpach (B. T. 492).

„Ein Goethe-Buch [von Philipp Witkop]." Von Carl Günther (Bund, Bern, Bücherschau 455):

„Sein Goethe-Bild ersteht vor den Augen des Lesers aus einer unübersehbaren Fülle von Einzelzügen, ist ein zartestes Gewebe von Fäden, die alle bedeutsamen Tatsachen des reichen Lebens zu einem Ganzen wirken. Man kann es kaum fassen, wie es möglich war, all das Viele in dem einen nicht übermäßig umfangreichen Band zusammenzubringen. Dabei ist das Buch mit herzerquickender Frische geschrieben; mit beglückender Selbstverständlichkeit ergibt sich die Aufteilung des Stoffs in die dreißig Kapitel, die — eines wie das andere — Kabinettstücke eindringender Menschengestaltung und einleuchtender Kunstdeutung sind."

—, —. Von Max Gilmore (Elsäss. Literatur-Bl. 25).

*

„Ein Schwarmgeist auf dem Katheder: Franz von Baader." Von Walter Benjamin (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 42).

„Friedrich Hegel." Von Valeriu Marcu (B. T. 489).

„Hegel und die Gegenwart." Von Gerhard Lehmann (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 42).

„Friedrich Schlegels Nachlaß und die Görres-Gesellschaft." Ein Bericht von Heinrich Finke (Köln. Volksztg., Schritt 456).

„Zeitgenössische Urteile über Schelling." Von Hans Meyer (Münch. N. Nachr., Heimat 32).

„Fahrt in Clemens Brentanos Wunderland." Von Ernst Martin (Köln. Volksztg. 464).

„Rund um den Fürsten Pückler." Von Alfred Richard Meyer (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 242).

„Platen im brieflichen Verkehr mit Wittelsbacher Fürsten [ungedruckte Briefe]." Mitgeteilt von Paul Bornstein (Nürnb. Ztg., Luginsland 38).

*

„Haus Rüschhaus. Auf den Spuren der Annette von Droste-Hülshoff." Von Hermine Schmülling (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 488).

„Begegnungen mit Grabbe." Von Robert Warnecke (Alton. Nachr. 222).

„Neues über Grabbe." Von D. O. Nieten (Rhein.-Westfäl. Ztg., Buch 496).

„Gutzkows ‚Wally'." Der erste deutsche Frauenemanzipationsroman. Von Else Kuhn (Köln. Ztg., Frau 528).

„Max Stirner, zum 125. Geburtstag." Von H. W. Freudenthal (Schles. Ztg. 520).

*

„Elisabeth Ney [Das Urbild von Gottfried Kellers ‚Dortchen Schönfund'?]." Von L. Sertorius (N. Zür. Ztg. 2005).

„Die Bedeutung von Nietzsches Nachlaß." Von Alfred Bäumler (Basl. Börs.-Ztg., Kunst 225).

„Josef Ruederer." Zum Gedächtnis seines 70. Geburtstages. Von Tim Klein (Münch. N. Nachr. 280).

„Ludwig Thoma." Von Joseph Sprengler (Köln. Volksztg. 459).

„Die bayerische Dichterin [Lena Christ]." Von Börries von Münchhausen (Münch. N. Nachr. 264):

„Lena Christ ist in ihrer holzschnitthaften Art durchaus eine Volksschriftstellerin, die innerhalb der Grenzen ihrer Mundart eine der allerhöchsten Stellen einnimmt. Der klare Fluß der Handlung, die einfache und edle Darstellung, die keiner Unsauberkeit des Lebens ausweicht und doch nie den Dreck des Lebens unnötig auf Buchseiten ausschmiert, die prachtvolle Zeichnung der bäuerlichen und handwerkerlichen Gestalten, die geradezu als Fundgrube halbvergessener Sitten wirkenden Schilderungen, alles das kennzeichnet die Dichterin als eine der ragenden Gestalten süddeutschen Schrifttums."

*

„‚Der Tag ist da, wir können schlafen gehn ...'" Zum Todestag von Walter Flex. Von Rudolf Ableiter (Ostpreuß. Ztg. 287).

„Rilke in Frankreich und Italien." Chuzeville übersetzt Rilke. Von Emil Ernst Bösch (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1967).

„Erinnerung an Gundolf." Von einem seiner Schüler H. F. K. (Hannov. Kur. 458/59 u. a. O.).

„Francisca Stöcklin †." Von Walter Über Wasser (Basl. Nachr. 241).

„Georg Engel †." Von F. E. (B. T. 18. Oktober):

„So liegt das große, vom Leserkreise anerkannte, in einer Gesamtauflage zusammengefaßte Lebenswerk eines unermüdlich Strebenden und Schaffenden vor. Aber es hieße an dem Edelsten in diesem Toten achtlos vorübergehen, gedächte man nicht seines Wirkens als Freund des deutschen Schrifttums. Es war rastlos im Raten und Helfen. An allen Bestrebungen, die soziale und geistige Lage der deutschen Schriftsteller zu befestigen und zu stärken, hat Georg Engel einen führenden, richtunggebenden und geradezu leidenschaftlichen Anteil genommen. Wenn es einen Verband Deutscher Erzähler, einen Reichsverband des Deutschen Schrifttums und als Dach über alle interessierten Verbände eine Notgemeinschaft gibt, so ist heute und wird immer als werbender Freund, als sorgsamster Behüter der gemeinsamen Sache, als treuester Kamerad zu nennen sein: Georg Engel. Sollte sein Nachruhm als Dichter mit der Zeit verblassen, hier waren die starken Wurzeln einer Kraft, die über das Grab hinauswirkt."

—, —. Von R. W. (Acht-Uhr-Abendbl., Nat.-Ztg. 244).

*

„Hermann Bahr." Ein imaginäres Gespräch. Von Ernst Kamnitzer (Germ. 467).

„Adolf von Hatzfeld: Das glückhafte Schiff." Von Philipp Witkop (Köln. Ztg., Lit. 41):

„Hatzfeld ist einer der wenigen wahrhaften Dichter, die das heutige Deutschland besitzt, von ursprünglicher Reinheit und Kraft der Seele. Seine Lebens- und Kunstform ist die lyrische Natur, und Liebe sind die Mächte, die ihn bewegen."

„Kolbenheyer als Kritiker." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Lit. 4):

„Kolbenheyer hat seine bedeutendsten Werke aus der Geschichte gehoben. Aber nun bemüht er sich seit einigen Jahren, der Gegenwart einen Spiegel vorzuhalten. Nicht daß er wie ein Moralprediger eifert. Er sucht vielmehr in der Unsicherheit aller inneren Handlungen ein neues verpflichtendes Ethos aufzurichten. Er hatte schon in Montsalvasch seelische Zwitterzustände entlarvt. Aber damals war das nur ein Nebenthema."

„Emil Strauß. Ein deutscher Erzähler." Von Sch. (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 283):

„Dem Großteil des deutschen Lesepublikums von heute ist Emil Strauß so gut wie unbekannt, obwohl Strauß außer jedem Zweifel einer der bedeutendsten lebenden deutschen Erzähler ist, ja, einer der hervorragendsten Erzähler in unserem gesamten neueren Schrifttum überhaupt! ..."

„Der Franke Ernst Penzoldt." Von Paul Alverdes (Der Mittag, Düsseld., 247):

„Inzwischen ist er wirklich Dichter geworden, und seine idyllischen, seine tragischen und seine tragikomischen Erzählungen und Schauspiele haben ihn als eine der ganz wenigen wahrhaft poetischen Naturen überhaupt erwiesen, auf welche die gegenwärtige und die künftige Dichtung der Deutschen rechnen darf. Wie stark und eigentümlich aber seine seltene, doppelte Begabung ist, das zeigen neben den plastischen Arbeiten hohen Ranges, die er über seinen dichterischen Werken niemals gänzlich aufgehört hat hervorzubringen, am schönsten seine Manuskripte: mitten in die Schrift hinein oder an ihre Ränder beschreibt er seine poetischen Gestalten und Begebenheiten noch einmal mit Zeichenfeder und Tusche."

„Klaus Mann und das junge Geschlecht." Von H. Schwamborn (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 128):

„Das Bewußtsein von der Tiefe und Erhabenheit unserer christlich-europäischen Kultur, das bei der jungen Schriftstellergeneration unseres Landes in so bestürzendem Maße abhanden gekommen ist, ist bei Klaus Mann noch tief verwurzelt."

„Bruno Brehm. Ein österreichischer Dichter." Von Karl Benno von Mechow (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 2):

„Mächtig als Künstler, rein als Mensch scheint Brehm in seiner kernigen Männlichkeit inmitten des südostdeutschen Schrifttums seine besondere Mission empfangen zu haben und verantworten zu wollen. Man darf seinen Plan, an den aufgenommenen Fäden weiterzuspinnen und noch tiefer an Schicksalsursprung und -ziel des Donaureiches heranzudringen, die größte Aufmerksamkeit schenken."

„Otto Heuschele." Von Wolfgang Jünemann (Tüb. Ztg. 223 u. a. O.):

„Heuscheles Werk ist, soweit es bis jetzt vorliegt, gegründet in die schwere Natur der Sentimentalität als des Einklanges von Welt und Ich, eines Einklanges der Stille. Die Geistigkeit des Dichters ist das Ergebnis eines geheimen Gefühlsprozesses, nicht eines Verstandesprozesses, denn nicht ein Denker, ein Dichter tritt scheu und ehrfürchtig in den Dom deutscher Kunst, widmet sich in den drei Büchern: ‚Briefe

aus Einsamkeiten', ‚Geist und Gestalt', ‚Dichtung und Leben' dem Werk der Nation und deutet es nicht von der Untersuchung des Stoffs oder der Form her, sondern rein aus dem Erlebnis der Ganzheit der Dichtung. Er läßt die Tiefe der eigenen glühenden Seele in die aufgetane Schöpfung einströmen und zugleich ihre ewige Zeugungskraft in seinem bereiten Herz befruchtend niedersinken."

„Heinrich Christian Meier." Von Paul Th. Hoffmann (Alton. Nachr. 222):

„Ein junger Dichter lebt in unserer Heimatstadt und verdiente, hier mehr bekannt zu werden; wenigstens so bekannt, wie er es sonst in Deutschland ist. Sein Drama ‚Amrie Delmar', das bei seiner Uraufführung am Reußischen Landestheater in Gera einen lebhaften Erfolg errang, wurde später vom Reichsgericht für Aufführungen verboten, weil der Dichter darin die Geschichte von Annemarie Donner und den bekannten dresdner Mordprozeß behandelt hatte. Eine Sensation, die im Durchschnitt den von solchem Verbot betroffenen Autor zu fördern pflegt — für Heinrich Christian Meier brachte diese Sensation, die er nicht gewollt und darum auch vornehmerweise nicht genützt hat, keinen Erfolg. — Er ist vornehmlich Dramatiker und hat bereits ein halb Dutzend Dramen geschrieben, die ihrer Erprobung auf der Bühne harren."

*

„Im häuslichen Kreise: Franz Karl Ginzkey." Von Paul Wittko (Münch. Ztg., Propyläen 49).

„Fritz Bertram, der Heimatdichter der Oberlausitz." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Hans Christoph Kaergel (Schles. Ztg. 489).

„‚Volksbücher' sollten sie werden! Die Bücher Ernst Kromers." Von Hermann Kock (N. Bad. Landesztg. 539):

„Am 26. September 1931 feierte Heinrich Ernst Kromer in Konstanz seinen 65. Geburtstag. Ende Juli erschien im Verlage J. P. Bachem, Köln, sein Buch: ‚Zigeunerfahrt', Anfang Oktober kam die mit elf Holzschnitten von Frans Masereel geschmückte Volksausgabe: ‚Gustav Hänfling', Merkwürdigkeiten eines Porzellanmalers, im Transmare-Verlag, Berlin, heraus. Kromer hat sich selbst die schönsten Geburtstagsgaben beschert, und wenn es wahr ist, daß das deutsche Volk eine Wiedergeburt erlebt, dann fehlen auch auf dem Volksgeburtstagstisch zwei wundervolle Bücher nicht!"

*

„Lyrik am laufenden Band: Erich Kästner ‚Herz auf Taille', ‚Lärm im Spiegel', ‚Ein Mann gibt Auskunft'." Von Hermann W. Anders (Der Mittag, Düsseld., 241):

„In Kästners Versen steckt viel, fast schon zu viel, viel Schärfe der Diktion, viel melodischer Scharm. Die Politisierung hat Kästner nicht mitgemacht. Er räumt dem Guten und Schönen, dem Gescheiten und Tapferen, dem Gläubigen und Vertrauenden alle Plätze ein. Er verzichtet auf rationalistische Parabeln."

„Der Lyriker Fridolin Hofer." Zu seinem 70. Geburtstag. Von Hans Sturm (Germ. 478):

„Wenige nur wissen von dem katholischen Dichter Fridolin Hofer, dem sparsam Schaffenden und noch sparsamer Darbietenden, dessen lyrisches Gesamtwerk in fünf Bändchen vorliegt. Weil er den Umfang und die Tragkraft seiner Begabung kennt und respektiert und niemals auch nur in Versuchen über seine Grenzen hinausstrebt, leistet er auf seinem ureigenen Gebiete Wesentliches, Bleibendes."

—, —. Von Karl Pfister (Bund, Bern, 499).

—, —. Von Franz Jenny (N. Zür. Ztg. 2030).

„Entdeckung eines Dramatikers [Rolf Meller]." Von Heinz Dietrich Kenter (N. Bad. Landesztg. 535):

„Auf den Programmen von ‚Leutnant Komma' kann man lesen, daß der Dichter des Stücks Frank Maar heißt. Und somit hat für mich der Autor seinen dritten Namen bekommen. Frank Maar — Rolf Meller — Roszy Meller: oft umbenannt und oft verwandelt, aber endlich doch durch ‚Leutnant Komma' zu einem festen Namen gekommen — dem Namen des erfolgreichen Autors."

*

„Jugend im Übergang: Erich Kästner ‚Fabian'." Von Fritz Walter (B. B. C. 499):

„Dem Pessimismus, dem diese Menschen heutzutage als ihrer natürlichen Lebensluft verfallen, kommt eins zur Hilfe: ihr Humor. Sie haben sich angewöhnt, über die Unvernunft der Verhältnisse und die Verkehrtheit des Lebens zu lächeln, ohne daß sie aufgehört haben, darunter zu leiden. Dieser Lebensstimmung also gibt Erich Kästner Ausdruck, und seine Gleichartigen und Gleichaltrigen, von denen es sehr viele gibt, werden kaum ein Buch finden, das sie mit solcher Zustimmung auf jeder Seite lesen."

„Erich Kästners Roman [Fabian]." Von Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 246):

„Lebensangst unter einem Gewitterhimmel, das ist die Stimmung, die aus den Seiten dieses kurzweiligen Romans herausschlägt. Lebensangst, auch wenn sie sich in Galgenhumor entlädt.
Es ist nicht die Stimmung eines Eingängers, sondern einer gewaltigen Marschkolonne, einer ganzen Generation. Daß er ihrer Angst und Not das Wort findet, ist Erich Kästners Verdienst. Daß sein Roman künftig einmal den Wert eines Dokuments haben wird, eines Dokuments des Jahres 1931, ist Erich Kästners Lohn."

„Erich Kästner kämpft für die Moral [Fabian]." Von Hellmut Schlien (Mannh. Tagebl. 280):

„Kästner ist einer der wenigen Zeitgenossen, die ein Buch schreiben können, das man in einem Zuge herunterzulesen vermag. Man soll das nicht unterschätzen! Diese Bemerkung ist nicht nur als höchstes Lob gemeint; sondern sie stellt tatsächlich allerhöchstes Lob dar. Sie gilt dem ausgezeichneten Stilisten ebenso wie dem mit allen Hunden gehetzten Erzähler, dem man nach dieser Leistung beruhigt auf die Schulter klopfen und zur Variierung seines Ausspruchs Autorisierung erteilen kann: ‚Ich habe eine kleine Roman-Fabrik.' Hier sitzt alles wie angegossen, ist schön solide und dauerhaft gearbeitet — und vor allem ist es nicht nur ehrlich gemeint, sondern auch ehrlich und anständig geschrieben."

„‚Das Haus mit den drei Türen'." Der neue Roman von Wilhelm Schäfer. Von Rudolf Geck (Frank. Ztg., Lit. Bl. 40):

„Jeder, den es entläßt, wird zugeben, er sei bei einem Dichter und Deuter zu Gast gewesen, der mit dem Werkzeug seiner Sprache geheimnisvolle Stollen der Seele vortreibt, der dem nie Gesagten Zunge gibt und die schwersten Verwirrungen und Erschütterungen, die über Menschen kommen können, durchblickt und gelassen-heiter in Beruhigung löst."

„Rechtsfall und Liebesroman: Wilhelm von Scholz ‚Unrecht der Liebe'." Von Lutz Weltmann (B. B. C. 499):

„Dieser Roman, eigentlich eine Novelle, ist beste deutsche Tradition, jene Tradition, die aus zwei epischen Strömen gespeist wird, da ist noch — der ruhige Fluß des Erzählers — Prosa von jener Prosa, die Goethe im ‚Wilhelm Meister' geschaffen hat, aber die ‚Verwirrung der Gefühle' gemahnt an den Antipoden Goethes und ebenbürtigen Meister in der Novelle: Heinrich von Kleist."

„‚Unrecht der Liebe' [W. von Scholz]." Von Karl Rauch (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 4):

„Leicht, wie mit Flötentönen, als begänne ein Lied vom

Eichendorff, hebt der Roman an. Das Bild der Landschaft, die Rokokoverwunschenheit des Landschlosses wird überstrahlt von der scheuen Keuschheit des Knaben Charles. Nachdem alle Höhen und Tiefen menschlicher Leidenschaft durchliebt und durchkostet, durchtobt und durchlitten sind, klingen dumpf die letzten Sätze. Wilhelm von Scholz hat mit ‚Unrecht der Liebe' uns sein schönstes Buch geschenkt. Unter der überreichen Bücherernte dieses Herbstes steht es mit an erster Stelle."

—, —. Von Bruno E. Werner (D. A. Z., Unt.-Bl. 473):

„Der Tiefenraum, in dem die Vorgänge sich ereignen, ist ein Schauplatz ungewöhnlicher dramatischer Spannungen. Hier stehen Wesen und Willen vieler Menschen einander gegenüber. Handeln und Wollen wirken in geheimnisvoller Verknüpfung gegeneinander, das so Entstehende bleibt vorher unberechenbar, denn hier greift ein übergeordneter dritter Wille ein: das Schicksal."

„Die ‚Vanadis' der Isolde Kurz." Von Börries, Freiherr von Münchhausen (D. A. Z., Unt.-Bl. 473):

„Ist das nicht fabelhaft: da setzt sich diese 78jährige Isolde Kurz hin und schreibt einen biographischen Roman, der nicht nur in seiner Art das beste aller ihrer Bücher ist (und wahrhaftig, es waren köstliche darunter!), sondern der gleichzeitig auch fast alle anderen biographischen und anderen Romane der letzten Jahre einfach über den Haufen rennt! Ich bin gern zaghaft im Tadel, wenn ich nur auch herzhaft im Lob sein darf, und so will ich es hier tollkühn hinschreiben: Diese Lebensschilderung der Vanadis steht tatsächlich neben Goethes Wilhelm Meister. Ich habe das Buch voll tiefer Entzückungen gelesen und bin sicher, daß alle mir danken werden, die auf mein Urteil hin es in die Hand nehmen."

„Franz Werfels neuer Roman ‚Die Geschwister von Neapel'." Von Ernst Korrodi (N. Zür. Ztg. 2020):

„Es zeugt von Werfels Meisterschaft, wie er das Porträt jedes dieser Geschwister geistreich ausführt und dennoch das Außerordentliche, die Empfindungswelt wahrt. So endet der Roman, wie wenn überhaupt das Zeitalter der Musik zu Ende ginge und die Vernunftwelt die Macht an sich risse."

—, —. Von Otto Pick (Prag. Pr. 275):

„‚Die Geschwister von Neapel' sind ein Roman von der Welt der Liebe und der Welt der Dinge. Die Innerlichkeit besiegt den Realismus. Ein neuer, verinnerlichter Lebensrealismus wird von den Überlebenden einer Schicksalstragödie als glückverheißende Daseinsmaxime erkannt."

„Der Roman einer Strafkolonie. Zu Ernst Weiß ‚Georg Letham, Arzt und Mörder'." Von Fritz Walter (B. B. C. 483):

„Dieser, nach Umfang und Bedeutung große Roman, Ergebnis einer langen und vieljährigen Arbeit, geschrieben von einem Mann in der Mitte seines Lebens, steht auch im Mittelpunkt seines Werkes. Er stellt nicht nur die Sammlung, Zusammenfassung und Weiterführung der dichterischen Kräfte und Pläne aus früheren Romanen dar, er ist das große und entscheidende Hauptunternehmen in der Produktion eines Dichters geworden, zum Rang und Ansehn eines Lebenswerkes erhoben."

„Arzt und Mörder [E. Weiß]." Von Ernst Krenek (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 42):

„Die sprachliche Leistung erhebt sich gelegentlich zu beachtenswerter Gewalt, mit viel Kunst ist auf dem sehr breiten und fast nur von Greueln erfüllten Raum des Buchs ein Entsetzen gegen das andere ausgespielt. Männliche Ironie, als Darstellungsmittel organisch hergeleitet aus dem hoffnungslosen Versuch des trotzigen Selbstschilderers, die von ihm erlebte schicksalhafte Verlorenheit des Menschen zu einer Art von nihilistischem Lebensprinzip zu erheben, ermöglicht die Schilderung auch recht exponierter Schrecknisse."

„Erzählende Literatur ‚Sieger und Besiegte' von Ernst Zahn." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1900):

„Um überraschende Motive ist Ernst Zahn nicht verlegen. Die Welt seiner Erfahrung, seine ungezählten Romane sind ihm selbst zur Wirklichkeit geworden, in der er sozusagen sein inneres, immer auf Gestaltung brennendes Leben zubringt und seine erzählerischen Vorwürfe zum anderen Mal holt. Die große Könnerschaft des Dichters wird man in vielen dieser dramatischen Novellen wahrnehmen."

„Otto Flake." Zu dem Roman „Montijo" nebst einer Bemerkung über Mömes Flake-Schrift. Von Siegmund Bing (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 41):

„In ‚Montijo' erneut und steigert Otto Flake den kühnen Versuch, am eigenen Lebensgang und Aktionsradius die Horizonte der Zeit auszumessen."

„‚Feine Leute' [Kasimir Edschmid]." Von Friedrich Sieburg (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 39):

„Lobe ich dieses Buch oder tadele ich es? Ich beschäftige mich mit ihm, denn es hat mich beschäftigt. Obgleich der Verfasser ein sehr flüchtiger Stilist ist, der die Wortstellung in der deutschen Sprache nicht sicher beherrscht und den Unterschied zwischen ‚anscheinend' und ‚scheinbar' nicht kennt, so bleibt das, was er schreibt, doch immer stark, manchmal sogar erschütternd."

„‚Der Weg zurück.' Zu dem Nachkriegsbuch E. M. Remarques." Von Benno Reifenberg (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 39):

„‚Der Weg zurück' stellt sich uns als eine Art Pflichtarbeit dar. Wir halten es für respektabel, daß sie unternommen wurde und daß der Autor, dessen Darstellung vom Krieg von Millionen Menschen gelesen worden ist, glaubte gezwungen zu sein, seinen Lesern auch zu sagen, was er von diesem Frieden hält. Gleichwohl fehlt dem so entstandenen Buch das Authentische. Vielleicht wäre ein peinlich genauer autobiographischer Abriß überzeugender gewesen. Es hätte dadurch mittelbar gelingen können, was sich dem unmittelbaren Zugriff des Autors leider entzogen hat: Menschen zu gestalten und durch sie ihre Epoche."

„Ein Deutscher ohne Deutschland: Walter von Molos neuer Roman." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 2):

„Molo gibt seinem List-Roman den Titel ‚Ein Deutscher ohne Deutschland' (Paul Zsolnay, Wien). Das ist nun die Formel für die Gestalt. Molo verknüpft List mit der Idee Deutschland, mit dem Werdenswillen der nationalen Idee, und aus ihr gewinnt die Gestalt lebendige, mythische Kraft. List wird zu einem Propheten der Zukunft, und das ist seine überzeitliche Größe. Er ist einer, der nur Deutschland denken kann, und der um dieses zukünftigen Deutschland willen alles tut, selbstlos und besessen. Innerhalb einer kleinen, zerklüfteten Zeit wird sein persönliches Leben dadurch tragisch. Die Zeit gibt der Erscheinung die Problematik. List ist in seiner Gegenwart der Unruhstifter, der Sprenger, und er scheitert an den Widerständen der Beharrenden, die sich ihm entgegenstellen. Aber er glaubt an seine Idee, und untergehend sieht sein Blick den Sieg schon in der Nähe."

„Für und wider den List-Roman von Walter von Molo. Die Tragödie der deutschen Menschen." Von Hans Henning Freiherr Grote (Deutsche Ztg., Kultur 248):

„Für dieses innerliche Deutschland, das es zuerst wieder zu erobern gilt, ehe einem äußerlichen der Weg bereitet werden kann, gab Walter von Molo ein neues Zeugnis seiner dichterischen Kraft, und es ist bezeichnend, daß gewisse große Blätter deshalb seinen List-Roman mit einem heiteren, einem nassen Auge betrachten; denn dieses Buch ist nicht nur ein historisches Gemälde, sondern wirkt als ein mahnendes Fanal, hämmert ein und rüttelt auf. Wir besitzen auf der deutschen Seite nicht viel solcher Bücher, denen man dies

Zeugnis ausstellen kann, Grund genug, ihrem Schöpfer dankbar zu sein, von dessen ganzem Werk man zuletzt wohl auch behaupten darf: Auch im Mittelpunkt von Molos Schaffen und Leben steht doch immer nur Deutschland!"

„Ein Deutscher ohne Deutschland [Molo]." Von Heinrich Spiero (D. A. Z., Unt.-Bl. 449):

„Indem sich aber Molo an seinem Thema emporschrieb, sich in ihm verklammerte, gab er zugleich ein Werk leidenschaftlich heischenden Deutschtums, viel mehr als einen Roman. Mit Erschütterung erlebt man hier deutsche Geschichte aus der Zeit, in der auch Raabe seine Menschen gern ansiedelte."

„Reps, die Persönlichkeit', zu Kolbenheyers neuem Roman." Von Carlheinz Riepenhausen (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 269).

„Vier Romane um die heutige Jugend: der Romanzyklus ‚Jugend' von Frank Thieß." Von Curt Hotzel (Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch. 488).

„Zwei große deutsche Romane: der neue Frank Thieß und der neueste Hans Fr. Blunk." Von Eugen Kühnemann (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 464):

„Frank Thieß schließt mit seinem ‚Zentaur' die Tetralogie vom Werden der neuen deutschen Jugend. Im Innersten seines Wesens Dichter, taucht er mit einzigem Feingefühl in die Zeit- und Weltstimmung der Epochen hinein, die er schildert.
Aus der ‚Volkswende' von Hans Friedrich Blunck schaut uns das blaue Auge des Niedersachsen an. In diesem blauen Auge spiegelt sich das Meer und der weite Himmel. Man wird vielleicht einmal sagen: Bluncks ‚Volkswende' ist das epische Hauptwerk der neuen niedersächsisch-hanseatischen Kunst."

„Bauern, Bonzen und Bomben. Ein politischer Roman von Hans Fallada." Von Valeriu Marcu (Münch. N. Nachr. 271):

„Fallada erreicht das Maximum an politischer Objektivität. Er beschreibt Typen, zeigt, wie die Einwohner einer nordischen Stadt an der Wasserkante wie Hampelmänner gegeneinander und miteinander handeln. Eine Bauernrevolte und eine Komödie der Irrungen. Zola hat solche Romane geschrieben, er hat am Holz, an der Materie, wie ein Tischler gehobelt, er hat die Wirklichkeit monumental umfaßt. Aber Fallada hat gar keinen Vorgänger, weil er keinen haben will; er sieht, sieht nur, nicht mit zwei, sondern mit zwanzig Augen."

„Wieviel Liebe braucht der Mensch?' Die Beichte eines leidenschaftlichen Herzens." Von Gerhard Menzel (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 483).

„Eine Volksausgabe von ‚Volk ohne Raum' [Hans Grimm]". Von Johan Luzian (Kreuz-Ztg. 288):

„Dieser Roman von 1400 Seiten ist ein kosmisches Gebilde, und es gibt kaum ein Werk aus dem nordischen und deutschen Schrifttum der letzten Jahrzehnte, das so umfassend das Leben, alle Triebe, alle Bindungen, alle Erfahrungen gestaltet, wie ‚Volk ohne Raum'. Endlich sei noch auf die Sprache hingewiesen, die ihre Tönung durch einen leichten niederdeutschen Dialekteinschlag hie und da erhält, die kräftig und mit einem geheimen inneren Singen in sich aufnimmt zur Erhöhung des Wohlklangs und zur Bereicherung der Nuancen."

„Apis und Este', der Roman Franz Ferdinands, von Bruno Brehm." Von W. Oe. (Kreuz-Ztg. 267).

„Mein neuer Roman: Das Wachsfigurenkabinett." Von Liesbet Dill (Basl. Nachr. 285).

„König Volk' [Rob. Hohlbaum]." Von Erwin H. Rainalter (N. Wien. Tagbl. 278):

„In der Tat hat uns der Bismarck-Dichter Karl Hans Strobl Romane aus Galizien, aus Polen geschenkt, die wohl mustergültig genannt werden dürfen und von höchster Gerechtigkeit diktiert sind. Und was Hohlbaum anlangt, so gibt uns er, der bisher der Darsteller der deutschen Erhebung war, nun dieses Buch ‚König Volk', das in Frankreich spielt, das die französische Erhebung, die französische Revolution behandelt und die französische Seele, den französischen Geist mit erstaunlicher Objektivität, mit wahrhaft historischer Überlegenheit erfaßt und deutet."

—, —. (Schlesw. Nachr. 10. Oktober 1931).

„Roman einer Diktatur: Hans Heyck ‚Der Glückliche'." Von Ernst von Wolzogen (Tag, Unt.-Rundsch. 237).

„Schicksale aus dem Grenzland" (Fr. Winterholler, Die Kaiserhöhe, Erzählung. F. G. Speidel, Wien-Leipzig). Von Jakob Baxa (Deutsche Zeitung 115):

„Das Buch von Winterholler ist das Werk einer deutschen Seele."

*

„Hugo Balls Weg zu Gott." Von L. Pfl. (Der Elsässer, Kl. Revue 10).

„Oswald Spenglers Lebensphilosophie." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 128).

„Geist und Tat. Zu dem Essay-Band Heinrich Manns: Franzosen 1780—1930." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 40).

„Pariser über Paris: ‚Hier schreibt Paris' von Alfred Wolfenstein." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 42).

„Hier schreibt Paris." Ein Sammelwerk von heute. Von Ernst Weiß (B. B. C. 489).

„Weltgeschichte von innen, zu Kurt Breysigs ‚Geschichte der Seele'." Von Werner Richter (B. B. C. 456).

*

Zur ausländischen Literatur

„Oscar Wilde." Von Herbert Eulenberg (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 559).

„Ästhet und Märtyrer." Zu Wildes 75. Geburtstag. Von Alfred Wolfenstein (B. B. C. 481 u. a. O.).

„Erinnerungen an Oscar Wilde." Von Louis Latourrette (Königsb. Allg. Ztg. 484 u. a. O.).

„Der Champagner der Literatur [Wilde]." Von Ludwig Marcuse (N. Bad. Landesztg. 522).

„John Henry Mackay." Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 43).

„Joseph Conrads ‚Rettung'." Von Kurt Heuser (B. T. 488).

*

„In Stendhals Traumländer." Von Werner von der Schulenburg (N. Zür. Ztg. 1967).

„Ein Franzose über die deutsche Krise [Pierre Viénot]." Von Ernst Robert Curtius (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 567).

„Ein Bankrott im französischen Gegenwarts-Roman." Von Charlotte Demmig (Germ., Ufer 9).

„Zwischen Olymp und Golgatha [Peter Klassen: Baudelaire]." Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiss. 41).

*

„Toscana gentile." Toscanische Schriftsteller der Gegenwart. Von Eugenio Montale (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1826).

*

„Knut Hamsun und das Abendland." Von Emil Mika (Sudetendeutsche Ztg. 4. Oktober 1931).

„Knut Hamsun." Von Ernst Glaeser (N. Bad. Landesztg. 488).

*

„Stijn Streuvels." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Gustav Schönle (Köln. Volksztg. 468).

*

„Turgenjew und das Religiöse." Von Kn. (Germ. 461).

*

„Die bulgarische Schriftstellerin Dora Gabe über ihr Schaffen." (Prag. Pr. 278).

„Der slovenische Lessing, zu Fran Levstiks 100. Geburtstag." Von Hermann Wendel (Prag. Pr., Dichtung 39).

„Eine slawische Literaturgeschichte?" Von Alexander Brückner (Prag. Pr., Dichtung 40).

*

Allgemeines

„Ein Blättchen [an die Ultraliberalen in Deutschland] und ein bisher unveröffentlichter Brief Lenaus an W. L. J. Kiderlen." Zur Eröffnung des Lenau-Museums in Lenauheim. Von Eduard Castle (N. Wien. Abendbl. 223).

„Mittelalterliche Mysterienspiele in Klausen nach den neuesten Forschungen." [Schluß.] Von Anton Dörrer (Tiroler Anz. 213).

„Das ganze Weltwissen für M. 2.85!" Ein noch nie dagewesenes Konversationslexikon: in einem Band 35000 Stichwörter auf 944 Seiten [Th. Knaur Nachf.]. Von R. D. (Acht-Uhr-Abendbl., National-Ztg. 247).

„Die Lösung der Hauser-Frage." Von Eduard Engel (Köln. Ztg. 572,574).

„Eine neue deutsche Nationalliteratur: Reclams ‚Deutsche Literatur'." Von Paul Fechter (D. A. Z., Unt.-Bl. 473).

„Kleine Dramaturgie." Von Egon Friedell (Münch. N. Nachr. 263).

„Die Tragödie von Saalfeld [Prinz Louis Ferdinand]." Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 245).

„Wo steht die deutsche Dichtung?" Von Niels Hansen (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 3).

„Zur Legende vom ‚Klassikertod'." Von Carl Helbling (N. Zür. Ztg. 1860).

„Der Dichter und unsere Zeit." Von Hermann Hesse (Stuttgart. N. Tagbl. 471).

„Das Crailsheimer Liederbuch. I. Steins Jugendliebe: Fräulein von Crailsheim." Von Fritz Heymann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 244).

„Miseren und Premieren." Von Heinrich Eduard Jacob (B. T. 491).

„Eine Literaturgeschichte gegen Ressentiment [Joh. Mumbauer: Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit, in 2 Bänden]." Von Johannes Kirschweng (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 41).

„Schiller-Stiftung und Goethe-Jahr." Von Heinrich Lilienfein (D. A. Z. 452).

„Junge deutsche Dichtung. Versuch eines Überblicks." Von Joachim Maaß: Neuromantik: Manfred Hausmann, A. Arthur Kuhnert, Martin Beheim-Schwarzbach (Köln. Ztg., Lit. 39); Neoklassizismus: Richard Friedenthal, Hans Aufricht-Ruda (ebenda 40) und Paul Alverdes, Oskar Walter Cisek; Lyrik: Erich Kästner, Fred von Zollikofer, Theodor Kramer (ebenda 41) und Victor Wittner, Hellmuth Carsch, Wolfram Brockmeier, Fritz Diettrich, David Luschnat, Paula Ludwig, Ruth Schaumann, Erika Mitterer, Veronika Erdmann (ebenda 42).

„Eine unzeitgemäße Frage [Was ist ein Dichter?]." Von Robert Musil (Prag. Pr. 272).

„Zwingli-Literatur." Von Omega (N. Zür. Ztg. 1932).

„Der Bund rheinischer Dichter." Von Alfons Paquet (Saarbr. Ztg. 269).

—, —. Von E. W. (Germ. 466).

„Eine neue Literaturgeschichte [in Verbindung mit Ermatinger, Strich, Viëtor u. a.]." Von Heinrich Reinhardt (N. Zür. Ztg. 1905).

„Ein Jahrtausend pfälzische Dichtung." Von Karl Ruster (Völk. Beobachter 277/78).

„Vom Geist der Tradition." Von Max Rychner (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 531).

„Neue Romane und Novellen [von H. Mann, Rob. Neumann, Th. Däubler, Werfel]." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 39).

„Deutscher Sprachverein und deutsche Dichtung." Von Paul Schulze-Berghof (Deutsche Ztg., Kultur 245 a).

„Abschiedsworte einer Zeitschrift [Der literarische Handweiser]." Von Gustav Keckeis (Germ., Ufer 9).

„Stirbt das plattdeutsche Buch?" (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 297).

Echo der Zeitschriften

Der Kunstwart. XXXXV, 1. (München.) Hermann Rinn betont, was die Zeitschrift in diesen Tagen der wirtschaftlichen Krise ihren Lesern zu sein vermag:

„Was kann der Sinn einer Zeitschrift sein? Eben der: sich fernzuhalten von dem immer mammutartigeren und vielfach in Selbstzweck und unabsehbares geistloses Spezialistentum ausartenden wissenschaftlichen Betrieb wie von der demagogischen Massenhaftigkeit, dem Aberglauben und dem Fehldenken der Zeit. Abstand gewinnen von der groben, maßlosen Aktualität hier wie von der lebensfremden Selbstherrlichkeit dort, von der Mechanisierung, Technisierung und Vereinseitigung auf beiden Seiten. Wirken gegen die Entwertung des Worts wie gegen die Verwirrung der Maßstäbe. Arbeiten im Sinn der Besinnung, der Sichtung und Sammlung, der Verantwortlichkeit des Geisteslebens, einer produktiven Kritik, der Erhaltung des Lebendigen und Förderung neuer positiver Kräfte.

Niemand wird uns ausreden, daß diese Funktion nicht mehr notwendig sei, von der Tagespresse oder einem anderen ‚billigeren' Publikationsmittel wahrgenommen werden könne. Das Gegenteil ist der Fall, gerade dann, wenn diese Mittel endlich sich auf ihre wahren Aufgaben beschränken werden. Die Zeitschrift wird ein

Ort des Sammelns bleiben, der Mitte und Vermittlung, des Gesprächs, der geistigen Begegnung, der ordnenden und formenden Überschau über die Zeit. Nicht die Aktualität des Tages ist ihre Sache, sondern die Aktuierung der Zeitkräfte im Sinn der Zusammen- und Mitarbeit an der gemeinsamen Sache."

Stimmen der Zeit. LXII, 1. Den „Kollektivmenschen" beurteilt Peter Lippert mit letztem Pessimismus, der uns beachtenswert scheint, ohne daß damit unseres Erachtens das letzte Wort gesprochen sein müßte:

„Es wird der Zwang, den der Kollektivmensch erleiden wird, der stärkste sein, der gewalttätigste, den es je gab: Welche Greuel auch manche individuelle Bösewichter, Renaissance-Menschen, große Tyrannen der Geschichte verübt haben, es war doch ein Kinderspiel gegenüber der maschinellen und präzisen Wucht, mit der die kollektive Masse auf den einzelnen drückt. Was ein Mensch allein gegen den Mitmenschen unternehmen kann, ist wie ein Steinwurf, der ja wohl hart treffen, sogar töten mag, aber was die kollektive Masse unternimmt, ist wie der Druck einer hydraulischen Presse, die den Unglücklichen langsam zerquetscht, der zwischen ihre Backen gerät; sie preßt ihn zusammen mit allen übrigen einzelnen Opfern zu einem formlosen Menschenbrei. Es ist unglaublich schwer, sich geistig zu behaupten gegen die Tyrannei der Masse, selbst ihre Schlagworte sind von einer tyrannischen Kraft, und nur ganz freie und starke Menschen wagen sich wenigstens innerlich dagegen aufzulehnen. Das fühlen bereits wir, die wir doch immerhin noch keine vollendeten Kollektivmenschen sind; wenn etwa das Schlagwort ‚sozial' oder ‚national' ertönt, dann fühlen wir, daß hinter ihnen eine mitleidlose und rücksichtslose Masse steht, die uns zum mindesten den Hut vom Kopfe schlägt, wenn wir ihre Haßgesänge nicht mitsingen oder wenigstens stehend mitanhören wollen.

Weil der Kollektivmensch ein unfreier Mensch ist, darum wird er notwendig auch ein unlebendiger Mensch, sein inneres Leben, das doch immer etwas Eigenes und Individuelles sein müßte, ist gezwungen, einzuschlafen und schließlich zu verlöschen. Wie er äußerlich immer nur in Schritt und Tritt marschiert, so können auch seine Gedanken sich nur in Sprechchören oder in Massenversammlungen äußern; aber er hat schließlich keine eigenen Gedanken mehr, weil er sie überhaupt nicht empfangen könnte, wenn sie kämen, weil er keinen eigenen inneren Raum hat, keine stille Stunde der Einkehr zu sich selber."

Deutsches Volkstum. XIII, 10. (Hamburg.) Was bedeutet die Antike im 18. Jahrhundert für den deutschen Geist? Hans Bogner schreibt:

„Als der deutsche Geist sich im 18. Jahrhundert in die originalen Griechen verliebte, war man nur allzu rasch bereit, in dem bewunderten Volk sich selbst wiederzufinden. Aber das Verständnis beginnt erst, wenn man die Kluft anerkennt, die uns scheidet. Als wir die Griechen zu Lehrmeistern wählten, als Wilhelm von Humboldt, der sich gegen das Christentum indifferent verhielt, in Pindar oder Aischylos die besten Bildner der freien, zunächst der eigenen Persönlichkeit entdeckte, stand man im Zeitalter eines weitgetriebenen Individualismus. Gegen den Staatsgedanken verhielt sich der Griechenfreund um 1800 gern gleichgültig oder ablehnend. Aber das freie Individuum, der Kosmopolit, erstand in Hellas erst verhältnismäßig spät, in der Zeit der Aufklärung und Sophistik, dieser geistigen Vorbereitung des politischen Niedergangs und der staatlichen Schwäche. Die archaische und die klassische Zeit (die man heutzutage wieder höher zu werten wagt als den Hellenismus) lehrt gerade die Stärke überpersönlicher Bindungen. Der Stand oder die Gemeinde ist das Ganze, das Einzelwesen ist nur ein Teil, ein Glied, eine Funktion des Ganzen. Sein Schicksal heißt Moira oder Aisa, der ‚Teil'. Es gilt als Wille der Götter, daß der Einzelne sich dem Ganzen eingliedere, zunächst seinem Stand oder Staat und weiter dem großen Seinszusammenhang überhaupt, ohne seinen ‚Teil' zu überschreiten. In den ersten Gesängen der Odyssee führt Athene den Telemachos zur Adelsnorm, zur Erfüllung seiner Standespflichten, nicht etwa zur ‚Persönlichkeit'. Die Verspannung des Natürlichen mit dem Göttlichen ist das Kennzeichen der alten Zeit; alles geschieht durch die Götter. Wer vom ‚Götterapparat' bei Homer spricht, hat das Lebenselement dieser Menschen nicht verstanden. Nicht ‚reine Menschlichkeit', sondern Bindung des Menschen an die Gottheit und durch sie an Stand oder Staat erfüllt in verschiedenen Brechungen Epos, Lyrik und Tragödie. Diese alte Dichtung ist aller individualistischen Literatur gerade dadurch überlegen, daß sie aus der größeren Fülle des Lebens im ganzen entstand."

Hochland und Ausland. IX, 10. (Berlin.) In seinem Aufsatz „Nationaler und übernationaler Lebensraum für den deutschen Studenten" sagt Adolf Morsbach:

„Der deutsche Student, wie wir ihn sehen, erwartet keinen Führer, der sich blasphemisch zum Messias setzt, sondern gibt nur einem Führer, der ihm der berufene Repräsentant für die Lösung der gegenwärtigen Notsituation ist, nicht nur seine Zustimmung, sondern wird ihm aus allen Kräften der Gefolgschaftstreue und des inneren Beistandes die Atmosphäre schaffen helfen,

die die Voraussetzung zur Erfüllung seines politischen Werkes ist. Wollen wir uns wundern, daß eine leidenschaftliche Gefolgschaftstreue, die wie ein ungehobener Schatz bereit liegt, noch nicht einem Manne gehört, dem selbst mancher erfahrene und nüchterne Mann des öffentlichen Lebens noch nicht zuzustimmen wagt, und der eben doch, ohne die Möglichkeiten einer Verführung und Verzauberung und irgendeines Bluffs, nur mit dem Mittel strenger Einsicht und sachlicher Arbeit zu gewinnen vermag?"

Sozialistische Monatshefte. XXXVII, 10. (Berlin.) Den Tendenzkunstpolitikern sagt Ernst Kallai:

„Gerade den Tendenzkunstpolitikern sei es gesagt, daß ein sozialer Realismus des nur sentimentalen oder sachlichen Klebens an dem Stück Wirklichkeit vor seinen Augen unzulänglich bleiben muß, besonders was seinen dokumentarischen Wert und die aktivierenden Absichten seiner Tendenz angeht. Er läßt das Motiv in der Enge seiner Anschauung ersticken oder in dem Gefühlserguß seiner menschlichen Anteilnahme aufquellen wie einen zähen Brei, in dem Geist und Wille der Betrachtung versacken müssen, anstatt bewegt zu werden und der ganzen Weite von Schicksalsverknüpfungen räumlicher wie geistiger Art gegenwärtig zu sein, die in dem Motiv zusammenwirken, also wesentlich mitbestimmend zu seiner Wirklichkeit gehören. Ein realistisches Gemälde, das nicht den ganzen Lebensraum seines Motivs sichtbar, gleichsam röntgenisiert in der Fläche unterbringen kann, das die Hintergründe und inneren Spannungen dieses Motivs nicht mit der gleichen Schärfe für die Anschauung zu realisieren vermag wie seine Vordergründe, ist nur ein Teilwerk, das in seiner kleinbürgerlich-gemütvollen perspektiven Verkapselung so tut, als sei es ein Ganzes. Man sieht ein kunstvolles Gehäufe von äußeren Verkrustungen des Lebens, die den Spielraum des Schauens in die Weite und Tiefe, zum Gesamten der Wirklichkeit hin stofflich und gegenständlich verstopfen. Dabei wird unser Schauen gerade durch die moderne Wirklichkeit und ihre kritische Erkenntnis mehr denn je zu einer Universalität im Verknüpfen und Deuten weitverzweigter Tatsachen als Erscheinungen einer Schicksalsgemeinschaft, einer Wesenseinheit angeregt. Die perspektivische Abstufung in Vorder-, Mittel- und Hintergrund hat ihren Sinn verloren. Alle Winkelperspektiven von ehemals zerschellen bei dem Anprall an eine Welt, in der selbst das Fernste und Entlegenste, das im Wesen zutiefst Versunkene und Verborgene sich unserem Lebensraum mit aller Kraft zur unmittelbaren Gegenwärtigkeit aufzwingt: durch unsere technische Organisation, durch unsere Wirtschafts- und Gesellschaftsverbundenheit, durch die erweiterte und vertiefte Erkenntnis, die wir von unserer leibseelischen Beschaffenheit haben. Diese gleichexponierte Vordergründigkeit aller Dimensionen des neuen Lebens- und Bewußtseinsraums bildhaft zu meistern mag für den Realismus gewiß ein schwer zu lösendes Formproblem sein. Es hat jedenfalls noch keine schöpferische Lösung gefunden."

Die Neue Rundschau. XLII, 10. (Berlin und Leipzig.) In Bernard Shaws „Geschichte meiner Jugend" finden sich folgende, sehr bezeichnende Auslassungen:

„Heute, da ich diese Worte schreibe, gibt es eine neue Schrulle: die Psychoanalyse, das heißt, die Heilung von Krankheiten durch Aufklärung des Patienten über sein Leiden: eine ausgezeichnete Idee, wenn man zufällig weiß, was einem fehlt, besonders wenn die Diagnose lautet, daß dem Patienten gar nichts fehlt. So wie eine Biene, die den verzweifelten Versuch macht, ein Blumenbeet durch ein geschlossenes Fenster zu erreichen, zu dem Schluß kommt, daß sie verrückt oder das Opfer böser Geister ist, und vor Erschöpfung und Verzweiflung zugrundegeht. Wenn sie nur wüßte, daß alles mit ihr in Ordnung ist und daß sie nichts anderes zu tun hat, als einfach durch das offene Fenster oder die Tür hinauszufliegen, wie sie hereingekommen ist. Der geborene Kommunist beginnt wie die Biene am geschlossenen Fenster. Er quält sich und alle anderen, bis er entweder vor Wut erstickt, oder er kommt durch die Lektüre der Parteiliteratur oder durch die eigene Vernunft (falls er welche besitzt) darauf, die volkswirtschaftliche Struktur unserer Gesellschaft zu untersuchen. Sofort wird ihm alles klar. Eigentum ist Diebstahl; Ansehen der besitzenden Klasse auf Kosten der Armut ist Gotteslästerung; Ehe auf Basis materieller Interessen ist Prostitution; ein Kamel geht leichter durch ein Nadelöhr, als daß ein reicher Mann ins Himmelreich kommt. Jetzt weiß er, woran er ist und wie die Gesellschaft aussieht, durch die er sich so einschüchtern ließ. Er ist von seiner Mißgunst kuriert und steht den Großen dieser Welt ebenso zwanglos gegenüber wie Cäsar den Piraten, die er fest entschlossen war, kreuzigen zu lassen, als das Schlachtenglück ihn, den Gefangenen, zu ihrem Herrn machte.

Ist er kein geborener Kommunist, sondern eine Ausbeuternatur, die den Nebenmenschen gern duckt, die an dem Gegensatz zwischen dem eigenen Wohlstand und dem Elend der anderen ihre Freude hat und zugleich in einer gewaltigen Verachtung für Feiglinge und Schwächlinge ihr Glück empfindet, so wird ihn gerade die Entdeckung des Wesens unseres Kapitalismus

dazu ermutigen, sich auf seiten dieses Kapitalismus zu stellen, mit allen Kräften, über die dieser und er selbst verfügen. Aber im allgemeinen laufen die Menschen mit der Gesellschaftsschicht, in die sie hineingeboren sind, und finden sich mit ihren Vor- und Nachteilen ab, ohne die Moral dieser Gesellschaft zu ändern oder ihre Grundsätze zu verstehen."

Radio-Wien. VIII, 2. Über Erich Kästner schreibt Hans Prager:

„Es ist schwer, für das geniale Werk Kästners ‚Leben in dieser Zeit', als Kunstgattung die richtige Bezeichnung zu finden. Vielleicht ist es richtig zu sagen, daß dem Dichter der (wohl unbewußt gewollte) Versuch gelungen ist, Wesen und tiefere Absicht der griechischen Tragödie, die aus einem Kollektivgeist entsprang, in die unmittelbarste Gegenwart zu übertragen, einer Zeit, die wieder seelisch sehr stark kollektiv geworden ist, zu sagen, wie unglücklich ihre Menschen eigentlich sind. Der Durchschnittsmensch unserer Tage, dem das Gleichmaß seines Tagewerks die Seele zerstört, er ist in seinem kleinen, aller großen Gesten baren Leben der wahrhaft tragische Held, er ist der Unbekannte und doch allen Bekannte, auf dem der Fluch der Großstadtzivilisation lastet. Ein Massenschicksal, das dem persönlichen Geist alle edleren Illusionen raubt, rollt vor uns ab: doch die unzerstörbare Sehnsucht greift in das Triebwerk und bringt es in Unordnung. Eine natur- und liebessehnsüchtige Hoffnung lebt in dieser zu Typen erstarrten Masse. Im kalten Bogenlampenlicht wirft diese ganze Maschinerie ihren toten Schatten, den unsere Nachfahren zertreten werden.

Erich Kästner ist selbst ein Gleichnis dieser Zeit, deren Geist eine schneidend-kalte Höhe erklommen hat. So hoch sind wir emporgekommen und so tief können wir stürzen, wenn wir nicht zu unserem innersten Menschentum zurückfinden, zur Persönlichkeit, die frei geworden ist. Kräfte sind am Werk gegen eine sehnsuchtzerstörende übersteigerte Zivilisation und zu diesen besten Kräften gehört Kästner."

*

„Aussprache über Goethe: Die Leiden des jungen Werther." Von Mischka Kruse, Max Fischer, Hans Prosper (Der Vorstoß I, 43. Berlin).

„Verlorenes Leben. Ein Abschnitt aus der Frühzeit der deutschen Burschenschaft [Goethe]." Von Max Hecker (Deutsche Rundschau LVIII, 1. Berlin).

„Die persönlichen Beziehungen in Goethes Schauspiel mit Gesang ‚Claudine von Villa Bella'." Von Willy Krogmann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 9/10. Heidelberg).

„Die Dichtung ‚Stella'." Von Hans Wyneken (Das Schauspiel 1931/32, 1. Königsberg i. Pr.).

„Kühnemanns ‚Goethe'." Von Hermann Konnerth (Klingsor VIII, 10. Kronstadt).

„Mein Auftakt zum Goethe-Jahr." Von Jakob Haringer (Gegner 1931, 4. Berlin).

„Auf ins Goethe-Jahr!" Von Franz Graetzer (Der Kunstwart XLV, 1. München).

„Kulturabbau und Goethe-Jahr." Von Richard Huelsenbeck (Die Literarische Welt VII, 42. Berlin).

„Wettrüsten zu Goethe." Von Karl Rauch (Der Vorstoß I, 39. Berlin).

„Die deutsche Bühne und das Goethe-Jahr." Von Friedrich Rosenthal (Deutsche Rundschau LVIII, 1. Berlin).

„Caroline [Schlegel]." Von Franz Blei (Die Literarische Welt VII, 42. Berlin).

„Romantiker-Ehen: Dorothea Schlegel." Von Franz Blei (ebenda 40).

„Clemens Brentano in der neueren Forschung." Ein Literaturbericht von Friedrich Seebaß (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 9/10. Heidelberg).

„Das Grillparzerbild der Gegenwart." Von Kurt Vancsa (ebenda).

„Hebbel und Shakespeare." Von Otto Brües (Das Nationaltheater IV, 1. Berlin).

„Unbekanntes von Klaus Groth." Von Adelheid Holm (Der Türmer XXXIV, 1. Berlin).

„Aus der Werkstatt eines guten Europäers: Ausgewählte Briefe Karl Hillebrands." Mitgeteilt von Julius Heyderhoff (Preußische Jahrbücher CCXXVI, 1. Berlin).

„Ein Gedenktag der Elektrotechnik: Max Eyth." Von K. S. (Ingenieur-Zeitschrift 1931, 20. Prag).

„Wilhelm Raabe und wir." Von Rudolf Huch (Der Lesezirkel XVIII, 12. Zürich).

„Der Verfälschung Wilhelm Raabes." Von Annelise Daab (Gegner 1931, 4. Berlin).

„Wilhelm Busch und der deutsche Bürger." Von Egon Friedell (Der Querschnitt XI, 10. Berlin).

„Peter Rosegger und der Antisemitismus." Von Maria Rhine (Die Christliche Welt XLV, 19. Gotha).

„Wilhelm Dilthey." Von Albert Dietrich (Deutsche Rundschau LVIII, 1. Berlin).

„Franz Kafka." Von Marianne Wagner (Der Bücherwurm XVI, 10. Berlin).

„Franz Kafka und seine Problematik." Von Marianne Wagner (Der Vorstoß I, 41. Berlin).

„Hermann Löns und der Heimatschutz." Von W. Lampe (Niedersachsen XXXVI, Oktober. Bremen).

„Hugo von Hofmannsthal." Gedenkrede. Von Josef Nadler (Corona II, 2. Zürich).

„Der junge Stefan George." Von Carl August Klein (Die Literarische Welt VII, 7. Berlin).

„Platon und Stefan George." Von Hans Prosper (Der Vorstoß I, 43. Berlin).

„Der Geist als Heiland. Grundsätzliches zu dem Buch von Stefan Zweig [Heilung durch den Geist]." Von Theophil Spoerri (Eckart VII, 10. Berlin).

„Martin Heidegger und die Situation der Jugend." Von Egon Vietta (Die Neue Rundschau XLII, 10. Berlin).

„Herman Anders Krüger, dem 60jährigen Herrnhuter zum Geburtstag." Von Curt Kohlmann (Die Lese VII, 2. Köln).

„Emil Straußens poetische Sendung." Von Bruno Goldschmit (Die Christliche Welt XLV, 19. Gotha).

„Franz Karl Ginzkey." Von Robert Hohlbaum (Der getreue Eckart VIII, 12. Wien).

„Josef Winckler." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Carl W. Schöller (Bücherwelt XXVIII, 5. Bonn).

„Wilhelm Schmidtbonn, der Erzähler." Von Hans Lorenz Lenzen (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 10. Freiburg i. B.).

„Der große Plan: Epos des sozialistischen Aufbaus von Johannes R. Becher." Von Axel Eggebrecht (Die Weltbühne XXVII, 41. Berlin).

„Hinweis auf Paul Alverdes." Von Karl Rauch (Der Vorstoß I, 40. Berlin).

„Adrienne Thomas und ihr Roman.“ Von Erwin H. Rainalter (Radio VIII, 1. Wien).
„Ludwig Tügel.“ Von Heinrich Lützeler (Hochland XXIX, 1. München).
„Max Stebich.“ Von Robert Hohlbaum (Radio VIII, 3. Wien).
„Ein Deutscher ohne Deutschland ...“ Die aktuelle Tradition: von Blunck zu Haas. Von Ernst Adolf Dreyer (Ostdeutsche Monatshefte XII, 7. Berlin).

* * *

„‚A propos, Lady Chatterley‘ [D. H. Lawrence].“ Von Martin Raschke (Der Bücherwurm XVI, 11. Berlin).
„Thornton Wilder.“ Von Peter Muthmann (Der Kunstwart XLV, 1. München).
„Madame du Deffand.“ Von Lytton Strachey (Corona II, 2. Zürich).
„Brandes.“ Von O. L. (Das Tagebuch XII, 42. Berlin).
„Analytik der Existenz [Kierkegaard].“ Von Hugo Mauerhofer (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 10. Zürich).
„Frage ohne Antwort.“ Zu Büchern von Gabriel Scott. Von Julius Jensen (Eckart VII, 10. Berlin).
„Calderon, der Dramatiker des Barock.“ Von Eugen Gürster (Das Nationaltheater IV, 1. Berlin).

* * *

„Das Rheinland und die deutsche Literatur des Mittelalters.“ Von Adolf Bach (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 10. Frankfurt a. M.).
„Unsere Wendung. Vom Kampf um die Existenz der proletarisch-revolutionären Literatur zum Kampf um ihre Erweiterung.“ Von Johannes R. Becher (Die Linkskurve III, 10. Berlin).
„Europa hat keine Pamphletisten mehr.“ Von Franz Clément (Das Tagebuch XII, 39. Berlin).
„Rheinische Dichtung und deutsche Bildung.“ Von Hans Dahmen (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 10. Freiburg i. B.).
„Ein Kulturbild Südtirols vom Ausgang des 17. Jahrhunderts.“ Von Anton Dörrer (Bergland XIII, 7. Wien).
„Sigismund Miller und Elias Baurschmidt, Ausgestalter der bozner Fronleichnamsspiele aus der Zeit der kirchlichen Restauration.“ Von A. Dörrer (Der Schlern XII, 6. Bozen).
„Kollektivmenschen.“ Von Ernst Fuhrmann (Gegner 1931, 4. Berlin).
„Klassische Dramen als Hörspiele?“ Von Herbert Füldner (Rufer und Hörer I, 6. Berlin).
„Schundliteratur und Kulturhöhe.“ Von Willy Gensch (Der neue Stand I, 3. Berlin).
„Christentum und deutscher Idealismus.“ Von Friedrich Gogarten (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 10. Leipzig).
„Das Theater wird bestehen!“ Von Gerhart Hauptmann (Der Autor VI, 9. Berlin).
„Priestergestalten aus unserer Zeit: Dr. Carl Sonnenschein und Kaplan Fahsel.“ Von Otto Knapp (Hochland XXIX, 1. München).
„Käufliche Dämonie.“ Von Heinrich Mann (Die Literarische Welt VII, 42/43. Berlin).
„Weltanschauung und Rundfunk.“ Von Reinhard Mumm (Rufer und Hörer I, 6. Berlin).
„Über neuere Arbeiterliteratur.“ Von Georg H. Neuendorff (Die Christliche Welt XLV, 20. Gotha).
„Individualität als Problem des Sozialismus.“ Von Raphael Seligmann (Sozialistische Monatshefte XXXVII, 10. Berlin).
„Christentum und deutscher Idealismus.“ Von Eduard Spranger (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 10. Leipzig).
„Wo stehen Kritik und Gestaltung der Jugendschrift.“ Von Paul Wagner (Der neue Stand I, 3. Berlin).
„Die pessimistische Literaturgeneration von 1880.“ Von Kurt K. T. Wais (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 9/10. Heidelberg).
„Die Dichtung in unserer Zeit.“ Von Wilhelm Willige (Muttersprache XLVI, 10. Berlin).
„Wer tötet den Drachen, ersticht die Brut?“ Anmerkungen zu Forst-Battaglias Literaturdarstellung. (Der Vorstoß I, 41. Berlin).
„Buchausgaben dramatischer Werke.“ (Der Autor VI, 9. Berlin).

Echo der Bühnen

München

1.

„Kapriolen.“ Komödie in vier Akten. Von Alexander Lernet-Holenia. (Uraufführung im Schauspielhaus am 25. September 1931.)

Die vier Akte, die durch Pausen gestreckt werden müssen, um kaum zwei Abendstunden zu füllen, sind den unmöglichen Situationen nach viel eher als eine Komödie ein Schwank oder eine Posse, von jener inneren Form wie sie schon die Titel Lernets jeweils verraten. „Olla potrida“, „Parforce“, „Tumult“, sie sämtlich sind „Kapriolen“, Seitensprünge, Bocksprünge gegen die Moral, ohne indessen ethisch umstürzlerisch zu sein und ohne dies auch nur zu wollen, da sie ja doch nichts beabsichtigen als einfach im Theater durch Theater zu unterhalten. So glänzend darum jene bestechende Formel war, die ihn als den zynischen Überwinder einer ausgeleierten Romantik zu fassen suchte, in Wahrheit ist ihm doch alle Romantik wie alle Bürgerlichkeit mit ihren Ehrbegriffen nichts weiter als ein Hintergrund, von dem sich seine Paradoxien, keck und spielerisch, um so spielerischer abheben.

Dieser Herr von Miller — (man beachte das wienerische „von“ vor Miller) — der dreimal betrügt und die Ehre, beileibe nicht das Leben, dreimal verachtet, indem er zuvor im Kartenspiel mogelt, hernach den Ehemann um die Frau prellt, und zuletzt beim Kugelwechsel für tot hinfällt, ohne getroffen zu sein, wäre, wenn er von Shaw allein käme, sicherlich ein Teufelskerl, ein Teufelsschüler, aber, weil er eben zugleich der Herr von Miller ist und um ihn herum lauter solche von und zu nichts sind, so soll man ihn denn auch nicht anders als mit einem rein österreichischen Wort benennen: Er ist

scharmant, wie die ganze Komödie scharmant, das heißt mitunter auch leer ist. Um sie durch volkstümlichen Humor zu ergänzen, hat der Herr seinen Diener, der (glaube ich) Stephan heißt. Wohl Stephan Thaddädl?

2.

„Rauhnacht." Schauspiel in einem Vorspiel und fünf Aufzügen. Von Richard Billinger. (Uraufführung durch die Kammerspiele im Schauspielhaus am 10. Oktober 1931.)

Wieviel Akte zählt eigentlich dieses Schauspiel? Man kann so und so entscheiden. Nicht daß es, wie heute schon üblich ist, lediglich in eine Flucht von Szenen und Bildern zerfiele. Die Akte sind sogar mitunter zerdehnt. Aber daß man nach der Uraufführung den ersten kurzerhand wegstrich und das im Buch fehlende, also wohl später hinzugefügte Vorspiel beließ, während die Kritik anriet, das Stück um das Vorspiel zu kürzen, das zeigt doch, daß sich die Geschehnisse nicht mit einer dramatischen Notwendigkeit folgen, die immer eine konzentrische ist.

Eher wirkt die „Rauhnacht" wie ein wildes Schicksalsspiel, in dem zwei Menschen nicht gegen- sondern zueinander gedrängt und gestoßen werden: der Mann und ein halbes Kind, der Mörder und sein Opfer. Was sie drängt und bedrängt, läßt sich mit mancherlei Namen bezeichnen: als Sinnlichkeit, als Urtrieb, als Naturmacht, wenn auch die Krankheit und erst recht die Grausamkeit zur Natur gehören und das Bestialische menschlich ist. Endlich als Dämonie. Billinger hat wohl zumeist das Besessensein, das Dämonische gemeint und gewollt. Er hat es ja schon einmal in den Menschen und damals auch noch über ihnen gestaltet, ganz Traumgesicht, ganz Lyrik: im „Perchtenspiel". Jetzt sind aus der Rauhnacht freilich die Perchten, die Engel, die Hexen und der Engelsglaube geschieden, um allein jenen Geist einzulassen, von dem Wedekind sagt, daß das Fleisch seinen eigenen Geist habe. Davon bezwungen greift der Bauer in der ersten Rauhnacht vor dem heiligen Abend zum Messer, das er, ehemals Missionsbruder, von der afrikanischen Wildnis zurückgebracht hat, und versetzt dem Mädchen, das seine Götzenbilder lüstern bestaunt, hundert Stiche, worauf er an dem Haus Feuer anlegt und in den Innfluten endet.

Eine grausige Tat aus plötzlich erweckten, erwachten Verdrängungen heraus, pathologisch wie schon in den „Rossen" die Liebe und der Groll des Knechtes im Krankhaften gewurzelt hatten. Ebenso minderwertig und dämmerig der Zustand des Mädchens: zwischen Pubertät und Nymphomanie. Und das soll nun der glührote Gipfel der Rauhnacht sein wie sie Billinger versteht: daß die Erde bebt unter der zügellos gewordenen Lust aller? Nein, auch was rundherum ist, bleibt dem Dionysischen meilenfern, wenn er statt des Chorischen Aufzüge, statt der Trunkenheit Reimsprüche aus der Folklore, statt der Lebenstiefe die Breite in einem Krämerladen, statt des aristophanischen Witzes seine gemeinverständlichen Derbheiten gibt und wenn er — und das ist nun das Merkwürdigste — der Sehende, der golden Tönende, der in der Ruhe Schwingende, die Lyrik geradezu unterdrückt und dafür in das Exotische langt, um des Menschen Schicksal naturalistisch zu deuten. Ein Stilversuch und, vielleicht weniger: ein Literatenversuch. Joseph Sprengler

Wien

1.

„Leutnant Komma." Satirisches Spiel in 14 Szenen. Von Frank Maar. (Uraufführung im Akademietheater am 12. Oktober 1931.)

Dadurch, daß ein Militärkanzlist den ihm diktierenden Adjutanten zweimal mißversteht, wird ein lebender Offizier aktenmäßig zu den Toten geworfen und einer, der gar nicht existiert (eben Leutnant Komma), aktenmäßig ins Leben gerufen; damit muß es nun vorläufig sein Bewenden haben, denn der Zar hat den betreffenden Akt unterschrieben, und der Zar kann offenbar so wenig irren wie der englische König Unrecht tun. Was sich nun — erotisch und sonst — mit jenen beiden Offizieren begibt, bis endlich der aktenmäßig Tote an die Stelle des aktenmäßig Lebenden treten kann, das füllt die 14 Szenen des satirischen Lustspiels aus, dessen Satire freilich einer bestimmten Anschrift entbehrt: Despotie? Militarismus? Medizin? Bürokratie? Kirche? Der sogenannte Weltlauf? Als Exponent absolutistischen Widersinns erscheint der neuerdings durch Erzählung, Drama und Film gewissermaßen populäre Zar Paul I., und wenn gleich Frank Maar alles Geschichtliche und Umweltliche mit souveränem Übermut behandelt, so „stimmt" es doch — vielleicht zufällig — ganz gut, wenn der verrückte Selbstherrscher jemanden nach Sibirien verschickt und gleich darauf wieder zurückholen läßt, denn Paul hat mit Kotzebue ganz dasselbe aufgeführt. Sonst steht, wie gesagt, die Geschichte schamrot in einer Ecke, während im Mittel- und Vordergrund groteske Lustigkeit herrscht, deren Verve nicht unterschätzt werden soll. Tatbeständlich ist das sehr erfolgreiche Stück dem Einfall eines russischen Erzählers verpflichtet, wie die pseudonyme Verfasserin selbst zugesteht.

2.

„Majorität entscheidet." Eine Auf- und Abbaukomödie. Von Walter Hirmann. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 17. Oktober 1931.)

Von Bürgern gegründet und schon durch seinen Namen dem vornehmen Burgtheater entgegengestellt, dem Volk, worunter man das Bürgertum verstand, verpflichtet, mit einer Dichtung Anzengrubers eröffnet und späterhin um Darstellung der großen Vorgänger, der mittelgroßen Nachfolger eben Anzengrubers bemüht und verdient, erscheint das Deutsche Volkstheater dauernd mit der Servitut, das wiener Volksstück zu pflegen, belastet, und bei jeder Generalversammlung wird jeder Direktion diese ideale Forderung präsentiert. Aber wo nichts ist, hat nicht nur der Kaiser, sondern auch das Volk sein Recht verloren, und wenn sich auch unter dem Begriff wiener Volksstück so verschiedenartige Erscheinungen wie Raimunds Märchenwelt, Nestroys Satire, die unerbittliche Zeitkritik Anzengrubers und die zahme der Karlweis und Hawel zusammendrängen, so hat sich doch keine dieser Typen zeitgemäß gewandelt, alle gehören der Vergangenheit an, und in diese zurückgreifen muß, wer das wiener Volksstück pflegen will. Es wäre denn, daß man das Schema etwa des Karlweisschen Normalstücks, seine Mentalität, seinen Tonfall beibehält und die Gestalten nur so weit umkleidet, daß sie für Zeitgenossen gelten können; dann mag sich etwas wie unsere Auf- und Abbaukomödie ergeben, in der ein ehrenfester Wiener den goldenen Boden des Handwerks verläßt und, durch Schaden klug, wieder auf ihn zurückkehrt — nach uraltem Rezept des Volksstücks gebessert und bekehrt, während einige ganz amüsant gezeichnete Parasiten der Wirtschaft den Auf- und hernach den Abbau einer schwindelhaften A.-G. und zugleich die Komik der Komödie besorgen. Robert F. Arnold

Mannheim

„Wunder in Amerika." Schauspiel in fünf Akten. Von Ernst Toller und Hermann Kesten. (Uraufführung im Nationaltheater am 17. Oktober 1931.)

Ernst Toller und Hermann Kesten haben sich zu gemeinsamer Arbeit für dieses Schauspiel zusammengetan, bei dem augenscheinlich Stefan Zweig mit seinem Essay-Buch „Die Heilung durch den Geist" Pate gestanden hat. In fünf Akten, das heißt einer Anzahl locker, aber geschickt zusammengefügter Szenen wird der Lebenslauf der Mary Baker-Eddy, der Begründerin der „Christian science", dargestellt von ihrer Erweckung bis zu ihrem leiblichen Tod, der sie erreicht, nachdem ihr Geist, ihrer Theorie und bestrickenden Beredsamkeit entgegen, längst abgestorben ist. Aber das Geschäft blüht weiter, dieses von einer Frau genial inszenierte und organisierte Unternehmen, seltsames Erzeugnis aus religiösem Sektierertum, Gesundbeterei, magischer Kraft, echtem Glauben und modernstem Geschäftssinn.
Die eine und wesentliche Hälfte des Schauspiels macht die Charaktergestaltung der Baker-Eddy aus, die Durchleuchtung ihrer seltsamen und schillernden Persönlichkeit, die der Nährboden einer ebenso phantastischen wie nüchternen Heilslehre werden konnte. Alles Licht und alle Kraft wird so auf diese eine Figur konzentriert, daß für andere neben ihr knapp Raum und Luft zum Atmen bleibt. Masse steht profillos ihr gegenüber und macht den Rest des Ganzen aus, dem als Sinn und Aufgabe gesetzt sein soll, die Entstehung und Ausbreitung einer solchen Massenbewegung, einer Massenhypnose und Massenpsychose gleichsam aufzuzeigen, durch geschäftstüchtige Organisation auf der einen, durch unkontrollierbare Gefühlssensationen auf der anderen Seite.
Toller und Kesten, deren besondere Charakteristika sich kaum aus dem Gesamtgefüge herauslösen lassen, bringen viel Positives mit: neben einer wirkungsstarken technischen Gestaltung geistige Disziplin, Verstandesschärfe und die Gabe der pointierten Formulierung. Sie sind vortreffliche Interpreten von Mary Baker-Eddys Lebenswerk, soweit es sich um seine Manifestierung in der Wirklichkeit handelt. Für das Irrationale, Undialektische, Irräsonable fehlt ihnen, in diesem Schauspiel zumindest, das Organ. Sie leuchten die Willenskraft, den natürlichen Verstand, die Eitelkeiten der Baker-Eddy eindringlich ab, aber sie bleiben die Darstellung des Elementaren, des Urgründigen und Rätselhaften, das neben dem anderen aus ihr wirken müßte, schuldig. So präsentiert sich in der Überschau ein sehr interessantes Theaterstück über das erfolgreiche Zusammengehen von Wunder und Geschäft, an einem belangvollen Einzelfall erläutert, Anlaß genug zur Offenbarung einer großen schauspielerischen Leistung.

Paula Scheidweiler

Köln

„Aufruhr des Goldes." Zeitspiel in neun Bildern. Von Ernst Lissauer. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 22. Oktober 1931.)

Schon in seinen Bühnenwerken „Das Weib des Jephta" und „Luther und Thomas Münzer" hatte Ernst Lissauer im Gleichnis der Bibel und Geschichte Probleme der Gegenwart darzustellen gesucht. Aber immer blieb das Gewand bei aller Wortdeutlichkeit gegenwartsfremd. In seinem neuen Bühnenwerk, das er als Zeitbild bezeichnet, läßt der Dichter auch das zeitferne Gewand

fallen und wagt den Sprung in die unverkleidete Gegenwart. Er greift das Problem auf, das sich ausdrückt in dem Gegensatz Stoff und Seele, der die Gegenwart, gleichviel ob man ihn aus dem religiösen, wirtschaftlichen oder sozialen Gesichtspunkt betrachtet, in mannigfach wechselnder Gestalt beschäftigt.

Wir sind davon abgekommen, vom Dichter und besonders vom Bühnendichter eine Patentlösung der Probleme zu erwarten, um deren Entscheidung die Menschheit immer wieder ringt, wofern er uns die immanente Tragik aufweist, in die der Mensch durch dieses Ringen um Lösung und Erlösung verflochten wird. Es kann also auch Lissauer daraus kein Vorwurf gemacht werden, daß er keine Lösung findet, sondern den Kampf von neuem auf der Ebene des Platins beginnen läßt, als er auf der Ebene des Goldes mit der Selbstvernichtung geendet hat. So etwa verläuft sein Zeitspiel: Das Goldfieber erfaßt die Menschen und reißt sie fort zu taumelhaftem Kampf aller gegen alle, als man an Havel und Spree ergiebige Goldfunde gemacht haben will. Vergeblich predigt „der alte Mann", als die Erde in Wirrsal geraten ist, daß die Seele stärker ist als alle Materie, und vergeblich bemüht sich der Physiker Dr. Johnke, seine Erfindung auf künstlichem Wege Gold herzustellen, zur Geltung zu bringen. Als der Goldmacher im Kampfe aller gegen alle den Tod gefunden hat, spielt der alte Mann die Erfindung des Toten dem Direktor im Reichsfinanzministerium Dr. von Fresenius gerade in dem rechten Augenblick in die Hände, da die infolge des Goldfiebers völlig zusammengebrochene Ordnung in Staat und Gesellschaft die Bekämpfung des natürlichen Goldes durch das künstliche Gold als Heilmittel möglich macht. Das führt zu einer völligen Entwertung des Goldes und zur Schaffung einer neuen Währung auf der Basis des Platins. Dadurch wird das Fieber gebrochen, die von ihm geheilten Menschen kehren zu geordneten Verhältnissen zurück. Der Kampf wird mit seinen Siegen und Niederlagen auf einer anders gelagerten Ebene weitergeführt der Revolution des Platins entgegen. Das ist das äußere Gerüst der Handlung, in der die Charaktere den Dichter scheinbar am wenigsten interessiert haben. Der alte Mann ist eine Art Christusklischee im Traktätchenpredigerformat, der wie ein deus ex machina immer dann in Erscheinung tretende Künder und Mahner an der Wende der Zeiten. Er ist immer da, wenn der Dichter ihn braucht, um sich und seinem Stück weiterzuhelfen. Fresenius, der Beinaheminister, findet den Weg zum Wesen über ein blondes, unscheinbares Mädchen. Aber weder er, noch der alte Mann, noch Lissauer wissen etwas Genaueres über das Wesen, wenn man nicht die Ablehnung der Begierde nach Gold, das Verhaftetsein in das Stoffliche, also eine Negation, als Ersatz für das Positive nehmen will. Keine der vielen Personen tritt aber so hervor, daß ihr Schicksal, Sieg oder Niederlage, den Zuschauer näher berührte, geschweige denn erschütterte, und das ist der Mangel dieses Stücks. Wir empfinden die Personen als die kollektive Illustration einer Idee, die sich in ihrer Abstraktion von dem roten Blut der Menschen nährt, die für oder wider sie nach dem Willen des Dichters zeugen müssen. Deshalb wurde das Stück auch trotz des Einsatzes an Inszene und schauspielerischen Aufwandes, die Fritz Holl verwendet hatte, nicht ohne Widerspruch aufgenommen, wenn auch die zischende Mißbilligung im verdoppelten Beifall der Freunde des Dichters unterging. Paul Bourfeind

Königsberg i. Pr.

„Sie sollen platzen!" Lustspiel in drei Akten. Von Walther Harich. (Uraufführung im Königsberger Neuen Schauspielhaus am 10. Oktober 1931.)

Eine Tragödie, die aus Versehen zum Lustspiel wurde. Die platzen sollen sind nicht etwa „liebe" Verwandte oder andere Feinde, sondern Autoreifen. Ihre Platzbarkeit liegt im Interesse der Pneu-Industrie. Weshalb der Fabrikant Wesseling die patentierte Erfindung des Ingenieurs Passarge: Reifen, die nicht platzen können, nur ankauft, um sie in seinem Safe vor geschäftschädigender Auswertung „sicherzustellen", und den Vater des Gedankens mit einem Trinkgeld abfindet.

Also Erfindertragödie, Anrennen eines Idealistenkopfs gegen Mauern der Wirklichkeit, wuchtige Anklagen gegen Welt- und Wirtschaftsordnung? Nichts von alledem. Es wird wohl ein bißchen „gemeckert", aber nicht gedonnert. Harich (bekannt als Romancier, Dichterbiograph und Unterhaltungsschriftsteller) hüllt den bitteren Kern der Erfindertragik in die gefällige Schale eines dramatisierten Feuilletonismus, der niemandem weh, Freunden eines pointierten Lustspieldialogs sogar wohltut. In der Stratosphäre feiner Komödienheiterkeit (wie sie hier herrscht) verlieren alle Dinge an Gewicht, lösen die schwersten Probleme sich kinderleicht. Ein übriges tut noch die Liebe, die die geschäftlichen Aktionen mit listig-lustigem Ränkespiel kontrapunktisch durchkreuzt und die geistreich verschlungene Handlung in das lustspielübliche happy end nebst traditioneller Doppelverlobung münden läßt. Diese bürgerlich-familiäre Auffassung (die auch ein bißchen Ehebruch nicht wesentlich amoralisieren kann) schließt jedes „Zeittheater" von selbst aus, wenn auch das Salz durchgehender Ironie die leichte Hausmannskost dem Gaumen heutiger Menschen schmackhafter macht. Alles

recht gut und schön und vom Standpunkt des Kassenerfolgs sicher zu begrüßen. Aber wir möchten den Verfasser, den sein literarischer Ruf und der Adel seiner fortschrittlichen Gesinnung verpflichtet, auch als Dramatiker das Rad der Weltgeschichte mit kräftiger Hand vorwärts drehen sehen. H. Georg

Schwerin i. M.

„Kuckucks." Volksstück in drei Aufzügen. Von Helmuth Vischering. (Uraufführung im Mecklenburgischen Staatstheater am 16. Oktober 1931.)

Es fällt heute immerhin schon auf, wenn ein Lustspiel oder eine Komödie sich nicht mit der Aufgabe begnügt, durch Geist, Witz und mehr oder weniger herzgewinnend gezeichnete Menschen die Zuschauer angenehm zu unterhalten, sondern wenn es etwas tiefer zu schürfen sucht und, wie hier, ohne an ernstere Probleme rühren zu wollen, doch einen kleinen Ausschnitt aus dem weiten Volksleben der Gegenwart gibt, worin sich unvereinbare Weltanschauungen und deren Vertreter in höchst humorvoller und bisweilen auch satirischer Weise aneinander reiben.

Wenn dem Verfasser — sei es vielleicht auch völlig unbewußt — der inhaltlich sonst kaum an dieses Stück erinnernde „Biberpelz" als Vorbild vorgeschwebt haben mag, so wäre das durchaus nicht zu tadeln. Jedenfalls wird man in beiden Stücken zwei deutliche Übereinstimmungen finden. Der Amtsvorsteher Wehrhahn verrennt sich in eine bornierte Idee, und als er nach allen Erlebnissen endlich davon geheilt sein sollte, ergreift er nur um so fester von ihr Besitz, und dieser Gipfelpunkt seiner Dummheit ergibt zugleich den wirksamen Abschluß der Komödie, ohne daß die äußere Handlung auch gleichzeitig eine Lösung gefunden hätte.

Auch in Vischerings „Kuckucks" wird der Rentner Rehbein von einer unausrottbaren Idee geritten: Alle Menschen sind seiner Meinung nach gut und wecken die Verpflichtung, ihnen die hilfreiche Hand zu reichen. So verfällt er den Künsten eines gerissenen, verkommenen Mädchens, Lotte Kuckuck, die ihm einen, angeblich aus bitterer Not begangenen Selbstmordversuch vortäuscht. Und als er schließlich das Pflänzchen gründlich kennengelernt hat und von seinem Menschenbeglückerfimmel am unrechten Orte geheilt sein sollte, wurzelt er nur noch fester in seiner Idee und beschließt jetzt, sich der in Wahrheit noch gerisseneren und noch gemeineren Mutter der Lotte Kuckuck anzunehmen, so daß der Zuschauer teils mitleidig gerührt über diesen kindlichen Glauben an das Gute im Menschen, teils händezusammenschlagend über diese an Verblödung grenzende Einfalt des Mannes dasteht und plötzlich, wie im „Biberpelz", über seinem lachenden Staunen den Vorhang fallen sieht. — Es sind nicht viele Gestalten, die neben diese Hauptträger der Handlung noch treten, aber alle haben sie, wie diese selbst, einen frisch volkstümlichen Zug an sich und sind erfüllt von einem unaufdringlichen feinen Humor, der vor allem anderen das Stück zu einer beachtlichen Höhe emporhebt.

Erich Hagemeister

Kiel

„Die Gottlosen." Schauspiel in vier Akten. Von Rudolf Stern. (Uraufführung im Kieler Stadttheater am 27. Oktober 1931.)

Dieses Schauspiel ist nicht etwa ein politisches Tendenzstück, sondern schildert, gegen einen modern-politischen Hintergrund gestellt, Weltanschauungskämpfe zwischen Vater und Sohn, zwischen der Gottgläubigkeit der alten Generation und der Gottlosigkeit der bolschewistischen russischen Jugend. Der Kommissar Grusin hat den Studenten Baruch Mendel aus einem Obdachlosenasyl herausgeholt, um ihn zu einem bolschewistischen Führer zu machen und ihn so stark zu beeinflussen, daß er alles Gewesene, alle Bindungen an Eltern und Heimat zerreißt und sich ganz dem Kampf gegen die Religion widmet. Als er aber beauftragt wird, Grusins Befehl, die Juden nach der Krim abzuschieben, ausführen zu helfen, wird er irre an der bolschewistischen Lehre: richten sich doch diese rigorosen Maßnahmen in erster Linie auch gegen seinen eigenen Vater, den Rabbi und Führer der jüdischen Gemeinde. Nach schweren inneren Kämpfen entscheidet er sich aber doch gegen seinen Vater und die Religion seiner Väter und für Grusin und die neuen Weltbeglückungsdoktrinen. In seinem Glaubenseifer ersticht der Rabbi seinen Sohn und opfert ihn wie einst Abraham und nimmt so der seinem Glauben und Volk feindlichen neuen Zeit den kommenden Führer. — Das Schauspiel ist mit aufpeitschender Spannung geladen und außerordentlich bühnenwirksam. Wohl stören einige lähmende Längen, besonders im dritten Akt mit seinen theoretischen Auseinandersetzungen über religiöse Fragen, wohl arbeitet der Autor hier und da mit kinomäßigen Mitteln, aber das bedeutet nichts gegenüber der Tatsache, daß in diesem Schauspiel ein Werk voll tiefer, oft erschütternder Menschlichkeit, leidenschaftlichen Wahrheitswillens, ehrlicher innerer Größe sich darstellt, geschaffen von den sicher formenden Händen eines geborenen Dramatikers.

Kiel Wilhelm Lobsien

Echo des Auslands

Ungarischer Brief

Inmitten der politischen Gefühlsschwingungen und der gelehrten Sachlichkeitsaffekte der letzten Zeitläufte ist das freie künstlerische Schaffen vielfach in das Kreuzfeuer tribünenhafter Beglückungsdevisen und dogmatischer Problemstellungen geraten. Der ungarische Dichter weiß hierüber ein besonderes Lied zu singen. Die letzte solche Attacke größeren Stils war der Eröffnungsvortrag des vorjährigen budapester Universitätsrektors Professor Dr. Nékám, eines Dermatologen von Ruf, der mit der Überschrift „Syphilis und Kunst" hätte versehen werden können. Der Vortragende versuchte die geistige Entwicklungsgeschichte der letzten vier Jahrhunderte unter dem Aspekt der Blutkrankheit zu zeichnen und gelangte in diesem Rahmen zu überraschenden Feststellungen über eine Reihe von führenden Geistern, wie Heine, Nietzsche, Maupassant und den Ungarn Ady, für deren künstlerische Absonderlichkeiten und angebliche Defekte er ihre Krankheit verantwortlich machte. Der Gelehrte Nékám ging bei dieser ästhetisch-luetischen Heerschau nicht allzu kritisch zu Werke. Er faßte einfach alle syphilisverdächtigen Geistesgrößen, indem er für ihre mutwillig angenommenen geistigen Unzulänglichkeiten pathologische Entschuldigungsgründe suchte, ohne das Kind beim rechten Namen zu nennen, unter der Spitzmarke „Paralytiker" zusammen, obschon manche der von ihm Aufgezählten an einer für den intellektuellen Schnüffler unanfechtbaren Rückenmarkschwindsucht endeten. Indem er aber dies tat, verriet er die politischen Tendenzen, von denen er sich in der Maske des unparteiischen Gelehrten leiten und verleiten ließ. Hinter dem scheinbaren Freisinn des modernen Forschers, der vor der Lüftung heikler Zusammenhänge nicht zurückschreckt, verbirgt sich der Rechtsgesinnte, der die ihm unbequemen Feuergeister durch den Bannstrahl einer ärztlichen Diagnose erledigen möchte.

Bei einem vielbesprochenen Streit, der kürzlich zwischen zwei Literaten stattgefunden hat, spielte ebenfalls die Politik die Hauptrolle. Der leidende Teil ist der hier schon oft behandelte Romanschriftsteller Siegmund Móricz, urwüchsig und bodenständig unter allen Umständen, wenn auch nicht gerade ein Mann des dichterischen Ebenmaßes, — der Angreifer Julius Pekár ist des näheren Akademiker, Präsident der ungarischen Lafontaine-Gesellschaft, die ungarisch-französische Geistesbande flicht, als Romancier lau und locker zugleich, im übrigen ein äußerst streitbarer Politiker und Publizist im Zeichen des Rassenschutzes. Ein überaus heftiger Presseangriff Pekárs bezog sich auf angebliche Äußerungen Móricz', durch die dieser die madjarische Bevölkerung in den Nachfolgestaaten gegen ihr Mutterland habe aufhetzen wollen. Die Absicht leuchtete durch, gegen den von den Modernen gefeierten Dichter des ungarischen Dorfes eine Art Hochverratsanklage zu schmieden, um durch einen solchen moralisch-politischen Angriff den Literaten aus dem Gegenlager zu treffen. Das Ergebnis war zunächst nur eine weitere Versteifung der Weltanschauungsgegensätze von Front zu Front.

Mit den Ungarn außerhalb der neuungarischen Grenzen ist es übrigens eine eigene Sache. Sie haben sich politisch und geistig in mancher Hinsicht auf eigene Füße gestellt, eine selbständige Dichtergarde herausgezüchtet (Mécs, Tamási, Makkai usw.), und sie verstehen — ohne von ihrem Nationalempfinden etwas eingebüßt zu haben — die Dinge in der alten Heimat nicht mehr oder nur noch mit Vorbehalt. Da erschien vor einiger Zeit das Erzählungswerk eines bisher Unbekannten, der sich Mozes Székely nennt, hinter welchem Pseudonym sich ein junger siebenbürgischer Aristokrat verbergen soll. Es führt den Titel „Zátony" („Gestrandet") und ist von der gesamten Presse in Ungarn als ein literarisches Ereignis ersten Ranges gefeiert worden. Als Verkörperer sämtlicher Leiden des auf neurumänischen Boden verschlagenen Madjarentums figuriert ein im Kriege erblindeter Oberst, dessen Golgathaweg uns von seinem Hunde erzählt wird. Das Buch ist von einem Verwesungsodem erfüllt, der nicht immer von künstlerischer Herkunft scheint, die in ein persönliches Schicksal komprimierte Tragik eines ganzen Volks wirkt häufiger pathetisch denn symbolisch, der Autor verfügt zweifellos über starke Ausdrucksmittel, aber er findet Gefallen an Verzeichnungen und Verdunkelungen, und die politische Tendenz durchbricht die ästhetische Hülle. In Siebenbürgen erweckte dieses literarische Ereignis bei weitem nicht den sympathischen Widerhall, den es in Ungarn gefunden hatte. Man vertritt dort den Standpunkt, daß man den neuen Verhältnissen durch dumpfe Verzweiflung am wenigsten gerecht werden könne, daß man vielmehr bestrebt sein müsse, sich im neuen Milieu auf traditioneller Grundlage zwar, aber mit anpassungsfähigem Sinn ein wohnliches Heim zu errichten. Namentlich der siebenbürgische reformierte Bischof und feinsinnige Dichter Alexander Makkai lenkt in diese Fährte ein und erörtert seine einschlägigen Gedanken in der Studie „A magunk reviziója" („Unsere Selbstrevision") mit überzeugender Eindringlichkeit.

Interessant ist das neue literarhistorische Bestreben,

eine „Geschichte der ungarischen Romantik" zu schaffen. In den letzten beiden Jahren wurden die Zentenarien von drei Dichtern gefeiert, die nach dem Urteil der Vergangenheit mit Romantik nur wenig gemein hatten. Alle drei standen an der Schwelle des großen poetischen Aufschwungs im Zeichen des ungarischen Nationalgedankens. Es handelt sich um den an den Brüsten der deutschen Anakreontiker erstarkten Schöngeist und späteren Lessing-Übersetzer Franz Kazinczy (1759—1831), der durch seine Spracherneuerung ein kunstfähiges, aber zugleich auch mannigfach erkünsteltes Ungarisch schuf, von dem man seitdem durch Anlehnungsversuche an die weder salon- noch kathederreife Volkssprache vergeblich loszukommen sucht, dann um den dramatischen Stürmer und Dränger Josef Katona (1791—1830), dessen „Bánkbán" („Bankbanus") man in Ungarn oft mit Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn" zugunsten des ungarischen Dichters vergleicht, ein Drama übrigens, in dem sich Shakespearisches mit Ritterdramenmotiven und ein starkes Empfinden für tragische Konflikte mit einem chauvinistischen Überschwung mengt, und schließlich um den etwas naiven, aber graziösen und formbeflissenen Lustspieldichter Karl Kisfaludy (1788—1830). In seiner großzügigen literaturgeschichtlichen Untersuchung „A magyar romantika" („Die ungarische Romantik") leitet nun der Dozent der ungarischen Sprache an der berliner Universität Julius Farkas die romantische Dichtkunst in Ungarn, die bislang auf ganz wenige Namen beschränkt war, als eine essentielle Geistesströmung von dem Zeitalter der drei genannten Dichter ab und stellt durch eine solche Auffassung neue einleuchtende Verknüpfungen zwischen deutscher und ungarischer Literaturgeschichte her. Zusammenhänge zwischen deutschem und ungarischem Geistesschaffen sind es auch, die Béla Pukánszky in seinem in diesen Spalten bereits besprochenen Werk „Geschichte des deutschen Schrifttums in Ungarn" (L. E. XXXIII, 652) aufdeckt, und gleiches unternimmt — wenn auch in einigem Abstand von den beiden — der junge deutsche Philolog Hans Göttling, der als die Frucht seines mehrjährigen Aufenthalts in Ungarn eine volkstümlich gehaltene Studie unter dem Titel „Aus Vergangenheit und Gegenwart des deutsch-ungarischen Volkes" erscheinen ließ.

Die Umwälzung, die der literarische Geschmack während der letzten beiden Jahrzehnte auch in konservativeren ungarischen Schichten erfahren hat, spiegelte sich in dem geringen Nachhall, den der im November 1930 erfolgte Tod des Lyrikers Michael Szabolcska allenthalben erweckt hat, eines Sängers sanft-melancholischer Harmonien, dessen wehmütiges Gedenken an die kleine Theiß-Schenke im Glanz eines mondänen pariser Restaurants vor nicht so langer Zeit noch zu den Perlen der neuungarischen Dichtkunst zählte. Ähnlich verhält es sich auch um das poetische Oeuvre eines zweiten Toten der letzten Jahre, Eugen Rákosi, dessen publizistische Verdienste als geistigen Führers der ungarischen Irredentabewegung bereits durch ein Denkmal glorifiziert worden sind, an dessen historische Dramen aber, die vor dem Krieg noch ständig auf dem Repertoire des ungarischen Nationaltheaters standen, sich heute nur noch die Alten erinnern.

Da nun einmal das Thema „Theater" berührt worden ist, so sei aus der theatralischen Chronik der jüngsten Monate, aus dem Gewirr buntbefiederter Dramoletten von kürzester Lebensdauer, der aparte Versuch hervorgehoben, ein Stück waschechtes 16. Jahrhundert auf die Bühne zu bringen. Gemeint ist eine Variante der sophokleischen „Elektra" in der Interpretation des Reformationskämpfers Peter Bornemißza, eines der ältesten Dokumente ungarischer Dichtkunst. Der Geist der griechischen Tragödie ist aus dieser freien Übertragung ganz geschwunden. Die Agierenden aus dem Atreusgeschlecht traktieren einander vielmehr mit moralischen Sentenzen im Stil der ungarischen Reformationszeit, eine saftig-urväterliche Sprachführung umwandelt häufig Tragisches ins Schnurrige. Natürlich war es kein durchgreifender Bühnenerfolg, aber immerhin ein seltener Leckerbissen für den literarhistorisch geschulten Feinschmecker.

Eine reiche Auslese bietet diesmal das belletristische Schaffen. Desider Kosztolányi veröffentlicht eine Sammlung lustig-beschaulicher Selbstgespräche unter dem Titel „Zsivajgó természet" („Lärmende Natur"), in der Tiere, Pflanzen, aber auch leblose Gegenstände ihre Beziehungen zum menschlichen Heute pointiert darlegen — im Endeffekt mehr Satiren in Miniaturformat, denn ein Naturweben im Großen. — Die Móricz'sche Betrachtungsart des ungarischen Dorfs macht Schule, das Bestreben zur Dynamisierung des Rustikalen setzt sich immer mehr durch. Oft führt jedoch solcher Hang zu Zwitterbildungen, zum Fortspinnen der althergebrachten Bukolik in ein regelrechtes Kraftmeiertum. So in Paul Szabós Roman „Emberek" („Menschen"), der übrigens dem Zeitgeist auch insofern entgegenzukommen trachtet, als der Verfasser seine Helden durch das Trommel- und Fegefeuer des Weltkriegs durchstürmen läßt. Da beschert uns schon der auf Selbsterlebnissen fußende Roman des im vorigen Jahre verstorbenen Aladár Kuncz „Fekete Kolostor" („Schwarzes Kloster") Weltkriegsmotive aus edlerem Guß. Das Geschehen dreier Jahre in einem südfranzösischen Internierungslager rundet sich zu einem poetischen Gesamtbild, das von De profundis-Stimmungen und

der transzendenten Weisheit des „Zauberberges" gesättigt ist. — Zu einem feinen und flotten Erzähler entwickelte sich aus etwas wirren aber verheißenden Anfängen (L. E. XXIX, 360) Béla Zsolt. Sein neuer Roman „Gerson és neje" („Herr und Frau Gerson") ist eine sprudelnde Darstellung der sogenannten besseren budapester Gesellschaft mit sehr viel Sinn für Markantes und Ulkiges. — Der mit psychoanalitisch-metapsychischen Fiktionen arbeitende jüngste Roman Michael Földis „Kádár Anna lelke" („Die Seele der Anna Kádár") ist dem Pen-Klub zur Preiskrönung empfohlen worden. Der tiefere Sinn, der sich durch das dunkle Streben eines jungen Mädchens nach höheren Daseinsformen zieht, der Kampf bis zuletzt zwischen sublimierter Sehnsucht und den Banalitäten eines allzuirdischen Schlemmerlebens verlieren an Überzeugungskraft durch das Übermaß an expressionistischer Bewegtheit und die willkürlich herbeigezerrten Erscheinungen einer okkulten Daseinsspaltung.

Erwähnt werden wollen noch schüchterne Anregungen, daß sich Ungarn ungeachtet der mißlichen Wirtschaftslage von heute in die Goethe-Zentenarfeier einschalte. Ein solcher Vorsatz fände durch die Traditionen des ungarischen Goethe-Kults (Ungarische Goethe-Gesellschaft, Goethe-Zimmer in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften usw.) wirksame Unterstützung.

Budapest — Gustav Erényi

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Komödie der Liebe. Eine beinah tragische Geschichte von Walther von Hollander. Stuttgart 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. 218 S. Geb. M 5,00.

Dieser kleine Roman Hollanders hat drei Merkmale. Den Untertitel als ironischen Auftakt. Die Zeile: „Sie lächeln sich an. Die Erzählung beginnt", mit dem Korrelat: „Nachwort des Erzählers". Und die Präsensform, die das Epische, das Stoffliche, der leisen psychologischen Beobachtung unterordnet. Hollander, jetzt schon ein erfahrener, über seine Mittel gebietender Schriftsteller, arbeitet in der Strichelmanier. Kühl zum Schein, bei grausam heller Beleuchtung. Aber das helle Licht setzt aus, ein dunkler Schatten läuft über die Wand. Frau Ellen Hammacher, die Gattin des Architekten, von Eifersucht beunruhigt, sieht ihren Mann mit offenem Mund schlafen, geht in ihr Zimmer zurück und heult. Sie hat den Tod gesehen. Hat gesehen, daß auch Hammacher sterben kann.

Der Roman hat eigentlich nur drei Menschen. Denn Hammachers geschiedene erste Frau, Alice, die Ärztin, der sie ihn genommen hat, und Römer, sein Sozius, sind Nebenfiguren. Der dritte Mensch, der die Ehe stört, ist Ira Schnee, Offizierstochter, Kunstgewerblerin bei Prinz & Priester. Sorgfältig polierte Nägel, das maisgelbe Haar vorn glatt wie ein Dackelfell, hinten abstehend wie eine Sprungfedermatratze. Ihr Schicksal: „durchschnittliche Nachkriegsdeklassierung". Sie hat einen Freund (er bleibt anonym) gehabt, der den Schlüssel zum Küchenaufgang in der Tasche trug. Und nicht viel mehr als eine Woche später bekommt Hammacher den Schlüssel. Es passiert dann kaum mehr, als daß er Ira meidet und ihr wieder verfällt. Daß Ellen, als sie die Wahrheit weiß, um die Feindin durch die Wegräumung des erregenden Hindernisses unschädlich zu machen, selbst in das Leben zu dreien willigt, aber dabei ihre Nerven ruiniert. Daß sie den Entschluß faßt, sich von Ira zu befreien. Es knallen zwei Schüsse an Iras Bett. Aber die Schüsse treffen nicht. Es ist Blut unter der Bettdecke. Aber das hat eine biologische Ursache und dementiert Iras Fiktion, sie erwarte von Hammacher ein Kind. Der Konflikt löst sich auf. Alle haben übertrieben.

Der Roman ist von 1928 datiert: Nachkriegsdeklassierung der Gefühle, wie Hollander mit Bitterkeit zeigt. In dem nördlichen Klima Berlins, in einem Haus, das ein viereckiger Kasten ist, wie die Nachbarhäuser, in einer Wohnung mit der üblichen Raumeinteilung in Kreisen mit typischem Interessenumfang, Beruf, Geschäft, Café und ein paar Abendeinladungen, zu denen man „Leute ohne Gesicht und Körper" versammelt. Die Ehen von innen her erkaltet. Die Erotik dazwischen „Zimt, Unsinn, Spielerei". Ein Viertel Enttäuschung, ein Viertel Reue, ein Viertel Genugtuung, ein Viertel der Wunsch, sich vor dem Partner nicht zu blamieren. „Eitel Schaumschlägerei und Vibration unerzogener Nerven." Man ist modern, anders als „Kulickes". Man beschwindelt sich, mit Härte und Berechnung, in schlechter Haltung. Und das Ergebnis ist ein „Leiden auf Raten", ein bißchen Elend und Traurigkeit.

Die unpathetische Skepsis Hollanders, die eine sehr verwundbare Schamhaftigkeit der Seele birgt, liefert die geräuschlose Begleitmelodie.

Berlin — Paul Wiegler

Flucht in die Finsternis. Novelle. Von Arthur Schnitzler. Berlin o. J., S. Fischer Verlag. 172 S.

Ein Fall von Verfolgungswahnsinn mit aller erdenkbaren Virtuosität, mit gutem medizinischen Wissen, scheint es, erzählt. Welches ist die Auswirkung so gesteigerter Prädikate? Künstlerisch eine gar geringe. Hier ist mit äußerstem Scharfsinn dargetan und durchgeführt, daß der einzige Mensch, der diesem Sektionsrat in einem Ministerium innerlich ganz nah steht, ihm wahrhaft lieb ist, dem Irren zum Opfer fällt. Man sagt sich, der Wahnsinnsausbruch hätte ebensogut, jedem anderen gefährlich werden können. Man steht unter dem doppelten Eindruck, das Abgleiten in Wahnsinn sei medizinisch konstruiert, künstlerisch nicht zwingend.

Vielleicht muß man sehr wenig von Medizin wissen, um Wahnsinn zwingend gestalten zu können. Die Literaturgeschichte scheint dafür zu sprechen.

Ganz anders der Eindruck, vergegenwärtigt man sich: dies ist das Letzte, was Arthur Schnitzler geschrieben. „Flucht in die Finsternis" lautet der Titel, und ein Finstererwerden

mag Schnitzler, den Tod ahnend, gespürt haben. Es war finsterer um ihn geworden. Die lastenden Stimmungen zu bannen, mag er den Wahnsinn nur zum Symbol genommen haben. Wesentlich ist: man lebt, und erlebt nicht mehr. Persönliche Begegnungen, mögen sie noch so intim sein (hier die Klavierlehrerin) werden schattenhaft. Man hat die Kraft nicht mehr, den Tag zu nutzen. Man wird zu zwecklos Reisendem. Es ist ein Fluten um einen herum, dem man keinen Widerstand mehr entgegensetzt. Es ist nicht Flucht, es ist Geflüchtetwerden. Und stromabwärts liegt die Finsternis.

Berlin — Ernst Heilborn

Das wartende Land. Roman. Von Paul Fechter. Stuttgart-Berlin 1931. Deutsche Verlags-Anstalt. 492 S. Geb. M. 7,50.

Der neue Roman von Paul Fechter hat seinen Schauplatz in Westpreußen; die Handlung begibt sich in den achtziger und neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Es ist einmal die Erzählung einer Kindheit und Jugend; sodann, in weiterem Sinne, die Erzählung einer Familie gescheiter und umsichtiger Handwerker, deren ältere und älteste Mitglieder sich dem Lande und zumal dem Land Westpreußen eng verbunden wissen und mit Entsetzen das Einfallen der aus dem Westen nahenden Industrie beobachten. Sehr bodenständig und nicht darauf aus, Entwicklung mit Fortschritt zu verwechseln, blicken sie voll Kummer in eine Welt, die ihnen unverständlich wird; in eine Zukunft, die sie nicht kennen lernen werden. Wer wollte ihre Furcht belächeln? Paul Fechter fühlt sich den Sorgen der Alten mehr zugeneigt als der Landflucht jener — damals — Jüngeren. Doch hält der Erzähler Fechter zurück mit seiner Anschauung, so daß man eher erraten als nachweisen kann, wohin ihn die Sympathie zieht. Der Titel: „Das wartende Land" unterstreicht deutlicher als der Roman die Wünsche des Dichters. Eine seiner Gestalten läßt er freilich von ungefähr sagen, daß dieses Land Zeit habe. Möge das westliche oder südliche Deutschland Westpreußen für einen unwichtigen Winkel halten: Ansichten und Irrtum schwinden wie Jahreszeiten; das Land bleibt.

Da ist der Vater des eigentlichen, des Helden im äußeren Sinne, des Knaben, von dessen Entwicklung wir bis zu dem Tage erfahren, da er zum Studium in die Reichshauptstadt fährt. Dieser Vater, ein Mann, dem das Studium fehlt, der Zimmermann werden mußte anstatt Regierungsbaumeister, ist ein prächtiger Mensch, der vielleicht leidet, aber tätig und tatkräftig ist. Seine Sehnsucht gehört dem Westen. Als der Sohn in Elbing eine Schüleraufführung des Theaters besichtigen will, erteilt er seine Zustimmung, doch fügt er skeptische, nicht nur das Theater, sondern die Provinz herabsetzende Bemerkungen bei: in solchem Nest sei ein Theater von drittem oder viertem Rang; da solle der Sohn später die Welt kennenlernen, hier sitze man auf dem Trockenen. Die Welt, das ist ihm Deutschland westlich der Elbe. Es ist die Zeit, da Erfindungen wie der D-Zug, das Telephon oder die seit langem erfundene, aber erst nun volkstümlich werdende Photographie in eine Epoche führen, in der wir heute noch stehen: die Technik wird höher bewertet als das Geistige. Aber so groß die Neugier der Jüngeren ist in diesem Roman: der Sarkasmus der Älteren schuf in den achtziger Jahren noch einen Ausgleich. Ja, reichte der Einfluß der Toten nicht bis in unsere Tage; wurde nicht bis zum Weltkrieg das Geistige respektiert? In der Umwelt ernsthafter und liebevoller Menschen wächst der Knabe heran; wir dürfen hoffen, daß er dem wartenden Lande Ehre machen wird.

So die Fabel. Paul Fechter erzählt sie gemächlich mit einem Anflug von innerer Heiterkeit. Man nimmt Anteil. Man befreundet sich seinen Gestalten. Sehr hübsch sind insbesondere die Kinderjahre geschildert; leicht und klug und ohne Tüftelei werden die Erlebnisse und Empfindungen des Knaben dargestellt. Das Buch ist eine angenehme und ansprechende Lektüre. Der Tod des sehr alten Mannes wirkt erschütternd; der Urwüchsige, im klaren über sein Ende, vermittelt dem Urenkel noch Sätze der Lebenserfahrung und verlangt für die letzten Atemzüge einsames Sterben; er drängt die Angehörigen zurück. Der Dichter Paul Fechter benutzt hier, in leichter Abwandlung, die Worte, welche man dem sterbenden Maler Leibl zuspricht. Aber es ist nicht Großartigkeit, die für diesen Roman einnimmt; es ist die erzählerische Kraft, die Ehrlichkeit der Gesinnung, die poetische Darstellung der Heimat und die Liebenswürdigkeit seines sehr anschaulichen Dialogs. Noch höher stünde dieser Roman, wäre die Sprache gleichmäßig dichterisch. Fechter erlaubt sich, ein wenig glatt zu schreiben. Da kann es an kleinen Nachlässigkeiten nicht fehlen; auch von einer „größeren Hälfte" sollte ein Künstler nicht sprechen. Das zutrauliche Gefühl für diesen Roman wird dadurch freilich nicht beeinträchtigt.

Berlin — Hans Sochaczewer

Die Mietskaserne. Roman junger Menschen von Ernst Erich Noth. Frankfurt a. M. 1931, Societäts-Verlag. 330 S. Geb. M. 4,80.

Hier spricht ein junger, völlig unbekannter Autor. Was kann er?

Noth gibt zunächst in guter Reportage, grau in grau, die Enge der großstädtischen Mietskaserne mit ihrer Verelendung und in ihrem Klatsch, er schildert ein Elternpaar, anschaulich genug, aber nach bewährtem Muster: der trunksüchtige Vater, der mit anderen Weibern sein kärgliches Einkommen verjubelt, die vergrämte, jedwede Last freudlos aber mutig tragende Mutter. Dem Sohn des Elternpaars gilt das Interesse des Romans. Manche Figuren der Mitschüler, sogar manche Lehrer gewinnen Physiognomie. Auch das hat vorerst nichts Überraschendes, zeugt aber von ungetrübter Beobachtungsgabe, die nicht tief greift, aber anschaulich zeichnet. Die grauen Töne sind andauernd bestimmend. Ein Schülerselbstmord, psychologisch klar erfaßt, bleibt nicht aus. An dem Knaben, um den die alltägliche Handlung etwas schwerfällig kreist, gewinnt man Anteil, ohne daß die Charakteristik irgendwie Überraschendes böte.

Nun aber setzt sich dieser Knabe innerlich durch. Er entwächst dem Milieu. Man hat mehr als nur das Vertrauen, man hat die Gewißheit: aus dem Jungen wird etwas. Wiederum nichts Ungewöhnliches, aber etwas, das Achtung gebietet. Wäre dieser Eindruck durch äußere Handlungsvorgänge oder durch Dialog-Weisheiten erzielt, so würde das künstlerisch wenig besagen. Es ist aber hier ein Wachstum, das sich seelisch und unmerklich vollzieht. Das organisch anmutet, und deshalb überzeugt.

Wessen Wachstum? Das dieses Knaben gewiß. Darüber hinaus aber hat man die schwerlich trügende Empfindung: zugleich das des Verfassers. Wie dieser Roman durchaus erlebt anmutet, wie man kaum auf die Züge irgendwelcher „Erfindung" stößt, so vollends: hier ist ein Befreiungs- und Ertüchtigungsprozeß dargelegt, den der Verfasser in sich ver-

spürt hat. Vielleicht — während er an diesem Roman schrieb. Also, ein Bekenntnisbuch. Und weil es das ist, setzt man ungewöhnliche Hoffnungen auf den unbekannten Autor, der hier wahrscheinlich sein Erstlingswerk bietet.
Er hat Beobachtungsgabe und richtet den Blick nach innen. Kompositorisch vermag er noch nicht, Wesentliches aus dem Unwesentlichen hervorzuheben, in den selbsterfahrenen Lebenswirren aber hat er begriffen, worauf es ankommt. Gelingt es ihm, die Lebenserfahrung in künstlerische Erfahrung zu überführen, so wird er der Berufenen einer sein.
Heut ist er ein Versprechen, auf das auch die Kritischen und auch die Skeptischen setzen dürfen.

Berlin — Ernst Heilborn

Station Marotta. Roman von Georg von der Vring. Bremen 1931, Carl Schünemann. 325 S. M. 4,50 (6,—).

Als ich vergangenes Jahr in einem Aufsatz die Persönlichkeit des Dichters Georg von der Vring untersuchte, kam ich zu dem Schluß, seine Prosa sei in einer auffallenden und manchmal sogar schwerverständlichen Weise „malerisch". Ich wollte damit ihre Neigung zum Lyrisch-Illustrativen andeuten und ihren Standpunkt etwa so bestimmen: daß sie mehr von intuitiver Hellsicht gedichtet als von literarischer Überlegenheit komponiert sei (was ich persönlich bevorzugen würde), mehr koloristisch als kontrapunktisch, als „Gedicht" freilich ersten Ranges, aber innerlich von langsamem Leben und damit in der Gefahr, immer nur Ballade zu bleiben, auch bei größtem Format und Vorwurf.
Vrings neuer Roman erneuert den damaligen Eindruck und ergänzt ihn dabei in einer für Dichter und Leser gleich erfreulichen Weise. Er ist nicht minder „malerisch" als die früheren Bücher Vrings; es ist, wie wir damals schon gesagt haben, dieses Dichters natürliche und notwendige Methode und Auszeichnung, aus der er weder heraus kann noch soll. Doch ist die Prosa inzwischen schärfer geworden, die Farbe beredsamer, das einzelne Bild klarer in seiner Absicht, ohne daß dieses Straffen je ein Verarmen mit sich brächte. Ort und Gegenstand zugleich ist die Station Marotta, ein klassisch-unwirkliches tessiner Kurdorf mit seinen sozialen und seelischen Alluvionen: verdorbenen Einheimischen, verkommenen Fremden, und der versöhnlichen Gesundheit seines südlichen Himmels. Eine handlungsmäßige Intrige ist zwar vorhanden, aber sie interessiert uns nicht neben dem wirklichen Gegenstand: dem Mosaik seelischer Welten in einem Milieu, das Spielarten begünstigt und bevorzugt. Man hat sich das Buch ebenso als Erzählung vorzustellen wie das gestaltenreiche Bild eines mittelalterlichen Martyrienmalers, worin jede Figur aufs extremste ihre Beschaffenheit, ihr Stigma ausdrückt: der Teufel das Böse, der Geizige den Geiz, die Sünderin das Fleisch, der Heilige den Geist und Christum. In ähnlicher Weise bietet Vrings Buch eine Reihe durchaus unveränderlicher seelischer Typen, und selbst die unendlich rührende Figur des Bäckers Toccati bedeutet zwar etwas Weitläufig-Veränderliches, das Menschliche, aber doch in seiner kranken und getrübten Austypung. Es ist freilich eine Streitfrage, ob dieses innere Stillestehn der Figuren, ihre Geschichtslosigkeit, ihre absolute Gegenwart (gespiegelt in der immer verräterischen Präsens-Form der Erzählung), ob die Fiktion monistischer Menschengestalten heute einem Roman noch ansteht. Sie sind alle so auf getrennten Sternen — hebt das nicht die Voraussetzungen des „Romans" auf, für unseren heutigen Begriff? Es gibt kaum etwas Verbindendes außer dem Himmel über ihnen und vielleicht einigen Kindergestalten in dem Buch — ist diese Einheit die richtige oder wäre nicht vielmehr nach einer Einheit zu verlangen, die in dem Feldherrn-Symphoniker ruhte, dem Dichter?
Das sind meine grundsätzlichen Einwände gegen Vrings Prosa. Ich verdanke es dem neuen Buch, daß ich sie schärfer formulieren kann. Und ich verdanke ihm einen mit fortschreitender Lektüre bei alledem steigenden Genuß: nimmt man nämlich die Art des Romans an, so entfaltet er sich prachtvoll; jeder Figur geschieht ihr Recht, auch die kleineren sind immer noch Randfiguren und keine Chargen — das verrät die Hand eines großen Künstlers. Ich glaube, Station Marotta ist Vrings bestes Buch.

München — W. E. Süskind

Was wird aus Benjamin? Wege einer Jugend in unserer Zeit. Von Hansgerhard Weiß. Tübingen 1931, Rainer Wunderlich. 160 S. M. 2,50 (4,50).

Sie haben es dem Leser nun so lange eingehämmert, bis er es fast geglaubt hat: daß der Jahrgang 1902 literarisch endgültig „erfaßt" sei, und zwar durch Ernst Glaeser. Und nun macht sich, ein paar Jahre später, ein junger Mensch daran, diesen Jahrgang, und zwar seinen eigenen und höchst eigen erlebten, noch einmal zu gestalten. Diese Wege einer Jugend laufen aus einem in Tradition behüteten Exzellenzen-Elternhaus über die Lebensstufen der Bank und der Landwirtschaft, des Auto- und Geschirrwaschens bis zu Theater, Film und Psychoanalyse. Stationen eines Kalvarienbergs, über denen der dunkle Glaube des tapferen Menschen an seine Berufung tröstend lächelt. Zuchtvoll in der Haltung, ohne je das Jungenhafte zu verlieren, schwärmerisch und romantisch, ohne sich vom Boden zu lösen, traurig ohne Sentiment, fröhlich ohne Frechheit. Ganz und gar eine „andere Seite". Kein billiger Hohn auf das ältere Geschlecht, keine kommismäßige Hingabe an Rausch und Inflation, und statt der unsauberen Lüsternheit früher Sexualwitterung der schöne Eros der Freundschaft, mit Hesses „Demian" als Leitbuch durch dunkle Stunden.
Das Ganze mit früher Meisterschaft gestaltet, sparsam in den Mitteln, sorgfältig in der Auswahl, treffend im Witz, zusammengehalten noch in der Schwermut und Reflexion, ohne Fanfaren in der Hingabe. Ein rein gelebtes und rein gestaltetes Werk, ein diszipliniertes, ja fast ein edles Buch. Abglanz und Verdichtung von hunderttausend ähnlichen Lebensläufen, das Geschenk eines echten Menschen an die hoffnungslos Suchenden unserer Zeit. Übrigens zur gleichen Zeit erscheinend wie Klaus Manns „Gruß an das zwölfhundertste Hotelzimmer" („Querschnitt" XI, 8). Ja, so verschieden gespannt kann der Bogen deutscher Jugend sein. Wünschen wir dem Benjamin-Pfeile die hohe und tapfere Bahn, die er verdient!

Berlin — Ernst Wiechert

Stefan Rott oder Das Jahr der Entscheidung. Roman. Von Max Brod. Wien 1931, Paul Zsolnay. 591 S.

Es ist Theologie im raumnächsten und konkretesten Sinn, mit der sich ein Eiferer der Erkenntnis, ein Unentwegter und innerlich Ausgeglühter auf den beinahe 600 Seiten des neuen Buchs von Max Brod ohne die Lockerungen einer beschaulichen Distanz heiß und vergrübelt auseinandersetzt. Plato

und Aristoteles, Romantismus und Scholastik, das Buch Hiob und der heilige Thomas geben die Kommentare zu den Begebenheiten, die Stefan Rott, der siebzehnjährige Gymnasiast, im Jahr der Entscheidung miterlebt, die sein Weltbild beziehungsvoll umwölken, ihn zwischen Verehrung und Aktivismus in eine tragische Schwärmerei entrücken. „Es gibt keine unlösbaren Probleme", sagt sein Freund, der Sozialist. „Wenn man ein Problem für unlösbar hält, so heißt das nur, daß man es noch nicht richtig gestellt hat." Diese flinke Bereitschaft, ein Programm zu formen, ist dem jungen Helden des Romans versagt. Er ist tiefer, schmerzlicher, zweifelsüchtiger in dem Willen verhaftet, auf der Flucht vor dem Bösen zum Glück zu gelangen, die Schranken der Oberwelt als ein Apostel zu übersteigen, der Himmelswein in irdischen Bechern kredenzt. Eine wundervoll freudlose Liebesgeschichte, die zwischen ihm und der Mutter des Schulkameraden spielt, ist die Begleitmusik atemloser Bemühungen, schreckhafter Ausblicke in die Verschiedenheit menschlichen Wirkens von den Ausstrahlungen der Idee, unentwirrter Geheimnisse Gottes und seiner Gesetze. Das untermenschliche Phänomen des Krieges, das die Diskussion über den Platomenschen einstweilen beiseite schiebt, bereitet dem Widerstreit, dem seelischen Aufflug eines vom Geiste Besessenen das Ende.

Der neue Roman von Max Brod ist ein Kampfbuch um Gedankenbezirke, die um so zauberischer strahlen, je strenger sie verriegelt stehen. Manchmal, im Rausch der Kapitel, öffnen sich dunkle Tore. Aus Pubertätsphantasien, kindischem Enthusiasmus, quillt Abglanz und gläubige Lehre. Trübgewordene Augen sind vom Paradiese geblendet.

Prag — Paul Leppin

Die Freundschaft von Ladiz. Von Max Mohr. München 1931, Georg Müller. 401 S.

Ich glaube, ich mache mich keiner Ausländerei schuldig, wenn ich der heutigen erzählenden Literatur in Deutschland ganz allgemein diesen Vorwurf mache: sie hat, verglichen etwa mit der englischen, ein niedriges Würde-Niveau; sie ist bis hoch hinauf vernichtend aktualitätsgierig und vergißt in eben dem Maß, auf stilistischen und inhaltlichen Tiefgang Bedacht zu nehmen. Aktuelle, das heißt glatte Gegenstände sind ihr lieber als geistig selbst erlebte, bei deren Komposition man straucheln und sich, fast buchstäblich, wund schlagen kann. Ein Schriftsteller von der unerschrockenen und, wenn man will, naiven Eigenart des verstorbenen D. H. Lawrence (von seiner literarischen Bedeutung ganz abgesehen), ein solcher Schriftsteller von zugleich solcher Popularität (im Guten und Schlechten) hat leider bei uns nicht gelebt.

Lawrences Name steht auf dem Widmungsblatt von Mohrs Roman, und das Buch wandelt deutlich auf den Spuren des Meisters, manchmal nicht zu seinem eigenen Vorteil. Es hat aber mit ihm die unerschrockene Art gemeinsam, sich rücksichtslos aus dem eigenen Kopf sein Thema zu stellen, und um dieser Kühnheit willen, als ein Buch mit bedeutendem (wenn auch oftmals verfehltem) Vorsatz, ist es zunächst einmal freudig und herzlich zu begrüßen.

Mohrs These ist die des Antifeminismus. Die Welt sei verpfuscht, seit die Männer, die eigentlich Trunkenen und Geheimnisreichen, das Geheimnis fälschlich aufs Weib abgeschoben und diesem eine ihm selber fatale Autoritäts- und Problematikstellung aufgezwungen hätten. Also hätten die Männer einen neuen „Staat" zu begründen, eine neue Zelle, wie man heute sagt. In dem Buch ist's eine hart erkämpfte Freundschaft zwischen zwei Männern; notabene keine, die irgendwie „homo" wäre, sondern eine bäuerliche, eine der Beschaffenheit.

Leider fehlt es hier am Platz, um Persönliches gegen die Mohrsche These vorzubringen oder zu belegen, inwiefern sie auch eine anfechtbare Ableitung von Lawrence ist, den ein englischer Biograph nicht umsonst „Son of Woman" genannt hat. So bleibt von dem sehr zwiespältigen literarischen Eindruck zu sprechen und etwa zu sagen: daß man keine rechte Bewährung der Mannsfiguren vor sich sieht, daß sie im Gegenteil dazu neigen, sich sentimental oder wenigstens nervös aufzulösen und mehr self-conscious zu sein, als ihnen ansteht. Daß die Intermezzi, in denen Mohr, aus Gründen einer künstlerischen Distanzgebung, seinen Roman als eine Art himmlischer Dreigroschen-Oper inszeniert, oft hart ans Ärgerliche grenzen, und daß überhaupt eine Neigung zum Barocken, in Wort und Gefühl, ziemlich stört. Daß aber eben dieses Barock, da wo es wahrhaft pathetisch ist, hinreißend wirken kann; daß Mohr, wenn er die Zügel los läßt und „romanhaft" schreibt, bezaubernde, leichte und zugleich schwermütige Seiten zustandebringt; daß eine schöne Liebesgeschichte und eine einfach unvergeßliche Ski-Geschichte vorkommt; daß es ein grundehrliches Buch ist, das man von Seite zu Seite mitdenken muß, und das ich — nehme ich alles in allem — mit Freude und dankbarem Gewinn gelesen habe.

München — W. E. Süskind

Georg Letham, Arzt und Mörder. Roman. Von Ernst Weiß. Wien 1931, Paul Zsolnay. 581 S.

Ein Arzt, Experimenteur aus Trieb und Bestimmung, tötet — Experiment oder Absicht? — seine Frau. Zu lebenslänglicher Deportation nach C. verurteilt, wird er in C. im Seuchenlazarett für gelbes Fieber Assistent der dort tätigen, der dort den Erreger des gelben Fiebers suchenden Ärzte. Versuche an Tieren, an Menschen mit glücklichem, auch mit tödlichem Ausgang, ja an sich selbst die grauenhafte und grausame Krankheit des gelben Fiebers, die Sumpfluft der Stadt C., die erbarmungslose Eingeschlossenheit der Deportierten! — aber sind diese Ärzte, diese Krankenschwestern und Helfer nicht weniger ab- und eingeschlossen in den Seuchenbaracken? Kein Leben, kein Sterben, aber, auf Grund wissenschaftlicher Untersuchungen, der große Versuch, Leben und Sterben leichter zu machen.

Man sieht schon an dieser kurzen Inhaltsangabe: ein wissenschaftliches Thema beherrscht diesen neuen Roman von Ernst Weiß. Man sieht aber auch: er wird in Bewegung gesetzt von einem „privaten Schicksal" her. Er kommt ins Rollen erst, nachdem viele, viel zu viele Seiten über das Individuum Georg Letham, den Arzt, geschrieben worden sind. Über sein Elternhaus, über ihn als Kind, als Studierenden, als Gatten. Und hier: in der Gestaltung des Eheverhältnisses, auch in der Gestaltung der Rattenexperimente des Vaters kommt Weiß zu — ich muß schon sagen: peinlichsten Schilderungen. Und es kostet einige Überwindung, trotzdem weiter zu lesen. Trotz all dieses viel zu breit und allzu deutlich ausgesponnenen Privaten das Interesse an Weiß samt seinem Roman nicht zu verlieren.

Dieses Interesse ist von demselben Augenblick an wieder völlig rege, stark und unmittelbar angespannt, wenn Weiß auf das wissenschaftliche Thema losgeht: auf die Untersuchung des gelben Fiebers und seines Erregers, auf die Menschen, die sich den Experimenten unterwerfen. Da zerfließt das Private wie nutzloser Nebel, das Thema selbst drängt sich

ganz klar in den Vordergrund. Man spürt: wo Wissenschaftliches behandelt wird, werden jedes Private, alle Gefühle und Sentiments eng und klein — sie lohnen nicht, sie interessieren nicht. Das Erregende liegt zweifellos und nur in der Behandlung des wissenschaftlichen Themas, in seiner Bewältigung. Alles, was in der ersten Hälfte steht, ist „Roman". Weder neu noch interessant, von anderem ähnlicher Art nur unterschieden durch die Hemmungslosigkeit, mit der hier Weiß Peinlichstes ebenso peinlich gestaltet.

Die zweite Hälfte aber ist großartig. Zwar wird auch hier Weiß durch die Gesamtanlage seines Romans zu privaten und also überflüssigen Handlungsmomenten gezwungen, aber es überwiegt das wissenschaftliche Thema. Und von diesem sachlichen Kern hängt im großen und ganzen auch die Führung der Ereignisse, die Schilderung des Milieus, die Gestaltung der Menschen ab. Hier herrscht das Individuum nicht mehr und damit eine Überflut von sogenannten individuellen Gefühlen. Hier herrscht ein das Individuum Bestimmendes, nämlich: das Sumpfland, die Deportation, das gelbe Fieber. Und wie man sich hierzu stellen, hier handeln, dies tun, jenes lassen muß — das muß überdacht werden. Wie sich unter dem Trieb, eine wissenschaftliche Frage zu lösen, die verschiedenst gearteten Menschen zu einem Ideal gemeinsam arbeitenden Kollektiv zusammenfinden. Wie im Rahmen eines solchen Kollektivs, welches nichts als das gemeinsame Interesse aller Menschen im Auge und als Ziel hat, das Individuum nicht etwa untüchtig gemacht wird und abstirbt — im Gegenteil: wie es jetzt erst wächst, lebt und eiligst auf alle Arabesken verzichtet, die den Charakteren und Individuen des ersten Teils wenig angenehm anhängen: das ist zu beobachten.

Im zweiten Teil ist Weiß ein Meister der Schilderung. Der Tod der Portugiesin, der Tod Walters, die Geburt, das Verhältnis zu March: großartige, kluge, spannende Teile, die endlich einmal von einem Thema ausgehn, das diese Wirklichkeit, uns, wie wir da sind, leben und hausen, angeht.

Georg Letham: in seinem ersten Teil nur ein Roman, in seinem zweiten Teil diese unsere Wirklichkeit.

Berlin-Gatow — Heinz Dietrich Kenter

Beim Bau der chinesischen Mauer. Ungedruckte Erzählungen und Prosa aus dem Nachlaß. Von Franz Kafka. Herausgegeben von Max Brod und Hans Joachim Schoeps. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 266 S.

Die großen erzählenden Arbeiten von Franz Kafka sind allesamt erst nach dem Tode des Dichters erschienen; herausgegeben, gesichtet von seinem Freunde Max Brod.

Das Angstgefühl gibt den Romanen Kafkas Inhalt und Charakter. Sehr im Gegensatz zu der unruhevollen Haltung des Erzählers Kafka steht die klare, wenngleich unheimliche Ruhe seiner Sprache. Dieser Gegensatz, ja, diese Widersätzlichkeit schafft das Unwirkliche der Atmosphäre. Die Beziehung zwischen der Sprache und den Inhalten wird locker bis zum Beziehungslosen. Die Ironie der Sprache des Franz Kafka dringt zu den Gestalten nicht vor, setzt sie nicht herab, wertet nicht, macht sie nicht lächerlich; sie nimmt nur Abstand von den Geschehnissen der Welt; es ist eine Ironie der Ausflucht, die hier schafft. Auch diese karge Ironie ist Angst, so sehr sie sich schon in die Melodie der Sprache zurückgezogen hat, der Gestaltung fern geblieben ist. Fantastisch und aufrührerisch ist jede Kafkasche Fabel, die im Grunde niemals enden kann, nicht von dieser Welt zu sein scheint. Alles rinnt, zuweilen gerinnt die Erzählung; ihr Ende ist nicht abzusehen. Kafka schreibt, als sei er ständig bedroht; der Bedrohte ist ungenügsam; ungenügsam in seiner Angst. Er lebt am Rande; und in der Tat schreibt Kafka am Rande der Zeit, am Rande der Verstandesgrenze. Diesseits bleibt bei Kafkas Erzählungen allein die Sprache.

Daß es Arbeiten von ihm gibt, die auch klar und nicht benommen im Denken sind, beweist der Band: „Beim Bau der Chinesischen Mauer." Die Aufzeichnungen: „Er" und „Aphorismen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg" sind wahrlich bedeutend, obwohl die Herausgeber zu weit gehen, wenn sie — man greift heute in den Vergleichen gern zu hoch — ihnen den Rang von Pascal anweisen, an den im übrigen rechtens erinnert wird: in bezug auf die Herkunft der Franz Kafkaschen Gedankenwelt. Die Erzählungen dieses vorliegenden Bandes sind ungleichen Wertes, mögen sie Bruchstücke oder äußerlich vollendet sein. Eine Skizze wie „das Ehepaar" hätte man ausschalten sollen. Es ist sehr verdienstvoll, daß mit diesem Buch neue Arbeiten von Franz Kafka zugänglich gemacht worden sind. Weitere Veröffentlichungen werden mit Anteilnahme erwartet.

Berlin — Hans Sochaczewer

König Volk. Roman aus der französischen Revolution. Von Robert Hohlbaum. 1931, L. Staackmann. 490 S. M. 5,— (7,50).

Historischer Roman: das kann freies Erfinden in eine kulturhistorische Sphäre hinein bedeuten oder auch Gestaltung dessen, was sich wirklich ereignet hat und was die Geschichte überliefert. Das Werk Hohlbaums bekennt sich durchaus in die zweite Kategorie: Weltgeschichte wird von den Menschen her gesehen und geformt, ohne je ins Phantastische auszuweichen. Die Bastille und die Tuilerien sind wirklich vom Volk erstürmt worden, die pariser Frauen sind wirklich nach Versailles marschiert, um sich des Königspaars zu versichern, wir wissen es, aber wir haben nie so stark erlebt, wie aus Gefühls- und Willensatomen allmählich das kollektive Geschehen erwächst, gewissermaßen als eine Selbstverständlichkeit. Und so kann dieses Buch, das in einem tieferen Sinne nicht erfinden will, sondern verstehen und darstellen, auch wie ein historisches Werk in der Form einer grell belichteten Bilderfolge hingenommen werden. Aber es ist ein großes und überaus schwieriges Unternehmen, das Geschehen, das von Woche zu Woche besinnungslos hinstürmt, und dessen Inbegriff man die französische Revolution nennt, ins Episch-Künstlerische umzusetzen. Nur Menschen, ihre dunkeln Triebe und ihr helleres Denken dürfen wirken, Prinzipien — das Steckenpferd der Franzosen — müssen bis auf einen kleinen Rest getilgt werden, ebenso die Politik, die ja Theorie und Abstraktion ist, wenn auch aufs Praktische angewendet. Den Stoff, unübersehbar, darf man wohl sagen, und vom Historiker nur vielbändig zu bewältigen, hat Hohlbaum wirklich in einer Folge von größeren und kleineren Szenen zusammengefaßt und geformt, vom feudalen Hofleben unter Ludwig XV. bis zum Sturz Robespierres. Zwei Schichten von Menschen schieben sich durcheinander: einmal die historisch bekannten und berühmten, ihrer schon eine Riesenmenge, und dann die zur erzählenden Ausfüllung frei erfundenen, wiederum eine beträchtliche Zahl. Wie dies nun kompliziert ineinander greift, wie aus dem kleinen Mann der Führer wird, wie die Großen geschoben werden, die äußerst mannigfache Motivierung — das erreicht alles einen hohen Grad von Plastik. Die Menschen sind in verschiedenem Maße

charakterisiert, einige (wie etwa der Marquis de Sade) verharren grau im Schatten, die große Mehrzahl aber gedeiht zu blutvoller Lebendigkeit. Der Schluß befriedigt nicht ganz, die Erzählung hört auf, ohne daß man überzeugt wäre: sie ist zu Ende.

Robert Hohlbaum, der sein Deutschtum oft genug vertreten und betont hat, vermochte sich hier in einem erstaunlichen Maße mit französischem Fühlen und mit französischem Geist zu durchdringen, an manchen Stellen liest sich das Buch, als hätte es ein Franzose geschrieben, selbst französische Wendungen klingen auf. Man darf zusammenschließend sagen, daß Hohlbaum hier eine gültige Leistung vollbracht hat, und daß seinem Buch eine sichtbare Stellung im historischen Roman der Gegenwart gebührt.

Wien — Emil Lucka

Felix treibt so durchs Leben. Roman. Von Carl Müller-Rastatt. Hamburg 1931, M. Glogau jr. 233 S. M. 3,60 (4,80).

Dem bekannten hamburger Dichter ist mit diesem Werk ein prachtvoller Roman gelungen, der ihm sicherlich viele neue Freunde zuführen wird. Er schildert flott und keck einen künstlerisch starken, aber im übrigen willensschwachen Maler, der zwischen zwei Frauen, einer mondänen Gesellschaftsdame und einer zärtlichen kleinen Stenotypistin, hin und her pendelt und nicht weiß, welcher von den beiden eigentlich sein Herz gehört oder die Glut seiner immer wieder aufgepeitschten Sinne. Für seine Kunst bedeuten beide nichts; sie zieht vielmehr ihr Bestes aus der Begegnung mit einem kleinen Kinde, das fremd und erstaunt oft seinen Weg kreuzt. Um dieses bunte, wechselvolle, in den wirbelnden Trubel einer Großstadt (Hamburg) hineingestellte Spiel rankt sich ein interessanter Kranz von Malern und Dichtern, jeder in seiner Besonderheit plastisch herausgemeißelt, und hilft mit, das glänzend geschriebene Buch zu einer Delikatesse zu machen, die köstlich mundet.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Der Warphof und das Sumpfmoor. Roman. Von Alfred Manns. Gütersloh 1931, C. Bertelsmann. 246 S. Geb. M. 4,—.

Ein Bauernroman aus Ostfriesland, der von guter Beobachtungsgabe und Gestaltungskraft zeugt, allen Nebensächlichkeiten aus dem Wege geht und forsch auf das Ziel losstrebt. In dem Helden ist eine prächtige, in der üblichen Bauernromanliteratur neue Figur mit dem Stift eines Könners gezeichnet, und durchaus glaubwürdig ist sein Kampf mit dem Sumpf, der durch die Jahrhunderte hindurch wie mit Krallen und Zähnen Menschen und Vieh in seinen Schlund gezogen hat, dargestellt. Vergebens ist dieser mit allen Mitteln geführte Kampf, so lange der Bauer in der wilden Natur des Sumpfmoors das Tier sieht, das ihn fressen will und das er daher mit persönlichem Haß bekriegt. Erst als sein Sohn seine Arbeit übernimmt, mit suchender Seele das Wesen des Moors erforscht und aus der alten Sage vom Sumpfkobold den eigentlichen Feind der Trockenlegung erkennt, siegt der Geist über die Materie, der Mensch über die Natur und beendet so einen jahrelangen gigantischen Kampf. — Auch alle Nebenpersonen sind, abgesehen von einigen Übersteigungen, gut gezeichnet, so daß man sich der Arbeit dieses neuen Künders deutschen Bauerntums von Herzen freuen darf.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Dr. Muff. Roman. Von Ludwig Winder. Berlin, Bruno Cassirer. 317 S. M. 4,— (6,—).

Immer ist es die Tragik einer entäußerten Würde, die in den Büchern Winders dunkle Kreise zieht. „Die nachgeholten Freuden", „Die Reitpeitsche", die Pubertätstragödie „Hugo" münden in dieser Richtung. Schwerblütiges, Irdisches, Gehässiges empören sich gegen den Himmel. Dr. Muff, der zeitlose Held einer mit Spannungen und Entladungen allseits gewappneten Gegenwart, fällt als Opfer einer unterweltlichen Skepsis, die ihre Gilde gegen ihn mobilisiert. Da ist Garban, der Sohn eines Ackerknechts, der Unteroffizier, der seinen ehemaligen Leutnant nach dem Kriege in der Privatschule seines Industrieunternehmens als Lehrer beschäftigt. Da ist Anne, seine Schwester, das Weib mit dem Feuermal, durch unzüchtiges Schicksal für immer der Schande verkuppelt. Da ist Unglück, maßloser Schmutz und verkappte Wollust. Dr. Muff, der Erlöser, erliegt der Sünde, die er auf sich nimmt. Lemuren brechen aus giftigen Rattenlöchern aus, tagscheue Brut verfolgt den Gehetzten und bringt ihn zur Strecke. Der neue Roman von Ludwig Winder ist eine bezwingende Dichtung. Hier begegnet uns eine Kenntnis, die Menschliches tief und ohne Gespensterfurcht anrührt. Die Sprachkünstlerschaft ist verblüffend, die Dämonie des Buchs von einer Bravour besessen, die Unaussprechliches sekundenlang belichtet, aus melancholischem Schutt ein trübe sickerndes Grundwasser aufgräbt. Literatur dieser Art ist auf dem Amboß gehämmert, der in der Schmiede der Welt für die Berufenen bereitsteht.

Prag — Paul Leppin

Die Unmündigen. Von Arnold Ulitz. Leipzig 1931, Philipp Reclam jun. 77 S.

Die paar kleinen Erzählungen in diesem kleinen Bändchen sind zweifellos der Berufspraxis des Lehrers Ulitz entwachsen, selbst wenn ihre Fabel das eine oder andere Mal vom Schriftsteller Ulitz gestrafft oder ergänzt sein sollte. Wir alle wissen, daß die Schulzeit, nachträglich betrachtet, alles andere als gemütlich ist; sie hat, vor allem in den mittleren Klassen, etwas vom Dampfkessel, von überhitzter seelischer Luft, und wir wundern uns manchmal, daß wir dem soweit unbeschädigt entgangen sind. Und wir erinnern uns alle des „Seltsamen" in unserer Klasse, des Mitschülers, der, längst unserem Blick entronnen, damals wie ein Inbegriff des Genialen und aller Menschenbegabung und auch -bosheit in unserem Kreis lebte, der sichtbare Vertreter der Tatsache, daß dies eben das menschlichste Alter ist, das Alter der Möglichkeiten, der Explosion, der Katastrophen. Fünf oder sechs solcher „Mitschüler"-Gestalten ruft Ulitz auf; fünf oder sechsmal tut sich der Lehrer Ulitz mit dem Dichter zusammen, und ich wüßte nicht zu sagen, auf wessen Teil die Güte, die Kraft, die unvergleichliche Einsicht und Ruhe kommt, die in diesen Geschichten waltet. Das ist ein würdiger Lehrer, ohne Buhlerei um die Neigung der Kinder, aber voll ernster Liebe! Ein wunderschönes Buch, dieses kleine Reclam-Buch!

München — W. E. Süskind

Wahn-Europa 1934. Eine Vision. Von Hanns Gobsch. Berlin-Hamburg 1931, Fackelreiter Verlag. 348 S. Geb. M. 4,80.

Gobsch glaubt an einen Krieg zwischen den Mächtegruppen Italien—Frankreich. Ich glaube es nicht, da Italien und Frankreich imperialistische Mächtegruppen sind, und der Angriff des imperialistischen, nationalen Kapitals auf das

andere imperialistische und nationale Kapital schon 1914 erfolgt ist. Der künftige Krieg kann nur heißen: Westen gegen Osten. Nun findet aber Gobsch den kapitalistischen Imperialismus ebenso unfruchtbar wie den „sozialen Bolschewismus". Er lehnt beide ab, kann aber auch seinem sozial angehauchten Minister des Weltgewissens, Léon Brandt, kein Leben geben. Er läßt ihn edle, richtige Worte sagen. Gibt ihm eine ideal gefärbte Führerschaft der Arbeiter-Union, gibt ihm das Mittel des Generalstreiks, aber sonst nichts. Und also spaziert dieser Léon Brandt in luftleerem Raum und wird auch in dem allgemeinen Untergang, den Gobsch am Schluß des Buchs mit Fliegerangriffen und Gasen schildert, hereingerissen. Er beweist so, daß diese Idee des Weltgewissens, die sein Léon Brandt vertritt, ganz unfruchtbar ist. Sie müßte zugleich auch ganz betont praktische Fragen entwickeln und durchführen. Léon Brandt geht also mit Recht unter.

Gobsch gibt — und darum kann man dieses Buch empfehlen — eine Kriegsvision, die nur darum Vision zu nennen ist, weil wir sie noch nicht erlebt haben. Aber wir werden sie erleben, wenn es so gedankenlos in Europa weitergeht. Man lese und prüfe. Und entscheide sich, wo auch immer man stehe, hundertprozentig gegen jeden Krieg.

Berlin-Gatow Heinz Dietrich Kenter

Studenten, Liebe, Tscheka und Tod. Tagebuch einer russischen Studentin. Von Alexandra Rachmanowa. Salzburg 1931, Anton Pustet. 447 S.

Es gibt Bücher, die zu lesen Schmerzen bereitet, weil sie gleich geschlagenen Kindern sind, die man in der Dämmerung trifft, verstoßen aus aller Hoffnung und Kraft. Die still sind und nur die Augen aufschlagen und ihre Striemen zeigen. Bücher ohne Sensationen, ohne Lärm und Haß, die nur erzählen, was gewesen ist, wirklich gewesen, so wirklich, daß es von dieser Erde nicht mehr auszulöschen ist. So sind diese Tagebücher der Studentin Alja, von 1916 bis 1921. Vom reichen Elternhaus und der Zartheit eines Mädchenmorgens bis zum Flüchtlingswaggon in Omsk, zum Flecktyphus und Hunger, zum Schmutz, zur Marter, zum Tode. Von der Tochter aus „gutem Hause" bis zum „Intelligenzschwein". Das große und furchtbare Schicksal aus Dwingers „Zwischen Weiß und Rot". Ebenso schlicht erzählt, ohne Haß, außer, wie bei Dwinger, bei der Schilderung der Salon- und Proviantzüge, in denen Franzosen, Engländer, Amerikaner, Tschechen und Japaner kalt und verächtlich an den Hungernden, Bettelnden, Sterbenden vorüberfahren. Indes an den Bahndämmen die Waggons noch rauchen, in denen Frauen und Kinder von roten Partisanen zu Hunderten hingeschlachtet liegen. Was ist der bethlehemitische Kindermord, was die Danteſche Hölle, was die Schrecken der Apokalypse gegen diesen Todeszug von Hunderttausenden, die vom Ural bis zum Baikalsee auf dem „großen Trakt" verdarben? Rache für die Katorga? Ach, welche Schändung kommt der gleich, die der Mensch an seinem Gott begeht? Und nun bauen sie an ihrer neuen Erde, dort an denselben Straßen, und wissen nicht, daß jedes Korn, das sie zum Brote mahlen, das Blut einer gemordeten Generation enthält. Sowenig wir wissen, daß wir von demselben Brote essen, weil nicht das Göttliche die Welt regiert, sondern das Geschäft. Und das Geschäft löscht alles aus. Wo sind die hunderttausend Leser dieses Buchs? Und wo ist das Gewissen der Welt, daß es diesen Dingen zusah, schweigend, ohne die Hand zu rühren? Und wo ist das Geschlecht, das dieses Kainsmal auslöschen wird von unserer Stirn?

Berlin Ernst Wiechert

Kaiserwetter. Roman. Von Karl Jakob Hirsch. Berlin 1931, S. Fischer. 343 S. M. 4,— (6,—).

Die Notthafften. Roman. Von Josef Martin Bauer. München 1931, R. Piper & Co. 335 S. M. 4,50 (6,50).

Ich bespreche diese beiden Bücher zusammen, nicht, weil sie zur gleichen Zeit erschienen sind, auch nicht, weil sie beide Anfängerwerke junger Autoren sind, am wenigsten, weil sie etwa stoffliche Verwandtschaft hätten, sondern weil sie in besonders deutlicher Weise die beiden Hauptmöglichkeiten darstellen, wie man heute Romane schreiben kann. Sie sollen nicht gegeneinander ausgespielt werden; es gilt, ihre Art zu erkennen.

Karl Jakob Hirsch, vor zehn Jahren Bühnenbildner unter Kayßlers Direktion an der berliner „Volksbühne", dann verschollen, taucht plötzlich als Erzähler wieder auf. Und zwar als ein sehr begabter, ungewöhnlich frischer und gänzlich unroutinierter Erzähler: klar, klug, überzeugend und von schlagendem Witz. Er erzählt von einem Gegenstand, den er offenbar sehr genau kennt: Hannover vor dem Kriege. Die typische norddeutsche Großstadt noch immer ein wenig ländlichen Einschlags mit den besonderen Merkmalen Hannovers liegt unter dem Messer eines Chirurgen, das den Organismus auftrennt. Der Prosektor beurteilt hingebungsvoll, aber kühl seinen Befund; das Protokoll darüber ist dieser Roman. Sein Stil verdient die Bezeichnung: glänzend. Und doch hat das Buch keinen Glanz. Es ist Kritik. Leider nicht restlos objektive; die bekannte jüdische Wehleidigkeit zum Beispiel ist gut glossiert, aber der Verfasser selbst ist nicht frei von ihr, sobald er jüdische Figuren zeichnet. Alle anderen Schichten und Kreise jedoch werden mit schonungsloser Unerbittlichkeit bloßgelegt und herauspräpariert: vom Briefträger bis zur „Haute volée", vom Rechtsanwalt bis zum Lebemann; sogar der zeitlich vorverlegte Massenmörder Hannovers bleibt uns nicht erspart, wie Hirsch überhaupt im Drange nach Vervollständigung seines Panoptikums ein wenig des Bösen zuviel getan hat. Die zu große Fülle der Gestalten macht das Ganze etwas unübersichtlich, und die sprunghafte Technik des jedesmaligen Abbrechens vor dem Höhepunkt der Spannung und der Hinwendung zu einer anderen Handlungsreihe trägt noch mehr dazu bei. Trotz dieser Mängel ist „Kaiserwetter" die respektable Leistung einer genauen und ernsthaften historisch-soziologischen Untersuchung in spannend erzählender Form, nicht unwichtiger Teilbeitrag zu der umfassenden Bestandaufnahme des Vorkriegserbes, an der eine bedeutende Zahl deutscher Schriftsteller seit langem schafft.

Josef Martin Bauer, Bauernsohn, entsprungener freisinger Priesterschüler und jetziger Dorfredakteur, hat nach bitteren Hungerjahren kürzlich einen ersten Roman „Achtsiedel" veröffentlicht, der den „Jugendpreis Deutscher Erzähler" erhielt. Nun folgt „Die Notthafften". Bauer ist mehr als ein begabter Erzähler: er ist ein geborener Erzähler — Erzähler, sonst gar nichts. Von Anfang an spürt man den großen epischen Atem, mit dem er vorträgt, einen Atem, der sicher und gleichmäßig geht, der sich Zeit läßt wie Homer Zeit hatte, als er seinen ersten Gesang begann. Bauer kennt seinen Gegenstand, das platte Land in Altbayern, nicht nur sehr genau: er wurzelt in ihm, in seinen Adern kreist dasselbe Blut wie in den Gestalten seines Werks, er ist eins mit ihnen. Sein Stil ist alles eher als glänzend; er ist völlig echt, sehr körnig, aber schwer, breit und mitunter etwas stumpf. Und doch liegt ein eigentümlicher Glanz auf

dem Buch. Es ist nicht Kritik; Bauer spricht nicht über seine Menschen, er spricht aus ihnen. Eine einzige Familie ist es, die Notthafften, bayrische Bauern, doch in der Beschränkung der Gesichter welcher Reichtum der Gesichte! Und welche Gerechtigkeit! Weicht das Buch der Zeit und ihren Aufgaben aus, weil es nicht „aktuell" ist? Es führt zur Zeit und der Bewältigung ihrer Aufgaben hin, weil es nicht nur vom verwehenden Geschrei des Tages ablenkt, sondern zugleich hinlenkt zum Wesentlichen: Geburt, Tod, Liebe, Arbeit, Entscheidung zwischen Vernunft oder Unvernunft, zwischen Resignation oder Verstehen. Der Gesamtaufbau ist noch nicht bis ins Kleinste ausgeglichen, und gelegentlich stören das nicht-bayrische Ohr allzu bayrische Satzbildungen („Bauern wenn ihre Pratzen jemand zum Hohn ins Gesicht schlagen, dann spürt man solchen Schlag lange Zeit"). Trotz dieser Mängel ist „Die Notthafften" ein Epos von großem Format.

Es gab eine Zeit, und sie ist noch gar nicht lange her, da schloß jede zweite Buchkritik mit dem Satz: „Dieser Roman ist mehr als eine Dichtung. Er ist ein Dokument." Bauers Roman „Die Notthafften" ist mehr als ein Dokument, wie Hirschs Roman „Kaiserwetter". Er ist eine Dichtung.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Die Abenteuer eines jungen Herrn in Polen. Roman. Von Alexander Lernet-Holenia. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 268 S.

Der junge Herr ist ein deutscher Leutnant, der im Weltkrieg nach Polen verschlagen wird, auf der Flucht vor den Russen als Magd verdingt wird, von den männlichen Insassen des Guts belästigt wird, den beiden Töchtern ein Kind macht, schließlich seinen Landsleuten ohne wissentliches Zutun den russischen Kriegsplan verrät und so die russische Niederlage und den Sieg des Bolschewismus veranlaßt. Unter dem tut es Lernet-Holenia nicht. Das wird alles, diesmal schon freilich ein wenig maniriert, so suggestiv erzählt, daß man die unwahrscheinliche Prämisse fast darüber vergißt. Unwahrscheinlich nicht im Sinn eines platten Naturalismus, sondern in künstlerischer Hinsicht: würde Lernet-Holenia das Geschehen distanzieren, in vergangene Jahrhunderte zurücklegen, so fiele zum mindesten dieser Einwand fort. Auch auf die Schlußpointe würde er nicht zu verzichten brauchen: irgendein historischer Sieg hätte sich schon finden lassen, den dieses private Abenteuer zur Folge gehabt hätte. Daß der Weltkrieg dafür bemüht wird, ist ein Mangel an Takt (eine Zeitkrankheit, die Lernet-Holenia mit vielen, vielen gerade begabten Autoren teilt: mit Robert Neumanns letztem Buch „Das Schiff Espérance" verhält es sich ganz ähnlich), macht die sonst amüsante Lektüre peinlich. Die Wunden sind noch zu frisch, als daß man den Weltkrieg als Werkzeug in noch so reizenden Jongleurkunststücken, etwas anderes ist dieser Roman nicht, verwenden dürfte. Lernet-Holenia jongliert, wie es ihm gerade beliebt. Erzielt er einen Effekt damit, so schildert er die Wirklichkeit mit allen überzeugenden Einzelheiten. Erreicht er damit eine Pointe, so kürzt er den Handlungsfaden ab: das Geschlecht der vermeintlichen Magd wird von den Töchtern auf einer Fahrt erkannt, als sie ein Rudel Wölfe totschießt. Daran schließt sich die Bemerkung: „Vier Wochen später eröffnete Duschka ihrer Mutter, sie sei guter Hoffnung." Die Magd muß wieder in einen Husaren zurückverwandelt werden? Nichts leichter als das! Endlich spürt „Kascha", er (bzw. sie) müsse sich einmal rasieren — und wird dabei bemerkt. Allmählich nutzen sich die Kunstgriffe ab: daß Duschka die Magd von Anfang an etwas merkwürdig findet, ist eine motivierende Vorbereitung. Daß sich auch ihre Schwester mit Kascha einlassen wird, soll ein Überraschungseffekt sein, der jedoch ausbleibt — wie etwas bei dem Fräulein, wodurch es auf seinen Zustand schließen kann. — Schade, daß ein so beträchtliches Erzählertalent, wie es Alexander Lernet-Holenia auch hier an den Tag legt, durch den Mangel an menschlicher und damit künstlerischer Haltung zu einer Belanglosigkeit wird.

Berlin — Lutz Weltmann

Die vermählten Junggesellen. Ein fröhlicher Roman um Haydn. Von Josef Marschall. Leipzig 1931, L. Staackmann. 226 S. Geb. M. 5,—.

Die „vermählten Junggesellen" sind die Musici weiland Papa Haydns in Diensten des prunkvollen Grafen Esterházy zur Zeit der Kaiserin Maria Theresia. Und der Graf liebt seinen Kapellmeister ebenso wie seine Musikanten. Er muß sie immer um sich haben, vor allem in seiner Sommerresidenz. Nur ein Übel ist dabei. Der Graf hat den Musikanten strengste Ordre gegeben, ihre Frauenzimmer in Eisenstadt zurückzulassen, weil es ihm an den Sängerinnen, Ballettweibern und Akteurinnen schon einigermaßen genug sei, um nicht in den Ruf eines morgenländischen Maharadscha zu kommen. Wessen Musikus Weib sich auch nur 24 Stunden in Esterház blicken ließe, der habe mit seiner Demission zu rechnen. Natürlich kommt doch eine der Frauen, und natürlich findet sie der Graf. Papa Haydn aber besänftigt seinen Zorn, er dichtet ihm seine wunderschöne „Abschiedssinfonie", deren Pointe unverkennbar bleibt, die schmerzvoll-heitere Sehnsucht nach der Frau. — Zu einer hübschen kleinen und runden Novelle ein heiterer Stoff. Leider hat Marschall einen dicken Roman daraus gemacht, der die Melodie des zarten Menuetts mit Pauken und Fortissimo totzuschlagen droht. Die Langatmigkeit der Erzählung artet stellenweise in Langweile aus, die selbst durch das Adagio subtiler Landschaftsbeschreibung nicht immer gerettet werden kann.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Die kleine Zinne. Roman aus den Bergen. Von Georg Freiherrn von Ompteda. Berlin, Ullstein. 314 S. Geb. M. 1,85.

Alsbergs Drama und dessen Verfilmung haben die Augen weiter Kreise auf das Problem der „Voruntersuchung" gelenkt, die von so ausschlaggebender Bedeutung für den Ausgang eines Kriminalprozesses ist. Omptedas Roman aus den Bergen ist ein neuer Beitrag zu diesem Problem, indem er eigentlich nichts gibt, als die Voruntersuchung gegen einen des Mordes dringend Verdächtigen — sechzehn Jahre nach der Tat. Mit vollendetem technischen Können weiß der Verfasser, der nicht nur in seinen geliebten Bergen daheim ist und deren Reize und Gefahren gleich anschaulich und packend schildert, die immer wechselnden Methoden des Untersuchungsrichters zur Erregung einer Spannung zu verwenden, die bis zur endlichen Befreiung des vermeintlich Schuldigen den Leser in Bann hält; und er empfindet mit dem vom Verdacht Erlösten die Wahrheit des Gedankens, dem Ompteda mit diesem Buch Ausdruck gibt: „Was ist das Glück des Menschen anderes, als zu wissen, daß man nicht allein und verlassen steht auf dieser Erde."

Berlin — Fritz Carsten

Schweres Blut. Roman. Von Karl Heinrich **Waggerl.** Leipzig 1931, Insel-Verlag. 301 S.

Die Bäuerin Elis und der Sägewerkbesitzer Blas, zwei Menschen des schweren und gesunden Blutes; der Arzt Dr. Vogel, ein Intellektueller, der das Ja und Nein nicht mehr findet, und seine Geliebte Marianne, die mit einem Schwindsüchtigen verheiratet ist; ein „gebildeter" Postmeister führt seine Leere spazieren, ein Arbeiter versucht mit grandiosem Mißerfolg, Machtmittel des großstädtischen Klassenkampfs auf das Land zu übertragen; und zwischen ihnen, darunter und darüber, der Landstreicher und Geschichtenerzähler Christian, ein Meister des Lebens, ein heimlicher Mitarbeiter in Gottes großer Menschenwerkstatt.

Wenn Waggerl dem Leser seines ersten Buches „Brot" den gefährlichen Vergleich mit Hamsun selbst in die Hände gespielt hatte, so beweist dieses zweite Buch ganz deutlich den Durchbruch der eigenen Art. Waggerl besitzt das, was man dichterische Substanz nennen darf, wenn man unter Substanz das versteht, was bei unaufhörlicher Ausstrahlung weder an Kraft noch an Fülle verliert. Er besitzt auch das Talent des wirklichen Erzählers, in das große Muster der Hauptgeschichte immer wieder neue kleine Geschichten einzusticken, statt der einen Geschichte am liebsten tausend und eine zu erzählen. Oder: eine Kleinigkeit wird leise angerührt, taucht unter, wächst irgendwo unten in aller Stille heran, bis sie die Oberfläche wieder erreicht hat; aber nun ist sie keine Kleinigkeit mehr, die man wegwischen könnte, nun verlangt sie ihr Recht, als ordentlicher Gegner ordentlich besiegt zu werden. Alles das aber — einschließlich einer Sprache, die es nicht nötig hat, poetisch zu sein, weil sie einem Dichter gehört und gehorcht — alles das tritt noch zurück vor der Nahrhaftigkeit des Buchs. Man kann es nicht anders ausdrücken: die schöne Art Waggerls, ohne fades Mitleid oder Opportunismus mit seinen Menschen lieber gnädig als gerecht zu verfahren, gibt ein Gefühl der Sättigung, der wiedererweckten Lebensfreude, und von hier aus den Glauben an einen Sinn des Daseins nicht jenseits, sondern diesseits aller künstlichen Sinngebungen. Daß die Aufgabe, diesen Sinn zu schaffen, nicht irgendeiner Kollektiv-Erlösung anheimgestellt, sondern ausdrücklich jedem einzelnen Menschen als sein besonderes inneres Ziel aufgegeben wird, beweist, wie sehr ein Dichter, auch wenn er die Aktualität versäumt, zeitwichtig sein kann.

Frankfurt a. M. — Herbert Scheffler

Kindheit im Exil. Von Shmarya Levin. Aus dem Amerikanischen von Martha Fleischmann. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 326 S. M. 7,— (9,—).

Ja, was wissen wir alle, Philosemiten und Antisemiten, eigentlich vom jüdischen Volke der Gegenwart? Vom Volk im Exil? Wir kennen einen Abschnitt aus seiner „Assimilationserscheinung". Wir kennen Juden als Schüler, Kaufleute, Ärzte, Politiker, Schauspieler. Das heißt wir kennen eine Erscheinungsform des abendländisch „gefilterten" Judentums, und es genügt uns, leichtfertig genug unsere Theorien von Art, Rasse und „Mentalität" darauf zu errichten. Aber nun sehen wir aus dieser schönen, schlichten und ganz naiven Kindheitsbiographie des Gelehrten, Revolutionärs und Zionisten Levin, daß das eigentliche Judentum uns so fern ist wie eine Welt vor 5000 Jahren. Eine Welt der eigenen Gesetzlichkeit, voll Dunkel, Geheimnis, Wunder und Größe. In einer Kleinstadt an der Beresina wächst dieses Kind auf, zwischen Elternhaus, spärlichen Spielen und einer beispiellosen Härte von geistiger und religiöser Schulausbildung. Die Gabe aller großen Menschen, eine Welt mit vollendeter Einfachheit und Sachlichkeit darzustellen, die äußere klare und die innerliche, aus Träumen, Sehnsucht, Ahnung, Zweifel, Gewißheit sich dämmernd und konturlos aufbauende. Fülle von Gebräuchen, Lebensläufen, Gestalten und Schicksalen. Abgründe einer erstarrten und doch leidenschaftlich lebendigen Welt. Der in „Freud und Qual" musterhafte Aufstieg eines Menschen, überschattet von der dumpfen Trauer des Exils, durchleuchtet von dem Glauben an den Gott der Väter und eine kommende Verheißung. Ein makelloses und ergreifendes Buch. — Die Übersetzung bis auf „letzten Endes" und „voll und ganz" eine schöne und sichere Brücke zu einem fremden Ufer.

Frage an den Verlag: Weshalb mutet er dem gebildeten Kritiker noch immer zu, was er dem gebildeten Leser nicht zumutet: ein geheftetes Exemplar?

Berlin — Ernst Wiechert

Der Schädel des Negerhäuptlings Makaua. Ein Kriegsroman für die junge Generation. Von Rudolf **Frank** und Georg **Lichey.** Potsdam 1931, Müller & Kiepenheuer. 235 S. Pppbd. M. 2,85, Leinen M. 3,80.

Ein Kriegsbuch für die Jugend, darüber hinaus nützlich zu lesen auch für die Erwachsenen, sofern diese noch Aufklärung darüber nötig haben, was der letzte Krieg in Wahrheit bedeutete. Die Verfasser beweisen in einer der Jugend sehr verständlichen Sprache den Fetischismus des Wehrgedankens. Um den sagenhaften Schädel des Negerhäuptlings Makaua, an dessen Besitz sich Macht und Herrlichkeit knüpfen sollen, wieder in ihre Hände zu bekommen, lassen sich ostafrikanische Neger in den Weltkrieg hetzen. Das Symbol wird zum lächerlichen Fetisch, wenn sein materieller Besitz wie durch Wunder Macht und Herrlichkeit geben soll.

Der Sprecher und Handlungsträger dieses Romans ist ein kleiner fünfzehnjähriger Pole, den der Weltkrieg mit sich fortgeschwemmt hat. Bei einem deutschen Fußartilleriebataillon erlebt er allerlei Abenteuer. Alles, was da die Erwachsenen tun, kommt ihm recht sonderbar vor. In seinem anständigen, sauberen Charakter, in seiner herzwarmen Naivität spiegelt sich der Widersinn des Krieges. Schrapnelle und Granaten, Freund und Feind, Vorgesetzte und Mannschaften, Osten und Westen, Pioniere und Artilleristen, alles übergossen und besudelt von der grauenhaften Brühe aus Dreck, Blut, Krankheit und Tod, wie soll das dem Wohl der Nationen dienen? Nicht nur die Neger zerschmettern sich ihre Wollschädel um Makauas zweifelhafte Reliquie.

Dies redliche Buch redlicher Menschen könnte als Motto den Imperativ Victor Hugos tragen „Entehren wir den Krieg!" Krieg ist immer und unter allen Umständen verabscheuungswürdig, so predigen die tapferen Autoren. Wir wünschen ihnen viele jugendliche Leser.

Berlin-Wilmersdorf — Georg Schwarz

Lyrisches

Lebendige Spur. Gedichte. Von Johanna Wolff. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 145 S. Geb. M. 3.—

Legt man das neue Gedichtbuch der Johanna Wolff aus der Hand, dann glaubt man — im guten Sinne — die Welt mit all ihrem lauten Drum und Dran sei unterdessen ein wenig stehen geblieben. Nichts vom sogenannten Zeitgeist

(weder formal noch motivisch) läßt sich in diesem Buch finden, nur etwas von dem immer Gültigen, was gestern war und morgen wieder sein wird.

> Sorge, daß in allen deinen Schritten
> deines Wesens Zeichen steh.

Dieser Dichterin Zeichen sind mit Gottesnähe und Menschenfreundschaft klar und eindeutig umschrieben. Am schlichtesten gestaltet in den Falter-Liedern, in denen auch die lyrische Stimmung ganz rein erklingt:

> Nächtens fallen kleine Lieder
> mir wie Blätter vor den Fuß
> und Gedanken kehren wieder,
> die ich höher denken muß.
>
> Nächtens atmet meine Seele
> losgelöst von Raum und Zeit
> einer großen Weltenseele
> selige Gemeinsamkeit.

Nur eine logische Folge, daß von hier aus Johanna Wolff zum Volkslied schlechthin gelangen muß. Die Verse „Man sagt" oder „Das kleine Glück" bringen ihre eigene Melodie schon mit, sie braucht nicht erst gefunden zu werden. Als „Volksweise" wird ein anderes Gedicht geradezu bezeichnet, das mit seinem echten Humor und seiner kleinen Satire einen anderen vertrauten Wesenszug der Dichterin widerspiegelt.
Wie stark das Musikalische in ihr lebendig ist, beweist aber vor allem ein Zyklus „Notturno", ein gläubiges Oratorium vom Weg des Menschen zu Gott, von der Erlösung kleinlicher irdischer Wünsche:

> Sind Zeit und Ewigkeit nicht wie zwei Tauben?
> Sie sitzen still auf Gottes Mantelsaum
> und picken, als wie Körnchen, Tag und Nacht.
> Was ist, das schwindet, kommt und wandelt sich und geht,
> als wären Gegenwart und Zukunft ohne Wesen.
> Und du und ich wir schwinden auch
> und werden sein, wie niemals dagewesen.

Und dennoch keine Resignation, vielmehr der Wunsch, weiter wandeln zu dürfen „ein gläubig Kind an deinem Mantelsaum". In schönen, freien Rhythmen, zu einem kosmischen Gesang aufgebaut, wirkt dieses „Notturno" wie das Gebet einer demutvoll reichen Menschenseele aus Stille und Abgeklärtheit.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Verschiedenes

Wahlheimat. Von Wilhelm Schäfer. „Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Eine Sammlung von Darstellungen und Texten." Herausgegeben von Harry Maync. Frauenfeld/Leipzig 1931, Huber & Co. 98 S. Geb. 2,40.
Wilhelm Schäfer stellt in einem schön geplauderten Bändchen rückblickend seine Beziehungen zu schweizerischen Landschaften, Gestalten und Dingen dar. Er hat allen Grund und Beruf dazu; wer seine Liebe in Büchern wie dem „Lebenstag eines Menschenfreundes", „Karl Stauffers Lebensgang", „Huldreich Zwingli", „Jakob Imgrund", den „Briefen aus der Schweiz", neuestens dem „Haus mit den drei Türen" bezeugte, hat sich selber jenem Zug von Pilgern eingereiht, der seit den Tagen Arnolds von Brescia die Sehnsucht nach dem Ursprung über die schweizerischen Grenzen trägt. Die Geschichte dieser Heimkehr — auch Schäfer gebraucht das Wort — ist noch nicht geschrieben worden. Es wäre keine eitle Selbstbespiegelung, sondern eine Selbstprüfung, wenn eine schweizerische Feder die Dokumente einmal sammelte. Denn alle diese Gäste und Flüchtlinge, die erlauchtesten am unzweideutigsten, sind nicht um der Menschen willen in den Bann der weißen Gipfel gezogen.
Jene Buchtitel nennen zugleich Schäfers entscheidende Berührungspunkte. Er findet im Zürich Gottfried Kellers die Lichtfülle einer höheren Wirklichkeit, in Karl Stauffer das Idol der eigenen unterdrückten Malerträume, in Pestalozzi das Wunder des Menschenherzens, in Zwingli den gesegneteren Antipoden Luthers. Wer es nicht gewußt hat, kann hier aus mancher Seite schmecken, wie erstaunlich sich dieser an den Rhein verschlagene hessische Bauernsohn in Geschichte und Raum des Nachbarlandes eingelebt hat. Kluge Sätze über Reformation und Protestantismus, über die Grundlagen der Bildung und die Beschäftigung mit der Kunst durchwirken die Einzelbilder und geben ihnen den dunkleren Glanz der überpersönlichen Erfahrung. Es fehlt auch nicht das Salz der Ironie, ja der schließlichen Ablehnung: wenn Schäfer auf das Ärgernis der Fremdenindustrie hinweist oder sich seit Kriegsende von der Schicksallosigkeit der Wahlheimat zurückgestoßen fühlt.
Es wäre reizvoll, über manches mit ihm zu rechten. Läßt dieses letzte Urteil nicht schon deshalb Gegenrede zu, weil Schäfer trotz allem die moderne Staatlichkeit des Gastlandes, seine viersprachige Dimension, seine soziale Struktur, nicht gesehen hat? Ich will auch nicht verschweigen, daß sich seine Hand weniger sicher zeigt, wo er sich von seinen eigentlichen „Nistplätzen" entfernt — etwa nach Bern, das er als Hort der Bauernkraft nicht richtig erfaßt. Daher auch die Zufälligkeit seiner Aussagen über Gotthelf; die „Schwarze Spinne" z. B. zeigt nicht die junkerliche Kultur — die eben in der Stadt so unvergleichlich ausgeprägt ist —, sondern den Machtbereich landsfremder mittelalterlicher Ordensritter. Das sind Anzeichen dafür, daß doch die Stadt Kellers der Mittelpunkt der wirklich-überwirklichen Heimat ist, in der Schäfer sich wohlfühlt. Sie werden uns aber nicht hindern, sein vielsagendes Memorial zu den anregendsten modernen Belegen jener jahrhundertealten Aussprache zu zählen.

Zürich — Walter Muschg

Das rote Rußland. Von Theodor Seibert. München 1931, Knorr & Hirth G. m. b. H. 294 S. M. 4,50 (5,90).

Der rote Handel droht. Von H. R. Knickerbocker. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 204 S. M. 4,80.

Der rote Handel lockt. Von H. R. Knickerbocker. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 235 S. M. 5,80.

Die Literatur über Sowjetrußland neigt zu den Extremen. Leidenschaftlich dafür oder leidenschaftlich dagegen, Propaganda oder Bekämpfung, unter diesem Zeichen sind vier Fünftel der Bücher geschrieben, die wie Pilze aus der überwärmten Erde der westlichen Dauerkrisen sprießen. Mit Gemütserleichterung liest man die Studien, von denen hier gesprochen werden soll. Es sind redliche Bemühungen, die russische Welt so zu sehen, wie sie ist, aus der Distanz zu den grundlegenden Prinzipien, aber aus der Nähe zur objektiv verstandenen Wirklichkeit. Theodor Seibert lebte einige Jahre als Korrespondent deutscher Zeitungen in Moskau.

Er hat entscheidende politische Entwicklungen erlebt, er hat das Land bereist, das Volk in allen Schichten beobachtet, die Stärken und die Schwächen des Regimes untersucht, die Paradoxie zwischen Theorie und Realität, zwischen Erstrebtem und Erreichtem durchschaut. Er gibt das lebendig wieder, ohne den gespreizt gehenden literarischen Anspruch zu erheben, das Sowjetsystem mit blendender Dialektik zu vernichten. Seibert gibt gute Reportage über Zustände und Vorgänge, die charakteristische Züge des Sowjetstaates und des Lebens in der Diktatur des Proletariats hervorkehren. Aus seinem Buch wird man vieles Tatsächliche aus dem Alltag der Russen kennen lernen. Die Fülle des Gebotenen überströmt die Kritik so reichlich, daß man Vorstellungen gewinnt und unabhängig wird vom Autor, da wo er vielleicht die eigene Weltanschauung zu sehr zum Maßstabe der Beurteilung macht.

Weniger umfassend, mehr auf die Wirtschaft projiziert sind die beiden Bücher von Knickerbocker, einem amerikanischen Journalisten. Der Fünfjahrsplan ist hier das Symbol der ganzen russischen Entwicklung. Knickerbocker geht ins einzelne. Er durchleuchtet die Planwirtschaft mit ihren großen Zielen und ihren Irrtümern in der Ausführung sozusagen durch Prüfungen des Hauptbuches. Die Bilanz ist freilich noch nicht klar aufzustellen. Man kann nur die Passiven und die Aktiven aufzählen, ohne bereits ein Gewinn- und Verlustkonto herauszustellen. Doch kommt es kaum auf so genaue Rechnung an. Wenn der Fünfjahrsplan zu drei Viertel, zur Hälfte gelingt, dann ist die Leistung noch sehr beträchtlich. Sie reicht aus, die übrige Welt vor die Entscheidung zu stellen, ob sie die Sowjetwirtschaft in ihrer heutigen Form, vor allem in ihrem Außenhandelsmonopol, anerkennen oder bekämpfen soll. Namentlich aus dem zweiten Buch Knickerbockers geht hervor, wie schwer die kapitalistisch organisierten Länder die offensive Wirtschaftsmacht Rußlands empfinden und wie wenig sie trotzdem zu gemeinsamer Abwehr oder Angriff sich zu einigen vermögen. Der Sieg des russischen Dumping ist unbestreitbar. Er wäre freilich nicht erreichbar gewesen, wenn er bloß mit der billigen, mit Verlust abgesetzten Exportware hätte erkämpft werden müssen. Eine kluge und rücksichtslose Handelsdiplomatie arbeitet mit der Waffe des Außenhandelsmonopols so geschickt und mit so kräftigen Stößen, daß die Gegner kapitulieren müssen, ohne es wahr haben zu wollen. Freilich ist die allgemeine Wirtschaftsnot der Verbündete der Russen: Man drängt sich zum russischen Markt, man gibt außergewöhnlich langfristige Kredite, und aus dem Hunger nach Absatz hilft man den Sowjets eine Industrie aufbauen, die sie eines Tages von der Vormundschaft der europäischen und amerikanischen Industrien befreien wird. Knickerbocker hat Europa bereist und schildert mit lebhaftester Bildlichkeit unmittelbarer Beobachtung die Verwirrung, die Halbheit, die Ratlosigkeit, mit der man in den verschiedenen Ländern dem „drohenden" russischen Handel zu begegnen sucht. Nur wagt er aus dem Unfertigen der Gegenwart keine endgültigen Schlüsse zu ziehen. „Nur Marxisten nehmen für sich in Anspruch, die Zukunft vorausberechnen zu können."

Frankfurt a. M. — Fritz Schotthöfer

Griff in den Orient. Eine Reise und etwas mehr. Von Leo Matthias. Leipzig 1931, Bibliographisches Institut A. G. 318 S., 150 Bilder, 1 Karte. Kart. M. 9,—, in Leinen M. 12,—.

Leo Matthias hat früher u. a. einen „Ausflug nach Mexiko" geschrieben; an dieses bei weitem nicht genug bekannt gewordene Werk sei eingangs erinnert. Nun veröffentlicht Matthias ein Buch „Griff in den Orient", und er nennt es: „eine Reise und etwas mehr". Ganz gewiß ist mehr entstanden als ein Reisebericht. Ein kluger Mann, philosophisch, historisch, politisch geschult, dichterisch begabt, erzählt. Wie sollte er sich damit begnügen, zu plaudern? Wie sollte er es unterlassen, auch zu plaudern? Es ist charakteristisch für Leo Matthias, daß, sobald er von Einzelschicksalen spricht, er sie zunächst als Geschichten, wie Anekdoten gibt. Wenn sich aber das Geschick einer Person in das Geschichtliche hebt wie im Fall etwa der Engländerin Miß Bell, der ungekrönten Königin vom Irak — Matthias nennt sie den „unruhigsten Geist einer Frau, die jemals zwischen Wüsten gelebt hat" — so sucht Matthias eifrig die Zusammenhänge zwischen dem Sondererlebnis und dem nationalen Charakter, und es gelingt ihm eine vortreffliche Aufhellung. Die Gespräche über Sklaven und die Sklaverei, die er führt, sind in völker- und massenpsychologischem Betracht von größtem Interesse. Man fühlt sich in die Unterhaltung als Lesender einbezogen, so leidenschaftlich und anregend berichtet und argumentiert Leo Matthias. Überzeugend sind auch die Ausführungen über die Macht der zwei großen Universitäten in Beirut; die gesamte studierende Jugend des Nahen Ostens wird an der jesuitischen oder amerikanischen Universität Beiruts erzogen; Matthias unterrichtet uns über die Verschiedenheiten dieser Institute.

Seine Beiträge, Berichte und Schlüsse in bezug auf Religion und Nation in Asien; die Untersuchung, wie weit der europäische Gegensatz zwischen Religion und Nationalismus auch für das heutige Asien gelte: all das ist gescheit und stets sorgfältig begründet.

So wüßte ich über dieses Werk, dem eine große Anzahl ausgezeichneter und mit wahrhaft unterrichtendem Text versehener photographischer Aufnahmen des Verfassers beigegeben sind, ausschließlich das Beste zu sagen, verführte nicht an einzelnen Stellen eine überspitzte Nachdenklichkeit Leo Matthias zu Formulierungen, die etwas gesucht scheinen. Es ist das um so erstaunlicher, als gerade in sprachlicher Hinsicht das Buch die Reiseberichte der meisten Wissenschaftler überragt.

Berlin — Hans Sochaczewer

Franzosen sehen Deutschland. Begegnungen, Gespräche, Bekenntnisse. Von Otto Grautoff. Leipzig 1931, W. R. Lindner. 187 S.

Für die Franzosen, die sich in Grautoffs verdienstvollem Buch zum Thema „Deutscher Geist — deutsches Volk" mit sehr viel gutem Willen zum Verstehen äußern, gilt noch immer Nietzsches Wort, daß der deutsche Charakter die Verzweiflung der Franzosen erregt, weil er sich der Definition entzieht. Der deutsche Geist hat große Einzelerscheinungen aus sich herausgetrieben, aber er hat noch keinen Typus geprägt, er vermag nicht einmal einen allgemeinen Typus des politisch-gesellschaftlichen Verhaltens auszubilden, während der französische Geist noch auf die Speisenfolge einer Provinzkneipe eine formende Wirkung ausübt (Sieburg gibt in seinem Buch: „Gott in Frankreich" dafür einige hübsche Beispiele). — Der deutsche Geist ist noch immer auf der Wanderschaft zu sich selber, er sucht noch immer seine definitive irdische Gestalt; der französische Geist aber ist in seiner volksmäßigen Erscheinungsform scheinbar ohne Rest auf-

gegangen: im „goût classique“ verbindet sich die jüngste französische Moderne mit der klassischen Epoche; im Menschlichen scheint jener qualvolle Zwiespalt zwischen Sein und Sollen, der das Wesen des deutschen „Dynamismus“ in Politik, Kunst und Wirtschaft ausmacht, in einer mittleren — durchaus nicht mittelmäßigen — menschlichen Gleichgewichtslage aufgehoben und beruhigt. — Dies ist die Situation, die von Otto Grautoff an einer Reihe von französischen Äußerungen zum Thema: deutsche Politik, deutsche Wirtschaft, die deutsche Frau usw. klug und geschickt dokumentiert wird.
Dem vorliegenden Band soll noch ein Gegenstück „Deutsche sehen Frankreich“ folgen. In einer Zeit, da Frankreich und Deutschland auf Jahrzehnte unrettbar aufeinander angewiesen sind, sind Bücher wie dieses Frankreich-Buch Grautoffs, das die vorhandenen Gegensätze scharf, aber ohne entmutigende Hoffnungslosigkeit sichtbar werden läßt, von großer Wichtigkeit.

Berlin-Zehlendorf — Eugen Gürster

Elisabeth Ney. Von Eugen Müller-Münster. Leipzig 1931, Koehler & Amelang. 191 S. M. 4,20 (6,80).

Diese Biographie schildert die seltsame Laufbahn einer genialen Frau, die sich durch Schrullen und Absonderlichkeiten ihr Leben verdarb. Dieses Dasein wird sich nicht wiederholen, die heute, wie stets, spärlich vorhandenen genialen Frauen sind vernünftig geworden.
Alles schien der jungen Bildhauerin zuteil zu werden. Ihre stolze Schönheit erregte die Männer, der arme Gottfried Keller erkrankte schier an seiner aussichtslosen Liebe, Rauch bildete sie aus. Schopenhauer saß ihr nicht nur, er pries sie mit begeisterten Worten. Sie stellte übertriebene Preisforderungen, nur bedeutende Menschen wollte sie meißeln, der jugendliche König Ludwig II. von Bayern, dem sie mit selbstbewußtem Hochmut entgegentrat, schenkte ihr ein gartenumgebenes Haus. Dort empfing sie das intellektuelle München, man stieß sich nicht an ihrer gesucht „künstlerischen“ Kleidung, an ihren krausen Einfällen, auch nicht an ihrem Verhältnis zu dem ebenso anziehenden wie bedeutenden Montgomery, einem Schotten. Mit diesem reiste sie in Ägypten und Griechenland, nach zwölf Jahren bestand er auf eine Heirat, deren strengste Geheimhaltung sie als Bedingung stellte. Zeitlebens sprach er von „Fräulein Ney“, sie von ihrem „besten Freund“. Sie wollte als Künstlerin, nicht als Eheweib gelten.
Mit anderen Idealisten beabsichtigte das Paar sich in Südamerika anzusiedeln; es war ein Malarianest. Dann kauften sie Hals über Kopf einen großen Besitz, der sie wirtschaftlich zugrunde richten sollte. Nach dem offenkundigen Mißerfolg wollte sie sich nicht in Deutschland zeigen, sie lebte meistens, fern von aller künstlerischen Anregung und Förderung, in Texas, in dunkelster Provinz.
Hinzu kam die intime Lebenstragödie. Den einzigen, heißgeliebten Sohn wurmte die zweideutige Stellung der Mutter, ihre Exzentrizität, er entzweite sich mit ihr, nie heilte der Bruch, aber auch jetzt verheimlichte sie die Ehe! Erst kurz vor ihrem Ende hat sie diese einer Freundin anvertraut.
Ihr Künstlertum, dem sie alles opfern wollte, hat sie selber unterbunden. Zweifellos war sie ungewöhnlich begabt, ich weiß, daß Tschudi viel von ihrem Talent hielt, und ausgeprägtes psychologisches Einfühlungsvermögen spricht aus ihren Bildnissen von Ludwig II. und dem des Bismarcks der heftigsten Konfliktzeit. Die Büste gefiel Bismarck so gut, daß er sich weigerte, anderen zu sitzen, doch bringen Biographien, meines Wissens, niemals die Neysche Büste: begreiflicherweise; die Züge haben eine geradezu boshafte Härte, wie sie ihnen damals, Erinnerungen zufolge, anhaftete, die später der ruhigen Größe wich. Das Standbild des jungen Königs zeigt keineswegs die aus zahlreichen Bildern wohlbekannte ideal verschwärmte Schönheit, es deutet hingegen — damals, ehe irgendeiner die Gefahr ahnte — auf den kommenden Wahnsinn.
Ruhm hätte sie erreichen können, reiches Glück wurde ihr geboten — eigenwillig hat Elisabeth Ney ihr Leben vertan.

Berlin — Marie von Bunsen

Gedenkblätter

XXXIX

Gedächtnisworte für Arthur Schnitzler

Von Franz Nabl (Baden bei Wien)

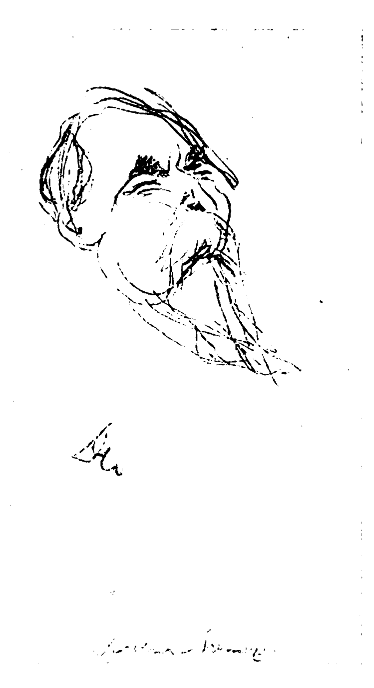
Er war eine Angelegenheit von uns heute Vierzig- bis Sechzigjährigen. Den Jüngeren wird er, wenigstens in seinen weiter zurückliegenden Hauptwerken, kaum mehr bedeuten, als eine literaturgeschichtliche Tatsache. Den Älteren war er immerhin ein mit mißtrauischem Unbehagen beobachteter Neuerer. Wir aber waren voll empfangsbereit in jenen Jahren, in denen er die sich lange hinziehende Hochebene seines Schaffens betreten hatte. Es war das, trotz des ihm von Sachverständigen bis zum Überdruß vorgekäuten „Anatol“ und der „Liebelei“, die Spanne von 1898 etwa bis 1910. Vom „Grünen Kakadu“ an also bis zum „Weiten Land“. Eine erstaunlich weite Spanne, in ihrer Intensität an der Kurzlebigkeit und geringen Eindruckskraft der Erscheinungen aus den beiden letzten Jahrzehnten gemessen. Die Erstaufführung der Schnitzlerschen Dramen und Komödien war damals von der gleichen ereignishaften Bedeutung, wie die mit fast kalendarischer Regelmäßigkeit eintreffenden Gerhart Hauptmann-Premieren. Ereignishaft im besten Sinne, im Sinn der gebildeten Allgemeinheit. Man jagte nicht von Entdeckung zu Entdeckung, man folgte aufmerksam der natürlichen Entwicklung des einzelnen, man wußte, daß sie Zeit brauchte, und man gönnte ihr die Zeit.
Beim Tode Schnitzlers hörte man wieder, was schon zu seinem sechzigsten Geburtstag wenig rücksichtsvoll für den Gefeierten

ausgekramt wurde: er sei der Dichter einer verschwundenen Gesellschaft, der Dichter des vorkriegerischen Wien. Das Letztere stimmt so halbwegs, das Erstere ist grundfalsch. Die Gesellschaft, in der die Handlung seiner meisten Theaterstücke und Erzählungen sich bewegt, ist durchaus nicht verschwunden. Sie war wohl, gehemmt durch ihre Knochenlosigkeit, keines tätigen Widerstandes gegen die gewaltsamen Folgen des Zusammenbruchs fähig, sie enthielt sich ein paar Jahre hindurch aller deutlicheren Äußerungen, aber nun hat sie schon längst ihre fröhliche Urständ gefeiert. Freilich in beklagenswerter geistiger und kultureller Vergröberung, so daß es zweifelhaft bleibt, ob gerade ein geistig und kulturell so hochstehender, feiner Mensch wie Schnitzler sich als Zeitgenosse ihr in seinen Werken zugewendet hätte. Aber dann wäre er wahrscheinlich selbst ein anderer gewesen, und das mag zu der landläufigen, verkleinernden Einschätzung seiner Bedeutung mit beitragen. Und noch eines: heute, da Österreich keine in begrenztem Maßstab gehaltene Vorahnung Paneuropas mehr darstellt, da es in seinem stark eingeschrumpften Gesamtumfang nur ein vom großen Ganzen krampfhaft getrennter Teil des Deutschen Reiches ist, heute darf Wien weniger denn je als Repräsentant seines Landes gelten. Und auch das mag, dem flüchtigen Betrachter zumindest, die Gestalt des Dichters und sein Wesen ins Fremde oder doch ins Bereich des Verschwundenen gerückt haben. Noch bevor er sein Körperliches unseren Blicken entzog.

Als Beiträge zur Kultur- und Sittengeschichte von der Wende des 19. zum 20. Jahrhundert werden seine Werke niemals übergangen werden können. Aber auch das rein Menschliche wird in vielen seiner Geschöpfe fortwirken. Sicherlich nicht im Anatol, vielleicht nicht einmal in der sprichwörtlich gewordenen Liebelei, die den Dichter auf Jahre hinaus mit einer jener billigen, für jeden Erfolg bereit gehaltenen Spitzmarken behaftet hat. Der Bücherschreiber und die Bücherschreiberin in „Literatur" aber sind eben so typisch und bleibend, wie das geschlechtliche Hinüber und Herüber zwischen dem alternden Mann und dem jungen Weib im „Weiten Land" oder das Problematische der journalistischen Figuren in „Fink und Fliederbusch", obgleich der lebendige Erfolg dieser allerdings vor Nichts zurückschreckenden, unbarmherzigen Komödie irgendwie abgedrosselt wurde.

Immer und überall jedoch, selbst im Unerfreulichen und Peinigenden, ging mit dem Dichter der feine und vornehme Mensch Hand in Hand. Das zeigte sich besonders in den ersten Jahren des Unheils 1914 und 1915, da er einer der Seltenen blieb, die ihre Feder nicht in blutrote Tinte eintauchten und sich — ehrlich-überzeugt oder verlogen-geschäftig — vom sicheren Schreibtisch aus zum Krieg bekannten. Und ebenso zu diesem menschlich Feinen und Vornehmen gehörte wohl, daß er sich nie zu den Göttern entrückte. Auch als die Woge des Ruhms ihn am höchsten hob. Daß es die wußten, die ihm nahe sein durften, ist nicht verwunderlich; daß es schon bei kargem Verkehr so schön und warm von ihm ausstrahlte, das ist ein lichtes Zeichen.

Gerade in der Zeit beschloß ein einundzwanzigjähriger Student mit einigen gleichgesinnten Altersgenossen einem angeblich lebhaft empfundenen Bedürfnis abzuhelfen und einen Novellenalmanach herauszugeben. Sein eigener Beitrag erweckte bei den übrigen Mißtrauen und sie meinten, er ähnle bedenklich Schnitzlers Erzählung „Sterben". Ungesäumt schickte der Verdächtigte das Manuskript dem Dichterarzte zu, indem er ihn selbst in dieser noch sehr kindlich wichtig genommenen Angelegenheit zum obersten Schiedsrichter aufrief. Schnitzler aber tat freundlich-ernst mit, ohne das Spiel der Jungen zu stören, zerstreute nicht nur alle Bedenken mit gütig aufmunternden Zeilen, sondern übersandte ein Exemplar seiner zum Vergleich gestellten Novelle mit handschriftlicher Widmung. In dem begleitenden Schreiben stand als Zugabe, er würde sich freuen, einmal eine umfangreichere Arbeit des jungen Schriftstellers kennen zu lernen. Daß dies nicht bloß eine verbindliche Redensart war, bewies er, als der noch immer junge Mensch, aber schon alte Student ihm einige Jahre später das Manuskript seines ersten Romans anvertraute. Er las es, getreu dem Versprechen, und beschied den Verfasser zu sich in sein dem Park der Universitäts-Sternwarte gegenüber gelegenes Heim. Es war eine feierliche, aber auch bange Stunde für den gesellschaftlich wenig geschulten jungen Menschen. Um so anmutiger verstand Schnitzler selbst, über das Beängstigende des Anfangs hinwegzuhelfen. Er fragte nicht aus, er brachte den ihm schweigend Gegenübersitzenden nur sehr bald dahin, von sich selbst zu sprechen, von seinem Leben, seiner Kindheit und von



Arthur Schnitzler

Zeichnung von B. F. Dolbin

der Landschaft, in der er aufgewachsen war. Und dann erst, als sei er nun gewisser, verstanden zu werden, sprach er von dem zur Prüfung gesandten Manuskript. Sprach ohne verdächtiges überschwängliches Lob, doch ohne zerschmetternden Tadel, lehnte das eine ab, erkannte das andere willig an und erbot sich zuletzt, das Werk an den eigenen Verleger empfehlend weiterzugeben. Dieser Verleger war S. Fischer in Berlin, damals überhellt von dem noch unverbrauchten Leuchten der Namen Hauptmanns und Schnitzlers, von dem neu aufstrahlenden Glanz der Namen Hesses und Manns. In sein symbolisches Schleppnetz eingefangen zu werden, war Sehnsucht und Ehrgeiz aller Jungen, die sich kopfüber ins Literaturmeer gestürzt hatten und nun, ein wenig atemlos, nach Land ausspähten. Der junge Mensch war wohl

zu schmächtig für das weitmaschige Netz. Er schlüpfte durch, aber er ging nicht unter. Er schwamm weiter, und bevor seine Kraft erlosch, zog ein anderer Helfer ihn ans Ufer. Das änderte nichts an dem schönen Erleben, daß der damals auf seiner Mittagshöhe stehende Schnitzler ihm die Hand gereicht und ihn nicht für ganz unebenbürtig erklärt hatte.
Zwei Jahrzehnte vergingen, aus dem jungen Studenten war ein älterer Mann geworden, so alt wie Schnitzler einst selbst bei jenem ersten Begegnen. Da entschloß sich das wiener Burgtheater, ein schon von deutschen Bühnen gespieltes Theaterstück dieses Mannes aufzuführen, und er hörte, Arthur Schnitzler habe die öffentliche Generalprobe des Stücks besucht. Da schrieb er dem ans Greisenalter streifenden Dichter seinen Dank und übersandte ihm das Buch des Schauspiels. Und wieder antwortete Schnitzler, indem er zugleich eine eigene Arbeit widmete, unverzüglich und gütig, wie sehr das Spiel ihn gefesselt habe und wie er nun in dem ungekürzten und unveränderten Text des Buchs den Schlüssel zu manchem Befremdenden zu finden hoffe. Und wie willkommen es ihm wäre, mit dem Verfasser nach so langer Zeit wieder beisammen zu sein und über sein Werk mit ihm zu sprechen.
Der junge Student war ich, und ich bin der ältere Mann. Es hat sich nicht mehr gefügt, daß ich Arthur Schnitzler ein zweites Mal sehen sollte. Ich werde aber seiner, des Dichters, der eine Angelegenheit meines dritten Lebensjahrzehnts war, und des feinen, vornehmen Menschen, der eine Angelegenheit aller Zeiten bleibt, nicht vergessen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Arthur Schnitzler ist am 21. Oktober im Alter von 69 Jahren einem Schlaganfall erlegen. Er ist am 15. Mai 1862 in Wien geboren worden, studierte Medizin und wurde Arzt. Mit Wien steht sein gesamtes dichterisches Schaffen in engstem, seelischem Zusammenhang. Schon seine erste Veröffentlichung, der „Anatol", bekundet das. Schnitzler hat in seinen Dramen, unter denen „Liebelei", „Freiwild", die Szenenfolge „Reigen", „Der Schleier der Beatrice", „Der einsame Weg", „Zwischenspiel", „Der junge Medardus", „Professor Bernhardi" an erster Stelle zu nennen sind, sowie in seinen Romanen und Erzählungen „Der Weg ins Freie", „Traumnovelle", „Spiel im Morgengrauen" spezifisch wienerische Probleme gestaltet. Er schuf Typen des wiener Menschen: das süße Mädel und den jugendlichen, erotischen Melancholiker. Er weitete die wiener Schauspiele zu einem Zeit- und in gewissem Sinne auch zu einem Weltbild. Er erfaßte das Ineinander von Spiel und Wirklichkeit und fand in seinem „Grünen Kakadu" das Höchste seines dramatischen Ausdrucks. Für das moderne Drama ist Schnitzler in seiner ganz eigenartigen Kunst der Dialogführung und dem Stimmunggeben bahnbrechend gewesen. In seiner Vielfalt stellt sein Werk doch eine Einheit dar, die auch für den Menschen Schnitzler, der ein sehr Zurückhaltender, Besinnlicher gewesen, bezeichnend wird.
Georg Engel ist am 17. Oktober im 64. Lebensjahr in seiner berliner Wohnung einem Schlaganfall erlegen. Er ist in Greifswald als Sohn eines Kaufmanns und Schiffsreeders geboren worden, ist nach dem Tod seines Vaters frühzeitig mit der Mutter nach Breslau übergesiedelt, trat zunächst als Lehrling in eine Holzhandlung ein, studierte dann in Breslau und Berlin Geschichte und Literatur, ging in den neunziger Jahren zum Journalismus und zum freien Schriftstellertum über. In seinem Frühwerk, das durchaus literarischen Anstrich hatte, ist Georg Engel zum Schilderer Greifswalds und Pommerns geworden. Zu seinem 60. Geburtstag ließ der Magistrat von Greifswald an seinem Geburtshaus eine Ehrentafel anbringen. Für sein frühes Schaffen ist seine Novelle „Das Hungerdorf" bedeutungsvoll. Engel wandte sich dann mit Werken, von denen „Hann Klüth", „Der Ausflug ins Sittliche", „Über den Wassern", „Der scharfe Junker" zu nennen sind, dramatischem Schaffen zu, das nicht ohne Erfolg blieb. Unter seinen späteren Romanen, die in ihrer nicht sehr glücklichen Verbindung von Realistik und Phantastik mehr ins Gebiet des Unterhaltungsromans fallen, wurden „Der Reiter auf dem Regenbogen", „Der Fahnenträger", „Die Herrin und der Knecht" die erfolgreichsten. Georg Engel ist für das deutsche Schrifttum auch organisatorisch eingetreten. Er war Vorsitzender des „Verbandes Deutscher Erzähler" und Präsident des „Reichsverbandes des deutschen Schrifttums".
Fritz Bley ist am 2. Oktober im Alter von 78 Jahren in einem berliner Sanatorium gestorben. Er ist 1853 als Sohn eines Justizrats in Quedlinburg geboren worden, studierte Volkswirtschaft, wirkte nach ausgedehnten Reisen durch Europa, Südamerika und die Vereinigten Staaten bis zum Jahre 1889 in Ostafrika und betätigte sich seither schriftstellerisch in Deutschland, in Sonderheit als Jagdschriftsteller („Horridoh", „Vom Edeln Hirsche", „Vom wehrhaften Raubwilde"). Er hat sich damit einen guten Namen gemacht; daneben haben seine Bücher „Durch!", „Leben des Reitergenerals von Rosenberg" und „Deutsche Pionierarbeit in Ostafrika" zu Recht Geltung errungen.
J. Kastan ist im 91. Lebensjahr, ein Senior der deutschen Journalisten, am 14. Oktober in Berlin gestorben. Schon als Student der Medizin in Breslau gemaßregelt, hat er nach kurzer Tätigkeit als Badearzt in Ems sein kämpferisches Temperament als Journalist andauernd betätigt und zugleich sein reiches, zumal naturwissenschaftliches Wissen lange Jahre hindurch in den Dienst des „Berliner Tageblatts" gestellt. Für seine Liebe zu Berlin legt sein Buch „Berlin, wie es war" Zeugnis ab.
Josef Froberger ist am 1. Oktober im Krankenhaus der Barmherzigen Brüder in Bonn im Alter von 60 Jahren gestorben. Er ist am 9. November 1871 in Hirsingen im Sundgau (Oberelsaß) geboren worden, studierte in Rom Theologie, bildete sich in Algier für seine Tätigkeit in der afrikanischen Mission aus, wurde Lektor in den Lehr- und Erziehungsanstalten der Weißen Väter, in deren Auftrag er später Missionsanstalten errichtete. Er nahm als Provinzial der Weißen Väter seinen Wohnsitz in Trier, siedelte 1910 nach Bonn über, um sich seiner literarischen Tätigkeit zu widmen. Froberger, eine der sympathischsten Erscheinungen des modernen katholischen Schrifttums, hat durch ausgezeichnete essayistische Beiträge zur Belebung katholischer Zeitungen und Zeitschriften in literarischer Hinsicht ungemein beigetragen, wobei ihm seine ausgedehnte Kenntnis des spanischen Geisteslebens besonders zu Hilfe kam. Seine Schrift „Weltanschauung und Literatur" ist über die Tage ihres Erscheinens hinaus wichtig geblieben.

Ferdinand Jansen ist am 30. September im Alter von 66 Jahren in Neukölln einem längeren Leiden erlegen. Er ist am 13. August 1865 in Kiel geboren worden und war in Berlin literarisch tätig; als Verfasser von Operntexten ist er vielfach hervorgetreten.

Paul Kristeller ist nach einer Meldung vom 8. Oktober im Alter von 67 Jahren in Meersburg am Bodensee einem längeren Leiden erlegen. Er war im Jahre 1894 von der italienischen Regierung nach Bologna, dann nach Rom zum Ordnen der dortigen graphischen Sammlungen berufen worden und hat sich durch sein Werk „Kupferstich und Holzschnitt in vier Jahrhunderten" als bester Kenner auf seinem Gebiet erwiesen.

Stephan Steinlein ist am 25. September in Stuttgart im Alter von 62 Jahren an einem Herzschlag gestorben. Er war langjähriger Redakteur der „Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens" (Union Deutsche Verlags-Gesellschaft) und des „Buch für Alle". Außer mit zahlreichen Zeitschriftenaufsätzen, vornehmlich über Probleme der Kunst, der Reproduktion von Kunstwerken und über Schriftkultur, ist er im Jahre 1915 mit einem zweibändigen, außerordentlich kenntnisreichen und tiefdringenden medizinhistorischen Werk „Scheinwerte der Erkenntnis. Ein Versuch über ihre Herkunft und der Theorien von den Sexualkrankheiten" an die Öffentlichkeit getreten.

Ernst Didring ist nach einer Meldung vom 15. Oktober in Stockholm im Alter von 63 Jahren einem Herzschlag erlegen. Er war langjähriger Präsident der schwedischen Schriftstellervereinigung, wurde kürzlich noch mit dem „Preis der Neun" ausgezeichnet und ist mit seinen Schauspielen („Hohes Spiel") wie mit seinen Romanen auch in Deutschland bekannt geworden.

Paul Birukoff ist nach einer Meldung vom 16. Oktober im 71. Lebensjahr in Genf gestorben. Er entstammte einer russischen Adelsfamilie, war Sohn eines Generals, wurde Marineoffizier und hat mit 25 Jahren die für sein Leben entscheidende Bekanntschaft mit Tolstoj, dessen Jünger er wurde, gemacht. Im Jahr 1892 schloß er sich der Sekte der Duchoborzen an und brachte 6000 Duchoborzen nach Kanada. Nach der Revolution wurde er Konservator am Tolstoj-Museum in Moskau. Seine Tolstoj-Biographie sowie seine Ausgabe der Tolstoj-Briefe haben ungemeine Geltung errungen.

Antal Stašek, der Senior der tschechischen Schriftsteller, starb am 9. Oktober 88jährig in Krč bei Prag. Seine umfassende literarische Tätigkeit, deren Anfänge in die siebziger Jahre zurückreichen, weist lyrische Gedichte, Vers- und Prosaerzählungen und zumal Romane auf; unter diesen sind „Blouznivci nasich hor" (Die Schwärmer unserer Berge, 1895) als satte Lebensbilder der Gedankenströmungen der tschechischen Bewohner des Riesengebirges sein Hauptwerk. Antal Stašek, der eigentlich Antonin Zeman hieß, war jahrelang Rechtsanwalt in Semil und hat sich auch politisch mehrfach betätigt.

Jarmila Hašková, die Witwe des Schweik-Hašek, starb am 20. September in Prag; sie hat nur ein Alter von 43 Jahren erreicht. Wie ihr Gatte pflegte sie vornehmlich das humoristische Genre; ihre frischen Erzählungen bevorzugen im Gegenteil zu denen ihres Mannes jedoch das Anmutig-Beschauliche. (A. N.)

* * *

Der diesjährige Vertrauensmann der Kleist-Stiftung, Carl Zuckmayer, hat den Kleist-Preis für das Jahr 1931 zu gleichen Teilen Oedoen von Horvath für seine dramatischen Dichtungen und Erik Reger für seinen Roman „Union der festen Hand" zuerkannt.

In der Begründung des Preisrichters heißt es:

„Horvath scheint mir unter den jüngeren Dramatikern die stärkste Begabung und darüber hinaus der hellste Kopf und die prägnanteste Persönlichkeit zu sein. Seine Stücke sind ungleichwertig, manchmal sprunghaft und ohne Schwerpunkt, aber niemals wird sein Denken mittelmäßig. Was er macht, hat Format, und sein Blick ist eigenwillig, ehrlich, rücksichtslos, seine Gefahr das Anekdotische, seine Stärke die Dichtigkeit der Atmosphäre, die Sicherheit knappster Profilierung, die lyrische Eigenart des Dialogs. Es wäre ein Mißverständnis, ihn für einen Satiriker zu halten, obwohl noch einzelne seiner Figuren und Situationen satirisch gezeichnet, d. h. von einem kritischen Blickpunkt aus überzeichnet sind. Wesentlich sind aber bei ihm nicht diese Momente, sondern das Weltbild und seine künstlerische Umschmelzung. Es ist anzunehmen, daß er der dramatischen Kunst, die immer und ohne Einschränkung eine Menschenkunst und eine Wortkunst bleibt, neue lebensvolle Werke zuführen wird.

Erik Regers Werk ‚Union der festen Hand' — dem deutschen Volke gewidmet — ist ein sehr merkwürdiges und ein sehr wichtiges Buch. Merkwürdig ist es vor allem dadurch, daß hier einer die Fähigkeit mitbringt, die unseren deutschen Epikern sonst fast völlig fehlt: Zustände geistiger und physischer Art mit einer geradezu biologischen Treue und Unparteilichkeit zu schildern und dabei doch ganz persönlich zu sehen, zu erkennen, zu spiegeln, kurz: zu gestalten. Es ist eine Art der erzählenden Kunst, die bisher in der lateinischen und romanischen Literatur von Tacitus bis Zola ihre großen Vertreter hatte und in der deutschen Sprache kaum vorhanden war. Wichtig ist das Buch deshalb, weil es uns ein Stück Deutschland, und eins der für Schicksal und Zukunft der Nation bedeutsamsten, mit einer Klarheit und gleichzeitig mit einer Leidenschaft der geistigen Durchdringung zu Gesicht bringt, die zu verantwortlicher Erkenntnis der Fehlerquellen und auch der positiven Kräfte für die deutsche Lebenserneuerung führt. Das Werk, obwohl in der Mitte erlahmend und zeitweise der literarischen Mode soziologischer Akribie verfallend, zeugt von ungewöhnlich gestalterischer Kraft und verdient, in Deutschland und in der Welt die weiteste Leserschaft zu finden."

Der Nobelpreis für Literatur ist dem am 7. April ds. Js. verstorbenen großen schwedischen Lyriker Erik Axel Karlfeldt (geboren 1864 in Darlekarlien, seit 1904 Mitglied der Akademie) in Höhe von 173000 Kronen zuerkannt worden, zugunsten seiner Witwe und seiner Kinder.

Die Martin Bodmer-Stiftung hat ihren alle zwei Jahre fälligen Gottfried Keller-Preis Hans Carossa zuerkannt. Die Begründung der Stiftung lautet:

„Nur wenige heutige Werke haben so treue und liebevolle Verehrung gefunden wie die des bayrischen Dichters. Schon seinen Anfängen war eine nicht große, aber um so gewichtigere Leserschaft gefolgt. Im letzten Jahrzehnt hat sich der Kreis, vor allem seit dem Erscheinen des ‚Rumänischen Tagebuchs', über die ganze deutschsprechende Welt erweitert. Dieser seltenen Gestaltung des Krieges sind um ihrer Menschlichkeit und um der durchdringenden dichterischen Atmosphäre willen Gültigkeit und Dauer verbürgt.

Wenn Gottfried Keller und Adalbert Stifter in neuerer Zeit die bedeutendsten Gestalter einer individuellen Entwicklung sind, so hat Carossa diesen besonderen Besitz der deutschen Literatur um eine eigentümlich zarte und tiefe Darstellung

vermehrt. In einer demnächst erscheinenden ‚Legende vom ärztlichen Leben‘ hat er sich über sein bisheriges Schaffen hinaus dem dynamischen Spiel von Seelen und Schicksalen zugewandt.
Die Reinheit und besondere Form von Carossas Prosa, das sein Werk durchwaltendes Gefühl des Organischen, die tiefe Verbundenheit mit der Natur wie die leise aufbauende Kraft, die sich in seinen Schriften aussprechen, geben ihm seine Bedeutung und seinen Rang.
Der große Preis von 25000 Kronen, den die skandinavischen Verleger Gyldendal-Kopenhagen, Norsk Gyldendal-Oslo und Bonnier-Stockholm für einen skandinavischen Roman-Wettbewerb ausgesetzt hatten, wurde dem Norweger Sigurd Christiansen für seinen Roman „Zwei Lebende und ein Toter“ verliehen.
Der von der Stadt Essen ausgesetzte 3000 Mark-Preis für den besten Ruhr-Roman ist dem Ingenieur Felix Wilhelm Beielstein für seinen Roman „Rauch an der Ruhr“ zugesprochen worden.
Die Literaturpreise der Tschechoslowakischen Republik, die immer am 28. Oktober zur Verteilung gelangen, sind heuer folgendermaßen verteilt worden: an Josef Hora für die Gedichtsammlung „Tvuj hlas“ („Deine Stimme“), an Jiri Karásek für die „Pisne tulákovy o zivote a smrti“ („Eines Landstreichers Lieder vom Leben und Tod“), an Vladislav Vancura für den Roman „Markéta Lazarova“, an Josef Capek für die Erzählung „Stin kapradiny“ („Der Schatten des Farnkrautes“) und an Gustav Winter für sein Essaybuch über Frankreich. Von den slowakischen Schriftstellern erhält den Staatspreis Ludmila Podjavorinská für ihre „Balladen“, von den Deutschböhmen Hans Watzlik für seinen Roman „Der Pfarrer von Dornloh“. (A. N.)
Felix Salten ist zum Ehrenbürger der Stadt Wien ernannt worden.
Zu Vorsitzenden der Dichterakademie wurden Heinrich Mann und Ricarda Huch wiedergewählt; als Vertreter der Sektion treten in den gemeinschaftlichen Senat der Akademie als Senatoren ein: Heinrich und Thomas Mann, Ludwig Fulda, Alfred Döblin, Ricarda Huch, Walter von Molo.
Die Verteilung des Carl Schünemann-Preises ist in diesem Jahr ausgesetzt worden, weil sich unter den in diesem Jahr vorgeschlagenen Werken keins befand, das den Absichten der Stiftung völlig entsprach.
R. C. Sherriff, der Verfasser von „Journeys End“ (Die andere Seite), setzt als Mitglied des „News College“ der Universität Oxford seine Studien fort, nachdem er bis zum Erfolg seines Dramas in einem Büro einer Versicherungsgesellschaft tätig war.
Ernst Johannsens Buch „4 von der Infanterie“, das bereits in 13 Sprachen erschienen ist, wird demnächst auch noch in einer rumänischen Übersetzung herauskommen.
Hanns Gobschs „Wahn-Europa 1934“ wird zunächst englisch bei Faber & Faber in London und holländisch im Verlag „De Torentrans“ in Zeist erscheinen, auch schwedische und portugiesische Übersetzungen liegen bereits vor.
„Eros im Stacheldraht“, wofür Hans Otto Henel den diesjährigen Literatur-Ehrenpreis der Stadt Leipzig bekommen hat, wurde bereits ohne Autorisation russisch veröffentlicht und wird demnächst auch holländisch und schwedisch vorliegen.
„Mein Damaskus“, General von Schoenaichs Memoiren, erscheinen demnächst in einer schwedischen Übersetzung.
Kurt Lamprechts Roman „Regiment Reichstag“ kommt demnächst bei Constable in London englisch heraus, auch eine spanische Ausgabe steht bevor.
In Turóczszentmárton ist dem geistigen Führer des slowakischen Schrifttums in den achtziger Jahren Svetozar Hurban-Vajansky ein Denkmal in festlicher Weise enthüllt worden.

* * *

Der amerikanische Professor Hotson hat im londoner „Reccord Office“ Prozeßakten aus dem Jahre 1596 entdeckt, die für die Quellenkunde von Shakespeares „Die lustigen Weiber von Windsor“ und „Heinrich IV.“ ungemeine Bedeutung erlangen. Die Veröffentlichung wird demnächst in der Nonesuch Press „Shakespeare versus Shallow“ erfolgen.
Rolf Lauckner teilt uns zu der Sudermann-„Uraufführung“ in Bremen „Die Entscheidung der Lissa Hart“ mit:
„Es handelt sich um das aus den letzten Jahren Sudermanns stammende Schauspiel „Wie die Träumenden“. Dieses fiel bei seiner Erstaufführung (ich glaube es war in Königsberg) ziemlich durch, so daß Sudermann es aus dem Bühnenvertrieb zurückzog, um es nochmals zu bearbeiten.
Diese Korrekturen fanden sich im Nachlaß vor und wurden noch erweitert zu der jetzt mit so starkem Erfolg in Bremen aufgeführten Fassung.
Der Verlag hat es stets in der richtigen Form angezeigt als „nach nachgelassenen Sudermannschen Korrekturen eingerichtet“ usw. — Die Presse, die es dann kurz als „nachgelassenes“ Werk bezeichnete, hatte in ihrer Weise ja auch recht, so daß jedenfalls für ein Dementi keine Notwendigkeit vorlag.
Das Ganze scheint mir nach dem Erfolg — wie das so üblich ist — Feuilletongeschwätz; mit der Tendenz, als läge hier eine Irreführung vor, was einmal nicht der Fall ist, und was sodann aus Handlung usw. ja auch vollkommen offen sich als das darstellt, was es ist.“

* * *

Zu Robert Boschs 70. Geburtstag erscheint im Auftrag des Vereins deutscher Ingenieure „Robert Bosch und sein Werk“, herausgegeben von Conrad Matschoß, mit 124 Abbildungen (in Kommission V. D. J.-Verlag, 126 S. Geb. M. 8,—).

* * *

Uraufführung. Baden bei Wien (Stadttheater): „Das Mädchen an der Grenze“. Lustspiel von Ernst Mackart [Deckname des Burgschauspielers Wilh. Hein]. 31. Okt. 1931.

Redaktionsschluß: 5. November 1931.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Idee aus Technik

„Kameradschaft“ (Nero-Film) ist beste Leistung deutscher Tonfilmkunst. Alle Faktoren haben zusammengewirkt, ein in sich geschlossenes, tiefergreifendes Werk zustandezubringen. Karl Ottens Idee fand im Manuskript der Vajda, Otten, Lampel realistisch überzeugende Gestaltung. In der Regie erwies sich G. W. Pabst als ein kraftvoll Bescheidener. Nirgends drängt er sich vor; treue Sachlichkeit scheint ihn zu leiten; sowohl in Bewegung der Menschenmassen, wie auch in Vergegenwärtigung der Bergwerksvorgänge erzwingt er eigentümliches filmisches Leben.

Die Idee des Films ruft unmittelbar zu seelischer Teilnahme auf: hart an der Grenze kommen deutsche Bergarbeiter ihren französischen Kameraden, die in der Tiefe verschüttet wurden, zu Hilfe. Darstellerisch wird dieser Idee durch kraftvollen Humor jede Sentimentalität genommen. Alexander Granach, Fritz Kampers, Heléna Manson leisten da Vorbildliches.

Hier interessiert ein besonderer Umstand. Der Film spielt



Der Wirklichkeitsvorgang in „Kameradschaft“
Zeichnung von B. F. Dolbin

kurz nach dem Kriege. Aus den zurückliegenden kriegerischen Vorgängen gewinnt die Idee letzte Symbolkraft. Einem der verschütteten französischen Bergarbeiter naht der deutsche Retter in Gasmaske. Der Franzose wähnt sich in die Unterstandskämpfe zurückversetzt, mit letzter Anspannung wirft er sich dem Retter kämpfend entgegen.

Wollte man diese Symbolik dichterisch fassen — es wäre kaum möglich, sie überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Der Film verfügt über diese Möglichkeit. Die Bilder aus der verschütteten Grube werden durch Bilder aus den Schützen-



Die Schützengrabenvision in „Kameradschaft“
Zeichnung von B. F. Dolbin

grabenkämpfen überblendet. Ganz unvorhergesehen wird aus dem einen Zustand in den anderen hinübergerissen. Man erlebt den seelischen Zustand unmittelbar mit.

Tonfilmisch ist das derart zum Ausdruck gebracht: Die Retter herbeizusuchen, schlug der Verschüttete mit eiserner Zange gegen die eiserne Röhre, ein Geräusch, das im Ton aufreizend wiedergegeben wird. Das Geräusch bleibt, das es war. Es ist aber jetzt zum Knattern der Maschinengewehre geworden.

Das eben ist das Bemerkenswerte: Einer dichterischen Konzeption wird eine Gestaltung zuteil, der Dichtung nicht oder doch kaum, gewiß nur sehr unzulänglich fähig ist. Es bereichert also die Technik aus sich heraus die Kunst. Auf derartige Möglichkeiten ist hier bereits öfters hingewiesen worden; sie wurde zu Gewißheit: das ist der unvergeßbare Gewinn aus „Kameradschaft“. E. H.

Die italienischen Dichter und das Funktheater

Legenden sterben und Prinzipien stürzen: Die Wahrheit, daß Hörspiele in Italien nicht gefielen, ist abgeschafft; die Tatsache, daß die Dramatiker Italiens dem Sendespiel künstlerische Möglichkeiten absprachen, in sehr schönen literarischen Pamphleten oder in Interviews an ausländische Pressevertreter, ist eine Vergangenheit. Der Funk Italiens macht nunmehr ein Staatstheater des Sendespiels, und alle Dichter schreiben.

Beinahe alle wenigstens, das muß gleich vorweg gesagt sein. Einer, der den größten Namen hat und dem man soviel am Zeug flickte, sei es in Italien, sei es außerhalb der Grenzen, hat sich verpflichtet gefühlt, zu seinen Grundsätzen zu stehen und schreibt nicht nur nicht für das Radio; er gab auch keines seiner vielen und schönen Werke für eine Sendebearbeitung her: Gabriele D'Annunzio, der offizielle Dichter Italiens, bleibt am Gardasee rundfunkfern wie immer.

Aber Pirandello hat erklärt — nachdem er noch vor gar nicht langer Frist dem Hörspiel, dem sprechenden Film und allen technischen neuen Möglichkeiten für eine Dichterwortinterpretation jedwede Berechtigung abgesprochen hatte, „nun seit geraumer Zeit die ungeheuren künstlerischen Möglichkeiten bemerkt zu haben, die das Sendespiel dem dramatischen Dichter bietet" und hat der staatlichen Sendegesellschaft ein Hörspiel zugesagt. In seiner Gefolgschaft stehen Marinetti und die übrigen Futuristen, die: — endlich die ersehnte Möglichkeit haben, moderne Technik und Dichterwort zusammenzubinden, und die dem Funk „dynamitardisch", ein marinettianisches Adjektiv, kommen wollen. Die Lustspieldichter haben sich umso weniger bitten lassen, als der Eiar (Ente italiano audizione radiofoniche) für den Spielplan eine Tendenz zum Lustspiel dekretiert hat; französische Lustspiele sollen aber nicht den italienischen Äther beherrschen.

Die italienische Sendegesellschaft hat mit einem Riesenschritt den Vorsprung, welchen andere Länder in der Entwicklung der funkdramatischen Darbietungen geleistet hatten, einzuholen und womöglich zu überbieten gesucht. Es hat ein italienisches Staatstheater des Rundfunks geschaffen, welches vier oder fünf Bühnen mit Turin, Rom, Genua (aber nur für Dialektstücke), Bozen und Palermo zur Verfügung haben wird. Der Spielplan für alle Sendebühnen wird in Turin gemacht. Die Leitung des Funktheaters bleibt konzentriert; eine Spezialisierung für eine gewisse Stückgattung, wie sie bei den italienischen Theaterkompagnien üblich ist, wird vermieden. So ist in dem Funktheater endlich jenes Nationaltheater entstanden, an dem man in Italien nunmehr seit acht Jahren schöpferisch tätig ist, ohne es zustande gebracht zu haben. Nur es ist kein Nationalschauspiel, sondern ein Sendespieltheater geworden. Ihm steht die Funkoper mit ihren beiden Bühnen schon zur Seite.

Wie ist der Umschwung zustande gekommen? Der Eiar hat an alle Dramatiker Italiens oder wenigstens an ziemlich alle, persönliche Schreiben gesandt und um Lieferung von Hörspielen gebeten. Er hat in diesen Briefen auch die Honorarfrage und damit wohl den Kern der Angelegenheit berührt: man war rundfunkfeindlich im italienischen Dichterwald, weil man nicht gratis arbeiten wollte. Man hat bei allen Dichtern, die liebenswürdig und zustimmend auf die Briefe antworteten, Umschau in den geschaffenen Werken gehalten und zunächst einmal alle funkgeeigneten Werke für einen ersten Spielplan — bis zur Schaffung der Sendespiele — herausgesucht. Meistens handelt es sich um Einakter, die dem Publikum ganz unbekannt geblieben sind. Die eventuell notwendigen Bearbeitungen werden in den dramaturgischen Büros der Sendegesellschaft vorgenommen, vielleicht unter Hinzuziehung der Dichter. Die Dramatiker aber schreiben; bis zu Weihnachten sind etwa 15 neue Sendespiele zugesagt. Es blüht in der italienischen Dramatik, weil der Eiar — zahlt.

G. Reinboth.

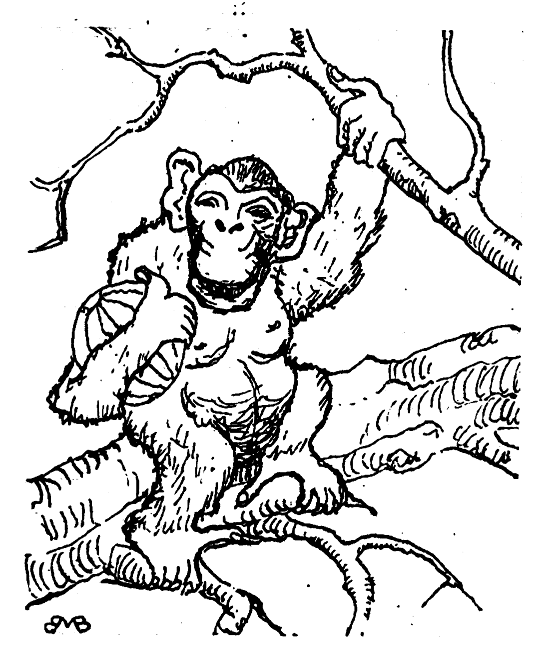
Wandlung des Detektivromans

Wie wäre es, wenn man einmal den Detektiv aus den Kriminalromanen verschwinden ließe? Es bliebe in den meisten Fällen nicht nur ein gefährliches Loch, sondern es wäre auch eine vollendete Entlarvung des Autors, dessen Eitelkeit sich, detektivisch maskiert, sicher wähnte. So ist es denn lobenswert und ein Fortschritt zum Bessern, wenn in einigen neuen Produkten des Genres der Detektiv seiner erhabenen Position entsetzt wird. Aus dem Mittelpunkt des Kreises wird er als Beobachter an dessen Peripherie versetzt. Er hat damit an Unfehlbarkeit des Urteils, sichtbarer Schnelligkeit des Erfolges verloren, dafür an zeitgemäßer Klugheit und wachem Verständnis für das Nebeneinander heutigen Daseins gewonnen. Der neue Detektiv bemerkt wohl noch immer Dinge wie eine Prise Zigarrenasche oder einen winzigen Brieffetzen, kalkuliert sie, falls nötig, mit ein in seine Wahrscheinlichkeitsrechnung, aber er läßt sich viel mehr treiben von den Ereignissen und, ist er klug, geben ihm die Ereignisse dann recht. Noch weitgehend von der alten Art ist der Mr. Reeder des Mr. Edgar Wallace, der neben seinen vielen physiognomielosen Detektiven hier wirklich einen besonderen Typus geschaffen hat. Ein alter Junggeselle, der gar nicht so alt ist, wie er aussieht, sehr englisch in seiner sarkastischen Verschlossenheit, lebende Chronik von Verbrechen und Verbrechern, teuflisch klug, wenn es gilt, seinen lieben Verbrecherfeinden eine Falle zu stellen. Sanft lächelnd und sehr gefährlich. Eine Art gerissener Nachfolger Sherlock Holmes! Neu dagegen der Mr. Disher in den Büchern Will Scotts (Deutsch im Amonesta-Verlag, Wien). Dieser dicke, lebemännische Herr ist zwar mächtig aufgeblasen und unausstehlich wortreich, aber das ist nur die geschickte Maske eines Denkenden, der den Verlauf der Dinge abwartet, um im rechten Augenblick handelnd zur Stelle zu sein. Ein witzelnder Theorie-Verberger, im Gegensatz zu Sherlock Holmes, dem geheimnisvoll Brütenden, der plötzlich mit der Theorie herausschießt, die dann unfehlbar die richtige ist. Der beste und interessanteste neue Typ aber ist Austin R. Freemans Dr. Thorndyke (Deutsch Avalun-Verlag). Es ist der wissenschaftliche Amateur-Kriminalist, der, unheimlich wissend auf den Gebieten der Medizin, Physik und Experimentalpsychologie, Höchstleistungen scharfsinniger Enthüllung seltsamer Verbrechen bietet. Dabei hat er, da er Menschenkenner ist, einen Zug von Anständigkeit, der ihn sympathisch macht. Die Sherlock Holmes' waren sonst gewöhnlich verkappte Menschenfeinde, denen diese Menschenfeindschaft gerade die für ihren Beobachtungsposten nötige Distanz gab. Hier, in Dr. Thorndyke, ist eine neue, bessere species geschaffen, sozusagen Detektiv aus Humanität und sozialem Pflichtgefühl. Das ist der neue Typ, der allein den Kriminalroman noch erträglich macht. Keine selbstgefällige Ironie mehr, keine platte Ich-Illuminierung. Sachlich verschwindet die Person hinter dem Fall, um erst im Dank derer, denen sie half, ihre Persönlichkeitsauferstehung zu feiern. Sherlock Holmes, der geniale Egoist, ist tot. Sie sollen leben, seine Nachfolger vom Schlage der Disher-Thorndyke: kluge Einrenker sozial-krimineller Mißhelligkeiten um der Sache, nicht um des lieben Ichs willen!

Werner Schickert

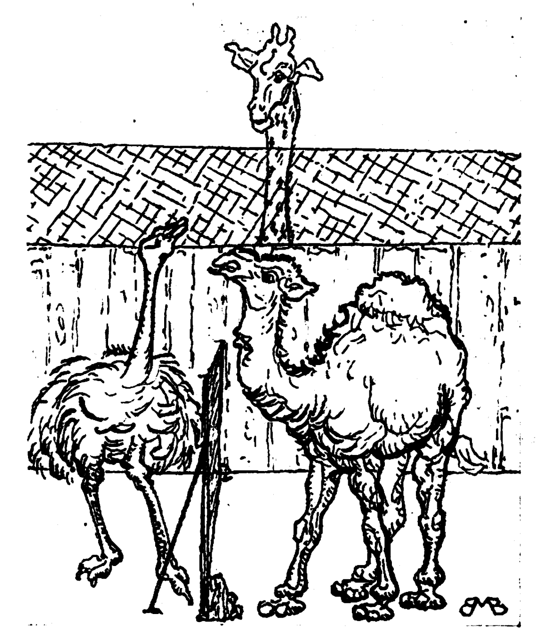
Tiergeschichten als Zeittrost

Gärende Übergangsepochen, wie wir sie durchleben, lassen Tausende von ihren zweibeinigen Artgenossen abrücken, um bei den Lebewesen des Tierreichs seelische Zuflucht zu suchen. Dies erklärt auch das Erscheinen so mannigfacher Tiergeschichten in der Weltliteratur. Symptom der Zeit! Allein, waren es nicht immer noch aufgewühlte Zeiten der Unzufriedenheit, wüsten Gezänks und Gezeters, wenn die Verinnerlichten die entfesselte Menschheit flohen? Liebebedürftig der übrigen Lebewesen sich wieder besannen? Gestand doch schon Descartes ihnen Vernunft und Gemüt zu, Buffon wieder war beflissen ihr Wesen zu erkunden. Und die Dichter? Nun, die standen keineswegs abseits! Gerade Zeiten schwerer Bedrängnis, Hilfs-, Rechts- und Ratlosigkeit entstammen ja die vorzüglichsten, weil zutiefst erfühlten, wohl auch erlittenen Tierdichtungen. Schrieb nicht Goethe seinen „Reineke Fuchs" gerade während der wüsten Sittenverwilderung der französischen Revolution, um all den Stürmen in seiner eigenen Seele Luft zu machen? Tag um Tag brachte dazumal neue Schreckenskunde über den Rhein. Frankreich verelendet. Ungeheure Fehlbeträge im Staatssäckel. Wirtschaft, Horatio! Necker versucht es mit Anleihen und Sparsamkeit. Ratlosigkeit bewirkt Berufung der Reichsstände. Dann folgt es Zug um Zug. Nationalversammlung. Erstürmung der Bastille. Danton und Robespierre. Der Wohlfahrtsausschuß weicht der Schreckensherrschaft. Der Koalitionskrieg greift ein. Speyer, Worms, Frankfurt fallen. Vor Mainz erlebt Goethe die Kämpfe mit Leibesaugen. Da flüchtet sein Genius. Ach! Unter Raubtieren ist man mitunter in besserer Gesellschaft. Wie seltsam doch, in diesen Tagen selbst einen Hofmann wie Goethe gegen Staat und Würdenträger aufmucken zu hören. Heine wiederum? Tobte der nicht gerade unter dem ärgsten Druck des Metternichschen Regimes im „Atta Troll" all seine Verbitterung aus? Ein Dichter, um Stirnlänge den übrigen Zeitgenossen voraus, die erst 1848 ihre Erhebung wagten. „Bruder Tier", wie der heilige Franziskus das mildherzige Wort prägte, sollte die Menschen belehren, sich ihrer Art zu besinnen, mehr Mensch zu sein und weniger Bestie.



Romanheld (Zeichnung von Margret Brussot-Barden)

Derlei Tiersatiren wirken inmitten düsterer Heimsuchung als Erlösung der Seele von Druck und Verzweiflung. Die verängstigte Menschheit, durch Bedrohungen, Sorgen, Hoffnungslosigkeit im Willen gelähmt, findet ihr befreiendes Lachen wieder, sieht sie manch bange Frage, die sie bedrückt, ins Groteske schrumpfen. Da ist gleich so ein Kauz von Spötter, der Affe. Ein Erzschalk und dabei — will man Darwin so recht glauben — ein richtiger Vetter. Man protestiert vergebens. Denn Master Romeo, Londons Liebling, hat sogar einen ganzen Menagerieroman auf dem Kerbholz, den ihm so ein englischer Tierpsycholog und Dichter aufgemutzt hat. Er trägt es mit Würde als lachender Philosoph, der er nebstbei nun schon ist. Auch seine Gefährten im Tierpark sind guter Dinge. Wie seelenvergnügt plaudert doch das brave Kamel mit der munteren Straußin, der schlanken Giraffe. Five o'clock teas gibt's freilich nicht, doch auch so ist man quietschvergnügt. An Hundegeschichten wimmelt es geradezu. Ach! wie so mancher ist heutigentags seinem Hund gegenüber doch noch das „Herrle"; unter Menschen aber bloß noch ein „armer Hund". Hochmütiger gehaben sich schon die Pferdegeschichten; die wissen von manchem Roß, das das „große Rennen" gewann. Geschichten von Ziegen, Schafen, Enten und Hühnern führen fernab in ein idyllisches ländliches Milieu, wo noch ungetrübter Friede waltet. „In dieser Zeit, da die Menschheit sich zerfleischt, scheint ein ganz besonderes Mitgefühl uns zu den Tieren zu ziehen", schrieb Mme. Colette zur Zeit des Weltkriegs in ihrem reizvollen Büchlein von all ihren munteren Katzen und Hunden. Auch heute ist das nicht viel anders. Der vom Schicksal Heimgesuchte, der Leidende und Duldende klammert sich, ein letztes Auskunfts- und Trostmittel, an die Tierseele. Wie erschütternd wirkt gerade deshalb Tollers „Schwalbenbuch". Und



Plauderei (Zeichnung von Margret Brussot-Barden)

retteten nicht erst kürzlich, inmitten bedrängtester Krisenzeit, gütige Menschen hunderttausend halb erfrorene Schwalben vermittels Flugzeugs nach dem sonnigen Süden? Ein Stück Poesie in dieser nüchternen Prosa des Alltags und seines Lebenskampfes. Martin Brussot

Der Geist der Stadt?

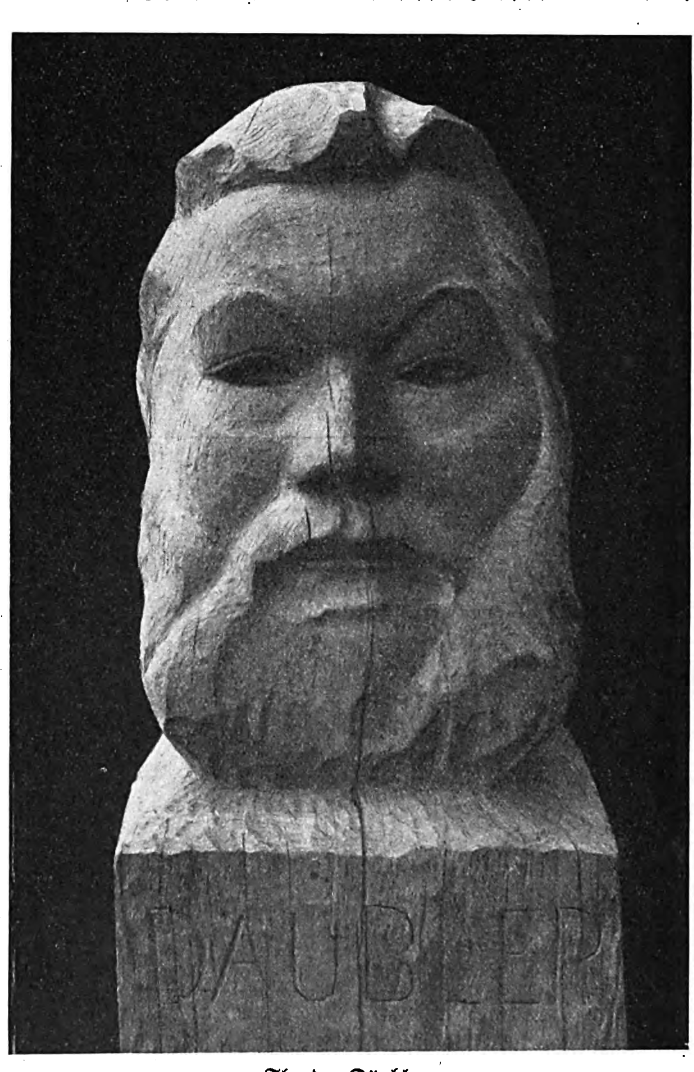
Die Anthologie „Menschen auf der Straße" des Verlages J. Engelhorns Nachf. gibt Anlaß zu einigen grundsätzlichen Bemerkungen.

Zweiundvierzig namhafte Autoren variieren das Thema „Menschen auf der Straße", teils mit ausgezeichneten, teils mit beiläufigen Beiträgen. Ein Herausgeber zeichnet für die Angelegenheit, da aber einige Mitarbeiter doppelt vertreten sind, muß man annehmen, daß der ungenannte Herausgeber aufgeboten hat, wer nur irgend für die Behandlung des Themas in Betracht kam. Und da ergibt sich folgendes (wenn man, um die Problematik des Themas klarer zu machen, noch jene Stücke ausschaltet, die sich auf die Landstraße oder exotische Abenteuer beziehen): das „neue Biedermeier" (die Bezeichnung stammt, glaube ich, von Ernst Glaeser) geht um, neue Spitzweg-Romantik blüht. Wird die Straße hier entdeckt? Nein, man sucht der Straße poetische Reize abzugewinnen. Mit den schmückenden Photos ist es nicht anders: die sind auf schön geschminkt, auf Stimmung retuschiert, nicht graphisch empfunden aus der Flucht neuer Linien, aus dem Spiel einer neu erstehenden Welt.

In einem der besten Beiträge des Buchs gibt Rudolf Geck jungen Schriftstellern beherzigenswerte Anleitung, den Geist der Stadt aufzufangen und zu gestalten. Geck erfaßt als einziger das Wesentliche: daß das Nebeneinander der Schicksale erst eine Welt darzustellen vermag, deren Aussehn jetzt von der Stadt bestimmt wird. Geck hat noch nicht die neue Kunstform, die sich aus seiner richtigen Einstellung ergeben wird, Joseph Roth hat seine Skizzen einmal nicht zu Unrecht mit Hebbels Kalendergeschichten verglichen, aber seine Beschaulichkeit wird nie zur reinen Lyrik. Die meisten Beiträger sind auf der Suche zur Idyllik der Stadt heimliche Lyriker. Während die wirklichen Lyriker, als da sind Erich Kästner, Armin T. Wegner und Ringelnatz, in ihren Versen zeigen, daß die Stadt verteufelt unidyllisch ist. Eine Umkehrung, die lehrt, daß der Geist der Stadt noch nicht geschrieben wurde! L. W.

Außen wie innen

In seinem sehr dankenswerten Buch „Ernst Barlach, Das plastische, graphische und dichterische Werk" (Rembrandt-Verlag G. m. b. H., Berlin), das in 85 vortrefflichen Reproduktionen das Wichtigste aus Barlachs künstlerischem Schaffen vergegenwärtigt, faßt Carl Dietrich Carls den Eindruck von Barlachs russischer Reise, der für sein gesamtes Schaffen bestimmend wurde, in Barlachs eigenes Wort zusammen: „Das ist außen wie innen". Gesprochen war das Wort, die eigentümliche Verbundenheit des russischen Menschen mit der Landschaft darzutun. Wir wenden es auf die Bildnisbüste in Holz von Theodor Däubler, die Barlach im Jahre 1916 schuf, an. Da ist außen wie innen. Das Holz als Material scheint hier das Außen summarisch zusammenzufassen, aber derart, daß das scheinbar verschleiernde Material eine unheimliche seelische Offenbarungskraft gewinnt. Etwa wie ein Licht, das durch Wollstoff durchscheint, mehr von seiner Leuchtkraft verrät als ein frei und offen stehendes. Die Umrißlinien sind im massigen Holz verhaftet geblieben. Nun gewinnen die Augen eigentümliche Kraft; sie stehen sinnend und ein wenig listig zur Seite gerichtet in Kreisen, deren obere Peripherie die Augenbrauen, die untere die Backenschwellung ausmacht. Es sind Augen, die ins Verborgene sehen, träumen und scherzen. Beredt wird in gleicher Weise der Mund. Lippen, die das Wort nach breiter Liebkosung entlassen. E. H.



Theodor Däubler

(Aus dem neuen Barlach-Buch, Rembrandt-Verlag, Berlin)

Mehrdimensionale Dichtung

Von Siegfried F. Nadel (Berlin)

Jedes Kunstwerk ist in einem gewissen tiefen Sinn eindimensional. Denn was es von jenseits seiner selbst, vom Leben her, dem es ewig verwurzelt bleibt, zur Gestaltung aufgreift, transformiert es bewußt und planvoll in die neue, eigengesetzliche Dimensionenwelt eben des Kunstseins. Sie ist bezeichnet durch den Rahmen des flächigen Bildes oder den Klangraum, den das Tonstück erfüllt. Die Dichtung, um dieses von den Elementen des gewöhnlichen Lebens überdeutlich sich abhebende künstlerische Darstellungsfeld ärmer als jene, hat nur Verse und Reime, die die Sprache umformen, den Vorhang der Bühne, die stillschweigende Voraussetzung des Buch-Seins. Aber die Gestalten und Schicksale der Dichtung bewahren ebenso die Ebene ihrer durchaus eigenen und eigengesetzlichen Lebendigkeit: der geistige Zusammenhalt schafft, nicht weniger scharf umgrenzt, die eigene Raumwelt: Kunstwerk, als die äußerlichen Bänder: Bildrahmen, Tönewelt.

Kinder oder Wilde schauen eilig hinter den Spiegel oder ein Bild, um die Wirklichkeit der rätselhaft nach vorn geworfenen Gestalten noch schnell zu packen und das Geheimnis der Dimensionenverwandlung zu durchschauen. Den Spießer treibt die Neugier zu dem berühmten und oft genug ausgeschroteten Blick „hinter die Kulissen". Man darf den tiefen Sinn, der darin steckt, nicht übersehen. Daß die Mechanismen der künstlerischen Urmetamorphose bloßgelegt werden, daß man dieser nach vorn weiß Gott wie wundervoll verwandelten Welt ihre nackte Wirklichkeit entreißt, das bedeutet mehr als die Pikanterie des Durchschauens wohlgehüteter Geheimnisse und mehr als eine neugewonnene, überraschende Perspektive. Da gibt es einen Kern Metaphysik. In das kunstvoll bewahrte Eigensein der Kunst schiebt sich plötzlich, eine unbewachte Stelle erspähend, unser gewöhnliches Leben. Die Zerspaltung des Kunstwerks stellt die Integrität unseres Ichs her, das, der Illusion des Kunstwerks hingegeben, für Augenblicke sich selbst und seine Verwurzelung in der realen Welt verlieren konnte. In dem kleinen Triumph der handfesten Wirklichkeit über die verwandelte und uns selbst verwandelnde Kunst-Wirklichkeit liegt etwas von der cupiditas persistendi des Spinoza, etwas von der tiefsten Lust des Menschen: sein Selbst zu bewahren und kraftvoll lebendig zu spüren.

Die Dichtung spielt hie und da mit diesem verführerischen aber ihr innerstes Wesen bedrohenden Effekt einer Auflockerung ihres Eigenseins. An zwei Punkten in der Entwicklung der Literatur wird diese Überschneidung der Dimensionen selbst zum bewußten Stilmerkmal: in der „romantischen Ironie", mit der das anhebende 19. Jahrhundert einen überwundenen Kunststil durch „Ironie" auflöst und erledigt; und — in der jüngsten Gegenwart. Dort, in der romantischen Dichtung, gab es die Theaterstücke, in die Zwischenrufe und aktive Teilnahme überhaupt des Publikums eingebaut werden (Tiecks „Gestiefelter Kater"), in denen Personen einer unverstellten Wirklichkeit plötzlich, mitagierend, auf der Bühne stehen (Grabbes „Scherz, Satire, Ironie"), Romane, die vorgeben, durch Mißverständnisse des Setzers aus verschiedenen unzusammengehörigen Manuskripten zusammengestellt und ineinandergeschoben zu sein (Jean Paul, E. T. A. Hoffmann). Und heute gibt es das Theater, das mit dem Stegreif kokettiert oder sich durch aktuelle, die lebendigste Wirklichkeit vertretende Filmstreifen selbst unterbricht; die Romane, bei denen verschiedene Fabeln verwirrend ineinandergeschoben sind oder Dokumente einer unverhüllten Wirklichkeit, Gesetzblätter, Zeitungsausschnitte, Seiten aus Lehrbüchern oder Statistiken, die Einheit des Buch-Seins durchbrechen: Die „Zeitbühne" eines Meyerhold oder Piscator, Dos Passos, der letzte Döblin und Feuchtwanger tun heute, was rund hundert Jahre vorher die Tieck, Grabbe, Jean Paul taten.

Der Sprung über hundert Jahre hinweg und von der Romantik mitten in die akute Gegenwart hinein kommt überraschend. Man mag zunächst nur das künstlerisch Krisenhafte dort und hier als die Analogie begründend annehmen. Aber dieses Krisenhafte überschreitet das enge Gebiet des eigentlich Künst-

lerischen. Der tiefe Begriff der Ironie greift ins allgemein Menschliche. Denn wo er das eigentliche Wesen des Kunstwerks auflöst und ungültig macht, läßt er hinter seiner durchlöcherten Fassade die lebendige, unverwandelte Wirklichkeit mächtig sichtbar werden. Nicht mehr Kampf zwischen zwei Stilformen, belangvoll und wichtig nur für die eine daran interessierte Epoche; sondern Kampf und Auseinandersetzung zwischen Wirklichkeit, Leben und Kunst schlechthin. Hier geht die Brücke von der Romantik zu uns herüber (was auch dort oder hier unter „Leben" Verschiedenes verstanden werden mag).

Beide Richtungen aber haben noch die Möglichkeiten, die in dieser Aufspaltung beschlossen sind, nicht völlig ausgeschöpft. Diese Tat fiel einer anderen literarischen Erscheinung zu, die wie ein Wegbereiter jenen jüngsten Formen voranging. Zu wenig noch in die Perspektive des Entfernten gerückt und zu weit schon vom Blickpunkt des Gegenwärtigen abliegend, ist sie in ihrer gewaltig umwälzenden Kraft heute kaum noch richtig sichtbar geworden. Im Jahre 1921, knapp nach dem Krieg also, erscheint Pirandellos „Sei personaggi cercano d'autore", um dieselbe Zeit beendet André Gide seine „Faux-Monnayeurs", um dieselbe Zeit endlich schreibt Unamuno seinen „Nebel". Eine Zeitlang wird die neue Wendung wieder unsichtbar. Dann bricht sie, zwei Jahre zurück, in Rußland neu hervor: in Leonid Leonows „Der Dieb". Die Romanen, immer Freunde artistischen Experimentierens, unterstreichen die theoretische Bewußtheit, schreiben Vorworte und Nachworte, Gide gibt ein ganzes „Journal des Faux-Monnayeurs", als peinlich genaues Tagebuch des künstlerischen Geburtsaktes, und widmet es „à ceux, que les questions de métier intéressent". Der Russe, Erbe der letzten großen epischen Begabung und sinnvoll als letzter an diese Zerspaltung der dichterischen Form herangeführt, löst alles Prinzipielle und Theoretische im lebendig Erzählerischen auf. Aber das gleiche, das in all diesen von einer mehr als zufälligen Gleichzeitigkeit zusammengefaßten Werken spontan und bedeutend Gestalt gewinnt, wird deutlich sichtbar: immer gibt es den Dichter als Helden der Handlung; den Dichter, der, eingefügt in eine als wirklich gegebene Welt, sie ewig in Gestalten seiner erfundenen (gefundenen) künstlerischen Welt zu verwandeln bestimmt ist. Überschneidung, Rivalität, Streit um das Besitzrecht an den Gestalten zwischen Bücherwelt und Wirklichkeit. Der Autor als Held, das hebt deutlich genug das programmatische Bekenntnis zum Zwei-Dimensionen-Spiel der „Bühne auf der Bühne" hervor. Symbolhaft präzisiert es Pirandello für alle in Titel und Untertitel, die er seinem Drama gibt: Personen, die ihren Autor suchen, „Commedia a fare". Darin liegt alles: das unauflösbar ganzheitliche Bestehen, das planvoll, gesetzhaft So-Bestehen und So-Gewordensein des Kunstwerks ist geleugnet; das Stück ist zu schreiben; wir belauschen die gewaltige Lebendigkeit eines (amorphen) Stoffes, der, noch nicht, kaum, halb verwandelt, um die Gestalt des künstlerischen Seins kämpft, die sein Schicksal ist. Die Verwandlung der Wirklichkeit und ihr Eingehen in die neue Dimension des Kunstseins, sonst geheimste, fast mythische Zwischenphase, wird ans Licht gezerrt, und wie in der entlarvten Mehrräumigkeit einer Einsteinschen Welt drängt sich Wirklichkeit und Kunst, Dimension und Dimension, durcheinander und spaltet sich zugleich zwitterhaft voneinander ab. Entlarvung einer Zwitterhaftigkeit, die, weit tiefer greifend als jene erste Auflösung durch Ironie und tiefer auch als die verblaßte jüngste Vermischung von Kunst- und Wirklichkeitselementen, bis zur Bewußtheit des ins Tragische unaufhaltsam mündenden Existenzkampfes gesteigert ist.

André Gide sagt, sich selbst ironisierend, in seinem Roman: „Es ist doch immer sehr bedenklich, in einem Roman Literaten auftreten zu lassen! Diese Leute infizieren das Publikum mit ihrer eigenen Unbehaglichkeit." Diese „Unbehaglichkeit" ist mehr als die professionelle Unsicherheit der Dichtung, die alle Wirklichkeit, der sie sich gegenüber findet, ewig in die neue Wirklichkeit des künstlerischen Stoffes verwandeln muß. Sondern sie wird zum Zeugen der tieferen, gefährlicheren Unsicherheit einer Kunst, der sich die Wirklichkeit nicht mehr als beliebig verwandelbarer Stoff fügen will, vielmehr als Gegenpart, eigenwillig und angreiferisch, gegenübertritt. Und in Unamunos Novelle gibt es direkt das Duell zwischen der dichterischen Gestalt und dem Dichter (der seinen Namen nicht in Pseudonymen verbirgt); die Ansprüche des Helden und die Forderungen des Kunstwerks prallen aufeinander. Unamuno übrigens, nebenbei Professor der Meta-

physik, weitet die Frage zum metaphysischen Problem des Anrechts der Wirklichkeit aus: wer, was ist überhaupt wirklich? „Könnte es nicht sein, mein lieber Don Miguel", verteidigt der Held der verwirrenden Geschichte seine eigenwillige Wirklichkeit, „daß Sie selbst und nicht ich ein solches Phantasiegebilde sind?"

Wir aber, Zuhörer und Zuschauer, lassen uns durch Sophismen nicht ablenken. Wir spüren uns der revoltierenden Wirklichkeit verwandt. Wir selbst sind diese revoltierende Wirklichkeit. Denn diese ganze Aufspaltung wird, wiederholen wir es, kurz nach dem Krieg deutlich und reift in den letzten zehn Jahren. Sie reift, gekoppelt an die gleichaltrige Entdeckung, daß die starke Steigerung, die alle Kräfte und Spannungen, vitale wie geistige, unseres gewaltig verwandelten Lebens erfahren haben, noch, immerfort erfahren, sich der Umformung und dem Nocheinmalsagen der Kunst einmal versperren kann. Dichtung (Kunst) und Leben sind, uralte Erkenntnis, in der umgekehrten Proportion des (wenn auch noch so sublimierten) Ersatzes aneinandergebunden. Und jetzt sind wir da, bewußt und stark im Erlebnisreichtum unserer Zeit stehend, und könnten die Dichtung wichtigere Wirklichkeit lehren, wie der Held in der Novelle von Unamuno. Man kann nicht übersehen, wie allenthalben begonnen wird die Folgerungen zu ziehen. Man setzt diese Erkenntnis der Existenznot der Kunst als These plus Beweisgang in eine Kulturphilosophie; oder man propagiert widerspruchslose Unterwerfung der Dichtung unter Reportage, Politik und dergleichen; oder man greift zu jenen zitierten Mischformen. Aber diese Erkenntnis hat auch wie jede Idee, als Stoff ergriffen, in einem lebendigen Kunstwerk Verkörperung erfahren können. Und das eben geschah in sehr eigenartiger, sinnbildlicher und, ich möchte sagen, heroischer Weise in diesen Werken von Pirandello, Gide, Unamuno, Leonow, den ersten und in gewissem Sinn zugleich letzten Verkündern der unbarmherzigen Wahrheit. Denn sie setzen ihre künstlerische Gestaltungskraft an die Beweisführung ihrer eigenen Negation. Sie geben Dichtung und legen ihr die Erkenntnis ihres eigenen Untergangs in den Mund. Sie enthüllen den tiefsten Stoff, den Urkampf der Kunst gegen die Wirklichkeit, der, so enthüllbar geworden, schon entschieden ist.

Oder vorläufig entschieden — wer will das sagen? Pirandello und die anderen zogen einmal, ehrlicher als manche, die nachfolgten, einen Schlußstrich unter ihr Werk. Aber vielleicht gaben sie nur, weiter und sicherer in die Zukunft sehend als die anderen, einer kommenden, neuen und berufeneren Form Raum?

Lampel, der Jäger

Von Hans Fallada (Neuenhagen-Berlin)

Er ist dreiunddreißig Jahre, als er sein erstes Drama schreibt. Bis dahin hat er das Leben jener Generation gelebt, für die der Krieg den großen Einschnitt bedeutet. In ihm war er Offizier, nach und vor ihm hat er gelernt, studiert, gemalt, war Bankangestellter, Reklamezeichner: alles, nichts. Dieser Pastorensohn aus dem Niederschlesischen hat sich nicht einfügen können. Immer ist er hinter etwas hergewesen, und ist es heute Oberschlesien, morgen die schwarze Reichswehr, übermorgen die Malerei: es hält ihn nichts, er muß weiter.

Plötzlich merkt er, er ist allein. Was von seiner Generation noch lebt, ist untergekommen, auf Kontorstühlen oder Offiziersposten. Die wilden Zeiten sind vorbei, er allein weiß nicht, wohin er gehört. Er grübelt: woran liegt es? Die anderen fanden den Anschluß, es schien kaum ein Übergang für sie zu sein, eins schloß sich mühelos an das andre. Aber ich —? Er grübelt, er sucht. Und was aus diesem Suchen wird, ist etwas Geschriebenes, ein Bericht, genau gesagt ein Schauspiel, ein historisches Schauspiel. Historisch —?

„Putsch" (1927, bei Kiepenheuer), das ist das Schillsche Abenteuer 1809, endend mit dem Tode Schills in den Straßen von Stralsund, mit der Erschießung der elf Offiziere in Wesel. Putsch, das ist in Verhandlungen mit gebügelten Stabsoffizieren, Botschaften an einen entschlußlosen Souverän, mit den „Sympathien" der Oberen, die nachher, wenn es schief geht, nichts gewußt haben, das ist mit seinen

Intrigen, Gemeinheiten, Idealismus und Abenteuerlust nicht 1809, das ist 1923 der Putsch der schwarzen Reichswehr in Küstrin. Putsch, das ist die Abrechnung mit einer Periode des eigenen Lebens: habe ich darum den Anschluß an die Frontkameraden verloren? Sitze ich darum allein? Und aus dem Wust von Patriotismus und Geschäft erhebt sich die Klage um die nutzlos auftrags des Vaterlandes geopferten namenlosen Soldaten. Heißt es am Ende „Wir sind die ersten Toten einer deutschen Republik", so klingt vernehmlicher als dies Sterbewort der Schillschen Elf die Stimme Lampels aus dem Stück: besser freilich ist es, für diese Republik zu leben und zu wirken.

Er tut es, und eine Weile später ist er Hospitant in einem jener Erziehungshäuser, die zehn Jahre früher noch die Vorsilbe „Zwang" trugen. Doch das gibt es heute nicht mehr. Warum eigentlich nicht, denkt der Hospitant, es ist doch alles Zwang, das bißchen Humanität aufgeklebter Gips. Und er ist ganz bei den Jungen, die ihm nicht weniger mißtrauen als den anderen „Erziehern", und solange er dort wirkt, versucht er, ihnen zu helfen. Er wird als Idealist verlacht, aber er ist einer jener trockenen praktischen Idealisten, die über dem großen Ziel nicht die nahe Kleinarbeit vergessen (das hat er im Felde gelernt). Und darum, als alles in einer Revolte zusammenbricht, die er gar mit verschuldet haben soll, weiß er Hilfe. Plötzlich sind zwei Bücher von ihm da, und alle Welt spricht von Zwangserziehung, sagt wieder „Zwangs"-Erziehung.

„Jungen in Not" (1928, bei Kiepenheuer) ist ein Band Berichte von Fürsorgezöglingen. Kaum tritt der Herausgeber hervor. Aber das, was er da gesammelt hat, in einem Haufen Elend, Dreck und Mißtrauen, was er den Jungen wohl abgebettelt, abgelistet, abgelauscht hat, das verrät ein jägerisches Herz. Er ist der alte Abenteurer noch, und wenn er sagt: „Dem Lebendigen will ich dienen", so ist das wohl die Abkehr von dem billigen Abenteuer der Faust, aber er jagt noch — wie er jagt! — nach den tieferen Abenteuern in der Seele der Unterdrückten.

Was ist ein Buch? Ein Buch ist nichts, wieviele lesen ein Buch? Fünftausend, zehntausend, das ist gar nichts! Was ihr gelitten habt, was ihr noch leidet, was ihr leiden werdet, Hunderttausende müssen es wissen, alle! Und schon ist das Schauspiel da „Revolte im Erziehungshaus" (1928, bei Kiepenheuer). Das ist kondensiert das Berichtbuch der Jungen, ihre Worte kehren wieder, seine Erlebnisse. Wie muß es ihn geschmerzt haben, als sie aus Bosheit die Sohle seines Schuhs zerschnitten, er ist noch nicht fertig damit. Kann er Mißtrauen nicht ertragen? Braucht er Glauben, Resonanz, Bestätigung? Jetzt hat er sie, genug, übergenug.

Denn nun ist der Ruhm da, und wenn ihm das Wort zu pathetisch klingt und die Begeisterung der anderen ihn mißtrauisch macht, ist es doch das Bekanntsein, und sicher ist, daß man auf ihn hofft. Wie war es denn? Kaum zwei Jahre Wegs, und schon steht er allein, deutlich erkennbar. Er könnte warten, Zeit ist da, soviel er will, und die materiellen Möglichkeiten des Wartens. Aber es jagt ihn. Er jagt. Weiter! Da ist der alte Konflikt. Wie war es mit den Waffenbrüdern, den hingeopferten Namenlosen? Wie war es überhaupt mit der Gewalt? Ist denn das geklärt? Ich war Offizier, und gern war ich das, und plötzlich stehe ich bei den anderen? Er grübelt. Etwas kommt von außen: die Phosgenkatastrophe in Hamburg, und nun ist das Schauspiel geschrieben „Giftgas über Berlin"(1929, im Malik-Verlag). Ein gekonntes Stück, klar gebaut, von fabelhafter Wirkung, das Musterbeispiel eines erfolgverheißenden Dramas. Aber es hat keinen Erfolg (außerdem wird es verboten). Denn hier sind keine Menschen gestaltet, mit Puppen ohne Gefühl wird die Idee der Gewalt ad absurdum geführt. Wird sie es? Macht man das denn so?

Er hält inne, kehrt zu sich zurück. Es ist ein Prozeß gewesen, ein Schüler hat seinen Bruder erschossen, das ist das Samenkorn, aus dem das Schauspiel „Pennäler" entsteht (1929, bei Kiepenheuer). Seltsam, daß zwei so gegensätzliche Stücke wie „Giftgas" und „Pennäler" im selben Jahr vom selben Mann geschrieben werden. Das eine technisch meisterhaft, das andere unscharf, schleppend. Das eine mit einer starken Idee, das andere voll von verschiedenen Problemen, deren keines geklärt wird. Was ist „Pennäler" für ein Stück? Ein Stück gegen die Schule? Ein Stück über sexuelle Nöte der Pubertät? Ein Stück gegen verkalkte Erzieher? Ein Stück über Homosexualität? Ein Stück von Schülerselbstmorden? Von allem etwas. Die Fragen steigen auf, bleiben liegen, entschwinden wieder, es ist keine Zeit für sie, neue Fragen tauchen auf, entschwinden,

weiter, weiter. Klarheit, ja, um jeden Preis. Aber was alles ist zu klären, die Fragen häufen sich, und neben den neuen liegen noch immer die alten, ungeklärt. Er jagt, stöbert, er hält inne, er läuft weiter.

Man erinnert sich: in diesem Jahre 1929 wurde Lampel wegen eines Fememordes verhaftet. Schon der Hospitant in der „Revolte“ hatte gesagt, als seine Jungen ihm den ehemaligen Offizier vorhielten: „Ich habe das abgetan von mir.“ Das Buch „Verratene Jungen“ (1929, bei der Frankfurter Societät) heißt ein Roman. Es ist eine Rechtfertigung. Wieder ist es das küstriner Abenteuer, das im „Putsch“ schon spukte. Aber was er vor zwei Jahren historisch verkleidete, nun, da sie ihm sein früheres Leben zurückholen, spricht er offen davon. Sicher ist Lampel nicht der Leutnant Fähnrichsvater, aber der Leutnant ist ein Stück vom Lampel. Und was hier aufgerollt wird in einem unsinnigen Abenteuer an Verrat, Gemeinheit, Roheit, Mord, was hier qualvoll begründet wird, wie ein anständiger Mensch unter Zwang, aus mißverstandenem Patriotismus, aus Schwäche einen Fememord nicht ausführt, aber geschehen läßt — schaudernd, vor Entsetzen schreiend, aber doch geschehen läßt: das ist die Beichte von einem, der es wieder von sich abtun will: ich habe nichts mehr damit zu schaffen. Ich bin ein anderer geworden.

Kein Zufall kann es sein, daß das nächste Schauspiel heißt „Wir sind Kameraden“ (1930, bei Kiepenheuer). Auch in den „Verratenen Jungen“ ist von Kameradschaft die Rede (wie fast in jedem seiner Werke), aber diese Kameradschaft war für die Vorgesetzten, die Hintermänner des Putsches nur das Werkzeug, die Bengel bei der Stange zu halten. Das war der Abgesang der Militärkameradschaft, der Schützengrabenkameradschaft, die zu nichts geworden war als zu der Verpflichtung, das Maul zu halten bei jeder Gemeinheit. Kameraden — wieder flüchtet Lampel zur Jugend, dort findet man sie noch. Findet man sie? Jedenfalls nicht in diesem Stück, an dessen Ausgang wohl das Gelöbnis zu ihr steht. Wie es in einer Jugendherberge dazu kam, das wird umständlich in einem zerredeten Stück gezeigt. Wieder — wie in den „Pennälern“ — dehnen sich endlose Diskussionen, eine Front der Jugendlichen soll geschaffen werden, dazwischen knallt ein Schuß, ein Kind stirbt, damit die Widerstrebenden zueinander kommen — aber der Sucher, der dies alles beschwört, glaubt denn er an Kameradschaft? Wir sind alle einsam, wenn etwas, so ist dies das Thema des Stücks. Aber man muß glauben, nicht wahr, man muß sich an etwas klammern, nicht wahr? Also: wir sind Kameraden. Wenn wir es auch nicht sind.

„Patrouillen“ (1930, bei Carl Reißner) — dies ist wiederum Stillestehen, Einkehr. Wiederum rechnet er mit sich ab. Alles, was in den „Kameraden“ nur angeschnitten ist, hier wendet er es nach beiden Seiten: Wie ist es möglich, daß ich begeisterter Soldat war, die Gefahr liebe — und doch Gewalt und Krieg hasse? Wie ist es möglich, daß ich mich freiwillig immer wieder zur Front gemeldet habe, und doch das Töten hasse? Wie ist es möglich, daß ich ohne Kameradschaft, ohne Jugend nicht leben kann, und doch jedem jungen Menschen sofort beweisen muß, daß das, was sie heute Kameradschaft nennen, keine ist? Es sind die alten Fragen, es sind die alten Probleme, vom „Putsch“ bis zu den „Patrouillen“, drei Jahre Arbeit, drei Jahre Kampf um Klärung, die Jagd nach dem eigenen Ich, acht Werke und keinen Schritt sind wir weiter gekommen? Noch immer keine Klarheit? Noch immer der Bruch im Leben?

Das ist der Pfarrersohn, der Protestant, der immer suchen muß, immer prüfen, Fragen aufwerfen, neue Fragen aufwerfen, Revolte (wie einst gegen die katholische Kirche), zweifeln, verneinen, verneinen und keinen Schritt weiter. Aber es ist eben auch das Bemühen um äußerste Ehrlichkeit, um eine private Sauberkeit. Diese acht Werke sind nichts als Stationen an diesem Weg. Sensation —? Welch billiger Vorwurf! Die „Revolte“ wurde hochgetragen von äußeren Ereignissen, sie war grade da. Die anderen Werke — waren denn das Sensationen, auch nur das Bemühen darum? Ach, dieser Jäger jagt immer nur nach sich selbst, daß wir dem zusehen, ist ihm belanglos, und wir sehen ihm nicht einmal zu, wir mißverstehen ihn ja ständig. Seine Gleichgültigkeit gegen die Umwelt, gegen die Form, auch sie überzeugt von Lampels Ehrlichkeit. Wie ist das alles hingehauen, hingeschludert, welches gotteslästerliche Deutsch! Er bringt es fertig zu schreiben: er kam mich ins Lazarett besuchen. Er schreibt: ich brauchte das nicht tun. Dabei kann der Mann schreiben, in fünf Sätzen einen Menschen zeichnen.

Aber ist denn Zeit für so was? Ich bin doch kein Literat! Was geht mich euer Gewusel an!
Wichtig ist allein der Sinn, die Klärung. Auch Lampels vorläufig letztes Stück „Vaterland" (1931, bei Kiepenheuer) müht sich um diese Klärung. Oberschlesien, Annabergsturm. Ein Regierungsvertreter kommt zu den Freischärlern, erklärt ihnen, warum sie — mitten im Siege — abbrechen müssen, zurück, wenn es ihnen wirklich um das „Vaterland" geht. Ein Schnüffler und Schieber, der verborgene Waffen verraten will, wird erschossen. Der erste Akt in fabelhaftem Tempo, geladen mit Wirkung, jedes Wort sitzt. Auch der zweite Akt — endlich einmal gibt ein Ehrlicher der Regierung, was der Regierung ist, nichts mehr vom albernen Geschwätz vom Verrat der Regierung. Der dritte Akt endlich: der schwächste. Dieser Spion, den sie hinterrücks in der Feldscheune erschießen, wird erschossen in einem Augenblick, da es nicht mehr nötig ist. Die Ablieferung der Waffen ist schon befohlen. Aber die Schießenden wissen es noch nicht, erfahren es drei Minuten später. Das raubt dieser Notwehr-Exekution ein gut Teil ihrer Wirkung. Denn um was es in diesem Stück geht, das ist das alte Lampelsche Bemühen: Klärung. Kann ein Pazifist wie ich Nationalist sein? Muß ein Pazifist töten? Er bejaht es, bejaht es aus seiner Vergangenheit heraus: dieser Vergangenheit, die ihn immer von neuem nicht zur Ruhe kommen läßt. Und bejaht es mit einem schiefen Beispiel.
So sieht es aus, aber vielleicht, vielleicht ist es ganz anders. Dieser Sucher, dieser Grübler, dieser Jäger nach Ehrlichkeit — hat er absichtlich mit solchem Beispiel zeigen wollen: hierhin kommst du, wenn du Gewalt brauchst? Und weiter: trotzdem muß ich Ja sagen, selbst wenn ich in solche Widersinnigkeiten gerate, trotzdem? Trotzdem! Trotzdem!
Es gibt ein Bild von Peter Martin Lampel: ein fleischiges Gesicht mit trüben, nach innen schauenden Augen, einem festen Kinn, einer entschlossenen starken Nase, der Mund lächelt. Der Mund lächelt, ohne zu lächeln. Es sind nur ein paar Falten, es ist kein Lächeln, er kann nicht lächeln. Wie, wenn sich dieser Mund zum Lächeln entschlösse —? Sein Werk hat die Voraussetzungen für so vieles: Instinkt ist da, Könnerschaft, der redliche Wille, der Impuls zum Guten, Unbekümmertheit um Geschwätz. Was fehlt, ist die innere Freiheit, das Auch-einmal-lächeln-können, die Fähigkeit, für eine Minute, den Bruchteil einer Minute sagen zu können: es ist ja nicht so wichtig, alles nicht, ich nicht, du nicht. Das fehlt. Das fehlt.

Erik Axel Karlfeldt

Von Ernst Alker (Bonn)

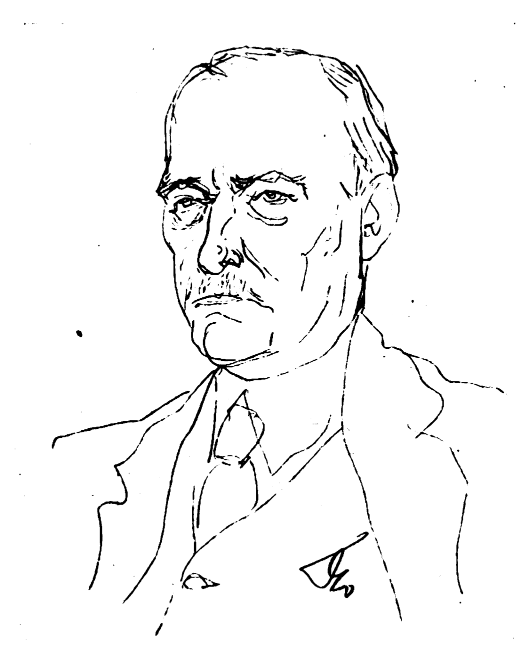
Die Zuteilung des diesjährigen Nobelpreises für Literatur wirkte auf die schwedische und skandinavische Öffentlichkeit ebenso überraschend wie auf die europäische; jene nahm die Mitteilung, ein vor mehreren Monaten Verstorbener wäre der Preisträger, diese die Tatsache, ein ihr so gut wie Unbekannter sei geehrt worden, mit Verwunderung zur Kenntnis. Nicht der Würdigkeit des Lyrikers Karlfeldt galt die besonders in Schweden und Norwegen laut werdende Kritik, sondern der Bevorzugung eines Toten (d. h. seiner Familie) vor einem Lebenden. Das Nobelkomitee ist jedenfalls auf Grund seiner Statuten zu dieser Entscheidung berechtigt; Karlfeldt, selbst Mitglied des Nobelkomitees, hatte früher inoffiziell den ihm angebotenen Preis abgelehnt mit Rücksicht auf seine Stellung als Sekretär der preisverteilenden Schwedischen Akademie und weil er — ein unübersetzter und unübersetzbarer Lyriker — sich nur innerhalb des engbegrenzten nordischen Sprachgebiets Bedeutung zumaß.
Steht man auf dem Standpunkt, der Begriff Weltliteratur sei keine Funktion irgendwelcher Übersetzungsmöglichkeiten, sondern bedingt durch die Tatsache genialer Höchstleistung, so erkennt man auch die innere Berechtigung dieser Auszeichnung an; daß dabei die Schwedische Akademie einen engeren Volksgenossen berücksichtigte, ist nicht zu tadeln, man kann ihr nicht besondere Bevorzugung ihrer eigenen Landsleute nachsagen. Diskutabel bleibt allerdings die Frage, wer würdiger ist, die hinterlassene Familie eines großen Dichters oder der von Alltagssorge bedrängte Schaffende; doch damit ist die Problematik der gesamten Nobelstiftung be-

rührt: das sie aufbauende Testament ihres Urhebers ist so merkwürdig, daß stets irgendein Steueramt lachender Mitgewinner und gewöhnlich einige Jahre später schon lachender Miterbe wird ...

Kein neuerer schwedischer Lyriker hat derart das spezifisch Schwedische erfaßt und zum Ausdruck gebracht wie Karlfeldt. Er war Nationaldichter im tiefsten Sinn des Worts. Seine Größe wird durch seine Begrenzung bedingt. Wollte man etwa Tiefe, Weite und Höhe des Karlfeldtschen Weltbildes an dem Georges oder Rilkes messen — Karlfeldt würde recht bescheiden dastehn. Betrachtet man aber seine wesentliche lyrische Substanz, so wirkt George oft kalt und gekünstelt, Rilke nicht selten krankhaft und verschnörkelt neben ihm.

Wie vielleicht kein anderer Dichter hat es Karlfeldt vermocht, die sozusagen wortlosen Gefühle des bäuerlichen Menschen in wundervolle, von berauschender Wort- und Reimmusik und kraftvoller Bildplastik getragene Verse zu fassen: wie er im Wechsel der Jahreszeiten unter dem ruhigen Atem der Sterne ein Leben lebt in Not, Liebe, Haß und Lust, wie ihn von innen und außen Naturgewalten überfallen, wie er angstvoll oder lächelnd dem Tod und der Vergänglichkeit ins Antlitz blickt. Es schreitet der ewige Bauer durch die Gedichte dieses Schweden, einfach und rätselhaft, unvernichtbar und sich stetig erneuernd wie das Leben selbst. Karlfeldt, der traditionsreich-stolzen Landschaft Dalarne entsprossen, Sohn alter selbstbewußter Bauern- und Bergmannsgeschlechter, konnte freilich nur deshalb zum genialen Lyriker der bäuerlichen Empfindungswelt werden, weil er ein Entwurzelter war, entlassen aus dunkler Schollenbindung, nicht mehr den Pflug führte, nicht mehr des Ackers Frucht erntete. Auch seine Lieder sind Klagen. Aber sie umfassen eine ganze Welt.

Der Vergleich mit Karlfeldts engerem Landsmann und engem Freund Anders Zorn liegt nahe. Beide, der Dichter und der Maler, waren unermüdliche Künder von dem goldnen Überfluß der Welt. Aber während Zorn, weltläufig und oberflächlich im Nur-Sinnenhaften, Nur-Sensuellen, Nur-Virtuosen steckenblieb, wurde der gereifte Karlfeldt zum Ver-Dichter der Wirklichkeit, drang durch Sinnenhaftes und Sensuelles zum Daseinsgeheimnis vor, zum Kosmos und zur Metaphysik. Seine frühen Werke, die „Wildnis- und Liebesweisen", die „Fridolinlieder", die „Dalmalereien", auch noch „Flora und Pomona" zeigen die Zorn-Nähe, macht sich auch in den besten Stücken ein wuchtiges, elementares Bauernbarock fühlbar, das bei Zorn nicht oder nur embryonal vorhanden ist. Von Anfang an eine meisterhafte Sprachbeherrschung, eine souveräne Macht über alle Geheimnisse des Rhythmus; die wohllautende Vokalfülle der reimreichen schwedischen Sprache wird zu reingeläuterter Musik — doch nie auf Kosten einer vollkommen unsentimentalen, manchmal mit Absicht stimmungszerbrechenden



Erik Axel Karlfeldt
Zeichnung von B. F. Dolbin

Plastik. Sänger und Bildhauer sind in dieser durchaus männlichen Lyrik eine einzigartige Synthese eingegangen. Daher konnte Karlfeldt seinem Volk eine sprichwörtlich gewordene Gestalt geben, den studierten Bauer Fridolin — im Gegensatz zu Karlfeldt auf dem Lande ansässig —; nicht nur ein Mensch mit seinem Widerspruch und seinen geheimen, blutenden Wunden, sondern auch ein Kenner aller Kalendergeheimnisse, aller Landmannpraktik, aller Dorfereignisse in allen Gefühlslagen. Aber so wenig wie der größere Bellman ein stockholmer Lokalpoet, so wenig war Karlfeldt ein kirchspielbegrenzter Heimatdichter. In Dalarne war ganz Schweden, in Fridolin jeder Schwede. Vitale Lyrik

war das, ungeheuer einprägsam durch ihren taktfesten Rhythmus (namentlich im berühmten „Dalmarsch"), bunt, solid und altertümlich wie die zum Jahrhundertsbeginn große Mode gewordenen schwedischen Bauernmöbel, ergreifend, erheiternd und naiv wie die damals ebenfalls zu neuer Geltung gekommenen Schildereien alter dörflichen Künstler („Himmelfahrt des Elias"), ganz Melodie gewordenes Volkslied, mächtiger alttestamentarischer Psalm, brausendes Kirchenlied; und manchmal klang sein Sang wie eine ferne Geige in der hellen Sommernacht oder unter dem herbstlichen Mond, manchmal wie eine leicht parodistisch gespielte Ziehharmonika bei der Kirchweih. In seiner Art Vollendetes, vielfach vergleichbar dem, was uns in den letzten Jahren der Oberösterreicher Billinger und vor Jahrzehnten sein Gaugenosse Stelzhamer gegeben hatte. Aber es fielen noch Gustaf Frödings Schatten auf Karlfeldts Werk. Und wie bei Fröding klang bei aller Lebensbejahung ein dunkler Ton mit, vibrierte eine heimliche Saite voll wehen Schmerzes. Auch der Kraftkerl Karlfeldt hatte seine dunklen Jahre gehabt, als vereinsamter, armer Student in Upsala, Jahre voll bitterer Not und Untergangsnähe. Unauslöschliche Spuren haben sie hinterlassen, sie gaben seiner Dichtung den tiefen Goldton, das Silberhelle eines männlich-trotzigen Trotzdem, den chthonischen Klang aus der Tiefe. Sie, diese gefährlichen Notjahre in frierender Einsamkeit, haben Karlfeldt über das Zornsche vorweg wachsen lassen, haben ihn von seichtem Nur-Impressionismus zur Tiefe der Welt geführt, haben einen Farbenschwelg die Wunder des Claire-obscure entdecken lassen.

Früher, starker Erfolg, der auch sozialen Aufstieg brachte, hat den Dichter nicht zum Manieristen erstarren lassen. Immerhin: erst nach einer schweren Krankheit, hart am Grabesrand, hat er sich ganz gefunden („Krankheit"). Langsamer und seltener, aber schwerer und köstlicher reiften fortan die Früchte seines Genius. Doch — wie man wohl meinen könnte — nicht der Weltkrieg hat dies bewirkt. Innerhalb des ihm feindlich gesinnten Kreises schwedischer Expressionisten ist spottend gesagt worden, Karlfeldt sei sich des Weltkriegs erst richtig bewußt geworden, als Hungersnot und Umsturz auch seine Heimat zu bedrohen anfingen. Sicher ist: er stand den Problemen der Zeit nicht fremd gegenüber, „still sinnend an des Baches Rand", aber er hatte die gesunde bäuerliche Langsamkeit seiner Ahnen; ergriff ihn das gewaltige Zeitgeschehen, dann blies er nicht eine politische Blechtrompete, sondern stieß in die Posaune, und zwar ganz eindeutig („Pesthymne"). Mit „Flora und Bellona" gab er das erste Buch seiner Reife. In das Reich der Göttin Flora, der Schützerin des Ackerbaus, der Gärten und der Herden, ist die Göttin des Krieges, ist Bellona eingefallen. Karlfeldt erfüllte tiefe Liebe zu mythologischen Gestalten, Konsequenz seines mythischen Grundempfindens; wie die Weber der berühmten flämischen Gobelins bevorzugte er die Götterwelt des frühen, sagenhaften Rom. Vor dem Krieg war vielleicht Karlfeldt die lauterste und höchste Verklärung von dem, was heute vielfach als „Nordisch" und „nordische Rassenreinheit" etwas naiv verehrt wird; der gereifte Mann aber offenbart deutlich das Abgründige alles Dichterischen; nicht umsonst widmete er eine kunstvolle Verslegende dem Andenken seines unglücklichen Landsmannes Stagnelius, jenem genialen Lyriker, der das unerhört grausige, unerhört schöne Gedicht „An die Verwesung" geschrieben hatte. Im Gegensatz zu Stagnelius bejahte Karlfeldt das Leben und gab sich als Mensch gern und fröhlich allen Freuden des Daseins hin — aber es war ein männliches „Trotzdem!". Freilich: die letzte Entscheidung gegenüber den letzten Dingen hat er nicht getroffen. Er, der Sohn bibelgläubiger Bauern- und Bergmannsgeschlechter, wußte, was metaphysisches Bedürfnis war. Aber er fand nur den Weg zurück zu den fernen Schichten eines noch nicht ganz erstorbenen Paganismus; dies war nicht nur Ausdruck einer Protesthaltung gegen die ihn umgebende Stadtzivilisation, sondern auch Ausdruck seiner Unfähigkeit, im Christentum die Versöhnung von dualistischem Trieb zum Dies- und zum Jenseits zu finden. Er liebte die antike Mythologie, den Naturdämonismus und das Alte Testament mehr als die Evangelien. Und dennoch: bisweilen wird sein Gedicht ein großes Händefalten, ein demütig-christliches Beten vor dem Unbegreiflichen. Schon in „Flora und Pomona" sprach Sener diese milden Verse:

„Dämpfe, o Welt, deine gelle
Stimme von Not und Qual.
Reinerer Töne Welle
leite zur Lebensquelle,
leite zum Todestal."

Im letzten Buch, im „Herbsthorn“, verstärkte sich dieser metaphysisch-religiöse Ton unter der Ahnung eines balden Todes, wird zum Ausdruck eines nur als Rückkehr faßbaren Einswerdens mit der Schöpfung: nach der vollbrachten Lebenswanderung ist der Tod mehr Freund als Mörder, mehr Befreier als Bezwinger.

Karlfeldt war alles andere als ein Zeitdichter. Vielleicht verband ihn nur dies mit unserer Epoche, daß er in ihr dichtete. Er, ein demokratischer Aristokrat, ein Verächter jeglichen Proletarierkults, Feind aller sozialen Nivellierung, hätte unproblematischer und wesentlicher gelebt als ein königlicher Bauer der Wikingerzeit oder als Soldat Karls XII. Zum Skalden wurde er, weil er Schmerz erfahren hatte, weil er gegebene, unausweichliche Lebensform und tiefste Lebensneigung nicht in Übereinstimmung bringen konnte. Vom Dorfe fand er zwar den Weg zum Kosmos, aber niemals in die Stadt, vom Irdischen im ursprünglichen Sinn des Worts klang sein Lied unter dem Aspekt der ewigen Gestirne: „Sub Luna canto ...“.

Biographisches:
Erik Axel Eriksson geboren 20. Juli 1864 im Kirchspiel Folkärna in Darlarne, Sohn eines seit Jahrhunderten dort verwurzelten Bauer- und Bergmanngeschlechts. Studierte mit Unterbrechungen seit 1885 in Upsala, nannte sich seit 1889 Karlfeldt. 1898 Lizentiat der Philosophie, war Lehrer an höheren Schulen, wurde 1903 zum Bibliothekar der Landwirtschaftsakademie in Stockholm ernannt. Seit 1905 Mitglied, später Sekretär der Schwedischen Akademie. Bezog ab 1908 ein staatliches Dichtergehalt. Gestorben am 8. April 1931 in Stockholm.

Werke:
1. Lyrik: „Vildmarks-och kärleksvisor“ (1895), „Fridolins visor“ (1898), „Fridolins lustgård och Dalmålningar på rim“ (1901), „Flora och Pomona“ (1906), „Flora och Bellona“ (1918), „Hösthorn“ (1928).
2. Prosa: „Skalden Lucidor“ (1912), „Minnesteckning över Karl Fredrik Dahlgren“ (1924).

Zwei Gedichte von Erik Axel Karlfeldt

Die nachfolgenden Übertragungen erheben keine wie immer gearteten Ansprüche. Sie wollen bloß freie Marginalien zu den Originalen sein, welche auch dem, der des Schwedischen unkundig ist, bei genauem Lesen eine Vorstellung von der Kunst dieses Dichters geben können. Namentlich die Vokalmusik von „Sub luna“ verrät einem feinhörigen Ohr viel vom Inhalt. Vielleicht vermögen die Übersetzungen ins Deutsche diese Eindrücke bewußter zu machen. Freilich: um die unvergleichliche und sublime Klangfülle dieser Gedichte würdigen zu können, muß man sie aus einem schwedischen Mund gehört haben. Erst dann weiß man: hier ist urewige Substanz aller wesentlichen Lyrik. Ernst Alker.

Eine Pesthymne

Nun hat Satanas alle Erdenmacht!
Aus Ländern, die verbluten in der Schlacht
steigt Pest empor als wilde Rächerin.
Im Sturm von Osten kommt der Schwarze Tod
mit Eiter, Untergang und tiefster Not:
verfluchte Völker sterben elend hin.

*

Es kommt der Tag des Zornes, jener Tag,
der heftig jede Sicherheit zerbrach,
zum Tor des Reiches als die Wirklichkeit.
Wenn die Miasmen steigen aus dem Sumpf,
sind Menschen dann zum Beten noch zu stumpf,
kennt ihr kein Trostlied der Vergangenheit?

*

Der Zeitmensch ist erfüllt von seiner Leere,
versklavt der Westen in die Erdenschwere;
auf seinen Knien lag er wie ein Knecht
und jammert „Ach, ich bin ein armer Tropf,
gib mir, o Herr, vom Golde einen Topf!“
Gott hörte es und strafte ihn gerecht.

*

Was deine Gier an reinem Blut vergoß
und Eidbruch, heimisch auch im Fürstenschloß,
und alles Heucheln unterm Ehrenkleid
und alles Gräßliche, das du erweckt,
und alles Teuflische, das du bezweckt —
all dies, hast du verschuldet, grause Zeit!

*

En pesthymn

Nu är det tid, I andligen besuttna!
Från länderna där svärdets skördar ruttna
stå pestens söner upp till härjningsfärd.
För östanvinden blåsa svarta flaggor,
och digerdöden hänger in hans faggor
och spyr sitt etter över sårsjuk värld.

*

Den kommer, *dies irae, dies illa,*
ej längre som en skräcksyn och en villa,
men som en verklighet vid rikets dörr.
När smittans yngel väller upp ur kärren,
har jorden då ej kvar ett rop till Herren
av alla ångestpsalmerna från förr?

*

Nej, tidens son är utbedd intill tomhet,
ju längre västerut, dess större fromhet;
på sina knän han legat som en träl
och suckat: "Si, jag är en usel mullsäck,
förvandla mig, o Herre, till en gullsäck!"
Och Gud har hört hans bön och dömt hans själ.

*

För allt det rena blod din lystnad gjutit,
för alla eder dina furstar brutit,
för all din skrymtan bakom helig skylt,
för alla hemska drifter som du väckte
ur tusenårens dvala hos vårt släkte
bekänn, o tid: Jag har förskyllt, förskyllt.

*

Nun büße schwer! Es kommen die Verrückten,
Von Irrsinnsnächten grauenvoll Bedrückten,
die deine Saaten bald zerstampfen werden.
Der Geist ist in den Schweinestall vertrieben
und Ammons Volk die Erdenmacht geblieben
und Satan wird den Mammon rasch beerden.

*

Du stolzer Krieg mit Fahnen und Fanfaren,
der Helden schuf, Verrückte und Barbaren,
hier ist ein Spiegel voller Warnungszeichen.
Quis potest saevas tolerare plagas?
Verabscheut wirst du wie ein giftig Aas,
wie der, der schändet Kinder und die Leichen.

*

Der jüngste Tag fällt aus dem Himmelsgrau.
Der Kampf beginnt! Empor zur Waffenschau,
ihr Herren in des Geistes weitem Land!
Auf, wider Seelenmord, ergreift die Notwehr,
bedroht ist schon Olive und der Lorbeer;
die Waffen wachsen uns auf flacher Hand.

*

In diesem Frühling ballt sich Pest zusammen.
Auf, jagt sie fort mit Schüssen und mit Flammen,
mit schwarzem Pulver machet rein das Haus!
Gesammelt gehn zu diesem Kampfe wir:
die Grenze zwischen Mensch und Menschentier,
kein ängstlich-feiger Friede wischt sie aus.

Sub Luna

Sub luna amo.
Dunkel ist meine Braut,
glüht in der Abende Braun,
tanzt vom Monde beschaut,
duftet wie Blume der Nacht,
zieht das Gewitter herauf,
kühlt wie der Morgentau,
ist wie der Mondeslauf.

*

Sub luna bibo.
Dunkel mein Bier,
schwarzem Malz entgoren,
schäumt wie Mondglast schier.
Träume und Späße
bekreisen die Kanne rund,
schweben wie Fledermäuse,
schweben wie Herbstlaub zum Grund.

*

Sub luna canto.
Dunkel mein Sang,
klagt wie die Well' im Schilfe,
rollt wie Brandungsgang,
hebt sich trotzig empor,
sinkt in Trauer zurück,
ebbt seine Zeit und fließt
weg wie einstiges Glück.

*

Sub luna vivo.
Dunkel mein Leben,
schwer mein Schicksal,
Schmerz und Lust ergeben.
Gerne ich teile
daseinsvergängliches Los,
glücklich in Not und Lust,
weilend im Lebens-Schoß.

*

Känn nu din bot! De nalkas, de besatta,
ur hvilkas munnar hesa gastar skratta,
hvars betar rota dina grödors stubb.
Ty nu är anden flydd i svinahjorden,
och nu skall Ammons folk besitta jorden
och Mammon drivas ut med Beelsebub.

*

Du stolta krig med fanor och fanfarer
som skapar hjältar, dårar och barbarer,
se här en vrångbild av din romantik.
Quis potest sævas tolerare plagas?
Nu skall ditt ädla handtverk övertagas
av dem som strypa barn och stympa lik.

*

Nu ljungar vredens dag ur himlabrynen.
Vår russtjänst börjar. Upp till vapensynen,
I som besitten gods i andens land!
Mot själens hjärta syftar slaktarkniven,
och bilan höjs mot lagern och oliven,
och vapen växa själmant i vår hand.

*

Det står ett pestmoln över vårens vågor.
Upp, låt oss spränga det med dån och lågor!
Sjung ut, vårt rensande och friska krut!
Till denna valplats gå vi man ur huse,
ty gränsen mellan människa och buse
få inga fega fredsslut plåna ut.

Sub Luna

Sub luna amo.
Mörk är min brud,
brinner i bruna kvällar,
dansar i månglitterskrud,
doftar som nattglim
under en kornblixtsky,
svalkar som morgondaggen,
växlar som nedan och ny.

*

Sub luna bibo.
Mörkt är mitt öl,
svartmältat korn dess kärna,
skummet som månglittermjöl.
Tankar och löjen
sväva kring kannans rund,
sväva som läderlappar,
sväva som guldlöv i lund.

*

Sub luna canto.
Mörk är min sång,
suckar som våg i vassen,
rullar som bränningens gång,
reser sig trotsig,
sjunker tillbaka tung,
ebbar sin tid och flödar,
gammal och kvalfullt ung.

*

Sub luna vivo.
Mörkt är mitt liv,
ringa och vanligt i öden,
sorger och tidsfördriv.
Gärna jag delar
tingens förgängliga lott,
lycklig att lida och njuta
jordlivets fulla mått.

*

Sub luna morior.
Dunkel mein Grab.
Gib mich der stummen Scholle
oder Wind überm Hag:
Ruh' in der Erde
oder loser Staub,
schwebend wie meine Sehnsucht
schwebt im mondhellen Laub.

Sub luna morior.
Mörk är min grav.
Giv mig åt namnlös torva
eller åt vind och hav:
vilan i mullen,
eller ett skärat stoft,
fladdrande som min längtan
fladdrat mot månklara loft.

Authentische Mitteilungen über Nietzsches Nachlaß

Von Dr. Dr. Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlichem Leiter des Nietzsche-Archivs

(Fortsetzung)

Bisher Ungedrucktes aus der Jugendzeit Nietzsches

Capri und Helgoland. Erzählung

(K. I. 12; lose Blätter.)[1]

(Der Anfang des Kapitel-Verzeichnisses fehlt.)
Cap. V. Helgoland. Heimweh. Abreise.
Cap. VI. Capri. Bruderliebe, Flucht.
Cap. VII. Fiorillos Tod. Begräbnis.
Cap. VIII. Schauspieler. Feuer. Rettung.
Cap. IX. Schloß. Graf. Burg. (Betrachtung, Episode.)
Cap. X. Capri. Vater. Elternliebe.
Cap. XI. Von Adelsberg nach Deutschland.
Cap. XII. Zwei Väter auf dem Schloß. Dichter.
Cap. XIII. Episode. Josephs Wiedererkennung.
Cap. XIV. Episode. Walpurgis.
Cap. XV. Episode. Waldfee.
Cap. XVI. Auf dem Fichtelgebirge. Episode Italien.
Cap. XVII. Italiener auf dem Schloße. Weissager.
Cap. XVIII. Clementis Rückkehr. Entwicklung.
Cap. XIX. Wiedererkennung. Tod des Grafen.
Cap. XX. Mondscheinnachttanzgemälde, unter Clementi, den Geist Tior, Italien, den Geist des Grafen, den zwei Vätern, den von Adelsberg, den zwei Schwestern, Schauspielern und Elfen und Feen. Prachttableau.
Dies Stück beginnt wie vernünftig, hat einen etwas verschwommenen Fortgang, weitet und führt zusammen, geräth in dichterische Episoden, aus denen es nicht wieder heraus kommt und stirbt mit einem Mondscheinnachtgemälde.

F. W. N.

Capri und Helgoland

Novelle von F. W. Nietzsche.

Cap. I.

Es war Abend; auf dem Meere glitzerten noch die letzten Strahlen der Sonne und auf der klaren Oberfläche spiegelten sich rosenrothe Wolken. Von dem Bord eines Dampfschiffes schaute ein junger Mann in die Fluthen nieder; eine stille Wehmuth hatte sein Gesicht überzogen und ein sehnender Blick nach dem in Nebel gehüllten Lande ließ genug ahnen, welchen Gedankenzug seine Seele genommen habe. Zu ihm trat eine hohe, finstere (Var.: edle) Gestalt und klopfte ihm (zutraulich) auf die Schulter. Was ist dir mein Junge, hat dir schon der Seegeist das Herz genommen, rief er und sein dunkles Auge schien Flammen zu sprühen. (Var.: und sein klares Auge ruhte liebevoll auf dem Jüngling.) Laßt gut sein, Fiorillo, kreischte eine Stimme dazwischen (Var.: Rief eine jugendliche Stimme dazwischen) die von einem kleinen, blondgelockten Manne herrührte; auf seinem Antlitz lag ein ironisch-satyrisches Lächeln und eine feine goldne Brille verstärkte den stechenden Blick, den er auf den Jüngling warf. Siehst du nicht die bittern Thränen, die von den umdüsterten Augen niederrollen? Noch wehen Tücher am Strande, feucht und thränenschwer. Ja, Ja, setzte er hinzu, Scheiden ist ein bittres Kraut, in das mancher edle Jüngling wie ein Hase in den Sand beißen muß. Aber Clementi, flüsterte ihm die hohe Gestalt Fiorillos ins Ohr, weißt du auch, wer die Zielscheibe deiner Witze ist? Der junge Graf von Adelsberg, der nach Helgoland zu seinem Landgut zurückkehrt. Prächtig, prächtig, versetzte der Kleine und eilte mit der Behendigkeit einer Eidechse fort. — Fiorillo aber nahte sich dem jungen Grafen von Adelsberg und sprach: Du hast hier, mein Junge, den Baron Clementi kennen gelernt; es ist ein alter Universitätsfreund und ich denke, du wirst dich durch sein heutiges Benehmen nicht abschrecken lassen; es ist seine Weise, sich über alles Ernste lustig zu machen. Es scheint mir, fiel von Adelsberg ein, als ob jener eine ganz interessante Natur sei und voll guter Witze eine Unterhaltung leiten könnte und ich wünschte deshalb, ihn bald mehr bei mir zu sehen. Aber ich würde doch sehr wünschen, daß ich jetzt in meiner traurigen Stimmung nicht von ihm angefochten würde. Daß ich übrigens traurig bin, wirst du mir nicht verargen, denn obwohl Helgoland meine Geburtsstätte ist, so habe ich doch viel zu wenig dort gelebt, um eine bestimmte Sehnsucht wie nach meiner Heimath zu fühlen. Nein, nein, in den Alpen bin ich erzogen und aufgewachsen, nach den Alpen zieht es mich seltsam und der großartige Anblick des weiten Meeres ließ vor meinen Augen die Zeiten erscheinen, wo ich auf den hellgrünen Fluthen des Bodensees dahin segelte und — — Laß das nur, fiel jener ein; es ist zwar einem jeden Menschen dieses innige Heimathsgefühl beigegeben und es ist schön, wenn wir das, was uns lieb und theuer war, im tiefinnersten Herzen aufbewahren, aber werde deiner Stimmung

[1] Nach Angabe von Frau Dr. Förster-Nietzsche schrieb Nietzsche diese Erzählung bevor er nach Pforta kam, Herbst 1857. Man hatte ihn wegen Kopfschmerzen von den Schularbeiten befreit. So machte er lange Spaziergänge, meist nach dem sogenannten Spechsart bei Naumburg und dachte sich dabei diese Geschichte aus. —

Meister. Wir sind Pilgrimme auf dieser Welt, wir haben überall und nirgends eine Heimath und über uns allen leuchtet dieselbe Sonne nieder. Weltbürger sind wir — die Erde ist unser Königreich!"

Cap. II.

Als die Sonne wieder aus den Fluthen empor strahlte, leuchteten in der Nähe die rothen Felsen von Helgoland. Eine frische Morgenbrise wehte auf dem Meere und Schwärme von Zugvögeln zogen kreischend über dem Dampfschiff hin. Bald kündeten einige Kanonenschüsse die Ankunft, und der von Felsen umschlossene Ankerplatz füllte sich bald mit der spärlichen Bevölkerung der Insel, die mit neugierigen Blicken die Ankömmlinge betrachtete. Der Graf bemerkte aber, daß man gerade am entgegengesetzten Punkte gelandet habe. Komm, Fiorillo, rief er, wir wollen bei solch schönem Wetter das Meer noch etwas länger genießen! Schnell wurde ein Fischerkahn gemiethet und eben wollte von Adelsberg einsteigen, da gedachte er an den Baron Clementi. Bald hatte er ihn gefunden, wie er in den Anblick der Insel vertieft, die Gegend bald mit dem Fernrohr betrachtete, bald mit zarten Umrissen in sein Reisebuch eintrug. Ich störe Sie vermuthlich bei Ihrer Lieblingsbeschäftigung, Herr Baron. Macht es Ihnen aber vielleicht Vergnügen, die Insel etwas genauer zu betrachten, so würde es mir viel Vergnügen gewähren, wenn Sie uns bei einer Spazierfahrt um die Insel begleiteten. Erfreut nahm Clementi das Anerbieten an und kehrte mit seinem neuen Bekannten zu Fiorillo und dem Kahn zurück. Bald glitt letzterer leise durch die rauschende Fluth und die drei genossen einen wunderschönen Morgen.

O Italia, o Italia, rief endlich Clementi aus, an dich gedenke ich, wie ich einst Capri gesehen, das herrliche Eiland, umschimmert von bläulichen Wogen. O Capri, fiel von Adelsberg ein, meiner Jugend goldene Zeit habe ich auch auf dir verlebt; wie lieblich war es, wenn ich die Muscheln an deinem Gestade suchte, wenn ich den wehmütigen Klängen und Melodien lauschte, die über das Meer herschallten. Eine dunkle Erinnerung daran steigt in mir auf von einem meiner Spielgenossen. Mit diesem bestieg ich alte Ruinen und weilte in den Trümmern der Vergangenheit, mit ihm schaute ich in die unermessene Weite des Meeres, kurz, nichts vermochte ich ohne ihn zu thun und doch — wie ist mir alles so entschwunden, Name, Gestalt; nur ein Andenken besitze ich von ihm. Plötzlich rief Fiorillo: Seht einmal, wie es so trübe wird, mir scheint gar, als ob schon so früh ein Wetter im Anzug sei. Beide blickten sich um und bemerkten, daß am Horizont einige schwarze Wolken emporstiegen. Es überfällt vor einem Gewitter einen jeden Menschen eine bange Ahnung; er betrachtet alles viel ernster und ängstlicher und in allem gewahrt er Vorzeichen. So trat auch eine ernste Spannung an Stelle der freudigen Erinnerung; dasselbe Meer, das ihnen vorher heiter und lustig dahin rauschte, erschien ihnen jetzt so unheimlich und trübe, und mit wachsender Angst blickten sie auf die Möven, die kreischend den kleinen Nachen umflatterten. „Es wäre doch eine verwünschte Geschichte in solch einem Boot ein grimmes Wetter überstehen zu wollen. Landen können wir nicht, da sich überall steile Felsen aufthürmen." Alle ergriffen jetzt die Ruder und das Schiff flog lustig auf den sich kräuselnden Wellen hin, während hinter ihnen es schon dumpf donnerte. Plötzlich brauste ein furchtbarer Sturm daher, es wurde Nacht und die Wolken wälzten sich durcheinander. Die Wogen nahmen furchtbar zu (Var.: schwollen bald zu ungeheurer Größe heran) und das kleine Fahrzeug schwebte jetzt in schwindelnder Höhe, bald stürzte es in einen gähnenden Abgrund hinunter. Clementi aber rief grell durch das Brausen des Sturmes (Var.: Clementi wurde durch die ungewöhnliche Lage in einen Zustand der Aufregung gebracht, daß er grell durch das Brausen der Wogen brüllte):

Der Sturm spielt auf zum Tanze
Er pfeift und saust und brüllt,
Heisa, wie springt das Schifflein!
Die Nacht ist lustig und wild![1]

Doch ernst erwiderte Adelsberg:

Ich halte mich fest am Mastbaum
Und wünsche: wär' ich zu Haus![1]

(Var.: Doch Adelsberg, der sich an den Mastbaum anhielt, antwortete: Ich wünsche, wär' ich zu Haus.)

Fiorillo aber stand am Steuer und blickte mit seinen glühenden Augen in die Nacht und die Wogen und lenkte den Nachen, daß er kühn die Wellen durchschnitt. Aber plötzlich leuchtete ein Blitz. Das ganze Meer strahlte von ihm wieder, ein furchtbarer Donner erschütterte die Vesten und eine ungeheure Sturzwelle begrub den Nachen und seine Passagiere. — Darauf wieder tiefe Nacht. —

Cap. III.

Die Familie von Adelsberg besaß ein reizendes Landgut das höhere Bequemlichkeiten und Vergnügungen darbot, als irgend ein Stadtleben. Man hatte beschlossen, hier den Sommer zuzubringen und alle außer dem jungen Grafen waren schon vorher abgereist und erwarteten an einem bestimmten Tage den Sohn. Der Graf hatte, durch das herannahende Gewitter erschreckt, Wächter und Fischer an die Küste geschickt und alle möglichen Vorbereitungen treffen lassen zur Verhütung irgend welchen Unglücks. Allerdings hatte er nicht erwartet, daß sein Sohn auf dem Meere kommen werde, und er wurde, da er dieses bald von den Wächtern erfuhr, sehr beunruhigt. Um nicht die andern Glieder der Familie besorgt zu machen, sagte er, daß der junge Graf schon in Sicherheit sei und er ihn abholen werde. Von mehreren Dienern begleitet ritt er in der Dunkelheit der Küste zu. Vergebens strengte er sich an, durch das Fernrohr ein Boot zu erkennen, er wurde immer ängstlicher; da gewahrte er endlich bei dem grellen Schein eines Blitzes die Trümmer eines Nachens. Entsetzt eilte er an den felsigen Küstenrand und erblickte zu seiner größten Freude drei leblos daliegende Körper, worunter er auch den seines Sohnes erkannte. Schnell wurden Belebungsversuche vorgenommen, die auch bald das gewünschte Resultat hatten. Darauf ritten alle eiligst dem Landgut zu und fanden in einem warmen Zimmer Erholung von Frost und Nässe. (Andere Lesart: Er erblickte da drei leblose Körper, die wahrscheinlich das Meer ausgeworfen hatte. Unter diesen war auch der junge Graf. Der Vater war in höchster Angst, und trieb die Diener zu größter Schnelle bei den Rettungsversuchen an. Bald schlugen die Scheintodten wie erwachend die Augen auf und der alte von Adelsberg umarmte seinen Sohn mit innigster Liebe. Dann wurden alle drei auf Pferde gesetzt und nach dem Landgut gebracht, wo mannigfache Erholungen von dem Frost und der Nässe ihrer harrten.) † †

[1] Heine, Buch der Lieder.

Eine glückliche Insel

Ein Vierteljahrhundert deutscher Arbeit in San Remo. Von **Marie Cauer.** Leinen M 4.50

Die frühere Oberin am Kaiser-Friedrich-Krankenhaus in San Remo gibt in feiner, wirklich geglückter Zurückhaltung der eigenen Persönlichkeit einen Bericht über die deutsche Arbeit, die 25 Jahre in San Remo geleistet worden ist. Das Buch liest sich wie ein Roman und wie ein Lobpreis auf deutsche Tatkraft und deutsche Gewissenhaftigkeit. Durch den feinen Humor, der sich, die schweren Zeiten vergoldend, durch das ganze Buch hindurchzieht, empfiehlt es sich auch zum Vorlesen am Familientisch. (Eckart-Ratgeber)

QUELL-VERLAG / STUTTGART, Färberstr. 2

OLA ALSEN

DIE TOCHTER LOTS

Kein Tendenzroman, in dem vertrottelte Richter, blutgierige Staatsanwälte und rohe Gefängniswärter darauf ausgehen, den edlen Angeklagten, der natürlich unschuldig mit dem Strafgesetz in Konflikt gekommen ist, zu martern und zu quälen. In spannender Weise wird hier das Schicksal zweier Frauen geschildert, die durch Verhängnis und eigene Schuld zu Verbrecherinnen wurden. Der besondere Wert des Buches liegt darin, daß es uns von neuem lehrt, wie nötig es ist, daß alle mit der Strafrechtspflege betrauten Organe mehr als es bisher geschah, neben der Schwere der Tat die Persönlichkeit des Täters berücksichtigen.

ERNST OLDENBURG, VERLAG / LEIPZIG

JOSEF FRANK

MÜTTER

SCHICKSALE DES MUTTERTUM

340 Seiten, illustriert, Leinen 7 M.

12 Mütterschicksale und -Charaktere au zwei Jahrtausenden. Von Cornelia un Agrippina über Mme. de Sévigne zu Letizi Buonaparte, den Müttern Goethes, Schi lers, Grabbes, Byrons, Schopenhauer. Turgenjews.

VERLAG DR. HANS EPSTEIN, WIE

MARIA MÜHLGRABNER

Das Haus Larch

Ein Schicksalsroman. 254 Seiten.
Brosch. RM. 4.20, in Leinen geb. RM. 5.70

Stark wie Leidenschaft und Sünde ist der Wille zur Sühne.

EDITH SCHMETTAN

Die sieben Kinder des Pastors Kattenschlag. 240 Seiten.
Brosch. RM. 4.—, in Leinen geb. RM. 5.30

So lebten und liebten deutsche Menschen im altösterreichischen Schlesien.

Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Wien-Leipzig

---

Elisabeth

Die Geschichte eines denkwürdigen Lebens von Leo Weismantel

560 S. m. Eingangs- u. Nachwort d. Dichters Kart. M. 5.50, in bestem Goldleinen M. 7.—

„Man glaubt eine Heiligenchronik jener längst verschollenen Zeiten aufgeschlagen zu haben, die in Sprache und Handlung noch so ganz nahe, so glühend und begeisternd zu den Menschen redete. – Der Verlag hat ein Musterwerk moderner Verlagskunst vorgelegt." Köln. Volksztg.

Leseprobe u. ausführl. Prospekte kostenlos

SEBALDUS-VERLAG, NÜRNBERG

Horst Wolfram Geißler

Die Dame mit dem Samtvisier.

Leine M. 5.5

Die Lebens- und Liebesgeschichte einer bayerische Herzogin aus der Zeit Friedrichs d. Gr. Den histor schen Inhalt bilden die Gelüste des machthungrige Österreich, sich Bayern einzuverleiben. Dies mi lingt jedoch, weil die tatkräftige Herzogin Mar Anna durch ihre Verbindung zu Friedrich d. Gr. eine Strich durch die Rechnung macht. Geschichte u Kulturgeschichte bilden den farbigen und gleichsa gobelinartigen Hintergrund, von dem sich die e gentliche Handlung, die seltsame Liebe der bayer schen Herzogin zu dem treuen Andreas Andr einem einfachen Bauernburschen aus der Murnau Gegend, plastisch u. voll greifbaren Lebens abheb

VERLAG H. HUGENDUBEL, MÜNCHE

Hagar Olsson

STURM BRICHT AN

Roman

Leinen RM. 4.20

Die Überwindung der bürgerlichen Moralbegriffe. Die neue Einstellung der Jugend zu Kameradschaft, Erotik und Mutterschaft.

DREI MASKEN VERLAG A.-G. / BERLIN

Das Frauengesicht der Gegenwart

Von LOTHAR BRIEGER. 71 Bildtafeln, 16 Textabbildungen. Geh. RM. 10.–, in Leinen geb. RM. 12.–

»Noch niemals hat vor Brieger ein Mann so einfache und klare Weisheiten über die Frau gesagt — Weisheiten, die ihrer Einfachheit wegen verblüffen und ihrer Klarheit wegen überzeugen. Es gibt eine Kulturgeschichte der Frau, wie sie klüger, feiner und tiefer nicht geschrieben werden kann.« *Der Vorstoß*

»Briegers ebenso nachdenkliches wie erregendes Werk wird vielleicht von einer späteren Warte aus entscheidend genannt werden.« *Tempo, Berlin*

»Das Buch ist klug und interessant.« *Die Liter. Welt*

»Es ist ein Zeitdokument, dessen Wert nicht hoch genug einzuschätzen ist.« *Kölner Tageblatt*

FERDINAND ENKE / VERLAG / STUTTGART

Menschen auf der Straße

42 Variationen über ein einfaches Thema

Eine Anthologie moderner Dichter und Essayiste Mit 32 Photos. Kart. 5.50, Leinen 7.—

»Das wirr Zusammenklingende und Zusamme stoßende, den Sang und den Schrei der Stra haben die Mitarbeiter dieses besinnlichen Buch durch die Filter unterschiedlichster Temperamen gelassen, sie hoben es scherzend und spöttisc traurig u. ernst in das abgerundete Bild; und Bi um Bild reiht sich zu polyphonem Hymnus an d Straße, auf der sich so viel menschliches Schicks verknüpft, hindehnt und vollendet. Ein modern Konzert, aus dem man mit gelockerter Seele u mit schärferen Augen und Ohren für die Bild und Töne der Straße tritt.« (Luzerner N. Nach

J. ENGELHORNS NACHF. STUTTGAR

Oskar Maria Graf

BOLWIESER

Roman eines Ehemannes

Leinen RM. 4.80. 6.–11. Tausend

Die Tragödie einer kleinbürgerlichen Ehe. Alltägliche Konflikte, alltägliche Probleme wachsen durch die Hörigkeit des Mannes ins Gigantische und führen das ergreifende und ungewöhnliche Ende eines im Grunde gewöhnlichen Menschen herbei.

DREI MASKEN VERLAG A.-G. / BERLIN

Edward Stilgebauers

neuestes Buch

Das Himmelsguckerli

Ein Schweizer Roman von Berg und Tal

322 Seiten auf blütenweiß holzfrei Papier

Ganzleinen gebunden M. 5.—
Broschiert, 2farb. Titel M. 4.—

Verlag Peter Krauseneck, Rheinfelden, Baden

Das Gesicht der Demokrati

Ein Bilderwerk zur Geschichte der deut schen Nachkriegszeit, herausgegeben vo **Edmund Schultz,** mit einer Einleitung vo **Friedrich Georg Jünger.**

152 Seiten, davon 26 Seiten Text.
In Ganzleinen RM. 6.50, kart. RM. 5.—

Vom 9. November bis zur Danatbank – ein Bil werk, fern von parteipolitischen Motiven od zersetzenden Absichten; beseelt von dem heiße Bestreben, dem Vaterland durch objektive Da stellung von Tatsachen und freimütige Kritik i besten Sinne zu dienen.

Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in Leip

Otto Heller

Der Untergang des Judentums

388 S., 5 Karten. Brosch. RM. 4.50, Leinen RM. 6.50

Dieses Buch gibt zum ersten Male eine historisch-materialistische Gesamtdarstellung des Judenproblems. Es untersucht den Ursprung des Judentums und erklärt aus ihm seine Geschichte und sein gesetzmäßiges Ende. — Vom Ursprung des Judentums bis zu seinem, neues Leben zeugenden Untergang führt ein gewaltiger Weg. Er ist in diesem Buch gezeichnet worden. — Dem Werk ist eine protokollarische Reportage über die Reise des Autors von der Krim bis zum Stillen Ozean durch die jüdischen Siedlungen in der UdSSR beigegeben.

Verlag für Literatur und Politik, Wien-Berlin

Die ersten zwei Bände unserer neuen Serie!

Wir wollen mit unserer neuen Serie eine Reihe guter und doch billiger Zeitromane herausgeben. Trotz der Etatseinschränkungen jedes einzelnen werden Zeitromane verlangt, aber billig müssen sie sein.

Ehrhardt: Strassen ohne Ende

Roman der Fürsorgejugend. 256 Seiten

Sämtliche Besprechungen zeigen, daß dieser Roman der Fürsorgejugend eine Lücke in der Literatur ausfüllt.

Bruno Schönlank vor dem Berliner Sender:

»Ein tapferes Kampfbuch! Von einem Kenner und Gestalter zugleich geschrieben. Möge das Buch dazu beitragen, nicht nur das Gewissen der Zeit aufzurütteln, nein, sie auch umzugestalten.«

Scharrer: Der grosse Betrug

Ein Inflationsroman. 304 Seiten

Scharrer hat mit diesem Buch alles auf die Seite geschoben, was bisher über die Inflation geschrieben wurde. So bunt, so farbig, so blutlebendig, vor allen Dingen aber so gekonnt hat noch keiner den Tanz der Milliarden u. Billionen hingemalt wie er.

Weitere Bände folgen in allernächster Zeit

Jeder Band: Leinen M. 3.75, kart. M. 2.85

AGIS-VERLAG / BERLIN—WIEN

Die Begegnung zwischen Religion u. mod. Schrifttu

Dichterglaube.

Stimmen religiösen Erlebe

Keine Anthologie, sondern Originalbeiträge 90 e ropäischer Autoren über ihre Stellung zur Religi

357 Seiten. Broschiert RM. 8.50, in Leinen RM. 9

Der Ruf zur Entscheidung, der durch unsere Z geht, hat auch vor dem künstlerischen Mensch nicht Halt gemacht. In dem soeben erschienen umfangreichen Sammelband legen Vertreter all Konfessionen und politischen Richtungen, in z. sehr ausführlichen Berichten über ihr religiös Erlebnis Zeugnis ab — nicht in dichterischer, u persönlicher Form, sondern in unmittelbar Aussage. Von Barlach bis Toller, von Romain Ro land bis Hermann Hesse, von Hildur Dixeli bis Anna Schieber erklingen die Stimmen.

ECKART-VERLAG GmbH., BERLIN-STEGLI

Der Weg voran!

Eine Bildschau deutscher Höchstleistungen mit Geleitwort von Dr. Hugo Eckener.

150 Seiten mit 300 Abbildungen, Kartenskizzen und Diagrammen; in gemeinsamer Arbeit mit Vertretern der verschiedenen Gebiete herausg. von Bibliothekar **Dr. Hans Praesent.** In Leinen RM. 7.50, kart. RM. 6.–

»Wir dürfen uns stolz rühmen, Einiges und nicht Schlechtes in den Jahren nach dem Kriege geleistet zu haben«, sagt Dr. H. Eckener in seinem Geleitwort. Die behandelten Gebiete: deutsche Technik und Wirtschaft, Geisteswissenschaft und Kunst, Naturwissenschaft und Medizin und deutscher Sport erbringen den Beweis. Ein Kompendium des Wissens für Jedermann, zugleich ein Buch starken Deutschtums!

Verlag von BREITKOPF & HÄRTEL in Leipzig

ERNST OTTWALT

Denn sie wissen, was sie tu

Ein deutscher Justizroman.

404 Seiten. 1.—6. Tausend. Kart. 2.85, in Leinen 4.

Ein junger Offizier – durch den Ausgang des Krieg aus der ihm vorgeschriebenen Bahn geschleudert studiert Rechtswissenschaft u. wird, was schon sein Vorfahren waren: deutscher Richter. Sein Weg füh ihn durch Anwaltszimmer und Verhandlungssäle bi ins Reichsgericht zu Leipzig, durch Gefängnisse u Arbeitshäuser, ohne daß seine Fragen nach dem Sin irdischer Gerechtigkeit befriedigende Antwort fa den. Er gewöhnt sich daran, seines Amtes zu walte und sich für die Folgen seines Wirkens nicht als In dividuum verantwortlich zu fühlen. Es triumphier der Apparat.

MALIK-VERLAG / BERLI

Allmählig wurde die gesellschaftliche Unterhaltung sehr interessant sowohl durch genaue Erzählung ihres Seeabentheuers als auch durch die witzigen Schilderungen Clementis, der für das Inselleben ritterlich Lanzen brach und es vor dem Landleben sehr in den Vordergrund stellte. Wo ist die deutsche Gemütlichkeit, rief er aus, bei den sogenannten Abendgesellschaften und Thees? Nach Beendigung der Begrüßungsceremonien, die aber gewöhnlich den ganzen Abend ihren Fortgang haben, ergreifen die Damen ihren langweiligen Strickstrumpf und stricken alles nur noch mögliche Interesse hinein, so daß der Strickstrumpf interessant werden mag, die Unterhaltung aber desto langweiliger. Und wirklich, um den Strumpf dreht sich dann alles; da kommt erst der Preis der Wolle, Güte und Feinheit derselben, Verkaufslokale, Wäsche, Dienstmädchen und endlich schließt man mit „Nein, die schlimmen theuren Zeiten!" und eine lautlose Stille entsteht.

„leise nur tönt das Geräusch der Nadeln des wachsenden Strickstrumpfs."

Niemand wagt es die Todtenstille zu unterbrechen und endlich — man sieht es schon 5 Minuten ein Wetterleuchten auf dem Gesicht das den kommenden Sturm verkündet — wagt es eine alte Tante mit Husten und Schnauben hervor zu stottern:
„Wie schön — war heute das Wetter."
Allgemeine Erleichterung! Die Last ist abgehoben und wie ein Uhrwerk geht das Reden und Schnattern von neuem los. Endlich ist die Frist abgelaufen, man erhebt sich, spricht viel über das unvergleichliche Amüsement dieses Abends, wünscht bald wieder die Ehre des Besuches zu haben und die Gesellschaft löst sich auf, nachdem noch Tücher und Windeln um die durch den allzu starken Thee und die zu aufregende Unterhaltung erhitzten Schädel gewickelt sind. O, wenn ich da vergangener Zeiten mich erinnere! O Kapri, Kapri! Gut, daß Sie mich erinnern, fiel der junge Graf ein, ich wollte Ihnen das Andenken meines Freundes aus Kapri zeigen; mein lieber Spielgenosse muß ein gleiches haben und daran werde ich erkennen, ob er seine Liebe gegen mich gewahrt hat." Er ging heraus und brachte ein kleines niedliches Bild von Kapri von Stein gearbeitet herein. Sobald es Clementi sah, glühten seine Augen, er legte der erstaunten Familie ein treues Ebenbild vor, fiel jauchzend dem jungen Grafen um den Hals und rief in Entzücken: „O Kapri, o Helgoland!"
(Andere Lesart, anschließend an † †)
Nachdem sich die Familie von dem unerwarteten Schrecken etwas erholt hatte und das Gewitter nachgelassen, nahm bald eine allgemeine Heiterkeit überhand und alle hörten gern den kecken und witzigen Schilderungen Clementis zu, der das kleine Abentheuer mit aller seiner (Einbildungskraft) Phantasie allen recht lebhaft vor die Seele führte. Auch der edle Charakter des Fiorillo zog bald die Aufmerksamkeit auf sich und man bewunderte die glückliche Wahl eines Freundes, die der junge Graf da gethan habe. Bald aber schwelgte man in Jugenderinnerungen. Die Pracht des Südens, der Golf von Neapel, der Karneval von Rom, die wundervolle Lage Kapris, alles dies erglühte in den Schilderungen Clementis. Als letzterer Kapri erwähnte, fiel ihm der junge von Adelsberg in die Rede und sagte: Ich werde Ihnen das Andenken meines Freundes zeigen, das sich in gleicher Weise bei jenem vorfindet. Sollte ich ihn jemals wiedersehen, so würde die Aufbewahrung dieses Andenkens mir ein Zeichen sein, daß er meiner noch in Liebe gedächte.
Hiermit zog er ein Täfelchen hervor, auf welchem in zarten, aber wohlgelungenen Umrissen Capri gezeichnet war, ein großes C war die Unterschrift. Sobald es Clementi sah, merkte man, daß eine große Aufregung an ihm vorginge, seine Hände zitterten, seine Augen glühten. Schnell ergriff er sein Reisebuch und enthüllte vor der erstaunten Familie ein getreues Ebenbild jener Zeichnung; dann fiel er seinem Freunde jubelnd um den Hals und rief in Entzücken, „O Kapri, o Helgoland."

Hans Fritz von Zwehl

Leben und Dichten, aus der Schule geplaudert

Von Waldemar Oehlke (Berlin)

Seine Genehmigung hab' ich, dazu seine Briefe und unsere Erinnerungen; denn wir waren wirklich zusammen schon in der Schule als danziger Primaner in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts, als sein Vater, der spätere Eroberer von Maubeuge und Gouverneur von Antwerpen, dort im Osten Chef vom Stabe war. Und um das gleich vorwegzunehmen: der körperlich schwächliche Dichter stand im Kriege nicht minder seinen Mann, in vorderster Linie, einmal beim Angriff im Cambrai-Abschnitt zufällig zusammen mit Walter Bloem, bis eine Pistolenkugel in die Wange kurz vor dem Waffenstillstand ihn matt setzte. „Sehr sonderbar und fast schauerlich berührt es mich heute", schreibt er, „daß der Soldat Zwehl von Deutschlands Sieg überzeugt war und daß der Dichter Zwehl schon 1914 die Niederlage ahnte." Bleiben wir hier also bei dem Dichter. Wollte doch auch sein Vater einst als junger Leutnant zur Bühne übergehen. Seine noch lebende Mutter ist musikalisch hochbegabt. So versteht man zugleich sein Dichten besser, von dem er — auf den Spuren Hofmannsthals — einmal sagt: „Als meine Stärke betrachte ich Klang und Rhythmus, als meine Gefahr die Banalität."
Nicht von Berufs wegen. Er ist Jurist und meint, ein Dichter könne nichts Besseres tun, als Arzt oder

Rechtsanwalt zu werden. Um des inneren Lebens willen, das ihm aus den Tiefen dieser Berufe entgegenquillt. Aber er selbst trug solchem Erleben wohl allerlei entgegen, wenn er schon zwei Jahre nach der Reifeprüfung, neunzehnjährig, ein Eheproblem in dem Vers-Einakter „Hortense" (1902) behandelte und diesen auch in Elberfeld, Königs-



Hans Fritz von Zwehl
(Fot.-Atelier Clara Behncke, Berlin)

berg, Köln und Koblenz auf die Bühne brachte. In ihm war immer viel stille — ganz stille — Erotik, viel Ehrgeiz, genauer: Sehnsucht nach heroischem Drüberstehen. Seine geliebteste Schauspielerin — heute ist er längst glücklich vermählt — starb den Freitod, seine Werke fanden in der realistisch-naturalistisch gestimmten Umwelt doch nicht vollklingenden Widerhall, teilweise deshalb, weil sie in Versen geschrieben waren. Noch heute: wie groß ist der Kreis, der diesen Dichter kennt, wenn er ihn nicht im Theater einmal erlebte oder über ihn in den bekannten Nachschlagebüchern nachforschte? Und wir kennen soviel flache Poeten — da sollten wir die tieferen mindestens hinzunehmen, gerade weil sie nicht so populär sind. „Populär" ist hier richtiger als „volkstümlich", denn „Volk" ist auch Zwehl.

Heute mehr denn je, wie sein letztes Drama „Um den König" (1929) zeigt. Potsdam und Ostpreußen haben ihm auf der Bühne zugejubelt. Das klingt einseitig, ist künstlerisch aber unverdächtig für den, der das Stück kennt, mag natürlich auch für manchen Potsdamer und Ostpreußen der schöne Titel die Hauptsache sein. Zwehl denkt nicht in Titeln, und sein großer König, der Alte Fritz, erst recht nicht. Da spielte der Zufall ein wenig mit. Ganz nüchtern und prosaisch — in Prosa ist auch das Stück geschrieben, zum erstenmal — ist hier der große König gesehen, alte Sachlichkeit mit neuer aufgefaßt und dargestellt. Menschen treten auf, wie sie jeder, ein deutsches Land, wie es noch niemand kennt; und da es sich höchstens um Preußen und Sachsen handelt, noch nicht um die Idee Deutschland, so dreht sich auch die innere Handlung nur „um den König".

Ulrich (in Phantasien): „Und schmeißt für den flammenden Augenblick, da's an den Feind geht, die Tranfunze von fünfzig Lebensjahren in den Dreck. Hörst Du's, König Fritz? Sie rufen Viktoria." König: „So phantasiert man mit einem Brustschuß. Hätt' er einen Bauchschuß, er würde mich und den Krieg verfluchen ... Pferd vorführen! Ich reite zum Korps Ziethen. Morgen Vormarsch auf Dresden."

Dabei fallen mir Verse des Soldaten Zwehl ein:

> Doch auch der Krieg, der ferne wogt und brandet,
> Spie mich zur Insel der Gedanken aus.
> Weh, wer an jenes Felsens Küste strandet!

Zwehls Dramen sind immer rhythmisch und klangvoll gestaltete Ideen. Trotz der letzten Prosa bleibt er im Wesen Neuromantiker. Das zeigt bereits die Wahl seiner Stoffe. In seinem Schauspiel „Opal" (1909) verschenkt (nach einer Erzählung der Scheherezade) der Held Saidi seine Frau Ghasele aus opfernder Liebe an einen andern, den als Fischer verkleideten Kalifen, und gewinnt durch diese seelische Verschwendung ihre Liebe für sich — zu spät. In der „Godiva" (1914), dieser ja oft dramatisierten altenglischen Sage, erblindet der Ritter, der die nackte Schönheit sieht und vergeblich zu erwerben trachtet, seelisch, während sie ihrem derben und festen Gatten treu bleibt. Wieder Symbol, wie man sieht, dichterisches Bekennen eines verhüllten inneren Erlebens! Sehr körperlich-unkörperlich! Drei spätere Schauspiele sind Brücken vom Erotischen

zum Historisch-Vaterländischen. „Johann von Werth" (1919), der kaiserliche Reiterführer aus dem Dreißigjährigen Kriege, der auch gegen Deutsche kämpft, wird schließlich von allen, selbst von seinem Weibe verlassen. In der „Gottesflamme" (1920) läßt der Dichter uns erleben, warum Petrus de Vinea seinen Herrn, den Staufer Friedrich II., verrät — um den mörderischen Krieg zu enden — und warum er geblendet werden muß — weil er die unerbittliche Notwendigkeit, in der jener Kampf wurzelt, nicht zu sehen vermag. Immer wieder Symbol, Idee! Die „Hochzeit von Eecloo" (Flandrische Brautfahrt, 1924) ist nach einer Episode in de Costers „Ulenspiegel" frei gestaltet. Ulenspiegel, der Spötter, Frauenjäger und Freiheitsheld, verzichtet um der Sache seines Volkes willen auf das Beste, was er auf seinem abenteuerlichen Wege fand: ein geliebtes Weib. Er findet am Ende sein Volk des Opfers nicht wert. Aber als er es nun in bitterer Verachtung verlassen will, da kann er nicht mehr los von ihm.

Alle diese Dramen sind in mehreren, teilweise vielen Städten über die Bühne gegangen, mehr als einmal, obwohl sie eigentlich lyrische Klänge sind. Was sie ins Theater brachte, ist ihre Bildlichkeit, die immer zur lebendigen Darstellung lockte, weniger das Geschehen, die Handlung als solche. Wer so schreibt, ist von Natur Lyriker — ganz unlyrische Neuromantiker hat es wohl auch noch nicht gegeben. Vor etwas mehr als einem Menschenalter veranstalteten wir göttinger Studenten einen harmlosen Wartburgkrieg, d. h. eine lyrische Wettbewerbung ohne Kenntnis des Namens. Preisträger war schon damals Hans Fritz von Zwehl. Es ist erfreulich und hoch an der Zeit, daß er sich nun endlich entschlossen zu haben scheint, eine Auslese aus den letzten fünfundzwanzig Jahren zu veröffentlichen. Das ist ja bezeichnend für diese Neuromantiker: immer lieber zu wenig als zuviel! Man muß ihn treiben, er findet meist etwas an sich auszusetzen. Seine Lyrik ist eine Symphonie von Klangfarben. Aber anstatt darüber allzuviel aus der Schule zu plaudern, sei sein letztes Gedicht (von Sylt, er ist immer irgendwo anders, jetzt mit dem Flugzeug), das durch Dutzende von Zeitungen ging, hierhergesetzt:

Verhangner Meertag.

Verhangner Meertag — tränenschwer — entspannt,
Verloren Rauschen.
Ein Singen auf und ab, ein Stimmentauschen.
Ins Unermeßne dehnt sich Well' und Strand.

Traum spricht und Rausch, die mir vorbeigegangen,
Dem nie Gestillten.
Aus Tagen raunt's, versehnten, unerfüllten:
Rastloses Wandern, ewiges Verlangen.

O laß mir's noch, du väterliche Hand.

Eine gewisse Fremdheit gegenüber den Menschen ist dem Dichter geblieben, von Jugend auf. Ganz kennen ihn heute nur zwei bis drei Menschen, bis zu Ende kennt er sich vielleicht selber nicht. So oft wir zusammentrafen, in Bonn, wo ihn zeitweise im wahrsten Sinne die Borussenmütze drückte zu Beginn des Kronprinzensemesters, in Antwerpen und sonst: er war derselbe, wie in der Prima, von einer gewissen feinen, seelischen Lautlosigkeit, Innentätigkeit. Sein Stimmungsland ist Italien. Jetzt zieht es ihn zum Sudan, aber wenn er über Italien fährt, bleibt er unterwegs stecken. Als Anwalt der Auslandsdeutschen schwebte er nach dem Kriege dauernd zwischen London, Paris und Genf, und französisch soll er noch besser plädieren als deutsch. Aber Mignons Heimat, so ungoethisch sein Wesenskern ist, zieht ihn magisch an. Auf dieser Linie muß er bleiben, individuell. Für die Masse taugt er nicht, und die Tragödie seines Volks bedarf anderer Kräfte, die robust zugreifen. Nicht zuletzt deshalb wurden ihm diese Zeilen freundschaftlich ins Stammbuch geschrieben — „geprägte Form" bleibt von Geburt ab ja ein jeder. In diesem Sinn hören wir Hans Fritz von Zwehl mit steigendem Vergnügen zu, nicht nur in Potsdam — excelsior!

Literarische Neuwertung im neuen England

Von Karl Arns (Bochum)

„Die Geschichte der Kunst ist eine Geschichte der Wiederauferstehungen", hat einmal Samuel Butler d. J., der große Prüfer und Zweifler, gesagt. Die Wahrheit dieser an sich banalen Weisheit erweist sich ebensosehr an seinem eigenen Schicksal wie an dem des Viktorianismus, dem er in

den letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts so vernichtende Schläge versetzte. Butler nährte die literarische englische Jugend von 1905 bis 1915 mit seinen pessimistischen Ideen. Erst bei seinem Tode (1902) wurde er berühmt, seine Zeitgenossen erkannten seine Bedeutung nicht. Von etwa 1919 ab jedoch ist man in England sichtlich von ihm abgerückt. Der zerstörerische antiviktorianische Geist, dem er zum Siege verhalf, ist nach dem Kriege immer mehr abgeflaut. Die Eduardianer und die frühen Georgianer prangerten, seinem Beispiel folgend, den Viktorianismus als verlogen, verknöchert und prüde an. Wenn man im Kriege Zeit fand, sich mit den Viktorianern zu beschäftigen, geschah es aus propagandistischen Gründen: man sah im Viktorianismus ein unenglisches und typisch deutsches Zerrbild. Die Nachkriegszeit lernt den Viktorianismus gerechter beurteilen, zunächst gelangt sie von der bedingungslosen Verurteilung zum bedingten Verzeihen, man amüsiert sich harmlos und ohne beleidigende Absicht über die großen Vorfahren, karikiert sie liebenswürdig und herablassend; man übersieht die Schwächen des auf den „Fortschritt" so stolzen viktorianischen Spießers nicht, erkennt und anerkennt aber ungewollt und unbewußt seine sittliche Größe. Und in den letzten Jahren ist man durch das Verzeihen zum Verstehen gelangt, zur gerechten und sogar sympathischen Beurteilung, so daß selbst Lytton Strachey halb ernst und halb ironisch kürzlich die Prophezeiung wagte, England werde vielleicht noch eine Erneuerung des viktorianischen Zeitalters erleben. Und wenn der „Viktorianismus" der Zukunft einmal abgewirtschaftet hat, dann kann wieder einmal Butlers Zeit anbrechen. Neben dem „Beharren" steht auch in England stets das „Anderswerden". In einer Epoche leben stets mehrere Generationen, aber ein „Idealtypus" gibt jeder Epoche das Gepräge. Geistesgeschichtlich gesehen, steht England heute im Zeichen des erwachenden Proviktorianismus oder der Traditionsfreudigkeit oder der Erneuerung aus der Tradition heraus.

Von dem maßlosen Antiviktorianismus des neuen Jahrhunderts wurde George Eliot (Mary Ane Evans) am meisten und am ungerechtesten betroffen. Auch die unmittelbare Nachkriegszeit kümmerte sich nicht um sie, erst vor einigen Jahren hat die ernste literarische Kritik sie rehabilitiert. Elizabeth Haldane nähert sich in ihrer Biographie („George Eliot and her times", Hodder and Stoughton, 1927) der großen Viktorianerin vom rein menschlichen Standpunkt, sucht sie zu begreifen als eine lebens- und gefühlvolle, aufrichtige und intelligente Frau, ohne zu verkennen, wie sehr auch sie in ihrer Zeit und Umgebung verwurzelt ist. Heute, da in England so viele „Jüngste" die Botschaft des Unbedingten verkündet haben, beginnt man wieder, die „Philosophie der Pflicht" anzuerkennen, die der Kernpunkt ihrer Milieu und Charakter beobachtenden und deutenden Romandichtung bleibt. Wenn man der Biographie glauben darf, gibt es in England wieder Leute, die über das Schicksal der „Little Nell" und des „Paul Bombey" Tränen vergießen könnten. Das ist eine ganz überraschende Bemerkung, denn bisher galten die beiden Kindergestalten als Musterexemplare der Sentimentalität des großen viktorianischen Humoristen. Auch Dickens erfährt eine Neuwertung. F. O. Mann nennt seinen ganz bewußt in Dickensscher Manier geschriebenen Roman „Albert Grope" (Faber and Faber, 1931) ausdrücklich „Die Geschichte eines verspäteten Viktorianers". H. F. Rubinstein hat sogar jüngst „zwei Einakter um Charles Dickens" geschrieben („The Dickens of Grays Inn" und „On the Portsmouth Road", Samuel French, 1931). Dickens' altmodische Sentimentalität, seine behagliche epische Breite ist heute wieder vielen Engländern willkommen, um der Gegenwart mit ihrem Realismus und nüchternen Rationalisierung zu entfliehen. Auch Tennysons frommer Optimismus, der dem Weltgefühl der mittelviktorianischen Zeit den zutiefst überzeugenden Ausdruck gab, wird von der Nachkriegsgeneration wieder respektiert, die Weisheitssprüche dieses repräsentativen viktorianischen Dichters, die die modernen Antiviktorianer als schal und banal abgefertigt haben, finden wieder Gläubige in einer geistig direktions- und obdachlos werdenden Zeit. Zu den neuen „Tennysonians" gehört vor allem Humbert Wolfe; in seiner Studie über „Tennyson" (1930) feiert er ihn sogar als einen Dichter der Leidenschaft, der zeitlebens unter einem „dunklen verborgenen Schmerze" litt, und als großen modernen „Klangvirtuosen", der eher unserer Zeit als der Tradition angehöre.

Neben George Eliot, Dickens, Tennyson sind viele andere große Viktorianer „zurückgekehrt". Der Wandel des Zeitgeistes konnte den Ruf ihrer echten Kunst nur zeitweilig verdunkeln. Das Erstaunliche und geradezu Sensationelle ist, daß selbst Viktorianer zweiten Ranges an der allgemeinen Auferstehung des Viktorianismus teilnehmen. Vor einigen Jahren hat eine Trollope-Renaissance begonnen, und eine Bulwer-Renaissance steht unmittelbar bevor. Trollope und Bulwer gelten als Vertreter der geschickten Mittelmäßigkeit, die mit ihrer Massenproduktion zu Lebzeiten die beabsichtigte Massenwirkung erreichten. In einer Beziehung ist Trollope, von dem Kellner noch vor zehn Jahren behauptete, er sei „so tot wie ein Türnagel", der bemerkenswerteste aller Viktorianer; in seiner Autobiographie hat er bekannt, er habe mehr geschrieben als irgendein Autor irgendeiner Zeit, zweimal so viel wie Carlyle, mehr als Voltaire und mehr als Varro, ein literarisches Genie behauptet er ganz und gar nicht zu sein. Er war einst fast ebenso berühmt wie Dickens oder Thackeray; vom Tode Thackerays an bis etwa 1870 war er der beliebteste und galt er als der größte lebende englische Romanschriftsteller; im letzten Jahrzehnt seines Lebens zählte er immerhin zu den „great novelists". Von den 1880er Jahren bis über die Jahrhundertwende hinaus war er literarisch tot. Im Kriege wurde er wieder entdeckt, wurde er wenigstens gelesen „for repose", dann geriet er aufs neue in Vergessenheit, bis Michael Sadleir mit seiner Biographie „Trollope: A Commentary" (Constable, 1927) viele zu ihm hinführte, die ihn nie zuvor gelesen hatten, und heute ist die Schar der „Trollopians" ganz gewaltig gewachsen. Man ergötzt sich wieder an dem „phlegmatischen Realismus", mit dem dieser „nüchterne Geselle" sich dem Durchschnittsgeist des viktorianischen Philisters so glänzend anzupassen wußte. Sadleir nennt ihn mit Recht „die Stimme einer Epoche", lobt seine Lauterkeit, die Unabhängigkeit seines Urteils, die Weite seiner Menschlichkeit, die Kraft seiner Charakterschilderung. Die Liebe zu seinem Gegenstand läßt Sadleir streckenweise unkritisch werden; er schreibt ja, um die vielen zu bekehren, die Trollope bislang unterschätzt haben. Mit seiner Posenlosigkeit wird dieser „novelist of acquiescence" eine Entspannung für diejenigen, welchen die künstlerischen Experimente der modernen Skeptiker und Fatalisten redlich leid geworden sind. Die heutige Generation ist sich bewußt, daß sie die Freiheit einer vorurteilsloser gewordenen Zeit genießt, aber auch, daß ihr das innere Gleichgewicht der Generation Trollopes verlorengegangen ist. Hugh Walpole enthüllt in seiner Trollope-Biographie (Macmillan, 1928) den „Victorian Chronicler" als ausgezeichneten Beobachter und als prachtvollen Menschen; Mystik und Poesie muß er ihm natürlich absprechen, „aber", so schreibt ein Referent, „was sollen wir mit solchen allgemeinen Ideen?"; ihm genügen die beiden Ideale, die Trollope verfocht: daß junge Frauen bescheiden und junge Männer ehrlich und brav sein sollen. Der viktorianische Moralphilister feiert heute Triumphe! Man lehnt Trollope nicht mehr ab, weil er durch seine pedantische Massenproduktion die Kunst zur Industrie herabwürdigte. Man hat ja auch Arnold Bennett sein offen zugestandenes Geschäftsliteratentum nie übel genommen. Man ist nicht mehr so sentimental, um an die „Inspiration" zu glauben. Der britische common sense macht sich nicht mehr viel aus „Bewußtseinskunst" und Psychoanalyse.

Die Rehabilitierung des zweiten viktorianischen Vielschreibers vollzieht Sadleir in seiner Biographie „Bulwer: A Panorama. Edward and Rosina" (Constable, 1931). Wie der Untertitel andeutet, handelt es sich hier um den jungen Bulwer, insbesondere um seine Ehetragödie. Sadleir entwirft ein glitzerndes, farbenreiches Bild einer gärenden Zeit, deren Parallelen zur Gegenwart sich immer wieder aufdrängen, einer Nachkriegszeit, da eine finanziell ruinierte Nation sich einen unerhört hohen Lebensstandard leistete, einer Zeit der Parvenus und Karrieremacher. In diese soziale Szene tritt der junge Bulwer mit seinem kecken Dandytum und seiner leichten Feder. Rosina Wheeler ist der Typus des „post-war girl", zynisch, flatterhaft, eingebildet, unerfahren; die Ehe mußte scheitern. Bulwer erscheint als ein Intellekt, der sein ganzes Leben vom Charakter verraten wurde; Sadleir nimmt ihn durchaus ernst als politischen und sozialen Reformer wie als literarischen Künstler; sein wahres Selbst verbarg er wie Disraeli unter einem geckenhaften Exterieur; er war nicht innerlich unehrlich.

Die Natur legte in ihn fast alle Elemente der Größe, ohne sie in der richtigen Weise zu mischen. In seinem Snobismus steckte etwas Heroisches. Seine komödienhafte Laufbahn entbehrt nicht der Tragik. Das „Panorama", das Sadleir entrollt, ist amüsant und doch von Melancholie umweht.

Sadleir hat mit der ersten Hälfte seiner Bulwer-Biographie das Interesse für eine in ihrer Art faszinierende Persönlichkeit neu geweckt. Wenn das Werk vollendet vorliegt, kann die Bulwer-Renaissance schon Tatsache sein. Vorläufig ist es noch „under a cloud". Die englische Jugend liest lieber ihren Scott oder Stevenson; der älteren Generation ist er durch die Schule verleidet, die seine geschichtlichen Romane als „Unterhaltung und Belehrung" so dringend empfahl, daß die Empfehlung einem Befehl gleichkam. Die Zeit dieses „literarischen Opportunisten", dem jede Gattung lag: der Kriminal- wie der Abenteuerroman, der geschichtliche wie der okkultistische Roman, wird gewiß wieder kommen. Er hat jedem etwas zu geben. Seine fast beispiellose Popularität in der Vergangenheit ist psychologisch wohl begründet. Die Psychologie des „best seller" ist in jedem Zeitalter gleich geblieben; die Mentalität des „Volkes" ändert sich nicht; es folgt dem Erzähler, der die leidenschaftliche mit- und nacherlebende Anteilnahme am Geschick eines „Helden" zu entzünden weiß. Die modernen englischen Autoren haben die „Entfabelung" des Romans so weit getrieben, daß das Volk wieder aufnahmebereit ist für den „Fabulisten". Die literarische Qualität eines Aldous Huxley oder einer Virginia Woolf wird sich nur schwer behaupten gegen einen Bulwer redivivus; seine sentimentale Haltung und seine romantische Geste werden wieder Massenwirkung ausüben. Sadleir hat sein Charakterbild bereinigt und ihm zur literarischen Auferstehung verholfen in einer Nachkriegszeit, die mit derjenigen vor einem Jahrhundert so verblüffende Ähnlichkeit hat.

Strachey hat mit versteckter Ironie versucht, die „ragenden Viktorianer" zu entthronen. Sadleir ist es gelungen, zunächst überschätzte und dann vergessene Viktorianer zweiten Ranges zu rehabilitieren. Der Kampf zwischen Pro- und Antiviktorianismus ist entschieden!

„Kit", „Hik" und andere Magie

Von Kurt Aram (Berlin)

Vor einigen Jahren erschien ein medizinisches Werk von Eduard Weiß, Arzt in Pistyan: „Diagnostik mit freiem Auge", dem kein Geringerer als Geheimrat Krauß in Berlin das Vorwort geschrieben hat. Es handelt sich um Diagnosen mit Hilfe der Silbe „Kit". Spricht man die Silbe einige Male langsam hintereinander aus, so kann ein geübter Arzt sehen, wie weit die Lungen reichen und die Organe über und unter dem Zwerchfell abgrenzen. Aber auch Veränderungen an der Lunge kann man sehen, weil Eiteransammlungen die Bewegungen beim Sprechen der Silbe kit mitmachen, feste Schwarten aber nicht. Ein Vierteljahrhundert hat Weiß an Tausenden von Patienten Diagnostik mit dieser Silbe getrieben und die Resultate in seinem Buch zusammengestellt. Er berichtet aus seiner Praxis mit dem kit zum Beispiel von einer Dame, „die erfolglos von Arzt zu Arzt und von Klinik zu Klinik gerannt war. Ich lasse sie in nicht zu raschem Nacheinander das Wort ‚Kit' sprechen, nachdem die Untersuchung zwischen Wirbelsäule und Schulterblatt eine kleine Dämpfung ergeben hat. Die Dämpfung rührt sich bei der Silbe nicht. Endlich merke ich, wie sich mitten im ruhenden Felde eine Stelle, nicht ganz so groß wie ein Fingernagel, beim Sprechen kaum merklich bewegt. An dieser Stelle wird eingestochen, durch die Nadel entleert sich Eiter. Jetzt ist die Diagnose klar: eine Wirbelkaries mit Senkungsabszeß. Die Patientin bekommt einen Gipsverband und wird gesund."

So lange wir solche Zusammenhänge nicht kennen, werden wir jeden, der mit einer solchen Silbe Diagnose treiben wollte, auslachen und von Humbug reden. Erst wenn ein Arzt die Zusammenhänge aufdeckt, wird das anders. Man darf annehmen, daß antike Priesterärzte, die ja viel mehr auf Diagnostik mit freiem Auge angewiesen waren als heutige Buchgelehrsamkeit, sich ähnlicher „Zaubersilben" mit Erfolg bedienten, ohne die Zusammenhänge preiszugeben. Darauf beruhte dann natürlich ein gut Teil ihres Ansehns und ihrer Macht.

Diese Auffassung wird bestätigt durch das ungewöhnliche Buch einer Europäerin, einst Lektorin an den Universitäten Paris und Brüssel, die Buddhistin wurde, über ein Jahrzehnt in tibetanischen Klöstern und Einsiedeleien lebte, als Bettelnonne eine Pilgerreise nach der verbotenen Stadt des Dalai Lama machte, sein Vertrauen gewann, Schrift und Sprachen Tibets beherrschte und als ehrwürdige Lama-Dame hohes Ansehn genoß, weil sie sich mit ungewöhnlichem Mut der oft furchtbaren Schulung tibetanischer Magier und Mystiker unterwarf. Vor kurzem ist das Buch von Alexandra David-Neel unter dem Titel: „Heilige und Hexer" deutsch erschienen (mit 22 Abbildungen und einer

Karte bei F. A. Brockhaus, Leipzig, 296 S. Geh. M. 8,70, geb. M. 10,50). In Tibet herrscht ja heute noch eine Priester-hierarchie, wie wir sie sonst nur aus Altägypten kennen, und ein Dämonenglaube, wie er in ähnlichen Ausmaßen wohl nur in Altbabylonien anzutreffen war.
Alexandra David-Neel behält glücklicherweise auch als Buddhistin ihre europäische Gehirndressur; und unermüdliche Neugier, unterstützt von allen Künsten weiblicher List, läßt sie schon in den Anfängen ihrer tibetanischen Laufbahn zu Erlebnissen kommen, die ihr sonst gewiß nicht geglückt wären. So beobachtet sie zum Beispiel einmal zwei Mönche, die einander in langen Zwischenräumen mit sonderbarer Kopfstimme die Silbe „Hik" zuschreien. Der Schrei schien ihnen Mühe zu machen, gleichsam als holten sie ihn aus den Tiefen ihrer Eingeweide hervor. Dann legte der eine mit einem Ausdruck des Leidens die Hand an die Kehle, wandte den Kopf, spuckte etwas Blut und schritt seiner Hütte zu. „Jetzt sah ich, daß auf seinem Scheitel ein langer Strohhalm gerade in die Höhe stand." Der Schrei (Hik) ist der vorgeschriebene Ausruf des Lama bei einem eben Verstorbenen. Die Zaubersilbe soll oben auf dem Schädel eine Öffnung verursachen, durch die der Geist sich vom Körper befreit. Nachdem ein Meister dem Schüler die geistige Kraft verliehen hat, die Seele von ihrer Körperhülle zu befreien, muß er noch lernen, die Silbe „Hik" richtig auszustoßen. Daß ihm das gelungen ist, wird daran sichtbar, daß ein in das Scheitelhaar gesteckter Strohhalm beliebig lang aufrecht stehen bleibt. Dazu bemerkt die Verfasserin, daß die richtige Aussprache der Silbe hik in der Schädeldecke in der Tat eine kleine Öffnung bewirkt, in die der Lama dann den Strohhalm hineinsteckt. Man kann sich denken, welch ungeheuren Eindruck derlei auf die tibetanischen Bauern macht. Im Grunde beruht dies „Wunder" aber genau so auf einer Beobachtung wie die des Dr. Weiß; und wie der Arzt in Pistyan ein Vierteljahrhundert lang durch Übung sein Auge immer vollkommener auf die Silbe kit einstellte, so verwendet ein Lamaschüler viele Jahre an die Technik des hik, um jene Schädelöffnung hervorzurufen.
Das Buch von Frau David-Neel wird überhaupt zu einer großen, bisher einzigartigen Materialsammlung über alle Konzentrationstechniken tibetanischer Mystiker und Magier. Kann man sagen, daß das europäische Weltbild auf einer Züchtung des Großhirns bis zu seiner Überzüchtung beruht, so beruht das des Tibetaners auf einer Überzüchtung des Vorstellungsvermögens. Bis zu dem grausigen „Tschöd", wie es die ehrwürdige Lama-Dame wiederholt schildert und auch selbst geübt hat. Oder bis zur Gewinnung des „Tumo", so daß Einsiedler den schwersten Winter in 5000 Meter Höhe nackt verbringen können, ohne zu erfrieren, und andere Konzentrations- und Imaginationswunder mehr.
Das Werk ist eine wahre Fundgrube für alle Psychologen und Parapsychologen, die dem „Okkulten" nachforschen. Es macht es ohne weiteres verständlich, daß ein pariser Professor der Psychologie Frau David-Neel seinen Lehrstuhl für ihre Vorträge über Glaube und Aberglaube im Lande des Lamaismus zur Verfügung stellte.

Dichterglaube [1]

Von Hans-Joachim Flechtner (Stettin)

Man schlägt dieses Buch auf wie so viele andere, sucht in der Einleitung nach der Richtung des Ganzen und beginnt zu lesen. Sehr schön und ein sehr feiner Gedanke — so sagt man wohl, blättert weiter, liest sich fest, kann nicht aufhören, muß immer weiterlesen und aufnehmen. Man weiß es genau, es ist sinnlos, alle diese Bekenntnisse hintereinander zu lesen, sie verschwimmen vor dem inneren Blick — aber vielleicht ist gerade das das große Erleben: in allen klingt derselbe Klang, in allen die große Sehnsucht, und den Leser überbraust die Fülle dieses menschlichen und geistigen Kämpfens, reißt ihn mit sich in die Tiefen ...
„Der Eckart", Zeitschrift für evangelische Geisteskultur hat den Stein ins Rollen gebracht, hat eine „Umfrage" gerichtet an die Dichter der Zeit über ihre Stellung zu Religion, Christentum, Konfession, Kirche — und die Antworten wurden zur Lawine, zu einem Sturm von solcher Kraft und Gewalt, daß man sich diesem Buch bedingungslos ausliefern muß. Neunzig Dichter haben geantwortet und aus neunzig Stimmen tönt immer wieder das Ringen um Gott und um den Sinn der Welt. Neunzigmal durchlebt und durchleidet der Leser die Qual dieses Suchens — auch dann, wenn sich das Ringen scheu hinter der Form der Abhandlung, der theoretischen Auseinandersetzung birgt. Aber immer wieder sind dazwischen gestreut jene ganz persönlichen Bekenntnisse, die Erlebtes als Erlebtes und nicht als Erkenntnis gestalten, Erinnerungen, Bilder, die uns mit der zusammengeballten Wucht einer Tragödie oder eines epischen Werks treffen.
Warum berief man die Dichter? Weshalb nicht die Theologen, die Philosophen? Sind die vier Probleme Religion, Christentum, Konfession, Kirche nicht deren Probleme, nicht seit ihrem Bestehen der Theologie und Philosophie gehörig? Aber hinter den vier Fragen steht die eine, die sie alle umfaßt, die Frage nach Gott selbst. Die Theologen aber glauben Gott und die Philosophen wollen ihn erschließen — die Dichter jedoch erleben ihn und ringen mit ihm. Darauf aber kommt es an: auf das Gotterleben und auf das Ringen um Gott. Und dazu können uns nur die Dichter führen.
Hat es einen Sinn, von einem Ergebnis dieser „Umfrage" zu sprechen? Eigentlich kaum. Es bleibt nur die Tatsache, daß sie alle, alle gerungen haben und in ihrer Gesamtheit zeigen, wie tief diese Probleme in der heutigen Zeit liegen. Die Auseinandersetzung mit den Antworten ist Sache des Lesers. Katholiken und Protestanten, Pantheisten und Lebensgläubige, Mystiker und Nationalisten — alle „Richtungen" sind vertreten. Neben Bekenntnissen stehen Aphorismen, neben Abhandlungen dichterische Visionen, neben Kindheitserinnerungen und Entwicklungsüberblicken Auszüge aus geschaffenen und erschienenen Werken. Zweifler und Gläubige, Gegner und Propheten stehen nebeneinander, und so wird das Buch als Ganzes ein überwältigendes Bild von den tausend Wegen, auf denen die Menschheit von heute zu ihrem Gotte strebt.
Noch ein anderes aber klingt heraus: die Ablehnung der Kirche in ihrer heutigen Form, das Erleben des furchtbaren

[1] „Dichterglaube." Stimmen religiösen Erlebens. Herausgegeben von Harald Braun. Eckart-Verlag, Berlin-Steglitz 1931.

Versagens der „Diener des Herrn" im Weltkriege, das immer wieder anklagend gestaltet wird. Nicht aus Grundsatz — dieses Buch enthält überhaupt nichts Grundsätzliches in diesem Sinn. Ausnahmen werden gezeigt, aber als Ausnahmen aufgewiesen. Und die Forderung nach einer wirklichen, wahren Kirche wird immer wieder erhoben.

Doch dem, der lesen kann, bringt dieses Buch noch mehr. Er lernt seine Dichter kennen, viele anders und in ganz neuem Licht, als er es bisher gewohnt gewesen. Der Vergleich wird herausgefordert, der Vergleich zwischen diesen Bekenntnissen und den festgelegten Werken. Und nicht immer ist dieser Vergleich erfreulich — oft allerdings wird das Werk eines dieser Dichter durch sein Bekenntnis flammend erleuchtet und viele werden Zugang finden, wo sie bisher außen stehen mußten.

Eine „Umfrage" ist veranstaltet worden — und das Ergebnis ist ein Werk, daß die tiefsten Gründe der Zeit aufreißt, das für jeden Leser Zwang und Hilfe, Forderung und Geschenk zugleich ist. Ein Buch, das mit stärkster und überzeugender Kraft auf das Urproblem unseres Menschendaseins hinweist, die Urfrage alles Menschenlebens und Strebens stellt und vielfältig beantwortet. Es ist so vielleicht der erste große Schritt gemeinsamen Führens zur Einkehr und zur Einsicht. Denn das Märchen, das einer von ihnen in bezug auf die Fülle der Konfessionen anführt, es kennzeichnet in vielem auch dieses Buch der Bekenntnisse:

„Es gibt ein Märchen von vielen Dienern, die an einem Brunnen Wasser holten. Der eine schöpfte es in einem Eimer, der andere in einem Krug, ein dritter in einer Flasche, der vierte in einem Bottich. Das Wasser aber nahm die Form des Gefäßes an, womit es geschöpft war. Auf dem Heimweg gerieten die Diener in einen Streit darüber, welches das beste, das vollkommenste Wasser sei, das in dem Krug, im Bottich oder im Eimer. Sie dachten nicht daran, daß alles Wasser aus demselben Brunnen stammte."

Das Große aber ist hier, daß die meisten doch daran denken — nur daß sie glauben, daß ihr Wasser für sie das beste und vollkommenste sei.

Kinder-Hochschulen in Buchform

Jugendschriften 1931

Von Rudolf Frank (Berlin)

Es ist das besondere Merkmal der diesjährigen Jugendliteratur, daß sie in weiterem Umfang denn je und mit besonderer Intensität darauf ausgeht, über Schulwissen und Schulweisheit hinaus neue Kenntnisse und Erkenntnisse zu übermitteln und den Lehrstoff der Schule dem Verstand und Gefühl der Kinder durch die besseren Methoden einer neuen Pädagogik nahe zu bringen. Es ist, als sei ein Teil der abgebauten Junglehrerbegabung in die Jugendliteratur geflüchtet. Die neuen Jugendschriftsteller sind mit wenigen Ausnahmen wirklichkeitsnahe, ernsthaft bauende oder sinnvoll spielende und bastelnde Mitarbeiter der Jungen, ihre Bücher Lehrbücher: Enzyklopädien, Serien technischer Monographien, ihre Kinderromane aufklärende Querschnitte durch die Gegenwart, ihre Märchen Zeitmärchen. Eine ungeheure Menge Wissensstoff wird zwanglos mitgeteilt. Zwanglos steigt das Kind aus der Kinderschule in die Kinderhochschule, unvermutet wird es zum Polyhistor und arbeitet mit hellen Augen in den Seminarien und Laboratorien der Kinderuniversität.

Aus dem Nachlaß der großen Pädagogin Tom Seidmann-Freud ist der dritte Teil ihrer unentbehrlichen Spielfibel erschienen: „Hurra wir rechnen!"[1] Der packende Bilderatlas „Länder und Völker" von Claire With wurde eben im rechten Augenblick durch ein siebentes Heft „Japan"[2] bereichert. Auch die Erwachsenen können ihn jetzt gut brauchen. Angesichts der Serie „Weite Welt-Bücherei"[3] geht es umgekehrt wie ehedem, als man uns Kindern vor der elterlichen Bibliothek einschärfte: das versteht ihr noch nicht! — Vor diesen technischen Monographien[4], vor dem neuen, neunten Band des weltumspannenden Jugendkonversationslexikons „Durch die weite Welt"[5] erklärt uns die Jugend dieses technischen Zeitalters ganz einfach: das versteht ihr noch nicht; das müßt ihr erst lesen! — Dank der sachlich munteren Schreibweise lesen sich diese Schriften für Groß und Klein gleich angenehm. Der kindelnde Ton früherer Jugendliteratur ist fast ganz verschwunden. Rasch und faßlich vermittelt „Doktor Überall" im Rundfunk eine Fülle von Kenntnissen. Man wird sie im Buch[6] mit Nutzen repetieren. Auch in Wirtschaftslehre und Politik ist die Jugend voran. Sie will wissen, was vorging, vorgeht und vorgehen wird; denn ihre Zukunft ist es, die heut auf dem Spiel steht. Weg mit den verlogenen Indianergeschichten! Wer sich heute über das an der roten Minorität verübte Unrecht informieren will, greift zu dem dokumentarischen Indianerbuch von Fritz Steuben, „Der rote Sturm"[5]. Über die Weltkriegkämpfe zwischen Rotem Meer und Persischem Golf orientiert der gleiche Autor in „Emir Dynamit"[7]. Mit Wärme und Verständnis läßt Lisa Tetzner[8] schon die Acht- bis Vierzehnjährigen soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge erleben. Die Sammlung „Jugend im neuen Rußland"[9] zeigt die Aufstiegsmöglichkeiten der jungen Generation im heutigen Rußland, besonders eindringlich in den Bänden „Kostja Rjabzew" von Nikolai

[1] Herbert Stuffer Verlag, Berlin.
[2] Müller & Kiepenheuer Verlag, Potsdam.
[3] „Fallschirm, Flugzeug, Zeppelin", „Der Platz des Führers" u. a. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.
[4] Thienemanns Jugendschriften: „Das Buch vom Auto", „Das Buch vom Film" u. a. K. Thienemanns Verlag, Stuttgart.
[5] Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.
[6] Williams & Co. Verlag, Berlin-Grunewald.
[7] Bearbeitung der Biographie „Lawrence and the Arabs" von Robert Graves. Franckhsche Verlagshandlung, Stuttgart.
[8] „Hans Urian oder die Geschichte einer Weltreise". D. Gundert Verlag, Stuttgart.
[9] Verlag der Jugendinternationale, Berlin.

Orgnjew und „Schkid, die Republik der Strolche" von Bjelych und Pantelejew. In der zehnbändigen Kollektion „Roter Trommler" schrieb Ilja Ehrenburg die schöne Erzählung „Die Pfeife des jungen Kommunisten". Die Wirkung dieser Bücher ist ähnlich wie die des großen Russenfilms „Der Weg ins Leben"; man fühlt den Atem einer jungen, willensstarken Welt: die Revolution im Kinderbuch. Wie der rote Handel breitet sie sich über die ganze Erde aus. Der Däne Torry Gredsted in seinem „Paw der Indianerjunge"[10] behandelt spannend und einleuchtend die Mängel der knechtischen Fürsorgeerziehung seines Landes. Der Ungar Béla Balázs schildert in Märchen voll heutiger Wirklichkeit, „Das richtige Himmelblau"[6], die Not und Sehnsucht der Jugend von 1931. Der Elsässer Otto Flake zeichnet in einem duftig zarten Kinderroman „Christa"[11] das sechste Lebensjahr eines Nachkriegskindes. Unser Erich Kästner macht uns in „Pünktchen und Anton"[6] wieder mit einem armen, hilfsbereiten Jungen bekannt und stellt seine atemlose Leserschaft zwischen den spannenden Kapiteln in eingestreuten „Nachdenkereien" auf den Boden einer brauchbaren und tapferen Weltanschauung. Auch der Norweger Gabriel Scott erkennt die Not der Zeit. In „Jonas sorgt für drei"[10] macht diese Not aus einem kleinen flunkernden Peer Gynt ein verantwortungsbewußtes, heutiges Menschenkind. Sogar Jeppe, ein später Nachfahr des gestiefelten Katers und des häuslichen Kater Murr, von welchem der Schwede Rydquist meldet, bedarf heut zur Befriedigung seines aktuellen Wissenstriebs einer Weltreise.[12]
An H. Fleckes „Marienkäferchens Reise nach dem Menschenland"[13] ist der Fortschritt des Kinderbuchs vorübergegangen. Dieser abgelebte Diminutivstil! Diese törichte „Vermenschichung" der Tiere! Else Wenz-Viëtor, der die Kinderbibliothek viel hübsches Bildwerk verdankt, scheint an den Illustrationen dieses Bandes mit wenig Lust gearbeitet zu haben. Auch ihre „Schule im Walde"[17] mit den Versen von Adolf Holst kann die Kinder und das Kinderbuch nichts Neues lehren; das Niveau ihrer früheren Arbeiten, die in Neudrucken[14] erschienen sind, ist nicht erreicht. Auch Hedwig Lohß stand in früheren Jahren, besonders mit ihren drei „Wunderbüchern"[14] über ihrer neuesten Geschichte, „Womba, die Schildkröte"[14].
Eine beachtliche zeichnerische Begabung tritt in Tamara Ramsay zum erstenmal ins Kinderland. Sie illustriert ihre eigenen, edel gerundeten Märchen „Die goldene Kugel".[14] Auch Hugh Lofting ist sein eigener Zeichner. Sein siebentes Buch „Doktor Dolittles größte Reise"[6] bringt wieder eine Menge liebevoller Tier- und kritischer Menschen-Beobachtung und macht uns gespannt auf den nächsten Band, der des Tierdoktors Reise nach dem Mond erzählen soll.
Dort auf dem Mond wohnt schon jetzt verträumt und erdfern der liebe alte Ernst Kreidolf. Einen ganzen Berg legendärer Tier-, Pflanzen-, Elfen- und Gnomengebilde hat er dort zusammengemalt und -gefabelt. Seine neu gezüchteten „Grashupfer"[15] werden von vier- bis neunjährigen Mädchen gleich ins Herz geschlossen. Für Buben und Mädchen der gleichen Altersstufe malt und erzählt Beatrice Braun-Fock. Sie kann heut als die beste Malerin des Kleinkindbuchs gelten. Auch ihr neuestes, „Der treue Teddy",[16] ist wieder voll Farbe und Phantasie. Und doch: vor dem, was die Kinder selbst aus ihrem unverbildeten Schaffenstrieb in Farben, Formen und Inhalten zu Papier bringen — man sah das jüngst wieder in der Foyer-Ausstellung „Kampf um Kitsch" in der berliner Volksbühne — verblassen die besten illustrativen Leistungen Erwachsener. Diese Jugend der freien Zeichenstunden ist weit genug, die Bilderbuch-Illustrationen selbst in die Hand zu nehmen.

Proben und Stücke

Aus: „Die Rätsel der Turandot." Roman von Cécile Ines Loos

(Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt)

Es gibt zwei Dinge, die den Sinn des Lebens verfehlen. Ein zu heftiges Blut und ein zu schwaches Blut. Wer ein zu heftiges Blut hat, läuft Gefahr, bis zum Tode unversöhnlich zu bleiben. Dann hat sein Leben wenig Sinn. Wer ein zu schwaches Blut hat, läuft Gefahr, Menschen nicht gerecht zu werden. Auch dann hat sein Leben wenig Sinn. In jedem Menschen rauschen zwei Ströme Blutes: Sein Böses und sein Gutes. Wer es bis zur Versöhnlichkeit bringt und bis zur Gerechtigkeit, dessen Leben hat einen hohen Sinn.
Auch in Turandot Manoville rauschen die beiden Ströme. Und zwar der Impuls eines besonders heftigen und der Impuls eines besonders zarten Blutes. Das heftige kam ihr von den Vätern, das zarte von den Müttern. Diese besondere Härte und diese besondere Süße waren es, die der Manovilletochter aus Fangstuude jenen kristallenen Glanz der Seele gaben, der sie formte und bewog. Die Manovilletochter war eigenmächtig, aber ohne Falsch. Sie hatte kein Bedürfnis, etwas anderes darzustellen als sich selbst. Die Darstellung ihrer selbst war das Ziel, dem sie unentwegt durch alle Hindernisse zustrebte.
Das Blut der Manovilles war heiß und bös. In früheren Zeiten war es sogar nur böse gewesen. Bös und gemein. Eines Tages waren Seeräuber an der Südküste von Irland aufgetaucht und hatten sich am Strande niedergelassen, das Volk nannte sie — the vile men —. So stand es in einer Chronik geschrieben, die im Besitze von Baida Birkan war. Sie spähten in ihren niederen, starken Booten die Küste ab und brachten durch falsche Lichtsignale fremde Schiffe zum

[10] Hermann Schaffstein Verlag, Köln.
[11] S. Fischer Verlag, Berlin.
[12] „Jeppe reist um die Welt, die Abenteuer eines schwedischen Katers, erzählt von ihm selbst", Franckhsche Verlagshandlung.
[13] Herder & Co. Verlag, Freiburg i. B.
[14] Fr. A. Perthes, Stuttgart.
[15] Rotapfel-Verlag, Erlenbach-Zürich.
[16] Verlag Josef Scholz, Mainz.
[17] Gerhard Stalling, Oldenburg.

Scheitern. Sie betrieben diesen Raubfang wie einen Fischfang, denn das Meer gehörte ihnen. Gefahr war dabei, sowohl beim Fischfang als auch beim Raubfang. Sie schossen dann aus kleinen, verborgenen Küstenwinkeln hervor und kenterten mit Eisenhaken Planken und Beute. Menschen schonten sie nicht, außer, wenn ein Lösegeld in Aussicht stand. Mord und Raub gab es auch unter ihnen. Ihre Gewalttat hing wie ein Blitz als Drohung über allen. Dies geschah, bis sich einer mächtig erhob, Ordnung schaffte und sich selber zum Anführer der Bande machte. Er warf mit kühnem Schwung den Namen um und nannte sich Manoville. Laut Chronik trug er den Zunamen „Tiger" und war beschrieben als ein Mann fremder Herkunft, dunkel von Angesicht, klein und sehr böse. Dieser „Tiger" Manoville, mit dem richtigen Namen Rikard, siedelte um nach Loch-y-en, unterwarf einen anderen Seeräuberstamm, zog an der Westküste entlang hinauf bis zum Norden und gründete dort seine eigene Dynastie. Aus dieser sehr alten Chronik der Manovillevorfahren las Baida Birkan der jungen Tura ebenso andächtig vor wie aus der Bibel. Sie sagte, jede Chronik sei eine Bibel und man müsse den Menschen nie anders erklären wollen als aus seinem Blut. In seinem Blut liege auch sein Geheimnis. Sein Geheimnis und seine Erlösung. Es habe jedes Blut seinen Weg, wie es zur Erlösung gelange.

Tura war noch sehr jung. Sie verstand nicht alles, was Baida Birkan ihr vom Blute erzählte. Zu dieser Zeit trug sie einen weiten, blauen Wollrock mit einem roten Gürtel und kleine Schafpelzschuhe mit farbigen Bändern verschnürt. Wenn Baida Birkan, ihr schimmerndes Gesicht in der gefältelten Haube verborgen, aufgerollt wie eine Muschel am Fenster saß, mußte sie Tura immer wieder vom bösen Tiger Manoville erzählen, der kein Erbarmen kannte und nie nachgab. Des Nachts, sagte Baida Birkan, sei er wie ein böser Geist auf der Felskante dem Meer entlang geschritten, in einen weiten, flatternden Mantel gehüllt, in gelben Pluderhosen und mit einem scharfen Messer im Gürtel. Er habe dann in einer fremden Sprache lange Sätze ausgesprochen, die Flüche oder Verwünschungen gegen jemand bedeuteten. Seine Augen hätten wie Feuer schräg im Gesicht gestanden. Tura war in ihren weichen Schuhen über die dunkel gewichsten Dielenkreuze quer durch das Zimmer geglitten und hatte wie von einem Schiffsdeck aus gefragt: „Baida, wie macht der Tiger Manoville?" Und Baida machte es vor. Mit den Fingern zog sie die Augen schräg nach den Stirnwinkeln und schaute fürchterlich und böse drein. Turandot Manoville glitt der anderen Richtung nach durchs Zimmer: „Baida, warum macht der Tiger Manoville so?" Baida ahmte mit einer tiefen Stimme nach: „Weil er sehr böse war." Aber Tura nahm einen langen Anlauf und hielt die Hände seitlich ausgestreckt wie Planken. „Ist es schön, böse zu sein, Baida, sag?" rief sie und glitt von einer Zimmerdecke zur anderen. Baida lachte: „Besser als nichts zu sein." Dann gab sie ein eigentümliches kurzes Schnauben von sich. Tura stand still. „Ich glaube", sagte sie, „ich will lieber böse sein als gar nichts. Aber wie ist man dann, Baida, wenn man gar nichts ist . . .?" „Man scheint vor den Menschen gut zu sein, aber im Grunde genommen ist man bloß feige", sagte sie. Wiederum gab sie das Schnauben von sich. „Das gefällt mir nicht", sagte Turandot.

Die Dynastie des Tigers bildete sich weiter aus. Die Manovilles waren stolz auf ihn. Es gehörte zum Familienrecht, das Strandraubhaus zu besitzen, das mit seinem berüchtigten Namen als Stützpunkt diente für alle Räubergeschichten der Umgegend, gleichviel, ob sie tatsächlich von dort ausgegangen waren oder nicht. Unter den Wimpeln des Tigers wurden auch gemeinschaftliche Fahrten unternommen gegen den Sund, nach den Färöer und Orkney-Inseln und weiter bis nach Island hinüber. Man beschränkte sich nicht mehr auf das bescheidene Absuchen heimatlicher Küstenstriche, sondern man eignete sich auch fremde Gebiete an, pflog Verbindungen und arbeitete dann in der Gemeinschaft noch viel gründlicher und erfolgreicher. Einzelne Stammräuber der Manoville waren sogar bis nach Japan gekommen und ins Land der Chineser und Inder. Jagd, Weltenfahrten, Gefahr und Beute waren ihr Stolz. Immer wählten sie einen Obmann aus, dem sie sich fügten. Und der am häufigsten vorkommende Name dieser Manoville-Helden war: Rikard. Es gab darunter Rikard den Chineser, Rikard den Hooker, weil er an Stelle einer abgehauenen Hand einen Eisenhaken angeschnallt hatte. Es gab Rikard den Springer und Rikard den Einaug. Alle waren wild und hochfahrend, widersetzten sich der Obrigkeit und heirateten meist nur Frauen aus der eigenen Sippe. Und zwar waren sie rar, die Manovillefrauen, denn es gefiel der Natur, aus diesem Charaktermaterial Männer zu formen, und wenn es ihr doch beliebte, Frauen vorzureichen, so waren diese meist kriegerisch und kühn, zuweilen aber schön. Die Manovilles warfen ihren Töchtern wohlklingende Namen zu wie Schmuck um den Hals und verkauften sie dann und wann für hohes Geld an große Herren, die sich dadurch einen gewissen Schutz sicherten gegen die Räuber.

Später kam dann die Lehre eines Galiläers ins Land durch die Vermittlung frommer Mönche aus einem weißen Orden. Sie siedelten sich in den Fischerdörfern an und errichteten kleine Kapellen zu Ehren dieser Lehre und dieses fernen Morgenländers, den sie Christos nannten. Die Lehre, sagten die Mönche, bedeute Folgendes: Statt Raub predige dieser Christos Bruderliebe, statt Gewalt Sanftmut und statt Haß und Verfolgung Segen und Versöhnung. Sie nannten dies die Lehre vom Kreuz und trugen als Zeichen über ihren weißen Kleidern schlichte und einfache Kreuze um den Hals. Und es gab viele, namentlich Bedrängte und Bedrückte, die sich unter die Obhut dieser Lehre flüchteten wie Schafe unter die Leitung eines guten Hirten. Den Mächtigen im Land jedoch gefiel diese Lehre nicht, sie sahen sich in ihren Rechten gegen die Untergebenen verkürzt und verfolgten die Mönche aufs heftigste. Auch den Manovilles gefiel nichts, was zart war und sanft. Sie hielten es für schwach. Für ihre breiten Raubtiernasen hatte das Mitleid keine Bewandtnis. Über die närrischen Mönche, die sich wie Schlachttiere fangen und töten ließen, schüttelten sie die Köpfe. Sie waren stark und heftig und wollten leben, und den Tod nahmen sie erst an, wenn er unvermeidlich war. Aber da die Mönche arm waren, so lag es schließlich außer ihrem Interesse, sich feindlich gegen sie zu verhalten. Auf arme Leute machten die Seeräuber von Fangstunde keine Jagd, ob sie nun ein Kreuz um den Hals trugen oder nicht. Dann und wann halfen sie aus einem besonderen Spaß heraus einem dieser armen Teufel durch. Diese unbedeutenden Leute kränkten sie nicht. Mit der Zeit aber geschah es, daß sich auch Vornehme und Reiche jener Lehre anschlossen, in den Gleichgesinnten Schutz und Trutz gegen heidnische Mächte fanden und auch die von ihnen geflüchteten Untergebenen wieder in ihre Hand bekamen. Bald ließen sich weite Völkerschaften mit Pomp und Ehren auf die mystischen Namen der Dreifaltigkeit taufen und nannten sich Christen. So erhob sich diese morgenländische Lehre zu einer abendländischen Macht mit Fahnen und Waffen und klingendem Spiel, die nun im Bewußtsein

des einzig Wahren mit voller Wucht zu Felde zog gegen alles, was sich widersetzte. Schließlich blieb auch den Seeräubern von Fangstuude nichts anderes übrig, als sich dieser stärkeren Macht anzugliedern, sich taufen zu lassen und als Symbol ihres neuen Glaubens ein Kreuz um den Hals zu tragen, wie sie es ehemals an den Mönchen des weißen Ordens gesehen. Aus dem Raubhaus wurde eine Festung, aus den gefürchteten Seeräubern aber wurden gefürchtete Christenrecken, die sich in ihrem ersten Eifer merkwürdigerweise wieder jenem Morgenlande zuwandten, von dem die Lehre ausgegangen war und dort, an sogenannten heiligen Stätten, ihre blutigsten Kämpfe austrugen, um die Lehre des Friedens zu beweisen. Von einer Güte, die das Merkmal dieser Lehre hätte sein sollen, war weder für sie noch für andere etwas ersichtlich. Die meisten ahnten es nicht von ferne, daß das Christentum eigentlich die Lehre von der Demut und der Güte darstellte. Irgend etwas daran war auch für die Manovilles fesselnd. Da es nicht mehr der Raub blieb, so war es jetzt der Prunk. Und wenn es nicht der Prunk war, so entschied letztlich das Meer. Das Meer war in ihnen; sein Sinn, seine Gefahren in ihrem Blut. Ein Manoville liebte die Gefahr. Sie war ihm ein frischer Wind im Segel. Diesen Stolz gaben sie auch an ein Christentum nicht her. Und es gab keinen Manoville weit und breit, dem nicht die Aussicht auf Gefahr der letzte und heimliche Anstoß zu allen seinen Vorhaben blieb. Das Meer war ihr Blut.

Für Tura war das Böse noch lange nicht übersehbar. Sie sagte: „Wer ist denn zuletzt aber böser, Baida, die Bösen oder die Guten?" — „O bewahre", sagte Baida Birkan, „die Götter muß man lieben", und sie machte ein Zeichen über ihr. „Der Unterschied zwischen gut und böse ist sehr groß. Wenn ein Mensch gut ist, so weiß er zuletzt alles, kann alles, hat alles, wie die Götter. Aber wenn er böse bleibt, verliert er alles und zuletzt wird er finster, finster und dumm, so daß er nicht mehr herausfinden kann." — „Aber aus was kann er dann nicht mehr herausfinden, Baida . . .?" fragte Tura und wartete sprungbereit. „Eben aus dem Bösen", sagte Baida. „Und weil der Tiger Manoville von seinen Flüchen nicht lassen konnte, so lange er lebte, darum sind bei seinem Tode die Robbenmänner gekommen mit ihren blinkenden Eckzähnen und haben ihn ins Meer hinuntergestoßen und geheult: Nun gehörst du zu uns, Tiger Manoville, mit allen deinen Nachkommen für immer. Und nun muß er in ihrer Gesellschaft leben und alle Manovilles damit und müssen immer wieder in den alten Rätselschlingen laufen und in ihr Unglück rennen, weil auch sie das Böse lockt. Und hinter dem Tiger tönt ein schreckliches Geheul: Jammernd und höhnend zugleich . . ."

Tura hatte den kleinen Mund verzogen, und es war sie ein Frösteln überkommen bei dem Geheul der Robbenmänner. Daß ihre Ahnen Seeräuber gewesen, verminderte ihren Stolz durchaus nicht. Nur, daß die Bösen es wagten, sie zu den ihren zu zählen, war ihr jetzt zuwider. Und in ihrer raschentschlossenen Art suchte sie alsbald nach Hilfe. „Weißt du, Baida", sagte sie, „ich aber gehe leise zurück durch die Schlingen und löse die Rätsel. Und dann sage ich zu den Robbenmännern: Nun ist eure Macht zu Ende. Wir sind nämlich gut, wir Manovilles, selbst wenn wir böse scheinen. So mach' ich es. Gerade so." Sie stand nun vor Baida mit ihren schmalen, glänzenden Augen, selber wie ein Meerschatz, den eine Woge für einen Augenblick aus der uralten Tiefe emporgehoben hat. Tura hob die Hände, als wollte sie fliegen. Baida sah ihr zu, dann beugte sie sich über Turas kleine Hände und flüsterte hinein: „Du wirst einmal eine Prinzessin werden, eine Prinzessin, ach, eine Prinzessin . . ."

Damit fing das gute Blut an. Es lag hinter Turandot Manoville eine ebenso lange Ahnenreihe guten und dienenden Blutes. Sie reichte ebenso weit zurück wie bei den frommen Mönchen der Färöer Inseln. Dieses Blut hatte nicht wie die Seeräuber von Fangstuude bloß den Namen gewechselt und sich vom Raubtiger in einen Raubchrist verwandelt. Turas Vorfahren waren gekommen, Wunden zu verbinden in der Welt und sie hatten dabei nicht ihren Ruhm gesucht, sondern bescheiden ihre Pflicht als Mensch erfüllt. In Spitälern hatten sie sich zu Trägern der Hilfe gemacht, bei armen, unwissenden Völkern zu Überbringern von Erkenntnis und Güte. Auch sie besaßen Ahnen, die berühmt waren, aber nicht durch Opfer, die sie von anderen verlangten, sondern durch Opfer, die sie selbst brachten. Sie hatten nicht an fernen Meeresküsten getobt wie Unholde, sondern Tausenden die Segnungen eines menschlichen Daseins verschafft. Und so bescheiden hatten sie dieses verrichtet, daß es ihnen nicht einmal in den Sinn kam, ihre Weise Tugend zu nennen. Sie erachteten es als selbstverständlichen Dienst am Ganzen.

Erst in den letzten Generationen war es dann geschehen, daß durch Heirat mit fremden Elementen dieses gute Blut verdorben wurde, indem einige Familienglieder auf den Gedanken kamen, ihre Treue und Selbstlosigkeit müßte etwas mehr ins Licht gerückt werden, um vor den Menschen Beachtung zu finden. Und so fing dieses gute Blut an, sich um seiner guten Werke willen schmeicheln zu lassen. Und wenn es auch vorderhand noch nicht schlecht zu nennen war, so verlor es doch sein feines Unterscheidungsvermögen und handelte schließlich nur noch an Schmeichlern gut, während es an wahrhaft Leidenden mitleidslos vorüberging. Baida Birkan sagte, wenn das gute Blut eitel wird und verblendet, so hat auch seine Güte keinen Wert mehr und es ist zuletzt schlimmer als das wirklich böse Blut. Jedesmal wenn sie davon sprach, hatte sie wieder jenes eigentümliche, kurze Schnauben an sich. Sie auf jeden Fall hielt mehr von bösen als von eitlen und feigen Menschen. Turas Mutter aber war noch im alten Sinn und Geist aufgewachsen. Ihr Blut war gut.

So hatte denn die Natur Turandot Manoville erschaffen und es ihr wie jedem anderen anheimgestellt, auch dem bösen Blut jenen Stolz abzugewinnen, der es nicht untergehen ließ in der Gemeinheit, oder das treue und gute Blut der Mutter durch Äußerlichkeiten zu verderben und dem Untergang zu weihen. Und Baida Birkan sagte: „Jeder wird durch seine eigene Handlung gesegnet und verdammt."

Eine Manuskriptseite von Kasimir Edschmid

(Originalgröße)

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Dichter und Politik

„Niemand von uns weiß, was an Dichtung der Gegenwart bestehen wird, was unter uns wächst, das schon ins Bleibende hinüberragt — sei es als Beitrag zu dem, was ein anderer endgültig fassen wird, sei es als Bekenntnis, das stehen bleibt! Wir glauben an solche Schöpferkraft auch aus dieser Zeit, wir wissen, daß unter uns Geister sind, die, wollen sie nicht mit sich selbst zerfallen, nach den brennenden Kränzen greifen müssen, die unterm Himmel leuchten. Aber das Leben ist auch Liebe, ist Erde, ist Menschheit, ist Vaterland. Wo der Atem dem Mittag zu nahe kam, braucht der Dichter Morgen und Abend, um an ihrer Kühle Kraft zu gewinnen. Wir warnen den Schaffenden also, sich am Gedorn der Tagespolitik die Hände wundzureißen. Wenn er aber nach Leben dürstet: das Volk seiner Sprache sei ihm Leben, dieser Kontinent mit seinen scheinheiligen Verträgen, mit seinem unterdrückten Recht zu Glauben, Sprache und Freiheit der Minderheiten, mit seinen verlogenen Führern, mit seinen Grenzen der Gewalt statt des natürlichen Rechts sei ihm ein Feld, wo er wirken darf. Es sind Ebenen genug jenseits des Tagesstreits, jenseits der Reportage, der Technik, der Masseneitelkeit, der Kirchturmspolitik, wo er anpacken darf, wo er zu reden hat. Aber es darf nicht anders geschehen als unter dem großen Bogen der Rückschau in vergangene Zeiten und der Vision ins Kommende. Niemals darf der Schöpfende vergessen, daß unter dem weiten Himmel seines Werks als Erstgeborenes, als Größeres die neue Erhebung zum Ewigen, die Vorahnung des göttlichen Ursprungs und Endes bestehen bleibt."
Hans Friedrich Blunck (Hamb. Nachr. 8. November).

*

Zur neuen Sachlichkeit

„Wenn ein wirklicher Schriftsteller diese neue Sachlichkeit anwendet, dann ist sie für ihn Mittel, nicht Selbstzweck. Er schildert Ihnen etwa eine Börsenoperation nicht deshalb so minuziös, weil er Sie über diese Börsenoperation informieren will, sondern weil er Sie durch die Genauigkeit im Detail in Sicherheit wiegen will, auf daß Sie auch die nicht weiter nachprüfbaren Dinge jenseits der äußeren Realität glauben. Oder wenn er Ihnen aktenmäßig genau alle Gerichte aufzählt, die Cäsar bei einem bestimmten historischen Lunch gegessen hat, dann tut er das nicht, damit Sie ihm diesen Lunch, sondern damit Sie ihm das Wesen Cäsars glauben, so wie er es sich erdichtet hat. Die sachlichen Angaben sind lediglich Mittel zur Illusion. Es ist ein frühes Beispiel solcher neuen Sachlichkeit, wenn etwa Homer 392 lange Verse hindurch nur die Namen von Schiffen und Männern aufzählt, eine endlose, exakte Liste, lauter Ziffern und Namen, die der Dichter natürlich nicht um ihrer selbst willen hingesetzt hat, sondern nur, damit Sie ihm den Zorn des Achilles und das Drumherum glauben. Auch die Bibel ist voll von ähnlichen Beispielen solcher neuen Sachlichkeit. Und eben diese neue Sachlichkeit, richtig verstanden, ist der innere Sinn der Technik des historischen Romans."
Lion Feuchtwanger („Historischer Roman — Roman von heute!") (B. T. 540).

*

Paul Valéry
(Zum 60. Geburtstag)

„Paul Valéry ist sechzig Jahre alt geworden. In Frankreich macht man nicht viel Aufhebens mit Gedenkfeiern



Paul Valéry
Zeichnung von B. F. Dolbin

für Große, die durch ihr Schaffen lebendig in die geistige Wirklichkeit eingegangen sind. Nur wir Deutsche konzentrieren unsere Erkenntlichkeit auf die Kalendertage. Valéry wird bei den Franzosen täglich, man möchte

sagen stündlich diskutiert. Er ist der Dichter. Man hat ihm alle Ehren angetan, die die Nation zu vergeben hatte — aber man wartet eigentlich noch immer auf das große Werk, für das die bisherigen nur die Absteckungen des gedanklichen und künstlerischen Bezirkes scheinen.

Als Dichter steht Valéry auf einer parnassischen Höhe, wo alles Empfinden sich in der Kühle der Form zur Serenität verflüchtigt. Man könnte meinen, der Mathematiker, der er ist, habe in ihm eine phänomenale Fähigkeit zur Abstraktion erzeugt. Vor seinem Blick verliert das Reale die beschwerende Körperlichkeit und enthüllt die Gesetze der Beziehungen aufeinander. Was auch die Sache des Dichters ist, tiefe Zusammenhänge zu offenbaren.

Valérys Poesie ist nicht Gedankenlyrik trotz der abgründig abstrahierenden Philosophie, die darüber schwebt. Sie ist Sublimierung einfacher Beobachtung in mathematischer Bestimmtheit des Gedankens — der ‚cimetière marin' bleibt das beste Beispiel — aber auch in einer so persönlichen Deutung, daß das Eindringen kaum auf ersten Blick gelingt. Das Gedicht hat schon Kommentatoren gefunden, die mit erschreckender Gelehrsamkeit darin herumstochern und literarhistorische Beziehungen suchen, an die Valéry wohl niemals gedacht hat. Lassen wir uns an der Formschönheit genug sein, wenn der Sinn dunkel bleibt!

Man könnte annehmen, daß der Dichter so in ungreifbare Fernen abrücke von dem, was unsere Gegenwart bedrückt, belebt, erhebt. Nein, Valéry ist in seiner abstrakten Formulierung dem allen ganz nahe. Er hat sich mit der geistigen Krisis der Zeit beschäftigt, er ist ein Apostel Europas, er zittert von den feinsten Oszillationen der modernen Seele. In marmorner Prosa, in Dialogen von Platos philosophierender Distanz, gewiß, aber so wird aus dem Erkennen der Stunde die Gestaltung für klassische Gültigkeit. In ‚L'âme et la danse' wird das schmerzlichste psychologische Problem berührt, das wir heute empfinden, wie es je empfunden wurde. Und Eupalinos, der Architekt, lüftet das Geheimnis der künstlerischen Nötigung: ‚Ich trenne nicht mehr die Idee eines Tempels von der seiner Errichtung.'" Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 45).

Vgl. auch: Joseph Chapiro (B. T. 513); André Gide (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 254); Max Rychner (Köln. Ztg. 592); Paul Eisner (Prag. Pr. 293); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 303); Berl. Börs.-Cour. (510); Heinz Helmerking (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 2209); Paul Eisner (Prag. Pr. 293).

*

Hanns Heinz Ewers

(Zum 60. Geburtstag)

„Ewers, der sich selber in die Gruppe der ‚Phantasten' einreihte, gehört entwicklungsgeschichtlich und in der Stoffwahl zu jenen Autoren, die im Gegenstoß gegen die Herrschaft des verinnerlichten Naturalismus die Farben und Formen seltsamer Ferne, die abgründigen Tiefen suchte, die sich in manchem Menschenherzen inden. Daß er an E. Allan Poe gelernt hat, bezeugte



Hanns Heinz Ewers
Zeichnung von B. F. Dolbin

er selbst, indem er einiges aus den Werken des amerikanischen Magiers übersetzte. Bewußt war er nach absolviertem Rechtsstudium und einigen Semestern Kunstgeschichte darauf ausgegangen, durch weite Reisen, die ihn wiederholt über die Ozeane führten, sich einen unerschöpflichen Vorrat von Eindrucks- und Erinnerungsbildern zu sammeln. Doch beweist jedes neue seiner Bücher, daß der Verfasser nicht nur zum soundsovielten Mal in die Vorratskammer gegangen ist. Jedesmal staunt man über die Fülle des verarbeiteten Studienmaterials, das vielleicht nicht zu einer wissenschaftlichen Durchklärung des in Rede stehenden Problems, immer aber zur farbigsten Belebung des Erzählungsbildes geführt hat. Bücher, deren Name ein Fanal und eine Warnung zugleich sind, ‚Das Grauen' und ‚Die Besessenen', eine packende Schilderung religiösen Wahnsinns, leiteten den Zug seiner großen Massenerfolge ein: ‚Alraune', die Geschichte eines in

frevelhafter Vermessenheit auf künstlich-natürlichem Wege in die Welt gesetzten ‚lebenden Wesens', das sich zum Inbegriff weiblicher Verworfenheit entwickelt, ‚Vampyr', das Epos des Vernichtungswillens, der in den Hintergründen der Erotik lauert, ‚Fundvogel', der Roman von der Verwandlung der Geschlechter." Franz Dülberg (Münch. N. Nachr. 298).
Vgl. auch: Franz Dülberg (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 601); Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg. 512 u. a. O.); H. A. B. (Germ. 48); un. (Tag 263); Will Scheller (Kassl. Post 305); Gus Martin (D. A. Z. 505); Berl. Börs.-Cour. (513); Artur Landsberger (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 258).

*

Eduard Engel
(Zum 80. Geburtstag)

„Ganz und gar unterscheidet sich der Literaturprofessor Engel von den Professoren der Zunft durch sein unbekümmertes Bekennen der Persönlichkeit, die sich durchaus nicht hinter dem Werk verborgen halten will. Das Ich dieses Mannes scheint durch alle seine Bücher hervor, und nirgends kommt der Verdacht auf, wie zumeist bei wissenschaftlichen Rechthabern, daß die unpersönlich aufgemachte Sachlichkeit herausfordernder Ansichten ihren Verkünder dem auf den Mann gezielten Angriff entzöge.
Im Laufe von einigen Jahren habe ich zwar nicht alle Werke von Engel gelesen, mich aber oft und ausgiebig in seine Arbeiten vertieft. Da er einmal mein Gerechtigkeitsgefühl anzuerkennen fand, so muß ich mich entschließen, gerechterweise einzugestehen, daß die hohe Verehrung, die der Einblick in das persönliche Wesen des Mannes in mir beleben mußte, oft genug nicht imstande war, beim Lesen seiner Urteile über viele Dichter meinen Zorn zu dämpfen. Es ist wahr und soll nicht verschwiegen noch beschönigt werden, daß Engel noch heute in seinen Literaturgeschichtswerken die Auffassungen rechtfertigt, die in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den erbitterten Kampf der damals Jungen notwendig machten. Es ist wahr, daß er seinem Urteil, auch wenn er es sich selbst nicht eingesteht, die Meinung zugrunde legt, seit Goethe sei Goethe das Maß alles dichterischen Schaffens, daß er somit gewissermaßen die Beachtlichkeit aller später Geborenen unter dem Gesichtspunkt der Unwandelbarkeit Goethischer Vorbildlichkeit abschätzt. Daraus entstehen für uns Gegenwärtige unüberbrückbare Gegensätze zu Engels Meinungen, und die fast hoffnungslose Unmöglichkeit, ihm seine Irrtümer als Irrtümer erkennbar zu machen, ruht am Grunde der Fehlerquelle, ruht in seiner für uns unannehmbaren Kunstanschauung selbst.
Gewiß führt die Anwendung seiner festgefügten Kunstgesinnung Engel überall, wo er sich mit den klassischen Vertretern der großen Dichtung der Vergangenheit beschäftigt, zu glänzenden Bekundungen und Begründungen seiner Zeugnisse. Unterstützt von ungeheurer Belesenheit, riesigem Gedächtnis, das ihm stets die nötigen Vergleiche zur Verfügung hält, außerordentlicher Wissensbildung auch in entfernteren Geistesbezirken, und vor allem von unbeirrbarer Ehrlichkeit, die ihm den Mut gibt, gegen das Nein der Welt sein Ja, gegen ihr Ja sein Nein zu wagen, war Eduard Engel imstande, in seiner ‚Geschichte der deutschen Literatur', ebenso wie in seiner ‚Geschichte der französischen Literatur' die Bilder der hervorragenden Dichter von der Frühzeit an über die Jahrhunderte hinweg bis zu einer der Gegenwart nahen Vergangenheit prachtvoll klar und in blendendem Deutsch aus dem Rahmen ihrer Zeit zu heben und unter dem Gesichtswinkel seiner einseitigen Betrachtungsart vor die Augen der Lebenden zu stellen. Leider gibt es unter den nach neuem Ausdruck ringenden Jüngeren irgendeines Landes nicht einen einzigen, dem Eduard Engel bei der Musterung seines Jüngsten Gerichts den Himmelsplatz der Unsterblichkeit einräumen möchte." Erich Mühsam (B. T. 533).
Vgl. auch: Ernst von Wolzogen (Tag 12. November); Fritz Müller-Partenkirchen (Deutsche Tagesztg. 505 u. a. O.); Fritz Pick (Köln. Ztg. 615); Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 265); Otto Forst-Battaglia (Stuttg. N. Tagbl. 531 u. a. O.); Kl. L. (Köln. Volksztg. 536); Wilhelm Krieck (Germ. 508).

*

Zur deutschen Literatur

„Die ‚Wahrheit' in Goethes ‚Zueignung'." Von Oskar Walzel (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 595).
„Neue Goethe-Literatur: Hefele, Baumgarten, Elise von Keudell." Von Otto Pniower (Voss. Ztg. 528).
„Goethe-Biographie [Philipp Witkop]." Von Lutz Weltmann (B. T. 516).
—, —. Von O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 45).
„Goethe-National-Verein 1932." Von Max F. Michel (Voss. Ztg. 540):

„Das Goethe-Jahr, die Märzgedenktage 1932, haben plötzlich durch die Not der Gegenwart — die keine Phrase mehr ist — ein Motto, einen neuen Inhalt erhalten: Rettung und Sicherung der geistigen Werte und Güter deutscher Kultur. Wie 1859 im Anschluß an Schillers 100. Geburtstag das Sehnen des deutschen Volkes nach Einigung im Nationalverein seinen Ausdruck und zwölf Jahre später seine Erfüllung fand, so sollte nunmehr ein Goethe-Bund 1932 Ausdruck und Sinnbild für die große geistige Nachkriegsnot und den Willen sein, im Zeichen und im Gedenken an den größten geistigen deutschen Menschen ihrer Herr zu werden. Ein Bund zur Erhaltung kultureller Güter sollte er sein, der allerorts von den Verantwortungsbewußten begründet und in zentraler Zusammenfassung seine Spitze finden sollte. Alle Menschen und alle Einrichtungen kultureller Haltung

würden sich gegen den kleinsten Beitrag diesem Goethe-Bund 1932 anschließen und in Veranstaltungen örtlicher oder zentraler Art ein kulturelles Parlament, eine Stätte des Gewissens den unterwerteten geistigen Gütern gegenüberstellen, das wie einst der Nationalverein bedeutsame Aufbauarbeit am deutschen Volke leisten könnte. Der Augenblick für eine solche großzügige Hilfsaktion ist gekommen: Sammeln wir die Scharen der still gewordenen Geistigen, die die Sorge über den nächsten Tag hinaus nachdenklich macht — in allen deutschen Städten und Bezirken — in einem Bund im Zeichen Goethes, und weisen wir die Ungeistigen, die heute ungehindert am Werk sind, in ihre Schranken zurück! Dann hat dieses Gedenkjahr Sinn und Inhalt über sich selbst hinaus erhalten. Mag hierbei Goethes Wort an Zelter nach seines Sohnes Tod wegweisend sein: ‚Uns kann allein das Bekenntnis zur Pflicht aufrechterhalten. Der Geist will es, der Körper muß es.'"

„Wer kauft Goethe? [Inserat im Jahrgang 1850 der ‚Augsburger Allgemeinen Zeitung']." (B. T. 520.)

„Wozu Goethe herhalten muß." Von Wilhelm Westecker (B. B.-Ztg., Kunst 255).

„Biologisches Erbgut Goethes und Schillers." Von Gottfried Maier (Schwäb Merk. 262).

„Salomon Geßner und der katholische Pfarrer von Maihingen." Von L. W. (N. Zür. Ztg. 2119).

*

„Das Grab der Caroline Schlegel." Von Fritz Emanuel Schütz (N. Zür. Ztg. 2115).

„Hegel." Zum 100. Todestag. Von Nicolai Hartmann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 269).

„Der Begründer des 19. Jahrhunderts [Hegel]." Von Paul Fechter (D. A. Z. 525).

„Hegel als Redakteur." Von Ludwig Eisenhardt (Germ. 494).

„Hegel." Von Wilhelm Böhm (Hannov. Kurier 534/35).

„Hegels Bedeutung für die Gegenwart." Von Eberhard Grisebach (N. Zür. Ztg. 2161).

„Hegel in Rußland." Von Dimitrij Tschizewsky (ebenda).

„Hegel und die Schweiz." Von Karl Georg Wendriner (ebenda 2161).

„Hegel in Bern." Von Karl Georg Wendriner (Bund, Bern, 531).

„Hegel." Von Richard Hönigswald (Münch. N. Nachr. 310).

—, —. Von Paul Saßmann (Staats-Anz. f. Württ., Bes. Beil. 9).

„Hegel in Frankreich." Von Bernhard Knop (N. Zür. Ztg. 2248).

„Die Geheimnisse des Erzählers: zu einem neuen Werk über Jeremias Gotthelf [W. Muschg]." Von Paul Fechter (D. A. Z., Unt.-Bl. 509).

*

„Johanna Kinkel." Das Märchen ihres Selbstmordes. Von Kaufmann (Köln. Ztg. 528).

„Julius Stettenheim." Zum 100. Geburtstag. Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 258).

—, —. Von Ludwig Fulda (B. T. 516).

—, —. (B. B.-C. 511.)

—, —. Von A. Sander (General-Anz. Stettin, Buch 302).

„Heinrich Seidel." Zum 25. Todestag. Von —rtz (B. B.-Ztg., Kunst 259).

„Unbekanntes von ‚Leberecht Hühnchen'." Von Heinrich Wolfgang Seidel (Tag, Unt.-Rundsch. 267).

„Der Vater Leberecht Hühnchens." Von Hanns Martin Elster (Kreuz-Ztg. 314 u. a. O.).

„Vom Ingenieur zum Dichter [Seidel]." Von Ludwig Karnatz (Deutsche Ztg., Kultur 263).

„Leberecht Hühnchen'." Von A. Glitz-Holzhausen (Köln. Volksztg. 524 b).

„Ein Erzieher zur Einfachheit [Seidel]." Von Hans Gäfgen (Saarbr. Ztg. 305).

„Heinrich Seidel." Von H. F. (Königsb. Allg. Ztg. 524).

—, —. Von Eduard Berend (Hannov. Kur. 530/31).

„J. V. Widmann." Von —di (Bund, Bern, 519).

*

„Neue Briefe und Tagebücher Rilkes." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2118, 2134).

„Erinnerung an Friedrich Gundolf." Von Albert H. Rausch (Gießener Anz. 258).

—, —. Von E. C. (N. Bad. Landes-Ztg. 558).

„Schnitzlers letztes Werk [Die Flucht in die Finsternis]." Von Heinrich Eduard Jacob (B. T. 523).

„Erinnerungen an Arthur Schnitzler." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 131).

„Schnitzlers literarischer Nachlaß." Von R. W. Polifka (General-Anz., Stettin, 302).

„Das süße Mädel. Zum Gedächtnis Schnitzlers." Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 642).

„Gedenken an Schnitzler." Von Heinrich Mann (B. T. 552).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Hans Carossa, Preisträger der Bodmer-Stiftung." Von Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg. 814/15 Ab. — 1 M. u. a. O.):

„Er ist ein Mensch aus dem altbayrischen Bereich. Die Tatsache der Herkunft bedeutet gerade bei ihm: er ist ein ‚Limes-Deutscher' — ein Abkömmling süddeutschen Lebens, das im Zeichen römischer Kolonisation, antiker Überlieferung reif und reich geworden ist. Der Name deutet sogar über die Alpen hinüber, und eine Tradition der Familie spricht glaubwürdig von italienischen Ahnen. Aber auch dann, wenn dies nicht wäre, würde man leicht begreifen, wieviel das Lateinische im Leben, Wesen und Werk dieses Mannes ausgerichtet hat. Die starke, plastisch ergiebige und südlich warme Bildung dieses Kopfes scheint ja ebensosehr aus römischer Form hergekommen, wie Zartheit, Innigkeit, abgewandte Verschwiegenheit des Gesichts, des Auges dem idealen Typus des wahrhaft deutschen Dichters zugehört. Vers und Prosa hegen die Stille jener deutschen Anschauung, Empfindung und Redeweise, die, wenn ich so sagen soll, im Privaten wurzelt — in einer unendlichen Familiarität mit den Dingen der Welt; man würde diesen Dichter als einen Enkel der deutschen Romantik betrachten dürfen. Aber wie jene Männer vor hundert Jahren Dichter, Maler, aus der Fülle ihres deutschen Wesens das Römische suchten, wie sie das Leben überhaupt nur in der Vereinigung des Deutschen mit dem Lateinischen denken konnten (nach der Weise, in der ein Nazarener das schöne deutschrömische Bild ‚Germania und Italia' malte): so wächst die deutsche Sprache Carossas an dem noblen Spalier, das wir die klassische, die humaniore Haltung der Deutschen nennen. Dies ist also der Altbayer Carossa, der seine Jugend in der Nähe des köstlichen, deutschalpinen und lateinisch-großräumigen Tölz verbrachte: des Städtchens Tölz, dessen barocke Häuser die weite, repräsentative Frontalität des Südens täglich aufs neue heiter und gelassen zu feiern scheinen."

—, —. Von Martin Bodmer (N. Zür. Ztg. 2125).

—, —. Von Adolf Frisé (Germ. 487).

„Bei dem Dichter von ‚Volk ohne Raum'. Wiedersehn mit Hans Grimm." (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 260.)

„Franz Peter Kürten." Von Wilhelm Bachmann (Köln. Volksztg. 540):

„So zeigt sich ein Dichter, dessen Inneres so mit dem Ausdrucksklang der plattdeutschen Sprache verbunden ist, daß, wo er zugreift, echte Kunstwerke entstehen. Er ist primitiv, gesund, derb, bauernsäftig, bodenverwurzelt und zieht aus diesem Wesen die Kraft zu seinem Schaffen."

„Eine hessische Erzählerin. Zu Lotte Gubalkes 75. Geburtstag." Von Will Scheller (Kasseler Post 302).

„Der schwäbische Volksdichter L. Palmer. Zu seinem 75. Geburtstag." Von Paul Wittko (Württ. Ztg., Schwabensp. 42).

„Fridolin Hofer zum 70. Geburtstag." Von F. A. H. (Vaterland, Luzern, 251).

—, —. Von L. B. (N. Zür. Nachr. 289).

—, —. Von Heinrich Jünemann (Hannov. Volks-Ztg. 246).

„Hermann Popert." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Paul Witko (Altonaer Nachr. 264).

*

„Richard Billingers Spiele." Von Werner Pleister (Berl. Börs-Ztg., Krit. Gänge 6).

„Salzburger Elegie. Gottfried Hasenkamps neue Form." Von Günther Müller (Köln. Volksztg. 516):

„Freilich verlangt diese Salzburger Elegie nähere Betrachtung, weil sie der lyrischen Empfindsamkeit gar nicht entgegenkommt und weil sie eine neue Form der Lyrik darstellt. Aber sie lohnt auch solche Betrachtung reichlich, eben weil sie nicht nur aus ein paar guten Gedichten besteht, sondern ein verschüttetes Bereich verantwortlicher, geordneter, substanzhaltiger Lyrik wieder erschließt."

„Hexensabbat eines Moralisten. Zu Erich Kästners erstem Roman ‚Fabian'." Von Hermann W. Anders (Der Mittag, Düsseld., 265):

„Kästner, der Lyriker und Kästner, der Epiker sind eins. Die Sprache ist knapp und tief. Der ganze Roman zeigt Fabians Erlebnisse wie lebende Bilder. Jedes Kapitel ein neuer Einsatz. Jedes Erlebnis eine neue Möglichkeit, mit der Moral ins reine zu kommen. Jeder Abschnitt hält die Zeit und die Flucht ihrer Erscheinungen fest. Wir müssen abwarten, in welcher Form Fabian, der so traurig, nicht tragisch ums Leben gekommene wieder auferstehen wird. Damit bitten wir Herrn Kästner um das erwartungsvolle Wort im nächsten Werk."

„Gegensätze des deutschen Romans. I. Kästners ‚Fabian'." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2165).

„Renaissance der Plüschmöbel? Zu Werfels neuem Roman ‚Die Geschwister von Neapel'." Von Fritz Walter (B. B.-C. 517).

„Franz Werfel: ‚Die Geschwister von Neapel'." Von Joseph Chapiro (B. T. 530):

„‚Die Geschwister von Neapel' — das ist die große, unbeschränkte, nie restlos zu erforschende, zaubervolle innere Welt des Menschen und gleichzeitig die äußere, begrenzte, in der das Große klein wirkt und das einzelne Geschöpf zu kosmischen Dimensionen wächst. Werfel wirft in diesem Roman keine sozialen Probleme auf, zeigt keine Typen, also keine Verkörperung einer bestimmten Menschengattung, sondern scharf umrissene Einzelgestalten. Der revolutionäre Dichter und Epiker Franz Werfel schafft hier kein Epos der Gegenwart, und doch ist der geschilderte Kampf um die geistige und körperliche Freiheit des einzelnen eine Versinnbildlichung der Zeit, in der wir leben — einer Zeit, die im Laufe von zwölf Jahren mehr Seelenzustände kannte, als zwei Generationen in einem halben Jahrhundert erlebten."

„‚Unrecht der Liebe' [Wilh. von Scholz]." Von Sdr. (Hamb. Fr.-Bl. Ab. 24. Okt. 1931):

„Dieser spannungsreiche Roman ist zugleich ein Schatzbewahrer tiefgründiger Lebensweisheit. Er enthält Ergebnisse reicher und reifer Lebenserfahrung, Reflexionen und Betrachtungen eines Dichters, der, indem er das Schöne gestaltet, zugleich das Wahre sucht."

—, —. Von Will Scheller (Münch. N. Nachr. 299):

„Wilhelm von Scholz hat diese, seelisch in der Geisteslage der Aufklärungszeit verwurzelten Begebnisse des Liebeskampfs zwischen ungleichen Gegnern trotz ihrer abenteuerlichen Verwobenheit mit einer Kühle geformt, die wie Weißglut wirkt, weil sie mit einer unerhörten Selbstbeherrschung auch das äußerste Zittern des Gefühls, auch den schärfsten Absturz des Gedankens mitten in der Bewegung festhält als ein Untersuchungsobjekt der Chirurgie des menschlichen Herzens. Zugleich aber wird es, in dichterischen Ausdruck umgewandelt, einer Auferstehung teilhaftig, die es nackt und warm und atmend, so an den Leser heranbringt, daß er fast entsetzt in einen Abgrund zu schauen glaubt, brodelnd wie die Tiefe des eigenen Herzens. Eben dies aber ist bekanntermaßen das untrügliche Merkmal jener Art des Erzählens, die den Charakter der Dichtung angenommen hat."

„Walter von Molos Friedrich List-Roman." Von Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Lit. Umschau 46):

„Walter von Molo hat mit dieser Dichtung von stolzem Umriß und kühnem Bau ein Werk geschaffen, mit dem er sich selbst einen neuen Maßstab gesetzt hat. Nie bisher hatte er sich das Ziel so weit gesteckt, und er hat es, nicht spielend, sondern ringend, erreicht. Vorbildhaft, wie hier ein deutscher Dichter von Deutschland spricht, Deutschland bildet. Und, ohne daß er jemals schielte, läßt Molo uns fühlen, wie sehr er seinen List gerade unserer Zeit schrieb — warum gerade ihr, das mag der Leser, erschüttert und dankbar, selber erspüren."

„Isolde Kurz, der Mensch und das Werk." Von Gertrud Isolani (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 5):

„Stellt man neben die beiden neuesten Schöpfungen von Isolde Kurz, neben ihr Büchlein: ‚Der Meister von San Francesco' (Leinen 4 Mark), und den breit angelegten, kraftvollen Roman: ‚Vanadis' (Leinen 9,60 Mark) manche früheren Meisterwerke der Dichterin, so spürt man erstaunt den großen dichterischen Auftrieb in ihrem heutigen Schaffen, die Loslösung von der traditionellen, klassischen und zuweilen stilisierten Formschönheit ihrer Jugenddichtungen. Das Wunder wird Wirklichkeit, daß eine Frau nicht in der Frische ihrer Jugend, nicht auf der Höhe des Lebens, sondern erst in der Reife des Alters ihr tiefstes und leidenschaftlichstes Erleben gestaltet, daß ihr Schaffen nicht müde wird und erlahmt, sondern ansteigt zu immer neuer Lebendigkeit und Erfüllung."

„‚Prinzen, Prälaten und Sansculotten.'" Ein neues Buch von Clara Viebig (Bund, Bern, Frauen 516).

„Jugenderinnerungen des Dichters Paul Ernst." Von Otto Freiherr von Taube (Münch. N. Nachr. 299):

„Ein Wort über das Ganze: Wir schätzen dieses Werk als anschauliche Vergangenheitsschilderung, aber noch mehr als Quelle allgemeingültiger Erkenntnis, zu der ein Dichter und Denker die Ergebnisse seiner Erfahrung mit Absicht hat werden lassen um seines Volkes willen."

„Paul Ernst erzählt." Von Will Scheller (Kasseler Post, Bücher-Post 302):

„Deutschland hat nicht viele Männer von der Willensreinheit und der geistigen Würde Paul Ernsts; spätere Generationen werden um deswillen die Zeit beneiden, in der er gelebt und gewirkt hat."

„Der Bildungs-Spießer [‚Reps, die Persönlichkeit', Roman von E. G. Kolbenheyer]." Von Will Scheller (Kasseler Post, Bücher-Post 316):

„Daß Kolbenheyer, der die weltumfassenden, weltüberstrahlenden Erscheinungen Spinozas und des Parazelsus in groß angelegten Dichtwerken dem 20. Jahrhundert nahegebracht hat, sich das psychologische Problem der Minderwertigkeit vornimmt, könnte auf den ersten Blick befremden — aber der Dichter hat schon zwei umfangreiche Romane und einen Novellenband aus dem Lebensraum der Gegenwart vorgelegt und darin gezeigt, daß ihm nicht nur das zeitlich Festgelegte der Vergangenheit, sondern auch das zeitlich Fließende der eigenen Zeit mit all ihren schimmernden und schillernden Fragwürdigkeiten zugänglich ist: so kann es eben doch nicht wundernehmen, daß er mit seinem ‚Reps', dem Kleinstadtroman, ein Kabinettstück denkerisch bewegter Prosa vorlegt, eine Geschichte recht ‚aus dem Leben', umwittert von jenem Humor, der die Satire nicht als ein Werkzeug des Kampfes, sondern als ein Mittel verstehender Darstellung erscheinen läßt. Das ist das Erwärmende an diesem Buch, daß es dem Menschlich-Allzumenschlichen zuleibe rückt, ohne selbst menschlich-allzumenschlich zu werden."

„‚Volk ohne Raum.' Vom Eigenerleben zum Volksschicksal. Begegnungen mit Hans Grimm in Afrika." Von Rudolf Böhmer (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 7):

„Die seit Jahren dringend gewünschte Volksausgabe von ‚Volk ohne Raum' ist nun da. Ungekürzt! Was hätte an dem Werk auch fortgelassen werden können! Die Volksausgabe ist gerade im rechten Augenblick erschienen. Was Hans Grimm in der zermürbenden Zeit des Zusammenbruchs und des Versailler Diktates zwang, dieses Werk zu beginnen, das war die Schicksalsfrage des deutschen Volks, die dem Werk den Namen gab. Und jetzt ist die Stunde da, wo kein Deutscher mehr dieser Schicksalsfrage ausweichen kann."

„Kasimir Edschmid, ein Erzähler aus Leidenschaft." Von h. s. (Mannh. Tagebl. 296):

„Aber es handelt sich gleichzeitig um Bücher, die einzigartig sind. Die von der seltsamen Gewalt heißen Temperaments, eines leidenschaftlichen Gestalters, eines ungewöhnlich intensiven Beobachters umwittert sind."

„‚Die Asche des Fegefeuers.' Ein neues Werk von Richard Billinger." Von Josef Magnus Wehner (Münch. N. Nachr. 301):

„Der Dichter Richard Billinger hat mit diesem seinem ersten Geschichtenbuch seine Erzählergabe bewiesen. Er wird im Lauf seiner Entwicklung noch manchen Lyrismus abstreifen und einst im härenen Mantel vor uns treten. Seine erste Prosagabe, in jedem Worte prall von sinnlichem Leben, erfreue uns bis dahin mit ihrer ungewöhnlichen und gebändigten Kraft."

„Ein Revolutionsroman: ‚König Volk' von Robert Hohlbaum." Von Karl Hans Strobl (Wien. N. Nachr. 8. Okt. 1931).

—, —. Von Ferdinand Deml (Deutsche Ztg., Bohemia 17. Okt. 1931).

—, —. Von Oswald Floeck (Deutsche Presse, Prag, 253):

„Mit diesem in zehnjähriger Lebensarbeit und gründlichem Studium herangereiften Kolossalgemälde von hinreißender Wucht, Farbigkeit und Größe, von dämonisch bezaubernder Gewalt, Licht und Schatten gleichmäßig und gerecht verteilend, sowie durch die handgreiflichen Beziehungen zur unmittelbaren fieberdurchschüttelten Gegenwart nachdenklich stimmend, hat der Dichter sich selbst übertroffen und seinem erfolgreichen Schaffen auf dem Gebiete des deutschen Geschichtsromans die Krone aufgesetzt."

—, —. Von Rudolf List (Reichspost, Wien, 314).

—, —. Von Dr. H. (Fränk. Kur. 292).

„‚Zwei ohne Gnade.' Ein Minnesänger-Roman von Hubert Mumelter." (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 2067.)

„Tavels Bubenberg-Roman ‚Ring i der Chetti'." Von M. (Bund, Bern, 505):

„Auf diese innere Echtheit der Gestalt hat der Erzähler Rudolf von Tavel offensichtlich alles abgestellt. Ihr dient auch die etwas allzu breit ausgeführte Entwicklungsgeschichte des jungen Ritters. Der starke Akzent liegt für unser Gefühl erst auf den Ereignissen der Burgunderkriege. Und unter diesen ist, bezeichnend genug für Tavels weitblickende Schau, die Murtenschlacht bloß ein äußerlicher Höhepunkt, kein innerlicher Gipfel. Ein Bubenberg ist nicht dann am größten, wenn er siegt, sondern wenn er duldet."

„Von der Schauspielerin: A. Demling, Die berühmte Schauspielerin Ruth Morrer." Von Siegmund Bing (Nürnberg. Ztg. 10. Nov. 1931):

„In der Passion des Bühnenlebens verarmt, verbrennt das sinnenhafte Liebesgefühl: so bleibt ihr als Lebensrolle eine tragisch verschuldete und morbide Einsamkeit zugemessen. Fatal unfruchtbare Verführung geht von ihr aus."

„Ein Buch von der Ruhr: ‚Kohlenpott' von Georg Schwarz." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 44):

„Es ist weder eine unverbindliche Reportage noch eine konstruktive Gestaltung, sucht vielmehr die Mitte zwischen beiden Formen einzuhalten. Von jener, die eine Zeitlang Mode bei uns war, unterscheidet es sich dadurch, daß seine Schilderungen in sozialistischen Überzeugungen verhaftet sind; von dieser durch die mehr beschreibende als systematische Darstellungsart."

„Marginalien zu Anton Betzners Prosa." Von R. Gabel (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 44).

„Der Verbrecher Hans Schulze. Zu dem Buch ‚Straßen ohne Ende' von Justus Ehrhardt." Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg. 821/22 — Ab./1 M.):

„Justus Ehrhardt muß seinen Stoff sehr genau kennen; Andeutungen sprechen dafür, daß er aus der Jugendbewegung hervorgegangen, dann lange als Anstaltserzieher oder städtischer Fürsorgebeamter tätig gewesen ist. Aus unzähligen aufgesammelten Eindrücken wird die Biographie eines siebzehnjährigen berliner Arbeitsburschen, genannt Hans Schulze, zusammengesetzt."

„Ein neuer Hus-Roman von Oskar Wöhrle (Jan Hus. Der letzte Tag)." Von Camill Hoffmann (Prag. Pr. 305):

„Nicht die Schrecken nur um den Scheiterhaufen von Konstanz gellen aus seinem Buch, auch die ewige Flamme der gefolterten Idee leuchtet daraus."

*

„Deutsche Tradition. Über eine Schrift von Ricarda Huch." Von Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 292):

„Ricarda Huch enthält sich des Urteils über die Gegenwart. Es kommt ihr ganz offenbar darauf an, ihren Leser bis zu einem bestimmten Punkt zu führen, ihm zu zeigen, wie es gewesen ist und wie sich der Deutsche im Verlauf der Geschichte verhalten hat — dann soll der Leser selbständig weiterdenken. Freilich entläßt sie ihn nicht ohne die klügsten Bemerkungen über falsche Tendenzen in dieser Zeit. Daß sie Vernunft und klare Vernunft besitzt, hat sie auf jeder Seite gezeigt. Sie ist kritisch und schwärmt nicht von der Vergangenheit, ebensowenig wie von der ungewissen Zukunft; sie überläßt es anderen, Luftschlösser von neuen Reichen zu bauen, sie begnügt sich damit, die Ideen festgestellt zu haben, die tausend Jahre Reich und Freiheit hießen und wohl noch länger so heißen werden: Reichsgedanke und Freiheitsgedanke umschließen die deutsche Tradition."

„‚Die geistige Situation der Zeit.' Karl Jaspers neues Buch." Von Heinrich Mühsam (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 252).

„„Der Bolschewismus.'" Zu dem Werk von Waldemar Gurian (Köln. Volksztg. 540).

„Ein Zauberbuch: Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte von Robert F. Arnold." Von Arnošt Kraus (Prag. Pr., Dichtung 42).

*

Zur ausländischen Literatur

„Die Ausgrabung Shakespeares." Von Hans Rothe (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 271).

„Bernard Shaw philosophiert über das Geld." Ein Interview durch Maurice Lewis (B. T. 534).

*

„Französische Einfühlung in deutsche Gegenwart [Pierre Viénot]." Von Erich Brock (Bund, Bern, Bücherschau 515).

„„Judith' — dernier cri. Das neue Schauspiel von Jean Giraudoux (B. T. 531).

„Besuch bei Paul-Louis Courier." Von Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 833/34 Ab. — 1 M.).

*

„Bei Styn Streuvels." Von Hermine Schmülling (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 544).

*

„Die Kindheit Gunnar Gunnarsson." Von Johann Luzian (Basl. Nachr., Lit. Bl. 43).

*

„Sigrid Undset und die nordische Saga." Von Lydia Kath (Germ. 480).

„Meine Ibsen-Erinnerungen." Von Hasse Zetterström (B. B.-C. 527).

*

„Der schwedische Dichter Erik Axel Karlfeldt." Von Helmut de Boor (Bund, Bern, Kl. Bund 46).

„Nordische Romane." Zum Preisausschreiben skandinavischer Verleger. Von Carl David Marcus (B. T. 509).

*

„Der Kampf um den Menschen [José Ortega y Gasset]." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 830/31 Ab. — 1 M.).

„Spanische Literaturchronik. Die Erneuerung des spanischen Romans." Von José Francisco Pastor (N. Zür. Ztg. 2153).

*

Allgemeines

„Lyrik — eine Frage." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 802/03 Ab. — 1 M.):

„Eine eigene jüngste Lyrik kann nur aus der neuen Umgangssprache mit modernen Vokabeln und modernen Gegenständen herauskristallisiert werden. Durch Prosa zur Poesie. Durch das neue ‚Ding' zur neuen ‚Lyrik': Kein anderer Weg! Die Form ist kein Kleid zum Überziehen. Die Form ist Haut des Gegenstandes; sie wächst organisch mit dem Ganzen. So meint es wohl R. G. Binding in seinem geistig konzentrierten Vorwort vor der ‚Bücherwurm'-Broschüre: daß ein Gedicht die ‚dichteste Gestalt' und die ‚äußerste Konkretisierung' seines Stoffes sei; daß nicht Form und Inhalt trennbar sind, sondern daß ‚die Dinge im Gedicht die Sache selber sind ... wie der Kristall des Diamanten der Diamant ist' —, sonst wäre er Kohlenstoff. Und dann zitiert Binding mit Recht als höchstes Beispiel dieser Sachverdichtung: ‚Über allen Wipfeln ist Ruh' von Goethe — das Gedicht ohne Eigenschaftsworte, weil alle Hauptworte — Gipfel, Ruh', Vöglein und Wald — ja die Sache selber sind. Und diese zur Sache gewordenen Worte — die als Worte mehr Prosa als übliches ‚Gedicht' ergeben — sie sind verbunden durch den leisesten körperlichen Atem ihres Dichters, der sie ganz unauffällig rhythmisiert, so daß die Silbenreihen wie von einem Hauch dahingeweht werden; aus der Seele in die Welt; und aus der Welt zurück in die Seele. Das ist beinahe ‚Prosa' — vor der formalen Forderung des Gleichklangs und der Silbensymmetrie! Uns ist es dennoch jene allerhöchste Lyrik, die ebenso fern von romanischem Formgefühl wie vom nordischen Gefühls-Chaos entstand. Höchstes Beispiel für die Magie der Kunst, die den Stoff in Form ‚verwandelt', ohne das stoffliche Abbild zur zergeistigen oder zu zerseelen. Es ist jene Lyrik, die als ‚Hauch' oder als ‚Stimmung' aus jedem großen Kunstwerk einer jeden Kunstgattung atmet, wenn ein Genie sein Leben in das Werk hineingeatmet hat. Es ist das H — der unartikulierte Atemlaut der Schöpfung — von dem Fritz von Unruhs tiefste und ahnungsvollste Stelle seiner früheren Dichtung meldet: Hauch des Erdgeistes! Menschen, Marmorfiguren, Gebirge, Kathedralentürme, Symphonien und die Worte der dichtenden und wissenden Erkenntnis sind durchseelt von diesem Atemzug. Und wenn wir Seele haben — wenn die Seele in uns gestaltet, was Auge und Ohr und das Gedankenhirn ihr zuträgt, so kann weiterhin Lyrik entstehen vor Wasserfällen wie vor Maschinen, vor Wäldern wie vor Wolkenkratzern, vor Dingen wie vor dem Glück und dem namenlosen Unglück der Menschen. Aber der Hauch! Wir achten momentan nicht auf den Hauch. Der Hauch tut not. Aber nicht der schöne Dunst von farbiger Luft, die aus den schönen Büchern eingeatmet wurde, sondern der Hauch aus den eigenen Lungen der Dichter, die die Rußluft der Fabriken einatmen müssen wie wir alle; und die sie aber in ihren Organen reinigen zum seelischen und geistigen Sauerstoff. Erst atmen, Dichter! Dann erst singen aus dem Atem. Der Hauch tut not!"

„Bekenntnisse und Fabeln. Sieben Bücher von: Lernet-Holenia, Werfel, Brod, Kästner, Weiskopf, Rob. Neumann, Em. bin Gorion." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 46).

„Zeitkritik oder Zeitflucht?" Von Hermann Friedemann (B. B.-C. 531).

„Wie Dichter wohnen." Von Hermann Günther (Tag 274).

„Kollektivismus als Weltanschauung." Von Ralf Kornmann (N. Zür. Ztg. 2139):

„Es kann gar keine Rede davon sein — wie das oft behauptet wird —, daß der Mensch eigentlich ein Kollektivwesen sei und erst durch eine hohe kulturelle Entwicklung zu einem Individuum werde und sich dadurch aus der Kollektivität herauslöse. Sondern ganz im Gegenteil ist es doch so, daß es weder irgendein lebendes Wesen oder totes Ding, noch überhaupt einen Gedanken, eine Vorstellung, eine Idee gibt, die nicht Individuen wären: nämlich einzigartige, unverwechselbare und insofern eben nicht ‚teilbare' Wesen. Individualität ist nicht eine mögliche Folgeerscheinung irgendeiner Kollektivität, sondern sie ist im Gegenteil eine logische Voraussetzung jeder Kollektivität: Kollektivität ist immer und kann nur sein eine Vereinigung von Individuen. Eine Vereinigung freilich, durch welche die Individuen in ihrem Wesen verändert und zu etwas Neuem werden können, das ihnen ohne Vereinigung nicht erreichbar wäre. In Übereinstimmung damit sehen wir ein ausgesprochenes Individualitätsbewußtsein schon bei vielen Tieren, und wir müssen es jedenfalls beim frühen Menschen bereits als hoch gebildet voraussetzen, denn ohne ein solches hätte er keine Veranlassung gehabt, persönliche Fürwörter und überhaupt persönliche Namen zu erfinden, und die menschliche Sprache müßte ganz anders beschaffen sein, als sie tatsächlich ist."

„Banalität und Humor." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 44).

„Ostdeutsche Dichtung der Gegenwart." Von Carl Lange (General-Anz., Stettin, Buch 310).

„Deutsche Literaturausfuhr nach England." Bericht über eine öffentliche Aussprache. Von Kurt Schrey (Köln. Ztg., Lit. 46).

„Erzähler von gestern: Emil Strauß, Timm Kröger, Eduard von Keyserling." Von Hans Teßmer (B. B.-Z., Kunst 254 und 264).

„Vom Herbst in der Lyrik der Gegenwart." Von Martin Rockenbach (Köln. Volksztg. 523a).

„Der Lyrik eine Bresche." Von Wilhelm Westecker (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 5).

„Der Dichter im Rundfunk." Von Alfred Wolfenstein (B. T. 510).

„Nachhall aus alten Briefen [Georg Brandes, Jakob Wassermann, die Tochter Strindbergs, O. J. Bierbaum, Nietzsche, Elisabeth Förster-Nietzsche, Hugo Eckener, Peter Altenberg]." (Frankf. Ztg. 508/09 Ab. — 1 M.).

Echo der Zeitschriften

Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung. VII, 7. (Berlin.) „Zur Krisis der Literaturwissenschaft" schreibt Martin Havenstein:

„Das sicherste und erschreckendste Anzeichen der Krise, die die abendländische Kultur heute erschüttert, ist nach dem Urteil aller, die diese Krise überhaupt bemerken, der Mangel jener Einheitlichkeit, die wir an früheren Kulturen wahrnehmen, lieben und preisen. Unser geistiges Sein und Wollen weist eine Zersplitterung auf, wie sie wahrscheinlich innerhalb eines Kulturkreises noch nie und nirgends auf Erden vorhanden gewesen ist. An dieser Zersplitterung aber hat die Literaturwissenschaft ihren vollen Anteil. Um dessen inne zu werden, braucht man nur einmal, von einem kundigen Führer geleitet, seinen Blick über das gesamte Mühen und Schaffen unserer heutigen Literaturwissenschaft hingleiten zu lassen. Mir liegt ein Büchlein von Oskar Benda vor, ‚Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft' (Wien-Leipzig 1928, Hölderlin-Pichler-Tempsky), das vorzüglich geeignet ist, dem Leser einen Überblick über die gesamte literaturwissenschaftliche Produktion unserer Zeit zu verschaffen. Die kleine, gehalt- und charaktervolle, fesselnd geschriebene Schrift ist zwar schon drei Jahre alt, aber trotz des rasenden Tempos, in dem heute alles, auch die Wissenschaft, dahineilt, nicht veraltet: wenn Benda das Generationsproblem heute auch sicherlich eingehender behandeln würde, als er es damals getan hat, so fehlt es doch in seiner Übersicht nicht, und — die Hauptsache in unserem Zusammenhang — daß inzwischen etwas geschehen wäre, was das von Benda entworfene Bild geschlossener und harmonischer erscheinen lassen könnte, davon kann keine Rede sein.

Dies Bild aber ist erschreckend wirr und chaotisch. Welch ein Durcheinander und Gegeneinander von Richtungen und Schulen! Es ist beinahe, als ob in ungesunder Neuerungs- oder Originalitätssucht alle nur darauf bedacht wären, sich voneinander zu unterscheiden, und darum jeder ein anderes, noch so einseitiges Prinzip erwählt und für das einzig richtige und entscheidende erklärt hätte. Der eine sagt: das Blut, die Rasse macht's, alles andere ist sekundär. Nein, sagt der andere, das Blut bedeutet nicht viel, Wirtschaft und Gesellschaft sind die ausschlaggebenden Mächte, sie formen den Menschen und also auch sein Denken und Dichten. Der dritte huldigt einem kalendarischen Aberglauben und behauptet, der Geburtstag oder vielmehr das Geburtsjahr entscheide über die geistige Richtung des Schaffenden. Für den vierten ist die Religion oder Konfession das zutiefst Bestimmende, für den fünften die — meist fragwürdige — Vitalität des Schriftstellers. Doch wir werden von dem beängstigend verwirrenden Eindruck, den Bendas Überblick macht, dem Leser am ehesten einen Begriff geben, wenn wir einen Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis des Büchleins hierhersetzen, dem wir zur leichteren Orientierung nur hier und da den Namen einer oder mehrerer Hauptvertreter der angegebenen Richtungen hinzufügen. Benda unterscheidet: Nachzügler des Positivismus (Burdach) — Rassentheoretische Literaturgeschichte (Bartels) — Organologische Literaturgeschichte, und zwar romantische (Benz) und naturalistische (Richard Hamann) — Stammestheoretische Literaturwissenschaft (Nadler) — Die Altersgemeinschaft als Trägerin geschichtlicher Entwicklung (Pinder) — Konfessionelle Literaturgeschichte (Lux) — Marxistische Literaturforschung (Mehring) — Sozialpsychologische Richtungen im Anschluß an Lamprecht und Max Weber — Strukturpsychologische Literaturforschung (Dilthey) — Literaturpathologie, okkultistische und psycho-analytische Literaturforschung — Literaturgeschichte als Kulturkunde (Spengler) — Formalästhetische Literaturforschung (Strich, Walzel, Voßler) — Idealistische Literaturwissenschaft, die je nach ihrer verschiedenen Betonung des objektiven oder subjektiven, des ideellen oder realen Faktors wieder vierfach eingeteilt und als objektive Problemgeschichte (R. Unger), als Ideenkonstruktion

(Korff), als subjektive Ideengeschichte (Ermatinger), endlich als Mythos und Dichtung (Gundolf und Cysarz) charakterisiert wird. — Wenn man bedenkt, wie unkompliziert die Literaturwissenschaft noch vor wenigen Jahrzehnten, in der geschmähten Schererzeit, war, muß man da über den heutigen Wirrwarr der Auffassungen und Einstellungen nicht zum mindesten den Kopf schütteln?
Es läßt sich freilich mancherlei geltend machen, was geeignet ist, den Eindruck abzuschwächen, als handele es sich hier um eine Fortentwicklung, die Auflösung und Zerfall bedeutet. Dabei denke ich nicht an den Vorwurf des Veraltetseins, den jede neue Richtung jeder älteren zu machen pflegt und der, wenn er auch nur einigen der genannten Richtungen gegenüber berechtigt wäre, das Gesamtbild des wirklich Gegenwärtigen erheblich vereinfachen würde. Aber so gewiß es auch in der heutigen Literaturwissenschaft unzweifelhaft veraltete Anschauungen, Bewertungen und Methoden gibt, so zweifelhaft muß dem um eine objektive Beurteilung Bemühten die Berechtigung erscheinen, irgendeine der von Benda namhaft gemachten, gegenwärtig miteinander ringenden Richtungen für gänzlich überlebt und abgetan zu erklären."

Die neue Rundschau. XLII, 1. (Berlin und Leipzig.) Aus Ernst von Asters Aufsatz „Hegel und wir":
„Das Ende des 19. Jahrhunderts steht bei uns philosophisch im Zeichen Kants. Kant ist der Analytiker und Kritiker, seine Philosophie ist überall auf das Ziehen sauberer Grenzen, auf das klare Scheiden der Gegensätze gerichtet. Zu den Gegensätzen, die er durch eine scharfe Grenzlinie trennt, gehört vor allem der Gegensatz von Sein und Sollen. Nie können wir aus der Betrachtung des Seienden allein erkennen, was oder vielmehr daß wir überhaupt etwas tun ‚sollen', mit anderen Worten daß unser Dasein einen ‚Sinn', eine ‚Bestimmung' hat. Alles Seiende rein als solches genommen ist Tatsache, ist ‚Natur'. Wenn wir unserem eigenen Leben, wenn wir der Geschichte und schließlich der Welt Sinn zuschreiben, so tun wir das, weil wir an solche Sinnhaftigkeit glauben, weil wir sie fordern müssen, wenn das Sittengesetz, das in unserem Gewissen zu uns spricht, Sinn und Bedeutung haben soll. Eben dies Sittengesetz, das moralische Gesetz in uns, bestimmt auch den Sinn selbst, an den wir in Geschichte und Welt glauben müssen: die moralische Entwicklung des Menschen. Anders die Hegelsche Philosophie: in ihr enthüllt sich die ‚Welt' der Betrachtung als sinnvoll, was dasselbe besagt: sie ist nicht nur ‚Natur', sondern sie ist auf dem Grunde der Natur sich entfaltender ‚Geist'. Das Wirkliche ist vernünftig — das heißt es ist kein Inbegriff nur äußerlich zusammenhängender Tatsachen, es ist auch keine Summe von Einzeldingen und Individuen, sondern es ist sich entfaltender Geist, es ist sinnvoll in allen seinen Teilen, insofern jeder dieser Teile auf jenen Entfaltungsprozeß bezogen werden kann, in ihm seine Stelle hat. Dieser ‚Geist', der in der Geschichte der Menschheit, der politischen wie der Kulturgeschichte, sich enthüllt, ist eine Einheit. Diesem einen Wesen sind die einzelnen Menschen, die Individuen, untergeordnet, sie sind seine Organe und Werkzeuge. Nicht also die Moralität des oder der einzelnen ist der Sinn der Welt und das Ziel der Geschichte, sondern das verborgene Lebensziel der Geschichte selbst, dem auch der einzelne dienen muß, ob er will oder nicht, ob er es weiß oder nicht.
Das Problem der Geschichtsphilosophie, die Frage nach dem ‚Sinn' der Geschichte, spielt in der heutigen Philosophie wieder eine besondere Rolle. Hegel aber ist der Geschichtsphilosoph in ganz besonderem Sinn, man kann mit Recht sagen, daß sich in den modernen geschichtsphilosophischen Versuchen kaum ein Gedanke findet, der nicht auch bei Hegel angedeutet wäre. Bezüglich des bekannten Spenglerschen Buchs (dessen Verfasser Hegels Schriften offenbar kaum kannte) hat Kurt Leese das in seinem lesenswerten Buch über Hegels Geschichtsphilosophie dargelegt. So ist die Geschichtsphilosophie eine Hauptstraße, die zu Hegel führt. Zumal ja nicht nur die ‚idealistische', sondern auch die ‚materialistische' Geschichtsdeutung eines Marx ihren Ausgangspunkt in Hegel hat."

Stimmen der Zeit. LXII, 2. (Freiburg i. Br.) Bernhard Jansen S. J. statuiert die katholische Auffassung Hegels („Hegelrenaissance oder Hegelkritik?"):
„Als überzeugte Vertreter der Scholastik können und müssen wir systematisch vom Standpunkt unserer weltanschaulichen Wahrheit ‚sine ira et studio' urteilen. Das Bedeutsame, Große, Bleibende und Wahre in Hegels Panlogismus ist einmal die Wahrheit, Wirklichkeit, Macht, Wirksamkeit, Priorität des Absoluten und Göttlichen, des Geistigen und Ideellen, des Zweckes und Sinnvollen. Es ist zweitens die großartige, herrliche Konzeption, daß in Gott Denken und Sein, Subjekt und Objekt zusammenfällt, daß Gott die νόησις τῆς νοήσεως ist, daß alles Endliche nur deshalb wahr und wirklich ist, weil es in Gott, der ‚causa exemplaris', ist, daß es ohne ihn ein ständiges Nichts wäre, daß also Gott ‚alles in allem' ist. Drittens der geniale große Zug, daß die endlichen Dinge Verwirklichungen, Widerscheine von Gedanken eines Geistigen sind, daß sie ein sinnvolles, einem höchsten Zweck

zugeordnetes Ganzes im Sinne von Leibniz sind, daß jeder einzelne restlos nur aus der Harmonie des Ganzen zu begreifen ist. Viertens endlich hat Hegel zum erstenmal die Dialektik des Schaffens des menschlichen Geistes theoretisch weit und tief erfaßt und tatsächlich in der Einzelanwendung in glänzender, tiefster, fruchtbarster Weise durchgeführt.
Diese großen, wertvollen Wahrheiten sind aber, wenn wir von der letzten absehen, wo wir übrigens der konkreten Einzelausführung nur zum Teil froh werden können, um den Preis so ernster und vieler, alle Wissenschaft aufhebender, alles gesunden Denkens spottender Irrtümer erkauft worden, daß wir die Verachtung, der der stolze Bau schon bald allgemein und Generationen hindurch anheimfiel, vollauf verstehen können."

Das Tagebuch. XXXXV, 12. (Berlin.) Wilhelm von Scholz äußert sich zu seinem neuen Roman „Unrecht der Liebe":
„,Unrecht der Liebe' ist mein dritter Roman — gegen die vorangegangenen ‚Perpetua' und ‚Der Weg nach Ilok' zweifach unterschieden.
Während ich in denen durch die Vielfalt der Erscheinungen, Gestalten, Verhältnisse die Lebensgesamtheit — doch wohl immer die letzte Forderung des umfangreichen epischen Werks — anzudeuten versuchte, strebe ich diese Aufgabe hier zu bewältigen: durch Gegeneinanderstellen nur einiger weniger, geschlechtlich erregter, um den elend menschlichen Kern ihres Gefühls (und des Daseins!) irrender Männer und Frauen. Triebverkehrung, die sich nicht kennt und deshalb in die Fehlrichtung nur spielt; Liebe, die sich für bloßes Begehren hält; Begehren, das, weil es Liebe wird, tötet und so selbst die Rache aus sich zeugt: machtlos alle gegen die Gewalt des Geschlechts wie Herbstblätter gegen den Wind.
Dies ist der eine Unterschied gegen meine früheren Romane. Der andere hängt mit der Einstellung auf Großaufnahme weniger Gestalten in Raum und Unmittelbarkeit zusammen: er ist im weiten wie nächsten Sinne stilistisch. Die Geschehnisse drängen dramatisch vorwärts, statt sich in epischer Breite zu lagern. Das Wort, der Satz werden knapp, kurz, verweilen nicht, eilen."

Die Weltbühne. XXVII, 43. (Berlin-Charlottenburg.) Erich Kästner ergreift zu seinem Roman „Fabian. Die Geschichte eines Moralisten" das Wort:
„Der Autor erwidert: Ich bin ein Moralist!
Er sieht eine einzige Hoffnung, und die nennt er. Er sieht, daß die Zeitgenossen, störrisch wie die Esel, rückwärts laufen, einem klaffenden Abgrund entgegen, in dem Platz für sämtliche Völker Europas ist. Und so ruft er, wie eine Reihe anderer vor ihm und außer ihm: Achtung! Beim Absturz linke Hand am linken Griff! Wenn die Menschen nicht gescheiter werden (und zwar jeder höchstselber, nicht immer nur der andere) und wenn sie es nicht vorziehen, endlich vorwärts zu marschieren, vom Abgrund fort, der Vernunft entgegen, wo, um alles in der Welt ist dann noch eine ehrliche Hoffnung? Eine Hoffnung, bei der ein anständiger Kerl ebenso aufrichtig schwören kann wie beim Haupt seiner Mutter?
Der Autor liebt die Offenheit und verehrt die Wahrheit. Er hat mit der von ihm geliebten Offenheit einen Zustand geschildert und er hat, angesichts der von ihm verehrten Wahrheit, eine Meinung dargestellt. Darum sollten sich die Sittenrichter, ehe sie sein Buch im Primäraffekt erdolchen, dessen erinnern, was er hier wiederholt versicherte.
Er sagte, er sei ein Moralist."

Monatsschrift (Monatrosen). LXXVI, 1/2. (Luzern.) Zum 75. Geburtstag von Fridolin Hofer heißt es:
„In Ihrer kleinen Welt sind Sie diesen Weg von Romantik zu Klassik unbeirrt weitergeschritten, trotzdem des Tages Geschrei die Menge in andere Richtung riß. So feiern wir beglückt mit Ihnen Ihren ‚Festlichen Alltag', denn ‚da sind die Gewässer und Wälder und Dörfer der lieben alten Schweiz, die feinste Stimmung und die reiche Seele eines wahrhaften Künstlers' (Prof. Jos. Nadler). Sie haben den Menschen am See und denen, die heimatlos an ihn wallen, auch den ungezählten, die nur Sommertage an ihm vertändeln, viel zu sagen von stiller Einfalt ‚bäuerlicher Welt', die in Ihrer Idylle ‚Die letzte Schau' (1930, S. 39) sich großmenschlich spiegelt, wie auch von der Tragödie der Feindschaft zwischen Land und Stadt, in deren Kinodasein die kreischende Lichtreklame die ‚Maschinensklaven' lockt und lockt (S. 55). Sie hassen die Stadt nicht. Einen Fuß sollte man doch in der Stadt haben, meinten Sie einmal. Aber Ihren Nacken unter ihre papierene Diktatur zu beugen, konnte Sie nicht einmal Ihre Liebe zu Ihrem Dichtwerk verleiten. Mancher aus der Literatenkaste hat Ihnen das wohl verargt. Die will umschmeichelt sein, weil sie aus sich nicht gar viel ist.
Ein geistiger Bauer sind Sie. In der Enge des Bauernlebens, ‚wo hart im Raume sich die Sachen stoßen', leben Sie das Leben der Heimat. Sie sinnen in das Antlitz der Landschaft und lesen daraus der Altvordern mühevolles Tagwerk. Sie leben die Nöte und Ängste mit den Menschen ringsum, deren Leben ganz der Scholle verhaftet ist; aber auch ihr Freuen und ein köstlicher Humor hellt Unzulänglichkeit auf und versöhnt herbe Tragik."

„Goethe und das Abendmahl." Von Paul Fiebig (Die Christliche Welt XLV, 21. Gotha).
„Die Religion der Goethe-Zeit." Von Karl Budde (ebenda).
„Geist der Goethe-Zeit." Von Erich Franz (ebenda).
„Goethe und seine Biographen." Von Karl Bornhausen (ebenda).
„Bemerkungen zum ‚Faust'." Von Paul Wanner (Der Scheinwerfer V, 3. Essen).
„Das geschichtliche Element der Faust-Dichtung." Von Hermann Hefele (ebenda).
„Jedermanns Goethe." Von Karl Westhoven (ebenda).
„Schiller und Kleist." Von Ernst Holzmann (Radio VIII, 8. Wien).
„Ein unbekanntes Gedicht Heinrich von Kleists." Von Hermann Bink (Ostdeutsche Monatshefte XII, 8. Berlin).
„Kleist, der tragische Deutsche." Von Erich Sieburg (Der Türmer XXXIV, 2. Berlin).
„Fünf Jahre Jean Paul-Forschung." Von Wolfdietrich Rasch (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 11. Frankfurt a. M.).
„Jedes Leben entwickelt sich. Hegels Gedanke in der Welt von 1931." Von Rudolf von Delius (Reclams Universum 1931, 7. Leipzig).
„Hegel als Mensch." Von Hans-Joachim Flechtner (Ostdeutsche Monatshefte XII, 8. Berlin).
„Hegelrenaissance und Neuhegelianismus." Von Hermann Glockner (Logos XX, 2. Tübingen).
„Gedanken zur Philosophie Hegels." Von Richard Hönigswald (Preußische Jahrbücher CCXXVI, 2. Berlin).
„Hegel und der Marxismus." Von Paul Kampffmeyer (Sozialistische Monatshefte XXXVII, 11. Berlin).
„Hegels Bildungsgedanke und die gegenwärtige Bildungslehre." Von E. Lewalter (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VII, 7. Berlin).
„Ungedruckte Briefe Karl von Holteis an Bogumil Dawison." Von Christian Gaehde (Velhagen & Klasings Monatshefte XLVI, 3. Bielefeld).
„Nietzsche." Von Josef Hofmiller (Süddeutsche Monatshefte XXIX, 2. München).
„Raabes Humor." Von Heinrich Goebel (Markwart VII, 4. Hannover).
„Wilhelm Raabe und Hermann Löns." Von Friedrich Castelle (ebenda).
„Wilhelm Raabe." Von Otto Trede (Niedersachsen XXXVI, November. Bremen).
„Heinrich Seidel." Von Karl Otto Vitense (Niedersachsen XXXVI, November. Bremen).
„Heinrich Seidel als niederdeutsche Dichterpersönlichkeit." Von Karl Otto Vitense (Der Türmer XXXIV, 2. Berlin).
„Therese Köstlin, eine deutsche Lyrikerin." Von Friedrich Ege (Die Christliche Welt XLV, 22. Gotha).
„Jakob Julius David." Von Friedrich Fischl (Radio VIII, 7. Wien).
„Lena Christ." Von Anna Hilaria Eckhel (Der Türmer XXXIV, 2. Berlin).
„Hugo Ball und Emmy Hennings." Von Luzi Bähler (Die Besinnung V, 5. Aarau).
„Hugo Ball in seinem Werk." Von F. Humbel (ebenda).
„Fritz Bley." Von Adolf Glupe (Markwart VII, 4. Hannover).
„Schnitzler." Von Ludwig Bauer (Das Tagebuch XII, 44. Berlin).
„Das Begräbnis [Schnitzler]." Von Oskar Maurus Fontana (ebenda).
„Arthur Schnitzler." Von Emil Lind (Der Neue Weg LX, 21. Berlin).
„Der Theaterdirektor Schnitzler." Von Alfred Polgar (Die Weltbühne XXVII, 44. Berlin).
„Arthur Schnitzlers Tod." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VII, 45. Berlin).
„Persönliche Erinnerungen an Arthur Schnitzler." Von Hermann Bahr, Felix Salten und Stefan Zweig (ebenda).
„Arthur Schnitzler zum Gedächtnis." (Radio VIII, 5. Wien).
„The genesis of Schnitzlers ‚Der einsame Weg'." Von Sol Liptzin (The Journal of english and germanic philology XXX, 3. Urbana).
„Zwei neue Werke Kolbenheyers." Von St. (Deutsches Volkstum XIII, 11. Hamburg).
„Max Brods ‚Summa'." Von Willy Haas (Die Literarische Welt VII, 44. Berlin).
„Besuch bei Gustav Frenssen." Von Ilse Reicke (Reclams Universum 1931, 5. Leipzig).
„Schöpferische Erfüllung [Ina Seidel ‚Das Wunschkind']." Von Werner Deubel (Deutsche Rundschau LVIII, 2. Berlin).
„Ernst Lissauers Ruf an die Jugend. Zu ‚Aufruhr des Goldes'." Von Richard Kobler (Die Tribühne 1931/32, 4. Köln).
„Heinrich Mann." Von Thomas Mann (Der Lesezirkel XIX, 1. Zürich).
„Bruchstück eines Lebens." Von Jakob Haringer (Der Türmer XXXIV, 2. Berlin).
„Über Walther Harich." Von Erich Jenisch (Das Schauspiel, 1931/32, 3. Königsberg i. Pr.).
„Richard Billinger als Erzähler." Von Karl Rauch (Der Vorstoß I, 46. Berlin).
„Richard Billinger." Eine Lebensskizze von G. Haupt (Der Bücherwurm XVI, 12. Berlin).
„Der Dichter Ferdinand Bruckner." Von Bernhard Blume (Das Schauspiel 1931/32, 2. Königsberg i. Pr.).
„Raum ohne Gott." [„Der Zentaur" von Frank Thieß.] Von Harald Braun (Eckart VII, 11. Berlin).
„Drei Stufen." [Bekenntnisse.] Von Otto Gmelin (Eckart VII, 11. Berlin).
„Grete von Urbanitzky." Eine Frau erlebt die Welt. Von Curt Kohlmann (Die Lese VII, 3. Köln).
„Nationales Weltbild eines katholischen Dichters [Leopold Andrian]." Von Paul Graf Thun-Hohenstein (Hochland XXIX, 2. München).
„Herren und Knechte der Wirtschaft [W. von Kries]." Von Albrecht Haushofer (Deutsche Rundschau LVIII, 2. Berlin).

* * *

„Lord Byrons Tod." Von Walter Heynen (Preußische Jahrbücher CCXXVI, 2. Berlin).
„Paul Valéry." Von Walter Benjamin (Die Literarische Welt VII, 44. Berlin).
„Französische Religiosität." Von Hiltgart Vielhaber (Sozialistische Monatshefte XXXVII, 11. Berlin).
„Ljeßkoff, ein vergessener Hundertjähriger." Von Gertrud Glaeser-Bernewitz (Eckart VII, 11. Berlin).
„Lew Nikolajewitsch Tolstoj flieht auf das Land." Von Kurt Müno (Ostdeutsche Monatshefte XII, 8. Berlin).
„N. Jorga, der Gelehrte und Mensch." Von Adolf Heltmann (Klingsor VIII, 11. Kronstadt).
„Kulturelle Zusammenarbeit in Rumänien." Von Heinrich Zillich (Klingsor VIII, 11. Kronstadt).

* * *

„Sind die Klassiker tot?" Von Eugen Kalkschmidt (Hochland XXIX, 2. München).
„Motivübertragung und ihre Bedeutung für die literarhistorische Forschung." Von W. Krogmann (Neophilologus XVII, 1. Groningen).
„Seelenprobleme der Gegenwart." Von Margrit Noethiger (Die Besinnung V, 5. Aarau).
„Junge Kunst." Von Gustav Schiefler (Deutsche Rundschau LVIII, 2. Berlin).
„Die süddeutschen Landschafter der Romantikerzeit." Von Paul Ferdinand Schmidt (Deutsches Volkstum XIII, 11. Hamburg).

Echo der Almanache

„Goethes Kindheit." Von Friedrich Gundolf (Insel-Almanach auf das Goethe-Jahr 1932):

„... bis jetzt war er der gewisseste Besitz unserer Bildung, ein Maß des Rechten und Schönen. Das ist heute vorbei. Ich sage das nicht klagend, doch auch nicht, um Goethe beizusetzen in den ehrwürdigen Grüften der Historie und unsere Schüler zu entlassen aus seinem Licht. Niemals war Goethe nötiger als heute, da man glaubt, seiner entraten zu müssen, weil Staat, Wirtschaft und Kirche, Gesellschaft und Verkehr heftigere Sorgen haben als den Zauber und das Bild und deren größten deutschen Bewahrer. Aus dem Glauben an ein ewiges Menschentum über alle gegenwärtige Hatz und Bürde hinaus rufen wir Goethe, der die Erbschaft der Griechen und Römer, katholische und protestantische, Renaissance- und Barockvermächtnisse eingedeutscht hat wie kein zweiter. Was aus Homer erschien und mit Nietzsche sich verstieg, das will heut enden: der freie, ganze Mensch ... das wohlgeratene Geistesgewächs, das den Mut hat zum eigenen Dasein und Sosein, hilfreich, edel und gut aus lebendigem Herzen, nicht aus Geboten von Anstalten, Zwecken und Verbänden.

Über die Rebarbarisierung, über das blinde Tosen rechts und links, das Gezappel von Interessengruppen jeder Schicht, deren es immer gab, doch nie so hoffnungslos ohne Gegengewicht getrieben, über die romantische, russische und amerikanische Panik hinweg, über die dürren und die fetten Herden wollen wir den reinen Menschensinn ehren und seinen weisesten Künder: Goethe — einerlei, ob er dauert oder nicht."

„Goethe und die Natur." Von Eugen Kühnemann (ebenda).

„Goethe und der Wandel der Zeit." Von Eduard Spranger (ebenda).

„Betrachtungen zum West-Östlichen Divan." Von Hans Heinrich Schaeder (ebenda).

„Goethes Naturwissenschaft und die philosophische Anthropologie." Von Gunther Ipsen (ebenda).

„Goethes Tod." Von Max Hecker (ebenda).

*

„Die Klassik, ihr Reich und ihre Grenzen." Von Ludwig Marcuse (Reclams deutscher Almanach für das Jahr 1932).

„Klassik und Technik." Von Bernhard Diebold (ebenda):

„Technik ist klassische Ordnung unter eine Krafteinheit, wo man die richtige Funktion ganz sicher von der falschen unterscheiden kann. Technik versucht Gestaltung physischer Bewegungen und Abläufe bis zur letzten logischen Konsequenz des gegenseitigen Aufbruchs von Kraft und Stoff.

Technik duldet keinen Zufall, sondern stellt alle ihre Machinationen unter die Notwendigkeit erdachter Hypothesen, physikalischer Theorien und Gesetze.

Und endlich: Technik reduziert, wie klassische Kunst, die organischen Formen natürlicher Kraftspender auf das Gleichmaß der rhythmischen Form.

Sie kanalisiert die Wildströme in gradläufigen Zielrichtungen; sie rhythmisiert in Turbinen, Hebeln und Hämmern die irregulär gelieferte Naturkraft; sie stilisiert die Materialien bis zur eindeutigsten Nutzform; gewinnt aus Gleichgewicht die ‚schöne' Symmetrie und aus Zentralisation die ‚schöne' Harmonie. Darum ist die Turbine schön, der Aeroplan voller Grazie, der Ozeandampfer erhaben. Der Zweck, der dem Menschen dient, wird sichtbar in der kristallklarsten und logischsten Formgestalt.

In der Technik der Maschinen und in der Technik des klassischen Dramas (und klassischer Typengestaltung) erkennen wir ein Gemeinsames, das nicht nur von der Mechanik, sondern von Intuition und Erfindung erregt und vom ‚Erfinder' gestaltet wird. Klassische Schöpfung aber entspringt dem Keim des organischen Menschen mit Geist und Seele. Technische Schöpfung wird abstrahiert aus den Gesetzen der unorganischen Natur. Gefahr der Klassik: daß sie das geistige Leben systematisiert. Gefahr der Technik: daß sie das Menschliche mechanisiert. Klassik und Technik treffen sich in der menschlichen Zwecksetzung. Ihre Bindung ist Logik. In der Technik als Selbstzweck dient die der Technik innewohnende Logik den physischen Kräften. In der Technik der dramatischen Dichtung dient die immanente Logik der Symmetrie und Harmonie geistiger und seelischer Ordnungen. Lessings Dramen sind dramatische Präzisionsmaschinen. Schillers Jamben erfüllen die genaue Rhythmik einer Kraftzentrale, deren Schwungkraft durch einen einzigen hinkenden Versfuß gelähmt würde."

„Das Todeserlebnis von Lessing bis Bachofen." Von Wolfgang von Einsiedel (ebenda).

„Das klassische Formenprinzip in der neueren deutschen Kunst." Von Karl Scheffler (ebenda).

„Alte und neue Klassik in der Musik." Von H. H. Stuckenschmidt (ebenda).

„Französische und deutsche Klassik." Von Victor Klemperer (ebenda).

„Goethes und Hölderlins Religiosität." Von Werner Deubel (ebenda).

„Goethe im Gespräch." Von Robert Petsch (ebenda).

„Alt-Weimarer Geselligkeit." Von Valerian Tornius (ebenda).

„Mittags zwischen Zwölf und Eins oder Weimar von heute." Von Ilse Faber (ebenda).

„Goethe und die Psychoanalyse." Von Heinz Flander (ebenda).

„Die Brille in der Goethezeit." Von Albert von Pflugk (ebenda).

„Der naturwissenschaftliche Entwicklungsgedanke bei Goethe." Von Wilhelm Bölsche (ebenda).

„Goethe, Hegel, Napoleon." Von Friedrich Karnell (ebenda).

„Das Staatserlebnis der deutschen Romantik." Von Max Fischer (ebenda).

„Berliner Salon." Von Hannah Arendt (ebenda).

„Der Chorus Mysticus." Von Georg Witkowski (ebenda).

*

„Deutsche Betrachtungen zur finnischen Geistesentwicklung im 19. Jahrhundert." Von Walter A. Berendsohn (Deutsch-Nordisches Jahrbuch 1931).

„Ernst Moritz Arndt in Gotenburg." Von Walter Georgi (ebenda).

„Das Ruinenspiel in Visby." Von Magda Bergquist von Marbach (ebenda).

„Eugen Diederichs und sein Verhältnis zum Norden." Von Niels Diederichs (ebenda).

*

„Franz Karl Ginzkey." Von Egbert Delpy (Staackmanns Almanach 1932).

„Symbolik der Handschrift. "Von Max Pulver (Orell Füßli-Almanach 1932).

„Von Goethes Deutschtum." Von Johann Georg Sprengel („12 Jahre Volksverband der Bücherfreunde").

„Die Klassiker dem Volke." Von Franz Rühlmann (ebenda).

„Lesen wir — lesen wir Goethe." Von Franz Servaes (ebenda).

*

„Die dritte Harzreise." Von Lena Voß (Goethe-Kalender auf das Jahr 1932).

„Ein unbekanntes Märchen der Anna Amalia." Mitgeteilt von Josefine Rumpf-Fleck (ebenda).

„Charlotte von Stein und Christiane von Goethe." Von Carmen Kahn-Wallerstein (ebenda).

„Johann Jacob Willemer als Bankier der Hohenzollern." Von Lilly Lessing (ebenda).

„Goethes Reisen und Beschreiben." Von Alfons Paquet (ebenda):

„Aus drei Stufen setzt sich das Goethische Reisen zusammen, das ein Tragen der Fackel ist; aus der Zeit des Anzündens, aus der Zeit des Brennens, aus der Zeit der Gesichte. Auch das Reisen ist ein in sich geschlossener, periodisch gebundener Energieablauf, der an Körperliches gebunden ist wie die Kunst des Tanzes und des Schauspiels. Es ist eine in Beziehung gesetzte Gruppe von Einnahmen und Ausgaben im Kräftehaushalt des Einzelmenschen. Zu der Beherrschung einer bestimmten Arbeitstechnik, die der Reisende wie jeder Künstler braucht, kommt noch ein anderes Notwendiges hinzu: die Gunst der Umstände, der Freiheit, einen Plan nicht nur zu fassen, sondern auch durchzuführen. Der große Reisende ist selten, denn auch die Konstellation der Kräfte, die ihn möglich macht, ist nicht häufig. Goethe glückt es nicht immer. Der Dichter braucht nicht nur die Zeit, die Reise vorzubereiten und sie dann auszuführen, sondern auch die Zeit für das Buch nachher. So braucht er von allem das Doppelte wie der Laie, der ohne Vorbereitung aufbricht, der vielleicht das Ungewöhnliche sieht, aber in seinen Alltag zurücksinkt, ohne das Erlebte wiedergeben zu können. Goethe ist auf seine Weise bis zu dem Punkte vorgedrungen, wo das Ziel sitzt und der Preis zu gewinnen ist, zu dem Überraschenden nämlich, zur Bezauberung des Lesers, der mit dem Reisenden das Ungewöhnliche als das Selbstverständliche, das Bekannte als das Neue, Einmalige erlebt."

„Ein unbekannter Brief Goethes an Christian August Vulpius." Mitgeteilt von Ernst Beutler (ebenda).

*

„Eine Entgegnung." Von Alfred Döblin (S. Fischer-Almanach 1932):

„Marx führt mächtig vorwärts auf dem Wege der Verweltlichung, aber leise schon bei ihm, ganz stark bei dem vulgären und ‚dogmatischen' Marxismus gibt es den verhängnisvollen, immer drohenden Umschlag von Verweltlichung, Naturalismus, in Materialismus. Die klaren und strengen Gedanken von Marx festzuhalten auf der Linie der Verweltlichung, des großen kommenden neuen Naturalismus, der neuen Diesseitigkeit, dafür habe ich geschrieben, und um das schauerliche Abstraktum und den Bildungskäfig zu zeigen, in dem Bürger und Geistige sitzen ... Das Harte wird nur besiegt durch das noch Härtere. Aber es wird leider wenig deutlich, wenigstens in Deutschland, welches der geistesgeschichtliche Ort der Lehre von Karl Marx ist. Es gilt, diese Lehre loszueisen. Völlig vernagelt wird diese Lehre in den Klassenkampf, und sie wird verhindert, ihre mächtige, allgemeine, mobilisierende Wirkung zu entfalten, weil sie noch dazu abgesondert und gestempelt wird zu einem Parteiprogramm, wo sie ein Baum aus deutschem Boden für jedermann ist. Aber mir scheint, es wird sowohl bei Gegnern wie bei Anhängern (und Nichtkennern!) der Lehre noch lange brauchen, bis man dies sieht."

„Arthur Schnitzler." Von Heinrich Mann (ebenda).

„Über das Kinderbuch." Von Otto Flake (ebenda).

„Zuckmayers Komödie." Von Felix Holländer (ebenda).

*

„Die Leipziger Goethe-Feier von 1849." Von Hermann Michel (den Freunden des Verlags F. A. Brockhaus).

„Deutschland." Von Gerhart Hauptmann (ebenda).

„Norwegen." Von Sigrid Undset (ebenda).

*

Abreißkalender:

Kalender katholischer Jugend 1932. (Verlagsbuchhandlung Herder & Co., Freiburg.)

Kalender des Auslanddeutschtums 1932. (Verlagsgesellschaft Ausland und Heimat, Stuttgart.)

Kunst und Leben 1932. (Verlag Fritz Heyder, Berlin Zehlendorf.)

Bards Museums-Kalender 1932. (Verlag Julius Bard, Berlin.)

Max Baurs Kalender 1932. (Verlag Wilh. Radestock Nachf., Leipzig.)

Elly Pertersens Hunde- und Katzen-Kalender 1932. (Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München.)

Deutscher Schulkalender 1932. (Ebenda.)

Beyer-Kalender „Frauenschaffen" 1932. (Verlag Otto Beyer, Leipzig.) (L. W.)

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Geschichten aus dem Wiener Wald." Ein Volksstück in drei Teilen. Von Oedön Horváth. (Uraufführung im Deutschen Theater am 2. November 1931.)

Oedön Horváth hat offenbar der Wunsch geleitet, dem sentimentalen, verkitschten wiener Volksstück die „Wahrheit" entgegenzustellen. Auf die Entdeckung des wiener Kleinbürgers ist er ausgegangen. Und hatte ein Auge, zu sehen.

Hoffte er zugleich, in sein Wirklichkeitsbild Motive aus dem gang und gäben, traditionsgeheiligten wiener Volksstück hinüberretten zu können?

Er kam, um zu sehen, und sah. Ungewöhnliche Charaktere vermochte er zu erfassen. Sie bilden das Knochengerüst seines Stücks und werden zugleich zu Trägern der Handlung. Da ist der junge Mensch, in Arbeitslosigkeit entnervt, ein bißchen frivol, ein bißchen sentimental, sehr faul; sehr feige; unböse; aber zu jeder Schlechtigkeit aus Schlendrian fähig. Das junge dumme Ding, von ungewöhnlicher Dummheit, aber

von einem Aufrichtigkeitsdrang erfüllt, der beides herbeiführt: ihr jeden Halt zu rauben, aber auch ihre letzte Konsequenz zu sichern. Der wiener Bürger, der über seiner Bürgerlichkeit jedwedes menschlichen Empfindens verlustig geht. Die alte Bürgersfrau, von letzter Härte, die aus ihrer hohen moralischen Selbsteinschätzung sich ein Recht auf jede Untat herleitet. Die Handlung führt den jungen Menschen, das dumme junge Mädel zusammen. Sie verläßt auf ihrem Verlobungsfest ihren Bräutigam, um sich diesem Fant hinzugeben. Sie haben ein Kind miteinander, das die alte Bürgersfrau, heimtückisch-moralisch, Krankheit und Tod aussetzen wird. Der junge Mensch verläßt das Mädel, sie sinkt „von Stufe zu Stufe" und — findet zum guten Schluß zu ihrem ersten Bräutigam zurück. Über solchem Knochengerüst das „Fleisch" der wiener Volksstückszenen.

Wie nun ist es um die „Wahrheit" bestellt, die Horváth dem wiener Volksstück entgegenhalten wollte?

Horváth, der sich hier als ausgezeichneter Beobachter und durchaus selbständiger Menschengestalter erwiesen, fand diese „Wahrheit" leider nicht bei sich selber. Sondern bei Wedekind. Von Wedekind übernahm er die Handlungsführung, die Blickeinstellung. Die „Geschichten aus dem Wiener Wald" sind eine Abwandlung von Wedekinds „Musik". Daß die Handlung, dies „Von Stufe zu Stufe" des Mädchens, der der „Musik" ähnelt, würde nicht viel verschlagen. Bliebe, da die Charakteristik bei Horváth selbständig ist, unwesentlich. Aber, daß einer, der innerlich auf Selbständigkeit angewiesen ist, wie Horváth, Empfindungsweise, Stilisierung, das gesamte Weltbild (um es pathetisch auszudrücken) übernimmt, das gibt diesen „Geschichten aus dem Wiener Wald" den eigentümlich tauben Klang.

Hier ist einer, der Wedekind geigt, aber ohne dessen siegreiches Temperament, ohne diese grotesk-zwingende Bogenführung; ein talentierter Wedekind-Epigone.

Diesmal. — Horváth versucht sich in jedem Stück in neuer Weise, und immer rühmt man sein Talent und nie das Stück.

2.

„Die Heilige aus U. S. A." Historie in zwölf Bildern und einem Vorspiel. Von Ilse Langner. (Uraufführung im Kurfürstendammtheater am 5. November 1931.)

Undenkbar, daß eine Bewegung wie die Christian Science von einer nur Bösartigen, Betrügerischen, Geldgierigen ins Leben gerufen worden sei, undenkbar auch für den, der die Christian Science verwirft, eine Verirrung in ihr erblickt. Nur aus Glauben erwächst Glaube; immer muß ein Fluidum zwischen den Geistern gewesen sein, wenn geistiger Zusammenschluß erfolgt.

An diesem „Undenkbar" scheitert Ilse Langners Historie. Den „tribus impostoribus" gesellt sie die Mary Baker-Eddy als vierte bei. Das setzt ein Ausmaß von antiquiertem, antidiluvianischem (wenn man den Weltkrieg als die große Flut empfinden will) Nationalismus voraus, der für uns zum „Undenkbaren" führt.

Vermag man sich mit einem Saltomortale über das „Undenkbar" hinwegzusetzen, so ist die schriftstellerische



Ilse Langner
(Foto-Atelier Jutta Selle, Berlin)

Gewandtheit Ilse Langners — die szenenweise durchaus zu Bühnengewandtheit wird, anzuerkennen. Zum mindesten die Charakteristik der Baker-Eddy führt sie — nachdem sie ihr Bild derart erfaßt hat — folgerichtig durch, Nebenfiguren erlangen Typengeltung. Sie macht dazu auch annehmbares, der Tagesmode dienendes „Zeittheater". Aus den Anregungen von Shaws Nachspiel zur „Heiligen Johanna" schöpft sie ihren wirksamsten Auftritt, mit den Zeugnissen für und wider die „heilige Frau". Aus einem Epigramm, das ihr, soviel ich weiß, die Wirklichkeit vorsprach, gewinnt sie die Lösung eines (ungestalteten) Problems, in jedem Fall den bühnenwirksamen Abschluß. Kraft scheint in ihr zu stecken und Resolutheit. Nicht kraftlos ist ihre „heilige Frau".

3.

„Die Herde sucht." Schauspiel in drei Akten. (14 Bildern). Von Fred Neumeyer. (Uraufführung im Schiller-Theater am 10. November 1931.)

Ein Neues wagt sich hier zutage. Ein Kollektiv ist nicht nur „Held" des Dramas, ist, was sehr viel mehr besagen will, Träger aller Kraft. Ist somit Schicksal.
In einem Elendsquartier der Großstadt rotten sie sich zusammen. Was sie gemeinsam haben, ist nichts als seelischer Hunger. Ein unbestimmtes, unbewußtes



Fred Neumeyer
Zeichnung von B. F. Dolbin

Verlangen läßt sie nach einem Führer schreien, gleichviel, wohin die Führung treiben mag.
In einem unter ihnen ist unbestimmte Kraft. Er fühlt sie, weiß nichts damit anzufangen. Ob die Kraft nicht dazu dienen könnte, ein krankes Kind zu heilen? Er versucht es. Der Versuch mißlingt. Kraft des Versuchs aber ist er dieser hungernden Schar zu seelischer Speise, zum Führer, zum „Vater" geworden. Um ihn schließt sich das Kollektiv zu einer Sekte zusammen.
Die Kraft des Kollektivs wirkt weiter. Jetzt, nachdem der Führer gefunden, zündet sie in einer Frau. Die hat nunmehr ihren Glauben. Übernimmt ihn vom Führer, glaubt an ihn. Zu einem Glaubenswerkzeug wird er ihr, das sie in ihrer Weise handhabt. Zunächst ihn belehrend, bald genug ihn ausnutzend, endlich ihn beiseite schiebend. Inzwischen ist die Sekte sich Selbstzweck geworden. Ihr Anwachsen bedeutet Erfolg. Die Kraft aus dem Kollektiv reißt diese Frau auf den Erfolgsweg, der öffnet sich breit und einladend: das Kollektiv schwillt an. Und nun das Eigentümliche: das Kraftanschwellen des Kollektivs stärkt die Frau, zehrt an dem Mann, der Führer und Vater hieß.
Fred Neumeyer ist ein Deuter des Unbewußten, wie wir deren in Deutschland bisher kaum gefunden haben. Sein Kollektiv ist das Unbewußte schlechtweg, es führt sein eigenes Dasein, und dem verschlägt es nichts, daß scharf profilierte Köpfe aus dem Kollektiv herausragen, es, wenn man so will, ausmachen. Das Unbewußte dominiert aber auch in der Einzelcharakteristik. Dieser Führer und „Vater" sucht sich dauernd und findet sich nicht. Er fühlt die Kraft in sich, und weiß sie nicht zu deuten. Er empfindet seine Mission und findet kein Wort dafür. Drängt sich ihm aber ein Satz auf die Lippen, so bleibt er unverstanden, nicht sowohl von den anderen, die ihre eigene dumpfe Sehnsucht darin wiederzuerkennen glauben, als unverstanden von ihm selber.
Ganz anders die Frau. In ihr werden Verstandeskräfte rege, nur daß die durchaus nicht geistige Ziele, sondern Nützlichkeitszwecke setzen.
Fred Neumeyer ist ein völlig Echter. Er macht keine Phrasen. Er spricht nie ein Wort aus sich. Er tritt hinter sein Kollektiv zurück und atmet aus ihm. Man kann ihm verstandesgemäß nachgehn, und kommt dabei auf seine Rechnung. In seiner Gestaltung als solcher aber scheint nichts Verstandesgemäßes zu sein. Vielmehr etwas Schöpferisches.
Man steht am Wege und wartet auf ihn.

Ernst Heilborn

München

1.

„Das Gesetz in dir." Schauspiel in fünf Aufzügen. Von E. G. Kolbenheyer. (Uraufführung im Residenztheater am 14. November 1931.)

Wer nun plötzlich darüber erstaunt, daß Kolbenheyer gar kein Dramatiker und überhaupt kein Gestalter auf der Szene, sondern ein Philosoph ist, kommt mit seinem Überraschtsein zu spät; denn schon das Schauspiel „Jagt ihn — ein Mensch!" war doch eigentlich nichts als eine Kette von geistigen Auseinandersetzungen, von Erkenntnissen und Sprüchen gewesen. So sehr gleichen diese Dramen in ihrer Technik einan-

der, daß es jedesmal erst der vierte Akt ist, der die Handlung bewegt, dann aber auch schon mit einem Knall explodieren läßt.

Die Tochter eines Universitätsprofessors an einer kleinen Universität verliebt sich beim abendlichen Jazz in den Sprößling eines Bankhauses. Der Vater ertappt die beiden, als sie sich des Nachts merkwürdigerweise gerade in sein Arbeitszimmer zurückziehen. Des gastlichen Heims verwiesen, wird der junge Kavalier am nächsten Tag mit der Tochter flüchtig. Da er aber dabei auf seiner Bank eine größere Summe unterschlagen hatte, sieht sich das Mädchen mit in den Schmutz gezogen, von dem sie nur gemeinsamer Freitod reinigen würde. Als jedoch das Leben Sabines durch Herzschuß geendet hat, findet Harry nicht mehr den Mut, mit demselben Browning sich zu richten, und tut es erst, nachdem ihn der Professor, der dem Paar nachgereist ist, mit vernichtenden Vorwürfen dazu zwingt. Ende, daß sich dann der Professor der einen Bluttat selber bezichtigt, auch er, um sich zu reinigen, da er sich ein Richteramt angemaßt hatte, das allein der Gemeinschaft zustünde.

So Kolbenheyers Philosophie. Er predigt den Willen zur Gemeinschaft. Sei es nun analytische Psychologie, sei es die Lehre des Biologen, er weiß, daß von Geschlecht zu Geschlecht ein lebendiges, unendliches Gewebe geht, das uns fortlaufend in Gedanken, Trieben und den Lebensgründen zusammenbindet. Darum von der Vergangenheit her das Schicksalhafte. Darum aber auch für die Zukunft das Gebot der Verantwortung. Der Professor predigt es in jeder Lage. Aber welch ein Prophet! Statt diese Lehre durchaus zu verwirklichen, zu leben, wollte der Vereinsamte schon nach einem müden Eingangsmonolog Schluß mit sich machen. Ist er also überhaupt berechtigt, die Gesinnung des Dichters zu verkünden? Oder soll er sie gar nicht verkünden? Ist seine Tragödie lediglich ein Sonderfall, das Schicksal eines in sich Zerrissenen, zumal er auch noch die Gabe des zweiten Gesichts hat, Menschen zu sehen, die bald sterben müssen? Oder ist es die typisch deutsche Tragödie des verschwärmten Idealisten? Oder die nicht minder germanische eines überfeinen Gewissens? Es wogt alles durcheinander in diesem Schauspiel. Einerseits die darstellenden Formen: neben dem platonischen Dialog, unablässig und aus aller Mund die Maximen zur Lebensführung; aus der Novelle die Zufälligkeiten, aus der Kriminalistik die Verwicklung. Anderseits die verschiedenen Anschauungsweisen: die psychologische wie die parapsychologische und das logisch Ethische. Als der Alte vom Landjäger befragt wird, ob er den Jungen erschossen habe, antwortet er: „Ich — habe — ihn — getötet", und zum zweitenmal befragt, weicht er noch deutlicher aus: „Der Junge... würde heute noch leben. Er ist tot durch mich." Das ist eins der sophistischen Mittel Kolbenheyers. Als der Alte Zeuge der verstohlenen Liebesannäherung wird, ruft er dem Jungen zu: „Sie haben... eine Lustbeute aus dem Hause davontragen wollen." Das ist nur eine von den gewundenen Wendungen.

2.

„Komödie vom Sterben." In vier Akten. Von Karl Kurt Wolter. (Uraufführung durch das „Schauspiel der Gegenwart" im Steinickesaal am 13. Oktober 1931.)

Ein Rahmenspiel. Zwischen der ersten Szene, in der ein Buch aufgeschlagen wird, und der letzten, in der die Worte des Anfangs verklingen, zieht der Traum des darüber auf der Ottomane Eingeschlafenen. Viele trübe Bilder aus der Tretmühle des Lebens. Viele Songs als Chor. Es ist ehrlich, daß der Dichter seine Anreger gar nicht verdeckt. Und ob der Einundzwanzigjährige seinen Pessimismus angelesen hatte, ehrlich ist schließlich auch der, weil manche Jugend vor sechs Jahren pessimistisch war und weil sie Grund hatte, es zu sein. Freilich hinkt das Stück jetzt nach. Aber wie es den Wert eines Bekenntnisses und den eines Zeugnisses behält, gilt auch immer noch die Probe des dichterischen Talents, das in Wolter sicherlich steckt. Das Spiel ist zudem straffer als die Kritik im Hinblick auf die lose Szenentechnik anerkannte; denn wenn es auch durch Wiederholungen erlahmt, so hat es doch die ideelle Einheit in dem Bibelspruch, daß das Leben Mühe sei und daß es deshalb mitunter wohl auch köstlich ist. Jedermann muß seine Schwere und vor allem auch seine Leere tragen, eben damit das Sterben einmal um so leichter falle. Die Nachtgesichte, die das vorführen, wirken mehr durch den Rhythmus als durch visionäre Erfindung, und ihre Worte mehr durch Betonung und Vertonung als durch den Ton. Immerhin, Wolter pocht von Szene zu Szene und er klopft, kein Parteigänger der Erotik, keiner der Politik, ein Philosoph, wieder einmal um den Sinn des ganzen Lebens.

Joseph Sprengler

Dessau

„Nacht an Land." Schauspiel in sechs Bildern. Von Willm Reupke. (Uraufführung im Friedrich-Theater am 4. November 1931.)

Das Studio des Friedrich-Theaters brachte eine beachtenswerte Uraufführung, ein Schauspiel in sechs Bildern „Nacht an Land" von Willm Reupke. Das Stück heißt eigentlich „London Docks" und deutet mit diesem Titel schon seinen Inhalt oder wenigstens sein Milieu an. Es spielt im londoner Hafen, in den an

einem Abend der Dampfer Milwaukee nach langer Seereise eingelaufen ist. Im Maschinenraum werfen die Heizer die letzten Schaufeln Kohlen auf, und nun tritt das Leben wieder in den Vordergrund, das Leben im Hafen mit seiner Lust, seinen Weibern, eine Nacht an Land. Am Kai rettet Cockflame, der Heizer, das Mädchen Lo aus den Fluten. Ihr Gassendasein galt ihr nichts mehr; Liebe suchte Lo, aber fand nur Lust. Deshalb warf sie ihr Leben von sich. Cockflame nimmt sie zur Frau, in der Hafenkneipe werden sie vom Dockpfarrer getraut. Nach der einen Nacht weiß Lo nun wirklich, was Liebe ist. Sie will den, den sie mit Namen kennt und mit Namen nennt, nicht von sich lassen. In Cockflame aber kämpfen Liebe und Pflicht, bis die letztere siegt. Tim, der Kapitän, dessen Frau ihm untreu geworden, macht nun Frau Lo wieder zur Dirne. Aber Li, seine eigene Frau, ermordet ihn. So verzweifelt Lo an der Welt und an der Liebe, die eben erst voll über ihr aufgegangen war. Lo soll Tim getötet haben, und willenlos ergibt sie sich der Polizei. Cockflame ist inzwischen mit der Milwaukee ausgelaufen. Auf See draußen erfährt er von dem Tod des Kapitäns, erfährt er von der Tat, die seine Frau begangen haben soll. Hinauf auf Deck rennt er, springt in den Nebel, in die Flut. Er will wieder zu seiner Frau. Das Menschenleben soll wieder voll Liebe sein. Das ist die knappe Handlung, die Reupke ohne große Worte in aller Einfachheit gestaltet. Besonders gelingt ihm die Zeichnung des Milieus. Selten ist die Hafenwelt so bildecht und lebenssicher eingefangen worden; Stavenhagen und Gorch Fock fassen sie von ganz anderen Kunstgrundlagen auf. Reupke, der an der Wasserkante daheim ist, zeigt sich insofern als beachtenswertes Talent, als er mit ganz geringen Mitteln den Stoff zu starker Spannungskraft zu bringen weiß. Bei diesen Menschen, deren Geschicke er kennt, ist alles einfach und urecht; Überlegung gibt es nicht viel, wenn sie eine Nacht lang an Land sein dürfen. Sie sind unkompliziert, ringen nach Worten wie sie auch nach Leben, nach Liebe — in den verschiedensten Variationen — ringen. Wie gesagt, ein Werk, das in dem Wust der Theatertagesware durchaus Beachtung verdient. Heinrich Schleichert

Altenburg

„Freiheit aus den Atomen." Schauspiel in vier Akten. Von Walter Naumann. (Uraufführung im Landestheater am 30. Oktober 1931.)

Dieses Schauspiel um die Energiegewinnung aus den Atomen stellt sich mitten hinein in die gegenwärtige Weltwirtschaftskrise; man kann sogar sagen, daß deren Schwierigkeiten für den Held des Stücks, den leitenden Dr. Ingenieur eines Elektrokonzerns zur treibenden Kraft geworden sind. Der Auswertung der von ihm technisch vollendeten und praktisch durchführbar gemachten Atomzertrümmerung — diesen letzten Sieg des Menschen über die Natur nimmt Naumann der Wirklichkeit vorweg — stellen sich von seiten seiner Direktion, die wohl die Versuche finanzierte, den Vorvertrag erfüllen und ihm zwölf Millionen für die Erfindung zahlen will, die größten Schwierigkeiten entgegen. Denn eben hat man ein Fabrikationsprogramm für fünf Jahre beschlossen, Kapitalien dafür investiert, riesige Aufträge erhalten. Gerade die allgemeine Krise ist, so sagt der „erfahrene" Direktor, der beste Boden für die „ruhige" und „sichere" Entwicklung der Firma. Mehr als nur Egoist aber ist der Erfinder. Darum fordert er die radikale und sofortige Auswertung seiner Patente, darum verlangt er, um Mißbrauch zu hindern, für sich selbst dabei die Führung.

Sein Kampf gegen die Direktion, zuerst noch Mann gegen Mann, dann vor dem Schiedsgericht der Regierung, in der Presse und der Volksversammlung ist der Ablauf des Schauspiels, in dem der junge Erfinder elend unterliegt; denn alle, mit denen er zusammenkommt, die Richter und Journalisten, die Parteien und die Menge des Volks glauben nicht an die Reinheit seines Wollens. Lediglich ihr eigenes Schäfchen trachten sie ins Trockene zu bringen. In der Realität des Lebens würde der Erfinder resignieren, bei Naumann schwingt er sich auf zur Bejahung der Zukunft, zum gläubigen Optimismus. Er nimmt das ihm gebotene Geld, um dann vom Ausland her die Zweifler und Gegner zu überzeugen.

Ob er Erfolg hat, beantwortet Naumann noch nicht, sein eigener Positivismus jedoch läßt es ihn hoffen.

Der Aufbau des Stücks ist ungeheuer konzentriert, ohne jede Nebenhandlung und dramatisch bis ins letzte gespannt. Die Haupt- und Nebenpersonen sind, man möchte beinahe schreiben: mit technischer Präzision, sicher gestaltet. Die zum Höhepunkt werdende Volksversammlung des dritten Akts erinnert zum Teil an die wuchtigen Szenen des Büchnerschen Dantons.

Wenn es Naumanns Absicht war, mit seinem Stück die Diskussion um das technische Problem fruchtbringend zu beleben, so hat er sie sicher erreicht, zugleich aber ein wirksames Theaterstück geschaffen. Erich Otto Funk

Hannover

„Madame Tallien (Directoire)." Schauspiel von Carl Credé. (Uraufführung am 1. November 1931 im Städtischen Schauspielhaus.)

Carl Credé, als Zeitdramatiker bekannt durch die Propagandastücke um den Paragraph 218 und um eine konstruierte Justizkrise, gelüstete es nach höheren Ehren.

Er griff den großen Theatercoup der Weltgeschichte auf, die französische Revolution, schnitt ein Stück von einem Stückchen daraus zu ein paar Bildern zurecht und zimmerte ein Drama. Aber ein dialogisierter Bilderbogen ist noch lange kein Drama. Credé will das Doppelspiel einer Frau zeigen, die zwar den Erzrevolutionär Tallien heiratet, aber mit dem Herzen bei den Bourbonen ist und schließlich mit einem Aristokraten, dem Geliebten ihrer Jugend, davongeht. Der Ausdruck „Königin der Liebe", mit dem Credé diese Madame Tallien mehrmals beehrt, soll andeuten, was ihm mit der Gestalt einer durch Erotik aufsteigenden Frau vorgeschwebt hat. Aber sie ist ihm nicht nur in der Zeichnung völlig mißraten, sondern hat auch keinen Platz im Aufbau des Ganzen. Die Lust am Bilderbogen überwuchert alles. Der Sturz Robespierres, der Aufgang Napoleons, eigentlich Begleitthemen, drängen sich in voller szenischer Breite vor, gesehen allerdings aus der Boudoirperspektive. Auch hier ist überall Klischee, bloße Übernahme geschichtlicher Vorgänge und Äußerungen. Wir sehen nicht einmal Menschen, nur Kostüme und Uniformen. Der Dialog vollends ist billigste Fertigware. Es kam nur zu einem lauten Aufführungserfolg.

Kurt Voß

Stuttgart

„Mademoiselle Docteur." Ein Bühnenstück in zehn Bildern nach Motiven aus H. R. Berndorffs Buch „Spionage". Von Otto Alfred Palitzsch. (Uraufführung im Württembergischen Landestheater am 31. Oktober 1931.)

Spionage ist ein gefährlicher Lebensberuf, aber ein ungefährlicher Bühnenstoff: Befürchtungen ob der Wirkung sind überflüssig. Den kriminalromanhaften Effekten geben die geschichtlichen Hintergründe, auch die vaterländischen Beweggründe, noch erhöhte Kraft und Bedeutung.

O. A. Palitzsch nahm einen schon vorgeformten Stoff, zwei Kapitel aus Berndorffs vielgelesenem Spionagebuch, in denen von der, angeblich historischen, Vorkriegs- und Kriegstätigkeit der Annemarie Lesser, genannt Mademoiselle Docteur, der „größten deutschen Spionin", berichtet wird. Der Bühnenautor wollte sich aber — Respekt vor dem Theater! — in seiner kinohaften Bilderreihe nicht mit den Spannungsreizen begnügen, die nahe bei den geheimnisdüsteren Hintertreppen der Weltgeschichte verborgen liegen. Er zeigt die Meisterspionin nicht nur in den Listen, Überraschungen und Todesgefahren ihres äußeren Daseins (als Malerin, als Offiziersliebchen, als Korporalsbraut, als spanische Rote-Kreuz-Dame, auf belgischen Landstraßen, im brüsseler Palasthotel, im pariser Café, im Feldlazarett hinter der Marnefront) — er ist auch bemüht, etwas von ihren seelischen Konflikten, ihrem inneren Schicksal zu geben. Er versucht deutlich zu machen, wie sie zur Spionin wird, wie die junge Geliebte des zum Spionagedienst gezwungenen Eisenbahnoffiziers, nach dessen Tod einsam und verzweifelt, die große Aufgabe übernimmt, und er müht sich, ihren körperlich-seelisch-geistigen Zusammenbruch zu gestalten, die Katastrophe einer am Kriegsende von Kampf, Alkohol und Morphium völlig zerstörten Frau, die dem eiskalten Spionagefachmann schreiend ihre Einsicht in die Sinnlosigkeit ihres zerstörenden Tuns bekennt.

Aber das alles ist nur andeutungsweise gelungen. Es fehlte die dichterische Kraft, die dieses Schauspiel wirklich aus den Sphären des gehobenen Kriminalstücks in tieferpackende, schicksalgestaltende künstlerische Bezirke hätte hinüberführen können. Die zehn Bilder — auch in der äußeren Wahrscheinlichkeit nicht immer einwandfrei — fügten sich nicht zu dem gewollten Sinnbild zusammen. Daran, daß das Stück eine Fülle bühnenwirksamer Einzelheiten und eine Bombenrolle enthält, wird dadurch natürlich wenig geändert.

Hermann Strenger

Bochum

„Hochstaplerkomödie." In einem Vorspiel und drei Akten. Von Robert Neumann. (Uraufführung im Stadttheater Bochum am 21. November 1931.)

Diese Dramatisierung der „Hochstaplernovelle" desselben Autors soll eine Art „comédie humaine" sein, eine Bloßstellung moderner Gesellschaftsmoral. Im Vorspiel entfaltet sich am Lido eine mondäne, parfümierte „culture", im Spiel selbst eine balkanesische Afterzivilisation ohne Lift und ohne W. C. Im Vorspiel überwiegen die „potentiellen" Hochstapler, im Spiel sinkt das gesellschaftliche Niveau, und die Hochstapelei steigt im Kurs. Was der elegante Betrüger zunächst an oft erprobten Taschenspielertricks vorführt, wiederholt mit der gleichen Sicherheit sein schäbigerer, robusterer Zunftgenosse. Die Personen des Vorspiels kehren unter anderen Namen und in anderer Aufmachung wieder. Ausnahmen machen der Gentleman-Hochstapler, eine prächtige Imitation englischen adligen Snobtums, und der deutsche Professor, eine amüsante Karikatur deutscher „Kultur". Was dem Vorspiel, das sich von funkelnder, beziehungsreicher Konversation und von den fast programmäßig erledigten Hochstapeleien des sich von Anfang an demaskierenden Lords nährt, an Handlung mangelt, wird in den letzten Akten mit allen erdenklichen melodramatischen Mitteln nachgeholt. Der zweite Akt ist ein nächtliches Bacchanal im

Seepavillon auf der Odysseusinsel, hier vollzieht sich die „Verzauberung" sogar an dem Professor und an dem Lord. Der Lord läßt sich vom Gefühl überrumpeln, spannt dem rumänischen Fürsten die Frau aus; Lord und Fürst erkennen an dem gleichen Erpressertrick, daß sie gleichen Geblütes sind, der eine erkennt dem anderen die Satisfaktionsfähigkeit ab. Gemeinsam nehmen sie einen „dicken Herrn" mit dem Gattungsnamen Meyer als neues Opfer in Empfang. Das ist ein Schluß, aber kein Ende. Das Ganze eine brillante Unterhaltung mit geistvollen und gepfefferten Witzen und köstlichen, dem Leben abgelauschten Typen. Die angeblich aufs Ethische zielende Satire und die überlegene Ironie gehen über in Sentimentalität und Romantik und schließlich in Tragik und Tragikomik. Und zum Schluß kommt sich der Zuschauer selbst wie ein Geneppter vor. Karl Arns

Erfurt

„Die Großstadt mit einem Einwohner." Ein Spiel in fünfzehn Bildern. Von Walter Gilbricht. (Uraufführung im Stadttheater am 29. Oktober 1931.)

Ein Kupfergräberdrama in Alaska. Dort ersteht aus Spekulationsgründen die Großstadt „Phönix" auf unfruchtbarem Hochplateau. Tausende von Abenteurern suchen für einen neuyorker Börsenmagnaten nach Kupfer. Der Weltkrieg steigert die Konjunktur. Der Börsenmann würgt die Ansiedler mit Hunger und versperrt ihnen den Rückweg. Bekämpft wird er nur von dem früheren Besitzer des Plateaus, einem Beschaulichkeitsfanatiker. Im Winter geht der Krieg zu Ende, Kupfer stürzt im Preise, die Siedler werden zurückbefördert, die große Stadt leert sich. Sie versinkt im Schnee. Als alleiniger Bewohner, haßerfüllt gegen den Betrieb des Hochkapitalismus, bleibt der Mann der Beschaulichkeit zurück.

Ein Dramatiker hätte diesen Stoff vielleicht gestalten können. Gilbricht versagt. Er fertigt lange, unzusammenhängende Dialoge, verliert sich in Nebensächlichkeiten und gebraucht das naive Pathos der Jahre um 1922. Schon zu Beginn seiner Szenenfolge läßt er einen Emissär des Millionärs den ganzen Hungerplan ausplaudern und unterbindet damit jede Möglichkeit einer Steigerung. Die Kraft zu neuer Konflikthäufung bringt er nicht auf. Seine Menschen sind flächig gesehen. Sie sind, wie stets in der Gebrauchsdramatik des Dilettanten, entweder Zyniker oder Romantiker, ihre Sprache ist vollkommen unglaubhaft.

Das Stück hat eine Vorgeschichte. Gilbricht hat im Juni vorigen Jahres in einigen berliner Blättern Bert Brecht des Plagiats beschuldigt. Brecht soll die „Großstadt", als sie im Jahre 1928 dem Piscator-Kollektiv zur Prüfung vorlag, gelesen und danach den „Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny" verfaßt haben. Gegen diesen Vorwurf hat Brecht sich verwahrt. In einer Erwiderung erklärte er, Gilbricht sei der Plagiator. Zu diesem Streit soll hier nicht Stellung genommen werden. Erinnert sei aber daran, daß im pariser Pigalle-Theater inzwischen, nämlich im Oktober 1930, die Komödie „Donogoo" von Jules Romains zur Uraufführung kam. Auch in dieser Komödie wird die Schwindelgründung einer Goldstadt durch Börsenmanöver geschildert — nur mit umgekehrten Vorzeichen. Romains aber wußte zweifellos nichts von Gilbrichts Stück. Erich Hoogestraat

Gera

„Fritzische Rebellion." Schauspiel in fünf Bildern. Von Ernst Geyer. (Uraufführung im Reußischen Theater am 7. November 1931.)

Diese fünf Bilder um Friedrich den Großen, wie das Stück eigentlich heißen müßte, denn von Rebellion ist nur sehr wenig zu spüren, sind der Versuch einer dramatischen Biographie, der aber nicht in allen Teilen geglückt ist. Durch jahrelange Beschäftigung mit der geschichtlichen Person des Helden hat sich der Autor eine von der Realität mehrfach abweichende Vorstellung dieses fürstlich-absolutistischen Freigeistes gebildet, die er uns nunmehr nahezubringen sucht. Dabei ist seine Haltung durch Sachlichkeit und neueste Psychologie bestimmend beeinflußt und erinnert stark an die Klassik; sie beschränkt sich darauf, den König, der Institution ist, lediglich als Menschen zu sehen, und behauptet, daß dieser ein bedauernswertes Geschöpf sei, denn alle seine menschlichen Eigenregungen würden durch die harten Notwendigkeiten des Staates rücksichtslos erschlagen.

Da aber die Einwirkungen der auf Friedrich bei seiner Thronbesteigung wartenden Pflichten auf seine der Kunst zugewandte Seele — das erste Bild spielt in Rheinsberg — Probleme nur in der fürstlichen Brust hervorrufen, wäre der Vorwurf wohl geeignet für eine essayistische Charakterstudie, nicht aber für die dramatische Behandlung. So fallen die fünf Bilder, wenn sie nicht durch eine große Schauspielerleistung zusammengehalten werden, auseinander; denn Theaterdonner als Zwischenaktsmusik schafft allein noch keine Verbindung.

Da die notwendige glückliche Darstellung hier möglich war, fand das Stück bei seiner Uraufführung einigen Beifall. Die von manchen in Geyer gesetzte Erwartung dramatischer Erneuerung, die angeregt war durch die

vor Jahren hier uraufgeführte Apokalypse, hat er in dieser Arbeit leider noch nicht erfüllt.

Erich Otto Funk

Gießen

„Mary und Lisa." Kammerspiel in vier Akten. Von Sigmund Graff. (Uraufführung im Stadttheater Gießen am 20. November 1931.)

Der Autor des vieraktigen Kammerspiels „Mary und Lisa" — der sich bereits mit dem Kriegsstück „Die endlose Straße" und mit dem Burschenschafter-Schauspiel „Die einsame Tat" bekanntgemacht hat — stellt ein Problem zur Diskussion, das sich eigentlich eher für eine novellistische Behandlung geeignet hätte. Es geht hier um die zartesten und leisesten Beziehungen, die zwischen drei Menschen denkbar sind; drei Menschen tragen die Fabel, ein Mann und zwei Frauen, das heißt nach alter literarischer Tradition: der Mann zwischen zwei Frauen. Aber das berühmte Motiv des Grafen von Gleichen erhält hier eine Akzentuierung, die den Mann ein wenig aus dem Zentrum des Spiels herausrückt.

Die verheiratete Frau (Lisa), der zum Glück ihrer Ehe mit dem geliebten Mann (Rolf) nur das Kind fehlt — und immer versagt bleiben wird —, bittet ihre mit vier Kindern gesegnete Freundin (Mary) um einen Liebesdienst, der nur aus der zur Verzweiflung getriebenen Muttersehnsucht der jungen Frau zu begreifen ist: sie will Rolfs und Marys Kind als ihr eigenes annehmen. Aber es erweist sich, daß man nichts berechnen und erzwingen kann wider die Natur: Mary hat nicht die Kraft zum Opfer, sie läßt sich das Kind nehmen, das ihr doch nie gehören dürfte; und löst sich aus der Gemeinschaft der Eheleute, die aufs neue versuchen werden, ihr schweres Schicksal zu tragen.

Der Autor selbst legt auf die (spärliche) Handlung weniger Wert als auf Stimmung, Zwischentöne, Hintergründe und (eine oft allzu aufdringliche) Symbolik.

Hans Thyriot

Chemnitz

„Till Eulenspiegel." Komödie in einem Vorspiel, drei Aufzügen und einem Nachspiel (7 Bildern). Von Friedrich Hedler. (Uraufführung im Schauspielhaus am 7. November 1931.)

In formaler Hinsicht beweist die Holzschnittechnik dieser locker gereihten Bilderfolge den vom Autor beabsichtigten engen Zusammenhang seiner Schalkskomödie mit der primitiven Eulenspiegelsaga. Dadurch aber, daß Hedler in jenem selbst im Tode seiner unwandelbaren Schalksnatur treuen und ziemlich simplen Till die Verkörperung des „Ecce homo-Symbols" aufzeigen möchte, muß er die aus dem Volksbuch sich ergebende Seelenstruktur Tills wesentlich ändern. Diese durchaus mögliche Neuzeichnung von Tills Charakter zum Zweck der stärkeren Betonung des Rein-Menschlichen wäre überzeugender, wenn sie nicht wie hier fast nur in Worten, in besinnlich-sentimentalen Reflexionen zum Ausdruck käme und wenn Hedler sie ohne Kompromisse und streng seiner Zielsetzung gemäß durchgeführt hätte. So aber ist in diesem Werk die zeitfarbige Komödie einer unbeschwerten Lebensart vermischt mit einer von allen zeitlichen Bindungen fast losgelösten Tragödie des Lebensschmerzes, ohne daß die Tendenz des zweiten und dritten Teils bis zu ihrem Ende, bis zur Läuterung Tills zum abgeklärten opferbereiten Lebensphilosophen fortgeführt wäre. Hedlers Komödie ist in ihrer szenischen Bildwirkung sehr markant und in ihrer vom Ernst eines dichterisch Empfindenden erfüllten Sprache von reifer Wirkung.

Kurt Eidam

Echo des Auslands

Französischer Brief

Jugendliche Autoren des Verlages Gallimard treffen sich im Frühling und im Sommer in Port Cros, einer kleinen Insel im Mittelmeer, die von Ausländern kaum besucht wird, zu der Touristen auch nur selten hinüberfahren, die aber trotz der Vernachlässigung durch die Fremden eine stolze Vergangenheit hat. Phönizier bewohnten sie einst. Plinius und Ptolomäus besuchten sie. Kelten sind in ihren felsigen Häfen gelandet. Araber haben sie durchstreift. 1481 fiel sie mit den anderen Iles d'Hyères an Frankreich. Seit 1921 gehört sie Henri Marcel. Von dem Besitzer spürt man nichts. Straßen und Wege werden nicht gepflegt. Eine verwunschene Wildnis von Palmen, Eukalyptus und Kakteen, durchsetzt mit subtropischer Flora — ein Ort um politische und wirtschaftliche Probleme des verzankten Europas zu vergessen, ein Ort um sich in eine Phantasiewelt einzuspinnen, Fabeln zu ersinnen, die über unsere Zeit hinweg, über die Sorgen unserer Tage und Nächte gleiten. In solcher Gegend, sei es nun gerade Port Cros oder eine noch vereinsamtere Insel, entstehen viele Bücher junger Autoren, die Gallimard verlegt: Bücher oft gegen die Zeit oder

neben der Zeit, die nicht Großstadtschlamm spiegeln und Kulturdokumente sein wollen, sondern schlichte menschliche Beziehungen in einfacher, natürlicher Weise darstellen. Ein solches Buch ist „La Bandera" von Pierre Mac Orlan, das unter Menschen spielt, die vor sich fliehen und sich vergessen wollen. Aus allen Ländern finden sich in der spanischen Fremdenlegion Menschen zusammen, die im Wirbel von Abenteuern untertauchen — wenigstens zeitweise. Mac Orlan schildert diese bunte Welt in lebhaften Farben. Landluft durchweht den ersten Roman von Robert Bourget-Pailleron, die frische kräftige Luft burgundischer Hügellandschaft. Champsecret ist ein Dorf, in das der Staub der Großstadt nicht dringt, in der die Menschen nach alten Gesetzen der Natur leben, lieben und kämpfen. Die Helden des Romans sind einfach, ungebrochen, unkompliziert, gehen in ihrer natürlichen Bauernarbeit auf. Gefühle bringen sie einander nahe, trennen sie, drängen sie in Kampfstellungen gegeneinander, aber die ewigen Gesetze innerlicher Moral, die in diesen schlichten Menschen des Landes noch lebendig sind, lösen auch die Konflikte. Wie Einsamkeit die Fabulierkunst entfaltet, zeigt sich in „Dans l'Ombre" von Pierre Véry, einem Abenteuerroman großen Stils, in dem sich wie in einem Urwald Bilder, Eindrücke, Gesichte und Gedanken wild durcheinander wirren. André Malvil, der vor wenigen Jahren mit „Septentrion" seinen ersten epischen Erfolg hatte, veröffentlichte unter dem Titel „La grande ourse" die Geschichte einer Bekehrung. Sinnliche Leidenschaft war das Thema seines ersten Romans. Auch sein zweites Buch setzt mit einem leidenschaftlichen Liebeserlebnis ein. Die Geliebte stirbt, und der Tod führt den Helden in den Schoß der Kirche. Während in diesem Freskogemälde das Todeserlebnis, verstärkt durch das Sterben im Kriege, die epische Darstellung beherrscht, schildert Pierre Bost in „Le scandale" frischer, plastischer, farbiger die Unruhe und unbestimmte Lebenssehnsucht der Nachkriegsgeneration, die, abstrakten Studien abhold, vor allem leben und sich ihr Leben verdienen will. Der breit angelegte Entwicklungsroman schildert in diesem Sinn das Werden zweier jungen Intellektueller, die das Medizinstudium aufgeben und sich in den Kampf um Geld und um Macht stürzen. Ein Schieber großen Stils hilft ihnen zu frühem Ruhm in der pariser Welt. Ihr ursprünglich harmloses Blättchen wird durch eine Frau in ein Finanzblatt umgeformt; nun entfaltet der Autor das Bild eines Börsenlebens, in dem jeder, der mit Paris vertraut ist, Personen der Gegenwart erkennt. Leichter im Vortrag und im Stil, flacher im Thema ist der Abenteuerroman „Est-il sage, est-il fou?" von Léon Bopp, der schon einige Bücher gleicher Art veröffentlichte. Auch das erste Buch von Pierre Herbrart ist ein Abenteuerroman, aber nicht schablonenmäßig oberflächlich wie das vorige, sondern persönlich und straff geschrieben. Die weitere Entwicklung des jungen Debütanten muß abgewartet werden. Dem Zug der Zeit folgend hat sich nun auch Marcel Aymé, dessen Buch „La table aux crevés" vor drei Jahren mit dem Preis „Théophraste Renaudot" gekrönt wurde, dem Abenteuer zugewandt und in „Le Vaurin" einen Verbrecherroman geschrieben. Die Bücher von Bopp, Herbrart und Aymé machen trotz mancher Talentproben den Eindruck, als solle die Konjunktur der Zeit ausgenutzt und durch Spekulation auf gewisse Publikumsinstinkte Erfolg erzwungen werden. Wie ganz anders wirkt ein Buch wie „Violette Marinier" von Marie-Anne Comnène, der Gattin von Benjamin Crémieux. Keine Originalitätshascherei im Thematischen und keine stilistischen Kapriolen. Der Eindruck des Romans beruht auf schlichtem, natürlichem Menschentum der Verfasserin. Schon ihr erster Roman „Rose Colonna" gefiel durch die gleiche Qualität. Violette Marinier, die im ersten Buch eine Nebenrolle spielte, ist die Heldin des zweiten Romans, der ebenfalls auf korsischem Boden spielt und als zwanglose Fortsetzung gelten kann. Wiederum ist hier eine Frau von tiefer, innerer Leidenschaft gestaltet, die ihren Mann nicht liebt und in einem Korsen, der der weisen Rose Colonna irgendwie ähnelt, das große Erlebnis ihres Lebens findet. Marie-Anne Comnène schildert in diesem Buch eindrucksvoll das französische Leben hinter der Kriegsfront und gibt dadurch ihrer Darstellung Zeitkolorit. Diesem einfachen und natürlichen Schicksalsroman stellt der junge Guy Villeroy in „l'Immortelle" eins jener Bücher gegenüber, in denen er seine ersten Erlebnisse mit kleinen Mädchen aufzeichnete. Das tut die heutige Jugend allzu häufig; es wirkt hier dünn und langweilig.

Die Bücher des Verlegers Rieder führen in eine andere soziale Schicht: Arbeiter, Bauern, Kleinbürger, Unterdrückte. Konsequent zieht der Verlag junge Autoren heran, die Motive aus der Provinz und Kleinstadt behandeln. Unter diesen Jungen ist Jean Tousseul ein Talent. Er veröffentlichte in zwangloser Reihe die Entwicklung eines Provinzlers, der er in „L'Eclaircie" einen neuen Band hinzufügte: lebendig im Dialog, einfach menschlich in der Handlung. Maurice Benoise debütiert mit einem Roman „Rempart des Dames", der in der Themenwahl und Durchführung originell ist. Zwei Frauen werden von den Einwohnern eines Dorfs in Klatsch eingesponnen und zugrunde gerichtet. Es wird mit starker Kraft dargestellt, wie dieser Klatsch aus dem Nichts entsteht, nicht nur den Ruf der beiden

Frauen untergräbt, sondern sie auch gegeneinander hetzt, bis die eine stirbt und die andere verbittert das Feld räumt. „Die Natur des Menschen ist böse", könnte als Motto über dem Buch stehen. Auch Robert Viviers Erstlingsroman „Non" zeugt von Begabung in der Schilderung seelischer Entwicklungen und ist gleichzeitig ein Dokument für den Pessimismus der heutigen Jugend: „Leben heißt sich selbst und denen, die es verdienen, Unheil bereiten." Die Landschaft um eine kleine Stadt wird als wirksame Folie für die inneren Geschehnisse verwandt. Dieser Autor erweckt starke Hoffnungen für die Zukunft. Ein anderer Neuling, Fernand Lequenne, schildert in „Ici reposent des enfants — Lille 1914—1924" die Entwicklung eines Kindes während der Besetzung Lilles durch die Deutschen — ein Buch, das den Dank und die Anerkennung der Deutschen verdient. Ohne Haß, mit einer tiefen Sympathie für die Deutschen werden in diesem schönen Werk die so tragischen Jahre für die liller Bevölkerung dargestellt. Gegrüßt sei der junge Autor, der mit einem solchen Buch debütiert. Erinnerungen aus der Kriegszeit, farbloser als das vorige Buch, bieten Jerôme und Jean Tharaud in ihrer neuesten Novellensammlung „L'oiseau d'or" (Plon). Victor Serge, der in Frankreich verfemte, in Rußland heimisch gewordene, schildert in Aufzeichnungen, die auch in Deutschland interessieren dürften, „Naissance de notre Force", die sozial Ausgeschlossenen, die sich aus allen Völkern und Gesellschaftsschichten auf spanischem Boden zusammenfinden, um dort ihren Kampf gegen die bestehenden Staatsordnungen Europas in unterirdischer Wühlarbeit durchzuführen. Ein anderer nach Rußland ausgewanderter Franzose, Maurice Parijanine, bietet in einem Sonderheft von „Les Humbles" bildhafte Schilderungen des täglichen Lebens der kleinen französischen Kolonie in Rußland während der Jahre 1919—1920.

Der berühmte rumänische Dichter, Panaït Istrati, gibt in „Tsatsa-Minka" (Rieder) eine neue Novellensammlung aus den Gegenden der Donaumündung, Claude Farrère, der unermüdliche Verfasser orientalischer Schilderungen in „Shara sultane et la mer" (Flammarion) neue exotische Erzählungen aus Persien und China. Ihm strebt ein junger Autor, J. Rateau-Landeville nach. Sein Roman „Le Brasier des Sens" (Argo) knüpft an Ereignisse des Jahres 1907 an und läßt die buddhistische Welt in ihrem ganzen Farbenzauber vor dem Leser erstehn. Berufener als manche andere zur Schilderung des nahen Orients ist die in Jerusalem geborene Schriftstellerin Myriam Harry, die auch in ihrem neuesten Roman „Anima, ma Colombe" (Flammarion) ein glühendes Lokalkolorit Syriens malt. Die spannend geschriebene Erzählung führt in eine Welt, die in Deutschland wenig bekannt ist. Eine historische Erzählung, die 1767 in der Republik Santo Domingo spielt, verfaßte Paul Reboux, der, auf vielen Gebieten heimisch, mit dem zeitfremden Roman: „Colin ou les voluptés tropicales" (Flammarion) kaum ein großes Publikum finden wird, ebenso wie Jean Villier mit seinem historischen pariser Roman „La rose de feu" (J. Ferenczi & fils) aus dem 14. Jahrhundert. Auch der leichte humoristische Roman von Henri Duvernois, „La Poule" (Grasset) ist nichtssagende Unterhaltungslektüre. Dagegen erweist sich wiederum in der kleinen Broschüre „Remarques sur le bonheur" (Gallimard), daß der Verleger Grasset ein Mann von Geschmack und persönlichem Denken ist. Die Gedanken, die er in diesem Bändchen zusammengestellt hat, sind Ergebnisse von Lebenserfahrungen und ordnen sich in die weitgespannte Gedankenwelt führender Franzosen aller Zeiten ein. Das Vorwort, das Grasset dem neuen Roman „Claire" (Grasset) von Jacques Chardonne mit auf den Weg gegeben hat, ist von gleicher Qualität, in der persönlichen Briefform von besonderer menschlicher Wärme durchtränkt. Der Roman selbst ist in Frankreich von Edmond Jaloux in den Nouvelles Littéraires, von Marcel Arland in der Nouvelle revue française und vielen anderen als das Meisterwerk dieses Jahres gepriesen worden. Ich fürchte, daß Deutsche dieses Buch, das von des Gedankens Blässe allzusehr angekränkelt ist, nicht in gleicher Weise schätzen werden. Die Hauptgestalt Claire, die nur in ihrer Beziehung zum Helden Geltung haben soll, ist allzu blaß, ohne jedes Eigenleben. Dagegen hat Madame Marguerite Yourcenar, eine französische Aristokratin, in ihrem ersten Roman „La nouvelle Euridyke" (Grasset) eine Talentprobe gegeben, die über Frankreich hinaus Anerkennung verdient. Geschult an André Gide, entwickelt die junge Verfasserin ein persönliches Sprachtalent, eine reife Formgebung und eine verinnerlichte Dialogführung, wie sie im Debut selten sind. Merkwürdig ist auch, daß ihr die Gestaltung männlicher Charaktere gut gelungen ist. Die bewegliche Geistigkeit von André Maurois erweist sich neuerdings in einem Ferientagebuch: „Fragment d'un journal: relativisme social" (Kra). Maurice Bedel, der bereits mehrere Bücher veröffentlichte, die durch Ironie und Kühnheit Auffehn erregten, gibt in „L'amour camarade" (Flammarion) eine vielseitige, amüsante und häufig spöttelnde Schilderung der jungen Französin von heute — ein Buch, das die junge gebildete Welt interessieren wird. Aus der Biographie der Sarah Bernhardt von G. J. Geller (Gallimard) erfährt man endlich das wahre

Alter der berühmten Schauspielerin, die ein Jahr vor ihrem Tode, mit 78 Jahren, noch ihre letzte Gastspielreise durch Italien machte. Dagegen scheint der französische Nationalstolz nicht zu gestatten, ihren Geburtsort zu nennen oder ist es Legende, daß sie in der Frankfurter Allee in Berlin zur Welt kam? Der Biograph schildert das bewegte Leben dieser außerordentlichen Frau mit innerer Teilnahme. Philippe Soupault gab bei Plon eine interessante Lebensskizze von Charlot heraus, Victor Giraud im Verlag der „Oeuvres représentatives" „La vie romanesque de Chateaubriand" und der gleiche Verlag eine mit Holzschnitten illustrierte Neuausgabe des Meisterwerks von Rétif de la Bretonne „Le paysan et la paysanne pervertis", die Maurice Talmeyr einleitete. In den Editions Montaigne erschien ein bedeutendes Buch des französischen Metaphysikers Charles Richet: „L'avenir de la Prémonition", in dem er eine lange Reihe von kontrollierten Berichten aufreiht, die von Zukunftsvisionen einzelner Menschen zeugen; infolgedessen kommt er zu der Überzeugung, daß uns der Blick in die Zukunft nicht verschlossen sei und daß sich früher oder später das auch wissenschaftlich beweisen lassen werde.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Volk auf dem Wege. Roman der deutschen Unruhe von Josef Ponten. Zweites Buch: Rhein und Wolga. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 193 S. Geb. M. 4,80.

Wolga Wolga hieß der erste Band und berichtete, wie Leute vom Rhein nach Rußland auswanderten und was sie dort an Abenteuern erlebten. Die Hauptfigur war jener Lehrer m Wolgadorf Bellmann, Christian Heinsberg, der das Land seiner Väter einmal kennen lernen wollte und nun auf dem Rheinstrom fährt, nach Dörfern und Städten sucht, wo die Heinsbergs hergekommen sein mögen. Er findet sie und erlebt auf dem Wege in die Vergangenheit das grausame Geschick und Schicksal eines Landes, der Pfalz, die einst von den Franzosen unter Mélac verwüstet wurde, erfährt aus der Geschichte die Zerstörung des Doms von Speier, des Schlosses von Heidelberg und sieht den Altbürgermeister Heinsberg von Speier auswandern: es ist der Anfang der deutschen Unruhe, die Menschen nach Pennsylvanien, an die Wolga treibt. Ist es ein historischer, ein politischer Roman? Weder das eine noch das andere allein, es ist ein ganz großer Versuch, den deutschen Menschen zu schildern, aus der Vergangenheit die Urgründe und das Erbgut der deutschen Schicksalhaftigkeit aufzuzeigen. Die Komposition ist wie im ersten Band angelegt: es verknüpft sich Gegenwart und Geschichte im Erlebnis und Erkennen, aber sie ist straffer, konzentrierter (Ponten gibt im Vorwort eine bedeutsame Erklärung über die endgültige Anlage). Ponten ist im einzelnen vielleicht noch sorgfältiger, liebevoller, glücklicher in der Formulierung, hält die große Linie schärfer akzentuiert, plastischer, vereinfachter und aus der großen Bindung des Erlebnisses der Rheinlandschaft mit seinen Erschütterungen vor beinahe zweihundertfünfzig Jahren wächst mehr als das Wissen des Lehrers aus einem deutschen Wolgadorf auf. Hinter der Gelassenheit der Sprache, die in manchen Schilderungen an Goethes Hermann und Dorothea denken läßt, atmet ein heißes Herz, das dem deutschen Menschen von heute dienen will. Denn welche Zeit hätte es zwingender notwendig, in der Besinnung auf sein Schicksal, den Weg zu sich selbst zu finden, als die unsere? Und gerade weil Ponten — nicht der politischen Gegenwart verfallen — an einem Auslandsdeutschen, die Unruhe und das erlebte Schicksal einer Vergangenheit aufzeigt, gelingt es ihm, viel tiefer und allgemeingültiger den Sinn einer Mahnung an unsere Zeit zu verwirklichen.

Berlin — Guido K. Brand

Wieviel Liebe braucht der Mensch? Von Gerhard Menzel. Breslau 1931, Wilh. Gottl. Korn. 158 S. M. 3,— (4,50).

Der Dramatiker Gerhard Menzel, durch „Toboggan", „Fernost", „Bork" auf der Bühne wohl bewährt, veröffentlicht seinen ersten Roman. Nicht seine erste Erzählung, denn er hat bereits in einer Reihe kürzerer Novellen bewiesen, wie er mit epischen Mitteln die Luft einer Örtlichkeit und die Stimmung ihrer Bewohner einzufangen weiß. Aber als erzählender Buchautor tritt er neu auf und, seltsam, wenn er zum Vorschein kommt, so ist er wieder, was er war, ein Dramatiker.

Als solcher läßt er Hela, die Mörderin, einen Monolog von 158 Seiten sprechen, bevor sie sich neben der Leiche ihres geliebten und von ihr getöteten Alexander erschießt. Sie berichtet in diesem Selbstgespräch, sie beichtet, sie verteidigt sich, sie klagt an.

Der Mann, an den das Schriftstück gerichtet ist, scheint ihr in ihrer hohen Bluttemperatur der Teufel schlechthin zu sein. („Teufel" in Gänsefüßchen, wie sehr viele andere Worte auch, ein Beweis, daß hier ein Anfänger spricht.) Warum ist Herr Louis ein Teufel? Weil er und seine lebemännische Clique Hela in den Schmutz der Sinnlichkeit gezogen haben. Warum schießt sie Alexander tot? Weil er, mit dem sie die wahre Liebe verband, er, der Schwache, Strauchelnde wieder zu ihr, der Verzweifelten gefunden hat und weil sie ihn nur durch eine Revolverpatrone an sich fesseln kann.

Nur ein Dramatiker kann eine Romanhandlung so sicher auf eine Schlußszene konzentrieren, kann Vergangenheit so kühn aufrollen. Diese Souveränität läßt immer wieder die Schwächen im geistigen Gehalt der Anklagerede vergessen. Denn Hela meint, daß der Mensch, daß besonders die Frau unendlich viel Liebe braucht und viel zu wenig wahre Liebe zum Geschenk erhält. Sie wirft den Teufeln ihres Kreises vor, daß man sie gelehrt habe, zwischen Gefühlen und Sinnen, zwischen Seele und Leib zu unterscheiden, den Körpergenuß zur Selbstbefriedigung zu degradieren. Sie findet das „einzigartige Verbrechen heraus, das heut-

zutage gang und gäbe ist, daß man nämlich den Geliebten betrügt ... mit sich selber“.
Man sieht, daß hier ein Wagemutiger an das Mysterium des Sexus rührt. Nur daß er die Linie nicht halten kann, weil er immer wieder in die Sprache des Traktats zurückfällt. Schmutz der Sinnlichkeit, Laster, Unkeuschheit, Wollust auf der einen, Liebe auf der anderen Seite, das sind die Vokabeln der Mörderin. Aber sie fragt nicht, wo eigentlich die Liebe aufhört und wo das Laster beginnt. Sie klagt den Pseudo-Zeitgeist an, aber sie untersucht nicht, ob ihr Leiden überhaupt an diese, unsere Zeit gebunden ist. Hohe und niedere Minne hieß es einmal, als Minnesangs Frühling blühte, in anderem Sinne. Hier geht es mit hoher und niederer Minne, mit ihrer ethischen Bewertung heftig durcheinander.
Dann gibt es wieder eine Episode, wie den Selbstmord eines verliebten Knaben, die auf wenigen Seiten ein Schicksal explodieren läßt — ein Beweis für Menzels Stärke. Er soll die Kapuze des Bußpredigers abstreifen, er soll Frau Rats Spruch beherzigen: bemoralisiere niemand! Dann wird er auch in seinen Romanen den Dichter und nicht bloß den Dramatiker Gerhard Menzel bestätigen.

Berlin — Monty Jacobs

Die Rätsel der Turandot. Roman. Von Cécile Ines Loos. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 337 S. Geb. 6,75.

Es ist dem kritischen Beobachter eine große Freude, diese Schweizerin, die sich bereits vor zwei Jahren mit ihrem ersten Roman „Matka Boska“ als eine ungewöhnlich begabte Künderin der verborgenen Strömungen des Frauenherzens auswies, hier nun erneut als eine bedeutende neue Dichterin begrüßen zu können. Sie steht bereits in den Vierzigern, um so besser, so bilden Reife des Tons und innere Gewalt ihrer Bücher mit der Reife der Jahre eine sinngemäße Einheit und es erübrigt sich billiger Vorschußlorbeer auf „trotz der Jugend ungewöhnliche Reife“, der ja leider allzuoft rasch verwelkt, wenn fingerfertige Blasiertheit und geschickt eingekleidete Flachheit Farbe bekennen müssen. Hier schreibt eine Frau aus dem Geist des Bluts, das seine Wege gehen muß nach seiner einsamen Bestimmung. Wie das merkwürdige Frauenwesen in „Matka Boska“ hat auch Turandot Manoville, die schöne seltsame Heldin des neuen Romans, Irin, Nachkommin wilder und stolzer Seeräuber, einen Zug vom Käthchen von Heilbronn: sie ist, im ersten Teil ihres jungen Lebens, da bittere Liebesenttäuschung sie aus der wohlumhüteten schweizer Pensionsschule in ein italienisches Dirnenhaus, dann in die Arme eines skrupellosen ärztlich-psychoanalytischen Frauenausbeuters getrieben hat, eine Dienerin der Liebe aus Treu und Glauben, blind auf Treu und Glauben. Dann zerbricht sie an ihrer ungelohnten Treue, sieht sich vom Wahnsinn umstellt, flieht in ihr irisches Geburts-Fischerdorf zurück, fühlt sich tot und zu Ende gelebt. Da kommt das Wunder: erste wahre Liebe zu einem jungen Musiker, der, ihre große tänzerische Begabung erkennend, sie der Tanzkunst zuführt. Bald ist sie ein großer Stern, von allen umjubelt, seltsam, asiatisch-unnahbar ist die Kunst ihres Körpers. Letzte Liebe zu einem javanischen Tempeltänzer, zu dem verwandtes Blut sie treibt. Der Musiker heiratet eine andere, als er sie besucht, stirbt sie, nun ganz erfüllt, in seinen Armen, angesichts des heimatlichen Nordmeeres, das ihre Jugend umbrandet, anfang dreißig erst. Der blaue Tiger, Traumsymbol ihrer Kindheit, Schicksalssymbol dann erster Bewußtheit, hat sein Werk an ihr, durch sie getan. Kein Zufall, dies Asiatische ihres Wesens, nur dort lebt heute noch diese bedingungslose große Demut vor Leben und Tod, wie ihn Schicksalshände formen, nicht im selbstzerstörerisch bewußten Europa, dem anläßlich des Themas Liebe harte und herbe Worte der Dichterin gelten. Ein Geheimnis ist in diesem Buch gestaltet, das heute mehr und mehr einer maschinen- und erkenntniswütigen Gegenwart entschwindet: das Geheimnis der Macht des Bluts, die uns treibt und durch die allein wir den Sinn unseres Daseins erfüllen können. Insonderheit die Frau ist für Cécile Ines Loos gebunden durch diese Schicksalsbefehle ihres Bluts, denen sie folgen muß, und wenn sie dadurch bis ans Ende der Welt, durch allen Schlamm der Gosse gezerrt wird. Wenn sie so sich selbst erlebt hat, nur dann kann sie sich, wie Turandot Manoville, überleben und in ein neues Wesen, das da Kunst heißt, hinübergehen. Ein Buch wie dieses, gegen die Zeit schaffend, indem es zeitlosem Geheimnis der Frau Deutung gibt, hat es heute schwer. Eine dunkle Stimme spricht daraus, vom Schoß alles Werdens gesegnet. Selbst Freude erscheint hier wie Schmerz, so tief ist alles aus der unerbittlichen Macht des Schicksals gewachsen. Wie ein seltsam schöner Fluß treibt dies Frauenleben Turandot Manoville an uns vorbei, dessen Wellen auch in plötzlichem Strudel und Wassersturz ihr Geheimnis nie ganz freigeben. Und auch der Tod ist hier kein Ende, sondern eine Ahnung von der Unsterblichkeit der Seele, die ihr irdisches Leben erfüllt hat.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die Geschwister von Neapel. Roman. Von Franz Werfel. Wien 1931, Paul Zsolnay. 499 S.

In diesem Roman ist Franz Werfel zu den Ursprüngen seines Dichtertums zurückgekehrt. Es ist die Geschichte von sechs Kindern und ihrem Vater, einem neapolitaner Bankier, der ein Familienvater alten Stils ist, ein Konservativer, ohne daß diese seine Einstellung, wenn sie ihn auch in einen Konflikt mit dem faschistischen Regime bringt, etwas mit Politik zu tun hätte. Das Geschehen zeigt, wie sich die Bande der Tradition zwangsläufig lockern, wie die Geschwister dem väterlichen Einfluß allmählich entwachsen, drei Brüder, drei Schwestern, mit gleichen Familienzügen, Ebenbilder der verstorbenen Mutter und auch dem Vater, der sie auf eine seltsam strenge, ihm unbewußt selbstsüchtige Weise liebt, nicht unähnlich — unter dem gleichen Zwang des Bluts, der zwei und zwei der Kinder melodiehaft verbindet. Man muß schon den Begriff ihrer schicksalhaften Verbundenheit aus der Musik entlehnen, die Handlung spielt in magisch musikalischen Bezirken, noch den alten Vater würde Shakespeare einen Menschen nennen, der „Musik hat in sich selbst“. Gegen diesen Alten empört sich eine neue Zeit in Gestalt seiner Kinder, es ist eine symbolhafte Zerstörung der Welt der Musik und Harmonie, den Empörern ist aber gar nicht wohl bei ihrem Tun. Sie spüren das Gesetz, das sie sich auflehnen heischt, aber sie ahnen auch, daß die alte Fessel ihnen einen Halt gab, der des Opfers nicht unwert war. Nur wo die Macht des Schicksals magisch eingreift, zwei Menschenherzen sich unter ein gottgewolltes neues Gesetz stellen, in der Liebe der Grazia Pascarella zu dem Engländer Arthur Campbell, gibt es eine Spur von Glück, verblutet ein neues Menschentum nicht an dem Losreißen aus unlösbarer Bindung. Ein Märchenschluß mit wehmütigem Unterton, Zufälle, die (nach Scholzens Definition) „Vorform des Schicksals“ sind, ein landschaftlicher Zauber verleihen dem neuen Werk Franz Werfels eine herb-süße Schönheit. Aber gerade darum wiegen einige Schönheitsfehler besonders schwer.

Ein Fremdwort wie „Genuflex" gehört nicht in diese Sprachpartitur, ein Vergleich wie „Die Zeit hat nichts von dem köstlichen Gefühl verwaschen, von diesem seligen Sich-Strecken und -Dehnen im bewußten Futteral ihrer selbst" noch weniger. Noch eins: Werfel trifft wunderbar das Kolorit Neapels und seiner Umgebung. Aber dann hätte er die Marotte nicht nötig, Dinge erst deutsch aufzuzählen und dann noch italienisch. (Während man es begriffen hätte, wenn das ganze Werk von ihm italienisch abgefaßt worden wäre.)

Berlin Lutz Weltmann

Variationen über Berlin. Von Vilma von Loesch. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. 192 S. M. 2,75 (4,50).

Vilma von Loesch hat den vielen Büchern über Berlin, die uns die letzten Jahre gebracht haben, nicht irgendein neues hinzugefügt, sondern ein neuartiges und apartes. Es zeigt Berlin und die Berliner: gesehen mit den Augen einer Frau, und zwar einer Ausländerin, die hier heimisch geworden ist. Vilma von Loesch steht in der fruchtbaren Mitte zwischen zu enger Nähe und zu weitem Abstand, beobachtet scharf, aber wohlmeinend und so hält sie, was sie verspricht, gibt „liebevolle Kritik einer Stadt". Klug, witzig und sehr flott plaudert sie über berliner Theater, Kino, das Geheimnis des Bridge, Sport, den Zoo, in einem „Kapitel vom Meckern" führt sie scharmant Beschwerde, ein anderes adressiert eine leidenschaftliche Liebeserklärung an die vielverkannte oder unbekannte berliner Küche, und Wahres bekommt „die Stadt mit zuviel Akustik" über ihr Lärmbedürfnis zu hören, das den Berliner zum Beispiel veranlaßt, seinen Mokka nur da zu trinken, wo eine Kapelle Krach dazu macht.

Es versteht sich bei einer Dame der Gesellschaft von selbst, daß sie den größten Teil ihrer Eindrücke eben in der Gesellschaft sammelt; der Hauptteil ihrer „Variationen" gilt also dem Abend in Berlin. Die politischen Klubs, die Rolle der Frau in der berliner Gesellschaft werden lebendig dargestellt, und in diesen Zusammenhängen äußert Vilma von Loesch Ironisches über Snobismus und Prominenz, deren Verhältnis sie der Symbiose von Ameise und Blattlaus vergleicht, das in seiner Offenheit ehrlichen Dank verdient. Reizend sind Sätze wie: „Der geistige Snobismus ist bedeutend billiger als der Kunstsnobismus, hat aber das Fatale, daß man niemals genau weiß, ob der andere nicht etwa die Bücher gelesen hat, die man in der Bibliothek stehen hat. Es gibt taktlose Menschen, die auf einen Bücherrücken tippen und sich berechtigt fühlen, ein geistiges Gespräch zu beginnen." Ebenso aufklärend wie diese ausgezeichneten Abschnitte wird es wirken, was über die „moralische Indifferenz" des Berliners gesagt wird, die nicht Unmoral eines angeblichen „Sündenbabels" ist, sondern bedeutet: soll doch jeder nach seiner Fasson selig werden, und erfreuliche Entgiftung des Klatsches mit sich bringt. In diesen delikaten Partien verbindet Vilma von Loesch, ebenso wie in den Berichten von den „Nächten ohne Frauen" und den „Nächten ohne Männer", auf seltene Weise Einfühlung mit Distanz. Dasselbe gilt für den taktvollen Anhang über die „vergessene Liebe", in dem das gescheite Wort von dem „neuberliner Irrtum" steht, auch in der Liebe, wie im Geschäft, mehr bekommen zu wollen als man gibt. Der Schluß des Buchs beweist noch einmal, daß es weit mehr als in seinen selbstverständlichen und zugegebenen Grenzen in seinen Vorzügen das Buch einer Frau ist.

Wer Berlin nicht nur „kennenlernen", sondern auch verstehen will, was mitunter für den Auswärtigen tatsächlich schwer verständlich ist, der darf bei Vilma von Loesch manche ernst gemeinte und heiter gewährte Belehrung erwarten.

Berlin-Lankwitz Herbert Günther

Laubenkolonie Erdenglück. Roman. Von Otto Bernhard Wendler. Berlin, Verlag der Bücherkreis. 228 S. Geb. M. 4,80.

Der Erzähler Otto Bernhard Wendler versucht in seinem Roman „Laubenkolonie Erdenglück" Art und Schicksal jener Menschen zu klären, die vor der Stadt in Schrebergärten hacken, graben, jäten, aufbinden und pflanzen, um nach anstrengendem Tagewerk in emsiger Verbissenheit einem winzigen Stück Boden ein paar Köpfe Kohl, einige Kürbisse, einen Sack Kartoffeln für ihren Winterbedarf abzukämpfen.

Was treibt diese Menschen? Ist es die steinerne Unruhe der Großstadt, die sie zur weichen Krume der mütterlichen Natur jagt, ist es die Billigkeit selbstgezogener Zusatznahrungsmittel? Träumen sie auf dem engen Geviert vom Glück der eigenen Scholle, oder wollen sie mit ihresgleichen vereint, den harten Zwang der Maschine und jener Kräfte, die diese Maschinen in Bewegung setzen, brechen?

Die Laubenkolonistenbewegung wäre geeignet in einem größeren, fruchtbareren Maßstab zur Bewußtmachung, zur Vermenschlichung des Großstädters beizutragen; sie wäre der gegebene kollektive Organisator aller dieser Einzelgänger und Individualisten, die ja doch auf dem gleichen Standard des Lebens stehen, in den gleichen Schlingen des Konsumieren- und Produzieren-müssens zappeln, die gleichen Sehnsüchte und Wunschbilder im Blute tragen.

Die Lösung, die Otto Bernhard Wendler für diesen ganzen Fragenkomplex anbietet, befriedigt nicht. Er benutzt die Laubenkolonie nur als Hintergrund für eine Menge durchaus privater Lebensschicksale. Zwar wird das Drum und Dran, Liebes- und Ehekonflikte, Arbeit und Erwerbslosigkeit naturalistisch gezeichnet, aber um das eigentliche Thema schreibt Wendler nur herum, wenn wir schon nicht sagen wollen, daß er daran vorbeischreibt. Wollte er nicht mehr geben als eine soziale Reportage, bliebe nichts zu erinnern und die Urwüchsigkeit und Kraft der Darstellung zu loben. Für einen Roman aber fehlt dem Buch die Zwecksetzung, die Rundung, der Weg auf den das Ganze hingewiesen werden soll.

Berlin-Wilmersdorf Georg Schwarz

Die Untat. Roman. Von Hans Sochaczewer. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 243 S.

Es ist nicht leicht, diesem Roman gerecht zu werden. Vor allem nicht mir, der ich mich an dieser Stelle für Sochaczewer sehr und gern eingesetzt habe.

Sochaczewer versucht (und ich sage mit Bewußtsein „versucht"), die Geschichte eines Menschen aufzuzeichnen, der, aus dem Kriege „heimgekehrt" und nirgends zu Hause, hin und her getrieben, viele Berufe ausübt, ohne einen einzigen zu haben. Er wechselt seine Stellen mit seinen Launen, und seine launenhafte Unruhe ist oft bedingt durch seine Frauen. Eine jähe Sprunghaftigkeit, ein nicht mehr seßhaft sein können macht den Ablauf dieses Lebens sprunghaft, bis es im Gefängnis endet, um — und dies ist der Ausblick! — von ihm aus neu zu beginnen.

Das alles, der Charakter des Josef Zöllner, die Zeit, in die er gestellt ist, sind von Sochaczewer mit ebensoviel Bemühung um den sprachlichen Ausdruck wie manchmal krasser Gewolltheit im Handlungsablauf gestaltet. Das Sprunghafte des Zöllnerschen Charakters — der Sprunghaftigkeit einer Zeit

entsprechend, welche Krieg, Revolution und Inflation hintereinander erlebte — ist weder aus dem Charakter noch aus der Zeit glaubwürdig gemacht, weil sich Sochaczewer weder für eine scharfe Schilderung der Zeit, noch für eine scharfe Schilderung dieses Charakters entschlossen hat. Er läßt Charakter und Zeit ineinander übergehen, verwischt so beides und mit ihnen die Glaubwürdigkeit, die gerade solche Sprunghaftigkeit fordert.

Ich muß noch hinzufügen, daß ich bei diesem Roman das Gefühl nicht los werde: Sochaczewer habe dichten wollen. Was sich bei seinen „Menschen nach dem Kriege", bei seinem „Henri Rousseau" aus der Atmosphäre zwanglos richtig und wundervoll ergab, wird hier durch Gewolltheiten in der Handlung und in der Sprache bedroht. Die Sprache erscheint als „gedichtet", die Handlung als „Roman". Und so bleibt als Resultat ein „gedichteter Roman", mit ebenso reicher ästhetischer Spracheinfühlung wie — ja, mag man das für verwunderlich halten — Entfernung von einer unmittelbaren Lebensgestaltung.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Wendelin Wolf. Roman eines Landstreichers. Von Fritz Philippi. Bern-Leipzig, Gotthelf-Verlag. 196 S. M. 5,50.

Dieser Roman befaßt sich mit dem Problem des entlassenen Sträflings. Er beweist, daß in der unmenschlichen menschlichen Gesellschaft dem Entwurzelten, Deklassierten kein anderes Ziel mehr offen steht als auf kleineren oder größeren Umwegen immer wieder das Zuchthaus. Das Buch ist nach einer wahren Begebenheit von einem Zuchthausgeistlichen geschrieben, und auch dieser christliche Priester weiß seinem gehetzten Landstreicher und Zuchthäusler Wendelin Wolf keine bessere Erlösung aus dem Labyrinth der Zivilisation als den Freitod in der eisigen Erhabenheit des Hochgebirges. Fritz Philippi schreibt, bei aller Vorsicht seiner Diktion, ungeachtet der in die rauhe Wirklichkeit bedachtsam milde hineinkomponierten übersinnlichen Kräfte, eine feurige Anklage. Daß es eine Anklage „gegen Unbekannt" ist, schwächt sie nicht ab, macht sie nur noch beklemmender, noch brennender.

Der tastende Pointillismus der Sprache bemüht sich um klassische Distanz vom Gegenstand, dennoch reißt das Thema den Autor öfters weiter mit sich fort, als in der wohlüberlegten Konzeption eigentlich vorgesehen ist. Das spricht nicht nur für das Herz des Autors, sondern es kommt auch seinem Werk zugute, das durch allerlei lausanftes Schalmei-Gelulle ab und an doch auch jene vollen Töne zu finden weiß, die sich nicht so leicht vergessen, die zu schreiben und zu lesen sich verlohnt.

Berlin-Wilmersdorf — Georg Schwarz

Der brennende Baum. Erzählung. Von Gustav Frenssen. Zeichnungen von A. Paul Weber. Berlin, G. Grotesche Verlagsbh. 153 S. M. 3,— (4,50).

Chronik aus dem Dreißigjährigen Kriege, verdichtet zu der Geschichte zweier Brüder und des von ihnen geliebten Mädchens. Anklang an das Kain- und Abel-Motiv. Pfarrer und Kriegsmann. Zwischen ihnen die Solveiggestalt des Mädchens, zu dem der Verwahrloste, Sündenbedeckte, Sterbende heimkehrt. Brand, Not, Grauen und Untergang. Heidentum, das aus der Verzweiflung wieder aufsteht, christliche Liebe, die den Tod überwindet. Das Ganze schlicht, fast herb, ohne Stormsche Süßigkeit, ohne Raabesche Buntheit. Aber großartig in der Zusammenfassung, dem Holzschnittmäßigen des Stils, der unbestechlichen Sachlichkeit in der Gestaltung der Schicksale. Fern von aller Zersetzung, Zerfaserung, Charakterlosigkeit der marktmäßigen Kunst. Eine vereinsamende Gestalt, der dies Geschlecht viel abzubitten hat, und wenn auch nur die späte Erkenntnis des Stefan Georgeschen Wortes: „Wo ist der Mann, der noch vertritt?"

Der Einband schön, die Zeichnungen etwas zart und vielstrichig gegen die Härte der Dichtung.

Berlin — Ernst Wiechert

Der große und der kleine Klaus. Roman. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1931, L. Staackmann. 244 S. M. 4,50 (6,—).

Rudolf Hans Bartsch wohnt als Dichter durchaus Sonnenseite; er ist ein Lichtschwelg, ein heimlicher Lyriker. Immer dann wird's ihm wohlig, wenn er seine Gestalten mit einem Fuß schon in sonnigen Märchenduft hineinspazieren lassen darf. Er ist lyrisch-anmutig, ohne verschwommen zu sein, mit Liebe überlegen, und es ist eine Lust, seiner beseelten, feinen, heiteren und zärtlichen Sprache zu folgen.

Die weltfernen Grenzwälder Steiermarks und Kärntens sind der Schauplatz haßerfüllter Kämpfe zweier Rivalen um Wald, Wild und Weib, in denen die Gegensätze von Stadt und Land leidenschaftlich aufeinanderprallen.

Des Dichters Liebe gilt dem Wald, dem Getier und der großen, einsamen Natur. Der Held des Romans hat diejenige Bravheit, die zur Erde schaut, wenn alles aufschießt und grün wird, und eine Freude daran hat; und, wenn die milde Lenzluft geht, sich denkt: gehörst zu mir.

Es ist eine Geschichte voll Heimatfreude, in der die volle Gegenwart, ihre Kämpfe und Ziele wiederklingen; trotz aller heimlichen Lyrik sind die Linien fest, so reichlich sie auch mit Sonnengold überstäubt sind. Aber sie müßten vielleicht noch schärfer und kräftiger sein, gerade weil sie so viel Lyrik einschließen. Es fehlt das Titelchen über dem i, die höchste Formungs- und Konzentrationskraft. Formen heißt bezwingen; Form ist Kraft!

Der zarte Farbenschmelz, das Sonnig-Märchenhafte der Natur wird uns in seinen Büchern immer entzücken; es würde uns aber noch reiner erfreuen, wenn es auf einem stärkeren Untergrund echter Nüchternheit ruhte, die Novalis als eine Haupteigenschaft des wahren Dichters pries.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Das Haus Larch. Roman. Von Maria Mühlgrabner. Wien 1931, Österreichischer Bundesverlag. 254 S.

Vor kurzem kam mir Maria Mühlgrabners: „Christa Trögers Feuer" (aus „Die sieben Jungen aus Österreich", Staackmann-Verlag) in die Hand. Schon in dieser kleinen Geschichte lebte die seltene Gabe, gleichzeitig zu glühen und die Gluten zu messen und zu regeln, mit leidenschaftlicher Teilnahme in den Gestalten zu leben und doch über ihnen zu stehen, diese Gabe, die ja in jedem Poeten mehr oder minder mächtig ist.

In dem neuen Werk: „Das Haus Larch" hat Maria Mühlgrabner einen großen Schritt vorwärts getan. Alle Wundmale dornigen Muttersein leuchten in diesem Buch auf, und ist auch die Sprache und Bildkraft manchmal ein wenig überhitzt, dieses Mehr ist trotz allem lebendig und farbig. Es sind aber Stellen in diesem Buch, in denen man den Atem Gottes und das Nahen der Ewigkeit in allen Tiefen fühlt, wie nur die Sonntagskinder sie zu vermitteln vermögen. Es ist hohe Stille und alte reine Kindergläubigkeit in der jungen Dichterin: Die Welt bleibt, was und wie sie ist: voll

von Glück und Not, voll von Garben und voll von Hunger, aber ein Abglanz des Feiertags, der hinter allem Werktagsmühen wartet, liegt schimmernd darüber.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Straßen ohne Ende. Von Justus Ehrhardt. Berlin 1931, Agis-Verlag. 256 S. Kart. M. 2,85, Lein. M. 3,75.

Ein Kampfbuch gegen die Fürsorgeerziehung. Es ist deshalb in erster Linie dokumentarisch zu werten.

Es wird am Fall eines labilen, aber im Grund nicht verbrecherischen Jugendlichen gezeigt, wie sich der schwerfällige Apparat der Jugendfürsorge in Bewegung setzt; wie der gute Wille des einzelnen einsichtsvollen Fürsorgers machtlos ist im Kampf mit Vorschriften und Vorgesetzten; wie die schematische Behandlung nicht hilft, sondern verdirbt und die Furcht vor dem Zwang der Anstalt den Jugendlichen endlich und endgültig ins Vagabundendasein treibt.

Die Anklage will den Mechanismus der Fürsorge treffen, und sie trifft ihn dank ihrer phrasenlosen Darstellung, dank ihrem Verzicht auf krasse Schilderung und Ausnutzung besonderer Mißstände (der Fall Scheuen wird nicht erwähnt). Diese Sachlichkeit scheint mir für einen Roman, der Tendenzroman sein will und — die Sache ist wichtig — sein muß, ausgezeichnet. Für einen Angriff gegen die Fürsorge als Einrichtung ist sie nicht sachlich genug. Die Gegenüberstellung Reichsverfassung—Wirklichkeit ist billig, hier fehlt das Abwägen und Erkennen der Gesamtsituation.

Vom Literarischen aus gesehen kann der Roman nicht befriedigen. Justus Ehrhardt ist kein Dichter, seine Figuren sind Pappe mit proletarischer Bemalung. Doch liegt schon in der sachlichen Durchdringung, in dem Abkommen von einer öden Schwarz-weiß-Malerei ein literarisches Verdienst. Auch ein Tendenzroman kann durchblutet sein. Dieser ist es noch nicht, aber er ist eine wichtige Etappe.

Berlin — Lili Lorsch

Der Tyrann. Eine Salzburger Historie. Von Wilhelm Dessauer. Graz 1931, Verlag Das Bergland-Buch. 285 S.

Ein gründlicher Kenner der Kunst und der Geschichte und ein Mann, der die Stadt Salzburg liebt, hat hier ein Stück aus ihrer Vergangenheit aufgezeichnet, und zwar das dramatischeste und für das Stadtbild wichtigste, die Zeit des Erzbischofs Wolf Dietrich von Raithenau, der 1587 die Regierung antrat. Er ist mehr weltlicher als geistlicher Fürst gewesen, mehr Krieger als Priester und hat als Bewunderer der italienischen Kunst aus der winkeligen deutschen Stadt das südlich durchklungene Salzburg gemacht, das wir kennen, das in Deutschland einzig mit Augsburg zu vergleichen ist, und das die Heimat Mozarts hat werden müssen. Wolf Dietrich ist im Norden, was die italienischen Fürsten der Renaissance, weltliche und geistliche, in Italien sind, er hat in seiner Stadt geschaltet wie die Päpste in Rom. Dessauer malt in diesem seinem ersten Buch die seltsam schwankende Zeit und den ehernen Mann, über dessen Art, so ungewohnt nördlich der Alpen, nicht nur Kleriker den Kopf geschüttelt haben. Ganz offen hat er mit Salome Alt, einer Tochter aus patrizischem Bürgergeschlecht, gelebt und die Kinder aus dieser Verbindung nicht verleugnet. Zwischen Bayern und Österreich ist er ein mächtiger Herr gewesen, aber sein despotischer Charakter hat ihn zum Sturz gebracht, auf der Feste Hohensalzburg sitzt er als Gefangener bis zu seinem Tode. Dessauer, nicht nur Schriftsteller, sondern auch Maler, ist tief eingeweiht in die Formenwelt, die von Italien über die Alpen gekommen ist, er versteht es, mit anschaulichen Worten Menschen, Kleidung, buntes Gerät und Bauwerke zu schildern, er kennt gründlich die Sprache der Zeit, badet sich wollüstig darin, erlabt sich an den schönen alten Namen, eine bunte Schar von Domherren, Edelleuten, Offizieren, Gelehrten, Astrologen, Scholaren, Projektenmachern redet bilderreich durcheinander. Der Autor ist ein bißchen ins Antiquarische verliebt, wie es der historische Roman früherer Jahrzehnte zuhöchst geschätzt hat, und vermag nicht immer die klare Erzählung von kulturhistorischer Gelehrsamkeit frei zu halten; sein Wolf Dietrich ist ja den Medici vervettert, er will sich von dem Bildhauer Elia Castelli in einer Grabkapelle verewigen lassen wie jene von einem Größeren. Dessauer weiß sehr viel und kann es nicht immer verbergen; jedoch wird diese Schwäche durch bedeutende Kraft der Darstellung gemildert, die sich oft ins Leidenschaftliche steigert, farbensatte Bilder und Geschehnisse fesseln bis zum Schluß.

Wien — Emil Lucka

Der Moorrebell. Roman. Von E. E. Uphoff. Hamburg 1931, Quickborn-Verlag. 358 S. Ganzleinen M. 5,80.

Es ist die Tragödie eines Buckligen, der von früher Kindheit an abseits steht, allmählich verbittert, an allem verzweifelt und schließlich sein Leben durch Freitod endet. Um dieses armselige Leben, dem nur ein kurzer, heißer Sinnentaumel Glanz gibt, breitet sich das graubraune eintönige Moor, das elende Hüttendorf, die stumpfe Masse der Torfbauern mit all ihren Sorgen, Nöten und kargen Freuden. Dies alles ist gut beobachtet und in einer dem schweren Lebensstil der Moorleute sehr fein angepaßten Sprache wiedergegeben. Einige in ihrer ungemein realistischen Färbung an Bilder alter holländischer Meister erinnernde Szenen sind künstlerisch glänzend gestaltet und lassen viel Gutes aus der Feder dieses niederdeutschen Autors erwarten. Schade, daß der Roman als Ganzes unter ermüdenden Längen und überflüssigen Meditationen leidet. Wäre er kürzer, zusammengeraffter, würde seine Wirkung stärker sein.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Stadt im Seewind. Roman. Von Ludwig Jürgens. Hamburg 1932, Hans Köhler. 318 S. M. 3,50 (4,80).

Es ist ein besonderes Stück Hamburg, das Ludwig Jürgens in diesem seinem ersten Roman zeichnet, nicht das Hamburg der großen Kaufherren, der Überseer, oder der Schiffskapitäne, sondern das der Schauerleute, der Kleinbürger, der Menschen aus den Gängevierteln, der abgemusterten Matrosen, der Höfe und Schifferkneipen. Und diese Welt ist fabelhaft echt gestaltet, echt in dem gemütlich-derben Platt, echt in Denken und Tun, in Tugend und Laster, in dem eigenartigen Gemisch von Grobheit und Sentimentalität, echt im Arbeitswillen und der überbrausenden Lebensbejahung, überhaupt: echt hamburgisch. Viel köstlicher Humor steckt in dem sehr gut erzählten Buch! Kein gemachter, wie bei so vielen Wasserkantenpoeten, sondern ein Humor, der eine gesunde, natürliche Äußerung der aus dem hamburgischen Volkscharakter herausgewachsenen Lebensfreude ist und Ziel und Krönung findet in der Devise des alten Malers: „Wir lassen uns den Himmel nicht rauben." Wer also dieses Hamburg nach der volkskundlichen, sozialen und rein menschlichen Seite hin kennenlernen will, der greife zu diesem guten, kerngesunden Roman von Ludwig Jürgens; die Bekanntschaft mit dieser Fülle scharf erfaßter, gut beobach-

teter und plastisch gestalteter hamburger Typen wird jedem Leser Freude machen.

Kiel Wilhelm Lobsien

Die grüne Schule im Märchenwald. Von Wilhelm Matthießen. Mit Bildern von Johannes Thiel. Freiburg i. Br. 1931, Herder & Co., G.m.b.H. VI u. 127 S.

Die alte Gasse. Märchen. Von Wilhelm Matthießen. Mit sechs farbigen Bildern von Else Wenz-Viëtor. Stuttgart 1931, K. Thienemann. 112 S.

Der brave Knipperdalles und andere Märchen. Von Wilhelm Matthießen. Mit Bildern von Karl Mahr. Stuttgart 1931, K. Thienemann. 64 S.

Die Meisterfahrt. Von Wilhelm Matthießen. Freiburg i. Br. 1931. Herder & Co., G. m. b. H. 282 S.

Immer mehr reifen die romantischen Märchenerzählungen Wilhelm Matthießens zu unseren besten und innigsten Kinderbüchern. Er schafft dauernde Märchengestalten, Lebensformen märchenhaften Geschehens. Die Katzenburg, Das alte Haus, Karlemann und Flederwisch, Das Engelkind, Die deutschen Hausmärchen, Der Turm der alten Mutter u. a. haben ihren begeisterten Leserkreis und finden auch schon ihren Weg in Kinderstuben des nichtdeutschen Auslandes. Es ist ein seltsamer Reiz um dieses natürliche, ruhige und doch so spannende Erzählen. Der Dichter kennt die kindliche Spannungsformel und die Art dieser reinen und menschlichen Zwiesprache, er kennt den geheimen Stichworteaustausch zwischen Märchenerzähler und Kind. Ein Märchen schreiben ist ein Sprechen zu jemand, der uns gegenüber sitzt, man schreibt (oder richtiger gesagt, erzählt) aus einem natürlichen Mitteilungsbedürfnis, aus einer gesunden Ruhe der Phantasie und dem Glauben an das Kind im Menschen. Matthießen gibt dem Zuhörer oder Leser die Möglichkeit, sich in den Gang der wunderbaren Naturereignisse und eines „zweiten Lebens" einzumengen und führt ihn in den Rätselkreis eines Kindes und seine phantastische Welt des Wunsches und des Wahnes. Romantik (geschöpft aus den tiefsten heiligen Brunnen der Frühdichtung des Menschen), Träume und Visionen, Glaube der Vorzeit, seltsame Zustände der Seele, das Lachen des Kindes, schenkende Lebensfreude, Erfahrungen des Alltags, menschliche Möglichkeiten und Wirklichkeiten, das dankbare Staunen vor dem Wunder, das ursprünglich Religiöse in seiner märchenhaften Ausdrucksform, die Kindheit des Menschengeschlechts — das ist das *innere* Wort dieses Erzählens. Nun kommt die Grüne Schule im Märchenwald, erzählt aus einer bezaubernden Vertrautheit mit der Landschaft und treuem Erdgefühl, aus den empfundenen jahreszeitlichen Spannungen der mythenschaffenden Volksseele. Das Buch hat in Satzbau, Melodie und Vergleich den schlichten Ton der Märchen vom Alten Hause. Es ist die Sprache, die uns im Verkehr mit Kindern täglich vom Munde geht. Tiefer in das Geheimnis des Märchens führt der farbige Geschichtenkranz der Alten Gasse. Selbstverständlich, folgerichtig und geschlossen fließt das Erzählen. Es hat seine eigenen Stilgesetze, das langsame Ansteigen und rasche Abfallen der Handlung. Von ihnen sind auch die lustigen Geschichten vom braven Knipperdalles und anderen Helden belebt, nicht minder das neue Knabenbuch, die Meisterfahrt, eine gedankenreiche Fortsetzung des spannenden Filmbuches (gedreht von Karl May), das sich der „Herr mit den hundert Augen" nennt. Echt jugendliche Regie aus sich heraus, nicht für die Jugend mit magistraler Überlegenheit hergerichtet. Jungsein, nicht verkrampfte Jugendlichkeit! Alle Schwingungen des jugendlichen Erwachens der Seele klingen in diesen bilderfreudigen Büchern, es leuchtet das Leben wenn es blüht.

Wien Franz Strunz

Nippernaht und die Jahreszeiten. Von August Gailit. Aus dem Estnischen von J. M. Trotzki. Berlin 1931, Propyläen-Verlag. 247 S.

Thomas Nippernaht, das ist ein etwas kauziger Mann, gar nicht sehr hübsch, auch schon etwas ältlich, der durch die Bauerndörfer, die Wälder, die Sümpfe, die Wirtshäuser Estlands läuft und allerlei Unfug stiftet. Er will das gar nicht, er scheint ein treuherziger Geselle, aber wenn er den Bauern vorschlägt, sie sollen den Wald fällen, in den das Jahrmarktsäffchen geflüchtet ist, und sie tun's im Eifer der Jagd und bekommen zwar das Äffchen, aber einen verwüsteten Wald dazu, dann gibt es natürlich ein etwas bitteres Aufwachen. Oder wenn eine Hochzeits- und Taufgesellschaft so sehr sehnsüchtig auf den neuen Kantor wartet, und Nippernaht kommt des Wegs und sagt aus lauter Mitleid mit den Wartenden, er ist der Kantor, und tauft und segnet, und das Ende ist lauter Schlägerei, so kann er doch schließlich nichts für die zerbrochenen Weinkrüge und Köpfe der Feiernden.

Es ist ein fröhliches Buch, dieses Buch vom Nippernaht, und Nippernaht ist ein entfernter Verwandter vom Till Eulenspiegel und von dem traurigeren Don Quichotte. Betrachtet man aber das Land, dieses endlose Waldland mit viel Seen und dem großen Himmel darüber, denkt man wieder an die Landschaft, in der Gösta Berling lebte. Auch dort sind die Hausschrate beheimatet und eine tüchtige Jungfrau wie die Kadri Parvi mit ihren anderthalb Dutzend Kindern.

Ja, es ist ein fröhliches Buch, ein Buch voll Schelmerei, Treuherzigkeit, Derbheit, ein Buch mit vielen schlauen dummen Bauern und sehr unbedenklichen Bauernmädels, die dieser August Gailit, ein Este, hat leben lassen. Ein wenig ist man enttäuscht, wenn sich zum Schluß herausstellt, daß dieser Nippernaht bloß ein Schriftsteller ist, der vom Frühling bis in den Herbst über die Landstraßen läuft, Winters aber brav zu Hause sitzt und Papier voll schreibt. Ich hätte ihn lieber weiter als Stromer durch das Land ziehen sehen, als Bauernschreck, als Sonntag im Alltag, als Ereignis im Einerlei, ein Narr, der nicht stirbt.

Aber es ist ja auch wieder sehr nachdenklich, wenn dieser Unfug zu Winters Anfang heimgeholt wird von einem energischen, ringeklingelnden Ehegespons zu Arbeit und Kindern, dieser arme Literatenschelm Nippernaht, dem das „richtige" Leben doch immer vorbeiglückt, und den die Mädchen nicht einmal so recht als Aushilfs-Liebhaber wollen. Sie trauen ihm nicht recht: er sitzt im Heuschober und redet statt zu tun.

Berlin-Neuenhagen Hans Fallada

Verdammtes Gold. Roman. Von Liam O'Flaherty. Deutsch von Heinrich Hauser. Berlin 1931, S. Fischer-Verlag. 438 S.

Der irische Erzähler Liam O'Flaherty beweist sich mit diesem Buch wieder als ein Erzähler von nahezu beängstigender Kraft. Trotzdem spüre ich nicht die Notwendigkeit, seine Werke in so schneller Reihenfolge deutsch herauszubringen. Dieses „Verdammte Gold" übertrifft in nichts seinen vorigen Roman, „Herr Gilhooley", den ich unlängst hier besprochen habe. Im Gegenteil bleibt er, für mein Empfinden, an Eindringlichkeit hinter jenem zurück. Die Stimmung von Alkohol, Katholizismus, Hysterie, verkrampfter Sexualität und wütender Hochspannung des Gefühls ist beiden Büchern ge-

meinsam (werden die Abgründe der irischen Seele uns nicht bald ebenso vertraut sein, wie die der russischen es uns waren?). Wieder steht im Zentrum der Geschehnisse eine verhängnisvoll attraktive Frau; eine blonde Böse, ja, eine Hexe, möchte man wohl sagen, welche die Männer blutig rot sehen macht und fast ein halbes Dutzend von Existenzen im eigenen Absturz mit in die Tiefe reißt. Ihr bedeutendster Partner ist Ramon Mor, der ihr Gatte ist. In ihm ist die Passion des Geizes und der Goldsucht ebenso ungeheuer, wie die Passion für die goldhaarige Nora. Aus dem klassischen Thema des pathetisch gesteigerten Geizes versteht der derb zupackend erzählerische Naturalismus O'Flahertys natürlich die stärksten Effekte zu holen (ich denke etwa an die wirklich großartige Szene, da sich dem vom Wahnsinn Geschlagenen alle Materie in Gold verwandelt). — Aber schließlich fließt zu viel Blut und zu viele Schreie gellen. Keine Wirkung ist schneller abzuschwächen, als die des Grauens, und unser Interesse erlahmt nie leichter, als wenn wir ihm gar zu reichlich das schlechthin Entsetzliche zumuten.

München — Klaus Mann

Verschiedenes

Europäische Betrachtungen. Von André Gide. Übertragung und Nachwort von Ernst Robert Curtius. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 218 S. Geb. M. 5,25.

Die vorliegende Auswahl aus den kritischen Schriften André Gides ist vom Verfasser selbst getroffen worden. „Er hat auch den Titel für den Band vorgeschlagen", schreibt Curtius, der das Buch mit liebevoller Einfühlungsgabe meisterhaft übersetzt hat. Dem Außenstehenden wird der zu allgemeine Titel kaum andeuten, was die Sammlung an Aufsätzen, Briefen und Aphorismen bietet. Erst nach der Lektüre versteht man, was die Titelfassung besagen soll: Hier spricht ein Europäer über Asien, Rußland und die moralischen und sozialen Probleme unseres Kontinents. Die Persönlichkeit des Autors tritt zurück, und mehr als einmal will es scheinen, als tauche die Individualität des Verfassers in den gelassenen Betrachtungen ganz unter, als führe Europa mit sich ein Selbstgespräch. Selbstverzicht und Entpersönlichung geben den Gedanken einen Grad abgeklärter Weisheit, die zum Vergleich mit Goethe drängt. Es soll damit nicht eine superlativistische Einschätzung von Gide unternommen, der eine dem anderen gleichgesetzt, sondern nur gesagt werden, daß Gides Universalität mit der alles umspannenden Gestalt Goethes artverwandt ist. Die Haltung vor dem Leben beider ist gleich. Das Faustische ist in Goethe stärker und tiefer, da Gide durch das lateinische Maß immer gehemmt und gebunden wird; aber auch in ihm liegt die ganze Klaviatur der menschlichen Empfindungswelt offen und zum Tönen bereit. Ein Blick, ein Anhauch, eine Berührung, eine Begegnung bringt bald diese, bald jene Saite zum Klingen, und in der Musik seiner Worte tönt immer etwas Überpersönliches mit, das man „Weltgeist" oder „Gott" nennen mag.

Das ist nicht etwa Weisheit des Alters; denn der Band vereint Arbeiten aus den Jahren zwischen 1903 und 1931. So ist Gides Natur. Diese stille, unaufdringliche Reife gibt ihm in Frankreich seit Jahrzehnten jene einzig geartete Stellung über allen Schulen und Richtungen, die ihn schon zu Lebzeiten zu einer mythischen Gestalt macht. Fern dem mondänen Leben, unstet von Ort zu Ort ziehend, bald hier bald dort auftretend, erlebt er an den verschiedensten Stätten, in den heterogensten Kreisen das Europaschicksal und zeugt von seinem Schauen bald unter dem Titel „Baudelaire", bald unter dem Titel „Stendhal" oder „Das klassische Ideal" oder „Die Zukunft Europas". In dem „Gespräch mit Felix Paul Greve" gelingt ihm in fast spielerischer Form ein erschauernder Blick in die Tiefen des Rätsels: Mensch.

Berlin — Otto Grautoff

Das heutige Frankreich. Sein Charakter. Seine Politik. Seine Parteien. Von André Siegfried. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 164 S.

Das Werk des pariser Gelehrten hat bei seinem Erscheinen in Frankreich großes Aufsehn erregt, das sich schnell über die französischen Grenzen hinausdehnte. Mit Recht. Selten hat ein Mann in gleicher weltmännischer Distanz zu seiner Heimat so frei, vorurteilslos und scharfsichtig über sein eigenes Land geurteilt. Über Frankreich gibt es jedenfalls kein zweites Buch, das so klar und verständlich die tiefsten Wesenszüge der Franzosen aufdeckt und scharf formuliert. Viele oberflächliche Urteile über unser Nachbarvolk werden eingerissen und der wahre Charakter dieses konservativsten aller Völker in seiner Stabilität und Unbeweglichkeit dargestellt. Dem Buch ist gerade in Deutschland die weiteste Verbreitung zu wünschen; denn die Deutschen lassen sich allzu leicht von ersten flüchtigen Eindrücken durch Reisen und Bücher blenden und täuschen. André Siegfrieds Buch ist geeignet, diese Urteile richtig zu stellen, um so mehr, da der Verfasser zu den wenigen Franzosen gehört, die fremde Länder — vor allem Amerika und England — bereist und ihre Kultur in sich aufgenommen haben. Er kann vergleichen. Alle Parallelen, die er zu anderen Ländern zieht, ergeben immer wieder, daß Frankreich das retardierende Element in Europa verkörpert. Viele Freunde einer deutsch-französischen Verständigung, die bisher die Franzosen nach deutschen Normen beurteilten, werden diesem Buch entnehmen, daß sie ihre Methode, um Frankreich für den paneuropäischen Gedanken zu gewinnen, ändern müssen. In diesem Sinn kann André Siegfrieds Buch Gutes wirken.

Berlin — Otto Grautoff

Mensch, Gott und Unsterblichkeit. Gedanken über den menschlichen Fortschritt. Von J. G. Frazer. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von H. Frank und A. Thalheimer, Anmerkungen von H. Frank. Mit einem Bildnis des Verfassers. Leipzig 1932, C. L. Hirschfeld. XVI und 364 S. Kart. M. 6,80; Leinen M. 8,50.

Mitmensch, Gott und Tod — das sind die drei großen Zentralprobleme des Kulturlebens. Das Verhältnis zwischen Mensch und Mensch bestimmt die soziale Gliederung, und das von Mensch zu Gott und zum Tode bestimmt die Eigenart der geistigen und religiösen Kultur. Dieses Buch ist auf dem Boden der Entwicklungslehre erwachsen. Es bietet keine Übersicht über die verschiedenen Theorien oder Meinungen, die im Lauf der Geschichte über diese Fragen aufgetaucht sind, sondern es geht zurück zu den Wurzeln der geschichtlichen Entwicklung selbst: aus der Untersuchung des sozialen und kulturellen Zustands der Urvölker bzw. der heutigen primitiven Völker kommt der Verfasser zu einer vergleichenden Zusammenstellung der Problemgestaltungen in den primitiven Kulturen. Es ist also kein historisches Werk, sondern ein ethnologisches bzw. völkerpsychologisches. Das Material, das der Verfasser hier zusammengetragen hat und sehr geschickt auswertet, ist überreich und wird durch seine Eigenart für jeden Leser interessant sein. Besonders interessant natürlich

bei einem Vergleich mit unserer Kultur. Die komplizierten Ehevorschriften der primitiven Völker und ihre Wurzeln, Zauberei und Aberglauben, die Formungen der religiösen Fragen und die Einstellungen zum Problem des Todes — das sind alles Fragen, deren Kenntnis eigentlich zur „allgemeinen Bildung" gehören müßte. Gerade zum Erwerb einer derartigen „Kenntnis" aber ist das vorliegende Werk sehr geeignet, da es nicht das für den Nichtfachmann unübersehbare Material selbst bringt, sondern den Extrakt, die Zusammenfassung und die Folgerungen. So ersteht dem Leser ein Gesamtbild von dem geheimnisvollen und überwältigenden Streben des „zoon politikon" über sich selbst und seine von der Natur ihm auferlegten Fesseln hinaus. Ein Bild, das den Menschen in seiner tiefsten Eigenart zeigt: als denkendes und glaubendes, mit den Mächten und Rätseln des Daseins ringendes Wesen.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Menschen am Werk. 56 photographische Bildnisse aus deutschen Industriestädten. Von Erich Retzlaff. Göttingen, Verlag der Deuerlichschen Buchhandlung.

Die von der Scholle. 56 photographische Bildnisse bodenständiger Menschen. Von Erich Retzlaff. (Ebenda.)

Erich Retzlaff, ein tüchtiger düsseldorfer Photograph, hat unter den Arbeitern und Bauern in Deutschland über hundert prachtvolle Charakterköpfe gefunden. Zu den Arbeiterköpfen hat Heinrich Lersch, zu den Bauern Hans Fr. Blunck gute Einleitungen geschrieben. Es wäre nur noch zu sagen, daß diese Aufnahmen (leider, leider!) ein viel zu optimistisches und darum unwahres Bild vom Zustand des heutigen Deutschlands geben. Es sind Beruhigungsphotos. Unter 53 Arbeiterköpfen nur ein Arbeitsloser! Und der sieht aus wie ein wohlbestalteter Missionar. Die Wirklichkeit zeigt uns andere Gesichter. Auch die Kinder sehen anders aus als Retzlaffs netter „Stropp". Alexander Stenbock-Fermor hat sie geschildert: „Unterernährte, ausgemergelte kleine Körper in Lumpen. Seltsam alt sind ihre Gesichter, Greisengesichter". Retzlaff holt nur das Gesunde und Wohlgefällige vor seine Kamera. Er wird bald verdammt danach suchen müssen.

Berlin — Rudolf Frank

Bilanz. Versuch einer geistigen Neuordnung. Von Otto Flake. Stuttgart 1931, J. Engelhorns Nachf. 248 S.

Drei Eigenschaften zeichnen Otto Flakes neuen Essayband aus: Blickschärfe, Besonnenheit und Ranggefühl für geistige Werte. Damit gewinnt er eine überlegene Stellung zwischen den beiden barbarischen Mächten, von denen die deutsche, des weiteren die ganze europäische Kultur bedroht wird, dem amerikanischen Materialismus und der Zerstörungswut der Radikalen. Die grobstoffliche Weltanschauung der Amerikaner fand ihren letzten Ausdruck in John B. Watsons Lehre vom „richtigen Verhalten". Flake zieht sie immer wieder zum Vergleich heran mit unseren heimischen Lebensformen; die Kollektiv-Idee der Radikalen von rechts und links prüft er auf ihre Bedeutung für die Abwandlung unseres Persönlichkeitskults. Seine „Bilanz" grenzt die geistige Ebene ab, auf der wir angelangt sind, scheidet darin zwei Hauptgebiete, „Rationalität" und „Spiritualität", durchforscht deren einzelne Provinzen, in denen dort „Seelenfeindschaft", „Differenzierung", „Überspitzung des Geistes", „Absolutismus der Idee", „Radikalismus", hier „Schöpferischer Konservatismus", „Nationalismus als absolute Idee", „Psychoanalyse", „Moral und Ethik" als besondere Einflußsphären hervortreten. Otto Flake ist mehr als ein kluger, geistvoller Essayist, mehr als ein geachteter Romandichter; seine „Bilanz" offenbart einen allseitig durchgebildeten philosophischen Kopf, einen Lebensphilosophen von hoher Reife, der nicht nur kritisch ordnend, sondern auch schöpferisch lehrend und führend zu retten versucht, was in dem geistigen, politischen und wirtschaftlichen Weltbrand, dessen Ausbruch wir eben jetzt erleben, noch zu retten ist.

Dresden — Kurt Martens

Tag und Nacht. Von Hans Schmid-Guisan. Zürich 1931, Rhein-Verlag. 331 S.

Das Buch, zu dem der züricher Analytiker Jung das Vorwort geschrieben hat, ist ein durch und durch symbolisches Werk. Alles ist hier Anspielung und Gleichnis. Das Leben ist geteilt in eine Tag- und in eine Nachtseite. Am Tage lebt der Mensch in Kollektivopolis, bei Nacht in Individien, zwei Reiche, von Zwillingsbrüdern regiert, die sich nicht miteinander vertragen konnten. Die beiden Reiche sind durch eine große Mauer getrennt, durch die nur einzelne Übergänge führen. Das Leben in den beiden Reichen unterscheidet sich grundsätzlich voneinander, aber die Mehrzahl der Menschen hat das Bedürfnis in beiden Reichen zu leben. Wie sich die Lebensprobleme, vor allem das erotische Problem in den beiden Ländern ausnimmt, ist der Hauptgegenstand der Darstellung. Über Zweiheiten und Zwiespältigkeiten hinweg führt den Menschen die Sehnsucht „dorthin, wo keine hohe Mauer unerbittlich das Leben in zwei Hälften trennen muß, dorthin, wo Liebe nicht mehr Leiden ist von Zweien, die verschieden, gegensätzlich, in bitterem Ringen zueinander streben, dorthin, wo, über allem Kampfgetümmel, Friede endlich reine Freude bringt — wo durch auch noch so finstere Wolken, eine ewige Sonne, über Gerechte und Ungerechte scheint".

Die Sprache des Werks ist außerordentlich klangvoll, dichterisch. Die Ausstattung des Buchs ist hervorragend.

Mainz — Erich Stern

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXXVI.

Die geistige Situation der Zeit

(Der 1000. Göschenband von Karl Jaspers)

Von Egon Friedrich

> Nur eine Analyse des Daseins kann den Zugang zum Sein schaffen.

Wir erinnern uns noch gut, wir waren Schüler und Studenten, als der 500. Göschenband erschien, er war von Georg Simmel geschrieben, eine sehr geistreiche Übersicht über die „Hauptprobleme der Philosophie". Das war lang vor dem Krieg. Inzwischen hat sich die Welt völlig verändert, das Denken gewandelt. Die Sammlung Göschen blieb bestehen, nur der Verlag ist ein anderer geworden (jetzt Walter de Gruyter & Co., Berlin) und der Preis für den Band, der

damals 80 Pfennig kostete, hat sich erheblich erhöht: jetzt 1,80 Mark. Die Sammlung Göschen wuchs, sie hat die Nummer 1000 erreicht, und wieder ward ein Philosoph, kein Spezialist, beauftragt, den Jubiläumsband zu schreiben. Karl Jaspers, früh berühmt geworden durch seine „Psychologie der Weltanschauungen", hat ihn verfaßt, sein Thema, ein Thema höchster Aktualität: „Die geistige Situation der Zeit." Und wieder ist ein kleiner Göschenband, mehr als viele dicke Wälzer, Ereignis auf dem Büchermarkt geworden: in kaum vier Wochen war die erste Auflage (10000 Stück) vergriffen.

Kein Erfolg, der überrascht oder irgendwie unerklärlich wäre, auch kein Erfolg, der nur dem Verfasser oder der Darstellung gutgeschrieben werden könnte. Vielmehr ein Erfolg, ableitbar aus der Ratlosigkeit der Zeit, dem Ungenügen und der Verwirrung der Zeitgenossen. Jaspers, der Psychologe, gibt eine tiefgehende, bei aller Kürze umfassende, fein abgewogene Analyse der geistigen Situation; er gibt aber mehr: an Max Weber geschult (dem er 1921 eine schöne Gedächtnisrede gewidmet hat), eine unerbittliche Kritik der Zeit. Wohl weiß er genau, daß Zeitkritik kein Novum, kein charakteristisches Merkmal dieser Generation ist —, und doch muß immer wieder einer kommen, der unvoreingenommen die geistigen Tendenzen überprüft und klarstellt. Der nicht nur fragt, was ist, auch fragt, was sein sollte. Das ist es, was die Leser Jaspers danken, daß er das Dunkel-Verworrene erhellt, daß er prägnant formuliert und unser Bewußtsein erhöht. „Der Mensch muß, um Mensch zu bleiben, durch die Bewußtheit hindurch" — so lautet ein Kardinalsatz von Jaspers.

Wie aber ist es heute? Es triumphiert die dumpf dahindämmernde Masse; es herrscht der Apparat, der Betrieb, der echte menschliche Werte vernichtet. Der Riesenapparat der Daseinsfürsorge hat die einzelnen zur Funktion gemacht, hat sie aus den „substantiellen Lebensgehalten" herausgelöst, die früher als Tradition den Menschen umfingen. „Der Mensch scheint in dem aufzugehen, was nur Mittel, nicht Zweck, geschweige Sinn sein sollte ... Und während er sein Dasein zur Ausbreitung bringt, scheint er das Sein preiszugeben, in dem er zu sich selbst kommt." Der Apparat zwar verspricht Sicherheiten, trifft Veranstaltungen, um vergessen zu machen und zu beruhigen; aber in Wahrheit ist eine „noch nie gewesene Lebensangst der unheimliche Begleiter des modernen Menschen geworden". So ist es auf allen Gebieten des privaten Lebens.

Und wie steht es im staatlichen Sein? Ist es möglich, die Menschenmassen zu demokratisieren, ist die Durchschnittsnatur des Menschen überhaupt fähig, eine Mitverantwortung als Staatsbürger durch Mitwissen und Mitentscheiden der Grundlinien faktisch in ihr Leben aufzunehmen? Die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Auch der Staat ist zum chaotischen Betriebe verurteilt oder zur diktatorischen Restauration, bei der die Freiheit des Menschseins verloren geht. In beiden Fällen bleibt nur eine gewaltsame Führung übrig, „die sich nicht durch ein zum echten Mensch gesteigertes Sein rechtfertigt".

Wenn auch der Staat durch seine Macht die letzte Instanz der Entscheidung im Dasein ist, so ist er gewiß nicht das Letzte für den Menschen selbst. „Er kommt in ihm nicht zur Ruhe." Die nur kann er in der Welt des Geistes finden. Doch auch diese Welt des Geistes ist heute in Verfall geraten: durch die nivellierte Bildung und Spezialistentum. Auch in der Kunst und in der Wissenschaft hat der geistfeindliche, geisttötende Betrieb, hat eine unheimlich zerstörende Betriebsamkeit Einzug gehalten. Kein Wunder denn, daß das Menschsein heute nur durch partikulare Wissenschaften, wie Soziologie, Psychologie und Anthropologie, begriffen wird. Sie sagen wohl etwas vom Menschen aus, aber erkennen nicht den ganzen Menschen.

Damit der Mensch wieder zu sich selbst komme, damit er wieder wesentlich werde — dazu aber reicht Sachkunde allein nicht aus, dazu ist ein Mehr nötig. Dies Mehr gibt die Existenzphilosophie. „Existenzphilosophie ist das alle Sachkunde nutzende, aber überschreitende Denken, durch das der Mensch er selbst werden möchte ... Sie erweckt, was sie nicht weiß; sie erhellt und bewegt, aber sie fixiert nicht." Sie will, daß die sinnlos gewordene Welt wieder einen Sinn bekommt, denn Existenz bedeutet Seinkönnen, ist Wissen und Willen zugleich.

Das deutliche Bewußtsein des Vor-dem-Nichts-Stehens, wie es schon ein Kierkegaard und Nietzsche empfanden, es gibt auch der Schrift von Karl Jaspers ihren Wert und ihre Gültigkeit. Doch Vorstufe nur will sie sein zu einem großgeplanten Werk über die „Existenzerhellung", das Jaspers einem Scheler und einem Heidegger zur Seite stellt. Wie „Existenz" überhaupt zum Zentralproblem heutiger Philosophie geworden ist, mag man in dem aufschlußreichen Werk von Fritz Heinemann „Neue Wege der Philosophie" (bei Quelle & Meyer, Leipzig 1929) nachlesen, auf das hier im Vorbeigehn hingewiesen sei.

Jaspers' Platz in der heutigen Philosophie zu bestimmen, ist also nicht schwer; seine Eigenart ist aus der Zeit zu erklären, ist in der Zeit verwurzelt. Wie sehr die Not der Zeit auch die Not dieses Denkers geworden, erweist auch die interessante Parallele zu dem Spanier Ortega y Gasset. Beide Denker, gleich universell gerichtet, ähneln sich in der Grundhaltung, die sie dem Leben und dem Denken gegenüber einnehmen. Bei beiden ist der Ausgangspunkt der gleiche: der Fluch des Menschen ist der Massemensch geworden. Und so trägt ja auch Ortegas Werk, das wir hier dem Jasperschen gegenüberstellen, den bezeichnenden Titel: „Der Aufstand der Massen." Auch dieses aufrüttelnde Werk, das in deutscher Übertragung bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, in diesem Frühjahr herauskam, ist nichts anderes als ein kritischer Situationsbericht unserer Zeit und ihrer geistigen Tendenzen. In der Beurteilung stimmen der Spanier und der Deutsche durchaus überein. Diese Übereinstimmung frappiert, sie läßt den Schluß zu, daß in beiden Werken etwas Allgemeingültiges über die Krise ausgesagt sei, und zwar über die Krise des europäischen Menschen. Nur in der Form, in der Diktion unterscheiden sich die beiden Denker: Ortega y Gasset ist auch als Philosoph eleganter Weltmann, romanisch-rhetorisch geschult, ihn zu lesen ist Genuß; Jaspers ist viel schwerer, grüblerischer, viel einsamer, im Letzten den Mystikern zugeneigt. Das allerdings bedingt zum Schluß ein Auseinandergehen. Während Ortega y Gasset alles Heil von den Philosophen erwartet, wenn und sofern Philosophen zur Herrschaft gelangen —, will Jaspers den Menschen, den Einzelmenschen, zu sich selbst zurückführen, den Menschen an seinen ursprünglichen Adel, an sich selbst erinnern.

Nachrichten

Todesnachrichten. Karl Wiedmaier ist am 2. November in Hechingen im Alter von 45 Jahren gestorben. Er hat als Studienrat in Hechingen gewirkt und sich zumal durch seinen Erzberger-Roman bekanntgegeben. Neben seinen Romanen „Die Erben von Herrenrida", „Der bronzene Gott" ist er als Verfasser von Heimatspielen („Mechtild von Hohenberg", „Die drei Marien") hervorgetreten.

A. S. Pordes-Milo ist im Alter von 54 Jahren nach einer Meldung vom 31. Oktober in seiner charlottenburger Wohnung plötzlich gestorben. Er hat sich als Librettist zumal von Operettentexten („Versiegelt", „Die Dame im Frack", „Der Juxbaron") bekanntgegeben.

Thekla Lingen ist nach einer Meldung vom 7. November in Berlin einem längeren Leiden erlegen. Von Geburt Deutsch-Russin ist sie durch ihre Gedichte, die Frauenschicksal und Frauenleid spiegeln, bekannt geworden.

Robert Laurency ist nach einer Meldung vom 7. November im Alter von 46 Jahren in Metz gestorben. Er hat lange Jahre in München gelebt, galt als Repräsentant der münchener Bohème und hat mit seinen Pantomimen wie „Glasbläser und Dogaressa" beträchtliche Erfolge erzielt. Nach dem Krieg ist er nach Metz zurückgekehrt und hat sich für die Neubelebung der metzer Mysterienspiele des Mittelalters mit all seinen Kräften eingesetzt. Von seinen Mysterienspielen sind „Florentina, die Getreue" und „Trombor, der Narr" zu nennen. Frühzeitig siech, hat er zuletzt bei den Schwestern des Spitals Bonsecours Aufnahme gefunden.

Victor Bérard ist nach einer Meldung vom 13. November im Alter von 67 Jahren in Paris gestorben. Der hervorragende Hellenist kommt für die Literatur in Sonderheit durch seine Übersetzung Homers ins Französische und seinen Kommentar zur Odyssee in Betracht.

Knud Hjortö ist nach einer Meldung vom 27. November im Alter von 62 Jahren den Folgen eines Straßenunfalls erlegen. Er war ursprünglich Sprachforscher, dann Realschullehrer. Sein vielfach bis ins Visionäre gesteigertes musikalisches Empfinden wurde auch für seine schriftstellerische Tätigkeit bedeutungsvoll. Er war der zeitgenössischen Literatur gegenüber ein sehr in sich Abgeschlossener, Versonnener. Seine Lebenserinnerungen „Entschwundene Sommer und alte Winter" legen von dieser seiner Haltung Zeugnis ab. Hjortö ist vielfach ins Deutsche übertragen worden.

Silvio Spaventa Filippi, Redakteur des „Corriere dei piccoli" und des „Romanzo mensile" (Beilagen des Corriere della Sera, Mailand) ist im Oktober in Mailand verstorben. Ein schöpferischer Romanschriftsteller und aufrichtiger Freund des deutschen Buchs ging mit ihm aus dem Leben. Neben anderen Übertragungen aus dem Deutschen hat er sich besonders in Italien für Rosegger verwandt, dessen Hauptwerke er in seine Muttersprache übersetzte.

(H. M. T.)

* * *

Pierre Viénots Buch „Ungewisses Deutschland" hat den 10000 Franken-Preis der „Europe Nouvelle" erhalten. Artur Rosenberg hat im letzten Dezemberheft der „Literatur" ausführlich über das Buch, das in deutscher Übersetzung im Societäts-Verlag, Frankfurt a. M., erscheint, Bericht erstattet.

Erich Kästners Roman „Fabian" wird demnächst auch in Übersetzungen in Amerika, England, Frankreich, Dänemark und Norwegen erscheinen.

L'Italia Letteraria, Rom, setzt unter der Bezeichnung „Premio Umberto Fracchia" einen Preis von 5000 Lire für das nach dem Urteil des Preisrichterkollegiums beste Buch des Jahres 1931 aus. Als Preisrichter fungieren u. a. Angioletti, Malaparte und Pavolini.

Rapporti tra economia e morale (Beziehungen zwischen Wirtschaft und Moral) ist ein Thema, das der päpstlichen Akademie eines Preises von 5000 Lire wert scheint. Die dazu eingereichten Arbeiten sollen nicht länger als 50 Seiten sein und müssen dem Rektorat der Università Cattolica, Mailand (Piazza Sant'Ambroglio 19), eingereicht werden.

Giulio Augusto Levi erhielt den von der „Novissima Enciclopedia Monografia Illustrata" ausgesetzten Monographienpreis für sein Werk über Leopardi. Den 2. und 3. Preis erhielten Arbeiten über Machiavelli und über die italienische Holzschnittkunst.

Giovanni Vidari wurde der „Premio Reale per le scienze filosofiche" für sein Werk „L'Educazione in Italia dall' Umanesimo al Risorgimento" zuerkannt. (H. M. T.)

Im Nachlaß des Universitätsprofessors Collin ist ein unbekanntes Björnson-Manuskript aufgefunden worden, ein historisches Schauspiel, das im norwegischen Mittelalter spielt und von Björnson wahrscheinlich in den sechziger Jahren niedergeschrieben worden ist. Das bisher völlig unbekannte historische Drama soll in Oslo zum 100. Geburtstag Björnsons aufgeführt werden.

In München erscheint eine neue Zeitschrift „Der Vorstoß", herausgegeben von H. M. Soik, Fritz Rosenthal, Matthäus Sporer, die es sich angelegen lassen sein will, unter Fernhaltung jeder Tendenz jungen schöpferischen Menschen zur Veröffentlichung ihrer Arbeiten zu verhelfen. Adresse: München, Heßstraße 70/2.

* * *

Kataloge. Antiquariat Altmann G. m. b. H., Berlin: Schöne Bücher und Bilder (Kat. 22). 16 S.

Joseph Baer & Co., Frankfurt a. M.: Versteigerung der Bibliothek des † Herrn Hauptmann Friedrich Geiger u. a. 46 S.

Buchh. Gustav Fock G. m. b. H., Leipzig: Ant. Kat. Nr. 647 (Deutsche Geschichte) 136 S. — Nr. 649 (Engl. Sprache und Literatur) 95 S. — Nr. 651 (Numismatik) 141 S. — Nr. 652 (Astronomie, Geodäsie) 104 S.

Math. Lempertz, Bonn: Ant. Kat. Nr. 301 (Neuere Geschichte) 148 S. — Nr. 302 (Rechtswissenschaft) 136 S.

M. Lengfeldsche Buchhandlung, Köln a. Rh.: Kat. Nr. 40 (alte und neue Opern) 26 S.

Redaktionsschluß: 1. Dezember 1931.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Unberufen

Unser Weltbild ist bewundernswert fest gefügt. Wir haben uns gegen jede Überrumpelung, gegen jedes Eindringen fremder Mächte geschützt: klar und bis in die letzten Winkel übersehbar steht das Weltbild der Vernunft und in ihr der moderne Mensch, der sein Leben kennt und es meistert nach Zweck und Ziel. Er will keine Geheimnisse mehr kennen, die über den Tag hinwegdeuten, die immer wieder wie leise Mahnungen erinnern: es gibt den großen geheimnisvollen Strom, der alles Lebendige eint — Urgrund alles Seins, von Dichtern und Sehern erkannt und besungen. Er ist und strömt auch durch unsere Welt, die so schroffe Dämme gegen ihn errichtet hat.

Aber der moderne Mensch spürt ein leises Unbehagen, da das Rauschen dieses Stroms selbst im Lärm der Maschinen und im Jubel der Rekorde sein Ohr trifft. Er glaubt nicht, lächelt, wenn man davon spricht — aber er fürchtet im Geheimen die strafenden Mächte, fürchtet Schicksal, Vergeltung — Karma. Doch diese Furcht wird nicht bewußt — kühn ballt er die Faust, reckt den Arm im Gefühl der eigenen Kraft, freut sich seines Sieges: „Wir haben es erreicht — der Weg des Fortschritts liegt klar vor uns, und wir werden ihn bis ans Ende gehen ohne Schwierigkeit." Doch jäh lauscht er nach innen, stutzt und unter der aufblühenden Angst sagt er, lächelnd, überlegen und doch so bescheiden: „Unberufen."

Unberufen!

Wer glaubt noch an Karma und Schicksalsgebundenheit? Aber — besser ist besser und wenn es nicht nützt — natürlich nützt es nichts! — so kann es doch auch nicht schaden. Und ganz im Hintergrund leuchtet wie ein Funke der Gedanke auf: und wenn doch — was wissen wir Menschen von den letzten Geheimnissen des Lebens?! — wenn es doch so ist, wie Dichtung und Glaube seit Urzeiten lehren? —

Das kleine Wort „Unberufen" ist die Rückversicherung unserer Zeit, die ihr Dasein auf die Vernunft und den Zweck gestellt hat und die doch im Innersten von ihrer Herrlichkeit und Weisheit nicht so fest überzeugt ist, daß sie mutig alles auf diese Überzeugung setzt. Fast alles — aber doch nicht alles. Ein kleines Hintertürchen hat sie sich offen gelassen, die kluge, sachliche neue Menschheit.

Aber sie schämt sich dessen vor allen — denn eigentlich ist es doch nur ein kindischer alter Aberglaube, nicht wahr? Wir sind heute über derartige Kindereien erhaben, wir stehen klar und offenen Blicks im Leben, der Erde und ihren Aufgaben zugewandt, und keine Schicksalsmacht vermag mehr zu vernichten, was Menschengeist und Menschenstreben in den Jahrtausenden erbaut — unberufen!

Hans-Joachim Flechtner

„Das Unaufhörliche"

Zu Gottfried Benns Oratorium vom „Unaufhörlichen" (B. Schotts Söhne, Mainz) hat Paul Hindemith die Musik geschrieben. Die Fachkritiker haben zu entscheiden, wie diese Verse als Text tauglich sind. Da aber das philosophische Gedicht uns auch als gedrucktes Heft — also in Buchausgabe — vorliegt, dürfen wir es sehr wohl als literarische Gabe beurteilen, ohne seine Funktion als Musikunterlage in diesem Zusammenhang zu berücksichtigen. Für den Liebhaber des eigenwillig faszinierenden Phänomens „Gottfried Benn" bedeutet dies dramatisch-seherische Gedichtwerk eine neue Probe des sprachlichen und intellektuellen Genies, das wir in seinen Vers- und Gedichtbänden bewundert haben. Das Unaufhörliche als das Prinzip der Verwandlung im Goethe-Sinn, als das Alterslose und Überzeitliche, als der Schmerz des einzelnen und der Sinn des Ganzen, wird mit einem heroischen Pessimismus (der erst in einer sehr tiefen und letzten Schicht wieder „Optimismus" ist) gegen den Geist der Aktualität, der eudämonistischen Gewinnsucht, des vulgären Materialismus gesetzt. Wenn die forsche Baritonstimme „die Fortschritte der modernen Technik, Raketenautos, Projektilaviatik" als den Sinn des Zeitalters preist, mahnt der Chorus dagegen: „Schmeckt ihr den Becher Nichts — den dunklen Trank?" Und immer wieder, wenn ein anderes lebensförderndes Tun — sei's Handel, sei's Liebe oder sogar die Kunst, die Botschaft von hellen Himmeln — als das Unvergängliche, als der Sinn angeredet werden, antwortet der Refrain vom „Nichts, dem dunklen Trank". Der Punkt, wo sich das faustische Verwandlungsprinzip mit der Nirwana-Sehnsucht Asiens berührt, ist uns unheimlich nahe gebracht. — Das Gedicht ist anti-materialistisch; es hat sogar einen deutlich polemischen Akzent. Es könnte nie anti-sozialistisch sein, aber es warnt davor, über der Organisation der Erde jenes Geheimnis zu vergessen, das auch dann noch über unseren armen Leben walten wird, wenn die Güter dieser Erde endlich, endlich gerecht verteilt sein werden, und das Dunkel ist von Farb und Angesicht.

„So sprach das Fleisch zu allen Zeiten:
Nichts gibt es als das Satt- und Glücklichsein!
Uns aber soll ein anderes Wort begleiten:
Das Ringende geht in die Schöpfung ein."

Klaus Mann

Das Gnadengesuch für Karl Strecker

Eine Anzahl von Vereinigungen hat für Karl Strecker ein Gnadengesuch befürwortet: aus unserer Kenntnis der mannhaften Persönlichkeit Streckers heraus nehmen wir an, daß ihm damit sehr unliebsamer Dienst geleistet wird. Er wird der letzte sein, der nicht bereit wäre, für seine Tat einzustehen. Auch dann, wenn sie in einer Geistesverwirrung über ihn gekommen ist, beseelt ihn sicher das Verlangen nach Sühne.

Aber auch abgesehen von Streckers eigenem Empfinden — die Befürwortung dieses Gnadengesuchs scheint ein arger Mißgriff zu sein. In unserer Zeit mehr noch als sonst wohl. Es darf nicht der Anschein erweckt werden, als beanspruchten Gebildete und Künstler für sich ein Sonderrecht. Gerade

weil wir vieles vor der Volksgesamtheit voraus haben, ich meine, seelischen Besitz, sollten wir weder der wirtschaftlichen Not noch dem Gesetz gegenüber auf irgendwelche Bevorzugung aus sein. Vielmehr: wir müssen derartiges weit von uns weisen. Darauf Verzicht leisten, auch wenn es uns freiwillig entgegengetragen wird. Es gibt in solcher Lage nur einen Ehrgeiz, für sein Teil zu tragen, was allen auferlegt ist.
Und gerade wir, die wir vieles entschuldigen, alles erklären, müssen es als unser Recht beanspruchen, für unsere Taten bis in ihre letzten Konsequenzen einzustehen. Das ist Teil unseres Führerberufs. Vielleicht wichtigster. Dadurch eben ist die allgemeine Moral so tief gesunken, daß jeder sich um seine Schuld herumlügt. Jede Gerichtsverhandlung an jedem Tag führt es erneut vor Augen, niemand hat mehr den Mut für das, was er getan hat, einzustehen.
An uns, zu zeigen: wir haben diesen Mut. E. H.

Unwahrscheinlichkeit stärkt die Überzeugungskraft

Auf einen Berg von Zeitstücken vermögen wir zurückzublicken! Tut man das, so darf man sicher sein, daß man nicht bei einem über die Frage hinauskam: verhält es sich in Wirklichkeit so? Diese Frage konnte sich zu der Furcht steigern: nicht unwahrscheinlich, daß die Dinge so liegen, wie sie geschildert sind. Trat Satire hinzu, so wurde die Frage dadurch keineswegs anders orientiert. Man lachte mit dem Verfasser, wenn die eigene politische Überzeugung das Lachen billigte.
In der Volksbühne hat man jetzt Offenbachs alte Operette „Die Großherzogin von Gerolstein" zu erfolgreicher Aufführung gebracht und damit neue Erwägungen nahegelegt. Kein Wort über Mehrings Bearbeitung, die etwas kümmerliches Ansehn hat. Aber die alte Fassung des ersten Akts von Meilhac und Halévy, mit ihrer Schilderung des Kleinstaatsmilitärs, wirkt noch heute im guten Sinne pazifistisch, gerade weil sie keinerlei Anspruch auf Wirklichkeitsgeltung erhebt. Die flotte Musik kommt hinzu und nimmt den letzten Wirklichkeitsanspruch. Nur ein Spiel. Ein Spiel in freieren Regionen gleichsam unter dünnerer Luft. Ein Tanzen statt alles Gehens. Ein Lied statt aller Worte. Die Frage taucht nicht mehr auf: verhält es sich in Wirklichkeit so? — Die Frage wird übersprungen, man steht unmittelbar vor dem Eindruck: macht ein Ende mit Krieg und Kriegsspiel!
Darüber eben verlohnt es sich nachzudenken. Das wirklichkeitsferne Spiel vermittelt mehr Überzeugungskraft, als jedwede Wirklichkeitsschilderung aufzubringen vermöchte. Will man dem tiefer nachdenken, so rührt man an ein letztes Geheimnis der Kunst. E. H.

Das optische Bedürfnis

Nachdem man Erich Salomons umfangreiches Buch: „Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken" — 112 Bilder — (Stuttgart 1931, J. Engelhorns Nachf.) durchblättert hat, ist es leicht, zu sagen: das war eine Notwendigkeit. Liest man Salomons Vorwort zu seinen Bildern, so muß man mit ihm sagen: aber welche Schwierigkeit war es, zu photographieren, Vorurteile gegen die Pressebildberichterstattung zu überwinden, endlich die Aufnahme selbst zu machen, die charakteristischen Momente abzupassen und das zu photographieren, was all die vielen Leser, richtiger: all die vielen Zuschauer interessiert.
Aber Salomons Hartnäckigkeit ist großartig belohnt. Er darf für sich in Anspruch nehmen, als erster so etwas wie eine Zeitgeschichte in Bildern abgefaßt zu haben. Und viele werden ihm danken, durch ihn einen Einblick in die verschlossene Welt der Politik zu tun, durch ihn berühmte Zeitgenossen näher gerückt zu sehen: diese sorgenvollen, gespannten, auch abgespannten Gesichter der Politiker, diese wie unter Selbsthypnose stehenden ausgezeichneten Bilder der Musiker, unter denen vor allem das von Pablo Casals das ganze Wesen dieses großen Cellisten ausspricht.
Vielleicht ist in diesem Buch ein wenig zu viel Politik. Man möchte auch das geistige Deutschland, besser noch das geistige Europa in unbewachten Augenblicken sehen. Trotzdem: dieses Buch rückt nahe, was täglich um uns geschieht, ohne daß wir es sehen oder zum mindesten so sehen können. Es vermittelt Assoziationen, die anregen — der Kopf dieses japanischen Botschafters in Paris Baron Adatci, dann Fritjof Nansen, der amerikanische Zeitungskönig Randolph Hearst, das seltene Bild Alfred Momberts, die großartige Gestik des Abbé Desgranges — man könnte beim Aufzählen bleiben und doch nicht alle Vorzüge nennen, die sich aus solchem „Bilderbuch der Zeit" ergeben.
Nicht genug kann dem Verlag J. Engelhorn in Stuttgart für die Herausgabe dieses Buchs von Salomon gedankt werden. Denn der Wert einer optischen Übermittlung ist heute ungeheuer groß: wir Menschen der Gegenwart wollen diese, unsere Gegenwart sehen. Wir sind hungrig nach optischen Eindrücken, hungrig danach, den, über den wir lesen, auch vor uns zu sehen, um Gelesenes optisch zu ergänzen und erst so in unserer Phantasie den Prozeß des „Lebendigwerdens" ganz zu vollziehen.
Heinz Dietrich Kenter

Ein Theatermuseum in Berlin

In der Zeitschrift des Bühnenvolksbunds „Das Nationaltheater" (IV, 1), die bei aller weltanschaulichen Beschränkung und gelegentlicher Engherzigkeit Theaterprobleme meist auf einem heute selten gewordenen Niveau durchdiskutiert, propagiert Universitätsprofessor Oskar Fischel ein Theatermuseum für Berlin.
Er legt sich selbst die Frage vor, ob in einer Zeit, da alles geistige Interesse schwindet, ein neues Museum — an der Zeit sei. Bei aller Skepsis des Wissenschaftlers bleibt er bei seiner Forderung. Für wichtiger hält er den Einwand, ob man in Notzeiten wie den unsrigen, Geldmittel für solch ein neues Institut bereitstellen dürfe. Und da stellt sich heraus, daß Berlin ein derartiges Theatermuseum bereits besitzt.
Berlin hat eine Sammlung theatergeschichtlicher Dokumente, die den Schätzen in Mailand und Paris, Wien und München nicht nachsteht, Dokumente nicht toter Texte, wie sie von der philologischen Abteilung der Theaterwissenschaft verwandt werden, nicht Trophäen der Mimeneitelkeit, sondern bildgewordene Denkmäler des Theaters, die auch dem naiven Beschauer etwas zu sagen haben. Material, das von der Ewigkeit der Theaterkunst zeugt. Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze? Die Szene lebt!
Nur: diese Sammlung liegt in der Reichshauptstadt noch zerstreut herum. Die einzelnen Teile müßten von einem kundigen Kustos — und wer wäre berufener als der Ideen-

geber selbst? — zusammengefaßt werden. Da ist als Grundstock die theatergeschichtliche Sammlung Louis Schneider, die die preußische Staatsbibliothek birgt, da sind in den Archiven und Räumen der Staatstheater „Prominenten"-Porträts ausgezeichneter Maler, Kostümskizzen aus der Zeit Friedrichs II. und der Schinkel-Zeit, da ist in anderen Sammlungen hie und da etwas, was zur Abrundung nötig wäre, Völker- und Stammeskundliches, da ist mit Leichtigkeit eine moderne Abteilung zusammenzubringen, zu der die großen Szenengestalter der Gegenwart gern beisteuern würden, und ihre Entwürfe, ins richtige Licht gestellt, würden zeigen, wie stark (manchem unbewußt) die Tradition selbst in revolutionären Zeiten durchbricht.

Ein Lernmaterial besitzt der Staat, das dem Wissenschaftler jetzt schwer zugänglich ist, eine Schaukunst, die das Interesse für das Theater neu beleben würde, das im Grunde genommen gar nicht wiederbelebt zu werden braucht, es ist nur auf falsche Sensationen fehlgeleitet. Warum sollen diese Dinge nur in Reproduktionen teurer Bücher publiziert werden, die sich doch nur die Snobs anschaffen können, und auch solchen Publikationen dürfte bald die verlegerische Möglichkeit fehlen.

Die Hauptschwierigkeit erblickt Oskar Fischel in den Ressort-Wächtern. Was heute in Kästen ungenutzt verstaubt, ist Morgen ein Wert, dessen man sich nicht entäußern kann, und gälte es auch, die Reichshauptstadt um ein wirklich schönes Museum zu bereichern, um das uns das Ausland beneiden würde.

Ein Federstrich, eine Notverordnung befreie uns von der Bürokratie! L. W.

Grenzen der Physiognomik

In dem sehr reizvollen, durch Anschaulichkeit für die Zeitentwicklung wichtigen Buch „1910—1930, Zwanzig Jahre Weltgeschichte in siebenhundert Bildern", Einleitung von Friedrich Sieburg (Transmare-Verlag, Berlin), fällt ein Bild auf, das wir hier wiedergeben: ein reizender Junge mit schlichtem Braunhaar, der sich stützend an eine wohl dem besseren Bürgerstande angehörige Frau lehnt. Dieser Junge, aus dessen Gesicht nur ein träumerischer Zug um die Augen abzulesen ist, ermordete im Alter von sechs Jahren eine Frau, um sich in den Besitz von zehn Dollar zu setzen. Dieser Knabe und diese Tat — ein Gesicht, das keinerlei Auskunft gibt — man fragt sich, wo liegen die Grenzen der Physiognomik?

Versenkt man sich in den Augenausdruck des Knaben, so findet man nur die eine Antwort: sowohl die zehn Dollar wie auch die Mordtat müssen für ihn „Märchen" gewesen sein.

Das Versagen der Physiognomik mag selbstverständlich Schuld der Photographie als solcher sein, man weiß, daß gerade der amerikanische Photograph die Retouche der Typisierung dienstbar macht, und selbstverständlich ist das gut und möglichst nichtssagend aussehende Kind schlechthin das Ideal jedweden amerikanischen Photographen. Das aber erklärt hier doch nur zum Teil.

Viel wichtiger scheint: ein seelischer Zustand, eine hervorstechende Charaktereigenschaft, eine verbrecherische Neigung muß offenbar lange in einem Menschen geschlummert haben, ehe sie den Gesichtsausdruck bestimmt. Die Physiognomik setzt Inkubationszeit voraus. Hier liegt die Grenze. Sie wird für das praktische Leben dauernd wichtig, wo es sich um die Begegnung mit Neulingen handelt, Neulingen der Gesinnung, des Wollens, der Tat. Das Schillersche Wort ist demgemäß zu variieren: Es ist der Geist, der sich — langsam — den Körper baut. E. H.



„Dieser sechsjährige Knabe ermordete wegen zehn Dollar eine Frau"

(Aus „1910—1930, Zwanzig Jahre Weltgeschichte in 700 Bildern". Berlin, Transmare-Verlag)

Zur Erkenntnis des Films

Drei Autoren gehen dem Phänomen Film zu Leibe, der eine soziologisch, der andere historisch, der dritte ästhetisch; ihre Erkenntnisse überschneiden zum Teil einander, aber sie haben das eine Ergebnis gemeinsam, daß die Filmkunst dem technischen Weltbild unserer Zeit gemäß ist.

Wolfgang Petzet nennt seine aufschlußreiche Streitschrift „Verbotene Filme" (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.), gibt darin Erfahrungen über die Handhabung der Filmzensur zum Besten, prangert die schlimme Wirkung auf die Filmproduktion an, eifert über die mittelalterliche Bevormundung moderner Menschen, ironisiert die Bestimmungen der Behörde, die (wenn schon zensuriert wird) Bedenkliches durch die Maschen des Gesetzes entschlüpfen läßt. In Summa glückt der Beweis, daß sich die Bedrohung der Freiheit der Kunst beim Film besonders verheerend auswirkt. Grotesker Weise soll ein Etwas in Schutz genommen werden, das gar nicht existiert, für die Zensur erst konstruiert werden mußte: der Normalmensch. Technik als Ergebnis der soziologischen Betrachtung.

René Fülöp-Miller zeigt schon im Titel an, wohin seine Schrift zielt: „Die Phantasiemaschine" (Paul Zsolnay Verlag, Wien). Die Geburt des Films aus dem Geist des Geschäfts. Fülöp-Miller gibt interessante kulturgeschichtliche Dokumente über die Entstehung des amerikanischen Films, über die tiefe Berechtigung der Kritik, von einer Filmkon-

fektion zu sprechen, denn von der Konfektion stammen die großen Hersteller des amerikanischen Films alle, sie studierten mit heißem Bemühen, welche Emotionen sich die Zuschauer kaufen wollten, und verkauften Phantasie am laufenden Band. Diese „Saga der Gewinnsucht" legt die Mechanisierung des Phalluskults und des Clowntums bloß, dessen Wiederkehr Fülöp-Miller nur zu spät ansetzt, weil er Hermann Reichs „Mimus"-Werk nicht kennt; es war ihm jedenfalls nicht zugänglich, denn Fülöp-Miller hat reiche Quellenstudien betrieben, eine Neuauflage, besser noch eine populäre Neufassung des vergriffenen Werks wäre in einer Zeit, da die ästhetische Debatte über den Film in Fluß kommt, sehr angebracht. (Literatur, Theater, Film stehen heute mehr denn je im Zeichen des Mimus — man denke an Billingers magischen Mimus „Rauhnacht", an des Offenbach-Regisseurs Reinhardt Wort von der zeitgemäßen Verbindung des Schauspiels mit Musik und andere Symptome.) Fülöp-Millers Buch weist die Vorherrschaft der Technik beim Film nach — aus seiner Geschichte.

Das gründlichste Filmbuch stammt von Rudolf Arnheim und betitelt sich „Film als Kunst" (Verlag Ernst Rowohlt, Berlin). Ein erfreuliches Werk eines jungen Kritikers, der den Kunstsnobismus nicht mitmacht, ästhetische Betrachtungen für verdammenswert zu halten (sie freilich zwangsläufig soziologisch unterbaut), aber auch ästhetische Formulierungen so zu geben vermag, daß sie nicht nach philosophischem Proseminar schmecken. Für Arnheim ist die technische Welt schon gegeben, Technik selbstverständliche Voraussetzung der Filmkunst. An ausgezeichneten Beispielen legt Arnheim dar, welche Wirkungen spezifisch filmisch sind, aus den technischen Möglichkeiten dieser Bewegungskunst heraus, wie der Tonfilm im Grunde genommen optischen Bedingungen unterworfen bleibt, welche Skepsis dem plastischen und farbigen Film gegenüber angebracht sei, weil diese Erfindungen die künstlerische Souveränität des Filmregisseurs den Ausschnitten der Wirklichkeit gegenüber beeinträchtigen, die Einheit von Filmregisseur und -autor wird überzeugend propagiert, auch die Experimente des Fernsehens werden in die Betrachtungen einbezogen und mit gemischten Gefühlen angesehen. Arnheim gibt eine Technik des Films — Technik als Mittel und Ausdruckselement dieser Kunst.

Fülöp-Miller ist pessimistisch — weil die Zahl der schlechten Filme überwiegt, Arnheim optimistisch — weil aus den wenigen guten eine neue Kunst entsteht. Arnheim hat recht — wieder muß man auf den Mimus exemplifizieren: der fing als niedere Burleske an und mündete doch teils unterirdisch, teils durch bewußte Nachahmung in die hohe Kunst der Plato, Petronius, Lukian, Shakespeare und anderer Großen ein; so ist der Durchschnittsfilm meist Mimus der niederen Art, aber in der realistischen Biologie und Ethologie der Russenfilme in der Groteskkomik eines Chaplin triumphiert der schöpferische Geist des ewigen Mimus.

Lutz Weltmann

Häuser gebieten dem Geist

Noch unlängst ist hier darauf hingewiesen worden, daß die Theatergebäude ihre eigene Herrschaft über das Theaterrepertoire ausüben. Inzwischen ist das noch viel deutlicher in Erscheinung getreten, seit die Bühnengebäude leer stehen, und Schauspielerensembles sie zu Gaststätten nutzen. Arbeitslosigkeit macht an sich erfinderisch, die leerstehenden Häuser tun bereitwillig dabei mit.

Auch die leerstehenden Läden melden sich jetzt zum Wort. Im Sommer öffneten sie sich Verkaufsstellen für Speiseeis. Was sollen die leerstehenden Läden in diesen Wintertagen mit sich selber anfangen? Viele, und zumal die leichtsinnigen unter ihnen, werden zu Nutznießern des Aberglaubens und laden zu Chiromantie und Astrologie zu sich ein. Aber die verständigen Läden, die gutbürgerlichen, besinnen sich auf weit besseres. Sie bieten fliegenden Leihbibliotheken Unterkunft und geben damit den vielen, die nicht mehr ausgehn können, Gelegenheit, bei sich selber einzukehren. Nicht sehr wahrscheinlich, daß das eigentliche Buchgeschäft darunter sonderlich Einbuße leidet. Aber es wird doch Geistigkeit geweckt, und vielleicht führt die Erziehung zum Buchkäufer vielfach durch die Klippschule der Leihbibliothek. Die Hilfe der Häuser.

E. H.

Heinrich Mann im Spiegel seiner Mitwelt

Heinrich Mann hat seine erste Monographie erhalten. Ihr Verfasser heißt Walter Schröder, erschienen ist sie im Verlag „Der Wille", Wien. Eine eigenartige Broschüre. Einmal äußerlich: in Maschinenschrift vervielfältigt, zum anderen dieses „Bildnis eines Meisters" selbst: das Ganze im Ton eines Panegyrikers, aber in der geistesgeschichtlichen Einordnung nicht ohne glückliche Gesichtspunkte, in der Bewertung der Persönlichkeit mit schönen, oft tiefen Formulierungen, aber unmittelbar daneben Unreifes und Banalstes. Die Heinrich Mann-Monographie ist das Buch — trotz freundlicher Zustimmung des Porträtierten — nicht geworden. Die wird am ehesten ersetzt durch Kiepenheuers Sammlung der zum 60. Geburtstag Heinrich Manns in der Akademie, im Schutzverband deutscher Schriftsteller und im Pen-Klub gehaltenen Reden nebst der Entgegnung des Jubilars. Sie zeigt mehr als die unausgeglichene Arbeit eines zweifellos begabten Anfängers, worin der Reiz der Erscheinung Heinrich Mann eigentlich besteht, sie hält jenes Erregende fest, das vom Gelingen des einzelnen Werkes unabhängig ist, erst recht von der literarischen oder gar politischen Einstellung Heinrich Manns.

Da bewundert Max Liebermann die neue romantische Schönheit der Violante von Assy, da entdeckt der Kultusminister Grimme die Herzenswärme, die hinter Heinrich Manns kalter Klarheit verborgen ist, und den Glauben an die Höherentwicklung des Menschen hinter seiner Negation, da findet Thomas Manns brüderliche Einfühlung im satirischen Pamphlet „Professor Unrath" heimlichen gotischen Spuk, stellt Gottfried Benn sinnvolle Beziehung zu Flaubert und Nietzsche her, feiert Lion Feuchtwanger den prophetischen Bekenner.

Und es ist vielleicht doch nicht nur Ersatz für eine Monographie, sondern mehr als eine Monographie zu geben vermag, wenn der ganze Reichtum des Werks Heinrich Manns erst im Spiegel seiner Zeitgenossen sichtbar wird.

Lutz Weltmann

Sektierer auf der Bühne

Von Reinhard Goering (Freiburg i. B.)

Die Häufung von Vorstellungen, in denen Sektierer auftreten, ja, in denen ganze Sekten, sei es in ihrem Entstehen, sei es in ihrem gegenwärtigen Bestand, gezeigt werden, ist ein Symptom. Man hat sich teils dagegen teils dafür ausgesprochen, aber wie es scheint, ohne die prinzipielle Seite der Sache zu erörtern, was im folgenden geschehen soll.

Unser Theater, mag es nun ausgegangen sein woher es will und sich hinentwickeln wohin es will, ist heute tatsächlich zu dem geworden, was von vielen erstrebt worden ist, nämlich zur Tribüne. Vermutlich wird es immer dann zur Tribüne, wenn sich die Zeit an anderen Stellen nicht genügend selbst darstellen kann, sei es nun, daß Verbote bestehen, oder daß das darstellerische Moment an sich nur gering ist, wie z. B. bei Kämpfen um ganz vitale Voraussetzungen, oder drittens, sei es, daß eine Art von neuem Öffentlichkeitstrieb eine Nation überfällt, die ihn bisher noch nicht so erlebt hat, und also keine passenden Formen dafür bereithalten kann, sei es, daß Interessengruppen das Theater als Tribüne verwenden, um von Wichtigerem abzulenken. Alle diese möglichen Grundlagen sollen uns aber hier nicht beschäftigen, nachdem wir festgestellt haben, daß wir zur Zeit unsere Probleme mit Leidenschaft und unter Verwendung vieler Mittel auf dem Theater als einer Tribüne verschleiert oder unverschleiert verhandeln. Auch das soll nicht untersucht werden, ob diese Entwicklung zu begrüßen ist oder nicht. Ganz im allgemeinen gesprochen, können wir Deutsche zunächst einmal alle die Einrichtungen begrüßen, die unserer eingeborenen Neigung zur Geschamigkeit und Verhaltenheit entgegenwirken, indem wir wünschen, daß alles, was Deutschland enthält, einmal ans Tageslicht kommen möge, sei es nun, um zu gesunden von allzu langer Verstecktheit und Mit-sich-selbst-Verbrüdertheit, sei es, um gesehen zu werden und als Gesehenes, wenn nicht Geschautes weiter zu wirken. Wir sind uns klar darüber, daß der Weg über das „Gesehene" ein Weg niederer Ordnung ist und wissen, daß es genug Kreise im Land gibt, in denen man schauen kann, aber es gibt auch wieder andere, die das Sichtbare brauchen, und wir vermeinen sogar, daß die Darstellung auf dem Theater dazu beiträgt, daß die beiden getrennten Lager einander entgegenkommen und sich einmal in höherer Einung finden. Möge also heute schon viel Verborgenes auf dem Theater erscheinen, gleichviel in welcher Form und in welchem Dienst! Gerade wir Deutsche sollen heute möglichst *alles* aufs Theater bringen und verhindern, daß auch nur *ein* Stoffkreis ausgenommen wird, nachdem schon so viele andere aufs Theater gefunden haben! Wir müssen einfach — zugegeben, daß es eine reine



Szenenbild aus „Die Herde sucht", Schauspiel von Fred Neumeyer
Zeichnung von B. F. Dolbin

Passion ist — in diese Passion hinein und in ihr Totalität erstreben, denn das ist dann eben der Weg der Einung für unser Gebiet. Es wird aber keine Form als wahre, neue, lebendige und deshalb ersehnte uns zuteil werden, es sei denn vorher eine Einung und Einigung zustande gekommen zwischen „So" und „So", zwischen dem sich Widerstrebenden, zwischen dem sich besser und schlechter Dünkenden, zwischen dem Offenbaren und Verborgenen, zwischen dem in Wahrheit Führenden und Geführten. Dieser Einung dient das Theater, indem es eine Tribüne für schlechthin alles wird!

Und indem es das wird, siehe da, wächst es schon über sich hinaus und in ein neues Theater hinein. Solche Entwicklung mag lange dauern, Jahrzehnte mögen noch an ihr arbeiten, Zeit spielt hier die geringste Rolle, wenn nur auf richtiger Grundlage und im richtigen Fortschreiten aufgebaut wird.

Und so haben wir jetzt schon Sektiererstücke, Gründungswehen von Sekten geschaut, und — bereits ein Neues — e r l i t t e n! und beinahe mitgemacht. Es wurde geklagt und getadelt, daß in einem dieser Stücke, dem besten, der Zuschauer keine klare Losung vorgesetzt bekäme. Welche Verkennung der heutigen Aufgabe des Theaters! Wie ist der, der so etwas schreibt, in seinen Vorstellungen vom alten Theater befangen und wie wenig erlebt er das Werden des Neuen. Es kann dem kommenden Theater gar nichts schlimmeres passieren; als daß es heute dem Zuschauer Klarheit vorsetzt, und es kann ihm nichts besseres nachgesagt werden, als daß es ihn mit wahrer, echter Erregung erregt und ihn verwirrt und ihm alles übrige selbst überläßt. So nämlich bringt es das Wunder fertig, daß es die Kräfte und geistigen Formeln der Kreise und Bezirke, zu denen der Zuschauer keinen, oder nur geringen Zugang hat, auf ihn wirken, ihn dabei „mit leiden" und „mit suchen" läßt, und so eint es Menschen und Gruppen in unserem Land, wenn auch zunächst nur im Erleiden und Nichtwissen und gemeinsamen Suchen, Gruppen, die sonst ewig getrennt blieben. Bestimmt gibt es auch hier einen höheren Weg, auf dem dasselbe zu erreichen wäre, aber, da er nicht begangen worden ist (vermutlich weil er nicht begehbar war), und wir nun diesen einen bereits beschritten haben, ist es das beste, wir schreiten weiter und erweisen uns der bereits gereiften Früchte würdig, indem wir den Baum, der sie uns brachte, weiter pflegen und düngen. Wir wollen denen nicht ihre Bemühungen verleiden, die die Traditionen des alten Theaters aufrecht erhalten. Auch sie haben recht und handeln richtig. Es ist von Wichtigkeit, daß in die Gießmasse, aus der das Kommende gegossen werden soll, auch das hineinkommt, was solche Menschen bewahren, aber das Neue, Gärende, Dynamische soll nicht an unzuständigen Maßstäben gemessen und seine Wirkung nicht geschmälert werden, dadurch, daß das neue Geleistete und vielleicht Ungewöhnliche verkannt wird.

Wenn das Theater Tribüne geworden ist, so hat es die wichtige Funktion, den Zuschauer mit neuen Energien zu laden, an ihm zu formen, ihn der Wirkung neuer Kräfte auszusetzen. Dabei ist weniger danach zu fragen, ob klare Programme und Erkenntnisse gegeben werden, es sei denn, die Klarheit wirke in sonst unklaren Gemütern als Kraft, als daß die entbehrten und wirklichen Kräfte wirken und ihnen der Zuschauer ausgesetzt wird, ganz gleich, ob es ihn freut, ob er Genuß davon hat und ob er wünscht, daß ihm zu seiner Entlastung ein nirgends existierender höherer Zustand vorgespielt werde.

Wir haben durchaus nichts anderes verdient, als daß wir vom Theater derb belehrt und wenn nötig gegeißelt werden! In der tatsächlichen Verwirrung und Spaltung, die vorliegt, ist das aufrichtig, gesund und hoffnungsvoll und wird von denen, die ganz gesunden wollen, auch verlangt.

Also, ohne Furcht weiter!

Theater und Reklame

Von Friedrich Rosenthal (Wien)

In der Weltanschauung eines geschäftlichen Laien — also vor allem jedes Künstlers — stellt sich Reklame als das erlaubte Mittel dar, die geistige Leistung auf allgemein zugänglichen und verständlichen Fundamenten vor die Öffentlichkeit zu bringen. Sie schlägt hier sozusagen Brücken der

Erklärung und Anpreisung zu jenen gedanklichen wie gefühlsmäßigen Vorstellungen, die der Masse geläufig sind und die seit Jahrhunderten nur in der Form, aber nicht im Wesen wechselnd oder verschiedenartig erscheinen. Nirgends aber, auf keinem Gebiete öffentlichen Lebens, sind diese Elemente so dicht verbunden, so innerlich zusammengehörig, so sehr auch Ausdruck und Abdruck höherer Wirkung, wie auf dem Theater.

Die älteste, primitivste Form öffentlicher Kundgebung, die noch heute in entlegenen Dörfern, in fortschrittsunberührten Provinzen hin und wieder anzutreffen ist, war hier die Bekanntmachung und Werbung durch Ausruf unter Begleitung klingender, lärmender, Aufmerksamkeit erzwingender Instrumente. Sie taucht in jenen bunt-fantastischen Aufzügen der Zirkusse auf, die auch jetzt noch üblich sind. Sie lebt sich als sinnfällige Übermittlung für das Auge auch in jenen Sandwichmännern aus, die gerade heute so häufig unsere Straßen bevölkern. Aber frühe schon weicht diese Gestalt ambulanter Bekanntmachung der festen, haftenden, unbeweglichen, der Affiche, dem Plakat, aber vor allem dem noch heute unmittelbarsten Übertrager der Kunstabsicht in die Publikumsempfänglichkeit, dem Theaterzettel.

Da stehen neben Stück und Besetzung zunächst Preise der Plätze, Modalitäten der Kartenerwerbung, Dauer der Vorstellung, Spielplan für die nächsten Tage und wer vom Darstellerpersonal unpäßlich ist. Noch nicht oder höchst selten stehen bei den Hof- und Stadttheatern Regisseur, Kapellmeister und Ausstatter darauf. Manche Bemerkung, die lediglich der Information des Publikums dienen soll, verrät insgeheim auch Dramaturgisches, so der Vermerk auf dem Theaterzettel der ersten „Räuber"-Aufführung am 13. Januar 1782: „Wegen der Länge des Stückes wird heute präzise fünf Uhr angefangen."

Die Einführung des Theaterzettels hängt mit der großen Wandlung zusammen, welche die deutsche Bühne durchgemacht hat. Sie wird — gegen Ende des 18. Jahrhunderts — zur stehenden, regelmäßigen Anstalt, zur höfischen oder städtischen Institution. Aber ehe noch deren bürokratisch-nüchterne Reklame Platz greift, lebt sich als ein hoher, erhabener Übergang die Sitte aus, alle Mitteilung künstlerischer Art, alle Bekanntmachung und Einführung, durch unmittelbaren Kontakt mit dem Publikum herbeizuführen. Es entsteht die Theaterrede, der Prolog zu Anfang des Stücks, die Dank- oder Abschiedsrede an dessen Ende, deren strahlendste Gipfel, deren unvergängliche Denkmale Schillers Prolog zu „Wallenstein" und Goethes „Faust"-Vorspiel auf dem Theater bilden.

Nach 1870 ändert sich plötzlich das theatralische Bild. Deutschland erhält die Gewerbefreiheit für Unternehmungen der Kunst und des Vergnügens, die denn auch wie Pilze aus dem neuen Erdboden schießen. Aber statt jener Kunstromantik, die in der Frühzeit deutschen Theaters voll verwegener Leidenschaft nach allem griff, was anderen gehörte, nach ihren Schauspielern, nach ihren Stücken, für die es keinen Schutz und keine Sicherung gab — trat nun bürgerliche Geschäftsnüchternheit und die kniffligen Methoden einer Konkurrenz, die durch weitgehende Verträge und advokatorisch infizierte Urheberrechte allenthalben gebunden, ja gedrosselt schien. Die Erwerbung jedes Stücks in größeren Städten, welche mehrere Theater besaßen, das Engagement jedes beliebten Schauspielers, der Ankauf jeder Sensation konnte lediglich der Sieg solcher Praktiken sein und erforderten Opfer, die nur wieder durch gesteigerte Reklame, durch schonungsloses Übertrumpfen nachbarlicher Versprechungen hereingebracht werden konnten.

Daneben erweitert sich das Feld der Betrachtung, die Umwelt des Theaters. Zu den bisher Genannten, den Schauspielern und Sängern, tritt nun häufiger als früher der Kapellmeister und mit dem Auftauchen der Meininger auch der Regisseur und neuerdings der Ausstattungskünstler, der Bühnenbildner, wie er heute ein wenig phrasenhaft heißt, deren die frühere Zeit nie gedacht hatte. Dazu kam noch ein amerikanisches Element großzügiger Aufmachung und Publikumswerbung, als Max Reinhardts farbig-sinnliche Bereicherung des Theaters einsetzte, das nun auch die anderen Hilfsmittel dramatischer Darstellung, Musik und Tanz, nachdrücklicher nutzte und mit einem verwirrenden Kunstapparat durch die Welt reiste. Hier durfte — schon angesichts der gewaltigen Unternehmung — keine Reklame fehlen oder verschmäht werden. Und sie mußte — um nicht allzu auffällig zu werden — sich der literarischen Tonart und des geistigen Anstrichs bedienen. In solcher Intensität und Aus-

strahlung zum erstenmal im deutschen Theater und beispielgebend für alles, was seither in dieser Art im Bühnengetriebe geschah und als vielfach verzerrtes, entstelltes Bild noch geschieht.

Die Grenzscheide, den Übergang von Blüte zu Verfall bedeutet auch hier der Krieg, sein Ausgang und seine Auswirkung auf die geistige, wirtschaftliche und gesellschaftliche Gestalt Deutschlands wie der Welt überhaupt. Das Theater steht nun anderen Kräften und anderen Widerständen gegenüber. Es hat seine gefährlichsten Konkurrenten, seine jüngsten, heftigsten Gegner nicht mehr in sich, sondern vor allem in den es umlagernden und belagernden Institutionen des Sports, des Tanzes, des Rundfunks und besonders des Films. Diesen liefert die Wirklichkeit, der sie entstammen und von deren wundervoller Gewalt sie großenteils leben, die stärksten Mittel gefügiger Reklame. Das Theater, das es noch im Kriege leicht hatte, weil Begeisterung und Mitleid, zwei ewige Kunsterreger, ihm halfen, muß nun mitansehen, wieviel Menschheit ihm leibhaftig entlaufen ist und wie wenig es mehr seiner stärksten früheren Kern- und Kampftruppe sicher scheint — der Jugend. Aber aus solchen starken, schmerzlichen Widersprüchen zwischen Gestern und Heute, zwischen sich und der Umwelt, entstehen und verstehen sich die Mittel der Reklame, deren es sich — wie der Goethesche Fischer „halb gezogen, halb willig sinkend" — heute bedient.

Zu der Theaterzettelindustrie kam die neue Plakatkunst, die schon bildhaftere, sinnfälligere Vorstellungen von den zu erwartenden Genüssen gibt. Sie spricht noch deutlichere, lockendere Sprache als die Theaternotiz, die sich nur des armen, unzulänglich gewordenen Wortes bedient, deren Abfassung die heutige Haupttätigkeit wie das Kopfzerbrechen aller zumeist auf diesen Pflichtteil gesetzten Dramaturgen bildet.

Als ein wirksameres und besonders werbendes Element heutiger Reklame ist die Kritik anzusehen und ihre mannigfaltige Verwertung im Dienste der praktischen Bühne. Um dem Zuhörer gleich ein Urteil über das Gesehene an die Hand zu geben, liegen heute in den meisten deutschen Theatern präparierte Auszüge aus den Pressestimmen dem Theaterzettel bei. Dieses Verfahren geht von der Voraussetzung aus, daß jeder Theaterbesucher Namen, Ruf und Tätigkeit der hier zitierten Kritiker kenne, eine Täuschung, aus jener inzüchtigen Einstellung entstanden, die die Erfahrung weniger Eingeweihter auf alle, auf die unerfahrene Masse überträgt. Allen diesen Tatsachen ist ein Bestreben gemeinsam: das Geschäftliche der Reklame geistig zu verschleiern und zu maskieren, wie dies aus den bereits von allen Theatern herausgegebenen Programmzeitschriften, aber auch aus der unwillkürlichen Reklame der Zeitungen durch Interviews, Bilder, Vorartikel zu gewollten Sensationen allenthalben hervorgeht. Das stark impressionistische Wesen heutiger kritischer Strömungen läßt sich — indem es oft persönliche Stimmung über sachliche Stellung setzt — gut dafür verwenden.

Ungeschäftlicher, nur der geistig-sittlichen Idee zugewendeter Zweck flüchtet inzwischen ins Ausgedinge primitiver und bescheidener Versuche. Solche sind vorwiegend die Wanderbühnen, deren Reklame es in ländlichen und kleinen Industriebezirken besonders schwer hat, gegen die bunten, verwirrenden Lockungen des Sports und Films anzukämpfen. Sie vermag es auch nur rein geistig zu tun, durch eine eindringlich opfervolle Missionsarbeit, durch ein Emporheben und Aufwärtsentwickeln aus kleinen und kleinsten Anfängen. Hier hat die Programmzeitschrift mit ihrem vermittelnden Inhalt, hier die Einführungsrede in die Atmosphäre von Werk und Schöpfer, den hohen Sinn pädagogischer Reklame.

Aber wie immer die Handhabung dieses interessanten Instrumentes auch beschaffen sein möge, als eines hat es sich auf dem Theater seit jeher erwiesen: als ein Weltbild im kleinen, als verläßlicher Ausdruck der herrschenden Geltung, der bestehenden künstlerischen und sozialen Ordnung.

Es wäre trotzdem — bei allen Einwänden — ungerecht zu verschweigen, was diese Epoche im Technischen erreicht und erlernt hat. Die Schönheiten der äußeren Form, die Schnörkel handwerklicher Vollendung treiben daher diese ganze Angelegenheit automatisch in eine überhitzte Reaktion gegen die bürgerlich beruhigte, akademisch behäbige Schönheitslosigkeit und Formarmut, die hier durch Menschenalter geherrscht haben, was gewiß ein schwer zu verzeihender, unheilvoller Fehler war. Aber auch hier — wie in allen großen Gegensätzen

der Epoche, wie in allem Widerstreit der Ohnmacht von rechts und der Ohnmacht von links — drängt uns die Zukunft zu einem Ausgleich, zu einer Synthese zwischen Geist und Empfindung, zwischen Kollektivismus und Persönlichkeit, zwischen Zweck und Natur. Dies dürfte auch das kommende Schicksal und die künftige Lebensfrage aller Reklame im Dienste darstellender Kunst sein.

Fünf Frauen schreiben

Von Hans Fallada (Berlin-Neuenhagen)

In einem der Bücher, die hier besprochen werden sollen, schaut eine Mutter auf ihre Kinder, die in den Zwanzigern sind, und mit lächelnder Zärtlichkeit stellt sie fest, daß diese Kinder viel natürlicher, viel weniger krampfhaft, nicht so dilettantisch sind, wie sie in den Zwanzigern war. Und: „In keiner Art von Liebesbeziehung sehen sie Unmoral."

Das ist wohlgemerkt die Auffassung einer Frau aus der älteren Generation von der jüngeren, was die Jugend selbst dazu sagt und was sie schließlich tut, steht auf einem anderen Blatt. In dem zitierten Roman beispielsweise, der sich „Gefährliche Jahre nennt" und der von Rose Macaulay, einer Engländerin, geschrieben ist (Erich Reiß), ist das junge Mädchen Gerda und sind alle jungen Leute gegen die Ehe. Jede Bindung ist schlecht, aber schließlich heiratet sie doch, weil sie ihren Barry Briscoe sonst nicht bekommt und weil es am Ende nicht so wichtig ist. Grundsätze sind Grundsätze, aber Liebe ist etwas ganz anderes. Ob das ganz richtig ist, ob es wirklich bezeichnend für die junge Generation ist, das eine zu denken und das andere zu tun, wage ich zu bezweifeln. Schließlich aber ist nicht zu vergessen, daß dies hier ein englischer Unterhaltungsroman ist, sehr gepflegt, sehr amüsant, doch völlig in der besten Gesellschaft. Bis hierhin ist der Geruch des Geldes noch nicht gedrungen, wenn man etwas tut, so tut man es, weil man eben etwas tun muß, was machte man sonst mit all der vielen Zeit? Und wenn man theoretisch auch für die freie Liebe ist, so ist es natürlich ein Unding, ein junges Mädchen aus so guter Familie in die unehelichen Arme eines noch so entzückenden Briscoe zu entlassen. Freie Liebe gibt es zwar auch, aber nur auf Capri, wohin die Tante dieser Gerda geflohen ist, der die Nichte den einen Mann abgejagt hat. Es gibt Tanten, Mütter, Großmütter, sogar eine Urgroßmutter in dem Buch. Sie alle mühen sich verzweifelt, ihr Leben irgendwie auszufüllen, jede glaubt, in den „Gefährlichen Jahren" zu sein. Alle Jahre sind gefährlich für die Frau, sagt Rose Macaulay, nur die Urgroßmutter ist glücklich, weil sie nichts mehr wünscht, und weil die Zeit, die so schwer auf den anderen lastet, für sie knapp geworden ist.

In einem deutschen Roman, betitelt „Gilgi, eine von uns", geschrieben von Irmgard Keun (Universitas), hat diese Gerda eine Schwester, eben die Gilgi, ein Mädchen von den gleichen Überzeugungen. Aber das deutsche Mädel, eine kleine Tippeuse, denkt gar nicht daran, Kompromisse zu machen. Sie liebt einen Mann, sie lebt mit ihm zusammen, sie erwartet ein Kind von ihm, sie könnte ihn wohl zum Heiraten kriegen, aber doch, doch, doch geht sie von ihm, in die Arbeit zurück, sagt nichts von dem Kind, verläßt ihn heimlich, weil sie weiß, daß sie an seiner Seite nicht ihr Leben wird leben können, weil Ordnung und Vorwärtskommen wichtiger sind als Liebe, weil Gilgi jung ist, weil sie sich wichtig ist, weil sie an sich glaubt. Dieses Buch, dieses Anfängerbuch mit einer Kolportagehandlung, verloren gegangenen Eltern, einem Selbstmord zu vieren wegen falscher Wechsel, die um einer Liebesnacht willen zwölf Stunden zu spät eingelöst werden, dieses ganz ungekonnte Buch ist ein herrlich tapferes, junges, gläubiges, ehrliches, anständiges Buch. Tapfere Gilgi! Eigentlich bist du ja das schreckliche Mustermädchen aus den Marlittromanen, phantasielos, trocken und sehr brav, ein Uhrwerkmädchen, mit einem Dampfhammer müßte man dich erschlagen, aber was hat deine Dichterin aus dir gemacht! In diesem Buch stehen wundervoll ehrliche Dinge über die Beziehungen der beiden Geschlechter, warum es eben nicht genug ist, sich lieb zu haben, von der dunklen Welt und von der hellen Welt; von unserer Zeit, daß es gemein ist, auf sie zu schimpfen; über die

Alltagsarbeit, die doch schön ist, weil sie einen frei macht, — ach, ich wünschte, recht viele würden dies Buch von der Irmgard Keun lesen, das so jung ist und das so viel von dem Mut der Jugend in sich birgt!

Auch Gunhild verläßt ihren Mann, den Stationsvorsteher in einer kleinen dänischen Stadt. Karin Michaelis erzählt davon in ihrem Roman „Eine Frau macht sich frei" (Kiepenheuer). Er ist ein „guter Kerl", bis er ihr darauf kommt, daß sie vor der Ehe etwas mit einem anderen gehabt hat. Und nun beginnt Gunhilds Martyrium. Aus dem guten Kerl wird ein Biest, besessen von der Eifersucht, der mit immer neuen Fragen, Drohungen, Quälereien aus seiner Frau Geständnisse erpreßt, wahre und falsche, wer weiß das. Ihm ist es gleichgültig, denn seine Phantasie hat jedes Geständnis schon vorweg genommen und überboten, aus dem einen Liebhaber wurden Dutzende, aus der armen kleinen Frau eine Dirne. Dieses Buch besteht eigentlich nur aus Selbstgesprächen der Heldin und aus Briefen. Keine Szene ist gestaltet, alles geschieht wie hinter Schleiern. Greift man zu, so löst sich alles auf, wird ganz unwahrscheinlich. Unwahrscheinlich, daß dieser gute Kerl zu einem solchen Biest wird, der schließlich seiner Frau einen Apfel vom Kopf schießt, mit dem Jagdgewehr, zur Probe, zur Einschüchterung, unwahrscheinlich dieses Lamm Gunhild, das eine heimliche Dichterin sein soll und ausgezeichnete Bücher schreiben wird, unwahrscheinlich, daß sie nicht ihren elenden Gatten, sondern den Liebhaber von ehemals vergiften will, der aber gerade zu der Stunde mit seinem Wagen tödlich verunglückt. Unwahrscheinlich die ganze Handlung, jede Figur, jedes Detail, alles ist konstruiert. Aber echt ist die Frau, die dies geschrieben hat, echt der Haß, der hinter all dem glüht, ein umgekehrter Strindberg: an allem ist der Mann schuld. Ja, dieses Buch bezwingt durch die Ehrlichkeit, die Dichte, die Tiefe des Gefühls, das dahinter brennt. Diese Gunhild, der Mann, die ganze kleine Stadt, das Dienstmädchen, die Verwandten, der voreheliche Liebhaber: sie sind nur Schatten. Aber der Mensch Karin Michaelis ist so stark und echt, daß er mit all diesen Schatten ein starkes Buch von der Eifersucht des Mannes geschrieben hat.

Noch eine Frau, wieder eine Engländerin: Cecily Sidgwick. Ihr Roman: „Töchter ein halb Dutzend" (Universitas). Frau Elisabeth Brooke, etwas töricht, hat sechs Töchter zu verheiraten. Bei vieren gelingt es ihr auf den 200 Seiten dieses Romans, und für die anderen beiden brauchen wir den Mut nicht sinken zu lassen: Sally ist erst zehn Jahre und Hester, die Bohèmenatur, wird sich schon besinnen. Das ist recht amüsant erzählt, mit kleinen netten Bissigkeiten, einer spaßhaften Tante, die meistens auf den falschen Mann tippt, einer Ehefeuse, die entzückende Bosheiten sagt und so reizenden Klatsch weiß, mit einer bösen Erzieherin, sehr vernünftigen, ganz unmodernen Mädeln, trainierten Männern, die alle ungewöhnlich tüchtig sind und sehr viel Geld verdienen. Etwas töricht wird die Sache dann, wenn Hester sich unter die Radikalen Londons begibt und in Kommunismus macht. Wie Frau Sidgwick sich Kommunismus vorstellt: sie heißen die „Roten Heringe", reden ihren Führer „Meister" an, wollen alle Bürger schlachten, trinken aber gern auf ihre Kosten Sekt und sind mit einer Köchin verheiratet. Hester wird schließlich von ihrer Mutter aus einem ganz bösen Absteigequartier Sohos und aus den Armen des Meisters gerettet, es ist mir nicht ganz klar geworden, ob vor dieser Rettung bereits Unwiederbringliches verloren wurde. Ich hoffe aber im Interesse der Heiratsmöglichkeiten Hesters, daß nicht.

Ein fünftes Frauenbuch schließlich von Horst Herta van Delden: „Jugend zwischen den Zeiten" (B. Behrs Verlag). Statt über das Buch zu sprechen, möchte ich einige Sätze daraus zitieren: „Die Vorhänge flatterten im Winde wie verirrte Vögel." — „Tränen aus zwei Frauenherzen rieseln durch die weiche Luft." — „Die letzten Worte tropfen wie lebendige Tränen von Margas Lippen." — „Prickelnd knirschten die Töne der Jazzmusik in die Ohren der Hotelgäste." — „Als schaukelnder Kahn durch das verseuchte Meer der Menschheit zu steuern, das liegt mir nicht." — Die Helden heißen Jost und Axel, die Heldinnen Irin, Grita, Lukardes, Marga. — Wer's mag, der mag's ja mögen, sagt, glaube ich, Onkel Bräsig.

Mädchen und Frauen aus aller Welt

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Fünf Frauengestalten aus unserer Zeit. Eine Russin, eine holländische Jüdin, eine Finnländerin, eine Amerikanerin, eine Engländerin. Die älteste vierzig, die jüngste neunzehn Jahre alt. Zwei von ihnen lassen uns ihre Schöpfer durch ihr ganzes Leben begleiten. Zwei Schicksale werden von Frauen beschrieben, die übrigen sind von Männern dargestellt, denen die weibliche Seele tief vertraut ist.

Das überraschendste und nachhaltigste Buch stammt von einer jungen Russin, Nina Smirnowa geheißen, und „Marfa" ist der Name ihrer Heldin (Verlag Erich Reiß, Berlin). Eine Dichterin aus dem neuen Rußland, eine Geschichte, die jedoch überall eher spielen könnte als in der Sowjetrepublik. Wenigstens überall, wo der Mensch mehr in der Landschaft verwurzelt ist als in der Zivilisation, an patriarchalischen Zuständen hängt als an staatlichen Satzungen. Das Buch ist aber alles andere als eine Flucht aus der Welt des Fünfjahresplans. Es ward schon von einem jungen Menschen geschaffen, der den Versuch zu einer Neugestaltung menschlicher Gemeinschaft miterlebt hat, von einer Frau, der die freie Beziehung der Geschlechter zueinander kein revolutionäres Dogma mehr ist, sondern selbstverständliche Voraussetzung. Die Menschen dieses Romans werden nicht mehr von den nihilistischen Zweifeln des Vorkriegsrußlands geplagt, das doch die Farben zur Zeichnung der Umwelt hergibt, sie wühlen nicht in ihrem Seelenschmerz — sie packen das Diesseits scharf an. Die Veränderung der Welt ist für Nina Smirnowa etwas Gegebenes, das sie nicht mehr darstellenswert findet. Man hat Brechts „Baal" einmal das männliche Gegenstück zu Wedekinds „Lulu" genannt, will man diese „Marfa" mit einer Männergestalt aus ihr entsprechender dichterischer Sphäre vergleichen, so muß man schon Hamsuns „Pan" nennen, so heidnisch groß steht das russische Mädchen, Kind eines Ehebruchs, in der Landschaft, selbst ein Gewächs, das in ihr blüht, ein Strom, der durch die Wälder rauscht. Keine „dämonische" Dirne, vielmehr ein Überweib, reißend in seiner Leidenschaft wie ein Raubtier und unschuldig in seiner Vitalität wie ein Geschöpf des Paradieses. Sie kann ihrem Trieb ganz leben, als Erbin eines Reichen dem sozialen Dasein nicht eingeordnet, dem Gerede der Umgebung entrückt, von einem treuen Alten nach dem Tode des Vaters behütet, animalisch an ihren Kindern hängend, als einzigen Pfändern vergänglicher Glückstunden, bis die große Leere kommt, das Welken und Verdorren.

Klagt die Smirnowa Gott an, weil er Marfas Kraft in der Welt einsam enden ließ? Übt sie Kritik an Marfa, weil ihre erotische Libertinage sie von den Aufgaben der Gemeinschaft ferngehalten hat? Nina Smirnowas Kunst ist Bezirken entrückt, für die solche Maßstäbe die gegebenen wären. Sie kommt zur großen Form, die sich legendärer Motive bedienen darf: etwa wenn Marfas Mutter dem blinden Gatten die Schwester ins Bett legt, während sie zum Geliebten geht. Neue soziale Lebensformen sind der geistige Humus, aus dem dieser Roman wuchs, herauswuchs ins Kosmische.

Man hätte der russischen Dichterin einen ebenso vortrefflichen Übersetzer gewünscht, wie ihn der Holländer Siegfried van Praag mit seinem Roman „Judith" (Dom-Verlag, Berlin) in Franz Dülberg gefunden hat. Der Unterschied zwischen den beiden Übertragungen ist fast genau so groß wie der zwischen den beiden Werken: einem guten Unterhaltungsroman und einer epischen Dichtung.

Nina Smirnowas Welt ist das All, Siegfried van Praags die Gesellschaft. Das Weib Marfa ist überlebensgroß, vom Schöpfungslehm nicht ganz losgelöst, die Schauspielerin Judith Delmont-Sachs, Tochter eines jüdischen Zirkusmenschen, ist von Deborahs und Sisseras Stamm, aber ihre (man möchte sagen: dionysische) Kraft gilt nicht der Verherrlichung ihres Gottes, sondern dem Geltungsbedürfnis ihres Ichs. Sie hat größeres Format als ihre nur intellektuellen Glaubensgenossinnen, sie ist der Erde näher, hat mehr Körpergefühl, das die im Zirkus Bewährte von der Bühne wieder zum Zirkus zurückkehren läßt, aber ihr Hirn ist kein Hemmungsorgan, das ihren Blutüberschuß ausgleicht, vielmehr eine Rechenmaschine, die sich in

den Kleinlichkeiten des Karrieremachens und des Geldraffens verbraucht. Sie gibt sich den Männern als eine Emanzipierte — nur die Bande mit ihrer Familie, der sie Gutes tut, vermag sie nicht zu lösen —, nicht in wahrer Leidenschaft, und den einzigen Mann, zu dem sie eine tiefere Neigung faßt, den jüdischen Riesen Simson Langschwert, gibt sie auf, um als Verhältnis eines einflußreichen Bankiers an die Comédie française zu kommen. Es ist ihre Tragik, daß sie die Liebe nie kennengelernt hat, sie wird nicht nur den Männern zum Unglück, denen sie begegnet, auch ihrer Kunst bleibt bei allen Erfolgen das Höchste darum versagt.

Der Roman, in der Intrigenführung herkömmlich, in der Erzählkunst von der Frische einer jungen Literatur zeugend, in der Charakteristik sich unverbrauchter Mittel bedienend, ist wahrhaft tief in der Psychologie der jüdischen Schauspielerin.

Sara Ellmann, die Heldin in Hagar Olssons 1930 mit dem zweiten Preis des Natur- und Kulturverlags in Stockholm ausgezeichneten Romans „Sturm bricht an" (Drei Masken-Verlag, München) ist die neunzehnjährige Schülerin der Oberklasse eines finnischen Gymnasiums. Proletarierkind, das sich in einen Mitschüler, Sohn einer alten Bürgerfamilie, verliebt, von ihm ein Kind bekommt und den todgeweihten Geliebten durch Selbstmord verliert. Eine Emanzipierte, aber nicht von Judiths Art, sondern aus sozialistischer Ideologie heraus, fähig, sich fallenzulassen und sich wiederzufinden. Sie wird von der Schule relegiert, kurz vor dem Abitur, aber ihre Lebenstüchtigkeit wird sie kein Frauenschicksal erleiden lassen, das sie herunterzieht. In der Liebe zu Herbert, welche die Verfasserin die Heldin selbst darstellen läßt — und diese Darstellung wird zu einer dichterischen Offenbarung ihres eigenen Ichs —, ist Sara die Führende, die geistig Überlegene und doch so weiblich:

„Alles was an diesem Abend zwischen uns vorging, geschah mit so unausweichlicher und strenger Natürlichkeit, daß ich nicht einmal begriff was geschah. Wir sahen nur einander und dachten an sonst nichts. Mit meiner ganzen Weiblichkeit verlangte ich nach ihm, und doch ängstigte er mich, als er sich mir näherte, und ich brach in heftiges Weinen aus. Ich weiß nicht, was mich ängstigte; wüßte ich es, verstünde ich vielleicht etwas von dem religiösen Madonnenkult. Vielleicht war es nur ein Vorurteil, das mich ängstigte, oder war es wirklich das Opfer der Jungfräulichkeit? Ich weiß nichts, und ich will nicht weiter forschen. Das einzige was ich weiß, ist, daß mir die Welt unterzugehen schien. Ich schluchzte schwer und bang, und doch zog ich ihn an mich und wollte ihn nicht von mir lassen. Es war eine Stunde heiliger Pein. Herbert war sehr zärtlich und sehr gut zu mir in dieser schweren Stunde. Dafür will ich ihn durch alle Zeiten segnen."

Hagar Olsson und ihre Sara Ellman sind Apostel jenes jungen Sozialismus, der religiös orientiert ist und den Materialismus ablehnt. Nach der Probe, die Saras Fühlen bekundete, seien noch zwei Sätze angeführt, die für das Denken einer neuen Jugend charakteristisch sind:

„Gott ist ein Begriff, der den Menschen an das Vergangene fesselt und seine Schöpferkraft zerstört. Die Menschlichkeit ist ein Begriff, der stetig und in ewig neuer Gestalt auf die Zukunft weist. Die tiefe Ehrfurcht, die ich für das Menschengeschlecht, das genus humanum, hege, ist mir eine Quelle der Kraft und des Glaubens. Meine Religion ist demnach die lebendige Gemeinschaft, die Brüderlichkeit, die unsere ganze Sehnsucht, unsere Zukunftsträume, unsere Schöpferfreude und unsere Unsterblichkeit einschließt." Und: „Wenn das Wort Seele überhaupt etwas bedeutet, dann bedeutet es schöpferische Kraft, und Kraft erzeugt Spannung und Aggressivität."

Hier wird etwas ausgesprochen, was die Vermännlichung des Frauentyps nicht mehr äußerlich faßt — wenn man an Hebbels Wort denkt, daß des Mädchens Keuschheit auf seinen Leib, die des Jünglings auf seine Seele gehe: Das junge Mädchen von heute kann in der Liebe der aktivere Teil sein, weil es sich jene Keuschheit der Seele zu bewahren weiß.

Sara Ellman ist ein freier Mensch, der die Milieutheorie Lügen straft, „Olivia Pentland", die Titelheldin in einem Roman des Amerikaners Louis Bromfield (Verlag Erich Reiß, Berlin), eine Gefangene ihrer Tradition. Olivia findet zwar Briefe, und auch ihr Schwiegervater und seine gemütskranke Frau wissen darum, aus denen hervorgeht, daß die Pentlandsche Tradition eine Fiktion sei, daß die Nachkommen der Pentlands ihren Namen zu Unrecht führen, aber mit dieser Tradition geht es wie mit den weißen Rossen auf Rosmersholm: sie macht adlig, aber sie tötet das Glück.

Vierzigjährig begegnet Olivia Pentland noch einmal einem Mann, der ihr etwas bedeutet, dem sie etwas zu sein vermag, seit ihrem fünfundzwanzigsten Jahr hat ihr weltfremder, lebensunfähiger Gatte ihr Schlafzimmer nicht betreten. Als ihr Sohn, der sieche letzte Träger des Namens Pentland stirbt, hilft sie der Tochter noch, aus dieser Atmosphäre auszubrechen und den Mann ihrer Liebe zu heiraten, als der scharmante alte Schwie-

gervater umkommt, ordnet sie sich dem Milieu unter und wahrt das Gesetz, unter dem die Familie handelt: sie verzichtet auf ihr spätes Glück.

Uns Europäer machte zuerst Sinclair Lewis in seiner Nobelpreisrede auf den jungen Amerikaner aufmerksam, und auch Upton Sinclair nimmt Louis Bromfield aus, wenn er behauptet, daß in Amerika das Geld schreibe (und nicht der Autor). Louis Bromfield ist kein Revolutionär, aber er ist zukunftsgläubig. Olivia Pentland hat sich geopfert, aber ihr künftiges Leben wird nicht ganz inhaltlos sein in dem Bewußtsein, daß sie der Jugend, ihrer Tochter und dem lebenskräftigen Schwiegersohn, den Weg geebnet hat. Kein Kritiker, kein Satiriker, vielmehr ein Erzähler, der alle seine Geschöpfe liebt, ist dieser amerikanische Schriftsteller, seit Thornton Wilder unsere wichtigste Begegnung mit der amerikanischen Literatur.

Daß die Mädchen und Frauen, die hier Revue passieren, Zeitgenossinnen sind, ist wichtiger, als daß sie sich national unterscheiden. Aber Marfa und Judith und Sara bilden doch eher eine Gruppe und Olivia würde sich am meisten zu der jungen Dinny hingezogen fühlen, der Heldin in John Galsworthys Roman „Ein Mädchen wartet" (Verlag Paul Zsolnay, Wien). Beide Frauen sind ethisch noch im Puritanertum verwurzelt, über den Unterschied der Generationen hinweg — wie ihre Schöpfer, der junge Amerikaner wie der alte Engländer, in Dickens ein gemeinsames Vorbild epischer Meisterschaft haben.

Dinny Cherrell wartet ... aber nicht wie Solveig, auch wenn sie den Seemann nehmen wird, der um sie wirbt, sondern auf die Vollendung ihrer Persönlichkeit. Durch Wirken erlebt sie die neue Zeit, vervollkommnet sie sich in ihren Anschauungen. Sie weiß, daß sie über Männer Macht hat, aber sie verdreht ihnen die Köpfe nur, wenn sie einen guten Zweck damit erfüllen will, in der Zeit, da Galsworthy sie uns vorführt, zum Beispiel um ihren Bruder von einer Anklage zu befreien, die seine Zukunft gefährdet. Sie hat „die Überlegenheit der alten Familien", von denen ihr Onkel Adrian sagt:

„Ihre Kinder werden von klein auf in bestimmtem Sinne erzogen, bekommen auf den Lebensweg bestimmte Traditionen und einen festumrissenen Lebensplan. Dazu kommen vielleicht auch bessere Aussichten auf dem Heiratsmarkt, meist auch die Vorteile des Landlebens, auch wird die Jugend dieser Kreise dazu ermutigt, ihren eigenen Weg zu gehen, und sie weiß ihn unbeirrt zu verfolgen. Was man als Rasse bezeichnet, ist weit mehr ein Komplex seelischer als körperlicher Eigenschaften. Denken und Fühlen des einzelnen hängt lediglich von Herkommen, Umwelt und Erziehung ab."

Den Gesellschaftsformen weiß sich Dinny zu fügen, wenn sie auch einen Inhalt haben, sie setzt sich darüber hinweg, wenn Heuchelei dahinter steckt und Lüge — wenn sie selbst einmal lügen muß, kommt sie sich wie ein Schulmädel vor, das sich nicht erwischen lassen darf. Sie würde sich mit der Finnländerin Sara Ellman verstehen können, ist sie doch auf evolutionärem Wege, durch eigenes Erleben, zu folgender Einstellung über Religion gekommen:

„Was hat Glaube mit Charakter zu tun? Ich bin darum nicht schlechter, weil ich nicht mehr an die Vorsehung und das Jenseits glaube ... Bestimmt nicht, sondern besser. Wenn ich sittlich handle, tu ich es um des Guten willen, nicht um irgendeine Belohnung dafür zu ergattern."

Ihr Onkel Lawrence sieht in ihr das Musterexemplar einer Engländerin:

„Sie verrät das Bestreben, nicht so sehr häusliche, als auch Arbeit auf öffentlichem und sozialem Gebiet zu leisten. So zart und durchsichtig scheint sie, als sei ihr Körper aus Luft und Traum gewoben. Sie ist nicht sehr präzis in Wissen, Urteil, Denken, Handeln, doch im gegebenen Fall handelt sie entschieden. Die Sinne sind nicht besonders stark entwickelt, ästhetische Empfindungen werden mehr durch Naturschönheiten als durch Kunstgegenstände wachgerufen."

Und dann vergleicht sie Onkel Lawrence mit der Deutschen, der Französin, der Italienerin, der Amerikanerin. Wir vergleichen sie mit Marfa Korsukowa, von der man träumt. Mit Judith Sachs-Delmont, von der man am besten die Finger läßt. Mit Sara Ellman, mit der man glücklich ist, bange nur vor dem Finish, weil es eine Liebe ist, die nur Gegenwart und nicht Zukunft hat. Mit Olivia Pentland, der Frau, die nicht frei ist und sich bewahrt und zum unverlierbaren Besitz der Erinnerung wird. Zu ihnen gesellt sich Dinny Cherrell ... als die Frau, die man heiratet, wenn man ihr begegnet.

Fritz von Unruh und die „heilige Gemeinschaft"

Von Arthur Eloesser (Berlin)

Der Societätsverlag in Frankfurt a. M. vereinigt in einem billigen Bändchen, aber von höchst anständiger Ausführung, die beiden Kriegsdichtungen von Fritz von Unruh „Vor der Entscheidung" und „Opfergang". Die eine, unter einem Titel, der uns heute besonders melancholisch machen muß, wurde Oktober 1914 im Felde geschrieben, die andere, die auch einmal „Vor Verdun" hieß, im Sommer 1916 vollendet. Beide Werke, die eines preußischen Ulanenoffiziers, waren während des Krieges verboten. Keines deutschen Dichters Schicksal, es sei denn das der Gefallenen, ist mit der Katastrophe des Krieges so eng verbunden wie das von Unruh, und man kann ohne Gewaltsamkeit feststellen, daß auch alles, was er vorher herausbrachte, schon Kriegsdichtung gewesen ist. Es war überhaupt die Jugend, die das Heranrollen des Erdbebens zuerst gespürt, die die große Katastrophe vorgefühlt oder herbeigefürchtet hat; sie wollte Prüfung oder Schicksal. Das Gespenst des Krieges trat bei den Expressionisten auf, aus dem Gegensatz, dem Widerwillen gegen eine üppige, selbstzufriedene Zeit, die ihnen ihre Vernichtung herauszufordern schien. Franz Werfel rief den jüngsten Tag herbei, ein neuer Jeremias, und auf den schweren Versen des jung umgekommenen Georg Heym hockte das Gespenst des Krieges wie ein neuer menschenfressender Baal.

Der junge Unruh ging nicht mit diesen Expressionisten oder Visionären, schon deshalb nicht, weil er in seinen Anfängen kein eingeweihter Literat war, weil er sich mit einer gesunden Rückständigkeit in die Literatur erst einzuarbeiten hatte. Unruh war Offizier und wollte Mensch werden. Man hat ihn wegen dieser Lebenslage, wegen der damit verbundenen Naivität oder Unberührtheit mit Heinrich von Kleist verglichen und mit besonderer Erwartung empfangen. Für Unruh war der Krieg eine Realität, eine Aufgabe höchster Pflichterfüllung, nach langer, mechanischer, zum Selbstzweck erstarrter Vorbereitung, und also auch eine Art Erlösung oder Berufung zum Opfer, das er für seinen Stand besonders gelobt hatte. Das war alles deutlich gesagt in seinem Erstlingsdrama „Offiziere", das sich in sehr jugendlicher Weise vom Prinzen von Homburg abhängig machte, und noch einmal bestätigt im „Louis Ferdinand", der vom ersten Talentversprechen schon zu einer Leistung aufwuchs.

Was Unruh noch von den eigentlichen Expressionisten unterschied, war ererbte Tradition, eine Beziehung zur Geschichte, zu der seines Landes und der seines Staates. Wie er mir einmal sagte, aber er wird nun nicht mehr darauf zurückkommen, wollte er die preußische Geschichte in mehreren Dramen anlegen, die eines Staates, der auch, wenigstens für seine Kenner, eine romantische Binnenseite gehabt hat. Es ergab sich fast von selbst, daß sein zweiter stärkerer Griff jenem genialen Prinzen galt, der zugleich Genie, Künstlermensch, Frondeur war und der sich fast zu einem Prätendenten gegen ein nüchternes, rückständiges, vom Volk entferntes Königtum erheben ließ. In diesem Stück ist eine merkwürdige Szene, die das Dichtertum von Unruh erweist; es objektiviert sich da etwas gegen seinen eigenen ersten Impetus, wenn der unbedeutende, phantasielose, kleinmannssüchtige König seinen Frieden gegen den Krieg des glänzenden Gegenspielers verteidigt und auch für die Zukunft recht behält. Der Ulanenoffizier Unruh war damals schon abgesessen und in den Stand der Menschheit eingetreten.

Ich weiß nicht, wie man jetzt die beiden Kriegsdichtungen empfangen wird, die das Verdienst haben, zu den ältesten zu gehören, und von denen „Opfergang" die einzige war, die sich an Wert und Wichtigkeit gegen das zuerst europäisch gewordene „Feuer" von Barbusse behaupten konnte. Der Krieg als erlebte Tatsache schien damals undarstellbar und fast unvorstellbar; in den ersten Zeugnissen trat er immer wie eine Vision, wie ein Traum, ein Albdruck, wie etwas Unmögliches auf. Zehn Jahre lang wollte man nichts von ihm hören, bis uns Remarque das erste realistische Kriegsbuch, eine ins Künstlerische erhöhte Reportage zuwarf. Unruh ist noch mit klingendem Spiel ausgerückt, er versuchte, den Krieg zu rechtfertigen, zu verklären, vor allen, womit wir damals alle bemüht

waren, ihm eine Idee zu geben. In dem lyrischen Drama „Vor der Entscheidung" wird die Idee gesucht und mit vielem gutwilligen Pathos nicht gefunden, auch wenn es sich auf dem Flügelschwung von Faustischen Chorgesängen erhob. Diese gewaltsamen Verse klapperten, statt zu klingen, machten fast ein Propellergeräusch.

Aber die Prosaerzählung des Opfergangs ist eine Dichtung, die wir uns erhalten wollen; mitten im Kampf entstanden, schließt sie noch den Anfang und schon das Ende des Krieges ein, die Begeisterung und die Enttäuschung, den letzten Schwung der Überzeugung und auch den Blick in das Nichts: Wie das auch endet, es endet schlecht; der Mensch wird den Krieg verlieren. Es ist etwas anderes, ob man zehn Jahre später schreibt oder mitten aus dem Getümmel; man sieht hier die Feder, die über dem Papier zittert, die Vision eines Fiebernden, die uns wiederum fiebern macht. Dazu ist das Buch gültig und stark genug geblieben; es hat seine furchtbare Gegenwart behalten, der wir uns aussetzen müssen, wie gern wir uns auch vorbeidrücken möchten. Der Krieg ist da noch nicht ganz unter die Erde in den Schützengraben gestiegen, wo er mechanisch, wo er zur regelmäßigen Arbeit in Tag- und Nachtschichten wurde. Es gibt da noch Bewegungen, Abschiede, man sieht Städte, Gassen, Gärten, Kneipen, Landschaften, die noch mit den Jahreszeiten wechseln. Aber die Menschen ziehen da schon hindurch wie durch die letzten Seiten eines Bilderbuchs, das ihnen zerfetzt und weggerissen wird; sie haben noch von einer früheren Existenz, die sie mehr und mehr zu verlieren beginnen, sie werden aus etwas, was wirklich, naturhaft, bergend, was Leben war, in eine unwirkliche Existenz geworfen, wie man im Traum, so heißt es hier sehr schön, den Traum ahnt. Da ist der Trommler, der Koch, der Vikar, der Freiwillige, der Vize, der Hauptmann; sie halten keine epische Disziplin, treten ungerufen auf, treten sich auf die Füße, sprechen, wann sie wollen, sterben, wann sie wollen wie auf einer in Unordnung geratenen Bühne, wo keiner mehr auf sein Stichwort wartet.

Ich muß sagen, daß gerade dieses Durcheinander auch zum zweiten Mal einen starken Eindruck auf mich gemacht hat, eben den des entsetzlich gegenwärtigen Erlebnisses, mit dem ein dichterischer, also zerbrechlicher Geist nach keiner alten Ordnung und Vorschrift fertig werden konnte. Da gibt es für den leidenden Dichter keinen festen Standpunkt, wie ihn seine späteren Nachfolger haben konnten, oder wenigstens nur einen, der in der Zukunft lag. Ein sehr blasses Sternchen, über das schwere Wolkenzüge immer wieder ihre Schatten werfen. Die Menschen scheinen hier alle doppelt, sie haben ihr Ich noch nicht ganz verloren, versuchen es wieder zu in finden der Gemeinschaft, und fast jeder führt noch seinen eigenen Krieg mit sich, in sich, um aus schwankender Dämmerung herauszukommen.

„Glaubt ihr, die Jugend da vorne stürbe umsonst? Ihr heller Geist blutet für Ländererwerb? Ahnt ihr nicht endlich, daß wir in heilige Gemeinschaft streben? In des Geistes, in des Volkes in eines Volkes ernste Verbrüderung? Was kümmert uns Festung oder Länder!... Leib, werde wieder der Seele Tempel! Wäre Verdun dies Versprechen, dann soll jeder Zoll bewaffnet gehen! Rücksicht falle! Denn ich erahne ein Kraftgeschlecht! Wie ich, fühlt heute jeder!... Ach, Erdenvölker, geht es nicht um das Licht eures Geistes — dann wurde alles Pulver umsonst verschossen!" Liest man das wieder, möchte man wieder glauben, daß das Pulver vielleicht doch nicht umsonst verschossen war. Das war der Sinn dieses Opferganges, das war das Ave Spes, begrüßt von jenen Morituris, die uns als ihre Schuldner hinterlassen haben.

Ein Roman der Arbeitslosen

Von Hans Sochaczewer (Berlin)

Es verlassen — in Leonhard Franks neuem Roman: „Von drei Millionen Drei" (S. Fischer, Verlag, Berlin) — drei Arbeitslose ihre süddeutsche Heimat. Ein Schreiber, ein Schneider, ein Fabrikarbeiter. Es bindet sie Freundschaft, locker aus Kindheit und Schule, tiefer, da sie im gleichen Infanterieregiment und später in gemeinsamer Not gekämpft haben. Sie wissen, daß es Arbeit nicht mehr gibt

in Deutschland für den, der sie verloren hat; es gibt nur guten Zufall oder Tod. Skeptisch, aber von keiner politischen Phrase berauscht; wehmütig, aber tapfer wollen sie an ein Ende des Daseins noch nicht glauben; Männer, die im Kriege waren. Müssen sie betteln, so geschieht das anfangs mit Witz, mit Grazie, sie betteln vornehm, ihr Betteln ist eine kleine Überrumpelung. Sie bezahlen auf ihre Art; statt Münze, die sie nicht besitzen, geben sie viele Worte. Zwischenhin steigen Pläne in ihnen auf, traumgroße Ideen, die sind noch nicht vom



Leonhard Frank
Zeichnung von B. F. Dolbin

Hunger eingegeben, die sind sehr fern vom Hungerdelirium, sie entstehen vielleicht aus der ersten Furcht vor dem Hunger. Eines Tages ist eine Hundertpfund-Note in ihren Händen. Rechtens. Ein launenhafter Engländer, man darf ihn wohl gut gelaunt nennen, reicht sie einem von ihnen; ah, nebenher, über den Zaun, im Gespräch mit wer weiß wem. Diesen Engländer, diesen Glückspender herbeizuzaubern ist einer der schönsten dichterischen Einfälle von Leonhard Frank. Nicht in das Märchenhafte umgebogen; in das Märchenhafte vielmehr erhoben wird durch diesen sinnvollen Zwischenfall der Ablauf aller Begebenheiten. Der ahnungslose Engländer, der keineswegs etwas Gutes tun wollte, er schaut den Beschenkten, den er da reich werden ließ, nicht einmal an; der Engländer hat eingegriffen, wie ihm vom Schicksal vorgeschrieben worden ist; blind also, ohne sich zu kümmern, an wen die Gabe falle; gelenkt von Gott.

Nun wandern die Arbeitslosen nach Südamerika aus. Es gibt keinen Streit darüber und keine Frage zwischen ihnen. Was in Südamerika werden wird, das will erwartet sein; in Deutschland, das ist gewiß, steht nichts Gutes in Aussicht. Ja, in Südamerika gelingt es, eine Weile Beschäftigung zu finden; vielleicht hätten sie auch in der Heimat Stiefel putzen können, wenngleich nicht Negern, aber zwei vierzehnjährige Mädchen, Indianermischlinge, wären ihnen als Geliebte freilich nicht zugefallen. Nun allerdings verlieren sie den Schneider, dieser Kamerad stirbt drüben rasch. Die beiden, die noch enger zusammenhalten, werden in einen Straßenkampf verwickelt; sie wähnen, auf revolutionärer Seite zu helfen; nein, im Gegenteil. Man nimmt sie fest, glaubt ihnen den Irrtum, aber da sie sich jetzt als Kommunisten ausgeben, mit denen — Leonhard Frank leistet sich einen politischen Spaß — die Revolutionäre keineswegs zu tun haben wollen, so werden Schreiber und Arbeiter ausgewiesen, auf das Schiff gebracht, europawärts.

Es folgen ein paar gute Wochen in Frankreich, doch schließlich müssen sich die Männer entschließen, Deutschland wieder zu betreten. Sie laufen bis Berlin, um im Zentrum des Elends, aber auch im Mittelpunkt aller Möglichkeiten zu sein. Das Elend steht rascher zur Verfügung als eine Besserung. Im Mai 1931 marschieren die beiden zurück in die engere Heimat, zerlumpt im Aussehn, abgemagert vollends und zerstört im Innern durch Hoffnungsarmut und Müdigkeit.

Und nun ein weiterer großer dichterischer Einfall. Als seien sie gestern ausgewandert und nicht vor fast zwei Jahren, betreten die Kameraden das möblierte Zimmer, welches der Arbeiter bewohnt hatte. Die Wirtin bringt die Kerze. Der Herr Emil, berichtet sie gleichmütig, sei schon ein paarmal da gewesen und habe nach ihm, dem ehemaligen Mieter, gefragt. Am Dienstag wolle er wieder kommen. „Warum am Dienstag?" „Er sagte: Am Dienstag." Damit endet der Roman; sehr delikat. Zwei Männer kommen zurück. Sie finden

Zum Goethe-Jahr 1932

Philipp Witkop

GOETHE

LEBEN UND WERK

Mit 8 Tafeln. Ganzleinen M. 9.50
In Halbleder.......... M. 14.50

»Das Buch ist mit herzerquickender Frische geschrieben.«
Der Bund, Bern

Cotta-Verlag, Stuttgart/Berlin

DER WAHRE GOETHE!

GOETHES LEBEN

in Dokumenten und Bildern von
Professor Dr. E. Zellwecker

400 Seiten mit **40** Abbildungen
gebunden **RM. 2.50**

Das Erscheinen dieses wertvollen Buches zu diesem Preise ist eine kulturelle Tat, eine Höchstleistung. Neue Freie Presse

Johannes M. Meulenhoff Verlag, Leipzig

Alles um Liebe
Von Paul Burg
Der große Goethe-Roman
8 Bücher in 4 Doppelbänden. OL. in Kassette M. 15.—. Über 2000 Seiten Inhalt. Jeder Doppelband auch einzeln.

»Ein neuer Volksgoethe. Ein Markstein auf dem Ausmarsch in die deutsche Zukunft. Dieses Werk ist eine Sache aller Deutschen.«

Hanns Graß Verlag, Berlin-Wilmersdorf

Julius Bab, Das Leben Goethes
Eine Botschaft. (13. Tausend)
Mit 9 Tafeln. In Leinen M. 3.60

Dies Buch, auch »Goethe in zwei Stunden« genannt, ermöglicht mit geringstem Zeitaufwand einen vollständigen Überblick über Goethes Leben und Werke. Bab schreibt eine knappe, frische, intuitiv erfaßte, dabei quellentreue Lebensgeschichte, aus der auch der belesenste Goethekenner manche Anregung erhält, die im besonderen als Buch für die Jugend geeignet erscheint. Goethes Gesamtpersönlichkeit ist plastisch herausgearbeitet, wohltuenderweise in »unheroischer« Zielspannung.

ERICH WEIBEZAHL VERLAG/LEIPZIG

WALTER BLOEM
Faust in Monbijou
In geschmackvollem Leinenband M. 4.80

Eine literarische Überraschung für die Welt, nicht nur für den Kenner. Um jene denkwürdige erste Aufführung des Faust am preußischen Hofe schuf der Dichter eine kulturhistorische Schilderung von pikantem Reiz, in der Literatur, Politik und Gesellschaft des Biedermeier um den Vorrang streiten. Ein Roman, so voller Leben und Farbe, von so sprühender Laune und zarter Schwermut, daß berufenste Kritik ihn das Meisterwerk Bloems genannt hat.

K. F. KOEHLER VERLAG/LEIPZIG

Demnächst erscheint
als Band 32 unserer „Schaubücher"

GOETHE UND GOETHESTÄTTEN
Eingeleitet von Dr. RUDOLF PECHEL

88 ganz hervorragende Bilder.
Preis RM. 2.40

ORELL FÜSSLI VERLAG, ZÜRICH/LEIPZIG

WILHELM SCHÄFER
„Goethes Geburtshaus"

Auslieferung durch das **Goethehaus, Hirschgraben 23.** Ladenpreis für die Broschüre, Text 46 S. 8 Bildtaf. 1.—. In Leinen gebunden 46 S. Text, 16 Bildtafeln 2.—.

Der Reinertrag dient der Erhaltung des Frankfurter Goethehauses.

Paul Burg, Schiller
Leinenband M. 5.–, Steifdeckelband M. 2.85

Im Goethejahr das »Schillerbuch«! Der »Schiller«, den uns Burg in seinem Buche schenkt, wird gewiß von unserer Jugend verstanden werden als der Mensch, der sich in seinem Drang nach Freiheit im härtesten Kampfe nicht entmutigen läßt. So lebenswarm, so persönlich ist dieser »Schiller« gestaltet, daß er für unsere dunklen Tage wieder werden wird, was einst seine jungen Werke für jene Zeit bitterster Erniedrigung gewesen sind. Burg schrieb einen »Volksgoethe«, hier ist der »Volksschiller«.

KOEHLER & AMELANG, G. m. b. H. / LEIPZIG

Die schönste Gabe zum Goethe-Jahr
Emil Ludwig / Goethe
100. Tausend. 744 Seiten und 21 Bilder. Ungekürzte Sonderausgabe. Leinen RM 3.75

Man fühlt: dieses Goethebuch hat ein Dichter geschrieben. So gut versteht Ludwig sein Werk lesbar zu erhalten, daß der atemlose Leser gar nicht bemerkt, auf wie solider Basis von Arbeit und Wissen das ruht, was doch wie ein aufregender Roman wirkt. Goethes Persönlichkeit in ganzer Höhe, Fülle und Tiefe ist niemals mit so viel Geist und Kraft geschildert worden.
(Hermann Bahr, »8 Uhr-Abendblatt«, Berlin)

PAUL ZSOLNAY VERLAG / BERLIN - WIEN

Neuerscheinungen

Dr. Erich Salomon: **Berühmte Zeitgenossen in unbewachten Augenblicken**

112 große Photos mit einer Einleitung u. viersprachigen Erläuterungen (deutsch-franz.-engl.-italien.). Text und Photographien v. Verfasser. Lex.-Format, beste Ausstattung. Kart. RM. 12.–, Leinen m. Golddruck RM. 14.–

»Das Buch ist ein wichtiger Beitrag zur Erkenntnis der Gegenwart, es ergänzt das Buch der Nachkriegspolitik ebenso stark wie unsern Eindruck von den regierenden Schichten Deutschlands; es sind photographierte Mächte, die diesem Buch eine zwingende Gewalt verleihen, der sich kaum ein Leser oder, besser gesagt, Beschauer wird entziehen können.«
Friedr. Sieburg in der „Frankfurter Zeitung"

J. ENGELHORNS NACHF. STUTTGART

WALTHER TRITSCH
Europa im Zwielicht
276 Seiten. Leinen M 5.—, kart. M 4.—

»Tritsch sieht unsere europäische Situation in ganz großer Perspektive, ... verteilt Licht und Schatten völlig neu, und gerade der Antimarxist folgt dem Verfasser gern auf seinem eigenwilligen Wege.« Der Tag

HALLIG-VERLAG, BERLIN-WILMERSDORF

JOSÉ ORTEGA Y GASSET
Der Aufstand der Massen
In Leinen gebunden M 5.75

Ich kenne kein für heutige Deutsche erleuchtenderes und wichtigeres Buch ... Gerade für Deutschland kann dieses Buch epochemachend werden.
(Graf Hermann Keyserling)

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT STUTTGART



wieder: das noch ärmer gewordene Land, in welchem die Aussicht, das Leben fristen zu können, noch geringer geworden ist; in welchem die Verzweiflung noch häufiger zum Selbstmord treibt. Aber sie finden auch wieder das Mütterliche der Heimat, und nun das Mütterliche der Frau, alter armer Frau, die ihnen heute abend die Kerze bringt und morgen vielleicht einen Teller mit Suppe füllt. Es ist ein Ruhen möglich. Gewiß nicht für lange Zeit, und ob Entschlossenheit und Körperkraft der beiden ausreichen werden, um weiter zu kämpfen: dafür stehe ich nicht ein.
Leonhard Frank hat keinen Roman der Arbeitslosigkeit geschrieben. Er erzählt das Geschick dreier Arbeitsloser; wahrlich ein ganz anderer Vorwurf. Ein paarmal, recht selten, läßt der Erzähler wissen, wie er über die politische und wirtschaftliche Lage denkt; durch ein Wort, durch einen Satz. Der Dichter Frank wird da gestört von dem Schriftsteller Frank, und das ist abwegig. Mehr als je hat Leonhard Frank in dem Roman „Von drei Millionen Drei" sich als Dichter bewiesen. Er benötigt somit nicht die Schlagworte; wetze er die wenigen aus. Streiche er eine Wendung wie diese: „sie marschierten durch die Kleist-Straße, deren Name sich nicht auf den Dichter, sondern auf den General bezieht".
Seinen Stoff hat Frank nicht beschränkt, indem er ihn begrenzte; er hat ihn allgemein gültig gemacht. Niemals hätte eine Anklage ergreifen können. Sie hätte verstimmt oder Narren zur Propaganda gedient. Die einfache, klare Erzählerweise dieses Buchs zeigt Gefahr und Elend; dieser Männer leben Millionen neben uns; stehe der Himmel Deutschland bei. Und den Männern, die Frank gestaltet, zärtlich gestaltet hat.

Authentische Mitteilungen über Nietzsches Nachlaß

Von **Dr. Dr.** Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlichem Leiter des Nietzsche-Archivs

(Fortsetzung)

Bisher Ungedrucktes aus der Jugendzeit Nietzsches

Ohne Titel

[Über Verbannung im Alterthum und in der Neuzeit]
(Mp III, 22 Jgd. Aufsatz aus der Schülerzeit, c. 1862)

Sowohl im Alterthum als in der Jetztzeit sind die Verhältnisse, unter denen die Verbannung als Strafe von dem Staate verhängt wird, so verschieden und so mannigfaltig, die Formen der Verbannung selbst und der durch sie bedingten Verluste an Ehre und Vermögen so sehr in dem Geiste eines jeden Staates und der jedesmaligen Regierung bestimmt, daß es schwer erscheinen muß, das Gleichartige aus diesem bunten Wechsel herauszufinden und nach einem Gesichtspunkte zu ordnen. Es hatten sich in den bedeutendsten Städten Griechenlands sowohl als zu Rom Arten der Verbannung ausgebildet, die weder die Bürgerehre des durch sie Betroffenen, noch sein Vermögen angriffen: und gerade darin, daß die edelsten und geistvollsten Männer Griechenlands in der Blüthezeit Athens und Spartas verbannt wurden, wie gerade die Woge der Volksgunst sie trug oder niedersenkte: gerade darin liegt es, daß wir so schwer diese Arten der Verbannung mit andern, durch die gemeine Verbrecher als ein gefährlicher Stoff aus dem Staatskörper entfernt wurden, im Geiste vereinigen können. Dieser Unterschied lebt in der Neuzeit noch fort und während die Verbrecherkolonien Englands sich immer mehr bevölkern, rafft eine Zeit politischer Aufregungen diesen oder jenen als ihr Opfer hin und entzieht ihn seinen Gewohnheiten und lieben Verhältnissen, indem sie ihn aus dem Vaterlande in die weite Welt hinausstößt. Noch giebt es Staaten, in denen der politisch Verbannte unter dem gleichen Elend, unter demselben Drucke zu leiden hat als der niedrigste Verbrecher, in denen eine freiere Überzeugung, insofern sie mit den herrschenden Anschauungen nicht übereinstimmt, in sibirische Eisberge verwiesen wird. Äußerlich also tritt kein Unterschied der Verbannungen im Alterthum und in der Neuzeit hervor; hier wie dort sind es einestheils politische Gründe, anderntheils todeswürdige Verbrechen, die den Staat zwingen, eines seiner Glieder zu entfernen; und der Staat hat dazu ein Recht, während jeder Einzelne, auch noch so Mächtige eine Gewaltthat begeht, wenn er einen mißliebigen Menschen sich aus den Augen schafft; wenngleich die Geschichte, und namentlich die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts Beispiele in größter Fülle bietet, daß die Laune und die Willkür des Einzelnen mit der Verbannung wie mit einem Spielzeug spielte.
Was ist es also, worin wir einen Fortschritt unserer Zeiten bemerken, einen wohlthätigen Einfluß einer vorgerückten Bildung, einer allgemeineren Menschlichkeit der Empfindungen? Ich habe schon angedeutet, daß ich diese nicht in den äußeren Formen der Verbannung finden kann, daß in diesen noch dieselbe Mannigfaltigkeit, derselbe Fortgang von äußerster Härte bis zu schonungsvoller Milde sich zeigt; wo suchen wir also diese Änderung anders als in den Verbannten selbst, in ihren Seelen, insofern sie von andern Gedanken und Gefühlen bewegt werden als das Alterthum erzeugte, insofern sie die größere Menschlichkeit unserer Zeit in sich tragen und mit dieser im Herzen die Verbannung würdiger, schöner, menschlicher zu erdulden wissen.

Vor allem hat sich die Anschauung über das, was wir Vaterland nennen, umgestaltet und die engen Schranken, in die sie das Alterthum engte, überwunden. Einestheils hegen wir nicht mehr die ausschließende Gesinnung, die den Griechen verführte, alles Ausländische zu verachten und an den Erzeugnissen des Vaterlandes mit übertriebener Liebe zu hängen. Wir sind billiger und gerechter gegen andere Völker und ihre Eigenthümlichkeiten geworden; und insbesondere der Deutsche zeichnet sich dadurch aus, daß er oft das ihm Eigene über dem Fremden vergißt und in die Fremde schweift, während oft das Gute so nahe liegt. So vermögen wir uns auch bei weitem leichter in fremde, ungewohnte Verhältnisse, in den Geist eines uns nicht verwandten Volkes hinein zu leben, wir vermögen darin selbst heimisch zu werden, und es scheint als ob gerade der Mensch das als einen Vorzug vor den Thieren zu betrachten hat, daß für ihn die ganze Erde, die verschiedensten Striche ihre Erzeugnisse hervorbringen, daß ihn nicht die Scholle fesselt, sondern daß sein Körper dort heimisch wird, wo sein Geist es will; während das einzelne Thier sich nicht an jedes beliebige Klima, an jede Kost gewöhnen kann, sondern den Bedingungen, unter denen es geboren ist, sklavisch gehorchen muß. Bei den Alten war das Vaterlandsgefühl so gesteigert, daß wir es in einigen Erscheinungen krankhaft nennen können; so ist z. B. die ganze Entwicklung von Sparta die starrste und des Menschen unwürdigste Ausbildung dieses einseitigen Vaterlandsgefühls, das den Menschen zu einem Sklaven seiner eigenen Schöpfung macht, denn so edel auch die Liebe zum Vaterland und so erhaben auch die Erscheinung des Staates in der Geschichte ist: so hat doch der Mensch gegen seine eigenen Geistesfähigkeiten und Anlagen die größten Verpflichtungen und er darf und muß diese im Einklang und zum Nutzen seines Vaterlandes ausbilden, aber nie sich von vaterländischen Sitten und staatlichen Einrichtungen in ihrer Ausbildung hemmen lassen. So ist auch jener Schmerz des Ovid, den er in seinen Klageliedern aus Tomi ausspricht, krankhaft und unnatürlich und mögen wir immer dem weichen Gemüth des Dichters und den traurigen Verhältnissen in seiner Verbannung Rechnung tragen: sein Schmerz ist unmännlich und entspringt aus jenem übertriebenen Nationalgefühl, das auch der Römer besaß.

Andererseits ist das Vaterland für uns durchaus nicht das einzige, wofür wir ein warmes Herz haben, wofür wir auch das Liebste zum Opfer bringen müssen. Über dem Vaterland steht unbedingt der Glaube des Menschen und überhaupt seine innere Überzeugung, über dem Vaterlande steht seine Ehre; ja, seine ganze geistige Welt wird den Menschen mehr und inniger verpflichten als das Vaterland. Römer und Griechen entschieden immer wenn es sich um Vaterland und einen persönlichen Beweggrund handelte, für das Vaterland, mochte auch der persönliche Beweggrund noch so mächtig sein. Sie stellten sich immer unter das Vaterland, wir immer über dasselbe, wenn unsere Überzeugung und des Vaterlandes Wille in Conflikt treten. Dasjenige also, was in unsern Zeiten die Verbannung erträglicher macht, ist nicht nur, wie ich zuerst gezeigt habe, die plastische Kraft des Menschen oder seine Fähigkeit, sich in fremde Verhältnisse einzugewöhnen, sondern auch die Macht seiner inneren Überzeugung, die Macht des Glaubens an seine gute Sache, die ihn aufrecht erhält. Der Mensch ist innerlicher geworden und sucht sein Glück nicht mehr in den äußeren Ehren, die für den Römer beinah der Maßstab der Ehrenhaftigkeit eines Menschen waren, er sucht und findet Glück und Unglück in sich und der Staat kann den Verbrecher nicht in größere Wildniß und Einöden verbannen als sich der Unglückliche selbst in seiner Seele verbannt, so wie er den wegen seiner Überzeugung verbannten Flüchtigen nicht unglücklich machen kann, wenn er ihn auch seiner Heimath, seiner liebsten Verwandten, seiner Freunde, seiner Ehren beraubt.

Nehmen wir noch hinzu, daß selbst diese Verluste ihn weniger treffen, als es im Alterthum möglich war, wo der Verkehr über Land und Meer schwieriger und langsamer war, während jetzt nur noch der Gedanke und das Licht schneller als unsere Boten des Verkehrs sind: nehmen wir noch hinzu, daß jetzt wohl keine Gegend der Welt so uncultiviert ist, wie die Griechen und Römer außer ihren Ländern und einigen andern Strichen die ganze Erde fanden, daß selbst die Sprachen überall so gemischt sind und die Kenntniß ausländischer, besonders allgemeiner Verkehrssprachen so verbreitet ist, oder wenigstens so an die Hand gegeben ist: so tragen schon diese äußeren Umstände wesentlich dazu bei, das Leben des Verbannten durch geistigen Umgang mit den Hinterbliebenen, durch Geselligkeit und Freundschaft auszuschmücken; so entschwindet ihm immer mehr der räumliche Unterschied, der ihn von der Heimath trennt. Eine neue Heimath gründet er sich, wenn die alte ihm ihre Pforten verschlossen hat; von neuem baut er auf, was ihm in der alten lieb und werth war. Und mag auch oft die Sehnsucht ihn im Geiste zu den Stätten seiner Kindheit hin führen und die Bilder der Vergangenheit im Traume zurückrufen: über Land und Meer führt er vaterländische Sitte, vaterländischen Glauben, vaterländische Sprache mit und in diesem geistigen Vaterland fühlt er sich heimisch, aus diesem kann ihn keine Macht der Welt, keine politische Partei, keine Verwicklung der Verhältnisse herausstoßen.

Denn nicht so und so viel Quadratmeter Landes sind Vaterland; im Geiste des Menschen ruht es, groß oder klein; denn es ist eine geistige Macht. —

Ohne Titel

[Reichthum und Armuth im Verhältniß zum Glück]
(Mp III, 21 Jgd. Aufsatz aus der Schülerzeit, ca. 1862)

Es ist bekannt, wie sehr das Verhältniß des Menschen zu den irdischen Gütern dem Wechsel unterworfen ist, und es ist Aufgabe der Wissenschaft, seine Bedeutung für die einzelnen Völker und Zeitalter näher zu bestimmen und seinen Schwankungen in der Einwirkung auf das gesammte Volksleben nachzugehen. Mit diesem Wechsel aber tritt zugleich ein Bleibendes, Gemeinsames hervor, zwar bei diesem oder jenem Volke schärfer oder schwächer ausgeprägt, aber doch Eigenthum aller Völker, insofern wir unter Volk vor allem die Massen verstehen, nicht einige durch Bildung und höhere Einsicht hervortretende Stände: das ist eine Ansicht über das enge Verhältniß von Reichthum zum Glück, von Armuth zum Unglück, über die innerliche Verknüpfung von äußerlichen Glücksgütern mit dem Seelenglück des Einzelnen. Es ist augenscheinlich und die Erfahrung bestätigt es fortwährend, daß dieser Zusammenhang gar nicht nothwendig ist, daß im Gegentheil sehr häufig neben dem Reichthum der Unfriede der Seele, das geistige Elend, die Verzweiflung wohnt, daß dagegen in den Hütten der Armuth Ruhe des Gemüths, heitere Zufriedenheit mit dem bescheidenen Loose heimisch werden kann. Aber so viel ist richtig: ist der Zusammenhang kein nothwendiger, so ist es doch ein möglicher. Denn in dem Streben nach Reichthum etwas Unnatürliches, den Menschenrechten überhaupt Widerstreitendes zu erkennen, ist ebenso irrthümlich, als wenn man den

Reichthum als das einzige, höchste Ziel des Menschen aufstellen wollte. Wir müssen einsehen lernen, daß Reichthum und Armuth nicht an und für sich Glück oder Unglück in sich schließen, wohl aber, daß die Art, wie man sich ihrer bedient, das Glück sowohl als das Unglück des Einzelnen steigern kann.
Untersuchen wir also die Bedingungen, unter denen der Reichthum für den Menschen ein Glück heißen kann, unter denen er Gefahren jeder Art veranlassen und den Seelenfrieden stören kann. Da das Glück aber durchaus nur als ein innerlicher Zustand, als eine gewisse Gleichstimmung der geistigen und sittlichen Kräfte bezeichnet werden kann: so muß der Reichthum seine Wirkungen auf das Geistige und das Sittliche des Menschen äußern, wenn er das Glück desselben mehren soll; und es genügt anzudeuten, wie dem Reichen einestheils Mittel in die Hand gegeben sind, die Kräfte seines Geistes zu einer großen Vollkommenheit auszubilden, die Weite seines Gesichtskreises, etwa durch Reisen, zu vergrößern und alle die geistigen Mächte zu seinem Dienste zu zwingen, die dem Armen bei der Beschränktheit seiner Mittel durchaus ferne bleiben. Anderntheils ist der Reiche nie in jener gefährlichen Lage, in die wohl der unglückliche Arme gerathen kann, wenn seine Sittlichkeit im Kampf mit der Noth, mit dem Elend zu unterliegen droht; im Gegentheil kann er zur Linderung allgemeiner Nothstände oder zur Unterstützung der Armen, der Kranken und Waisen nicht nur mit Rath und Vorschlägen, sondern auch mit seinen Mitteln thätig eingreifen. Überhaupt giebt ihm der Reichthum eine größere Unabhängigkeit von den Menschen, im Gegentheil kann sein Einfluß wohlthätig auf die weiteren Kreise seiner Umgebung wirken, während der Name und das Wirken des Armen selten zur Öffentlichkeit gelangt und mit seinem Tode erstirbt. Überhaupt hat der Reiche Zeit und Muße zu seiner geistigen und sittlichen Ausbildung, der Arme versäumt nur zu oft die eine wie die andere, um nur seine nothwendigen Bedürfnisse zu bestreiten. So ist dem Reichen die Möglichkeit gegeben, sich das Leben mit Anmuth und Schönheit auszuschmücken und sich jene Feinheit der Empfindung, jenes Wohlbehagen im Genuß des Daseins zu erwerben, um das der im Schweiße des Angesichts arbeitende Tagelöhner seinen reichen Gutsherrn glücklich preist.
Und dennoch zeigt gerade die Erfahrung so häufig ein völlig verschiedenes Bild vom reichen Manne als wir eben entwarfen. Dieselben Mittel, die er auf die Steigerung seiner geistigen Fähigkeiten hätte verwenden können, finden wir oft genug im wüsten Genuß vergeudet, die Feinheit der Empfindung in gefühllose Härte gegen Mitmenschen einerseits, in rohe Gier nach sinnlichen Genüssen (andererseits) verkehrt. Statt jener glücklichen Behaglichkeit haben schnöde Leidenschaften sich in sein Herz eingenistet, die nicht allein ihn selbst zu Grunde richten, sondern auch auf seine Umgebung den verderblichsten Einfluß äußern. Wir müssen erkennen, wie auch dem Reichen schwere Versuchungen und Gefahren, oft in anmuthiger und verführerischer Gestalt entgegentreten, nicht geringer als jene, die den Armen zu umstricken suchen und gefährlicher, weil sie gewöhnlich nicht nur das Unglück des Einzelnen nach sich ziehen. Wir müssen besonders erkennen, wie des Reichen müheloses Auskommen ihn häufig zur Mißachtung der Arbeit verführt, wie aber sein müßiges Leben leicht die Keime zu allen möglichen Leidenschaften in sein Herz legen kann.
So ist auch der Reichthum ein so zweifelhaftes Gut wie die äußere Ehre, die unter den Händen des Menschen sich zum Segen oder zum Fluche wandeln kann. Je nachdem Reichthum und Ehre eben nur äußerliche Güter sind, und noch nicht mit einem reichen Gemüthsleben, mit einer inneren Ehrenhaftigkeit zu einer schönen Einheit verwachsen sind, so lange sind sie dem Menschen gefährlich. Trotz dieser Gefahren ist aber kaum etwas begründeter als das menschliche Streben nach Reichthum, wie es durch alle Schichten des Volkes sich offenbart: ihm liegt jener höchst richtige Gedanke zu Grunde, daß der Reichthum nothwendig eine Bedingung zu einem schönen und des Menschen würdigen Leben in sich schließt.

Goethe-Hochflut

Von Georg Witkowski (Leipzig)

Wir waren darauf gefaßt, daß die herannahende Säkularfeier des Jahres 1932 ein Schwellen des Goethe-Schrifttums zeitigen würde. Haben doch die Klassikergedenkjahre 1899, 1905 und 1909 bereits die Produktion gewaltig wachsen lassen, trotzdem damals noch nicht von dem Übermaß spekulativer Begeisterung die Rede war, mit dem man heute jede Gelegenheit solcher Art packt. Der Notlage des deutschen Buchhandels zum Trotz übertrifft nun die Zahl der hierher gehörigen Neuerscheinungen alles Hoffen oder Bangen, zumal wenn man denkt, daß uns noch einige Monate von dem 22. März 1932 trennen, und daß vermutlich so manche Erzeugnisse erst unmittelbar vorher oder verspätet ans Licht treten werden.
Eine Gabe von hohem Gewicht hat uns bereits Frankreich gespendet: das Werk von Hippolyte Loiseau „Goethe et la France" (Paris, Editions Victor Attinger). Mit Recht sagt Loiseau, es sei zu verwundern, daß dieses reizvolle Thema noch nie eingehend behandelt worden sei, nachdem schon vor langer Zeit in der ausgezeichneten Bibliographie von F. Baldensperger, „Goethe en France" die Einwirkung des deutschen Großen auf das französische Geistesleben überblickt worden war. Hier handelt es sich um das Gegenstück, die persönlichen und literarischen Fäden, die aus französischem Bereich in die gesamte Fläche von Goethes Leben und Schaffen hineingesponnen sind, unter den ausländischen die zahlreichsten und wichtigsten. Nach allen Seiten hin hat Loiseau in zehn Kapiteln diese Zeugnisse mit geschmackvoller Gründlichkeit aufgezeigt und damit bestätigt, was er, zunächst überraschend, in der Einleitung behauptet: Unter den deutschen Geistern von Rang sei Goethe der überzeugteste, unwandelbarste Freund und der beste Kenner Frankreichs. Freilich ist ihm kein Franzose das gewesen, was ihm in der Jugend Shakespeare, im Alter Lord Byron bedeutete, und andererseits haben die Engländer schon längst eine — in Frankreich noch immer fehlende — Goethe-Gemeinde begründet, die in Breite und Tiefe der Welt Goethes heimisch zu werden sucht. Zeugnis dieses Strebens sind die „Studies in the Age of Goethe" von Marshall Montgomery (Oxford University Press, 1931). Mit Erstaunen liest man in dem ersten Aufsatz dieses Buchs, wie häufig noch heute in der englischen Kritik Kunstwerke mit der alten klassizistischen Elle gemessen werden, und man muß insofern Montgomery dafür dankbar sein, wenn er hier und in den folgenden vier gediegenen Abhandlungen des Bandes den Spuren moder-

ner deutscher Literaturwissenschaft folgt. Er handelte über Schicksal und Schuld im deutschen Drama der klassisch-romantischen Zeit, über Herder und Hölderlin, mit imponierender Belesenheit und geschultem Denken. Sonderbar nur, daß ein so dürftiges Machwerk wie Max Kochs kleiner Abriß der deutschen Literaturgeschichte hier mehrfach als Autorität zitiert wird.
Schwerlich wird das Jahr 1932 noch irgendwelchen Zuwachs an Persönlichkeitszeugnissen aus Goethes eigener Feder bringen, die das Gesamtbild ergänzen oder verändern könnten. Hier und da läßt ja immer noch der Zufall versteckte Briefe und sonstige Dokumente auftauchen, wie z. B. soeben die Sammlung Kippenberg fünf äußerlich und innerlich gewichtige Aktenfaszikel zu Goethes Theaterleitung mit so manchen eigenhändigen Äußerungen erworben hat. Das erste dieser Faszikel ist von mir im 9. Jahrbuch der Sammlung Kippenberg (Insel-Verlag, 1931) unter dem Titel „Extemporieren der Schauspieler" veröffentlicht worden. Das große Mittelstück dieses Bandes ist die erste umfassende Schilderung des helmstedter Mediziners, Sammlers, Wundermanns Gottfried Christoph Beireis von Alexander Beßmertny. So belesen und anregend der Verfasser seinen Gegenstand behandelt, bleiben dennoch so manche Rätsel dieser seltsamen Persönlichkeit ungelöst. Unter den übrigen, durchwegs gehaltvollen Beiträgen bieten die „Neuen Faustsplitter", gesammelt von Anton Kippenberg und Gerhard Stumme, Beweise der unbegrenzten Volkstümlichkeit der sagenhaften Faustgestalt vor der Dichtung Goethes. Ein von Robert Petsch mitgeteiltes Lied vom Doktor Faust gibt Gelegenheit, die Überlieferung der Sage in der Form der Ballade genauer als früher zu untersuchen.
In den Mittelpunkt des 17. Jahrbuchs der Goethe-Gesellschaft hat der Herausgeber Max Hecker laut seiner Angabe das Problem des Unbewußten stellen wollen. Abgesehen von einem einzigen, nicht gerade in die Tiefe dringenden Aufsatz kann ich davon in dem stattlichen Band beim besten Willen nichts entdecken, wohl aber neben der üblichen Spreu schöne Beiträge von Petersen, Kindermann, Hans Joachim Moser und die überaus nützliche kritische Bibliographie von Wilhelm Frels.
Weit goldhaltiger sind zwei kleinere annalistische Spenden: der Insel-Almanach 1932 mit seiner von feinstem Fingerspitzengefühl zeugenden Auswahl seltener und kostbarer Goethe-Stellen und den eingefügten neuen Aufsätzen Friedrich Gundolfs, Eugen Kühnemanns, Eduard Sprangers („Goethe und der Wandel der Zeit", wahrhaft bedeutend), Hans Heinrich Schaeders, Gunther Ipsens und Max Heckers, sowie einer Auswahl kostbarer Zeichnungen und Autographen des Dichters. Das zweite verwandte Buch ist der Deutsche Almanach für das Jahr 1932 (Philipp Reclam jun. in Leipzig). Auch er ganz Goethe und seiner Zeit gewidmet, auch er reich geschmückt mit den Schätzen damaliger Kunst, gut ausgewählte Proben mit selbständigen neuen Darstellungen von Ludwig Marcuse, Bernhard Diebold, Karl Scheffler, H. H. Stuckenschmidt, Victor Klemperer, Wilhelm Boelsche und so manchen anderen.
Nicht in einem der Jahrbücher, wo neue Funde in der Regel mitgeteilt werden, sondern in einem selbständigen, sehr gut ausgestatteten Band von 272 Seiten teilt Else von Monroy 15 neue Goethe-Briefe mit. Sie wurden ihr Anlaß, unter dem Titel „Goethes Briefwechsel mit Georg und Caroline Sartorius" (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1931) die gesamten Beziehungen Goethes zu dem weltmännischen göttinger Historiker und dessen Gattin darzustellen und alles Kommentierbare zu kommentieren.
Ähnliche entsagende Mühe hat auch Elise von Keudell aufgewandt in ihrem Werk „Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis der von ihm entliehenen Werke" (Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1931). Es leuchtet ein, was Werner Deetjen in seinem Vorwort sagt, daß ein solches Verzeichnis für den Kenner mehr bedeutet als eine Zusammenstellung von Buchtiteln. Abgesehen von mehr Anekdotischem, wie z. B. daß Goethe nicht nur mehrfach seine eigenen Werke, sondern auch die der anderen Großen Weimars von der Bibliothek entleihen mußte, wird vor allem auch für sein Schaffen und Denken hier eine Fülle von Beziehungen aufgedeckt. Das Verdienst der Herausgeberin besteht darin, daß sie zu den sehr knappen, oft doppeldeutigen Angaben über die entliehenen 2276 Werke alle erreichbaren Nachweise fügt und diese in Registern der Verfasser und Herausgeber und der anonymen Schriften dem Benutzer bequem zugänglich macht.
Heutzutage ist es ja üblich, auf solche gewissenhafte Kleinarbeit verächtlich hinabzusehen. Doch fehlt ohne sie aller Forschung, mag sie auch mit ihrem Haupt in die Wolken ragen, das gesicherte Fundament. Auf kein Werk Goethes trifft das in so hohem Maße zu wie auf seinen „Faust". Nicht etwa, daß es hier für die höhere Erkenntnis unbedingt des Wissens um Entstehungsgeschichte und Lesarten bedürfte. Aber will die Spekulation aus ihrem Luftbereich keinen Blick mehr in die irdische Region der zeitbedingten sachlichen und sprachlichen Eigenheit des großen Werks werfen, so geht ihr nur zu leicht jede sichere Orientierung verloren. Dieser Gefahr hat sich Johannes Hohlenberg ausgesetzt in seinem Buch „Goethes Faust im zwanzigsten Jahrhundert" (Basel, Rudolf Gering, 1931). Vielfach folgt er den wirren Spuren Rudolf Steiners. Was in der ersten Walpurgisnacht vorgeht, ist das Bild desjenigen Teils der Seele Fausts, der von Mephistopheles-Luzifer beherrscht wird. Auf das Lied Gretchens im Kerker wird in Verbindung mit dem Märchen vom Machandelboom eine ganze Legende aufgebaut und das Kind Gretchens wird der unsichtbare Führer zum verborgenen Lebensquell aller folgenden Taten Fausts, kehrt im Knaben Lenker, im Euphorion und in den mitternachtsgeborenen seligen Knaben wieder (ein sehr alter Einfall, der in der Faust-Literatur von Zeit zu Zeit regelmäßig auftaucht). Weshalb das „zwanzigstes Jahrhundert" sein soll, ist nicht recht einzusehen, auch nicht, wenn hier behauptet wird, Mephistopheles habe die Wette kraft der letzten Worte Fausts gewonnen, oder wenn Hohlenberg den „Faust" ein „durchchristetes Mysterium" nennt.
In der Annahme, Faust habe die Wette verloren — aber nur in diesem einen Punkt —, berührt Hohlenberg sich mit dem fruchtbaren, gedankenreichen und selbständigen Werk, das die Faust-Literatur soeben wahrhaft bereichert hat: „Goethes Faust, Die dramatische Einheit der Dichtung" von Heinrich Rickert (Tübingen, J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, 1932).
Als Nachfolger Kuno Fischers hat der heidelberger Philosoph auch die Erbschaft der so lange und so erfolgreich geübten Faust-Interpretation Fischers angetreten. Er waltet in diesem Bereich nach den Gesetzen der Literaturwissenschaft; aber freilich nicht mehr, wie Fischer, Schichten der Überlieferung sauber scheidend und jeder von ihnen ein unabhängiges Dasein zugestehend, was äußere und innere Widersprüche innerhalb des vollendeten Werks bedingen muß. Für Rickert ist, wie der Untertitel seines Werks besagt, die dramatische Einheit des Kunstwerks notwendige Voraussetzung. Ohne diesen Begriff zu pressen, indem z. B. jeder satirische Schnörkel der Walpurgisnacht hineingezwungen würde, weiß Rickert doch an den wichtigen Stellen mit plausiblen Gründen die Einwände gegen die Einheit zu bekämpfen. Er selbst würde vermutlich behaupten, er habe sie widerlegt, und wäre von seiner Ebene der Betrachtung aus damit im Recht. Denn wer den Blick aus solcher Höhe auf das große Ganze richtet, dessen Auge korrigiert unwillkürlich die tatsächlich nur unwesentlichen, vom Dichter selbst bewußt vernachlässigten Widersprüche. Damit soll nicht etwa gesagt werden, es mangle der Faust-Erläuterung Rickerts an Schärfe. Im Gegenteil: sie leistet das allerbeste gerade in dem Sinnerhellen der Einzelheiten, während in den großen Faust-Fragen, hier wie überall, mehr Glaube als Wissen den Ausschlag gibt. Wenigstens halte ich es für eine Glaubenssache, wenn nach der Einordnung der Gretchenhandlung

als der großen Versuchung Fausts, weiterhin die Helena-Episode als die zweite große Versuchung aufgefaßt wird und der fünfte Akt unter dem Stichwort „Die Herrschertragödie" erscheint.
Mit solchen Andeutungen muß ich mich hier begnügen, so sehr diese fesselnde, auch in der Form sehr reizvolle Gabe zu einem langen, dankbaren und zugleich kritischen Zwiegespräch reizen muß. Allen denen, die in das Innere der Faust-Dichtung „wie in den Busen eines Freunds" zu schauen wünschen, sei dazu dies Werk vor den verwandten empfohlen.
Ernst zu nehmen ist auch die aus Vorlesungen hervorgegangene Schrift von Hermann Hefele „Goethes Faust" (Stuttgart, Friedrich Frommann, 1931). Ausgezeichnet hat er den Begriff der organischen Einheit der Faust-Dichtung als Wesensausdruck einer organisch-einheitlichen Persönlichkeit von der rationalen, gedanklichen, abstrakten Einheit geschieden, die Idee in der schöpferischen Entwicklung der Zeit selbst gefunden und auf dieser Grundlage die Entwicklung der konkreten Faustgestalt dargestellt, indem er den ersten Teil stofflich als das Schicksal eines Menschen auffaßt, der von innen lebt und nach außen wirken will: des Goethe des 18. Jahrhunderts, während der zweite Teil das Schicksal eines Menschen gebe, der von außen nach innen lebt, der Welt aufnimmt, um sie innerlich zu erobern: der Goethe des 19. Jahrhunderts. Von hier aus werden alle Unterschiede in der Form beider Teile begründet. Daneben bestehen für Hefele die großen Gegensätze der wechselnden Grundintentionen. Aus dem Aspekt der Wette im Himmel und des Teufelspakts verlieren angeblich die Anfangsszenen des Urfausts bis zur Schülerszene jeden Sinn und werden nur klug mit veränderter Bedeutung in das Gesamtwerk eingebaut, als eine Art Introduktion. Denn so werden auch sie der neuen Gesamtabsicht dienstbar, den Helden von Anfang bis zu Ende den Weg ins Absolute suchen zu lassen. In diesem Sinn wird dann auch die Gretchentragödie zur Fausttragödie, statt blinder Naturgewalt sittliche Schuld, und die Liebe zu Gretchen der Hebel zur Erhebung Fausts ins objektiv Absolute, die Gestalt Gretchens am Schluß zum Symbol der Erlösung. Dem zweiten Teil folgt Hefele mit einer, hier und da dem allegorisierenden Auslegen verfallenden Skizze. Sie läßt immerhin zu manchen feinen Bemerkungen Raum, so z. B. der Auffassung des Homunkulus als neuer Deutung der Wissenschaft, oder des Untergangs Euphorions als Verlust der Schönheit aus dem subjektiven, dem aktiven Lebensdrang. Den Höhepunkt erreicht Hefeles katholisch-christliche, aber nirgends beengte Faust-Erklärung in der Deutung des Schlusses als einer Apotheose der Gemeinschaft und der demütigen Eingliederung Fausts in die gewonnene Gemeinschaft, übrigens ohne jede Betonung des Dogmatischen, dem Thomismus verwandt.
Kommt man von fruchtbaren Faust-Betrachtungen her, wie denen Rickerts und Hefeles, so erschrickt man förmlich, das große Werk mit so unfruchtbarer Mühe umfangen zu sehen, wie es nur zu häufig geschieht, am meisten von gutgläubigen Liebhabern, doch nicht selten auch im Gewande strenger Forschung. Unter diese Kategorie gehört die umfangreiche Dissertation „Der metrische Aufbau des Faust II und seine innere Notwendigkeit" von Margarethe Bressem (Berlin, Emil Ebering, 1931). Vergebens suche ich nach irgendeinem höheren Erkenntniszweck, dem diese mühselige Zusammenstellung dienstbar werden könnte.
Ebensowenig erkenne ich eine Daseinsberechtigung für den Vergleich zwischen Marlowe und Goethe im ersten Teil der Schrift „Faust and Faustus. A Study of Goethes Relation to Marlowe" von dem Professor der Washington University Otto Heller (St. Louis, 1931). Es geht nicht an, das Puppenspiel in der Weise aufzufassen, daß Goethe dadurch mit Marlowe in Kontakt gekommen sei; dafür sind die Bestandteile der Urgestalt des Dramas allzusehr in der langen Überlieferung verflüchtigt worden und die angeblichen Einwirkungen auf Goethes Dichtung, zumal die wörtlichen Verwandtschaften können höchstens beweisen, daß über zwei Jahrhunderte hin der englische und der deutsche, vom Altertum befruchtete Geist einander die Hände reichen.
Vielfältigen und gesicherten Gewinn gewährt die kleine Faust-Ausgabe Hans Schauers in der „Deutschen Sammlung" (Breslau, Ferdinand Hirt) mit ihrem knappen, durchwegs zuverlässigen Kommentar.
Schule und Haus, denen Schauers Ausgabe dient, werden auch mit Nutzen für das Verständnis der Lyrik Goethes das Werk von Hermann Baumgart benutzen: „Goethes lyrische Dichtung in ihrer Entwicklung und Bedeutung." Herausgegeben von Gertrud Baumgart, erster Band (Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1931). Die posthume Gabe des königsberger Ästhetikers bietet für das Eindringen in die künstlerischen und persönlichen positiven Voraussetzungen so mancher Gedichte praktische Hilfen.
Dagegen sieht man kaum, weshalb die alte oberflächliche Auswahl der Gedichte von Klabund (Berlin-Zehlendorf, Fritz Heyder) mit ihrem winzigen Vorwort noch einmal ans Licht treten mußte.
Sachverständnis, historisch-philologische Tatsachen werden allzu verächtlich beiseite geschoben und alles wird daran gesetzt, in Weltanschauung, Religion, sozialem Bewußtsein Goethes und seiner Zeit die Hauptschlüssel zu gewinnen, die alle Geheimpforten zu den letzten Erkenntnissen öffnen sollen. Dabei geht es nicht nur um Goethe-Verständnis. Der Blick ist ebenso darauf gerichtet, aus der großen Zeit unserer Geistesgeschichte Weiser für die wirre Gegenwart zu gewinnen, den deutschen Idealismus aller Feindschaft zum Trotz neu zu beleben. Sehr erfolgreich versucht dies Gustav Krüger in seinen Vorträgen „Die Religion der Goethe-Zeit" (Tübingen, J. C. B. Mohr, Paul Siebeck, 1931) einem schnellen und doch reiches Erkennen gewährenden Überblick des gesamten Verhältnisses von Christentum und Idealismus von der Aufklärung bis zur Romantik. Freilich sollte Krüger seine alte Vermutung, Albrecht Thaer, der große Landwirt, sei Verfasser des ersten Teils der „Erziehung des Menschegeschlechts", fallen lassen.
Aus dem gleichen Verlag kommt soeben das umfangreiche Werk von Erich Franz „Goethe als religiöser Denker", dessen Betrachtung, schon des mangelnden Raumes wegen, einer späteren Zeit vorbehalten bleiben muß. Kürzer dürfen wir uns über die Schrift Oskar Geithners „Goethe im Lichte des Göttlichen" (Dessau, Martin Salzmann) fassen, da sie nur erweitert gibt, was bereits die kleinere Arbeit des Verfassers von 1926 zuverlässig und volkstümlich geboten hatte, mit der Tendenz, Goethes positives Christentum zu erweisen.
Am entgegengesetzten Pol des Denkens stehen diejenigen, denen die autonome Persönlichkeit als die Sonne gilt, um die Goethes Sein und Denken kreise. Wahrhaft glänzend ist diese kopernikanische Sehweise bewährt von D. Dr. von Campe in seiner klaren und tiefen Betrachtung „Der liberale Gedanke in Goethes Weltanschauung. Ein Stück Ideengeschichte" (Leipzig, Quelle & Meyer, 1931), selbstverständlich nicht um Goethe als politischen Liberalen zu kennzeichnen, sondern um in seiner Weltanschauung die Gemeinsamkeiten mit dem theoretischen Liberalismus erfolgreich zu erweisen.
Ohne solche, ins allgemeine hinaus zielende Absicht hat schon 1917 der große Physiker Wilhelm Ostwald von der Farbenlehre Goethes und ihrem wissenschaftlichen Grundgesetz, sowie der Beziehung zu Schopenhauers Lehre von den Farben gehandelt. Die schöne Schrift „Goethe, Schopenhauer und die Farbenlehre" (Leipzig, Verlag Unesma, 1931) verdient durchaus die sorgsame Erneuerung.
Das erkennt man, wenn man sie mit einer anderen ebenfalls gemeinverständlichen Behandlung des gleichen Themas von neuestem Datum vergleicht: Martin Gebhardt „Goethe als Physiker. Ein Weg zum unbekannten Goethe" (Berlin, G. Grote, 1932). Sowenig die vor dem Titel stehende Rauchsche Statuette uns Goethes Größe versinnlichen kann,

sowenig vermag diese Nacherzählung den tieferen Sinn der physikalischen Forschungen Goethes zu ergründen.

Großartiger als je zuvor beantwortet, nach allen Seiten ausgreifend, ein Monumentalwerk die Fragen, die in den zuletzt genannten Schriften erörtert wurden. In großem Quartformat prächtig gedruckt, erschien eine Sammlung von 14 Abhandlungen, herausgegeben von Johannes Walther, dem Präsidenten der Kaiserlich Leopoldinischen Deutschen Akademie der Naturforscher zu Halle, betitelt „Goethe als Seher und Erforscher der Natur" (332 S. mit 15 Tafeln). Wer in dieser großen Provinz des geistigen Goethe-Reichs heimisch werden will, mag an der Hand der hier vereinten ausgezeichneten Führer sie nach den mannigfachsten Richtungen genußreich durchwandern.

Solches Geleit der Kundigen führt sicherer zum Begreifen Goethescher Denk- und Seh-art als das nur scheinbar zuverlässige, so häufig angewandte Hilfsmittel der Lesen aus dem Zusammenhang gerissener oder durch überleitende Worte verbundener eigener Worte des Dichters. Wie oft habe ich nicht schon an dieser Stelle vor dem Trügerischen dieser entseelten und zu Begriffssträußen gebundenen Blüten gewarnt! Neuen Anlaß dazu gibt mir das umfangreiche Herbarium Emil Ludwigs, benannt „Goethes Lebensweisheit" (Wien, Paul Zsolnay). Eher kann ich mich schon, wenigstens wegen des Persönlichkeitsstempels, einverstanden erklären mit der Aufreihung eigenartig geordneter, von fruchtbarer Beschäftigung mit Goethe zeugender Stellen in Robert Zilcherts „Goethe. Wehe der Nachkommenschaft, die Dich verkennt! Ein Bekenntnis" (Gießen, Emil Roth).

Nur mit einem Blick streifen wir die in jeder Hinsicht peripherischen Schriften zum 200. Geburtstag der Frau Rat von Alfons Paquet (Frankfurt a. M., Englert & Schlosser) und von Georg Schott (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg), wünschen verdienten Erfolg dem Dichterbuch Wilhelm Schäfers über Goethes Geburtshaus zum Besten der Erhaltung dieses Hauses (im gleichen Verlag) und fragen uns vergebens, was in dem widerlich süßen Gebräu aus dem Erlebnis mit Marianne von Willemer von Kurt Schuder „Goethes liebe Kleine. Die Freundin aus den schönsten Tagen seines Lebens" (Berlin, B. Behr, Friedrich Feddersen) Eugen Kühnemann, gemäß seinem Bekenntnis auf dem Umschlag, „eine inhaltvolle und tiefbewegende Stunde" verschafft hat.

Nach meiner Überzeugung sind solche saft- und kraftlosen Machwerke nur geeignet, das zu fördern, was Max Kommerell in seiner „Jugend ohne Goethe" (Frankfurt a. M., Vittorio Klostermann) als Erfahrung feststellt: daß Goethe in der Seele der geistig wachen Jugend eine lebendige Macht zu sein aufhört. In edlen Worten weist Kommerell nach, was in Goethes Art heutiger Jugend nicht mehr zuspricht, gut das Beispiel Stefan Georges heranziehend. Aber indem er die Verlegenheit der Besten vor Goethe aus unserer Zeit und dem Wesen der Jugend herleitet, verzichtet er als Erzieher nicht auf Gegenwirkung und zeigt deren Mittel auf. Sie sollen wirken, aus Goethe für unsere Jugend Bildungswerte zu gewinnen. Denn, wie es warnend am Schlusse heißt: „Bildung als Gipfel des Menschlichen einzubüßen, reichen einige Minuten der Zerstörung hin; die einmal verscherzte wieder zu erwerben, bedarf es der Jahrhunderte."

Proben und Stücke

Aus: „Von drei Millionen Drei". Roman von Leonhard Frank

(S. Fischer Verlag, Berlin 1932)

Im Hafen von Marseille, den das Schiff anlief, um Wurstdärme zu löschen, rückten sie aus. Sie wollten nicht zurück nach Deutschland.

In dieser bunten Hafenstadt — wahrgewordener Traum des Knaben —, in der Matrosen aller Länder und Hautfarben ihre Heuer in den Kneipen und Bordellen verputzten, blickten die Spaziergänger und die Gäste, die in den Cafés im Freien saßen, obwohl sie einiges gewohnt waren, verwundert den zwei abgemagerten Gestalten nach, die in den einstens weiß gewesenen Anzügen, mit den verfilzten Haaren und den eingefallenen, seit Monaten unrasierten Gesichtern Urwaldtieren glichen, die merkwürdigerweise aufrecht gingen, in unsäglichen Sandalen.

„Die sperren uns noch in den Zoologischen Garten, wirst sehen", sagte der Schreiber.

Am Nachmittag lagen sie außerhalb der Stadt nackt in der Sonne, ließen ihr Haar trocknen und bewachten die gewaschenen Anzüge. Nur standen hier anstatt der Weidenbüsche blühende Eukalyptusstauden, und der Schneider war nicht mehr da und auch die Hundertpfundnote. Beide dachten an dasselbe, starrend vor sich hin.

Aber sie hatten Glück in Marseille — der Schreiber bekam Arbeit.

Als unter dem Rasiermesser des eleganten Friseurs das Gesicht des Schreibers hervorgekommen war und im Nacken die Schere zu klappern begonnen hatte, näherte sich zögernd der Geschäftsinhaber und fragte deutend, staunend und in gebrochenem Deutsch, ob diese Haarfarbe echt sei.

„Ach woher! Ich färbe mir jeden Tag das Haar, damit ich schöner bin."

Mit delikater Gebärde hob der Inhaber eine abgeschnittene Strähne vom Boden auf, trug sie zum Fenster und betrachtete begeistert diesen selten schönen rötlichen Ton, der durch Färben nie zu erreichen war.

Zwei Tage später — der Maßanzug war fertig — saß der Schreiber tadellos elegant gekleidet, in einem bequemen Sessel im Schaufenster des Friseursalons und rauchte, erglühend und erbleichend, Zigaretten in einem Tempo, als würde er für Zigarettenrauchen bezahlt.

Die eine Seite seines in der Mitte gescheitelten Haars war kohlschwarz gefärbt; auf diese Seite deutete ein Pfeil mit der Aufschrift: Das ist die natürliche Haarfarbe dieses Herrn. Der Riesenpfeil, der auf den ungefärbten Teil des Scheitels hinwies, trug die Aufschrift: Dieses wunderbare Rotblond wurde mit meinem Haarfärbemittel erzielt. So schön und echt färbt nur „Bravour".

Schutzleute mußten den Verkehr vor dem Salon regeln.

Nach einigen Tagen kam das Geschäft in Schwung, und nach einer Woche konnte der Inhaber kübelweise sein Haarfärbemittel zusammenpantschen, das die Lehrlinge in schön geformte und etikettierte Flakons abzogen. In allen Kabinen wurde von früh bis abends gefärbt. Schwarzhaarige Mädchen verließen den Salon mit rotblondem Haar, das nach dem ersten Waschen grün wurde und wieder nachgefärbt werden mußte.

Der Schreiber, nun zwar nicht in einem Käfig im Zoologischen Garten, jedoch nicht minder preisgegeben dem ununterbrochen vorüberziehenden Strom der Neugierigen, hatte sich schon daran gewöhnt, bestaunt und belacht zu werden. Die hübschen Mädchen lächelte er an, dazu war er vertraglich verpflichtet. Er aß, las, rauchte, trank Kaffee, er führte hinter dem Schaufenster das Leben eines eleganten Herrn.

Aus: „Olivia Pentland". Roman von Louis Bromfield

(Erich Reiß Verlag, Berlin 1932)

Er schwieg, als sänne er über ihre Worte nach. Die Stille wurde so lang und barg so viele unbestimmte Gefahren, daß sie den Zwang fühlte, etwas zu sagen, etwas Banales und Höfliches, als säßen sie sich fremd im Salon gegenüber, statt in dem Garten, den sie zusammen unter den alten Apfelbäumen angelegt hatten.

„Wie lange werden die Arbeiterhäuschen von Durham wohl noch brauchen, um auch hierher zu dringen," sagte sie.

„Niemals — solange ich das Land zwischen Durham und der See besitze."

Sie mußte bei dem Gedanken lächeln, daß er sich als Protektor dieses alten Neu-England fühlte, und sagte: „Sie werden schon genau wie die andern. Sie wollen der Welt Stillstand gebieten . . ."

„Ich sehe ein, daß ihnen das komisch vorkommen muß."

Es lag keine Bitterkeit in seiner Stimme, und doch merkte sie, daß er verletzt war, was sie aufs neue verwunderte, denn sie konnte sich nicht vorstellen, daß es möglich war, O'Hara zu verletzen.

„Das Pentland-Haus wird es ja immer geben, aber eines Tages werden wir alle gestorben sein und was dann?"

„Dann sind die Kinder da."

Sie fühlte sich langsam in den Bannkreis der Sorgen und Lasten zurückgleiten, aus dem sie einen Augenblick entflohen war. Sie sagte: „Sie sehen weit voraus."

„Vielleicht — ich möchte eines Tages gerne Kinder haben. Und auf Pentland ist Sybil, die es sich — selbst mit Kampf — erhalten wird."

„Aber Jack wird es ja erben — und seiner bin ich nicht so ganz sicher."

Sie seufzte, weil sie gelogen hatte, denn sie wußte, daß Jack niemals auf Pentland herrschen würde. Dabei sagte sie sich immer: „Nur die Wahrheit kann uns retten." Und sie fühlte, daß O'Hara sie durchschaute. Er war schweigend stehen geblieben, als sei Jack schon gestorben.

„Sie sehen Sybil oft?" fragte sie.

„Ja — sie ist ein guter, verläßlicher Mensch."

„Wenn sie etwas mehr von Therese oder von Frau Callendar hätte, würde sie weniger verletzlich sein."

Trotzdem er nicht gleich antwortete, empfand sie, daß er sie in der Dunkelheit beobachtete.

„Das war eine alberne Bemerkung von mir", sagte sie leise. „Sie können gar nicht verstehen, was ich damit meine."

Er antwortete schnell: „Ich weiß es und ich glaube, Frau Callendar weiß es auch. Wir haben beide gelernt, uns selbst in Sicherheit zu bringen — nicht gerade in der gleichen Schule, aber wir hatten die gleichen Aufgaben zu lösen. Bei Sybil wird aber alles von dem Manne abhängen, den sie einst heiratet."

Jetzt kommt es, dachte Olivia. Er liebt Sybil. Er will sie heiraten, darum ist er mir hierher gefolgt.

Sie empfand sich wieder inmitten der Verwicklungen des Lebens. Sie fühlte eine plötzlich beschämende Aufwallung der Eifersucht auf Sybil, die noch so jung war und sie schon zu den anderen Pentlands in die Vergangenheit stieß.

„Ich fürchte manchmal", sagte sie, „daß sie sich ihnen vielleicht etwas aufdrängt."

„Das ist unmöglich." In seiner Stimme lag ein Anflug von Humor, als er fortfuhr: „Ich weiß, sie werden mich jetzt sofort nach meinen Absichten fragen."

„Nein", sagte sie und stockte. Sie fand sich verschüchtert, ungewandt und albern, wie ein junges Mädchen auf ihrem ersten Ball.

„Ich will Ihnen alles sagen", fing er von neuem an, um dann doch wieder innezuhalten. „Warum ist es so schwer, ganz offen zu sein, wo wir doch nur so kurze Zeit zu leben haben?"

Seine Stimme klang erregt und dunkel. Er sprach schnell, sie konnte ihn nicht sehen, wurde aber von seiner Erregung mitgerissen.

„Ich habe mich mit Sybil so oft getroffen weil ich hoffte, ihnen manchmal zu begegnen."

Sie gab keine Antwort. Sprachlos, bestürzt, überwältigt saß sie da, als sei sie ein junges Mädchen, allein mit ihrer ersten Liebe. Seine Stimme machte sie schwindlig.

„Es tut mir leid, wenn ich sie verletzt habe. Ich habe nur die Wahrheit gesagt. Das kann kein Unrecht sein."

Mit höchster Anstrengung gelang es ihr, zu sagen: „Nein, ich bin nicht gekränkt." (Welch hilfloses, albernes, beglückendes Gefühl.) „Nein, ich bin nicht gekränkt. Ich weiß nicht —"

Nur das eine wußte sie: daß sie diesen merkwürdigen, schwindelerregenden, berauschenden Zustand noch niemals vorher gekannt hatte. Er war drohend, überwältigend, süß und bitter zugleich. Der Gedanke durchfuhr sie: Jetzt kann ich verstehen, wie ein junges Mädchen verführt werden kann, wie sie gar nicht mehr wissen kann, was sie tut.

„Sie werden mich für anmaßend halten", sagte er.

„Nein, es ist nur alles so unwirklich, Wahnsinn."

Sie war sich bewußt, daß sie längst hätte aufstehen und ins Haus flüchten müssen, daß sie sich vielleicht lächerlich machte, und trotzdem blieb sie. Sie war so müde und hatte so lange (das wurde ihr jetzt klar) darauf gewartet, daß jemand so zu ihr sprechen würde, so, zu der Frau in ihr. Sie sehnte sich so schmerzhaft nach einem Kameraden, nach einer Stütze.

Sie fing an zu weinen, hilflos, lautlos. Die Tränen strömten ihr über die Wangen und sie mußte denken: Jetzt mache ich mich vollends lächerlich. Ich habe Mitleid mit mir selbst.

Er machte keinen Versuch, sie zu beruhigen. Eine lange Zeit saßen sie schweigend nebeneinander, dann sagte er: „Wir müssen jetzt hineingehen. Gehen sie über die Veranda, ich komme durch den Garten."

Als sie über den feuchten, duftenden Rasen gingen, sagte er: „Es wäre schön, wenn sie des Morgens mit Sybil und mir reiten würden."

Eine Manuskriptseite von Hermann Hesse aus „Wanderung"

(Originalgröße)

Gehöft.

Wieder in diese gesegnete Gegend am Südfuß der Alpen kam, dann ist mir immer zu Mute, als kehre ich aus einer Verbannung heim, als sei ich endlich wieder auf der richtigen Seite der Berge. Hier scheint die Sonne inniger, u. die Berge sind röter, hier wächst Kastanie u. Wein, u. die Menschen sind gut, gesittet u. freundlich, obwohl sie arm sind. Und alles, was sie machen, sieht so gut, so richtig u. freundlich aus, als sei es von Natur so gewachsen. Die Häuser, Mauern, Weinbergtreppen, Wege, Pflanzungen u. Terrassen, alles ist weder neu noch alt, alles sieht aus als sei es nicht erarbeitet, ausgeklügelt u. der Natur abgelistet, sondern entstanden wie Fels, Baum u. Moos. Weinbergmauer, Haus u. Hausdach, alles ist vom selben braunen Gneisgestein gemacht, alles gleicht brüderlich zueinander. Nichts sieht fremd, feindlich u. gewaltsam aus, alles scheint vertraut, heiter, nachbarlich. Und doch ist alles kunstvoll.

Setze dich nieder, wo du willst, auf Mauer, Fels oder Baumstrunk, auf Gras oder Erde: überall umgibt dich ein Bild u. Gedicht, überall klingt die Welt um dich schön u. glücklich zusammen.

Hier ist ein Gehöft, wo arme Bauern wohnen. Sie haben keine Kuh, nur Schweine u. Ziegen, sie pflanzen

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Walther Harich

„Es ist nicht leicht, ihn als Menschen und Künstler zu umschreiben. Tausende kennen den Romanschriftsteller Harich, den Verfasser flüssiger, artistisch gut gemachter Unterhaltungswerke: aber das war nur die äußere Schicht, war Handwerk des Schriftstellers. Wenige Leser kennen den Menschen und Künstler eine Schicht tiefer, der mit den Problemen unserer Zeit rang und sich mühte, sie historisch zu verstehen, den Biographen E. T. A. Hoffmanns und Jean Pauls, die er als Kulturmächte faßte, den Verfasser des ‚Ostproblems', der nach historisch-politischer Einsicht strebte, und der ‚Primaner', der der Jugend ihr Leben zu formen helfen wollte. Und wer dann noch eine Schicht tiefer drang, entdeckte den großen Musiker Harich, den tief religiösen Menschen und den innigen Gestalter durchseelten persönlichen Lebens — doch als den kannten ihn freilich nur die wenigsten.

Es steckte in diesem Menschen, der von außen als tatkräftiger Literat erscheinen mochte, ein sehr zarter Kern: mit Jean Paul, dem er sich so verwandt fühlte, hat er wirkliche Seelengemeinschaft gehabt: eine Kultur aller menschlichen Herzlichkeit und Wärme ging von ihm aus und belebte seinen Kreis — und schon allein darin, wie er diesen Lebensstil fand, war er schöpferisch — jean-paulisch auch durch die Verbindung dieses Lebensstils mit echtem Humor. Aber auch in ihm lebte ein Grundzug von Tragik, und jenem Kultus der menschlichen Nähe und Herzlichkeit, der Familie und Freunde, entsprach als andere Seite in ihm das Gefühl einer im Grunde maßlosen Einsamkeit und Angst —, wie er sie auch in seinen Werken nicht selten zu schildern versucht hat." Erich Trunz (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 301).

„Die Größe dieses Verlustes läßt sich am besten daran ermessen, daß Walther Harich trotz mancher Vorgänger eigentlich der erste innerhalb einer neuen Generation war, der ostpreußisches Denken und Wollen in den Gesamtbau der deutschen Geschichte — der deutschen Geistesgeschichte und Literatur — einzubauen versucht hat. Denn Walther Harich hat nicht nur die großen wegweisenden Dichter, wie vor allem E. T. A. Hoffmann und noch mehr Herder in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen, ihnen ausführliche Würdigungen gegeben, sondern er hat gewissermaßen den ostpreußischen Geistesraum als ein eigenartiges selbständiges Glied zwischen dem nahen Osten und Mitteleuropa gekennzeichnet.

Er sondierte gewissermaßen das Gelände, um den auf ihm gewonnenen Erkenntnissen einen letzten höchsten künstlerischen Ausdruck zu geben. Solch ein Vortasten im Gelände war z. B. auch sein ‚Ostproblem', das eigenartig die Entstehung der ostdeutschen Geisteswelt aus der vermittelnden oder gegensätzlichen Lage zwischen Ost- und Weststrom auf politischem und kulturellem Gebiet zu erkennen suchte. Aber Harich hat sicherlich nicht geglaubt, daß er mit diesem wissenschaftlich fundierten Werk eine Wirkung in die Weite auf die große Masse der Zeitgenossen erreichen könnte. Deshalb ist es überaus bezeichnend, daß er gerade in der letzten Zeit dabei war, intuitiv und künstlerisch produktiv unmittelbar aus der Erde seiner Heimat an der großen Gestalt eines pruzzischen Herzogs die Seele unseres Landes vor den Augen der Nation zu enthüllen.



Walther Harich
Nach einer Zeichnung von Gertrud Lerbs

Erst wenn man bedenkt, was Harich durch solche Arbeiten gerade auch zur Förderung der deutschen Ostmark hätte beitragen können, wird man die Schwere des Verlustes für Ostpreußen ermessen können. Hier war uns wirklich mal nach langer Zeit wieder ein Mann erstanden, der zu gleicher Zeit mit der Schärfe des Intellekts und mit künstlerischer Begabung die hohen Eigenschaften der in Ostpreußen zu einem Stamm zusammengeschmolzenen deutschen Bevölkerung, ihre segensreiche Wirkung auf die Gesamthaltung Deutschlands in Vergangenheit und Gegenwart dartun konnte, geschenkt.

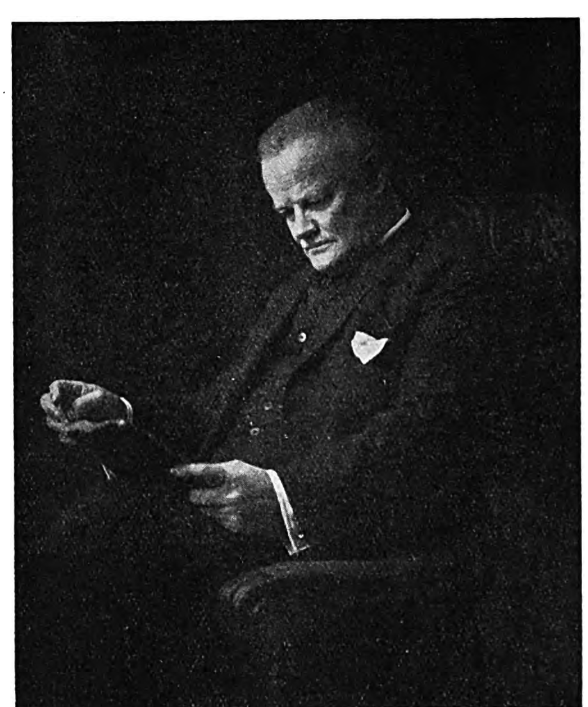
Das Schicksal hat es anders gewollt. Etwas über 40 Jahre alt, ist Walther Harich ins Grab gesunken, und wenn es einen Trost bei diesem Verlust geben kann, so ist es der, daß sein Werk wie ein gewaltiger Torso in die Zukunft ragt und Nachahmer oder besser in seinem Sinne neue Eiferer für seine gute Sache werben wird." ba (Königsb. Allg. Ztg. 585).

Georg Freiherr von Ompteda

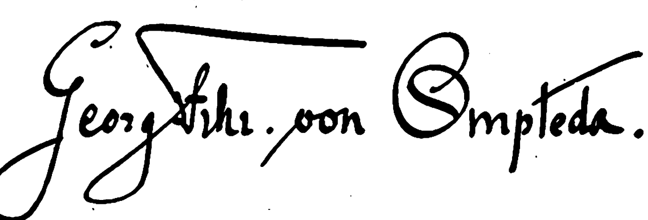
„Ein Leben endet, das die Welt bis in ihre letzten Wirklichkeiten zu erobern und zu durchdringen suchte. Das epische Werk Omptedas, Novellen und Romane sonder Zahl, von 1890 bis ins letzte Jahrzehnt reichend, zeichnet diese Wege des Suchens, Wege der soziologischen und physiologischen Forschung nach. Erst die nahe Umwelt: Adel, Offizierstand um 1900. Dann Künstlertum und Bergsport, die Frau der neuen Zeit und endlich den Weltkrieg, dessen in Sturm und Feuer durcheinander wirbelnde Eindrücke die Hand des Erzählers, der auch ein Journalist war, zu bannen suchte." B. P. (Tag 296).

„Aus einem alten friesischen Häuptlingsgeschlecht — bei Groningen liegen noch die Überreste der Wasserburg Ompta —, das vor den Henkern Herzog Albas ins Braunschweigisch-Lüneburgische entwichen war, wurde Georg von Ompteda am Palmsonntag, den 29. März 1863 in der Hauptstadt Hannover geboren und vom König Georg V. aus der Taufe gehoben. Sein Vater war diensttuender Kammerherr der Königin Marie und wurde bald danach der letzte Hofmarschall des königlichen Hauses, der Großvater Ompteda saß als Geheimrat in seinem Hause an der Marienstraße, der Urgroßvater war Staats- und Kabinettsminister Wilhelms IV. von England gewesen.

Die hannoversche Herrlichkeit nahm 1866 ein jähes Ende. Die Omptedas folgten den Welfen nach Penzing und Gmunden, und als es soweit war nahm der junge Georg, wie es in der welfischen Adelsfronde üblich war, Dienste beim König von Sachsen und geriet damit in die besondere Atmosphäre jenes sächsischen Reiteroffizierwesens, aus dem so viele Künstler, Dichter und Denker hervorgegangen sind: die Maler Ferdinand von Rayski und Fritz von Uhde, der Lebensreformer Moritz von Egidy, der Balladensänger Börries von Münchhausen, die Romanciers Wilhelm von Polenz und Georg von der Gabelentz." Johann Frerking (Hannov. Kur. 580/81).



Photogr. Kunst-Anstalt Friedrich Müller, München



„Omptedas Romane spiegelten die Welt, aus der er stammt. Trotzdem sie zur Unterhaltungsliteratur zählten, schöpften sie aus persönlicher Anschauung, aus vertrautem Milieu. Flüssige Sprache, leicht bewegliche Phantasie und ein natürliches Verhältnis zur Stoffwahl gab ihnen eine eigene Prägung. Seine Motive sind einer vergangenen Welt, einer vom Zeitschicksal weit überholten Betrachtungsweise gewidmet. Das braucht gegen den persönlichen Ton des Erzählers, gegen die flotte Form seiner Werke nicht ungerecht zu machen. Seine Mission als Darsteller spannender Stoffe hat er geschmackvoller erfüllt als viele andere." (Berl. Börs.-Cour. 576.)

„Was den Dichter in Ompteda ausmachte, war sein Wille, das Leben nicht in seinen Ausnahmeerscheinungen, sondern im Durchschnitt, im Alltag zu erfassen. Mag diese Haltung ursprünglich auch naturalistische Theorie gewesen sein, sie wurde bei ihm menschliche Überzeugung. So sehr auch alle die vielen folgenden Romane ‚Gesellschaftsromane' waren — sie führten wie etwa ‚Monte Carlo' und ‚Denise de Montmidi' auch in die internationale Gesellschaft und Halbgesellschaft — so sehr hielt er daran fest, daß, ihn selbst zu zitieren, ‚die Menschen mit all ihren Schwächen, all ihrer Spießbürgerlichkeit, ihrem belächelten und bespöttelten Normaldasein'

doch darstellen: ‚den Grundstock, den Stamm, die Gesundheit, die Kraft des Volkes.'
Ompteda hat sich dann abgeschrieben. Aber noch einmal — 1921 — hat er einen dichterischen Wurf getan in einem Roman ‚Es ist Zeit. Aufstand 1809.' Die balladeske Form dieses historischen Romans war ein neuer Versuch des fast schon Sechzigjährigen, aus dem Romanschema herauszukommen. Das Buch fand nicht die Resonanz, die es hätte haben können und müssen: die große Leserschaft kannte Ompteda nur noch als ‚Unterhaltungsschriftsteller'. Man hatte vergessen, daß er einmal eine Rolle in der Geschichte des deutschen realistischen Romans gespielt hatte, daß er mehr konnte, als mit bunten Büchern angenehm über tote Stunden hinwegzuführen." (Voss. Ztg. 582.)
Vgl. auch: W. F. (D. A. Z. 570); Deutsche Ztg. (288b); N. Bad. Landesztg. (632); F. S. (Berl. Börs.-Ztg. 289); H. R. (Münch. N. Nachr. 339); ml (Bund, Bern, 582); E. D. (Altonaer Nachr. 289).

Stefan Zweig
(Zum 50. Geburtstag)

„Während Stefan Zweig in früheren Jahren die Herkunft vom wiener Feuilleton in häufiger Variation eines Gedankens, in sich wiederholendem Ornament merken ließ, hat er in seiner Typologie des Geistes im Zusammenhang stofflich reicherer Probleme jede Manier völlig abgestreift. Die höheren Aufgaben kräftigten ihn zum Eigenwuchs, ließen ihn, wie bei der Gestaltung Nietzsches, zur Meisterschaft vordringen.
Die Biographien großer Meister wurden von Stefan Zweig in spannende Darstellungen eines Schicksals verwandelt. In seiner eigenen novellistischen Produktion stellte er Menschen und Geschehnisse wie biographische Übermittlungen dar. Von Problemen der Leidenschaft angezogen, wird er nur vom Auffälligen berührt, von Elementen gestachelt, die Licht und Leben von einer Sensation empfangen. Der Erzähler bedarf eines inneren Alarms, den er auch hier ordnet, gliedert und emporsteigert. Er hat sich auch hier nicht zu einer methodischen Verwertung seiner Fertigkeit im Ausbau spannender Geschichten verleiten lassen. Er ist als Novellist sparsam und Geschmackskünstler geblieben." Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 553).
„Zweig hat sich seinen großen Namen nicht nur als Novellist, Essayist, als Dramatiker (dessen ‚Thersites' und ‚Jeremias' über alle deutschen Bühnen gegangen sind), nicht nur als Mittler und Vermittler Baudelaires, Verlaines, Verhaerens, Romain Rollands gemacht. Während des Krieges hat er am lautesten und eindringlichsten nach Frieden gerufen und sein Brief an ‚die Freunde im fremden Lande', den er im September 1914 im ‚Berliner Tageblatt' veröffentlicht hat, wird unvergessen bleiben. Er hat nie aufgehört, Europäer zu sein. Er war der Wegbereiter der Versöhnung durch den Geist nach dem Kriege.
Stefan Zweig fordert vom Künstler Enthusiasmus und ruhige Erkenntnis, Liebe und Gerechtigkeit, Künstlertum und Wissenschaft, Demut vor dem Werk und gleichzeitig Richterwort über das Geschaffene. Diese Forderungen hat er an sich selbst erfüllt." Paul Frischauer (B. T. 559).
Vgl. auch: Robert Faesi (N. Zür. Ztg. 2260); Karl Hanns Erkelenz (Köln. Ztg. 650); Bernhard Trinius (D. A. Z., Unt.-Bl. 543); Fritz Adolf Hünich (Bund, Bern, 555); o. p. (Prag. Pr. 322).

Zur deutschen Literatur

„Neue Parzivalforschung." Von Max Unger (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 651).

*

„Sophie Laroche." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 290).
„Goethe: Ideallandschaft." Von Ernst Bloch (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 50):

„Hier lernt man atmen. Das Bild wirkt körperlich ein. Nur einer mit breiter Brust konnte das hinsetzen. Die Sonne, der Tempel bedienen sich des Raums. Die Säulen stehen bequem und festlich, es ist lichter zwischen ihnen als sonst. Was immer vorn oder links undeutlich ist, löst sich rechts nach oben auf. In dem Bild ist etwas gut geworden.
Schräg, von unten wird gesehen. Merkwürdig bessert sich die Zeichnung, je heller ihre Teile werden. Der Vordergrund ist selber wie unwichtig und durcheinander ausgeführt. Flaches, wohl sumpfiges Wasser, ein gefällter Baumstamm, Büsche, links ein verworrener Hügel. Zwei Schwäne schwimmen zu klein in dem geringen Wasser. Sie haben nur vordergründigen Wert, anders wie das Feld, die Sonne, die Tempelrampe, der Busch vor ihr, der Tempel selbst. Um ihn fängt die Landschaft erst an, distanziert und dadurch kräftig gegenwärtig. Nicht mehr im schädlichen Raum des Vordergrundes, worin alles dem Beschauer noch zu nahe und erst halb landschaftlich ist. Dennoch ist die Sonne als aufgehende dicht am Boden und der Tempel weder weit noch hoch. Sein Dach ist wider alles Erwarten turbanhaft verdunkelt, es hat eine Kuppel. Auch leben die Schwäne sichtbar in seinem Bezirk, der verfallene Sumpf dient ihm. ‚Blick auf! Hier steht, bedeutend nah, im Mondenschein der ewige Tempel da', sagt Chiron zu Faust, den er durch Kiesgewässer getragen hat. Der Tempel hier entfernt sich trotz der gliedernden Sonne nicht. Er ist der besser gezeichnete, mehr: der enthüllte Vordergrund. Er kommuniziert ihm durch die Treppe; selbst der Blick nach oben geht schräg genug, um das Gewürz der ungeklärten Dinge mitzunehmen."

„Goethe und der Tod." Von Ernst Edgar Reimerdes (Vorwärts 547).
„Goethe als Wissenschaftler." Von Walter Petry (B. B.-C. 597).
„Weihnachten in Goethes Leben." (Ebenda 597).
„Welchen Goethe?" Hinweis auf eine Festausgabe. Von bz. (N. Bad. Landesztg. 617).
„Goetheana." Von E. Hagnauer (N. Zür. Ztg. 2390).
„Die Schweiz in Goethes erzählendem Werk." Von Gottfried Bohnenblust (N. Zür. Ztg. 2417, 2429, 2443).

„Ein übersehener Vetter Goethes." Von Paul Holzhausen (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 670).
„Schiller und das Problem der europäischen Moral. Ein Vortrag von Herbert Cysarz." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2334).

*

„Der Nationalist Heinrich von Kleist." Von Friedrich Wilhelm Heinz (Tag, Unt.-Rundsch. 279).
„‚Prophet im Vaterlande.' [Kleist.]" Von E. L. (General-Anz., Stettin, 323).
„Heine und Marcuse." Von Hermann Wendel (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 47).
„Mein letzter Biograph [Marcuse]." Von Heinrich Heine [für die Richtigkeit der Wiedergabe: Leo Hirsch] (B. T. 594).
„Grabbe sucht Stellung." Ein unbekanntes Bewerbungsschreiben des Dichters. Von Alfred Bergmann (Altonaer Nachr. 289).

*

„Der Volksschriftsteller: ungedruckte Briefe von Jeremias Gotthelf." Von Alfred Bock (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 664).
„Neues von Gotthelf." Von Hans Bloesch (Bund, Bern, Kl. Bund 47).
„Der dämonische Gotthelf [Walter Muschg]." Von Carl Albrecht Bernoulli (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 48).
„Das Gotthelf-Buch von Walter Muschg." Von Rudolf Hunziker (N. Zür. Ztg. 2374, 2385).
„Adalbert Stifter und die Revolution." Von Marta Karlweis (Frankf. Ztg. 945/46 Ab. — 1 M.).
„Jacob Burckhardt und C. F. Meyer." Von Werner Kaegi (N. Zür. Ztg., Lit. Bl. 2317).
„Unveröffentlichte Briefe Erwin Rhodes über Nietzsche (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 2317).
„Nietzsche." Von Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 338).
„Der Schöpfer des Fridericus-Rex-Liedes: Willibald Alexis" (Tag 300).
„Kostgänger bei Goethe [Fanny Lewald-Stahr]." Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 50).
„Fontanes Parerga." Von F. E. (B. T. 585).
„Im Lande Fritz Reuters." (Köln. Ztg. 657.)
„Sorgenbrecher Heinrich Seidel" (Münch. Ztg., Propyläen 6).

*

„J. J. David." Zu seinem 25. Todestag. Von Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn, 531).
—, —. Von Alfred Deutsch-German (Volks-Ztg., Wien, 20. Nov. 1931).
—, —. Von Fritz Lehner (Der werdende Tag, Wien, 3081).
—, —. Von Alfred Nathansky (Arb.-Ztg., Wien, 20. Nov. 1931).
—, —. Von E. H. R. (N. Wien. Abendbl. 20. Nov. 1931).
—, —. Von Rudolph Lothar (N. Wien. Journal 19. Nov. 1931).
—, —. Von Paul Wertheimer (N. Fr. Presse 22. Nov. 1931).
—, —. Von Marie von Glaser (Wien. Allg. Ztg. 18. Nov. 1931).
—, —. Von M. Grünfeld (Tagesbote, Brünn, 21. Nov. 1931).
„Pankow und Richard Dehmel." Von Erwin Kühl (Anz. f. d. Berl. Norden 285 u. a. O.).
„Elisabeth von Heyking." Von Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Frau 654).
„Walter Calé und Georg Heym." Von Hellmut Draws-Tychsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 292 u. a. O.).
„R. M. Rilke und die Frauen." Von Elisabeth Darge (Schles. Ztg. 604).
„Besuch bei Rilke." Von Editha Klipstein (Frankf. Ztg. 907/08 Ab. — 1 M.).
„Rilkes Grab." Von Richard Mattheus (Voss. Ztg. 277).
„Unveröffentlichte Briefe Klabunds." Herausgegeben von Else Möbus (Vorwärts 583).
„Selbstbesinnung. Zu O. A. H. Schmitz' ‚Wege zur Reife'." Von Hans Friedrich Blunck (Tag, Unt.-Rundsch. 779).

Zum Schaffen der Lebenden

„Hans Carossa." Von Adolf Frisé (Köln. Volksztg., Schritt 551).
—, —. Von Hans Harder (Westfäl. Volksbl. 259).
„Annette Kolb." Von Eduard Schröder (Germ. 315):

„Eine ungewöhnlich würdige und ungewöhnlich sinnvolle Wahl wurde mit der Zuerteilung des diesjährigen Gerhart-Hauptmann-Preises an Annette Kolb getroffen; würdig, weil diese Zuerteilung ein Bekenntnis bedeutet zu einem Stück lebendiggebliebener humaner Tradition in unseren Tagen der rüden ‚Aktualität' und des massiven geistigen Faustrechts; sinnvoll, weil hier wirklich einmal die Gelegenheit benutzt wurde, um eine Dichterpersönlichkeit von Rang aus dem Halbdunkel der mehr esoterischen Schätzung eines Kreises Eingeweihter herauszuheben zu öffentlicher Anerkennung und wahrhafter geistiger Repräsentation."

„Paula Grogger." Von Georg Schäfer (Köln. Volksztg. 543):

„Paula Grogger, am 12. Juli 1892 zu Oeblarn in der Obersteiermark geboren, ist eine Generation jünger als die Handel-Mazzetti. Sie ist vielleicht als erste berufen, das Erbe der großen Dichterin anzutreten. Die Tiefe ihres Empfindens, die Spannweite ihres Geistes heben sie weit über den großen Durchschnitt hinaus."

„Albert Schweizer." Von bth. (N. Zür. Ztg. 2270):

„Womit soll man beginnen, wenn man von seiner ungeheuer großen und reichen Lebensarbeit erzählen will? Er hat der Leben-Jesu-Forschung neue Wege gewiesen dadurch, daß er Jesus im Zusammenhang mit seiner eschatologisch-messianischen Verkündigung zu begreifen suchte; er hat das Verständnis Bachs wesentlich gefördert und die Literatur über Bach um ein großes Werk bereichert, seinen Untersuchungen über Orgelbau und Orgelspiel verdanken die Musiker und Orgelbauer namhafte Anregung, er ist beinahe eine mythische Figur als Urwalddoktor in Lambarene, wer immer mit Kulturkritik und Kulturphilosophie, mit Ethik und Weltanschauung sich befaßt, kann und darf nicht an ihm vorübergehen, ohne nicht Wertvolles, Tiefernstes, das über diese Fragen und ihre Lösungen gesagt wurde, zu vernachlässigen. Und noch eins! Er hat nicht nur als Theologe und Arzt, als Künstler und Philosoph gewirkt, er ist vor allem ein Mensch, in dessen Dasein Lebensgestaltung und Denken übereinstimmen. ‚Ehrfurcht vor dem Leben' ist ihm Sinn und Erfüllung des Lebens. Nicht zufällig ist es, wenn Freunde von ihm sagten, in Afrika rette er alte Neger und in Europa alte Orgeln. Wichtig ist: er hilft."

„Albert Steffen." Von W. von Sonntag (Stuttg. N. Tagbl. 567):

„Albert Steffen ist ein Dichter, der nicht für Menschen schreibt, die für sich leben wollen. Er dient einer Aufgabe. Er will, vor allem in seinen Prosadichtungen, den Menschen die Wege weisen, auf denen sie zu sich selbst und zugleich zum andern kommen. Dies aber setzt voraus ein Bild vom Menschen, ein Wissen um seine Schicksale und seine Bestimmung. Ein Erahnen der Gesetze des Lebens."

„Besuch bei Hanns Johst." Von Helmuth Langenbucher (Deutsche Ztg. 288 b).

„Der Mann, der ‚Rauhnacht' schrieb." Gespräch mit Richard Billinger. Von Lutz Weltmann (Acht-Uhr-Sportblatt 294).

„Shakehands mit Billinger." Von Herm. W. Anders (Mannh. Tagebl. 344).

„Franz Johannes Weinrich." Von Eduard Schröder (Germ. 505):

„Einen Entwicklungsgang von schöner innerer Folgerichtigkeit hat Franz Johannes Weinrich, der katholische Dichter, genommen, seitdem er zuerst in den Tagen des aufgewühlten Expressionismus mit dramatischen und lyrischen Manifesten den Blick auf sich zog. (‚Ein Mensch' 1917; ‚Himmlisches Manifest' 1919.) Den Namen Gottes haben in jenen Tagen der Erschütterung manche jungen Dichter eitel im Munde geführt, oder er war ihnen doch nur ein vages Symbol, eine ungewisse Beschwörung rettender Mächte jenseits dieser blut- und feuergetauften Erde — neues Glück, Herz, Liebe, Gott, Gefühl ist alles ... Bei Weinrich aber lebte eine tiefere Sicherheit des Gottesbesitzes."

„Otto Heuschele." Von Wolfgang Jünemann (Deutsche Zeitung 282 a):

„Heuscheles Werk ist, soweit es bis jetzt vorliegt, gegründet in die schwere Natur der Sentimentalität als des Einklanges von Welt und Ich, eines Einklanges der Stille. Die Geistigkeit des Dichters ist das Ergebnis eines geheimen Gefühlsprozesses, nicht eines Verstandesprozesses, denn nicht ein Denker, sondern ein Dichter tritt scheu und ehrfürchtig in den Dom deutscher Kunst, widmet sich in den drei Büchern: ‚Briefe aus Einsamkeiten', ‚Geist und Gestalt', ‚Dichtung und Leben' dem Werk der Nation und deutet es nicht von der Untersuchung des Stoffes oder der Form her, sondern rein aus dem Erlebnis der Ganzheit der Dichtung. Er läßt die Tiefe der eigenen glühenden Seele in die aufgetane Schöpfung einströmen und zugleich ihre ewige Zeugungskraft in seinem bereiten Herz befruchtend niedersinken."

*

„Karl Holm, ein altonaer Schriftsteller." Zu seinem 75. Geburtstag. Von Paul Wittko (Altonaer Nachr. 281).

„Gustav Kohne." Von Wilh. Conrad Gomoll (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 294).

—, —. Von A. P. Paul (Deutsche Ztg. 297).

—, —. Von Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 341).

—, —. Von O. H. (Saarbr. Ztg., Gegenw. 346):

„Die deutsche Heide, die uns die Dichtungen eines Hermann Löns schenkte, bescherte uns auch in Gustav Kohne einen Erzähler, dessen Romane tief im Volk Wurzel faßten und dessen Name mit dem Begriff ‚Heimat- oder Volkskunst' unlöslich verknüpft ist. Man hat den Dichter mit Peter Rosegger verglichen, nicht ohne Berechtigung. Denn seine prachtvollen, kernigen Bauernromane sind getragen von sittlichem, religiösem und sozialem Ernst, dabei von warmem, ursprünglichem Leben durchpulst. Man nennt Kohne den ‚niederdeutschen Gotthelf', auch dies nicht ohne Grund. Gotthelf wie Kohne sind Dichter, deren gemeinsame Eigenart vor allem auf der Gabe beruht, Menschen zu charakterisieren, die aus der deutschen Scholle wachsen."

„Eine deutsche Dichterin in Verborgenheit: Marie Feesche zum 60. Geburtstag." Von Hans Harder (Westfäl. Volksbl. 265):

„Betrachtet man das Gesamtwerk der jetzt 60jährigen Dichterin, die wahrlich von sich sagen kann, daß sie die tiefe Stille der Vollkommenheit in seltenen Stunden empfunden hat, so findet man durchaus christliche Kräfte am Werk, man sieht den starken ethischen Willen, der aus so vielen Gedichten spricht, man spürt die Kraft, die mit poetischer Eindringlichkeit mystische Gotteserkenntnis erschließt. So hat Marie Feesche eine verantwortungsreiche, aber freudige Aufgabe im Menschlichen: sie darf leidgedrückten Menschen liebende Helferin und Trösterin sein."

„Werner von der Schulenburg." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Paul Wittko (Altonaer Nachr. 286):

„Werner von der Schulenburg gehört zu den früh von Zweifeln, vom Teufel und von Leidenschaften Gepackten. Schon das erste Einbiegen in die Zweifelstraße machte ihn zum Spötter, zu einem höllisch verneinenden Geist, doch mit dem Schalk im Nacken. Von Zweifel zu Zweifel ist er wie auf einer Jakobsleiter emporgestiegen und steht nun, an der Wende des vierten und fünften Lebensjahrzehntes auf einer längst unproblematischen Stufe unweit der schönen Ruhe festgegründeter, gefühlsklarer Gewißheit."

*

„Brandfackeln in der Pfalz: Josef Pontens neuer Roman ‚Rhein und Wolga'." Von Georg Reismüller (Münch. N. Nachr. 345):

„Der Verfasser dieser Zeilen tut als Verwalter der Staatsbibliothek und ihrer Bücher ab und zu einen verschwiegenen Blick in die geistige Werkstatt der Bibliothekbesucher, die sich in den Büchern Rat und Anregung holen; er könnte auch dem Dichter von ‚Rhein und Wolga' an Hand gewisser Merkzeichen in benutzten Schriften sein Quellenstudium bezeugen; aber er will den zukünftigen Ponten-Forschern die unvermeidliche Abhandlung über ‚Pontens historischen Roman in seinem Verhältnis zu den geschichtlichen und literarischen Quellen' nicht vorwegnehmen. Um so mehr bewundert er auf Grund seiner ‚Werkspionage' die Leistung des Dichters, der vom Forschen zum Gestalten aufgestiegen ist. Weil aber Ponten die Geschichte seines Wandervolks mit Forscheraugen zwar erkennt, doch mit dem Dichterherzen erlebt, atmet in seinem Buch eine heiße aber nicht blinde Liebe zum deutschen Volk, das für ihn nicht nur innerhalb der Reichsgrenze besteht, sondern kraft seiner besonderen Bestimmung im Laufe seiner Geschichte immer wieder darüber hinaus geführt wurde. Wenn Wilhelm Schäfer unlängst sagte, daß der Dichter ein anderes Vaterland habe als der Bürger, so gilt dies in einem ganz besonderen Sinn von Josef Ponten, der ja gerade in seinem Zyklus ‚Volk auf dem Wege' den im engen mitteleuropäischen Raum zusammengepreßten, in sich hinein starrenden Deutschen den Blick auf ihr größeres Volkstum in seinem Gang über die Erde erweitern will. Weit entfernt, dabei in die nationalistisch-lärmende Fechterauslage zu fallen: so wenig man seinem Buch die Studierlampe anmerkt, so unaufdringlich, so würdevoll, ja wahrhaft groß greift er seine Aufgabe an."

„Josef Ponten: Rhein und Wolga." Von O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 51):

„Das Buch hat also seine sinnvolle — neben der dichterischen — Bedeutung darin, daß es ein wundervoller Lobgesang auf das Rheinland ist, daß es die innige blutmäßige Verbundenheit mit den Auslanddeutschen hervorhebt und gemeinsames Schicksal zur Achse gemeinsamen Fühlens und Denkens werden läßt, und als Drittes den Deutschen (und auch denen im Ausland, die hören wollen) ein Bild der Geschichte entwickelt, das wie ein loderndes Fanal, zum nachdenklichen Sinnbild geworden, durch Jahrhunderte in die Gegenwart leuchtet."

„Gerhart Hauptmann: Die Hochzeit auf Buchenhorst." Von O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 51):

„Mir scheint, daß Hauptmann nach vielem Tasten hier eine besonders schöne und gerundete Form gefunden hat, Erlebnis und Phantasie in eine epische Einheit zu binden und zu verschmelzen, für die das ehrende Beiwort meisterhaft nicht zu hoch gegriffen ist."

—, —. Von Emil Faktor (B. B.=C. 539):

„Die neue Novelle Hauptmanns ist nicht absolute Epik, ein Gewebe aus Bekenntnissen, Erinnerungen und Psychologie. Mitten drin leuchten Züge, straffen sich Spannungen. Der Dichter formt nicht zu Ende, gestaltet meisterhaft einzelne Momente, wie den inneren Zustand der enttäuschten Braut, schließt die Erzählung mit Andeutungen ihrer wortkargen Entsagungsstärke ab."

„Wilhelm von Scholz: Unrecht der Liebe." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 51):

„Das unterscheidet aber den Roman, der im Grunde eine breitgelagerte und gesteigerte Novelle ist, von der reinen Kriminalgeschichte, daß nicht das Verbrechen das Wesentliche ist, sondern die Seelengeschichte, die sich daraus ergibt, das juristische Mittel, es zu verdunkeln, die unverlöschliche Kraft des Geheimnisvollen im Menschen, es nicht ruhen zu lassen. Hier ist das vielgestaltige Abenteuer, das äußere wie das erotische und das seelische, mit der Kunst des sorgsam bauenden Realisten geformt; Leidenschaften in jeder Art stehen auf, Menschlich=Allzumenschliches rast sich aus; aber der Dichter weiß, wie es um die Herzen bestellt ist, und über alle Irrtümer und Schicksale, über Liebeskämpfe und Verstrickung hinweg bestimmt er den Ablauf des epischen Plans mit einer Sicherheit und psychologischen Feinfühligkeit, die im Sinnlosen den Sinn und im Schicksalmäßigen die Rechenschaft aus dem Vergangenen erkennt."

—, —. Von L. H. (B. T. 563).

—, —. Von Lili Sertorius (N. Zür. Ztg. 2397):

„Wem außer Wilhelm von Scholz käme eine solche Lösung in den Sinn? Das Thema von Schuld und Sühne, das er angeschlagen, entgleitet ihm von selbst, wenn dieser Heißhunger nach Leben hervorbricht, der ihm nie Befriedigung an der tatsächlichen Welt gönnte, sondern sein Werk immer schon ins Unergründliche, Magische, Okkulte hinausgetrieben hat. Auch ‚Unrecht der Liebe' steht in der Reihe der anderen Scholzschen Romane, der ‚Perpetua' und des ‚Weg nach Ilok'. Auch hier ist das Gute und Böse, Recht und Verbrechen zusammengeströmt zu einer einzigen schrankenlosen Gewalt der Seele."

„Der Kampf um den Osten in der eigenen Brust. Zu Paul Fechters Roman ‚Das wartende Land'." Von August Winnig (D. A. Z. 579 u. a. O.):

„Von Paul Fechter, dem vornehmen und kenntnisreichen Kritiker lagen bisher einige Romane vor, die ihn uns als einen liebenswürdigen Humoristen zeigten. In diesem neuen Roman, der wie die früheren bei der Deutschen Verlags=Anstalt erschienen ist, sehen wir ihn von einer anderen Seite. Hier legt er uns ein episches Werk vor, in dem es ihm nicht darum zu tun ist, uns ein stilles Lächeln abzulocken, sondern es geht ihm um eine ernste Sache."

„Der Wolf in der Hürde." [Schickele und sein neuer Roman.] Von Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg. 898/99 Ab. — 1 M.):

„Dies ist der neue Roman von René Schickele (bei S. Fischer). In dem neuen Buch ist Schickele wiederum völlig enthalten: mit spürbaren Zügen seiner persönlichen Geschichte und Erfahrung; mit der anmutigen und bedeutenden Fülle seiner Kunst."

—, —. Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 47):

„Wie immer aber geht es bei ihm am tiefsten, bestrickendsten, hinreißendsten um die Beziehung der Geschlechter, und hier sind Szenen und Bilder von solcher trunkenen Fülle und Farbigkeit, verschmelzen sich Leidenschaften zu solchen Ekstasen, wird die Grenze so sinnenhaft deutlich, wo Haß und Liebe, Rausch und Gewalttat ineinander verfließen, daß wohl kaum ein Seitenstück ähnlicher Art in der neuern Literatur zu finden sein wird. Nicht weniger entzückt das Bild der wechselnden Landschaft, sei es im Süden oder im Elsaß, und es ist als höchste Anerkennung zu werten, daß Geist und Gefühl, die intellektuelle Schau und die Stimmung von Himmel und Erde zu voller künstlerischer Einheit vereinigt sind. Diese Trilogie, die nunmehr abgeschlossen ist, ist eine der gewichtigsten, dichterischen Kundgebungen unserer Zeit."

„Franz Werfel: Die Geschwister von Neapel." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 47):

„Wir müssen uns darüber klar sein: Werfel steht mit diesem Roman antipodisch zur ganzen Romanerzeugung der Gegenwart. Die es erkennen, loben ihn, die es nicht erkennen wollen, lehnen ihn heftig und feindselig ab. Vielleicht kommt aus diesem Grunde dem Buch eine entscheidende Bedeutung zu."

—, —. Von Monty Jacobs (Voss. Ztg., Lit. Umschau 47):

„Wer sich den Geschwistern von Neapel anvertraut, liest einen Roman von gestern und heute zugleich. Er wird gespannt und entspannt, und indem er, mit oder ohne Willen, zu einem Hausgenossen der Familie Pascarella wird, geschieht an ihm das Wunder der Verwandlung, das Wunder starker Kunst."

—, —. Von Georg Witkowski (Leipz. N. Nachr. 342).

„Rudolf Presbers neuer Roman: Der Konrad und die Paula." Von P. Zsch. (Deutsche Ztg. 299):

„Der neue Roman von Presber wird, auf den Weihnachtstisch gelegt, jedermann Freude und Genuß bereiten. Im übrigen ist er aber an keinen Termin gebunden. Man wird in unserer trostlosen und zermürbenden Zeit gern nach ihm greifen, wenn man einmal auf andere Gedanken kommen und der Stickluft der Notverordnungen entgehen will."

„Billingers erstes Prosawerk: Die Asche des Fegefeuers." Von Marta Karlweis (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 49):

„Voll von Märchenelementen, mit vielen reizenden und einigen großartigen Unerklärlichkeiten, von dunklen Gewalten bewegt und sie wiederum in uns bewegend, ist Billingers Buch ein starkes Produkt mit Bildern, die an Dürer reichen, neben mancher krampfigen Willkür, die ein ringendes, noch nicht im Schauen ruhendes Gemüt verrät. Möge eine dichterische Kraft von solchem Ernst auf ihrer schicksalvollen Bahn gleicherweise bewahrt bleiben vor den Mißbrauchern und Lobschreiern des Marktes wie vor den Dämonen, die in der Abgeschiedenheit gedeihen."

„Walter von Molo: Ein Deutscher ohne Deutschland." Von E. Mündler (Rhein.=Westfäl. Ztg. 623):

„So erleben wir bei Walter von Molo in einer mit unerhörter Kraft gestalteten Fülle von Bildern und immer neuen Wandlungen den Mann, der auf der Grenze zweier Zeitalter stand, und es wußte. Der neue politische und wirtschaftliche Lebensformen entstehen sah und sie wollte und schaffen half. Ein menschliches Drama, wie es ergreifender nicht gedacht werden kann: immer wieder aus bedrückender Enge und quälenden Familiensorgen sich erhebend, bringt hier ein deutscher Mensch sich selbst seinem Ideal zum Opfer. Dieses Ideal heißt Deutschland."

„Ein Moralist von heute [Kästner: ‚Fabian']." Von Hermann Heilig (Sudetendeutsche Tagesztg. 15. Nov. 1931):

„Wer noch nicht weiß, woher dieser „Fabian" stammt, dem sei es jetzt verraten: er ist ein Sohn Erich Kästners. Ihr kennt sicher alle diesen Lyrikreporter und habt wohl schon oft über ihn gelacht, vielleicht auch über manches die Stirne gerunzelt. Aber ihr kennt ihn noch nicht ganz. Aus seinen Gedichten ist euch sein Witz und sein Zynismus geläufig; leset seinen „Fabian" (eben erschienen bei der Deutschen Verlags=Anstalt) und ihr werdet sein Herz kennen."

„Von drei Millionen Drei [Leonhard Frank]." Von Erich Maria Remarque (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 300):

„Knappe Ausschnitte werden zu erschütternden Episoden. Wenige Sätze zum Bericht über jahrelanges Elend, das bereits zu Erfahrung und Anpassung geworden ist. Da sind sachliche Schilderungen des Hofbettels, des Kneipenbettels, des Straßenbettels, da entrollt sich in der Beschreibung eines Unternehmens, das Arbeitslosen fingierte Arbeit und so die Möglichkeit gibt, sich anzumelden und überhaupt die Unterstützung erst beantragen zu können, die ganze aussichtslose Not der Ärmsten, da sind Augenblicke, da das Leben einer großen Stadt schemenhaft wird vor der Realität der Lebensmittelläden, die schmerzhaft wirklich und unerreichbar zu Kathedralen zu wachsen scheinen, da sind Hoffängerszenen, da sind Nächte im Freien, und da ist vor allem eine Hamburgerin, eine flüchtige Begegnung und ein Gang mit diesem Mädchen durch die Straßen, der unvergeßlich ist. Hier in diesem Teil fängt die Masse an zu reden, hier werden die beiden Übriggebliebenen der drei Kameraden wieder namenlos, ausgeglüht in den Kesseln der Verzweiflung, Schlacken, die immer mehr versinken."

—, —. Von Emil Faktor (B. B.-C. 571):

„Der düstere Stoff ergab ein bestrickend leichtes Buch. Im Ohr bleibt eine unverdrängbare Melodie der Menschlichkeit."

„Hans Carossa: Der Arzt Gion." Von Albrecht Schaeffer (Münch. N. Nachr. 342):

„Anderen Dichtern gegenüber erscheint Hans Carossa uns von einer besonderen Eigenart. Mögen die anderen neben dem Dichterberuf noch einen zweiten ausüben, der ihnen Brot gibt, den sie erlernten und auch mit Pflichttreue oder wahrer Teilnahme erfüllen: für Carossa gab es augenscheinlich nie einen Unterschied des Wertes zwischen den beiden Berufen des Arztes und des Dichters. Er scheint berufen zu beiden, lebensnotwendig für ihn der eine wie der andere."

—, —. Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2299):

„Die Erzählung Carossas, die den Abbildern dieser Zeit die Traumbilder der Dichtung — ‚nicht du hast den Traum, der Traum hat dich' — zugesellt und so die Wirklichkeit im Geheimnis nicht entfremdet, sondern vertieft, steht einzig da als Originalnatur unter den Hervorbringungen der letzten deutschen Literatur. Wenn ein Kritiker ohne Gefahr Providenz spielen darf, so sei es vor diesem Werk: Es wird den Tag überdauern."

„Georg Kaiser: Es ist genug." Von Hermann Sinsheimer (B. T. 592):

„Georg Kaiser erzählt in einer straffen, ins Bildliche hinein ergiebigen Sprache. Sie individualisiert nicht, sie typisiert: Länder und Städte, Menschen und Situationen. Kein Gesicht wird umschmeichelt, keine Landschaft besungen. Alles ist im Profil gesehen, und jedes Profil spiegelt sich doppelt und dreifach, indem es immer wieder erschüttert, verwandelt und verwischt wird. Die drei Männer des Buchs, der Erzähler, der edle Aldo und der schrullige Kapitän, stehn schärfer im Licht als die beiden Frauen, die, fast wie Göttinnen, über oder, wie Sklavinnen, unter dem männlichen Spiel verbleiben. Das ist die Schwäche Kaisers: er ging und geht nie das Rätsel Frau mit gleicher Lust und List wie das Rätsel Mann an. Aber trotzdem gelingt es ihm hier, an das aller Kunst gesteckte Ziel zu kommen, nämlich zu entblößen und zu zeigen das Rätsel Mensch."

„Richard Billinger — ein Epiker?" Von Hans Franck (Tag 281).

„‚Vanadis.' Ein neuer Roman von Isolde Kurz." Von Joseph Bernhart (Münch. N. Nachr. 323):

„Die deutsche Literatur ist um ein Werk von ungemeiner Bedeutung reicher geworden: Vanadis. Der Schicksalsweg einer Frau. Roman von Isolde Kurz. Rainer Wunderlich Verlag in Tübingen. 640 Seiten (in einem schönen Bande von klarem Druck)."

„Cécile Ines Loos: Die Rätsel der Turandot." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2360):

„Cécile Loos hat wie ihre Turandot den Traumblick. Keine Ferne ‚ist ihr schwierig'. Sie sieht sie mit einer verblüffenden Sicherheit; ihr Meer, ihre Landschaften, das westschweizerische Pensionat, der zweideutige Palazzo in Genua und vor allem die Musterkarte der Kavaliere Turandots: der ganze Traum- und Wirklichkeitsbestand des Romans ist ungewöhnlich. Diese Turandot erinnert von fern her an Gestalten Albert Steffens. Waghalsig stürzt sich ihr Herz in Experimente; sie müßte untergehen nach ihren Enttäuschungen, nach ihrem Irren und Dulden, wenn sie nicht dem finstern Stern ihres Blutes Treue hielte. Es ist wohl ein bewußter Anklang, wenn sie ihre letzte und geklärte Form des Lebens als Tänzerin begreift."

„Tergits erster Roman: Käsebier erobert den Kurfürstendamm." Von Rudolf Olden (B. T. 555):

„Gabriele Tergit ist mehr als ein Talent, sie ist ein ganz originaler Mensch. Sie sieht mit eigenen Augen, sie spricht mit eigenen Zungen. Was sie sagt, ist von ihr selbst, von ihr allein."

—, —. Von Fritz Walter (B. B.-C. 577).

„Märchen mitten in der Welt. H. Fr. Blunck: Sprung über die Schwelle." Von Will Scheller (Kassel. Post 13. Dez. 1931):

„Keiner weiß heute so gut Bescheid um diese Dinge wie Hans Friedrich Blunck, und so gehören seine Märchenbücher in ihrer niederdeutschen Bodenständigkeit wirklich zu den vollblütigsten, die je von einem Dichter geschrieben worden sind. Herzhafte Vertrautheit mit der Natur und mit dem Volkstum seiner Heimat hat auch das vierte dieser (bei Eugen Diederichs in Jena erschienenen) Märchenbücher wachsen lassen, den ‚Sprung über die Schwelle', worin, wie Blunck sagt, allerlei Spukgeschichten zum besten gegeben werden."

„Waldemar Bonsels: Tage der Kindheit." Von Eugenie Schwarzwald (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 286):

„Dem Kinderpsychologen sagt Bonsels deshalb so viel, weil die Kinder in seinem Buch nicht Engel, sondern Bengel sind oder wenigstens scheinen wollen. Die Knabenehre verbietet ihnen, zuzugeben, daß sie etwas Edles und Anständiges getan haben. Mitleid ist verpönt, Zärtlichkeit schimpflich."

„Vom Werden junger Menschen. Ernst Erich Noth: Die Mietskaserne." Von Hermann W. Anders (Mittag, Düsseldorf, 276):

„Dieser Roman ist offenbar erzeugt in Schmerz und Qual. Aber neben Schmerz und Qual spürt man den Willen, zu bannen und zu erlösen. Nicht alle Vorgänge rücken uns greifbar lebendig ins Herz. Stürmisch werden die Menschen geschildert, nicht immer mit sicherem Blick, mühsam noch, ohne gelassene Überlegenheit. Das Abseits- und Darüberstehen des Dichters über dem trüben naturalistischen Stoff ist Noth nicht mitgegeben. Er ringt mit dem Ausdruck, sucht nach dem Wort."

„Dor und der September [K. F. Boree]." Von Josef Otto Lämmel (Tagespost, Graz, 334):

„Neben einzelnen Naturschilderungen gehören diese Szenen zu dem Besten, was bisher zum Thema geschrieben wurde. Und ist so im ganzen ein Roman, der eine glückliche Mischung fesselnder Unterhaltung dichterischer Schönheiten und echter Problematik des Lebens und unserer Zeit darstellt. Im besonderen aber wird der Mann von Vierzig das Buch mit Bedacht lesen müssen."

„Robert Hohlbaum: König Volk." Von Karl Hans Strobl (Deutsche Ztg. 279a u. a. O.):

„Was bei Taine, bei Carlyle, bei Michelet und in unzähligen anderen Werken festgefügte Historie ist, wird in Robert Hohlbaums neuem Roman ‚König Volk' (im Verlag L. Staackmann, Leipzig) Dichtung. Gewaltig, weitausgreifend, über die ganze Reihe der entscheidenden Jahre gespannt, von der königstreuen Nationalversammlung bis zum Sturz Robespierres."

—, —. Von Hartmeyer (Rhein.-Westfäl. Ztg. 532):

„Hohlbaum ist mit diesem gewaltigen Epos auf einem Höhepunkt seines Schaffens angelangt, dessen man sich in ungeschmälerter Freude über diese eminente dichterische Begabung, die ernst und unermüdlich an sich arbeitet, wahrhaft freuen darf."

—, —. (N. Wiener Journal 13676.)

„Ein deutscher Justizroman. Ernst Ottwald: Denn sie wissen, was sie tun." Von E. M. (B. T. 593).

*

„Von der Romantik bis zur Gegenwart. Eloessers Literaturgeschichte, Bd. II." Von Hugo Bieber (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 303):

„Nahezu einstimmig war die Anerkennung, mit der die Kritik den ersten Band von Arthur Eloessers ‚Deutscher Literatur' begrüßt hat. Mit dem zweiten Teil, der ‚Von der Romantik bis zur Gegenwart' führt, ist das bei Bruno Cassirer in Berlin erschienene Werk abgeschlossen, eine imponierende Arbeitsleistung, die fast auf jeder Seite bedeutsame und großzügige Auseinandersetzung eines unabhängigen Beurteilers mit wichtigen Gestaltungen des deutschen Geisteslebens bietet."

—, —. Von Fritz Engel (B. T. 591):

„Er erwartet sie von der heutigen Jugend, er erwartet auch sonst viel von ihr. Er stellt ihr eine bessere Prognose, als andere zugeben werden, besonders, wenn sie das vollkommen Amusische der jungen Generation, selbst der zünftigen, bemerken. Alles neu zu Schaffende sei freilich nur auf dem Boden der gewachsenen deutschen Kultur zu denken; Kunst ohne Tradition bedeutet, einen nicht mehr bestellten Boden ganz verwildern lassen.
Das sagt und begründet Eloesser in einem Nachwort. Mit einem tiefen Atemzug des Befreitseins verabschiedet er sich von seinem Werk, das nun in die Welt geht, zur Ehre eben dieser deutschen Geisteskultur."

—, —. Von Herbert Eulenberg (Rhein.-Westfäl. Ztg. 617).

—, —. Von E. C. (N. Bad. Landesztg. 635):

„Genau vor zwei Jahren war Eloessers ‚Deutsche Literatur' die nachhaltige Überraschung auf dem Weihnachtsbüchermarkt. In aller Stille war hier ein Werk herangereift, ein Werk der Größe; war ohne aufdringliche Reklame, ohne das übliche Brimborium ein Buch herausgekommen, das Kraft genug in sich barg, den Tageslärm zu übertönen. Fürwahr der innere Gehalt dieses Buches mußte erheblich sein, daß es sich aus eigener Kraft durchsetzen konnte, denn Arthur Eloessers Literaturgeschichte ist — welch ein Wunder in dieser bilderseligen Zeit! — kein Bilderbuch, es spricht nur zu Lesern, es fordert aufmerksame Leser, nicht oberflächliche Beschauer. Es ist auch kein bequemes Nachschlagewerk. Hier ist noch einmal von einem kritischen Kämpen aus Lessings Geschlecht das Heldenlied der deutschen Literatur vom Dreißigjährigen Kriege bis zum Weltkrieg geschrieben worden. In epischer Breite, mit kritischer Gewissenhaftigkeit, in bestechender Form Leben kündend, weil es auch im Ältesten und im Bizarrsten das Lebendige aufspürte."

„Eine deutsche Geschichte von Wolfgang Goetz." Von Georg Hermann (N. Bad. Landesztg. 632):

„Gerade heute, da einer so uferlosen Selbstüberhebung des Deutschen von weitesten Kreisen das Wort geredet wird, ist dieses Buch der Selbsterkenntnis und der Selbstbesinnung, der Aufrichtigkeit und des berechtigten Stolzes auf das Deutsche und den Deutschen dort, wo er berechtigt ist, nicht eindringlich genug — auch für Lehrzwecke — zu empfehlen."

„Schefflers ‚Berlin'." Von Curt Glaser (B. B.-C. 545):

„So ist es diesem Buch geglückt, das spezifische Gefühl des Berliners für die Stadt, in der er wohnt — denn noch nicht die meisten ihrer Bürger sind auch in ihr geboren —, in Worte zu kleiden. Die Geschichte Berlins ist niemals knapper und klarer umschrieben worden."

„Joseph Kainz. Eine neue Biographie von Helene Richter (B. T. 566).

—, —. Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 274).

Zur ausländischen Literatur

„Wer schrieb Shakespeares Werke?" Von Alois Brandl (Tag, Unt.-Rundsch. 211): „Selbstverständlich der Schauspieler aus Stratford." — Karl Schneider (ebenda): „Bestimmt nicht der Schauspieler aus Stratford."

„Ein Vorschlag zur Shakespeare-Bacon-Frage." Von Franz Servaes (Tag 300).

„Bernard Shaw liest vor." Von Siegfried Trebitsch (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 289).

„Ein neuer Shaw-Skandal." Von Kurt von Stutterheim (B. T. 566).

„E. M. Forster, ein englischer Dichter." Von W. E. Süskind (B. T. 560).

„‚Geist und Abenteuer' von Lytton Strachey." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 2380).

„Roman unter Literaten [Huxley, Zwei oder drei Grazien]." Von Hanns Gutman (B. B.-C. 581).

„Elektra im Kolonialstil [E. G. O'Neill]." Von Max R. Kaufmann (N. Zür. Ztg. 2332).

„Was wurde aus Shylock? Ein Roman von Ludwig Lewisohn: Shylocks letzte Tage." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umschau 49).

„Ein irischer Dichter: James Stephens." Von Paul Cohen-Portheim (Frankf. Ztg. 885/86 Ab. — 1 M.).

„‚Die Brücke von San Luis Rey', ein großer katholischer Roman von Thornton Wilder." Von Ernst Kamnitzer (Germ., Ufer 12).

*

„Der arme Villon." Von Alfred Kerr (B. T. 600).

„Die Essays von André Gide (B. B.-C. 593).

„Valéry und Hamsun." II. Von Heinz Helmerking (N. Zür. Ztg. 2447).

„Romain Rolland." Von Henri Barbusse (Frankf. Ztg. 911/12. Ab. — 1 M.).

„‚Ungewisses Deutschland' [Pierre Viénot]." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 901/02 Ab. — 1 M.).

„Die moderne französische Literatur [Klemperer]." Von Theophil Spoerri (N. Zür. Ztg. 2447).

„Emile Verhaeren." Von Helmut Schilling (Bund, Bern, 553).

„Westschweizerische Literatur." Von Charly Clerc (N. Zür. Ztg. 2438, 2453).

*

Denker der Zeit: Salvador de Madariaga." Von Eugen Gürster (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 305):

„In den letzten Jahren der Monarchie tritt die Generation, die Spanien aus den Fesseln einer dumpfen Hierarchie lösen will, immer stärker hervor: der Philosoph Unamuno wird im Verlauf dieses Kampfes von Primo de Rivera auf eine Insel verbannt, Ortega y Gasset (der Verfasser des grandiosen politischen Buches ‚La rebellion de las masas') leitet von Frankreich aus den Kampf gegen den Diktator. Zur Generation der Unamuno, Costa, Gasset, zu ihrem geistigen Programm gehört auch der Kulturphilosoph Salvador de Madariaga, der oxforder Professor, der heute als Botschafter Spanien in Paris vertritt; vorher war er in der Abrüstungskommission des Völkerbundes führend tätig. Madariagas Buch ‚Spanien' (in deutscher Übersetzung bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Berlin und Stuttgart erschienen) ist ein hinreißender Aufruf zur Selbstbesinnung, der sich auf eine tiefe Erkenntnis der spanischen Wesenskräfte gründet."

„Der Tierschilderer Fleuron." Von Kasimir Edschmid (B. T. 581).

*

„Puschkin und die Zigeuner." Von N. V. Zareckij (Prag. Pr., Dichtung 50).

„Der Roman des russischen Dorfes [Panferow]." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 47).

Allgemeines

„Die Gesinnung der Toren." Von Emil Belzner (N. Bad. Landesztg., Kunst 591).

„Europäischer Roman." Von A. Fr. Binz (Saarbr. Ztg., Gegenwart 335).

„Dichter und Politik." Von H. Fr. Blunck (ebenda 330).

„Das moderne Weltbild." Von Ernst Cassirer (B. T. 562).

„Vom Sinn der Literaturgeschichte." Von Herbert Cysarz (N. Zür. Ztg. 2304).

„Deutsche Literatur der Gegenwart." Von Otto Forst-Battaglia (Münster. Anz., Weg 10).

„Das ewige Gespräch: ‚Dichterglaube'." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 11).

„Neues von Kaspar Hauser?" Von Klara Hofer (Tag, Unt.-Rundsch. 300).

„Aufstand gegen den Intellekt." Von Walther von Hollander (Saarbr. Ztg., Gegenw. 324).

„Deutsche Dichtung — Deutscher Katholizismus [Mumbauer]." Von Johannes Maaßen (Germ. 522).

„Sollen wir die Literatur abbrechen?" Von Walter von Molo (Saarbr. Ztg., Gegenwart 346).

„Die geistige Situation der Zeit [Jaspers]." Von Alfred Potthoff (Köln. Ztg., Kulturspiegel 668).

„Gesprochene Landschaft." Von Friedrichkarl Roedemeyer (N. Zür. Ztg. 2277, 2278).

„Einteilung der Leser." Von Heinrich Seufert (Nürnb. Ztg., Luginsland 29).

„Ausverkauf der Lyrik?" Von Heinrich Seufert (Nürnb. Ztg. 265).

„Mumbauers Literaturgeschichte." Von W. Spael (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 138).

„Der Dichter und seine Zeit." Von Kurt Voß (Hannov. Kur. 556/57).

*

„Um die Dramaturgie des Provinztheaters." Von Erik Reger B. B.-C. 579).

„Für die Kunst des Theaters!" Von Herbert Jhering (ebenda 583).

„Polemiken um das Provinztheater." Von Carl Werckshagen (ebenda 587).

„Der Film im modernen Bühnenbild." Von Friedrich Huth (N. Zür. Ztg. 2283).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XLII, 12. (Berlin und Leipzig.) In „Selbstbetrachtungen" schreibt Jakob Wassermann:

„Das Übel unserer Literatur liegt nicht bloß im Fehlen einer geistigen Wechselseitigkeit und dem fortwährenden Bruch der Traditionen, sondern mehr noch in der Mißachtung, ja der Unkenntnis des Handwerks und seiner Disziplinen. Jeder meint, auf eigene Faust von vorn anfangen zu müssen, sozusagen am ersten Tag der Kunst, und er muß es auch, jeder in jedem Fall, da es nicht nur keinen Meister oder Lehrer gibt, der ihn führt und vor den überflüssigen Irrtümern und Irrwegen des Anfangs bewahrt, sondern weil auch die Anfänger Schule und Schulung als unter ihrer Würde betrachten und lieber ihre kraftlose Suppe allein kochen, als daß sie sich die Erfahrungen eines bewährten Kochs zunutze machen. Daran ändern auch Akademien, Penklubs und Schriftstellerverbände nichts, da es sich ja nicht um einen sozialen Übelstand handelt, Versorgung oder Repräsentation, sondern um einen wesentlich geistigen, den Mangel an freiwilliger Unterordnung auf der einen Seite und lebendiger Verantwortung auf der anderen. Daß sich dabei niemals eine konzertante Wirkung ergibt, sondern bestenfalls nur ein Nebeneinander von Solostimmen und -instrumenten, ist oft beklagt worden, ist aber bei solcher Lage der Dinge, der Außenseitigkeit der Kunst überhaupt, unabwendbar. Voll Neid hatte ich gelesen, wie sich der junge Maupassant in die Zucht und Schule Flauberts begeben hatte; wird doch überliefert, daß der große Schriftsteller den Adepten geradezu methodisch zu exakter Beobachtung des geringsten Details erzog, anschauungsmäßig wie ausdrucksmäßig; ein Satz ist mir haften geblieben, den Flaubert gesagt haben soll: Betrachte ein Ding, ein Holzfeuer zum Beispiel, das du schildern willst, so lange, bis es keine Ähnlichkeit mehr mit

irgendeinem anderen Holzfeuer auf Erden hat, mit einem Wort, bis es der Inbegriff des Holzfeuers geworden ist.
Ein Analogon für ein derartiges Verhältnis konnte ich bei uns nicht finden, konnte es auch nicht erdenken; wem war die geistige Macht, die Autorität, die Liebe verliehen, daß er, und mit so unvergleichlichem Erfolg, die Vorstellungskraft eines Jüngers zu bilden auf sich nähme? Zudem lag ich, um die Wahrheit zu gestehen, wie fast alle meiner Generationen so tief im Bann individueller Bedingnisse, daß ich fest überzeugt war, bereits ein Selbst zu sein, während ich noch durchaus der Führung und Lehre bedurfte."

Rufer und Hörer. I, 7. (Berlin.) In seinem Aufsatz „Das Hörspiel die Krönung des Funks" sucht Richard Kolb das Hörspiel auch aus seiner Gegensätzlichkeit zur Bühnendarbietung zu ergründen:
„Das Hörspiel muß nicht notwendigerweise den außerhalb des Bühnenstücks liegenden Rahmen ausfüllen, vielmehr kann es, ohne etwas zu entbehren, einzig und allein auf der den beiden Kunstformen gemeinsamen Basis gegründet sein. Doch muß es, wie jedes echte Kunstwerk, also auch die Bühnenkunst, im Metaphysischen wurzeln. Diese Forderung deckt sich mit der früheren, daß die Hauptfiguren und damit der Inhalt, in das Allgemein-Menschliche erhoben werden. Denn das Gemeinsame aller Menschen — ihr Ursprung und Ziel, ihre Triebfedern und schöpferischen Kräfte, ihre Hemmungen und Wandlungen — ist Ausfluß ihrer seelischen Kräfte und Ausdruck der Idee vom Menschen an sich und liegt also außerhalb jeglicher Einzelerscheinung und aller physischen Greifbarkeit. Rationalistische Stücke, die die Dinge von außen her herantragen und sich auf äußere Zufälligkeiten aufbauen, haben daher nur wenig Wirkung vor dem Mikrophon.
Die Nichtsichtbarkeit des Funks kehrt die physischen Vorgänge beim Hörspieler und Hörer im Vergleich zum Schauspieler und Zuschauer um. Der Schauspieler arbeitet von innen nach außen. Er wandelt seine Seele in die darzustellende Figur und durchtränkt seine ganze Person, Charakter und Aussehn — unterstützt von Kleidung und Schminke — von innen heraus mit dem Geist der Rolle, die ihren äußeren Ausdruck in der Stimme, Mimik und in der Gebärde findet. Die Handlung läuft vor dem Zuschauer ab. Er sieht die Personen agieren und ‚miterlebt' sie und ihr Schicksal. Er hofft und bangt um sie, freut sich und leidet mit ihnen und verteilt seine Sympathien und Antipathien nach dem Willen des Dichters. Seine Illusion läßt die Bühne als Wirklichkeit erscheinen. Oder er läßt die Handlung, wie dies bei Problemstücken meist der Fall ist, als etwas Gespieltes objektiv, freudig, dumpf oder widerwillig, je nach seiner persönlichen Einstellung zu dem Thema, vor und an sich ablaufen, um nachträglich sein Urteil oder seine Nutzanwendung daraus zu ziehen.
Anders vor dem Mikrophon und Lautsprecher. Hier läuft die Handlung nicht vor dem Hörer ab, wie im Film und Theater, sondern in ihm. Auch die Personen entstehen in ihm. Er schafft sie dem Dichter nach, in sich, mit seinen eigenen schöpferischen Kräften. Nach seinem Ebenbild. Aus der Vielseitigkeit seines Charakters; denn jeder Mensch trägt alle Eigenschaften der gesamten Menschheit in sich, und nur ihr gegenseitiges Kräfteverhältnis schafft den persönlichen Charakter. Durch das Wort des Dichters vermag der Hörer dieses Kräfteverhältnis zu verschieben und aus den einzelnen Elementen seines eigenen Charakters Gestalten nachzuformen, die er nicht nur mitempfindet, sondern als sein eigenes Ich erlebt. Nicht der Sprecher vor dem Mikrophon ist Fiesko, sondern ein Teil im Hörer, und die Nebenfiguren und Gegenspieler werden zu Stimmen seines Herzens oder Gewissens."

Sozialistische Monatshefte. XXXVII, 74 (12). (Berlin.) In einer Studie über Jean Cocteau gelangt Walter Petry zu allgemeingültigen, interessanten Betrachtungen:
„Der Zustand, aus dem der Versuchende seine Kraft gewinnt, ist die Unruhe, der Zustand, den er durch die Reihe der Experimente, durch Reinigung der Gehalte, durch Scheidung und neue Verbindung der Künste zu erreichen sucht, die Gewißheit. Also bedient sich Cocteau in der verschiedenartigsten Erprobung seiner Gaben, in dem dunklen wolkenziehenden Reich des Traums wie in dem glattflächigen spiegelstarken Kristall des Geistes die Zeichen buchstabierend, der Literatur als eines Mittels: um was zu erreichen? ‚Die Literatur ist unmöglich. Es gilt sie loszuwerden. Es ist ein vergeblicher Versuch durch Literatur von der Literatur loszukommen; nur die Liebe und der Glaube erlauben uns, uns zu befreien. Sich ins Träumen flüchten ist nicht das Haus verlassen, es ist das Kramen auf dem Speicher, wo unsere Kindheit zuerst der Poesie begegnete.' Diese Einsicht, die die Literatur verwirft, leitet der Dichtung neues Leben zu: Wort und Grammatik, Laut- und Bildfolge nehmen die Abdrücke der Seele auf, die, begierig aus der Angst ihrer Vereinzelung auszubrechen, ihre Hoffnung auf das Finden Gottes gesetzt hat. Sie mag also selbst bis zur Unverständlichkeit willkürlich sein, traumhaft abseits der Dingwelt eine neue Logik durchführen, aus jedem traditionellen Stand ausbrechen, um nach Luftreisen sich neu einzuordnen, sie sucht mit all diesen Bewe-

gungen keine Befriedigung sondern Auswege, es sind die Versuche des Kindes mit Steinwürfen einen besonders hellen Fleck des Himmels zu treffen; das Geheimnis ist seine fixe Idee: ‚Irgend etwas sollte aufbrechen, und ein Engel erscheinen.‘ Solche Erwartungen gibt den Spielen eine unerwartet ernste Bedeutung. Die Ungewißheit, die den Dichter mitten im Vers verstummen läßt, weil der gewohnte Gebrauch der Sprache ihm wie eine Täuschung des Geistes erscheint, und durch den auszählbaren Takt des Versgangs lauter die angstvolle Unregelmäßigkeit des Herzschlags durchtönt, gibt ihm auch eine neue Freiheit: Der Raum ist nach allen Seiten offen, er blickt nicht zur Erde zurück, deren fester Grund ihm verloren ist, sondern folgt den Fluglinien der Luftgeister; es sind durchsichtige, schwebend geschwinde Wesen, und ihre Bewegungen, weiß wie Taubenschwingen im Licht, lehren ein neues Verständnis; es sind, erkennt er jetzt, die Musen, und ihr Reigen öffnet und schließt sich zu strengen Figuren, und wieder, wie er ihnen folgt, begeistet von einem Mut, der aus unirdischem Verlangen strömt, verwandeln sie sich und sind Engel.

Diese Freiheit des Dichters, des Künstlers und Musikers ist das selige Intervall zwischen den Stößen der Angst, kein Aufenthalt sondern ein Gesicht der Seele, die mit dem Blick der Hoffnung die Heimat erreichen möchte. Sie ist eine metaphysische Entbundenheit, deren Zeichen das Jenseitsverlangen ist, von dem Paul Klee spricht: ‚Diesseitig bin ich gar nicht faßbar. Denn ich wohne gerade so gut bei den Toten wie bei den Ungeborenen. Etwas näher dem Herzen der Schöpfung als üblich. Und noch lange nicht nahe genug.‘ Für die hier entspringende Kunst gilt das Wort Ferruccio Busonis in seiner Ästhetik der Tonkunst: ‚So jung es ist, dieses Kind, eine strahlende Eigenschaft ist an ihm schon erkennbar, die es vor allen seinen älteren Gefährten auszeichnet ... das Kind: es schwebt. Es berührt die Erde nicht mit seinen Füßen. Es ist nicht der Schwere unterworfen. Es ist fast unkörperlich ... Es ist frei.‘ Dieser unirdische Abstand lebt in den Arbeiten Jean Cocteaus, wie er in denen Guillaume Apollinaires, in der Musik Eric Saties und Igor Strawinskijs, in den Malereien Pablo Picassos und Paul Klees lebt, und wie ihn mit wunderbarem Ausdruck, zugleich den Ursprung, den Bereich und die Gefahren erfassend, in der Ersten Duineser Elegie Rainer Maria Rilke gezeichnet hat:

‚Freilich ist es seltsam die Erde nicht mehr zu bewohnen,
Kaum erlernte Gebräuche nicht mehr zu üben,
Rosen und andern eigens versprechenden Dingen
Nicht die Bedeutung menschlicher Zukunft zu geben;
Das, was man war in unendlich ängstlichen Händen,
Nicht mehr zu sein, und selbst den eigenen Namen
Wegzulassen wie ein zerbrochenes Spielzeug.
Seltsam die Wünsche nicht weiter zu wünschen. Seltsam
Alles, was sich bezog, so lose im Raume
Flattern zu sehen. Und das Totsein ist mühsam
Und voller Nachholn, daß man allmählich ein wenig
Ewigkeit spürt.‘

Hinter solchen Eröffnungen wartet die Verlegenheit der Nichtverstehenden. Es sind viele, die die Worte hören, die Konzerte besuchen, die Ausstellungen betrachten, aber wenige, die in den einzelnen Bemühungen die einige Anstrengung spüren, die Kunst von falschen Gewichten zu befreien, sie aus der verwirrten Verschnürung traditioneller Vorschriften zu lösen, ihre Stofflichkeit zu verringern und zu reinigen, ihre Formen zu verjüngen, und von diesen wenigen wieder nur einige, die über das geistige Urheberrecht dieses Tuns Gewißheit haben, denen es klar ist, daß diese europäische Umlegung der Grundlagen einem neuen Bewußtseinsstand entspringt, der aus der radikalen Infragestellung des bisherigen Weltbilds die ersten Umrisse einer neuen geistverwandelten Wirklichkeit hervorhob."

Die Weltbühne. XXVII, 47. (Charlottenburg-Berlin.) Rudolf Arnheim schreibt („Moralische Prosa") über Erich Kästner:

„Erich Kästners Begabung ist nicht an Verse gebunden. Ja, sein Gefühl für Wirksamkeit und Klang der Sprache zeigt sich fast deutlicher in der schwereren Kunst der Prosa, wo kein Reimkorsett ihn zur Form zwingt. Er läßt sich nicht gehen. Mit derselben Disziplin wie in seinen Gedichten macht er die Sätze durchsichtig, damit sie das Skelett des Gedankens zeigen. Und ohne die Naivität des Erzählens zu verletzen, streut er Hunderte seiner antithetischen, ironischen Formulierungen ein, mit denen er sich gegen die Dummheit der Welt wie mit einem Schlagring verteidigt. In seinem Roman ‚Fabian, die Geschichte eines Moralisten‘ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) herrscht eine ausgezeichnete Einheit zwischen den abstrakten Thesen und dem rein Anekdotischen der Handlung. Denn all diese Handlungsmotive sind so geklärt, es haftet ihnen so wenig der zeitgemäße Juchtengeruch des bloß Wirklichen an, daß sie sich wie Fabeln lesen — anschauliche Beispiele für die wohlklingenden Sprichwörter, die wir aus dem Munde des Autors und seiner Figuren zu hören bekommen.

Und doch hat das, was er erzählt, nirgends die Ärmlichkeit konstruierter Schulbeispiele. Vielmehr sind die Situationen, die er zeichnet, mit einem erstaunlichen Blick für die Tiefenwirkung des Oberflächlichen er-

funden; oft chaplinhaft, so in der Episode des Blinden im Café, dessen Frau zugleich mit ihm und dem Mann am Nebentisch kokettiert. Daß sich all die Einzelgeschichten, aus denen der Roman zusammengesetzt ist, dem Leser so zwanglos als Symbole enthüllen, liegt nicht nur am Gegenständlichen. Sondern auch daran, daß alle Figuren nicht sprechen wie auf der Straße, sondern wie der Autor. Man glaube nicht, daß Kästner nur unfähig sei, unseren Alltagsjargon festzuhalten. Vielmehr ist die stilisierte, gleichförmige Sprechweise, in der sich hier Nutte und Justizrat, Kellner und Kästner zusammenfinden, gerade das, was wir Stil nennen und was wir bei den meisten zeitgenössischen Schriftstellern so heftig vermissen. In keinem Werk der großen Literatur haben die Menschen jemals so gesprochen ‚wie im Leben', und ‚Papierdeutsch' entsteht nicht da, wo einer unnaturalistisch ist, sondern da, wo der Sprachschatz aus der Zeitung stammt, statt aus einem originellen Kopf. Die nirgends aussetzende, strenge Besonderheit von Kästners Sprache ist gerade das sicherste Zeichen für seine Begabung."

Radio-Wien. VIII, 9. (Wien.) Adelbert Schmidt zieht die Parallele zwischen Pontens Dichtung und gotischer Architektur:

„Ponten sagt einmal, daß das wahre Kunstwerk steinern gediegen sei und wesenlos geistig, irdisch gebunden und überirdisch entfesselt. Man fühlt sich bei seinen Schöpfungen in der Tat an gotische Bauwerke erinnert. Er sagt ja auch in seinem ‚Selbstbildnis': ‚Fragt mich aber von jungen Mitstrebenden einer, wo man Kunst, soweit sie lernbar sei, lernen könne, so weise ich ihn dorthin, wo ich sie am meisten lernte, soweit sie lernbar war: in die gotischen Dome.'

Aus dem Vergleich der Dichtwerke Pontens mit gotischer Architektur geht hervor, daß es sich bei ihm nicht allein um ein starkes Wollen, sondern vor allem auch um ein großes Können handelt: sein dichterischer Wille wird gebändigt durch künstlerische Form. In einigen seiner knappen Novellen, wie ‚Der Meister', ‚Die Uhr von Gold' und teilweise auch ‚Die Bockreiter', wird dies besonders deutlich.

Die Menschen Pontens sind Strebende und Ringende, Menschen von herber Kraft, die nicht gern von ihren Empfindungen reden, die hinter einem rauhen Äußeren ihre innere Bewegtheit verbergen. Sie sind am besten gekennzeichnet durch jene Worte Pontens, mit denen er die Spätschöpfungen des ihm künstlerisch verwandten Alfred Rethel in seiner Erzählung ‚Seine Hochzeitsreise. Eines Künstlers Ende' charakterisiert: markig, knorrig, ohne Glätte, von der holzgerechten Kantigkeit deutsch-gotischer Schnitzbilder."

Publications of the Modern Language Association of America. XLVI, 3. Die Ergebnisse einer Studie „Ist Clara Viebig konsequente Naturalistin?" faßt O. S. Fleißner in die Sätze zusammen:

„Zusammenfassend können wir wohl sagen, daß wir dem Schaffen Clara Viebigs nicht gerecht werden, ihre dichterische Absicht verkennen, wenn wir sie einfach als naturalistische Dichterin ‚abstempeln'. Denn auch für Clara Viebig, wie für Gerhart Hauptmann — mit dessen menschlicher und dichterischer Einstellung zum Leben sie viele Ähnlichkeit besitzt — ist der Naturalismus nur ein Ausgang, ein Durchgang zu einer tieferen Erfassung des Lebens. Wie bei Gerhart Hauptmann spiegeln sich in ihren Werken die mannigfaltigen Tendenzen der Übergangsperiode vom Naturalismus zum Expressionismus um die Wende des 19. Jahrhunderts. Zu einer einheitlichen Welt- und Kunstauffassung, einem persönlichen Stil, der aus dem Erbe der vorangegangenen Epochen und dem Stoff der eigenen Zeit ein lebendiges Neues schaffen könnte, ist es bei Clara Viebig nicht gekommen, vielleicht mit einziger Ausnahme der ‚Passion'. Hier hat sich die anempfundene Romantik der früheren Werke einmal der Gesamtidee untergeordnet, hat das Stoffliche abgestreift und wirkt als geistiges Prinzip. Dadurch verliert der naturalistische Stoff — ohne seinen gewollten Ernst, seine bittere Aufrichtigkeit aufzugeben — das unkünstlerisch Nur-Objektive."

Die Lese. VII, 4. (Köln.) Aus einer liebevollen Studie von Curt Kohlmann über Johanna Wolff:

„Was Wunder, daß sich ihre Bücher am liebsten mit Kinder- und Frauenschicksalen befassen, daß die meisten ihrer tiefen Novellen das Frauenherz zu ergründen, süße Kindesliebe zu besingen suchen. Die Sammlungen: ‚Schwiegermütter' und ‚Frauen zwischen gestern und heute' flechten einen buntflimmernden Kranz zu Ehren wackerer Mädchen und Frauen aus allen Schichten des deutschen Volkes und seltsam wiederholt sich oft das sinnende Verweilen der Dichterin bei feinen Frauenhänden, denen ihr Herz sonderlich zuneigt. Wie Mutter Mande ihrem Jungen das voreheliche Kind ihrer Schwiegertochter voll mitfühlenden Verstehens für deren früheren Fehltritt zuführt, das gehört zu dem ganz Einzigartigen in der deutschen Literatur in seiner scheuen Einfachheit und erschütternden Güte. Die langen Jahre anstrengender Krankenpflege spiegeln sich in tausend Bildern von Krankheit und Sterben tüchtiger oder auch lebensschwacher Menschen wieder, trostvoll und beruhigend für alle, da wir ja doch alle einmal diesen ehern vorgezeichneten Weg gehen müssen."

„Zwei Weihnachtslieder des Angelus Silesius." Von Peter Epstein (Schlesische Monatshefte VIII, 12. Breslau).
„Caroline Neuber 1697—1760." Von Friedrich Ege (Die Scene XXI, 12. Berlin).
„Lessings Kritik und Mißverständnis der französischen Klassik." Von Hugo Friedrich (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 12. Frankfurt a. M.).
„Hegel, der Revolutionär." Von Hugo Fischer (Die Literarische Welt VII, 47. Berlin).
„Hegel." Von Erich Brock (Der Kunstwart XXXXV, 3. München).
„Säkularbetrachtung über Hegel." Von Otto Spear (Fränkische Monatshefte X, 10/11. Nürnberg).
„Der Faschismus ‚beerbt' Hegel." Von K. A. Wittfogel (Die Linkskurve III, 11. Berlin).
„Achim von Arnim und die Naturwissenschaft." Von Ernst Darmstaedter (Euphorion XXXII, 4. Stuttgart).
„Der westfälische Dichter Moritz Bachmann. Der Urgroßvater von Hermann Löns." Von Wilhelm Deimann (Markwart VII, 5. Hannover).
„Madame Hahmann. Der Liebesroman des jungen Eichendorff." [Forts.] Von Hans Brandenburg (Deutsche Rundschau LVIII, 3. Berlin).
„Grillparzer als Revolutionär." Von Reinhold Backmann (Euphorion XXXII, 4. Stuttgart).
„Ein neues Heine-Buch [Marcuse]." Von Hanns Horkheimer (Das Tagebuch XII, 51. Berlin).
„Ein Buch über Heine [Marcuse]." Von Ernst Stahlburg (Der Scheinwerfer V, 6. Essen).
„Christian Dietrich Grabbe." Von Herbert Eulenberg (Der Vorstoß I, 48. Berlin).
„Adalbert Stifter als katholischer Romanschriftsteller." Von Endre von Ivanka (Hochland XXIX, 3. München).
„Paul de Lagarde." Von Werner Wirths (Der Vorstoß I, 51. Berlin).
„Julius Bahnsen." Von Gerhard Lehmann (ebenda).
„Bücher, die zu Wilhelm Raabe führen." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLV, 24. Gotha).
„Ungedrucktes über Emilie Ringseis." Von Berthold Lang S. J. (Stimmen der Zeit LXII, 3. Freiburg i. B.).
„Wie ‚Leberecht Hühnchen' entstand." Von H. Wolfgang Seidel (Eckart VII, 12. Berlin).
„Unveröffentlichte Briefe über Nietzsche." Von Peter Gast (Der Vorstoß I, 47. Berlin).
„Karl May." Von Ludwig Gurlitt (Weltstimmen V, 10. Stuttgart).
„Ludwig Thoma und die Literaten." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum XIII, 12. Hamburg).
„Josef Popper-Lynkeus." Von Hans Prager (Radio VIII, 12. Wien).
„Georg Heym." Von Werner Milch (Schlesische Monatshefte VIII, 12. Breslau).
„Besuch bei Rilke." Von Editha Klipstein (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 11. Zürich).
„The Genesis of Schnitzler's Das weite Land." Von Sol Liptzin (Publications of the Modern Language Association of America XLVI, 3).
„Gerhart Hauptmann und die Pfarrer." Von Erwin Langner (Die Christliche Welt XLV, 24. Gotha).
„Paul Ernsts Lebensbericht." Von Karl Rauch (Der Vorstoß I, 51. Berlin).
„Werfel theoretisiert." Von Walther Karsch (Die Weltbühne XXVII, 51. Berlin).
„Friedells Laterna magica." (Der Vorstoß I, 51. Berlin.)
„Erwin Guido Kolbenheyer." Von Walter Maier (Der Wanderer im Riesengebirge LI, 12. Breslau).
„Dank an Stefan Zweig." Zum 50. Geburtstag. Von Hanns Arens (Reclams Universum 1931, 9. Leipzig).
„Stefan Zweig zum 50. Geburtstag." Von Emil Ludwig (Die Literarische Welt VII, 47. Berlin).
„Stefan Zweig." Von Erwin Rieger (Radio VIII, 8. Wien).
„Briefwechsel mit Stefan Zweig." (Der Funke I, 1. Leipzig.)
„Karl d'Ester." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Walther Heide (Deutsche Presse XXI, 49. Berlin).
„Gustav Kohne." Von Curt Kohlmann (Ude 1931, Weihnachtsheft. Köln a. Rh.).
„Gustav Kohne." Zum 60. Geburtstag des niedersächsischen Dichters. Von Adolf Peter Paul (Niedersachsen XXXVI, Dezember. Bremen).
„Hans Heinrich Ehrler." Von Emil Baader (Fränkische Monatshefte X, 10/11. Nürnberg).
„Hans Carossa." Von Carl Helbling (Der Lesezirkel XIX, 2. Zürich).
„Hans Carossa: Der Arzt Gion." Von F. Humbel (Die Besinnung V, 6. Aarau).
„Aussprache über Robert Musil: ‚Der Mann ohne Eigenschaften'." Von Hans Prosper (Der Vorstoß I, 48. Berlin).
„Hamburger Köpfe. II. Hans Henny Jahnn." Von Friedrich H. Prehm (Der Vorspruch VI, 2. Hamburg).
„Drei Bücher von Friedrich Griese [Sohn seiner Mutter. Der ewige Acker. Der Herzog]." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum XIII, 12. Hamburg).
„Franz Karl Ginzkey." Von Paul Bülow (Nimm und lies! VIII, 8/9. Leipzig).
„Die Werke Paula Groggers." Von Walther Linden (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 12. Leipzig).
„Grete Urbanitzky." Von Paul Frischauer (Radio VIII, 11. Wien).
„Eine Dichterin ihrer Heimat: Marieluise Fleißer ‚Mehlreisende Frieda Geier'." Von Stephan Ehrenzweig (Das Tagebuch XII, 50. Berlin).
„Der Dramatiker Eugen Ortner." Von Wilhelm Kunze (Das Schauspiel 1931/32, 4. Königsberg i. Pr.).
„Ein vorbildlicher Revolutionär: Wolfgang Menzel." Von Konrad Sieburg (Der Scheinwerfer V, 4/5. Essen).
„Eine wiener Begegnung mit Heinrich Lersch." Von Fr. Wilh. Illing (Radio VIII, 9. Wien).
„Henry von Heiseler." Von Siegfried Lang (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 11. Zürich).
„Dichtungen Meschendörfers." Von Karl Kurt Klein (Klingsor VIII, 12. Kronstadt).
„Das Licht scheint in der Finsternis [Kerwin]." Von Julie Schlosser (Die Christliche Welt XLV, 24. Gotha).

* * *

„Thomas Hardy." Von Rudolf Kaßner (Corona II, 3. München).
„Sinclair Lewis, der Nobelpreisdichter." Von W. Fischer (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VII, 8. Leipzig).
„Kennen Sie Huxley?" Von Hans Flesch (Reclams Universum 1931, 12. Leipzig).
„Der Dichter Joseph Conrad." Von Marianne Wagner (Der Vorstoß I, 49. Berlin).
„François Villon." Von Friedrich H. Prehm (Weltstimmen V, 10. Stuttgart).
„Das goldene Zeitalter." Eine unbekannte Arbeit von Anatole France (Die Literarische Welt VII, 50. Berlin).
„Ugo Ojetti." Von Mario Puccini (Neue Schweizer Rundschau XXIV, 11. Zürich).
„Lope de Vega, ein Dichterleben." Von Karl Voßler (Corona II, 3. München).
„Jo van Ammers-Küller." Von Elisabeth Thommen (Der Lesezirkel XIX, 2. Zürich).
„Erik Axel Karlfeldt." Von Fritz Michaelis (Radio VIII, 10. Wien).
„Nikolaj Berdjajews orthodoxe Gnosis." Von Karl Pfleger (Hochland XXIX, 3. München).

* * *

„Zur Frage der proletarischen Kunst." Von Kurt Alexander (Der Funke I, 1. Leipzig).

„Robinson und sein Geschlecht." Von Robert F. Arnold (Frohes Schaffen, Jahrbuch 1932. Wien).
„Der Mensch in seiner Landschaft." Von Luzi Bähler (Die Besinnung V, 6. Aarau).
„Durchbruch zur Wirklichkeit in der deutschen Literatur." Von Cornelius Bergmann (Der neue Stand I, 4. Berlin).
„Über den Schutzverband." Von Robert Breuer (Die Weltbühne XXVII, 48. Berlin).
„Nationalismus und Kultur." Von Ernst Robert Curtius (Die Neue Rundschau XLII, 12. Berlin).
„Jugendprobleme im Spiegel der deutschen Dichtung (1880—1930)." Von Gerda Eichbaum (Zeitschrift für Deutsche Bildung VII, 12. Frankfurt a. M.).
„Dichter und Theater." Von Hans-Joachim Flechtner (Die Scene XXI, 12. Berlin).
„Christentum und deutscher Idealismus." Von Erich Franz (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 12. Leipzig).
„Die Herzfrage des Rundfunks." Von Wilhelm Franziskek (Rufer und Hörer I, 8/9. Berlin).
„Dichter zeichnen." Von Eduard Gudenrath (Westermanns Monatshefte LXXVI, 904. Braunschweig).
„Wo steht die junge Generation?" Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum XIII, 12. Hamburg).
„Die literarische Opposition." Von W. H. (Die Literarische Welt VII, 51/52. Berlin).
„Verlorenes Leben." Ein Abschnitt aus der Frühzeit der deutschen Burschenschaft." Von Max Hecker (Deutsche Rundschau LVIII, 3. Berlin).
„An einen jungen Dichter." Von Hermann Hesse (Der Kunstwart XXXXV, 3. München).
„Mehr Volkstheater." Von Max Hochdorf (Die Volksbühne VI, 9. Berlin).
„Das Zwischenreich. Dichter bekennen ihr religiöses Erleben [Dichterglaube. Herausgegeben von Harald Braun]." Von Kurt Ihlenfeld (Eckart VII, 12. Berlin).
„Probleme der Literatursoziologie." Von E. Kohn-Bramstedt (N. Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung VII, 8. Leipzig).
„Das Bild in der Dichtung [Hermann Pongs]." Von Oskar Katann (Euphorion XXXII, 4. Stuttgart).
„Wir brauchen Bauernromane." Von Kurt Kläber (Die Linkskurve III, 11. Berlin).
„Die Sammlung Thule." Von L. Magon (Nordische Rundschau IV, 4. Braunschweig).
„Die Straßen rufen . . ." Ein Streifzug durch die Vagabundendichtung unserer Zeit. Von Frank Maraun (Westermanns Monatshefte LXXVI, 905. Braunschweig).
„Göschen Nummer 1000." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XII, 48. Berlin).
„Dramaturgie und Politik." Von Erich Munk (Die Scene XXI, 12. Berlin).
„Zum Begriff des Tragischen." Von Heinrich Newe (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 11. Leipzig).
„Väterliches Bildnis." Von Ernst Penzoldt (Fränkische Monatshefte X, 10/11. Nürnberg).
„Die erste poetische Schilderung des Riesengebirges." Von Alfred Rüffler (Der Wanderer im Riesengebirge LI, 12. Breslau).
„Büchernarr oder Bücherfreund?" Von Andreas von Sadonsky (Westermanns Monatshefte LXXVI, 905. Braunschweig).
„Die fränkische Literaturgeschichte, ihr Umfang und ihr Stand." Von Heinrich Seufert (Fränkische Monatshefte X, 10/11. Nürnberg).
„Stoßbrigade der Feder." Von M. Tschumandrin (Die Linkskurve III, 12. Berlin).
„Theater und Literatur 1870—1918 [Elsaß]." Von Karl Walter (Süddeutsche Monatshefte XXIX, 3. München).
„Gehalt und Gestalt im Kunstwerk des Dichters." Von Oskar Walzel (Euphorion XXXII, 4. Stuttgart).
„Persönlichkeits- und Volkserziehung durch die Muttersprache." Von Leo Weisgerber (Zeitschrift für Deutschkunde XLV, 11, 12. Leipzig).
„Dramaturgie nach Stämmen?" Von Carl Werckshagen (Die Scene XXI, 12. Berlin).
„Das Gedicht und seine Gegner." Von Franz Werfel (Die Literarische Welt VII, 47. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

„Die Jungens von Mons." Schauspiel in neun Bildern. Von Friedrich Wolf. (Uraufführung im Berliner Theater durch das Gastspiel der berliner Volksbühnenschauspieler am 20. Dezember 1931.)

Auf dem Theaterprogramm steht: „Die Dokumente zu dieser seltsamen aber realen Episode finden sich in ‚The Evening News' London 5. März bis 30. März 1929." Es ist im allgemeinen nicht gut, wenn sich Dichtung von Wirklichkeit ein Glaubwürdigkeitszeugnis ausstellen läßt . . .

Ein Fall von Transvertismus: In Not geraten, steckt sich die Witwe des im Kriege gefallenen Sergeanten in Uniform und gibt sich für einen Captain aus — das Stück spielt im Nachkriegsengland. Aber der Transvertismus hat für die Vorgänge geringe, für die im Mittelpunkt stehende Gestalt kaum irgendwelche Bedeutung. Es sei denn, daß sich ein verzogenes Mädel in den Schein-Captain verliebt, auch mit ihm verlobt, und daß dieser Scheinheld schneidiger auftritt, sicherer disponiert, als die Männer, die am Krieg teilhatten.

Politische Satire. Es liegt auf der Hand, wogegen sie sich wendet. Trotzdem hat „Die Jungens von Mons" kein Satiriker geschrieben, sondern einer, der liebend und mit künstlerischer Inbrunst an seiner führenden Gestalt hängt. Der die Figur aus dem großen Schachspiel zurückzieht, sobald sie in Gefahr gerät, sich zu beschmutzen oder sich selber untreu zu werden.

Das Theaterstück gewinnt dadurch seltsam zwiespältiges Ansehn. Wolfs Künstlertum gereichen gerade diese Mängel zur Ehre.

In einem großen Bergwerksstreik ruft der Lady-Captain aus arbeitslos gewordenen, ins Elend geratenen früheren Kriegsteilnehmern eine Schutzgarde ins Leben, die in den Dienst der Zechenverwaltung tritt und deren Aufgabe es ist, den Kommunisten, die den Streik gefordert haben und propagieren, Widerstand entgegenzusetzen. Soldatenspiel unter den üblichen

nationalen Phrasen. Eine Arbeiterversammlung wird auf diese Weise gesprengt. Als aber durch die „Jungens von Mons" zu gefährlichem und niedrigem Agentprovokateurtum geschritten werden soll, versagt sich der Lady-Captain. Recht eigentlich versagt sie sich zu spät. Die Handlungsfäden geraten etwas in Verwirrung, Lady-Captain ist verwundet worden, die entscheidende, verbrecherische Maßnahme wird in ihrer Abwesenheit geplant und durchgeführt. Wieder zeigt sich die Zwiespältigkeit des Stücks. Das Wohl und Wehe, besser gesagt, die seelische Haltung des Lady-Captain ist Friedrich Wolf wichtiger geworden als die Satire.

Die Satire hat den einen guten Trumpf: in diesem Soldatenspiel und diesem nationalen Phrasentum ist die Frau den Männern über. Zu wahrhaft politischer Satire aber werden die Karten nicht gemischt. Wolf verschmäht, was hier geboten war, Karikaturistik. Er strebt in seiner Weise nach Gerechtigkeit, oder, wenn das zuviel besagen sollte, nach menschlicher Wahrscheinlichkeit.

So gelingen ihm lebensnahe Gestalten. Die Handlung wird spannend fortgeführt. Die Reportage ist in einzelnen Szenen glänzend; Wolf hat das Geschick, Auftritte vor der Austragung zu kupieren, wieder ein andermal sie wirksam zu steigern.

Ernst Heilborn

München

1.

„Amokläufer." Schauspiel in drei Akten. Von Arthur Ernst Rutra. (Uraufführung durch das „Schauspiel der Gegenwart" im Steinickesaal am 7. Dezember 1931.)

„Am Abend bin ich froh, daß ich zu müde bin, um darüber nachzudenken, ob ich lieber Stahl wäre oder Baum." Ein Baum stürzt nämlich, wenn man ständig auf ihn einschlägt, während der glühende Stahl unter dem Hammer sich härtet. Karl ist nach den vier Jahren, die er von fünfen im Zuchthaus abgebüßt hat, weder zum Stahl noch zum Baum geworden. Wenn ihn, den Ausgebrochenen, schließlich die Kugel eines Polizisten trifft, so geschieht es, wie er ja selber einmal ruft, weil er Pech hat, einfach „Pech, Pech, Pech". War er schon unschuldig gesessen, so kann er abermals nichts für den Tod des Bruders, der beim Streit mit ihm selber in das Messer rennt. Seiner ganzen Technik nach könnte dieses Schauspiel ein Schicksalsdrama sein. Zwischen den verarmten Wänden aber zankt sich das Kleinbürgertum, das ja von vornherein vom Schicksal ausgeschlossen ist, weil es ohne Leidenschaft lebt und nur in seiner Unbesonnenheit oder Dummheit zu Streichen ausholt.

Um die Eltern haben sich die vier ungleichen Söhne gesammelt. Man feiert der Mutter sechzigsten Geburtstag: Friedensfest wie bei Gerhart Hauptmann mit Streit, mit Versöhnung, mit neuem Ausbruch und mit Katastrophe. „Das sitzt im Blut", sagt der Vater. Wieso? Es wird nicht gezeigt. Vielleicht, daß es sich eher auf die sozialen Unterschiede gründet. Die einen haben studiert und sind in Staat und Kirche beamtet, die anderen mußten im Arbeiterstand bleiben. Die Proletarier erscheinen weiß, die Gebildeten schwarz, verkniffen und kalt. Der Vater poltert, die Mutter weint. Rutra, der mit „Golgatha" als Expressionist begann, hat nun um die dramatische Form gewissermaßen bis zu Iffland zurückgesucht. Nur dadurch ist aus einem wahrhaft dichterischen, innerlichen Motiv, daß der noch so Verlorene nichts brauche als einen einzigen Menschen, der trotz allem an ihn glaubt, ein lärmendes Theaterstück geworden. Schade um manches stille Wortbild, um eine Rede, deren Eindringlichkeit unverkennbar ist, um einen bisweilen schlagenden, ja tiefen Dialog. Schade wohl auch um einen Dichter.

2.

„Sand." Schauspiel in drei Akten (vierzehn Bildern). Von Ernst Penzoldt. (Uraufführung im Residenztheater am 11. Dezember 1931.)

Penzoldt hat eine klug verschämte Art, ein Zeitstück als Historie hinzusetzen. Schon in der „Portugalesischen Schlacht" steckten mehr kritische Elemente aus der jüngsten Vergangenheit als es auf den ersten Anblick scheinen mochte. Sein Schauspiel „Sand" in drei Akten, die als vierzehn Bilder auf der Drehbühne vorübergleiten, geht zwar um die Tat des jungen Karl Sand und den gewaltsamen Tod des alten Kotzebue, außerdem um Turnerei, Burschenschaft und Deutschtümelei mit Vater Jahn und Maßmann im Hintergrund, indem es aber die kostümierten Aufmärsche von damals samt den vielen Reden und den schwelgenden Worten wieder erweckt, fällt auch schon das Seitenlicht auf verwandte Gegenwart. Wenn trotzdem das Zeitstück nicht zu einer vollendeten Zeitsatire geworden ist, so lag es wieder einmal an der sei es Gründlichkeit, sei es Bedächtigkeit. Die Satire großen Stils springt aber stets aus einem freien Geist und wenig oder gar nicht aus dem Wissen; denn wo sich die Psychologie erklärend und begründend einstellt, hört der Anlaß, zu spotten, auf. Sobald, sozusagen, medizinisch feststeht, daß der Knabe Sand an Gehirngrippe und nachher an Komplexen gelitten hatte, ist er ein Kranker und kein Narr, ist er bedauernswert und nicht lachhaft, ruht der Fall in sich und wurzelt nicht, worauf es angekommen wäre, in der Masse, in der Volkspsychose.

Nachdem sich aber eine Idee, ob nun vaterländisch oder sozial oder religiös, zur allgemeinen Narrheit ausgewachsen hat, müßte doch auch die Masse der Held der Narrheit sein. Es bleibt also bei Penzoldt das Zeitstück eigentlich doch eine Historie, und die Historie ein Schauspiel, und das Schauspiel könnte auch gar kein Drama werden, weil Karl Sand ein Spieler in jeglichem Sinn und kein Kämpfer ist, es auch gar nicht sein soll, und weil Kotzebue nicht einmal ein Gegenspieler ist. Es bleibt also mit der Psychologie bei der Malerei. Welche Freude Penzoldt wieder am epischen Verweilen hat! an den kleinen Zügen und an den verkleinernden, so daß er schließlich schreibt, ohne überhaupt noch dramatisch zu denken: eine Anekdote als Szene, eine humoristische Idylle ganz für sich, einen literarhistorischen Bilderbogen. Während unser Ohr sucht. Und nicht bloß das Ohr. Das Stück hat nämlich, als Schauspiel kaum ungestraft, leere Köpfe, leerlaufende Idealismen und die Leere und Sinnlosigkeit einer Heldentat zum Gegenstand. Joseph Sprengler

Königsberg i. Pr.

„Europa tötet Alexej." Tragödie in drei Akten. Von Eugen Ortner. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 28. November 1931.)

Der uralte Prozeß „Sohn kontra Vater" wird in immer neuen literarischen Instanzen verhandelt. In Ortners Tragödie heißen die beiden Gegner Peter der Große und Alexej. Der Verfasser entscheidet den Streit, der, wie im „Don Carlos", um Fragen der Kirchen- und Weltpolitik geht, sichtlich zugunsten des Zarewitsch. Ein leuchtendes „Gloria victis" umschwebt wie ein Heiligenschein das Haupt des Jünglings, wenn er zuletzt, mit einem frommen Sang auf den Lippen unter den Knutenhieben der väterlichen Folterknechte den Märtyrertod stirbt. Dabei ist diesmal der Vater Vertreter des Fortschritts, der Sohn Anhänger des alten Systems. Dieser „Alioscha" wirkt wie ein Carlos mit umgekehrten Vorzeichen oder wie ein noch tatenloserer russifizierter Hamlet. Beide Parteien, die Freunde der Peterschen Reformpläne wie die konservativen Altrussen wollen ihn vor ihren Wagen spannen. Da er selber völlig passiv bleibt, fällt er der stärkeren Macht, denen um Peter und seinem Ratgeber Menschikoff zum Opfer. Ein Scheinkriegsgericht verurteilt ihn wegen eines Aufruhrs, an dem er gar nicht beteiligt war, formell zum Tode. Der Zar bietet ihm Begnadigung an unter der Bedingung des Thronverzichts. Alexej lehnt ab und stirbt. Europa hat ihn getötet, genauer gesagt: das Problem der Europäisierung Rußlands, um das sein Vater ringt und dem sein „echtrussisches" Blut, sein orthodoxer Glaube widerstrebt.

Dieser seltene Fall, daß ein Fürstensohn dem liberalen Vater gegenüber in Rechtsopposition verharrt, wird von Ortner mit historischer Tatsachentreue aber zugleich mit moderner psychologischer und weltanschaulicher Vertiefung vorgetragen. Die Frage: wer politisch recht hat ist im Grunde belanglos gegenüber der Frage, wie der Autor seine Aufgabe künstlerisch bewältigt hat. (Politik vergeht, Kunst bleibt.) Ortners Tragödie scheint mir dramatisch-technisch sehr gekonnt. Es ist dem Verfasser — den man ruhig Dichter nennen mag — gelungen, aus dem weltpolitischen Konflikt (den private Episoden noch komplizieren) kräftige Funken theatralischer Wirkung zu schlagen und ihn dadurch, daß er ihn auf eine überzeitliche, allgemein-menschliche Grundlage stellt, heutigem Empfinden näher zu rücken. Noch mehr als die geschichtlichen Vorgänge und die farbigen Kulturbilder, die er entrollt, interessieren uns die psychologischen Hintergründe. Wenn Vater und Sohn vor dem Staatsgerichtshof hart aneinander geraten, spürt man: hier bekämpfen sich nicht nur zwei Prinzipien, hier streitet Mann gegen Mann, Mensch gegen Mensch. Und die Tragik ist, daß die Gegner gleichen Bluts sind — bluts- und doch im Innersten so gar nicht wesensverwandt; und daß fremde Einflüsse und unglückliche Konstellationen die Brücke der Verständigung immer wieder zerstören.

Wer, als Dramatiker, so tief in die Abgründe der Seele hineinleuchtet, darf auch dem Theater geben, was des Theaters ist. Ortner tut's. In seinem Stück wimmelt's von dramatischen Höhepunkten. Und dazwischen blüht still und verträumt die Blume der Poesie (am schönsten in einer wundervoll stimmungsvollen Abendmahlszene der Rechtgläubigen). Seeschlacht und Liebesidyll, Gottesdienst und Zechgelage, Tanzfest und Revolution, Gerichtsverhör und Exekution — das alles zieht in buntem Wechsel an Auge und Ohr vorüber, spannend, rührend, erschütternd, zuletzt befreiend, weil die Idee über die Materie siegt, das Rein-Menschliche triumphiert. Eine Welt schrofffster Gegensätze und überraschender Synthesen: Rußland.

Der Gesamteindruck wäre vielleicht noch stärker und einheitlicher, wenn Ortner die Gestalt des Titelhelden kräftiger durchgezeichnet hätte (der richtige Hamlet rettet sich aus seiner Tatenlosigkeit wenigstens in Ironie) und wenn die Handlung nicht mehrere Mittelpunkte hätte, die das Interesse zu zersplittern drohen. Alle menschliche Teilnahme gilt dem Dulder Alexej — aber dramatischer Mittelpunkt bleibt der reaktionäre Fortschrittler und gigantische Herrenmensch Peter. Auf die negative Seite der Kritik gehören auch die allzu blutrünstigen Hinrichtungsszenen des Finales. (Die Aufführung milderte diese Nervenfolter.)

In jedem Fall ist die deutsche Dramatik um ein dramatisch wirksames und dichterisch wertvolles Theaterstück reicher.

H. Georg

Kiel

„Mann Nummer soundsoviel." Schauspiel in sechs Bildern. Von Julius Maria Becker. (Uraufführung im Schauspielhaus am 12. Dezember 1931.)

Das Schauspiel ist die sehr geschickte dramatische Bearbeitung des durch die Presse der ganzen Welt gezerrten italienischen Prozesses um einen heimgekehrten Soldaten, der sein Gedächtnis verloren hat und den nun zwei Frauen als Ehegatten reklamieren. Auf Grund größter Ähnlichkeit mit früheren Bildern wird er der Witwe des verschollenen Professors Cangella zugesprochen. Sie nimmt ihn mit in ihr Haus, pflegt ihn, und langsam lüften sich die über ihm lagernden dunklen Schleier. Ganz ins helle Licht der Erkenntnis wird er durch den rohen Eingriff der anderen Frau, seiner wirklichen Gattin, gerückt. Er will auf keinen Fall wieder zurück zu seinem Leben der Vorkriegszeit; er eilt daher zu seiner alten Mutter und beschwört sie, zu behaupten, er sei nicht ihr Sohn. Sie tut's. Aber trotzdem spricht ihn das Gericht des Betrugs und der Bigamie schuldig. Sein offenes Bekenntnis der von ihm getäuschten Frau gegenüber erhebt ihn jedoch rein menschlich aus Schuld und Fehle, und er wird, wozu ihn sein dunkler Drang von Anfang an getrieben, ein durch Leid und Reue geläuterter Mensch. —

Der Dichter hat aus dem auch heute noch nicht beendeten Prozeß durch geschickte Heraushebung der interessantesten Momente ein spannendes Schauspiel geschaffen, das besonders im vierten Bild (Zusammentreffen von Mutter und Sohn) und sechsten Bild (Beichte und Aussöhnung) von erschütternd eindringlicher Wirkung ist und fast vergessen läßt, daß die innere Umwandlung eines verbrecherisch veranlagten, dem turiner Sumpf angehörenden Mannes in die Gestalt eines durch seine Philosophie bekannt gewordenen Gelehrten in solcher Geschwindigkeit etwas unglaublich ist. Aber vielleicht will der Autor das Ganze symbolisch gewertet wissen, und dann soll ihm sein Schauspiel gern als starke dichterische Leistung gebucht werden.

Wilhelm Lobsien

Echo des Auslands

Russischer Brief

Auch der flüchtigste Rückblick auf die heutige russische Literatur, insbesondere auf die Neuerscheinungen des letzten Jahres, läßt erkennen, wie sie, anstatt nach einer einheitlichen Richtung zu streben, sich immer bunter und mannigfaltiger entwickelt. Im Folgenden soll der Versuch unternommen werden, ihre Grundzüge zu erkennen und sie nach den verschiedenen Bestrebungen, nach dem Stoff, der ihr zugrunde liegt, und den Mitteln der Darstellung bei den einzelnen Dichtern oder Dichtergruppen zu ordnen.

An erster Stelle ist ein neuer breit angelegter Roman Maxim Gorkis zu nennen („Das Leben Klim Samgins"), der endlich ganz vorliegt und nur im Zusammenhang mit dem gesamten Lebenswerk des Dichters betrachtet werden könnte, als dessen Krönung er wohl gedacht ist. Dann kommt eine Lücke: denn merkwürdigerweise fehlt es Rußland an Dichtern, die eine wirkliche Reife erreicht haben und auf ein großes Schaffen zurückblicken können. A. Beli und die Schar der übrigen Symbolisten wurden durch die Revolution allen schöpferischen Willens beraubt; ihre letzten Kräfte verwenden sie dazu, wertvolle Erinnerungen zu schreiben, die sehr lebendige Schilderungen des Kunstlebens vor dem Kriege enthalten. (Jüngst erschienen: A. Beli „An der Grenze zweier Jahrhunderte", Tschulkow „Wanderjahre", Pjast „Begegnungen".) Dann erst kommen in dichtem Gedränge die begeisterten, arbeitsfrohen Kolonnen der Jugend und einiger Älteren, die sich ihr angeschlossen haben. Sie alle wollen am wirtschaftlichen und politischen Aufbau des neuen Staates mitwirken. Dieser Aufbau wird zum eigentlichen Thema in Weressajews Roman „Schwestern", so daß die Besorgnis um das Werk und das Wohl der Gemeinschaft die Teilnahme für den einzelnen Helden fast völlig verdrängt. Nicht anders ist die „Hydrozentrale" von M. Schaginjan zu deuten.

Eine andere, besonders zahlreiche Gruppe, zu der Semenow („Natalja Karpowa"), Gladkow, Nikiforow und Libedinski („Geburt des Helden") gehören, bevorzugt den Gesellschaftsroman, um das Werden des neuen Helden zu schildern, der sich trotz vieler Hindernisse nach schweren inneren Kämpfen zum Mitglied der neuen Gesellschaft hindurchringt. Dabei kommen den russischen Schriftstellern ihr schnelles Erfassen der Umgebung, ihr nüchternes Verständnis für die Zeitstimmung und ihre ungemeine Beobachtungsgabe zugute, die auch die Schriften ihrer großen Vorgänger auszeichnen. Mit eigenartigem, bitterem Humor

wird die mißliche Lage so vieler, über die das heutige rasche und harte Leben mitleidlos hinwegzugehen scheint, in den Kurzgeschichten Wera Inbers und Soschtschenkos beschrieben. W. Lidin verlegt den Schauplatz nach Paris („Das Grab des unbekannten Soldaten"), um dort den Kampf zwischen dem absterbenden Bürgertum und der zum Leben und zur Herrschaft erwachenden Arbeiterklasse zu schildern. Unter den jüngeren Vertretern dieser Richtung soll wenigstens J. Oljoscha („Der Neid") erwähnt werden.

Einen gewaltigen Aufschwung nahm neuerdings der historische Roman. Vielleicht wurde das Interesse der Dichter für die Vergangenheit durch die Veröffentlichung zahlreicher Briefe, Aufzeichnungen und anderer Zeitdokumente gefördert. Am klarsten zeigt sich das bei Juri Tynjanow, der erst durch jahrelange wissenschaftliche Studien zu seiner belletristischen Tätigkeit („Küchelbecker", „Gribojedow") angeregt wurde, oder bei L. Großmann, der ursprünglich Dostojewski-Forscher war. Roman Hull wählte das Leben Bakunins zum Stoff für seinen neuen Roman „Der Skythe". Berechtigtes Aufsehn erregt das großartige Werk Alexej Tolstojs „Peter I.", das in ganz neuartig gemalten Bildern das alte, bunte, farbenfrohe Moskau zeigt, in dem der künftige Neugestalter Rußlands seine Jugend verbrachte. Erinnert jene Zeit nicht stark an die heutige, in der doch auch fest eingewurzelte Formen durch neue, gewaltsam eingeführte verdrängt werden? Die Verwandtschaft beider Epochen empfand sicher auch der Dichter als einen großen Reiz. In ganz anderen Bahnen freilich bewegt sich sein fast gleichzeitig erschienener Roman „Schwarzes Gold", der im heutigen Schweden spielt und eine lebhafte, abenteuerliche Handlung enthält, so daß man von einer gewissen Verwandtschaft mit dem im Ausland viel gelesenen Ehrenburg sprechen könnte.

Das russische Theater ist in Deutschland durch das Gastspiel Meyerholds und die Aufführung der beiden Lustspiele Valentin Katajews hinreichend bekannt. Um so weniger kennt man die Lyrik. Die kommunistische Arbeiterlyrik verlor in Majakowski ihren wichtigen Vertreter. Seine äußerst zahlreiche Anhängerschaft übertreibt die ohnehin fraglichen Grundsätze ihres Meisters, indem sie ganz auf die Propaganda des Fünfjahreplans eingestellt ist. Demjan Bedni wirkt durch seine schamlosen Zeitungsreimereien zumindest fade, wenn nicht abscheulich; die übrigen verdienen gar nicht, erst genannt zu werden. Dagegen ist sehr ernst Pasternak zu nehmen, der sich seit langem eine eigentümliche, schwer verständliche Sprache schmiedet: seine neuesten, in Kiew entstandenen Gedichte fanden allgemein Beachtung. Von den älteren Dichtern sei O. Mandelstam erwähnt, der zwar immer seltner, aber mit gewohnter Meisterschaft seine vom Rom der späten Kaiserzeit angehauchte Lebensmüdigkeit in klangreichen, strengen Versen besingt.

Im Ausland aber, fern der Heimat, leben vielleicht die Größten unter den gegenwärtigen Dichtern Rußlands. Nur wenigen schwand durch die Not und den Gram die Kraft, künstlerisch fortzuwirken (Hippius, Balmont). Die anderen erleben gerade jetzt in der freiwilligen Verbannung die höchste Entfaltung ihrer dichterischen Fähigkeiten. Da ist Bunin, dessen gelassenem Gemüt, das an das zarte, verklärte Wesen Turgenjews erinnert, noch das alte Rußland als lebendige Wirklichkeit vorschwebt („Baum Gottes"). Da ist Mereschkowski, den die Legende vom falschen Demetrius zu einem neuen historischen Roman reizt und der seine philosophischen Gedanken in zwei mächtigen Werken („Atlantis" und „Jesus, der Unbekannte") niederlegt. Da ist A. Remisow, für den das alte Rußland mit seinen Märchen und Apokryphen, seinen Heiligen und Dämonen, seinem Aberglauben und seinem Volksgewissen als unwandelbar herrlicher Mythos lebt („Das Leben des Heiligen Nikolaus, des Wundertäters"). Aldanow, als begabter Essayist auch in Deutschland bekannt, vollendet seine neue Romantrilogie aus der Zeit der Revolutionsjahre. Sirin, der jüngste unter ihnen, sucht nach ganz neuen Wegen („Die Verteidigung Luschins"); seine Altersgenossen, die 1930 eine große Zeitschrift in Paris gründeten, stehen unter dem Einfluß Prousts und der neuesten französischen Malerei, nur G. Iwanow ruft in seinem neuen Gedichtband „Rosen" Erinnerungen an die unvergeßliche Lyrik Alexander Bloks wach.

In Rußland und außerhalb seiner Grenzen entwickeln sich nach zwei verschiedenen Richtungen zwei Kulturen, die beide mit gleichem Recht beanspruchen, als die eigentlich russische zu gelten. Wann wird endlich zwischen ihnen die erlösende Brücke geschlagen werden? Die Lösung dieser Frage bedeutet den Ausgangspunkt für jede weitere Entwicklung des russischen Geistes.

J. Malkiel

Spanischer Brief

Seit dem Sturz der Diktatur, die jede freie geistige Regung lähmte, hat sich in Spanien vieles gewandelt. Jene harte Zeit, von der gerade in diesen Tagen Celedonio de la Iglesia, Zensurchef unter Primo de Rivera, in seinem Buch „La censura por dentro" ein packendes Bild entwirft, Menschen, Schicksale, Begebnisse beleuchtend, wird heute gern schon im Rückblick

betrachtet. Eine Zeit unglaublicher Knebelung und Drangsalierung. Wurden doch selbst Teile von Dichtwerken unnachsichtlich ausgemerzt, so daß beispielsweise Wenceslao Fernández Flórez' Roman „Relato inmoral" nun erst, in seiner Neuauflage den Gesamttext bringen kann. Auch Ramón J. Senders pazifistischer Marokkoroman „Imán", der kürzlich auch deutsch erschien (vgl. Seite 293), konnte da erst herausgebracht werden. Der gegenwärtigen geistigen Atmosphäre im übrigen Rechnung tragend, wurden letzter Zeit so manche Romane mit politischen und sozialen Stoffen aufgelegt. So ein interessanter Revolutionsroman „El paso del Mar Rojo" von Alicio Garcitoral, um dessen Hauptperson, einen umstürzlerischen Journalisten, Gestalten, Probleme und Ereignisse der letzten Jahre aufleben. Auch Ramón J. Sender schildert nun in seinem neuen Roman „Orden público" in realistischen Bildern das grausige Märtyrertum politisch Verdächtigter unter der Diktatur, die im Kerker, Bagno oder Exil zu enden pflegten. Starkes soziales Empfinden kennzeichnet auch dieses Werk des rasch bekannt gewordenen Autors. „El asalto" von dem jungen Basken Julián Zugozagoitia ist wiederum der Roman des revolutionären Arbeiterstandes. Klassenkampf, Streikunruhen, blutige Straßenscharmützel, Nöte, Elend durchschüttern hier ein verzweifelt ächzendes Volk. Eine Epoche politischen Umsturzes anderer Art kennzeichnet Manuel Buenos Roman „Poniente solar", in Wiedererweckung der Katastrophenjahre Spaniens um die Jahrhundertwende. Aus den Schicksalen zahlreicher Typen, Militärs, Politiker, Finanziers, Demagogen, Studenten, Verschwörer, Kaffeehausliteraten, Gecken und allerhand Frauengestalten, erwächst ein fesselndes Bild der chaotischen Welt jener Tage. Noch weiter zurück greift Pio Baroja in seinen zwei Romanen aus den karlistischen Wirren „La venta de Mirambel" und „Los confidentes audaces". Beide gehören der Romanserie „Memorias de un hombre de acción" an. Bewegte Zeiten der Historie weckt auch Joaquin Beldas Roman „La cuñada de Tarquino". Er spielt im Rom der letzten Regierungsjahre des Kaisers Tiberius und zeigt eine verkommene Welt voll Lastern und Schurkereien, Verbrechen und Grausamkeiten, in heftiger Anklage gegen alle diktatorische Willkür. „Alejandro Centellas, aventurero del mundo" nennt sich der neue Roman des viel gelesenen Erzählers José Maria Carretero („Caballero Audaz"), der das bewegte Leben, die Taten, Fährnisse und Triumphe eines modernen Abenteurers von Scharfsinn und Entschlossenheit zum Gegenstand hat, der es bis zum Staatspräsidenten emporbringt. Auch Wenceslao Fernández Flórez' Roman „El secreto de Barba-Azul" erschließt Einblicke in die Welt politischer Streber. Den modernen Tatmenschen charakterisiert überdies Constantino Suárez („Españolito") in seinem Roman „Un hombre de nuestro tiempo". — „La nardo", ein neuer Roman des Ultraisten Ramón Gómez de la Serna sucht das Wesen des zeitgenössischen Madrid, insbesondere auch seiner Frauen aufzuzeigen. Dahingegen versteht es Antonio Heras in „El laberinto de los espejos" die Sitten und Ideale der spanischen Kleinstadt in manchem eindrucksvollen Bild festzuhalten. Alles stagniert, da man sich in Kleinlichkeiten erschöpft; einzig der Romanheld strebt weiter hinaus, ein ewig Unsteter und Unzufriedener. In César A. Arconadas Roman „La turbina" wieder äußert sich die Gegnerschaft der friedliebenden, hart arbeitenden Landbevölkerung gegen die laute, mechanisierte Betriebsamkeit des modernen Städters. Solch turbulentes Treiben in all seiner Überspitztheit schildert nach eigener Anschauung Luis de Oteyza in dem fesselnden Roman „Anticipolis". Schauplatz ist die Weltmetropole Neuyork. „El tesoro de Cuauhtémoc" dagegen, ein exotischer Abenteuerroman vom gleichen Autor, spielt in weltentlegenen Klüften und Wäldern der Halbinsel Yukatan. Nach der mächtig industrialisierten Millionenstadt Barcelona und ihrem Inselmeer versetzt der junge Modernist Huberto Pérez de la Ossa in seinem Roman „Los amigos de Claudio". Ricardo Baroja, Dichter und Maler, schrieb in „Los tres retratos" einen fesselnden Künstlerroman. Wenceslao Fernández Flórez veröffentlichte nebst dem vorhin schon erwähnten auch zwei humoristische Romane. Der eine betitelt sich „El malvado Carabel"; in seinem Mittelpunkt steht die tragikomische Gestalt eines ausgemachten Pechvogels. „Los que no fuimos a la guerra", der andere, ist ein satirischer Sittenroman. Humoristischen Charakter tragen ferner die Romane „La salvación" von Manuel Abril, „Agor sin fin" von Juan Chabás und Joaquin Beldas „Me acuesto a las ocho". Alberto Insúa verfaßte drei erotische Romane: „El amante invisible", „El amor en dos tiempos" und „La segunda Salomé". Von dem galizischen Erzähler Ramón Maria Tenreiro sind zwei bemerkenswerte Romane zu nennen: „La esclava del Señor" und „La ley del pecado". Eduardo Marquina veröffentlichte einen Roman „El beso en la herida", der den rühmlichst bekannten geistigen Stempel dieses feinsinnigen Ästheten trägt. Der Ultraist Benjamin Jarnés verfaßte ein hypermodernes Buch „Escenas junto a la muerte", eine Art Fortsetzung seines „Profesor inútil". Beachtung fanden überdies „Melilla la codiciada" von Juan Berenguer, „Pero sin hijos" von E. Salazar y Chapela, einem andalusischen Er-

zähler und „Engranajes" von der Dichterin Rosa Arciniega. Aus dem Nachlaß Vicente Blasco Ibáñez' erschien der Roman „El fantasma de las alas de oro".

Novelle und Erzählung leben sich in Spanien insbesondere in den Spalten ausgezeichneter Magazine, belletristischer Zeitschriften, sowie der Journale aus. Vielfach werden sie dann erst gesammelt. In R. Ledesma Mirandas „Agonia y tres novelas más" ersteht das heutige Madrid mit seinem bewegten Geistesleben, seinen Literatenkaffees, politischen Zirkeln, den verschiedensten Menschentypen und ihren so mannigfachen Problemen, Aspirationen, Schicksalen. Verschiedenartigen Menschen begegnet man auch in Antonio Hoyos y Vinents „Cuentos de marquesas, marineros, boxeadores". Concha Espina bringt in „Llama de cera" drei spannende Novellen voll Gemütstiefe und stilistischer Feinheit. Die gruseligen Novellen „Manicomio" des in Spanien eingebürgerten Kubaners Alfonso Hernández-Catá spielen unter allerhand Irrsinnigen. Von Gregorio Martinez Sierra verzeichnen wir ein Bändchen Erzählungen „Eva custodia". Von Ramón Gómez de la Serna das Novellenbuch „La hiperestésica". Aus der Feder Federico Garcia Sanchiz' fesselnde Reiseskizzen aus allen Erdenzonen nach Art Pierre Lotis unter dem Titel „Barcos y puertos". Schließlich ein ähnliches Buch „Bajo el signo de Clio" von Ricardo Baeza.

Die modernistische Lyrik zeitigte neuerdings zahlreiche Versbücher. Trotz unterschiedlicher programmatischer Schlagworte fußt sie im Grunde nach wie vor offensichtlich auf Rubén Darios Schaffen. Die einstigen Weggenossen und Mitkämpfer dieses Meisters und Reformators, voran Manuel Machado, Ramón del Valle-Inclán, Francisco Villaespesa, Ramón Pérez de Ayala, Antonio Machado u. a. erscheinen auch heute noch allesamt stets wieder mit neuer Lyrik. Von Rubén Darios „Modernismus" zweigten zwei Hauptströmungen ab. Vicente Huidobro, gleich ihm Südamerikaner, begründete den „Creacionismus". Guillermo de Torre, ein junger Spanier, legte die Richtlinien zum „Ultraismus" fest. Im ästhetischen Ideenkreis beider schaffen bzw. schufen Mauricio Bacarisse, Jorge Guillén, Rafael Alberti, Juan Chabás, Dámaso Alonso, José Moreno Villa, Federico Carcia Lorca, Pedro Salinas, Rogelio Buendia u. v. a. Von Bacarisse ist ein Versbuch „Mitos" besonders zu erwähnen. Von Antonio Heras nennen wir „La huella de los dias", fein geschliffene reflektierende Dichtungen; von Angel Lazaro „El molino que no muele", ein Bändchen zarter modernistischer Lyrik; von Juan José Domenchina das Versbuch „Dedalo". Antonio Rey Soto besingt in „El crisol del alquimista" die Naturwelt seiner meerumbrandeten galizischen Heimat. Mariano de las Cuevas Garcia dagegen verherrlicht in „Toledo, el diablo y la luna" das uralte Toledo, durch dessen enge Gassen nächtlich das Geheimnis spukt.

Auch Spanien, vor kurzem noch ein Dorado der Theaterfreudigkeit, blieb von der letzthin alle Welt heimsuchenden Theaterkrise durchaus nicht verschont. Ursache wie überall, sieht man von wirtschaftlichen Hemmnissen ab, die Überschätzung alles Physischen. Für Spanien übrigens insofern von Vorteil, als die dramatische Überproduktion einigermaßen gedrosselt wird. Das Material wird jetzt strenger gesiebt und nur wirklich Verheißungsvolles der Bühne zugeführt. So lassen sich denn diesmal einige ganz vorzügliche Bühnenwerke feststellen. Vor allem überraschte Jacinto Benavente mit einem psychologisch überaus fesselnd gestalteten, aufs tiefste erschütternden Drama „Los andrajos de la púrpura", in dessen Mittelpunkt die große Tragödin Eleonora Duse steht. Von Eduardo Marquina spielte man eine poesievolle dramatische Dichtung aus dem Mittelalter, betitelt „El monje blanco"; von Luis Fernández Ardevin eine dramatische Komödie aus ebendieser Zeit „La espada del hidalgo". Auch die satirische Bühnendichtung „La reina castiza" des Altmeisters Ramón del Valle-Inclán stieß auf reges Interesse. Die Brüder Serafin und Joaquin Alvarez Quintero bewährten sich wieder mit zwei lebensvollen Komödien „Mariquilla Terremoto" und „Doña Hormiga". Der Lustspieldichter Carlos Arniches, der insbesondere tragikomische Motive liebt, erschien gleichfalls mit zwei Novitäten: „La condesa está triste" und „El señor Badanas". Felipe Sassone schuf in „La maricastaña" ein seelisch packendes Stück; Serrano Anguita in „Papá Gutiérrez" eine amüsante Komödie. Von Pedro Muñoz Seca gibt es sogar drei erfolgreiche Komödien zu verzeichnen, „El padre alcalde", „Todo para ti" und (gemeinsam mit Pedro Pérez Fernández verfaßt) „La perulera". Luis de Vargas dankt man ein madrider Sittenstück „La de los claveles dobles"; eine verwandte Komödie „La educación de los padres" hat José Fernández del Villar zum Verfasser. Claudio de la Torres modernistisches Stück „Tic-tac" zeigt den Menschen im Kampf mit dem Schicksal, dem keiner entgeht. Schließlich wäre noch von den Brüdern Antonio und Manuel Machado eine fesselnde Komödie „La prima Fernanda" zu erwähnen, die Liebe und Politik verwebt und in Stil und Sprache die Kunst der beiden großen Lyriker keineswegs verleugnet. — Teófilo Ortega gab in

„Sesenta y nueve años después“ eine Sammlung Studien zum Theater heraus, zu der nebst ihm u. a. noch beitrugen: Rafael Marquina, Antonio Machado, Antonio Espina, Alberto Insúa, Tomás Borrás, Francisco Ayala, Luis Calvo, César Juarros und Juan Lacomba. Von Tomás Borrás erschien unter dem Titel „Tam-tam“ ein umfangreiches Studienwerk zum spanischen Theater, geschmückt mit den letzten Illustrationen des verstorbenen Malers Barradas. Felipe Sassone veröffentlichte in „Por el mundo de la farsa“ gesammelte Essays zum Theater, darunter Betrachtungen über dramatische Produktion, zur Welt der Bühne und ihrer Prominenten, der dramatischen Kunst usw. Azorin, der feinste kritische Kopf Spaniens, publizierte kürzlich den zweiten Band seiner Essaysammlung „Teatro“.

Auch einiger Werke der neu entstandenen Revolutionsliteratur wäre hier zu gedenken. Francisco Hernández Mir schrieb ein fesselndes Buch „La dictadura en Marruecos“, dessen Gedankengang schon der Untertitel: „Rund um eine Farce“ kennzeichnet. Es handelt von den blutigen Gemetzeln im Kampf gegen Abd-el-Krim, die heftige Proteste und Widerstände in Spanien weckten, welche letzten Endes die Diktatur Primo de Riveras herbeiführten. Über diese selbst unterrichtet sein zweites Werk „La dictadura ante la historia“. — „Madrid bajo las bombas“ nennt sich das Buch des bekannten Ozeanfliegers und viel verfolgten Revolutionärs Ramón Franco, worin er in fesselnder Weise von seinen mannigfachen Unternehmungen und Verschwörungen zwecks Beseitigung des monarchischen Systems erzählt. Francisco de Cossio schildert in „Paris-Chafarinas“ die Schicksale politischer Flüchtlinge, Exilierter und Konfinierter, darunter Erlebnisse Unamunos und Vicente Blasco Ibáñez'. Francisco de Troyas „La revolución de los estudiantes“ berichtet von der Freiheitsbewegung unter den Studenten und Studentinnen, über Geheimbündeleien, Demonstrationen, Szenen im Karzer usw. In „Acción de España en Marruecos“ behandeln die Verfasser Carlos Hernández Herrero und Tomás Garcia Figueras die seit dem welthistorischen Jahr 1492 bis in die Gegenwart stattgehabten Aktionen zwecks Vorherrschaft im Rifgebiet Nordafrikas. „Páginas turbias de la Historia de España“ von Gonzalo de Raparaz beleuchtet bewegte Epochen in Spaniens Geschichte. Teófilo Ortegas „La politica y un politico“ erörtert die spanischen Probleme der Gegenwart und erstrebt Richtlinien für die Zukunft. Francisco Villanueva schildert in „Ha pasado algo?“ vom demokratischen Standpunkt die Entstehung der Republik. M. Lorenzo Pardo macht in „La confederación del Ebro“ Vorschläge zum Neuaufbau Spaniens. Rafael Sánchez Guerra betitelt sein Studienwerk „Dictadura, indiferencia, república“. Die Einleitung verfaßte Niceto Alcalá-Zamora, das Schlußwort stammt von Miguel Maura. Der Dichter Pedro de Repide bietet in „La Rusia de ahora“ ein fesselndes Bild der Sowjetunion. Ein anderer geschätzter Dichter, José Maria de Salaverria schildert in „Bolivar, el libertador“ das heroische Leben des großen Freiheitskämpfers.

Martin Brussot

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Hochzeit auf Buchenhorst. Eine Erzählung. Von Gerhart Hauptmann. Berlin 1932, S. Fischer. 118 S.

Es ist allmählich eine schöne Übung geworden, daß Gerhart Hauptmann an seinen Geburtstagen Jahr um Jahr zum Schenkenden wird. Der Blick des nun Neunundsechzigjährigen verweilt gern rückgewandt bei den Erinnerungsbildern seiner Jugend. War es 1930 ein aktueller Anlaß, dem die dionysische Vision von der Himmelfahrt des alten, der Spitzhacke verfallenen Geburtshauses „Zur Preußischen Krone“ ihre Entstehung verdankte, so bedeutet wohl diesmal die Erzählung von der verunglückten „Hochzeit auf Buchenhorst“ einen Abstecher, den sich der eifrig mit der Niederschrift seiner Lebenschronik beschäftigte Dichter gegönnt hat. Diese kleine Novelle, die der Verlag in zierlicher, ihrem Wesen gemäßer Ausstattung darreicht, ist erfüllt von autobiographischen Anklängen. Die jenenser Studienzeit, die der junge so gar nicht akademisch legitimierte Gerhart, von vagen und noch gestaltungsfernen Kunstträumen wie im Fieber heimgesucht, im Kreise idealistisch strebender Genossen zugebracht hat; seine Italienfahrt, von der er das „Promethidenlos“ heimbrachte; die römische Bildhauerwerkstatt und die schweren Krankheitswochen im kapitolinischen Hospital; die ersten Jahre seiner sehr jungen Ehe, die eine höchst problematische Hochzeitsfeier auf der Brühlschen Terrasse in Dresden einleitete: alles das bildet den Rahmen für die schlichte, in einem sehr gelockerten Plauderton frisch und anschaulich erzählte Begebenheit. Diese selbst erscheint schließlich beinahe nur als der Anlaß für die Wiederbelebung einer entschwundenen Jugendwelt, in deren Mitte jenes alte „hochbedachte“ Barocklandhaus in der Lößnitz steht, aus dem vor bald einem Halbjahrhundert drei Brüder Hauptmann ihre schwesterlichen Bräute heimgeholt haben, das die Phantasie des Dichters schon früher einmal auf den „Bischofsberg“ bei Naumburg entrückt hatte und vor dem nun Hans Meid auf seiner reizenden Vorsatzzeichnung zwei festliche Hochzeitskutschen auffahren läßt. Diese Kutschen kamen, wie Hauptmanns Erzählung verrät, zur Hochzeit der schwerblütigen Theresa mit dem jungen, von selbstquälerischen Zweifeln heimgesuchten, seelisch tiefverschatteten Kühnelle, der wahrscheinlich

einmal ein berühmter Pianist geworden wäre, hätte er sich nicht allzufrüh den rechten Arm überspielt, und der nun „Gott weiß was" studierte und als ewiger Lebensstudent „Gott weiß was" mit sich anzufangen versuchte. Die Wagen fuhren übrigens vergeblich vor; denn der seltsame Bräutigam hatte sich am Morgen nach dem Polterabend auf und davon gemacht, um ein größeres Unheil für Theresa, ihre Verstrickung in eine an das „Friedensfest" erinnernde Familienatmosphäre, zu verhüten. Dies ist der Kern der Erzählung. Das Drum und Dran bleibt das Wesentliche. Sie ist erfüllt von einer bezaubernden Jugendstimmung, gemischt aus göttlicher Albernheit und heiligstem Ernst, vom großen Brausen und Gären menschlicher Werdezeit: schönste Bestätigung jenes Satzes, mit dem Hauptmann selbst sich zu dieser anmutigen Prosaarabeske seines Schaffens bekennt: „Jung geblieben muß man sein, um sich im Alter an den Erinnerungsbildern erfrischen zu können."

Berlin — C. F. W. Behl

Der Arzt Gion. Eine Erzählung. Von Hans Carossa. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 283 S.

Carossa gehört zu jenen kostbaren dichterischen Erscheinungen, die man gar nicht anders auffassen darf, als um ihrer selbst willen, und denen Unrecht geschieht, wenn man ihr Werk auf die „Zeit" oder gar auf Probleme des Tages bezieht (bei den meisten ist es gerade umgekehrt). Es ist noch nicht lange her, da hörte ich in einer Gesellschaft einen sehr berühmten Mann über Carossas „Rumänisches Kriegstagebuch" sprechen; er sprach mit Anerkennung, aber die Anerkennung war sauer. Das Buch vergolde den Krieg, das war der Kern seiner Kritik, und mir drehte sich das Herz herum, daß ein so berühmter und kluger Mann so verkehrt sprechen konnte, nämlich so ohne Einsicht in die Unterschiedlichkeit und Reihenfolge der Begriffe. Denn wenn es tausendmal wahr ist, daß viele und die meisten Naturen in ihrer menschlich-künstlerischen Mischung eben geeignet sind vor gewissen großen Gegenständen „Stellung zu nehmen" und neue Ansichten zu liefern, so gibt es darum doch andere, die eben so beschaffen sind, daß sie eine immanente und weiß Gott demütige Priorität vor diesen selben Gegenständen besitzen und immer und überall gehalten sind, sich selber zu entfalten. Sich selber entfalten — daß damit nichts Eitles gemeint ist, brauche ich niemandem zu sagen, der nur ein paar Zeilen von Carossa kennt.

Die beiden letzten Bücher von Carossa bezeichneten sich ausdrücklich als Autobiographien; dieses neue nun als ein Buch vom ärztlichen Leben (wie es ursprünglich wohl auch heißen sollte) könnte am Ende wieder wie das Kriegsbuch dem erwähnten Vorwurf ausgesetzt sein, daß es „ja gar kein gültiges Bild des Arztlebens..." oder wie man es fassen mag, sei. Nein, aber es ist das allergültigste Bild von der Entfaltung eines Menschen. Wenn die Pflanze als Seele den Drang hat, sich zu entfalten, nämlich an Hindernissen vorbei und dem Licht, dem Förderlichen entgegen, so muß es die spezifische Form menschlicher Entfaltung sein, daß die Person auch Widerstände abtastet, auch dem Finsteren, Nächtlichen (was Carossa einmal den „Mond" genannt hat) sich entgegenöffnet, um zuletzt Wachstum und Entfaltung in der Richtung und Resultante zu erleben, die den Namen trägt: das Geistige. Man schämt sich, vor einem so klaren Buch wie dem Carossas so massive Vokabeln bemühen zu müssen, aber genau dies ist sein Gegenstand, wie es der der früheren Bücher war. Äußerlich ist's eine stille Geschichte: wie der Doktor Gion aus einer Bauernmagd und einer Großstadtjungfer, einem kleinen münchner Strizzi und sich selber eine Familie bildet, in demselben Sinn wie Wilhelm Meister aus Mignon, Felix und den seinen. Eine schöne Geschichte? Vor allem eine ganz unzufällige Geschichte, und darum, wenn man das verstehen mag, nicht so sehr schön als wunderschön. Ganz einzigartig die natürliche Gewissenhaftigkeit, mit der jeder Begegnung ihr geistiger Gehalt durch getreueste sinnliche Erinnerung abgehorcht ist: ein Bach, ein in die Luft gestäubter Wasserstrahl, eine Wolke — genau so, wie sie waren! Wenn ich einen Kummer vorbringen darf: manchmal glaubte ich, zumal in den Dialogen, eine gewisse betonte „Innigkeit" zu spüren, in dem klassisch klaren Fluß der Geschichte etwas wie einen Tropfen des Romantischen, das dunkler fließt und schwerer. Bemerkung zum Schluß: die Schweiz hat Carossa durch den Gottfried-Keller-Preis geehrt. Sonst aber, warum ist in der Welt nicht viel mehr bekannt, daß dies ein großer Dichter in Deutschland ist: Hans Carossa?

München — W. E. Süskind

Der Wolf in der Hürde. Roman. Von René Schickele. (Das Erbe am Rhein. Der dritte Roman.) Berlin 1931, S. Fischer. 553 S. M. 6,— (8,—).

René Schickele hat seine große Trilogie vom Elsaß nunmehr durch den abschließenden Band vollendet, und es besteht jetzt die Möglichkeit, das Gesamtwerk in der richtigen Weise zu lesen und zu verstehen. Es bedürfte des vor wenigen Jahren in der „Neuen Rundschau" erschienenen Aufsatzes des Dichters über elsässische Sonderart und des Hinweises auf die Erörterung der elsässischen Frage durch Maurice Barrès nicht, um zu wissen, was Schickele, der Verfasser des „Hans im Schnakenloch", mit seinem umfassenden Roman erstrebt hat: Das Problem der Grenze zwischen zwei Ländern, die durch tausendjährige Tradition verknüpft sind, dichterisch zu gestalten. Damit ist auf den politischen Hintergrund der Bücher hingewiesen, der im dritten Band besonders oft mehr als ein Hintergrund wird, Bestandteil der Handlung selbst erscheint. Die Frage: deutsches, französisches oder autonomes Elsaß rückt oft in den Bereich der Erörterung. Aber es hieße Schickele falsch verstehen, wollte man ihn auf eine „Lösung" des politischen Problems festlegen. Gerade daß er die schicksalsmäßige Problematik der Grenzfrage sieht, macht die Größe seines Werks aus. Man darf darum die Trilogie und vor allem nicht ihren dritten Teil mit der Erörterung des Autonomistenproblems mit ausgesprochen politischen Werken verwechseln, etwa mit der Fülle der Bücher, die sich mit der Grenzziehung in Oberschlesien und der Ostmark befassen. Politik ist nur insofern ein Bestandteil der Trilogie Schickeles, als die Grenze ein seelisches Zentrum des elsässischen Menschen überhaupt ist. Denn letztlich geht es bei Schickele ja immer wieder nur um die Frage, was denn Heimat sei, in wieviel Formen sich die unlösliche Gebundenheit an ein Stück Land, an eine Tradition offenbaren kann. Die Worte Politik, Heimat und Grenze sind letztlich nur Umschreibungen für die Frage der Gemeinschaft aus Tradition. Weil Schickele um die Tiefe aller dieser Zusammenhänge weiß, ist sein Buch nicht zu einfach „einzuordnen". Politischer Roman? Ja, aber es geht ja nicht um die Politik, sondern um den einzelnen Menschen. Seelenroman? Ja, aber es geht ja nicht um den Einzelnen, sondern um ein Geschlecht, das beispielhaft für den „elsässischen Menschen" dargestellt wird.

All diese Fragen tauchen auf. Aber sie werden gleichgültig vor dem dichterischen Werk, das von einer Stärke und Schönheit ist, wie sie wenigen Romanen im heutigen Deutschland eignet.

Eine Sprache, die bis zum Bersten gefüllte Handlungswerte und ganz zarte seelische Intermezzi mit der gleichen lyrischen Klarheit wiedergeben kann, ist in der Dichtung der Gegenwart kaum zu finden. Aber der lyrische Ton der Sprache Schickeles bringt es auch mit sich, daß man die drei Romane kaum als eine große Trilogie, sondern als eine Fülle von Episoden liest und an späteren Stellen flüchtige Bekanntschaft mit früher geschilderten Menschen gern, doch beinah fast erstaunt erneut.
René Schickeles Buch verträgt keine „Rezension". Dieser Dichter verlangt Gefolgschaft und Liebe. Wer hierzu nicht bereit ist, darf sich der Trilogie überhaupt nicht nahen. Aber es wird sich eine große Leserschaft finden, die die einmaligen und unwiederholbaren Schönheiten der Schreibart Schickeles begreifen und hüten wird.

Breslau — Werner Milch

Ausfahrt und Einkehr. Erzählungen und Reiseskizzen. Von Otto Flake. Leipzig 1931, Hesse & Becker. 284 S. M. 3,50 (5,50).
Erstaunlich fruchtbar gab Otto Flake in diesem Jahr mehrere Romane und Essaybände heraus, ohne daß er befürchten müßte, sich auszuschreiben. Der vorliegende Sammelband enthält allerdings mancherlei Nebensächliches, Feuilletons und Berichte, zunächst wohl nur für die Tagespresse bestimmt, neben novellistischen, in der Form nicht immer ausgereiften Skizzen aus dem Bestand seiner Jugenderinnerungen. „Die zweite Jugend" und „Halbgentleman" aber können sich in jeder Hinsicht mit Ehren sehen lassen. Die „Kleine Prosa" des ersten Teils durchblättert man mit viel Behagen. Sie vervollständigt, fast noch mehr als die Erzählungen, das Bild dieser bis an den Rand der Weisheit klugen, aufrechten und aufrichtigen Persönlichkeit, die in vielerlei Farben schillert und doch einen geschlossenen Charakter darstellt wie wenige in unserer Literatur. Die Erlebnisse aus dem Krieg, aus der elsässischen Heimat und anderen deutschen Gauen, aus Salzburg, Holland, Flandern und Finnland geben sich schlicht und anspruchslos und halten doch stets einen entscheidenden Eindruck fest, die mit Tieren („Hundeseele, „Kinderwelt", „Allerlei Tierzeug") lassen bei aller Bonhomie den Tiefblick vermissen, den man von dem Philosophen Flake erwarten darf; sie sind nicht frei von der Überheblichkeit des „homo sapiens", weder franziskanisch noch auf der Höhe der gegenwärtigen Tierpsychologie. Scharmant wieder einige Plaudereien über Auslandsreisen, den Beruf des Schriftstellers und die gesellige Verwertung der Nachmittage.

Dresden-Loschwitz — Kurt Martens

Sprung über die Schwelle. Von Hans Friedrich Blunck. Allerlei Spukgeschichten. Mit Holzschnitten von Hans Pape. Jena 1931, Eugen Diederichs Verlag. 234 S. Geb. M. 5,80.
Mit dieser dritten Folge schließt Hans Friedrich Blunck seine Märchen von der Niederelbe ab. Ganz gerecht wird diesen Gebilden wohl nur ein Niederdeutscher werden können, dem die Landschaft, in der dieses Spukgeschehen west, bis ins letzte vertraut ist. Mit diesem Vorbehalt: Bluncks Dichtkunst hat mehr provinzielle Abgeschlossenheit als die des niederdeutschen Barlach, die auch in einer besonderen Erde wurzelt, aber in einen Himmel reicht, der allen Menschenkindern gemeinsam ist, oder (wenn man Blunck mit der Gegenüberstellung eines Barlach Unrecht tut) die des Ostpreußen Alfred Brust, bei der Mystik und Realität etwas Untrennbares sind und die spezifisch ostpreußische Art bekundet. Bei Hans Friedrich Blunck sind Mystik und Realität zwei getrennte Bereiche — und ob diese Trennung mehr für den Dichter eigentümlich ist oder für sein Volkstum, bleibe dahingestellt. Der Referent neigt dazu, das erstere anzunehmen, denn in Bluncks Balladendichtung rauscht doch der Kraftstrom, der den alten Helianth-Dichter gespeist hat, in seinen Märchen kommt mehr der hanseatische Patrizier zu Worte, einer, der die niederdeutsche Spukwelt wohl erlebt hat, aber nicht mehr in ihr lebt, einer, der das „zweite Gesicht" hat, aber ihm nicht vertraut, einer, der in beiden Welten zu Hause sein könnte, aber ihren Wert vorsichtig wägt. „Ich bin bei den Menschen geblieben", sagt eine seiner Gestalten, die im Geisterreich einen Besuch gemacht hat, „zu denen mich das Schicksal eingeordnet hat. Ich bin entkommen, als man meine Seele einfangen wollte. Aber verstehen Sie das: Ich werde das Verlangen nicht los, ich suche oft, die ich verloren habe, möchte ihr erklären, wie alles kam. Ich habe Stunden, da ich mein Gewissen verwünsche und mir vorstelle, welches Leben ich führen könnte, vielleicht ein Leben ohne Tat, aber ein ewig frohes Dasein, ein beständiges Glück mit Hillebille zusammen, nach der mich oft so sehr in den Nächten verlangt. Halb Reue, halb Selbstzufriedenheit habe ich über meine Gerechtigkeit. Was ist gut, was ist wahr?" Die engeren Landsleute Bluncks werden diese Märchen kaum als Persönlichkeitsleistung empfinden, sich naiv anonymen Fabulierens erfreuen. Uns scheint ihr Wert mehr ein literarischer: die seltene Vereinigung von Kunstmärchen und Volksmärchen, geschaffen durch eine niederdeutsche Erzählkunst, die Elementarwesen glaubhaft in heutige Wirklichkeiten zu stellen vermag.

Berlin — Lutz Weltmann

Volkswende. Ein Roman dieser zwei Jahrzehnte, zugleich Versuch einer Chronik. Von Hans Friedrich Blunck. Bremen, Carl Schünemann. 548 S. Geb. M. 11,—.
Der niederdeutsche Dichter Hans Friedrich Blunck hat bei Carl Schünemann, Bremen, dieses tüchtige, klar und verständig geschriebene Buch über das deutsche Bürgertum vor, während und nach dem Kriege, erscheinen lassen. Es ist durchaus nüchtern, ich möchte sagen „hamburgisch" gesehen.
Die andere Hälfte seines Wesens, die in einer phantastischen Märchenwelt lebt, behält Blunck sich für seine Götterromane und für seine Spukgeschichten vor, von denen eben ein dritter Band bei Eugen Diederichs, Jena, erschienen ist. Blunck weiß viel über das Seelenleben des deutschen Volks und ahnt noch mehr. Er liebt es von jeher, entscheidenden Volksbewegungen nachzuspüren. So enthält denn die „Volkswende" drei bedeutungsvolle Teile: Das behagliche Wohlergehen, das aus Fleiß und Ehrlichkeit entstanden ist, doch schon beginnt, mit der Fremde Spekulationen zu treiben. Dann die Phasen des Krieges von einer Seite gesehen, die wenig bekannt ist, nämlich von bürgerlichem Schaffen und Arbeiten der Regierungsbeamten der besetzten Ländereien, vor allem in Belgien. Blunck kennt dieses Gebiet genau, da er selbst als Verwaltungsbeamter lange dort gearbeitet hat. Hineinverflochten ist hier, mit starker Sympathie gesehen, der tapfere Kampf der Flamen um ihre Angliederung an die germanischen Stammesbrüder, und ihr heldenmütiges Unterliegen.
Dann der dritte Teil, die Rückkehr in ein, durch Parteiwut und Kämpfe zerrissenes, tiefgebeugtes Vaterland. Blunck sieht diesen „Weg zurück" nicht so verzweifelt wie Remarque. Was verfault, oder im Kern geschwächt ist, muß fallen oder

ausgestoßen werden. Der gesunde Rest muß unter neuen Verhältnissen sich eine neue Weltanschauung bilden und mit schwer errungenem Mut neu aufbauen. Das alles ist männlich und freudig geschildert.
Eine reizende Liebesgeschichte schlingt sich hindurch. Müssen die Flamen als Volk sich wieder unter die Sieger beugen — einem lieben Mädchen gelingt es, nach Deutschland zu fliehen. Hier findet sie den ihr wesensverwandten Freund wieder und darf sich als Ehefrau dem geliebten Deutschtum angliedern. Blunck beweist in zarten Liebesszenen, daß man solche Dinge mit ernster Wärme und ohne Höllenflammen darstellen kann. Das ist vielleicht jetzt nicht unwichtig, zu erwähnen.

Weimar — Gabriele Reuter

Gespenster auf Hirschberg. Roman. Von Franz Karl Ginzkey. Leipzig 1931, L. Staackmann. 248 S. Geb. M. 5,50.

Ginzkey, der österreichische Balladendichter, der mit dem „Wundervogel", mit „Der Gott und die Schauspielerin", mit dem „Kater Ypsilon" in den Roman hinüberwechselte, gibt diese Ich-Erzählung als Aufzeichnungen eines Majors von Baltram. Er, Ginzkey, habe mit Baltram im k. u. k. Kriegsarchiv gedient. Dort habe der Major die Tagebücher ehemaliger höherer Militärs studiert; ein Hang zu schriftstellerischer Selbstbespiegelung sei dadurch in ihm entstanden. Auf dem Jagdschloß Hirschberg im Salzachtal, das er für die Grafen Löring verwaltete, habe Baltram ein dem normalen Erfassen kaum noch begreifliches Abenteuer erlebt, dem er zum Opfer gefallen sei.
Er rettet eine Fremde, die ohnmächtig im Gischt der Salzach treibt, eine Selbstmörderin. Sie erwacht und hat einen Ausbruch wilder Verzweiflung. Mit Hilfe seiner Wirtschafterin beherbergt er die Gemütskranke. Sie wohnt im Zimmer von Doris, seiner toten Frau, die das Geschehen zu lenken scheint. Der Gendarmeriewachtmeister forscht nach: die Dame ist eine Reichsdeutsche, die Baronin Stella von Zösen, und in einer Berghütte von einem Vagabunden, dem Krähenlenz, vergewaltigt worden. Sie und Baltram begegnen sich. Er liebt sie mit dem „Schrei nach Körperlichkeit". Ihr preußisch korrekter Bräutigam, ein adliger Jurist, gibt sie auf. Stella hört den tierischen Ruf des Krähenlenz, ihr Wahnsinn kehrt wieder, sie stirbt an Herzschlag. Baltram stürzt, als er den Unhold jagt, vom Felsen, daneben liegt die Leiche des Vagabunden.
Maupassants „Horla", Fechners „Büchlein vom Leben nach dem Tode", Jakob Böhme, Übersinnliches in einem Zustand von „Schwäche, Krankheit, Rührseligkeit". Altmodische Staffage, altmodischer Sprachton. Belletristische Romantik mit dem Büschel Lavendel zwischen den Blättern.

Berlin — Paul Wiegler

Junge Frau von 1914. Roman. Von Arnold Zweig. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 462 S. M. 5,50 (7,50).

Ein Werk, dessen Erscheinen der Referent vorläufig nur zur Kenntnis nehmen, der Leserschaft zur Kenntnis geben sollte, ohne sich dazu kritisch zu äußern. Es ist der erste Band der „Grischa"-Tetralogie, aber während „Der Streit um den Sergeanten Grischa", den Arnold Zweig gewiß nicht zufällig zuerst in Angriff genommen hat, für sich bestehen kann, wird man über die „Junge Frau von 1914", obgleich das Buch in sich abgeschlossen ist, das letzte Wort erst sagen dürfen, wenn das ganze „Grischa"-Werk vorliegt. Bertin, bis zu einem gewissen Grade Selbstdarstellung des Dichters, ist im „Streit um den Sergeanten Grischa", wo ihm eine bedeutende Episode zufällt, eine so abgerundete Gestalt, daß man seine Vorgeschichte nicht kennenzulernen brauchte. Dieses Erlebnis mit Leonore Wahl, der Heldin des neuen Buchs, mußte für sein Verhalten im Fall Grischa nicht bestimmend sein. Aber Bertin spielt hier ja auch nur als Geliebter und späterer Gatte Leonorens eine Rolle, der potsdamer reichen Jüdin, und man fragt sich, ob in der Gesamtkomposition dieses Kriegsbuchs das jüdische Schicksal nicht einen zu großen Raum einnimmt. Auch hierüber muß sich der Kritiker die endgültige Entscheidung vorbehalten. Im ganzen wird man schon sagen können, daß Privatschicksal und historischer Hintergrund einander im Geschehen gut ausgleichen, daß das Leben des einzelnen in das Zeitgeschehen einmündet, und in dem Schriftsteller, Juden und Armierungssoldaten Bertin ist ein Typus gestaltet, der sich in das Schipperdasein mit bestem Willen einfügt, als Gebildeter seine Sondernöte hat und bei aller Kameradschaftlichkeit draußen steht. Die Geliebte, Leonore Wahl, bekommt ein Kind von ihm, eine Jettchen Gebert von 1914, aber, wenn sie auch ohne die Hilfe von Bruder und Großvater bei all ihrer Tapferkeit Schiffbruch litte, ein jüdisches Mädchen, das eben einige Generationen nach Georg Hermanns Heldin auf der Welt ist. Jettchen verübt Selbstmord, Leonore läßt die Schwangerschaft unterbrechen, täuscht das Elternhaus, das sie wohlbehütet wähnt, während sie ihr eigenes Leben lebt. Ironie des Schicksals, daß sie die Widerstände gegen eine Verbindung mit Bertin gerade dann überwindet, als sie innerlich dem Geliebten entfremdet ist. Bertin-Zweig betrachtet seine Werke vor dem Krieg nur als Vorbereitung: „Junge Frau von 1914" steht zwischen den „Novellen um Claudia" und der „Grischa"-Welt.

Berlin — Lutz Weltmann

Die Pforte. Märchen und Sinngebilde. Von Hans Boeglin. Berlin 1931, Verlag Die Runde. Ohne Seitenzahlen. Geb. M. 5,—.

Ideen bedienen sich, wollen sie anschaulich werden, aus dem Reich der Abstraktion hinüberwechseln in die Welt der Vorstellung, des vergleichenden Bildes; das in Begriffen Gedachte wird geistig sichtbarer Vorgang, Bewegung vorgestellter Wesen oder Dinge. So sind auch diese Märchen entstanden: nicht mythische Elemente, volkheitlich verwurzelt, sind ihr Bildungsstoff, sondern allgemeine Ideen, durchaus persönlich erlebt. Anstatt der Fülle des Phantastischen herrscht die Strenge des Gedanklichen, und wenn dieses Gedankliche auch versucht, hinter Figuren und Begebenheiten sich zu verbergen, so können diese doch ihre Herkunft aus jenem nicht verleugnen. Zwei Verwandlungsmärchen, „Das Steinbild" und „Der Frevel", erscheinen als besonders geglückt in der lückenlosen Verknüpfung des Geschehens, das in die magische Beziehung zwischen göttlichen Mächten und naturhaften Geschöpfen sein Geäder senkt. In den den Märchen angefügten „Sinngebilden" zeigt sich der Gedankengrund des Ganzen mit unverkennbarer Deutlichkeit. In diesem Gedankengrund geht es wesentlich um die Größe des Menschseins und um die Schönheit des rechten Augenblicks, der, verfrüht oder versäumt, nächtiges Schicksal wird. Die Sprache ist um Einfachheit und Klarheit bemüht, irrt aber von diesem Weg zuweilen durch Anwendungen überlebten Brauchs (etwa „stund" für stand, und ähnliche), die im Zusammenhang dieser Prosa weniger berechtigt scheinen, als sie in der gebundenen Rede eines Meisters unter Umstän-

den zu wirken vermögen. Hier stören sie mitunter die sonst überzeugende Ausdruckskraft einer symbolischen Gestaltung.

Wolfsanger b. Kassel — Will Scheller

Frau Maria. Ein Roman aus der Zeit August des Starken. Von Enrica von Handel-Mazzetti. III. Teil: Die Hochzeit von Quedlinburg. München 1931, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 538 S. Geb. M. 9,—.

Dieser Schlußband der quedlinburger Trilogie ist in jeder Beziehung die Bestätigung dessen, was beim ersten Buch verheißen und beim zweiten festgestellt werden mußte, daß nämlich das alte Lieblingsthema der Dichterin, die Überwindung der weltanschaulichen Gegensätze von Katholizismus und Protestantismus in der Urform reinster christlicher Liebe, wieder einmal mit der längst bekannten meisterlichen Schöpferkraft gestaltet worden ist. Keinerlei Erweiterung des Stoff- und Motivkreises hat stattgefunden, wohl aber eine gehaltliche Vertiefung und ein gestaltlicher Ausbau. Bis in die letzten und feinsten Seelenregungen ist diese psychologisierende Charakterisierungskunst hinabgestiegen, die letztmöglichen Mittel sprachlichen Ausdrucks hat dieser barocke Stil erschöpft. Und schließlich ist auch das so expressive Bekenntnis des „Magna res est amor" mit der letzten, eindringlichsten Deutlichkeit wiederholt. Eine solche Feststellung mag durchaus nicht so sehr enthusiastisch klingen; aber sie verkündet doch immerhin einen Wert, der menschlich wie künstlerisch nicht zu unterschätzen ist und der ob seiner Unbedingtheit gerade in all den Bedingtheiten des heutigen literarischen Lebens wirkliches Format besitzt.

Koblenz — Alexander Baldus

Geister, Gänger, Gesichte, Gewalten. Der Zwölfnächte erster Band. Von Friedrich von Gagern. Leipzig 1932, L. Staackmann. Großoktav, XLIV und 440 S. M. 10,— (13,—).

Von jeher hat das Geisterreich die Dichter angezogen. Es ist, als bestünde zwischen dem dichterischen Schauen und dem Bereich übersinnlicher Lebensmächte, die einstweilen nur zu erleben, nicht rationell zu verwerten sind, eine natürliche Verbindung, eine heimliche Verwandtschaft. Kein Wunder, daß es auch Friedrich von Gagern, diesen besonders kraftvoll Schauenden unter den Dichtern der Gegenwart, mächtig angezogen hat und hingezogen zu einer Wanderung durch jene Nebelwelt zwischen hier und drüben, die ihn denn auch hart am Rand des Abgrunds der Geheimnisse entlang geführt hat. Solche Kundschaft ins Jenseits, das Äußere wie das Innere, ist aber, wie er selbst sagt, vergleichbar der Arbeit des gereisten Erdbeschreibers: bei selbst noch so gründlicher Kenntnis des Eigengebietes bleibt sein Wissen und Schaffen im ganzen doch Fragment. So weiß auch Friedrich von Gagern sich als Fragmentisten; aus „Geschichten, vernommen, erinnert, überliefert, aus anderen, zum Grundschatz hinzugelesen, erfahren, gesucht und gesammelt", wuchs ihm dies Buch, bei dessen Zusammenstellung, den Stoff durchweg sprachlich neu gestaltend, er kennzeichnende Fälle, unter Ausschaltung des Traums, des Weltkriegs, des okkultistischen „Betriebs", anordnete nach der Gliederung in Vorgesichte, Ferngesichte, Doppelgänger, Meldungen und Hellseher. Es gibt viele Sammlungen solcher Geschehnisse, doch wohl kaum eine, die ein literarisch so einheitliches Gepräge aufwiese. Diese Einheit des Stils faßt die schier überwältigende Fülle und Vielfalt nicht erfundener, sondern tatsächlicher Begebenheiten energisch zusammen und erhöht dadurch ihren Wert, der darin besteht, daß der Lesende vermöge der Kraft des Worts dahingebracht wird, „bescheide und ohne eigene Meinung, still ahnend hinzunehmen, was die Erscheinungen selbst aus den Abgrundtiefen der Geheimnisse heraufbringen". Gewiß glauben wir „nicht alles, was die Leute sagen; aber das glauben wir" — mit Kant — „daß es etwas gibt, was sie glauben und sagen und sehen und fürchten macht, eine noch unerkannte oder verleugnete Kraft", die, im Spuk oftmals die Menschen narrend, Gespenster umgehen, Bilder aufleuchten und verlöschen, Sterbende sich melden, Unglück vorausgeistern läßt; denn wir wandeln, nach Goethes Bekenntnis, alle in Geheimnissen. Von ihnen handelt dieses großmächtige, von dichterischem Geist geformte und durchdrungene Buch, das „den Ahnen und den Ahnenden" gewidmet ist.

Wolfsanger b. Kassel — Will Scheller

Ein Mann zog in die Stadt. Roman. Von Walter Bauer. Berlin 1931, Bruno Cassirer. 287 S. M. 3,80 (5,50).

Ein denkbar einfaches Buch, das seine Kraft aus der Wahrheit zieht. Ein Roman der geraden Linie, ohne alle literarische Tüftelei und Verbrämung, gerade darum wirkungsvoll bis zum Schluß, obwohl Wiederholungen darin sind. Ein treuer Arbeiter wird gezeichnet, der in der wachsenden Klassenbewußtheit der Arbeiterschaft immer einsamer wird. Dieser Bauer, jüngerer Sohn, daher nicht Erbe des Hofs, zieht mit seiner jungen Frau um die Jahrhundertwende in die Stadt. Er, der ein Knecht und Feldbesteller war, ist nun Pferdebesorger und Fuhrenbringer in einer Fabrik. Er fragt nicht nach dem Warum, die Stadt hat ihn aufgesogen, im Wechsel von Arbeit, Essen, Schlaf, ehelicher Liebe vergeht sein Dasein in stiller Armut, Kinder kommen, sie wachsen heran, zwei Söhne fallen im Weltkrieg, ein dritter wird bei einer Werkrevolte nach dem Krieg das Opfer seiner erwachten sozialen Bewußtheit. Der Mann aus dem Dorf altert mit seiner Frau, tags der Arbeitstrott, in dem Höhere, die er als „die Reichen" stumm anerkennt, seine Kraft verbrauchen, abends die Zeitung, im dumpfen Einschlafen schon vergessen. Dann stirbt die Frau, er zieht zur Tochter, ist nur noch Greis und Großvater. Er fühlt dunkel sein Dasein, aber er sieht es nicht, darum kommt ihm nie der Gedanke, es zu ändern, in bessere Verhältnisse zu gelangen. Er ist ein treuer Arbeiter, aber er ist der Betrogene, weil er kein bewußt Schaffender und Lebender ist. Er, der in seiner Art immer ein Bauer bleibt, wird zum Überlebenden einer Zeit, die nicht fragte, die sich nicht grausam bis ins letzte ihrer selbst bewußt ward, wie es die heutige wurde. Trotz aller sozialen Anklage, die in den Sätzen verborgen ist wie eine stille Bitternis, wird der Berichterstatter dieses Schicksals, der auf Seiten der Arbeiter steht, nie zum sinnlos wilden Agitator. Deshalb ist es ein gutes, wahres Buch geworden, das der Menschlichkeit besser dient als schrille Fanfaren.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Das Gesicht der Medusa. Ein Landstraßenroman. Von Max Barthel. Leipzig 1931, Hesse und Becker. 248 S. M. 3,50 (5,50).

Der Arbeiterdichter Max Barthel, liebenswert durch seine Verse des Bandes „Arbeiterseele", hat sich auch als Prosaschriftsteller in seinen Kreisen einen Namen gemacht. In seinem neuen Roman „Das Gesicht der Medusa" formt er eigene Erlebnisse und Erfahrungen zu einem Landstraßenroman. Der pathetische Titel soll auf die Zwiespältigkeit des Vagabundendaseins auf der Landstraße hinweisen, die Kehrseite der Kundenromantik versinnbildlichen.

Max Barthel ist in jungen Jahren durch das Land seiner Sehnsucht, durch Italien, getippelt und dabei ist er mit allerlei Narren und Heiligen zusammengetroffen, die der ewige Lockruf der Ferne unstet und flüchtig macht auf Erden. Barthel zeigt in dem Vagabundenkönig Kaspar Fronsbeck den Menschentypus, der sich nur außerhalb der gesellschaftlichen Grenzen glücklich fühlen kann, für den „der wahre Bettler einzig und allein doch der wahre König ist". Der Gegenspieler dieses Vagabunden aus Beruf und Berufung ist der wandernde Handwerksgeselle, den noch starke Bindungen in Kontakt mit der Gesellschaft halten, den eine Braut in der Heimat erwartet, Familie, Kameraden, Lehre und Beruf. Für den ist die Landstraße nur das Intermezzo, das Gorgonenhaupt, ein Schreckbild, von dem er sich angstvoll abwendet.

Es ist gut und nützlich, daß ein Mann wie Barthel das „Mysterium der Landstraße" entzaubert, daß er zeigt, wie den sozialen und soziablen Menschen die Einordnung in die Gesellschaft glücklicher und wertvoller macht als die sogenannte Freiheit des Vagabunden, die doch nur eine Flucht ist.

Barthel, ein Schriftsteller, dem die Bücher hurtig aus dem Fabulieren wachsen, wird eine strengere sprachliche Disziplin nichts schaden. Das Können ergibt sich erst aus der Begabung und jenem Fleiß, dessen Pedanterie für das einzelne Wort sich nicht in Widerspruch zu dem großen Schwung des Aufbaus stellt. Da bei Max Barthel viel Begabung vorhanden ist, müßte es ihm auch gelingen, jene Linie zu finden, die zur Meisterschaft führt.

Berlin-Wilmersdorf — Georg Schwarz

Frau auf der Flucht. Roman. Von Rose Meller. Berlin 1931, Universitas Deutsche Verlags A.-G. 268 S. M. 5,— (6,50).

Ich kenne die Produktion von Rose Meller seit vielen Jahren. Ich las und prüfte ihre Dramen, als sie für mich noch Rolf Meller hieß, und ich keine Ahnung davon hatte, daß hinter diesem Rolf eine Rose Meller steckte. Ich las als erster und trat ein auch für ihren „Leutnant Komma", der im Oktober dieses Jahres an vielen Bühnen zur erfolgreichen Ur- und Erstaufführung kam. Den Roman kannte ich nicht: sie gab ihn mir nicht, denn an diesem Buch, das ein Frauenschicksal gestaltet und auch nur von einer Frau geschrieben sein konnte, hätte ich ja erraten, daß dieser Rolf Meller, mit dem ich jahrelang korrespondierte, eine Frau ist.

Dieser Roman ist in seiner Wirkung und Gestaltung ungleich.

Die Tage auf dem Bauernhof in Dänemark sind in der Stimmung nicht neu. Es sei denn, daß diese eigentümliche Luft Skandinaviens von Rose Meller zart, einfach, in ihrer faszinierenden Naturhaftigkeit bezwingend wiedergegeben wird.

Auch die Tage auf der Landstraße, unten im Süden, werden leicht eintönig. Und alles, was auf den Landstraßen des Südens, auf dem Bauernhof im Norden vor sich geht, ist viel zu sehr durchsetzt mit Gefühl, mit der gleichmäßig wiederkehrenden Melodie einer einsamen Seele. Da verliert die Gestaltung ihre Umrisse. Da fällt es schwer, zu folgen. Doch sei bemerkt, daß Frauen hier williger folgen als Männer. Und so mag Rose Meller in diesen Teilen der Frau mehr geben als dem Mann.

Im dritten Teil aber bleibt es sich gleich, wer ihn liest, Mann oder Frau. Dieser dritte Teil ist wunderbar stark für alle. Die Kapitel vom Obdachlosenasyl, der Suche nach Arbeit, vom Nähen der Zwirnknöpfe, dann endlich: von der Krankheit und dem Tod dieser Frau, diese Kapitel bezwingt Rose Meller mit einer ganz eigenen Ausdruckskraft. In diesen Kapiteln fluktuiert die der Rose Meller durchaus eigene Atmosphäre: jene schwere, müde, melancholische Luft, in all ihren Hinter- und Untergründen, besessen vom Leben, einem Leben, das trotz aller Schwere und Trauer inbrünstig geliebt wird. Und diese Luft, dieses Leben, diese ganze Atmosphäre erscheint eigentümlich hingehaucht, wie schlafwandelnd erfaßt und in die Luft gezeichnet. Ja, wie hingehaucht in die erstarrende Kälte des Lebens malt sich dieses erschütternde Elend der Arbeiterin, malt sich ihr Tod: eine Symphonie der Auflösung, eine faszinierende Stufenleiter wegwehender Geräusche und Töne, ein Gestaltungsgrad der Entmaterialisierung, wie ihn nur ein Mensch schaffen kann, der die Realität auch wirklich kennt.

Und hier liegt die spezifische Begabung der Rose Meller: in der Gestaltung des Irrealen. Da, wo Reales und Irreales, entweder in der Groteske (wie im „Leutnant Komma") oder in einer schlafwandlerisch nachgezeichneten Faszination der Auflösung (wie im dritten Teil dieses Romans) sich begegnen, leistet sie Wundervolles. Hier reißt sie den ganzen Hintergrund des Lebens auf: die Angst, da zu sein, weiter zu müssen, weiter, bis zu einem — welchem Ende?!

Und so kommt dieser Roman, trotz mancher Unzulänglichkeit, doch noch zu einer ganz starken Wirkung. Und man begrüßt in Rose Meller mehr als eine neue Schriftstellerin. Mehr, weil sie Hintergründe des Lebens kennt.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Meister Cajetan. Novelle. Von Hermann Stehr. Leipzig 1932, Horen-Verlag. 136 S.

Um die Zeit Louis Spohrs, des romantischen Geigenvirtuosen und Komponisten, läßt Hermann Stehr seine Novelle vom Geigenbaumeister Cajetan spielen. Dessen Instrumente sind unter Kennern geschätzt, wenngleich der Klang der mittleren Register verblaßt und halb erloschen scheint. „Wann kommt die Zeit, da ich und meine Geigen das Tor in der Mitte aufreißen und zum Klingen bringen?" Eine Frau ist es, die dem schon älteren Meister die form- und klanglose Mittelschicht seines Innern durchstößt und sie zu jubelnder Auslösung steigert. Die halb wirkliche und halb unwirkliche Liebe zu diesem westfälisch-bäuerlichen Mädchen, das triebhaft zwischen herber Askese und ekstatischer Wildheit schwankt, läßt den Meister die fünf gelungensten M-Geigen schaffen. Meister Cajetan wehrt sich mit aller Inbrunst eines heiligen Egoismus gegen das Spiel des Mädchens, weil er nicht wieder in die Verkrüppelung seines Lebens und seiner Kunst zurückfallen will. Sein Tagewerk und sein Künstlertum sind erfüllt im Augenblick, da das Mädchen ihn verläßt und er wieder als Einsamer und Sonderling durch die Straßen Münsters irrt. — Mit meisterlicher Gestaltungskraft hat Hermann Stehr die halb besinnliche, halb tragische Figur dieses Geigenbauers Cajetan geschaffen. Voll starker Bildhaftigkeit, voll innerer Musik und in einem zwingenden Aufbau läuft das Leben eines Menschen ab, bis es „von den Schlacken aller Widerhelligkeit befreit, in die ewige Harmonie des Alls" einmündet.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Monika reist nach Madagaskar. Von Max Mezger. Mit vielen Bildern von Hugo Wilkens. Berlin 1931, Deutsche Buchgemeinschaft. 261 S.

Es gibt nicht sehr viele, literarisch wirklich wertvolle Bücher für Kinder, die auch gebildete Erwachsene mit Vergnügen

lesen können. „Wie Monika nach Madagaskar fährt, erweckt die Begeisterung der kleinen Hausangestellten, die da ausruft: ‚Ach nee — das geht zu scheene!‘ Von der kleinen Monika möchte man immer noch mehr hören." Die Kritikerin denkt dabei: Was zeichnet dieses Buch aus? Gemüt, ohne Sentimentalität, feiner deutscher Humor, den man längst verloren glaubte, Belehrung in einer Form, die kein Kind langweilen wird, und die höchste Erzählerkunst, die Landschaften, Städte, den Inhalt eines Reisekoffers, eine Aufwartefrau, einen afrikanischen Nabob in gleicher Weise belebt und farbig darzustellen vermag. Und alles das in der einfachsten, natürlichsten Sprache von der Welt.

Die schmissigen, lustigen Randzeichnungen von Wilkens und die großen, wohl nach Photographien aufgenommenen Vollbilder, verdienen ein besonderes Lob, ebenso wie der geschmackvolle Einband mit dem schönen grünen Lederrücken.

Wie Monika mit ihrem Vater nach Madagaskar fährt und was sie dort mit dem Forschungsreisenden erlebt, ist ein Buch zum Vorlesen am Familientisch, wie es nicht allzuviele gibt. Allgemeine Heiterkeit und Spannung werden sich über groß und klein zu behaglichster Stimmung vereinen, und ich glaube, auch der ernste Vater wird seine Freude daran haben.

Weimar — Gabriele Reuter

Jan Hus. Der letzte Tag. Geschichtlicher Roman. Von Oskar Wöhrle. Berlin 1932, Verlag der Bücherkreis G. m. b. H. 271 S. M. 4,80.

Ein historischer Roman? Von Oskar Wöhrle, dem Verfasser des „Baldamus", des „Bumserbuches", des „Rattennestes"? Eben von diesem! Und was sagt man im Palazzo Historischer Roman zu diesem Einbruch? Hat man nicht nach dem Überfallkommando telephoniert? Nein! Man hat im Palazzo von dem neuen Mann bisher nichts gemerkt, und es ist zu vermuten, daß man bei der gründlichsten Durchsuchung dort nichts von ihm finden würde. Er hat das Palazzo gemieden und hat, wie es ihm besser ansteht, auf dem Felde der geschichtlichen Dichtung sein eigenes Zelt aufgeschlagen. Um einen historischen Roman wie diesen zu schreiben, mußte ein Mensch aufwachsen von der Historie so unbelastet und von der Gegenwart so besessen wie Wöhrle. Wenn er mit seinem Buch eine Absicht gehabt hat, dann kann es nicht die gewesen sein, das Heute in den Gärten, Kabinetten und Panoptiken der Vergangenheit spazieren zu führen, sondern die umgekehrte: die Vergangenheit aus den Gefilden des Todes herüber zu beschwören mitten in das Licht dieser Tage und sie als Zeugin sprechen zu lassen in dem Prozeß, der um unsere eigenen Hälse und Köpfe geführt wird. Die zweihunderteinundsiebzig Seiten des Jan Hus sind Gegenwart in der gewählten grammatischen Form, im Atem der Erzählung, in der Nahsichtigkeit der Schau, in der Führung der Probleme. Künstlerisch bedeutet das Buch die Vermählung des breiten, erzählerischen Zuges, den der „Baldamus" hat, mit dem wilden Feuer der Temperamentskräfte, das aus allen Ecken des „Rattennestes" auflodert. Nur ist es nicht mehr der sich selbst phantasierende Autor, der von Kräften der Himmel und Höllen hingezerrt wird, sondern das Temperament des Verfassers leitet nun als überragende Kraft das Durcheinander einer Welt von Figuren, die in bestimmtester Zeichnung auseinanderstehen und auch in den Verknotungen ihrer Ganglinien nichts an Relief verlieren. Für irrtümlich halten wir die Meinung des marxistischen Verlages, daß der Dichter das Mittelalter und das Problem Hus auf die Doktrinen des historischen Materialismus habe zurückführen wollen. Großartig ist vielmehr eben die umfassende Überschau der Kräfte und die Schonung einer jeden in ihrem besonderen Wesen.

Aichelberg — E. Reinacher

Osternothafen. Roman. Von Heinrich Zerkaulen. Berlin 1931, Wegweiser-Verlag (Volksverband der Bücherfreunde). 382 S. Geb. M. 2,90.

Es ist die Geschichte eines Mannes, der zwischen zwei Frauen steht, die er beide liebt, und denen gegenüber er doch nicht den Mut aufbringt, die Entscheidung herbeizuführen. Glühend, leidenschaftlich wird dieser Kampf geführt und doch voll zartester Empfindung und vornehmster Gesinnung. Manch schönes, kluges Wort über Liebe und Ehe beleuchtet blitzartig die tiefe Tragik, die das Verhältnis der drei hochgesinnten Menschen überschattet. Mit psychologischem Scharfblick sind die seltsam verschlungenen Wege bis zur endlichen Lösung, über der ein leiser Klang feiner Harmonie schwebt, aufgedeckt. Die einzelnen Personen sind gut geschaut und klar und lebendig dargestellt, nicht minder das Milieu, die Kaufmanns- und Bankkreise Bremens, sowie die Insel Rügen und die Ostsee. — Ein gutes, feines und liebes Buch.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Die Letzte am Schafott. Novelle. Von Gertrud von le Fort. München 1931, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 136 S. Geb. M. 4,50.

Dies neueste Werk der Dichterin bestätigt noch mehr als die früheren, was ich in meinem Aufsatz über Gertrud von le Fort (L. E. XXXIV, 80) ausgeführt habe: Diese ihre neueste Novelle ist so geschrieben, als wäre sie nicht für uns bestimmt, sondern für die wirklichen Zeitgenossen ihrer Helden: 16 Karmeliterinnen, die in der großen französischen Revolution das Martyrium für ihren Glauben erleiden. Die Einstellung der Verfasserin zur Idee und zu den Beweggründen der französischen Staatsumwälzung ist die kurzsichtige, vom Standesstolz geblendete Einstellung des Adligen, der diese Geschichte erzählt. Danach hatte an der Revolution in keiner Weise weder das Königtum, noch der Adel, also die damaligen wirtschaftlich begünstigten Stände, die geringste Schuld. Das wahrhaft sündige, weil unchristliche, ausbeuterische Verhalten dieser Stände vor dem Ausbruch der Revolution wird mit keinem Wort auch nur als Nebenursache erwähnt. Die Revolution ist hier nur das, was die religiösen Mitglieder des französischen Adels darunter begriffen, nämlich der Ausbruch des Chaos, vor dem es keinen anderen Schutz gibt als den, der erworben wird durch die Akte höchsten vollkommenen Glaubens, also letzthin durch das Martyrium. Nicht Verbesserungen der Arbeiterlöhne, der Lebenshaltung der niederen Stände, der Justizeinrichtungen, des Schulunterrichts vermögen eine Revolution zu beenden, obwohl gerade diese Dinge im tiefsten Sinn Handlungen christlicher Nächstenliebe und religiöser Gerechtigkeit sein können. Auch nicht mal die Waffen eines so entschlossenen und klugen Generals wie Napoleon Bonaparte beschließen das revolutionäre Chaos. Was es beendet ist allein, wohlverstanden allein, die himmlische Gnade, die durch das Martyrium glaubensstarker Seelen bewogen wird, Frankreich zu erlösen, ähnlich wie Jesus Christus durch seinen Kreuzestod die ganze Menschheit erlöste. Dies Martyrium wird auch in der zwar nicht herzinnig aber dafür außerordentlich verstandesinnig verschlungenen Denkweise der religiös ganz anders als wir ausgebildeten Franzosen der höheren Stände

des 18. Jahrhunderts entwickelt. Diese von uns weit entfernte Einfühlung der Verfasserin geht bis in die nebensächlichsten Eigentümlichkeiten der Form. Die Darstellungsart ist deshalb auch die des Briefes (höchstens könnte man dagegen bemerken, daß wohl kein Franzose der Zeit einen so ununterbrochen langen Briefbericht fertig gebracht haben würde). Die einzelnen sprachlichen Ausdrücke sind so französisch, daß sich die Novelle wie eine Übersetzung liest. Nicht mal wie eine sehr gute, denn die vielen „hélas", werden ganz undeutsch durch störende „achs" oder „ohs" und die vielen „eh bien" durch ungeschickte „nun" wiedergegeben. Der Periodenbau und oft auch der Satzbau sind zwar fein, doch französisch fein und ganz ungegenwärtig langatmig. Ich kann mir nicht denken, daß diese Novelle und diese Kunstform selbst unter den gebildeten deutschen Katholiken von heute die geistigen Voraussetzungen findet, um bis ins Tiefste und Letzte nacherlebt werden zu können.

Münster i. W. — Hans Roselieb

Evarist und Leander oder Die Damenwahl. Novelle. Von Raoul Auernheimer. Leipzig 1931, L. Staackmann. 131 S. M. 2,— (3,50).

Raoul Auernheimer, der seine reiche Erzählungskunst gern in das Gewand vergangener Stile kleidet, hat hier eine Liebesgeschichte neu belebt aus einer Zeit, „als die jungen Leute noch himmelblaue Fräcke und vatermörderische Halsbinden trugen und sich Evarist und Leander nannten."

Aber der Herzensroman der schönen Alegrette ist keine Biedermeierangelegenheit, sondern ein weltkundiger Beitrag zur Kenntnis des menschlichen Herzens und als solcher völlig zeitlos.

Ein vollendeter Kenner der Frauen hat dieses klare Buch geschrieben, das künstlerisch geschlossen ist und dessen Gestalten das helle Tageslicht ertragen.

An Stil und Sprache kann man sich freuen; Auernheimer hat eine schöne, reine, nicht abgegriffene Dichtersprache, die noch besser Seelisches als Sinnliches ausdrücken kann und immer eine edle Haltung bewahrt, wenn sie ab und zu auch ein zu krampfhaftes Bild, einen zu gezierten Ausdruck aufnimmt.

Wägt man zuletzt Aktiva und Passiva dieser Novelle gegeneinander, so darf man getrosten Herzens rühmen. Es wäre nicht allzu hoch geschworen, wenn man sagen wollte, „Evarist und Leander" sei besser gelungen als „die linke und die rechte Hand". Aber man darf wohl noch weiter sagen, daß diese Geschichte überhaupt das Beste ist, was wir von Auernheimer bislang besitzen.

Eine stille Schwermut ist über diesem Buch; nachdenksame Leser, die nicht allein eine bewegte Handlung suchen, werden gern darnach greifen.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Kin Ping Meh oder die abenteuerliche Geschichte von Hsi Men und seinen sechs Frauen. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Leipzig 1930, Insel-Verlag. 8⁰. 920 S.

Mit dieser Veröffentlichung setzt der Insel-Verlag die Übersetzungen chinesischer Romane von Fr. Kuhn fort, von denen „Eisenherz und Edeljaspis" und „die Rache des jungen Meh" schon erfolgreiche Beispiele waren. Diesmal liegt ein Werk mit ganz besonderer Note vor. Grube sagt davon in seiner Geschichte der chinesischen Literatur: „Auf jeden Fall ist das Kin Ping Meh ein sittengeschichtliches Dokument, das von denen, die sich mit den Kulturzuständen Chinas befassen, nicht außer acht gelassen werden dürfte." Und der kürzlich verstorbene Richard Wilhelm schrieb von dem Roman: „Man kann trotz der anstößigen Stellen, die er in großer Zahl enthält, nicht sagen, daß er ein unsittlicher Roman wäre." Damit ist das Werk am besten charakterisiert. Zweifellos ist es keine Jungmädchenliteratur. Das bürgerliche Leben des China im Anfang des 12. Jahrhunderts könnte man aber schwerlich anderswo besser kennen lernen. Von diesem kulturhistorisch-dokumentarischen Charakter muß man bei der Bewertung ausgehn. In der Anlage erinnert der Roman an die europäischen Parallelerscheinungen der Barockzeit. Fast nach Art einer Chronik wird eine überreiche Fülle von Begebenheiten vor dem Leser ausgebreitet, ohne daß zunächst eine Entwicklung erkennbar würde. Erst am Schluß wird sichtbar, daß doch ein zusammenfassender Gedanke zugrunde liegt: es ist die buddhistische Vergeltungs- und Karma-Idee. Wie schon die früheren Übersetzungen Kuhns ist auch diese wieder gut lesbar und sprachlich wohl gelungen. Nicht ganz zutreffend ist seine Behauptung, er habe das Werk erstmalig in die Weltliteratur eingeführt. Vor Jahrzehnten schon hat von der Gabelentz eine Mandschuübersetzung des Romans ins Deutsche übertragen; die Veröffentlichung unterblieb allerdings damals begreiflicherweise. 1928 erschien eine Übersetzung von O. Kibat in einem gothaer Verlag.

Leipzig — G. Menz

Ernte. Roman. Von Jean Giono. Deutsch von Ferd. Hardekopf. Berlin 1931, S. Fischer. 207 S. M. 3,25 (4,80).

Was nun nicht alles aus Frankreich kommt! Dergleichen hatte man wohl noch unlängst nicht mitgemeint, wenn man vom „französischen Wesen" sprach und an etwas Klares, Feines, Ausgewogenes dabei dachte. Diese un-ja, antizivilisatorische Wildheit, Erdnähe und Lendenkraft, die aus dem Roman „Ernte" von Jean Giono spricht, erscheint sogar unserem Empfinden, dem ein geistig aufgelockertes, erschlossenes, weltoffenes Frankreich doch längst zur selbstverständlichen Gegebenheit geworden ist, derartig überraschend, daß die französischen Ortsnamen der Dörfer einem beinah fehlerhaft inmitten des Textes vorkommen: so sehr verbindet sich für uns mit dem Akzent der französischen Sprache der Begriff der „Zivilisation". Man denkt immerfort: Das ist doch toll! — während man liest. — Die erste Hälfte des Buchs ist noch toller, als die zweite. In der ersten Hälfte sehnt sich ein zottiger Mann, der in einem schaurig verödeten Felsdorf ganz allein geblieben ist, nach einer Frau; gleichzeitig sehnt sich eine Frau, die mit einem alten Scherenschleifer durch gottverlassene Gegenden ziehen muß, nach einem zottigen Mann. Der Höhepunkt des Buchs ist nicht der Augenblick, da die beiden zueinanderfinden, sondern die Stunde vorher, da das Sehnen der Zwei so ungestüm wie der Frühlingswind geworden ist, der sie anbläst. Der Höhepunkt des Buchs liegt für mein Empfinden auf den Seiten, wo der Pan-Mann den gefangenen Fuchs mittendurch reißt, um in den Gedärmen zu wühlen. Da wird es atemberaubend. Man riecht wahrhaftig den Atem dieser unflätigen Kraft. — Wenn Mann und Frau erst beisammen sind, ist keine Spannung mehr da. Schön und anschaulich wird beschrieben, wie sie eine Erde bezwingen, die so widerspenstig schien, und den Weizen ernten. (Es ist etwas, wie „Segen der Erde", aber nicht ganz so stark.) Eine andere Familie gesellt sich zu ihnen; diese ist mit Kindern gesegnet. Auch Mädchen Arsula ist längst reif für eines. Am Schluß ist sie schwanger. Alles dampft vor Fruchtbarkeit. — Den Schluß mag ich gar nicht

mehr. Aber ich blättere wieder vor, in die erste Hälfte. Ich finde wieder: es ist ohne Frage ein Buch, das man lesen muß. Dem Freund starker, saftstrotzender und robuster Sachen, von stellenweis etwas forciert bäuerischem, also doch schon wieder hysterischem und angegangenen Einschlag, wird es ein Vergnügen bereiten, wie er es in der zeitgenössischen Literatur lange suchen kann; und dem Liebhaber der äußerst vielfarbigen französischen Seele wird es um das Erlebnis einer mindestens interessanten Nuance bereichern. Denn ein Buch, wie dieses, deutet — mit einigen anderen zusammen — darauf hin, daß das zivilisierteste Volk — dem Zivilisation so viel wie Religion zu bedeuten schien — drauf und dran ist, die Grenzen der Zivilisation nicht nur geistig zu verspüren, sondern sie auch zu überschreiten (wobei es, wie wir überzeugt sein dürfen, mit dem sicheren Instinkt seiner Rasse so weit niemals gehen wird, wie die Zivilisationsverächter bei uns zu Lande es zu unserer täglichen Beängstigung tun).

München — Klaus Mann

Schloß Chevron. Roman. Von V. Sackville-West. Berlin 1931, S. Fischer. 400 S.

Vielleicht hat die Verfasserin an Flauberts Wort gedacht, als sie ihr Werk begann, „der Autor müsse einen Baum so schildern können, daß er zum einmaligen Baum wird." Denn sie baut das vorelisabethische Chevron mit seinen grauen Mauern und blauen Rauchfahnen aus hundert Schornsteinen, nicht nur auf, es gelingt ihr auch ihm eine Atmosphäre zu geben, in die der Leser eintritt, ja mehr, die ihn gefangen nimmt. Der Erbe von Chevron, der neunzehnjährige Herzog Sebastian, hat zwei Begegnungen mit einem traditionslosen Mann. Die erste Lockung, Sebastian vom Wege der Konvention fortzuführen, mißlingt. Die zweite, Jahre später, und nach der wahrhaft eindrucksvoll geschilderten Krönung Georgs V., hat Erfolg, und wir erleben sogar, daß Sebastians Schwester die Verlobte des traditionslosen Mannes wird. Dazwischen liegt die Zeit der Regierung Edwards VII. in ihrer gesellschaftlichen Auswirkung. Die Schilderung dieser Aristokratie, die unwandelbar in ein Zeitalter der Bürgerlichkeit hineingreift, ist schlechthin außerordentlich, ist gekonnt im vollsten Sinn des Worts. Bewunderung und Verurteilung einer Schicht, einer Gesellschaft, der die Autorin selbst entstammt, wechseln miteinander ab. Die herausgegriffenen Exponenten sind mit Eindringlichkeit charakterisiert. Unmöglich, Lady Silvia Roehampton, die lachende wie die weinende, sobald zu vergessen. Ebensowenig Teresa, die kleine Arztfrau, die den jungen Herzog scheu verehrt, aber im mondbeleuchteten Schlafgemach der jungfräulichen Königin kein Herzogsliebchen werden will. Ein Hofball, eine Tristan-Aufführung, ein Weihnachtsfest in Chevron beflügeln die Phantasie, so voll Farbe und Stimmung sind sie. Ein Zeitalter rollt ab, ohne Chevron anzutasten. Und am Schluß willigt der junge Herzog ein, Chevron auf drei Jahre zu verlassen, er würde dann dem heißgeliebten Besitz ein besserer Herr sein.

Dies Buch ist ein vortreffliches Gesellschaftsbild, und zwar nicht nur aus dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Darin gipfelt sein Reiz, sein Gültiges. Darum ist dieses Gestern auch noch Heute, trifft uns, rührt uns an.

Aber Chevron, das schöne, kultivierte, herrliche Schloß ist keineswegs nur anziehend. Am Schluß des Buchs ist man erschrocken, mit welch unzerstörbarer Gewalt die wunderbaren Mauern und Gemächer die Ideen des 20. Jahrhunderts, ja selbst jede Frage nach Sinn und Zweck des Daseins, ausschließen konnten.

Dank noch an Käthe Rosenberg und Hans B. Wagenseil, die Übersetzer von Schloß Chevron. Ihre große und mühevolle Arbeit ist eine Leistung für sich, sicher im Unwägbaren, nach- und einfühlend bis ins minuziöseste Detail.

Dornburg a. S. — Carola von Crailsheim

Die Baumwollpflücker. Roman. Von B. Traven. Berlin 1931, Universitas Deutsche Verlags A.-G. 279 S.

Nach dem grandiosen „Totenschiff", der erschütternden und erbarmungslosen „Weißen Rose", ein dritter Traven: nicht so, wie das „Totenschiff" von Matrosen und Meer, wie die „Weiße Rose" von der Farm und dem Petroleumkönig her gradlinig entwickelt, vielmehr: als Baumwollpflücker, Kellner und Viehtreiber zieht Traven nun umher. Aber was für den Baumwollpflücker gilt, gilt auch für die beiden anderen Berufe: sie sind Arbeit-Nehmende, hängen ab vom Arbeit-Gebenden, sind ihm ausgeliefert — und das oft mehr grausame als nachsichtige Wechselspiel zwischen beiden formt Traven zu erregenden Erlebnissen.

Das Leben auf der Baumwollfarm, dann der Streik der Kellner in der Stadt, die ausgezeichnete Schilderung der Quartiere der Señoritas, endlich der großartige Transport des Viehs meilenweit ohne Karte und doch zum richtigen Ziel, die singende Prärie und Travens Loblied auf die Herde, den Herdenführer, die Kunst des Herdeführens — wie einfach, richtig und in allen Punkten uns, uns betreffend.

Dieser Roman hat nicht die dramatische Wucht der beiden oben genannten Bücher Travens. Aber er steht ihnen nicht nach an klarer, die Realität unmittelbar erfassender, wohltuend einfacher Gestaltungskraft. Ein Dichter nicht der Gefühle und der unkontrollierbaren Schwärmerei, sondern der Realität dieser, unserer Gegenwart.

Der so singt:

Ich bin verlaust, ein Vagabund,
Und das ist gut, das muß so sein;
Denn wär' ich nicht so 'n armer Hund,
Käm' keine Baumwoll' 'rein.
  Im Schritt, im Schritt!
  Es geht die Sonne auf.
  Füll in den Sack
  Die Ernt' dein!
  Die Waage schlag in Scherben!

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Imán. Kampf um Marokko. Roman. Von Ramón J. Sender. Übersetzt von G. H. Neuendorff. Berlin 1931, Der Bücherkreis. 251 S. Geb. M. 4,80.

Die maßlos blutigen Kämpfe, die sich im abgelaufenen Jahrzehnt in Marokko abspielten, all die Qualen und Leiden der spanischen Krieger durch Verdursten und aufreibenden Guerillakrieg, die zu immer wieder nutzlos dargebrachten grausigen Hekatomben von Menschenopfern führten, spiegeln sich in diesem Buch. Aufzeichnungen eines Mitkämpfers gegen die heldenmütigen Rifbewohner sind hier in Romanform gebracht. Ein neues Dokument danach zur uralten Erbfehde, die schon ein Cervantes, ein Espinel u. v. a. ähnlich miterlebten und hinterher in ihrer Weise aus dem Zeitgeist heraus literarisch auswerteten. Seit Jahrhunderten geht ja dieser erbitterte Kampf zwischen ehrsüchtigen mutigen Spaniern und den gleich Löwen des Atlas wütend um ihre Frei-

heit kämpfenden Marokkanern, ohne daß erstere sich ihrer schließlichen Landnahme auch nur um Fußbreit absolut sicher wären. Was Wunder, wenn sich unentwegt Stimmen erheben, dies unselige Marokkounternehmen, diese aberwitzige Aspiration aus verklungenen Hidalgotagen endgültig zu liquidieren. Hat sie doch im Verlauf der Zeiten mehr Opfer gekostet, als weite Gebiete Spaniens Bewohner zählen. Eine Art spanischen „Im Westen nichts Neues" also, was wir da vor uns haben. Ein obgleich skizzenhaft angelegtes, dennoch eindringlich und überzeugend wirkendes, bisweilen sogar tief erschütterndes, weil eben erlebtes Buch. Die marokkanische Landschaft ersteht in plastischen Bildern, Gestrüppsteppe, Wüstenei, Bergwelt. Man lernt die rauhe Seele des Kabylen kennen, versteht seine fanatische Liebe zur Freiheit, zur kargen Vätererde. Tut aber auch manch tiefen Blick in die Brust des einfachen spanischen Soldaten aus dem Bauernstand, der es nimmermehr begreifen wird, wozu auch Tausende seiner Landsleute aus den blühenden Gefilden Spaniens hierher geschickt wurden, um in der Wüste sinnlos hingeopfert den Geiern und Raben als Fraß zu dienen. Ein überaus starkes, aktuelles und lesenswertes Buch.

Wien — Martin Brussot

Das Eismeer. Roman. Von Pawel G. Nisowoj. Aus dem Russischen übersetzt von Boris Krotkow und G. Stephan Stoeßler. Stuttgart 1931, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 226 S.

Vorfrühling. Roman. Von Iwan Schmeljow. Aus dem Russischen übersetzt von R. Candreia. Erlenbach-Zürich 1931, Rotapfel-Verlag. 423 S. M. 4,80 (6,—).

Es soll nicht behauptet werden, daß es nicht innerhalb der „Zeitkunst", der einzigen, die in Sowjetrußland heute geduldet wird, große Dichtung gebe, aber wer „von Berufs wegen" verpflichtet ist, allmonatlich eins dieser Bücher zu lesen, fühlt sich auf einer glücklichen Insel, wenn er eins der Bücher in die Hand bekommt, die, von aller Zeit gelöst, wieder nichts anderes zu tun haben als das Bild des Menschen ohne jede andere Beziehung zu formen als die zu den ewigen Dingen, zu Gott, zur Erde, zur Liebe, zum Schicksal. Gewiß, es liegt ein heroischer Glanz über den Werken der Gladkow, Leonow, Pamferow, wie ein heroischer Glanz über der Geburt der Welt liegt, aus der sie schöpfen. Aber wir werden zu dem falschen Glauben verführt, daß es keinen Heroismus gebe außer diesem, kein Lächeln und keine Träne außer dem Lächeln und der Träne, die hier aufleuchten. Bis wir sehen, daß die Zeit nichts als einer der tausend Rahmen ist, die um das Bild des Menschen gelegt werden können. — Und nun sind hier zwei Bücher, die ihr Heroisches wie ihr Idyllisches in einen zeitlosen Rahmen spannen und trotzdem auf eine seltene Weise erschüttern und beglücken.

Ich habe schon einmal an dieser Stelle auf Schmeljow hinweisen dürfen („Liebe in der Krim", Reclam). Ich habe nichts zurückzunehmen. Denn in diesem Roman eines Knaben wird die Seligkeit und die Verzweiflung, die „Ruchlosigkeit" und die Heiligkeit einer ersten Liebe mit einer Zartheit und Leidenschaft ohnegleichen geschildert. Welch ein rührender Glanz um die Gestalt des Hausmädchens Pascha, welch ein großartiger Humor um den 17jährigen Lebemann Schenjka, um die einäugige Verführerin Serafima. Eine Kunst, die das Tragische (Stepan, Karich) in das Idyllische hineinsetzt, das Heilige in das Allzumenschliche, das Pathos in die Schlichtheit, die Resignation an den Rand zerbröckelnder Leidenschaft. Ich müßte lange suchen in der russischen Dichtung, vielleicht bis zu Nataschа Rostow bei Tolstoj, ehe ich eine Gestalt wiederfände wie die der Pascha, mit einer Kunst gezeichnet, die nicht nur beglückend, sondern fast beseligend ist. Ein Glanz unsäglicher Reinheit liegt um diese Gestalten, eine greifbare Deutlichkeit der Menschenschilderung, eine unerhörte Kunst der Sprache, der Ordnung, der Einfühlung, der Überlegenheit. Und so wenig ist gesagt, wenn ich hier allen danke, die uns dieses Buch geschenkt haben: dem Dichter, dem Übersetzer, dem Verlag.

Aus einer anderen Zeitlosigkeit steigt der Roman Pawel Nisowojs. Es ist schon so, daß die Landschaft nicht nur den Menschen formt, sondern auch seine Kunst. Dies ist eins von den großen und schlichten Büchern, die aus der Seele des Dichters aufgestiegen sind, wie die Saat aus dem Acker aufsteigt: voller Wunder und ganz selbstverständlich, voller Überfluß und ganz sparsam, voller Herbheit und ganz zart in den seelischen Bezirken. Der Roman des Fischers und Helden William (und vielleicht mehr noch der seiner Frau Wera), der an der Küste des Eismeers ein Haus baut, eine zarte Frau dorthin verpflanzt, und viele Jahre lang in Gefahr ist, dies alles zu verlieren: Besitz, Liebe der Frau, Glück und Leben. Und der am Ende mit Weib und fünf Kindern dasteht als ein Meister des Daseins. Kraft strömt von ihm und diesem Buch aus, Glauben und jene Zuversicht, die aus den großen Werken des Menschen in uns hinüberfließt. Es gibt großartige Szenen in diesem Roman, einen wilden Atem des Geschehens, eine vorbildliche Schlichtheit in der Darstellung des scheinbar Kleinen und Belanglosen. Ihm ist gegeben, sagen zu können, was gesagt werden soll, und zu verschweigen, was nicht gesagt zu werden braucht. Hier ist die Einfachheit Hamsunscher Welt und die süße Versunkenheit der des Gunnarsson. Und, was mehr ist: ein eigener Mensch, eine eigene Kunst, eine eigene Erschütterung. Hier ist ein Werk, das ich weder zu tadeln noch zu besprechen habe, sondern für das ich nur zu danken habe. — Die Übersetzung ist ausgezeichnet.

Berlin — Ernst Wiechert

Literaturwissenschaftliches

Kainz. Von Helene Richter. Wien 1931, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 336 S.

Einundzwanzig Jahre sind vergangen, seit mit Joseph Kainz die stärkste Zauberkraft der deutschen Bühne schwand, der Glanz seiner unvergeßlichen Stimme verblich, die unwiederbringliche Magie dieses einmaligen Menschenmittlers erlosch. Noch lebt der Nachwelt die Erinnerung seiner Gegenwart. In zahllosen Aufzeichnungen, da und dort verstreut, hat sich unschätzbares Material angesammelt: nicht allein die Kritiken berufener Kunstrichter, gipfelnd in dem berühmten Essay Otto Brahms, der auch für Kainz den zunächst recht schmalen Pfad zu Geltung und Ruhm gebahnt hatte. Die Dichter Hermann Bahr und Herman Bang haben den Abglanz seiner schöpferischen Erscheinung überliefert, zwei Briefsammlungen den unmittelbarsten Ausdruck des Menschen Kainz festgehalten. Was bislang fehlte, war eine großzügige Gesamtdarstellung des Phänomens Joseph Kainz. Seine Altersgenossin Helene Richter, die schon öfters in Goethe- und Shakespeare-Jahrbüchern feinsinnige, dem tiefsten Wesen kainzischer Kunst nachspürende Rollenstudien veröffentlichte, hat sich nun dieser Aufgabe mit bemerkenswertem Gelingen unterzogen. Auf 300 Seiten stellt sie den künstlerischen Entwicklungsgang dar. Von den frühesten Anfängen auf einer wiener Vorstadtbühne begleitet sie Kainz

über Leipzig, Meiningen, München, die Begegnung mit Ludwig II., Berlin, den Kontraktbruchkonflikt mit Barnay, die amerikanische Tournee bis zum Burgtheater in Wien. Sie hat das gesamte weitverstreute Material in kluger Sichtung mit ihrem eigenen, aus persönlicher Anschauung und persönlichem Erlebnis schöpfenden Bericht verwoben, die bedeutendsten Bühnengestaltungen Kainzens wieder lebendig gemacht und — ohne in das Höchst-Private seines Lebens unnötigerweise einzudringen — doch zugleich ein klares Bild des Menschen umrissen, die Tragödie seiner Unrast, seiner jähen, allzufrühen Vollendung nachgestaltet. So hat sie — mit einer Wärme, deren nur die echte phrasenlose Verehrung fähig ist, doch zugleich frei von kritikloser Blindheit — dem Schauspieler, Vortragskünstler, Dichter und universalen Kunstmenschen Kainz ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Berlin C. F. W. Behl

Der Typ des Zerrissenen. Ein Vergleich mit dem romantischen Problematiker. Von Gerhard Thrum. (Von deutscher Poeterey. Forschungen und Darstellungen aus dem Gesamtgebiete der deutschen Philologie. Herausgegeben von H. A. Korff, Hans Naumann, Friedrich Neumann, Karl Viëtor. Band 10.) Leipzig 1931, J. J. Weber. 216 S. Geb. 10,—.

Um es gleich vorauszunehmen, eine ungemein fördernde Arbeit, die tief in die Geheimnisse dichterischen Schaffens eindringt und klug und wohlerwogen die Ergebnisse fundamentiert. Nur eben ist dieser Vorzug zugleich Begrenzung. In erster Linie typologische Studie, tritt dahinter die Verwurzelung auch der Dichtung im kulturellen Geschehen zurück. Von der Seite des Kulturpessimismus hätten sich einzelne Gedankengänge leichter fassen lassen, als es Thrum tut. Ja, es scheint immer deutlicher zu werden, daß in diesem Kulturpessimismus der Jungdeutschen schopenhauerische Gedanken dichterisch vorausgenommen werden, dessen System um diese Zeit bereits konzipiert, wenn auch noch nicht wirksam geworden war. Fingerzeige in dieser Richtung bot Imhoofs Arbeit über den Amerikamüden, die dem Verfasser wohl nicht mehr zu Gesicht gekommen ist. Doch auch das, was geboten wird, ist des höchsten Lobes wert, nämlich die endgültige Scheidung der beiden Typen. Während das romantische Problematikertum aus innerster Seelennot erwächst, geht das jungdeutsche aus äußerem Geltungsbedürfnis hervor, so daß es nicht als Höhepunkt angesehen werden kann. Thrum stellt die beiden Menschen- und Dichtungsformen einander gegenüber. Er verzichtet auf die Analyse jedes einzelnen Werks bei der Fülle des Materials, sondern begnügt sich mit bezeichnenden Erscheinungen, um dafür um so tiefer zu dringen. Im einzelnen werden vier deutlich voneinander geschiedene Spielarten des „Zerrissenen" herausgearbeitet. Für die vertiefte Erfassung der jungdeutschen Dichtung bedeutet diese Arbeit einen wesentlichen Fortschritt über unsere bisherige Kenntnis und Erkenntnis hinaus.

Dresden Otto H. Brandt

Verschiedenes

Deutschland und Europa. Von Hermann Stegemann. Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. 464 S. Geb. M. 9,60.

Dies große Werk schließt sich den beiden Büchern über den Kampf um den Rhein und über das Trugbild von Versailles an. Die Methoden der Arbeit sind die gleichen; aber waren sie damals geographisch oder zeitlich begrenzt, auf das Rheinproblem oder auf die Analyse des 1919 Europa angesonnenen Zustandes angewandt, so greift Stegemann jetzt räumlich und zeitlich weiter. Er gibt nicht weniger als den Versuch einer europäischen Geschichte, in ihren großen Linien, und er zeigt, wie diese Linien immer über Deutschland führen, führen müssen: das deutsche Schicksal in das europäische verschlungen, auch dann, wenn es sich um Spannung und Entspannung im fernen Raum, Spanien, Balkan oder sonstwo handelt. Das Buch nennt sich „Eine geschichtliche Schau und ein politischer Ausblick" — es ist bis nahe an die Gegenwart herangeführt, ohne der Tagesaktualität den Sinn des ganzen Unternehmens zu opfern und ohne sich in die Kontroversen des Tages zu verlieren. Stegemanns Bemühen ist, vor allem die zwingenden Elemente des Raumes zu zeigen, die auf den Rhythmus des Geschehens wirken — er verfährt dabei nicht in starrer Pedanterie, sondern blickt auf den Wechsel der ökonomischen Entwicklung und der strategischen Voraussetzungen. Das Problem der historischen Individualität tritt bei der Betrachtung zurück, vielleicht zu sehr. Stegemann hat von Ranke gelernt; der ist freilich gelassener, bleibt aber der unübertroffene Meister im Ausdeuten der machtpolitischen Motive. Das neue Werk dankt seine fesselnde Kraft der sprachlichen Führung, die mit einem verhaltenen Pathos, farbig und bewegt in einem ist.

Berlin Theodor Heuß

Kulturgeschichte der Neuzeit. Von Egon Friedell. Dritter (letzter) Band: Romantik und Liberalismus, Imperialismus u. Impressionismus. München 1931, C. H. Becksche Verlagsbuchhandl. 594 S. M. 14,—(18,—).

Im vierten Buch des dritten Bandes heißt ein Kapitel „Das Luftgeschäft". Friedell nennt den kollektivistischen Grundgedanken des Sozialismus einfach und gerecht. Bei Gartenanlagen und rollenden Trottoirs, Badeanstalten und Spielplätzen, Bibliotheken und Museen, Schulen und Spitälern sei er heute schon vielfach durchgeführt. Nahezu auch schon bei Briefbeförderung und Wasserversorgung „und bei den Theatern, die fast nur noch von Freikartenbesitzern besucht werden". Das ist schmunzelndes Aperçu. Oder ein anderes die Charakteristik der Zeitung, die sich durch jede Tür zwänge und dem modernen Menschen ebenso unausstehlich und ebenso unentbehrlich sei wie dem Faust der Mephisto. Aber die Conferencier-Witze sind nur geringe Zutat zu einem Werk der aus Künstlerschaft geborenen Form und des unerschöpflichen Gedankenernstes.

Friedell geht den letzten Teil der Entwicklung ab: 19. und 20. Jahrhundert. Über die Symbolbegriffe von Geburt und Blüte ist er bis zu dem des Todes der Neuzeit gelangt. Oder, sagt er, in den innersten Höllenkreis eines absurden und notwendigen Leidenswegs. Nämlich der rationalistischen Kultur, an deren Beginn Descartes steht. An ihrem Ende stehe Freud, der, noch immer mit rein kartesianischen Mitteln, erkannt habe, daß die Seele ein geheimnisvolles Ungreifbares sei. „Ein schwacher Lichtschimmer erscheint von der anderen Seite. Das nächste Kapitel der europäischen Kulturgeschichte wird die Geschichte dieses Lichtes sein." Wer über den Untergang des Abendlandes so oder so philosophiert, wird die Tendenz haben, um der Konstruktion willen die einzelnen Phänomene zu vergewaltigen. Friedell springt etwa von Manet, Monet, Degas und den Farbensymphonien Whistlers in eine Erklärung des Impressionismus (den er doch auch in den „Netzhautbildern" von Altenbergs „Wie ich es sehe" wiederfindet). Der Impressionismus sei „ein neuer Sieg des französischen Sensualismus und seiner Reversseite, des

kartesianischen Rationalismus"; und mit dem Ideal des „Ouvrier" ein legitimes Kind des industriellen Zeitalters. (Aber sein teurer Altenberg ist nach Seite 515 der Romantiker.) Doch wie vergewaltigt Friedell? Paradox plänkelnd, schmiegsam ausdeutend, mit lächelnder Verliebtheit in das Jahrhundert, dessen strenger Totenrichter er zu sein behauptet. Und daß er selbst, „legitimes Kind" der Epoche, der er entstammt, und „enfant terrible", trotz der dogmatischen Gebärde ein sehr zärtlicher Ketzer ist, ein mit den Irisfarben der Schmetterlingsflügel schillerndes Kreuzungsprodukt, macht für seine durch alle Widersprüche nur um so mehr angezogenen Leser seinen offenkundigen Reiz aus.
Er ist ein Fremdenführer, der nicht mit Pedanterie herzählt, indes der Wagen an den Sehenswürdigkeiten vorüberrollt. Er bläst ins Megaphon, und dann weist er auf Veduten von Schlössern, auf große Monumente, auf anmutige Seitentäler, und was er sieht, wird ihm ein Vorwand zu bizarren und zu schwärmerischen Exkursen. Von individuell gesehenen Porträts ist der Band voll und übervoll: Weber, Stendhal, Byron, Balzac, Carlyle, Macaulay, Nestroy, Andersen, Taine, Flaubert, Emerson, Schopenhauer, Bismarck, Wagner, Busch, Zola, Dostojewski, Tolstoj, Nietzsche, Strindberg, Ibsen, sie werden in subjektiven Bildern lebendig. Und an den eilends oder im Schlendertempo durchmessenen Strecken liegen Romantik und Biedermeier, die „Welt im Gaslicht" und der „Zeitgeist", die Revolutionen und der Materialismus, die „deutsche Renaissance" und der „Stil der Stillosigkeit", der Imperialismus und 1914. Und dann ist man bei Mach, Bergson, Weininger, beim Symbolismus und bei Maeterlinck, beim Expressionismus und beim Futurismus, der die Entfesselung einer Art von Selbstmordinstinkt der Kunst gewesen sei. Einmal gibt es funkelnde Sentenzen wie die von den drei möglichen Aktschlüssen (dem Rufzeichenaktschluß Schillers, dem Fragezeichenaktschluß Hebbels, dem Gedankenstrichaktschluß Ibsens). Und hier wieder Kulturzusammenfassungen, die in hundert Zeilen die Gelehrsamkeit von Bibliotheken drängen. Denn dieser Egon Friedell, der nun am Ziel ist und Atem holen darf, setzt ein ganzes Geschlecht subalterner Kommentatoren ab.

Berlin — Paul Wiegler

Eine deutsche Geschichte. Von Wolfgang Goetz. Berlin 1931, Ullstein. 503 S. Geb. 12,—.

Indem Goetz sein Werk „Eine deutsche Geschichte" nennt, gibt er dem Titel einen bezeichnenden Tonfall. Es gibt auch andere „deutsche Geschichten"; diese hier beansprucht, mit dem kleinen Beiwort, nicht in die Reihe der gelehrten Werke oder der Schullesebücher gestellt zu werden. Das Beiläufige soll sie abscheiden; es könnte auch heißen „meine deutsche Geschichte". So sehe ich die Vergangenheit meines Volks, nicht als Forscher, nicht als Aufzähler von Ereignissen, sondern als Liebhaber von Menschen, die durch alte Jahrhunderte gingen, deren Atem wir aber noch spüren, die ihr Volk geführt oder verführt haben, als ergriffener Betrachter dieses Volks selber, seines oft abwegigen, ungeschlachten, heroischen oder rührenden Ganges. Ein mit Bewußtheit subjektives Buch, oft eigenwillig und gelegentlich störrisch gegen überkommene Klischee-Bilder, manchmal ein bißchen zu sehr geneigt, gegen Vergangenheiten zu polemisieren (statt sie in ihrer Notwendigkeit hinzunehmen). Aber die Eigenwilligkeit der Betrachtung artet nie in jene Eitelkeit aus, die Erscheinungen neu malen möchte, und dabei an der eigenen Palette sich mehr freut als am Gegenstand. — Das Buch ist gut und würdig, kräftig und farbig geschrieben, aus einer spürbar protestantischen Grundhaltung, doch unbefangen im Urteil. Goetz gehört zu den Leuten, die von der Schule her eine Abneigung gegen Zeittafeln haben und sich am Pennal rächen, wenn sie mit Jahreszahlen sparsam sind — Überwertung ehedem, Unterwertung heute. Das darf man aber hingehn lassen — ganz fehlen sie ja nicht. Das Buch ist — mit für mein Gefühl zu lyrisch gewählten Kapitelüberschriften („Blitz", „Zuckung", „Hölle", „Schattenreich", „Föhn" usf.) — gut rhythmisiert.

Berlin — Theodor Heuß

Leonardo. Des Meisters Gemälde und Zeichnungen in 360 Abbildungen. Herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Bodmer. (Klassiker der Kunst.) Stuttgart-Berlin 1931, Deutsche Verlags-Anstalt. XXXVII und 426 S. Geb. M. 32,—.

Ein Buch, zu dem man gern greift, und das man dankbar aus der Hand legt. Aber bald blättert man wieder darin, sich an der Kunst Leonardos stets von neuem erfreuend. Für den knapp und sachlich gehaltenen Text zeichnet Heinrich Bodmer verantwortlich, der gewiß eine gediegene Kennerschaft an dieses Thema einzusetzen hat. Und daß er den Kreis der Arbeiten recht weit spannt, erscheint in unserem Rahmen gerade als Vorzug, um so mehr, da er die einzelnen Abbildungen mit genauen Anmerkungen begleitet. Das Schaffen Leonardos, wie es sich hier auf einer Fülle von Tafeln entfaltet, begegnet selbstverständlich dem regsten Interesse jedes Kunstfreundes. Aber nicht minder wird der Liebhaber menschlicher Geistesgeschichte gefesselt, und wichtige Beiträge findet der Charakterologe in den physiognomischen Studien, oder der Arzt in den anatomischen Arbeiten. Der Reichtum, den dieses Genie spendet, ist derart groß, daß jeder beschenkt wird. So bietet dieser neue Band eine besondere Zierde der berühmten „Klassiker der Kunst".

Halle a. d. S. — Emil Utitz

Vergessene Historie. Frankreichs Rote Kinder — Vendée. Von Friedrich Sieburg. Zwei Bändchen. Frankfurt a. M. 1931, Societäts-Verlag. 91 und 107 S. je M. 2,20 (3,30).

Das sind offenbar Seitenstudien, die bei Sieburgs großem Frankreichbuch abgefallen sind. Jeder historisch interessierte Mensch kennt die liebhaberische Neigung für das „Vergessene", das geschichtlich Unterlegene, den besiegten Helden, von Darius und Pompejus bis zum Südfahrer Scott. Und jeder Liebhaber dieser Bezirke hat in sich einen besonderen Schrein für die beiden Gegenstände, die Sieburg ausgewählt hat: die royalistische Insel der Vendée von 1794, und das frühe Kanada, das amerikanische Kolonialreich der Franzosen, dessen Untergang vielleicht das wichtigste Ergebnis des uns aus anderen Gründen wichtigen Siebenjährigen Krieges gewesen ist. Kommt dazu, daß dieses selbe Kolonialreich die Heimat der Lederstrumpfromane ist, daß in ihm die Huronen- und Irokesenzwiste gespielt haben — und wem dies irgend etwas bedeutet, der wird Sieburgs Büchlein mit dankbarer Freude begrüßen. Um so mehr als der Autor hier neben einer warmen Darstellung auch mit großzügigen geschichtlichen Durchblicken aufwartet: die Konzeption eines lose verwalteten Kolonialkettenreichs von Kanada bis an den Mexikanischen Golf, unter friedlicher Gewinnung des roten Einwohners, hat etwas Großartiges und unbedingt Lebensvolles; es ist eine Idee, die hätte sein können, und die um so rührender ist, als in ihr das französische Kulturgenie sich mit etwas eigentlich Unfranzösischem, dem Geist abenteuerlicher, weltsüchtiger Aktivität, aufs versprechendste vermählt hat.

Das Buch über die Vendée hat nicht diese Vorzüge. Sein Gegenstand enthält mehr balladenhafte als ideelle Werte; im Grunde waren die dortigen adligen Bauernführer zynische Raubritter von farbigem Egoismus. Die Art, wie Sieburg sie und ihre Landschaft darstellt, hat mich nicht sehr überzeugt; er tut es recht sentimental und feuilletonistisch.

München W. E. Süskind

Mit Lenin in Sibirien. Von A. Schapolow. Berlin 1931, Mopr-Verlag. 47 S. M. 0,20.

Der 15. März 1928. Eine japanische Arbeitererzählung. Von Takiji Kobayashi. Berlin 1931, Mopr-Verlag. 47 S. M. 0,20.

Seit kurzem ediert der genannte Verlag eine „Rote Reihe", die in sich zwei Vorzüge einschließt: den der Billigkeit und den der literarischen Qualität. Mit dieser Reihe wird der Versuch gewagt, durch eine Sammlung von biographischen Ausschnitten und von Erzählungen ein farbiges und bewegtes Bild von dem proletarischen Emanzipationskampf in seinem internationalen Ausmaß zu geben. Das erste Heft der Reihe bestreitet der Russe Schapolow, der als Weg- und Kampfgenosse Lenins die Persönlichkeit des genialen proletarischen Führers einer interessanten Belichtung aussetzt. — In dem zweiten Heft kommt der in Deutschland noch unbekannte, aber in seinem Land viel gelesene japanische Arbeiterdichter Kobayashi zu Wort. Kobayashi schildert schlicht und spannend Vorgänge, die sich im Jahr 1928 in dem japanischen Städtchen Otaru tatsächlich ereignet haben. In erschütternden Szenen wird die seelische und politische Haltung von japanischen Revolutionären gezeigt, die anläßlich einer umfassend organisierten antiproletarischen Verfolgungskampagne verhaftet und grausam gefoltert werden. Die dokumentarische Erzählung legt Zeugnis ab für die Opferfähigkeit der Verfolgten. Zugleich ist sie eine leidenschaftliche Anklage gegen jene gesellschaftlichen Gewalten des fernen Ostens, in deren Interesse man heute noch Bauern, Arbeitern und Intellektuellen mit mittelalterlich-blutigen Methoden erwünschte Geständnisse abzupressen versucht.

Berlin Werner Türk

Das Leben der Heiligen Elisabeth von Thüringen. Von Elisabeth Busse-Wilson. München 1931, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 339 S.

Elisabeth Busse-Wilson bekundet in ihrem Werk große, ja hinreißende Vorzüge. Neben der wissenschaftlichen Gründlichkeit und der absoluten Beherrschung des Stoffs besticht höchste Flüssigkeit des Stils, glänzt große Belebtheit der Darstellung, verrät sich eine Heutigkeit der Seelenausdeutung, neben der das gegebene Material fast als etwas Nebensächliches erscheint. Ich empfinde das Buch schlechthin als ein Kunstwerk, mit dem Anrecht auf jenen Subjektivismus, der das Wesen eines solchen ausmacht.

E. Busse-Wilson stellt das Bild einer Elisabeth hin, die mit der legendären Heiligen nur noch geringe Verwandtschaft hat. Sie beweist dabei den realistischen Spürsinn des Psychopathologen, der noch für die subtilsten seelischen Verästelungen eine physiologische Grundlage kennt, oder zu kennen glaubt. So entsteht ein Menschenbild, das Wirklichkeitsformen annimmt und Lebensnähe atmet: das ungarische Königskind in seiner schmerzlichen Seeleneinsamkeit am heimatfernen thüringer Landgrafenhof, die kindlich-glückliche Braut, die mädchenhafte Geliebte und Gattin, die junge Mutter. Sie bleibt immer ein Fremdling in ihrer Umwelt. Sie kämpft mit schüchternen, aber von beschwingtem Fanatismus getragenen Mitteln den Kampf um ihr Recht: sie selbst zu sein.

Auf dem Hintergrund einer in manchen ihrer Auswirkungen uns fast unbegreiflichen Zeit wachsen Geschehnisse empor, die dem schnellen Blick sehr befremdlich sind. — Diese Menschen scheinen uns bisweilen Wesen eines anderen Sterns. Die Entfernung zwischen ihnen und uns, die sechs Jahrhunderte beträgt, dünkt uns dann eine unüberbrückbare Ewigkeit. Diese selbe unüberbrückbare Ewigkeit aber breitet sich auch heute zwischen Mensch und Mensch, Art und Art, Gefühl und Gefühl. Hier ist der Punkt, an dem Elisabeth Busse-Wilson nicht allseitig überzeugend wirken wird. Nicht für jeden gibt es eine materielle Deutung der Unergründlichkeiten seelischer Labyrinthe des Genies — auch des religiösen Genies, wie Elisabeth von Thüringen eins gewesen. Erklärungen aus dem modernen Begriffsarsenal wie Perversität, Masochismus, verdrängte oder latente Sexualität sind hier wie Fackeln aber nicht wie Wegweiser. Die Leidensaktivität des Gottversunkenen ist völlig irrational, hat etwas von der jubelnden Selbstentäußerung des Märtyrers, der lobsingend stirbt, als unwiderlegliche Bekräftigung einer Idee, sei es, welche es sei. E. Busse-Wilson spricht einmal von den „unterirdisch-vulkanischen" Verknüpfungen, die zwischen der mit zwanzig Jahren zur Witwe gewordenen Elisabeth und ihrem Beichtvater und Seelenhirten, dem Mönche Konrad von Marburg, bestanden haben. Sie hätte sie auch als „über"irdische bezeichnen können. Das Wesen des Undeutbaren, Weltfernen wäre dasselbe geblieben. Aber es wäre in ein völlig anderes Licht gerückt.

Möglicherweise vermag nur der Katholik, der gläubige Katholik, der gelernt hat und gewöhnt ist, Geheimnisse von Glaubensfragen nicht mit dem Maßstab menschlicher Vernunft zu messen, auch diese, der Welt teils anstößige, teils törichte, aber immer ärgerliche Entwicklung Elisabeths zu ihrem Seelenerzieher hin, in eben jenem Lichte zu sehen. Er wird auch versuchen, zu der selbst aus einer mittelalterlichen Besessenheit heraus schwer begreiflichen Irrwegigkeit des späteren Ketzerrichters, einen Schlüssel zu finden — der zugleich der wäre zu den unheimlichen Nachtseiten verirrter Glaubensleidenschaft. Aber ganz unabhängig von der persönlichen Stellungnahme des Lesers zu Fragen, die ihm jenseits menschlicher Erkenntnisdeutung und damit vor gut und böse stehen, wird er von dem Erkenntnisringen einer ehrlichen und wertewägenden Forschung rückhaltlos gefesselt sein.

Breslau Christa Niesel-Lessenthin

Tagebuch eines Psychologen. Von Richard Müller-Freienfels. Leipzig 1931, E. A. Seemann. 215 S. Geb. M. 6,—.

Es gibt kaum ein Lebensgeschehnis, das nicht den Ausgangspunkt zu psychologischen Erwägungen bieten könnte und das dem Psychologen nicht Gelegenheit böte, von ihm aus zu den schwierigsten psychologischen Problemen vorzudringen. Eine solche, vom Leben ausgehende Psychologie bietet gerade für den Laien ungemein viel Interessantes. Müller-Freienfels, der bekannte Psychologe und Essayist, beschreitet in dem vorliegenden Band diesen Weg. An Hand von tagebuchartigen Aufzeichnungen sucht er eine Reihe von Problemen aufzurollen, so das der leib-seelischen Beziehungen, das der Künstlerin, das der Großstadt, das des Weltbildes. In einer gut lesbaren, leichten Darstellung beleuchtet er die verschiedensten Probleme des psychischen Lebens und Erlebens. Das Buch wird sicher manchen Leser finden und ihm Anregung bieten.

Mainz Erich Stern

Die Technik des Erfolgs. Von Hans Tor Straaten. München 1931, Felsen-Verlag. 188 S. M. 5,—.

Das vorliegende Buch will den Weg zum Erfolg rationalisieren. Es steht dabei auf einer Ebene mit anderen Büchern, die den Menschen lebenstüchtiger und glücklicher machen wollen. Ich kann aber nicht finden, daß, wie auf dem Waschzettel angegeben, das Buch über alle Bücher dieser Art hinausragt und tiefer eindringt in die Geheimnisse des Erfolges. Zum Teil beschäftigt es sich mit der wirtschaftlichen Reklame, zum andern Teil mit den verschiedenartigsten Problemen, u. a. auch mit der Verwertung von Manuskripten: hier wird dem jungen Schriftsteller angeblich gezeigt, wie er seine Produktion unterbringt. Aber ich glaube nicht, daß jemand, der sich an diese Regeln hält, ohne wirkliche Begabung zu besitzen, sehr viel weiter kommen wird, und ebenso wenig Vertrauen habe ich zu dem Zettelkatalog des Lebens und der eigenen Tüchtigkeit, der hier empfohlen wird. Natürlich enthält das Buch, wie die meisten derartigen Schriften manch brauchbaren Hinweis, aber mir will scheinen, als ob der Erfolg doch von wesentlich anderen Faktoren abhängt.

Mainz — Erich Stern

Kinder-Verwirr-Buch. Von Joachim Ringelnatz. Mit vielen Bildern. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. Geb. M. 3,50.

Es ist ein dünnes Büchlein: 18 Gedichte, ein paar Zwei- und Vierzeiler, 10 Zeichnungen, ein lustiger Ostereierscherz, ein Märchen in Prosa, eine Anleitung zum Bau einer Windmühle mit Vorlagen — und das Ganze kommt doch nur auf 66 Seiten. Das Hübscheste daran ist der farbige Einband; diese gefleckte Giraffe, die in langen Sätzen ein rotes Schiff mit blauen Segeln durch das grüne Meer zieht, während die Sonne — ein Kinderdrachen — die Zunge dazu herausstreckt, ist bester Ringelnatz.

Die Gedichte sind, wie in jeder seiner Sammlungen, ungleich. Ringelnatz stellt von jeher unbekümmert Flaches neben Tiefes, Gelegentliches neben Endgültiges, Nichtiges neben Wichtiges. So auch hier. Da Ringelnatz aber in höherem Maße eine — dem Genialischen verwandte — Natur als ein Talent ist, mißlingt ihm bei zunehmender Produktion notwendigerweise mehr als früher. Außerdem schleicht sich neuerdings mitunter ein falscher Ton ein. Schön ist dann wieder das Gedicht von dem „Arm Kräutchen", das zwischen zwei Bahngleisen stand, ein Sauerampfer, und „Eisenbahn um Eisenbahn" sah, „sah niemals einen Dampfer". Oder ein Vers wie:

Kinder weinen.
Narren warten.
Dumme wissen.
Kleine meinen.
Weise gehen in den Garten.

Dieses ist das dritte „Kinder"-Buch von Ringelnatz. In dem ersten „Kleine Wesen" (1910) macht der eigene Kern gerade Anstalt, die Schale der Konvention zu sprengen. Die beiden anderen sind ganz persönlich; nur ihre Titel müßten eigentlich vertauscht sein. Das „Geheime Kinder-Spiel-Buch" (1924) will Kinder verwirren; mit der Unschuldsmiene des Urbösen stiftet es sie zu Unheil, Auflehnung, Bosheit an, und das ist sein Witz. Dieses „Kinder-Verwirr-Buch" lehrt die Kinder spielen, nicht mehr in dem lehrhaften und manchmal lehrerhaften Ton der Miniaturfabeln „Kleine Wesen", sondern so:

Spiele! — Doch immer bleibe
Freundlich zu allem, womit du spielst.
Weil alles (auch tote Gegenstände)
Dein Herz mehr ansieht als deine Hände.
Und weil alle Menschen (auch du, mein Kind)
Spielzeug des lieben Gottes sind.

Ob einzelne Gedichte und Sprüche aus den Ringelnatz-Büchern dieser Art wirklich für Kinder Bedeutung gewinnen könnten (wie etwa bekanntlich die Bilder von Paul Klee) oder ob nur Erwachsene zu ihnen Beziehung zu finden vermögen — eine doch erwägenswerte und nicht gleichgültige Frage —, vermag ich nicht zu entscheiden; das müßten Versuche zeigen. Der Erwachsene urteilt jedenfalls: wenn das „Geheime Kinder-Spiel-Buch" sein bisher schwächster Band war, so ist das „Kinder-Verwirr-Buch", trotz der geglückten Stücke, sein zweitschwächster. Am bemerkenswertesten bleibt diesmal die bedeutende Steigerung des zeichnerischen Ausdrucksvermögens.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Nachrichten

Todesnachrichten. Georg Freiherr von Ompteda ist im Alter von 68 Jahren in der Nacht vom 9. zum 10. Dezember in München gestorben. Sohn des letzten Hofmarschalls des Königs Georg V. von Hannover, schlug er zunächst die militärische Laufbahn ein, wurde 1883 Husarenoffizier, kam auf die Kriegsakademie nach Berlin, mußte dem Dienst eines schweren Gehörleidens halber entsagen und begann unter dem Pseudonym Georg Egestorff eine literarische Laufbahn, die ihn in engen Zusammenhang mit dem damals aufkommenden Naturalismus — der bei ihm freilich sehr gemildert in Erscheinung trat — brachte; seine große schriftstellerische Leistung, deren bleibender, kulturhistorischer Wert nicht zu übersehen ist, ist seine Romantrilogie „Deutscher Adel um 1900" mit „Sylvester von Geyer", „Eysen", „Cäcilie von Sarryn". Ompteda hat sich später einer gepflegten Unterhaltungsschriftstellerei zugewandt, die immer geschmackvoll blieb und in „Aus großen Höhen" und „Excelsior" von seinem regen alpinistischen Interesse zeugte. In „Sonntagskind, Jugendjahre eines Glücklichen" hat Ompteda seine Jugendgeschichte erzählt. Mit „Es ist Zeit" (1909) ist ihm noch einmal dichterischer Wurf gelungen.

Walter Harich ist am 14. Dezember im Alter von 43 Jahren einem Gehirnschlag erlegen. Er war in Mohrungen in Ostpreußen am 30. Januar 1888 geboren, hat seine Jugendzeit in Ostpreußen verlebt, ist dann seinen germanistischen Studien, wesentlich unter Witkop in Freiburg, in Süddeutschland nachgegangen. Er hat wertvolle Biographien über E. T. A. Hoffmann und Jean Paul verfaßt. Mit seinem Roman „Die Pest in Tulemont" (1920) hat er berechtigte Erwartungen geweckt. Er hat sich dann, da seiner literarischen Arbeit der gewünschte Erfolg versagt blieb, dem Kriminalroman zugewandt und hat auch auf diesem Gebiet mit „Angst", „Die drei um Edith" und „Dorett lächelt" Ungewöhnliches geleistet. Von seiner Zugehörigkeit zur ostpreußischen Heimat legt sein Buch „Ostproblem" und der mit Recht beachtete Roman „Primaner" Zeugnis ab. Ein Bühnenerfolg wurde ihm noch kürzlich in Königsberg mit „Sie sollen platzen!" zuteil. Neben seiner gepflegten Tagesschriftstellerei arbeitete

er noch bis an sein Lebensende an einem größeren historischen Roman.

Juliane Karwath ist am 15. Dezember in Weimar im 55. Lebensjahr gestorben. Tochter eines Polen und einer Elsässerin, unter schmerzlichen Jugendeindrücken aufgewachsen, dann Lehrerin, hat die am 16. Juli 1877 in Straßburg i. E. Geborene sich vielfach in ihren Romanen mit dem Rasseproblem beschäftigt, wie denn auch ihre Jugenderinnerungen für ihr künstlerisches Werk wichtig geworden sind. Sie war eine reiche Phantasiebegabung — auch als Malerin und Bildhauerin —, der es gegeben war, Landschaften bildkräftig zu erfassen und menschliche Gestalten, vor allem Kämpfernaturen, scharf zu profilieren. Von ihren Romanen sind „Das schlesische Fräulein", „Eros", „Das Erlebnis des Erasmus Luckhardt" wertvoll geblieben. Ihr Droste-Roman „Die Droste" ist viel umstritten worden. Gebrechlich, halberblindet hat sie ihre Tage beschlossen.

Oskar A. H. Schmitz ist am 18. Dezember in Frankfurt a. M. im Alter von 58 Jahren gestorben. Er war ein vielfach Gebildeter und Interessierter, der namentlich im Essay eine lebendige Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen wußte. Er stand auch als Zeitkritiker seinen Mann. Seine letzten Essay-Bücher (Wespennester) sind in der „Literatur" sehr anerkennend gewürdigt worden. Von seinen sehr zahlreichen Publikationen sind zu nennen „Das Land ohne Musik", „Das wirkliche Deutschland", „Die Weltanschauung der Halbgebildeten", „Psychoanalyse und Yoga", sowie seine Autobiographie „Dämon Welt, Entwicklungsjahre; Ergo sum, Jahre des Reifens".

Carl Müller-Rastatt, der der „Literatur" in jahrzehntelanger treuer Mitarbeiterschaft verbunden war, und dem wir kritisch unabhängige und überzeugende Berichte über die Uraufführungen der hamburger Theater die lange Zeitspanne hindurch verdanken, ist am 13. November im 71. Lebensjahr schwerem Leiden erlegen. Er war am 29. Juli 1861 in Rastatt geboren und hat als Feuilleton-Redakteur des „Hamburger Correspondenten" wertvolle literarische Arbeit geleistet. Er ist auch als Dramatiker und Lyriker hervorgetreten. Seine eigentliche Bedeutung aber beruht auf seinen beiden letzten Romanen „Kampf mit dem Schatten" und „Felix treibt so durchs Leben".

Carl Ernst Hintze ist nach einer Meldung vom 18. Dezember im Alter von 33 Jahren in Halle gestorben. Er hat gemeinsam mit S. Graff das erfolgreiche Kriegsstück „Die endlose Straße" verfaßt.

Vachel Lindsay ist nach einer Meldung vom 10. Dezember in seiner Vaterstadt Springfield im Alter von 52 Jahren gestorben. Ursprünglich Kunstschüler in Chikago und Neuyork, wandte er sich früh der Lyrik zu, die bei ihm eine ganz eigentümliche Verbindung von Epik und Straßenballade einging, eine Lyrik, die von seiner engen Verbundenheit mit der heimatlichen Landschaft und Bevölkerung stets erneut Zeugnis ablegt. Lindsay durchstreifte weite Strecken von Illinois als Dichtervagabund, trug seine Gedichte meist selbst vor, forderte die Zuhörerschaft zum Mitsingen auf und pflegte seine Gedichtbände gegen Kost und Lebensmittel einzutauschen. Seine Gedichtsammlung trug den Titel „Rhymes to be traded for bread" („Verse, die man gegen Brot austauscht").

Edvard Brandes, der jüngere Bruder von Georg Brandes, ist am 20. Dezember im Alter von 84 Jahren in Kopenhagen gestorben. Er gehörte von 1884 bis 1904 der Redaktion des „Politiken" an, war 1909—1910 sowie 1913—1920 dänischer Finanzminister. Er hat sich als Sanskritforscher, klassischer und orientalischer Philologe hervorgetan, war einer der führenden Männer in der geistigen Emanzipation Dänemarks und hat auch als Roman- und Theaterschriftsteller wie als Theaterkritiker einschneidende Wirkung geübt.

* * *

Der Gerhart-Hauptmann-Preis ist Annette Kolb zuerkannt worden.

Die Zinsen der Helene Fischbein-Stiftung sind in diesem Jahr in Anbetracht der wirtschaftlichen Not anstatt in zwei große in mehrere kleine Preise geteilt worden. — Prämiiert wurden: Ilona Singer, Erna Plachte, Eva Hauser, Charlotte Niemhardt, Else Hoffmann, Irene Kolsky, Käte Knorr-Dreßler, Ilse Häfner-Mode, Adele Reifenberg-Rosenbaum, Ilse Rotzoll.

Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz hat ihre diesjährige Ehrengabe in Höhe von 1000 Mark dem münchener Dichter Hans Brandenburg überreicht. Bisher erhielten während des zehnjährigen Bestehens der Gesellschaft folgende Dichterinnen und Dichter diese Gabe: Arno Holz, Otto zur Linde, Alfred Brust, Karl Söhle, Ludwig Strauß, Wilhelm Schmidtbonn, Rudolf Pannwitz, Hans Meinke, Agnes Miegel, Felix Braun, Theodor Däubler und Karl Röttger. Der Not der Zeit Rechnung tragend, hat die Gesellschaft im Laufe dieses ihres Jubiläumsjahres außerdem fünf Dichtern eine Beihilfe von insgesamt 1200 Mark zuteil werden lassen.

Mit dem Literaturpreis des Deutschen Volkstheaters in Wien wurde Friedrich Forster für sein Schauspiel „Der Graue" ausgezeichnet.

Der „Prix Goncourt" ist dem 33jährigen Schriftsteller Jean Fayard für seinen Roman „Mal d'amour" zugesprochen worden. Als aussichtsreichste Konkurrenten galten Jean Schlumberger und S. S. Held.

Der Preis des literarischen Elsaß wurde verteilt. Der Romanpreis von 6000 Franken ist einer unter dem Pseudonym Laurent Derisle debütierenden Schriftstellerin für ihren Roman „Die beiden Täler" zugesprochen worden. Der Lyrikpreis wurde in diesem Jahre nicht verteilt, aber eine Anerkennung in Höhe von 2000 Franken wurde Robert Begmann für seine freien Rhythmen zuerkannt.

Der „Prix Théophraste Renaudot" ist dem 37jährigen Philippe Hériat für seinen Roman „L'innocent", einer psychologischen Studie über das Bruder-Schwester-Problem, überwiesen worden.

Der „Prix Femina" ist mit 18 gegen 3 Stimmen dem Werk „Nachtflug" von St. Exupery, einem Flugzeugführer, zuerkannt worden.

Der große Preis der „Revue Universelle" von 15000 Franken wurde dem Chefredakteur der Literaturzeitung Candide, Pierre Gaxotte, zugesprochen für seine historische Studie „Das Jahrhundert Ludwigs XV.". — Den zweiten Preis von 5000 Franken erhielt Mme. Claude Saint-André, für das Werk „Henriette von England".

Der Verlag Mondadori in Mailand kündigt zum Goethe-Jahr italienische Ausgaben des „Wilhelm Meister", des „Faust", von Gedichten und eine Übertragung von Emil Ludwigs Goethe-Biographie an.

Den Literaturpreis der Stadt Prag von 5000 tschechischen Kronen erhielt Benjamin Klička für seinen Roman „Bobrové" (Die Bobrs).

In Oppeln ist eine Deutsche Eichendorff-Stiftung gegründet worden, die Herausgabe von Forschungen unterstützen, Schriftsteller im Geist des Dichters fördern will.

Ottomar Enking hat eine Anzahl von Dokumenten über die dresdener Erinnerungsstätten Otto Ludwigs dem Otto Ludwig-Verein in Eisfeld übersandt und durchgesetzt, daß Ludwigs Grabstätte fortan von der Stadtgartenverwaltung gepflegt wird.

Die „Notgemeinschaft junger Autoren" Lüneburg, Neue Sülze 6 (Anschrift: Hermann Böhme) brachte als erste Ergebnisse ihrer Tätigkeit folgende Erstlingswerke aus ihrem Mitgliederkreise an die Öffentlichkeit: „Ein Städter spricht", Gedichte von Erich Otto Funk (Zwei-Säulen-Verlag, Limburg) und „Die Meierhöfer", Novelle von Julius Bardt (Arno Reißenweber Verlag, Gotha). Die NGJA hofft, in der nächsten Zeit die beabsichtigte Zeitschrift „Die Brücke" herauszubringen. Bestellungen schon heute durch das Lüneburger Büro.

Hermann Bahr hat seine annähernd 20000 Bände umfassende Bibliothek dem österreichischen Lande Salzburg geschenkt, wo sie der ehemals erzbischöflichen Studienbibliothek angegliedert werden soll.

Clara Viebigs Novelle „Der Gefangene" erschien soeben als Schulausgabe bei F. S. Crofts & Co., Neuyork, herausgegeben mit Vorwort, Einführung, Anmerkungen, Übungen und Wörterbuch vom Professor des Deutschen am Wells College, Aurora, N. Y., O. S. Fleißner und E. Mentz-Fleißner. Das Büchlein ist geschmückt mit Zeichnungen von Professor Karl Blocherer, München, der als Austauschprofessor im Wintersemester 1930/31 am Wells College gewirkt hat.

Josef Maria Franks im Verlag Der Bücherkreis-Berlin erschienener und in fast alle Kultursprachen übersetzter erfolgreicher Frauenroman: „Das Leben der Marie Szameitat" wird nunmehr nach dem Erfolg der in den Vereinigten Staaten von Amerika bisher vertriebenen englischen Ausgabe: „The World Against Mary" auch in einer besonderen amerikanischen Ausgabe in dem angesehenen neuyorker Verlag E. P. Dutton & Co. erscheinen. — Die deutsche Originalausgabe ist in ihrer letzten Neuauflage wiederum fast vergriffen und wurde in den vergangenen Monaten u. a. in mehr als hundert deutschen Tageszeitungen im Romanteil nachgedruckt.

In der Rundfrage der führenden tschechischen Tageszeitung „Lidové noviny" über das interessanteste Buch des Vorjahres, an der zahlreiche leitende Persönlichkeiten der tschechischen Intelligenz teilgenommen haben, sind folgende deutsche schöngeistige Werke genannt worden: Döblin „Alexanderplatz" und „Wallenstein"; Feuchtwanger „Erfolg"; L. Frank „Bruder und Schwester"; Hesse „Siddharta" und „Narziß und Goldmund"; E. Ludwig „Goethe", „Lincoln", „Napoleon" und „Wilhelm II."; Th. Mann „Buddenbrooks" und „Der Zauberberg"; Mühlenberg „Hus in Konstanz"; Remarque „Der Weg zurück"; Ringelnatz „Lyrisches"; Traven „Totenschiff" u. a.; Wassermann „Etzel Andergast", „Der Fall Mauritius", „Kaspar Hauser" und „Kolumbus"; Werfel „Barbara"; A. Zweig „Sergeant Grischa"; St. Zweig „Fouché". Von der deutschen klassischen Romanliteratur wurden Jean Pauls „Flegeljahre" erwähnt; die im Erscheinen begriffene tschechische Ausgabe von Goethes Werken hat Aufmerksamkeit erregt, vornehmlich hat ein namhafter Schauspieler den Eindruck von „Wilhelm Meister" nachdrücklich betont. Von den tschechischen Originalwerken hat der Roman Vl. Vančuras „Markéta Lazarová" die meisten Stimmen erzielt. Unter den lyrischen Büchern sind Werke von P. Bezruč („Stužkonoska modrá" d. h. „Das blaue Ordensband"), V. Dyk („Devátá vlna", d. h. „Die neunte Welle"), O. Fischer („Peřeje", d. h. „Schwelle") und J. Hora („Tvůjhlas", d. h. „Deine Stimme") mehrfach genannt worden.

Anläßlich des fünfzigsten Geburtstages von Stefan Zweig stellte die „Prager Presse" folgendes Verzeichnis der Übersetzungen seiner Werke ins Tschechische zusammen: der Essay über O. Březina, die Erzählung „Die unsichtbare Sammlung", drei Novellen der Frühzeit, die politische Biographie „Fouché" und die unter dem Titel „Dobrodružstvi života", d. h. „Lebensabenteuer", vereinigten Novellenbände „Erstes Erlebnis", „Amok" und „Verwirrung der Gefühle". (A. N.)

* * *

Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum" ist im Verlag von Albert Langen, München 1931, in ungekürzter Ausgabe in einem Band zum Preis von M. 8,50 erschienen. Die Ausgabe ist auf Dünndruckpapier gedruckt und zeichnet sich durch besonders klaren Drucksatz aus. Der Leinenband, in bräunlichen Tönen gehalten, mutet durchaus geschmackvoll an. Die erste Auflage betrug 115000 Exemplare, sie ist in kürzester Frist bereits vergriffen worden. Die Gesamtauflage beläuft sich jetzt bereits auf 215000.

Von Klabunds „Literaturgeschichte" ist im Phaidon-Verlag, Wien, herausgegeben von Ludwig Goldscheider, eine neue splendid in Antiqua gedruckte Ausgabe mit 100 Bildnissen in Tiefdruck zum Preise von M. 2,85 erschienen. Die Ausgabe zeichnet sich durch besonders geschmackvollen, in braunen Tönen mit Bronze gehaltenen Einband aus. Den Bildbeigaben ist ungemein hohe Ausdrucksfähigkeit nachzurühmen. Ein Namenregister kommt der Benutzung des Buchs zustatten.

Von Wilhelm Raabes „Die Leute aus dem Walde, ihre Sterne, Wege und Schicksale", einem sehr wichtigen Werk, ist eine Volksausgabe im 34.—63. Tausend in der Verlagsanstalt Hermann Klemm, Berlin-Grunewald, zum Preise von M. 2,85 erschienen. Der Druckspiegel ist etwas gedrängt, aber durchaus klar und gut lesbar. Das Papier entspricht den Anforderungen, die man an eine billige Ausgabe stellen kann. Der Leineneinband ist geschmackvoll im Stil der Raabe-Zeit gehalten.

*

Jean Bonnerot, Bibliothekar an der Sorbonne, Paris (V), Rue de Cluny 3, plant die Herausgabe des gesamten Briefwechsels von Sainte-Beuve. Er bittet alle, die im Besitz unveröffentlichter Briefe des Kritikers sind, um eine Kopie.

Redaktionsschluß: 5. Januar 1932.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Der ideale Leser

1776 wird in die „Moralische Gesellschaft" zu Lichtensteig ein neues Mitglied aufgenommen, Ulrich Bräker mit Namen, schweizerischer Weber und Handelsmann, ein armer Teufel, der sich durch diese Mitgliedschaft den Weg zu der Büchersammlung der Gesellschaft freimachen will. Er gerät an Shakespeare, liest ihn, liest ihn wieder, liest ihn fünfzehn Jahre lang immer wieder, bis die Menschen und Verse wie Wirklichkeiten neben ihm hergehen. Und damit seine Freude nicht erstickt, setzt er sich eines Tages — oder wohl eines Abends, denn seine Tage gehören der anstrengenden, kaum die dringlichste Not besiegenden Existenzarbeit — setzt er sich also eines Abends an den Tisch und fängt an aufzuschreiben, was er über dieses und jenes Stück denkt. Ulrich Bräker, der „Das Leben und die Abentheuer des Armen Mannes im Tockenburg", eine der schönsten Selbstbiographien, schrieb, verfaßt das ehrfürchtige Büchlein „Etwas über William Shakespeares Schauspiele, von einem armen ungelehrten Weltbürger, der das Glück genoß ihn zu lesen".
Ich weiß nicht, wie bekannt oder wie unbekannt dies Büchlein ist, aber ich weiß: solche Leser wie dieser Ulrich Bräker sind fast so selten wie die großen Talente. Denn sie müssen die ganze Einfühlung und Eindrucksfähigkeit, die Beharrlichkeit und die geistige Leidenschaft eines großen Talents haben — ohne dessen Produktivität, weil die Produktivität sie sofort aus dem Lesen in das Selbstschaffen treiben würde. Der ideale Leser ist ein Grenzfall. Und er wird, wenn er bewußt genug ist, seine eigene Lage zu überschauen, unglücklich sein. Aber, glücklicher Autor, auch sein Unglück wird wieder nur dir zugute kommen, wird ihn näher an dich heranrücken, wird ihm die Ohren noch besser für dich öffnen. Du mußt viel haben und geben können, um vor seiner Hingabe nicht zu erröten.
Der ideale Leser im Fall Shakespeare ist nicht etwa Otto Ludwig, auch wenn er sich viele Jahre seines Lebens in die Werke des englischen Dramatikers förmlich eingrub und die letzten Baugeheimnisse abtastete. Otto Ludwig wollte bei aller Verehrung den Nutzen für das eigene Schaffen herauswirtschaften, Ulrich Bräker wollte nichts als die Gunst, sich in diesem rauschenden Leben gesund zu baden. „Du hast mich böse, zornig, ergrimmt, oft fast rasend gemacht", schreibt er, „du hast meine Brust aufgerissen, in Mitleid schmelzen gemacht, hast mich traurig, betrübt und melancholisch gemacht und alles wieder geheilt. Du hast mich ergötzt, lustig und fröhlich gemacht, daß mir tausend Stunden wie der angenehmste Traum verschwanden. Du bist mein Arzt." Dabei verliert er durchaus nicht den Kopf, dieser Ulrich Bräker, und wenn ihm der Aufwand an Zufall, an bösen und guten Geistern zu toll wird, so kann er auch sehr schön nein und danke sagen.
Warum dieser entfernte Fall hier in der „Zeitlupe" steht? Weil wir alle (die vielen, die sich mit dem Schaffen anderer abgeben) nicht vergessen sollten, hin und wieder unsere Bereitschaft gründlich zu revidieren. Weil wir uns oft und möglichst überraschend vor die Frage stellen sollten: bist du noch ein annehmbarer Leser, ein wirklicher Zuhörer? Oder hörst du nur eben zu, weil du gerade selbst nichts zu sagen hast? . . . Herbert Scheffler

„Was hat denn das Bücherlesen für Zweck!" —?

„Das Buch ist der beste Kamerad, der beste Gesellschafter", „Ein Buch für die Mußestunden", Weihnachten: „Ein Buch für die Feiertage", oder etwa: „Das Buch ist der schönste Schmuck, eine gute Bibliothek die schönste Zierde des Hauses".
Die Menschen, die so von Büchern sprechen — und es ist immer noch der größere Teil aller Leser — verlangen vom Buch immer wieder das eine Erlebnis: Am Anfang des Buchs findet ein frohes Begegnen statt mit seinesgleichen (Ecce homo vulgaris!), dann folgt die Steigerung zum Helden durch schweres, außergewöhnliches Schicksal, die Erhebung zum „idealen Menschen", und zwar so, daß die erträumte Schlußempfindung aus der Überzeugung wächst: „nur mein schrecklich unbedeutendes Schicksal ist schuld, daß ich nicht selber so wurde — eigentlich kann ich das auch." Liebe zu solchen Büchern nannte man Idealismus, weil man sich sonst unter diesem Wort rein gar nichts mehr hätte vorstellen können, und lächelte unter reifen Menschen verlegen. Tatsächlich aber schmökerte jeder diese Bücher gern; und das, weil sie Flucht ermöglichten aus der Wirklichkeit, die unbemächtigt und nur technisch beherrscht beklemmend wirkte und nur im Traum eines entführenden Buchs für Stunden vergessen werden konnte.
Und wenn Bücher nicht erheben, nicht veredeln, wenn sie nicht zum Vergessen verhelfen sollen, was haben sie dann noch für Zweck? Wie sollen sie gelesen werden, wenn nicht genießend, zur Erholung und zum Ausruhen nach dem Alltag?
Lesen ist ebenso wie Dichten: arbeiten. Arbeiten nicht im geläufigen Sinne einer nach dem Grad der nachherigen Müdigkeit gemeßnen Beschäftigung — denn so wäre kein Unterschied etwa zwischen zehn Kniebeugen und einer Sonntagspredigt —, sondern arbeiten aufgefaßt als produzieren, d. h. zu deutsch: als hervorführen.
Solches Lesen-Arbeiten muß, wenn man es recht verstehen will, von dort her begriffen werden, woher jeder daseinsbewußte Mensch seinen Lebens- und Arbeitsinhalt bezieht.
Der optimistische Entwicklungsgedanke des Rationalismus und der Glaube an einen Fortschritt in diesem Sinne findet nur wenige Anhänger noch; aber trotzdem, oder noch viel intensiver wird heute nach dem Woher und dem Wozu des Daseins gefragt. Das Leben als ein Aufgabe-tragen aufzufassen, ist Grundvoraussetzung für seine Bejahung. Nicht mehr aber auf dem Weiterkommen liegt der Ton, nicht das vorwärtsstürmende Heldentum ist vorbildlich — der Krieg hat es sogar schon lebenstechnisch unmöglich gemacht! —, sondern es heißt heute: das Aufgegebne daseiend machen.

Hatte man früher geurteilt: „dies Buch ist gut, denn es ist im Sinne meiner Anschauungen geschrieben, es bringt mich voran, an seiner Hand komme ich weiter", so empfindet man heute diese Auffassung als einen Weg, der vorbei führt an jener Wirklichkeit, in der gelebt werden muß, in der Aufgabe-sich-selbst-sein allein sinngebend für das Dasein scheint. Vielmehr: bis ins einzelne und kleinste jedem anders Aufgegebnes hervorzuführen, zu ent-decken, daß es klarer wird und sichtbarer, dazu sollen Bücher helfen.

Jene Aufgabe, die Leben sinnvoll macht, kommt aus einem Woher, das sinnlichem Begreifen unzugänglich ist. Um ihre Entschleierung geht es dem heutigen Menschen, hierauf verwendet er seine geistige Kraft und nicht auf ihre Durchführung. Dadurch ist er dem Fortschrittsgedanken entfremdet. Denn er weiß, daß die Aufgabe, ist sie frei gemacht, sich selbst durchführt, weil sie wesentlich Kraft ist. Sie stammt aus einer Kraftwelt, die durch die Möglichkeit in die Wirklichkeit hineinwirkt, wo sie sich in gehandelter Bewegung aus der Isolierung, in die sie der Mensch hinein zwang, ausgleichend wieder verliert. Der Mensch hat sich in diese Kraft, in seine Kraft zu stellen, so wird sie aus ihm wirksam, er wird umhergehn wie ein Besessner, und wo er sie gänzlich zu leuchtendem Wirken bringt, wird sie ihn selbst verwirken. So ist das Dasein des Künstlers, so das jedes Menschen, denn jedes wird im Tode ver-wirkt. Nur mit der Unterschiedlichkeit als Tod aus und für seine Aufgabe und als Tod aus äußerer körperlicher Schwäche.

Dichtung ist verdichten unfaßbarer Gegebenheiten aus jener Kraftwelt, daß sie greifbarer werden und damit wirksam. Ziel kann — formal ausgedrückt — immer nur sein: intensiv leben, d. h. also: in möglichst naher Einstellung in diese Welt des Woher, die bewußt zu erfassen höchste Begabung des Menschen ist. Arbeiter an diesem Daseinswerk ist in erster Linie der Dichter, ebenso aber jeder andere Mensch; und Lesen ist Arbeit des Menschen an seiner Daseinsklärung. Bücher sind Hilfsmittel dazu, weil nicht jeder für jene metaphysischen Gegebenheiten so aufgeschlossen sein kann wie der Dichter, weil jeder nur ein Leben zu verlieren hat, und jede einzelne vollendete Dichtung ein verwirktes Leben verlangt.

Lesen ist arbeiten, ist, wo Dichtung gelesen wird, die diesen Namen verdient, Daseinsbemächtigung und damit ernstestes und wichtigstes Tun. Ehrhard Hasper

Nachmittag in der Leihbibliothek

„Zwanzig Pfennig pro Buch und Woche! Kein Pfand!" Viele Läden, die eben noch leer standen, sind jetzt mit Plakaten dieses Inhalts behängt. In allen Gegenden Berlins, in allen Vororten sieht man die neuen Zwanzig-Pfennig-Büchereien. Ist das Lesebedürfnis des Publikums wieder größer geworden? Führt die Notwendigkeit, seine Vergnügungen einzuschränken, den Menschen wieder zum Buch? Und was liest er? Führt die Not zur Verinnerlichung? Die Auslagen im Schaufenster geben wenig Auskunft, aber hinter dem Ladentisch steht eine junge Dame mit einem offenen Gesicht, die könnte man mal fragen — sie rechtfertigt mein Vertrauen und macht den Vorschlag, ich solle ihr einmal einen Nachmittag lang helfen. „In anderen Gegenden geht es vielleicht ein bissel anders zu als bei uns im Westen", fügt das gescheite Persönchen hinzu, „aber Sie bekommen doch einen Überblick". An einem Montagnachmittag trete ich meinen Dienst an. Während ich mich anlernen lasse, frage ich die Inhaberin noch ein wenig nach Organisation und Kalkulation aus. „Die meisten Läden werden von einer Firma zum Preise von 5000 bis 6000 Mark eingerichtet. Diese Firma — mit Literatur hat sie nichts zu tun — macht schon dabei einen ganz guten Schnitt, sie berechnet den Originalladenpreis. Früher stand noch im Vertrag die Verpflichtung, die Ergänzungen des Bestandes bei ihr zu beziehen. Diesen Passus hat sie jetzt fallen lassen müssen. Wir können die Bücher zum Buchhändlerrabatt beziehen, von Bücherwagen, auch Rezensionsexemplare werden uns angeboten. Daß manchmal ein Stempel „Besprechungsexemplar" darin ist, braucht uns ja nicht zu stören. Aber unlängst verkaufte ein bekannter Schriftsteller ein Exemplar mit handgeschriebener Widmung, die haben wir auf seinen Wunsch entfernt. Wir müssen so rechnen, daß nach zehnmaligem Verleih der Kaufpreis des Buchs amortisiert ist. Schon bei der Zusammenstellung der Leihbibliothek begibt man sich auf das Gebiet der Spekulation. Wir haben mit 600 Bänden angefangen und mußten in den ersten vier Wochen 450 zukaufen."

Es ist bei der Flut der Neuerscheinungen gar nicht leicht, die stereotype Frage „Können Sie mir das Buch empfehlen?" immer zu beantworten. Was ich an Fachkenntnis der Bibliothekarin vielleicht voraushabe, macht sie durch bessere Kundenpsychologie wett. Sie kennt den Geschmack der Kunden, die schon ein paarmal wiedergekommen sind, Gedächtnis gehört auch zu diesem Beruf, im ersten Monat gab es durchschnittlich zwanzig neue Kunden pro Tag. Ich möchte den Betrieb nicht durch viele Fragen aufhalten, aber auch durch meine Maßstäbe keine Kunden vertreiben — da sah ich immer, wenn eine Gnädige beraten sein wollte, in der Kartothek nach, was sie vorher entliehen hatte und errechnete so das arithmetische Mittel. Bald hatte ich heraus, daß, wenn etwas „Modernes" verlangt wurde, das durchaus nicht der neueste Sinclair Lewis oder André Gide sein mußte, sondern ebensogut der neue Zobeltitz oder Herzog, der am gestrigen Sonntag in der Literaturbeilage angezeigt wurde. Als einmal ein Buch verlangt wurde, das ich Tags zuvor selber besprochen hatte, war ich besonders in Form. Die Inhaberin kann sich schon kleine Bosheiten leisten; als sie ein Buch mit der Jahreszahl 1930 als zu alt zurückbekommt, gibt sie — Vischers „Auch Einer", da steht keine Jahreszahl auf dem Titelblatt.

Sie bedient zum Glück den Herrn, der die „Vollkommene Ehe" verlangt. Sie sagt ihm, sie hätte seiner Tochter gesagt, sie führe das Buch nicht, er möge es gut verstecken. „Aber meine Tochter kann doch lesen, was sie will!" ist die erstaunte und energische Antwort. Dann habe ich zu tun, höre aber mit einem Ohr, daß meiner Gastchefin die Beschwichtigung gelingt und sie nicht gleich zwei Kunden verliert. Eine Dame bringt die „Lady Chatterley und ihre Liebhaber" zurück, ich will ihr den „Ulysses" von Joyce geben, aber sie protestiert, Lawrence sei ihr zu literarisch, das heißt nicht eindeutig genug gewesen, ich mache bei dieser Gelegenheit die Erfahrung, daß nicht nur die jugendlichen Leser vor dem Erwachen gern Erotika naschen, sondern daß die Menschen auch nach Toresschluß gern kennen lernen möchten, was sie in der Liebe wohl versäumt haben.

Aber man darf von den Damen nicht auf die Herren schließen. (Besagte Dame sei kein Einzelfall, raunte mir Fräulein *** rasch ins Ohr.) Der Herr fragte mich, ob ich nicht etwas „unterm Tisch" hätte. Meine schmutzige Phantasie greift nach den Memoiren der Mutzenbacher, aber meine Lehrerin leitet sanft meine Hand zu den „Barrikaden am Wedding" — der Herr will verbotene kommunistische Literatur.

In einer Pause frage ich, wie ihre Kundschaft politisch geschichtet sei. „Wir haben alles, von ganz links bis ganz rechts, Lenin-Verehrer und Hitler-Schwärmer. Sein Buch „Mein Kampf" wird übrigens auch von Kunden verlangt, die politisch links stehen, Toleranz und Wissensdrang muß auf dieser Seite doch stärker sein. Jedenfalls hat noch keiner meiner Nazi-Jünglinge Trotzki oder Hölz verlangt."

Die best-seller dieses Ladens sind Kästners „Fabian" und der „Käsebier" von der Tergit. Hier spürt man die Vorliebe der Leser für den „Schlüsselroman" durch. Mit der Post kommt eine Leihkarte zurück, auf deren Rückseite steht: „Ich habe für Ihre Einrichtung keine Verwendung." Wir sehen nach, was der betreffende Herr bekommen hat. Er hat erst ein Buch entliehen — Hughes „Sturmwind über Jamaika". Zum Dank für die Belehrung, die mir hier so nett gespendet wurde, habe ich es übernommen, den Kunden nach Ladenschluß aufzusuchen und ihm zu erklären, warum das ein gutes Buch sei.

Eine neue Kundin, der das Geschäft von ihrer Schwägerin empfohlen ist, gewinne ich durch das Versprechen, daß sie Pontens „Rhein und Wolga" noch vor ihrer Schwägerin zu lesen bekommen würde, das Buch käme erst in den nächsten Tagen herein. Einmal wurde mein „Käthe-Dorsch-Buch" verlangt, ich bekam unter dem Tisch einen Stoß von einem Damenbein, ich fiel der Besitzerin des Beins bei der Verhandlung rasch ins Wort: „Ist bestellt!" Mochte die Kundin denken, verliehen oder noch nicht angeschafft, das galt mir gleich, meine Bücher möchte ich schließlich lieber verkaufen statt verpumpen. (Zu einem „Führen wir nicht" konnte ich mich aber doch nicht entschließen.)

Mein Lampenfieber war bei dieser Episode schon ganz fort. Bei der ersten Kundin drehte sich der Laden noch vor meinen Augen. Schließlich ging alles gut, ich machte meine Glossen für mich, behielt sie für mich und bediente unbekümmert, wenn die Courths-Mahler verlangt wurde (wobei es Differenzierungen gibt: manche verlangen sie in paradiesischer Unschuld, manche entschuldigen sich, sie brauchten „etwas Leichtes zum Einschlafen"), mischte mich nach dem Gespräch der Inhaberin mit dem van der Veldeschen Vater auch nicht drein, als eine Mutter für ihre halbwüchsige Tochter Edgar Wallace verlangt. Nur ein Nachspiel hatte meine Verkäuferepisode: zwei Bücher gab ich statt für dreißig für zwanzig Pfennig ab (die Preise sind nach dem Anschaffungswert bis zu fünfzig Pfennig gestaffelt), und die Inhaberin verlangte von der Kundin die Differenz nach ein paar Tagen nach. Die Kundin wollte daraufhin wieder von dem jungen Herrn bedient werden, der ihr nur zwanzig Pfennig pro Buch abverlangt hatte. Der wäre nicht da und würde ihr für neue, teure Bücher ebensoviel abverlangen, er hätte sich am Montag nur geirrt. Sie war nicht zu überzeugen und statt den Chauffeur zu schicken, der die ausgesuchten Bücher abholen sollte, gab sie das Abonnement erbost auf.

Jetzt werbe ich bei meinen Bekannten Abonnenten für diese Leihbibliothek — zur Entschädigung.

Lutz Weltmann.

Diskussion über Stadt und Land

Unter Leitung des geraden, bonhomievollen Walter Bloem gab es im P.E.N.-Klub eine Diskussion über „Stadt und Land", die in gleicher Weise der Aktivierung des P.E.N.-Klubs wie dem Ausgleich des internen Zwists innerhalb der Deutschen Gruppe diente. Die Aussprache klärte, daß die Anti-Berlin-Bewegung am eigentlichen Problem der Zeit vorbeigehe. Grete von Urbanitzky zeigte, daß in Österreich der Gegensatz Stadt und Land nur künstlich geschaffen worden sei, der Schweizer Emanuel Stickelberger, daß es auch in seiner Heimat diesen Gegensatz nicht gäbe, und gedachte der Tatsache, daß der Ruhm Gottfried Kellers von Berlin ausgegangen sei (Diebold ergänzte später u. a., was Berlin für die Dialektdichter Zuckmayer, Horvath, Billinger erst in jüngster Zeit getan), der Hamburger Adolf Wittmaack zeichnete sich mehr durch das gute Beispiel aus, daß man auch im Aggressiven den Humor bewahren kann, aber seine amüsanten Formulierungen führten die Diskussion nicht wesentlich weiter; zum Sprecher für die Berlin-Gegner machte sich der Alemanne Hermann Eris Busse. Er führte aus, daß es Berlin nicht gelungen sei, Treuhänderin aller deutschen Kulturkreise zu werden, daß die Tagesparole herrsche und das abenteuernde Artistentum groß geworden sei, Berlin wolle Deutschland übermächtigen, kurz, er ließ an Berlin kein gutes Haar. Dann kam eine Überraschung: Walther von Hollander gab im zukunftsgläubigen Bekenntnis eine Abfuhr, die alle Angriffe niedermähte, ein liebenswürdiger Poet entpuppte sich als ein klarer Denker und hinreißender Redner. Er legte dar, daß Stadt und Land unter dem gleichen ökonomischen Druck litten, unter Überproduktion, Übervölkerung, Maschine. Man schuldige sich gegenseitig an, statt zu erkennen, wie man den Brand des gemeinsamen Hauses lösche. Die Maschine habe den Sinn, das Leben des Menschen zu erleichtern, die Menschen zusammenzuführen, Betonung der Gegensätze sei nicht mehr zeitgemäß, der Mensch müsse sich dem Menschen stellen. Es sei einerlei, ob der Landmann sich zum Knecht des Bodens



Adolf Wittmaack, Hermann Eris Busse, Emanuel Stickelberger, Grete von Urbanitzky

Zeichnung von B. F. Dolbin

mache oder das Asphaltvolk — das doch (z. B. in der Bevölkerungsfrage) den ökonomischen Druck früher begriffen habe — zum Sklaven der Maschine. Die Städte werden sich zwangsläufig auf das Land ergießen, so werde der Ausgleich geschaffen werden. (Es wird dennoch Landschaften geben: Berlin berge so verschiedene wie den Alexanderplatz und Steglitz.) Wir leben am Ende einer Epoche. Das Zeitalter des Dualismus sei vorbei, der neue universale Mensch könne geboren werden, wenn er die Frage nach den wesentlichen Kräften richtig stelle und beantworte. L. W.

Neuromantik und Technik

In René Clairs ausgezeichnetem Film „Es lebe die Freiheit" tritt neben die altbekannte eine neue Romantik, die aus rein technischen Voraussetzungen ersteht. Das ist an sich lehrreich. Hinzukommt, daß der Film zugleich eine Ironisierung der Technik ist.

Das geht so zu. Im Gefängnis haben die Sträflinge wie „am laufenden Band" Spielzeugpuppen herzustellen. Ein



René Clair (Zeichnung von B. F. Dolbin)

Sträfling entweicht. Er überträgt die Art der Sträflingsarbeit auf die Herstellung von Grammophonen und wird derart zum gebietenden, reichen Fabrikdirektor. Aber der eine Freund aus der Zelle, dann die Vielheit der mit ihm Vorbestraften, drängen sich in sein Leben wieder ein. Seine bürgerliche Existenz geht darüber in Trümmer. Das alte Vagabundenblut regt sich wieder. Auf und davon! die Landstraße ist weit, mit dem Freund zusammen greift er zum Wanderstab, sich durch das Dasein hindurchzustromern.

Das ist Romantik ältesten Schlages, man könnte sie auf Holteis „Vagabunden" taufen und ginge nicht fehl.

Technische Vorgänge wurden vorgeführt, man sah die Arbeit am laufenden Band, zunächst in der Strafanstalt, dann in der Fabrik, und der Film dokumentiert in seiner Weise: die eine ist der andern wert. Aus der Technik nun aber, und spezifisch aus der des Films, ergibt sich ein anderer Vorgang. In seiner Fabrikdirektorenherrlichkeit bereits gescheitert, packt der gewesene Sträfling einen Koffer voll Tausendfranknoten, um damit zu flüchten. Der Koffer wird ihm geraubt, gelangt, geöffnet, aufs Dach der Fabrik, und nun ereignet es sich: während einer Fabrikfeier stößt der Wind den Koffer vollends auf, bläst in die Tausendfranknoten und wirbelt sie mitten unter die würdig feiernden Bürger. Die bewahren ein paar Augenblicke die Fassung, dann ist es um sie getan. Sie stürzen sich auf das Papiergeld, raufen um die Noten, haben Würde und Anstand vergessen. Das ist die neue Romantik, sublimierte romantische Ironie, mit rein technischen Mitteln, denen dem Film ureignen, zum Ausdruck gebracht.

Die neue Romantik tritt neben die gemüthafte (verlogene) alte, und ist ihr über.

Es gilt eine Ironisierung der Technik. Wie das? Kann man heute in einer Zeit der erbarmungslosen Arbeitslosigkeit, die Technik, eine beste Zuflucht der nach Arbeit verlangenden Menschheit, lächerlich machen? Mit den Stimmungsschwingungen überkommener Romantik gewiß nicht, und hier liegen die Mängel von René Clairs neuem Film. Sie treten aber kaum in Erscheinung. Denn dank der photographischen Technik sind die technischen Vorgänge bereits derartig sublimiert, daß sie die Wirklichkeitsschwere eingebüßt haben, sich gleichsam auf höherer Ebene abspielen, die der Ironisierung ohne weiteres zugänglich ist. Technik sublimiert hier aus sich heraus die Technik: Neuromantik aus Technik heraus.

Diese Neuromantik vermag, was der älteren versagt blieb: der Technisierung des Daseins zu künstlerischem Ausdruck zu verhelfen. Gift und Gegengift aus gleicher Retorte. E. H.

Ästhetik der Armut

Der „Deutsche Kulturbund", den der letzte kaiserliche Außenminister Kühlmann leitet, hatte den rumänischen Dichter Panaït Istrati zu einem Vortrag geladen. Er sprach in französischer Sprache. Sein Thema lautete: „Les arts et l'humanité de l'aujourdhui."

Romain Rolland hat Istrati einen „Gorki des Balkans" genannt, der Landstreicher und Europäer Istrati bekannte sich in seiner Lebensgeschichte, die den ersten Teil seiner Ausführungen einnahm, zu Dostojewskij, Tolstoj und Balzac: er erlebte das Ästhetisch-Schöne zuerst durch das Ethisch-Gute.

Die naturalistischen Schilderer der äußeren Not waren ihm Tröster im eigenen Elend, halfen ihm durch ihre Darstellung des Leids aus innerer Not. Er folgerte daraus, nur der arme, der leidende Mensch sei fähig, Kunst zutiefst zu erfassen. Den armen, leidenden Menschen richte die Kunst auf wie die Tröstungen der Religion. Dieser sein Standpunkt, schloß Istrati diktatorisch, sei der einzig sichere und bleibende.

Er prangerte eine Menschheit an, deren Interesse lediglich auf das Geld gerichtet sei. Er gab es den Künstlern tüchtig, deren Triebfeder ebenfalls allein die Gewinnsucht sei. Reiht sich Istrati in den großen Zug derer ein, die behaupten, in der kapitalistischen Weltordnung sei keine Kunst möglich?

Dem ist nicht so.

Wo blieben, wenn die Armut beseitigt würde, die Armen, die nach seiner Auffassung Träger des künstlerischen Erlebnisses sind?

Und Istratis Verzicht auf Tendenzkunst ist im Grunde nichts anderes als diese Konsequenz aus seiner Erkenntnis. Der Klang des Dichters Istrati ist gerade darum so menschlich und rein. Für ihn zumindest gilt die Ästhetik der Armut. L. W.

Goethe und die Zeit

Von Reinhard Goering (Freiburg i. Br.)

Goethe war die letzte, große reife Frucht am Baum des Abendlandes. Seitdem leben wir in einer dauernden Krise, deren Sinn nur der sein kann, daß sich der ertragbringende Organismus als Ganzes ändert, was so viel heißt wie: die abendländische Menschheit im ganzen ändert sich und wird nach Überstehen dieser Wandlung als Ganzes zu der gesamten Welt und Vorzeit in einem anderen Verhältnis stehen als früher.

In diesem Sinne geht ein ungeheures Abschiednehmen durch die abendländische Welt. Dinge, Institutionen, Menschen, die jahrelang, jahrhundertelang, in einer großen Art und Weise gesehen wurden und geliebt worden sind, Leben geweckt und zerstört haben, von diesen Dingen gilt es sich für immer zu trennen. Sie wandern auf Niewiedersehen aus dieser Welt fort, bleiben eine Zeit unsichtbar und erscheinen dann wieder als andere, als neue, fremde, neu zu erwerbende, nachdem sie zugleich alle Welt, die sich von ihnen in ihrer früheren Form nicht hat trennen können, in einem Prozeß voll unerhörter Grausamkeit und Traurigkeit mit sich in das Nichts genommen haben, aus dem sie allein wieder neu auftauchen.

Was wir hier beschrieben haben, stellt von anderer Seite aus gesehen, nichts anderes dar, als was wir die „Entstehung einer neuen Art" nennen und was es, wie für alles pflanzliche und übrige tierische Lebewesen, genau so auch für den Menschen gibt, der allein diesen Prozeß bewußt miterleben und erleiden kann, ihm im übrigen aber genau so unerbittlich unterworfen ist, wie Tier und Pflanze.

Kein Sichsträuben, kein Sichwehren mit Händen und Füßen, kein Wille, keine Ergebenheit, keins der kleinen Mittel, über die der Mensch verfügt oder zu verfügen glaubt, hilft, sobald diese Vorgänge einmal in Bewegung geraten sind, sobald nach unerforschten biologischen Gesetzen der Abbau einer alten und der Aufbau einer neuen Art beginnt. Der einzelne ist in solchem Prozeß so gut wie nichts und besitzt auch keine nennenswerte Hilfe ihm gegenüber. Oder glaubt jemand, daß die, über die im Augenblick der Artwandlung das Todesurteil gefällt ist, durch irgend etwas gerettet werden können vor der Verzweiflung, die sie gegenüber etwas ganz Neuem, Fremdem, Unbegreiflichem, ja von ihrem Standpunkt aus Verruchtem ergreifen muß, demgegenüber alle bekannte Wehr und Waffe versagt, ja alles gewaltsame Wehren nichts weiter darstellt, als ein den eigenen Untergang beschleunigendes Moment? Hier treten Probleme von großer Neuartigkeit und größtem Interesse auf, und hier tritt mit Notwendigkeit ein Moment ein, in dem jedes Licht, auch das älteste und geheiligteste für einen Augenblick verlischt, ohne daß von vornherein gesagt werden könnte, in welcher Weise es später wieder leuchten wird. Alle Rechtfertigung selbst wird beinahe zur Anklage. Auf dem in jedem Umfang und in jeder Weise schwankenden Boden wird alles Unsinn und Sinn zugleich, was aber nichts nutzt. Hier scheint für eine große Spanne nicht nur der einzelne, sondern eben die ganze Menschheit selbst in den Schmelztiegel geworfen, ohne daß etwas Richtiges über das Kommende gesagt werden könnte, denn selbst wer Zutreffendes sagen würde, müßte es doch in der Form der untergehenden Art mitteilen, und so wäre es selbst mit dem Hauch des Untergangs verfälscht.

Wir Menschen und Völker sind in der Tat genau so unbewußt ins Geschehen gestellt, wie der Baum draußen vor meinem Fenster, den der Spruch des Schicksals seiner Art trifft, ohne daß er irgend etwas darüber weiß, und der ihn erfüllt, ohne ihn zu wissen. Wir Menschen haben uns bisher an unser individuelles Bewußtsein geklammert, als an eine Sache, die uns genügend Licht zu geben imstande wäre. Nun zeigt sich aber, daß wir die wirklichsten und unerbittlichsten Bewegungen machen und machen müssen nach Sprüchen, von denen wir nichts wissen; daß wir tanzen müssen nach einer Musik, die wir nicht mal vernehmen, oder die wir nicht verstehen können, weil sie nur in solchen Krisenzeiten überhaupt zu hören ist, und vom ersten bis zum zweiten Takt der lauschende Mensch

selbst ein anderer geworden ist; nun zeigt sich, daß wir bloß gelegentlich, wie z. B. jetzt, die erschreckenden Bewegungen und Gesten einer sich wandelnden Zeit erkennen können, und noch Gott danken dürfen, wenn wir nicht zu denen gehören, die ein Leben leben müssen (kraft des über sie ergangenen Urteilsspruchs), das in Wahrheit ein Sterben ist, wie andere einen Tod sterben, der in Wahrheit Leben ist.

Und nun begegnet uns in Goethe etwas, was diese letzte ausgereifte Frucht der alten Art wieder in ein eigenartiges Licht stellt. Denn der Trost, den wir allein bei der heutigen Fahrt ins Ungewisse haben, den des Glaubens an ein noch immer sinnvolles Werden, an ein selbst im Schmerz der Wandlung nicht erlöschendes darüber hinaus und vorwirkendes Gute und Schöne, dieser Trost beruht auf einem Prinzip, das das Eigentliche des Goetheschen Lebens war, so daß er schon etwas von der Art-Wandlung, die jetzt eingetreten ist, vorweggenommen hat und zugleich doch noch eine sichere, runde und voll ausgebaute Schöpfung der alten Menschenart gewesen ist; ein ganz Persönliches und Neues, für das man gut auch sagen kann: Goethe ist zu gleicher Zeit der größte aller Ehrenmänner und Verbrecher gewesen. Er hat alles bis dahin Gewesene auf den Kopf gestellt in einem Augenblick, in dem es gerade dadurch wieder in die richtige Lage kam, weil eben die Welt als solche anfing kopheister zu schießen.

Wir zweifeln nicht, daß die kommende Epoche im Zeichen Goethes stehen wird. Er erscheint naturwissenschaftlicher Betrachtung als das rätselhafte erste Exemplar der neuen Art, das doch zugleich noch der alten angehört, und sein persönliches Schicksal erscheint fast gleichgültig neben dem, was er war und sein mußte, als Verkörperung des neuen Typus, wie ihn das biologische Gesetz wollte und für den es gerade ihn sich herausgriff. Wir wissen auch, wie sehr gefährdet die Erstlinge sind und verstehen es in diesem Sinne, weshalb Goethe „für tot" auf die Welt kam und dann doch lebte; sei es nun, daß das, was jeden anderen getötet hätte — ein Fehler irgendwelcher Art — ihn als den schon Neuen nicht mehr so ganz vernichten konnte, sei es, daß er von etwas, was dem alten Typ nie geschadet hätte, betroffen wurde, weil er mit seinem Neuen empfindlicher war. In Napoleon sehen wir noch einmal den Versuch der Natur, den erprobten Typ zu einem neuen Anlauf zu den höchsten Höhen anzusetzen, ein gigantischer Versuch, unter dessen Wirkung die Jahrhunderte noch nachzittern werden. In Goethe aber ist etwas ganz anderes der Natur geglückt. Eben der Übergang zur nächsten Epoche! Deshalb ist Goethe schlechthin unvergleichlich. Den Millionen aber, die Zeugen sind und sein müssen dieses gigantischen Prozesses, der Entstehung neuer Art der weißen Rasse und die entweder grausam leiden oder unbegründet triumphieren, gibt ein klares Erkennen dessen, was eigentlich vorgeht, den besten Halt und die beste Mäßigung! Das Individuum ist weder so schuldig noch so verdienstvoll wie es erscheint! Die große Mutter Natur ist die Hauptwirkende bei allem!

Die Literaturgeschichte des Wesentlichen

Von Ernst Heilborn (Berlin)

„Le journalisme sert à beaucoup,
à condition d'en sortir."

1.

Schon nach Besitznahme des ersten Bandes von Arthur Eloessers Literaturgeschichte sagte man sich: hier hat sich eine Generation ihr Werk geschaffen. Der zweite und abschließende Band „Von der Romantik bis zur Gegenwart"[1] erneut den Eindruck, stärkt ihn. Eine Generation sucht Klarheit über sich selbst zu gewinnen, legt sich von ihrem Verständnis für Kunst, und damit für das Leben, Rechenschaft ab. Der Verfasser des Buchs ist Chorführer.

Eine Generation, deren publizistische Vertreter sich zum guten Teil Ende der achtziger Jahre im Kolleg und Seminar Erich Schmidts zusammenfanden.

[1] Die Deutsche Literatur. Vom Barock bis zur Gegenwart. Band II: Von der Romantik bis zur Gegenwart. Von Arthur Eloesser. Berlin, Bruno Cassirer. (M. 20, geb. M. 26.)

Daß diese Generation unter besonders glücklichen Umständen ihre Kindheits- und Schuleindrücke empfangen hätte, behauptet Eloesser nicht. Die Schule war in ihrem alten philologischen Betrieb steckengeblieben; die Lehrer fühlten sich als Offiziere in Zivil; das Wissen mußte anwendbar und nutzbar sein; wohl gab es eine Welt der Schönheit, doch lag sie weit dahinten und in Büchern wohl aufbewahrt; die Musik allein schien noch berechtigt, zu entlasten; die Religion war unlebendig, auch die Bibel war zu einem Lehrbuch geworden. Was diese junge Generation auf der Universität erwartete? Eloesser antwortet darauf nicht, die Antwort versteht sich von selbst.

Die Generation wurde, wie das zumeist, nur selten in so ausgeprägtem Maße, der Fall gewesen, zu gleicher Zeit schöpferisch und kritisch tätig. Die kritisch Befähigten wurden in die große Armee des Journalismus eingereiht und hatten demgemäß zugleich zu sichten und zu schießen. Eloesser zitiert den französischen Ausspruch „Le journalisme sert à beaucoup, à condition d'en sortir". Das Wort findet auf ihn selbst denkbar treffende Anwendung. Auf das „en sortir" kommt es an; er hat es zur Wahrheit gemacht.

Will man bei dem Begriff der Generation bleiben, so ist das gewiß kein starrer. Die Generation entwickelt sich. Sie sieht sich selber und das, wozu sie sich bekennt, mit dreißig Jahren anders als mit sechzig; das Bild dessen, was sie geleistet hat, die Auffassung von Kunst und damit, ich wiederhole es, von Leben wandelt sich ständig. Es bedarf also dauernd einer Revision des Urteils bei voraussichtlichem Festhalten des ursprünglichen, des Ausgangs-Standpunkts. Das ist Eloesser bis ins Letzte gelungen. Sehe ich von der einen Ausnahme der Beurteilung Richard Wagners ab, bei der sich Eloesser nicht von seinem Jugendenthusiasmus frei zu machen vermochte, so erscheint mir alles ausgeglichen, aus dem gereiften Urteil dieser unserer Generation erfaßt. Hier stehen wir, wir können nicht anders. Womit nicht gesagt sein soll, daß wir den Glücklicheren nach uns die Sonne neiden. Zumal die Hamletklage des „Zuviel Sonne" auf die Generation Eloessers gewiß nicht zutrifft. Sie hat gearbeitet, und Arbeit steht auch hier, bei Eloesser, im Anfang.

Mehr als irgendeine der vorhergehenden Generationen hat die hier für sich zeugende die Fülle literarhistorischer Methoden erklügelt, ins Werk gesetzt, verworfen. Welcher von ihnen bedient sich Eloesser?

2.

Ich antworte: keiner. Und das scheint auch mir die einzige zu sein, die vor Einseitigkeit schützt.

Eloessers Literaturgeschichte beruht einzig und allein auf dem Sinn für das Wesentliche. Das ist ihre ungemeine Kraft, ihre Bürgschaft für Dauer, auch über die Generation hinaus. Der Sinn für das Wesentliche aber vermag nie zu einer Methode zu werden, er ist ein Instinkt. Eloesser besitzt ihn, ich kenne kaum einen, der in gleichem Maße davon durchdrungen wäre.

Bleibt nur die bescheidene Frage, was das Wesentliche ist? Die Antwort darauf würde wohl auch in Eloessers Sinn lauten: das Lebendige.

Es gibt, zumal in der deutschen Literatur, zahlreiche Werke, die sich durch Vermittlung eigenartiger Ideen und Anschauungen auszeichnen, oder in denen vorgedachte Ideen eine eigentümliche Weiterbildung erfahren. Darauf pflegen die zünftigen Literarhistoriker, zumal die einer bestimmten Richtung — pardon, das Wort klingt unhöflich — hereinzufallen. Das aber führt zu nichts. Ideen in Kadavern sind tote Ideen und ohne Wirkensmöglichkeiten. Erst wo die Idee durch Handlungsführung und Menschengestaltung aus dem Gesamtkunstwerk atmet, ist sie lebendig. Auch die Frage nach der Idee muß demgemäß zu einer Frage nach dem künstlerischen Organismus werden, sonst bleibt sie inhaltlos. Ich wiederhole: das Wesentliche ist das Lebendige.

Andrerseits: die Rahel hat einmal eine Kritik von E. T. A. Hoffmanns Erzählung „Das Fräulein von Scuderi" aufgezeichnet, die Satz für Satz zutreffend ist und nach der von der Erzählung nichts übrig bleibt. Und dennoch — die Erzählung lebt! Man sieht, Kritik allein tut es nicht. Für den Literarhistoriker nun, der abgelebte Epochen schildert, beantwortet die Stellungnahme der Nachwelt zum guten Teil, nicht durchaus, die Frage nach der lebendigen Wirkung. Wer wie Eloesser hier die Literatur der Gegenwart und der ihr nahen Perioden behandelt, muß aus sich imstande sein, das Gefühl für das Lebendige aufzubringen. Auf Kritik allein, und sei sie denkbar geschmackvoll, ist da kein

Verlaß. Es bedarf des Instinkts. Eloesser verfügt in ganz einziger Weise über die Witterung für das Lebendige. Dieser Geschichtsschreiber schrieb ein Buch des Lebens.

3.

Arthur Eloesser verfügt, auch darin ein ungemein Seltener, über den langen Atem. In 14 großen Kapiteln bewältigt er das Riesenmaterial deutscher Literatur von der Romantik bis zur jüngsten Gegenwart. Erlahmt dabei nicht einen Augenblick. Ist auf jeder Seite gleich prägnant, immer „lebendig". Diese Langatmigkeit nun ist Vorbedingung für seine Art der Zusammenschau, die immer wechselt, jetzt ein Landschaftliches, gleich darauf ein Ideengeschichtliches, dann wieder einen Entwicklungsvorgang zum Prinzip erhebt — auf Grund des Wesentlichen. Der Synchronismus spielt dabei eine große Rolle, nie aber die ausschlaggebende. Symbiose! Der auf die Zeitfolge Eingeschworene wird manche Dichter als überraschend früh, andere als verspätet behandelt empfinden. Diese eigentümliche, immer wechselnde, wesentlich vitale Zusammenschau befähigt Eloesser aber auch die Würdigung manch eines in die eines anderen, Beherrschenden, einzuschieben, und das wirkt dann so, als trüge ein Riese ein oder mehr Kindlein mit sich in der Kiepe auf dem Rücken, wie ja in Wahrheit mancher Unsterbliche kümmerlich Vegetierende und Popanze dem leuchtenden Horizont entgegenträgt. Hier ist alles Wanderung über den Zeitmeridian hinaus.

Puls in diesem atemstarken Vortrag ist Eloessers ausgeprägter Sinn für Epigrammatik. Manch einem hängt nun wie den Figuren auf mittelalterlichen Gemälden der Zettel mit dem Eloesser-Epigramm aus dem Mund. So Zacharias Werner: „er verschrieb sich Gott, wie andere sich dem Teufel verschreiben, und wurde schließlich von ihm geholt"; „Deutschland brachte wie fast zu allen Zeiten eine Literatur hervor, die nicht zur Lektüre wurde, und eine Lektüre, die nie Literatur gewesen war"; „eine unermeßliche Bücherwelt, die der Norden als die ihm eigene Vegetation hervorbrachte"; Heine: „Was man seine Halbheit nennt, ist Doppeltheit gewesen"; „Heinrich von Treitschke versicherte: es gibt nichts Schöneres als ein deutsches Kartoffelfeld. Es gibt gewiß auch nichts, wodurch sich ein deutsches Kartoffelfeld von einem französischen oder englischen unterscheidet"; Otto Ernst: „so daß für jeden Geschmack, außer für den guten, gesorgt war"; Wedekind: „Teufelsdienst ist nicht interessanter als Gottesdienst, und er war Gott gewiß näher, als sie ihm zutrauten." Für den Leser bedeutet diese Eloessersche Epigrammatik ein auf vielen Wanderungen plötzlich ganz zu Hause sein.

Von Stifter sagt Eloesser: „Stifter wollte in großen Typen arbeiten, die langsam und ohne Romanverwicklung fortschreitenden Kapitel in mächtigen Lagen wie eine Gebirgsstruktur aufeinander quadern als große, glattgehauene Blöcke." Ich sag's von ihm.

4.

Liest man diesen modernen Teil von Eloessers Literaturgeschichte — aber es gilt wirklich ein Besitzergreifen — so fällt es einem auf, wie oft Eloesser Barocknaturen unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts und der Jetztzeit (Hermann Bahr, Hofmannsthal) auftauchen sieht. Mit Recht. Es gibt keine Gegenwart, in der nicht Vergangenheit wäre.

Dahin klingt Eloessers mannhaftes Nachwort aus, und wieder spricht der Chorführer für uns alle: die Fackel weitergeben! Wenn die Generation, die es hier gilt und die hier von sich selbst Zeugnis ablegt, gewiß keine sonderlich geistige genannt werden kann, sie hat doch geistig gearbeitet und weiß, wenn nicht die Ernte, so doch ihre Arbeit an der Erde unverloren. Diese unsere Erde aber heißt Geist.

Regionale Bewegung im rheinischen Schrifttum

Von Leo Sternberg (Rüdesheim a. Rh.)

Wie die großen staatsgeschichtlichen Übergänge Deutschlands sich alle im Rheinland vollzogen, so auch die geistesgeschichtlichen. Nachdem die mittelrheinische Landschaft im Zeitalter der Romantik eine schöpferische geistige Macht geworden war, sehen wir im Industriezeitalter den Niederrhein der Welt die Geisteshaltung geben.

Seitdem greift — wie eine Zusammenfassung und

Sinngebung der bisherigen Entwicklung — die rheinische Großlandschaft umbildend in die deutsche Geistesgeschichte ein.

Schon Gottfried von Straßburg bekannte: „Jch ne geloube niemerme / daz Sunne von Mykene gê / Ganzlichiu schoene tagete nie / ze Kriechenlant, sie taget hie.“ Der Gedanke der Heimatkunst ist geboren. Es gibt zwei Arten von Heimatkunst: Die eine entspringt aus unfreiwilliger Beschränkung und wendet sich daher auch nur an einen beschränkten Kreis von Aufnehmenden, innerhalb dessen sie zu populärem Erfolg gelangt. Sie scheidet hier aus; denn es gibt keine bewußt populäre Kunst, da der Künstler immer subjektivistisch ist und das Volksmäßige daher nur gestaltet, insoweit er als Persönlichkeit das Volk mitumschließt. Die andere beschränkt sich zwar insofern freiwillig, als sie sich aus den Quellen der Heimat und des Volkstums speist, wird aber gerade dadurch fähig zum nationalen Ausdruck des Universellen und Allgemeingültigen.

Sie hat, seit die Romantik das Heimatgefühl neu belebte, den ganzen Rhein entlang, d. h. von Süden nach Norden durch ganz Deutschland hindurch, Provinz neben Provinz angesiedelt, von denen jede ihr eigenlebiges Schrifttum in die großrheinische Kulturgemeinschaft einbrachte. Wie Wilhelm von Scholz und Hesse in der Voralpensphäre des Bodensees, wurzeln Burte und Busse im badischen, Schickele im elsässischen Grenzland. Dem mainfränkischen Kulturbereich gehören Frank und Weismantel an, dem hessischen Bock und Zuckmayer, dem rheinfränkischen Paquet und Sternberg. Der Westerwald hat in Philippi, der Hunsrück in Kneip, die Eifel in Clara Viebig, Westfalen in Winckler, der Niederrhein in Schmidtbonn seinen Dichter gefunden.

Alle diese zwischenregionalen landsmannschaftlichen Einheiten werden nun plötzlich durch Schicksalserlebnis zu der übergeordneten Einheit der großrheinischen Kulturlandschaft zusammengeschweißt, die nicht etwa nur die Summe der einzelnen Heimatabschnitte, sondern darüber hinaus ein weltanschaulich völlig anders geartetes Ganzes bildet. Vieles hat den gewaltigen Umschwung vorbereitet. Neben dem durch das moderne Verkehrswesen veränderten Landschaftsgefühl, bei dem weiträumige Zusammenschau an die Stelle intimerer Unterscheidungen getreten ist, hat auch ein landsmannschaftlicher Ausgleich die Länder einander angenähert. Die Industrieverschiebungen mit ihren Kolonien und Schulen für die angesiedelten Arbeitermassen haben dazu ebenso beigetragen wie die Kriegsjahre, die den Bayer wie den Mecklenburger, den Pfälzer wie den Schlesier in dasselbe Feldgrau kleideten und Schulter an Schulter in denselben Frontabschnitt stellten. Neben diesen allgemeinen Ursachen, zu denen auch länderumspannende Gesamtplanungen, Austauschwesen und nachkriegszeitliche Wanderbewegung treten, hat aber am Rhein, seit Karl der Große die Achse des Stroms zum Rückgrat des Imperiums machte, die Erinnerung an den Reichsgedanken eine Unterströmung gesamtrheinischen Empfindens lange genährt, obwohl die Erhebung Kölns zu einem Rom des Nordens, was dem Kanzler Barbarossas vorschwebte, oder das evangelische Reich, das Gustav Adolf in Mainz zu errichten gedachte, und das rheinische Reich der pfälzer Fürsten in Mannheim Träume geblieben sind. Wenn aber der Rhein, lange bevor Cäsar Brücken über ihn schlug, seit den Uranfängen unseres Werdens das deutsche Schicksal bestimmt hat, so ist durch den Weltkrieg die tragische Gemeinschaft des Stromlandes wie nie zuvor Ereignis geworden. Die dynamischen Verschiebungen, die jede Welterschütterung im Gefolge hat, rückten ihn wieder in das landschaftliche Zentrum der weltpolitischen Schicksalszone, wie es in den Tagen des alten Reichs gewesen war, und legten den Reichsapfel, der als Sinnbild der Erde galt, als Insignium der Verantwortung dem rheinischen Menschen in die Hand. Die Pfalz, Hessen, Baden, Preußen, das Saarland treten als Blutzeugen dafür auf, daß der stumme Gandhi-Kampf an der Ruhr, die unter Beteiligung aller Volksschichten niedergerungene Sonderbündlerbewegung, alle Demütigungen der Besatzungszeit die Gesamtheit der rheinischen Länder in dem Gefühl stellvertretenden Leides für die Menschheit vereinigt haben. Aber wie es bis zum Ausgang des Mittelalters schon einmal der Fall gewesen, schien der Rhein auch wieder zum Ausgangspunkt geistiger Ereignisse zu werden. Das ungeheuere Erlebnis der Landschaft und der immerströmende Quell des Nationalgefühls, der uns in diesem Grenzland rauscht, haben Stegemanns „Kampf

um den Rhein", Paquets „Antwort des Rheins", Fritz von Unruhs „Heinrich von Andernach", Leo Sternbergs „Separatisten", Ernst Bertrams „Rheingenius und Génie du Rhin", René Schickeles Vogesenromantrilogie hervorgebracht, Werke von neuer Problemstellung, in denen der Rheingott den Schaffenden schicksalhaft über die Schulter schaut.

Wie die Not des Stroms eine volksnahe, vom Blut der Zeitgeschichte erfüllte Dichtung ins Leben rief, so entstand wie von selbst auch der Bund rheinischer Dichter. Von keinen gewerkschaftlichen oder zünftigen Interessen bestimmt, läßt er sich weder mit dem göttinger Hain-Bund noch etwa mit der „Kogge", der regionalen Zusammenfassung der niedersächsischen Dichter vergleichen. Er hat keine anderen Vorformen als den „Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein" und dessen einst von Wilhelm Schäfer geleitete Zeitschrift „Die Rheinlande" oder vielleicht das Rheinmuseum in Koblenz, das zum erstenmal den lebendigen Organismus des Stroms von der Quelle bis zur Mündung samt der an ihn geknüpften Kulturlandschaft zur Anschauung zu bringen sucht. Sonst gründet er sich nur auf die zwischenregionalen rheinischen Heimatliteraturen, mit denen ihn allerdings die heiße Liebe zu der Landschaft verbindet, über die ewig die Wolken des Verhängnisses hinschatten. Im übrigen aber greift er ebenso weit über sie hinaus wie über alle landschaftlichen Bünde sonst. Der gesamtrheinische Gedanke allein leitet ihn; so ausschließlich, daß er sogar an den politischen Grenzen nicht Halt macht, sondern auch für die außerdeutschen Rheinstaaten Holland, Luxemburg, Belgien, das Elsaß und die Schweiz seine Reihen offen hält. Kein einseitiges Weltbürgertum. Schon haben Führer der flämischen Volksbewegung ausgesprochen, daß man statt in Staaten zu denken, bei denen Reichsgrenzen und Volksgrenzen auseinanderfallen, nach dem Vorbild Deutschlands wieder die höheren Ordnungen kultureller Einheiten aufzubauen suchen und die europäischen Völker zur Besinnung auf ihr gemeinsames Volksgut heranführen müsse. In derselben Erkenntnis ist die internationale Schriftstellerorganisation des P.E.N.-Klubs dazu übergegangen — an Stelle von staatlichen — sich in Kulturgruppen zu gliedern und das Recht auf Vertretung und Stimme bei seinen Kongressen allein auf die kulturell-sprachliche Selbständigkeit einer Literatur zu gründen — ein Sieg des Geistes, von dem die Kultur des Ausland-Deutschtums neue Impulse empfangen wird. Kann es sich deutlicher zeigen, daß das, was dem Rhein geschieht, der Welt geschieht und daß es eine Bestimmung ist, Gefäß des Zukünftigen zu sein? Die Entwicklung aber im Fluß zu halten, die eine von tausendjähriger Schicksalserfahrung durchblutete Landschaft wieder zu einem beseelten, in die Welt wirkenden Kulturganzen verbindet, erscheint seiner Dichterschaft, die unter Gottes Gewittern mit entblößtem Haupte zu stehen und des Vaters Strahl mit eigner Hand zu fassen gewillt ist, als die rheinische Sendung. Es ist ein Geistiges, was werden soll. Seine nährende Ader ist ein Strom, der von Meer zu Meeren geht. Niemand kennt seine Grenzen.

Die zwischenregionale Kultur der Heimatlandschaften ist damit nicht entwertet. Die in ihr zum Ausdruck gelangende Vielfältigkeit bedeutet nicht Schwäche, sondern Kraft, wenn die größeren Zusammenhänge dabei nicht in Vergessenheit geraten. Denn was das Kollektivgefühl der überorganisierten Gegenwart und die nivellierende Massenkultur des technischen Zeitalters gefährden, rettet die Heimatverbundenheit: das Persönliche, das Elementare, die Lyrik, den kosmischen Zusammenhang, das Bluterbe, die Seele des Volkstums, das solange nicht schwinden kann, wie es Volk gibt.

Authentische Mitteilungen über Nietzsches Nachlaß

Von Dr. Dr. Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlichem Leiter des Nietzsche-Archivs

(Fortsetzung)

V. G.!

Sechs Serbische Volkslieder

In deutsche Reime übertragen von Fr. W. Nietzsche.

Pforte, 29. 4. (1861)

[Mp. I, 13 (Jgd.); Aufsatz für die literarische Vereinigung „Germania".]

Vorbemerkungen.

Die Sprache der Serben erstreckt sich über Serbien, Bosnien, die Herzegowina, Montenegro und Dalmatien, über Slawonien und den südöstlichen Theil von Kroatien. Sie gehört zu den slawischen Sprachen und zeichnet sich durch Kraft, Reichthum, Lieblichkeit und Tonfülle aus. Ihre Härte erschreckt nur den Unkundigen und ist meist nur für das Auge da. — Die Gedichte zerfallen in kleinere sogenannte Frauenlieder und größere Heldengedichte. Unter den ersteren stammen unzweifelhaft die Hochzeit- und Festgedichte aus dem grauen Alterthum. Die meisten aber mögen wohl von geringem Alter sein. Unter den epischen Gedichten mögen einige noch vor dem sechzehnten Jahrhundert entstanden sein; viele beweisen sich durch die darin vorkommenden Namen als neuere. Das Original ist reimlos, doch finden sich oft Reime, Assonanzen, Allitterationen.

Die Gedichte zeichnen sich durch eine unnachahmliche Einfachheit und Natürlichkeit aus, Eigenschaften, die in der Übersetzung oft verloren gehen. Einige sind geradezu unübersetzbar, wenn man nicht Worttreue und Genauigkeit gänzlich bei Seite lassen will. Ich führe eins von diesen an in der metrischen Übertragung von Talvj, die überhaupt diesen gereimten Übersetzungen zu Grunde gelegt ist. —

Nachgeschmack.

Welche Zeit der Nacht ist heute?
Kommen wollte doch die Liebste,
Kommen wollte sie und kommt nicht!
Harrt ich bis zu Mitternächten,
Einsam schlich ich dann nach Hause:
Auf der Brücke kam die Liebste,
Einmal küßt ich sie für zehnmal:
Honigsüß blieb mir die Lippe,
Grad' als hätt' ich Zucker gessen,
Zucker gessen, Meth getrunken. —

Die ersten fünf lyrischen Gedichte habe ich sehr wörtlich, auch mit metrischer Treue übersetzt. Das kleine epische Gedicht habe ich freier behandelt, um es nicht steif und schleppend zu machen. —

Fünf lyrische Volksgedichte.

Mädchen und Rose.

Ach, mein kühler Wasserquell,
Ach, meine Rose im rosigen Schein!
Was blühst du auf so früh, so schnell!
Soll ich dich brechen, o Rose mein?
Wem gäb ich dich, trautestes Blümelein?
Bräch ich dich für lieb Mutter ab,
Mütterlein liegt im tiefen Grab.
Pflückt ich dich für die Schwester gern,
Schwesterlein gieng mit dem fremden Herrn,
Bräch ich dich für den Bruder noch?
Fort in den Krieg der Bruder zog.
Bräch ich dich ach! für mein traut Lieb,
Fern ach! und weit ist mein traut Lieb,
Über drei grüne Gebirge weit!
Über drei kühle Gewässer breit!

Sogar das Roß zürnt.

„O du Mädchen, Seele traut:
Hast du wohl mein Roß gesehen?"
„Nicht gesehen, nicht geschaut!
Gestern hört ich doch es gehen,
Wie es fern an Ahornbäume
Klirrend schlug die blanken Zäume,
Wie es mit den blanken Hufen
Grollend schlug die Marmorstufen.
Selbst dein Rößlein ist betrübt,
Daß du zwei zugleich geliebt,
Aliweren und Todoren;
Jene hat ein Kind geboren,
Diese weint in Schmerz verloren."

Mädchen und Fisch.

Saß die Maid am Meeresstrand,
Fragte still zu sich gewandt:
Ach, mein lieber Gott und Herr!
Giebt's was Breiteres als das Meer?
Längeres als das Feld so groß,
Schnelleres als das rasche Roß,
Süßeres wohl als Honig rein,
Theureres als der Bruder mein?

Fischlein aus dem Wasser sagt:
Thöricht bist du doch, junge Magd:
Ist nicht der Himmel breiter wie's Meer?
Länger das Meer als das Feld so groß?
Schneller das Aug' als das rasche Roß?
Süßer der Zucker, als Honig rein?
Theurer der Liebste als der Bruder dein?

Probe.

Was tönt so hell, was tönt so laut?
Läuten die Glocken? Krähen die Hähne?
Nicht läuten die Glocken, nicht krähen die Hähne,
Schwester entbietet dem Bruder traut:
„Bruder, bin türkische Sklavin geworden,
Rette mich, rette mich, Bruder mein!
Kaufe mich los mit goldenen Borten,
Perlenschnüren, das Kaufgeld ist klein!"
Läßt ihr der Bruder wieder entbieten,
„Schwesterlein, Schwesterlein, gieb dich zufrieden.
Brauche mein Gold für mein Roß so wild,
Daß ich erglänze im Kampfgefild,

Brauche die Perlen für's Liebchen treu,
Daß ich beim Küssen des Schmuckes mich freu."
Wieder läßt ihm traut Schwester entbieten:
„Brüderlein, Brüderlein, gieb dich zufrieden!
Bin nicht türkische Sklavin, nein! Sultanin bin ich ja,
Bruder mein!"

Der säumende Freund.

Auf schwarzen Schwingen flieht die nächtge Zeit,
Mein Herz ist voll von Gram und Leid.
Leid erleid' ich, niemand kann ich's sagen.
Keine Mutter hab' ich ihr's zu klagen.
Hab' kein Schwesterlein, ich möcht verzagen.
Einen Freund, allein in weiter Fern,
Eh' er kommt, erlischt der helle Stern.
Eh' er aufwacht, singen die Vögel hell.
Eh' er küßt, erröthet die Wolkenwell':
„Geh nur heim, mein Freund, der Tag naht schnell."

Der grimme Bogdan.

Heldengedicht in Terzinen übersetzt von F. W. Nietzsche

O lieber Gott! welch' wundergroßes Tönen?
Erkracht der Donner oder bebt die Erde?
Erschallt vom Meer der Wogen wildes Dröhnen?
Nicht kracht der Donner, nicht erbebt die Erde,
Nicht schallt vom Meer der Wogen wildes Dröhnen.
Drei Reiter brausen hin geschmückt zu Pferde,
Hin nach dem Amselfeld am Felsenstrand,
Held Marko, Relja, Milosch ohne Gleichen,
Die besten Helden in dem ganzen Land,
Vor denen sich die Serben dienend neigen,
In goldner Rüstung, glänzendem Gewand,
Die Säbel schwingend in den wilden Rechten,
Durchstürmten sie den wüsten Ufersand.
Die Sonne glühte in den goldnen Flechten,
Der Rosse Schritt begann schon zu ermatten,
Da sehn sie einen Weinberg sich zur Rechten
Mit süßen Trauben, Quellen, Baum und Schatten,
Voll Freude schaut ihn Reljas schönes Roß.
Der Held ergreift den goldnen Zaum, den glatten,
Und sprengt auf Bogdans reichen Weinberg los.
Und wie er Trauben pflückt voll süßer Beeren,
Und ihm die Labung in die Kehle floß,
Da hört er Marko rufen, ihn, den hehren:
„Laß ab, mein Freund, laß ab vom frischen Wein!
Du möchtest selber dem Beginnen wehren,
Vernahmst du, wer des Hügels Wächter sein.
Ja hurtig triebst du selbst dein Roß von dannen.
Schön ist der Berg, ich möcht' er wäre mein, —
Doch Bogdan haust darin mit seinen Mannen,
Der starke, grimme, mutherfüllte Held,
Dem nimmer wohl Gefangne je entrannen,
Ich selbst entrann ihm kaum im weiten Feld,
Als er mich einst verfolgte auf der Stute,
Der flügelschnellsten Stute in der Welt.
Ich hatte Trauben ihm von edlem Blute
Aus seinem Berg gebrochen, o ich Thor!
Doch Bogdan nahm mich wahr in der Minute,
Und schäumte wild vor rascher Wuth empor.
Ich jagte fliehend zu der stein'gen Küste,
Und sprengte auf dem flücht'gen Scharetz vor.
Er folgte fluchend seines Zorns Gelüste,
Schwang sich zu Roß und sucht mich zu erreichen
Und wär mein treuer Scharetz nicht, ich müßte
Schon längst am Meer in salz'gem Schaume bleichen.
Von Raben und Seemöven rings umrauscht.
Acht Jahre sah ich schon seitdem entweichen."
Es tönt, es naht von fern. Er horcht, er lauschet
Und wendet sich zu den Gefährten bang.
Ein Nebel steigt dumpf her vom Meer: Es rauscht
Wie Männerstimmen, Rossehufenklang.
Weh, Bogdan naht mit zwölf Wojwodenmannen,
Und stürmt heran in wildem Zornesdrang.
Held Marko ruft: Auf, Freunde, auf! von dannen!
Wir drei allein sind allesamt verloren.
Wie möchten wir die dreizehn übermannen!
Drum laßt uns fliehen! Gebt eurem Roß die Sporen!
Held Milosch spricht voll Muth: „Mein Bundsgenosse,
Mir kam ein furchtsamfeiges Wort zu Ohren.
Sind wir die besten Helden nicht zu Rosse,
Im Reiterkampf und in der heißen Schlacht?
Und heute habt ihr allen Muth verloren?
Wir wollen lieber vor der Übermacht
Höchst ruhmvoll sterben, als feig zu entfliehn."
Und Marko ruft: „Auf Freunde denn zur Schlacht!
Laßt eilig uns noch in die Arbeit theilen,
Wollt ihr den Bogdan oder die Wojwoden?"
„Den Bogdan!" rufen beide laut und eilen
Zum blutgen Strauß. Da staunen die Wojwoden
Wie Marko hoch auf sie die Keule schwingt.
Da stürzen sie zerschmettert hin zu Boden,
Daß heißes Blut zur heißen Erde dringt.
Und kaum hat Marko sich zweimal gewendet,
So ist für ihn das wilde Spiel beendet.
Er treibt sie vor sich, bindet sie zusammen,
Und schaut, wie sich der Kampf der Freunde wendet.
Die Helden, die so edlem Blut entstammen,
Er sieht sie dort gefesselt und geschändet.
Wohl sprüht ihr zürnend Antlitz Feuerflammen
Doch schwach, ohnmächtig sind des Zornes Gluthen
Die Hände binden Fesseln fest zusammen,
Er sieht sie matt aus vielen Wunden bluten.
Da faßt ihn Grausen, unnennbarer Schrecken,
Er will entfliehen, doch faßt ihn tiefes Grauen,
Er denkt der treu verbundnen lieben Recken
Und kann nicht ihre schnöde Schande schauen.
Drückt sich die Zobelmütze auf das Haar,
Daß sich der Zobel und die Brauen decken.
Faßt wild den Säbel schön und goldesklar,
Und zog den Scharetz fest am glatten Zügel,
Schwingt hinauf sich, stürzt sich wie ein Aar
Auf den Räuber, stürzt mit raschem Flügel
Auf den grimmen Bogdan wutherfüllt.
Doch Bogdan blickt auf ihn mit wildem Grauen,
Mit Blicken, basiliskengiftumhüllt.
Doch wie ihn Marko schaut mit finstern Brauen,
Erstarrt er vor dem Blick so schwarz und wild.
So stehen sie da, entsetzlich anzuschauen.
Doch endlich senkt Bogdan den Blick zu Boden:
„Komm Marko, komm, laß ab vom Kampf und Streite,
Doch überlaß mir meine zwölf Wojwoden,
Ich überlaß dir deine Recken beide.
Gern gönnte Marko ihm die zwölf Wojwoden,
Empfing die Serben schwach von Kampf und Leide,
Ergriff den Scharetz, nahm den vollen Schlauch,
Gelobte Treue dann in Schwur und Eide,

Und lud zum Trank die Kämpfer dann nach Brauch.
Sie setzten sich und tranken süßen Wein,
Die süßen Trauben kosteten sie auch:
Und sanken nach und nach in süßen Taumel ein.
Da trennten sich Bogdans und Markos Schaaren,
Und Marko sprach zu Bogdan: „Denke mein!
Gott möge, grimmer Bogdan, dich bewahren.
Und uns zusammenführen zum rothen Wein,
So wie wir heut vergnügt beim Weine waren."
Doch Bogdan sprach: „Mag Gott auch mit dir sein,
Du grimmer Marko! Gott woll' mich bewahren,
Daß wir einander nimmer wieder schauen.
Nicht fürcht' ich Gegner, grimmerfüllte Schaaren,
Doch seh ich dich, so faßt mich banges Grauen —."
Zur Küste ritt Held Marko und die beiden,
Der grimme Bogdan schaute nach von weitem.

Walther von Hollander

Von Adelbert Muhr (Wien)

1.

Mit seinem letzten, soeben erschienenen Roman „Komödie der Liebe" hat Walther von Hollander zum erstenmal den Versuch unternommen, seine Gestalten von jener Kultur, von jener Landschaft, von jener Stimmung loszulösen, die bisher alle seine Werke erfüllt haben, ja aus denen sie wesensnotwendig wuchsen (ich werde diese hollanderschen Wurzeln am Schluß meiner Darstellung resümieren); in der „Komödie der Liebe" haben die Gestalten des Autors zum erstenmal keinen Rückhalt mehr in der Natur und in den Kräften der Kulturen, daraus sich ja die Kultur — nicht nur etymologisch — herleitet. Nicht, weil dieser Roman in der Großstadt von heute spielt, in Berlin. Manche der früheren Werke Hollanders spielen auch in Berlin, freilich waren die Zusammenhänge mit der Erde nicht nur deutlich und deutbar, sondern auch gestaltet und ausgesprochen. In diesem Roman nun handelt es sich um die burschikose und schnoddrige, bittere und trockene Komödie der Entwurzelten, denen der unfruchtbare Asphaltboden der Großstadt alle ursprünglichen Säfte und Entwicklungen genommen hat. Davon steht allerdings kein Wort im Buch, und der Leser, der die früheren Werke Hollanders nicht kennt, wird auch nichts vermissen; es geht hier um eine Zivilisationsproblematik, um, so heißt es in der Verlagsankündigung, „eine beinah tragische Ehegeschichte, es geht um Sein oder Nichtsein einer Ehe von zwei klugen, zwei geschulten, zwei vernünftigen Gatten; es geht darum: wie aus Eifersucht und Mitleid eine Liebe werden kann." Und der Autor selbst sagt am Schluß seines Romans: „Ehebruch und Totschlag und viel Kummer, um nur einen einzigen, einen winzigen Schritt weiterzukommen. Große Aktionen für eine einzige Erkenntnis. So verschwenderisch ist das Leben? So verschwenderisch sind wir mit dem Leben." — Ja, man muß dem Autor beistimmen, so verschwenderisch sind wir mit dem Leben, wir schnelle Generation der Großstadt, die im tiefsten Grunde doch alles nur — langsam weiterbringt ... Oder gar nicht. Hier offenbart sich die Skepsis des happy end.



Walther von Hollander
Zeichnung von B. F. Dolbin

Hier offenbart sich auch die Moral, die Haltung, die unveränderliche Geistigkeit Hollanders. Im Nachwort zu einem früheren Buch („Schicksale gebündelt") bezeichnet er als das Ziel seines Schreibens: zur Erkenntnis zu führen, zur Selbsterkenntnis, und „durch die Selbsterkenntnis zum Selbstbewußtsein ... Mit dem Selbstbewußtsein wären wir dann am Anfang. Am Anfang einer neuen Zeit etwa?

Das soll nicht behauptet werden. Sagen wir dann: am Anfang von uns." Hollander ist also — und auch in seinem letzten Werk — moralisch.

Andererseits aber will er „nichts anderes schildern als den Ablauf von Leben in dieser Zeit", und er wiederholt ausdrücklich: „Wichtig ist allein zu wissen, wie der Mensch heutzutage lebt. Wie das Leben heutzutage abläuft." Hollander legt den Ton auf heutzutage.

Aus dieser Mischung von Moralität und Modernität — wieder besonders deutlich in der „Komödie der Liebe" — wird so etwas wie ein Unterhaltungsschriftsteller. Unterhaltungsschriftsteller waren und sind immer moralisierend und modern zugleich. Damit erringt man Publikumserfolge (und auch Hollander kann auf die beträchtlichen Auflagen einiger Romane hinweisen). Aber man muß unsern Autor gegen den von manchen Seiten erhobenen Vorwurf des Unterhaltungsschriftstellers in Schutz nehmen; seine geistige Haltung panzert ihn übrigens selbst: in ihrer Sphäre kann man ruhig unterhalten, das schadet nicht, ganz abgesehen davon, daß gerade solche Erscheinungen in Deutschland mangeln.

Und noch etwas hält man ihm vor: er habe in den letzten sechs Jahren — einschließlich zweier vor dem Abschluß stehenden Bücher — elf Bände geschrieben, enthaltend Romane und Novellen,[1] das sei ein bißchen viel, das sei Vielschreiberei.

Vielschreiberei oder nicht, auf die Qualität kommt's an. Die Qualität dieser Romane und Novellen ist allerdings verschieden. Diese Qualitätsunterschiede gründen sich jedoch nur zum Teil und nur dem oberflächlichen Beurteiler auf das erwähnte Vielschreiben; der um Tieferes Bemühte wird andere Ursachen finden, die über den Einzelfall hinauswachsen und das Gebiet der erzählenden Dichtung überhaupt betreffen. Schon darum dürfte es lohnen, sich mit Hollander auseinanderzusetzen.

2.

1925 erscheint „Der Eine und der Andere", zwei Novellen, die sogleich die Augen der Literaturkundigen auf den jungen, so gut wie unbekannten Autor richten. Zwar ist gerade die Titelnovelle die schwächere (und offenbar noch den verschollenen Frühwerken zuzurechnen): mystizierend und unklar, aber mit prächtigen Naturbeobachtungen, die bei aller Eigenwilligkeit an Jacobsen erinnern; das Meer wird besonders eindringlich. Die andere Novelle des gleichen Bandes, „Tatjana", war es, die den neuen Mann aller Aufmerksamkeit würdig machte.

„Tatjana" ist eine Liebesgeschichte unter Emigranten, und wer bis zur Hälfte vielleicht fürchten mag, daß es sich um eine gewöhnliche Liebesgeschichte handelt, wo sie einander kriegen, wird angenehm enttäuscht werden. Gerade daraus, daß diese Liebe „platonisch" verläuft — die Liebe zwischen dem jungen Balten Egbert von Kranebitter und der Russin Tatjana Gawrilowa, zwischen diesem ziemlich unbedeutenden verarmten Adligen, der mit einer ebenso unbedeutenden Frau seiner Kaste verheiratet wurde, und jener millionenreichen, gefeierten, schönen, begabten und klugen Tatjana Gawrilowa, grande dame, Tänzerin, Sängerin, „eine ausgezeichnete Figur für alle Konventikel von Snobs und Übersnobs" — gerade aus dieser letztlich unerfüllten Liebe schöpft Hollander seine besten Kräfte: das Verhaltene und doch Klare seiner Darstellung (eine Klarheit, die stellenweise essayhaft überlegend, erklärend und vorstellend wirkt, ohne dabei die Verhaltenheit zu beeinträchtigen), ferner das Verbindende gegensätzlicher Schicksale und Landschaften, jenes Immer-Wieder-Auftauchen des Unfaßbaren, Undeutbaren, Sich-(vielleicht rhythmisch) Wiederholenden, das sich aus scheinbaren Zufälligkeiten ergibt (Hollander nennt es die „Allgegenwart des Ungewöhnlichen"), und schließlich die Kraft einer der jeweiligen Stimmung angeschmiegten Sprache.

Der Dichter — als Autor der „Tatjana" dürfen wir ihn so heißen — nimmt mit dem Recht des Epikers das Grundproblem schon zu Beginn der eigentlichen Handlung, diesem „seltsamen Wechselspiel", vorweg, wenn er nach dem Ausspruch der verwöhnten und exzentrischen Tatjana: „Ach, ich bewundere manchmal grenzenlos das Leben eines Durchschnittsmenschen" folgendes feststellt: „Viel-

[1] 1925: „Der Eine und der Andere." Zwei kleine Romane. Propyläen-Verlag, Berlin. 1926: „Das fiebernde Haus." Roman. Ullstein-Verlag, Berlin. „Auf der Suche." Roman. Ullstein. 1928: „Jetzt oder Nie." Roman. Ullstein. „Schicksale gebündelt." Ein Menschenpanorama von heute. Ullstein. 1930: „Zehn Jahre — zehn Tage." Roman. Ullstein. „Frühling in Duderstedt." Novelle. Internationale Bibliothek, Berlin. „Die Angst zu lieben." Drei kleine Romane. Propyläen-Verlag. 1931: „Komödie der Liebe." Roman. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.

leicht liegt in diesem ein wenig überspitzten Satz der Schlüssel nicht zwar zu dem Geheimnis dieser Frau, das wir in so engem Rahmen nicht ergründen zu können meinen, wohl aber zu den Geschehnissen unserer Erzählung, zu der Notwendigkeit der Begegnung zweier Menschen, deren Wege doch scheinbar von Natur und Gottes wegen auf ewig getrennt bleiben müßten . . ."

Dieser novellistischen Meisterleistung folgt der Roman „Das fiebernde Haus". So gut der Roman im einzelnen ist und oft eine stattliche Anzahl von Seiten hintereinander ganz vortrefflich, so „auseinandergezogen" wirkt er im ganzen: er ist nicht dicht genug, ihm fehlt das Verdichtete, eben die Dicht-ung. Nur in der Novelle, wo ein bestimmtes Ereignis gestaltet wird, darf man so breit — und tief — wie möglich sein; gerade die Novelle verlangt das „lange" Ausschöpfen des besonderen Vorwurfs, des Gehalts, der Stimmung. Ein Musterbeispiel hierfür ist Arthur Schnitzler (in „Frau Berta Garlan" etwa!). Aber auch Hollander weiß das und kann das — in der Novelle; und hier wurde es für mich offenbar, daß Hollander von der Novelle an den Roman herangegangen ist, also von einem Gebiet ganz anderer Voraussetzungen, und daß er den Roman als eine in die Länge gezogene Novelle sah.

Die Verbindung des Moralischen (der Held) mit dem Modernen (die Zeit) war in diesem Inflationsroman aus Berlin besonders schwer, ist aber in den anderen Werken Hollanders mehr oder weniger geglückt. Darum wirken sie ausgeglichener, sicherer, reifer, glatter. Am besten ist vielleicht „Auf der Suche", ein liebenswürdiges und optimistisches Ehebuch aus Berlin W. mit all den Sorgen wohlhabender Leute — es könnte allerdings kürzer sein; „Jetzt oder nie" ist ein Experiment und als solches wertbar: der äußeren Einteilung nach sind es kleine Bilder, die wohl komprimierend gedacht sind, jedoch in ihrer Aneinanderreihung den gegenteiligen Eindruck hervorrufen; „Zehn Jahre — zehn Tage" hinwiederum ist geschickt und äußerst spannend, eine Mischung aus gut geschauten Gestalten, ein schon sehr „gekonntes" Werk, unterhaltend und zugleich mit jener bestimmten und aufrechten Haltung, der sich Hollander ja nie begibt.

In allen seinen Romanen begegnen wir einer schon im „Fiebernden Haus" vorgefundenen, allzu einfachen, sorglos schnoddrigen Sprache: sie rührt aber im wesentlichen nicht von dem Vielschreiben, sondern vom Mehrschreiben her, also von der Tatsache, daß Hollander seine Romane als Novellist schreibt, als ein Autor, der sich um das „Verlängern" müht, bewußt oder unbewußt, wahrscheinlich beides zugleich. Natürlich spielen auch hier Zeitumstände mit. Wir wissen ja, daß in der Nachkriegszeit mit der wirtschaftlichen Inflation eine Inflation auf allen Gebieten Hand in Hand ging; auch die Sprache unterlag diesem depressiven Gesetz. Die Sprache ergab sich dem Alltag, den technischen und sportlichen Modeausdrücken, und nur wer es verstand, sie ins Vulgäre des Volksmundes zu wenden (wie Döblin im „Alexanderplatz"), machte aus der Not eine Tugend.

Im Fall Hollander kommt noch etwas hinzu. Er ist Novellist — und kein Verleger will Novellen. Angeblich, weil sie das Publikum nicht liest. Eine Not unserer Zeit, eine Verfallserscheinung.

Für die Novelle „Frühling in Duderstedt" hat sich vier Jahre lang kein Verleger gefunden (obwohl inzwischen Hollanders Romane beträchtliche Auflagen erreichten!). Der „Frühling in Duderstedt" entstand ungefähr um jene Zeit, da „Tatjana" erschien und ist ihr zumindest gleichwertig. Im „Frühling" entfaltet sich die ganze Frische eines unverbrauchten Talents. Die zarten und derben Lüfte des mecklenburgischen Frühlings wehen durch das Buch, und ganze Stöße von Duft berauschen den Leser: berauscht wird er selbst wie die Gestalten dieser Novelle, die Schloßdamen, die Bürgerlichen, die Knechte und Landstreicher. Mallon, der Führer der Dampfstraßenwalze, die schuldig-unschuldige Verkörperung des Frühlings, kommt, ein moderner Landfahr, mit seiner Maschine über die Straßen und mit seiner Lendenkraft über die Frauen. Und dann geht er wieder . . . Etwas betörend Durchsichtiges ist den Landschaften und Menschen eigen. Das Unbändige, das Nebelnde und Knospende, Raunende und Gärende der Natur, dieses verführerische Durcheinander, das der Frühling in allen Menschen erzeugt, dies gestaltet Hollander klar, frei und einfach. Es ist das Durcheinander des Frühlings, des Werdens und des im Werden schon wieder Vergehenden.

In dieser Novelle hat auch die Sprache die schmiegsame und mitfortreißende Kraft der Stimmung;

die „Allgegenwart des Ungewöhnlichen“ triumphiert neuerlich. Sie findet sich auch in Hollanders drittem Novellenbuch, in „Schicksale gebündelt“, wenngleich die Sprache mancher dieser „19 Lebensläufe“ hie und da etwas salopp wird. Das mag daran liegen, daß die Romane mehr oder weniger abgefärbt haben, vor allem aber an dem Umstand, daß es sich hier ja — bewußt — nicht um eigentliche Novellen, sondern um Romane im kleinen handelt, um winzige Romane, um Längsschnitte, nicht um Querschnitte: „um Abläufe von Einzelleben, Lebenskurven von der Geburt bis zum Tod“. Hierdurch wird nicht nur das Problem meines Aufsatzes bestätigt, sondern auch, innig damit zusammenhängend, das gefühlsmäßige Suchen Hollanders nach einer neuen Prosagattung: nach jener prägnanten Mittelform zwischen Roman und Novelle, die ihm, dem Novellisten, die Erlösung vom Roman bringen soll. Ein zweifellos gelungenes Experiment, Hollanders programmatischstes Buch.

„Die Angst zu lieben“, mit dem Untertitel: drei kleine Romane, das vorletzte Buch Hollanders, ist wieder an jenen Stellen gut, wo Novellistisches steht, und am besten dort (in der zweiten Hälfte des „Konsul“), wo die Natur mitzuspielen beginnt. Auf den letzten Seiten des „Konsul“ wird es wieder duderstedtisch. Der Vorwurf ist ungewöhnlich schwer und bedarf einer ungewöhnlichen Zartheit: „Aus der Tatsache, daß Leben sich wandelt und verwandelt und aus dem Wunsch, Liebe möchte lebendig und doch unwandelbar sein, kommt die Angst zu lieben. Erst aus der Überwindung der Angst kommt die Bemeisterung des Lebens.“ — Die zweite Novelle „Tod bei Chateau Thierry“ ist gelungen in ihrer Abrundung und dramatischen Kürze; auch die Prosa steht auf höherer Stufe, desgleichen in „Gefühl ist alles“ (der dritten und letzten Novelle dieses Bandes). Hier wird das Tatjana-Motiv aufgegriffen und ins Politische transponiert. Mylau, der adlige Hakenkreuzler, und Anna, die proletarische Kommunistin, wirken lebendig und glaubhaft.

3.

Auffallend an dem circulus vitiosus dieser Prosaarbeiten — vorzügliche Novellen, und, wenn diese auf die Romane abfärben, bloß „gute“ Romane; dann wieder bloß „gute“ Novellen, wenn die Romane auf sie abfärben — auffallend die anscheinend widersprechende Tatsache, daß fast all diese Werke dasselbe Milieu behandeln, die gleiche Gesellschaftsschicht, bestimmte „Kasten“, ähnliche Stoffkreise, verwandte Landschaften und immer wieder die Zusammenhänge dieser Menschen mit ihren Landschaften. Nimmt man hinzu, daß es sich um baltischen oder norddeutschen Landadel handelt, um seine Liebeskonflikte, um seine Heimat, und, weilt er in der „Fremde“, um seine Sehnsucht nach der Heimat, um seine Scholle und um das Entwurzeltsein, um Gefühlsmenschen und Stimmungen — so finden wir unschwer jenen großen, leider so gut wie vergessenen Schriftsteller, der bei Hollander Pate gestanden hat: Eduard von Keyserling (1855—1918). Hollander, geboren 1892, ist Balte gleich ihm. In diesem Zusammenhang muß auch Storms gedacht werden. Aber Storm wirkt heute schon wunderbar wie ein Märchen, Keyserling verklärt sich uns durch die absichtslose Kultur seiner Stimmungen, und Hollander, der Absichtsvolle, das moralische „Selbstbewußtsein“ und das „Leben von heutzutage“ aufzuzeigen bemüht, wirkt gegen jene beiden im allgemeinen real und modern.

Aber er ist gerade dort, in den Romanen wie in den Novellen, am echtesten und innigsten, wo sich seine Gestalten den Stimmungen ihrer Landschaft einfügen! Also im Konservativen! Das ist eben die Kultur eines Keyserling, jene Kultur im ursprünglichen Wortsinn, die sich von den Kulturen herleitet, nämlich von der organisch veredelten Natur. In der Gestaltung dieses uns verloren gegangenen Zusammenhangs zwischen Natur und Kultur lag ja auch Keyserlings eigentliche Bedeutung. Hollander hinwiederum wird, je mehr er sich von diesen Tiefenschichten entfernt, Zivilisationsschriftsteller, und er ist es am deutlichsten in seinem letzten Werk „Komödie der Liebe“, diesem, trotz des guten Endes, bitteren und skeptischen Ehebruchsroman aus Berlin W.

Der große Wurf aber müßte diesem so aufrechten wie ehrgeizigen und problematischen Schriftsteller auf jener lockend vorgezeichneten Linie von „Tatjana“ und „Frühling in Duderstedt“ glücken!

Selbst-Interview

Hollander interviewt Hollander

Der Interviewer Hollander betritt das Zimmer des Autors Hollander. Der Autor sitzt an seinem etwas zu großen Schreibtisch, der mit Papieren vollgekramt ist. Er strichelt in einem Manuskript und macht es noch unleserlicher als es schon von Natur aus ist. Der Interviewer tritt ans Fenster, betrachtet den kleinen Garten, der in die Zoogärten übergeht, mit Rasenplatz, mit Linden und Eichen, einen Hintergarten also mit Park-Allüren, schüttelt den Kopf und sagt: „Schön haben Sie's hier, diese Ruhe . . ."

Der Autor (verdrossen): „Bis auf die Störungen, den Autolärm besonders in den Winternächten, wenn es im Zoo Feste gibt, und das Geklingel des Telefons."

Interviewer: „Warum lassen Sie sich aber auch immer stören!"

Autor (grimmig): „Ja, warum läßt man sich immer stören! Eine Schriftstellerkrankheit, mein Herr. Jedes Klingeln des Telefons kann einen Auftrag bedeuten, eine neue Auflage, eine Annahme, eine Uraufführung. Jeder Postbote bringt Sieg und Niederlage. Dicke und dünne Briefe. Man hört die dicken poltern, welche die Manuskripte zurückbringen und man hat sein Ohr so geschärft, daß man auch die hauchzarten Annahmen in den Flur flattern spürt. Ein seltsames Leben, das jeden Tag seine Aussichten und seine Möglichkeiten ändert."

Interviewer: „Ich wäre begeistert, ein so aufregendes Leben zu führen. Wenn man bedenkt, andere bekommen an jedem Ersten 172 Mark und 85 Pfennige, andere 36 Mark monatlich Arbeitslosenunterstützung . . ."

Autor (noch immer mürrisch): „Andere wiederum erhalten an jedem Ersten 3800 Mark und Repräsentationsgebühren, Auto, Reisen und Soupers auf Geschäftsunkosten."

Interviewer: „Sie schreiben demnach um Geld zu verdienen?"

Autor: „Nein, aber man denkt, eines Tages müßte von selbst in der flachen Hand das Geld für die Bücher sprießen."

Interviewer: „Sie sind mit Ihren Erfolgen unzufrieden? Sie überschätzen sich wahrscheinlich."

Autor (kleinlaut): „Es ist natürlich möglich, daß man sich überschätzt. Manchmal denke ich das auch. Wenn nun mal die gesamte Öffentlichkeit die Schriftsteller A bis Z soviel amüsanter findet, wichtiger, tiefer, interessanter, klüger und blutvoller, soll man dann nicht wieder einen der sechs Berufe aufnehmen, die man hinter sich hat oder einen siebenten bis zehnten, die man noch vor sich hat? Man muß ja nicht schreiben."

Interviewer: „Sie müssen nicht schreiben? Also warum schreiben Sie?"

Autor (wütend): „Das hat man von dem Geschwätz über sich selbst, es ist lauter Unsinn. Natürlich muß ich nicht schreiben, aber ich muß eben doch. Und warum muß ich?"

Interviewer: „Die meisten Autoren behaupten, schreiben wäre Selbstzweck."

Autor: „Es ist schwer zu sagen. Leben ist ja wohl auch Selbstzweck."

Interviewer: „Bitte lassen Sie sich Zeit, überdenken Sie die Sache genau. Jeder Schriftsteller von Rang hat schon Bedeutendes über sein Schaffen geäußert."

Autor: „Ich lasse mich nicht mehr einschüchtern. Früher sah ich den freien Himmel nicht vor lauter knorrigen oder seltsamen Bäumen im deutschen Dichterwald. Jetzt denke ich, daß sie alle aus dem gleichen Holz sind. Wenn auch tatsächlich mit erheblichen Qualitätsunterschieden. Zum Gebrauchsmöbel zum Beispiel . . ."

Interviewer: „Bitte verlassen Sie augenblicklich dieses schiefe Bild!"

Autor: „Sie wollten etwas über den Zwang zu dichten hören. Ich könnte Ihnen auch das Gegenteil erzählen . . . Das Dichten geschieht sowohl freiwillig wie unfreiwillig, es ist qualvoll und ein reiner Genuß, es erfordert Konzentration ebenso wie die Fähigkeit, sich zu entspannen. Es erfordert eisernen Fleiß und den Mut zur Faulheit. Offenheit für jede Anregung und vollkommene Verschlossenheit gegen die ewig sich wiederholenden Überflüssigkeiten der Welt. Kurzum, es ist mit der Dichterei wie mit jedem anderen Geschäft, man muß dazu geboren sein und trotzdem aktiv was dafür tun."

Interviewer: „Was halten Sie von Ihrem Talent, kurz und direkt gefragt?"
Autor: „Kurz und offen geantwortet: ein Naturtalent, das zuerst noch sehr verkrampft und versteckt war. Ein Formtalent mit Neigung zur Verspieltheit, ein starkes Beobachtungstalent mit allen Gefahren (Detailmalerei). Aber auch mit der Gabe Atmosphäre zu geben, räumlich und zeitlich. Ein …"
Interviewer: „Noch was? Mein Herr … Ihre Kritiker finden schon dies eine erhebliche Selbstüberschätzung."
Autor: „Jeder Dichter verdient, die Kritik die er hat, aber er ist nicht für sie verantwortlich."
Interviewer: „Eine reizende Umschreibung dafür, daß Sie sich verkannt fühlen."
Autor (milde): „Sagen wir, nur halb erkannt. Der Hauptteil meines Lebens hat auch erst in diesem Augenblick begonnen, ich hoffe 86 zu werden, und wenn Sie mich ausreden lassen, so will ich Ihnen sagen, daß der Autor nach der Zeitschilderung auch die Zeiterklärung zu geben beginnt und sogar so etwas wie eine Zielsetzung."
Interviewer (streng): „Nennen Sie auf der Stelle das Werk, das schon eine Zielsetzung enthält."
Autor: „Ansätze dazu gibt es in dem Eheroman ‚Auf der Suche', 1926 erschienen, wirkliche Zielsetzung im ‚Schattenfänger'-Roman, der gerade in der Druckpresse ist und dort umgetauft wird."
Interviewer: „Sprechen wir nicht von den halbgeborenen Kindern. Welches von Ihren geborenen Kindern ist Ihrer Meinung nach unterschätzt?"
Autor: „19 Lebensläufe dieser Zeit, vereint in ‚Schicksale gebündelt', ein Buch so originell wie sein Titel, ein Menschenpanorama, das in dieser Form heute nur einmal existiert."
Interviewer: „Sie werden nicht an Unterschätzung zugrunde gehen."
Autor: „Meine Meinung ist ferner, daß die Erzählung ‚Tatjana', die Erzählung ‚Der Konsul' und die Erzählung ‚Frühling in Duderstedt' drei Erzählungen sind, die …"
Interviewer: „Überlassen Sie die genaue Wertung gefälligst der Nachwelt. Die Mitwelt läßt sich nicht korrigieren. Am wenigsten vom Autor …"
Autor: „Wenn ich nicht meine Meinung über Hollander sagen darf, sage ich nichts mehr."
Interviewer: „Drei Fragen gestattete die Fee dem Hans im Glück. Sie werden nicht geiziger sein." (Nachdem der Autor genickt hat) „Erste Frage: Ihre Pläne?"
Autor: „Im letzten Schliff eine Komödie ‚Ende des reichen Mannes'. In Arbeit die vierte Fassung des Erziehungsbuches ‚Die Ohnmacht des Schicksals'. Geplant drei Romane. Der Roman einer Mutter ‚Janna Maller' betitelt, die Geschichte von sechs jungen Leuten, die hinter dem Glück herjagen und es komischerweise kriegen. Titel: ‚Die Verzauberten' und ein Roman ‚Die zwölf heiligen Nächte', die Weltanschauung dieser heroischen Zeit auf ihren Grund zurückführend."
Interviewer: „Ihre Pläne sind so übertrieben wie Ihre Meinung von sich."
Autor: „Ihre zweite Frage?"
Interviewer: „Welche Männer haben Einfluß auf Ihre Gedankenwelt oder Ihr Leben?"
Autor: „Bernard Shaw, H. G. Wells und O. Z. A. Hanish."
Interviewer: „Wer ist Hanish? Ist das dieser Mazdaznan-Erfinder?"
Autor: „Er ist der Lehrer der Mazdaznanlehre. Aber ich möchte nicht so flüchtig von ihm sprechen. Ihre dritte Frage bitte!"
Interviewer: „Was kann man aus diesem Niederbruch aller heutigen Werte lernen?"
Autor: „Daß das Leben schön und vollkommen in seinem Grunde ist, das kann man schon sehen."
Interviewer: „Ist das Ihre eigene Ansicht, oder …"
Autor: „Drei Fragen. Ich danke Ihnen. Ich habe wirklich noch mehr zu tun. Ein freier Schriftsteller heute ist kein freier Schriftsteller, sondern …"
Interviewer (gespannt): „Sondern …"
Autor: „Auf Wiedersehen, Herr Hollander."
Interviewer: „Auf Wiedersehen, Herr Hollander."

Proben und Stücke

Aus: „Schattenfänger." Roman von Walther von Hollander

Der Frühling kommt nicht

Man konnte die Kälte nicht mehr aushalten. Vater Oequist, der aus „seinem schwedischen Bau" gekrochen war, um den deutschen Frühling zu erleben, blieb auf der Fähre von Gjedser stecken. Vom fünften bis siebenten März trieb das Fährschiff, in Eisschollen eingeschlossen, vor dem Winde her bis auf die Höhe von Darßer-Ort. Von dort konnte man im Schlitten das Festland erreichen. Am achten traf Oequist in Berlin ein. Es stand ein wilder Sturm über der Stadt. Vom Frühling war nichts zu spüren. Oder doch: das Thermometer zeigte fünf Grad Wärme, eine Temperatur, die neunzehnhundertneunundzwanzig noch nicht erreicht war.

Oequist wollte vierzehn Tage in der Marchstraße bleiben. Raimunds Zimmer stand ja frei. Benita war immer noch zu Hause und konnte ihn ein bißchen spazieren führen. Die „echten Großkinder", Karlo und Kersti, zeigten sogar eine gewisse Freude über seine Anwesenheit. Aber zwischen Dagmar und Kramer herrschte eine gereizte Stimmung. Dagmar versuchte es eines Morgens beim Frühstück, sich mit ihrem Vater auszusprechen. Sie sprach von Auseinanderleben, Berufsüberlastung, von unüberbrückbaren Wesensunterschieden, ja, von der Melancholie der Lebensmitte, von den ersten Spuren des herannahenden Alters. Oequist vermutete, daß ein Frauenzimmer in ihre Ehe eingebrochen war, irgendeine schöne, junge Dame. Das geschah seiner Erfahrung nach um die Lebensmitte. Als Dagmar aber bei der Melancholie stehenblieb und von seelischen Entscheidungen faselte, die bald eintreten mußten, als sie sogar die Bridgepartie absagte und eine Einladung zu Körtwitz von der Transfern-A.-G. zu einer Gesellschaft, zu der man sich doch drängen mußte, weil die gesamte Prominenz Berlins auftrat, da wurde es ihm unbehaglich. Hier lag etwas Ernstes und etwas Unfaßbares vor. Damit wünschte er nichts zu tun zu haben. Er fuhr lieber am zehnten wieder ab, nach Mentone und Monte Carlo, zu den alten Herren und Damen des vergangenen Jahrhunderts, in die Spielsäle, Prachtzimmer und Marmorvestibüle.

Am Abend seiner Abfahrt brach jener tolle sechzigstündige Sturm los, der den Winter beendete, tobte durch die Straßen, wirbelte über die Plätze, schlug Schornsteine herunter, Dächer, Baugerüste, knickte Bäume und legte drei Fabrikschornsteine um. Die Berliner nahmen den Sturm zur Kenntnis, schüttelten in den Büros und den Wohnungen die Köpfe, setzten die Hüte fester, wenn sie aus den Häusern traten, und die Damen, die vorsichtigerweise ihre Schirme zu Hause ließen, zogen die Mäntel auf der Brust zusammen, wie sie aus den Filmen gelernt hatten. Einige alte Leute meinten, der Frühling komme mit Brausen.

Der Frühling kam viel langsamer als sonst. Ehe das Meer auftaute, ehe die Flüsse wieder flossen, ehe die gefrorene Erde schmolz und die Blumen hergab, verging eine ganze Zeit. Nur die Amseln waren datumsgemäß erschienen. Eine saß zum Beispiel im „leichten Hof" der Klinik, vor den Fenstern der Nervenkranken, eine vor dem Untersuchungszimmer Kramers, ganz oben auf der großen Linde, abends zwischen fünf und halb sechs. Ganz langsam kam der Frühling: zwischen zwei Patienten konnte gründlich gelüftet werden, und bei leichteren Fällen ließ man manchmal das Fenster während der Untersuchung offen. Für die Poliklinik von drei bis fünf brauchte Kramer kein Licht mehr, und schließlich konnte er noch einen Teil der Sprechstunde im Hellen abhalten.

Frühling auch in der Marchstraße: um zehn Uhr erschien die Sonne über General Wittmanns Dach und schien bis zwei Uhr in das Marchstraßengärtchen, das langsam den kellerigen Geruch verlor. Die Kinder saßen auf der Stufe zur kleinen Veranda, deren Weinbehang im Sommer Dagmars Zimmer so sehr verdunkelte. Saßen im Geräteschuppen, zwischen Schaufel, Harke und Rasenmähmaschine, die bei einer Rasengröße achtmal neun eine rechte Luxusmaschine war, oder sie krochen im Gebüsch aus Stachelbeeren, Holunder, Flieder und Jasmin herum, im nackten Laubgebüsch oder in der Taxushecke, die bedenkliche braune Froststellen zeigte. Vielleicht war sie vollkommen erfroren. Frühling: Dagmar und Benita Kramer kamen zuweilen aus dem Haus, standen in der Sonne still, freuten sich, daß sie schon wärmte, gingen Arm in Arm, Schneeglöckchen suchen, fanden die grünen Stengelchen noch spärlich und gingen fröstelnd wieder ins dunkle Haus zurück, getrieben vom Schattenwind, der aus den dunklen Ecken des Gartens wehte. Frühling: man wartete in diesem März mehr als sonst. Man erwartete mehr als sonst. Man war bis auf die Knochen, man war bis ans Herz, die Häuser waren bis an die Wasserleitungen durchgefroren. Die Kälte war nicht mehr auszuhalten. Schluß damit oder, wie Kramer sagte: weg damit.

Kramer schüttelte sich vor Ungeduld. Heraus, heraus aus diesem Winter, er brachte Dagmar einen hellen Strohhut mit und ein buntes Halstuch. Er bewilligte Benita ein neues Frühlingskostüm, mit einer rosa Seidenbluse, mit einem Bändchen in Jackenfarbe. Schlarrke, der Schneider aus der Spichernstraße, Labenecks Wohnungsherr, nannte es Tailor made, und Labeneck kriegte zitternde Hände, als Benita in seiner Zimmertür stand, eine aparte pariser Schönheit mit stark geschminktem Mund und den großen braunen Augen, die ein wenig untermalt waren. „Sie sind wie ein Frühlingsgedicht", sagte Labeneck.

Aber Benita konnte an seiner Freude nicht warm werden, an seiner Leidenschaft nicht. Der Winter saß so fest in ihr, daß es weh tat, daß sie schneeblaß in den Armen des ratlosen Rittmeisters lag. Niemals, niemals würde sie wieder lächeln können.

„Der Frühling kommt nicht", sagte Wanda, die Köchin, sagten Karlo und Kersti, wenn sie vergeblich versuchten, wenigstens an den Sonnenstellen des Gartens die Erde umzugraben, und nach zehn Zentimetern wieder auf zementharte Frosterde stießen. „Der Frühling kommt nicht", sagten Kersti Sandmüller und Fräulein von Riebesamm, die beide von Sandmüller vernachlässigt, im Umschwung der Jahreszeit einen Umschwung der Gefühle erhofften. „Der Frühling kommt nicht", sagte Josefine Conta zu Raimund. Sie war vielleicht am ungeduldigsten, denn sie lebte in der Enttäuschung des erreichten Zieles. „Der Frühling kommt nicht", sagte sie. Aber sie meinte wohl, daß Kramer nicht kam. Denn wenn auch Raimund nun bei ihr wohnte und sie wenigstens halb gesiegt hatte, so war doch die große Auseinandersetzung noch fällig, für die sie ein ganzes Dutzend Sätze in Bereitschaft hatte. Zum Beispiel: „Wegwerfen wie einen Scheuerlappen" oder „Jugend kaufen und Alter nicht bezahlen

wollen" und was dergleichen bittere, in vielen Nächten ausgedachte Worte waren.

„Der Frühling kommt nicht", sagte Prinz Raimund zu Hauptmann Zucker, seinem geheimnisvollen Zimmerherrn, der am Tage Bankdirektor war und abends Verschwörer, zu seinem Diener Ucko, der nichts weiter war als ein alter Lakai, und zu Frau Brigovius, die ihn unaufgefordert besuchte. Der Frühling kommt nicht, pfiff er, die Hände in den Taschen des Jacketts. Er sehnte sich nach Ascona, nach dem kleinen Hüttchen im Tal und nach seinem Freund, dem Juden Kreitner, der ihn immer beschimpfte, also für voll nahm. Warum blieb er hier? Die Aktion konnte nicht vor dem Frühsommer steigen und würde nichts nützen. Das wußte er besser als die kleinen Herren Aktivisten, als die Brigoviusse, Moruche, Zuckers, Kramers und Labenecks. Aber er wollte diesmal nicht ausweichen, er wollte das zu Ende führen, was er angefangen hatte, und wenn es sein Leben war. Ja, er hatte manchmal Todesgedanken. Ich werde es nicht mehr erleben, dachte er oft nachts, wenn er aufwachte.

„Der Frühling kommt nicht", sagte Schwester Bertha, die Krankenschwester Kramers, und sie war die einzige, die den Frühling nicht herbeisehnte. Im Gegenteil. Solange es Winter war, dieses dumme Gefühl hatte sie, solange brauchte sie nicht zu sagen, daß sie ein Kind bekam. Aber dann, dann mußte sie es ihrem Chef gestehen und ihrer Mutter, der Frau Winkel, auch. Komisch, daß Kramer die Veränderung nicht merkte, nicht merkte, wie schwer sie sich aufrecht hielt, wie leicht sie feuchte Augen kriegte, wenn Schwangere kamen, die einen Mann hatten und keine Sorgen, wie sie ihrer Mutter die freudige Nachricht beibringen sollten. Verflucht, daß er es nicht merkte. Aber so sind ja die Männer. Eigentlich war es doch seine Schuld. Warum schickte er sie in später Nacht aus einer Gesellschaft, um einen fremden Jungen zu suchen, irgendwo hinten in der Wallstraße, zweiter Hof, drei Treppen. Unvergeßlich, die Aschkästen mit den Schneehauben. Ein böser Witz, man hatte sie nach einem fremden Jungen geschickt, und sie hatte ihn prompt heimgebracht. Denn darüber bestand kein Zweifel, daß es ein Junge wurde.

Es war also dafür gesorgt, daß man Franz Mecklenburg nicht vergaß. Mindestens Schwester Bertha war verurteilt, ihr Lebelang an ihn zu denken. Und Kramer? Er wollte sicher, daß die schmerzliche Erinnerung sich schloß, daß der Abgrund der Vergangenheit auch das Gesicht des erfrorenen Kindes mit aufnähme. Es hatte geschneit und hatte gefroren, und man hatte gearbeitet. Raimund war weggegangen, Benita wohl auch, wenn sie auch noch in der Marchstraße wohnte und ... nein, sonst nichts. Das genügte aber auch, um dieses kleine Unglück vom fünften Januar in den Hintergrund, in den Abgrund zu drängen. Ein-, zweimal dachte er erleichtert, daß es vorbei war, dann schien es wirklich vorbei und dann ...

Am Rande der Literatur

Von Walther von Hollander (Berlin)

Roger Salardenne: „Bei den nackten Menschen in Deutschland."
Maurice Parmelee: „Die Nacktkultur von heute."
„Körperbildung-Nacktkultur"; Sonderhefte: „Freude am Körper", „Kinderland", „Prostitution". Sämtlich Verlag Ernst Oldenburg, Leipzig.
Henry Hoek: „Parsenn." Gebr. Enoch, Hamburg.
Arnold Fanck: „Das Bilderbuch des Skiläufers." Ebenda.
Horst Hellwig: „Der Mann am Faden", ein Boxerroman. Fackelreiter-Verlag, Hamburg.
Adolf Uzarski: „Beinahe Weltmeister", ein heiterer Boxerroman. Delphinverlag, München.
William T. Tilden: „Ruhm", ein Tennisroman. Rembrandt-Verlag, Berlin.
Joseph Delmont: „Gaukler und Bestien." Friedrich Wilhelm Grunow, Leipzig.

I.

Immer wieder taucht in den Kreisen der Literaten das Gerücht auf, am Rande der Literatur, dort, wo das Literarische direkt ins Leben übergeht oder das Leben gerade erst anfängt zu Büchern zu erstarren, dort werde von frischen und fröhlichen Dilettanten etwas gestaltet, was viel lebendiger, großartiger und tiefer sei als die ganze Literatur.

Wenn man dann die Randgebiete durchreist, so muß man bald feststellen, daß die Gerüchte leider nicht stimmen. Man kommt zwar nicht ins Literarische, aber man kommt auch nicht ins Lebendige.

Die Männer des praktischen Lebens, die Popularpädagogen, die sich gern Volkserzieher nennen, die Sportsleute, Reporter und Globetrotter haben vom Handwerklichen der Literatur zumeist wenig Ahnung. Schlimmer: Sie haben eine abergläubische Hochachtung vor den Formen und Formeln der Literatur. Sie übernehmen leichter und kritikloser als die „gelernten Literaten" das von anderen Geformte und decken damit ihre eigenen, oft sehr originellen Ideen rettungslos zu. Sie gestalten nicht das Leben unmittelbar, sondern auf dem Umweg über die Imitation.

II.

Am Rande der Literatur, ziemlich weit draußen, gehört ein großes Gebiet der sogenannten Nacktkulturbewegung. Die Nackten haben eine große und gutgekaufte Spezialliteratur. Früher mußten sie nach zwei Seiten kämpfen: gegen die Mucker, denen alles Nackte Sünde bedeutet, und gegen die Pornographen, die mit der Nacktheit anderer Leute gern Geld verdienen wollten. Heute sind die Kämpfe im wesentlichen abgeschlossen. Wer sich überhaupt mit den Prinzipien der Körperbildung beschäftigt, weiß, daß nackt baden und nackt in der Natur sein gut und nützlich ist. Wer sich mit der Frage der Spannung zwischen den Geschlechtern beschäftigt, weiß, daß nackt unter Nackten sein, übermäßige und schädliche Spannungen ausgleichen kann, und der Soziologe weiß, daß mit der Rückführung des verwöhnten Städters auf primitive Genüsse und primitive Regenerationsmöglichkeiten eine wichtige Volkserziehungsarbeit geleistet wird. Das ist viel. Und ist wenig. Denn die Erziehungsarbeit im Körperlichen, im Sozialen und im Soziologischen fängt erst an, wenn die stärksten Hemmungen und Spannungen ausgeschaltet sind.

Leider ist die Bewegung in einer gewissen Selbstzufriedenheit steckengeblieben und den eigentlichen Problemen ausgewichen. Weil man sich von einigen Vorurteilen befreit hat,

fühlt man sich bereits frei und als ein Mensch der Zukunft. Das ist in unserer Zeit der Umbildung aller menschlichen Werte und Institutionen schwer erträglich, und so legt man die Schriften aus dem Kreise des an sich verdienstvollen Adolf Koch, beispielsweise die Hefte der Zeitschrift „Körperbildung-Nacktkultur", verärgert beiseite. Man kann auch nicht viel anfangen mit dem Bericht des Franzosen Roger Salardenne „Bei den nackten Menschen in Deutschland", der umständlich alle peinlichen und stolzen Gefühle eines Neulings im Nacktgelände aufzeichnet.

Viel sachlicher und grenzenbewußter ist das Werk des Amerikaners Maurice Parmelee, der in seinem Buch „Die Nacktkultur von heute" eine Haltung einnimmt, die von fern an die Vernunfthaltung eines Lindsey oder E. A. Roß erinnert. Parmelee untersucht unvoreingenommen was man mit Nacktkultur (trotz dieses Greuelwortes) erreichen kann und was nicht, und er gibt den Weg an, den die Bewegung einschlagen muß, um aus einer Nacktkulturbewegung eine Volkskulturbewegung zu werden. Ob in der Nacktbewegung wirklich Keime zu einer neuen Volkskultur liegen, scheint allmählich zweifelhaft. Klar bleibt, daß man einige sehr vernünftige Gedanken und brauchbare Vorschriften dort finden kann.

III.

Zwei Bücher über das Skilaufen. Sehr reizvolle Schaubücher mit einem ausgezeichneten Text. Warum schreiben diese guten Sportsleute hier einen so guten Stil? Weil sie sich auf einem Gebiet bewegen, das sie beherrschen und weil sie nichts schildern wollen als das, was sie können. Wirklich gut Skilaufen erfordert ja außer einer Weltanschauung auch noch ein bestimmtes Können. Während man auch als Nichtkönner zur Not sich nackt auf eine Wiese stellen kann.

Henry Hoek schreibt einen Führer durch das Schneeparadies bei Davos, die Parsenn. Ein Buch, aus dem man alles erfahren kann, was man wissen muß, um Parsennfahrer zu werden. Und ein Buch, das denen, die keine Möglichkeit haben, ins Schneeparadies einzugehen, wenigstens ein bißchen von der Einsamkeit, der Weite und der Luft da oben vermittelt.

Arnold Fancks „Bilderbuch des Skiläufers" ist ein neuer Typ von Schaubuch mit kinomatographischen Aufnahmen. Ein Buch, das sowohl die Impression des Laufenden wie des Schauenden genau wiedergibt und zudem ein ausgezeichnetes Lehrbuch für fast alle Phasen der Schwünge und Abfahrten. Fachlich, sachlich ohne Weltanschauung und mit klarer Sicht der Schneewelt.

Wehe aber, wenn diese Sportkönner sich als Romanhelden verkleiden, um etwa zu schildern, daß doch eheliches Glück vor Sportruhm geht und die Sportwelt und Sporthalbwelt den Rahmen bildet für die verklärten Heroen des weißen, grünen oder gelben Sports. William Tilden vermag bestimmt mit dem Tennisschläger besser umzugehn als die meisten Menschen auf dieser Welt. Den Füllfederhalter handhabt er nicht gewandter als andere.

IV.

Eine Stufe tiefer, und wir sind bei den Boxern, deren Leben von jeher die Phantasie der großen Menge erfüllt hat. Es scheint, daß das Plumpe und dumpfe Milieu verplumpend auf die Schriftsteller wirkt. Der große G. B. S. hat nie etwas schlechteres geschrieben als den Roman von „Cashels Byrons Beruf". Trotzdem ist Shaws Roman noch hohe Klasse gegen den humoristischen Boxerroman von Uzarski, über dessen Humor berichtet sei, daß der Held, Max Schmeling, Emil Beinahe genannt wird und seine Heimat Pieskeshausen.

Besser geschrieben, dafür wiederum einige Grade langweiliger ist Horst Hellwigs Roman „Der Mann am Faden", in dem der interne Boxbetrieb enthüllt werden soll. Schade, daß der nackte Boxsport nicht mehr hergibt als der verhüllte. Wir wußten auch bevor Hellwig kam — und ohne daß wir es wissen wollten —, daß die Laufbahn des Boxers teils dornenvoll, teils lukrativ ist, daß ziemlich häufig die Nasenbeine eingetrieben werden, daß manche Frauen die Muskelkräfte der Boxgrößen schätzen und die Manager ihnen Mäßigung in allen Genüssen auferlegen. Wir finden es auch nicht gar so entsetzlich, wenn ein berühmter Boxer als Bierwirt endet.

V.

Auf dem Rückweg in das gelobte Land der Literatur schnell noch einen Blick in den Zirkusroman von Joseph Delmont „Gaukler und Bestien". Delmont ist laut Angabe seines Verlages und einiger zitierter Kritiken ein „Gigant, Globetrotter, Dichter von Weltruf, ein Epiker ganz großen Formats, der so tief in den Seelen der Menschen schürft wie seit Dostojewskij kein Dichter mehr". Sieht man genauer hin, so entpuppt sich der Gigant als ein schlichter Harry Piel des Romans. Genau wie in Harry Piel-Filmen hängt der fortwährend verfolgte Held an Dachrinnen, fahrenden Zügen, über Abgründen, springt er in reißende Flüsse, zahme Berge, wilde Schluchten, wird er von einem Unglück nach dem anderen überfallen, verliert nacheinander seine Gesundheit, sein Vermögen, seine Freunde, seine Angehörigen, um sie in der Reihenfolge in einem happy-Schluß allesamt zurückzufinden.

Angeblich werden abgearbeitete Menschen durch solche überwirklichen Spannungen wirklich gespannt. Der Referent muß bekennen, daß er inmitten der gräßlichsten Situationen und gespanntesten Jagden einzuschlafen pflegt, weil ihn das Bewußtsein beruhigt, daß der Autor dem Helden unter keinen Umständen etwas Ernstliches geschehen läßt. Der Schlummer wäre noch tiefer und angenehmer, wenn man nicht über Sätze in diesem Roman wegmüßte, die holprig sind wie das Kopfsteinpflaster einer Kleinstadt und hochtrabend wie ein altes Dragonerpferd.

VI.

Wir schlichten Literaten fühlen uns nach einem Ausflug in die Randgebiete inmitten der Literatur wieder recht zu Hause und entdecken aufs neue, daß ein bißchen handwerkliches Können selten den Weg ins Leben versperrt. Womit nicht gesagt sein soll, daß wir nicht allesamt wirklichkeitsnaher und lebendiger werden sollen, wollen und können.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Die Legende im Roman

„Alle künstlerische Darstellung erhebt sich aus den Wirklichkeiten des Lebens. Aber der Gestalter, der berufene Dichter findet sich nicht mit der Wirklichkeit ab, wie sie ist; er geht tiefer hinein und schaut und erfährt die innere Wahrheit des Lebens, den Urgrund, die feinsten und fernsten Beziehungen in allem Lebendigen. Er weiß vom Werden und Sein der Seele in Beziehung zum Ganzen, dessen Teil jede Kreatur ist. Und diese Erfahrung zur Gestalt zu erheben, drängt es ihn zur Kunst der Sprache, zur Dichtung. Die treibende Hauptkraft in ihm ist Phantasie, ist Offenbarung von Ahnungen aus dem Gemüt, von Gesichten der innern Schau. Durch die Mittel des Geistes formt er sie: die Idee geht in Gestalt auf. Und wenn der Dichter sich nun zur Gestaltung des Lebenswirklichen und -wahren in Prosa versucht fühlt, wird er bald dem Widerstand begegnen, den ihm die Logik des fließenden Sprachstroms bietet. Er kommt notgedrungen im Roman zu dem Kompromiß, an die Stelle des Gedichteten den Bericht, die Analyse, das Bekenntnis und anderes setzen zu müssen. Es sei denn, daß die dichterische Kraft so groß ist, daß sie die prosaische Gestaltung in den Bereich der Legende zu steigern vermag. Also beispielsweise bei Dostojewskij, dessen ‚Idiot' etwa die großmächtige Legende vom Guten birgt, das durch die Gestalt eines tief religiösen Menschen sich offenbart, von den gemeinen Wirklichkeiten des Lebens aber fortwährend angegriffen, verfälscht, herabgesetzt, verhöhnt, zerfetzt, vernichtet wird. Es ist die ewige, zeitlose Legende von der Seele; vom Weg der Seele durch die Realitäten des Daseins. Und hier bei Dostojewskij werden allerdings an den Höhepunkten seiner Darstellung Seele und Geist, Wesenhaftigkeit und Gedanklichkeit, Vision und Wirklichkeit, Erschauung und Tatsachenbericht derart eins, daß man von einer denkbar möglichen Erfüllung des dichterischen Werks in Prosa: von Epik sprechen darf." Hans Teßmer („Der Sieg der Prosa") (Köln. Ztg., Lit. 4).

*

Zum Goethe-Jahr

„Ein Jahr der Hoffnung auf den Geist soll das Goethe-Jahr sein. Daß das nicht alles umsonst gewesen sein kann, was in diesem Lebenswerk geleistet wurde, daß es auf uns ankommt, ob wir uns davon bis in den Grund unserer Existenz betroffen fühlen oder ob es auch weiterhin dabei bleiben soll, daß Kultur und Leben zweierlei Dinge sind, die nichts miteinander zu tun haben. In der Zeit der Renaissance zum Beispiel (jede Zeit ist ein Beispiel) hat man sich an den göttlichsten Kunstwerken berauscht und sich in Gesprächen über erhabene Dinge nicht genug tun können, und man hat nebenbei ganz offensichtlich mit Gift und Dolch und Neid und Verfolgung gewütet. Es gab sogar Künstler und Denker (und gibt sie noch), die recht klägliche und nach Vorteil haschende Menschen waren. Aber nicht dazu kann eine kulturelle Leistung da sein, den Machtdünkel des Menschen zu fördern. Wohl ist der Geist eine Macht: die Macht des Menschen, sich allem helfend verbunden zu fühlen, was das Dasein in seiner Vielgestalt mit sich bringt. Das hat nichts mit Schwäche und falschem Mitleid zu tun, das erfordert vielmehr Mut und äußerste Kraft. Kultur nicht als pompöse Dekoration, sondern als eine Atmosphäre, in der man mit gutem Gewissen leben kann. Viele Scheinwerte werden bei dieser Wandlung in Trümmer gehn, aber das in sich Wahrhaftige wird unvermindert wahrhaftig bleiben und zur Wohnlichkeit und Raumerschließung der Erde beitragen." Emil Belzner (N. Bad. Landesztg. 4).

„Die Folgerichtigkeit des Goetheschen Seins beruht darin, daß sein Leben niemals nachhaltig dogmatisch erstarrt. Folgerichtigkeit wird zumeist mit Grundsätzlichkeit verwechselt —, grade die Abwesenheit aller einseitigen Grundsätze wird bei Goethe zum Urgrund seiner Schöpferkraft. Während aber die Extreme des Daseins bei Dostojewskij oder Strindberg, vermeintlichen Erneuerern der Gegenwart, auseinanderstreben, bestehen sie bei Goethe nebeneinander und gelangen zur Form. Weil bei ihm zwischen den Widersprüchen gleichwohl keine Einheit begrifflich festzulegen ist, so müssen wir von Spannkräften reden, die diese Gegensätze zusammenhalten. Goethe ist kein Lebenskünstler in dem Sinne, daß der Künstler, wenn er die Wirkung seiner Arbeit überlegt, auch über sich selbst überlegen wäre. Dies grundsatzlose und doch notwendige innere Zusammenhalten ist das Wesen der echten Klassizität, die geheimnisvoll jenseits aller kanonischen Regeln steht. Wer gleichwohl Klassik auf rationale Gesetze bezieht oder darunter Nachahmung antiker Formen versteht, verwechselt die Epigonen der Klassik mit ihren schöpferischen Geistern. Wer deutsche Klassik kurzerhand als das ‚Geschlossene' und deutsche Romantik als das ‚Offene' beschreibt, wird weder dem einen, noch

dem anderen gerecht. Die ‚Vision‘, die moderne Forderung, die in den Programmen stand, aber in unserer zeitgenössischen Dichtung nur ausnahmeweise verwirklicht wurde, ist in Goethes Lebenswerk längst Ereignis gewesen. Was für die Forschung die Kritik ist, was für die Kunst der Stil, für die Lebenshaltung die Bildung — der ‚Sinn‘ für das Richtige, das Maß —, das, was Hölderlin das ‚heilig Schickliche‘ nennt, das immer nur einmal möglich und nie zu verallgemeinern ist, das ist das Klassische: in wechselweiser Durchdringung aller Erscheinungsformen hat Goethe es zum Ruhme seines deutschen Volks zur Weltgeltung gesteigert." Wilh. Böhm (Hannov. Kur. 1 u. a. O.).

Vgl. auch: „Oberregisseur Goethe" von Heinrich Karl Köhler (Saarbr. Ztg., Gegenw. 23); „Goethe im friderizianischen Berlin" von Walter Horn (Deutsche Ztg. 20a); „Goethe im Fehlurteil seiner Zeitgenossen" von A. Sander (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 30); „Goethe und die Technik" von Willy Möbus (Vorw. 23); „Goethe in München" (Münch. N. Nachr. 10); „Goethe besucht die Sudetendeutschen" von Ernst Werner (Deutsche Ztg., Unt.-Bl. 10); „Die Schweiz in Goethes Drama" von Gottfried Bohnenblust (Bund, Bern, Kl. Bund 2); „Metternich zensiert Faust" von Gerhart Hermann Mostar (Vorw., Abend 14); „Die Kunst der Goethe-Zeit" (N. Zür. Ztg. 46); „Das Geschlecht Lindheimer. Ein Beitrag zur Beurteilung der Erbwerte Goethes" von Klara Hofer (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 3); „Ein Strauß, gebunden zum Goethe-Jahr" von Tim Klein (Münch. N. Nachr. 2); „Mein Nachbar Goethe" von Jakob Schaffner (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 1 u. a. O.); „Vor dem Goethe-Jahr" von Ernst Beutler (Schwäb. Merk. 304 u. a. O.); „Bemühungen um Goethe" von Max J. Wolff (Tag 25); „Der Dichter und das Erlebnis" von Paul Ernst (Dt. Ztg., Kultur 23a); „Goethe als Landwirt" von Wanda v. Puttkamer (Dt. Tagesztg. 30); „Auf Goethes Spuren in Mannheim" von Friedrich Walter (N. Bad. Landesztg. 48); „Goethe, Karoline und Hans Perthaler" (Tirol. Anz. 299); „Albrecht von Haller, Goethe und die Grenzen der Naturerkenntnis" von Rosenthaler (Bund, Bern, kl. Bund 5); „Mein Verhältnis zu Goethe" von T. G. Masaryk (Prag. Pr., Dichtung 6).

*

Georg Heym

(Zum 20. Todestag)

„Wenn er las, sah man ein rundes kindliches Gesicht und hörte eine uralte, aus dunklen Höhlen kommende Stimme. Die dicken Augenbrauen schienen wie von Rauch aus der Tiefe immer schwärzer zu werden. In polternden Kolonnen zogen die Verse vorbei, ein Marsch monotoner Monologe, jede Zeile eine lebende Reihe für sich. Über der Erde dieser Dichtung, über der von dämonischem Elend wimmelnden Erde lag der sinkende Himmel der Zeit. Es war der vom Ausbruch des Krakatao noch glutrot gefärbte Himmel der Dämmerungen von 1911. Es war die Maske einer schon sichtbaren Zukunft. Die Visionen Heyms sind gewaltig grimassierende Masken vor einem Jungengesicht.

Seine phänomenologische Dichtung will keinen Augenblick lang über den Untergang moralisieren. Er haut die Erscheinungen mit fast primitivem Schwung aus Stein heraus; selbst der Untergang bekommt seine Festigkeit. Heym ist unter den Lyrikern, die oft Weichtiere, Weichdichter von Beruf sind, ein straffer, wuchtiger, harter Phantasierer, ein sehender Türmer, der sich seinen Turm aus dem, was er sieht, errichtet. So ist er zum Erbauer prophetischer Städte geworden." Alfred Wolfenstein (Berl. Börs.-Cour. 25).

„Heym war zwar äußerlich ein robuster Sportsmensch, ein Kerl mit Kraftworten, Schlägereien und Ausflügen aufs Land, ein Bursche mit jugendlichem Verlangen nach Krieg — aber im Innern trug er die Natur auch als maßlosen Spuk und ziellose Melancholie mit sich. Heym war naturverbunden, er nahm mystisch Teil an den Kräften der Erde und der Atmosphäre, diese dichteten und sangen aus seinem dunklen Mund, aber sie sammelten auch jene höllischen Träume um des Dichters Haupt, die in genialer und unglaubhafter Gegenständlichkeit niederzuschreiben, ihm aufgegeben war.

Heym ist ein Dichter des Traums, nicht des Traums einer Persönlichkeit, sondern des allgemeinen Naturtraums in uns. Alles ist grandios in Weite und Breite und Farbe, und es steht jenseits von individueller Bildung. Hier war wirklich ein abgrundtiefes, kollektives Menschenerlebnis ausgesagt und besungen; da sind immer wieder Tod und Wolken, Stadt und Dämonen, Meere und Schluchten zu einer fast ichlosen, außerindividuellen Landschaft beschworen. Hier steht einer wirklich am Ursprung vor aller Geschichte und aller Reife, und nicht nur der Einzelmensch in seiner Jugend, sondern das uralte Menschsein dröhnt und träumt in Heyms naturgewaltigen Visionen." Ernst Blaß (B. T. 23).

Vgl. auch: Hanns Martin Elster (N. Zür. Ztg. 94); Paul Börner (Stuttg. N. Tagbl. 28).

*

Beaumarchais

(Zum 200. Todestag)

„Der glanzvoll zum Aristokraten Emporgestiegene hat weder seine bürgerliche Abstammung und manche

Demütigung vergessen, noch unter dem Herrendienst seine innere Freiheit verloren. Mit Glanz und Grimm, mit Rokokoanmut und schneidender Witzschärfe rächte er sich. Figaro, ein halbes Selbstporträt, antwortet auf manche Angriffe, die gegen Beaumarchais gerichtet sind. ‚Warum ist in allem, was du tust, etwas Zweideutiges?‘ fragte Almaviva. Und Figaro-Beaumarchais antwortet, mit berühmter Wendung, daß er besser sei als sein Ruf. Auch im Cherubin mag man den jungen, frauenverliebten Beaumarchais erkennen — während der ältere mit manchem Zuge nahe an Voltaire rückt.

Vor der Aufführung des ‚Figaro‘ fühlt Ludwig XVI. eine unruhige, prophetische Angst. Nach der Verlesung des fünften Aktes sagt er: ‚Ein schändliches Stück, das soll niemals gespielt werden. Man müßte zuvor die Bastille zerstören, wenn die Aufführung nicht eine gefährliche Inkonsequenz sein soll. Der Mensch treibt sein Spiel mit allem, was an einer Regierung achtungswert ist.‘

Aber denselben Menschen braucht er zu wichtigen Diensten ... Und Beaumarchais ‚hat mehr Geist gebraucht, um das Stück auf die Bühne zu bringen, als um es zu schreiben‘ — was ja auch heute noch vorkommen soll. Nach ein paar Monaten wird der ‚Figaro‘ vor versammeltem Hof im Landhaus des Grafen de Vaudreuil gespielt. Zur pariser Premiere drängt sich das vornehmste Publikum; Damen bringen ihr Essen in die Garderobe der Schauspielerinnen, um ja Plätze zu bekommen. Die eisernen Gitter brechen unter dem Ansturm der Menge; drei Personen werden erdrückt. Beaumarchais erlebt einen Triumph wie den über den Richter Goezman; und die Aristokratie bewundert unbefangen die ästhetische Schönheit des Beils, mit dem sie später hingerichtet werden soll. Mozart und Rossini aber versöhnen das blutige Schauspiel wieder mit unvergänglicher Melodie.“ Leo Rein (Vorw. 39).

Vgl. auch: Paul Wertheimer (Saarbr. Ztg., Gegenw. 23); Karl Fr. Hermann (Stuttg. N. Tagbl. 36); Victor Hugo (deutsch von Cyril Malo) (Berl. Börs.-Cour. 37); Paul Frischauer (B. T. 38); Felix Lechat („Beaumarchais und Conan Doyle“) (Prag. Pr. 24); Karl Winter („Skandale um Beaumarchais“) (Germ. 26); Hermann Wendel („Figaro“) Frankf. Ztg. 66/67. Ab. — 1 M.).

*

Zur deutschen Literatur

„Grimmelshausen als Kalendermacher.“ Von Reinhard Piper (Münch. N. Nachr. 14).

„1781. Deutsches Geistesleben vor 150 Jahren.“ Von Karl Georg Wendriner (N. Zür. Ztg. 2505).

„Mephistopheles Merck?“ Von Hermann Bräuning-Oktavio (Darmst. Tagbl. 352).

„Johann Heinrich Merck als — Spinnereibesitzer.“ Von demselben (Gieß. Anz., Heimat 47/49).

„Vor 150 Jahren zum erstenmal ‚Die Räuber‘.“ (B. B.-C 19).

„Die denkwürdigste deutsche Theaterpremiere: Die Uraufführung der ‚Räuber‘.“ Von J. Lachmann (D. A. Z., Unt.-Bl. 15).

„Komische ‚Räuber‘-Aufführungen.“ Von Martin G. Sarneck (Vorw. 15).

„150 Jahre ‚Räuber‘.“ Von Chr. R. (Hannov. Kur. 18/19).

„Schillers Grafen Moor haben gelebt.“ Von Richard Smekal (Mannh. Tagebl. 13).

„150 Jahre ‚Räuber‘.“ Von Fritz Flechtner (General-Anz., Stettin, Buch 13).

*

„Ein unbekanntes Volkslied bei E. T. A. Hoffmann.“ Von Hermann Kugler (Tag 599).

„Die Heine-Legende.“ Von Fritz Walter (B. B.-C. 5).

„Christian Sethe, Heinrich Heines Jugendfreund.“ Von Walter Cohen (Düsseld. Nachr. 10).

„Aus der Zeit Ernst Moritz Arndts.“ Von W. Pahl (Kreuz-Ztg. 362).

„Lenau-Elegie.“ Von Alois M. Nagler (D. A. Z., Unt.-Bl. 7).

*

„Vom unfeierlichen Fontane.“ Von Hans Sturm (Tag, Unt.-R. 1).

„Felix Dahn als Forscher und Dichter.“ Von Wilhelm Schaper (Ostpr. Ztg. 1).

„Felix Dahn in Königsberg.“ Von Hans Rudolf Krill (Königsb. Allg. Ztg. 6).

„Eine Erzählung Campes in Stifters ‚Abdias‘.“ Von Julius Schwering (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 10).

„Adalbert Stifter.“ Von Hermann Bahr (B. T. 11).

„Nietzsches Krankheit.“ Von Robert Drill (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 2).

„Nietzsche und der Abbé Galiani.“ Von Werner von der Schulenburg (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 91).

„Karl Weitbrecht als lyrischer Dichter.“ Von Konrad Gaiser (Staats-Anz. f. Württ., Bes. Beil. 11).

„Heinrich Kruse.“ Von Roloff (General-Anz., Stettin, 13).

„Heinrich Seidel.“ Von Paul Holtermann (Köln. Volksztg., Schritt 4).

„Johanna Spyri, die Klassikerin in der Jugendliteratur.“ Von H. M. Heidrich (Deutsche Ztg. 297).

„Ferdinand Avenarius.“ Von Hermann Ploetz (General-Anz., Stettin, Buch 355).

*

„Würzburger Tage mit Max Dauthendey.“ Von Korfiz Holm (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 10).

„Begegnung mit Rainer Maria Rilke (mit unbekannten Versen).“ Von G. Holz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 310).

„Behütete Form.“ Zu Rilkes fünftem Todestag. Von Alfred Wolfenstein (B. T. 611).

„R. M. Rilke.“ Von Regina Ullmann (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 2).

„Walliser Landschaft um R. M. Rilke.“ Von Marga Bauer (Bund, Bern, Kl. Bund 52).

„Zum Tode von Oskar A. H. Schmitz.“ Von Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 600).

„Erinnerungen an Arthur Schnitzler.“ Von Oskar Walzel (Münch. N. Nachr. 9).

„Juliane Karwath †.“ Von Leo H. Wolf (Bund, Bern, 606).

Zum Schaffen der Lebenden

„Ina Seidel." Von Irene Forbes-Mosse (B. T. 6):

„Ina Seidels Vater war ein bedeutender Wundarzt. Sein Jugendideal aber, das niemals ganz verblaßte, war, ein Naturforscher zu sein. Er hat sich sein kurzes Leben lang mit der Beobachtung von Pflanzen und Tieren abgegeben; dort lag die Oase, in die sich sein feiernder Geist zurückzog. Von einem Aufenthalt in Afrika hatte er exotische Vögel und Eidechsen und seltsame Pflanzen, auch eine kleine Gazelle mitgebracht. Das ganze Erdgeschoß war mit Terrarien und Aquarien, mit Palmen und Schlingpflanzen zu einem Märchenhain umgeschaffen, das die Kinder nur mit klopfenden Herzen betraten. Von ihm hat die älteste Tochter das Hinhorchen in die Natur, das vibrierende Mitgefühl mit unseren stummen Geschwistern geerbt. Und es verband Vater und Tochter eine so beherrschende Sympathie des Blutes, daß des Mannes früher, tragischer Tod von ihrer Kinderseele geahnt wurde, wie ein nahendes Erdbeben: ja, wie ein Seismograph hat sie das Unheil wahrgenommen, als es noch nicht eingetreten, wohl aber schon beschlossen war; ohne zu wissen, was dies innere Erzittern, diese Angst, dies Bedürfnis, ihn mit dünnen Kinderarmen zu umklammern, bedeutete. In einer noch ungedruckten, halbbiographischen Erzählung hat sie dies instinktive Wissen um Unheil eines leidenschaftlichen Kindes beschrieben.
Tief hat sie auch später aus beiden Brunnen — dem lichten und dem dunkeln — geschöpft. Aber wie auch ihr Leben sich wandelte, im Wechsel von Schatten und Sonne, die über ihren Wegen lagen, wie sehr auch beides ihren inneren Reichtum mehrte, dem Worte der heiligen Katharina nach, daß Glück und Unglück seien wie unsere rechte und unsere linke Hand, die uns beide dienen — der Schmerz um den Vater war doch das erste, tiefe Erlebnis, das sich ihrer Seele eingeprägt hat wie ein Siegel, brennend und kostbar. Dieser Gram hat ihr die Perspektiven mystischer Denker aufgetan, hat aber auch ihre Sinne geschärft und sie immer tiefer ins Reich der Natur spüren und tasten lassen, den lebendigen Wassern nach, die unsere Wurzeln tränken." [Aus dem Vorwort zu der englischen Ausgabe des Romans „Labyrinth".]

„Der Dichter und Denker Paul Ernst." Von Georg Foerster (Tag, Unt.-Rundsch. 9):

„Man mag gegen Paul Ernst gewiß auch etliches Kritische einzuwenden vermögen, zumal da die geistige Leidenschaft dieses Mannes ihn sich nicht selten auch stark hat exponieren lassen. Die Gültigkeit der seinsbegründeten Ganzheit des Dichters und Denkers, die ideelle und nationale Notwendigkeit seines Wesens, die sich im Lauf der Jahre wohl noch deutlicher ergeben wird, berührt das kaum."

„Besuch bei Paul Ernst." Von Curt Ochsenius (D. A. Z. 3).

„Jakob Wassermann spricht zur Jugend." Von Hugo Marti (Bund, Bern, 36).

„Der Erzähler Ernst Weiß." Von Carl Seelig (N. Zür. Ztg. 47):

„Fast alle seine Bücher könnten als Motto den Ausspruch aus der ‚Feuerprobe': ‚Ich schreibe hier die Detektivgeschichte einer Seele' tragen. Gedanken für Gedanken zaubert er aus dem Inneren seiner Geschöpfe. Meistens sind es liebedurstige Menschen, die eine übermächtige Gewalt aus der Normalbahn geschleudert hat. Ihr Los ist mehr Leid als Glück — aber ist Leid nicht oft schon Glück?"

„Begegnung mit mir selbst." Von Erich Kästner (N. Zür. Ztg. 2503).

„Der Evangelist der Jugend. Erinnerung an Frank Thieß." Von Langheinrich-Anthos (General-Anz., Stettin, Buch 13):

„Mit eiserner Folgerichtigkeit schuf Frank Thieß an allen seinen Werken, mit einer Synthese von Lebensanschauung und Schaffensfähigkeit, die an das Dämonische grenzt. Der Dichter, der ein Verkünder ist von kommender, innerlich abgeklärter Kultur, will nicht allein Richter und Totengräber sein einer Zeit, die für ihn keine Führer mehr aufweist, sondern nur Funktionäre, nein, auch Retter der Heutigen aus den Klauen einer kulturlosen, götzendienerischen Nützlichkeit in bessere, aufrechte Gefilde."

„Wo steht Frank Thieß? Verwirrung der Schriftsteller." Von Heinrich Helms (Deutsche Ztg. 17b).

„Besuch bei Friedrich Schnack." Von Kurt Ochsenius (Köln. Volksztg., Schritt 2 u. a. O.).

„Erik Reger und wir!" Die andere Hälfte des Kleist-Preises in „würdigen" Händen. Von Fritz Schmidt (Deutsche Ztg., Kultur 11).

„Der Erzähler B. Traven." Von Heinrich Seufert (Fränk. Tagespost 322):

„Traven besitzt jene Gabe Gottes, die fast allen Schriftstellern der weißen Rasse abhanden gekommen ist und nach der eifrig gefahndet wird. Ich meine den Humor. Es gibt unzählige Spielarten davon und die schönsten bekommen wir in den Büchern Travens zu spüren."

„Prosa von R. A. Schroeder." Von Marta Karlweis (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 4):

„Das poetische Werk von R. A. Schroeder gehört zu jenen Kostbarkeiten im geistigen Dom der Nation, die weder ihrer Entdeckung harren noch das mit einiger Eitelkeit gehütete Gut von Eingeweihten bilden, sondern die vielmehr von Anbeginn darin ihren Platz gehabt haben wie ein schöner Baum im Wald seinen Platz hat."

„Hermann Klöß, ein deutscher Dichter in Siebenbürgen." Von Hermann Konnerth (Saarbr. Ztg., Gegenw. 15):

„Sein Werk gleicht dem ragenden Gedenkturm auf der Höhe über seinem Hammersdorf bei Hermannstadt. Wohl liegen zu seinen Füßen lange Reihen deutscher Heldengräber — der Turm aber wächst aus ihnen heraus und ragt hinauf in das ewige Glühen einer immer neuen Sonne."

„Florian Seidel." Von E. S. (Regensb. Anz. 304):

„Oberpfälzer Dichtertum, von zwingender Realität, männlich und erdverwurzelt, hat einen neuen kraftvollen Vertreter gefunden: Florian Seidel, ein Kind Regensburgs, heute ein Mittelpunkt im münchener Literaturleben."

—, —. Von H. Sch. (Fränk. Kur. 276):

„Der Regensburger Florian Seidl ist einer der Erfolgreichen! Still und unverdrossen geht er in München seinem bürgerlichen Beruf als Lehrer nach. Obwohl er nie mit der Narrenkappe der aufgeregten Selbstüberholung geklingelt und auch nicht die widerliche Reklametrommel geschlagen hat, ist sein Name durchgedrungen. Als Führer der ‚Gegenwart' hat er stets nur seinem Werk gedient, ohne je auch nur berührt zu werden von dem aufgeblasenen Literatendünkel weltstädtischer Kunstkliquen."

*

„Auguste Supper." Von Heinz Neuberger (Münch. N. Nachr. 22).

*

„Eine deutsche Dichterin. Zum Vorlesungsabend von Ina Seidel in Mannheim am 24. November." Von Erika Neuhäuser (Mannh. Tagebl., Süddt. Frauenpost 311):

„Ganz sie selbst ist Ina Seidel erst in ihrem letzten Werk, dem ‚Wunschkind', diesem Hohenlied der Mutterliebe. Aus der geklärten Reife ihrer echt weiblichen Natur gestaltet sie uns das Schicksal Cornelie von Echters, der ein unerbittlicher Krieg den Gatten genommen hat, um sie Jahre später auch noch des Sohnes, dieses einzigen Vermächtnisses an ihn, zu berauben. Es ist das unvergeßliche Bild der mater dolorosa: das große Frauenschicksal, Leben zu gebären und zusehen zu müssen, wie dieses gehegte und gehütete Leben

einem rohen Schicksal zum Opfer fällt. Doch diese echt deutsche Frau geht ihren Leidensweg mit einer inneren Tapferkeit, die sie groß macht und ihr schließlich die tiefe Erkenntnis schenkt: ‚Glück und Unglück — zwei Ausdrücke nur für die Arbeit Gottes an uns.'"

„Gion." [Hans Carossa.] Von Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg. 5—6, Ab. — 1 M.):

„Von Anfang bis zu Ende ist ‚Gion' meditativ durchwoben; voll von Bedeutung, reich an Symmetrien und Symbolen, wie nur der zärtlich und ehrfürchtig wirkende Gedanke sie erzeugt. Jedoch: auch in diesen Beziehungen hat das Buch den schönen Vorzug einer südlichen Klarheit; ist es je einmal nicht im Schaubaren befestigt, so ist es zum allermindesten ein Transparent."

„‚Das wartende Land.' Ein Jugendroman aus dem deutschen Osten von Paul Fechter." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 4):

„Wie sehr die Jugend das Eigenste ist, das jeder Mensch geben kann — später teilt er mit Frau und Kind, Werk und Freund — wird einem auf eine besonders schöne Weise in Paul Fechters neuem Roman ‚Das wartende Land' klar."

„‚Ull' von Carl Albrecht Bernoulli." Von ebr. (N. Zür. Ztg. 24):

„Es steckt viel geistige Arbeit in diesem Roman, und ein vornehmer künstlerischer Zug läßt nirgends Tendenzlerisches und breite Ideologie aufkommen. Verehrung und Dankbarkeit für Deutschland erlauben es dem Autor, die Erzählung im deutschen Leben der Gegenwart spielen zu lassen. Doch bleibt das Ganze zu abstrakt, zu kühl, zu geistig, um an die Kernzellen der Aktualität und in die flammenden Tiefen eines andern Volks vorzudringen."

„Der neue Roman von Leonhard Frank: Von drei Millionen Drei." Von Seufert (Fränk. Tagespost 14):

„Leonhard Frank, unser fränkischer Landsmann, der heuer seinen 50. Geburtstag feiern wird und der aus den Tiefen stammt, in denen seine Drei ums Leben ringen müssen, fügt seinem Werk das reifste Buch ein und offenbart sich wieder als der Künder der lebendigen Gegenwart, von der sein vorletzter Roman (‚Bruder und Schwester') weniger Zeugnis zu geben schien. Sein Herz ist wieder voll zugewandt der Heimat und den Armen, und ein Dichter beweist, wie tief einer in der Heimat wurzeln und die deutsche Not verstehen muß, um auf die heimatliche Schalmei und die nationalistische Trommel verzichten zu können."

„‚Junge Frau von 1914' von Arnold Zweig." Von Heinrich Eduard Jacob (B. T. 13):

„So muß sich denn ein Buch wie ‚Junge Frau von 1914' gerade wegen seiner Gesundheit verleumden lassen. Und gesund ist es, in seinen Seelen- und Landschaftsschilderungen wie in dem tiefen Auskosten der Situationen, gleichviel ob es Situationen der Herzensbangnis oder der Freude sind. Es ist mit der Zeit des Krieges verwurzelt, freilich nicht als ‚Reportage' sondern als ‚Zeitgedicht'."

—, —. Von Lepère (Vorw., Abend 18):

„Das ist das Bedeutsame an diesem Buch, daß es die psychischen Hintergründe einer unehelichen Schwangerschaft und eines verbotenen Eingriffs darlegt, daß es neben der körperlichen, die seelische Seite des Problems aufzeigt, die aus mangelnder Erfahrung im Schrifttum so oft vernachlässigt und vergessen wird."

„Georg Kaisers erster Roman: Es ist genug." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg., 120).

—, —. Von Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 25):

„Die Stärke des Gefühls ist die Stärke des Buchs. Es gleitet im Bett eines still fließenden Stromes dahin. Aber von Zeit zu Zeit wird Georg Kaiser, der Bühnendichter, dieser Stille müde. Dann schleudert er Steine in den Fluß, und es gibt Wirbel, wie er sie liebt. Denn dem Erzähler spielt seine Phantasie wieder und wieder Szenen vor, wie wir sie uns alle, bei Tag oder Nacht, vor Entscheidungen des Lebens ausmalen, erschreckt und zugleich von der Lust, uns selbst zu erschrecken, verführt. In solche Szenen mit Bürokraten, Verwandten, Kellnern, Polizisten jagt sich der Erzähler hinein, Szenen, die er selbst ersonnen und bis zur letzten Qual gesteigert hat. Wer zweifelt, wenn sie sich abspielen, noch, daß dieses stille Liebesbuch von einem Dramatiker stammt?"

„Ernst Ottwalts neuer Roman: Denn sie wissen, was sie tun." Von Herbert Ihering (B. B.-C. 604):

„Das Werk gehört zu den eindringlichsten und stärksten literarischen Leistungen der letzten Jahre."

„Ein neuer Roman aus der Vergangenheit Tirols: Medardus Siegenwart von Fanny Wibmer-Pedit." Von A. Dörrer (Tirol. Anz. 251):

„Sie zeigt an diesem Werk, wie ihr Talent in der Landschaft und im geschichtlichen Leben der mütterlichen Heimat die tiefsten Wurzeln schlug, wie sie aus der Geschichte und Überlieferung ihres Volkes sich den tiefen Sinn für dessen Gegenwart geschärft und über den Alltag und den Engkreis etlicher Täler hinausgerichtet hat."

„‚König Volk' von Robert Hohlbaum." Von Josef Marschall (Tagespost, Graz, 350):

„Über der ganzen Darstellung waltet vollste dichterische und menschliche Gerechtigkeit. Hält man zu all dem noch die suggestive, brausende und doch konzise Sprache (die in den Reden gallische Rhetorik virtuos nachfühlt), die Farbigkeit der Umweltschilderung und nicht zuletzt die Untergründigstes oft grausam, manchmal fast etwas grell durchleuchtende Psychologie, so ist eine beiläufige Charakteristik dieses großen Romans gegeben, mit dem Hohlbaum einen stattlichen Teil bisheriger Arbeit in die Scheuern brachte."

*

„Eine neue deutsche Literaturgeschichte von Arthur Eloesser." Von O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 2):

„Was dem ersten Band als Vorzug eignete, zeichnet auch den zweiten aus: die glänzende Art, eine geistige und dichterische Strömung zu sehen und zu fühlen und den Dichter und sein Werk in ihr, die größern Zusammenhänge aufzuspüren und deutlich zu machen, farbige Bilder zu zeichnen und den Gang der Geschichte so lebendig und so plastisch wie möglich zu gestalten. Das Werk hat eine geradezu mitreißende, nirgendwo versagende Frische, offenbart in jedem Bezug eine geistige Selbständigkeit, die vor allem vielen halbvergessenen Dichtern der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gerecht wird und sogar manchmal geradezu Neuentdeckerarbeit leistet, unterscheidet sich also wohltuend von gewissen neuzeitlichen Kreisen, die alles Schaffen der kaiserlichen, der schrecklichen Zeit in Bausch und Bogen verurteilen und den Beginn der deutschen Geistesgeschichte in der Erscheinung ihrer eigenen, sie überlebensgroß dünkenden Persönlichkeit stabilieren."

„Karl Jaspers' Philosophie." Von David Baumgardt (B. T. 20).

„Ein zeitgemäßes Heine-Buch [Ludwig Marcuse]." Von A. H. Kober (D. A. Z., Unt.-Bl. 19).

*

Zur ausländischen Literatur

„Der 'aktuelle Shakespeare." Von Fred Hagenmeyer (Rhein.-Westfäl. Ztg. 19).

„Lytton Strachey †." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 131).

„Der große Unbekannte ‚X'." Zu den neuen Novellen von Aldous Huxley. Von B. E. Werner (D. A. Z., Unt.-Bl. 7).

„Extravagante Engländerinnen: Virginia Woolf — Viktoria Sackville-West." Von Peter Suhrkamp (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 12).
„‚Zwei Leben 1919' von John Dos Passos." (B. B.-C. 15).
„Literatur in Australien." Von Karl Arns (Köln. Volksztg. 24).

*

„‚Europäische Betrachtungen.' Essays von André Gide." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 3).
„Der calvinisierte Sophokles [André Gide ‚Ödipus']." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 109).
„Jean Cocteau." Von Walther Petry (Germ. 14).
„Bei René Doumic." Von Max Konzelmann (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 2).

*

„Angelo Gatti, ein Dichter des neuen Italien." Von Nelly Keil (Germ. 540).
„Italienische Journalisten." Von D. L. (N. Zür. Ztg. 77).

*

„Edvard Brandes †." Von Inge Junghans (N. Zür. Ztg. 2494).
„Ivalu [Peter Freuchen]." Von s. (Bund, Bern, 38).

*

„Neue Briefe Strindbergs." Von Emil Schering (B. B.-C. 39).
„Ein Frühwerk Sigrid Undsets: Viga-Ljot und Vigdis." Von Adolf Frise (Germ. 22).

*

„Die Kindheit Gunnar Gunnarssons." Von Johann Luzian (Mannheim. Tagebl. 6).

*

„Gorki ‚vermittelt' europäische Literatur." Von M. C. (Tag 8).

*

„Eine polnische Dichterin? [Zofja Kossak-Szczucka]." (Germ. 540).

*

Allgemeines

„Das Gedicht verteidigt sich." Von Rudolf G. Binding (Frankf. Ztg. 31—32, Ab. — 1 M.).
„Die mannheimer Jesuiten-Dramen." Von Fritz Droop (Köln. Volksztg. 4).
„Kleine Bilanz der Literatur." Von Fritz Engel (B. T. 1).
„Meine Bücher." Von Otto Heuschele (Köln. Ztg., Lit. 3).
„Schriftstellers Klage." Von Annette Kolb (B. T. 31):

„So mancher von uns gäbe viel darum, wenn er ein Jahr oder ein halbes, und wär's nur ein Vierteljährchen, von sich Urlaub nehmen, was er meint oder denkt, für sich behalten, eingehen dürfte in die blühende Einöde des Schweigens, nicht mehr schreiben müßte, aufatmen könnte von seinen eigenen Worten, die er ja kennt. Sind sie doch, ob er sie noch so lange gesucht, um sie gerungen hat, der Ausdruck dessen, was er längst weiß, ja, was er ist; und nichts an ihnen ist ihm neu!
Oft und oft will uns die bildende Kunst die weitaus glücklichere scheinen: Die Natur, ihr Vorbild, ist zugleich ihre Helfershelferin. Um wie vieles geglätteter sind die Züge der Maler! Was für zerklüftete Gesichter in unseren Reihen! Fällt die Tür unserer Werkstatt, auch wenn wir sie weit hinter uns ließen, je ganz ins Schloß? Bleibt nicht ein Spalt hartnäckig offen, und zieht es daraus nicht immer wieder zu uns herüber?
Wir sind die Zunft des schlechten Gewissens. Da ist das Buch, das einer in sich herumträgt, und von dem noch nicht eine Zeile steht. Es wird ihn nicht eher loslassen, als bis es geschrieben ist. Dann erst fällt es ausgeblüht, eiskalt und als ein Toter von ihm ab. Ein fertiger Band ist ein Hügel mit einem Kreuz für den Verfasser.
Oder wo setzt sich einer, und wäre er der eitelste von allen, mit seinen eigenen Büchern noch einmal hin? Nein, danke: er hat genug. Der traurige Mummenschanz der Korrekturen hat seinem Glauben den ersten Stoß gegeben. Denn so schön, so wichtig und so bedeutungsvoll, wie er seine Werke während ihren Entstehens wähnte — und wie sonst hätte er die Energie aufgebracht, sie zu Ende zu führen! — sind sie nie.
Es geht ihm also besten Falls nicht sehr gut, lieber Leser. Auch das mit der Schonzeit, die wir eben für ihn beantragen wollten, erwies ich ja schon als eine Illusion. Wohl ist er vom Zwang der Bürostunden verschont, aber seinen Beruf deshalb einen freien zu nennen, ist der reine Hohn.
Mit dem Schreiben ist es wie mit der Kaltwasserheilanstalt: einmal drinnen, wird einem schon warm, aber erst hinein!"

„Das berliner Theaterjahr." Von Oscar Mysing (Köln. Ztg. 1).
„Die Situation der Lyrik." Von Rudolf Paulsen (B. B.-Ztg., Kunst 14).
„Nordische Romankonkurrenz 1929—1931." Von Konstantin Reichardt (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 7).
„Vom Winter in der deutschen Dichtung der Gegenwart." Von Martin Rockenbach (Köln. Volksztg. 13).
„Landesverräter als ‚Theaterfreunde'." Von Ernst Teike (Vorw. 37).
„Über den historischen Roman." Von Heinrich Temme (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 143).
„Neue Geschichtsdichtung." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Schritt 2, 3).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Rundschau. LVIII, 4. (Berlin.) Bruno E. Werner betont in „Schicksalsstunde des deutschen Schrifttums":

„Das Schrifttum in seiner Wirkungsform als geistiger Raum der Nation wird den konservativen Gedanken in seiner Reinheit erhalten müssen. Das, was Nietzsche den plumpen Römerpatriotismus nannte, gilt es zu scheiden von der Selbstverständlichkeit eines Nationalgefühls, das an der richtigen Stelle zu schweigen und zu handeln versteht, im natürlichen Selbstbewußtsein seines Herrentums. Es gilt das Bewußtsein des Hölderlinschen Wortes wach zu halten: ‚Uns ist gegeben, auf einer Stätte zu ruhen', denn es geht nicht um Wiederkehr der Vergangenheit, um Restauration, es geht um Wiedererweckung des besten Geistes, um die Gestaltwerdung des deutschen Menschen.

Verkennt man, daß es in diesem Sinne Pflicht des Schrifttums und der Kunst ist, aufzurütteln, übersieht man, daß wir mitten in einer konservativen Revolution stehen, so mag es kommen, daß eine bestimmte Form eines romantisch verblasenen Idealismus, der am 1. August 1914 zu Grabe getragen wurde, noch einmal zu einem Scheinleben erwacht. Es ist jener Idealismus, der immer noch glaubt, alles Glatte, Angenehme, Rosige, alle gefällige Abwandlung eines Klassizismus, der vor 150 Jahren seine Blüte erlebte, wäre deutsche Kunst, alle Literatur, welche die Abgründe des menschlichen Daseins mit freundlichen Schleiern überdeckt, die von der Gegenwart in eine ideelle Vergangenheit flieht, oder in eine Verklärung der Heimat und des bäuerlichen Schollenlebens, wäre deutsche Dichtung. Wer nach solchen billigen Maßen mißt, beweist, daß er das 19. Jahrhundert noch nicht überwunden hat, daß er noch nicht erfuhr, welche Klarheit und Härte, welchen Mut und welche neue schöpferische Kraft die Gegenwart von einem Volk fordert, das den Weg zu sich selber finden will. Er wird verkennen, daß die schöpferischen Werke seines Volkes von den Stifter-Figuren in Naumburg und Bamberg, der Kreuzigung des Grünewald, den Büchern des Grimmelshausen, der Musik Bachs und Beethovens, dem Faust bis zu der Gestalt Heinrich von Kleists kein Zimmerschmuck des Lebens waren, sondern von der Gewalt seelischer Erschütterungen zeugten, alte Maße sprengten, um neue aufzurichten, Abgründe aufrissen, mit dem Willen, sie zu überbrücken, mit einem an den Fugen des Weltalls rüttelndem Ungenügen, wie es bei keinem Volk dieser Erde wieder zu finden ist."

Die Neue Rundschau. XLIII, 1. (Berlin und Leipzig.) Aus Erinnerungen an Arthur Schnitzler:
„Schnitzler war nicht nur ein Meister, sondern auch ein Lehrer der Einsamkeit. Einsam-sein heißt, sich selber ins Auge sehen können. Der Dichter lehrte uns durch seine ganze Lebenshaltung, daß es die heiligste und gefährlichste Pflicht des Menschen sei, vor sich selbst nicht davonzulaufen. Er haßte die Politik glühend als eine Verderberin der Menschheit, weil sie der Jugend die billigste Gelegenheit bietet, vor sich selbst davonzulaufen. Der forschende Blick seiner herrlichen blauen Augen besaß die Macht, alle schlauen Ideale, alle Massenlügen, alles Fanatische und Ungenaue in nichts aufzulösen. Wer in Arthur Schnitzlers Augen sah, mochte wohl denken: Wie unglücklich ist dieser Unbestechliche und Einsame, dem auf Erden so wenig zu glauben übrig bleibt. Und wirklich! Dieser Mann war ein unerbittlicher Zweifler, der sich durch Wahrscheinlichkeitsrechnungen nicht beruhigen ließ. Nichts zersetzte sein Geist spöttischer als die Begriffe von Erfolg, Ruhm, Macht, Ehre, wie sie die Öffentlichkeit verteilt. Dieser Öffentlichkeit still den Rücken kehrend, stieg er ins Grab. Jetzt aber nach seinem Tode zeigt es sich, daß Arthur Schnitzler mehr Glauben besessen hat, als seine Freunde wußten. Einen Glauben vor allem, der ein Kennzeichen menschlicher Größe ist, den Glauben an sich selbst. Dies beweist sein letzter Wille, in dem er verfügt, daß gewisse Schriften seines Nachlasses erst dreißig, ja manche erst fünfzig Jahre nach seinem Ableben veröffentlicht werden dürfen. Fünfzig Jahre in diesem verrückten Jahrhundert sind schon eine recht ausgewachsene Ewigkeit. Der Dichter war demnach, als er starb, fest davon überzeugt, daß sein Werk und seine Person in fernen Zeiten weiterleben und fortwirken werden. Woran aber dieser alte unerbittliche Zweifler mit solcher Gewißheit glaubte, daran dürfen auch wir, die Verwaisten und Verarmten, getrost glauben." Franz Werfel

„Ich sprach von seiner Ungeduld. Sie erscheint mir beinah wie ein Schlüssel zu seinem Wesen und Charakter, wobei man freilich sehr tief graben müßte, ich fürchte, unschicklich tief, um vieles Verhangene, Versteckte und schwer Erschließbare seiner Natur zu erklären. Unschicklich sage ich, weil man einen solchen Menschen, ist er gleich abgeschieden, nicht bis in sein Geheimstes verfolgen darf (und hier deckt sich der Ausdruck verfolgen mit dem nicht ganz Lauteren der Tathandlung); man soll ihn rund lassen, unzergliedert und durchaus als die Erscheinung nehmen, die er war; Person und Werk sind ja so komplex, bieten so viel schönen Vordergrund, daß es ungut und unfruchtbar ist, sich mit dem Hintergründigen zu beschäftigen, das er immerhin auf seine Weise offenbart hat, man muß es nur zu sehen wissen. Aber andererseits ist der Schriftsteller von Rang auch ein repräsentativer Mensch, für seine Nation sowohl wie für seine Zeit, und es ist nur eine besondere Form des Respekts, wenn wir uns sein Bild so wahr und so deutlich machen wie es irgend möglich ist.
Am Anfang des Jahrhunderts trafen wir uns einmal in Rom; ich glaube, er war zum erstenmal dort; ich hatte mich für Wochen auf dem Pincio eingemietet, erwartete ihn und dachte, er würde ebenfalls lange Zeit bleiben. Auch er selbst hatte es geplant, allein nach drei Tagen, nachdem er unermüdlich von morgens bis abends durch Kirchen, Museen und Thermen gestürmt war, hatte er genug und fuhr auf und davon. Die Ungeduld hatte ihn erfaßt, er hielt es nicht mehr aus, das tägliche Gleiche nicht, den Zwang nicht, den Ort und Dinge auf ihn ausübten, möglicherweise auch den Verlust der gewohnten Umgebung nicht. Er liebte es zu reisen, aber es war mehr das Phantasieabenteuer als der äußere Wechsel, was ihn anzog, mehr der Reiz als der Zustand, die Bewegung mußte sich innerhalb

eines festen Programms und einer fixierten Frist vollziehen, sonst wurde es gleich Last und Beschwernis, jeder improvisierte Aufenthalt war Beschwernis. Er wurde dann auch müde; die Ungeduld, die sich der Zeit der anderen, nicht seiner eigenen, manchmal fügen mußte, ermüdete ihn, physisch und psychisch. Dann verfiel er, verstummte, fiel in sich hinein, es war als sänke die Seele in einen finstern Schacht. Eines Abends waren wir in seinem Hause, und es wurde spät; ich sah ihm an, daß er uns schon längst fortwünschte und sagte: jetzt wollen wir aber gehen; darauf er, mit einem naiven Aufleuchten seiner blauen Augen: nur Mut, nur Mut! Ein andermal war eine gemeinsame junge Freundin zugegen, die einen bezaubernden raschen Witz besaß (auch sie ist schon lange tot); mitten im Gespräch blickte sie plötzlich in seine mattgewordenen Züge und sagte vorwurfsvoll: es ist erst zehn, Ihr Gesicht geht vor, Arthur. Von diesem geistreichen Aperçu förmlich elektrisiert, erwachte er wieder und hielt aus bis Mitternacht fast." Jakob Wassermann.

„Nicht das Unwahre, doch das Unwahrscheinliche kann Inhalt einer Novelle sein. Doch darf das Unwahrscheinliche nie als Willkür des Autors wirken. Hier hat der persönliche Geschmack, wenn nicht gar das individuelle Talent des Dichters einzusetzen. Der Zufall kann natürlich nie ganz ausgeschieden werden, aber er darf nur so weit wirken, als die Idee durch ihn nicht geschädigt oder gar paralysiert wird. Ja, es ist oft Aufgabe des Dichters, das Zufällige zu eliminieren. Freilich, was für den Mitlebenden noch als Zufall erscheint, weil er zu nahe ist, um alle Kausalitätsketten zu überblicken, ist es für den Späterkommenden nicht mehr, sondern fügt sich als Notwendigkeit ins Ganze. Darum erscheint Geschichte nie so sinnlos wie Gegenwart respektive Politik. — Anderseits kann auch das Zufällige in der Idee des Kunstwerks liegen, und gänzlich fehlen darf es niemals. Die kleinen Störungen und Schwankungen, in denen sich das Weiterrollen der Welt kundgibt, machen erst ein Werk lebendig. Fehlt dieses Zufällige vollkommen, so empfinden wir mit Recht ein Werk als konstruiert."

(„Gedanken über Kunst") Arthur Schnitzler.

Der Lesezirkel. XIX, 4. (Hottingen, Zürich.) Einen Aufsatz über André Maurois leitet Max Konzelmann mit der Betrachtung ein:

„Emile Herzog (so lautet André Maurois' bürgerlicher Name) ist 1885 in Elbeuf geboren, wo sich die aus dem Elsaß stammende Familie nach 1871 angesiedelt hatte. Das Gymnasium von Rouen, wo er ein Lieblingsschüler des Philosophen Alain (Prof. Chartier) gewesen war, verließ er als begeisterter und starrer Rationalist und Sozialist. Um so schmerzlicher war der Zusammenstoß mit dem Leben, als es ihn brüsk zum Industriellen und Fabrikherrn machte. Erst der Weltkrieg riß ihn aus dem Fabrikantenmilieu heraus und bereitete die Entscheidung zum Schriftstellerberuf vor. In der unfreiwilligen Periode äußerlicher Aktivität und Verantwortung in den zwanziger Jahren seines Lebens aber war er ein anderer geworden.

Überschaut man André Maurois' bisheriges Werk, so glaubt man zu entdecken, daß es um ein einziges Zentralproblem kreist und dieses immer wieder von anderen Seiten anpackt, vertieft und erweitert: die Auseinandersetzung mit dem aktiven Leben. Elbeuf gab dem Schriftsteller seine Grundthemata: der Individualist gegenüber der Allgemeinheit, der Denker vor der Tat, der Revolutionär und Romantiker gegenüber dem Zwang der Realität, der Anarchist gegenüber Form und Norm, der freie Mensch gegenüber Schicksal und Fatalität. Die kritische und dichterische Auseinandersetzung mit diesen Problemen führte Maurois mit der gleichen Gründlichkeit durch wie Emile Herzog die praktische. Seinem Gesamtwerk eignet die klassische Tüchtigkeit und Solidität, die man dem ‚drap d'Elbeuf' nachrühmt, das er einst fabriziert und verkauft hatte. Beide erwecken Vertrauen und bewähren sich im Gebrauch als ehrliche Ware. André Maurois hat im Lob auf seine kleine Heimat (‚Rouen' 1928) einen Lebensgrundsatz so formuliert: ‚Glücklich nur, wenn ich in einem Rahmen drin bin, ein Teil eines festen Ganzen, von dem ich ein nützliches Glied sein kann. Daher das Bedürfnis, ein guter Golfspieler zu sein, wenn ich unter Golfspielern lebe, ein guter Philosoph unter Philosophen, ein guter Industrieller unter Leuten vom Fach. Wenn ich unter Robbenjägern leben würde, wäre ich, ohne Unlust, ein loyaler Robbenjäger.'"

Hochland. XXIX, 4. (München und Kempten.) In einer Studie von Robert Saitschick über Paul Claudel liest man:

„Seine dichterische Visionskraft ist jenseitig und diesseitig, übermenschlich und besonnen: auch hier kommt seine errungene Gleichgewichtigkeit zum Vorschein. Er will dem Wort seinen hohen Wert und seinen tiefen Sinn zurückgeben. Schon als junger Mensch muß er unter der um sich greifenden Entwertung des Wortes gelitten haben; in seinem Drama ‚Tête d'or' heißt es: ‚Das Wort ist ja nur ein Geräusch, und die Bücher sind nur Papier.' (‚Les livres sont ivres', sagt Cébès in der ersten Fassung dieses Dramas.) Er will das Vorlaute im Fühlen und Denken des neueren Menschen zum Schweigen bringen und aller Ehrfurchtlosigkeit einen straffen Zügel anlegen. Er hält den Zeitgeist im Bann-

kreis seines Blickes und vermag ihn zu meistern, weil er ihn von allen Seiten kennt und ihn überragt: er berührt sich mit ihm auf allen Punkten, da er nicht ‚unzeitgemäß‘ sein will, aber doch nur äußerlich, denn er selbst kennt den Leitstern des Unvergänglichen auf seinem Lebenswege. Gewissenhaft geht er seinem Beruf im bürgerlichen Leben nach, aber nur deshalb, weil er über allen ‚Berufen‘ jene Berufung kennt, die den Menschen zum Bürger einer höheren Welt, zum Teilnehmer an einer anderen Wirklichkeit macht. Die Arbeit achtet er hoch, aber nur, weil er das Gebet unvergleichlich höher einschätzt. Die Erde liebt er auf natürliche Weise, und seine Aufmerksamkeit ist auf alles irdische Geschehen gerichtet, aber nur, weil sein Lebensgefühl im Überirdischen verwurzelt ist. Er liebt den Menschen in allen natürlichen und geschichtlichen Äußerungen, weil er das Göttliche tief verehrt und sich zu Christus und seiner Kirche mit ungebrochener Kraft bekennt. Er kann sich mit den Bruchstücken und allen Unzulänglichkeiten, die er um sich her genau sieht, auseinandersetzen und abfinden, weil er zum Wesentlichen, zur Einheit und Ganzheit in Beziehung steht."

„Walther von der Vogelweide und der staufische Staatsgedanke." Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für Deutsche Bildung VIII, 1. Frankfurt a. M.).
„Justus Möser." Von Karl Brandi (Preußische Jahrbücher CCXXVII, 1. Berlin).
„Goethes religiöses Vermächtnis." Von Karl Aner (Die Christliche Welt XLVI, 1/2. Gotha).
„Goethe als religiöser Denker." Von Otto Baumgarten (ebenda).
„Goethes neues Menschenbild." Von Werner Deubel (Das Nationaltheater IV, 2. Berlin).
„Goethe und die Musik." Von James Simon (ebenda).
„Goethe, der Tragiker." Von Rudolf Bach (ebenda).
„Von Leuten, die Goethe noch gesehen haben." Persönliche Erinnerungen aus jungen Jahren. Von Paul Holzhausen (Westermanns Monatshefte LXXVI, 906. Braunschweig).
„Die Goethefeier von 1849." Von Max J. Wolff (Velhagen & Klasings Monatshefte XLVI, 6. Bielefeld).
„Zur Goethefeier." Von Gustav Burchard (Der Neue Weg LXI, 2. Berlin).
„Dichterische Erziehung." [Zu Kommerells Schriften über Goethe.] Von Georg Schaeffner (Der Lesezirkel XIX, 3. Zürich).
„Ein Jahrhundert Goethe-Illustration." Von Arthur Rümann (Philobiblon V, 1. Wien).
„Vom Bühnenfaust." Von Hans Jenkner (Der Neue Weg LXI, 1. Berlin).
„Johann Heinrich Merck als Verleger." Von Hermann Bräuning-Oktavio (Philobiblon V, 1. Wien).
„Die Stadt Theodor Storms." Von Kurt Siemers (Niedersachsen XXXVII, Januar).
„Wilhelm Busch als Maler." Von Carl W. Neumann (Velhagen & Klasings Monatshefte XLVI, 6. Bielefeld).
„Nietzsche als Philosoph und Politiker." Von Gerhard Günther (Deutsches Volkstum XIV, 1. Hamburg).
„Nietzsche und das moderne Lebensgefühl." Von Walther Linden (Zeitschrift für Deutschkunde XLVI, 1. Leipzig).
„Fräulein Nietzsche." Von Ignaz Wrobel (Die Weltbühne XXVIII, 2. Berlin).
„Fritz Stavenhagen." Von Otto Trede (Niedersachsen XXXVII, Januar).
„Georg Heyms Kampf mit der Großstadt." Von Siegfried Walter Fischer (Radio VIII, 16. Wien).
„Walter Flex." Von Ludwig Gesek (ebenda 13).
„Rilke und der Osten." Von Helmut Wocke (Ostdeutsche Monatshefte XII, 10. Berlin).
„Rainer Maria Rilke." Von Siegfried Walter Fischer (Radio VIII, 14. Wien).
„Hugo von Hofmannsthal." Von Gertrud Heidelberger (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 11/12. Heidelberg).
„Aufzeichnungen zu Reden in Skandinavien." Von Hugo von Hofmannsthal (Corona II. 4. München).
„Briefe Sudermanns an seine Frau." Herausgegeben von Irmgard Leux (Velhagen & Klasings Monatshefte XLVI, 5. Bielefeld).
„Oscar A. H. Schmitz †." Von mf. (Der Vorstoß I, 52. Berlin).
„Juliane Karwath †." Von Sophie Hoechstetter (Deutscher Lyceum-Club XXVII, 1. Berlin).
„Ina Seidel und ihr Werk." Von Hildegard Geyer (Zeitwende 1931, 11. München).
„Ein neues Gedichtbuch Johanna Wolffs." Von Louise Brüggemeyer (Ostland, Ostlandkultur XIII, 1. Berlin).
„Deutschland und Europa [Hermann Stegemann]." Von L. St. (Die Literarische Welt VIII, 1. Berlin).
„Der schwatzende Zettelkasten des Dr. Eloesser." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 3. Berlin).
„Egon Friedell." Von Paul Frischauer (Radio VIII, 13. Wien).
„Das Schicksal des modernen Erfinders in E. G. Kolbenheyers Drama ‚Jagt ihn — ein Mensch!‘" Von Heinrich Schnee (Zeitschrift für Deutsche Bildung VIII, 1. Frankfurt a. M.).
„Hans Grimm als Kaufmann in Südafrika." Von Th. Engelmann (Reclams Universum XLVIII, 18. Leipzig).
„Leo Weismantel." Von Franz Tauböck (Radio VIII, 17. Wien).
„Ernst Thrasolt." Von Rudolf List (ebenda 16).
„Max Brod." Von Hans Prager (ebenda).
„Franz Werfels Lyrik in ihrem thematischen Gehalt." Von Erich Sieburg (Zeitschrift für Deutschkunde XLVI, 1. Leipzig).
„Neues Zeitgefühl im Roman [Frank Thieß ‚Der Zentaur‘]." Von Werner Wirths (Deutsche Rundschau LVIII, 4. Berlin).
„‚Intellektuelles‘ von 1932 [Arnold Zweig, Junge Frau von 1914]." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 1. Berlin).
„Feuchtwangers Wachsfiguren." Von Karl Rauch (ebenda 4)
„Reporter, Dichter und ‚Glückliche Menschen‘ [Hermann Kesten]." Von Goswin P. Gat (Les cahiers Luxembourgeois VIII, 8. Luxemburg).
„Klaus Mann." Von Erwin H. Rainalter (Radio VIII, 15. Wien).
„Über Joachim Maaß." Von Otto Zareck (Die Neue Rundschau XLIII, 1. Berlin).
„Das Baby Tucholsky." Von Mischka Kruse (Der Vorstoß I, 52. Berlin).
„Friedrich Sacher." Von Wilhelm Szabo (Niederösterreichisches Lehrerblatt IX, November. Baden/Wien).
„Der Lyriker Friedrich Sacher." Von demselben (Deutschösterreichische Lehrerzeitung XXXVI, 12. Wien).
„Hans Leifhelm." Von Josef Weinheber (Radio VIII, 13. Wien).
„Biographische Notiz." Von Wilhelm Lehmann (Die Literarische Welt VIII, 3. Berlin).
„Hans Hoffmann." Von Walter Baetke (Deutsches Volkstum XIV, 1. Hamburg).
„Ein neuer Arbeitererzähler: Karl Lechner." Von W. H. (Die Literarische Welt VIII, 3. Berlin).
„Lebensriß." Von Karl Lechner (ebenda).

* * *

„Der Lügner Homer.“ Von Max J. Wolff (Germanisch-Romanische Monatsschrift XX, 1/2. Heidelberg).
„Shakespeares ‚Sturm‘.“ Von Otto Stoessl (Das Nationaltheater IV, 2. Berlin).
„Die englische Krise im Roman.“ Von Wolf Zucker (Die Neue Rundschau XLIII, 1. Berlin).
„Beaumarchais.“ Von Paul Frischauer (Radio VIII, 17. Wien).
„Der Schriftsteller Montaigne.“ Von Erich Auerbach (Germanisch-Romanische Monatsschrift XX, 1/2. Heidelberg).
„Erinnerung an Mallarmé.“ Von Paul Valéry (Corona II, 4. München).
„André Gide.“ Von Paul Winter (Der Pionier 1931, 8. Karlsbad).
„Das universale Evangelium. Zur Botschaft Romain Rollands.“ Von Gerhard Bohne (Eckart VIII, 1. Berlin).
„Der Dichter Jean Giono.“ Von Marianne Wagner (Der Vorstoß I, 52. Berlin).
„Lope de Vega. Ein Dichterleben.“ Von Karl Voßler (Corona II, 4. München).
„Calderón.“ Eine Einführung. Von Adalbert Hämel (Germanisch-Romanische Monatsschrift XIX, 11/12. Heidelberg).
„Ibsens ‚Peer Gynt‘.“ (Der Scheinwerfer V, 7. Essen).
„Sigrid Undset und Selma Lagerlöf.“ Von Harald Beyer (Germanisch-Romanische Monatsschrift XX, 1/2. Heidelberg).
„Alexander Puschkin.“ Von Bernt von Heiseler (Hochland XXIX, 4. München).
„Puschkins Dramen.“ Von demselben (Das Nationaltheater IV, 2. Berlin).
„Die Lage des Schriftstellers in der Sowjetunion.“ Von Alfred Kurella (Die Linkskurve IV, 1. Berlin).
„Theater in Japan.“ Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LXII, 4. Freiburg i. B.).

* * *

„Der neue Nationalismus und seine Literatur.“ Von Richard Bie (Der Scheinwerfer V, 7. Essen).
„Erfüllung der aktuellen Forderung durch den Dichter?“ Von Ernst Adolf Dreyer (Ostdeutsche Monatshefte XII, 10. Berlin).
„Gemeinschaftsarbeit zwischen Rundfunk und Bühne.“ Von Karlheinz Bodensiek (Rufer und Hörer I, 10. Berlin).
„Der Dichter in Gemeinschaft und Einsamkeit.“ Von Paul Ernst (Die Literarische Welt VIII, 4/5. Berlin).
„Blick auf das Theater.“ II. Von Franz Graetzer (Der Kunstwart XLV, 4. München).
„Die Literatur des deutschen Nationalismus.“ Von W. H. (Die Literarische Welt VIII, 4/5. Berlin).
„Selbsthilfe deutscher Lyriker.“ Von Kurt Horn (Ostdeutsche Monatshefte XII, 10. Berlin).
„Der neue Sprachbegriff.“ Von Gunther Ipsen (Zeitschrift für Deutschkunde XLVI, 1. Leipzig).
„Die Jugend in der neueren deutschen Dichtung.“ Von Jakob Job (Schweizer Erziehungs-Rundschau IV, 10. Zürich).
„Was unterscheidet das Hörspiel vom Drama?“ Von Jochen Klepper (Die Volksbühne VI, 10. Berlin).
„Dichter lieben das Laster.“ Von Heinz Lamprecht (Der Scheinwerfer V, 8. Essen).
„Bausteine zu einer Rundspruchästhetik.“ Von Paul Lang (Schweizer Illustrierte Radio-Zeitung 1931, 46/47. Zürich).
„Das zyklische Prinzip in der Lyrik.“ Von Joachim Müller (Germanisch-Romanische Monatsschrift XX, 1/2. Heidelberg).
„Die schöne Literatur des Jahres 1931.“ Von Heinz Neuberger (Singchor und Tanz XLIX, 1. Mannheim).
„Haben die ‚Stimmen‘ die Entwicklung der katholischen Literatur gehemmt?“ Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LXII, 4. Freiburg i. B.).
„Jugend und Dichtung.“ Von Wilhelm Poethen (Zeitschrift für Deutsche Bildung VIII, 1. Frankfurt a. M.)
„Das österreichische Theaterproblem.“ Von Friedrich Rosenthal (Die Scene XXII, 1. Berlin).
„Die Sezession des Familiensohnes [Jugendbewegung].“ Von Peter Suhrkamp (Die Neue Rundschau XLIII, 1. Berlin).
„Dichtung und Lebenshilfe.“ Von Frank Thieß (Ostdeutsche Monatshefte XII, 10. Berlin).
„Spielstil.“ Von Horst von Tscharner (Das Nationaltheater IV, 2. Berlin).
„Literatur, Kollektiv, Individuum.“ Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VIII, 4/5. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Timon.“ Schauspiel. Von Ferdinand Bruckner. (Erstaufführung im Deutschen Theater am 26. Januar 1932. — Uraufführung a. v. O. am 23. Januar 1932.)

Auf dem mit „Elisabeth“ eingeschlagenen Weg zum Ideendrama ist Bruckner merkbar vorangeschritten. In seinem „Timon“ ist nicht der Charakter des Menschenfeindes, ist die Ideenentwicklung das Wesentliche.

Die Ideendichtung hat mit Kritik an dem Stoff, wie er sich in Shakespeares Drama bietet, einzusetzen. Nicht mehr aus Enttäuschung an ein paar falschen Freunden und Schmarotzern darf der seelische Zusammenbruch motiviert werden. Daß selbst echte Freunde in der Not versagen, gehört für uns zu den Selbstverständlichkeiten, über die man stolpern mag, aber nicht fallen darf. Nur aus einer Gemeinschaftsidee scheint uns Zusammenbruch erklärlich. Die Gemeinschaftsidee wird bei Bruckner zu einer Sorge um die Stadt, also einer politischen.

Dem politischen Gedanken denkt Bruckner in seiner Tiefe nach. Alle Politik, wie vielfältig immer ihre Probleme, wie irr ihre Verästelungen sein mögen, geht auf eine Frage zurück: Geist oder Macht? In dem verschieden gearteten Bekenntnis zu Geist oder Macht scheiden sich die Parteien voneinander.

Um die Frage Geist oder Macht geht es in dem Athen des Timon. Timon selbst ist durchaus Vertreter der Geistigkeit: er baut sein Odeon, pflegt die Wissenschaften, liebt die Philosophen. Ihm tritt, im Gegensatz zu Shakespeare zentral eingestellt, Alkibiades gegenüber: er glaubt, dank der Erfindung der Neupanzerung der Schilde, die mazedonische Herrschaft abschütteln und

die Welt erobern zu können. Machthungrig sind sie alle hinter Alkibiades her; von allem Anfang an steht Timon geistig allein.

Die beiden großen Szenen Shakespeares, das Gastmahl der Schwelger und die Abspeisung der als Schmarotzer Erkannten mit Schüsseln warmen Wassers, darf Bruckner in seine Ideendichtung übernehmen. Er hat — das erhellt ohne weiteres — aus seinem Grundgedanken heraus ein drittes Gastmahl der Parallele einzufügen. Bruckner lädt die Bücher seiner geliebten Philosophen, nachdem die Menschen ihn enttäuscht, an seine Tafel. Es ist die Stunde der höchsten Gefahr, der Todesnähe. Siehe da, auch diese treusten Tröster des Geistigen versagen sich ihm, lassen ihn im Stich.

Die Erklärung —? Für den Geistigen bleibt in aller Enttäuschung der Welt, selbst bei Zusammenbruch des Gemeinschaftsempfindens ein Trost, die Einsamkeit. Das erfährt auch Bruckners Timon an sich zu seinem Glück. Der aus der Stadt Geflüchtete schaufelt Erde, findet dabei sein karges Genügen und ist damit zufrieden. Seinen letzten Untergang anzubahnen, ist demgemäß bei Durchführung der reinen Geistigkeit des Timoncharakters ein neuer Umschwung nötig. Bruckner gewinnt ihn aus Umdeutung und Tiefdeutung eines weiteren Shakespeare-Motivs.

In seiner beseligenden Einsamkeit findet Timon im Boden, den er gräbt, den Goldklumpen. Bruckner erkennt das Wesen des Goldes. Sein Name heißt Macht. Aber Macht doch nur dann, wenn es zwischen Menschen wechselt, die aufeinander angewiesen sind. Der Goldfund muß für Timon, den Willen, seine Macht auszuüben, bedeuten, das heißt, er hat nach Athen zurückzukehren. Der Gemeinschaftswille ist damit wieder über ihm. Folgerichtig ergibt sich im Gegensatz zu Shakespeare die volltragische Lösung. Mit Timon hat Athen unterzugehn.

Der Zusammenbruch des Geistigen kann nicht mehr zu Menschenfeindschaft im eigentlichen Sinne führen. Das hieße das Wesen der Geistigkeit verkennen. Die Tragik der Geistigkeit heißt Skepsis. An Stelle Timon, des Menschenfeindes, tritt folgerichtig bei Bruckner Timon, der Skeptiker.

In der Tat: das Sichverlieren der Geistigkeit in Skepsis ist die Tragödie unserer Zeit. Soweit das Ideendrama Tragödie sein kann, hat Bruckner sie geschrieben.

Für ihn selber ist Ausblick aus dieser Skepsis gegeben. Er formuliert sehr scharf und eindeutig. Nicht nur der Machtwille des Alkibiades und der Seinen, auch der Geistwille des Timon ist menschlich unzulänglich. Machtforderung und Geistigkeit können nicht getrennt auf sich bestehen, nur in ihrer Vereinigung ist Kultur und damit Menschentum.

2.

„Kampf um Kolbenau." Ein Drama in fünf Akten aus der deutschen Revolution. Von Gerhart Pohl. (Uraufführung durch die Spielgemeinschaft berliner Schauspieler im Komödienhaus am 27. Januar 1932.)

Gerhart Pohls Drama war mir für den Kleist-Preis eingereicht worden. Ich habe damals, nur zum Zweck eigener Orientierung, mir ein Notizenheft angelegt, in dem ich nun finde: „Wirksames Revolutionsdrama 1918. Freischärler besetzen ein Bergwerk. Ermordung der — Rosa Luxemburg löst die Erhebung der Arbeiter aus. Starker Einfluß der ‚Weber': der fromme Arbeiter usw. Ersichtliches Streben nach Gerechtigkeit auch in der Charakteristik des (liberalen) Bergwerkbesitzers. Durchaus bühnenmöglich, mit Erfolgversprechen. Nicht einmal ganz ohne höhere Sinngebung."

Damit ist im Grunde alles gesagt. Die Aufführung hat meinen damaligen Eindruck bestätigt.

Bleibt nur die Frage, warum ich Pohl gegenüber weder an den Kleist-Preis, noch an eine Empfehlung an die Bühnen gedacht habe. Die Aufführung beantwortet die Frage sehr viel eindringlicher, als es aus der Notiz zu erschließen wäre. Die Abhängigkeit von den Webern tritt schärfer hervor. Die gesamte Stoffgestaltung steht mit einer Unzahl ähnlicher Revolutionsdramen in so enger Zugehörigkeit, daß von schriftstellerischer Originalität nichts übrig bleibt.

Dazu kommt, daß ich das Zeitstück damals schon so pessimistisch beurteilt habe, wie es heute alle Welt tut. Gelingt es im Zeitstück nicht, eine Gestalt so in den Mittelpunkt zu rücken, daß man ihr Wohl und Wehe mitlebt, besser noch, gelingt es nicht eine Gemeinschaft, also hier die der Arbeiter, so zusammenzuschweißen, daß sie als organisches Lebewesen erscheint, so ist alle Müh' und Kunst vertan. Das Drama kann sich dann nur noch als Zeitillustration über die Bühne schleppen, und Zeit ist unbarmherzig schnell im Gleichgültigmachen des Gestrigen.

Saubere Arbeit mit Erfüllung des Bühnenversprechens, Arbeit aus der Manufaktur, nicht aus dem Atelier. Das ist alles. Ernst Heilborn

Kiel

„Lukardis." Schauspiel in drei Akten. Von Jakob Wassermann. (Uraufführung im Stadttheater am 22. Januar 1932.)

Daß es ein mißliches Ding ist, eine Novelle zu dramatisieren, beweist auch Jakob Wassermann, der seine im ersten Band vom „Wendekreis" stehende Novelle „Lukardis" aus dem einzig möglichen Grund und Boden heraushob und, zu einer blassen Treibhaus-

pflanze umgemodelt, in das helle Rampenlicht der Bühne verpflanzte. Lukardis, Tochter aus vornehmem Hause, Braut eines hochstehenden Beamten, wird von ihrer Erzieherin bewogen, einen zu den Revolutionären übergegangenen, ihr völlig fremden Offizier zu retten, indem sie sich zwei Tage und Nächte mit ihm in einem moskauer Freudenhause verbirgt, bis ihm ein Paß besorgt wird und er ins Ausland fliehen kann. Jungfräulich und rein, wie sie zu ihm gegangen ist, verläßt sie ihn, innerlich aber völlig gewandelt und ihr ferneres Lebensglück in der Liebe zu dem entwichenen Flüchtling sehend. Dieses durchaus fragwürdige Geschehen ist aber, auch in der neuen, dramatischen Form, von so ausgeprägt novellistischem Charakter, so voll stimmungssatter Untermalung und so ganz ohne dramatische Spannung und starke Höhepunkte, daß es als Schauspiel wenig zu fesseln und vor allen Dingen nicht zu überzeugen vermag. Alles, was in der Novelle infolge der breiteren Ausmalung und eingehenderen psychologischen Begründung immerhin einigermaßen glaubhaft wirkt, wird im Schauspiel als völlige Unmöglichkeit empfunden, und so bleibt, nachdem sich der Vorhang über das zum Teil geradezu phantastische Geschehen und die, wenigstens in den Hauptpersonen, stark konstruierten Charaktere gesenkt hat, als Schluß nur ein Bedauern darüber, daß wieder einmal ein glänzender Erzähler den vergeblichen Versuch gemacht hat, eine Novelle in ein Drama umzuformen.

Wilhelm Lobsien

Frankfurt a. M.

1.

„2:2 unentschieden." Lustspiel in drei Akten. Von Wilhelm Lichtenberg. (Uraufführung im „Neuen Theater" am 25. Dezember 1931.)

Der Titel deutet auf die Bezirke des Sports und er besagt, hier sei der Versuch gemacht, zunächst die Unhaltbarkeit eines Dreiecks darzustellen, das durch Hinzunahme eines Vierten als Hilfsmannschaft auf 2:2, also zu einem Viereck umgebaut wird. Der Verfasser hat es sich insofern leicht gemacht, als die zweite Frau des Schriftstellers Bob Sturm, seine ihn entzündende Privatsekretärin, der legitimen Gattin, einer Dame von Noblesse, Kultur und Weisheit, nicht ebenbürtig ist, obgleich es ja Beispiele gibt, denen zufolge erotische Bindungen stärker sein können als alle Vernunft. Lichtenberg hat es sich auch dadurch leicht gemacht, als der zweite Mann nur ein simpel-treuherziger Fußballmittelstürmer ist, grundehrlich verliebt zwar in Frau Hannah, aber nun doch auch kein Ebenbürtiger. Der erprobte Einfall der Gattin, die Sekretärin ins Haus zu nehmen, ihr die körperlichen Liebesfunktionen zu übertragen und sich auf die geistige Kameraderie zu beschränken, den Mann durch Übersättigung zu kurieren und dabei lächelnd zuzusehen, ist amüsant geführt, wird aber dadurch entgiftet, daß die Sekretärin Greta gar nicht den erwarteten sex appeal für Herrn Sturm hat, sondern weit eher für seinen Chauffeur. Herr Sturm hat am Ende zwei Frauen und gar keine und kehrt denn auch zu seinem schöneren Eigentum zurück. Das Stückchen hat streckenweise rechten Lustspielatem. Im dritten Akt geht er ihm aus, Lichtenberg kommt auf den fatalen Gedanken, den Mittelstürmer um die Hand der Sekretärin anhalten zu lassen, damit die geliebte Frau wieder zu ihrem Glück komme. Das Publikum nahm es hin und begehrte den Autor zu sehen, hat ihm aber so viel Mittelstürmeredelmut nicht geglaubt.

2.

„Das Bildnis." Schauspiel in vier Akten. Von Emil Ludwig. (Uraufführung im „Neuen Theater" am 14. Januar 1932.)

Den überfleißigen Biographen, Schilderer, Zusammensteller und Betrachter hat es wieder einmal gepackt, nach dem Kranz des Dramatikers zu greifen. In seiner wilhelminischen Trilogie, der schon vergessenen, hatte er historisches Material in der Hand, das zu reihen war. Im „Bildnis" galt es zu erfinden, Phantasie zu haben und eine Messerspitze Dämonie. An der Dämonie hat es sehr gefehlt, obgleich Emil Ludwig, als er seine Malertragödie dichtete, sicherlich genau wußte, wie die Besessenen, wie Feuerbach, van Gogh, Lehmbruck, Stauffer-Bern u. a. sich gebärdeten. Ludwig zeigt solch einen Brennenden. Mit einem alten philosophischen Freunde und einem schönen jungen Modell hockt er in einer Einsiedelei, von dem einen rasenden Verlangen erfüllt, den Körper der jungen Frau vollendet auf die Leinwand zu bekommen. Wehe, wenn eine Geburt ihr die Linie nähme, welches Unglück, wenn diese Gestalt dem Gesetz des Alters unterworfen wäre. Der Künstler schafft und ringt, und versichert, wie schwer das Malen ist, er müßte mit Freund und Modell verhungern, wenn nicht ein niederträchtig filziger Kunsthändler ihn ernährte. Aber nun klopft das Leben an die Tür. Ein hübscher junger Mann, Flieger, Autler, Segeljachtbesitzer und ein wenig Schubert-Spieler (ohne musikalische Einlagen geht es hier nicht) schneit in das beklommene Idyll herein und erzählt dem jungen Weibe einiges vom blauen Meer und von der großen Welt. Und wie die Frauen schon sind, besonders dann, wenn der Künstlergeliebte sich im Bett von ihrer Seite stiehlt, um der Kunst zu frönen, statt den Leib zu nehmen, der sich bietet: sie brennt mit dem sympathischen Herrn

durch. Es ist peinlich zu erzählen, aber Emil Ludwig wollte es so: auf der Segeljacht unter dem blauen Himmel des Mittelmeers verkündet der Lautsprecher, daß der junge Mann durch glückliche Spekulation eine Million verdient hat und er verkündet weiter, daß der Maler verzweifelnd sich erschoß. So des Lautsprechers dramatische Aktion. Das Modell, seiner Liebe zu dem Toten eingedenk, bricht die Lustfahrt ab und betritt im letzten Akt die Gedächtnisausstellung zu Ehren des Toten, sieht sich selber auf hundert Bildern zu hohen Preisen feilgeboten, wird toll vor Scham und Wut, nimmt ein Messer und zerfetzt das letzte, das kostbarste Bild. Der unglückliche Kunsthändler und der philosophische Freund müssen das mitansehn. Es ist in jeder Hinsicht schlimm, was Emil Ludwig da geschehen läßt und einige Aphorismen über die Kunst und das Leben trösteten uns nicht. Dem Publikum jedoch schien das Stück zu gefallen und deshalb rief es den Autor.

R. Geck

Nürnberg

1.

„Der Geldteufel." Eine heitere Dorfkomödie in drei Aufzügen. Von Julius Pohl. (Uraufführung im Schauspielhaus am 12. Januar 1932.)

Als Ort der Handlung dieses Stücks wird auf dem Theaterzettel „ein kleineres Gebirgsdorf", als Zeit der „Sommer 1931" angegeben. Rechnet man hinzu, daß dem Altbauern Timmerl, der mit seinem Weibe und dem jungen Paar das bescheidene Anwesen bewohnt, eben damals eine Erbschaft von 3000 Mark in den Schoß fällt, so läßt sich schon nach diesen Voraussetzungen ungefähr ermessen, welch eine Verwirrung nun der „Geldteufel" in dem einst so friedlichen Bauernhäuschen anrichtet. Die jungen Leute sind für schleunige Anschaffung einer Wiese sowie von Dreschmaschine, Heuwender, Mähmaschine usw., der Alte, der seinen Schatz bereits in Dollar hat umwechseln lassen, für hochverzinsliche Anlage etwa bei einer ihm von „Freundesseite" empfohlenen holländischen Bank. Die Mutter ergreift gegen den Vater Partei, eigennützige Freunde mischen sich ein, und der „glückliche Erbe", der sich um die ganze Ruhe seines Alters gebracht und von Devisenordnung, Kapitalfluchtgesetz und anderen Schrecknissen gehemmt und bedroht sieht, nimmt darüber seine Zuflucht zu einem selbst arrangierten Diebstahl, der aber so ungeschickt vorgetäuscht wird, daß er bald genug an den Tag kommt. Schließlich wird das leidige Geldpäckchen, von dem weder Vater noch Sohn mehr etwas wissen wollen, von der Schwiegertochter Cilli in vorläufige „Verwahrung" genommen. Der Tanz kann also später von neuem losgehn.

Mit gutem Humor und ohne je ins Plumpe zu verfallen wickelt sich diese Bauernkomödie vor uns ab, der denn auch, zum guten Teil infolge der trefflichen Darstellung, bei ihrer Uraufführung ein besonders starker äußerer Erfolg beschieden war.

2.

„Mata Hari." Schauspiel in vier Aufzügen. Von Julius Maria Becker. (Uraufführung im Schauspielhaus am 20. Januar 1932.)

Der Dichter des Schauspiels, das hier letzthin das Licht der weltbedeutenden Bretter erblickte, ist dem großen Publikum vor allem als Lyriker bekannt, obgleich er in den letzten zwanzig Jahren auch eine ganze Reihe von Dramen veröffentlicht hat, unter denen sein Spiel vom Tode „Der Brückengeist" kürzlich sogar mit einem Preise gekrönt worden ist. Die Bühne hat er aber, soweit ich sehe, bisher nicht eigentlich erobert, doch darf das Drama „Mata Hari" als ein weiterer Schritt zu diesem Ziel betrachtet werden. In den Mittelpunkt des Stücks ist das Schicksal der schönen Tänzerin gestellt, die 1916 in Paris als deutsche Spionin kriegsrechtlich erschossen wurde. Es ist aber der Mata Hari des Beckerschen Dramas nicht sowohl um die deutsche Sache, die Sache des Feindes, zu tun als um ein Ad-absurdum-führen des Krieges überhaupt, des sinnlosen Völkerhasses und Blutvergießens, dem gegenüber die Kurtisane, als die der Verfasser seine Heldin vor uns hinstellt, die Rechte des Menschen auf Liebeslust und Erdenglück vertritt und verficht. So vermag sie sogar den jungen Fliegerleutnant Gustave Leblanc zu überreden, daß er seiner Liebe zu ihr die starre Pflicht des Soldaten und Patrioten zum Opfer bringt und ihr die ihm anvertrauten wichtigen Pläne und Dokumente ausliefert, von denen sie indessen, da sie ihr lediglich als Beweis seiner alles überwindenden Liebe gelten sollten, keinen verräterischen Gebrauch macht. Leblanc aber muß sich schuldig glauben an dem Tode von dreitausend Kameraden, die der nächste Tag als Opfer fordert, wird von Verzweiflung und Rachegedanken hin- und hergerissen und von der in ihr Schicksal ergebenen Mutter eines der Gefallenen völlig wieder auf den rechten Weg gebracht. Vorbild und Lehre der „Madame Dolorè" bekehren schließlich auch Mata Hari zu einer höheren und edleren Lebensauffassung, und während den Geliebten das Fliegergeschick ereilt, tritt sie, bei der inzwischen jene Papiere gefunden wurden, in freier Zustimmung ihren Sühne- und Todesweg an.

Diese Handlung ist — man muß fast sagen: leider — mit einem solchen Geschlinge von Gedanken, Theoremen und Reflexionen (Idee der Mütter, Einführung

des Mannes vom Niemandsland usw.) umgeben, daß Beckers Werk dadurch beinah den Charakter eines Mysterienspiels angenommen, der dramatische Nerv jedoch nicht unerheblich gelitten hat. So konnte es bei seiner Uraufführung trotz trefflicher Qualitäten, zu denen auch die dichterische Sprache zählt, kaum mehr als einen Achtungserfolg erringen.

Theodor Hampe

Hamburg

„Glück ins Haus." Komödie in drei Akten. Von Konrad Beste. (Uraufführung am Schauspielhaus Hamburg am 16. Januar 1932.)

Konrad Beste hat einen sehr guten Roman „Grumet" geschrieben, er hat ein, wie man versichert, erfolgreiches Lustspiel „Schleiflack" zur Aufführung gebracht. In der kleinen Lebensbeschreibung, die er in den „Foyer-Blättern" der Röbbeling-Bühnen veröffentlicht, versucht er den Weg zu begründen, der ihn zu dieser Komödie „Glück ins Haus" geführt hat. „Auch das Lachen kann ordnen, indem es Logik in den bunten Ablauf der Unzulänglichkeiten von Welt und Menschen bringt." Gute Freunde hätten ihm von diesem Ordnungsversuch abraten sollen, es fehlt ihm die Logik. Dieser Dichter, der auf anderer Ebene Schicksale zu begründen und zu gestalten wußte, wandte sich plötzlich den schon traditionellen Humoresken der Jahrhundertwende zu. Das ist nicht nur um seinetwillen schade; es enttäuscht, weil die Literatur des deutschen Nordwestens zwischen Raabe, Busch und Reuter über einen nicht gewöhnlichen Reichtum an offenen und auch an feinen Untertönen von Frohsinn, Schelmerei und gelassenem Lächeln verfügt. Gewiß wird einmal der Rechte aufstehen, der ihn für die Bühne zu erschließen vermag. Der Abend, den das Schauspielhaus gab, ließ nur wenig davon spüren. Der Grund war vermutlich ein dreifacher. Zum ersten: Beste wollte eine Komödie schreiben, aber es wurde ein Volksstück, in dem die Handlung im Grunde ohne Ziel blieb, ein Zickzack von Szenen, die den Hörer verwirrten, aber nicht in Spannung versetzten. Zum anderen: Beste versuchte zu viel drastische Situationen zusammenzupacken, er wiederholte sie geradezu, aber sie zündeten nur durch die Darstellung, nicht durch ihren Witz. Endlich aber: da fehlte kein Requisit der liberalistischen Zeit — und man ist ihrer so überdrüssig! Da war der Schutzmann, der einen Aufsatz schreiben soll — er bereitet sich hier auf die Leutnantsprüfung vor, aber dieser Hornochse wäre niemals Schutzmann geworden — da war der „Erweckte", der um eines Verdienstes willen augenblicks zum Gauner wird — man ist es so leid zu hören, daß alle Sekten nur Schwindler enthalten — da war das blonde Gretchen, dem das Schnupftuch fehlt — ich sagte, Jahrhundertwende! Die Handlung, die schließlich eine Doppelhochzeit zwischen dem „erweckten" Kohlenhändler Klencke und der Kartenlegerin Frau Gawall und zwischen dem Oberwachtmeister Thies und der braven aber saudummen Tochter der Frau Gawall erbrachte, verlief im ersten Aufzug bewegt und anziehend, verlor sich im weiteren in Langeweile und frischte im dritten nur wenig auf. Gerade die, welche Konrad Beste und sein bedeutendes Schaffen schätzen, werden ihm raten, seine epische Arbeit voranzustellen, oder aber sich eine Zeit der Sammlung aufzuerlegen, ehe er sich an eine neue Bühnenarbeit wagt.

Hans Friedrich Blunck

Wien

„Die Grillen." Komödie in sieben Bildern. Von Otto Marbach. (Uraufführung im Akademietheater am 20. Januar 1932.)

Einer zwischen Wilde und Shaw schillernden Dialektik der Geschlechtlichkeit, der Ehe, der Treue, der Untreue, der Eifersucht, also erstens und letztens der Liebe dient hier eine der anmutigsten weltlichen Legenden des Altertums, die von Kephalos und Prokris, zum Vorwand, dergestalt daß bisweilen das Spalier unter üppigem Blüten- und Laubwerk beinahe verschwindet. Marbach, vor Jahren schon durch den sehr wählerischen Literaturpreis der Stadt Wien hervorgehoben, verknüpft jene liebliche Begebenheit geistreich und geschickt mit anderen Gestalten des metamorphotischen Zwischenreichs, mit Eos, Tithonos und Orion, biegt die Anekdote (selber über das obligate happy ending scherzend) ins Heitere um, seine Prokris fällt nicht vom Jagdspieß des Gatten, sondern kehrt als vorgeschichtliche Cyprienne reuig heim, um so lieber als auch Kephalos sich mancherlei verzeihen lassen muß. Also, in gebührendem Abstand von Klinger, eine „Rettung ovidischer Opfer". Rettung diesfalls nicht nur vor frühzeitigem Tod und Witwertum, sondern auch vor den Grillen selbstquälerischer Liebe, die wie ein aristophanischer Chor die Komödie benennen und in Tiergestalt nicht bloß wiederholt hörbar, sondern auch, wenigstens durch ein Prachtexemplar, sichtbar werden. Wenn die Gatten einander versöhnt umarmen, dann geniert sie das Gezirp der Grillen nicht mehr, sie finden es fast melodisch, alles war nur ein Spiel, das ein ungezogener Liebling der Grazien mit Gestalten einer up-to-date griechischen Mythologie angestellt hat und das sich nach Art solcher Dichtung selbst aufhebt, wenn die Fronten des Witzfeuerwerks abgebrannt sind. Daß als Rivalin der Prokris eine kosmisch oder meteorisch so wichtige und in

doppeltem Sinn ansehnliche Dame wie Aurora auftritt, bekundet sich durch eigentümliche Beleuchtungseffekte nicht nur der Scheinwerfer, sondern der Dichtung als solcher, Stimmungen, die man auf solchem Offenbachschen Boden zwar nicht sucht, aber gern findet.

R. F. Arnold

Weimar

„Bothwell." Drama in fünf Aufzügen. Von Paul Wolf. (Uraufführung am Deutschen Nationaltheater am 14. Januar 1932.)

Noch immer nicht genug beherzigt der weise Kernspruch Georg Christoph Lichtenbergs: „Was auf Shakespearisch in der Welt zu tun war, hat Shakespeare größtenteils getan!" Das beweist dieses Werk des sechzigjährigen, in Weimar ansässigen Paul Wolf, der bisher nur einige Gedichtbücher an die Öffentlichkeit gebracht hat. Alle Voraussetzungen für dramatische Entwicklung, Gipfelung und Entladung sind teils geschichtlich gegeben, teils vom Autor angelegt: die erlebnishungrige Sinnlichkeit der Maria Stuart, das kühne und rücksichtslose Abenteurertum des Bothwell begegnen sich in einer lodernden Leidenschaft, die mit innerer Notwendigkeit durch die, beiden Naturen gemeinsame, Herrschsucht beiden zum Verhängnis wird. Leider wird diese klare und zwingende Linie der Handlung überwuchert und erstickt von shakespearisierendem Beiwerk; der tiefsinnige Narr, ein romantischer Aufzug der Stuart als Diana, musikalische Einlagen sind zusammen mit historischer Überfracht verwirrend und zerstörend ins Spiel gesetzt. Der Renaissancemensch Bothwell, ein Kondottiere, fesselt; auch die zwischen sinnlichem Begehren und Herrschsucht schwankende Königin; das Ringen dieser zwei, von hassender Liebe gepeinigten Menschen ragt als einsame Dramatik aus zerfließender Breite. Die Sprache hält nicht immer Niveau. Eine streng zupackende Regie, an der es leider fehlte, hätte kürzend und straffend den Gesamteindruck zu heben vermocht.

Heinrich Lilienfein

Leipzig

1.

„Uli Witewupp." Lustspiel von Marcel Gero. Musik von Ernst Toch. (Altes Theater, 8. Januar 1932.)

Hat die „Literatur" von diesem Märchen für große Kinder Kunde zu geben? Der Nichtsnutz Uli Witewupp ist ein braver Junge, aber ein Träumer, der beim Schulmeister, beim Tischler, beim Bauern trotz aller Bravheit nichts leistet. Um der Mutter als guter Sohn nicht länger zur Last zu liegen, zieht er in die Welt hinaus, wird vom Herzog von Italien als Löwenwärter angeworben, läßt den Löwen Hasdrubal frei, damit der ihn fresse, was aber keineswegs geschieht, sondern zur Folge hat, daß er in Afrika Kaiser aller Löwen wird und nun mit seinem Gefolge von Tausenden von Löwen ganz Europa in Schrecken setzt, bis Uli wieder heimkehrt und seine wilden Untertanen die Großen Europas — den deutschen Reichskanzler, den schweizerischen, den österreichischen Bundespräsidenten — in die Flucht jagen. Dazwischen hält Uli Zwiesprach mit Alassan, dem klugen Pferde des Herzogs von Italien, und dieses und der heimwehsüchtige Löwe Hasdrubal singen scherzhaft-wehmütige Lieder.

Der Verstand des Verständigen ärgert sich an diesem gaukelnden, fröhlichen Spiel (denn was dahinter an Tief- und Hochsinn stecken mag, tritt nirgends deutlich zutage), er mag das Loblied auf den guten, zweckfreien Menschen für sehr unzeitgemäß halten, — so wahr das Schulmeisterlein Wuz sein ewiges Lebensrecht hat, gebührt es auch diesem Gebilde des jungen Schweizers. Zumal er auch mit Bühnensinn (dramatisches Talent wäre zu viel gesagt) seine Phantasiebilder auf die Bretter stellt und in Ernst Toch den besten musikalischen Helfer gefunden hat.

2.

„Die Flasche." Eine Seemannsballade. Von Joachim Ringelnatz. (Schauspielhaus, 9. Januar 1932.)

Um Irrtümern vorzubeugen: von scharfem Getränk ist dieses erste Bühnenwerk des feuchten Lyrikers nicht durchfeuchtet, trotz dem Titel. Nur im ersten Akt etwas Besoffenheit, im zweiten ein paar Schlucke aus der Kognakbuddel, im dritten ein Sektschwips. Der Ringelnatz-Verehrer und der biedere, auf derbe Sensation hoffende Bürger werden also enttäuscht. Aber, aber! Sieht man dem Stück ins Herz, so entdeckt sich darin doch der Dichter des Kuttel Daddeldu. Auch hier gilt der Spruch „Stat pro ratione spiritus vini". Denn dieser Spiritus trägt die tragische Schuld, daß die schöne hamburger Hafendirne, die Dänin Petra, auf das Angebot des unglaublich begüterten russischen Fürsten Boris Georgewitsch eingeht, zwei Jahre die Freundin dieses ebenso unglaublich edlen Aristokraten zu werden, daß sie mit ihm von Konstantinopel auf seiner Luxusyacht ausreißt, als ihr treuer ewiger Liebhaber, der Matrose Hans Pepper, dort landet, daß sie endlich, als die Nachricht vom Tode Hans Peppers am Tage des beschworenen Wiedersehens statt seiner kommt, sich von dem Fürsten lossagt und sich in der altvertrauten Hafenkneipe dem johlenden Seemannsschwarm in die Arme wirft.

„Seemannsballade." Die rührende Mär wäre im Kuttel Daddeldu-Buch als Gedicht am rechten Ort. Für die Bühne muß der Stoff gereckt und mit allerlei Beiwerk

garniert werden. Ringelnatz besorgt das mit anerkennenswertem Geschick, mixt aus Brandy, Zucker und heißem Tränenwasser einen ganz bekömmlichen Grog.



Joachim Ringelnatz
Zeichnung von B. F. Dolbin

Und doch sei ihm geraten, lieber bei den gewohnten, kleineren Gemäßen zu bleiben; aus ihnen mundet sein Trank kräftiger, echter. Georg Witkowski

Straßburg

„So sind wir halt!" Lustspiel in drei Akten. Von Marcel-Edmund Naegelen. (Uraufführung am Stadttheater am 11. Dezember 1931.)

Der elsässische Dichter Marcel-Edmund Naegelen hat mit seinem Lustspiel „So sind wir halt!" eine der frischesten Satiren auf die Unbeständigkeit und Treulosigkeit des Elsässers geschrieben. Allerdings hat er diesen wenig lobenswerten Charakterzug einfach so dargestellt, wie er ist, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihn aus der wenig glücklichen Geschichte des Landes zu begründen. Eine kleine Erläuterung, warum der Elsässer zu dem werden mußte, was er heute ist, hätte die in mancher Hinsicht bittere Darstellung von Gesinnungsheuchelei und Strebertum zum mindesten in ihrer Wirkung gemildert, sie wäre zudem gerade in diesem Stück, das im übrigen eine möglichst wahrheitsgetreue Gestaltung elsässischer Menschen versucht, nur gerecht gewesen. Es müßte jedenfalls dem Dichter bekannt sein, daß das Streben des Elsässers nach staatlichen Auszeichnungen, das heute vielleicht in noch stärkerem Maße als früher Mode ist, lediglich dem Wunsch entspringt, dem jeweiligen Machthaber darzutun, ein wie guter Patriot er sei. Und die sozusagen amtliche Anerkennung dieses Patriotismus, der ja eigentlich gar keiner ist, war und ist auch heute noch gleichbedeutend mit der Einräumung von wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorteilen. So lebendig und berechtigt also diese Komödie im ersten Augenblick erscheint, so voraussetzungslos ist sie in ihren Grundlagen. Als Ganzes ist das Lustspiel sehr geschlossen und wirkungsvoll im Handlungsverlauf aufgebaut. Die einzelnen Typen sind mit viel Sorgfalt studiert und gestaltet, und ganz zweifellos sind die Dialoge oft von zündender Wirkung. Schade, daß Naegelen, wohl der Begabteste der jüngeren elsässischen Dichtergeneration, nicht ganz mit dem Herzen bei der Sache war; er hätte vielleicht das beste elsässische Lustspiel der Gegenwart geschrieben.

M. Th. Bührer

Stettin

„Penelope." Komödie in drei Akten nach einer Idee von John Marston. Von Julius Berstl. (Uraufführung am Stadttheater am 29. Januar 1932.)

Die neue Komödie von Julius Berstl gründet sich auf einen im Kern rein formalen Einfall: Das Drängen der Freier um die von ihrem Gatten vor fünf Jahren verlassene Frau hat die Wirkung, daß der Entscheidungstag der Wahl festgesetzt wird. Einer der Freier versucht, den Erfolg, den der heimkehrende Odysseus „seinerzeit" über die Freier errungen, für sich selbst auszunutzen. Er erscheint am Entscheidungstage in der Maske des Heimgekehrten und vertreibt die Mitfreier. Aber an demselben Tage erscheint auch der echte Gatte — und jetzt erwächst aus dem Einfall dieser Begegnung eine Handlung, die das Gebiet der formalen Spielerei bald verläßt. Wahrheit und Pose, Echtheit und Schein ringen jetzt um den Sieg — und die Frau verfällt nur allzuleicht dem schönen Schein und der echte Gatte räumt das Feld. Aber noch einmal greift der Zufall ein und rückt schließlich doch alles ins Rechte. Es ist ein Spiel, keine Wirklichkeit und es will auch keine Wirklichkeit. Durch das historische Gewand (Barockzeit) rückt es der Autor in die Ferne, und so wird dieses Stück aus der Welt des Scheinens in die des Erscheinens gehoben. Alles was geschieht ist mehr als es zu sein scheint, es bedeutet zugleich etwas und das reale Geschehen wird durchsichtig für den Sinn, der es erst trägt. — Im einzelnen könnte man manches aussetzen. So die Freude an zugespitzten Sentenzen, so die besonders zum Schluß reichlich lyrische Breite. Aber als Ganzes ist das Stück interessant und der Beachtung wert.

Hans-Joachim Flechtner

Echo des Auslands

Englischer Brief

Unter dem schlichten Titel „Charlton" (Cape) ist ein Buch erschienen, das hierzulande großes Aufsehn erregt hat. Der Titel ist gleichzeitig der Familienname des Autors, dessen Identität sich leicht feststellen läßt. Er heißt Lionel Evelyn Oswald Charlton, ist im Jahre 1879 geboren, war seit seiner frühen Jugend Soldat, bekleidete verschiedene höhere militärische Ämter (er war u. a. 1919—1922 an der englischen Gesandtschaft in Washington als Fliegerattaché) und trat vor drei bis vier Jahren, vorzeitig und gegen seinen Willen, in den Ruhestand. Das Buch, das er dann niederschrieb, enthält einen ausführlichen Bericht über seine Karriere. Nun kommt es zwar nicht selten vor, daß höhere Offiziere a. D. ihre Aufzeichnungen veröffentlichen, aber „Charlton" weicht von den durchschnittlichen Werken dieser Art wesentlich ab. Denn erstens verfügt der Autor über literarische Ausdrucksmittel, die bei höheren Offizieren eine Seltenheit sind, und zweitens, was eigentlich die Hauptsache ist, muß seine Selbstbiographie, wegen ihrer seltenen Freimütigkeit, als Beichte bezeichnet werden. Aus seinen Charakterschwächen macht er kein Hehl, und was andere an seiner Stelle sorgsam verschweigen würden, bekennt er mit einer zuweilen ans Unerschrockene grenzenden Wahrheitsliebe. (So erzählt er z. B., daß er, während seiner Dienstzeit in Westafrika, eine Negerin als Geliebte hatte, die er schwanger zurückließ.) Es ist klar, daß er sich in seiner offiziellen Umgebung stets fremd fühlte, und obwohl er jahrelang alles tat, um diese innere Zwietracht zu verbergen, wuchs sie immer mehr, bis sie vollends zum Durchbruch kam und einen bedenklichen Zwischenfall herbeiführte. Er weigerte sich nämlich, in Mesopotamien, wo er als Stabsoffizier tätig war, einen Luftangriff auszuführen, da er die Einsicht gewonnen hatte, daß eine derartige Kriegsführung, die auch Hilflose und Unschuldige aufs schrecklichste heimsucht, verdammenswert sei. Infolge dieses Auftretens büßte er die Gunst der Machthaber ein, und kurze Zeit darauf erfolgte sein erzwungener Rücktritt. Der Fall dürfte in den englischen militärischen Annalen so ziemlich vereinzelt dastehn. Es kommt allerdings zuweilen vor, daß ein Engländer den Traditionen seiner Kaste abtrünnig wird, aber nach einer solchen Umwandlung pflegt er den Ansichten und Gebräuchen seiner Vergangenheit einen fast fanatischen Haß entgegenzubringen. Der Autor von „Charlton" jedoch erzählt seine Schicksale mit einer Gelassenheit, die der künstlerischen Wirkung seines Buchs bedeutend zugute kommt. Außerdem ist dem Werk eine besondere Bedeutsamkeit als Anzeichen für eine neuzeitliche Lockerung eingewurzelter Vorurteile beizumessen. Denn ein Buch mit dieser Tendenz wäre vor 15—20 Jahren bei einem englischen Verleger kaum erschienen. Dasselbe gilt von einer zweiten Selbstbiographie, William Gerhardis „Memoirs of a Polyglot" (Duckworth). Gerhardis frühe Romane „Futility" und „The Polyglots" wurden seinerzeit an dieser Stelle gewürdigt. Seine späteren Arbeiten trugen allzu deutliche Spuren einer Nachlässigkeit, die der gesellschaftliche Erfolg des Autors verschuldet haben dürfte. Damit und überhaupt mit seiner Vergangenheit rechnet Gerhardi in seinem neuesten Buch gründlich ab. Den unbefangenen Standpunkt englischen Traditionen gegenüber, den der Autor von „Charlton" erst nach langen inneren Kämpfen erreicht hat, besitzt Gerhardi, der in Rußland geborene und aufgewachsene Engländer, schon von Haus aus. Witzig und ironisch schildert er seine Jugendjahre in Petersburg und die bunten Eindrücke seines Aufenthalts in London, wohin er sich begeben hatte, um Handelswissenschaft zu studieren. Diese Studien, die Gerhardi nicht sehr ernst nahm, wurden durch den Krieg unterbrochen, den er ebenfalls nicht allzu ernst nahm. Er diente einige Zeit bei der Kavallerie und wurde später der englischen Gesandtschaft in Petersburg als Dolmetscher zugeteilt. Dieser Abschnitt seiner Aufzeichnungen enthält wertvolle Einzelheiten über die damaligen Ereignisse in Rußland. Nach dem Krieg setzte Gerhardi seine Studien in Oxford fort und schrieb seinen ersten Roman, den, nachdem er wiederholt abgelehnt worden war, er an Katherine Mansfield schickte. Auf ihre Empfehlung hin wurde er veröffentlicht, und die günstige Aufnahme begründete Gerhardis literarischen Ruhm, der, zur naiven Enttäuschung des Autors, ihm nur wenig materiellen Gewinn eintrug. Dafür aber bot sich ihm die Gelegenheit, besonders nachdem der einflußreiche Lord Beaverbrook sich seiner angenommen hatte, literarische und andere Berühmtheiten kennen zu lernen. Darüber unterrichtet Gerhardi mit einem zuweilen etwas säuerlichen Humor und die Porträts, die er von Arnold Bennett, H. G. Wells, Bernard Shaw, D. H. Lawrence und anderen entwirft, sind nicht immer gerade schmeichelhaft. Denn Gerhardi hat sich über die Persönlichkeiten der führenden Zeitgenossen, denen er vorgestellt wurde, sein eigenes Urteil gebildet. Diese kritische Stellungnahme, die in England selten genug ist, um als anerkennenswert bezeichnet zu werden, setzt ihn in die Lage, gewisse Scheingrößen mit Respektlosigkeit zu behandeln. Übrigens verfährt er kaum nachsichtiger mit seinen eigenen Untugenden, obwohl er dabei

zwischen Mut und Übermut nicht immer gehörig unterscheidet. Die Gliederung des Stoffs ist stellenweise etwas willkürlich und einige Kürzungen hätten dem Buch nur zum Vorteil gereicht, aber trotzdem verdient das Werk als eine der besten literarischen Erscheinungen des Jahres genannt zu werden.

Selbstbiographisch in der Hauptsache ist auch Lionel Brittons merkwürdige Arbeit „Hunger and Love" (Putnam), obwohl das Buch als Roman herausgegeben wurde. Auf 700 Seiten beschreibt der Autor den Werdegang eines armen Jünglings aus dem Volk, der sich vom Laufburschen zum Buchhändlergehilfen hinaufarbeitet, und dabei unter der Feindschaft seiner Umwelt, die seinem Wissensdrang nur Unverständnis oder Mißbilligung entgegenbringt, tief leiden muß. Diese Fabel, die Britton mit ergreifender Eindringlichkeit behandelt, (seine Schilderungen widerlicher Mietszimmer in einem Arbeiterviertel sind denen Gissings vergleichbar, während seine Wiedergabe der hinter dem Ladentisch herrschenden Tyrannei an Wells erinnert) ergänzt und überwuchert einigermaßen pathetische Grübeleien und Betrachtungen, in denen Gedankengänge aus naturwissenschaftlichen und philosophischen Gebieten mit satirisch wirksamen, aus dem grotesken Humor der Volkssprache geschöpften Tiraden abwechseln. Hier kehrt immer als Leitmotiv der Protest gegen die unerbittlichen Mächte der Gesellschaftsordnung und die von ihnen stumpfsinnig geduldete soziale Ungerechtigkeit wieder. Gipfelpunkt und Ausklang bildet der Weltkrieg, in dem der Autor seinen Helden, vielleicht als Symbol seines früheren Ich, verschwinden läßt. Wegen seiner originellen Formgebung und der seltenen Ehrlichkeit des Autors angesichts der ihn quälenden Lebensprobleme ragt dies Buch weit über den Durchschnitt englischer Romanliteratur hinaus. Wie der Autor von „Charlton", wie auch Gerhardi, verneint Britton das, was die Mehrzahl seiner Landsleute bejaht, und er tut es mit einer Heftigkeit, die die Intensität der diesem ablehnenden Standpunkt zugrunde liegenden Unbill ahnen läßt.

London — Paul Selver

Amerikanischer Brief

Im Mittelpunkt literarischer Gespräche steht in diesen November-Dezembertagen bei allen Leuten, die sich noch nicht ausschließlich mit dem Weltuntergang befassen, Eugene O'Neill mit seinem neuesten Drama „Mourning becomes Electra". Er hat sich inzwischen so eine Art nationaler Anerkennung errungen, ist zum nationalen Dramatiker hinaufgerückt, und zwar so hoch, daß selbst Provinzblätter kleineren Formats sich gezwungen fühlen, von ihm zu reden, wenn er etwas zu sagen hat. Sein neuestes Werk wird wieder von der Theater Guild aufgeführt, ist so groß angelegt, wie sein „Strange Interlude", d. h. es ist eine Trilogie, die, einschließlich einer einstündigen Eßpause, einen ganzen Abend von vier bis elf Uhr füllt, und ist inhaltlich die antike Elektra-Tragödie im Brennpunkt modernen Lebens mit all seinen bittren Erscheinungen gesehen. Die Kritik ist nicht einstimmig; die einen nennen es morbid, tieftragisch die anderen; aber einig sind sich alle, daß es ein bedeutendes Werk ist.

Zu nationaler Bedeutung, wenn auch nicht ganz gleicher Höhe, haben es mit ihm zwei Frauen gebracht. Willa Cather ist die eine, ihr Gebiet ist der Roman, „Shadows on the Rock" ihre neueste Darbietung, die einige Wochen lang in den Listen der meistbegehrten Bücher in Buchläden und Bibliotheken an führender Stelle stand. Glücklich ist die Wahl dieses Titels. Der Fels ist das aus dem St. Lawrence Strom hervorragende Massiv, auf dem die kanadische Stadt Quebec liegt, der Schatten sind jene Abkömmlinge französischer Emigranten, die heute noch der Stadt ihr höchst eigenartiges Gepräge geben. Wie diese Menschen mit zäher Ausdauer durch drei Jahrhunderte inmitten einer intensiv strebenden, anderssprachigen Kolonialbevölkerung sich ihre Eigenart bewahrt haben, das wird in fließender Erzählung mit gut gesehenen Einzelheiten aufgebaut. — Die andere der beiden Frauen ist Edna Ferber, „American Beauty" ihre Gabe vom letzten Herbst. Absicht und Gedanke fast die gleichen wie bei Frau Cather: das Ringen eingewanderter Polen mit den Neuengländern um ihre Scholle. Freilich, das Schicksal dieser Menschen ist auf beiden Seiten ein anderes; robuste Kraft bei beiden, aber jede von anderer Art. Wenn dieser Kampf ohne sieghafte Entscheidung verläuft und ihre Polen die American Beauty zwar nicht entleeren, aber ihr doch eine ganz andere Färbung geben, so spricht wohl bei Frau Ferber die Stimme des Bluts eine laute Sprache. — Wenigstens im Vorbeigehn notieren möchte ich hier, daß beide Romane mehrere Wochen lang mit der Übersetzung von Döblins „Alexanderplatz" um den vordersten Platz, um das Interesse der Buchleser und -käufer konkurrieren mußten. Barometer dafür sind nicht nur die erwähnten Listen und Aufzählungen; Vortragsreihen, bezahlte und öffentliche, in denen bei jeder Zusammenkunft eine bedeutende Büchererscheinung von einem Professor oder Schriftsteller oder Kritiker besprochen wird, sind in unseren Städten zu einer ständigen Einrichtung geworden; durch sie wurde auf Döblin reichlich Aufmerksamkeit gezogen. Vielfach wurde sein Werk als typisch für die heutige geistige Lage Deutschlands hingestellt. Überhaupt ist das Interesse am

literarischen Deutschland keineswegs gering. In einem Überblick über die Herbsterscheinungen wurden neben 13 Übersetzungen aus dem Französischen, 9 aus dem Russischen, 8 aus dem Skandinavischen, 16 aus dem Deutschen aufgeführt, und alle mit Ausnahme Schnitzlers von lebenden Autoren.

Doch noch einmal zurück zu den Bedeutenden. Interessiert man sich in Deutschland für die Lewis, O'Neill, Hemingway, Ferber, Cather u. a., so übersehe man nicht zwei, William Faulkner und Robinson Jeffers, die beide unbekümmert um Anerkennung und sogenannten Namen seither ihren Weg gegangen sind, jener als Erzähler und Essayist, dieser als Epiker und Lyriker. Faulkner steht ideologisch Cabell nahe; Untergrund alles instinktiven Handelns ist ihm der Sexus, und Instinktmenschen aus dem Fernbereich der Kultur sind Gegenstände seiner Beobachtung. Er lebt am unteren Mississippi, da, wo unter einer dünnen, halbdekadenten Oberschicht halbnackte Neger und heruntergekommene Weiße die geringe Arbeit verrichten, ein Menschentum, das mit zur Zivilisation gehört und eine laute Anklage gegen diese bedeutet. Sie und ihre Instinkthaftigkeit zu zeichnen, hat er sich seinen eigenen Expressionismus geschaffen, der mit Cabell, seinem südstaatlichen Landsmann, nichts mehr zu tun hat. „These Thirteen", eine Sammlung von Kurzgeschichten, erschien im September, „Sanctuary" und „The Sound and the Fury", zwei Titel früher erschienener, bekannterer Werke von ihm. Jeffers ist ein ganz anderer, lebt im sonnigen Kalifornien und hat demgemäß eine völlig andere Umwelt. Sein Stoffgebiet ist das Leben und die Welt; mit der kühlen Sachlichkeit eines Biologen geht er den Einflüssen der Natur und unseres leiblichen Daseins auf unsere Geistigkeit nach. Tiefer als nur bei den vermeintlichen Tatsachen sucht er die chemisch stofflichen und rein geistigen Zusammenhänge und Kreuzungen unseres naturwissenschaftlich maschinellen Zeitalters bloßzulegen, und als Ausdrucksmittel dafür schafft er sich mit rückhaltloser Konsequenz eine völlig moderne poetische Form. „The Women of Point Sur", „Tamar" und „The Tower beyond Tragedy" sind Titel seiner Dichtungen, die letztgenannte ein Seitenstück zu O'Neills Drama, nicht nur wegen der gleichen Stoffwahl, sondern auch wegen nahestehender Blickpunkte.

Der geographische Abstand beider vom Buchzentrum in Neuyork und Chikago ist bei ihrem Schaffen nicht bedeutungslos, obwohl sonst regionale Unterschiede im amerikanischen Schrifttum nur für den Forscher erkennbar sind, denn unsere Erzähler und Dichter haben sich selten an die Scholle gebunden gefühlt. Im Herbst fanden zwei Dichter- und Schriftstellerversammlungen statt — die eine in der südstaatlichen, vom Bundespräsidenten Jefferson vor mehr als hundert Jahren gegründeten Universität von Virginia, die andere in der mittwestlichen Universität des Staates Iowa — und beide schienen die Betonung landschaftlicher Wichtigkeit für die Literatur zu unterstreichen. Aber doch nur scheinbar. In beiden Fällen spielte bei den Eingeladenen die Herkunft aus den betreffenden Gegenden wohl eine Rolle, Virginia lud überwiegend aus dem Süden Gebürtige, Iowa mehr dem mittleren Westen Entstammende ein. In den Verhandlungen aber trat dies Landschaftsmoment nicht weiter in den Vordergrund, jedenfalls nicht so, daß man daraus notwendige Eigenarten deduzierte, die beim literarischen Gestalten zwangsläufig zu berücksichtigen wären. Man hat wohl, den Berichten nach zu urteilen, überhaupt wenig formell verhandelt, sondern lediglich über gemeinsame Probleme Gedanken ausgetauscht und Gastfreundschaft genossen. Daß es in beiden Fällen Universitäten waren, die einluden, zeigt, auf welch breiter Grundlage diese in Amerika zu wirken, und welche Traditionen sie zu schaffen oder zu pflegen versuchen. Denn die alma mater Virginia betrachtet sich als Hüterin der Kunst und Erforschung Edgar Allen Poes und sah auf diesem Hintergrund ihren Beruf zu einer solchen Einladung, wohingegen die Iowa-Hochschule im letzten Jahrzehnt sich als ein Zentrum geistigen Lebens in den ehemaligen Präriestaaten entwickelt hat. Sind solche Unternehmungen Zeichen dafür, daß unser Schrifttum, wie André Siegfried sich auszudrücken beliebte, in den Stand der Volljährigkeit einrückt, so ließen sich für solche Reife noch andere Kennzeichen anführen.

Wir entwickeln beispielsweise innerhalb unserer Buchproduktion auch schon literarische Moden. Modesache sind seit einigen Jahren die Lebensbeschreibungen, Memoirenwerke und Autobiographien. Der Herbstkatalog zählte unter diesen nicht weniger als 73 Titel auf. Manches darunter geht auf das Konto der kommenden Präsidentenwahlen; denn in heutigen Zeitläuften, in denen sich die Zahl der Tageszeitungen erheblich verringert hat, müssen die Kandidaten auf andere Weise, soweit sie sich des gedruckten Wortes bedienen, ihren Befähigungsnachweis erbringen. Manches gehört ohne weiteres in die literarische Forschung, manches ist aber auch für deutsche Leser, die sich aus amerikanischen Schriften und nicht durch die Brillen ihrer mit einer Amerikareise begnadeten Landsleute ein Bild von Amerika machen wollen, von allgemeiner Bedeutung. Ich denke dabei in erster Linie an William Gibbs McAdoos „Crowded Years". In diesem dickleibigen Werk erzählt der Schwiegersohn des Präsidenten Wilson, wie er die Idee des ersten Eisenbahntunnels unter dem Hudson aufgenommen und bei Hochfinanz und Technik durchgeführt, wie er als Leiter des Bundes-

schatzamts die Reservebanken der Bundesregierung mitgeschaffen und später die Kriegsumlagen der Vereinigten Staaten finanziert hat. Ein Aufstiegsbuch, aber anders als Fords, mehr mit dem Blick auf die großen Geschehnisse als auf die Eigenpersönlichkeit; kein Kriegsbuch im eigentlichen Sinn. Das ist vielmehr Frederick Palmers „Newton D. Baker — America at War". Baker war Kriegsminister unter Wilson; was er für dies Buch seinem Biographen anvertraut hat, ist also reinste Geschichte des Krieges und des amerikanischen Kriegsministeriums.

Eine andere Gruppe von Büchern, die dem Ausländer Kenntnis von Land und Menschen ohne Zwischenträger vermitteln, sind die gleichfalls sich mehrenden zivilisatorischen Werke. Russel Lord, ein Ackerbauprofessor, zeichnet in „Men of Earth" Farmertypen in ihrem Ringen mit der Fruchtbarkeit der Scholle und dem Vieh, das darauf weidet. Walter Prescott Webb, auch ein Hochschullehrer, gibt in „The Great Plains" aus fleißig zusammengetragenem Material und eigenen Anschauungen ein Bild der Entwicklung und Besiedlung der großen Steppen westlich des Mississippi. In leichterem Ton, aber nicht minder belehrend, bietet in „The Macadam Trail" Mary Dau Winn einen fesselnden Reisebericht durch denselben Westen. Im Autobus hat sie auf einer zehntausend englische Meilen langen Reise unendlich viel gesehen in ihrem eigenen Heimatland. Das aber verleiht dem Buch seinen Reiz, wie Illusion durch Wirklichkeitsbilder ersetzt wird und dabei doch die Heimatliebe sich steigert.

Schließlich unter den Selbstbeschreibungen noch eine, Margaret Sangers „My Fight for Birth Control", ein Buch, an dem man in Deutschland nicht vorbeigehn kann, wenn das Interesse an Schriften wie die des Richters Lindsey — ich sehe, auch seine Autobiographie ist übersetzt — kein maliziöses, sondern ein aufrichtig soziologisches ist. Hier schildert eine einfache, bescheidene, aber kluge Frau den Kampf, den sie seit mehreren Jahrzehnten für das Wohl der Menschheit kämpft, nicht als Fanatikerin, aber mit stiller Ausdauer und tiefster Überzeugungstreue. Ein Kampf gegen finstersten Aberglauben, krasse Vorurteile und gefährlichste Geheimniskrämerei. Nicht nur Erlebnisse berichtet sie — von ihr stammt das Schlagwort „Birth Control" — sie begründet ihren Kampf auch, und sie begründet ihn nicht mit landläufigen Wendungen für die Straße, sondern im Lichte der Naturwissenschaft aus dem Weltgeschehen und einer bewußten, wohlgefügten Weltanschauung heraus.

Daß in unseren Zeitläuften noch neue Zeitschriften entstehen, ist eine Erscheinung, die erwähnenswert ist; und keineswegs Zeitschriften, die bessere Zeiten herbeiführen, sondern die aus der materiellen Misere in geistigere Regionen führen wollen. Sicherlich ein anerkennenswertes und mühevolles Unterfangen; man fragt sich nur, woher solche Leute nicht nur den Mut, sondern auch das unerbittlich nötige Geld dazu hernehmen. An erster Stelle wäre zu nennen eine neue literarische Monatsschrift „Gentle Reader". Das erste Heft, Anfang Dezember erschienen, wartet mit einer stolzen Reihe von Mitarbeitern auf, erste Leute der literarischen, künstlerischen und wirtschaftlichen Welt, und als Leiter steht an ihrer Spitze John Erskine, der Literaturprofessor, Klaviervirtuose, Rektor einer führenden Hochschule für Musik und Verfasser mehrerer satirischer Romane wie „The Private Life of Helen of Troy". Aufmachung und Typographie dieses ersten Heftes sind natürlich solchen Größen entsprechend. — Um einige Monate älter ist das Erscheinen einer anderen zweiwöchigen Zeitschrift „The Fortnightly", die in San Franzisko herausgegeben wird und zu der sich eine Reihe junger Dichter und Schriftsteller, die an der Westküste ansässig sind (darunter auch der obengenannte Robinson Jeffers), zusammengetan haben. Zweck und Ziele sind dieselben wie die der Erskineschen Zeitschrift, aber das Motto zeigt trutzige Kämpferstellung, es ist ein Wort Voltaires: „I do not believe a word that you say, but I will defend unto death your right to say it." — Als Kuriosum sei schließlich eine dritte Zeitschrift genannt „Spinoza in America". Ihre Geburtsstunde fällt etwa in dieselbe Zeit wie die des Fortnightly; sie ist das Organ eines kleinen Spinoza-Kreises, der in Neuyork in dem still, aber einflußreich arbeitenden Roerich-Museum seinen Sitz hat. Roerich, der russische Maler, eröffnet das erste Heft mit einem Aufsatz „Vital Wisdom" und in einem Brief drückt der berliner Professor Einstein sein Interesse an diesem Spinoza-Kreis aus.

Beim Abschluß dieses Berichts kommt die Nachricht vom Tode Vachel Lindseys. Er war ein Bahnbrecher der neuen Richtung, robust als Dichter wie als Persönlichkeit; selbst ein Sohn der Mississippi-Gegend, hat er es verstanden, Poesie unter die Farmer jener Niederungen zu tragen.

Neuyork A. Busse

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Denn sie wissen, was sie tun. Ein deutscher Justizroman. Von Ernst Ottwalt. Berlin 1931, Malik-Verlag. 404 S. M. 2,85 (4,80).

Das ist der seit langem fällige Roman der deutschen Justiz. Hier rührt ein Wissender an die Vertrauenskrise der Justiz. Ein entschiedener Linksmann, aber keiner, der mit tönenden Parteiphrasen um sich wirft, vielmehr einer, der in der gewählten Front seinen Mann steht, weil er die Fundamente der Gesellschaft geprüft hat, die er ablehnt. Ein Mann schreibt über Gerechtigkeit, dem so viel Gerechtigkeit inne wohnt, daß er auch den Kunstgriff seines Werks der Gerechtigkeit verdankt: er schildert den Werdegang eines deutschen Richters — und wählt kein besonders bösartiges Exemplar, sondern den Durchschnittsmenschen, den Hjalmar Ekdal im Talar. Der Richter Friedrich Wilhelm Dickmann hat sogar Anwandlungen von Gutmütigkeit, er macht sich Skrupel über seinen Beruf, der Schwache hat einmal einen Nervenzusammenbruch — aber das macht den Fall der deutschen Justiz besonders tragisch, daß sie nicht darum im Argen liegt, weil ihre Vertreter Schurken oder Dummköpfe sind, sondern weil das System nicht mehr haltbar ist. Wenn Ottwalt darstellt, wie Richter Kommunisten wegen staatsfeindlicher Umtriebe verurteilen, die selbst nicht willens sind, die Republik zu schützen, scheint er nur Parteimann zu sein. Aber Ottwalt bleibt nicht in der politischen Ebene, er sieht die Zusammenhänge nicht flächig, sondern tief und verästelt. Es ist eine dichterische Montage, wenn er die Geschlechtsnöte des jungen Landgerichtsrats in Pörgelau zeigt und wie er sie als Mitglied der herrschenden Klasse befriedigen kann, während der ausgestoßene Landstreicher, den er zum Tode verurteilen wird, vertieren muß und zum Lustmörder wird. Ottwalt legt dar, warum die Gesetze heute überaltet sind — in der jähen Umwandlung aller Lebensformen. Legt dar, warum die Richter kein Verständnis für ihre Opfer haben können, sie stammen aus einer anderen Welt und — das macht die Vertrauenskrise permanent — rekrutieren sich immer wieder aus dieser anderen Welt. Ottwalts Dickmann ist kein besonderes Licht, aber sein Charakter würde ihn befähigen, anders zu handeln, wenn er mit anderen Ideologien aufgewachsen wäre. So rettet er sich aus Gewissensnöten, die Schlechtere seiner Kollegen nicht einmal empfinden, dadurch, daß er sich als Individuum ausschaltet und zur Maschine wird. — Ein durch seine Einfachheit zwingendes Buch, die darin aufgeführten Rechtsbeugungen sind dokumentarisch belegbar. Ottwalt hat aber jenen unerlernbaren Ton der Wahrheit, daß man ihm auch ohne Belege glauben würde.

Berlin — Lutz Weltmann

Vagant und Vagabund. Zwei Novellen. Von Carl Friedrich Wiegand. Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co. Aktiengesellschaft. 279 S. Geb. M. 6,—.

Der schweizer Erzähler Carl Friedrich Wiegand vereint in dem Band „Vagant und Vagabund" zwei umfangreiche historische Novellen von kräftiger Eigenart als These und Antithese zur Synthese des Menschentypus, der durch unversöhnliche Widersprüche in sich selbst aus der festgefügten bürgerlichen Ordnung herausfällt.

Da gibt es für Wiegand den Vaganten, den leichtbeschwingten, kraftprallen Bruder Leichtsinn, den er in der Novelle „Der Eroberer von Argün" und den Vagabunden, den prahlerischen, von hitzigen Süchten hin- und hergeschleuderten Schwächling, den er in der Novelle „Der Retter von Leuba" zeichnet.

Als historischen Hintergrund für den Vaganten wählt Wiegand die Eidgenossenschaft, die im Jahre 1851 ein Gesetz erlassen hat, das alle heimatlosen Vögel der Landstraße zwangsweise in jenem Ort seßhaft macht, in dem ein bestimmter Stichtag sie antrifft. Die Dorfgemeinde Argün im Kanton Graubünden hat sich einen tollen Burschen gegriffen, der bald die ganze Gemeinde meistert, so wie er vordem sein ganzes Orchester von Musikinstrumenten zu bedienen verstand: mit den Hacken die große Pauke, mit dem Mund einen Strauß verschieden abgestimmter Schalmeien, mit den Armen eine Ziehharmonika, mit dem Kopf die Tschinellen. Als Zweiundneunzigjährigen trifft ihn der Erzähler, nicht nur als den tüchtigsten Bauer und reichsten Mann der Gegend, sondern auch als ihren Blutauffrischer, eine Art Stammvater des Dorfs, der unter die schwarzhaarigen Graubündener gar viele weiß- und rotblonde Lockenköpfe gesät hat.

Die Novelle, die dem Vagabunden gilt, dem aus Geltungssucht Unsteten, spielt während der Franzosenkriege in dem sächsischen Dörfchen Leuba, das sich der großsprecherische Trunkenbold Cyriakus Kopp mit geraubtem Geld und erlogenen Kriegstaten untertänig macht. Der unfruchtbare Herrschtrieb endet mit einem unfruchtbaren Tod.

Die helle und die dunkle Hauptgestalt, ihre Rahmen, ihre Mit- und Gegenspieler sind mit der gleichen liebevollen Seelenkunde, mit geruhsamer, eingehender, sicherer, wahrhaftiger Künstlerhand hingestrichelt. Jedes Detail ebenso wie der große Wurf und Schwung dieser Novellen verrät die gute alte schweizer Meisterschule der Erzählungskunst.

Berlin-Wilmersdorf — Georg Schwarz

Entscheidung. Bekenntnis eines jungen Deutschen. Von Gerhard Eschenhagen. Berlin 1931, Heinrich Wilhelm Hendriock. 245 S. Geb. M. 6,—.

Man nehme die nebligsten Ausdrücke der theosophischen Schriftstellerei und füge die tönendsten Erz-Phrasen der völkischen hinzu — dieses Rezept gilt leider für den Vortrag von Eschenhagens Buch. Ich sage: leider; denn manche Partien, vor allem diejenigen, die sich um eine Neugewinnung des Religiösen bemühen, lassen vermuten, daß hier ein Mensch von subjektiver Selbständigkeit an der Arbeit war. Eben deshalb muß man ihm zu bedenken geben, daß dieses Übermaß der Bomben- und Granatenausdrücke (kosmisches Gewissen, granitene Züge, und tausend ähnliche falsche Erhabenheiten) nicht nur seinen Geschmack in Frage stellt, sondern geradezu Lauterkeit und Ernst dessen, was er zu sagen hat.

Zum Gegenstand selbst: er ist Kritik der Zeit (wohl ziemlich obligate, wenn man die hochtrabende Prosa rektifiziert) und detaillierter Entwurf der Organisation und Triebkräfte des „Dritten Reiches". Ich weiß nicht, ob Eschenhagen den tagespolitischen Vorkämpfern dieses Reichs nahesteht; jedenfalls ist dieser praktische Teil seines Buchs der weitaus interessantere, denn hier ist immerhin etwas entworfen, was der Ideologie nicht unbedeutender Volksgruppen Gestalt verleiht, freilich eine sehr ad absurdum führende Gestalt. Ich muß mir eine gründliche Auseinandersetzung mit dem System, das mir bei manchen richtigen Wurzeln im Effekt tief unangenehm ist, für eine andere Gelegenheit aufsparen und kann

nur weniges referieren. Unser politisches System würde Eschenhagen durch ein ständisch-klassenwahlbetontes ablösen (hier sind Verwandtschaften mit der Theorie des dritten Napoleon!), das Eigentum durch Volks-Lehen, das Geld durch „Anrechte", Einkommen wäre bei ihm ein Korrelat der Leistung. Der Leistung — hier und überall bei ihm enthüllt sich der Pferdefuß, daß er höchst strittige Begriffe (wie eben Leistung) zur Kontrolle des Gerechten, des Gültigen heranzieht und ziemlich offen eine Bürokratie der Moral, eine Brotkarte der materiellen und geistigen Anrechte (buchstäblich!) in Aussicht stellt. Dafür bedanke ich mich! Und warum infamiert Eschenhagen die persönliche Freiheit? Warum nennt er sie Willkür, statt an das Ideal ihrer endlichen Weisheit und sozialen Opferlust zu glauben? Warum setzt er „asoziale Elemente" ohne weiteres gleich mit „minderwertigen Rasseteilen"? Nein, es ist ein übles Buch, wie sein Tonfall es verriet! Heiliger Ortega y Gasset, wie ist das möglich, im selben Jahr mit deinem großen Buch?

München W. E. Süskind

Barbaren. Roman. Von Günter Weisenborn. Berlin 1931, Sieben-Stäbe-Verlag. 242 S. M. 3,— (4,80).

Günter Weisenborn erzählt einige Semester aus dem Leben des Werkstudenten Borbeeke, des Mannes aus Oldesloe, und er möchte uns einen Durchschnitt durch das tägliche Leben und die Entwicklung eines solchen Mannes von heute geben, der die Würden des Akademikers mit den Plagen eines Habenichts vereinigen muß. Am Schluß ist Borbeeke „Agitator für eine Revolution der Arbeiter", also wohl Kommunist. Vorher ist er — aber erst einmal muß gesagt werden, warum es Weisenborn nicht gelungen ist, dieses Durchschnittsschicksal von heute lebendig zu machen. Zum ersten: er will zu viel. Er will nicht nur diesen einen Mann Borbeeke schildern, sondern gleich eine ganze studentische Tafelrunde, neun Hauptpersonen etwa streiten sich um die Zeit ihres Autors und den Raum auf den 250 Druckseiten des Buchs, kein Wunder, daß alle zu kurz kommen. Zum zweiten studiert Borbeeke leider gerade im Rheinland zur Zeit der Ruhrbesetzung, ein Großteil des Buchs wird ausgefüllt von dem Kampf der Studenten gegen diese Ruhrbesetzung. Franzosen, Spione, Bahnsprengungen, Mädchenvergewaltigungen, Kriminalbeamte, Haussuchungen, ehemalige Leutnants, das alles hat der Autor sicher erlebt und gut gesehen, aber es ist auf diese Weise doch ein Sonderschicksal daraus geworden, das er beim Grips kriegt, nichts Typisches. Man denkt immer: Na schön, aber wenn er nun in Berlin studiert hätte? Oder in Leipzig? Wäre dann nicht alles anders gekommen? Jawohl, richtig, die Entwicklung wäre dann wahrscheinlich ziemlich ähnlich verlaufen, das Ergebnis wäre wohl dasselbe gewesen, denn jeder Erwerbslose findet das heute herrschende System unmöglich, aber der Autor hat seinem Beweis viel von seiner Beweiskraft genommen, dadurch, daß er Einmaliges, nicht Allgemeingültiges zum Thema machte.

Wenn ich nicht irre, ist Weisenborn Dramatiker. Das erklärt diesen Roman, der nicht episch ist, sondern um einzelner Szenen willen geschrieben wurde, mit einem überleitenden Verbindungstext. Aber immerhin hat er uns da ein Dutzend Figuren hingesetzt, Studenten von heute, herrlich. Wie sie reden, arbeiten, immer kälter werden, idealfreier, wie sie hungern und böse werden, wie sie die Liebe der Eltern probieren, aber sehr gut! — Und warum Barbaren? Sie sind Barbaren geworden, wilde, sehr kluge und behutsame Tiere, raublüstern, mit dem Willen: „Diese Welt von Hunger und Luxus, in der alles Ware ist und jede Ware blutbefleckt, muß zertrümmert werden." Sehr gut.

Neuenhagen bei Berlin Hans Fallada

Die Lehrjahre des Herzens. Roman. Von Ernst Sander. Hamburg 1931, Gebrüder Enoch. 271 S. M. 4.— (5,50).

An Sanders Roman berührt es zunächst sympathisch, daß er mit Entschlossenheit auf eine aktuelle Untermalung verzichtet und sich auf den Gegenstand beschränkt, der dem Talent und der Reichweite des Autors entspricht: den seelischen Aufbau junger Menschen. So „klafft" das Buch nicht; es ist nicht anspruchsvoller gemeint, als es geschrieben ist und hat eine gewisse Harmonie, die sich widerspiegelt in dem gepflegten, manchmal (zumal in den Landschaften) sogar höchst warmen, nur selten trüb werdenden Vortrag. Von den Figuren ist eine (merkwürdigerweise eine ältere, die eines schrulligen adligen Mäzens) bemerkenswert geglückt. Und einen sehr schönen Titel hat Sander gefunden.

Allein hier stocke ich etwas. Die Lehrjahre des Herzens — ist dieser an Flaubert gemahnende Titel nicht etwas zu groß und kündet er nicht von einer geheimen Ambition des Buchs? Ist das der Fall, so muß auch kritisch noch einiges gesagt werden. Die Harmonie des Romans, von der wir sprachen, ist durchaus eine der Bescheidung, des Unterhaltungsbuchs von anständigstem Niveau. Für den Entwicklungsroman höheren Stils dagegen fehlt es ihm an mancherlei: es hat nicht die Selbständigkeit des Kommentars, die dazu gehörte, und vor allem nicht die ironische Distanz, die auch in der Schau sein könnte, im Ernst des Vorgangs, welcher doch etwas sehr ergebnislos berührt. Vor allem aber wäre dann einzuwenden, daß die Mädchen-Gestalten in dem Buch, wenn sie „echt" gemeint sein sollten, nicht genügen: sie haben nur das fabulistische, aber nicht das poetische Recht.

Das Buch liest sich ausgesprochen gut und sogar spannend.

München W. E. Süskind

Die Männer von St. Kilda. Roman. Von A. Artur Kuhnert. Leipzig 1931, Philipp Reclam jun. 258 S. M. 3,— (4,80).

Es sollte mir leid tun, wenn ich Kuhnerts Talent nicht gerecht würde; aber wie schon bei seinem letzten, so komme ich auch bei seinem neuen Roman zu dem Schluß, daß diesem Schriftsteller sein Stil im Wege steht. Dieser langsame, gleichsam in sich gefütterte Kunststil nämlich, der urtümliche, heldenliedhafte Wirkungen tun und Schicksale primitiver Menschen und Landschaften poetisch beglaubigen soll, wirkt im Effekt sehr oft „poetisch" in Gänsefüßchen und erweckt den Verdacht, daß hier Konventionelles ungebührlich zelebriert und gestreckt wird. Dem großen Schriftsteller, den Kuhnert, ob er ihn kennt oder nicht, als Vorbild gelten lassen wird — ich meine nicht Hamsun, sondern C. F. Ramuz — wird er ablernen können, daß gerade der „langsame" Stil die heiligste gesegnetste Konzentration erfordert, und sie fehlt mir leider allzuoft bei Kuhnert und scheint mir ersetzt durch ein „schönes" aufgetriebenes Schreiben um des tönenden Worts willen, wenn das einzelne Wort gleich äußerst schlicht sein mag. Zumal die kleinen Vorgänge der Gesten und Wahrnehmungen sind in einer Weise ausgebreitet, die ein wenig hysterisch berührt, und die Distanz zwischen dem Standpunkt des Autors und des Teilnehmers ist selten richtig gewahrt: bald bringt Kuhnert die Reflexion des primitiven Herzens in direkter Rede, bald wieder zerdehnt er das Erlebnis der Gestalten durch die nicht ihnen, sondern ihm innewohnende Wahrnehmung.

Ich spreche so ausführlich davon, weil der Gegenstand des Buchs von unbestreitbarer Großartigkeit ist: Leben der wenigen Siedler auf St. Kilda, der rauhen äußersten Hebrideninsel, Aufstand der Jungen gegen die Alten und Konfliktslösung nicht in einer Katastrophe, sondern in einem Ausbruch von letztem Dépit: alle verlassen die Insel. Dieser Plan ist sehr schön, und manche Stellen deuten darauf hin, daß Kuhnert der Mann wäre, ihn zu bewältigen, wenn er erst ganz im Besitz seiner Mittel ist.

München W. E. Süskind

Fünf Brüder Braderup. Roman einer Mutter. Von Erwin Zindler. Leipzig 1931, K. F. Koehler. 322 S. M. 3,30 (4,80).

Der Roman ist die tüchtige Leistung eines klugen, sprachgewandten Autors, leidet aber an vielen Längen, besonders in den nicht unbedingt nötigen politischen und weltanschaulichen Auseinandersetzungen. Er zeichnet die Schicksale von fünf Brüdern, Söhne einer prächtigen Mutter und eines harten Gottesstreiters. Aber diese Schicksale laufen nebeneinander her, sind nicht zu einer Einheit verflochten, könnten ebensogut die Lebensläufe sich ganz fremder Jünglinge und Männer sein, und dadurch wird der Roman auseinandergerissen. Der Schauplatz ist zum größten Teil in Schleswig-Holstein. Dann müßte der Autor aber wissen, daß Uwe Jens Lornsen kein Dichter, sondern Politiker war, und daß das auf Seite 268 zitierte Friesenlied von Hermann Allmers ist. Trotzdem stehe ich nicht an, das Buch herzlich zu begrüßen. Es atmet einen feinen, sauberen Geist und beweist eine sehr gute Beobachtungsgabe und eine erfreuliche, über den Durchschnitt hinausgehende Darstellungskraft. Seine Sprachgewandtheit läßt ihn neuartige Wortbilder formen, die oft von überraschender Wirkung sind, und so darf seine Weiterentwicklung auf starkes Interesse rechnen.

Kiel Wilhelm Lobsien

Ein Mensch ganz frei. Roman. Von Arthur Holitscher. Berlin 1931, S. Fischer. 322 S. M. 5,— (6,50).

Die reinigende Wirkung dieses Buchs liegt in der Unbedingtheit, mit der es seinen Grundgedanken durchführt. Es berichtet, nüchtern und präzise, über den Kampf, den ein Mensch um seine Befreiung führt. Ein Mensch wird sein Augenlicht verlieren. In diesem Zustand der angstvollen Erwartung, in dem er das ganze Leben um sich in Nacht versinken fühlt, spürt er die Notwendigkeit, sich selbst zu befreien. Den Weg zur Freiheit erkennt er in dem Hinstreben zur Gemeinschaft, zur Idee des Kollektivismus. Da er von schriftstellerischer Betätigung her die Fähigkeit besitzt, sein Empfinden und Erleben zu objektivieren, schreitet er mit bewußter Systematik an die gedankliche Überwindung derjenigen Triebe, die dem Aufgehn in die Gemeinschaft entgegenstehen. Nun gibt aber Holitscher keineswegs vor, daß dadurch bereits die Befreiung zu vollziehen sei. Es ist ein Anlauf, nicht mehr: „Ach, nichts ist so schwer wie der Weg zum Proletariat." Tastend zieht der Suchende weiter, wird hellsichtig für manche Maskierung gemeinschaftsfeindlicher Triebe hinter revolutionärer Fassade, entdeckt für sich eine neue Chemie des revolutionären Charakters, des echten und des unechten, der lediglich aus unterdrücktem Betätigungsdrang und fruchtloser Empörung über das eigene Schicksal zum Handeln kommt. Auch an manche Fragwürdigkeit des schreibenden Empörers wird gerührt: „Vielleicht braucht unsereiner, der am Schreibtisch sitzt und schreibt, für mangelnde Aktivität Erhöhung des Lebensgefühls durch das Element des Aufruhrs." Das Buch ist erfüllt von tiefer Wahrhaftigkeit, die auch vor der Demaskierung der eigenen Person nicht zurückschrickt, zugleich aber den Mut besitzt, entgegen der sonstigen Haltung schreibender Revolutionäre, das Seelische wieder in seine Rechte einzusetzen. „Dem Kampf nach außen muß ein Kampf nach innen vorausgehn", das ist Holitschers Grundüberzeugung. Das Buch mündet zwar nicht in Klarheit, Holitscher vermag nicht die Form der Gemeinschaft völlig sichtbar zu machen, die er ersehnt. (Und welcher einzelne Mensch vermöchte das!) Aber dadurch, daß wir seinen Gedankengängen einmal innerlich zujubeln und ein anderes Mal seine Folgerungen ebenso heftig ablehnen, beweist das Buch, wie nahe es uns ist.

Berlin-Eichkamp Carl Dietrich Carls

Jakobli. Aus einem Büblein werden zwei. — Jakob. Sein Er und sein Ich. Von Heinrich Hanselmann. Erlenbach-Zürich 1931, Rotapfel-Verlag. 388 und 315 S.

Dieser zweibändige autobiographische Roman trägt das schöne Zeichen des Überraschenden. Sein Verfasser hat als Erzieher einen bedeutenden Namen; er ist Professor an der Universität Zürich und Autor einer grundlegenden „Einführung in die Heilpädagogik". Der Zusammenhang dieser Knabengeschichte mit dem Werden eines Pädagogen ist, besonders im zweiten Teil, deutlich zu spüren.

Also erzählende Veranschaulichung einer Doktrin, epische Einkleidung psychologischer Sätze? Nicht eine Spur davon. Hanselmann gibt eine spontane Beschwörung der eigenen Kindheit, die nur in ihrem erstaunlichen Erinnerungsvermögen die konsequente Schulung verrät und im übrigen dazu angetan ist, von der lebendigen Reinheit seiner wissenschaftlichen Methode einen Begriff zu geben.

Den Hintergrund bildet das Leben eines der Industrialisierung verfallenen ostschweizerischen Dorfes aus dem vorigen Jahrhundert. Landschaft und Personal sind arm, aber ihr Grau und Braun dient zu reich gestufter Seelenmalerei. Die ewig schaffende und scheltende Mutter, der Vater mit seinem verdrückten Lebenskummer und manches Gesicht des Dorfproletariats sind ganz aus diesen Tönen geschaffen. Sie tragen auch die von vielen Stimmen wispernde Welt des Kindes, und die lichteren Seiten aus dem Fabrikantenhaus, aus den ländlichen Sommerferien umrahmen nur kunstvoll seine dämmernde Menschwerdung.

Die Linie setzt im Mythus an, wo Gottes Augen als zwei Lichtringe an der Kammerdecke zittern, wo Menschengesichter übergroß erscheinen und verschwinden. Der kleine Jakob klammert sich an alles Wunderbare und ängstigt sich vor dem unbegreiflicheren Leben der Erwachsenen. Er schluchzt in Gram und Wut über das Tun der „Großen", das ihm vorenthalten ist, er nährt ein immer tieferes Mißtrauen gegen sie und spaltet sich zu einem vertrackten Doppelwesen, um seine schönere Eigenwelt zu retten. Erst stiehlt er sich kleine Besitztümer zusammen, dann lernt er die Erwachsenen heimlich verhöhnen und betrügen. Er versteht es bald, ihnen berechnend ihren Willen zu tun, um desto ungestörter in seinen Heimlichkeiten zu schwelgen. Später wird er trotzig und gefährlich mit den Menschen selber zu spielen versuchen.

Diese verborgene Feindschaft des Kindes gegen seine Umwelt ist noch kaum so dargestellt. An allen Schlüssellöchern, besonders dem der elterlichen Kammer, vor allen Gesichtern liegt der kleine Sonderling horchend auf der Lauer, und der Umgang mit den Spielkameraden vollzieht sich nach dem gleichen Gesetz. Da kommen schönste Einzelheiten vor, Geruch der Kindheit steigt beglückend auf. Die Spannung erweitert sich

bis zur Unerträglichkeit, bis an die Grenze des Pathologischen. Dann greift die Weisheit des Erzählers durch die Trösterin Kathri, die als menschlich schönste Gestalt das Geschehen begleitet, helfend und lehrend in das Wirrsal ein, indem sie die Doppelgänger zusammenbindet.

Es sind gute Geister, die dieses originelle Buch umstehen. Ein Wissen um die Gesetzmäßigkeit der Begebenheiten und der Wille, sie an eine fruchtbare Zukunft anzuknüpfen, unterscheiden es allerdings von den Entwicklungsromanen, die in unserem Schrifttum grassieren. Diese Verbindung von dichterischen und pädagogischen Zielen mag man getrost Tendenz nennen; sie ist nicht unverwandt jener, die in Pestalozzi lebendig war und im autobiographischen Roman sich immer wieder als die bedeutendste Tradition der schweizerischen Literatur erweist. Szenen wie jene Entzauberung des weinenden Hüterbuben erinnern unmittelbar an Bräker, der aus seiner Kindheit ähnliches erzählt. Die mutig ringende, mit Mundart gesalzene Sprache, die stellenweise sehr schön den Kinderton trifft und nur gelegentlich ins Papierene abgleitet, verstärkt diese Beziehung. Die fallengelassene Figur des Dorfarztes und das etwas forcierte Geisterspiel in den Schlußkapiteln sind die einzigen Störungen des reinen Tons. Sie können das Urteil nicht beeinträchtigen, daß dieses Werk mit ungewöhnlicher poetischer Sicherheit von der Welt des Kindes erzählt und deshalb vor allem elterlich empfindende Menschen bereichern wird.

Zürich — Walter Muschg

Ein Mensch geht seinen Weg. Von Felix Hollaender. Berlin 1931, Ullstein. 230 S., M. 3,— (4,50).

Felix Hollaender ist tot. Aber dieses sein letztes Werk läßt noch einmal das mannhafte Thema seines Lebens anklingen, den Ruf, etwas zu sein einzig und allein durch sich selbst, aus eigener Kraft und aller Realität zum Trotz.

Es ist das Buch eines Besessenen, eines Sanguinikers genau genommen, der, überzeugt davon, die Welt richte sich, geht es wirklich hart auf hart, nach ihm, es nicht für Torheit hält, „mit dem Kopf durch die Wand" zu wollen. Wie man sich vielleicht erinnert, erschien denn auch seinerzeit der Roman unter diesem sehr typischen Titel in der „Berliner Illustrirten".

Felix Hollaender war ein Feuerkopf. Er stand im Dienste der Idee wie hier sein Held, der junge Thomas Petri.

Nimmt man den Roman als das, was er ist, als einen Ausklang, dann wird man mit dem Verfasser nicht weiter rechten wollen, sondern sich dankbar vergegenwärtigen, welcher Mut immer und besonders heute dazu gehört, wenn ein Geistiger aus seinem Herzen keine Mördergrube macht.

Berlin — Jürgen Eggebrecht

Komteß Marese. Roman. Von Karl Rosner. Stuttgart-Berlin 1931, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 203 S. Geb. M. 4,80.

Schon einmal hat Rosner die bezwingende Macht von Napoleons Persönlichkeit zum Angelpunkt eines Romans gemacht. „Auf Befehl des Kaisers" hieß er und zeigte den Feldherrn, vor dessen Größe sich der Haß des Untergebenen in schrankenlose Ergebenheit wandelt. In seinem neuen Roman steht nicht der Feldherr, sondern der Mensch als der mit allen Künsten spielende Herrscher über Menschenseelen da. Wie der kriegsbegeisterte Leutnant, im Kampf gegen die französischen Heere verwundet, bezwungen vom Menschlichen des Siegers aus einem Feinde zu einem schwärmerischen Anbeter wird, so erliegt die Braut dieses Renegaten dem Eroberer, dem sie mit glühendem Haß gegenüber tritt. Eine Judith, die zu Holofernes, eine Charlotte Corday, die den Dolch im Gewande zu Marat schleicht, sie, die ihren jungfräulichen Leib dem Bedrücker ihres Landes, dem Schänder ihrer Vaterstadt opfern will, um ihm bei der Umarmung den tödlichen Stahl in die Brust zu bohren, erliegt dem Zauber des Mannes. Wohl denken kann sie die Tat, aber zum Vollbringen fehlt ihr nicht der Mut, aber der — Haß.

Mit künstlerischem Raffinement hat Rosner die Spannung des Lesers auf die große Szene von Seite zu Seite gesteigert. Mit realistischer Grausamkeit zeichnet er — nach dem epischen Vorspiel ganz Dramatiker! — die Begegnung der kleinen Komteß, die so gar nichts hat von dem spielerischen Reiz des „österreichischen Komtesserls", mit dem Herrscher der Welt, den zu ermorden sie gekommen ist und den sie verläßt, um in den Fluten der Donau sich selbst und ihre Schmach zu begraben.

Berlin — Fritz Carsten

Wir pflügen. Schicksal und Glaube deutscher Erde. Roman. Von Paul Steinmüller. Berlin 1931, Martin Warneck. 311 S. M. 4,50 (6,50).

Dieser neue Roman Paul Steinmüllers führt in die Zeit der letzten Jahre, also in Deutschlands Notzeit hinein und schildert mit erschütternder Wirklichkeitstreue den schweren Kampf der Bauern um ihre Scholle, das Festhalten an heimischer Erde, ihren Jammer um die dem Steuermoloch geopferten alten Wälder. Daneben reckt sich der Jammer über die schwere sittliche Not, die wie ein schwarzer Schatten über dem ganzen Lande, über Schlössern und Hütten liegt. Und doch wirkt der Roman nicht niederdrückend. Nein, etwas ungemein Stärkendes, Aufrichtendes klingt sieghaft aus dem Arbeitslied der kraftvollen pommerschen Bauern, dem Trotz der harten, eigenwilligen Gutsherren, dem Hoffnungsmut der Frauen und all der anderen fest auf der Scholle stehenden Gestalten, von denen der Dichter eine Fülle fein herausgemeißelt vor den Leser hinstellt. Man gewinnt sie lieb in ihrer inneren und äußeren Not, lieb auch ihr Land, um das sie kämpfen, lieb auch den Verfasser um dieses reinen, kerngesunden, dichterisch wertvollen Buchs willen.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Freundschaft oder ein Tabakladen. Von Panaït Istrati. Aus dem Französischen von O. R. Sylvester. Frankfurt a. M. 1932, Rütten & Loening. 194 S. M. 3,— (4,80).

Istrati hat wiederum einige bunte und nachdenkliche Abenteuer um die Figur seines philosophierenden Lebensvaganten und Erdenbummlers Adrian Zograffi gesponnen: Begegnungen mit zweifelhaften Existenzen aus aller Welt, Falschmünzern und Taschendieben, einem armen Teufel von Schwammfischer, weisen Hausierern und einem reichen Onkel in Alexandrien, dessen Gesinnung bürgerlicher ist als sein Gelderwerb, und der Adrian, um ihn zum „Menschen" zu machen, einen Tabakladen einrichten will, wenn er dafür seinen Freund Michail aufgibt. Daß Adrian sich für den Freund und landfahrenden Genossen und gegen den Tabakladen entscheidet, ist selbstverständlich. Wie es geschieht, daraus hat Istrati einen zarten Hymnus auf die Freundschaft geformt, und sehr fein hat er angedeutet, wie dem reichen Onkel und Bürger ganz leise, aber vergeblich das Gewissen schlägt. Dieses ist die erste der fünf kleinen Erzählungen des Buchs, die — teils in der Ichform, teils in der dritten Person

berichtend — in Ägypten, Griechenland und der rumänischen Heimat spielen und sich vor allem durch farbige Lebendigkeit des Lokalkolorits auszeichnen. Was an Vagabundenphilosophie aus den Menschenbegegnungen Zograffis herausspringt, ist nicht allzu originell. Der gesunde Anarchismus des vogelfreien Menschen, für den weder der Schuh noch die Weltanschauung Fabrikware ist wie für den Normalmenschen; sein besonderes Glücksgefühl, das sich am Augenblick immer neu entzündet und in der „Heilighaltung unserer Wünsche" sein einziges Lebensziel sieht — all das wird in wohlgesetzten Gesprächen und Betrachtungen, nicht ohne literarische Betontheit, beredet und gepriesen. Es ist nicht die selbstverständliche Vitalität Jack Londonscher Tramps, sondern eher eine sentimentalische Selbstbespiegelung, die sich in Taten und Meinungen Adrian Zograffis offenbart, der als blinder Passagier, hinter dem Dampfkessel verborgen, sich zum erstenmal nach Ägypten aufmacht, weil er, als Sohn einer armen Waschfrau, schon auf der Schulbank davon geträumt hat. So bleibt — bei aller schillernden Buntheit des Drum und Dran — das Menschliche gleichwohl ein wenig bläßlich. Und nur einzelne Figuren haften mit stärkerer Leuchtkraft, wie etwa Bakar, der Limonadenhändler von Heliopolis, den ein dämonischer Zwang zum Banknotenfälscher macht, „weil man allein ist auf der Welt, wenn man das tut". Der von O. R. Sylvester aus dem Französischen übertragene Text ist sicher geformt und liest sich wie ein Originaltext.

Berlin — C. F. W. Behl

Der Hügel. Von Jean Giono. Deutsch von G. Cramer und H. Nothnagel. Frankfurt 1932, Rütten & Loening. 182 S. M. 3,25 (4,— u. 4,80).

Dieser junge Südfranzose ist bereits Träger französischer, englischer und amerikanischer Literaturpreise, aber wie so oft, wird seine weltliterarische Geltung vielleicht von Deutschland ausgehen. Seine Bücher, außer dem vorliegenden ist bis jetzt (bei S. Fischer), von dem Gide-Übersetzer Ferdinand Hardekopf meisterhaft verdeutscht, noch ein Band „Ernte" erschienen, haben jenes tiefe Naturgefühl, das spezifisch germanisch anmutet. In der Erdinnigkeit des Francis Jammes begegnen wir (in katholischer Prägung) etwas dem jungen Jean Giono Verwandtes. Ist „Ernte" ein bescheidenes Gegenstück zu Hamsuns „Segen der Erde", so finden die Fiebervisionen des sterbenden Dorfältesten im „Hügel" in den „Fiebergedichten" des großen Norwegers ihre Parallele. Gewiß steigt Giono nicht so tief zu den Müttern hinab wie der nordische Riese (bei aller Artverwandtschaft besteht ein Unterschied wie zwischen einem Freskenmaler und einem Genrebildner), aber Giono meistert die heute selten gewordene Kunst, in der Einfachheit groß zu sein, im bukolischen Idyll ewige Daseinssymbole zu geben. Es geschieht nicht viel im „Hügel": in einem südfranzösischen Gebirgsdorf aus dreizehn Seelen wird der Älteste krank — und mit ihm wird die Erde siech. Das Wasser versiegt, Naturkatastrophen treten ein, die Menschen werden vom Unglück verfolgt, allen Bewohnern der vier Bauernhäuser droht Vernichtung. Der Alte phantasiert von den magischen Mächten der Natur, aber er gibt ihnen keinen Rat zur Hilfe. Die Nachbarn wollen ihn töten, mit seiner Krankheit fing ihr Elend an, aber der Alte stirbt, bevor sie ihren Anschlag ausführen können. Die Natur beruhigt sich wieder, dem Tode folgt die Auferstehung, als der Alte ausgelitten hat, ist ihre Empörung vorbei. Die Menschen sind als Geschöpfe der Landschaft wie Pflanzen und Tiere erlebt, ein Epos der Erde wird zum Mythos. Schon einmal hat ein Franzose mit seinem „Zurück zur Natur" eine europäische Sendung erfüllt . . .

Berlin — Lutz Weltmann

Die drei schwarzen Pennys. Von Joseph Hergesheimer. Übersetzt von Hermynia Zur Mühlen. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 384 S. M. 6,— (8,—).

Die Geschichte vom Aufstieg und vom Abklang der amerikanischen Industriellenfamilie Penny, dargestellt in drei Stationen: Howart Penny, der Mann der Schmelzofenzeit, der Eroberer, dessen rebellisches Walliserblut ihn zu einem Daueraufstand gegen die Welt der Konvention verführt —, Jasper Penny, der Mitbesitzer der Hochöfen, der durch seine Verwicklung in eine etwas anrüchige Liebesaffäre in die bürgerlich-großartige Welt der Pennys ein fremdes Element der Illegitimität hereinträgt —, endlich Howart II., der müde Mann des ausgehenden 19. Jahrhunderts, der sich von der wirklichen Welt in die Scheinwelt der Oper flüchtet, und von dem Metall, das ihn ernährt, nichts mehr weiß . . . nichts mehr wissen will. Die Zukunft scheint beängstigenderweise Männern vom Schlage des James Polder zu gehören, dem illegalen Sprößling von Jasper Penny, der nicht nur für Howarts mattes Ästhetentum, sondern für die Kunst überhaupt nur ein verächtliches Lächeln hat; aber diesem Stahlmann Polder folgt Mariana, Howarts verwöhnte Nichte, bereitwillig in eine ungesicherte und nicht sehr schöne Zukunft. Howart aber wird von den Nebeln des Todes in die liebenswürdige Opernwelt zurückgetragen, die gleich ihm versinkt.

Über den Familien- und Milieuroman, als der Hergesheimers Werk in der äußeren Gliederung angelegt ist, wächst der vorliegende Roman sehr rasch hinaus durch das souveräne Gefühl seines Autors für die Fragwürdigkeit des Lebens schlechthin. Immer wieder durchbricht Tod, Leidenschaft und die sinnlose Verknäuelung der Lebensumstände das familiäre, das soziale Gefüge. Hergesheimer zeichnet sehr präzis das jeweilige Milieu der drei Pennys hin (wobei ihm das der Gegenwart genäherte Milieu des letzten Penny weitaus am lebendigsten gerät), aber er gestaltet auch — und das erweist ihn als Dichter —, jene menschliche Grenzsphäre, in der die Macht des Milieus aufhört und der souveräne, gesetzlose, ewig verlockte und ewig betrogene Mensch beginnt. Wie Hergesheimer das Heillose, Einmalig-Unveränderliche an einem Menschen mit einem Satz darzustellen imstande ist, mögen ein paar Worte illustrieren, mit denen er Mariane charakterisiert, die aus Howarts kultivierter Welt zu dem „ungepflegten" Stahlmann Polder flüchtet: „Ich habe immer elegante Kreise und Feste und Leute gehaßt; sogar als ich noch ganz jung war, war ich immer ein Stückchen Hölle in einer Ecke." — Hermynia zur Mühlens Übertragung ist ausgezeichnet.

Berlin-Zehlendorf — Eugen Gürster

Das Buch von San Michele. Von Axel Munthe. Übersetzt nach der 26. englischen Auflage von G. Uexküll-Schwerin. Leipzig 1931, Paul List. 463 S. Geb. M. 9,50.

In vielen Äußerungen ist dieses Buch als „unvergleichlich" schön bezeichnet worden. Es ist in der Tat unvergleichlich — es fehlt die Kategorie, in die man es einreihen könnte; dies als Lob und Einwand zugleich gemeint.

Der schwedisch-englisch-französische Arzt Munthe erzählt nicht etwa einfach sein Leben, sondern er erzählt Geschichten, in einer unvergleichlichen, etwas besoffenen Weise durchein-

ander, Anekdoten über Kranke und Ärzte, Betrachtungen über Medizin, Volksbilder aus Italien, Trollmärchen aus Schweden, Träume und Erscheinungen bei kapresischer Mittagshitze, Klatsch aus der Gesellschaft, Schreckensszenen von der Cholera in Neapel. San Michele, das den Titel hergibt, ist ein Gütchen auf Anakapri, wo Munthe sich ansiedelt, eine Art Lokalheiliger wird, und schließlich erblindet. Aber wie gesagt: sein Leben ist nicht der Faden, an dem die Geschichten aufgereiht sind, sondern sie werden mit einer Art Vulkansgewalt herausgeschleudert, großartig und unordentlich.
Dazu ist zu sagen: man „hört" diese Geschichten, als ob ein sehr wunderbarer Mensch sie einem über den Tisch weg erzählte. Dinge wie: die schwindsüchtigen Affen — die Begegnung mit dem sterbenden Maupassant — die Choleraleichen in Neapel — den Singvogelkrieg auf Kapri — den paralytischen Arzt, der an seinen Patienten mit Digitalis Mißbrauch treibt — sie alle vergißt man nicht, sie sind ganz unerhört schauderhaft, dabei von einer inneren Schönheit und Harmonie, so daß dies doch ein gewissermaßen tröstliches Buch ist.
Der Einwand heißt so: das Buch ist mündlich, es hat keinen Plan, es fehlt ihm an einer Ordnung, kraft deren es vielleicht weniger saftig und reich, aber noch eindrucksvoller und bleibender wäre. Charakteristisch ist: so liebenswert der Autor einem wird, manchmal spürt man einen Tropfen der Fanfaronnade.
Für den, der lesend Stoffliches erleben will, ein herrliches Buch.

München W. E. Süskind

Die Saga von Vilm und Vidulan und seinen Gefährten. Weihnachtsfrieden. Zwei Erzählungen. Von Sigrid Undset. Deutsch von E. Alker. Saarlouis 1931, Hausens Verlagsgesellschaft G. m. b. H. 133 S. M. 4,—.

Die Geschenkaufmachung des Büchleins charakterisiert es ganz und richtig: im Verlegenheitsfall schenkt man derlei, im katholischen Bezirk, dem Alter, das man früher die „reifere Jugend" nannte. Aber ob man sie heut sehr glücklich macht mit solcher Harmlosigkeit und Gestrigkeit? — Diese beiden Legendchen sind wirklich nur Abfall und Gelegenheitsschreiberei der Dichterin, durchaus bedeutungslos für sie, für uns. Wir haben so herrliche Bücher zum Verschenken: es hätte nicht dieser blaugold aufgemachten und fragwürdig bebilderten Kleinigkeit bedurft. Aber es ist gut deutsch: diese Ausschlachtung (und Zerstörung?) eines Namens.

Berlin Kurt Münzer

Viga-Ljot und Vigdis. Roman. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Berlin 1931, Bruno Cassirer. 232 S. M. 4,50 (6,—).

Großartiger, mächtiger, als Leistung staunenswerter sind die zwei Epen der Undset. Aber dieser kleine Roman ist nicht weniger groß in der Gestaltung, nicht sterblicher, und er ist sogar noch schöner. Er ist ein Kunstwerk, man spürt es beim ersten Blick, und er ist die Schönheit selbst. Er hat den unerklärlichen Zauber, die mystische Gewalt, den Schmerz und die Beglückung der Schönheit. Ein kleiner Raum: und in ihm monumental die Gestalten der zwei Liebenden, des ewig jungen und starken, treulos-treuen Mannes und der Frau, die sich vom Sohn dieses Mannes, von ihrem Sohn, den abgeschlagenen Kopf dieses einzig Geliebten bringen läßt. Ein Drama aus dem Mittelalter, dessen größte Gestalterin ja die Undset ist. Nur ihr glaubt man das heroische Maß ihrer Menschen, nur ihr diese antik leidenschaftlichen Seelen. — Statt den gegebenen Platz mit der Erzählung der Fabel zu füllen, sei lieber noch fünf Zeilen lang der Dichterin Preis gesungen. Wie sie Mensch und Landschaft verschmilzt, wie sie diesem Heldengeschlecht Sprache leiht, wie sie jenseits aller „Psychologie" die tragischen Gesetze der Charaktere mit Leben erfüllt: das ist — in dieser Art — beispielhaft und einzig. Uns so unwiderstehlich in die maßlose Seele des Heidentums zu versetzen: dazu muß man den Schmerzensweg der Undset aus der Hölle des Erdenleids durch das Purgatorium des Mitmenschentums in den katholischen Himmel der Märtyrer gegangen sein. — Die Übersetzung hat der Musik des Romans (Gluck! nur episodenhaft Wagner!) keinen Ton getrübt.

Berlin Kurt Münzer

Peter der Große. Von Alexej N. Tolstoj. Deutsch von Wolfgang E. Groeger. Leipzig 1931, H. Haessel. 445 S. M. 4,50 (6,50).

Mit diesem geschichtlichen Roman ist Alexej Tolstoj endlich wieder ein ganz großer Wurf gelungen. Nach den bolschewistischen Jules-Verniaden seiner letzten Jahre hätte man das kaum von ihm erwartet. Um so größer ist die Überraschung und die Freude des Lesers. Es wird hier ein Geschichts- und Charakterbild allergrößten Stils entworfen, farbig und bewegt, dichterisch gestaltet und doch auf gründlichstem Quellenstudium beruhend. Die Parallelen zwischen dem Rußland Peters des Großen und dem heutigen sind ja mit Händen zu greifen. Genau wie damals sucht man heute in wenigen Jahren (es brauchen nicht genau fünf zu sein!) nachzuholen, was man in Jahrhunderten versäumte; genau wie damals glaubt man Europa in der kurzen Zeit nicht nur erreichen, sondern überholen zu können; heute wie damals die gleiche Überschätzung des Technisch-Mechanischen, das Fehlen jeglichen Verständnisses dafür, daß „Europas Kunst und Wissenschaft nicht eigentlich Importware sind, die nach Belieben ‚eingeführt' werden können", daß es zuerst einmal gilt, „die Voraussetzungen für ein erkenntnistheoretisch geläutertes Menschentum zu entwickeln, das, von Verantwortungsgefühl durchdrungen, erst allmählich zur Fähigkeit praktischer Zusammenarbeit heranwächst". Und auch die Rücksichtslosigkeit dem einzelnen gegenüber, die Mißachtung der menschlichen Persönlichkeit, die Brutalität in der Wahl der Mittel — alles das steht auf demselben Blatt. Doch diese Parallelen zieht der Leser, nicht der Verfasser drängt sie ihm auf. Weder kritisiert er, noch rechtfertigt er Lenin durch Peter. Er zeichnet die Vergangenheit als Vergangenheit, aber sie wird in seiner Darstellung unheimlich lebendig, weil er ein Dichter, ein Gestalter ist. Vor allem seinen Helden weiß er lebendig zu machen, den genialen Barbaren, dessen wilde Instinkte keine Zivilisation zu bändigen vermag, der von einem Dämon getrieben wird, auch die Gegner entwaffnend durch das Zwangsmäßige seines Tuns, das „Pathos des So-Müssens", Bewunderung weckend wie ein schönes, kraftvolles Raubtier. Eigentümlich genug — diese Epopöe der großen Persönlichkeit, gedichtet in einem Lande, wo nur noch der „Kollektivmensch" gelten soll! Allerdings kommt auch der Kollektivmensch zu seinem Recht: wir sehen Peter in seiner eigenen Welt, sehen das alte Rußland, dem er den Vernichtungskrieg erklärt hat, sich gegen ihn aufbäumen; der Erzähler führt uns an den Zarenhof mit seinen byzantinisch-orientalischen Gebräuchen, in die deutsche Kolonie Moskaus, in die Trinkstuben der Strelzi, in das Feldlager vor Asow, auf Herrengüter und Bauernhöfe.

Für den deutschen Leser ist vielleicht dieses seltsame, fremdartige Milieu der Hauptreiz des Werks. Jedenfalls möchte man wünschen, daß der zweite Teil des Romans nicht allzu lange auf sich warten lasse. Der 444 Seiten starke erste Band, mit dem Untertitel „Moskau“, behandelt nur die Jugend Peters und schließt mit seiner ersten Auslandreise.
Wolfgang E. Groeger als Übersetzer hat sich redlich um das Werk bemüht. Er hat eine sehr gut unterrichtende Einleitung und ein erläuterndes Personenregister beigegeben. Der außerordentlichen Schwierigkeiten, die die bald derb volkstümliche, bald altertümelnde Sprache des Originals bot, ist er im allgemeinen glücklich Herr geworden. Unangenehm berühren nur Ausdrücke wie „Pleite“, „Na, Mensch!“, „dolle Schönheit“, „fesch“ u. ä. Das ist nicht mehr Moskau 1690, sondern Berlin 1930.

Leipzig — Arthur Luther

Das schöne Jahr des Carolus. Von Antoon Thiry. Übersetzt von Elisabeth und Felix Augustin. Berlin, Transmare-Verlag. 283 S. Geb. M. 5,50.

Ein Roman des Kuttenflüchtlings, des jungen Menschen, der einer reichen Erbschaft folgend aus dem Seminar austritt und sich von der guten Gesellschaft der kleinen flämischen Stadt, in der man Lier erkennen mag, ob dieses Schrittes gemieden sieht. Carolus fühlt eine Art dionysischen Berufs und zugleich eine Weltheilandsmission, veranstaltet Feste, zu denen die Ehrengäste nicht kommen, nimmt sich verfolgter Vagabunden an und leitet dann wieder eine Seuchenprozession. Er verläßt Flandern, wie er sieht, daß die Bauern seinen Landbesitz für verflucht halten, und geht nach Italien. Vorher hat er das Herz einer Paramentenmacherstochter gebrochen und, da diese nicht mit ihm fliehen wollte, sich mit einer Zigeunerin getröstet, die ihm aber auch davongeht. Das Schicksal eines etwas genußsüchtigen Evangelisten wird mit dem ganzen Aufgebot der flämischen Menschenlandschaft instrumentiert: Rhetorikerkammern, starrsinnige Väter, Beghinen, Kirmessen, Gnadenbilder, abenteuersüchtige Mädchen blitzen auf und ab wie bei Selma Lagerlöf, der unerschöpflichen Vorahnerin des Tonfilms.
Die Übersetzung, die diesen einstigen Mitstrebenden eines Felix Timmermans in Deutschland einführen will, beachtet viel zu wenig die Gefühlsunterschiede des Niederländischen und Deutschen und weist sogar offenkundige Fehler auf: die Dreifaltigkeit bekrönt auf S. 7 Maria statt sie zu krönen, die Mühle macht auf S. 28 Carolus betrunken, anstatt daß sie etwas Berauschendes für ihn hätte, und auf S. 284 steht viel Volk bei schlechtem Wetter im Moder (holländisch modder).

Berlin — Franz Dülberg

Februar. Roman. Von Tarrassow-Rodionow. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 586 S.

Das obige Romanwerk enthält die Darstellung der russischen Februar-Revolution. Tarrassow war zur Zeit des Sturzes der zaristischen Selbstherrschaft Offizier. Er sympathisierte mit den Arbeiter- und Soldatenmassen. An den Kämpfen in den Straßen von Petersburg beteiligte er sich als Maschinengewehrschütze und als Militäragitator mit revolutionärer Gesinnung und goldenen Epauletten. Erst später, nachdem sich in seinem Bewußtsein ein geschichtlich bedingter Klärungsprozeß vollzogen hatte, wurde er Bolschewik. Tarrassow schildert zwei Arten von historischen Vorgängen: die vordergründigen, offenen und die geheimen, die sich hinter den Kulissen abspielen. Er zeigt, wie die Februar-Revolution infolge der historischen Unreife der Massen die errungene Macht, die sie nicht zu nutzen weiß, an die hintergründigen reaktionären Kräfte wieder ausliefert. Da er diese Vorgänge aktiv miterlebt hat, so vermag er sie anschaulich darzustellen. Sympathisch berührt, daß Tarrassow weder die eigenen Fehler noch die Irrtümer seiner Kampfgenossen verschweigt. Man spürt, daß der Autor sich ehrlich um die historische Wahrheit bemüht, um das Verständnis für ein geschichtliches Ereignis von ganz außerordentlicher Tragweite zu fördern. In Tarrassows Roman gibt es kein Einzelschicksal. Nur Massen sieht man und Führer, die einer scharfen aber knappen Belichtung ausgesetzt werden. „Februar“ ist eine asketische Arbeit, die in ihrer Gesamtheit zwar nicht fortreißt, die aber immer interessiert. Für den Ernst des Dichters spricht die Tatsache, daß er seinen historischen Roman nicht durch den Einbau von „romanhaften“ Privatschicksalen (wie das sonst leider häufig geschieht) „schmackhaft“ zu machen versucht. Bemerkenswert ist ferner Tarrassows Porträtierungsfähigkeit, die es ihm ermöglicht, mit wenigen Strichen jeden einzelnen der zahlreichen, mehr oder minder bedeutenden Führerköpfe in lebensvoller Plastik entstehen zu lassen. Der Roman „Februar“ ist ein aufschlußreiches und farbiges Geschichtsbuch. Er bildet den ersten Teil einer Trilogie, deren Gesamttitel „Schwere Schritte“ heißen soll. Wenn die folgenden Bände die gleiche künstlerische Höhe des Februar-Romans erreichen werden, dann wird eine umfassende Romanchronik der russischen Revolution von außerordentlicher dokumentarischer Bedeutung vorliegen.
Das angezeigte Werk liegt in einer guten Übersetzung von Olga Halpern vor.

Berlin — Werner Türk

Lyrisches

Neue Gedichte. Von Lina Staab. München, Heinrich F. S. Bachmair. 45 S. Geb. M. 4,—.

Wie drück' ich Art und Rang dieser Gedichte aus, um nicht zu viel und nicht zu wenig von ihnen auszusagen? Gute Gedichte — aber wer die Werte der Lyrik ahnt, weiß, wie selten die einfache Wendung gilt: ein gutes Gedicht. Es sind wohlgeformte, kaum irgendwo durch Ungeschmack entstellte Gedichte: selten schlechthin übernommene Wendungen, jedes Gedicht von eigenem Erlebnis durchschienen, die meisten von persönlicherem Ton angefärbt — einige freilich entschieden und keinesfalls zu ihrem Vorteil von Rilkes Manier bestimmt, — ein tieferes, durchaus weibhaftes, mütterliches Wesen spricht sich aus, man liest gern, von einer angenehmen Holdheit ergriffen, man macht die Bekanntschaft eines in stiller Gediegenheit sauber glänzenden Frauenwesens — und dennoch mangelt etwas, jenes geheimnisvolle, in Sanftmut starke Anrühren des wesenhaft lyrischen Tons — da aber steht mitteninne ein Gedicht, ein eigentliches Gedicht, neben denen die anderen nur Verse, ordentliche, vielleicht treffliche, bleiben: „Die Gondel“ heißt es und beginnt:

> „Du bist der Flügelfisch aus Rätselländern,
> den schwarzer Zauber traf.
> Die Fabeltiere bannt auf deinen Rändern
> ein goldner Schlaf.“

„Rätselländer“, das wird erst beim zweiten Lesen bewußt, ist keineswegs unüberbietbar gut, aber immerhin, der gleiche Anlaut von „Rätsel“ und „Rändern“, der einen leichten Bogen spinnt, mildert die Trübung, die der abgegriffene Ausdruck schafft. „Den schwarzer Zauber traf ... Die Fabel-

tiere bannt" — dies ist gedichtet: Sprachzauber bannt diese Gondel in ahnenden Wortschlaf, in dem sie für immer vorhanden ist. Und weiter:

„Wie schmal du bist — wie scheu zu Gast geladen,
verwunschener Kahn —
Das Spitzenwerk zerschlissener Fassaden
rührst du nicht an.

Doch jene Treppe, die von Moosen schäumend
das laue Wasser sucht,
befährst du gern. Verzaubert Tier fand träumend
die grüne Kinderbucht."

Vortrefflich, ganz ausgezeichnet: Wasser und Stein und Moos, und dies alles beieinander und ineinander, organisch zusammenlebend, ist vorhanden in einer Handvoll Silben, in einer Handvoll Silben, Wasser und Moos. Aber „Verzaubert Tier fand träumend die grüne Kinderbucht", — dies ist noch mehr, weit mehr: der Ton, der lyrische Laut, mit dem ein Herz tönt.

„Die Flossen, Flügel können sich entfalten
in jeder Nacht.
Du Leichte, Schwebende, wer kann dich halten?
Dein Bug will sich zum Silberrachen spalten,
und das du streiftest kaum in diesen Truggestalten,
das Meer nimmt dich zurück in seinen kühlsten Schacht."

Zum Schluß wird es schwächer: es schließt in anständiger Qualität, aber das Geheimnis verschwebt, mit jeder Zeile mehr. Dennoch, es ist. Diese Lina Staab, von der ich vor einer Stunde noch nicht den Namen kannte, hat die leicht Schwebende gehalten in leichtem, schwebendem, doch sicherem Gebild.

Wir spüren den Abgrund der Zeiten unablässig unter den Füßen, unaufhörlich stampft und stößt und schüttert es drunten, und wir warten, daß er sich öffnet. Seltsam scheint es mir selbst, in einer Nachtstunde von 1932 mich am plötzlichen Fund eines Gedichtes zu entzücken. Wer weiß, ob Geschlechter sein werden, die es gleich uns beglückte, wenn — selten, selten — die Welt sich in Wort verwandelte und das Inwendige lautete, aber über den kämpfenden und bauenden Mengen der Menschen schweben, auch ungesehen, die holden Gebilde dahin.

Wien — Ernst Lissauer

Kalendarium. Von Theodor Kramer. Berlin 1930. Dezember.

Ein Bogen Verse, gedruckt als zwölftes der lyrischen Flugblätter, die das Kartell lyrischer Autoren und der Bund deutscher Lyriker unter dem Titel „Die Anthologie" herausgibt. Gedichte, die in Kramers erstem Band, „Die Gaunerzinke" stehen könnten, Nachträge zu den Landschaften: das soziale Element tritt zurück, der Mensch ist nur Staffage. Kramers Art — die hier in zwei Aufsätzen gezeichnet wurde — gibt sich lockerer, die gebundenen Eigentümlichkeiten des Satzbaus erscheinen wohl, aber nicht beständig, der jambische Duktus wird öfter als früher vom daktylischen abgelöst; Prosaismen, flaue Kehrreime, lässig behandelte, unrein verbliebene Einzelheiten stören wiederum. Trotzdem, immer wieder rührt Kramers herbe, dinghafte Art an unser Gefühl. Er ist ein Bildner der Natur. Er hört das Sichtbare, er sieht das Hörbare, er schaut den Geruch. Er schließt sich der großen Folge von Landschaftern des neunzehnten Jahrhunderts an, und ist dennoch von ihnen unterschieden: er dehnt den Bereich des lyrischen Ausdrucks weiter ins Prosaische aus, bislang prosaische Wendungen werden bei ihm lyrisch, geheimnisvoll, unverwechselbar durchdringen sich Nüchternheit und Intensität. Alles letztlich ein Ton und eine Schau, aber innerhalb dieses seines klar abgesteckten Kreises gelingt ihm eine Menge von Strophen, Zeilen, Blicken, von sozusagen gestalteten Natur-Formeln, selten freilich ein gänzlich rein durchgeformtes Gedicht. Fülle in der Kargheit und Kargheit in der Fülle: ein nicht reiches Land, aber mit guten Ernten. Kramer, in seinen Grenzen, ist das stärkste Talent unter den jüngeren: er besitzt jene dichterische Sachlichkeit, die schon den Realisten des neunzehnten Jahrhunderts eignete, und die nur die Unbildung „neu" nennen kann, die aber heute fast nur von Prosaikern erreicht wird, die Lyrik jedoch ist rhetorisch verblasen oder poetisch verblasen, oder sie bleibt in einem Sachlichen stecken, das als Rohstoff lastet und sich nicht zu Dichtung verwandelt, wie der größte Teil der Großstadt-Lyrik. Mörike riß nach flauer Lektüre zur „Restauration" einen Rettich aus dem Boden, und Kramers „Kalendarium" war mein Rettich.

Wien — Ernst Lissauer

Gedichte. Von Karl Würzburger. Herausgegeben von Künstlerdruck (Clauß-Roch-Stiftung). Berlin-Grunewald, Horen-Verlag. 69 S.

Allerlei hübsche, feine Strophen, „ein Flötensolo bläst sich Pan", heißt es einmal, und: „Das Saxophon brummt Lieheslieder"; kleine, anmutige Bildchen, mit einem schmalen, farbigen Stift hingezeichnet; am reinsten gelungen einige der Lieder für Kinder und aus dem Leben von Kindern. Das Gedicht „Schlafendes Kind nach Krankfein" schließt:

„Hinsegelst du
auf deines Schlafes Federjacht allein.
Der Bilderbücher brave Märchenkähne
ruhn sich aus."

Die gedanklichen Stücke hingegen bleiben lyrische Substanz, schließen sich nicht zum Gebild zusammen. Charakteristisch, daß viele in reimlosen Rhythmen stehen: es gibt in der gesamten deutschen Lyrik nur wenige Gedichte, die der reimhaften Bindung entbehren und schlechthin durch die organische Natürlichkeit des Atems zu notwendiger Gestalt durchgeformt werden. Wohl finden sich mannigfach bewältigte Zeilen:

„Nicht sehr weit hinter uns geht der Tod,
so nahe, daß wir zuweilen vermeinen,
wir seien er selbst, von uns nur begleitet",

aber viele Stücke geben gemessen an der lyrischen, erst Vor-Form: Gedichte in Prosa, wie „März", oder — manchmal treffliche — Miniatur-Essays, wie der Zyklus „Totenmasken".

Wien — Ernst Lissauer

Shakespeare Sonette. Umdichtung vermehrt um einige Stücke aus dem Liebenden Pilgrim. Gesamtausgabe der Werke von Stefan George. Endgültige Fassung (Band XII). Berlin 1931, Georg Bondi. 164 S.

Shakespeares Sonettdichtung ist Geheimnis — wir wissen nur, daß der Dichter allen Wohllaut seiner Sprache, alle erlesene Zier seiner Verskunst an diese lyrischen Gebilde gewandt hat, mit denen er sein Anrecht auf einen Platz unter den vornehmen Dichtern seiner Zeit erweisen wollte, sein Drama war ja Volkskunst. Alle Deutung auf bestimmte Erlebnisse ist gefährlich; hier handelte es sich zunächst um ein geistiges Turnier, um ein Singen und Sagen von Freundschaft und Liebe als über dem Leben stehenden Mächten

Zahlreich sind die Übertragungen dieser wundersamen Schöpfungen ins Deutsche; daß eine von ihnen die Sonette uns nahegebracht hätte, wird man nicht sagen können: Gehalt und Gestalt sind dafür allzu spröde. Daran wird auch Stefan Georges Umdichtung kaum etwas ändern, aber für die brokatene Pracht seiner Wortkunst, seine Freude an den Feiern des Geistes gab es wenig lockendere Aufgaben als sich hier boten. So gehört diese Neufassung fremden Gutes in die Gesamtausgabe von Georges Werken als organisches Glied, trägt in Typen, Satzbild, Papier ihr festliches Kleid — das ist sicher, daß sie in ihrer ganzen Art das wesensähnlichste Bild dieses Glut und Kälte, Leidenschaft und Verstandesspiel so eigentümlich einenden Gedichtzyklus ist.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Anacreons Gedichte. In deutsche Verse übertragen von Karl Mayr. Graz, Druckerei Leykam. 81 S.

Es ist eine Streitfrage, ob griechische Rhythmen sich in deutsche Verse mit Reimen übertragen lassen ohne ihren Schmelz einzubüßen. Ich für meine Person verneine es, aber ich gestehe dem Verfasser gern zu, daß für uns einem Kneip- und Liebeslied das Klanglich-Sangbare gut ansteht und bei einer Nachdichtung auch wirklich am Platze ist. Dann aber müssen die Verse gut und die Reime rein sein. Das ist beides in vorliegender Ausgabe nicht der Fall, ich erwähne nur, daß „Jupiter" (es ist der griechische Zeus gemeint) sich auf „wieder" reimen muß (S. 34). Die Freunde Anakreons (warum schreibt Herr Dr. Mayr den griechischen Dichter mit c?) werden sich wohl lieber an Moerikes Übertragung halten. Und doch spricht aus Mayrs Versuch eine rührende Liebe zu antiker Weltanschauung.

Bonnland A. von Gleichen-Rußwurm

Literaturwissenschaftliches

Der Wandel des deutschen Naturgefühls vom 15. zum 18. Jahrhundert. Von Willi Flemming. (Deutsche Viertelj.-Schr. f. Lit.-Wiss. u. Geistesgesch., 18. Bd.) Halle 1931, Max Niemeyer. 144 S.

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Abhandlung sowohl methodisch wie materiell den sicher arbeitenden Fachmann erweist. Bereits die zu Anfang gegebene, sorgfältige Zerlegung des Komplexbegriffs „Naturgefühl" in seine tragenden Komponenten: Naturgenuß, Stellung des Menschen zur Natur, Deutung der Natur, Inhalt des Naturideals, Erscheinungsform der Natur, Auffassungsweise — säubert und gliedert das Blickfeld. Sodann dient die Parallelisierung von Dichtung, Malerei und Gartenkunst in jedem der drei Hauptkapitel (15./16., 17., 18. Jahrhundert) vorteilhaft dazu, die typischen Ausprägungen des jeweils herrschenden Naturgefühls eindringlich-umfangreich zu illustrieren. Überhaupt hat der Verfasser mit der Behandlung gerade dieser drei Jahrhunderte des Aufstiegs zur geistigen Selbständigkeit (aus Reformation über Barock zur Klassik) ein außerordentlich interessantes Kapitel deutscher Kulturgeschichte aufgeschlagen.

Er findet, daß sich das deutsche Naturgefühl im 15./16. Jahrhundert: aus orthodox-religiösem Grunderlebnis, mit geschwisterlichem Nebeneinander von Natur und Mensch, bei singulärem Erfassen der Naturgegenstände, in der Sphäre noch unbekümmerter Vitalität lebendig bezeigt. Dagegen äußert es sich im 17. Jahrhundert: aus teleologisch eingestellter Weltanschauung heraus, mit despotischem Gegenüber des Menschen zur Natur, bei selektiver Verwendung der Naturobjekte, in der Sphäre bewußten Denkens und Wollens. Schließlich im 18. Jahrhundert erscheint es dargestellt: aus einem harmonischen Gott—Natur-Empfinden, mit sentimentalem Ineinander-neigen von Mensch und Natur, bei verschönender Wiedergabe der Naturdinge, in der Sphäre eines geläuterten und reichen Gemüts. Ohne daß eine irgendwie fortschreitende, oder gar aufsteigende „Entwicklung" des Naturgefühls sich nachweisen ließe (wiewohl seit dem 17. Jahrhundert die „Landschaft" als Ganzheitserlebnis sinnfällig wurde), ist allen drei Epochen dies gemeinsam: das deutsche Naturgefühl bekundet sich als typisch ichbezogenes Welterlebnis, und es wird ausgedrückt in naturnachahmender Darstellung. Im ganzen gesehen, führt es bei seiner historisch-genetischen Betrachtung stets zurück auf den großen, vielquellig gespeisten Bezirk der gesamten deutschen Kulturentwicklung und ist in seinem Wandel nur von hier aus wesentlich und richtig zu erfassen.

An diesem Punkt erscheint mir denn der deutliche Hinweis angebracht auf die — wenn auch langsam — anschwellende Volksdichte in jenen Jahrhunderten, die fortschreitende Verstädterung der Menschen, die künstliche Umwandlung der Laub- zu Nadelwaldungen, die Entwicklung der Naturforschung und Technik, mit einem Wort: auf die steigende und sich verbreiternde Zivilisation als die schicksalhaft erlebte Ursache jenes sich entsprechend wandelnden Naturgefühls. Dieser demographisch-soziologische Gesichtswinkel dürfte sich als der letztnützliche erweisen. Und dann würden natürlich Schillers Briefe „über die ästhetische Erziehung des Menschen" den Zielpunkt jener Wandlungen des Naturgefühls vom 15. zum 18. Jahrhundert auch heller verdeutlichen als selbst Goethes großartiger Hymnus an „Die Natur". Das Bedauern darüber aussprechen, daß wir eine derart orientierte Geschichte des neuzeitlichen deutschen Naturgefühls noch nicht besitzen, heißt selbstverständlich nicht im geringsten, dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung einen Vorwurf machen. Nur eins wäre zu wünschen, daß er, der doch methodisch und materiell so gut gewappnet daherkommt, auch stilistisch seine Untadeligkeit erwiesen hätte; denn solche Schnitzer wie z. B. die auf S. 7 (Zeile 13/14 von oben), S. 10 (Z. 5), S. 37 (Z. 19/20), S. 62 (Z. 7—9), S. 139 (Z. 18, 23) stören gerade bei der literarischen Behandlung eines ohne Zweifel delikaten Gegenstandes, der ein genaues Fingerspitzengefühl seines Betrachters voraussetzt.

Braunschweig Erich Sander

Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch. Von Herbert Freudenthal. Mit 11 Tafeln und 15 Textabbildungen. Berlin 1931, W. de Gruyter & Co. XX u. 571 S. Gr.-8⁰. M. 38,—.

Mancher Leser wird staunen, daß man über das Feuer ein so dickes Buch größten Formats mit engstem Druck schreiben kann. Aber das Feuer ist ja von allerhöchster Bedeutung für die menschliche Kultur und spielt daher wie im praktischen Leben so auch in der Phantasie und der gesamten Vorstellungs- und Gefühlswelt des Menschen eine ungeheuer große Rolle. Mythologie und Religion, Glaube und Aberglaube, Sitte und Brauch beweisen das bis auf den heutigen Tag. Der Verfasser des vorliegenden Buchs hat es gewagt, eine volkskundliche Sonderuntersuchung über das Feuer anzustellen, und er hat diese schwierige Aufgabe glänzend gelöst. Er hat nicht nur den Stoff unter Beibringung vieler neuer Zeugnisse und Quellen übersichtlich gesammelt, sondern er bearbeitet ihn auch mit allen Mitteln der Wissen-

schaft gründlichst nach Gehalt, Verbreitung und Deutung. Dabei zeigt sich wieder einmal deutlich, wie innig in unserem Volkstum germanisch-heidnische, antike, jüdische und christliche Anschauungen miteinander verschmolzen sind. Man erhält aus dem Werk reichste Belehrung über das himmlische Feuer, das Herdfeuer, das Kerzenfeuer, die Notfeuer, die Masse der Jahresfeuer, das Schadenfeuer, das Fegefeuer und die Sagenfeuer. Das Buch ist eine hervorragende Leistung, grundlegend für die Gebiete der Volkskunde, Kulturgeschichte und Volkspsychologie und fortan unentbehrlich für die Forschung und als Nachschlage- und Quellenwerk. In weiten Teilen ist es übrigens auch recht unterhaltsam durch das Aufzeigen der seltsamen Wege und Irrwege, die zuweilen der menschliche Geist wandelt.

Breslau H. Jantzen

Seelenwende. Der Geisteskampf der Neuzeit im Spiegel der russischen Literatur. Von Wladimir Astrow. Freiburg i. B. 1931, Niels Kampmann. 603 S.

„Dem Gedächtnis Rudolf Maria Holzapfels", steht auf dem Widmungsblatt. „Sie haben den Weg nicht gefunden", lautet die Überschrift des ersten, einleitenden Abschnitts. Und die des letzten: „Der Weg — Holzapfels panidealistische Weltanschauung." Astrow wollte keine neue Geschichte der russischen Literatur schreiben; nicht Stil- und Formenwandlungen, nicht abstrakte Ideengeschichte waren Ziel seines Forschens, sondern Seelenschicksale wollte er erzählen. Die Russen sind ihm Vertreter und Deuter der gesamteuropäischen Geisteskrise der Neuzeit. Sie haben die inneren Nöte ihrer und unserer Zeit mit besonderer Wucht erlebt, haben sich mit den Wirrsalen des modernen Geistes am tiefsten und vielseitigsten auseinandergesetzt. Das in die Sackgasse geratene alte Rußland sucht das Heil im Westen, aber es empfängt von dort nicht Erlösung, sondern Krisis, nicht Harmonie, sondern Aufruhr. Das altererbte russisch-christliche Ideal ist den neuen Lebensforderungen nicht gewachsen, das neue, aus dem Westen übernommene, geht selbst kaum über Negation und Auflösung hinaus. Eingeklemmt zwischen einer unerträglichen Vergangenheit und einer scheinbar rettungslos dem Geistestod zutreibenden Zukunft, ringen die großen russischen Dichter um die letzten Entscheidungen. So wird die russische Literatur zum Gradmesser dessen, was die europäische Seele heute noch an Lebenskraft und Zukunftswissen birgt. Darin, nicht in den positiven Lösungen, liegt ihre einzigartige Bedeutung, liegt der Bann begründet, den sie immer und immer auf das Abendland ausübt. „Den toten Punkt, die Ausweglosigkeit der Gegenwart hat das Russentum wie niemand sonst aufgezeigt; sie zu überwinden, den Weg in die Zukunft zu weisen, war ihm nicht gegeben." Das vollbrachte erst Holzapfel mit seinem Evangelium des Panideal.

Auf dieser Grundlage baut sich Astrows Darstellung auf. Ihr Vorzug ist, daß er als Russe von allen in seiner Heimat üblichen Schematen abweicht und die Dinge aus einem ganz neuen Gesichtswinkel betrachtet, ohne dabei in den Fehler so vieler Nichtrussen zu verfallen, die alles, was ihnen selbst fehlt, alles, was sie heimlich wünschen und ersehnen, in die „russische Seele" hineinlegen. Ausgezeichnet sind die beiden Kapitel, die sich mit den Voraussetzungen beschäftigen: Orthodoxie, Positivismus, Sozialismus. Diese Kapitel konnte nur einer schreiben, der selbst mitten im russischen Geisteskampf gestanden hat, aber über das Russische, allzu Russische hinausgewachsen ist. Hervorzuheben ist vor allem die überzeugende Ableitung des russischen Realismus aus der orthodoxen Weltverneinung, des russischen Radikalismus aus der Vergewaltigung durch fremde Kultureinflüsse, die immer plötzlich, unvermittelt eindrangen. An den großen Persönlichkeiten von Tschaadajew bis Dostojewskij wird das nun im einzelnen klargelegt. Nicht jedes Urteil Astrows wird man widerspruchslos annehmen können; man kann viele Dinge auch von einer anderen Seite betrachten und dann gewinnen sie ein anderes Aussehn; aber man kann der Geschlossenheit und Einheitlichkeit der Grundkonzeption seine Anerkennung nicht versagen, und kaum je hat das Suchertum der russischen Dichter eine so überzeugende Darstellung gefunden wie hier, und nirgends ist uns so verständlich gemacht worden, warum wir bei den Russen trotz aller Bewunderung für ihre Größe nie volle Befriedigung finden, warum ihnen allen ein Erdenrest zu tragen peinlich anhaftet. Ob aber dieser Erdenrest tatsächlich durch die frohe Botschaft Holzapfels endgültig überwunden werden kann, ja, schon überwunden ist — das mag dahingestellt bleiben.

Leipzig Arthur Luther

Johann Gottfried Herder, seine Vorfahren und seine Nachkommen. Von Peter von Gebhardt und Hans Schauer. Im Auftrage von Frau Annie von Below, geb. von Herder. Leipzig 1930, Zentralstelle für Deutsche Personen- und Familiengeschichte E.V., Beiträge zur deutschen Familiengeschichte 11. 2 Teile. VIII und 192, VIII und 364 S., 63 Tafeln mit Abbildungen, 10 Schrifttafeln und eine farbige Wappentafel, sowie 18 Abbildungen im Text. In Ganzleinen geb. M. 39,—, für Mitglieder der Zentralstelle M. 31,—.

Das monumentale, glänzend ausgestattete Werk faßt die Ergebnisse eingehender und mühevoller Forschungen über die Vorfahren und Nachkommen Herders zusammen, zu denen Frau A. von Below, eine Enkelin Wilhelm von Herders, des dritten Sohnes Johann Gottfrieds, die Anregung gegeben und teilweise auch das Material gesammelt und die in der Hauptsache der Genealog Peter von Gebhardt gesichtet und gestaltet hat. Von dem bekannten Herder-Forscher Hans Schauer wurden gedrängte Lebensbeschreibungen Johann Gottfrieds und Karolinens, sowie Brief- und Bildmaterial beigesteuert bzw. zusammengestellt und kommentiert; ein anderer Herder-Forscher, William Meyer, hat aus den ostpreußischen Quellen die Vorgeschichte der Familie Herder einwandfrei sichergestellt.

Das Hauptstück des I. Teils des umfangreichen Werks machen biographische Skizzen der sieben Kinder des Herderschen Ehepaares, die zu höheren Jahren kamen — ein Sohn, Alfred, starb wenige Monate nach der Geburt — und ihrer Nachkommen aus. Der II. Teil hat seinen Schwerpunkt in einer 22 Bogen umfassenden Sammlung von Briefen und Schriftstücken zur Geschichte Herders, seiner engeren und weiteren Familie. Hier werden zum erstenmal alle Briefe, die Herder während seiner italienischen Reise von seinen Kindern erhielt, im Wortlaut veröffentlicht; es folgen zahlreiche bisher unbekannte Briefe der Eltern an die heranwachsenden Kinder; ungedruckte Gedichte Gleims an Karoline; die auch zeitgeschichtlich (1806—1808!) sehr aufschlußreichen Briefe von Karoline an ihren zweiten Sohn, den späteren Oberberghauptmann August Freiherrn von Herder; schließlich eine Anzahl Briefe von Fürstlichkeiten an August, unter denen die des Prinzen Wilhelm von Preußen, des Bruders Friedrich Wilhelms III., bemerkenswert sind. Dankenswerterweise haben die Herausgeber auch die bisher nur an entlegener Stelle gedruckten und daher so gut wie

unbekannt gebliebenen, rührend ungelenken Briefe der Mutter Herders und seiner Schwester, Katharina Dorothea Güldenhorn, an ihn in originalgetreuer Gestalt wiedergegeben. Die Abbildungen zeigen nicht weniger als 62 Bildnisse Herders und 11 seiner Gattin in allen erdenklichen Techniken, darunter bisher völlig unbekannte Darstellungen; im Anschluß daran die wichtigsten Herder-Stätten. Zum erstenmal werden ferner hier sämtliche Nachkommen Herders, soweit sie bei ihrer Geburt dessen Namen getragen haben, mit ihren Ehemännern bzw. Ehefrauen im Bilde vorgestellt. Zehn Tafeln enthalten Handschriftenproben von Herders Eltern, von Johann Gottfried und Karoline sowie von ihren Kindern.

Alles in allem: ein sowohl für die Kenntnis der Abstammung und des unmittelbaren Lebenskreises Herders, dem alles Familienhafte so viel bedeutete wie kaum einem anderen der Großen unserer Geistesgeschichte, wie auch für die deutsche Familiengeschichte und Genealogie überhaupt und deren Methodik ungemein aufschlußreiches, zudem typographisch hervorragendes Werk, das auch noch mehrere Stamm- und Ahnentafeln, ausführliche Register und sonstige Beigaben enthält: alles sorgfältig erläutert und aufs einladendste dargeboten. Ich kenne z. B. kaum ein Buch, das durch sein Bildmaterial so unwiderstehlich zu vergleichenden physiognomischen Studien verlockt wie dieses.

Göttingen — Rudolf Unger

Im Spiegel des alten Proteus. Wilhelm Raabe als Seher unserer Zeit. Von Wilhelm Fehse. Berlin 1931, Verlag Deutsche Rundschau G. m. b. H. 192 S. M. 3,80 (4,60).

Raabe ist nur von seinem Wesensmittelpunkt aus richtig zu erfassen. Er ist zeitlos und wird infolgedessen von den Anhängern des Zeitlichen meist mißverstanden. „Uns zu verewigen sind wir da", nach diesem Goethewort handelte er. Wilhelm Fehse, der uns schon so manches gute Buch über Raabes Leben und Sendung geschenkt hat, zeigt in klarer Beziehung zur Gegenwart, ihren Ideen und Entwicklungen hin, daß das Leben in seiner Ganzheit das Maß war, mit dem Raabe Menschen und Dinge maß, und daß dieser Maßstab heute wie immer gilt. Er allein gibt die Möglichkeit, den Sinn des Lebens nach innen hinein zu suchen. Denn nicht die Verwandlungen des Lebens, des alten Proteus sind der Sinn, sondern das Bleibende, das Ewig-Menschliche, der Willen Gottes, die reine Liebe hinter den Wandlungen. Fehse weiß schlicht, eindringlich darzutun, wie Raabe auch unsere heutigen Probleme bewältigt, durchschaut hat. Natur, Zivilisation, Erziehung, Heimat, Großstadt, Glück, Freiheit, Humor. Schicksal, Volk, Führer, Politik, die soziale Frage, die Kunst, das Ewige hat Raabe mit dauernder Weisheit erlebt, durchdacht und aus den Erlebnissen, Erkenntnissen das Wissen empfangen: es gilt, in Einfachheit und Stille als ganzer Mensch sein Leben in Ganzheit zu bezwingen. So ist der wirkliche Raabe ein wirklicher Mensch. Fehses Deutung geht als Kräftewecken in unsere Gegenwart über. Man wünscht seinem Buch Erfolg auch über die Wilhelm Raabe-Kreise hinaus.

Berlin — Hanns Martin Elster

Mombert. Geist und Werk. Von Kurt Friedrich Benndorf. Dresden 1932, Wolfgang Jeß. 368 S. Geb. M. 8,50.

Um das Werk Alfred Momberts liegt unirdische Fremdheit. Es ist unvergleichbar und einzigartig, andere Welt, deren Größe und Schönheit in Einzelteilen überwältigt, deren Ganzes schwer faßbar ist. Mit Dankbarkeit wird man daher das vorliegende Buch Benndorfs entgegennehmen. Es ist erwachsen aus einer ein Menschenalter langen, liebevollen Versenkung, aus nachbarlich verwandtem Geist. Als Ausdruck des Danks, als Festgabe zum 60. Geburtstage Momberts wird es, mit Bildnissen, Faksimiles, Musikbeigaben reich geschmückt, dargeboten von einem, dem das Werk stärkster innerer Besitz, unlösbarer Bestandteil eigenen geistigen Lebens geworden ist. Gepflogene Zwiesprache mit dem Dichter ist dieser Monographie ebenso zugute gekommen wie die Tatsache, daß Benndorf selbst Dichter und Musiker ist. In der Art eines treuesten zurückhaltenden Kommentars werden die Bücher in ihrer zeitlichen Folge begleitet, in wechselnder, der Form des betreffenden Werks sich anschmiegender Darstellung. Stete Hinweise verbinden die einzelnen Abschnitte, die große Linie dieser ganz einheitlichen Schöpfung wird sichtbar, eine große Kenntnis des Wissens aus den Gebieten der Mythologie, Philosophie, Metaphysik und der Weltliteratur wird zur Deutung herangezogen. Aber über den Einzelheiten wird der Geist des Ganzen nicht vernachlässigt, vielmehr das Werk als der Mythos neuer Religiosität gewürdigt. Ein sorgfältiges Register und ein Verzeichnis aller erwähnten Gedichte machen das Buch für das Studium des ernsten Lesers besonders brauchbar. Erwähnt werden muß, daß Benndorfs 1917 erschienenes Buch „Der Aon-Mythos" von Alfred Mombert eng zu dem vorliegenden gehört. Die Aon-Dramen Momberts sind nur in diesem früheren behandelt.

Dresden — Paul Wegwitz

Otto Flake. Leben und Werk. Von Ernst Möwe. Und **Otto Flake: Nationale Erziehung.** Leipzig 1931, Wolfgang Richard Lindner. 205 S. Geb. M. 7,—.

Ein Buch über Flake: verdienstvoll. Dieser Schriftsteller ist eine so glückliche Mischung von Geist und Blut, Idee und Realität, daß er für den deutschen Geist, der in abtractibus zu schweben allzu gern bereit ist, ein Gewinn bedeuten könnte — wenn, ja wenn Flake nicht eben doch nur ein Philosoph wäre. Lebendiger als viele vor ihm, aber doch eben nur ein lebendiger Klärer philosophischer Begriffe (trotzdem oder gerade weil er Romane schreibt). Und darum im wissenschaftlichen Sinn unphilosophisch und in lebendigem Sinne wiederum zu philosophisch. Flakes Philosophie, praktisch umgesetzt, führt zu einem gereinigten Individuum, zu einem bestimmt angenehmeren Typ des Deutschen, als er heute ist. Aber zu einem isolierten Typ, aber zu einem Typ, den die Gesetze der Vergangenheit immer noch beherrschen, mögen diese Gesetze auch reiner, klarer, männlicher gefaßt sein. Flake ist kein Revolutionär des Denkens. Er denkt nicht vorwärts. Er reinigt das Vergangene, und gibt es, also neugegossen, an die Gegenwart. Flake hat viel Mut, viel Erkenntnistrieb. Aber wer in Deutschland kümmert sich um ihn? Ist es: weil er so gewagt denkt? Nein: weil er nicht gewagt genug denkt.

Das Buch Möwes über ihn gibt einen starken Einblick in die Zusammenhänge dieses reichen und eigenwilligen Lebens.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Der arme Villon. Von Joseph Chapiro. Mit 38 Bildbeigaben. Wien 1931, Paul Zsolnay. 397 S.

Dieses Buch war eine Notwendigkeit, um endlich eine große Wirrnis systematisch zu klären. Und das ist das Ausgezeichnete an Chapiros Villon-Buch: er zaubert nicht eine

Persönlichkeit, die Kraft ihrer individuellen Fähigkeiten über ihre Zeit herausragte — nein, im Gegenteil: er zeichnet wissenschaftlich klar und sachlich und darum gerade für jeden Menschen von Phantasie wunderbar erregend die Zeit, in der Villon lebte, und wie eben diese Zeit eben diesen Villon so und nicht anders schuf.

Chapiro gestaltet auf Grund der alten von ihm durchforschten Chroniken ein Bild von Paris, wie es sich zur Zeit der Regierung Karls VII. und des Hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich darstellte — ein Bild des Verfalls, der völligen Korruption, ein Spiegelbild fast unserer Gegenwart: zynisch, frech, grausam, lasterhaft, voll Verbrechen. Und ebenso, eingeklemmt in diesen Totentanz, der — ja, was denn?: der Dichter — viel eher doch der Kneipensänger — viel eher noch der in Kneipen singende Dieb und Verbrecher Villon, der den Zynismus, die Frechheit, Grausamkeit, Lasterhaftigkeit, das Verbrecherische seiner Zeit im Blut herumschleppte, um genau so wie seine Zeit zu leben und doch in Balladen der Wollust und erschreckender Totenschau eben diese Zeit aus sich heraus zu singen, wie sie in ihm Vision und phosphoreszierendes Abbild wurde.

Und diesen erschütternden Eindruck erreicht Chapiro durch eine genaue wissenschaftliche Analyse. Er wirft nicht um sich mit persönlichen Eindrücken, er berichtet. Er malt nicht romantische Bilder, er klärt auf. Unterstützt seinen Stoff mit einer Sammlung von 38 Bildern, um so zu ergänzen, was optisch einer Ergänzung bedarf. Daß er sein Buch dem ersten deutschen Villon-Forscher S. Nagel, Oberlehrer an der Realschule Mühlheim a. d. Ruhr (1856) widmet, beweist außerdem seinen Werkwillen für den „armen Villon".

Chapiro trägt mit seiner Art, Biographie zu schreiben, etwas aus französischem Geiste nach Deutschland. Er geht nicht, wie allzugern deutsche Biographen bei der Gestaltung eines Lebens, von der Theorie und dem verklärenden Abbild aus, das sie sich über das zu beschreibende Leben zurecht gedacht haben, sondern er geht ohne jedes Vorurteil vom Stoff aus, den er nicht verklärt, sondern sichtet und erklärt. In diesem Sinne ist auch seine wortgetreue Übersetzung des „Großen" und „Kleinen Testamentes" wichtig: erst von dieser genauen und durcherklärten Textwiedergabe her wird es möglich sein, das „Große" und „Kleine Testament" auch deutsch dichterisch zu gestalten.

Der Zsolnay-Verlag hat mit diesem Buch der Villon-Literatur und jedem Villon-Kenner einen großen Dienst erwiesen — jedem, der Villon noch nicht kannte, einen großen Reiz und Anreiz vermittelt.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Verschiedenes

Jacob Burckhardt-Gesamtausgabe. Zehnter und elfter Band: Griechische Kulturgeschichte. Herausgegeben von Felix Stähelin und Jakob Merian. Dritter und vierter Band. Deutsche Verlags-Anstalt, Berlin und Leipzig 1931. Zus. 612 S.

Wer sich der unerfreulichen Äußerungen noch erinnert, die beim ersten Erscheinen der griechischen Kulturgeschichte Jacob Burckhardts vor dreißig Jahren von überzünftigen Philologen geäußert wurden, mag bei dem Abschluß der Neuausgabe dieses außerordentlichen Buchs heute lächelnd jenes Gezänks gedenken. Und doch hatte bereits der vortreffliche, „congeniale" Herausgeber des keineswegs druckfertig aus dem Nachlaß des basler Historikers gehobenen umfangreichen Werks, Burckhardts Neffe Jacob Oeri, in seiner Vorrede die richtigen Worte gefunden für die einzigartige Bedeutung dieser aus innerster Beziehung entstandenen, von der unermüdlichen Arbeit von Jahrzehnten gestützten griechischen Kulturgeschichte. Auch über den Gegensatz zwischen den beiden ersten und den beiden letzten Bänden, und die besondere Einwirkung der persönlichen Empfindungen Burckhardts auf die aufgezeichneten Bruchstücke eben dieser beiden letzten beiden Bände ist schon damals ein unbedingtes letztes Wort ausgesagt.

Oeris Redaktion des Nachlasses, ergänzt durch eine Kollegnachschrift Hans Trogs, hat in einer meisterlichen, nicht zu übertreffenden sprachlichen Form den Ton Burckhardts gefunden. Wer von Wilhelm Bode oder in der Schweiz im Kreise der wenigen noch lebenden Schüler Burckhardts über seine Art, im Kolleg zu sprechen und Vorträge zu halten, erzählen hörte, wird den bewegten Fluß seiner Rede vernehmen und mit hohem Genuß auskosten. Sie ist frei, klar, persönlich, von dem Schimmer französischen Geistes überleuchtet, der den Schweizer auszeichnet — sie ist gefällig, gelenkig und wie geschaffen für die hinreißende Subjektivität eines Temperaments, das mit dem Ewig-Gefestigten der historischen Betrachtung das Augenblicklich-Wechselnde der kritischen zeitlichen Auslegung verbindet, daher oft zu Vergleichen sich locken läßt mit modernen Geschehnissen, um vielen zwischen Humor und Ernst wechselnden Orakelsprüchen und Sentenzen der reizvollsten Prägung das Recht ihrer Stellung zu bestätigen. Burckhardts Persönlichkeit in ihrer umfassenden und aristokratisch herrschenden Größe steht lebendig vor uns. Auch aus diesem Grunde wären den letzten Bänden der griechischen Kulturgeschichte zahlreiche Leser zu wünschen. Sie ist ein Lesebuch ganz großen Stils.

Der Inhalt dieser Bände ist ebenfalls besonders ausgezeichnet. Der dritte Band enthält die Kapitel über die bildende Kunst, den weit umfangreicheren Abschnitt über Dichtkunst und Musik, und die Ausführungen über Philosophie, Wissenschaft und Redekunst. Im vierten Band, der vielfach als zusammenfassende Übersicht des Vorhergegangenen zu betrachten ist, behandelt Burckhardt die zeitliche Entwicklung des hellenistischen Menschen, von den Anfängen bis zur Übernahme der griechischen Kultur durch Rom. Dort schon wird unter Wahrung der pessimistischen Auffassung von der „unerwiesenen Schönheit" des Griechentums die künstlerische „Fortpflanzung" bis zu ihrer niemals wieder erreichten Höhe, stets beziehungsvoll zu der eigenen individualistischen Überzeugung, nicht nach Richtungen oder Wandlungen, sondern als Ergebnis einer nationalen Kraft geschildert. Hier kommt dann in einer psychologischen Auseinandersetzung größten Ausmaßes das geistige Menschentum der Griechen zur anschaulichen Geltung, und als höchste Triebkraft und Grundlage der griechischen Kultur wird der „Agon" fast mit dramatischer Erregung in den Mittelpunkt eines langen Kapitels gestellt, auf dessen Inhalt die Schlußkapitel aufgebaut sind. Sie reichen bis zum Zeitalter Alexanders des Großen und über ihn hinaus bis zum Untergang Griechenlands.

Nur in einem kurzen Hinweis sei angemerkt, daß im Vorwort der Herausgeber das freundschaftliche Verhältnis zwischen Burckhardt und Nietzsche auf gelegentliche Einflüsse des Philosophen, die sich in der griechischen Kulturgeschichte mehrfach zeigen, sehr einsichtig untersucht worden ist.

Starnberg — Hermann Uhde-Bernays

Geist und Abenteuer. Von Lytton Strachey. Deutsch von Hans Reisiger. Sieben Bildnisse. Berlin 1931, S. Fischer. 316 S.

„Ein über die Maßen zivilisierter Indianer, der fern von der gemeinen Welt in einer eleganten, parkähnlichen Reservation lebt" — so beschreibt Aldous Huxley gutgelaunt seinen Historikerkollegen Strachey. Und über das Wesen seiner Geschichtsschreibung, dieser so überzeugend-amüsanten Biographienkunst, sagt Huxley, ebenso wohlgelaunt und wahrscheinlich sehr zutreffend, das Folgende: Strachey schreibe, wie Voltaire heute schreiben würde — er schreibe als ein Rationalist des 18. Jahrhunderts, bereichert um das Einfühlungs- und Analysiervermögen des zwanzigsten. Diese Formulierung erklärt in der Tat Stracheys Kunst: den metaphorischen und zugleich intuitiven Reichtum seines Stils, den bösartigen und zugleich bewundernden Scharfblick seines Auges, die kritische historische Einstellung, die zugleich eine künstlerische ist, während sie bislang bei den Historikern höchstens zu künstlerischer Entschlossenheit ansteigen mochte. — Es ist ein ganz großes Entzücken, Strachey zu lesen; der Genuß entquillt gleichzeitig der schriftstellerischen Leistung und dem Dargestellten; innerhalb der schriftstellerischen Leistung wieder entzückt und überwältigt der Überschwang der Mittel und zusammenwirkenden Teile — das Barock dieses Stils. Soviel grundsätzlich über Strachey. Es gilt auch vom vorliegenden Buch, das Hans Reisiger aus drei Originalbänden zusammengestellt und (unter Mitarbeit von Helene Weyl) herrlich verdeutscht hat. Nicht alle Stücke aus dem Band interessieren gleichmäßig. Die Essays über Voltaire und der über Shakespeares Spätzeit berühren ein wenig spezialistenhaft; schon viel näher tritt einem der Aufsatz über Stendhal und sein aus 20. und 18. Jahrhundert gemischtes Wesen, für das der Con-Genius Strachey schöne Bestimmungen findet. Noch höher möchte ich die drei Miniaturen „Englische Historiker" stellen, Kleinode der geistigen Porträtkunst. Aber das Hauptstück des Bands bleibt, nicht nur dem Umfang nach, „Das Ende des Generals Gordon". Die Geschichte dieses merkwürdigen religiösen Soldaten und Hysterikers ist ganz unvergleichlich erzählt; man weiß nicht, ob man mehr die Darstellung der Hauptfigur bewundern soll oder die unübertreffliche Charakterisierung der Nebenfiguren, die auf wenigen Seiten unvergeßlich gezeichnet sind. Der Schluß der Tragödie vollends, wie Gordon halb wahnsinnig im belagerten Khartum sitzt und seine despektierlichen Briefe und Notschreie ans Auswärtige Amt schreibt — da bleibt einem der Atem weg! Ein wunderbares Buch.

München W. E. Süskind

Trügerische Lösungen. Erlebnisse und Betrachtungen eines Österreichers. Von Philipp Menczel. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. 329 S.

Das ist eine zum Teil wehmütige, zum Teil ironisch feststellende Abhandlung über das Schicksal, das dem Habsburger Reich durch die Verträge von St. Germain und Trianon beschieden wurde — dort ist alles noch schwieriger gemacht worden, als es vordem war, und wie es vordem war, ist lange nicht so schlecht gewesen, wie es die polemische Legende gegen das alte Österreich wahr haben will. Der Verfasser, ein Advokat und Publizist aus Czernowitz, völlig der deutschen Kulturleistung für den Osten sich verpflichtet wissend, spricht gewiß für einen Typus bewußten Österreichertums — der autobiographische Beitrag, den das Buch bringt, Kriegsschicksale, Gefangenschaft usf. ist aufschlußreich für die menschliche Atmosphäre, in der das Buch steht; Menczel kann von einer Reihe von Menschen erzählen, die auf den Nebenschauplätzen des großen Geschehens agiert haben. Aber wichtiger sind die wissenden Beobachtungen eines gebildeten, einfühlungsstarken Mannes, für den nun eben das alte Österreich Schicksal war und Verpflichtung blieb. Das Buch, das ausgezeichnet geschrieben ist, mag sehr dienlich sein zur Kenntnis einer seelischen Haltung, die dem Reichsdeutschen oft fremd genug; er mag durch die Mitteilungen und deren Tonfall hindurch hören, was in den „Nachfolgestaaten" noch an spezifisch österreichischen Kräften weiterwirkt. Der Reisende spürt das ja im südlichen Polen, in Jugoslawien Schritt auf Schritt, die Frage heißt: wie lange noch? Und was dann?

Berlin Theodor Heuß

Die zwölfte Stunde der Weltwirtschaft. Von Kuno Renatus. München 1931, C. H. Becksche Verlagsbuchh. 178 S. M. 4,80.

Schade, daß für dieses Buch ein Titel mit so ungeschicktem Pathos gewählt wurde — denn man ist allmählich gegen diese zwölften Stunden mißtrauisch geworden, die oft genug Verkleidung für Wichtigtuerei sind. Dies Buch aber gehört in eine andere Kategorie. Es ist eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den mannigfachen Krisentheorien (Rationalisierung, Goldproduktion und -verteilung, Reparationen usf.) wie mit den Gesundungsrezepten (Autarkie, Planwirtschaft, Papierwährung u. dgl.), ausgezeichnet geschrieben, materialreich und nie trocken. Was aber nun ist der Erkenntnisbeitrag des Verfassers? Die Kriegsschulden sind die Krisenursache. Läßt sich eine größere Banalität denken? Gemach — es ist schon sehr verdienstvoll, die Sache einmal systematisch von dieser Seite anzufassen, darzutun, daß der Krieg bei allen Völkern (mit verschiedenem Ausmaß) Investition ohne produktiven Sinn war und daß die Verzinsung dieser Anlagen, die in ihrer Größenordnung eine ferne Zukunft vorweggenommen, die zusätzliche Überlastung des produktiven Kapitals ist. Dadurch wird der Sinn der kapitalistischen Ordnung in seinem Kern bedroht. Das Buch von Renatus hat das Verdienst, auch die innere Verschuldung stärker ins Bewußtsein zu rücken und von dieser Seite her klar zu machen, daß eine Zinskonversion der amerikanischen „Freiheitsanleihen", durch die Verschiebung im Goldwert sachlich gerechtfertigt, die entscheidende Manipulation in der Entlastung von unproduktivem Vergangenheitsdruck sein müßte.

Berlin-Lichterfelde Theodor Heuß

Der Mensch wird umgebaut. Ein Rußlandbuch. Von Arthur Rundt. Berlin 1932, Ernst Rowohlt. 198 S. M. 4,80 (6,50).

„Das ist alles, und der Teufel weiß, was weiter" — mit diesen Worten Dostojewskijs schließt Rundt sein Rußlandbuch, in welchem er einen Querschnitt durch dieses eigentümliche Land zu geben versucht. Auch er ein Individualist, der eben das Land bereist, in dem der Individualismus aufgehört hat, zu herrschen. Auch er ein Deuter des Begriffes „Kollektivismus", ohne diesen Begriff so erfassen zu können, wie er in Rußland nicht nur erfaßt, sondern auf wissenschaftlicher Basis bereits in die Tat umgesetzt ist.

Man mag, wenn man Rundts Buch gelesen hat, zu folgendem Resultat kommen: ob Rundt oder Siemsen, ob Shaw oder wer auch immer über dieses Rußland schrieb — nicht des einen oder anderen Meinung ist wichtig, sondern der Querschnitt durch die Meinungen aller insgesamt. Und trotz kühler Begeisterung hier, trotz leidenschaftlicher Ablehnung dort, bleibt eins: die restlose Anerkennung dieses einzigartigen

Versuchs, ein Sechstel der Erde nach neuen Gesichtspunkten zu organisieren. Mit Erfolg zu organisieren. Mit überraschendem Erfolg sogar, wenn auch mit oft für uns befremdenden Mitteln.
Findet der Verfasser auch nicht alles erklärbar, als Individualist und Bürger eines kapitalistischen Europas, so findet er doch vieles erzählenswert. Und tut dies mit Klarheit und Liebe, das Wahre zu berichten.
Der Rowohlt Verlag gibt planvoll eine Serie von Büchern über Sowjetrußland heraus. Gut: Material ist wichtig. Wichtig die Fülle der Gesichtspunkte. Wichtig dieser Versuch zur Objektivierung eines so weltgeschichtlichen Ereignisses, wie es dieser erste Arbeiterstaat der Erde ist.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Für Ungarn gegen Hohenzollern. Von Theodor Graf Batthyány. Mit 15 Abbildungen. Zürich-Leipzig-Wien, Amalthea-Verlag. 260 S. M. 7,—(10,–).

Historisch betrachtet ist es nicht ganz ohne Tragik, daß dieser enragierte politische Linksstürmer des Ungarn vor dem Kriege — in seiner äußeren Erscheinung mit dem wallenden grauen Bart stark an Tirpitz gemahnend und doch durch eine Welt von ihm getrennt — nun vom politischen Horizont verschwand, nachdem seine dreibundfeindliche Einstellung und seine Abneigung gegen die Außenpolitik des wilhelmischen Deutschland eigentlich durch die Ereignisse in der Kriegsfolge vielfach gerechtfertigt worden sind. Aber das Werk interessiert nicht bloß als das Bekenntnis eines streitbaren Politikers, sondern vor allem auch als eine Lebenserinnerung von faszinierendem Persönlichkeitswert und achtbaren literarischen Qualitäten, die — wie man sich auch zu den Grundanschauungen des Verfassers über mitteleuropäische und ungarische Politik stellen mag — immerhin ein Stück schicksalsschwerer kontinentaler Geschichte aufrollt, deren Werden Graf Batthyány oft an der Quelle zu beobachten Gelegenheit fand, und die namentlich mit wertvollen, wenn auch mit reichlich subjektiv gefärbten Einzelheiten zum Verständnis des Zerfalls der Habsburgmonarchie beiträgt.

Budapest — Gustav Erényi

Vom alten und neuen Polen. Von Elga Kern. Zürich 1931, Rascher & Cie. 168 S. M. 7,50.

Die Verfasserin war zwei Monate in Polen und hat in dieser kurzen Zeit verhältnismäßig viel gesehen, wenn auch nicht das Gesehene von allen Seiten besehen. In einer so kurzen Zeit wäre das auch nicht möglich gewesen. Den vier Städten: Wilna, Lodz, Warschau und Krakau, sowie dem Hafen Gdynia, die sie besucht hat und schildert, hat sie das ihnen Eigentümliche, das Seelische abgelesen. Es mutet dabei nur um so seltsamer an, wenn sie aus dem Haufen Elend, dem sie in Warschaus Armenvierteln begegnete, eine Idylle macht, indem sie schreibt, „daß die Armen, die am meisten Beladenen irgendwie zufrieden und ganz gewiß nicht unglücklich unter den Reichen dahinleben.“ Danach wären es lauter Francisci. (Ob es heute in der Welt überhaupt noch solche gibt?) Feines Einfühlungsvermögen verraten ihre Ausführungen über „Kilimy, Lieder und Tänze“. Sie sind mit besonderer Wärme hingeschrieben, wie ja überhaupt glühender Enthusiasmus den Grundton des Buches abgibt. Der in gedrängter Form gebotene Umriß polnischer Geschichte klingt in einen Hymnus auf Stanislaw August, den letzten Polenkönig aus, den selbst der polnische Historiker um ein Geringes gedämpft wissen möchte. Die Nachrichten, die die Verfasserin über „die Schule“ und „Minderheiten“ bringt, sind spärlich. Manche Angaben sind nicht richtig, so die über die Religion der Karaiten (S. 98), wie auch diejenigen über den Geburtsort Kościuszkos und Mierosławskis (S. 93). Keiner von beiden ist in Wilna geboren. Die Wiege des ersten stand in Mereczowszczyzna, Bezirk Slonim, die des zweiten in Nemours in Frankreich.

Lemberg — Hermann Sternbach

Im Glanz der Kaiserzeit. Von Fürstin Nora Fugger. Wien 1932, Amalthea Verlag. 456 S.

Es verlohnte sich, die bodenständige farbige große Welt Österreichs zu schildern; sie war einmalig, sie hatte ihre Sondernote, ihren Stil . . . Die Verfasserin, geb. Prinzessin Hohenlohe-Bartenstein, gehörte zum inneren Kreis, sie schreibt aus persönlicher Erfahrung. Zu dieser Aufgabe befugt sie auch ihre Wesensart, sowohl ihre Oberflächlichkeit und politisch-historische Ahnungslosigkeit, wie ihre Liebenswürdigkeit, wie ihre gewinnend natürliche Lebensfreude. Es ergießt sich über den Leser eine Gestaltenfülle aus dem Hohen Adel, und die ausführlichen, gewissenhaften Darlegungen des Hofzeremoniells werden die meisten von uns überschlagen. Nicht jedoch die lebendigen unterhaltenden Bilder der Hofbälle und Hofjagden, der Geselligkeit auf den großen Herrschaften, der Gewohnheiten und Anschauungen dieser Kreise.
Das psychologische Einstellungsvermögen der Verfasserin reicht nicht zur Erfassung ungewöhnlicher Charaktere; die Kaiserin Elisabeth, die Fürstin Pauline Metternich bleiben leblos, doch erhalten wir aus erster Hand überzeugende und aufklärende Schilderungen, so des unseligen Thronfolgers Franz Ferdinand, so der vielbesprochenen, durch und durch sympathischen Frau Katharina Schratt . . . Die lebensfrohe Fürstin Fugger hat dieses kaiserliche Wien mit allen Fasern genossen, sie lobt viel und tadelt wenig, sie hofft inständig, „daß es wieder schön werde und bleibe“.

Berlin — Marie von Bunsen

Seeing Germany. Von E. M. Newman (Newman Traveltalks). Neuyork und London 1929, Funk & Wagnalls Company. 406 S. 5 Dollar.

Das Buch will Engländern und Amerikanern Lust zum Besuch bei uns machen, sodann aber auch den glücklich Heimgekehrten die Erinnerung an ihre Eindrücke wachhalten — es wendet sich also an einen möglichst weiten Kreis, verzichtet darauf, dem Wissenden etwas sagen zu wollen, plaudert aber frisch von dem, was dem Durchschnitt der Reisenden als sehens- oder merkwürdig gelten mag. Dabei wird überall das Leben der Gegenwart betont, in das die Vergangenheit nur als geschichtliche Merkwürdigkeit hineinrage; die angelsächsischen „sight-seers“ kommen freilich nicht zuletzt gerade dieser Vergangenheit wegen, heißen doch zwei Kapitel (von 18) „Haunts of the former Kaiser“ und „With the Great ones at Potsdam“. Hier und da gibt es Übertreibungen oder unzulässige Verallgemeinerungen (S. 334 kann der Beginn der Aufführung der „Walküre“ um 6 Uhr doch nur Ausnahme sein), im ganzen ist das Buch aber geschickt angelegt und wird mit seinen zahlreichen Illustrationen seinen Zweck erfüllen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Graf Stefan Bethlen. Von Edgar von Schmidt-Pauli. Berlin 1931, Reimar Hobbing. 298 S.

Das ist natürlich Pech, daß der Held dieses Buchs in dem Augenblick von der politischen Bühne abtritt, da diese seinem

Werk gewidmete Schrift erscheint — immerhin, wenn Bethlen zehn Jahre ungarischer Ministerpräsident gewesen, so ist das heute schon ein Zeitrekord, und er bleibt als Parteidirigent auch weiterhin ein Faktor der ungarischen Politik. Dies auf deutsch-ungarische Freundschaft abgestellte Buch ist nicht ohne Verdienst, indem es vor allem einige historische Züge nach der Zeit des Zusammenbruchs klärt, und es kann auch eine Aufgabe besitzen: das Gewicht der ungarischen Dinge im europäischen Gesamtbereich dem Bewußtsein deutlich zu erhalten. Der literarische Vortrag aber ist eine nicht immer erfreuliche Mengung von historisch-wissenschaftlichem Anspruch und ziemlich banaler Tagespublizistik; man spürt die Ansätze zu einer Würdigung des ungarischen Schicksals aus weiterer Perspektive, und sieht sie dann wieder in Trivialität absinken. Das Eingangskapitel über das Wesen des Ungarn ist fast etwas schmockhaft, — man ist nachher zufrieden, daß Bethlen selber in seiner nüchternen, vorsichtigen Geschicklichkeit ganz und gar anders aussieht, als der Bilderbuch-Magyare, der zunächst beschrieben worden.

Berlin-Lichterfelde — Theodor Heuß

Hitlers Weg. Eine historisch-politische Studie über den Nationalsozialismus. Von Theodor Heuß. Stuttgart-Berlin 1932, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 168 S.

Ein unvoreingenommener, zumal der junge Mensch wird diese angenehm unterrichtete Broschüre mit großem Nutzen lesen und auch jener, der sich einigermaßen auskennt und um die Ideologien unserer gegenwärtigen politischen Parteien weiß, wird wesentlich Neues über die nationalsozialistische Bewegung erfahren. Es ist Heußens Verdienst, daß er sine ira ac studio in sehr luzider, überlegener Weise einen Abriß bietet der historischen Gegebenheiten, daß er, immer wieder ausgehend von der Person und Persönlichkeit Hitlers, die Hintergründe und geheimen Kraftquellen des Nationalsozialismus aufzuzeigen versucht. Er stellt unter Beweis, daß Hitlers Sache als „eine Sache des Willens, der Leidenschaft, in erster Linie auf die Gewinnung der politischen Macht" abzielt, „in zweiter auf die Umformung der sozialwirtschaftlichen, zumal staatsfinanziellen Ordnung". Besonders deutsch dabei ist, wie der Autor so richtig anmerkt, die Verquickung mit der Wissenschaft, dergestalt, daß die geistig prominenteren Anhänger Hitler und seine Aktion zu rechtfertigen unternahmen, indem sie eine wie immer geartete Parteiideologie geschaffen haben. Heuß ist meines Wissens der erste, der, anders als die Verfasser der umfangreichen Literatur über diesen Gegenstand, den Nationalsozialismus nicht einseitig stur betrachtet, sondern ihn geschichtlich eingeordnet sieht in den Werdeprozeß des deutschen Volkes. Vertraut mit den typischen Zügen der Bewegung, einsichtig genug, um in einer sehr strengen subjektiven Erfassung des Gegenstands das Für und Wider des eigenen Urteils durchblicken zu lassen, gibt Heuß jedem Leser von einigem guten Willen einen Leitfaden an die Hand, der ihn nicht in die Irre führt, ihm vielmehr hilft, sich zu entscheiden.

Berlin — Jürgen Eggebrecht

Do X. Das größte Flugschiff der Welt. Eingeleitet von Claudius Dornier, erläutert von E. Tilgenkamp. Zürich-Leipzig 1931, Orell Füßli. (Schaubücher Nr. 41.) 73 Photos, 16 S. Text. M. 2,40.

Die wohl beste Kurzbilderbücher-Reihe: die Schaubücher des Orell Füßli-Verlags hat eine bemerkenswerte Bereicherung erfahren, über die nicht viel Lobens- und Empfehlenswertes zu sagen ist, weil sie sich einfach von selbst lobt und empfiehlt: eben als Glied in dieser Reihe und zweitens als buch- wie phototechnisch erstklassige Leistung. Daß der Gegenstand aus sich heraus Anteilnahme findet, liegt nahe. Daß er hier so prägnant und anschaulich angepackt wurde, bedarf der besonderen Betonung, denn bei der Fülle von textlichem und bildlichem Material, bei der Menge von pro- und contra-Meinungen über diese flugtechnische Hochleistung, die angesichts der Weltwirtschaftslage zur Zeit nicht ausgewertet werden kann, war es sicherlich nicht leicht, für die Allgemeinheit so interessant und doch auch so sicher einführend und belehrend Text und Bilder zu wählen und zu beschränken.

Hamburg-Fuhlsbüttel — Karl Peter

Hugo Junkers. Ein Leben als Erfinder und Pionier. Von Carl Hanns Pollog. Dresden 1930, Carl Reißner. 206 S. Viele Photos. Geb. M. 6,50.

Max Eyth. Ingenieur, Landwirt, Dichter. Von Lili du Bois-Reymond. Berlin 1931, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. G. m. b. H. 278 S. Mit 8 Abbildungen.

Zwei recht unterschiedliche Biographien: die erste vom — wenn diese Deutung erlaubt ist — technisch-menschlichen, die zweite vom literarisch-menschlichen Blickpunkt aus. Die erste über einen noch lebenden, die zweite über einen schon gestorbenen Pionier deutschen und durch das Können und die Persönlichkeitskraft auch die ganze Erde befruchtenden Geistes. Beide Vorkämpfer für Neues, Großes, das teils weit der jeweiligen Gegenwart voraus wies und -lief, und somit ihrer Arbeit manches Hindernis aus sich selber und durch die Ablehnung der Mitwelt schuf. Setzt die zweite Biographie die Kenntnis der Hauptwerke des Schriftstellers Eyth voraus, so die erste Geduld und technische Einstellung des Lesers, um — auf durchaus gemeinverständlichen Wegen — über den Werdegang und die Erfindungen, Leistungen, Patente (jedoch nur wenige der mehr als tausend zählenden) von Junkers bis dahin geführt zu werden, wo die Allgemeinheit dem weltbekannten Namen Junkers reiches Interesse entgegenträgt: zu den Flugzeugkonstruktionen und allem, was drum und dran auch den Außenstehenden ernsthaft angehen kann. — Mit nicht geringerer Genauigkeit hat Lili du Bois-Reymond dem Leben, dem technischen Pionierschaffen und dem literarischen Wirken Eyths nachgegraben, wobei ihr persönliche Beziehungen zugute kamen. Ein Buch, das wohl manchen den Weg zu Eyth finden lassen wird.

Hamburg-Fuhlsbüttel — Karl Peter

Was ist gutes Deutsch. Ein Führer durch Schwierigkeiten und Zweifelsfälle. Von Karl Schneider. München 1930, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. XVI und 275 S.

Zu den zahlreichen, für weite Kreise bestimmten Büchern über Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit gesellt sich auch dieses, das ungefähr mit den einst viel gerühmten und viel bekämpften „Sprachdummheiten" von Wustmann zu vergleichen ist. Wie in diesem Werk finden sich auch hier zahlreiche feine Beobachtungen, dankenswerte Hinweise auf sorgfältige Pflege der Reinheit und Schönheit unserer Sprache, scharfe Angriffe auf allerhand Sprachtorheiten und Nachlässigkeiten, auf mißbräuchliche und geschmacklose Wendungen, auf unsinnige Abkürzungen und überflüssige und verstiegene Fremdwörter. Aber daneben begegnet auch allerlei, was der Sprach-

wissenschaftler nicht ohne weiteres unterschreiben kann. So reizvoll es wäre, sich mit dem Verfasser über solche Fälle auseinanderzusetzen, so fehlt doch hier der Raum dazu. Nur das sei bemerkt, daß er in der Durchführung einer rein verstandesmäßigen, logischen Betrachtungsweise mitunter zu weit geht und dem freien Wachstum der Sprache nicht genug Rechnung trägt; ab und zu tritt auch sein süddeutsches Sprachgefühl gegenüber dem allgemeinen zu kräftig hervor. Trotzdem ist das Buch sehr verdienstlich und warm zu begrüßen.

Breslau H. Jantzen

Gedenkblätter

XXXX.

Ompteda

Persönliches über Georg Freiherrn von Ompteda

Von Theodor von Sosnosky (Wien)

Es mag Menschen geben, die Omptedas Werke ebensogut kennen wie ich, aber ich glaube ohne Anmaßung behaupten zu dürfen, daß sie niemand gründlicher kennt; was man mir wohl glauben wird, wenn ich ins Treffen führe, daß ich die meisten seiner Romane mehrmals, „Sylvester von Geyer" sogar sechsmal gelesen habe. Wiederholtes Lesen eines Buchs, zumal eines belletristischen, und zwar mit weiten zeitlichen Zwischenräumen, scheint mir aber ein zuverlässiger Wertmesser für dessen Inhalt zu sein. Nicht viele Romane können diese Probe bestehen. Das habe ich besonders eklatant bei Spielhagens „Problematischen Naturen" erfahren, einem Buch, das in meiner Knabenzeit für den berühmtesten deutschen Roman gegolten hat. Omptedas „Sylvester von Geyer" dagegen hat bei diesen sechs Proben keinmal versagt, und als ich das Buch, dreißig Jahre nach der ersten Lektüre, zum — vorläufig — letztenmal aus der Hand legte, hatte ich die Augen ebenso voll Tränen wie das erstemal; Tränen, deren ich mich durchaus nicht schäme, obwohl ich mir denken kann, daß moderne Menschen, zumal literarische, sie spöttisch oder mitleidig belächeln werden. Denn ich weiß sehr wohl, daß Ompteda für sie „nur" ein Unterhaltungsschriftsteller ist. „Nur!" Als ob es etwas Minderwertiges, Verächtliches wäre, fesselnde, erschütternde Bücher zu schreiben, wie er es getan hat! Ich weiß daher auch, daß man mir jedes „literarische" Urteil absprechen und mich für einen antediluvianischen Reaktionär halten wird, wenn ich hier offen bekenne, daß ich keinen deutschen Erzähler kenne, den ich so hoch schätze wie ihn, denn keiner erfüllt die Ansprüche, die ich an einen guten Roman stelle, so vollkommen, wie er es getan hat. — Psychologische Menschenkenntnis, plastische Menschendarstellung, Klarheit und Folgerichtigkeit der Handlung, Wahrheit und Natürlichkeit in der Erfindung und Gestaltung der Handlung: nichts von alldem fehlt in seinen Romanen; dafür aber stößt man nirgend auf psychologische Taschenspielereien und stilistische Akrobatenstückchen, auf wüste Wahngebilde entarteter Phantasie und Pöbelhaftigkeit des Ausdrucks, wie so oft in den gefeiertsten und auflagenreichsten Romanen modernster Fechsung . . .

Als im Jahre 1902, das „Neue Wiener Tagblatt", in dem ich wiederholt nachdrücklich und ausführlich auf Ompteda hingewiesen hatte, einen Roman von ihm veröffentlichte, schrieb ich, gewissermaßen als Vorwort dazu, eine sein literarisches Schaffen zusammenfassende Arbeit die in derselben Nummer des Blattes erschien, in der sein Roman begann. Diesen Artikel ließ ich ihm zukommen. Daraufhin erhielt ich einen langen Brief von ihm — 7 typierte Quartseiten —, in dem er sich sehr ausführlich über die Art seines Produzierens äußerte; offenbar vom Drange veranlaßt, sich einem Menschen gegenüber auszusprechen, von dem er sich verstanden und besonders hochgeschätzt wußte. Ich muß es mir aus Raumgründen leider versagen, diesen interessanten Brief, der einen aufschlußreichen Einblick in die geistige Werkstatt Omptedas gewährt, hier in extenso zu veröffentlichen. Ich muß mich damit begnügen, daraus hervorzuheben, daß er anscheinend unter dem verstimmenden Eindruck von Kritiken entstanden war, die dem Verfasser Ungleichwertigkeit seiner Arbeiten vorwarfen sowie Vielschreiberei. Er schrieb darüber:

„Ich habe immer die Beurteiler nicht verstanden, die von einem Produzierenden verlangen, daß er fortwährend auf dem Gipfel stehen solle! Man soll doch froh sein, daß er ihn überhaupt nur mal erreicht. Ein großer Teil — um bei dem Bilde zu bleiben — des Bergsteigerlebens spielt sich doch in mittleren Höhen, auf den Hütten, ab. Auf die Gipfel kommt man sehr selten und bedarf eines langen Aufstiegs, wie dann auch ein langer Abstieg folgt. Als ob uns armen Menschen es überhaupt möglich wäre, soviel gebundene Kraft zu entwickeln, um ein ganzes Leben lang Gipfel zu stürmen, Raketen in den Himmel zu schicken! Akkumulatoren müssen geladen werden. Wenn sie ihre Kruft von sich gegeben haben, brauchen sie eben wieder Zeit, um sich zu füllen, und bis dahin kann ein armer Teufel sterben. Und dann, haben wir denn nicht unsere Pflicht als Künstler erfüllt, wenn uns in unserem ganzen Dasein drei oder auch nur zwei, oder auch nur ein einziges Buch wirklich von Bedeutung gelungen ist? Eins, das uns selber wiedergibt, oder unsere Zeit, unsere Generation, eins, das irgendwie einen eigenen Ton verrät. Wer das einmal erreicht hat, der kann sich doch beruhigen, er hat ja immer noch mehr getan als viele andere, die da geboren wurden, aßen, tranken, Kinder zeugten und sich ins Grab legten."

Über den Vorwurf, zu viel zu schreiben, aber äußert sich Ompteda folgendermaßen:

„Nun hören Sie einmal, wie es mir damit geht. Ich schreibe manchmal monatelang nichts, dann kommt der Teufel über mich — oder wie Sie die Kraft nennen wollen — und ich setze mich hin und muß schreiben. Ich frage dabei nicht, ob ich in dem Jahr schon dieses oder jenes geschrieben habe, sondern, wenn es eben nicht geht, würde ich auch 10 Jahre nichts schreiben können, und wenn es mir Bedürfnis ist, so kann ich auch in einem Jahr 10 Romane schreiben. Die Konzeption aller meiner Arbeiten liegt viele Jahre zurück. Mein Adelszyklus, der etwa 10 Zweibänder umfassen soll, ist bereits 1893 oder gar 1892 entworfen, nur habe ich ihn nicht angekündigt: ‚All das werdet Ihr noch von mir zu erwarten haben.' Davon halte ich nichts. Ich gebe nur etwas auf die Tat, nicht auf die Ankündigung. Ich glaube, daß ich

durchschnittlich, um einen Stoff auszuführen, gewiß 5 oder 6 Jahre brauche. Ich habe z. B. jetzt, wie ich mir einmal aus meinem Gedächtniskasten aufgeschrieben, 4 Theaterstücke, über ein Dutzend Romane und gegen 150 Novellen, im Kopf, in Arbeit, an denen hier und da einmal etwas hinzugefügt wird. Das Hinschreiben ist dann keine angenehme, aber eine verhältnismäßig nebensächliche Arbeit, die auch sehr schnell vonstatten geht, indem ich zum Beispiel einmal zu einem großen Roman nur 3 Wochen gebraucht habe, während ich ihn allerdings vielleicht 20-, 30-, 40mal vergeblich anfing und verzweifelt im Begriff stand, ihn aufzugeben. Ein langsames Arbeiten trägt bei mir, wie ich aus Erfahrung weiß, keine Früchte. Es drängt mich vorwärts. Wenn ich arbeite, habe ich schon 14 Stunden an einem Tage geschrieben, dafür aber, wie gesagt, monatelang nicht die Feder in die Hand genommen. Verlängerte ich manchmal die Dauer absichtlich, weil ich glaubte, daß ich es müßte, um mich zu vertiefen, so verliere ich mich in Spintisieren und Impotenz in Zweifel an jeder Befähigung zu neuer Arbeit..."

Ich beantwortete diesen Brief natürlich, aber zu einer Korrespondenz zwischen seinem Verfasser und mir kam es nicht. Für seine Arbeiten jedoch hatte ich nach wie vor das engste und wärmste Interesse. Bald darauf erschien auch ein Roman von ihm, den ich für einen seiner allerbesten halte: „Auf großen Höhen." In diesem ergreifenden Buch zeigte er, ebenso wie in seiner schon früher erschienenen wundervollen Erzählung „Die Radlerin", was seine Kunst aus einer an sich alltäglichen Handlung zu machen verstand; wozu bei dem erstgenannten Roman noch die grandiose Umrahmung der Fabel durch die südtiroler Dolomiten kam, die Ompteda so sehr geliebt und so lebensvoll beseelt hat...

Vor dem Kriege erschien auch der einzige Roman von ihm, der mir mißfallen hat und in dem er sich selbst untreu geworden zu sein schien: „Der neue Blaubart." Ich begreife noch heute nicht, wie er so arg daneben greifen konnte. Durch üble Erfahrungen bei anderen Erzählern gewarnt, besorgte ich schon, dieser literarische Fehltritt könnte der Beginn seines künstlerischen Abstiegs sein. Glücklicherweise erwies sich diese Befürchtung als unbegründet. Er fand schon in den nächsten Romanen wieder zu sich selbst zurück...

In den letzten Jahren gaben seine Bücher Anlaß zu einem gelegentlichen Briefwechsel. In seinem letzten Brief, von Ende Januar 1929 datiert, sprach er von seiner intensiven Beschäftigung mit der Geschichte der Gräfin Cosel, die er zur Hauptgestalt eines Romans machen wollte. Er war zu diesem Zweck von München nach Dresden gefahren, wo er, wie er mir schrieb, drei Monate mit Studien im dortigen Staatsarchiv verbrachte. Das Ergebnis dieser Studien hat eben erst als Roman in Velhagens Monatsheften zu erscheinen begonnen. Es war ihm nicht mehr beschieden, es zu erleben...

Zu einer persönlichen Begegnung und Aussprache zwischen Ompteda und mir ist es leider nie gekommen. Einmal, während des Kriegs, hat uns der Zufall wohl ganz nahe zusammengebracht, aber aneinander vorbei. Sein Weg hatte ihn von Bozen nach dem herrlichen Karersee, im Herzen der Dolomiten, geführt, wo ich dem dort stationierten Kommando einer Division zugeteilt war. Einen oder zwei Tage vorher war ich auf Urlaub gegangen. Dort, in der von uns beiden so heiß geliebten Wunderwelt der Dolomiten, angesichts des „Rosengartens" und des Latemar, hätten wir uns doppelt gut gesprochen. Es hat nicht sein sollen. Und ebensowenig sollte es zu dem Besuch kommen, den er mir in einem seiner letzten Briefe bei mir in Wien in Aussicht gestellt hatte. Ich bedauere es tief, daß es mir nicht vergönnt gewesen, diesem Manne, den ich so hoch verehrte, einmal die Hand drücken zu dürfen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Max Koch ist nach einer Meldung vom 28. Dezember im Alter von 77 Jahren in Breslau gestorben, wo er bis zum Jahre 1924 als Professor der deutschen Literaturgeschichte gewirkt hat. Er ist am 22. Dezember 1855 in München geboren worden. Seine Studien galten zunächst Gottsched und Shakespeares Königsdramen. Sein entscheidendes Werk ist die dreibändige Richard Wagner-Biographie, die ihre Bedeutung für die Wagner-Forschung bewahrt hat. Auch ein Abriß der schlesischen Literatur bis zur Thronbesteigung Wilhelms II. rührt aus seiner Feder her. Als Herausgeber hat er sich neben Lessing mehreren Romantikern und Platen gewidmet.

Marie Luise Gothein ist am 24. Dezember in Heidelberg im Alter von 69 Jahren nach kurzer Krankheit gestorben. Sie war die Gattin und spätere Witwe Eberhard Gotheins und ist früh selbst mit einer Biographie von William Wordsworth und einer „Geschichte der Gartenkunst" an die Öffentlichkeit getreten. Noch kürzlich hat sie des Boëthius „Trost der Philosophie" in der nachgelassenen Übertragung ihres Gatten der Öffentlichkeit übergeben. Ihr bleibendes Werk ist das Lebensbild ihres Gatten Eberhard Gothein. Ihr selbst ist die philosophische Ehrendoktorwürde von der heidelberger Universität, um die sie sich durch ihr Persönlichkeitswirken große Verdienste errungen hat, verliehen worden.

Giles Lytton Strachey ist am 21. Januar in seinem Heim in Berkshire im Alter von 52 Jahren längerer Krankheit erlegen. Er nahm unter den englischen Historikern und Biographen durch die eigne Kunst seiner Darstellung, diese Gabe, modern psychologische Charakterentwicklung bei fein abgestimmter historischer Hintergrundzeichnung zu bieten, den ersten Platz ein. Seine großen Biographien von „Queen Victoria" und „Elisabeth und Essex" sind (S. Fischer Verlag) auch in Deutschland weit verbreitet worden. Sein Elisabeth-Buch hat sowohl Bruckner wie auch Lenormand die maßgebenden Gesichtspunkte für ihre Dramen geliefert. Noch kürzlich ist eine Sammlung wesentlicher historischer Essays von ihm, deutsch unter dem Titel „Geist und Abenteuer", erschienen.

Sophus Michaelis ist am 28. Januar im Alter von 66 Jahren in Kopenhagen gestorben. Sohn eines deutschen Vaters aus dem Hannöverschen, studierte er Kunst- und Literaturgeschichte, war Redakteur, seit dem Jahre 1915 Vorsitzender des kopenhagener Schriftstellervereins und wurde in Anerkennung seiner Übersetzungen von Goethes „Faust" und Wolframs „Parzival" ins Dänische von der berliner Universität im Jahre 1928 zum Ehrendoktor ernannt. In Deutschland ist er durch eine seiner minderwertigen, von groben Effekten nicht freien dramatischen Arbeit „Revolutionshochzeit" bekannt geworden, der ein weiteres Drama „Auf dem Meere" folgte. Seine Bedeutung ist in seiner einziggearteten Sprachmeisterschaft zu suchen, die seiner an bleibenden Werten reichen Lyrik zugute gekommen ist, die aber auch in seinen

Romanen „Hellenen und Barbaren“, „1812“, „Aebelö“ deutlich erkennbar hervortritt. Man hat ihn nicht ganz zu Unrecht den Flaubert Dänemarks genannt.

Mehmet Rauf Bej, ein Vertreter der älteren türkischen Dichterschule, ist im Alter von 56 Jahren in einem stambuler Krankenhaus gestorben. Er war ursprünglich Seeoffizier, hat dann um 1900 mit seinem Roman „Ejlül“ (September) und seinen Gedichten „Sijach Indjiler“ (Schwarze Perlen) in etwas sentimentaler Weise dem Geschmack des türkischen Lesepublikums entsprochen.

Jewgenij Nikolajewitsch Tschirikoff, der als russischer Emigrant nach der Revolution in Paris und Prag lebte, ist am 19. Januar im Alter von 68 Jahren in Prag gestorben. Er schrieb Erzählungen aus der russischen Intelligenz; von seinen Bühnenstücken sind „Die Juden“ (1904) auch in Deutschland aufgeführt worden.

Abundio Zurita, bekannter Schriftsteller und Publizist, starb im Januar in Madrid. Er war Vater des verstorbenen Dichters Marciano Zurita.

Ramón Rocabert Roura, angesehener Bühnendichter, verschied in Madrid. Unter seinen viel gespielten Komödien, Lustspielen, Possen und Zarzuelas wurde am bekanntesten „El túnel“.

Mosén Antonio Maria Alcover, geschätzter Schriftsteller und Philolog, starb im Januar in Palma de Mallorca. Von seinen Büchern ist besonders zu nennen: „Corterelles“, Studien über das eigenartige Volksgemisch, Brauchtum usw. auf den balearischen Inseln, dem zahlreiche Chuetas (Judenstämmlinge) das Gepräge geben. Sein Lebenswerk stellt das einzigartige große „Katalonisch-valenzianisch-balearische Diktionär“ dar; auch verfaßte er wertvolle Studien auf dem Gebiet der romanischen Sprachen und Literaturen. (M. B.)

* * *

Georg Minde-Pouet ist zum Ehrenmitglied der Kleist-Gesellschaft ernannt worden.

Franz Karl Ginzkey ist das Ehrendoktorat der Philosophischen Fakultät der wiener Universität anläßlich seines 60. Geburtstages verliehen worden.

Walter Bloem ist in der Hauptversammlung des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller zum Vorsitzenden des Gesamtverbandes gewählt worden.

Der Severine-Preis für 1931 war Mrs. Helen Zenna Smith, Verfasserin des Werks „Nicht so ruhig“ (Entgegnung auf Remarque), in Höhe von 5000 Franken zuerkannt worden. Da es aber bisher nicht gelungen ist, den Namen der Persönlichkeit, die sich hinter dem Pseudonym H. Z. Smith verbirgt, ausfindig zu machen, soll Antonina Vallentin für ihr Stresemann-Buch nach Ablauf eines Wartejahres Aussicht auf Zuteilung des Preises haben.

Die Carl Schurz-Memorial Foundation, Inc., Philadelphia, hat einen nationalen Wettbewerb, an dem sich Studenten aller Colleges und Universitäten von Amerika beteiligen können, für die besten Aufsätze über Goethe in Höhe von 1000 Dollar ausgeschrieben. Als erster Preis für einen englischen Aufsatz und als erster Preis für einen deutschen Aufsatz sind je 200 Dollar ausgesetzt.

„Ende und Anfang“ von Hermynia Zur Mühlen wird demnächst in spanischer und dänischer Übersetzung erscheinen; amerikanische und polnische Ausgaben liegen bereits vor.

Franz Werfels Roman „Die Geschwister von Neapel“ ist soeben in ungarischer Übersetzung erschienen.

Eine neue literarische Auszeichnung ist für Italien der „Premio Bologna“, der erstmalig im Jahre 1932 verteilt werden wird. Mit diesem Preis soll das beste literarische Werk des Jahres 1932 ausgezeichnet werden. Die Prämie beträgt 5000 Lire.

Die römische Akademie von San Tomaso d'Aquino setzt einen Preis von 15000 Lire für die beste Arbeit über das Thema „L'Idealismo italiano contemporanea esaminato alla luce delle dotrine di San Tomaso d'Aquino“ aus. Die Arbeiten müssen in zwei Exemplaren an Herrn Professor Salvatore Talamo, Rom, Piazza Santa Maria in Travestere 5 eingereicht werden.

Zur Förderung der Jugendliteratur hat die Kommission für Kinderbücher bei der internationalen Büchermesse zu Florenz drei literarische Preise ausgesetzt, über deren Höhe noch nichts bekannt ist. Den ersten Preis soll eine Erzählung für Kinder, den zweiten eine Funkgeschichte und den dritten eine Jugendkomödie erhalten.

Ein deutsch-italienisches Goethe-Institut wird voraussichtlich im März in der Villa Sciarra in Rom eingeweiht — Präsident des Instituts ist der Senator Giovanni Gentile, Direktor der Professor für deutsche Literatur an der Universität Rom, Dr. Gabetti.

Lucio d'Ambra ist der 10000 Lire-Preis der Fusinate-Stiftung für sein Werk „Le Cinque Italia“ zuerkannt worden.

Den Mondadori-Preis für Lyrik in Höhe von 5000 Lire hat Ugo Betti für seine „Canzonette“ erhalten.

Der Biologie-Preis der päpstlichen Akademie der Wissenschaften wurde für 1932 Paolo Enriquez, Professor an der Universität Bologna, zugesprochen.

Zum Lektor für italienische Literatur an der Universität Göteborg ist Salvatore Sibilia berufen worden.

(H. M. T.)

Übertragungen deutscher Literaturwerke sind letzthin auf dem sowjetrussischen Büchermarkt recht rar geworden, und als einzige Neuigkeit ist hier ein sehr kompakter, gut ausgestatteter Band Heinescher Dichtungen zu vermerken, herausgegeben vom Verlag „Academija“ (Moskau-Leningrad) in der Reihe „Schatz der Weltliteratur“. Dem Band ist ein einleitender biographisch-kritischer Aufsatz von P. S. Kogan beigegeben sowie ein zweiter von W. Sorgenfrei, in dem ein scharfer Querschnitt durch die Geschichte der russischen Übersetzungen Heines gegeben ist. Wie der Verfasser ausführt, waren die frühen Übertragungen, trotz ihres sprachlichen Archaismus, Heine viel näher als die der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die einen vorwiegend handwerklichen Charakter trugen und im Grunde den Geist und Rhythmus Heinescher Dichtung dem russischen Leser entfremdeten. Erst die Übersetzer der Vorkriegszeit verstanden es, der Tonalität Heines im vollen Maß gerecht zu werden, und besondere Verdienste hat sich in dieser Richtung der verstorbene Alexander Block erworben, der sich in den ersten Revolutionsjahren mit den Vorarbeiten zu einer Ausgabe von Werken des deutschen Dichters befaßte. Für die jetzige Ausgabe von 1931 ist nur die eine Hälfte ihres Gesamtinhalts älteren Übertragungen entnommen, die andere ist neuen Ursprungs, und eine Reihe von Übersetzungen ist speziell für den gegebenen Band geschaffen.

Boris Pasternak hat im Auftrage der leningrader Oper begonnen die Textbücher des „Rings der Nibelungen“ Richard Wagners metrisch ins Russische zu übertragen. Es handelt sich um keine Umarbeitung der früheren russischen Übersetzungen der Tetralogie, sondern um eine Neuschöpfung im Geist der modernen russischen Dichtersprache.

Die Sowjetregierung hat den Dichtern und Schriftstellern Andrej Bjely, Georgij Tschulkoff und Maximilian Walo-

schin für ihre Verdienste um die russische Literatur eine lebenslängliche Pension zuerkannt. (P. E.)

Der bekannte argentinische Romancier Gustavo Martinez Zubiria (Hugo Wast), der auch ins Deutsche übersetzt wurde (vgl. L. E. XXXII, 174), wurde zum Direktor der „Biblioteca Nacional Argentinia" in Buenos Aires ernannt.

Eine Übersetzung Heinescher Dichtungen in baskische Sprache ist von José de Arregui erschienen. Sie erschließt, im Vergleichswege, das Wesen dieses seiner Herkunft nach noch so geheimnisvollen Idioms.

In der Mundart Galiziens, die eine Mittelstellung zwischen Spanisch und Portugiesisch einnimmt, veröffentlichte Avelino Rodriguez Elias einen Band „Galizisches Theater". Ein galizisch-spanischer Diktionär in zwei Bänden erschien kürzlich von Carré Alvarellos. (M. B.)

* * *

Eine Goethe-Ausstellung eigner Art wird von dem Gutenberg-Museum und der Stadtbibliothek in Mainz vorbereitet, die Goethes Verhältnis zu seinen Druckern und Verlegern darstellen und vor allen Dingen die repräsentativen Drucke Goethescher Werke zeigen wird, von den ersten Ausgaben bis zu der von der Mainzer Presse, die von dem Altmeister moderner deutscher Druckkunst, Professor Christian Heinrich Kleukens, in Verbindung mit dem Goethe-Archiv in Weimar soeben hergestellt wird. Mehrere größere Sammlungen Goethescher Frühdrucke, insbesondere auch das Goethe-Nationalmuseum und das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar haben ihre aktive Mitwirkung an der mainzer Ausstellung zugesagt.

Die Deutsche Bücherei legt unter dem Titel „Deutsche Bibliophilie in drei Jahrzehnten" soeben eine umfassende Bibliographie sämtlicher Drucke vor, die die deutschen bibliophilen Gesellschaften im Lauf der Zeit herausgegeben haben oder die ihnen von anderer Seite gewidmet worden sind. Die Bibliographie, die außer den Titeln erstmalig auch Beschreibungen der Bücher nach typographischen und bibliophilen Gesichtspunkten bringt, verzeichnet insgesamt 1211 Drucke von 27 bibliophilen Gesellschaften. Das rund 270 Seiten umfassende, mit einem Vorwort des Direktors Dr. Uhlendahl versehene Werk ist von Julius Rodenberg verfaßt.

Die bekannte Zeitschrift „Kunst und Künstler" (Redakteur Carl Scheffler, Verlag Bruno Cassirer, Berlin) erscheint von diesem Jahre ab in veränderter Form. Die Hefte werden außer kritischen Aufsätzen über Kunst, von jetzt ab auch Aufsätze aus allen geistigen Gebieten bringen, die in weiterem Sinne mit der Kunst zusammenhängen, ferner Diskussionen und Betrachtungen über alle aktuellen Dinge des künstlerischen Lebens unter besonderer Berücksichtigung der heute so wichtigen Wirtschaftsfragen. Gleichzeitig mit der Erweiterung wird das Format ein handlicheres und kleineres werden, bei wesentlicher Senkung des Bezugspreises.

*

Vor kurzem ließ ein noch unbekannter Autor, Ernst Erich Roth, einen Roman „Die Mietskaserne. Roman junger Menschen" (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M.) erscheinen, der schon als schriftstellerische Leistung besondere Beachtung verdient. Roth hat mit bisher nicht gewohnter Intensität die Entwicklung junger Menschen im Umkreis unserer großstädtischen Mietskasernen geschildert. Nicht als objektive Reportage, sondern mit der Kraft, die auch dem begabten Schriftsteller nur das eigene Erlebnis zu geben vermag. Dieser autobiographische Charakter des Romans „Die Mietskaserne" gewinnt noch wesentlich durch die Tatsache an Interesse, daß sich hinter dem Pseudonym Ernst Erich Roth der aus dem steglitzer Schülerprozeß bekannte Paul Krantz verbirgt.

Paul Krantz wurde schon während des Prozesses, der zu seinem Freispruch führte, von Lehrern und Gutachtern wie Professor Eduard Spranger schriftstellerisches Talent bezeugt. Das Urteil mußte anerkennen, daß es sich um einen außergewöhnlichen Fall, dem eine grundsätzliche pädagogische Bedeutung zukam, handelte. Das Studium der Akten und der Vorgeschichte des Prozesses enthüllte ein erschütterndes Bild von dem sozialen Druck, unter dem ein großer Teil unserer Jugend heranwächst. Ein Druck, der sich für die Begabten, denen die höhere Schule offensteht, noch verschärft. Nur aus diesen Konflikten heraus war der Fall „Paul Krantz" zu verstehen.

Der Roman „Die Mietskaserne" hat zwar mit dem Schülermord, um den der Prozeß ging, und mit dem Prozeß selbst unmittelbar nichts zu tun, macht aber jene allgemein interessierende Vorgeschichte noch weit deutlicher, als es der Prozeß zu tun vermochte, und erreicht dies gerade dadurch, daß er sich auf das reine Mittel der Darstellung beschränkt und jeder Sensation aus dem Wege geht.

Paul Krantz hatte in seiner weiteren Entwicklung, um die sich auch die Stadt Berlin und hervorragende Persönlichkeiten bemühten, den schönen Ehrgeiz, nur auf Grund seiner Leistung beurteilt werden zu wollen. Er ließ seinen Roman daher unter einem Pseudonym erscheinen und fand auch so in Blättern aller Richtungen, in Berlin und in der Provinz, eine sehr ernste und positive Bewertung. Jetzt zwingt die Indiskretion einiger, die um die Identität zwischen Ernst Erich Roth und Paul Krantz wußten, auf diesen Zusammenhang auch öffentlich hinzuweisen. Die Enthüllung sollte im Interesse des jungen Autors nicht zu einer Sensation, die sie gar nicht ist, aufgebauscht werden. Aber sie sollte dazu beitragen, seinen Roman „Die Mietskaserne" nicht nur als spannende Lektüre zu werten, sondern auf ihn als ein hervorragendes Anschauungs- und Orientierungsmittel über die Probleme der Großstadtjugend hinzuweisen.

* * *

Von Helene Christallers geschätztem Roman „Gottfried Erdmann und seine Frau" ist im Verlag von Friedrich Reinhardt in Basel eine Jubiläumsausgabe erschienen, die sich durch klaren Druck, rotbraunen Leineneinband mit Golddruck empfiehlt. Sie wird zum billigen Preis von M. 3,80 angeboten.

Redaktionsschluß: 3. Februar 1932.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Flucht aus der Wirklichkeit und wohinein?

Zwei jüngst erschienene Romane „Es ist genug" von Georg Kaiser (Transmare-Verlag, Berlin) und „Liebe in Üsküb" von Heinrich Eduard Jacob (Berlin, Wien, Leipzig 1932, Paul Zsolnay Verlag) weisen als Wesensmerkmal so deutlich die Flucht aus der Wirklichkeit auf, daß man nicht umhin kann, ein Zeichen der Zeit darin zu sehen. Höchste Unsachlichkeit. Das scheint erstaunlich? Wohl kaum in Tagen, die so sorgenschwer sind.

Kaisers „Es ist genug": schon die Voraussetzung ist nicht nur unwahrscheinlich, sondern nach Wirklichkeitsmaßstab unmöglich. Ein Mann, dem die geliebte Frau starb, ersehnt sich in seiner und ihrer Tochter Wiederauferstehung seiner Liebe. Um sich dieser Tochter, sobald sie herangewachsen, als Liebender nahen zu können, täuscht er Selbstmord in einer Gletscherspalte vor. Nicht anders Jacobs „Liebe in Üsküb": ein Mädchen, das von ihrem Liebsten preisgegeben worden ist, geht in ein Bordell, um da so viel Geld zusammenzuraffen, daß sie sich an ihrem Geliebten rächen kann. Höchst absonderliche Charakterveranlagungen müßten geschildert sein, solche Voraussetzungen als menschenmöglich erscheinen zu lassen; davon kann aber weder bei Kaiser noch bei Jacob die Rede sein.

Flucht aus der Wirklichkeit und wohinein?

Beide Romane sind keineswegs ohne Psychologie, wieder aber fällt auf, daß die Seelenschilderung an dem eigentlichen psychologischen Problem vorübergeht, es geradezu ausschaltet. Bei Kaiser müßte der innere Kampf zwischen der Sehnsucht nach Wiedererlangung der gestorbenen Geliebten und der Furcht oder der Abscheu vor Blutschande zum Austrag kommen. Davon ist nicht die Rede. Dieser Witwer-Bräutigam würde mit aller Seelenzufriedenheit im Hafen der Blutschande landen, triebe ihn nicht ein Handlungs-Zufalls-Wind ins Meer neuer Erkenntnis hinaus. Charakteristisch aber: die Furcht vor Blutschande wird in einer Nebenperson des Romans zu treibendem Motiv. Hier freilich mit einem „fabula non docet".

Die im Bordell heimisch Gewordene wird bei Heinrich Eduard Jacob neuer Liebe zugeführt. Hier also erstände als wesentlich das alte Problem der seconde virginité par l'amour, wenn anders es dem Romanverfasser irgendwie zu Problem geworden wäre. Davon aber kann nicht die Rede sein. Ist die Seele eines so mißbrauchten Leibes noch liebefähig? Jacob setzt die bejahende Antwort als selbstverständlich voraus. Derart sensitiv ist die Mißbrauchte noch, daß sie nach acht Tagen Zusammenseins mit einem herzlich gleichgültigen Burschen in seelischem Langflug in den Tod gleitet.

Flucht aus der Wirklichkeit und wohinein?

Man könnte angesichts beider Themen von Romantik reden und die Belege heranziehen. Nicht in derartiger Körperschwere, wohl aber in geistiger Wollust ist Kaisers Spiel um den Tod das des Novalis. Und immer hat französische Romantik von Victor Hugo bis auf Dumas fils und Barbey d'Aurevilly das Liebe—Rache—Liebe-Motiv in Hinblick auf die Dirnennatur aufgegriffen und je nach Zeitstimmung gelöst. Trotzdem: es hieße das Wesen beider Romane, sowohl des Kaisers, wie des Jacobs, verkennen, wollte man den gewiß vorhandenen romantischen Einschlag als ausschlaggebend bezeichnen.

Zunächst: daß beide Romane nicht Romane sind und sein können, leuchtet nach Themenstellung ohne weiteres ein. Beide sind breit ausgesponnene Novellen.

Eines eigentümlichen Spannungsmittels hat sich Kaiser dabei bedient. Dieser Witwer-Freier ist eine tief grüblerische Natur. Immer stellt er sich bis in erdenkliche Einzelzüge vor, was nun kommen müsse, welche Schicksalswendung ihn erwarte, wie der und jener ihm begegnen werde und — immer tritt etwas sehr anderes, Unerwartetes ein.

Flucht wohinein?

In die Artistik. Die macht das Wesen beider Romane aus. Bei Kaiser die Artistik eines Gedankenspiels, bei Jacob die einer Milieuschilderung. (Beide Romane müssen ihre Heimat weitab von Deutschland finden.) In Artistik brillieren beide Bücher. Wäre Schreiben ein Begriff an sich und von Gestaltung und Handlung loslösbar, so müßte diese Kunst in Hinblick auf Kaiser wie auf Jacob in höchsten Tönen gefeiert werden. Die Artistik ist bei Kaiser gedanklicher, bei Jacob deskriptiver Art, macht nichts, die Artistik beider ist aufs höchste gesteigert.

Damit hat man ein nicht übersehbares Merkmal von „Literatur": wenn die Not am größten, backt sie Kuchen. E. H.

Verführung durch Kolportage

Der begeisterte Edgar Wallace-Leser ist ein Produkt dieses eben verstorbenen Autors. Ein Meister der Kolportage ist ja immer auch ein Genie der Suggestion. Er züchtet sich den Lesertyp, für den er schreibt. Es sind meist Menschen mit einem ausgesprochenen Phantasiedefekt. Der Motor ihrer Phantasie läuft noch, aber er treibt nicht mehr aus Eigenem vorwärts. Solch flügellahme Phantasie, die ihrer seelischen Selbstverzauberungskraft beraubt ist, heftet sich fast immer an bestimmte irdische Wunschträume, läßt sich durch sie vergewaltigen, normalisieren. Dann ist der Boden bereitet, auf dem die Kolportage gedeiht. Es kommt für den Kolportageautor nur darauf an, sie so zu züchten, daß sie auf jedem Traumbeet zur gleichen leuchtenden Scheinblüte aufwächst. Das ist im Rahmen des Kriminalromans ein Leichtes. Denn in jedem Heutigen, als dem eingeengten Knecht des sozialen Gefüges, lebt die Sehnsucht nach einem Akt der Befreiung, neben der Sehnsucht nach Geld. Wenn man es nicht hat, möchte man wenigstens lesen, daß andere es haben. Kein Zufall also, daß in Wallaces Büchern nicht nur dauernd Verbrechen gehäuft werden, es geht auch immer um Riesensummen, sei es, daß sie gestohlen, sei es, daß sie geerbt werden. Magie der Zahl plus Magie des Verbrechens sind die Wesenszüge der Kolportage im Kriminalroman. Nimmt man hinzu ein Durchschnittsideal vom „glücklichen Leben und Lieben" und der „großen Welt", so hat man das Wesen der Kolportage in Reinkultur. Die Verführung ist darum eine vollkommene, weil in einem materialistischen, entgötterten Zeitalter ein rein materialistischer Wunschtraum mit möglichster Ausschaltung des Differenzierten, will sagen See-

lischen (wofür das Dämonisch-Verzerrte tritt) dem Ideal der vielen entspricht. Das Kolportagebuch ist in diesem Fall der geschickt posierende Double des Traumes. Das Seelische als eigentliche Quelle eines originalen Phantasielebens wird mit Hilfe eines künstlerischen Traumgebildes totgeschlagen. Das reine Kunstwerk ist eine Inkarnation des Ewigen, des Göttlichen, die Kolportage hat den Mantel des Teufels als des Verführers umgetan. Sie ist in einem entwurzelten Zeitalter Ersatz für Kunst, die sie in die Kammer der verborgenen Einsamkeit drängt. Sie gibt denen kurzen, seligen Traum, die nicht aus ihrem letzten Ich heraus zu träumen wagen. Sie behext die Ungläubigen und umnebelt mit Stoffülle und einem Hexensabbath des Abnormen, von künstlichem Geist künstlich Erdachten ihr besseres Wissen und Gewissen. Und der ihr Meister ist, der große Charlatan, der die Massenträume am laufenden Band in die Welt schickt, streicht hohnlachend die Pfennige der Vielzuvielen ein, die sie ihm entrichten, weil sie nicht wissen, was Kunst, echte Kunst ist, was Phantasie, echte Phantasie vermag!

Werner Schickert

Händel unter „Gebildeten"

Um den Professor der Theologie Günther Dehn zu Halle geht der Kampf weiter. Es heißt, daß es nicht mehr einzelne Studentengruppen sind, die den Rücktritt des Dozenten fordern, sondern die Kollegen, insbesondere der Dekan der juristischen Fakultät, seien jetzt auch der Meinung, es müsse anders werden. Man spricht von grundsätzlicher Stellungnahme und hält es für angezeigt, den Fall, diese ganze für ihre Richter eher peinliche Affäre, dahin zu diskutieren, daß Dehns Ansichten, beispielsweise über den Krieg und die kirchliche Ehrung der im Kriege Gefallenen, dem vaterländischen Fühlen sehr wenig entgegenkommen. Wie denn aber: wenig entgegenkommen? Weil es im Namen der Lehre Jesu Christi jemand wagt die Hand aufzuheben, und seine Gegner die ihm selbstverständliche Voraussetzung nicht gebührend respektieren? Den Standpunkt kennen wir; es ist in der Politik beliebt, nicht hinzuhören und dennoch unterrichtet zu sein — für ein theologisches Kolleg galt bisher eine andere Methode.

Die deutsche Universität mag in hohem Maße zur reinen Fachschule und häufig genug zum Radauplatz einer törichten, radikalisierten Jugend geworden sein, als Idee bleibt sie unveränderlich groß und wesentlich. Warum vergißt man das? Warum traut man ihr so wenig zu? Sind wir es nicht, die aus der Universität machen, was sie ist?

Ich habe letzthin zum zweiten Mal den Roman gelesen, das begabte, aufgeweckte Buch Michl Meisners, eines ganz jungen, wie ich vermute, fränkischen Autors; vielleicht ist er noch Student. Sowenig der blasse, abgebrauchte Titel „Burschen in Sonne und Wind" (Drei Masken-Verlag, München) zunächst aufmerken läßt, weil man womöglich gar ein Alt-Heidelberg dahinter wittern mag — es ist trotzdem auf jeder Seite ein neues Licht angezündet, die Sätze und Kapitel sind durchweht von einer jungen, keuschen Männlichkeit.

Der Roman spielt in Würzburg, er schildert ohne eine Spur von Wehleidigkeit heutiges Universitätsleben und die Händel unter den Gebildeten. Ich zitiere (S. 84): „... Aber gegen Mathieuser! (lies Dehn!). Was tut er: Er nimmt ihnen die Ideale, die sie gelernt haben. Sie haben ja keine Zeit, um auf etwas Neues groß zu kommen, sie übernehmen. Sie sehen, daß es schlecht ist und hören, daß es gut war. Also übernehmen sie Helden und Gedanken einer früheren Zeit — ob die Korps oder die sozialdemokratische Gruppe. Und diese Ideale, die sie neben ihrer Streberei als notwendigen Ballast mitgeschleppt hatten, die nimmt ihnen dieser Mathieuser, Spötter, Idealist und Wirrkopf ..."

Und weiter (S. 178/79): „... ich glaube, es gibt zwei große Gruppen von Jugend. Die eine macht Examinas, treibt Sport und weiß genau, was sie hochzuhalten hat. Sie glaubt an sich selbst, wie sie an den Staat und die Polizei glaubt, sie kennt das Leben mit festen Begriffen. Und die andere? Wir andern suchen — wir glauben nicht an Verlobung und Polizei. Wir wissen nicht, ziehen durchs Leben, sind traurig und lustig, suchen eine Zukunft, sind Strolche —"

Wer zweifelt daran, daß aber sie es sind, die ein Kolleg bei Mathieuser oder Günther Dehn ruhig anhören können und unter ihnen die Idee von der universitas litterarum allein fortlebt?

Jürgen Eggebrecht

„In Hamsuns Spuren"

Seit ein paar Jahren mehren sich die Bücher, die, wie man sagt, „von Hamsuns Art" sind. Von jeher übte dieser Riese aus dem Norden seinen Einfluß auf junge Dichter aus. Einigen unter ihnen, die jetzt mit gewichtigen Werken sich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise erschlossen haben, wird der Name Hamsun zum Fluch, wofür insonderheit Waggerl ein Beispiel ist. Zugegeben: Diese jungen Dichter wurden im Innersten berührt und befruchtet: aber darf man deshalb gleich sagen, sie seien simple Nachahmer eines Großen, Unerreichbaren?

Es handelt sich hier nicht etwa um Dichter, die aus einer nur ästhetischen Ambition heraus, vom nur Gefühlsmäßigen her den „Segen der Erde" besingen (weil es nun Mode geworden ist, Bauernromane zu schreiben und in „Urwüchsigkeit" zu machen), sondern um jene, denen die „Erde" Urgrund und Fundament ihres Wesens ist, ganz einfach ihr Lebensnerv. Diese Dichter (ich nenne aufs Geratewohl nur ein paar Namen: Griese, Waggerl, Giono, Kuhnert, Gailit), „machen" nicht in Hamsun; sie schreiben, vielfach, ohne von Hamsun zu wissen (wie dies Friedr. Griese kürzlich bekannt hat), ihre Bücher aus dem Rhythmus ihres Blutes. Sie können nicht anders.

Alle Vergleiche und Parallelen mit Hamsun sind vor allem unzulänglich deshalb, weil an ihn ein Maßstab gelegt wird, den man, will man objektiv bleiben, an andere nicht legen darf, ohne Gefahr zu laufen, die Grad- und Rangunterschiede bedenkenlos über den Haufen zu werfen. Weiter erscheinen sie jedem Einsichtigen billig und abgegriffen darum, weil immer nur gewisse Eigenarten des Hamsunschen Stils, seines Tonfalls, seiner Sprache, seiner Art, Menschen und Dinge zu sehen, gemeint sind; Eigenarten (wohl gemerkt: die Beurteilung erfolgt auf Grund der Übersetzung!), die sich nach Ansicht einiger Rezensenten in den Büchern anderer, zum Beispiel obengenannter Dichter wiederfinden lassen.

Angesichts der immer häufiger auftretenden Äußerungen gegen die „Hamsunianer" (um hier diese falsche Bezeichnung zu gebrauchen), wird man zu der Frage gedrängt, welchen Gefühlen nun eigentlich diese Ablehnung entspringt? Nun, die Antwort ist nicht schwer zu finden: sie kommt aus einer, hier nicht näher zu kennzeichnenden Schicht des Schrifttums, deren Exponenten und Vertreter sich gegen den Einfall der erdverbundenen Dichter in die Dichtung wenden, weil sie in ihnen die Antipoden ihres nach Gehirn und In-

tellekt gebauten Lebens sehen. Sie spüren den Prozeß, der sich vollzieht, die Wandlung und Verwandlung; den Einbruch des Landes in die Stadt, um es so einfach wie möglich auszudrücken. Romane wie „Brot" und „Schweres Blut" von Waggerl; „Winter" von Griese, „Ernte" von Giono, um nur ein paar Beispiele zu geben, stellen die ganz natürliche Reaktion dar, die sich aus einer Art Überfütterung am sogenannten psychologischen Roman zwangsläufig ergeben mußte. Hanns Arens

Gestaltung auf der Bühne und im Film

Man hatte Gelegenheit, zwei eindrucksvolle Gestaltungen Emil Jannings zu sehen, die eine auf der Bühne der Volksbühne als „Fuhrmann Henschel", die andere in dem Film „Stürme der Leidenschaft". Nicht gar so abweichend die Charaktergrundlagen. In beiden Fällen schwere und robuste Männer; Gewalttätigkeiten nicht unzugänglich; nicht ohne kindhaftes Gemüt; nicht ohne einen Anflug von Humor. Um so stärker fielen die Mittel der Charakterzeichnung in der Verschiedengeartetheit von Bühne und Film auf. Im Film ein Mehr an bewußter und absichtlicher Physiognomik, ein stärkeres Zerren und Spannen der Gesichtszüge, gleichsam Entladungen der Seelenstürme im Gesichtsausdruck.



Emil Jannings in „Stürme der Leidenschaft"
Zeichnung von B. F. Dolbin

Das steht in unmittelbarer Abhängigkeit von den technischen Voraussetzungen des Films. Auch wo der Film Milieu und Gruppen vorführt, bleibt das Bild der Hauptfigur entscheidend. Wichtige Augenblicke werden durch Großbild hervorgehoben. Auf der Bühne aber ist die Aufmerksamkeit sehr selten auf den einzelnen konzentriert, nicht nur das Milieu lenkt ab, auch die Luft, in der er sich bewegt, dämpft.

Rein äußerliche Mittel des Films tragen dazu bei, den physiognomischen Ausdruck zu steigern. Ein Fettaufstrich ermöglicht es, den Darsteller so zu zeigen, als wäre er in Schweiß gebadet. Die künstlich geformte Träne steht dauernd zur Verfügung. Dies alles kommt Jannings Spiel im Film zugute. Wirklich zugute?

Es ist kein Zweifel, daß über dem Film und seinen Darbietungen erst das moderne Interesse an Physiognomik erwacht



Emil Jannings in „Fuhrmann Henschel"
Zeichnung von B. F. Dolbin

ist. Durch den Film haben wir erneut gelernt, Menschen zu sehen, aus den Gesichtszügen die Seelenregungen zu enträtseln. Aber es ist nicht minder klar, daß der Film für den Darsteller eine Gefahr bedeutet, nämlich die, sein Gesicht zum Plakat für seelische Vorgänge zu machen. Täte er das auf der Bühne, es bliebe in den meisten Fällen unbemerkt, seine Spielleistung würde dadurch keine Steigerung erfahren. Beim Sprecher liegt auf der Bühne Sieg und Niederlage. Es ist aber selbst im Tonfilm das Wort von so sekundärer Bedeutung, daß alles zu Herausarbeitung des Gesichtsausdrucks drängt — den zu unterdrücken eigentliche Schulung des modernen Alltagslebens ist. Eine nicht zu übersehende Divergenz tritt darin zutage.

Jannings ist Künstler. Ist es auf der Bühne wie im Film. Man kann trotzdem nicht umhin, festzustellen: er ist auf der Bühne der feinere, diskretere Künstler, weil eben Bühne in sich die kultiviertere Kunst bedeutet. E. H.

Theater-Paradoxa

Die Gerüchte über den schwachen Geschäftsgang der Reinhardt-Bühnen haben sich zu der Tatsache verdichtet, daß Reinhardt sich auf seine Bühnen in der Schumannstraße und das Große Schauspielhaus konzentriert. Das bedeutet: Aufgabe der westlichen Gesellschaftssensationen, Rückzug auf den künstlerischen Ausgangspunkt — für das Geschäft.

Daneben: Ausbreitung des Rotter-Konzerns, Hamstern von Bühnenhäusern, die das rührige Brüderpaar nicht alle selbst bespielen kann; es verpachtet sie von Fall zu Fall weiter, an junge Schauspielergruppen, deren Darbietungen dem bürgerlichen Theater, wie es das System Rotter am deutlichsten manifestiert, den Garaus machen wollen. Komische Vorstellung, daß — ungleich an Wert — Brechts „Mutter", Wangenheim-Czempins „Mausefalle", Pohls „Kampf um Kolbenau" — an den Rotterbühnen ihre Uraufführungen starteten! Aber haben nicht schließlich kapitalistische Staaten den Aufbau Sowjetrußlands gefördert, indem sie mit dem größten Gegner ihres Systems Handelsgeschäfte machten? Theatrum mundi.

Der Rotter-Konzern hat in allen Himmelsrichtungen Berlins seine Theater. Ein Stück wird von einem Stadtteil in den anderen transportiert. So wird die Aufführungsdauer der Stücke verlängert, das Wandertheater lebt in der Großstadt wieder auf, weil das Fahrgeld vielen Theaterbesuchern unerschwinglich geworden ist.

Ein Schauspielerkollektiv aus Prominenten hat mit einem Stück Erfolg, aber bei der Teilung kommen auf den einzelnen durchschnittliche Tageseinnahmen von zirka 5 Mark. Das hätte im gleichen Theater ein Direktor ihnen anbieten sollen! Wird diese Erkenntnis dazu führen, daß die Prominenten reumütig die Direktoren zurückrufen und wirksamer als Gagenkonventionen sein?

Jetzt hat der Preiskommissar den Garderobenablagezwang aufgehoben und Zettelaushang angeordnet. Nun bringen auch die Freibilletler nichts mehr ein, denn die Zwangseinnahmen aus Garderobe und Theaterzettel waren wucherisch.

Zeigen all diese Krisensymptome nicht auch den Weg zur Heilung: vernünftige Preispolitik, den Darstellern wie dem Publikum gegenüber? Denn das Theater an sich — lebt!

L. W.

Zerbrecht die Krücken!

Ein Krüppelpädagoge, Hans Würtz, hat im Verlag von Leopold Voß, Leipzig, einen umfangreichen Band erscheinen lassen „Zerbrecht die Krücken", der voll von den interessantesten Problemen steckt. Worum handelt es sich? Für den Verfasser zuerst darum, seinen Schutzbefohlenen, den Krüppeln, zu zeigen, daß keine Verkrüppelung, und sei sie noch so schwer und entstellend, an sich ein Lebenshindernis zu sein braucht, oder wie Epiktet es gesagt hat: „Eine Lähmung ist ein Hindernis des Schenkels, aber nicht des Willens."

Das zu beweisen führt Würtz fast 500 Krüppel an, die Außergewöhnliches in ihrem Leben trotz ihres Krüppeltums geleistet haben. Trotz ihres Krüppeltums? Vielleicht gerade wegen ihres Krüppeltums? Was der Krüppel in seiner Umwelt seelisch und geistig erlebt, das kann ihn klein und schwach machen, das kann aber gerade durch den Trotz, den Anklagegroll, durch das Leiden ihn stärken zu Großem. Man kann über die körperliche Ohnmacht einen geistigen Sieg erringen. Fritz Müller-Partenkrichen, auch ein Krüppel, hat es so gesagt: „Menschen, in deren Körper die Natur roh und mißgestaltend eingriff, rächen sich an ihr durch eine größere geistige Leistung ... ich weiß keine schönere Rache."

Würtz faßt den Begriff des Krüppeltums sehr weit, er begreift darunter auch Riesen und Zwerge, unterdurchschnittlich Kleine mit anormalen Proportionen, Andeutungskrüppel mit schwachen Rückenverkrümmungen und die abstoßend Häßlichen. Er hat recht, denn jeder auffällig oder abstoßend wirkende Mangel trennt ja seinen Träger unvermeidlich vom Heer der „Normalen". Entscheidend ist die Selbstbewertung des Gebrechens. So führt er zum Beispiel Kant als Andeutungskrüppel an, denn Kant hat von sich gesagt: „Ich habe wegen meiner flachen und engen Brust ... eine natürliche Anlage zu Hypochondrien ..."

Wie wirkt Krüppeltum auf den Geist? Ist es etwa Zufall, daß schon die Sprache Physiologisches und Psychologisches verknüpft, die Hand mit dem Hirn? Handeln sagen wir und Verhandeln, Begreifen sagen wir und Auffassen, wir nennen es Vorstellen und Darstellen. Leib und Hirn sind unlöslich miteinander verknüpft, ein leiblicher Mangel wird immer auf den Geist wirken, diese Wirkung braucht aber keine Hemmung zu sein, sie kann ein Sporn werden.

Ist es ein Zufall, fragt Würtz, daß Menschen, die die Welt umgestaltet haben, Krüppel waren? Da ist der kleine, schiefhalsige Alexander der Große, der kleine, häßliche Attila, der kleine, lahme Timur, der kleine, häßliche Napoleon I., der kleine mongoloid-häßliche Lenin! Die Kleinen werden die Großen! Wollen sie sich an ihrem Körper rächen?

Wen hat die große französische Revolution an die Front gestellt? Die Häßlichkeitskrüppel Mirabeau und Danton, den buckligen Marat, den lahmen Couthon, den Wuchskrüppel Robespierre!

Endlos ist die Liste der Künstler. Nur einige Namen von Schriftstellern und Dichtern: Cervantes und Balzac, Dickens und die Droste, Bürger und E. Th. A. Hoffmann, Horaz und Ibsen, Gottfried Keller und Lamartine, Byron und Ovid, Edgar Allan Poe, Tieck, Stendhal, Scott, Uhland und Verlaine. Die Maler und Bildhauer: Feuerbach und van Gogh, Leistikow und da Vinci, Makart und Menzel, Michelangelo und Toulouse-Lautrec. Die Musiker und Sänger: Beethoven und Chopin, Gluck und Gounod, Grieg und Händel, Mozart und Meyerbeer, Rossini und die Patti, Schubert und Carl Maria von Weber.

Blättert man in diesen Listen, so überwältigt einen immer von neuem diese Symphonie des Trotzes, dieser Lebenswille: „Nun grade!" Gebiete, die ihnen durch ihr Gebrechen besonders verschlossen scheinen, erobern sich die Krüppel nun erst recht. Wir finden einbeinige Springer, einarmige Fußballer und Flieger, einseitig gelähmte Autosportler, einbeinige Bergsteiger. Dazu das Heer der Zirkus- und Schaukrüppel: Armlose, die Maler und Musiker werden, einarmige Equilibristen, einbeinige Tänzer.

Dieses Buch ist weit über seinen ursprünglichen Zweck, den Krüppel zu helfen, ein Ansporn, Widerwärtigkeiten, alle Widerwärtigkeiten zu besiegen. Sie können besiegt werden. Sie sollen besiegt werden!

Hans Fallada

Vachel Lindsay

Von Udo Rall (Los Angeles, California)

Am 5. Dezember 1931 starb Vachel Lindsay, nach Whitman der amerikanischste aller amerikanischen Dichter, im Alter von 52 Jahren. Hinter ihm lag ein ungewöhnliches und reichhaltiges Leben. Kunstschüler, Illustrator, Kunstkritiker, Landstreicher, Journalist, Vortragskünstler, Troubadour, Neugestalter der Dichtung, Verfechter der Filmkunst, verstand er jede sich selbst gestellte Aufgabe mit seiner Persönlichkeit zu durchdringen.

Schon früh rebellierte er gegen die Monotonie und die farblosen Ideale der kleinbürgerlichen Existenz. Um die guten Mitbürger seiner Vaterstadt Springfield zu ärgern, zog er wiederholt monatelang als Landstreicher und Gelegenheitsarbeiter umher, statt hübsch brav als Zeichner in einem anständigen Büro zu sitzen. Er sagt darüber in der autobiographischen Einleitung zur Gesamtausgabe seiner Gedichte: „Es war ein Protestakt gegen das amerikanische Kaufmannsideal, ein Protest gegen die Sorte von Lebensführung, wie sie für alle Zeiten in den zwei Büchern von Sinclair Lewis verewigt ist: ‚Babbitt' und ‚Main Street'. Nachdem ich zweimal losgezogen war und meine Unabhängigkeit gewissermaßen bewiesen hatte, gab es Tage in meiner Vaterstadt, an denen die Babbitte mich am liebsten ins Gefängnis gesteckt hätten ..." Sie konnten weder seine Zeichnungen noch seine Verse verstehen und stellten ihn vor die Alternative, sich anzupassen oder betteln zu gehen. „Da sagte ich, zum dritten Mal, ‚Ich will lieber betteln gehn'."

Aber nach jenem dritten Vagabundieren kam langsam der Erfolg. Die bedeutenderen Kritiker wurden auf ihn aufmerksam und die liberaleren Zeitschriften begannen seine eigenartigen Gedichte zu veröffentlichen. Sein Herumstreifen hatte ihm den rechten Hintergrund gegeben. Er verstand die Volksseele wie kaum ein anderer Dichter. Er predigte das Evangelium der Schönheit und das der Menschlichkeit, und er bediente sich dazu der englischen Sprache auf seine eigene Art. Synkopierung, freie Rhythmen, lose Reime, Nachahmung und Andeutung von Geräuschen, alles benutzte er, ohne sich erst darum zu kümmern, was wohl die akademischen Kritiker dazu sagen würden. Jedoch sein lyrisches Feingefühl und sein naiver Instinkt bewahrten ihn vor dem Lächerlichen. Durch sie wurde er der volkstümliche Troubadour seiner Zeit, als der er im ganzen englischen Sprachgebiet verehrt wird.

Vachel Lindsay war nicht nur ein Dichter, er war auch ein Vortragskünstler ersten Ranges. Wer einmal Gelegenheit hatte, ihn einige seiner Gedichte vortragen zu hören, wird den Eindruck nie vergessen. Von ungeschlachter Gestalt, in einfachem, ungebügeltem Anzug, bewegte er sich zwanglos vor dem Publikum. Sein Gesicht war grob geschnitten; aber ein gütiger Ausdruck lag in seinen Augen. Wenn er vortrug, warf er den Kopf zurück und starrte nach der Decke. So konnte er das Publikum vergessen und sich ganz der Melodie des Gedichtes hingeben. Seine Stimme hatte unglaubliche Modulationsmöglichkeiten. Aus tiefem, rollendem Baß konnte sie plötzlich in ein leichtes Flüstern übergehen, daß die Hörer atemlos und erschauernd horchten. Er sang nicht; aber der Wechsel von Melodie und Rhythmus war fast wie ein Singen. In der Beschreibung klingt das alles übertrieben und beinah bänkelsängerisch; aber wer ihn hörte, konnte sich dem Zauber seiner Persönlichkeit nicht entziehen.

Es war Lindsays Ansicht, daß Gedichte nicht stumm gelesen, sondern gesprochen werden sollen. Um dies auch dem phantasiearmen Leser zu ermöglichen, versah er manche seiner Gedichte mit Anmerkungen, die allerdings nicht ausreichen, eine Idee von Lindsays eigenem Vortrag zu geben. Als Beispiel lasse ich meine Übertragung seines bekannten Gedichtes „The Santa Fe Trail" folgen, die Vachel Lindsay noch kurz vor seinem Tode als gut gelungen autorisierte. Dieses Gedicht, das so ziemlich alle Varianten seiner Dichtkunst enthält, schuf ebenso wie manches frühere bei seinem Erscheinen einen Aufruhr in der literarischen Welt. Doch hat sich die Kritik inzwischen längst damit abgefunden. Es ist heute so beliebt, daß es selten in einer Anthologie moderner amerikanischer Dichtung fehlt.

Die Santa Fe Heerstraße

Eine Humoreske

Von Vachel Lindsay

Übertragen von Udo Rall

*(Ich fragte den alten Neger: „Wie heißt der Vogel, der so hübsch singt?"
Er erwiderte: „Das ist die Rahel-Ann".
„Hat er denn keinen andern Namen — Lerche, Fink, oder so?"
„Nein, bloß Rahel-Ann.")*

I.

Darinnen ein rasend Auto aus dem Osten kommt

Zart zu singen, nach freier Melodie.

Dies ist der Wechsel der Musik des frühen Morgens: —
Zu Anfang, von Osten her, kommt nur ein Summen.
Das Summen wächst in ein Sonnenaufgang-singen.
Hört doch das Leishorn, das Fleißhorn, das Preißhorn,
Hört doch das Frühhorn, das Glühhorn, das Ziehhorn...

Sehr rasch zu lesen oder singen.

Hört doch das Schnellhorn, das Höllhorn, das Grellhorn!
Und der heilige Schleier der Dämmrung ist fort.
Rasch kommt das stählerne Auto dort.
Es brennt im Ost wie die Morgensonn brennt.
Ich seh es flimmern, wo die Straße sich trennt.
Seine Augen sind Lampen wie Drachenaugen.
Benzin tut's aus roten Fässern saugen.
Die zarten Nebel des Morgens zerreißend,
Kommt's wie ein Blitz, saust vorüber, gleißend,
Brüllt zu den Windmühlen, herrisch, beißend,
Umsaust den Tornado,
Frißt Distanz mit Bravado.
Wo der Präriehund gesellig haust,
Über Viehweiden braust es und braust...

In rollendem Baß, etwas überlegend zu lesen oder singen.

Hoh für das Reißhorn, Beißhorn, Heißhorn,
Hoh für das Jaghorn, Wildhorn, Plaghorn.
Hoh für Kansas, das wir uns erwählen,
Wenn Häuser uns würgen und Bücher uns quälen!
Sonnenaufgang-Kansas, Ernteland-Kansas!
Millionen Menschen entdeckten dich vor uns!
Millionen Menschen entdeckten dich vor uns!

II.

Darin viele Autos nach Westen ziehen

In gleichmäßig überlegter, erzählender Form.

Ich will alles Lebendige leben haben.
Keine Heuschrecke will ich nutzlos zertraben.
Selbst wenn sie ein Loch in mein Hemd frißt so groß,
Laß ich sie raus, laß sie wieder los.
Vielleicht, da sie nagt mir am Hosenbein,
Fallen ihr Heuschreckenlieder ein.

Landstreicher bin ich, am Straßenrand,
Leb in Lumpen und Dreck mit allerhand,
Ich lungre, schlaf, riech Blumengeruch,
Schreib Narrenideen in mein Taschenbuch,
Trag den Kindern vor, brauch keinen Saal,
Schaff, wenn ich mag, und bettle manchmal.

Geb verrückte Skizzen, zu aller Gestaun,
Halbwüchsigen Jungen im Morgengraun.
Find mir einen Platz zum Schlafen im Heu,
Wenn der lebenspendende Tag vorbei.

Ich find in den Stoppeln, bei Stein und Strauch,
Ein Flüstern und Feiern, alles was ich brauch:
Das Flüstern der Erdbeeren, weiß und rot,
Hier, wo die neue Mahd liegt tot.

Doch möcht ich nicht ewig einsam wandern
Ohne die lebenstrunkenen Hupen der Andern.
Und herauf übern Erdapfel kommen sie,
Blasen des Frühmorgens Türülü: —
Kraftwagen in krasser Wirklichkeit.
Zarte Träume vergehn
In der Hupen Gestöhn.

Auf jedem Fähnchen
Ein groß-schwarzes Wort: —
Der Name der Stadt,
Der Ausgangsort.

Wie ein Zugausrufer auf dem New Yorker Hauptbahnhof.

Sie kommen von Memphis, Atlanta, Savannah,
Tallahassee und Texarkana,
Von St. Louis kommt's her, von Columbus, Manistee,
Von Peoria, Davenport und Kaukakee.
Autos von Concord, Niagara, Boston,
Und von Topeka, Emporia und Austin.
Autos von Hannibal, Chicago, Cairo,
Autos von Alto, Oswego, Toledo.
Autos von Buffalo, Kokomi, Delphi,
Autos von Lodi, Carmi, Loami.
Hoh für Kansas, das wir uns erwählen,
Wenn Häuser uns drücken und Bücher uns quälen!
Dieweil ich in Muße die Straße beschau
Und den Himmel darüber,
Wo die Wolken sich mit erstaunlicher Wucht
Wälzen durchs regenlose Blau
Über glutheißes Land, das Regen sucht —
Dieweil ich so sitze beim Meilenstein,
Erdennah,
Zieht Amerika
Vorüber.

Rauh und mit explosiver Kürze wiederzugeben.

Hört doch die Stahlhörner, reißend, rasend,
Hört doch die Qualhörner, zittrig blasend!
Die Straße entlang tönt's wie Froschgesang.

Hier kommt das Rüpelhorn, hier kommt das Übelhorn,
Hier kommt ein Bleckhorn, Schreckhorn, Dreckhorn,
Gleich drauf ein Meckhorn, schwach und heiser: —
(Manche sind von Kansas, manche sind von Kansas.)
Hier kommt das Sühnhorn, Kühnhorn, Grünhorn,
Das Bleib-zu-Haushorn, Paushorn, Aushorn.
(Manche sind von Kansas, manche sind von Kansas.)

Fast im Flüsterton zu lesen oder singen.

In der Ferne Rahel-Ann,
Unbesiegt vom Hupentusch,
Singt ihr Lied im Dornenbusch: —
„Lieb und Leben,
Ewig jung —
Süß, süß, süß, süß,
Tau und Klarheit,
Traum und Wahrheit,
Süß, süß, süß, süß!"

Lauter und lauter, rascher und rascher.

Indes rauchschwarze Frachtzüge auf vierschienigem Bahndamm
Wie von Satans Peitsche gejagt über den Bergkamm,
Schreiend die nach Westen, schreiend die nach Ost,
Nehmen fort die Ernte, bringen fremde Kost,
Und Ackerbaugeräte, Maschinen, und die Post.
Die Handwagen sausen, rattern im Geleis;
Auf metallne Vesperbüchsen brennt die Sonne heiß.

In rollendem Baß, mit zunehmender Überlegung.

Und dann wieder plötzlich, ihr Leute von heut,
Seht die Prozession aufs Neue gereiht;
Ganz Amerika zieht vorbei!
Hört doch die Blechhörner, dringend, klingend,

Mit explosiver Kürze.

Hört doch das Tathorn, Gib-guten-Rathorn,
Hört doch das Blashorn, Töthorn, Rashorn! ...

Fast im Flüsterton zu singen oder lesen.

In der Ferne Rahel-Ann,
Unbesiegt vom Hupentusch,
Singt ihr Lied im Dornenbusch: —
„Lieb und Leben,
Ewig jung —
Süß, süß, süß, süß,
Tau und Klarheit,
Traum und Wahrheit,
Süß, süß, süß, süß!"

Die Dämpfer offen an der ganzen Reih,
Mit tollem Gepolter,

Zuerst mit explosiver Kürze brüllend, allmählich in lässigem Singsang endigend.

Krack, krack, krack,
Krack-krack, krack-krack,
Krack, krack, krack,
Hört doch das Althorn ...
Goldhorn ...
Kalthorn ...
Und all das Getön, bis die Nacht sich naht
Auf Heuhauf und Schafsstall und windverwehte Stadt.

In der gleichen geflüsterten Melodie wie die fünf ersten Zeilen.

Dann, weit jetzt im Westen, grad wie zu Beginn,
Zart in der Ferne, sanft im Verziehn,
Hört noch das Eilhorn, Meilhorn, Allheilhorn,
Hört noch das Leishorn, Fleißhorn, Preishorn.

Dieser Abschnitt fängt sonor an und endigt mit lassigem Flüstern.

Sie erjagen die Ziele, die sie verstehn,
San Franzisko, und des Seewindes Wehn.
Mein Ziel ist eins, das der Bettler ersinnt,
Ich hänge im Netz, das der Nachtwind spinnt.
Der Rand des Kornfeldes singt mir im Traum.
Ich sprech mit den Blättern vom Maulbeerbaum.
Und jetzt hör ich, indem ich so sitze allein,
In der Dämmrung, an einem Santa Fe Stein,
Des Maisfeldes Seelen in leisem Gesumm
Und die frohkleinen Seelen der Gräser rundum.
Hör, was der Pappelbaum da erzählt,
Was die Windmühlen singen, hoch über der Welt,
Hör was die Grasflöten lispeln so süß
Von Myriaden Propheten im Paradies —

Im gleichen Flüsterton wie das Rahel-Ann-Lied, aber sehr langsam.

Hör auf das Wunder,
Das die Nachtluft bringt,
Hör ... wie ... ein ... Flüstern
Die ... Prärie ... durchdringt.
Elfen singen dort am Rain: —
Süß, süß, süß, süß,
Lieb und Leben,
Sternenschein,
Süß, süß, süß, süß!

Auskunft über den Mann Kästner

Von Hans Fallada (Neuenhagen-Berlin)

Ein junges Mädchen wünschte sich von mir Kästners „Ein Mann gibt Auskunft" zum Geburtstag. Diese Gerda, zwanzigjährig, studiert, will Fürsorgerin werden, ist augenblicklich Praktikantin auf einem der berliner Wohlfahrtsämter. Sie wird zu Erhebungen in die Häuser geschickt. Zu Erhebungen der Art etwa: da hat eine Nachbarin die Witwe Müller denunziert, sie ließe ihre zehnjährige Tochter mit dem Schlafburschen im Bett liegen. Ist das Kind verwahrlost? Zu solchen Ermittlungen also.

Ich frage sie: „Warum Kästner? Wieso gerade Kästner?" Gerda sagt: „Es ist manchmal gar nicht so einfach, anständig zu bleiben. Manchmal kriegt man solche Wut ... Weißt du, darum Kästner."

Der Mann, dessen Verse solch junges Ding in die Hinterhöfe der Fruchtstraße begleiten, und der Zehntausenden im Lande Mut macht zu einem menschlichen Durchhalten, ist heute 32 Jahre alt. Er, der Volksschullehrer werden wollte und umsattelte, der auf einer Bank arbeitete und umsattelte, der Germanist werden wollte, seinen Doktor machte und umsattelte, der Zeitungsmann wurde und umsattelte — dieser mittelgroße Sachse aus Dresden mit einem merkwürdigen Gesicht, das immer anders aussieht und doch immer Kästners Gesicht bleibt — dieser Lyriker hat es fertig gebracht, Lyrik in Deutschland wieder populär zu machen. Über dreißigtausend Menschen haben in Deutschland seine Gedichtbände gekauft.

Zahlen beweisen meist gar nichts, in diesem Fall vielleicht aber doch etwas, man vergleiche den ersten Absatz.

Drei Versbände (alle bei der Deutschen Verlags-Anstalt): „Herz auf Taille" (1927), „Lärm im Spiegel" (1928), „Ein Mann gibt Auskunft" (1929).

Der erste Versband, also „Herz auf Taille": Ein halbes Hundert Gedichte etwa, beim ersten Zusehen könnte man sie in zwei Gruppen teilen: die Gedichte, die irgend etwas mit Kindern oder der Kindheit zu tun haben, und die mondänen Gedichte. Kindheitsgedichte etwa wie dies: daß einer in der Eisenbahn fährt, gelangweilt zwischen Schinkenbrötchen und einer Dame, die unaufhaltsam näher rückt, er sieht zum Fenster hinaus. Erst tanzt es gleichgültig vorbei, dann grüßt ein Baum, und plötzlich fühlt er entsetzt: seit zwanzig Jahren sah ich keine Felder! Ich hab vergessen, daß es Gärten gibt. — Nur keine Angst, dies Entsetzen wird keine Konsequenzen haben, er greift doch wieder zu den Schinkenbrötchen, und die Dame rückt auch noch näher.

Dann mondäne Gedichte wie die Ansprache einer Bardame, dieses betrunkene öde Geschwätz von Kleidern, Kavalieren, Schnäpsen, dazwischen Bestellungen, wieder Gerede mit den Gästen, Ekel, Getränkesteuer und: „durch alle Straßen, die's auf Erden gibt, möcht ich zu gleicher Zeit auf einmal gehen. Ach wär das schön!" Und Heulen, Waden, Übelkeit. — So etwa.

Gemeinsam ist beiden Arten von Gedichten eine etwas kindliche Art, die Welt zu betrachten. Ein Kind, das vor einem gedeckten Tisch steht, sagt der Reihe nach auf: Tisch, Tasse, Brot, Butter, Messer ... Und fängt, da ihm alles immer wieder neu ist, von vorn an: Tisch, Tasse, Brot ... Auch Kästner ist alles immer wieder neu, er sagt alles auf, was er zu einer Reise weiß: die Telegraphenstangen und die Schinkenbrote, die Abteilnachbarin und die Felder, die wie Rhomboide aussehen. Dann aber — denn das alles sehen wir ja nur konventionell, wie wir es hundertmal gesehen haben — geht er zum Ursprünglichen zurück, zu aller Anfang Anfang, zu jener Zeit, da die Felder wirklich Felder waren und Gärten Gärten.

Es ist wie ein Schlag, eine Erschütterung breitet sich aus, greift immer tiefer, aus dem Wust von Angelerntheiten, Herkömmlichkeiten, Alltagseinerlei steigt es grün und prangend wie ehemals auf: versunkene Gärten der Kindheit, zugefallene Tore öffnen sich, die Brunnen rauschen. Hier ist es, wo er seine Leser packt. Du Geschäftsreisender, hingegeben den Anschlüssen, sei es von Zügen oder von unternehmungslustigen Damen, auch du warst einmal klein, alles war anders, alles war besser.

Stimmt das? Nein, es stimmt noch nicht. Denn nach einigen Kästnerschen Gedichten darf man mit Fug und Recht annehmen, daß es in seiner Kindheit jedenfalls nicht besser war. (Wie bei den meisten anderen auch.) Und aus diesem Zwiespalt entspringt einer seiner stärksten Impulse: es hätte so schön sein können, aber es ist endgültig verpaßt. Verpaßt ihr anderen es nicht!

Was er seinen Lesern also gibt, ist ein Ausschnitt aus ihrer Alltagswelt: genau, nüchtern, illusionslos. Dazu dann eine Illusion: Kindheit, Mutter, Konfirmation, Bäume. Und schließlich einen Impuls: wenn's euch dreckig geht, laßt es den anderen nicht auch dreckig gehen. Tue jeder, was er irgend kann. „Wir werden langsam. Doch wir werden besser."

Aus diesen drei Komponenten baut er sein Werk, das scheint eng und begrenzt. Aber im Zusehen erweitert sich der Rahmen immer mehr, unser ganzer Alltag ist darin, und was wäre auf dieser Welt, das nicht in diesen Alltag reichte —? Und welche andere Hoffnung kann man uns schließlich geben, als die Zukunft, körperhaft geworden durch die

Frauen in den Kindern? So sagt der Titel dieses ersten Versbandes auch nichts anderes aus: laßt euch nicht verblüffen, traut nicht der Kälte, der Blasiertheit, was hier schlägt, ist wohl ein verbogenes, ramponiertes, gedrilltes Herz, aber ein Herz!

Zweiter Band: „Lärm im Spiegel." Hier tritt das rein Lyrische viel stärker zurück, oder, genauer gesagt, es ist viel unpersönlicher geworden. Im ersten Band gab der Autor einen Tatbestand und sagte etwas Lyrisches dazu. Im zweiten ist das Lyrische Wesensteil des Gegenstandes selbst, ist wie sein Aroma. Der zweite Band ist auch kälter, skeptischer, schärfer, kämpferischer. Die Welt ist doch übler, als man einst geglaubt, gut kann man die Menschen nicht machen, besser aber doch. Diese Note bleibt: besser, das ist zu schaffen. Also arbeite daran, das, Dichter, ist deine Pflicht.

Und er arbeitet daran. Da ist ein Gedicht: „Warnung vor Selbstschüssen." Ganz kämpferisch, Appell an den Leser. Es hat weder Anstand, die Achseln zu zucken, noch zu kneifen. Wenn du zielen willst, bitte, nicht auf dich selbst, bitte, auf die anderen. Und man hat zu leben und anständig zu sein. Findest du gar keinen anderen Grund, dann tu es wenigstens, um die anderen zu ärgern. Er appelliert also an jeden Instinkt.

Oder „Meyer IX im Schnee". Hier werden in sieben Strophen die Gefühle des irbeliebigen Großstädters gezeigt, der allein in einem verschneiten Wald steht. Überkreuz, überquer: die Kindheitserinnerungen — und wie er sich von ihnen entfernt hat; die Natur — und wie er nichts von ihr weiß, ja, sie nicht einmal fühlen kann; die Sinnlosigkeit des Betriebes von Büro und Kino — und wie er sie nicht mehr entbehren kann. Das sind Feststellungen, Zergliederungen, mehr oder weniger gut kann sie jeder machen. Er macht sie sehr gut, aber nicht das ist wichtig. Was wichtig ist, ist ein Gefühl von der Ausweglosigkeit unserer Kultur, ihrer sinnlosen Einseitigkeit, das dem entsteigt. Dies, manchmal gesagt, manchmal ungesagt, ist in allen Kästnerschen Gedichten. Dies ist wichtig, dieses Gefühl, das aus ihnen allen aufsteigt: es ist schlimm. Man muß ändern.

Dazwischen wieder einmal ein ganz persönliches Gedicht: „Das Lied vom feinen Mann." Einsetzend mit Minderwertigkeitsgefühlen, die wir alle haben: daß die wirklich Feinen uns nie für fein halten werden (weil wir alles nicht ernst genug nehmen). Und ausklingend in einen Angriff, daß wir zu fein sind, um fein zu sein. Ein Wortspiel? Etwas Aggressives? Nichts als die Sucht, die anderen an der Nase zu zupfen? Nein, mehr, viel mehr. Ein Trost, eine Ermunterung für die kleinen Schwachen: laß dich nicht verführen, du bist recht so und die anderen sind unrecht so. Jedes Kästnersche Gedicht, man kann nehmen, welches man will, irgendwo hat es diesen ethischen Kern. Weil der ganze Mann ethisch ist. Warum schreibt er? Weil er sieht, die um ihn sind mies oder böse, und weil er möchte, daß sie anders würden. Immer der gleiche Impuls. (Sein Beruf war eben doch einmal der eines Lehrers!)

Ändert sich an diesem Tatbestand etwas in dem dritten Versband: „Ein Mann gibt Auskunft"? Nein, es ändert sich nichts daran. Worüber gibt dieser Mann Kästner Auskunft?

Über den Mann Kurt Schmidt beispielsweise, über seinen Lebenslauf gewissermaßen, der aus neun Stunden Arbeit, zehn Stunden Schlaf, vier Stunden Fahrt und Essen besteht, immerhin: in dem Stündchen, das ihm übrig blieb, brachte er sich um. Oder über sein eigenes Leben, das alles in allem ja nicht ganz erfolglos gewesen ist, immerhin: ich kam zur Welt und lebe trotzdem weiter. Oder etwa fünf Strophen über die höheren Töchter, Detail neben Detail, wie das sitzt und stimmt, diese jungen wirkungsvoll gebauten Damen mit der ausgesuchten Haut, aber immerhin gefielen sie erst dann, wenn sie auch das Reden ließen.

Hat sich etwas geändert, in ihm, seit den ersten Versen, die er schrieb? Nein, nichts. Die Grundeinstellung bleibt. Sicher ist er schärfer geworden, das Fell der anderen ist dicker als er geglaubt, es hilft nichts, sie bei Namen zu nennen, sie stellen sich tot. Oder sie lächeln gar noch und applaudieren: vorzüglich. Nein, darin hat sich nichts geändert.

Wenn sich etwas geändert hat, so in der Form. Kästner hat immer gearbeitet, da ist kein Vers geschludert, jedes Gedicht ist gebaut, Zeile um Zeile, Detail um Detail. Er sagt es einmal in der „Prosaischen Zwischenbemerkung" (Lärm im Spiegel): „Talent ist Selbstverständlichkeit, ist die mindeste Voraussetzung für jeden Beruf." Aber auch Fleiß ist Selbstverständlichkeit. Wir haben alle unsere

Götter, die wir bewundern, denen wir nachstreben. Kästners Vorbild ist Wilhelm Busch. Und wie bei diesem großen Meister, an dem er sich geschult, wird die Form bei ihm immer leichter, scheinbar müheloser, geschliffener. Das ist der Fortschritt, die Veränderung, von Jahr zu Jahr festzustellen. Da ist gearbeitet worden, unermüdlich. Nie hat ihn Erfolg dazu verführt, sich irgend etwas bequem zu machen. Strenger als all seine Kritiker ist er gegen sich selbst. Und so gewinnt jedes Gedicht eine volle abgerundete Form, nichts fließt auseinander, wird breiig, könnte auch anders herumlaufen. So, so, so muß es sein. So, wie ich es geschrieben habe, ist es die beste Form, nein, die einzige.

Wie ganz auf einen Ton Kästners Lyrik gestimmt ist, das sieht man aus einem Hörspiel, das er im Jahre 1929 schrieb. In Wechselrede und Gesang wird eine Bilanz heutigen Lebens gezogen. „Leben in dieser Zeit" heißt das (Chronos-Verlag). Wo stehen wir? Was erleben wir? Wohin kommen wir? Kann das nicht besser werden? Und die Chansons, die man da singt, die Balladen, die Kurt Schmidt, der ratlose Durchschnittsmensch spricht, sie stammen aus den zwei ersten Gedichtbänden Kästners. Sie reihen sich aneinander: der Weg ins Büro und die Liebe, die zu spät kommt, eine einsame Mutter („am besten, die Kinder blieben klein"), das möblierte Zimmer, die Natur, die zu kostspielig ist, entweder was das Geld oder was die Gefühle angeht, die Demütigungen, die man erfährt oder versetzt — ein trauriger Chorus, immer anschwellend, immer auswegloser. Wohin sind wir gekommen? Soll es immer so weiter gehen?

Am Schluß des zweiten Teils steht dann der schöne Song: „Man müßte wieder ..." Sechzehn Jahr sein nämlich. Aber hier in diesem Hörspiel ist das ursprüngliche Gedicht ein ganz klein wenig verändert. Der Schluß ist umgebogen. Ehemals, in dem Gedichtband, sagte Kästner stolz: „Alles wieder. Alles noch einmal, wie es gekommen ist. Nichts anders!" Hier aber fragen die anderen ihren für die Sechzehn schwärmenden Kurt Schmidt höhnisch: „Man müßte —! Aber wir sind nicht mehr sechzehn. Wissen Sie was Besseres, Herr Schmidt-Kästner?"

Er weiß es, aber glauben werden sie es ihm nicht: über das Verzagen, den Trotz, die Ironie geht der Weg zu dem Ethos: denkt an die, die später kommen. Sie werden es nicht glauben, sie werden es nicht tun, die ewig die Kurt Schmidts bleiben, und doch gibt es nur eins, selbst aussichtslos, immer wieder zu sagen: Denkt an die, die später kommen!

Ein Mensch, dessen ganzes Werk so sehr von der Hoffnung auf das Kind bestimmt ist, wird sich nicht damit begnügen, den Großen zuzurufen: „Denkt an die Kinder!" Er wird direkt auf die Kinder zu wirken versuchen. Das ist ein gerader Weg. 1929 schreibt Kästner seinen Roman für Kinder „Emil und die Detektive". 1931 „Pünktchen und Anton", dazwischen 1930 die beiden Versbücher „Artur mit dem langen Arm" und „Das verhexte Telefon". (Alle vier bei Williams & Co.)

Sie sind schon lange in ihm, diese Bücher; mit ihren Helden ist er umgegangen seit eh und je. Pony Hütchen, die Kusine Emils, treffen wir schon im „Herz auf Taille" an, aber sie ist natürlich noch viel älter, sie kommt direkt aus seiner Kindheit. Und dort ist auch die Keimzelle der Handlung für den „Emil" zu suchen. Der arme brave Junge, dessen Mutter schuftet, und der ihr so gern helfen möchte. Wozu sind wir Dichter, wenn wir uns nicht einmal die Wünsche unserer Kindheit auf dem Papier erfüllen können? Kästner tut es, und tut es auf eine entzückende, lebendige, heutige Art, die nicht nur die Kinder verzaubert. Etwas wundervoll Beschwingtes weht durch diese Bücher, alles steht sauber und klar an seinem Platz, nichts ist zurechtgebogen, verfälscht, und die Moral, die er gibt, ist eine anständige moralinfreie Moral, die in jedes Milieu paßt, nicht nur in das Kleinbürgermilieu dieser Erzählungen: seid anständig zueinander, helft einander, durch dick und dünn.

Und doch habe ich gegen diese beiden Bücher, gegen den Anton und gegen den Emil, ein Bedenken: in beiden wird der Held dadurch glücklich, daß ein „Verbrecher" durch ihn erwischt wird. Nun ist der Verbrecher gar kein Verbrecher, sondern ist in beiden Fällen ein kleiner armer Lump, denn der „Bankräuber" ist auf den recht ungeschickten Herrn Grundeis doch nur aufgepappt, damit Emil seine tausend Mark bekommt. Kinder sind unduldsam — ist es richtig, ihnen diese kleinen armen Schlucker als abgrundtiefe schwarze Schurken zu zeigen? Eines Tages werden manche dieser Kinder, die dies heute lesen, Juristen geworden sein, — verständnisvoller gegen die kleinen Diebe hat sie der „Emil" nicht

gemacht. Und anders herum — ist es richtig, den Kindern zu sagen, ihr könnt reich und glücklich werden, wenn ihr auf die Verbrecherjagd geht? Werden Kinder nicht in Dinge gehetzt, die sehr viel schlimmer für sie ausgehen könnten als für den Emil?

Ich weiß, ich weiß. Spannung muß sein, man muß die Kinder dazu bekommen, diese Bücher, die ihnen in anderer Hinsicht so viel Anständigkeit beibringen, zu lesen. Und ich würde nie ein Wort gesagt haben, wenn es in einem Buch so wäre. Aber in beiden? Nein, hier ist eine Schwäche, ein Bruch mit all dem, was Kästner sonst lehrt. Und das wird sofort erklärlich, wenn man erfährt, daß der zehnjährige Kästner auch einmal wie sein Emil hinter sehr schwer verdientem Geld hinterhergelaufen ist. Erklärlich; aber ein Bruch bleibt es doch. —

Das Werk dieses Lyrikers klingt heute in einem Roman aus, betitelt „Fabian, die Geschichte eines Moralisten" (Deutsche Verlags-Anstalt). Fabian ist ein durchschnittlicher Mensch, nicht besonders gescheit, nicht sehr unternehmungslustig, nicht sehr stark. Aber er ist ein Mensch, der an Anstand glaubt, der noch Gefühle hat, ein Herz. Und dieser Fabian geht durch Berlin, ach nein, er geht nicht, hierhin und dorthin wird er gezogen. Von zufälligen Begegnungen zu Liebe, Verlassensein und Genuß, von zufälligen Konjunkturen zu Arbeit, Spaß an der Arbeit und Erwerbslosigkeit, von Zufälligkeiten zu Leben und Tod. Kästner kennt Berlin, was er da zeichnet, ist so sauber und klar hingesetzt wie in seinen Gedichten, jedes Detail stimmt. Es ist eine Hölle, aber in dieser Hölle leben noch viele Menschen, die an etwas glauben, Idylliker meinethalben. Sie sind wehrlos, man macht mit ihnen, was man will. Wirst du verwundet — warum hast du kein festeres Fell? Ich habe es doch! Findest du es ekelhaft — meinem Magen widersteht es nicht. Hab nur Sorgen, leide Enttäuschungen, mach dir Schmerzen — so ist die Welt!

Aber so soll sie nicht sein. Tut, was ihr wollt, sagt Fabian Kästner, wir werden nicht auf die Anständigkeit verzichten. Tut, was ihr könnt, wir werden darum schwarz schwarz und einen Millionär einen Schurken nennen. Jagt, habt Erfolg — wir werden das nur Betrieb und Mißerfolg nennen. Zieht uns hinein in eure Schweinereien — das könnt ihr, aber sterben tun wir doch allein, ganz allein, ohne euch, beispielsweise bei der Rettung eines Kindes; wir Fabian Kästners protestieren, heute, morgen, immer!

Es ist die alte Melodie, im Anfang, am Ende, wie in der Mitte. Sie ist der Grundakkord des Menschen Kästner: seid anständig. Laßt euch nicht verführen. Bleibt anständig. Und herum das bunte Gewirr seiner tausend Bilder: schwermütig und frech, erotisch und voll Kampf, Gärten und Frauen und alte Klassenkollegen, Unteroffiziere und Kinder. Und Mütter. Die Kurt Schmidts der Welt aber rufen hinein in den Wust und Trubel: Denkt an die, die nach euch kommen!

Daß sie es erst täten! Daß sie erst auf ihren Kästner hörten!

Ruth Schaumanns neues Gedichtbuch[1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

Dschu-ang-tse erzählt von einem Holzschnitzer, der einen vollkommenen Glockenspiel-Ständer verfertigte; um das Geheimnis seiner Kunst befragt, antwortete er, daß er kein Geheimnis habe; doch als er daran ging den Ständer zu machen, habe er sich gehütet, seine Lebenskraft auf andere Gedanken zu zerstreuen; nach drei Tagen dachte er nicht mehr an Lohn und Ehre, nach fünf nicht mehr an Lob und Tadel; nach sieben nicht mehr an Leib und Glieder. So ward er völlig gesammelt, und so erkannte er alsbald im Walde den Baum, der den Glockenspiel-Ständer barg. Nur so können währende Werke entstehen, und es ist offenbar, daß die Gegenwart, nicht nur dies unmittelbare Heute, sondern überhaupt die letzten Jahrzehnte, solcher Sammlung besonders abträglich ist, weshalb die Zahl der länger, geschweige der überdauernden Werke, zumal im Verhältnis zur Menge der unmäßig angeschwollenen Produktion, überaus klein ist. Ruth Schaumann, in ihrem innersten Wesen,

[1] Die Tenne. Gedichte. 237 Seiten. Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet, München 1931. — Hierzu die Proben auf S. 373.

darf sprechen wie jener Holzschnitzer. Sie wohnt, so steht es verzeichnet, in München; aber wohnt sie in München? Sie lebt, nach dem Eindruck ihrer Gedichte, nicht im Deutschland von 1932, ihre Seele siedelt im Gebirg, das unermeßliche Lärmen des Erd-Tags, der aus allen Ländern in unsere Stuben dringt, das ungeheuere Dröhnen — Nach- und Vordröhnen — geschichtlicher Gewalten, von dem unser Leben schüttert, wie Mauern und Fenster von naher Kanonade, bricht sich an den Gewänden des Seel- und Geist-Karwendels, in dem sie haust. Wie um die gläubige Beterin jener alten Legende ist mitten in Krieg und Wirrnis eine Mauer um sie gebaut. Dennoch ist sie verbunden, aber nicht in waagerechten, der Erde gleichgerichteten Linien, sondern in vielen, immer steiler emporsteigenden, Streben gleichen Strahlungen: „coniunx coniugi, membrum membris mysticis, creatura Creatori"; so sind die drei Abschnitte ihres Gedichtbuchs „Der Rebenhag" überschrieben, so könnte sie auch den neuen Band „Die Tenne" anordnen, und ihre Lyrik überhaupt.

All ihre Gedichte sind im Grunde Teile eines, des gleichen Buchs. Wie es für sie kein Nacheinander in der Zeit zu geben scheint, nur ein Nebeneinander in der Über-Zeit, so bauen diese Gedichte sich nicht entwicklungshaft auf, sie erwachsen nicht auf verschiedenen Terrassen dieses Lebens, sondern sie sind gleichsam in einer Ebene vorhanden und werden nach und nach sichtbar; wenn sie aber aus dem Nebeneinander zu einer Ordnung auseinander treten, so ist es die in jenen Formeln der Kirchensprache angedeutete, gemäß der katholischen Hierarchie, zu der sie als ein lobsingendes Glied gehört.

Jedes Gedicht der Ruth Schaumann steht in einem mildeweiß-zartgrauen Seel-Schein, und Aura verbindet sich mit Aura zu einer ruhenden Luftschicht, so daß sie, ob auch jedes für sich genommen eine unterschiedene Einheit ist, einander ähneln und, zumal der Erinnerung, verschwimmen, daß sie, anders gesagt, ob auch an sich abgelöst, aus einer gemeinsamen einhelligen Atmosphäre sich emporheben. Um jedes ihrer Gedichte ist eine Stille geschlossen, aus einer tiefinneren Stille sind sie gekommen, und, wiederum, Stille zu Stille fügt sich, und was das Gehör aus diesen Versen bewahrt, ist mehr noch als Ton und Melodie die weite Stille, die sie ausatmen. Sie bringt nicht neue Formen und nicht neue Inhalte in die Welt, sie verwendet die überlieferten Strophen, manchmal schlechthin nach dem Brauch, manchmal abgewandelt, aber zumeist — nicht immer — in ihrem persönlichen Ton. Er ist nicht stets mit gleicher Stärke hörbar, aber kaum irgendwann von überkommen allgemeiner Melodie gänzlich verdeckt. Kein Gedicht ist ohne Wert, fast jedes zu allermindest durch eine Wendung, ein Bild, einen Klang, eine Vorstellung ausgezeichnet; jedes, auch die verhältnismäßig schwächsten, ist mit seelischer Substanz gesättigt und empfängt ein unwägbares Schwergewicht. So unterschreitet sie niemals eine bestimmte Höhenlage; es gelingen ihr viele gute, nicht wenige meisterliche, ja vollkommene Stücke.

Schwach oder doch schwächer, wird ihr Gedicht, wenn die geistliche Bildersprache zu sehr vorschlägt; wenn das Abstrakte sich als Abstraktes breit macht, ohne auf geheimnisvoll dichterische Art zu einer anderen Konkretheit zu gerinnen; wenn der Ton des Kirchenlieds oder barocker geistlicher Lyrik, wenn der Volkston des 19. Jahrhunderts eindringt.

Jedoch diese und andere Mängel sind gering, gemessen an ihrem Reichtum — über den hier nur in Andeutungen berichtet werden kann —. Wo man diese Gedichte aufschlägt, erblickt man das dichterisch Sichtbare. Sie ist „voller Figur", sie denkt anschauend, ihr Gefühl wird Erfindung, sie schafft — Wesen aller Dichtung — beständig Sinnbilder.

Sie hat im Grunde nur den einen Ton hingegeben gesammelter Innigkeit; er ist nicht so unverwechselbar eigen, daß man ihn unbedingt bei jedem Gedicht erkennen müßte; indes man glaubt, in ihrem Ton das Antlitz ihres Wesens zu lesen. Es sind zwei Kräfte in ihr, die wie Flügel einer Doppelkraft wirken: sich zu verspenden und sich zu bewahren. Beides ist in ihrem Ton: in ihm löst diese Seele sich, in ihm, wie es die Sprache sagt, geht sie aus sich heraus, sie ergreift, greift über; und dennoch überschreitet dieser Ton niemals das Maß, er bewahrt sich, und die Dichterin bewahrt sich in ihm. Darum ist ihr Gedicht wohl in Strophen, Zeilen, Wendungen minder eigen, minder intensiv, aber niemals ohne Form; darum ist diese Form mit einer anderen unlautenden Form, mit jener dreifachen Stille, umkleidet, umschildet. So ist es schon ausgesprochen, daß ihr Ton ruhevoll ist, meist von mittlerer Stärke, eher

leiser, und nur zuweilen über Maß und Mitte zu dröhnenderer Gewalt anschwillt.

Ein Ton; wie geistlich Schaffenden oft nur ein Ton gewährt ist: den Propheten, die immer nur das Eine sagen; wie Bruckner, dem symphonischen Propheten, der immer nur das Eine tönt; wie manchen Dichtern von Kirchenliedern. Ein Ton; dennoch nicht ein-tönig, weil, innerhalb dieses ihres Tons, die Formen wechseln, die Sätze mannigfaltig gebaut sind. So ist auch ihr Wörterbuch nicht klein, doch durch die Begrenzung ihrer Stoffkreise begrenzt. Sie sind in jenen lateinischen Widmungen umschrieben: der Gatte, die Kinder: vor dem Leben im Leibe der Mutter, die Neugeborenen, die Reifenden; die Gestalten der beiden Testamente, der Kirche, der Kirchengeschichte: Jacobs Kampf, Tobias; Da Anna Sankt Marien trug; Der Fischer Petrus; Franziskus und sein Vater; Der Beichtvater; Der Bischof; und alle Kreatur, aber niemals ganz irdisch gefühlt, sondern, wie es als Motto vor einem Kreis der „Tenne" steht, „Zwischen Himmel und Erde". Dieser Umkreis ist der weiteste, er könnte alles aufnehmen, persönliches Bekenntnis und das weite Heer der Dinge, „Der Hase", „Der Bernstein", Ritornellen-„Gewinde", „Tiergarten in Berlin" und so fort; aber das Heer der Dinge erscheint eben nicht, ihr Auge ist viel mehr ins Geistliche gewandt als ins Körperhafte, und gleichsam auf die Höhe der Dinge, an ihre Spitzen: auch ihr Blick hebt sich in strebenförmiger Linie. Ganz selten ergreift ihr Gedicht Bereich und Gegenstände der großen Stadt, der maschinellen Zivilisation; wie die Holzschnitte, mit denen sie ihre Bücher schmückt, an mittelalterliche Holzschneider gemahnen, so ist ihre Welt wesentlich die des Mittelalters. Sie gleicht nicht einem Priester von der Art Carl Sonnenscheins, der inmitten der Großstadt hilft und rettet, sondern dem Priester, der die gleiche Messe liest wie vor hunderten Jahren. Ihre Dichtung ist ganz und gar im Glauben der Kirche gegründet, aber sie spricht die allgemeine, die Bild- und Gleichnissprache der Dichtung, und wenn sie selbst auch immer den dreifaltigen Gott meint und sagt, so spürt doch der anders Glaubende zugleich den Abschein seiner eigenen, der ewigen Gottheit schlechthin.

Den Dichter — im Gegensatz zum Schriftsteller, den die rationale Zeit naturgemäß fast ausschließlich erkennt und anerkennt — bezeichnet die Kraft, das Vergängliche durchscheinend zu machen und in die Dimension des Gleichnisses zu erhöhen. Der geistliche Dichter fühlt vor allem die göttliche Substanz, welche die Welt erfüllt und durchtränkt, sie ist ihm das Erste, und die irdischen Dinge sind ihm Model, an denen sich ihre Wesenheit widerbildet. Je mehr sich Erscheinung und Geist ausgleichen, als desto dichterischer, je tiefer die geistliche und die dichterische Substanz eins sind, als desto größer fühlen wir den Dichter. Dieses Hohe hat Ruth Schaumann in nicht wenigen herrlichen Stücken erreicht.

Proben und Stücke

Aus: „Die Tenne". Gedichte von Ruth Schaumann

(München, Jos. Kösel & Fr. Pustet)

Die Liebende Gottes

Vielmals Geliebter, ich wollte dir singen,
Da hob die Nachtigall an und es stieg
Ihre Inbrunst empor auf irisfarbenen Schwingen.
Diese sang — und ich schwieg.

Herr meiner Seele, ich wollte dir knieen,
Da warf der Kirschbaum den Blust in das Land.
Weißes Gefieder ward ruhend den finsteren Schollen verliehen.
Dieses lag — und ich stand.

Ferne der Himmel, ich wollte dir sterben,
Da aber rann mir vor Augen ein Tropfen von Wein
Einem Dürstenden zu aus einem irdenen Scherben
Und mein Wille ward klein.

Macht aller Liebe, so muß ich denn warten,
Denn alles Wollen vor dir ist kühn.
Doch fiel nicht gestern ein Tau in einen welkenden Garten?
Und das Gras wurde grün.

Die Erniedrigung

Immer vernimmst du mich, aber ich höre dich nicht.
Nimmer ergrimmst du, aber ich sündige viel.
Seltsames Spiel
Zwischen dem Dunkel und einem wandernden Licht.

Vögel erschlug ich dir, Engel wendest du her,
Daß mich ihr Hüten wie eine Wiege bedacht.
Mitten der Nacht
Sendest du Sterne über den Fischfang im Meer.

Nägel und Dornenzier lud ich dir auf mit dem Tod,
Geißel und Kreuzholz und eine steinerne Gruft —
Und in der Luft
Schwebst du als Gnade, schwebst du als ewiges Brot.

Dachte ich Tropfen denn, daß ich den fließenden Quell
Jemals ertränkte, dem meine Armut entstammt?
Seligkeit flammt
Und alle Fragen werden im Anbeginn hell.

Finale

Wir werden sterben und unsern Sarg verschließt
Sorglich der Alte, der auch sein Holz gefügt,
Erde, die schwere, bedeckt das enge Haus.
Dann kommt der Abend.

O erster Abend, sie weinen noch, doch eins
Rüstet schon Speise. Ein Teller tönt, ein Krug.
Brot glänzt wie Krume, des Trostes dunkles Kraut
Sprießt aus der Rinde.

Dort aber läutet der Maus erschreckte Stirn
Zart an der Arche, die unsre Fahrt umgibt.
Wohl unbeweglich, rauscht sie jetzt unsichtbar
Jenseits zum Hafen.

Das Letzte

Will ich das Letzte nennen,
Das mir offenbar,
Große Engel trennen
Gleich mit goldnem Haar
Von meinem Wort den Klang.
Wohl sage ich den Sang,
Kein irdisch Ohr wird seiner doch gewahr.

Ich will das Letzte weisen,
Das ich weiß.
Ein unsichtbares Eisen,
Über alles heiß,
Versengt mir die Gebärde,
Auf eine Scholle Erde
Geb ich alleine bange Tränen preis.

Ich will das Letzte leben.
Wie kann es sein?
Ein ungewolltes Beben,
Und aller Wein
Rinnt aus zerbrochenen Scherben.
Vielleicht aus meinem Sterben
Singt, weist und lebt,
Was mein und doch nicht mein.

Wort um Wort

Bild um Bild zeigst Du mir die Erde,
Sagst mir Wort um Wort, Dein Reich.
Wild um Wild führst Du mir zur Herde,
Machst es stumm den Lämmern gleich.

Kind um Kind gibst Du mir zu geben,
Mund um Mund reicht sich mir dar,
Wind um Wind läßt mir Engel schweben
Um die Stirn wie eignes Haar.

Tod um Tod gibst Du mir zu sterben
Licht um Licht strömt auf mich zu,
Brot um Brot soll ich so erwerben
Und das Letzte — das bist Du.

Bisher Unveröffentlichtes aus Nietzsches Nachlaß

Von Dr. Dr. Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlichem Leiter des Nietzsche-Archivs

(Fortsetzung)

(Mp. I. 11; Schulheft.)

Die Verschwörung des Philotas

Trauerspiel.

(Fragment c. 1859)

I. Philotas. Bessus.

Heimlich bei Nacht. Unterredung.

Bessus. Du hast mich sprechen wollen?
Phil. In dir erkenn' ich meine Hülfe. Der König traut mir nicht, ich hasse ihn.
Bessus. Und du willst ihn versöhnen? Was kann ich dir nützen?
Phil. Dem König liegt viel an Darius Rat. Unser Glück.
Bessus. Bedenklich. Er ist edelmüthig. Dir würde er verzeihen, mir doch nimmer.
Phil. Da hast du recht und das ist mein Plan. Ich stelle mich als ob ich dich durch meine Freundschaft fesseln (tödten) könnte. Er vertraut mir.
Bessus. Und dann?
Phil. Wir theilen uns in die Herrschaft.

Gewirr.

Sie kommen. Auf's Wort! Fort!

Bessus. Philotas' will ich mich dann schon entledigen. (Reiter kommen). Führ uns zum König! Eile!
Bessus. Zum König? Der ist gestorben. Ach, ein kühner Höfling hat sich zum König gemacht.
1. Reiter. Nichtswürdig! Wir kommen aus Baktrien und hofften Ehren. Der Betrüger sterbe!
Bessus. Wer aber soll König sein?
2. Reiter. Keiner ist mächtiger als Bessus, unser Statthalter. Er verdient es.
Bessus. Und dieser Bessus ist vertrieben und dem Elend preisgegeben.
3. Reiter. Führ' uns zu ihm, wir wollen ihn befreien.
Bessus. Hier ist er.
Alle drei: Du Bessus?
Bessus. Wohl könnt ihr mir nicht trauen? Kommt mit ins Lager, überfallt den König und der Bessus wird sich königlich erweisen.
Alle. Wir folgen. Wir folgen.

II.

Darius. Mnester, dann Bessus und Reiter.

Darius. So weit ist es gekommen. Es wird mir schwer zu fliehen, ich möchte gern sterben.



Mn. 's ist keine Flucht. Wir ziehen uns in unsere Gegenden zurück.
Dar. Betrüg' mich nicht. Und niemand lindert mein Leiden, meine Frau ist geraubt, meine Töchter auch.
Mn. Hab um die keine Sorge. Sie sind gut aufgehoben.
Dar. Ich möchte mein Leben gern beschließen, wenn ich sie noch einmal sähe. Asien ist verloren. Ich sinke traurig dahin.
Mn. Noch einmal alter Löwe, sammle deine Kraft. Wir wollen siegend sterben.
Dar. Siegend? Seit Alexander lebt, hab ich nie gesiegt. Wie glücklich jener.
Mn. Auch nicht glücklich. Verschwörung.
Dar. Das thut mir leid. Ich ehre ihn sehr. Ich würde mich ihm gern ergeben, wenn mich mein Stolz nicht hinderte.
Mn. Denk nicht an Ergebung. Deine Truppen sind dir treuer, als Alexanders. Horch!
Bessus. Reiter. Ihr seid gefangen.
Reiter. Schändliche Betrüger!
Dar. Bessus, Verräther! Das noch zu erleben!
Bessus führt sie ab, geht mit fort.
Mn. Das war die Treue, die ich eben pries. Was willst du mit uns machen?
Bessus. Alexander wird schon das Nöthige über euch verhängen. Ab.
Soldaten. Wir sind auf jeden Fall die Betrogenen! Aber Bessus ist der Betrüger.
Anderer Soldat. Mir ist gleich, ob ich nun von jenem oder diesem den Lohn empfange.
Anderer. Aber doch dauert mich der alte König.

III.

Alex. Sind schon die Truppen zur Verfolgung ausgesandt?
Heyf. Sie eilen schon.

Alex. wüthend über Bessus. Zürnt Philotas.

IV.

Bessus. Darius. Tod. Jetzt stirb!

Tödtet ihn.

Macedonier. Sieht ihn sterben!

Alexander kommt. Monolog.

I.

Philotas und die Verschworenen.

Ph. Willkommen, mein Demetrius; ich habe
Dich längst erwartet, du warst stets mir treu
Und hättest mich am wenigsten wohl heute
In Stich gelassen, wo sich zeigen wird,
Wer in der hündisch schmeichelnden Umgebung
Ein Herz bewahrt voll hoher Männlichkeit,
Voll edlem Stolz, und fremd der Heuchelei.
Doch wie ich fürchte, sind es wen'ge nur,
Die solchen Sinn im Herzen tragen. Leider
Sinkt heut wohl mancher vor dem König nieder,
Obwohl er all die Torheit der Verehrung
Mit klugem Blick durchschaut. Denn eitle Furcht
Vor Strafe hält in ihm den tapfern Sinn
Gefangen.
Dem. O viel Wahrheit in den Worten!
Doch mag auch schlaue Vorsicht manchen heut
Den Fußfall lehren. Du kennst Kreterus;
Er ist der treuste Freund des Königs, treuer
Noch als Hephaistion, und doch nicht so geliebt,
Denn ihn hat nicht die Perserschmeichelei
Mit gift'gem Hauch erfüllt. Er redet wahr
Und treu, der Kunst des Heuchelns unerfahren.
Doch selbst auch dieser sinkt heut in die Knie ...
Ph. Dann ist er gleichen Lohnes wie der König schuldig.
Weh, wenn ein Mann sich selbst so sehr vergißt,
Daß er zu solcher Götterlästerung sich erniedrigt,
Wenn ihm die Sorge für ein ruhig Leben
Die schönsten Blüthen seiner Männlichkeit
Ersterben läßt, die Wahrheit und die Treue.
So ist auch seine Freundschaft nur ein Schein;
Amyntas. Philotas Heil! Dem Könige der Tod!
Ich bin mit Müh' dem Opferdunst entronnen
Und suchte freie Leute. Auch auf Thronen
Wohnt ja die Freiheit, dies empfand ich wohl
An Philipps Hofe, aber jetzt!
Ich will nicht reden von dem Vorurtheil,
Mit dem der König mich betrachtet, ungern
Sieht er mich in der Nähe und am wenigsten
Vermißt er heute mich. Drum eilt ich schnell
In diese Halle, wo man frei und offen
Und unbelauscht von ungewünschten Horchern
Die Fäden der Erzählung hin und wieder ...
Philot. So will ich's und ein solcher Geist beseel'
Euch alle, die ihr an dem heil'gen Bunde
Nur Theil habt. Freiheit, Offenheit und Treue,
Die längst vermißten Güter zu erringen,
Das ist das hohe Ziel von unserm Streben.
Peucolaus. Nicanor. Dem König Tod, das Scepter dir, Philotas.
Dymnus tritt herein. Das ist Verschwörung. Wehe, wehe!
Philotas. Der Dolch auf deine Brust. Was willst du, Schurke?
Was wagst du dich in un're Mitte ungeladen
Und ungewünscht? Das große Unternehmen
Mag an dir, Hund, nicht scheitern. Stirb, Verräther!
Dymn. Es ist nicht eitle Neubegier, — habt doch Erbarmen,
Seht dieses Schreiben, das mir übergeben —
Ph. Zeig her! Wie kommst du hierzu? sprich!
Dymn. Ich stand versunken in die Pracht der Huldigung,
Da fühlt ich diesen Brief in meine Hand gedrückt
Und hört das Wort: Philotas deutlich sprechen.
Und sofort eilt ich hierher. Habt Erbarmen!
Mein Mund soll stumm sein wie der Fisch im Meer.
Phil. Das lügst du, Hund, und sprächst du auch die Wahrheit.
Ich glaubt dir nicht: Du könntest später sagen,
Der Schwur sei dir erpreßt und gelte nichts.
Wenn du nicht in des Herzens tiefster Tiefe
Uns beistimmst, wenn nicht das Gefühl der Freiheit
In deiner Brust erwacht ist, nun so stirb!
Doch nein! der neue Bund sei nicht mit Blut
Befleckt; ich gönn' dir Zeit zur Überlegung.
Was wir beschließen, wirst du hören! Schweige!
Und jetzt entfalt ich diesen Brief, Genossen!
Ist's eine Warnung, Vorsicht anbefehlend
Ist's Mahnung zu der blut'gen That? o seht
Ich kenn' das Zeichen hier, mein Vater schrieb's,
Parmenio ist der Verschwörung hold;
Das las ich längst in seiner großen Seele.
Hört, was er schreibt!

Der Boden ist für eure Saat nicht reif,
Da Frühlingsodem auf den Fluren weht.
Wenn Herbst den Unmuth auf die Schollen streut,
Dann ist es Zeit.

Ein weises Wort, fürwahr, des Helden würdig,
Versteht ihr's, ihr Genossen?

Am. Wenn ich reden darf,
So möcht ich's klar vor eure Seele legen;
Ich glaube zwar, daß ihr es selbst versteht,
Doch Dymnus wegen woll'n wir das besprechen,
Was jeder still im Herzen trägt.

„Der Boden ist für eure Saat nicht reif,
Da Frühlingsodem auf den Fluren weht."

Die That, die im Verborgenen schleicht, das Licht
Noch scheuend, ist der Same, ausgestreut
Im Heere Alexanders. Doch es wächst nicht,
Da alle Herzen noch ein andrer Geist bewegt.
Begeistrung für den König ist der Muth
Des niedern Mannes, und was fleckenhaft
An jenem scheint, das schwindet an der Sonne
Der allgemeinen Liebe und Verehrung.
Doch sagt, was sind denn die geprief'nen Gaben,
Die Alexander gar dem Sterblichen entheben?
Man rühmt den edlen Geist, für Hohes nur erglühend,
Der ihn aus stiller Ruh' im Vaterland
In ferne Länder trägt und ungeheure Thaten
Vollbringen läßt; mir scheint dies nur sein Stolz,
Sein Ehrgefühl. Der erste möcht' er sein
Der Menschenkinder, ja noch höher wohl.

Dem. Und hat er nicht erreicht, was nie ein Mensch errang?
Viel Millionen werfen sich vor ihm
Im Staube nieder, für ihn göttliche
Verehrung heuchelnd, während er doch selbst
Den Qualen unsrer Menschheit ausgesetzt ist.
Als er im Flusse Kydnos plötzlich bleich
Und starr den Dienern in die Arme fiel,
So schwebten alle in Besorgnis, daß
Ihr allgeliebter König sterben möchte;
Ein Gott soll sterben? Götterlästerung!
Entrann er auch dem Fluß — uns soll er nicht
Entrinnen!

Nic. Man rühmt an ihm auch einen steten Drang
Nach Wissen, aber eine Antwort, die er
Dem Aristoteles, dem Weisen, gab,
Die zeigte, was der Wissenseifer war.
Er trauerte, daß dieser seine Schriften
Veröffentlichte, weil der König nun
Vor dem Gemeinen nichts voraus mehr habe.

Peuc. Sein Stolz ist auch Beweggrund zu der Großmuth,
Die bis zum Himmel schon erhoben worden.
Das Lob, die öffentliche Stimme ist
Das Ziel, das seinen Willen leitet.
Ihm ist es gleich, ob er die ganze Welt
In Flammen setzt, wenn nur sein Ruhm gemehrt,
Das Feuer seiner Ehrsucht neue Nahrung findet

Nic. Und welcher Unsinn, eine Weltherrschaft
Zu gründen, weil er geniale Kraft
Und Feldherrngaben in sich fühlt? Was giebt
Ihm denn ein Recht, die Völker zu zerrütten,
Und dann zu einem Reiche zu verbinden?

Phil. Er spricht von einem hohen Ziel des Völkerglücks.
Wer steht dafür, daß seine Theorie sich irrt?
Doch jenes edle Reiß der Freiheit, der
Selbständigkeit strahlt heller als die Sonne. —
So ist sein Ruhm nichts als die erste Frucht
Der Ehrsucht, die sein ganzes Herz erfüllt.
Und dennoch weiß er schlau durch Thaten
Der Güte und der Großmuth sich Vertrauen
Und unbegrenzte Liebe zu erwecken.
Deshalb ist auch die Stunde unseres Plans
Noch nicht erschienen, da Begeistrung, Liebe,
Das ganze Heer des Königs fesselt. —
Doch so wird es nicht immer bleiben. Ehrsucht
Kennt keine Grenzen, und ich glaube,
Wenn Alexander diese Welt beherrschte,
Er würde klagen, daß die Sonne ihn
In ihrer Unbezwungenheit verspotte.
Die Leidenschaft wird nimmer schwinden,
Jedoch die Willigkeit des Heeres; die
Begeistrung wird bald sich in Unmuth wandeln,
Wenn zu weit von der Heimat es entfernt
Und nach der väterlichen Sehnsucht wach wird.
Das ist der Herbst, von dem der Vater spricht,
Das ist die Zeit für unsern Plan geeignet.

Dymn. Erlaubt mir, daß ich nun auch meine Meinung
Verkünde, die bei eurer Rede mir
Im Herz erwuchs. Sonst schien mir Alexander
Wie eine Sonne leuchtend über uns
Gleichmäßig ihren Strahlenglanz entsendet,
Bestimmt zu strahlen einer ganzen Welt.
Und jetzt — ist ihm der Lorbeer-Kranz geraubt,
Der seine Schläfe als ein Gott umwand. —
Ich seh' jetzt in ihm einen schwachen Menschen,
Von Leidenschaft beherrscht, wie wir, und was
Ich sonst für Tugend, Großmuth, Wissensdrang
Hielt, das ist schlaue Vorsicht und Berechnung.
Von solchen Menschen werden wir beherrscht,
Und weggelockt vom Vaterland in Fernen
Als willenlose Werkzeug' seiner Ehrsucht?
In mir fürwahr! erwacht ein kühner Wunsch!
Der Tod dem König, dir das Scepter!

Phil. Nein!
Du hast mich mißverstanden und ihr alle,
Die ihr da glaubt, daß ich nach Herrschaft trachte.
Die Zeit der Kön'ge ist nicht mehr. Wohl möchte
Ein Philipp die Bewohner tiefer Klüfte und Höhlen
Und Ackerbauer leicht zu einem Volke vereinen.
Das Königthum taugt für die Bildungszeit
Des Staates, wo ein kühnes Oberhaupt
Das sonst Getrennte durch sein Scepter bindet
Zum Kampfe wider Gegner seiner Herrschaft.
Jetzt, da die geist'ge Kraft des Volks genährt,
Ein Jeder königlichen Sinn im Herzen trägt,
Jetzt bilde sich ein Freistaat und der Königsmord
Sei uns der blut'ge Grundstein zu der Freiheit!
Doch Vorsicht! Vorsicht! Keine Übereilung,
Erst wenn der Herbst den Unmuth auf die Schollen
Hinstreut, dann ist es Zeit. Das merkt, Genossen! —
Und dir, o Dymnus, sei das Unternehmen
Hinfort geweiht und heilig, da die Quelle
So rein und lauter ist. Wir alle wollen
Uns stets mit gleicher Lieb' umfassen, da
Der Durst nach Freiheit uns zusammenführte.
Ohn' böse Beiabsichten, die das edle Werk
Entstellen würden. Götter, seid uns günstig.
Die freche Lästrung Alexanders kann
Nicht unbestraft vorübergehen. Weiht uns
Zum heil'gen Werkzeug eurer Rache. Dann
Vermögen wir Unmögliches zu thun!

III.

Cebelinus. Ich sehe in Gedanken dich versunken.
Was fehlt dir, Dymnus, daß du nicht die Ankunft
Des Freundes wahrnimmst? Kamst du mir doch sonst
Voll Freude stets entgegen? Sag mir, was dich
Bedrückt? Was zweie tragen, trägt sich leichter.
Dymnus. Was jetzt mein Herz bewegt und meinen Blick verdüstert
Das lege nicht als Kälte aus, mein Freund,
Das Herz des Freundes schlägt so warm wie früher.
Das Herz des Mannes schwankt in Zweifeln hin
Und her und kann durch nichts beruhigt werden.
Ceb. Doch sag in aller Welt, wie kommt das denn?
In dieser wonnevollen Zeit sei Trauer fort-
Gebannt. Mein Herz schwimmt in Entzücken,
Denn Alexander hat mir gestern — hörst du, Freund —
Den längst erbetnen Wunsch gewährt. Siehst du dies Zeichen?
Mein Rang ist jetzt dem Dein'gen gleich; denn ich
Befehle über tausend Mann. Ist das nicht herrlich?
Dym. Von Alexander?
Ceb. Ich verkenne dich
Wohl heute. Denn bei dieser frohen Kunde
Prägt sich Verachtung aus in deinen Zügen.
Und wüßtest du, wie froh ich heute bin,
Wie ich die ganze Welt umarmen möchte,
Du würdest mich durch deine Mienen nicht
In meinem Freudentaumel stören. —
Du fragst verwundert mich: Von Alexander?
Mir ist's, als ob dir das zuwider wäre?
Ja, du warst gestern nicht zugegen als
Die Perser, Meder, Juden,
Ägypter, Lyder, Skythen und unzähl'ge
Noch andrer Völker sich anbetend nieder
Vor Alexander warfen, der auf seinem Thron
Von Gold des Weihrauchs Düfte vor sich steigen
Sah.
Dymn. Meinst du, daß ich solch ein Schmeichler bin
So'n Heuchler, wie die alle, die du nanntest?
Ceb. Du nennst mich Schmeichler, Heuchler? Freund bedenke
Doch, was du sprichst. Wär ich dein Freund nicht, würde
Ich das dem König melden, daß ein Mann
Aus seinem Lager solche Worte spricht.
Ceb. So geh doch hin, Verräther! Und ich will's, beim Zeus,
Dem König frei und offen sagen, was
Ein Mann denkt. Denn ihr alle seid nur Hunde.
Ihr schmeichelt eurem Herrn, weil von der Tafel
Er euch die Brocken wirft.
Ceb. So bist du wohl
Der einz'ge Mann im ganzen Heer? fürwahr?
Sind das die Wolken, die die Stirn dir trüben,
So ist es mir gefährlich, mit dir umzugehen.
Dym. Gefährlich? Sag, weshalb gefährlich?
Ceb. Mehr
Und mehr erwacht in mir Verdacht! Warum
So ängstlich, Freund? Kann sich ein Mann
Vor Hunden fürchten?
Dymn. Da hast du recht:
Wär' ich allein — —
Ceb. So bist du's nicht?
Verschwörung! Ha! Verschwörung! Das war also
Der Mißmuth, der dir deine Stirne trübte?
So eil' ich nicht mit dir zu sterben. Wehe!
Ich muß den Freund dem König und der Freiheit
Zum Opfer bringen.
Dymn. Ich bin entdeckt, entlarvt!
Ach, eile nicht hinweg! laß nicht die Henker kommen!
Hab doch Erbarmen! Halt! Halt!
Zeus, sende deinen Blitz, zerschmettre ihm das Haupt!
Ihr Götter helft! Helft! Da eilt er hin
Kann niemand mich mehr retten? So sterb' ich
Und mit mir sterbe mein Geheimniß! Wehe! Wehe! —
Ceb. Mein Dymnus! Ach, ich habe ihn gemordet!
Da fließt sein theures Blut! O unglücksel'ger Tag!
O stirb nicht! Schau noch einmal auf! Vergieb
Mir! ach! ich liebte dich doch mehr als Alexander!
Ach, stirb nicht! Ich will schweigen, ich kann schweigen,
Stumm, wie das Grab. Ach, ich will, wenn du's forderst
Alexander hassen, ich will ihm den Dolch — —
Er stirbt! Wehe! Wehe!

1. Soldat. Ha! verruchter Mörder! Leute herbei!
Mein Feldherr ist gemordet, Dymnus stirbt.

2. Soldat. Ergreift ihn! Bindet ihn! Und der schändliche Heuchler,
Er klagt und weint an seiner Schandthat Opfer.
Ceb. Ich bin der Mörder! Doch nicht diese Hand
Stieß ihm den Dolch in's Herz, trotzdem bin ich
Sein Mörder! Denn ich bewog ihn zu der blut'gen That
Und nichts kann meine Seele von der Schuld
Befreien als der Tod. Könnt ich doch sterben
Auf deiner Leiche, mein geliebter Dymnus!
Und süß wird mir der bittre Tod erscheinen.

3. Soldat. Reißt ihm den Dolch weg! Schleppt ihn vor Philotas!
Ceb. Weg hier, zurück! Ich will nicht sterben, da
Ein schändlicher Verdacht auf mir noch lastet.
Ich will mein Herz noch öffnen und gelassen
Dem Tod ins Antlitz sehen, wenn man mir nicht glaubt.
Der hier starb für die Freiheit, ich erleide
Für meinen großen König gern den Tod.
Doch er stirbt süßer, da vor seinem Blick
Die edlen Güter stehen, die er längst
Vermißte. Wohl ihr staunt, Soldaten für
Die Freiheit! Freiheit! Freiheit starb er.
Ihr seht verwirrt euch an? Habt ihr noch nie
Gedanken dieser Art gehabt? Hat des Königs
Regentschaft euch nie eine Sklaverei erschienen?
Das Niederknieen Götterlästerung, Spott?
So dachte Dymnus, euer Feldherr! Ihr
Seid viel zu stumpf zu diesem edeln Stolz.

2. Soldat. Hört ihm nicht länger zu, ergreift den Schwätzer
Und führt den Schurken vor den Oberfeldherrn,
Philotas wird gerecht das Urtheil sprechen!
Variante:

2. Soldat. Ergreift den Schwätzer, der des Feldherrn Bild
Im Tod noch schändet, er war stets im Leben
Dem großen König treu, und sterbend sollte
Er ihn verfluchen?

3. Soldat. Nein, tödt' ihn nicht! Wir möchten sonst
Als Mörder dieser zwei erscheinen, den,
Laßt ihn uns vor den Oberfeldherrn führen!
Philotas wird ihn nicht entschlüpfen lassen!

(Zwei führen ihn ab.)

Greis. Was sagt mein Sohn hiezu? Der Fall ist selten,
Ich kannte Dymnus stets als treuen Freund
Des Cebelinus. Beide sind mir Männer,
Die aller Achtung würdig sind.

1. **Soldat.** Und in mir hat des Cebelinus Wort
Gedanken wach gemacht, die mich mit Angst
Erfüllen. Freiheit, Freiheit! sprach er,
Ist Alexanders Herrschaft Sklaverei?!
Das Niederknieen Götterlästerung?!
Greis. Das denkt mein Sohn? Wenn's Alexander wüßte,
Man schuldigte dich eines Majestäts-
Verbrechens, Qualen harrten deiner! Nein!
Ertrage still das auferlegte Joch! Und dulde,
Die Sklaverei ist jetzt noch zu ertragen!
Wenn einst die Stimme wider ihn durch's Heer
Erklingt und Freiheit, Freiheit schallt, dann denk
Aus meinem Grabe hallt es mit! — Ich bin zu schwach,
Der Jugendkraft die Stirn zu bieten. (Schluß folgt)

Goethe-Briefwechsel von heute

(Aus einer kleinen Universitätsstadt)

Von Paula Rümelin

Niemand wird sich selber kennen,
Sich von seinem Selbst-Ich trennen;
Doch probier er jeden Tag,
Was nach außen endlich klar,
Was er ist und was er war,
Was er kann und was er mag.
Goethe, Zahme Xenien.

Lieber gelehrter Freund,

wie steht es nun mit Ihrem „Erkenne dich selbst"? Und was sagen Sie als psychoanalytisch denken könnender Mensch hierzu? Können Sie mir etwas Moderneres anführen als dies? Ich finde, dies ist eine gute Gelegenheit, Ihnen eine kleine Lektion zu erteilen.

Das „Erkenne dich selbst" geben Sie, wie ich vermute, ohne viel Widerstreben preis. Auch werden Sie mir zugeben, daß die erste Zeile der Psychoanalyse schon stark in die Parade fährt. Mehr aber noch die zweite Zeile! Wir brauchen uns also schon die ganze zuwidere Mühe nicht zu machen, den geheimnisvollen „Mechanismus" der menschlichen Seele auseinander zu nehmen. Goethe weiß um diese Unmöglichkeit und er weist darüber hinaus einen Weg. Er gibt ein tägliches Rezept. Haben Sie, wenn mir die unbescheidene Frage verstattet ist, dies Rezept schon einmal probiert? „Probiert!" Unser gemeinsamer Freund Heyse sagt, probieren heiße soviel wie prüfen, proben, versuchen, erforschen. Sie haben also reichlich Auswahl, wie Sie das Rezept in Ihrer heutigen Seelenverfassung, denn um die geht es mir, anwenden wollen. Lesen Sie bitte diese verschiedenen Erklärungen für probieren wie eine Speisekarte und machen Sie da halt, wo Ihnen das Wasser im Munde zusammen läuft. (Das wäre übrigens auch in anderen Fällen ganz praktisch.) Und was sollen Sie nun probieren, Sie lieber geschulmeisterter Schulmeister? Oben steht's. Und wie oft? Sehen Sie, so ist es, wenn man gleich soviel auf einmal aufgebrummt bekommt. (Auch dies ist in anderen Fällen zu verwenden.)

Aber ein bißchen helfen will ich Ihnen doch auch. Haben Sie schon gesehen, daß es heißt: „was nach außen endlich?" Niemals wird also ein Stückchen der Unendlichkeit, die keimhaft in uns steckt, nach außen in Erscheinung treten. Dies also brauchen wir gar nicht zu versuchen. Es wäre Dilettantismus. Wenn etwas aber erst nach außen klar ist, diese Beglückung kennen wir doch ganz genau, nicht wahr? Was Sie sind, ja, das weiß ich, vielleicht besser als Sie. Aber trotzdem sollen Sie es jeden Tag ausprobieren. Was Sie waren, ist mir rätselhaft. Das müssen Sie besser wissen. Was Sie können? Jede Minute kann es Ihnen zeigen. Aber Sie achten nicht genug darauf, glauben Sie mir das! Und was Sie mögen? Einiges weiß ich, einiges wissen nur Sie selbst, einiges wird die Zukunft lehren und vor allen Dingen sollen Sie auch dies jeden Tag probieren. Sollte es damit nicht eine Freude sein, zu leben? Richtig leben zu lernen, sollte Ihr und mein täglicher Wunsch sein und damit bin ich am Schluß und

Ihre
Ungelehrte.

*

Wenn du hast, das ist wohl schön,
Doch du mußt es auch verstehn.
Können, das ist große Sache,
Damit das Wollen etwas mache.
Goethe, Zahme Xenien.

Lieber gelehrter, aber auch gelehriger Freund,

mit Ihrer so freundlich verständnisvollen Aufnahme meiner Bemerkungen über den Goethe-Vers haben Sie eine Fortsetzung heraufbeschworen, und ich wette, Sie wundern sich, daß ich gerade dieses Xenion dazu ausgesucht habe. Vielleicht aber erkennt Ihre eigene Seele doch den inneren Zusammenhang mit den ersten Versen. Ich kenne ein Buch eines Nervenarztes über Wollen und Können. Es ist sehr dick und wahrscheinlich auch sehr nützlich. Lieber aber ist mir solch kleiner Vers. Nicht nur, weil Sie ihn ganz lesen müssen und nicht darin herumschmökern können, wie Sie es in den Büchern zuweilen gern tun (sie haben es auch oft nicht besser verdient), sondern weil Sie ihn auswendig behalten werden.

Kunst kommt wohl von Können. Sie will gelernt sein, auf Grund einer Anlage, die Sie haben, und die schön ist, wie die erste Zeile besagt. Das Wollen hingegen oder den guten Willen schlechthin darf man wohl bei jedem Menschen voraussetzen. Das ist kein Verdienst, sondern Selbstverständlichkeit. Aber nun kommt der große Irrtum (Irren ist menschlich, aber darum doch verhängnisvoll): ein jeder meint, mit dem Wollen sei es getan. Nun sagen Sie mir ehrlich, wollte der alte Geheimbderath nicht ausdrücklich auf die Unzulänglichkeit des bloßen guten Willens hinweisen, mit dem allein es aber noch gar nicht getan ist? „Können, das ist große Sache!" Hundertmal könnte ich mir dies vorsagen. Wir stümpern und fahren darauf los, daß es nur so eine Art hat. Aber „verstehn"? Dazu brauchen wir Verstand, und der unterscheidet sich doch wohl vom Intellekt dadurch, daß das Herz auch und in der richtigen Dosierung beteiligt ist. Also lernen und probieren, unermüdlich, und dazu um „große Gedanken und ein reines Herz bitten"!

Betrachten Sie also, ich bitte Sie inständig, mit jenem freudigen Gefühl der Kraft, von dem wir schon manchmal sprachen, Ihre schönen Anlagen, um sie zu verstehen und die Aufgabe, die Ihnen damit gestellt ist. Das Wollen ist die treibende Kraft, auf die Sie sich ja auch nichts einbilden. Sie

verfügen über ein beneidenswert großes Wissen. Nun fügen Sie durch tägliches Probieren alles zu der großen Sache zusammen, die Sie wahrhaft und stündlich glücklich machen wird und damit auch

Ihre

kleine Gardinenpredigerin.

*

Liebster Freund,

Sie lesen ja gern in Büchern nicht der Reihe nach, und ich kann es Ihnen nicht verdenken. Auch bei Briefen von Leuten, die etwas von uns wollen, lesen wir oft den Schluß zuerst, um zu erfahren: „Was will er eigentlich?" Aber heute täten Sie mir schon einen Gefallen, wenn Sie meinen Brief nicht von rückwärts lesen wollten, trotzdem ich — natürlich — auch etwas von Ihnen will. Oder vielmehr mit Ihnen. Eine Verständigung nämlich, und diese Bittstellerei liegt doch wohl jedes einzige Mal vor, wenn ich ein Kriegsbeil ausgrabe. Oder streiten Sie mir das ab?
Bitte denken Sie erst einmal nach und sagen Sie mir, ob Goethe irgendwo das uns geläufige Wort „Gesellschaft" gebraucht hat? Das wüßte ich nämlich gern. Sicher ist das damit Gemeinte aber ein Stück von der „Welt", von der er so gern und häufig spricht. Von „unsern lieben Dichtern" hat er, wie sonst wohl nur Shakespeare, den Menschen, das menschliche Herz gekannt, und auf seine ganz besondere Art. Er hat auch mit den Menschen gelebt wie kein zweiter. Hat er doch wohl bis zur Grenze des Erträglichen unter der „Gesellschaft" gelitten. Was hat er nun mit „Welt" gemeint? Mich dünkt, manchmal sprach er von ihr im Sinn von „Gesellschaft" und dann wieder in dem tieferen und höheren Sinne des Gegensatzes von Gott und der Welt. Aber hieran wage ich mich heute nicht, obwohl ich weiß, wie viel mehr uns beide dies letztere im Innersten bewegt. Heute handelt es sich um eine praktische Frage. Wenn dabei ein gut bekanntes Kriegsbeil zum Vorschein kommen sollte, so sehen Sie es bitte meiner aggressiven Natur nach. (Ist Zuneigung nicht auch Aggressivität? Oder führt sie zu ihr?)
Sich vor der Welt verschließen, bedeutet doch wohl, sich vor der Gesellschaft verschließen. Nicht aber, daß man nicht ein brauchbares Glied der Gesellschaft sein sollte. Was heißt nun aber brauchbar? Still und unscheinbar an seinem Platze stehen und das Seine tun. Oder nicht? Also nicht dem Schein zuliebe auch nur um Haaresbreite von dem abgehen, was das „selbständige Gewissen" befiehlt. Lieber sich dem Teufel ergeben! Wissen Sie nun, welches Xenion ich Ihnen heute ausgesucht habe?

Mit der Welt muß niemand leben,
Als wer sie brauchen will;
Ist er brauchbar und still,
Sollt er sich lieber dem Teufel ergeben
Als zu tun, was sie will.
Goethe, Zahme Xenien.

*

Fehlst du, laß dich's nicht betrüben,
Denn der Mangel führt zum Lieben:
Kannst dich nicht vom Fehl befrein,
Wirst du andern gern verzeihn.
Goethe, Zahme Xenien.

Liebster Freund,

Sie schreiben, ich würde mir die Haare raufen über meinen so wenig „gelehrten" wie „gelehrigen" — aber immerhin Freund, und ich fände gewiß im unerschöpflichen Brunnen des alten, aber nicht antiquierten, sondern „modernen" Geheimrats ein ander Sprüchlein, um Ihnen erfolgreicher auf den widerhaarigen Pelz zu rücken! Das erste will ich nicht tun, aber das zweite hoffe ich, wie Sie hier oben sehen, gefunden zu haben. Ich glaube, der Brunnen ist allerdings unerschöpflich, aber der Pelz denn doch nicht so widerhaarig, trotz meines Mißerfolges mit dem ersten Xenion. Wieso? Darf ich Sie erinnern, daß es beginnt: „Niemand wird sich selber kennen"? Aber —„laß dich's nicht betrüben". Ihre Unzufriedenheit mit sich selbst, das Gefühl der Armseligkeit (arm-selig!) hat mich in Ihrem Brief eben ein Stück jener wahren Liebe sehen lassen, von der wir zuweilen sprechen.
Sie haben mir einmal die wörtliche Übersetzung aus dem Griechischen von „Vergib uns unsere Schuld" gesagt, und die stimmt doch wohl ganz damit überein, was der „einzige wahre Christ" da oben sagt. Und ich möchte Sie bei dieser Gelegenheit einmal wieder daran erinnern dürfen, daß der seelische Vorgang der Vergebung der Sünden sich ganz handgreiflich darin zeigt, daß der Mensch wieder lieben kann.
„Denn der Mangel führt zum Lieben." Das ist mir wie eine Melodie, an der ich mich nicht satt hören kann. Und lassen Sie das für uns beide gemeinsam gesagt sein, nicht wahr?
Also nicht auf den Pelz, sondern darunter, ins Herz, möchte ich Ihnen diesen kleinen Vers schreiben. Ihnen und mir zugleich. Ob nun gelehrig oder ungelehrig, widerhaarig oder nicht, Sie werden auf alle Fälle in die Ecke gedrängelt von Ihrer

gouvernantenhaften Freundin.

*

Dem ist es schlecht in seiner Haut,
Der in seinen eignen Busen schaut.

*

Soll es reichlich zu dir fließen,
Reichlich andre laß genießen.

*

Der Lebende bedenke,
Wenn auch der Tag ihm mault,
Daß er den Freunden schenke,
Was nie und nimmer fault.
Goethe, Zahme Xenien.

Haben wir hier nicht unser altes, das ewig neue, der Hydra ähnliche Problem sozusagen in Reinkultur? Weder Ihnen, liebste Freundin, noch wahrlich auch mir braucht jemand die ersten beiden Zeilen als seltsamstes aller „Gastgeschenke" zu bringen. Das kennen wir aus eigenster Erfahrung, wie übel es uns bekommt, „in den eigenen Busen zu schauen". Tröstlich nur, daß auch unserm Dichter, dem unerschöpflichen, dies Menschlich-Allzumenschlichste nicht fremd war. Aber enthalten diese Zeilen nicht mehr und Besseres als ein Bekenntnis? Nicht auch einen Rat? Also nicht hineinschauen in den eigenen Busen! Soll doch wohl heißen: sich vergessen? Und anderen, anderem den Blick, den vollen, warmen, zugewandt! Und so wäre dieser versteckte Sinn denn doch ein Positives, ein Gastgeschenk! Was kann uns auch aus der „Versenkung ins eigene Ich" zuteil werden? Ist's jemals tief genug, um drein zu versinken? Steckt's nicht voller Untiefen?
„Weg vom Ich!" Also hin — wohin? Zum Du! Zum jeweiligen „Nächsten", zu dem, der unser bedarf!
„Andre genießen lassen", damit es reichlich auch zu uns fließe — das kennen Sie, die Sie Mutter sind, gewiß tausendmal besser als ich. Steht dahinter nicht das Naturgesetz aller körperlichen und seelischen Organe?! Sie erstarken durch Benutzung, verkümmern aber, wenn wir sie nicht gebrauchen.

Aber hier und bei der gleichen Mahnung des letzten Verses tritt natürlich die tödliche Erfahrung des „Nichtkönnens“ ins Bewußtsein unserer Seele. Wie sollen wir „fließen lassen“, was versiegt ist? Wie „schenken“, wenn wir verarmt sind?
„Alles geschieht durch Gnade!“ — Und sie, Gottes höchste und ersehnteste Gabe, sollte je nicht da sein, wenn wir sie nur wollen? — Ich kann Ihnen heute noch die Stelle zeigen, an der wir uns drum stritten, ob Gott den Ertrinkenden ohne dessen eigene Mitwirkung aus den Wassern der Trübsal retten könne, wolle?! Und die andre, an der wir von der Prothese sprachen, die wir (oder jemand anderes, ein Du) uns anlegen müssen, wenn der eigne Arm zu kurz sei!
„Daß er den Freunden schenke ...“ ist solche Prothese — meinen Sie nicht? Unser Dichter hat's gewiß so gemeint, und gewiß aus Erfahrung!
Neulich sagten Sie mir: wenn ich Sie nur zum Beistand angerufen hätte, hätten Sie in allem eigenen Leid die Kraft gefunden. Aber sind wir nicht immer aufgerufen?
Sollten wir uns durch solch Aufrufen nicht doch „helfen“ können? Ihr allzuviel fragender Freund.

*

Wer mit dem Leben spielt,
Kommt nie zurecht;
Wer sich nicht selbst befiehlt,
Bleibt immer ein Knecht.
Goethe, Zahme Xenien

Sie haben mir, liebster Freund, gleich drei Xenien auf einmal gedeutet und ich freue mich über den inneren Zusammenhang, den Sie mir dadurch in den drei Versen aufgedeckt haben. Aber Sie haben noch mehr getan, indem Sie mir klar gemacht haben, wie sehr ich der Lebensweisheit dieser drei Sprüche in der letzten Zeit zuwider gehandelt habe. Und last not least haben Sie mir nun einmal schriftlich zugestanden, daß Sie nun wirklich nichts mehr von dem „Erkenne dich selbst“ halten. Wie liebenswert machen sich doch die Menschen durch solche Zugeständnisse, und wie dumm und unfruchtbar ist darum alle Rechthaberei.
Wenn ich nun aber nicht „mit dem Leben spielen“ will, dann, ja dann, liebster Freund, haben Sie mir zuviel aufgegeben. Außer den drei schönen Xenien haben Sie mir eine Lektion über die Nächstenliebe, oder vielmehr über das Vergessen des Ich über dem Du erteilt; Sie haben mich auf die „Gnade“ hingewiesen, in der wir stehen müssen, wenn irgend etwas uns gelingen soll. Und Sie haben mich gemahnt, daß wir uns zum Helfen aufrufen sollen. Nein, ich streike! Das ist zuviel auf einmal. Ich weiß zwar, warum Ihre pädagogische Ader Sie mir gegenüber zuweilen verläßt. Es kommt von der Überschätzung. Tun Sie das doch bitte nicht!
Sie verführen mich sonst dazu, mit diesen Worten „unseres lieben Dichters“ (wenn ich Ihnen diesen Ausdruck doch abgewöhnen könnte) es nicht mit dem Leben ernst zu nehmen. Ich hasse diese geistige Gefräßigkeit, und Sie sie nämlich auch. Wird doch unsere Jugend durch das Zuviel an geistiger Nahrung so dadurch verdorben. Das wandert dann alles in die Dachstube, in den Kopf, und das Herz bleibt unberührt. Also nicht Selbsterkenntnis, sondern Selbstdisziplin möchte ich Ihnen heute predigen. Beschränkung, „Resignation“ im Goetheschen Sinne, und sei es auch nur in bezug auf das Format des Papieres.
Und zum Schluß noch etwas Protest. Sie schreiben von „tödlicher Erfahrung“. Gibt es die, Herr Schulmeister? Wie machen Sie das?
Auch sind wir meiner Meinung nach nicht „immer aufgerufen“. Manchmal liegen wir lange brach wie ein Acker. Ein ganzes Kapitel für sich ist dann noch „was nie und nimmer fault“. Aber das führt heute zu weit.
Ich grüße Sie von Herzen und bin zwar widerspruchsvoll, aber auch dankbar

Ihre Unfertige.

Geschichten aus Geschichte

Von Herbert Scheffler (Frankfurt a. M.)

Es geht eine alte Sage, daß der Geschichtsschreiber das Muster eines verkalkten Professors sei und die Geschichte ein notorisch trockener Stoff, der nur in der Hand eines Dichters wieder feucht und lebendig werden könne. Aber jede Tatsache der Vergangenheit ist doch eine Möglichkeit der Zukunft, erst aus dieser Beziehung ergibt sich Sinn und Recht der Geschichtsschreibung. Der Historiograph, der die erregende Leiblichkeit von Tatsachen kennt, braucht einen hohen Grad von Selbstbeherrschung, um die Tatsachen rein zu halten und keine Zukunftsgehalte herauszulocken, die nicht in ihnen, den Tatsachen, sondern in ihm, dem Referenten, liegen. Diese Selbstbeherrschung ersetzt sich bei den kleinen Tatsachenaufschreibern automatisch durch Nüchternheit, aus der Tugend wird eine Not. Und stellt man jetzt noch bedeutende dichterische Verarbeitungen geschichtlicher Sujets dagegen, so hat man scheinbar alles bewiesen, in Wirklichkeit aber nur, daß ein Schwergewicht ohne viel Umstände ein Fliegengewicht zusammenboxen kann.
Im allgemeinen ist die oft genannte „Belebung“ des geschichtlichen Stoffs durch den Schriftsteller entweder eine rein äußerliche Auflockerung für primitive Leser oder aber ein Mittel, das Geschichtliche zugunsten der Privatmeinung zu liquidieren. Im ersten Fall handelt es sich um eine Verwässerung, im zweiten um eine Verschiebung und Verdrehung der Gegebenheiten. Was der Geschichtsschreiber mühsam in eine möglichst klare Luft baute, wird hinterrücks verschoben und verkittet oder von dem Atem der eifrigen Geschichtsromanschreiber in einen Nebel gehüllt, der seine trügerische Dichtigkeit gegen die wahre und beständige Dichtigkeit der einfachen Tatsachen ausspielt.
Der Rest nach oben zu sind einzelne, seltene Werke; verantwortliche Bemühungen oder meisterliche Ausnahmen. Der Rest nach unten zu verdient es, im Schweigen erstickt zu werden.

* * *

Oskar Gluth schreibt einen heiteren Roman um Ludwig I. („Seine schönste Münchnerin“, L. Staackmann Verlag, Leipzig.) Auf nur 366 Seiten wird geliebt und gebechert, krakeelt und gesungen, ein festlich illuminiertes Biedermeier macht in Lebenslust.
Der schweizer Arzt J. G. Zimmermann hat in seinen Schriften bewiesen, daß er ein kräftiger und offener Kopf war. Paul Burg („Der Leibarzt Ihrer Majestät“, Verlag Dr. P. Langenscheidt, Berlin) benutzt ihn als Fremdenführer durch die Fürstenhöfe des 18. Jahrhunderts, wobei er ihn als „Arzt der Seelen schöner Frauen“ gleichzeitig mit der Verbreitung des Hofklatsches betraut. Die Technik ist so einfach wie schlecht: alle Leute erzählen auf den ersten Anhieb, was sie bisher getan haben und was sie fernerhin zu tun gedenken. Das ganze Buch ist eine einzige Sammlung flüssig hingeschriebener, aber sehr flüchtiger und leerer Inter-

views. Statt frischer Aufklärungsluft atmet man stickige Rokoko-Erotik, die französische Revolution ist ein finsteres Schlamassel, aus dem Napoleon als lichter Racheengel aufersteht. Übrigens sollte, wer eine derart geschmacklose Szene am Sterbebett der Eva König fertigbringt, lebenslänglich aus der deutschen Literatur ausgeschlossen werden.

Bei Ludwig Huna („Der Goldschmied von Segovia", Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich) rächt sich die Verquickung von historischer und privater Handlung, die Vermengung von Wirklichkeitssubstanz und Phantasiezutat. Huna ist in der Materialarbeit verläßlich und schriftstellerisch sicher, aber die Ansätze zu einer sauberen historischen Erzählung werden von der Sucht, in Abenteuer und Spannung zu machen, an die Wand gedrückt. Kaum freut man sich an den Charakteristiken Philipps II., des Don Carlos, der Elisabeth, so kommt dieser infernalische Goldschmied Descamino dazwischen und präsentiert sich als eine Kreuzung von Franz Moor und Dr. Mabuse. Kaum zittert man um die von Gott und aller Welt verlassenen Niederlande, so drängt sich die wildgewordene Nebenhandlung ein und verwandelt Seelenangst in Nervenqual. Oder, je nach Konstitution, in Lächeln.

Heinrich Schmid-Kugelbach erzählt in seinem Roman „Der Landstörzer" (Verlag C. Bertelsmann, Gütersloh) die Geschichte vom Landsknecht Kumpasch, der sich am Dreißigjährigen Krieg gesund gemacht hat, eine Herrschaft pachtet und das Land in Grund und Boden wirtschaftet. Eine ganz große Katastrophe ist Joseph von Lauffs „Scherenschnitt aus der Geschichte der Wiedertäufer" mit dem Haupttitel „Elisabeth Wandscherer die Königin" (K. F. Koehler, Leipzig). Man sollte sich hüten, die nationale Literatur durch offensichtliche Senilitäten dieser Art bloßzustellen. Eine Kunst des Dritten Reichs wird sich schwerlich aus den Abfällen des Ersten Reichs aufbauen lassen.

Helene Eliats kleiner Roman „Saba besucht Salomo" (Ullstein-Verlag, Berlin) ist im Grunde eine Spielerei, aber amüsant in den Wendungen der Handlung und der Gedanken, erotisch gescheit, ein Buch auf Samtpfötchen, in denen allerlei satirische Krallen stecken. Unsere Frauen werden wichtigeres zu lesen haben, aber die Damen — eine Dame entsteht, wenn eine Frau sich langweilt — werden ebenso sicher die Konkurrenz mit Bilkis und ihrer bildhübschen Hofdame Sud sofort aufnehmen.

* * *

Hans Heyck steht schon deshalb auf einer anderen Stufe als die vorgenannten Autoren, weil er den historischen Roman nicht als eine bestenfalls belehrende Unterhaltung sucht, sondern als Gleichnis. Die Frage ist nur: bis wohin reicht das Gleichnis aus sich selbst, und von wo ab wird die Linie eigenmächtig weitergezogen? Wo richtet die Vergangenheit selbst den Zeigefinger in die Zukunft, und wo tut es der Autor?

Denn ein Autor kann uns viel erzählen, auch ohne daß er die Geschichte fälscht. Er braucht seinen Helden nicht in Effektbeleuchtung zu setzen, er braucht nur durch systematische Verdunkelung der Gegner das Licht um ihn zu sammeln. Ungerechtigkeit? Sagen wir: Tendenz. Und es gibt allerdings Zeiten, da eine handfeste Tendenz gesünder ist als tausend wacklig gewordene Gerechtigkeiten.

Heyck widmet sein Sulla-Buch „Der Glückliche" (Roman einer Diktatur, L. Staackmann-Verlag, Leipzig) „dem Führer des kommenden Reiches". Ein antiker Mussolini wird vor uns aufgebaut, zuerst als Kämpfer gegen Mithridates, dann als Vertilger der römischen Demokratie, als Diktator und Gesetzgeber, schließlich als Sieger über die eigene Macht. Das Buch beginnt mit dem Adler des Zeus als dem Symbol „göttlicher Kraft und Selbstbändigung", es endet mit einem Zusammentreffen Sullas und Cäsars im Hades, damit über den Unterschied zwischen einem gemeinnützigen Diktator und einem selbstischen Karrieremacher kein Zweifel übrigbleibe.

Die Aktualisierung des Stoffs in einer ganz bestimmten Richtung wäre kein Nachteil, wenn Heyck nicht den Gegner unterschätzte (was Sulla zweifellos nie getan hat) und wenn er ihn nicht ununterbrochen verbellen würde (was Sulla vielleicht getan hat, was aber einen Schriftsteller schlechter kleidet als einen Tatmenschen). Wo es nur geht, werden die Gracchen und die gracchische Gesetzgebung verächtlich gemacht, obwohl Mommsen, der doch auch der Hauptgewährsmann Heycks ist, den Gaius Gracchus einen durchgebildeten Mann und tapferen Soldaten nennt, ja ihm sogar ein „adliges Gemüt" zuspricht, obwohl Sulla aus der gracchischen Gesetzgebung entscheidende Punkte in seine eigenen Gesetze übernommen hat (die Bodenreform, die Vergebung des Bürgerrechts an die Italiker). Wo die Feindschaft gegen die Gracchen Temperamentszuschüsse bekommt, wächst sie sich in Schimpfen aus. Das Wort „Volk" findet sich selten, die Worte „Pöbel", „Pöbelherrschaft", „Verpöbelung" sehr oft. Einmal sagt der Autor durch den Mund seines Helden: „Im Adel sind viele Schwachköpfe, im Ritterstand viele Wasserköpfe, in allen Lagern viele Dummköpfe und kaum weniger Querköpfe, im Volk vorwiegend Kohlköpfe." Aus diesen Kohlköpfen, Herr Heyck, haben wir bisher vorwiegend unsere Genies bestritten! . . .

Es zeugt für die darstellerische Kraft Hans Heycks, daß sein Talent die kleinen Verdunkelungen und die größeren Anmaßungen zu überholen vermag. Das Buch schwirrt von Gedanken, in jedem Gespräch zittern Kämpfe, unaufhörlich strömt Temperament ein. Es ist nicht möglich, das Buch zu lesen und sich nicht mit ihm auseinanderzusetzen. Es stellt seinen Mann — und es steht seinen Mann.

Wichtiger noch, weil aus dem Machtpolitischen sehr rein ins Menschliche wachsend, scheint mir die Geschichte Toussaint Louvertures und des Negeraufstandes auf San Domingo von Karl Otten („Der schwarze Napoleon", Atlantis-Verlag, Berlin). In einem sachlich berichtenden Ton, der sich ebensosehr der Dramatik öffnet wie er sich der Melodramatik verschließt, erzählt Otten von Toussaints Geburt, von den



Karl Otten. Zeichnung von B. F. Dolbin

ersten Blitzen des revolutionären Gewitters bis zu seinen schweren Entladungen, die auch nach Toussaints Tod (1803) noch andauern. Konsul Bonaparte, mit dem Mund noch Anwalt der Revolution, während er im Denken und Handeln schon längst ihr Liquidierer ist, leitet das Gegenspiel, in dem er äußerlich für ein paar Jahre siegt, um moralisch eine Unsterblichkeit lang zu verlieren. Deshalb glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich den Titel „Der schwarze Napoleon", mögen die Quellen ihn immerhin anbieten, auf Rechnung des Verlages setze; Otten selbst mußte nach dem Gang der Dinge gerade diesen Titel für seinen Helden ablehnen.
Das Buch ist herrlich schon deshalb, weil man sich ihm unbedingt anvertrauen kann. Nichts Unsicheres wurde der Wirkung halber übernommen, nichts Legendäres als Wirklichkeit eingeschmuggelt. Wo durch den Ton des Berichtes eine Bewunderung, eine Anklage durchbricht, da ist sie auch im Leser schon fällig gewesen und dient mehr der Zusammenfassung als dem Affekt. Der „cri d'humanité", den einst Lamartine mit seinem Toussaint-Drama ausstieß, tönt heute aus den Sachverhalten angreifender und größer als je aus dem Herzen eines menschlich erregten Dichters. Denn die Erregung versöhnt fast schon wieder, nur die nackten Dinge stehen unversöhnt und unversöhnlich als Monumente der Schuld.

Proben und Stücke

Aus: „Heilige Ewigkeit" von R. M. Holzapfel

(Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt)

Seit alters herrschte im Lande der Bauren die geheiligte Sitte der Vollendungswanderung: Nach vollbrachten Weihen zogen sich die reifenden Knaben und Mädchen in stille Einsamkeit zurück, um den geahnten Umriß ihrer künftigen Entfaltung gleichsam in die Seele zu brennen. Manche blieben zu Hause, andere wurden der Obhut eines befreundeten Einsiedlers übergeben. Ein jedes Gehöft hatte in seinem Garten oder im benachbarten Walde einen uralten, moosbedeckten Kapellenschrein, der einem neugeweihten Kinde während der heiligen Wanderung zur Wohnstätte diente — und nicht selten ein halbes Jahrhundert auf einen neuen Insassen geduldig warten mußte.
Eine solche Wanderung hub an mit einer tagelangen reuevollen Betrachtung des vergangenen Lebenslaufes, einer innigen Beichte vor der Sonne des Geistes. Das klare Wasser eines Weihers, eines Sees oder Stromes bot der trauernden Seele die lichten Reinigungssymbole dar, und der Aufenthalt in seinen Kristallen durfte in dieser Zeit nur mit einer Fahrt auf einem Boote oder einem weißbeschwingten Segel getauscht werden, welche sich auf den heiligen Wellen im Schatten der Bäume wiegten.
Alles diente hier willig der ersehnten Wandlung: die sanfte oder stürmische Bewegung der Woge und das Erweiterungsspiel der gekräuselten Fläche, Lichter und Schatten, Seetangalgen und Düfte der Wasserrose und die weltentrückende Spiegelungstiefe.
Wie die Schmetterlingsraupe in dem zarten und weichen Gewebe der Puppe die wunderwirkende Wiege ihrer Himmelszukunft findet — so wird die Seele des Geweihten von der beweglichen Hülle des Wassers umsponnen. Sein Geist will wie das Wasser werden. Und immer klarer und reiner werden Gedanken und Wille des Geweihten, bis sich in den dunklen Seen des Kinderbewußtseins Wolken und Sterne spiegeln.

Aus dem tiefen Gewässer der Beichte, den lebendigen Fluten der Reinigung, taucht die Seele gewandelt hervor und gleitet ruhig über die Morgenwellen der Seen und Ströme dahin, um auf den stillen Inseln oder auf blumenbedeckten Ufern der Wieken und Buchten zu landen.
Das Dämmerstübchen des kleinen Fahrzeugs wird verlassen, und nach andächtigem Landungsgebiet im frischbetauten Grase, unter sanftem Erglühen des Morgenhimmels die heimliche Zelle des Schreines bezogen. Durch die geöffneten Fensterlein des neuen Wohnraumes dringt ein leiser Lufthauch herein und umspielt das Haupt des Kindes mit den erquickenden Düften des nahen Wassers und der frischaufgewühlten Krume der Uferhänge. Aber das Licht des aufgehenden Gestirns wird durch das dichte Kronlaub der alten Eichen und Linden des Gartens, oder das dichte Nadelgewirre des Gehölzes gehemmt und legt sich in hellen Streifen und goldig leuchtenden Kreislein über die mattenbelegte Diele und die braunen Bänke der schattigen Kammer. In dunklen Winkeln, auf kleinen Tischchen umhergestreut, liegen alte Festgewänder und uraltes Spielwerk der Väter, vergilbte Bücher der Andacht und so manches andere Erbstück der frommgesinnten Altvordern.
Über dem Kopfende eines kleinen Bettes wölben sich holzgeschnitzte Lilien und Glockenblumen zu einem Gitterdächlein zusammen. Darüber erhebt sich auf altarförmigem Vorsprung die kräftestrahlende Gestalt des Naturvollkommensten und streckt die Arme zum Segen aus.
An diesem ehrwürdigen Lager der Altzeit sinkt das Kind auf die Knie nieder und das Angesicht dem Altare zugewandt, betet es mit tiefer Inbrunst um die Gnade allseitiger Naturdurchstrahlung.
Da erhebt sich in seinem Geiste das Bild unserer heiligen Erde mit ihren endlosen Meeren, ihrem himmelragenden Gebirge, ihren ewigen Steppen und Wäldern.
Und der Geweihte öffnet die Tiefen des kindlichen Gemütes und trinkt mit durstender Seele die Urgewalten des Sternes. Wie er so ruhig und sicher auf eigenen Bahnen umherkreist — so will der Gewandelte mutig auf Wegen des Kampfes dahinziehen.
Und fühlt er, wie Heldenkühnheit in seinem Wesen aufsteigt, wie sich die Seele erhebt mit dem Schwunge des höchsten Gebirges und sich dehnt mit der Weite des Meeres — dann verliert er sich mit innigem Sehnen im Wunderreichtum der Erde.
Und in verzückter Schauung fleht er um Schöpferkraft seines Geistes, heilige Fruchtbarkeit seiner Seelengründe.

Nach solchen Tagen einsamer Versenkung, nach einem Leben stillster Abgeschiedenheit, wo sich weder Freund noch irgend jemand dem Verborgenen nähern darf — kommt eine Zeit, wo der Verkehr mit Menschen geboten ist, wo die Kenntnis menschlicher Schicksale erweitert und neue Freunde gefunden werden. Im Kinde beginnt jetzt das heilige Volksbewußtsein zu erwachen; es fühlt sich als einziges Blättlein in einer gewaltigen Blumenkrone, und diese Krone wächst in unendliche Weite und in ewige Himmelshöhen.
Wo aus nachtumhülltem Gehöfte ein vereinzeltes Lichtlein schimmert, wo in halberhelltem Gemache eine weinende

Bäuerin oder ein verzweifelter Bauer mit dem Vater des Himmels einsame Zwiesprache hält; wo dunkle Mächte des Bösen walten, und ein geängstetes Kind, eine gequälte Menschenseele mit Bangen nach Hilfe späht — dahin will der Gewandelte eilen, sein Mitleid und seine Liebe zu geben. Es möchte wissen, was den Kummer des gebückten Greises, die stille Sorge der Mutter bewirkt, die er so oft in einsamen Gäßchen der Dörfer und im Dämmer schweigsamer Tempel gesehen.
Es möchte zu den frommen Bauersleuten gehen, die den geweihten Kindern ihr arbeitsreiches Schicksal und ihre harten Kämpfe erzählen und dabei so ernst und milde in die Augen sehen.
Aber am liebsten möchte es die heiligen Einsiedler suchen, die es nicht selten auf stillen Waldespfaden oder auf einsamer Höhe gesehen hatte, als sie, in Andacht versunken, in die nahe Kapelle oder in den schattigen Garten einer Gemeinschaft ihre Schritte lenkten.
Und es zieht hinaus in die Dörfer der Fremden, geht über unbekannte Gefilde und weithin braunende Heiden, ersteigt mit sicherem Schritte die Berge der Hirten — und vernimmt seltsame Märe und heilige Sagen des Volkes. Und wenn der Mond über dem Weiler aufgeht, und die Zeit der Muße gekommen ist, da setzt sich so mancher altersgebeugte Bauer auf die Bank vor der Hütte und erzählt dem andächtig lauschenden Kinde die große Heldenfahrt seines Lebens.
So mehren sich in der Seele die ernsten Gesichte des Daseins, und auf einmal sieht sich der Zarte mitten im stürmischen Kampfe, so fern von Mütterchens Hilfe, so fern von dem Stübchen der Kindheit.
Und ein Gefühl des Alleinseins beschleicht das Gemüt des Kindes, eine Angst vor den Ungetümen, die in Zeiten der finsteren Nächte die Herzen der Träumer bedrücken.
Da besteigt es wieder das Schifflein und rudert hinaus in die Stille, fährt hinaus in die Forste der Andacht, wo heilige Anachoreten Erlösungskunde verheißen.
Und er sucht sie im Dunkel des Dickichts, durchstreift die Lichtungsreviere und späht mit sehnenden Blicken in verschwimmende Fernen der Heide. Und siehe! Zwischen mächtigen Tannenpforten, in Gürteln des hohen Gekräutes, in lauschigen Birkenhainen und an fernbeschatteten Quellen zeigen sich die ersehnten Gestalten. Hier kniet ein Greis in den Moosen, beugt sein silbernes Haupt im Gebete, dort auf der Waldesinsel wandelt ein einsamer Jüngling, und schaut erwartend zum Himmel; und in laubumwucherter Höhle sitzt ein Evangelist, schreibt heilige Chroniken der Zukunft. Und so fremd ihm die Frommen erscheinen, und märchenhaft strahlend ihr Auge, so geht er doch ruhig hin, küßt ihnen Hände und Füße und vertraut seine Seele ihrer Obhut. Der Alte lebt fern von der Heimat, ist vor kurzem in die Forste gezogen, von Freund und Verwandten verlassen, die ihm der Tod entrissen. Nichts nahm er mit in die Fremde, kein Zelt, kein Gemälde, kein Gebetbuch, nur das langwallende Schneehaar umhüllt ihn wie ein Nest aus der Kindheit.
Auch der Jüngling zog aus in die Fremde, verließ das Gehöfte der Väter, um der Gefahr zu entrinnen, niemals den Schmerz des Alleinseins, nie Unglücksqual zu erdulden.
Und sie hausen in tiefer Ruhe, umlispelt vom Geheimnis des Waldes, umstrahlt von der Sonne des Geistes; nur die Geister verstorbener Propheten und die Erlöser ferner Zukunft bevölkern das einsame Dasein. Aber sobald eine Kindsseele zur Zeit der Weihen herannaht, so überkommt die Anachoreten ein Gefühl paradiesischer Jugend, als wären Kinder des Himmels zu ihnen auf die Erde gestiegen. Und sie erzählen dem Verwaisten die Taten heiliger Schöpfer: ihre Leiden, ihre Kämpfe, ihre Siege, und wie sie alle Völker durch Offenbarungswunder erlösen. Was hört der kindliche Pilger, was schauen die verlorenen Blicke? Das Reich der Vergangenheit umgibt ihn, die alten Propheten erstehen, er vernimmt die Worte der Seher . . . sie selbst, die Einsiedler sind es; sind aus der Altzeit gekommen, sie lehren so väterlich milde und zeigen den Weg des Heils.
Der Geweihte sieht schon die Ziele, beginnt die Kämpfe zu ahnen, die seinem Leben bevorstehen, aber die Angst ist verschwunden, gesiegt hat die mutige Liebe. Und die toten Hirten der Völker nehmen ihn auf den Arm, tragen ihn schützend durchs Leben, hinauf zur Sonne des Geistes. —
So strich ihm die Zeit dahin unter den Träumen von frommer Erhebung, in Gedanken an Werke des Mitleids, bis die Liebe in ihm erstarkte, bis der Weg des Erbarmens erhellt war. Erst dann entschloß er sich, fortzuwandern von den Tröstern einsamer Kinder, umfaßte zum Abschied ihr Knie, benetzte mit Tränen ihre Füße, und traurigen Herzens verließ er den großen, schützenden Wald. —
Bald gelangt er zum heiligen Wasser, das ihn zu den Frommen geführt hat, löst die Kette des Fahrzeugs vom Stamme, ergreift das ruhende Ruder, und auf einmal sieht er sich wieder in seinem alten Schifflein, von sanften Wogen geschaukelt. — Er schaut hinaus in die Ferne, begrüßt die trauten Giebel, die hohen Türme der Heimat. Es rauschen ihm zu die Gärten, es neigen sich goldene Halme, und wieder sieht er die Seelen des Volkes, sieht Augen, die bitterlich weinen, sieht Hände, die flehen und klagen, sieht der Leiden heiliges Antlitz. Und er tritt in die Hütten des Schmerzes und trinkt alle Qualen der Menschen, und tröstet die Kinder, die Männer, die Greise; den Verwaisten wird er zum Vater, den Verlassenen zum Begleiter, den Irrenden zum Beschützer, den Nachtumhüllten zum befreienden Lichte.
Erfüllt von solchen Gesichten, gehoben von erwachenden Kräften, fährt er eiligst dahin, an Auen und Matten der Freunde, an trauten Höfen und Hütten, und an den Kinderwiesen vorüber, wo er mit Spielgenossen Zwerggärtlein anlegen durfte. Und alles erscheint ihm so anders, die Menschen, die Pflanzen, die Tiere, als wären sie plötzlich gewandelt, einer versunkenen Insel entstiegen . . .
Aber kaum ist die Fahrt vollbracht, kaum das stille Gelände betreten, wo sein heiliger Schrein im Dämmerungsschatten ruht, da überkommt ihn wieder ein Bangen, und Zweifel schleichen sich ein in die sehnende Seele des Kindes. Es versucht, an das zarte Brüderchen, die sorgliche Schwester zu denken, an die heimliche Ecke daheim, wo aus Tüchern und allerlei Hausrat die Geschwister ein Schutzzelt bauten, um vor Unterricht, Fährnis und Blitz die sicherste Zuflucht zu finden. Es denkt an Mütterchens, an Väterchens Arm, der es so zärtlich umschlang, sieht die segnende Hand der Besorgten, aber die Angst will nicht weichen. Es hat schon den Schrein erreicht, tritt in die dunkle Zelle, zündet das Öllämpchen an, aber das bange Gefühl bedrängt es noch mehr als zuvor.
Es denkt an die Arbeit für Menschen, an das Glück für die Völker zu leben, es ruft die Anachoreten, ruft an Propheten, Erlöser! Aber die Angst will nicht weichen, umschließt ihn mit Finsternissen, umzischt ihn mit Stimmen der Drachen . . .
Da fühlt es in seiner Verzweiflung, daß die Hilfe von Erdgeborenen, die Kraft der Dulder und Schöpfer und die heiligste Liebe zur Menschheit nichts sind! Sie sind nichts im Vergleich mit dem Höchsten, mit der Liebe zur Sonne des Geistes.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

James Joyce
(Zum 50. Geburtstag)

„Der irische Dichter James Joyce, in Deutschland bekanntgeworden durch seinen Roman ‚Bildnis eines Künstlers', seine ‚Dubliner Novellen' und vor allem sein Monumentalwerk ‚Ulysses', ist gewiß einer der eigenwilligsten, sprachgewaltigsten und interessantesten Dichter dieses Jahrhunderts. Er gehört zu jenen faustischen, nein: prometheischen Persönlichkeiten, deren Schaffen etwas Übermenschliches hat, als stünde es unter dem unerbittlichen Gebot eines sie mit dem Biß der Unruhe, der Skrupelhaftigkeit, des Erkenntnis- und Vollendungsdrangs unablässig quälenden und zerfleischenden Geiers. Denn Joyce gibt sich nicht damit zufrieden, daß das Feuer der Dichtung längst erfunden ist. An den Felsen seines trotzigen Gestaltungswillens geschmiedet, gepeinigt, aber auch angespornt und gestachelt von dem Geier, den die Götter ihm gesendet haben, arbeitet er an der Vervollkommnung des Feuers: sein ganzes Trachten ist darauf gerichtet, etwas zu erfinden, was größer ist als alle bisherige Dichtung. — Joyces Bedeutung liegt also in der Größe seines Wollens." Bernard Guillemin (B. T. 54).

„Das erscheint uns resümierend heute als entscheidende geistige Tat des irischen Dichters: aus Gegenwart und aus Vergangenheit heraus an einer neuen, vitalen, dichterischen Sprache zu arbeiten, an einem materialgerechten poetischen Ausdrucksmittel seines geistigen Weltbildes. Es ist ein Vorgang, analog zur Bewegung in der heutigen abstrakten Malerei, die seit den ersten Anfängen des Kubismus wieder nur mit malerischen Mitteln an der Prägung ihrer optischen Weltvision arbeitet. Das bewußte Sichentfernen vom literarischen, gegenständlichen und auch vom rein sensuellen ‚Peinture-Ästhetizismus', das immer engere Zusammenwachsen von geistiger Konzeption und sinnlichem Ausdruck, die neue Dynamik, anstatt Statik, dürfte dabei die gemeinsame Basis sein.

Das neueste Werk von Joyce, das unter dem vieldeutigen Titel ‚Work in Progress' (Werk im Werden) erst in Fragmenten erschienen ist, verkörpert eine völlig neue und intensivierte Durchdringung von Inhalt und Form und bringt eine abstrakte sprachliche Fassung und Komposition, die dem ungeduldigen Leser den Zugang zunächst zu versperren scheint. Der springende Punkt mag der sein, daß Joyce hier mit der statischen und ‚fertigen' Sprachkonvention gebrochen hat und zu den Wortquellen hinabgestiegen ist, um mit ihrer Elementarkraft eine neue bildhafte Wortkinetik zu aktivieren." C. Giedion-Welcker (Frankf. Ztg. 88/89).

„Was ist das ganz Neue daran? Wie erklärt es sich, daß dieses für die Menge fast unlesbare Buch, diese Welt in tausend Exemplaren, Privatdruck auf Bütten, eine so revolutionäre Wirkung haben konnte? Konnte? Mußte! Weil Joyce gezeigt hat, daß es Gebiete gibt, die zu erobern (in der Breite, in der Tiefe) man bis jetzt zu feig und schwach gewesen war, Unterwelten, Oberwelten, Zwischenwelten, Musikalitäten, Lyrismen, Schweinereien, schizophrenische Verrücktheiten, Hochzüchtung des Sprachausdrucks, Verfeinerung des Spracheindrucks. Alles, alles, soweit es die Sprache faßt, und noch weiter hinaus! Eine nie wiederkehrende Welt. Kein leichter, süßer Bissen, aber eine große Schule. Und daher eine Bereicherung der Bezirke der Kunst wie des Lebens schlechthin." Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 71).

Vgl. auch: Hellmut Schlien (Mannh. Tagebl. 33); Lutz Weltmann (8-Uhr-Abendbl. 27 u. a. O.).

*

Alfred Mombert
(Zum 60. Geburtstag)

„Mombert kündet mit Wort und Bild Stationen der Geschichte, er stellt vor uns hin das Werden und Walten des Ewigen, er gibt in Gedichtform eine Denkweise, eine visionäre Schau, es ist ihm zu tun um die Sage des Menschen. Er kündet sie im Gesange.

Dieser Dichter, den zu feiern wir im Goethe-Jahr besonderen Anlaß haben, wurde am 6. Februar 1872 in Karlsruhe geboren. Er widmete sich dem Rechtsstudium und war einige Jahre, ehe er auf weite Reisen ging, Rechtsanwalt. Dann gab er sich ganz der Gestaltung seines Dichtwerkes hin. Er lebt seit langen Jahren in Heidelberg." Hans Franke (Saarbr. Ztg., Gegenwart 36).

„Theoretisch gesprochen, ist gerade das Weltproblem von Geist und Seele der Gegenstand des Lebenswerks dieses Dichters ahnend vorweggenommen schon im symbolischen Titel seines ersten Gedichtwerkes als ‚Tag und Nacht'. Aber seltsamerweise sehen hier nur wenige ein Lebenswerk, einen Lebensweg — der heute Sechzigjährige lebt in der literarischen Vorstellung der meisten noch als der, der er vor dreißig Jahren und früher war, als er zur Zeit des Naturalismus und Symbo-

lismus Menschen wie Dehmel erschütterte und kurzen starken Widerhall fand. Damals ist er der Mystiker, der das, was er geistig erlebt, nicht im Menschenbild, nicht im Nachbild irgendwelchen Lebens der Zeit oder Vergangenheit sieht und ausspricht, sondern als unwillkürliches Traum-Geschehen reiner Innenwelt, als Urbildwelt der Seele, von der ein gleichsam metaphysisches ‚Ich' in kosmischer Ergriffenheit kündet. Hier ist der nie verleugnete Ursprung des Visionären, das auch sein ganzes späteres Werk nährt und trägt — es klingt wie ein Widerhall auf des Novalis Ruf, wenn er gleichnishaft von sich sagt: ‚Was ich ward, ward ich im Strömenden, ward ich in Nacht.' Aber in Gesichten der Traumnacht erschöpft sich nicht sein Werk — es sucht, zur Welt erwachend, den Menschen-Tag, die Gewalten des Geistes, die Gestalten des Geschichte-Daseins, das Walten der Natur in sein Bereich zu ziehen." Richard Benz (N. Zür. Ztg. 225).

„Einige haben Momberts Werk chaotisch genannt, und wenn man dem Worte Chaos jenen alten hohen Sinn zurückgibt, den ihm die Orphiker verliehen haben, und es als einen Bruder des Weltäthers anerkennt, so darf man damit einverstanden sein. Denn das ist wohl doch ein wundersames Chaos, aus dem Dichterworte von so gesammelter Kraft emporfunkeln, Verse, welche die Seele nicht nur erschüttern, sondern auch erleuchten und mit neuen Horizonten umgeben. Warum aber sucht nur selten einer die Verbindung mit diesem tiefen, reichen, einsamen Geist? Vielleicht weil er vom Ursein her die Welt anders aufnimmt als die meisten heute Lebenden. Das Auge unseres Zeitgeistes ist spähend, zerlegend, ein genaues mikroskopisches Auge, während Mombert immer wieder die Erscheinungen ferner und naher Zeiten und Räume zu einfach großen Sinnbildern zusammenfaßt, man müßte sagen zusammensingt. Es ist wahr, er enthält dem Leser alles vor, was diesen sonst zu Büchern zieht, alles warme Behagen, alle Reize, Spannungen und Zusammenhänge gewohnter Wirklichkeit; auch die zarten, geringfügig scheinenden Keime des Menschlichen, aus denen sich öfters langsam das Große entfaltet, zeigt er nicht auf. Ja ihm, der auf Gebirgsgipfeln, hohen Meeren und zwischen Trümmern alter Göttertempel weit mehr zu Hause ist als in enger menschlicher Wohnung, ihm scheint nur zu begegnen, was reif genug ist, um sagen- oder mythenhaft zu werden. Und so erfüllt er seinen Beruf, in dem er uns mit neuen großen Schauern des Unendlichen beglückt, mit Wachträumen, Deutungen und heldischen Gesichten, die uns wie in kreisenden Spiegeln ahnen lassen, wie herrlich dieser Planet Erde sein kann, sobald ihn das Auge des reinen Geistes beschaut." Hans Carossa (Münch. N. Nachr. 35).

Vgl. auch: Wilhelm Conrad Gomoll (Schlesw. Nachr., Nordmark 31); H. Schwamborn (Köln. Volksztg. 36); S. David-Heidelberg (B. B.-C. 59); C. Fries (Gen.-Anz., Stettin, 34); A. F. (Germ. 36); Max Fischer (D. A. Z. 57); S. David (N. Bad. Landesztg. 63); Fritz Schwiefert (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 36); Adolf Frisé (Frankf. Ztg. 97/98); Otto Pick (Prag. Pr. 37); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 31); Günther Sawatzki (Mannh. Tagebl. 37); Hans Franke (Neckar-Ztg., Neckar-Rundsch. 5); P. Wittko (Stadtanz. Köln 66); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 37); Karl Röttger (Hannov. Kur. 64); Rudolf List (Reichspost, Wien 37).

•

Berthold Auerbach

(Zum 50. Todestag)

„So wuchsen aus tiefem Kummer und glücklichsten Erinnerungen seine ersten Dorfgeschichten empor, deren Manuskript von zwanzig deutschen Verlegern, die es kaum angesehen, zurückgewiesen, endlich von dem neugegründeten Verlag Bassermann u. Mathy angenommen wurde. Der Autor erlebte einen selbst seine kühnsten Erwartungen übertreffenden durchschlagenden Erfolg. Diese und alle folgenden, wahrhaft am Leben gereiften Dorfgeschichten machten geradezu Epoche in der Erzählungskunst des 19. Jahrhunderts. Auerbach ist buchstäblich von einem Tag zum anderen berühmt geworden. Nach dem Sturmjahr 1848, dessen Herbstmonate er in Wien verbrachte, ließ er sich in Dresden nieder, 1860 übersiedelte er nach Berlin, wo er alsbald der gefeierte Mittelpunkt des geistigen Lebens war. Mit seinen Romanen ‚Barfüßele', 1856, und ‚Auf der Höhe', 1864 erschienen, hatte er einen Welterfolg erzielt, durch den er jahrzehntelang in der Alten und in der Neuen Welt, soweit man Erzählungen las, zum populärsten deutschen Dichter in allen Schichten der Gesellschaft wurde. Kaiser Wilhelm und seine Gemahlin Augusta, die sich gern ‚die Tochter Weimars' nannte, zogen ihn mit großer Vorliebe in ihre Kreise, und wiederholt war die Rede davon, ihm, der längst für einen großen Hausstand zu sorgen hatte, ein gut dotiertes Amt zu verleihen. Versprochen wurde viel, aber nichts gehalten, so daß er nach wie vor lediglich auf den Ertrag seiner rastlosen Feder angewiesen war, und die vermochte damals allerdings sehr viel. Der Verbreitung seiner Schriften kam sein Einfluß gleich auf die mitstrebende oder ihm nachfolgende Dichterwelt. Begeistert durch den Helden in ‚Neues Leben', in dem er sich selber zu erkennen glaubte, besuchte ihn Leo Tolstoj ganz spontan, ihm als Gleichgesinnten seinen Dank für soviel Anregung auszusprechen. Turgenjew gab der

russischen Übersetzung vom ‚Landhaus am Rhein' einen warmen Geleitbrief mit. Björnson bekannte sich zu ihm wie Gerhart Hauptmann, der seinen erstgeborenen Sohn zu Ehren des Nordstettners ‚Hajerle' Ivo nannte. Anzengruber erklärte, nur durch Auerbachs Dorfgeschichten angeregt worden zu sein, Bauern auf die Bühne zu bringen, und Rosegger stand nicht nur als Dichter in seinem Bann, sondern ist ihm auch persönlich herzlich zugetan gewesen. Freiligrath begrüßte, entzückt und ergriffen, in einem seiner schönsten Gedichte die Gestalten der Dorfgeschichten als glaubhafte Zeugen für die kommende Rettunz und Entwicklung eines großen, starken Deutschlands. Nur als Wegweiser in eine hellere Zukunft vermochte Auerbach zu wirken; er wollte aufbauen, nicht einreißen und zerstören; auch fehlten ihm die Schärfe des Witzes und der Ironie, die den Revolutionären seiner Zeit zur Waffe dienten. Er sagte selber von sich: ‚Ich bin kein Satiriker und kein Polemiker.' In seinen Schilderungen sind die Frauen meist klüger, gütiger und charakterstärker als die Männer, vielleicht, weil seine Mutter so war, die mit Recht den Namen Edel führte, und an der er mit abgöttischer Liebe hing; so lauteren Sinnes wie sie, glaubte er, trotz mancher bitteren Erfahrung, die keinem erspart bleibt, der wirkend und kämpfend im Leben steht, an den guten Kern und die Besserungsfähigkeit der Menschheit." Helene Bettelheim-Gabillon (N. Wiener Tagbl. 39).

Vgl. auch: Paul Holtermann (Köln. Volksztg. 40); Paul Wittko (N. Bad. Landesztg. 67); Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 36); R. Linck (Stuttg. N. Tagbl. 62).

*

Edgar Wallace

„Der Weg vom Kaufmannslehrling in Glasgow zum erfolgreichen Villen und Grundstücke besitzenden Schriftsteller war kein leichter. Irgendein geheimnisvoller Trieb hat den jungen Wallace zunächst in die wirkliche Welt der Abenteuer gelockt: Zeitungsverkäufer in Indien, südafrikanischer Diamantenhändler, Fischer, Matrose, Theaterdirektor in dunklen Vorstädten, Tippelbruder, Mitglied lichtscheuer Geheimbünde, Arbeiter in Bergwerken, Hilfskoch auf Frachtschiffen — das waren so die Stationen, bis dann der rasche, große, kühne Sprung zum Journalismus kam, dem er mit Leib und Seele angehörte und der ihm auch als Schriftsteller die ersten Erfolge brachte.

‚Ich bin Journalist und sonst nichts!' hat er einmal von sich gesagt. ‚Meine Detektiv- und Abenteuerromane sind nur eine neue Form des Journalismus. Ich strebe nicht nach literarischer Anerkennung. Meine Romane sollen spannend, interessant und unterhaltend sein. Die Macht der Gesellschaft ist größer als die Geriebenheit der Verbrecher: das ist die Moral aller meiner Werke.' Nun, dagegen ließe sich einwenden, daß Wallace mehr als einmal die Außenseiter der Gesellschaft verherrlicht hat. Daß es ihm um die Moral zu tun sei, das hat sich Wallace wohl nur selbst eingeredet. Er hätte das nicht einmal nötig gehabt. Denn die Welt hat seine Werke stets als das angenommen, was sie waren: spannende Unterhaltungslektüre, die schon als solche einen menschenfreundlichen Zweck erfüllt und kaum einer Rechtfertigung bedarf." p—s. (N. Bad. Landesztg. 76).

„Um über das Wesen seiner Produktion einen Überblick zu gewinnen, bringt man ihn am besten mit seinem Landsmann Conan Doyle in Verbindung. Dieser technische Meister der Detektivgeschichten konzentrierte das Interesse auf die Hauptfigur des privaten Kriminalisten, der im ersten Augenblick geheimnisvoll und undurchsichtig eine Spur ermittelt, einen Zusammenhang kombiniert und seinen Ideen bis zur glücklichen Auflösung nachgeht. Die Methodik dieses Verfahrens hat sich naturgemäß abgestumpft. Edgar Wallace verfolgt die Taktik, den Leser zu beirren, ihn abzulenken, auf Seitenpfade zu locken. Er interessiert ihn für andere Figuren, um ihn dann erfolgreich zu überraschen. Vor der Durchsichtigkeit dieses Verfahrens bewahrt er sich durch mystische Behelfe, durch Aufwand dämonischer Nebenzüge. Wie bei Conan Doyle hat sich durch das Übermaß an Produktion auch bei Wallace sein System aufgezehrt. Da seine Figuren doch nur Masken tragen, Geschöpfe der Erfindung und Konstruktion sind, fehlt für die Dauerwirkung der menschliche Rückhalt." Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 69).

„Die pfiffigen, stets etwas zusammengekniffenen Augen seines kahl geschorenen starkknochigen Rundkopfs grüßten uns nicht ohne einen heiteren Zuschuß ermunternden Wohlwollens von jeder Umschlagseite seiner Bücher; der zwiefarbene Glanz von Missetat und Schurkereien webte um eine Stirn, die eigentlich für die Ehrbarkeit ernsten Geschäftsgebarens geschaffen schien; und für die Echtheit seiner Verfasserschaft bürgte die lässig aufs Genick gestülpte schwarze Melone, die so rechtschaffen aussah, daß sie schon wieder verworfen wirkte.

So lebte er für diese Welt, und so verließ er sie.

Er war ein Begriff geworden: der Inbegriff einer Schriftstellerei, die mit erstaunlichster Leichtigkeit Band um Band aus dem massiven Handgelenk schüttelte oder wenigstens in die Wachsrolle des Diktaphons hineinschmetterte . . ." Harry Schreck (Voss. Ztg. 70).

Vgl. auch: Paul Rachó (Saarbr. Ztg. 75); C. Patrick Thompson (Berl. Börs.-Cour. 75); B. P. (Tag 36); Fiedler (D. A. Z. 69); George Croppen (Hannov. Kur.

72/73); Heinrich E. Nebel (Voss. Unt.=Beil. 43); S. Kracauer (Frankf. Ztg., 116/117 A. — 1 M.); Köln. Ztg. (83); Königsb. Allg. Ztg. (70); ahs (Bund, Bern, 70); B. T. (70); Prag. Pr. (42); Vorw. (69).

*

Zur deutschen Literatur

„Das Nibelungenlied — in Ungarn entstanden?" Von Karl Schneider (Deutsche Ztg., Kultur 41).

*

„G. Chr. Lichtenberg." Von Walther Petry (B. B.=C. 67).

*

„Goethes Wiederkehr." Von Hermann Bahr (Münch. N. Nachr. 48).

„Goethe als Phantast." Von Will Scheller (Schlesw. Nachr., Nordmark 37).

„Wie Goethe bespitzelt wurde." Von Kurt Ludwig Müller (Vorw. 89).

„Goethe im karlsruher Naturalienkabinett." Von Hermann Eris Busse (Köln. Ztg. 100).

„Auf Goethes Spuren im Harz." Von Alfred Hein (Vorw. 77).

„Goethe zum letztenmal im Gartenhaus am Stern." Von Otto Ernst Sutter (Stuttg. N. Tagbl. 82).

„Goethes ‚Faust' auf der Bühne." Von Robert F. Arnold (N. Fr. Presse, Wien, 24210).

„Pandora [Festspiel Goethes]." Von Albert Steffen (Bund, Bern, 82).

„Goethes größter Romanerfolg. Wie ‚Werther' auf die Zeitgenossen und die Weltliteratur wirkte." Von Ernst Friedrichs (Rhein.=Westfäl. Ztg., Kunst 98).

„Sudetendeutsche um Goethe." Von Fritz Heinz Reimesch (D. A. Z. 91).

*

„Ernst Moritz Arndt." Von Baronin Könitz von Knobloch (Ostpreuß. Ztg. 29).

„‚Auf den Feldern, unter den Bäumen.' Zu Justinus Kerners 70. Todestag" (Stuttg. N. Tagbl. 86).

„Die Schwestern Bardua." Von Anna Blos (Vorw. 65).

„Spuk in Ludwig Tiecks Leben." Erlebnisse eines Romantikers. Mitgeteilt von Carl Georg von Maaßen (Stuttg. N. Tagbl. 70).

„Karl von Holteis ‚Vierzig Jahre'. Neu herausgegeben und eingeleitet von Hans Knudsen." Von Julius Knopf (B. B.=Ztg., Kunst 41).

*

„Das Annette von Droste=Museum in Münster i. W." Drei große Frauen aus dem 19. Jahrhundert: Annette von Droste, Elisabeth Ney und Amalie von Gallitzin (Rhein.=Westfäl. Ztg. 54a).

„Splitter — und doch ein Bild." Unveröffentlichtes zu Hebbels Leben und Werk. Von Otto Heraeus (Tag, Unt.=Rundschau 29).

„Wie Carl Schurz Kinkel befreite." Von Arno Hach (Voss. Ztg., Unt.=Bl. 35).

*

„Der stumme Geist des Dichters. Eine Stifter=Studie im Heute." Von Konrad Weiß (Münch. N. Nachr. 45).

„Ein neues Bild Hermann von Gilms." Von A. v. A. (Tirol. Anz. 260).

„Der Liebes= und Liederstreit zwischen Hermann von Gilm und Magnus Beyrer." Von A. Dörrer (ebenda 32).

„Petzer — Petter — Gilm." Von R. (ebenda 4).

„Neues von Fontane." Von Fritz Walter (B. B.=C. 47).

„Aus Richard Dehmels letzten Tagen." Briefe, die der Dichter kurz vor seinem Tod schrieb. Von H. E. (Vorw. 51).

„Die Entdeckung Peter Altenbergs." Von Fritz Walter (B. B.=C. 77).

„Physiologische Romantik [Peter Altenberg=Auswahl von Karl Kraus]." Von Theodor Wiesengrund=Adorno (Frankf. Ztg., 123/24 Ab. — 1 M.).

*

„Das Antlitz Old Shatterhands. Zum 90. Geburtstag Karl Mays." Von Harry Schreck (B. B.=C. 91).

„Old Shatterhand [Karl May]." Von Bruno Sydow (B. B.=Ztg., Kunst 47).

„Franciska Stoecklin zum Gedächtnis:" Die Dichterin von Walter Über Wasser; Erinnerungen von Kurt Vollmoeller; Ein Frauenleben von Emmy Hennings; Aus der Jugendzeit von G. O. B. (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 6).

„Max Scheler und der Pazifismus." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 6).

„Dem Gedächtnis der Frühvollendeten: B. von der Marwitz, W. Heymann, Walther Flex, Gerrit Engelke, Ernst Stadler, Gorch Fock." Von E. W. Leonhard (Rhein.=Westfäl. Ztg., Kunst 95).

„Ein Dichter, der erfror: Konrad Kob." Von Peter Hamecher (D. A. Z., Unt.=Bl. 55).

„Ein Wort für Heinz Liepmann." Von Kurt Weill (B. T. 7.1)

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Bekenntnis zu Gerhart Hauptmann." Von Carl Zuckmayer (Voss. Ztg., Unt.=Bl. 45):

„Gerhart Hauptmann: — seit damals sind mehr als vier Jahrzehnte hingegangen, Geschlechter versunken, neue aufgetaucht, die Erde kreiste durch Erschütterungen, die ihre Kruste bis zum Feuerkern umzupflügen, alles noch so Festgefügte zu vernichten, Neues, Ungeformtes vulkanisch auszuspeien scheint: aber dieser Name, und das Werk, das er bedeutet, steht für uns in der Welt mit einer so allgemeinen, allverbindlichen, allväterlichen Gültigkeit wie der, von dem es in der Bibel heißt: Ich will dich Adam nennen, das ist ‚Mann aus Erde', und dem der Schöpfer seinen lebendigen Atem einhauchte.
Ein Quell von Wärme — ein See klarster Spiegelung — ein Strom von Vertrauen!
Der Dichter des Erdenwesens, der Kreatur, der menschlichen Sehnsucht und des brennenden Rechts!"

„Stunden mit E. G. Kolbenheyer." Von Günther Haupt (Deutsche Ztg., Kultur 38).

„Ernst Bacmeister." Von Max Wachler (B. B.=Ztg., Krit. Gänge 6):

„Das Werk dieses zarten und doch kraftvollen Dichters, des jetzt Siebenundfünfzigjährigen, ist zu einem großen Teil noch ungedruckt, obgleich seine meisten Dramen auf die Bühne gelangt sind und eins von ihnen, ‚Moses und Maheli' 1930 vom Bühnenvolksbund durch einen Preis ausgezeichnet wurde. Immerhin geben die drei schmalen, bei Georg Müller erschienenen Bände eine Vorstellung von der Art Ernst Bacmeisters, der keine Zugeständnisse an den Geschmack

des Tages macht, sondern die ewigen Fragen allen Menschentums behandelt."

„Henriette Brey." Von Georg Schäfer (Köln. Volksztg. 32):

„Bei der religiösen Einstellung dieser Frau überrascht es nicht, daß sie eine Vorliebe für die Legendendichtung hat. Im Mittelalter war die Legende dem ganzen Volke vertraut. Damals bestand noch die beglückende Einheit von Kunst und Volk, die heute kaum mehr vorhanden ist. Dort, wo sich heute wahrhafte Dichtung offenbart, hört das Verständnis der meisten auf. Das aber, was diese als Kunst ansehen, verdient diesen Namen nicht. In ihren guten Stunden gelangen der Brey manche Legenden, die volkstümlich genannt werden können, ohne daß ihnen der unangenehme Beiklang anhängt, den man gewöhnlich mit der Literatur ‚Für das Volk' verbindet."

„Rudolf Huch." Von —er—er. (D. A. Z. 91).

„Richard Billinger." Von Paul Fechter (Königsb. Allg. Ztg. 78):

„Richard Billinger stammt aus dem österreichischen Innviertel, aus St.-Mariakirchen bei Schärting am unteren Inn, ist Sohn eines Dorfkrämers, der ursprünglich geistlich werden sollte; durch das Buch seiner Kindheitserinnerungen ‚Asche des Fegefeuers' wandert er als das ‚Heiligenbüblein'. Aber sein Wesen drängte, wie schon seine körperliche Erscheinung zeigt, nach anderen Richtungen: er machte sich auf und ging nach Kiel, um Seemann zu werden. Auch daraus wurde nichts; er kehrte in seine österreichische Heimat zurück, hockte in Wien herum, probierte dieses und jenes, bis Grete Wiesenthal und Hugo von Hofmannsthal auf ihn aufmerksam wurden und begannen, sich um den Riesen zu bekümmern. Durch sie kam er mit dem Kreise Reinhardts in Berührung und damit auf seine literarische Laufbahn, die vom ‚Perchtenspiel' rasch zur ‚Rauhnacht', seinem großen Erfolg des letzten Jahres, führte."

„Wie ich mein erstes Geld verdiente." Von Bruno Brehm (Hannov. Kur. 58/59).

„Wer ich bin." Von Hermann Kesser (N. Bad. Landesztg. 89).

„Der Erzähler B. Traven." Von Heinrich Seufert (Fränk. Tagespost 322).

„Oskar Maria Graf." Von Ernst Leonard (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 93):

„Grafs Bauernromane und -erzählungen heben sich grundsätzlich von jeglicher Bauernliteratur ab, die uns die Bauern als Salontiroler oder psychologische Kuriositäten vorführt, als Träger mysteriöser Sendungen oder als Statisten für die moralisierenden Absichten ihrer Dichter. Grafs Bauern sind schlechthin Menschen im Urzustand, Repräsentanten einer krassen Individualwirtschaft. Sie stehen zu ihrer Scholle in keinem irgendwie geheimnisvolleren Verhältnis, als irgendein sonstiger Produzent zu seinem Produktionsmittel. Das Verhältnis ist nur dichter, unmittelbarer, konservativer. Ihr Katholizismus (Graf nennt es ‚Katholischsein') ist die Grundhaltung von der aus das Leben gelebt wird. Er befreit den Bauer von der Problematik des Lebens und bewahrt ihn vor Versuchen zu einer geistigen Selbständigkeit, welche Auflösungskeime in die geschlossene Form seiner Existenz legen könnte. Die Kirche ist die Organisation seines Standes."

„Friedrich Griese." Von Niels Hansen (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 5):

„Gipfel in Grieses Schaffen ist ‚Winter'. Als urgewaltiges Symbol alles Alternden und Überreifen, alles Sterbenden und in neue Auferstehung Hinüberschlummernden steht dieser Roman einzig in unserer Erzählungsdichtung. Stifters ‚Bergkristall', als Naturschilderung ebenbürtig, erreicht doch nicht diese Steigerung der Winterkräfte ins Dämonische, Mythische. Es ist der Mythos aller Kreatur: Der Winter tötet das Alte."

„Richard Billinger." Von Wilhelm Westecker (ebenda):

„Billinger übertrifft in der Gefühlsdichte, Anschaulichkeit und Ungezwungenheit der Bilder noch Peter Hille. Und doch sind ihm Bilder nie Selbstzweck. Billingers Sprache fließt in klaren, vollen Klängen dahin, selbst über einige linkische Eigenwilligkeiten hinweg. Am schwierigsten zu ertragen ist seine Vorliebe für Diminutivformen. Sie sind stammesmäßig bedingt. Den Ostpreußen ist das Pferdchen auch selbstverständlich."

„Karl Benno von Mechow." Von Helmut Wocke (ebenda):

„So beobachten wir in Mechows Werken das Reifen einer dichterischen Gestaltungskraft: Künstlerische Zucht, Herrschaft eines Willens, der vorwärts strebt in neue Bezirke des Schaffens. Demut, ernstes Besinnen auf die wahren Werte. Kein ehrgeiziges Streben nach lautem Erfolg vor dem Unbegreiflichen, vor dem Leben, das vorüberströmt und wieder zurückmündet in sich selber."

„Emil Frithjof Kullberg, der hamburger Schriftsteller." Von Paul Wittko (Alton. Nachr. 16):

„Im allgemeinen erzählt Kullberg mit überzeugender Wahrheit anschaulich und oft mit vornehm gemessener Verhaltenheit in kraftvollem Wohllaut, immer jedoch andeutend, auf welcher Seite er steht. Sein zartes und kritisches Gewissen treibt ihn dazu, immer das Höchste leisten zu wollen, so daß der Zustand des Sichnimmergenügens ihn überwältigt und doch, wie sein ‚Pilgrim', verzichten läßt."

*

„Pionier der modernen katholischen Dichtung: Karl Muth zum 65. Geburtstag." Von Joseph Bergenthal (Germ. 31):

„In welchem Sinne Muth in die Zeit gewirkt hat, vor allem auch durch ‚Hochland', die von ihm gegründete und geleitete Monatsschrift, die zu den bedeutendsten Zeitschriften Deutschlands gehört, mag man aus dem ersehen, was Carl Christian Bry (†), ein nichtkatholischer Schriftsteller, der Verfasser des Buchs von den ‚Verkappten Religionen' über ihn geschrieben hat: ‚Als Muths Generation zu arbeiten anfing, bedeutete bei 99 Prozent aller Menschen in Mitteleuropa fromm sein so viel wie beschränkt und zurückgeblieben sein. Es wäre kühn, zu behaupten, daß der Prozentsatz der wirklich frommen Leute gestiegen ist. Aber die anderen, die Unfrommen, beginnen eben jetzt leise zu fragen, ob man vielleicht fromm und trotzdem ganz normal intelligent sein könne. Und die Fortgeschrittensten gelangen vielleicht zu der leisen Frage, ob Menschen wie Muth und sein engster Mitarbeiterkreis so menschlich, der Welt so offen, so klug und erfolgreich sind, weil sie fromm sind. Diese Autoritätsvermehrung gerade bei den Ungläubigen ist Muths wichtigste Leistung.'"

„Theodor Lessing, zu seinem 60. Geburtstag." Von Lutz Weltmann (B. T. 66).

—, —. Von —y. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 37).

„Ernst Zahn und seine Heimat." Zum 65. Geburtstag des Dichters. Von Herbert Hauffe (Kieler Ztg. 27).

„Diedrich Speckmann." Zum 60. Geburtstag. Von Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 42):

„Bei volkhafter Verwandtschaft untereinander vergessen sich die einzelnen Gestalten dieser Darstellungskunst niemals. Und wenn Speckmann in Nachkriegswerken in den Umkreis einstiger frischer Erfindung zurückkehrt, so ringt er mit den Geschöpfen seiner Kunst beweglich um neue Probleme. So tastet er sich in der ‚Heidklause' an die seelischen Kämpfe der Kriegsheimkehrer heran und breitet in ‚Neu-Lohe' mit vollem Gelingen Geschehnisse aus, zu denen die Bodenreform das innere und äußere Motiv gibt." Speckmanns reife und sichere, mit nicht wenig Humor gesegnete Erzählungskunst ist Hausbrot des Lebens. Das jüngst so viel erörterte Gegeneinander von Stadt und Landschaft ist von ihm so bezwungen worden, wie es dem Schriftsteller gemäß ist: er hat von seiner

Landschaft her auch die Stadt erobert, auch in Berlin unzählige Leser gewonnen, deren Dank und Glückwunsch ihm heute gewiß sind."

—, —. Von H. Br. (Tag 37):

„Wir sind nicht reich an Erzählern, die volkstümlich sind, ohne trivial zu werden, und die ihr Herz diktieren lassen, ohne in Sentimentalität abzugleiten. Speckmann trifft diesen Ton."

„Der Heidedichter [Speckmann]." Von Hanns Martin Elster (Deutsche Tageszeitg. 47).

—, —. Von Paul Wittko (Der Jungdeutsche, Schauen 36 u. a. O.).

—, —. Von k. (Schles. Ztg. 75):

„Wer so fest in der heimatlichen Scholle wurzelt wie Speckmann und trotzdem, nach einem schönen Wort des finkenwärder Dichters Gorch Fock, ‚mit der Heimat im Herzen die Welt umfaßt, mit der Heimat vor Augen die Welt liebend und bauend durchdringt', der gehört zum deutschen Volk und das deutsche Volk gehört zu ihm."

„Otto Franz Gensichen. Zum 85. Geburtstag." Von W. F. (D. A. Z., Unt.-Bl. 55).

„Marie von Bülow." Zum 75. Geburtstag. Von Max Marschalk (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 41):

„Bald nach dem Tode Bülows begann seine Gattin alle seine schriftlichen Äußerungen, Briefe, Aufsätze usw. zu sammeln, um der Welt ‚die Kenntnis dieser einzigartigen Persönlichkeit' zu vermitteln. Es erschienen in den Jahren 1895 bis 1908 acht Bände ‚Briefe und Schriften'. Die hochinteressanten Briefe stellen eine monumentale Autobiographie dar und eins der wichtigsten Dokumente einer wichtigen Epoche deutscher Musikgeschichte. Es fehlen leider nur die an Richard Wagner gerichteten Briefe, deren Herausgabe von der Familie Wagner verweigert wurde. Der Briefwechsel Bülow—Wagner, der im Besitz Daniela Thodes, der ältesten Tochter Bülows, ist, harrt also noch der Veröffentlichung. Da die ‚Briefe und Schriften' mit unzähligen Anmerkungen und Hinweisen durchsetzt sind, da verbindende, sorgfältig geschriebene Texte einen großen Raum in den acht starken Bänden einnehmen, so steckt in ihnen eine ungeheure Arbeit: sie repräsentieren ein Lebenswerk, das den Namen Marie von Bülow der Nachwelt überliefern wird."

—, —. Von Marie von Bunsen (D. A. Z. 68).

—, —. Von Helene Raff (Münch. N. Nachr. 40).

„Nachwort zu einem Jubiläum [M. von Bülow]." Von Julius Bab (B. T. 77).

„Johanna Wolff, die ostpreußische Dichterin. Zu ihrem 74. Geburtstag." Von Sophie Rode (Königsb. Hart. Ztg. 50).

„Die Welt, wie sie nicht ist ... Zum 65. Geburtstag von Hedwig Courths-Mahler." Von Hans Ammer (Königsb. Allg. Ztg. 84).

„Ein Besuch bei Courths-Mahler." Von Franz Dux (Saarbr. Ztg. 48):

„Frau Courths-Mahler erzählte u. a., daß sie aus der kleinsten Familie stamme, daß sie nur Volksschulbildung genossen und daß sie mit 14 Jahren schon auf eigenen Füßen gestanden habe. Durch eifrige Lektüre sei ihre Phantasie belebt worden, und mit 25 Jahren habe sie den ersten Roman geschrieben. Diesen Roman habe sie um 1895 herum an eine stuttgarter Verlagsfirma geschickt, halb mit Hoffnung bewaffnet. Drei Wochen später kam das Paket an den Absender zurück. Sie legte es als nicht angenommen in den Schreibtisch. ‚Wieder um eine Enttäuschung reicher', dachte sie. Nach einigen Tagen öffnete sie das zurückgesandte Paket, da sie gerade ein Stück Schnur brauchte, und sah den Brief, in dem sie selbstverständlich die Absage vermutete. Kaum traute sie ihren Augen: der Roman war angenommen, und zwar zu den üblichen Bedingungen. Man hätte ihn ihr nur zurückgeschickt, weil an einer Stelle eine illegitime Frau vorkam und diese sollte — durch eine legitime ersetzt werden. Sie sandte das Paket mit der Verbesserung zurück und die ersten 2500 Mark liefen ein. Vier Wochen später folgten noch 1500 Mark, der Erlös für den Zweitdruck.

Von nun an wußte die Kleinbürgerin Courths-Mahler, daß ihr Weg und ihr Schicksal ihr vorgezeichnet war. Sie entfaltete sich langsam aber sicher zur Courths-Mahler."

„Freundschaft und Feindschaft." Vier Anekdoten aus meinem Leben. Von Hedwig Courths-Mahler (N. Bad. Landesztg. 87).

„Dichtung als Lebenshilfe: Helene Christaller 60 Jahre alt." Von H. Br. (Tag 27).

„Eine Künderin deutschen Muttertums: Helene Christaller." Von Hanns Martin Elster (Deutsche Tagesztg., Lit. Umschau 26 u. a. O.):

„Helene Christaller, die am 31. Januar ins sechzigste Jahr trat, ist eine lebensweise, abgeklärte, grundgütige, seelisch reine, edel heitere und ernst sinnende Frau. Ihr Quellgrund ist die wundervolle Mütterlichkeit, die durch das deutsche Gemüt und ihre evangelische Christlichkeit seltene Lauterkeit und Kraft zeigt."

„Helene Christaller." Von Hans Harder (Bad. Beob. 31).

—, —. Von F. O. (N. Zür. Ztg. 187).

*

„Ruth Schaumann." Von Leo Hirsch (B. T. 86):

„‚Die Tenne' ist nicht das erste Buch von Ruth Schaumann, aber ihr bestes, ihr reifstes. Mehr als hundert Gedichte, und mindestens hundert, die besser und schöner nicht sein könnten. Auf dem Einband ein Holzschnitt, die heilige Familie in der Tenne, ein Holzschnitt in der frommen, im besten Sinne einfältigen Art, in der Ruth Schaumann ihre Versbücher für Kinder geschmückt hat. Holzschnitte — und wenn man über Ruth Schaumann mehr wissen will, so wird man erfahren, daß sie von Beruf Schriftstellerin und Bildhauerin ist, 32 Jahre alt, und daß sie, die für die Musik der Sprache und Gedanken das feinste Ohr hat, als Kind ihr Gehör verlor."

„Biblische Spiele, Oberammergau 1932: Ernst Lissauer ‚Das Weib des Jephta'." Von Gg. Br. (Fränk. Volksbl., Hausschatz 3 u. a. O.).

„Josef Neumairs Passionsspiel." Von A. Dörrer (Tirol. Anz. 12. Febr. 1932).

„Probleme und Aufgaben. Zum Thema: Eugen Ortner." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 35):

„Dieses Wiedergewinnen einer Form aus den chaotischen Elementen heraus, diese Bändigung der dichterischen Elemente scheint mir ganz besonders bedeutsam in diesem dramatischen Werk. Und es ist nicht weiter verwunderlich, wenn diese neue oder neugewonnene Form eine innere und innige Beziehung zum Volkstümlichen mitbringt. Sie muß aus den ihr innewohnenden Elementen her ja diese Verwandtschaft haben, wie sie immer und überall auch mit der Natur als solcher, mit der Natürlichkeit, d. h. Kreatürlichkeit des Menschen verknüpft ist."

„Florian Seidl." Von Joseph Maria Lutz (Bayr. Staatsztg., Heimgarten 6):

„In Florian Seidl entwickelt sich ein in bestem Sinne deutscher Dichter, vor allem ein deutscher Dramatiker — wenn ihm Gelegenheit zum Wachsen gegeben wird! Und hier ist nun wieder dies tragische ‚Wenn', vor das jene deutschen Bedenken sich schieben, zu deren Überwindung schon manch einer unserer hoffnungsvollsten Künstler die Kraft seiner besten Jahre verschwenden mußte."

*

„Franz Werfels Roman ‚Die Geschwister von Neapel‘." Von M. R. (Köln. Volksztg. 46):

„Dem Roman ‚Die Geschwister von Neapel‘ haben wir dementsprechend ohne weiteres eine wirklich ‚dichterische‘ Grundidee zuzubilligen. Der Roman ist das Werk einer in Wahrheit dichterischen Natur, eine Station auf dem Lebenswerk eines der bedeutendsten deutschen Dichter. Diese grundsätzliche Anerkennung der literarischen Bedeutung heißt nun aber nicht ein unbedingtes Lob und eine unbedingte Zustimmung zu dem Roman auch im Konkreten und Besonderen der romanhaften Handlung."

„Prozeß des Herzens. Zu W. von Scholz: Unrecht der Liebe." Von Günther Sawatzki (Mannh. Tagebl. 50).

„Paul Gurks symbolisierende Romane." Von Hellmut Draws-Tychsen (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 7):

„Aus den vorher erwähnten Bildungserlebnissen und den allzu sicheren Krücken historischer Tatsächlichkeiten entsproß Paul Gurk das sonderbare Gewächs seines Romans ‚Palang‘. Schon der Titel ist ein Symbol: Sumpfpflanze für Sumpfgeist. Palang, der Börsenmagnat mit den dreimotorigen Luxusflugzeugen zu seiner ständigen privaten Verfügung, ist ein greifbares Symbol für die unsichtbare Großmacht des anonymen Kapitals, die Könige stürzt und Präsidenten ruft, die Völker knechtet und Kriege entfesselt, die Börsen der Hauptstädte wie Kegel durcheinanderwirbelt. Dem Dichter Paul Gurk erscheint es wichtig, durch eine grell beleuchtete Einzelerscheinung die Krisen unseres Wirtschaftssystems, die Krisen des Welthandels überhaupt aufzudecken. Hier ist einer am Werk, der scharf in die Zeit hineinhorcht, der sozusagen die feinsten Geräusche in den Lungen der Zeit hört."

„Martin Beheim-Schwarzbach: Die Herren der Erde." Von Joachim Maaß (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 5):

„Dennoch sind die ‚Herren der Erde‘ ein echt dichterisches und liebenswertes, ja, ein magisch fesselndes Buch. Hinter seinen Worten öffnet sich, nie beschrieben oder auch nur erwähnt, doch atmosphärisch sogleich durchdringend spürbar, der Raum einer unbetretenen, mütterlichen dunklen mystischen Welt; groß und keusch liegt sie da, eine warme, unübersehbar tiefe Dämmerheimat des Herzens und des Geistes, das zur seelischen Landschaft gewandelte Erbgut deutsch-mittelalterlicher Kultur."

„Die Wandlung: Anmerkung zu Zweigs ‚Junge Frau von 1914‘." Von Anna Geyer (Vorw., Abend 42):

„Daß dieses Buch überhaupt geschrieben wurde, dokumentiert die veränderte Stellung der Frau. Daß es von einem Mann geschrieben werden konnte, mag als ein Symbol dafür gelten, daß auch den Männern bewußt wird, wie viel reicher und bewegter ihr Leben wird, wenn an ihrer Seite die stärker auf sich selbst gestellte Frau lebt."

„Das widerspenstige Fleisch. Zu Rudolf Schlichters Autobiographie." Von Emil Faktor (B. B.-C. 46):

„Als diese Geschichte einer Jugend auf meinem Arbeitstisch herumlag, wurde ich oft beschworen, sie vor der Neugierde jugendlicher Leser zu verbergen. Ich hatte während der Lektüre selber häufig die Anwandlung, das Buch in die Ecke zu schleudern. Ich griff immer wieder danach und bereue es nicht, zu Ende gelesen zu haben. Man darf sich über Einzelheiten einer sehr gründlichen Jugendschilderung entrüsten, das Peinliche peinlich, die Genauigkeit in der Wiedergabe abstoßender Einzelheiten überflüssig finden — das Werk als Ganzes wächst als starke, eigenwillige, in schöpferischer Vielfältigkeit verbundene Leistung auf."

„Mensch hinter Stacheldraht. E. E. Dwinger: Die zwölf Räuber." Von Hermann W. Anders (Mittag, Düsseld., 13. Jan. 1932).

„König Volk. Robert Hohlbaums neuer Roman." Von —t— (Eisenach. Tagespost 300).

*

„Romantische Politik [Ricarda Huch]." Von Niels Hansen (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 8).

„Die Einheit des Menschengeistes [Alfred Jeremias]." Von Thomas Mann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 48).

„Geistige Aristokratie und Massengeist. Bemerkungen zu Döblins ‚Wissen und Verändern‘." Von Editha Klipstein (Köln. Ztg. 51).

*

Zur ausländischen Literatur

„Hamlet als Lesedrama." Von Ernst Ehrlich (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 184).

„Eine Reise mit Joseph Conrad." Von Jessie Conrad (B. B.-C. 51).

„Lawrences kosmisches Testament." Von Paul Cohen-Portheim (Frankf. Ztg. 110/11 Ab. — 1 M.).

„Zum Tode Lytton Stracheys." (Germ. 28.)

„Wert und Grenzen moderner Biographie: zu Lytton Stracheys Tod." Von Charlotte Demmig (Köln. Volksztg. 30).

„Blick auf die Zeit. Ein imaginäres Gespräch mit G. K. Chesterton." Von Ernst Kamnitzer (Germ. 49).

„Der Mensch auf dem Marsch [James George Frazer]." Von —lsch. (N. Zür. Ztg. 272).

„E. M. Forster." Von W. E. Süskind (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 184).

*

„François Villon, der erste Dichter der Großstadt." Von Arno Wildhaber (Bund, Bern, Kl. Bund 8).

„Jean-Jacques Rousseau." Von bth. (N. Zür. Ztg. 328).

„Der Dichter der ‚Heiligen Kanaille‘. Zum 50. Todestag Auguste Barbiers." Von Hermann Wendel (Vorw., Abend 76).

„Ernst Renan als Deutschlandfreund und Paneuropäer." Von Kn. (Germ. 36).

„Fronten des Schrifttums: Alain Fournier und sein ‚Grand Meaulnes‘." Von Clemens Graf Podewils (Köln. Volksztg. 54).

„Arthur Rimbaud, der Abenteurer, Dichter, Revolutionär, Professor, Mietsoldat, Kaufmann, Zirkuskontrolleur und Konvertit in einer Person." Von Albert Johann Knecht (Germ. 36).

„Ein Roman vom Faschismus: Bedel ‚Herr Grenadier findet Italien begeisternd‘." Von Hermann W. Anders (Mittag, Düsseld., 27. Jan. 1932).

„Ein Franzose heiratet eine Deutsche. Zu René Jouglets Roman ‚Die Freunde‘." Von Antonina Vallentin (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 27).

*

„Intime Wirklichkeiten. Ein paar italienische Romane." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 7).

„Die Buchproduktion des Faschismus." (Germ., Ufer 34.)

*

„Biographische Notizen." Von Panaït Istrati (B. T. 65).

*

„Persönliche Erinnerungen an Bang." Von Berta Wasbutzki (B. B.-C. 45).

„Herman Bang." Von Dieter Bassermann (D. A. Z. 43).
—, —. Von Helge Kjaergaard (General-Anz., Stettin, Buch 42).
„Olaf Fønß erzählt von Bang und Hamsun." (Rhein.-Westfäl. Ztg. 88).
„Sophus Michaelis." Von Erwin Magnus (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 30).
„Sören Kierkegaard." Von Hannah Arendt (Frankf. Ztg. 75/76 Ab. — 1 M.).

*

„Hendrik van Loon." Von Hermann Sinsheimer (B. T. 56).

*

„Der religiöse Mensch Dostojewskij." Von Romano Guardini (Germ. 43).
„Aus dem häuslichen Leben Leo Tolstojs." Von Alexandra Tolstoj (B. B.-Ztg. 65).
„Der ‚operierende' Schriftsteller. Zu Tretjakows Buch: Feld-Herren." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg. 126/27 Ab. — 1 M.).

*

„Die polnische Literatur der Gegenwart." Von Otto Forst de Battaglia (Germ. 28).

*

„Japanische Poesie." Von Andreas Eckardt (Köln. Volksztg. 53).

*

Allgemeines

„Ist der Roman eine Dichtung?" Von Oskar Baum (Prag. Pr. 35).
„Viel Lärm um Lyrik." Von Emil Ernst Bösch (N. Zür. Ztg. 269).
„Die Tiroler an der landshuter Universität während der bayerischen Herrschaft." Von A. Dörrer (Tirol. Anz. 30).
„Dichter und Theater." Von Hans-Joachim Flechtner (Gen.-Anz., Stettin, Buch 48).
„Die phantastische Literatur." Von demselben (ebenda 27).
„Josef Kainz erscheint uns." Von Oskar Maurus Fontana (B. B.-C. 65).
„Die Literatur der Welt." Erster Versuch einer Gesamtübersicht. Von Jens Grieter (Vorw., Abend 82).
„Reportage und Dichtung." Von Christian Jensen (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 7).
„Der Zivilisationsliterat." Von Herbert Jhering (B. B.-C. 61).
„Gestalten [Desdemona, Shylock]." Von Ferdinand Lion (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 184).
„Der treue Husar. Eine Volksliedstudie." Von Kl. Löffler (Köln. Volksztg. 32).
„Religion und Dichtung." Von Richard Newald (Köln. Volksztg. 53).
„Bilanz 1932." Von Max Rychner (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 79).
„Katholische Dichterinnen." Von Georg Schäfer (Köln. Volksztg. 46).
„Die Kriminalerzählung." Von Wilhelm von Scholz (N. Zür. Ztg. 296, 303).
„Das literarische Jungösterreich." Von Erwin Stranik (Köln. Ztg., Lit. 5).
„Berliner Zeitgeist vor 35 Jahren." Erinnerungen von Hermann Uhde-Bernays (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 50).
„Lyrik?" Von L. H. W. (Bund, Bern, 46).

Echo der Zeitschriften

Sozialistische Monatshefte. 1932, 2. (Berlin.) Aus Adolf Behnes Studie „Kann die Kunst im Leben aufgehen?" —:

„Als die Kunst nach dem Krieg ihre Arbeit wieder aufnahm, kam sie mit einer starken Welle Romantik. Beim Expressionismus bezweifelt wohl niemand die romantische Herzader. Aber auch der Konstruktivismus, der ihn als sein Gegenschlag ablöste, war, aus weiterm Abstand gesehen, Romantik, wenn auch nicht mehr ‚Bruder-Mensch'-Romantik, so doch Maschinen-, Stahl- und Eisen-Romantik. Denn auch er, und gerade er, glaubte an eine mögliche Deckung, an eine chemische Bindung von Kunst und Leben, und von der Romantik früherer Zeiten, etwa von der deutschen Romantik vor hundert Jahren, unterschied sich diese Romantik von 1920 in der Hauptsache dadurch, daß jene frühen Romantiker als ideale Dominante die Kunst ansahen, zu deren Höhe, Wahrheit und ewiger Schönheit sie das banale Leben erhöhen wollten, während die modernen Romantiker das Leben des lebendigsten, gegenwärtigsten Tags als Dominante sahen, zu dessen Gespanntheit, Kraft und Geladenheit sie eine sentimental gewordene Kunst zwingen wollten. Die neuen Romantiker ordneten der Kunst das Leben über. Es war immer eins ihrer stärksten Argumente, daß das moderne Leben dieser oder jener bereits traditionell erstarrten Form oder Gestaltung widerspräche. Es war ihnen ganz selbstverständlich, daß bei einem Widerspruch das Leben, dieses moderne Leben, recht habe. ‚Wir fahren doch nicht mehr in der Postkutsche', sagte Erich Mendelsohn einmal gegen eine Kritik des konservativen Werner Hegemann. Dieser erwiderte: ‚Wenn schon. Ist der Unterschied zwischen Flugzeug und Postkutsche so wichtig?' Wer von ihnen hat da recht? Beide. Es kann eben die Stellung zu Flugzeug und Radio nicht gut ein Kriterium für modern oder reaktionär sein. Wer jenes glaubt, kann modern sein, aber wer dieses glaubt, braucht noch durchaus nicht unmodern zu sein."

*

„Kunst ist kein Wolkenkuckucksheim, keine Insel der Seligen und kein Spießbürgerparadies. Wenn schon Tausende sie so auffassen mögen, so spricht das nur gegen sie, nicht gegen die Kunst. Auf jeden Fall aber

ist Kunst ein Etwas, das selbst lebt. Und warum sollte das aufgehen? Die das so gern, mit oder ohne politisches Vorzeichen, fordern, glauben nur so die Kunst aus dem toten Winkel und aus der Monopolstellung für den Besitz herausholen zu können. Gewiß, eine Kunst in der Schmollecke, eine Mauerblümchenkunst ist öde und überflüssig. Aber es ist nicht richtig, daß immer nur derjenige die stärkste Beziehung zum Leben hat, der am meisten mitten drin steht. Reinster Ausdruck des Rokokos ist uns Watteau, der immer nur von fern zu seinen Ereignissen und seinen Menschen stand; und die am Leben des Rokokos den direktesten und reichsten Anteil hatten, scheinen uns am wenigsten von dieser lebendigen Zeit zu geben.
Das ist es: Jene glauben, daß nur die direkte Nähe der Beziehung Lebendigkeit, Mitleben garantiere. Freilich, wenn ein Karren irgendwo steckenbleibt, so ist es sehr schön, wenn die Nachbarn eilen, Hand anzulegen, wenn sie ihm heraushelfen. Aber ist der angehende Edison, der in seinem Laboratorium, bei seinen Formeln, Retorten und abstrakten Zeichen sitzen bleibt, deshalb ein unsozialer Lebensfremdling, wenn aus seiner distanzierten Arbeit sich eines Tags als Frucht ein idealer Traktor ergibt, der dann nicht einem, sondern Tausenden von steckenbleibenden Karren helfen wird? Kein Wort gegen den Künstler, den es unmittelbar und dicht in das Leben hineinzwingt. Aber kein Wort auch gegen den Künstler, der die Distanz weiter nimmt, ohne daß er deshalb lebensfremd sein muß. Ob das Produkt lebensfremd oder lebensnah ist, darüber entscheidet nicht der Platz unmittelbar an den Ereignissen, sondern die Intensität der Arbeit."

Der Kampf. XXV, 1. (Wien.) In einem Aufsatz „Zum Gedenken an Friedrich Gundolf" führt Fritz Brügel aus:

„Wesentlich und wichtig ist, daß Friedrich Gundolf den Weg zu Stephan George fand; daß er die Gesetze begriff, die der Dichter aufstellte; zunächst die sprachlichen und die Sprache. Das ist das Wesentliche. Von hier aus ist erst das neue Verständnis der großen Zeit klassischer Dichtung möglich, jenes Verständnis, das zu Goethe und Schiller führte, das der Verhöhnung Jean Pauls ein Ende machte und schließlich die Gestalt Hölderlins wieder entdeckte. Ohne die Sprache Georges und ihr Erlebnis also ist der Germanist Gundolf nicht denkbar.
Dazu kommt ein Zweites; nicht so leicht darstellbar wie das Problem der Sprache, ein philosophisches Problem, ein gesellschaftliches, von dem wir ebenfalls ohne alle Politik sprechen wollen, zumal die Fragen auch wieder, von Marktschreiern heute rasch gelöst und in Rezeptform gebracht, dem zu erweckenden deutschen Volk als Heilmittel billig angeboten werden. Ich möchte nur sagen, daß diese Verflachung philosophischer Kategorien und geistesgeschichtlicher Vorgänge uns nicht hindern soll, unsere Aufgabe in aller Ruhe zu betrachten und unverwirrt ihre Lösung zu versuchen. Das Deutschland nach dem Sieg von 1870/71, jene ‚Germania mit dem frisch gezogenen Schwerte', trug die Emanzipation des Großbürgers vom Feudalismus in sich. Deutsche Flotten auf allen Meeren, deutsche Waren in allen Ländern; die Bäume schienen in den Himmel zu wachsen, bewacht von einer sieggewohnten Armee, die zum immer stärkeren Rückgrat des Staates wurde. In diesen Optimismus schrie die Stimme Friedrich Nietzsches ihren Hohn; dem Types der Masse, den Genießern und immer Erfolgreichen stellte er den einzelnen gegenüber, der sich vom Wahnsinn des Nationalismus losgelöst hat, der sich gegen die vielen stellt: den Übermenschen. Man glaubte die Antithese, die Nietzsche aufgestellt hatte, vereinfachen zu können, sie aus der Welt schaffen zu können, indem man ihn für wahnsinnig erklärte, noch ehe er es war. Wer den Nachlaß Nietzsches durchblättert, wird nahezu auf jeder Seite Sätze finden, bei denen man so gut begreift, warum man ihren Verfasser vorzeitig und mit Vergnügen zum Wahnsinnigen machte; denn dieser Mann mußte dem optimistischen und später dem wilhelmischen Reich unerträglich erscheinen. Ja, er wäre es gerade für die, die ihn gebrauchen, noch heute, wenn man einzelne Sätze nicht nur zitieren, sondern sein ganzes Werk lesen wollte.
Der Übermensch Nietzsches erlaubt es erst, dem Dichter Stephan George das Ideal des heldischen Menschen aufzustellen, des heldischen Menschen, der der Masse als einzelner gegenübersteht. In einem Aufsatz ‚Dichter und Helden', der 1912 erschienen ist, hat Friedrich Gundolf die Voraussetzungen des Heldenglaubens festgestellt: ‚Dreierlei setzt der Heldenglaube voraus: 1. daß es ein Ewigmenschliches gibt über und in allem Wandel (der Form umformenden Funktion dieses Ewigen), 2. daß dies Ewigmenschliche allgütige Maße hat, jenseits aller relativen Auffassungen und Methoden, 3. daß die Maße keine bloß willkürlichen Abstraktionen, sondern im Menschen verkörperte Wirklichkeit sind.'"

Zeitschrift für Deutsche Bildung. VIII, 2. (Frankfurt a. M.) Joachim Müller präzisiert, um was es in Rilkes Spätwerk geht:

„Das Besondere an der dichterischen Entwicklung Rilkes seit den Neuen Gedichten ist, wenn man sie im ganzen sieht, das immer wiederhergestellte Gleichgewicht zwischen elegischer Aussage des tiefsten Menschen-

leides und jubelndem Gesang der höchsten Weltfreude; wenn man sie als Folge betrachtet, ist es die Wendung von den der persönlichen Beziehung und Teilnahme des Dichters enthobenen, ganz in ihrer eigenen objektiven Lebens- und Daseinsgesetzlichkeit ruhenden Gestalten, Figuren und Dingen der Neuen Gedichte zu der Klage des einsamen Menschen-Ichs in den Duineser Elegien, das freilich nicht nur die Individualität des Dichters, sondern ein phänomenologisch für jedes menschliche Erleben gültiges Wir ist (überpersönlich also im Nietzeschen Sinne: der Dichter ist eins ‚mit dem Herzen der Welt'), und von hier wiederum in den Sonetten an Orpheus der Aufstieg zu dem Gipfel einer eigenartigen Synthese von Dingerfassung und menschlicher Erlösung, wobei der Dichter als der vorbildliche Mensch schlechthin erscheint, der (wie schon in den Neuen Gedichten, zum Teil sogar schon im Buch der Bilder) durch sein Singen die formlose Welt verwirklicht, durch sein Nennen die Dinge allererst zu selbständigem Dasein gestaltet, der sich aber hier nicht wie in den Neuen Gedichten aus dem vom dichterischen Wort beschworenen Reiche ausgeschieden hat, sondern als prophetischer Führer mitten inne steht. —"

Deutsches Volkstum. XIV,2. (Hamburg.) Wilhelm Stapel begreift Rudolf Huch als wesentlich braunschweigischen Dichter:

„Nicht nur dem Leben, auch dem Werk nach ist Huch braunschweigischer Dichter. Die Landschaft, die Kleinstadt, die Gesellschaft, die den Stoff seiner Erzählungen abgibt, ist den braunschweigischen Zuständen entnommen. Wenn er, selten, einen historischen Stoff wählt, so ist es ein braunschweigischer. Dennoch ist nie jemand auf den Gedanken gekommen, ihn unter die ‚Heimatdichter' zu rechnen. Trotz der kleinstädtischen Umwelt der Huchschen Erzählungen ist der Erzähler ohne jede ‚Enge'. Er ist, in gutem Sinne, Weltmann. Seine geistige Haltung ist aufgeklärter Aristokratismus. Huch ist ein konservativer Mensch, der, nicht ohne Melancholie, der Zeit ihr Recht zugesteht. Dabei hat er, wie Raabe, einen Blick für ‚die Canaille'; er verfolgt sie unerbittlich. Diese ironische Überlegenheit und die selbstverständliche tapfere Rücksichtslosigkeit gegen alles Respsentum haben den Mann vielfach unbeliebt gemacht, uns ist er gerade deshalb um so lieber."

Eckart. VIII, 2. (Berlin.) Zu Ludwig Finckhs Keplerbuch „Stern und Schicksal" schreibt Erhard Bruder:

„So hat Finckh das Leben des Gottsuchers Johannes Kepler zum Sinnbild und Vorbild für die geschaffen, die in unserer entgotteten Zeit noch an das Göttliche glauben. Darin liegt die eigentliche Bedeutung dieses Keplerbuchs. Finckh schrieb es in lauterem einfachen Deutsch, knapp und kernig, aus freudigem Herzen heraus, denn er konnte sich mit ihm viel Schweres vom Herzen wegschreiben. Das Buch ist ein Stück von Finckh selbst, weil er Keplers Leben durch sein eigenes Innere hat hindurchdringen lassen. ‚Gott wollte zu den Menschen reden durch seinen Mund', läßt er seinen Kepler sagen. Wir wissen, daß auch Finckh aus einer höheren Aufgabe heraus zu den Menschen redet als um des Schreibens willen. Die vielfältige Beschäftigung des Menschen Finckh und die Auswirkungen davon in seinen Schriften gehören im Grunde zusammen zu der großen Aufgabe: ein ganzer Deutscher zu sein und in den Deutschen den Sinn für wesenhaftes Deutschtum zu wecken. Er weist auf die Bedeutung der Sippen- und Ahnenforschung hin, er kämpft für die Reinheit der deutschen Muttersprache. Er fängt die Seele der deutschen Landschaft ein und läßt sie mit seiner eigenen Seele zusammenklingen zu Schilderungen, wie wir sie in seinen Bodenseebüchern und in seinen Albbüchern finden."

Deutsche Rundschau. LVIII,5. (Berlin.) Werner Wirth weist auf die eigene Bodenverbundenheit der Menschen in Paul Fechters „Das wartende Land":

„Fechter hält sich peinlich genau an das, was ist. Die Wirklichkeit ist sein Lehrmeister, bis in die äußerste psychologische Verästelung der Gefühle (und wie weiß er das traumhafte Wachstum junger Menschen zu schildern!) bleibt er ihr treu. Und gerade weil er, abhold jeder verfälschenden Romantik, nichts gibt als die Wirklichkeit, dringt er durch die Oberfläche individueller Geschehnisse zum So-sein-müssen durch, spürt er die Triebkraft auf, die hinter den Menschen und Dingen wirksam ist, gestaltet er das Atmosphärische, kraft dessen diese Landschaft diesen Menschen die ihnen schicksalsgemäße Form gab. Weil ihm das Wissen um die Verwurzelung im ganzen, die Erkenntnis, daß Entwicklung und Persönlichkeitsgehalt des einzelnen in Wahrheit und Irrtum getragen und gespeist wird von denen, die vor ihm waren, im Blute lebt, sind seine Menschen, so individuell eindringlich er sie zeichnet, zugleich ihres Sonderdaseins enthoben und eingeordnet in den größeren Zusammenhang. Im schlichtesten Alltag noch deuten sich Sinn und Irrtum einer Epoche, der das instinktsichere Gefühl für die Grundlagen der Gemeinschaft aus dem Boden heraus verloren ging und die nun vor die bittere Notwendigkeit gestellt ist, zurückzugewinnen, was früheren Geschlechtern selbstverständlich war. Was die Vorfahren aus dem Westen trieb, dieses Land in Besitz zu nehmen, ist im Urgroßvater noch wach.

Nichts kann ihn entwurzeln, und wenn die Werft ihn zwingt, von der Scholle zu weichen, so macht er mit dem alten Schichau das Geschäft und baut sich daneben neu an. Nur der Tod, den er, aus dem Lehnstuhl emporgereckt, stehend wie ein Kämpfer erwartet, kann ihn fällen. Der Großvater ist der ‚neuen Zeit' nicht mehr gewachsen. Und dem Vater wieder wurde die Heimat zum ‚Winkel', Abwanderung ‚ins Reich' das Ziel. Doch der Urenkel, der Vierte in der Reihe, spürt voll dumpfer Ahnung erneut, was Land und Heimat bedeuten, erlebt, fast ein Knabe noch, daß, wer sie nicht mehr besitzt, Fremdling ist. Die Fremde nimmt ihn auf, aber das Land, das er hinter sich läßt, wartet und harrt der Rückkehr. Was ist Heimat? Nicht irgendein Häuschen am Waldesrand, nicht Großmütterchens Bild auf geblümter Tapete, nicht Romantik, zu der man sich sehnt, obwohl man weiß, daß sie gar nicht mehr existiert. Heimat ist der Boden, zu dem man gehört, den die Menschen gleichen Stammes durch Jahrhunderte mühselig und beladen behaupteten und den man wie sie zu behaupten willens ist."

„Stilgesetze pflanzlicher Formgestaltung im Lichte Goethescher Naturanschauung." Von Hans André (Der Kunstwart XLV, 5. München).

„Goethes religiöses Vermächtnis." Von Karl Aner (Die Christliche Welt XXXXVI, 3/4. Gotha).

„Rickerts Faust-Deutung." Von Ernst Bade (Der Vorstoß II, 7. Berlin).

„‚Pandora' von Goethe." Von Eduard Castle (Radio VIII, 20. Wien).

„Um Goethes naturwissenschaftliche Leistungen." Von Heinz Haupt (Der Vorstoß II, 7. Berlin).

„Die Klassiker auf dem Theater der Gegenwart." Von Hans Knudsen (Zeitschrift für Deutschkunde XXXXVI, 2. Leipzig).

„Goethes Faust als Kampf und Sieg der Idee des Lebens." Von P. Lorentz (ebenda).

„Goethe und Bach." Von Albert Mecklenburg (Die Musik XXIV, 5. Berlin).

„Zum Goethe-Jahr." Von Mgr. (Prager Rundschau II, 1.)

„Frau Rat Goethe schreibt an Schauspieler." Ausgewählt von Pirchan (Der Neue Weg LXI, 3. Berlin).

„Goethe im Lichte des Klassenkampfs." Von Karl Schröder (Sozialistische Bildung 1932, 1. Berlin).

„Goethe in Schlesien." Von Valerian Tornius (Schlesische Monatshefte IX, 2. Breslau).

„Zeitgenössisches zu Schillers ‚Jungfrau von Orleans'." (Der Scheinwerfer V, 9/10. Essen).

„Caroline Herder. Eine deutsche Frau im Zeitalter Goethes." Von Julie Ludwig (Frau und Gegenwart 1931/32, 5. Karlsruhe i. B.).

„Schleiermacher im Lichte neuester Forschung." Von Johannes Wendland (Die Christliche Welt XXXXVI, 3. Gotha).

„Ernst Moritz Arndts Wiederkunft." Von Hans Kern (Deutsche Rundschau LVIII, 5. Berlin).

„Braunschweiger Festrede über Wilhelm Raabe." Von Hans Naumann (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XXII, 1. Wolfenbüttel).

„Die Feier von Wilhelm Raabes 100. Geburtstag in Braunschweig." Von Erwin G. Kolbenheyer (ebenda).

„Die Raabe-Literatur im Jubiläumsjahr." Von Constantin Bauer (ebenda).

„Das Sterben bei Wilhelm Raabe." Von Konrad Neubauer (ebenda).

„Wirklichkeit und Überwirklichkeit bei Wilhelm Raabe." Von Ewald Geißler (Klingsor IX, 2. Kronstadt).

„Die Friederike Kempner." Von Christa Niesel-Lessenthin (Schlesische Monatshefte IX, 2. Breslau).

„Offener Brief um Nietzsche." Von Hans Flesch (Die Weltbühne XXVIII, 4. Berlin).

„Dem Andenken von Berthold Auerbach." Von Michael Fraenkel (Abwehr-Blätter XXXXII, 1/2. Berlin).

„Popper Lynkeus." Zum zehnjährigen Todestag. (Die neue Generation XXVIII, 1/2. Berlin).

„Erinnerung an Georg Trakl." Von Erhard Buschbeck (Radio VIII, 18. Wien).

„Rilke und die soziale Wirklichkeit." Von Theodor Maus (Zeitschrift für Deutsche Bildung VIII, 2. Frankfurt a. M.).

„Ferdinand Avenarius." Von Hermann Ploetz (Ostdeutsche Monatshefte XII, 11. Berlin).

„Dem Andenken Hugo Balls." Von Peter Lippert S. J. (Stimmen der Zeit LXII, 5. Freiburg i. B.).

„Arthur Schnitzler und die Seinen." Von Richard von Schaukal (Deutsches Volkstum XIV, 2. Hamburg).

* * *

„Hauptmanns neue Erzählung [Hochzeit auf Buchenhorst]." Von Arthur Eloesser (Die Neue Rundschau XLII, 2. Berlin).

„Mombert." Zum 60. Geburtstag. Von Rudolf Delius (Reclams Universum XLVIII, 20. Leipzig).

„Momberts Lebenswerk." Von Max Fischer (Der Vorstoß II, 5. Berlin).

„Zu Momberts 60. Geburtstag." Von Rudolf Pannwitz (Die Literarische Welt VIII, 6. Berlin).

„Diedrich Speckmann." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Karl Lerbs (Niedersachsen XXXVII, Februar. Bremen).

„Zu Nadlers Literaturgeschichte." Von Fritz Brügel (Der Kampf XXIV, 11. Wien).

„Privilegiertes Denken. Zu Theodor Haeckers ‚Vergil'." Von Walter Benjamin (Die Literarische Welt VIII, 6. Berlin).

„Leben aus der Dunkelheit: Gagerns ‚Geister, Gänger, Gesichte, Gewalten'." Von Joseph Wittig (Eckart VIII, 2. Berlin).

„Dichter-Ärzte über sich selbst. I. Finckh." (Zeitschrift für ärztliche Fortbildung XXIX, 3.)

„Rudolf Huch." Von Richard von Schaukal (Deutsche Rundschau LVIII, 5. Berlin).

„Schweizer Dichter-Porträts: Maria Ulrich, Maria Waser." (Amerikanischer Schweizer Kalender 1932. Neuyork).

„Paul Keller." Von Josef Neumair (Radio VIII, 21. Wien).

„Herr Werfel zieht in den Krieg." Von Rudolf Braune (Die Linkskurve IV, 2. Berlin).

„Der Erzähler Joseph Roth." Von Andreas Zeitler (Nimm und lies! IX, 1. Leipzig).

„Erich Kästner." Von Ernst Jirgal (Hochland XXIX, 5. München).

„Diskussion über Erich Kästners ‚Fabian'." (Der Bücherwurm XVII, 2. Berlin).

„Frank Thieß." Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum XIV, 2. Hamburg).

„Bluncks ‚Volkswende'." Von Wilhelm Stapel (ebenda).

„Ernst Glaeser organisiert das Leben." Von Otto Merz (Der Bücherwurm XVII, 2. Berlin).

„Der Dichter der ‚Rauhnacht' [Billinger]." (Preußische Jahrbücher CCXXVII, 2. Berlin).

„Des Teufels Gebetbuch? Eine Auseinandersetzung mit dem Werk Bertholt Brechts." Von Karl Thieme (Hochland XXIX, 5. München).

„Das Werk Sexaus." Von Adolf von Grolman (Reclams Universum XLVIII, 21. Leipzig).

„Otto König." Von Rudolf Huppert (Radio VIII, 19. Wien).
„Friedrich Just." Von M. Hepke (Ostdeutsche Monatshefte XII, 11. Berlin).
„Erwin Stranik." Von Ernst Schönwiese (Radio VIII, 20. Wien).
„Guido Zernatto." Von Robert Hohlbaum (ebenda 18).

* * *

„Lytton Strachey." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXX, 8. Berlin).
„Der Historiker Lytton Strachey." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XIII, 6. Berlin).
„Lytton Strachey." Von Carl von Ossietzky (Die Weltbühne XXVIII, 4. Berlin).
„James Joyce." Von Iwan Goll (ebenda 6).
„Über Beaumarchais." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VIII, 6. Berlin).
„Paul Claudel." Von Robert Saitschick (Hochland XXIX, 5. München).
„Die Welt André Gides." Von Siegfried Freiberg (Deutsch-Französische Rundschau 1931, 12. Berlin).
„Andreas Haukland." Von Ernst Ludwig Schellenberg (Der Kunstwart XLV, 5. München).

* * *

„Rechte der Bühnenautoren." Von Werner Ackermann (Die Weltbühne XXVIII, 7. Berlin).
„Lehrstück in Gegenwart und Vergangenheit." Von Julius Bab (Die Literarische Welt VIII, 8/9. Berlin).
„Das Gesicht der jungen Generation." Von Peter Diederichs (ebenda).
„Nationalismus und Jugend." Von Leopold Dingräve (ebenda).
„Jugend und Konfession." Von Walter Gutkelch (ebenda).
„Der echte Radikalismus." Von Walther von Hollander (ebenda).
„Theater-Bilanz." Von Robert Klein (Der Querschnitt XII, 2. Berlin).
„Ein offenes Wort zur Hörspielerzeugung." Von Eberhard Moes (Rufer und Hörer I, 11. Berlin).
„Mal anders! [Verslehre]." Von Börries, Freiherr von Münchhausen (Zeitschrift für Deutschkunde XXXXVI, 2. Leipzig).
„Ostdeutsche Romantik." Von Waldemar Oehlke (Ostdeutsche Monatshefte XII, 11. Berlin).
„Die neue Generation und der Rundfunk." Von Helmuth Paustian (Rufer und Hörer I, 11. Berlin).
„'Oedipuskomplex' und vaterlose Jugend 1932." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 7. Berlin).
„Vom Laienspiel und geistlichen Festspiel des Barock." Von Erich Raventos (Deutsches Volkstum XIV, 2. Hamburg).
„Die Kunst der Skalden." Von Konstantin Reichardt (Zeitschrift für Deutschkunde XXXXVI, 2. Leipzig).
„Über die Aufgaben des Schriftstellers." Von Franz Rodens (Der getreue Eckart IX, 4. Wien).
„Schlesische Landschaft in schlesischer Dichtung." Von Oda Schaefer (Der Wanderer im Riesengebirge LII, 2. Breslau).
„Zusammenbruch des Theaters?" Von Moriz Seeler (Das Tagebuch XIII, 6. Berlin).
„Mensch des Gleichgewichts. Zum Problem der Bürgerlichkeit." Von Heinrich Spiero (Eckart VIII, 2. Berlin).
„Dichtung als Lebenshilfe." Von Frank Thieß (ebenda).
„Meditationen." Von Paul Valéry (Die Neue Rundschau XLIII, 2. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Vor Sonnenuntergang." Schauspiel in 4 (5) Akten. Von Gerhart Hauptmann. (Uraufführung im Deutschen Theater am 16. Februar 1932.)

„Vor Sonnenuntergang": das ist noch einmal Hauptmann in bester Kraft. Sie zwingt die Zuhörerschaft in seinen Bann, sie sichert dem nahezu Siebzigjährigen die Wirksamkeit seiner Jugend- und Mannesjahre, macht ihn erneut zum Gradmesser unserer dramatischen Produktion.

Ist diese Kraft auch innerlich die gleiche geblieben?

„Vor Sonnenuntergang": das ist die Tragödie des Gealterten. Diesen Großindustriellen, der nach dem Tode seiner Frau Zusammenbruch erlitt, einen Feingebildeten und Vielgeehrten, beseligt neuer Liebesfrühling. An eine sehr Junge verliert er sein Herz, seine Liebe findet Erwiderung. Solch Thema einer zweiten Heirat hat Hauptmann schon einmal behandelt, und zwar im „Fuhrmann Henschel". Was damals dem Drama die überstoffliche Wirkung verlieh, war die Bodenverwachsenheit der Gestalten; aus schlesischer Erde gleichsam brannten die Schicksalsvorgänge auf. Davon kann hier füglich nicht die Rede sein, es gilt Menschen der Gesellschaft, und deren Zusammenhang mit ihrer Landschaft ist schwer greifbar, schwerer deutbar, sie scheinen und sind bis zu gewissem Grade Losgelöste. Statt solcher Erdverbundenheit erstrebt und verwirklicht Hauptmann hier ein anderes: die Familiengebundenheit. Die spezifische Zusammensetzung des Familienorganismus meistert Hauptmann. Sehr verschiedengeartete Menschen, und tragen doch alle das Kainszeichen der Familie. Und folgerichtig: aus der Familie steigen die Widerstände auf, die in die Tragik führen.

Statt der Erdverbundenheit eine eigentümliche Literaturverbundenheit. Die Söhne dieses Großindustriellen heißen Wolfgang und Egmont, die Töchter Bettina und Ottilie. Die Liebe des Siebzigjährigen mahnt an die Altersleidenschaft Goethes. Goethe-Zitate kehren wieder. Es ist aber zumal der nicht gespielte fünfte Akt, da der Greis, entmündigt, nach Wanderung durch Sturm und Regen, durchnäßt, entkräftet letzten Unterschlupf sucht, eine sehr deutliche und bewußt zum Ausdruck gebrachte Neudichtung des „Königs Lear".

An der Familie entzündete sich der Explosivstoff der dramatischen Handlung. In sein junges Lieben und

seine Absicht, neue eheliche Verbindung einzugehen, hat der Großindustrielle seine Familie nicht eingeweiht, doch sind Söhne und Töchter von seinen Absichten unterrichtet, haben bereits dagegen intriguiert. (Eine üble und nur schädliche Hilfskonstruktion Hauptmanns macht die Geliebte des alten Mannes zur Tochter eines, der [unschuldig!] in der Untersuchungshaft Selbstmord verübte.) Bei einem Familienfrühstück, zu dem der Industrielle die Geliebte hinzuzieht, schlägt die bislang unterirdisch schwelende Glut zu heller Flamme auf. Hauptmanns großer Bühnenakt. Der Gealterte jagt seine Familie, Söhne und Töchter, Schwiegersohn und Schwiegertochter aus dem Hause.

Hier ergaben sich zwei Möglichkeiten tragischer Lösung. Ein alter Mann mag sich von den Seinen trennen, er tut's nicht reuelos. Unmöglich, die Bande zwischen dem Heut und dem Gestern zu zerschneiden. Er wird die Junge, die Geliebte heiraten. Der Trotz wird sich mit verdoppelter Kraft an sie klammern. Immer aber ist auch Erinnerung, auch Sehnsucht nach dem leichtherzig Preisgegebenen, auch Reue in dieser trotzigen Liebe. Und nagt an ihr. Zernagt sie, bis nichts davon übrig geblieben. Das wäre die innerliche Lösung. Diesen Weg (um den der junge Hauptmann sehr wohl wußte) hat der gealterte Hauptmann, der Literaturverpflichtete, nicht eingeschlagen.

Er strebt die äußere Lösung an. Die Familie läßt den Vater entmündigen. Warum tut sie das? Sie glaubt sich in Gefahr, um ihr Erbteil gebracht zu werden. Es ist also eine Verschiebung eingetreten. Der Familienkonflikt ist zu einem Geldkonflikt geworden und hat damit alle seelische Schwere eingebüßt. Wann ließe sich ein Geldkonflikt nicht durch Kompromisse aus der Welt schaffen? Diese Kompromisse unmöglich zu machen, greift Hauptmann zu Hilfskonstruktionen, hier Zufälligkeiten genannt.

Die Familie läßt den Vater entmündigen. Um aus solchem Entmündigungsverfahren unter tragischen Aspekt zu gelangen, bedarf es für Hauptmann abermals weiterer Hilfskonstruktionen. Friedmann-Braun, seines Zeichens Geheimer Justizrat, hat (Voss. Ztg. 88) auseinandergesetzt, daß ein Entmündigungsverfahren, wie Hauptmann es hier zur Geltung bringt, in jeder Weise und in jeder Richtung eine juristische Unmöglichkeit darstellt. Was der Sachverständige ausführt, mußte jeder Vernünftige sich selber sagen. Gäbe es ein derartiges angenehmes Familienverfahren, einen unliebsam gewordenen Vater kalt zu stellen, so wäre jedermann vogelfrei.

Wohin aber führt nun dieser Weg einer äußerlichen tragischen Lösung? In den „König Lear"-Nachklang, also in die Literatur hinein.

Das alles mußte hier analytisch klargelegt werden. Wir haben ein Anrecht darauf zu wissen, wo Gerhart Hauptmann heut steht, und wo die dramatische Produktion unserer Zeit. Für die Wirkung des Dramas verschlägt das nicht viel. Bühnenkraft ist überall gesichert. Man wird auch lebendig angerührt. Die in Durchführung des Gesamtdramas versandet, flutet in Einzeloffenbarungen auf: dichterische Kraft.



Gerhart Hauptmann
Zeichnung von B. F. Dolbin

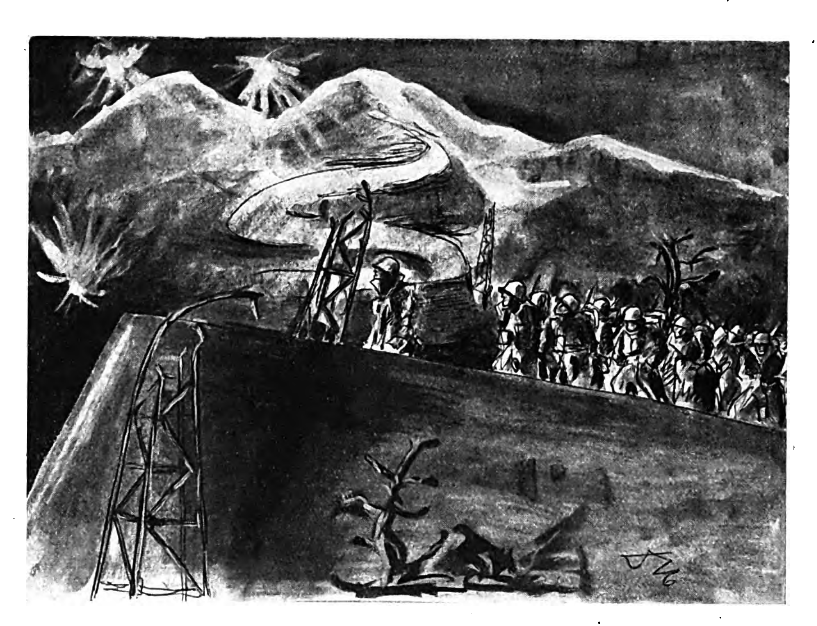
2.

„Die endlose Straße." Ein Frontstück in vier Bildern. Von Sigmund Graff und Carl Ernst Hintze. (Erstaufführung im Schiller-Theater am 23. Februar 1932.)

Die Uraufführung dieses Frontstücks fand im Jahre 1930 in Aachen statt, und ist damals an dieser Stelle unberücksichtigt geblieben. Die berliner Erstaufführung macht es zu Gebot, das bislang Versäumte nachzuholen.

Auch hier tritt das Kollektiv in Erscheinung und heißt: die Kompagnie. Will man aber das Kollektiv seelisch als solches gelten lassen, so ist zu betonen: es hat sein Ich und Du. Im Unterstand dicht hinter der Front stößt der junge Ersatz zu den Ausgekämpften; sehr anders Geartete, mit eigenen seelischen Nöten; sie werden bald genug dem Organismus einverleibt.

Kaum irgendwelche Handlung, es sei denn, daß die erschöpften und mehr als nur dezimierten Frontkämpfer aus dem vordersten Graben abgelöst werden, mit der Hoffnung auf wohlverdiente Schonzeit weit hinter der Front. Daß sie aber frontnahe in Unterstand kommen und alsbald wieder — die feindliche Offensive dringt siegreich vor — eingesetzt werden; — endlose Straße.



„Die endlose Straße"
Zeichnung nach dem Bühnenbild von B. F. Dolbin

Einzelne seelische Konflikte leuchten auf. An diesen Hauptmann, der lange Zeit das Äußerste überstanden, tritt die Versuchung heran, an den neuen Kämpfen nicht mehr teilzunehmen — er weist das von sich. Ein junger Rekrut, der noch eben renommistisch prahlte, wird von Angstpsychose gepackt. Ein Urlauber kehrt verfrüht zurück, weil er sich in der Heimat nicht mehr zurechtfand. Solche Einzelzüge aber gewinnen nur dadurch überragende Bedeutung, daß sie in die Gesamtstimmung aufgehn; in ihr und mit ihr Atmosphäre bilden.

Überzeugend gezeichnete Typen. Jedes Wort echt. Jede Bewegung aus der Gesamterschöpfung heraus und sie mitbestimmend. Man hat es hier mit Reportage zu tun, deren Wesen unabirrende Ehrlichkeit ist, die durch Verzicht auf jedwede Tendenz, kraft ihrer Objektivität, Kunst ganz nahe kommt.

Mit dem unvergeßbaren Eindruck, der sich zu einem „Nie wieder Krieg" verdichtet, bringt die „endlose Straße" eine ästhetische, gewiß nicht neue, immer wieder aber mißachtete Lehre: daß nur Tendenzlosigkeit zu überzeugen vermag. Aus dem einfachen Grunde, weil jede betonte Behauptung die gegenteilige aufruft. Diese beiden Verfasser aber haben es verstanden, sich jedes eigenen Werturteils zu enthalten. Sie lassen die Tatsachen reden. Die führen gewaltige, herzerschütternde Sprache. Ernst Heilborn

München

„Der 18. Oktober." Ein Schauspiel in drei Akten. Von Walter Erich Schäfer. (Uraufführung im Prinzregententheater am 18. Februar 1932.)

Es ist der 18. Oktober 1813. Das Schlachtfeld um Leipzig, zwei Stunden vor Tag, zwei Stunden vor dem Tag Deutschlands. Die Sachsen sind bereits übergegangen. Nun hat sich in der vordersten Kampflinie auch der Oberst eines wahrscheinlich süddeutschen Füsilierregiments zu entscheiden, klipp und klar für Napoleon oder die Verbündeten. Welcher Zwiespalt in den Tiefen! Hier das eidliche Wort, die Ehre, da der Drang des Blutes. Hier des Soldaten eiserne Disziplin, da der Aufruhr der Menschlichkeit und des Herzens. Heißt die eine Zusammengehörigkeit Waffenbrüderschaft, heißt die andere Volk, heißt die eine Idee Freiheit, heißt die andere Ordnung und Gesetz. Darin ist er erzogen, dazu hat er erzogen. Wäre er nun bestellt, zu befreien? Immer wird die Treue zugleich die größte Untreue sein. Endlich überwindet ihn doch das Gefühl für Deutschland. Aber schließlich siegt dennoch die Ehre. Nachdem das Regiment auf seine Anordnung hin zu den Preußen abgeschwenkt ist, tritt er mit der Pistole beiseite.

Eine sehr deutsche Tragödie nicht bloß dem Stoff nach. Klug, klar, straff, scharf in den Gegensätzen. Schwerer ist es schon über die Dichtung zu sprechen. Reichen Wort und Gefüge überhaupt an das Dichterische heran? Sicherlich in einzelnen Bekenntnissen, die außer den Ideen auch das persönliche Wesen berühren. Sonst ist der Dialog eher eine Diskussion. Immerhin von einer so dramatisch körperlichen Art, daß die Vielseitigkeit, ringsum die Dinge zu sehen, zugleich als psychologische oder doch typische Vielgestaltigkeit erscheint. Freilich muß bei solcher Betrachtung einmal jener Augenblick eintreten, wo die Ideen selber in Frage gestellt werden, wo die Wahrheiten ineinander fließen und mit den

Werten der ganze Glaubensgrund zu schwanken beginnt, ja wo nicht bloß ungewiß ist, für was man sich zu entscheiden hat, sondern schon wer sich überhaupt entscheiden soll und darf. Doch dann biegt Schäfer plötzlich wieder in das Historische ein. Und die Dramaturgie, die eben noch darin modern war, daß sie Diskussion gab, kehrt sich damit in jene andere ebenso moderne wie alte Dramaturgie des Schlagworts. Und dies hat den Erfolg bereitet, also nicht die deutsche Tragödie, wohl aber die politische Tragik der Deutschen. „Wir marschieren für ein neues Deutschland." „Wir sind aber keine Soldaten ... Wir sind ein mißhandeltes Volk." „Ich warne Sie", sagt der rheinbündische Oberst zum französischen General, „dieses Land will frei sein." Das sind die Höhepunkte. Es gibt heute keine trefflicheren Aktschlüsse. Joseph Sprengler

Wien

„Der Smaragdring." Spiel in sieben Bildern. Von Curt Corrinth. (Uraufführung am Deutschen Volkstheater am 28. Februar 1932.)

Sei es ein Zufall oder keiner — jedenfalls rückt dies Spiel, was sein Personal, seinen Tatbestand, seinen Anreiz betrifft, der von Bühne und Film her wohlbekannten „Voruntersuchung" so nahe, daß sich Vergleiche nicht abweisen lassen. Vergleiche, die nicht zugunsten der neueren Dichtung ausfallen. Denn die ältere bleibt immerhin ein handfestes Theaterstück und über die (natürlich nicht zum erstenmal) an der Justiz und deren Praxis geübte Kritik läßt sich schon reden; hier aber erscheinen Erfindung und Dialog von Haus aus schwächlich und lahm, nicht einmal das bißchen Spannung, das für solch eine Kriminalgeschichte die raison d'être bedeutet, wird aufgebracht, und was als Zeitkritik oder Zeitsatire wirken soll, dringt kaum durch die Epidermis der betreffenden Typen, eines verdorbenen jungen Mädels etwa oder ihres männlichen Gegenstücks. Freilich führen nicht sie allein für die jüngere Generation das Wort; ein von Edelmut triefender Jüngling gibt als Nutzanwendung des Spiels beiläufig diese Formel: Mehr Güte und weniger Gerechtigkeit; denn, so erfahren wir ferner, das, woran unsere Zeit krankt, ist eine Art Hypertrophie des Rechtssinns, der Gerechtigkeit. Man lernt doch nie aus. R. F. Arnold

Hannover

„Thomas Münzer oder Das Trauerspiel des Bauernkrieges." Von Herbert Eulenberg. (Uraufführung im Städt. Schauspielhaus am 28. Jan. 1932.)

Das Trauerspiel des Bauernkrieges nennt Herbert Eulenberg im Untertitel sein neues dramatisches Werk. Man kann diesen großen Stoff aus unserer Geschichte heute wohl kaum anders sehen als in seinen Zusammenhängen mit unserer nicht minder zerrissenen Gegenwart. Als Sinnbild der ewigen deutschen Entzweiung hat Gerhart Hauptmann in seinem „Florian Geyer" den Bauernkrieg bei allen dramaturgischen Schwächen gültig und unauslöslich unserem Bewußtsein gestaltet. Wer nach ihm diesen Stoff aufgreift, müßte uns Neues, Tieferes zu sagen haben, müßte neue Zeitzusammenhänge aufweisen, oder sein Werk wäre vertan.

Herbert Eulenberg hat sich von dem großen Aufrührer jener Jahre, von der Gestalt Thomas Münzers, zu seinem Bauernkriegdrama anfeuern lassen. Ihn stellt er in den Mittelpunkt seines Stücks, nicht zugleich aber auch in den Mittelpunkt des Geschehens. Er ist in eine Zeichnung seines Helden verliebt, die ihn als Bücherwurm, als kontemplativen Menschen zeigt, als den gegen seinen innersten Willen und gegen seine Natur zum Aufstand Gedrängten, der kaum etwas aus eigenem Entschluß tut, der ganz einfach die vom Autor ihm verordneten Leidensstationen auf der Bühne abschreitet bis zum schlimmen Ende. Das Drama von Thomas Münzer wird nicht, wie verheißen, das Trauerspiel des Bauernkrieges — es sei denn, man nenne jedes unglückliche Zeitgeschehen Trauerspiel —, sondern ein Schicksalsbild in lose verknüpften Szenen, an denen wir nur schauend, nicht mitlebend teilnehmen. Es langt nur zu einem bloßen Kostümtheater.

Mit liebevoller Kleinmalerei erhalten wir in einer Reihe von Bildern geschichtlichen Anschauungsunterricht, teils von der Bauern-, teils von der Fürstenseite aus gesehen. Eulenberg rühmt sich, parteilos zwischen den Fronten geblieben zu sein. Abgesehen davon, daß dies fraglich erscheint, wäre es besser gewesen, er hätte weniger auf historische Gerechtigkeit als auf dichterische Gestaltung gesehen. Was dem Werk am empfindlichsten mangelt, ist auch nur die Ahnung einer dramatischen Verknüpfung der gegnerischen Parteien. Auch dem geringsten gestalterischen Ansatz ist Eulenberg schamhaft ausgewichen. Weder im Bauern- noch im Fürstenlager wird etwas von dramatischer Bewegung deutlich, und vor allem Münzer ist nur Objekt, nicht Subjekt des Geschehens. Nur wenige Figuren gewinnen überhaupt Profil, wie der unbändige Pfeifer oder ein paar individueller gezeichnete Fürsten. Alles bleibt in der historischen Reportage stecken. Kurt Voß

Hamburg

„Columbus." Drama in 3 Akten. Von Heinz Liepmann. (Uraufführung im Schauspielhaus am 23. Febr. 1932.)

Man darf diese Arbeit eines begabten jungen Dichters nicht mit kurzen Worten beiseite legen; sie zeugt zu sehr von einem starken Talent, aber sie zeugt zugleich auch

von der Verlorenheit und dem Fehlen des sicheren Untergrundes in dem dramatischen Schaffen der Gegenwart.

Während der Starke sich müht, seine Persönlichkeit zu bilden und damit der Gemeinschaft als Führer zu erwachsen, versuchen Liepmann und die Jugend seines Alters zunächst ins Kollektive einzudringen, um, schon allzu schattenhaft, daraus hervor zu steigen. Statt zunächst in einer Landschaft Wurzel zu schlagen und dann die Aufgabe von Land und Volk über die Welt hin zu verfolgen, waren sie zunächst international und gaben erst danach dem Volk sein Recht. Die Lebensunsicherheit, die draußen entstand, wird neuerdings stark empfunden, und so sieht man die junge Dichtung zwischen vielen Richtungen hin und her taumeln. Auch Liepmann, zum Zweifler geworden, versucht, mancherlei Neues in seinem Stück zusammen zu pressen. Der „Columbus" bezeugt eine große Begabung, aber die Theorien der Zeit haben sie noch nicht zur Wirkung kommen lassen.

Liepmann folgt einer portugiesischen Sage, nach der sein Held der weltsehnsüchtige Sohn eines Fischers bei Lissabon gewesen sein soll, stellt im zweiten Akt dem fortschrittdürstigen Abenteurer seinen Bruder als Vertreter der Kirche als Gegenspieler gegenüber und läßt den dritten Akt sehr wirkungsvoll in der Art der grauen Schauerballade schließen:

> Schon sah sich der treffliche Führer zum Rand,
> Von schlimmen Händen gerissen und „Land,
> Land" schrie es vom Mastkorb —

Die Wiederaufnahme dieser alten und immer neuen Romantik ist dem Verfasser am besten gelungen. Während er im ersten Akt noch als echter Anhänger der Freudschen Schule menschliche Größe recht stark mit dem großen Verbrechen zusammenkoppelt, im zweiten Akt ein wenig langweilige Klassizität übt, die er mitunter durch allzu kunstmäßige Überraschungen und eine allzu naive Schürzung der Verhängnisse unterbricht, tritt im dritten Akt plötzlich eine Kraft hervor, von der die ersten beiden Akte wenig empfinden lassen. Die Handlung der beiden Gegenspieler wächst zu dramatischer Höhe, einer jugendlich ungeordneten Dramatik, die aber besonders gegen Schluß starke Gestaltungskraft beweist.

Auch dieser Akt strotzt von peinlichem Kitsch. Natürlich muß heimlich eine Frau an Bord sein, die auch bald nach Erkennung, ach, binnen weniger Minuten vom Admiral überwältigt wird und ihn, sehr komisch, mit einem pathetischen „Ein Gott umarmte mich" verläßt. Auch macht Columbus allerhand häßliche Mätzchen, mit denen man nicht einmal einen Schiffsjungen überzeugen würde, um seine Mannschaft in Zucht zu halten. Aber im dritten Akt von „Columbus" steckt mehr Zug und Bewegung als in den meisten der Literatendramen der jüngsten Zeit, und das ist der Grund, warum wir dies Schauspiel nicht zu den alltäglichen Erscheinungen rechnen dürfen. Hans Friedrich Blunck

Krefeld

„Ninon stiehlt Männer." Revue-Komödie. Von Lilly Fahr-Nils. (Uraufführung am Stadttheater am 1. Februar 1932.)

Das Stück legt das Problem der Frau, zwischen das Männliche und das Männische gestellt, mit einer Bühnensicherheit aus, die bei einer so jungen Frau überrascht. Sie löst es aber nicht, denn Ninon geht nicht durch die Männer hindurch, sondern an ihnen vorbei. Sie stellt dreien nicht etwa Fallen, aus denen sich jeder auf seine Art lösen und der Stellerin die bekannte Grube graben möchte; sondern sie bemächtigt sich ihrer kurzer Hand mittelst Gewalt und macht sie für den Rest des Stücks unschädlich. Der vierte Mann, ein Abenteurer, der sie beschlichen und überlistet hat, nimmt zum Ende die grande dame, deren Hang zur Romantik dem seinen schicksalhaft begegnet war, und nichts bleibt von ihr übrig als das kleine Mädchen. So rundet sich Geschehen nicht zur Komödie, sondern nach Scherzen kommt es zum happy end. Schade, es war auf fruchtbaren Grund gebaut, und so bleibt von der jungen Dichterin, die ein viel wärmeres Herz hat, als sie gern zeigen möchte, für die Bühne doch noch verschiedenes zu erhoffen. Karl von Felner

Straßburg

„Der Schlitterhannes." Drama in zwei Akten. Von Robert Redslob. — „Fata Morgana." Drama in einem Akt. Von Ernst Fuchs. (Uraufführung am 11. Januar im Stadttheater.)

Das Bauerndrama „Der Schlitterhannes" von dem straßburger Professor Robert Redslob entrollt in zwei wirkungsvollen Aufzügen das tragische Schicksal einer elsässischen Bauernfamilie. Die Handlung spielt zur Zeit des ersten Napoleon. Hannes, der mit dem Heer des großen Eroberers nach Rußland gezogen, nicht zurückgekehrt und totgeglaubt war, kommt nach fünfjähriger Gefangenschaft wieder in die Heimat. Er hofft, die ihm von Jugend an versprochene Geliebte nach langen Entbehrungen heiraten zu können; aber sie ist inzwischen die Frau seines Bruders Matthias geworden. Nun entspinnt sich ein schweres seelisches Ringen zwischen den Brüdern; sie drohen mit der Axt aufeinan-

der loszugehen, der Vater tritt dazwischen und beschwichtigt den Streit. Nach langem Bitten bewegt er den unerwartet Heimgekehrten dazu, Verzicht zu leisten, wieder wegzugehen und alles zu vergessen. Da kommt Marianne dazu, in deren Herzen unauslöschlich das Bild des Hannes lebt; sie hört seinen Entschluß und fleht ihn an, zu bleiben. Von schrecklicher Eifersucht geplagt, will Matthias sich von neuem auf den Bruder stürzen. Der Vater trennt sie noch einmal und befiehlt beiden, an die Arbeit zu gehen. Hannes soll den schwerbeladenen Holzschlitten ins Tal befördern. Aber die Brücke, die über die bodenlos tiefe Schlucht führt, ist in der Nacht vorher vom Blitzstrahl getroffen und zertrümmert worden. Matthias weiß davon; aber er läßt den Bruder in den sicheren Tod ziehen. Marianne stürzt dem Geliebten nach in den Abgrund, und Matthias wird vom „Jägerfranz" umgebracht. Abrupt schließt damit das Stück ab. — Der Dichter — denn das ist Redslob trotz aller Fehler — hat das tragische Geschehen dieser vor allem im zweiten Teil zu stärkster Wirkung geballten Handlung beinahe zu kraß zu Ende geführt. Seinem Stück fehlt die ethische Auflösung. Der schreckliche Untergang, der hier gezeigt wird, und der im Ablauf der Ereignisse von durchaus schicksalhaften Umständen abhängig gemacht ist, findet keinen geistig befriedigenden Ausgleich. Erstaunlich ist in jedem Fall die seherische Kraft, mit der diese harten Bauernmenschen im Ringen um ihre Scholle und um ihr Menschengut von innen heraus durchleuchtet und dargestellt sind. — Ernst Fuchs' einaktiges Drama „Fata Morgana" versucht eine Vermengung von Traum und Wirklichkeit. Der aus Afrika zurückgekehrte Spahi Robert Forster kann das Erlebnis, einen Araber im Kampf getötet zu haben, nicht vergessen. Eben so lebendig ist in ihm die Erinnerung an einen Streit, den er vor seiner Soldatenzeit mit einem Nebenbuhler um seine Braut hatte. Ermüdet legt er sich zum Schlaf, und aus diesen beiden stark nachwirkenden Ereignissen entsteht nun ein Alpdruck, der sozusagen als neuer und wesentlicher Handlungsteil behandelt wird. Das Erwachen des Träumenden ist befreiend für ihn, weniger für den Zuschauer, der feststellen muß, daß ein künstlerisches Erlebnis um der Publikumswirkung willen verflacht wird. Schade um den Aufwand an sprachlichem und dramatischem Können!

M. Th. Bührer.

Echo des Auslands

Französischer Brief

Seit dem Krieg ist die Produktion der Lyrik stark zurückgegangen. Emile Verhaeren, Francis Jammes, Paul Claudel und Paul Fort, die schon vor 1914 ihre Hauptwerke schrieben, sind die letzten großen Dichter Frankreichs. Ihre Nachfolger Jules Romains, Georges Duhamel, René Arcos haben sich bis auf André Spire und Charles Vildrac von 1914 an dem Roman und Theater zugewandt. Einsam steht Jean Royère, der Statthalter Mallarmés auf Erden da. Ein jüngerer, der der vorigen Generation das Beste entnahm und weiterführte, ist der hier schon mehrfach genannte Armand Godoy, der Ende vorigen Jahres bei Emile Paul ein neues Versbändchen herausgab. „Le poème de l'Atlantique", das mit einem Gruß an Jammes eingeleitet wird, der an das herrliche Gedicht des greisen Südfranzosen an Albert Samain anklingt. Schöne, schreitsichere, farbige Rhythmen enthält die kleine Sammlung von Godoy, der gleichzeitig in einer Miniaturausgabe eine köstliche Nachdichtung von „Les petits souliers roses" von Josef Marti herausgab. Eklektische Lyrik bietet der jüngere J. L. Aubrun in „Vision de l'Italie" (L. Doudet). Einer der wenigen Autoren, die seit 1911 der Lyrik treu geblieben sind, ist Gaston Pulings, der in den „Cahiers du Sud" einen neuen Band klangvoller Lieder veröffentlichte. Starke persönliche Begabung beweist ein Neunzehnjähriger, Robert Houdelot, der bei E. Figuière eine Gedichtsammlung herausgab: „Le cantique de Roméo", in der die Apotheose geliebter Hände an Verhaerenschen Schwung und an Verhaerens und Vildracs unerschöpfliche Bildgestaltung erinnert, die den gleichen Gegenstand von vielen Seiten in immer neuen Worten besingt. Houdelot ist ein begnadeter Dichter, dessen Entwicklung zu beachten ist. „Le Feu", Organe du régionalisme méditerranéan, das seit zehn Jahren von Louis Giniès in Aix-en-Provence geleitet wird, widmete dem dichterischen Werk von Fernand Mazarde eine Sondernummer, in der außer vielen Südfranzosen Théo Varlet, Cécile Périn, Yves-Gérard, Le Dantec und der junge begabte Dichter Jean-Paul Allégret unter den verschiedensten Gesichtspunkten diesen südfranzösischen Dichter der Liebe würdigen. Die Sondernummer, die auch viele Textproben enthält, ist sehr vielseitig; leider aber fehlt ein bio-bibliographischer Anhang.

Mit Gilbert Mauge treten wir in einen anderen Bezirk der Lyrik. „Le voyage dans l'esprit" (Sagittaire) ist ein Gedicht in rhythmischer Prosa, das kalt und nüchtern wirkt. Während man bei Mauge dauernd den Prosa-

ursprung seiner Verse empfindet, ist der Surrealist Salvador Dali Dichter. Das beweist wiederum sein neuester Band „L'amour et la mémoire“ (Editions surréalistes), in dem er Bilder aus dem Unterbewußtsein sinnvoll gestaltet. Man lese die 25 Seiten schnell hintereinander, um zu verstehen, wie er flüchtige Gesichte und Bildassoziationen, die schnell vorübergleiten, aus der Tiefe des Erlebens herausholt und gestaltet. René Crevel, der hier schon mehrfach Erwähnte, arbeitet nach der gleichen Methode in Prosa. Er gibt in einer sehr interessanten, kleinen Schrift im gleichen Verlag eine ausgezeichnete Einführung in die Kunst seines Mitstreiters: „Dali ou l'anti-obscurantisme.“ Die Bewegung hat auch eine eigene Zeitschrift „Le surréalisme“, die José Corti im gleichen Verlag in zwanglosen Heften herausgibt und André Breton leitet. Dali, Crevel und Tzara, der Gründer des Dadaismus, sind die Hauptmitarbeiter. Letzterer veröffentlichte hier jüngst einen aufschlußreichen Aufsatz: „Essai sur la situation de la poésie“, nach dessen Lektüre alle sein großes Epos: „L'homme approximatif“ (1925—1930) (Editions Fourcade) besser verstehen werden. „Tendre“, schreibt Tristan Tzara, „de toutes ses forces, à l'accomplissement de la Révolution, en poursuivant parallélement l'activité poétique qui se justifie du point de vue du matérialisme dialectique, voilà, me semble-t-il, le rôle historique du Surréalisme: organiser le loisir dans la société future, donner un contenu à la paresse en préparant sur des bases scientifiques la réalisation des immenses possibilités qui contient la phrase de Lautréamont: LA POESIE DOIT ETRE FAITE PAR TOUS, NON PAR UN.“ „L'homme approximatif“ ist ein erster, groß angelegter, teilweise eindrucksvoller, aber in allen Teilen noch nicht vollkommener Versuch in dieser Richtung.

Die Surrealisten bezeichnen sich selbst als Revolutionäre — aus tiefer Unzufriedenheit mit den sozialen und politischen Verhältnissen der Gegenwart. Auch außerhalb dieser Kreise herrscht Müdigkeit, Enttäuschung, Pessimismus in einem Grade der Ratlosigkeit, für den die Aufsatzreihe von Emmanuel Berl, „La politique et les partis“ in den letzten Heften der ausgezeichneten Monatsschrift „Europe“ charakteristisch ist. Diese Franzosen blicken aus Mangel an starken lebenden Persönlichkeiten in Verehrung auf Jaurès. Im Verlag von Rieder, der auch „Europe“ herausgibt, erscheint jetzt das Gesamtwerk von Jean Jaurès, das auf zwanzig Bände berechnet ist. Von dieser monumentalen Publikation liegen bis jetzt drei Bände vor, die im Namen eines stattlichen Ausschusses von Staatsmännern und Gelehrten Max Bonnafous redigiert. Für die Wertung der gegenwärtigen geistigen Lage Frankreichs sind drei neue Bücher aus verschiedenen Lagern bedeutungsvoll. Léon Brunschvicg, der angesehenste Philosoph der älteren Generation gibt in seiner neuesten Schrift: „De la connaissance de soi“ einen Einblick, wie Philosophie gegenwärtig in der Sorbonne von einem Mann gelehrt wird, der durch keine Konfession gebunden ist. In dieser neuen Studiensammlung bewährt sich Brunschvicg wiederum als kritischer Rationalist, der an Kant anknüpfte und aus dessen Weltbild den Willen entwickelte, Subjektivismus und Materialismus zu überwinden und den Lebensinhalt mehr zu vergeistigen. Einer der wesentlichen Grundsätze Brunschvicgs ist: „Der Mensch nimmt teil an der Gottheit, insofern er particeps rationis ist.“ Die seelischen Werte des Katholizismus würdigt ein anderer hervorragender Vertreter der älteren Generation, Georges Goyau, Membre de l'Académie française, in einem neuen Buch „Le catholicisme“ (Felix Alcan), das gewissermaßen ein Extrakt seiner Lebensarbeit ist. Goyau, der die Geschichte des deutschen und französischen Katholizismus in mehrbändigen Werken behandelte, der vor allem eine bedeutende Religionsgeschichte der französischen Nation schrieb und auch mehrere vergleichende religionsgeschichtliche Werke verfaßte, bietet in seiner neuesten Schrift eine allgemeine internationale und überkonfessionelle Einführung in den Katholizismus und seine Bedeutung für die Gegenwart. Über die Freimaurerei liegt eine Schrift vor von J. Marquès-Rivière. Schon der Titel: „La trahison spirituelle de la F. M.“ (Editions des Portiques) besagt, daß hier Polemik getrieben wird, und zwar von einem Abtrünnigen mit jener Indiskretion, die nur einem in alle Mysterien Eingeweihten möglich ist. Er deckt alles auf, was in den Freimaurerkonventionen Frankreichs zwischen 1920 und 1931 verhandelt worden ist. Ein solches Buch ist geeignet, in den Kreisen der Gesinnungsgenossen unliebsames Aufsehn zu erregen und andererseits werden sich viele Außenstehende freuen, einmal einen Blick hinter die Kulissen der Freimaurerei tun zu können. Der Antrieb zur Niederschrift dieses Buchs war die Erkenntnis des Verfassers, daß die Freimaurerei sich selbst verraten habe, ähnlich wie Benda den Verrat aller Führer im Geiste feststellte. Pessimismus und Ratlosigkeit finden sich vornehmlich in den Kreisen der linksgerichteten Jugend. Auf der Rechten haben vor allem die Älteren, die sich noch im 19. Jahrhundert ihr Weltbild formten, mehr Festigkeit. Die geistige Situation Frankreichs ist sehr geeignet, Tatverherrlichungen und Apotheosen von Willensmenschen aufzunehmen, in denen Gestalten aus der Vergangenheit den Heutigen als Retter aus der Not vorgestellt werden. Wie der erste Kaiser die Nation aus dem Wirrwarr der Revolution zu neuem Ruhm

führte, zeigt Jacques Bainville in seinem „Napoleon“ (A. Fayard & Cie.). Ein glänzend geschriebenes Buch, in der die tendenziösen Parallelen geschickt verschleiert wurden. Louis Madelin, Membre de l'Institut, stellte in ähnlicher Weise „La Fronde“ (Plon) dar. Immer schon hatte die Rechte starke rhetorische, dialektische und stilistische Begabungen. Bainville und Madelin, hervorragende Schriftsteller, starke Persönlichkeiten, deren Wert jeder aufrichtige Franzose auch auf der Linken anerkennen muß, die in allen literarischen Salons gefeiert werden, bringen in ihren letzten Büchern dafür neue Beweise. Auch der Absatz von 150000 Exemplaren des „Napoleon“ läßt erkennen, daß er weit über die Rechtskreise hinaus gedrungen ist. Das beweist die vorher ausgesprochene These; denn früher hätte ein Buch über den ersten Kaiser niemals so starken Widerhall gefunden; auch das französische Volk erwartet heute von einer Art „York“ die Rettung. Diese Literaturgattung wird heute mehr denn je gepflegt und hat auch starke Erfolge. Viele, die früher Romane kauften und lasen, greifen jetzt zu jenen tröstenden Darstellungen aus der Geschichte, in denen Mussolini-Naturen die Menschheit aus irgendeinem Niedergang wieder aufwärts führten.

Für die apolitische Welt des bürgerlichen Mittelstandes bleibt der Roman das Wahre. Es erscheint denen, die mit der Zeit leben, sinnlos, daß die Verleger immer noch Berge dieser Mittelstandsliteratur auf den Markt schütten. Henry Champly ist einer jener Autoren, die Zeitprobleme in leichter und flüssiger Weise darstellen können. „Le mannequin du roi“ (La nouvelle société d'édition) ist die Geschichte eines ausgewiesenen Königs, der seinen Thron wieder erobert, eine hübsch erfundene Erzählung für junge Mädchen. Der junge Pierre Deparme schildert in „Un homme et une femme“ (Au Sans Pareil) einen Mann, der sich nach allerhand Irrfahrten in die Einsamkeit zurückzieht und dort das Glück bei einer Frau findet. Gaston Chéreau, Mitglied der Académie Goncourt, ist auch einer jener Autoren, die mit eklektischen Mitteln die Fähigkeit entwickelt haben, ein ewig altes und immer neues Liebesmotiv in mitreißender Spannung zu erzählen. Balzacs Spuren folgt Charles Silvestre und entspricht gleichzeitig einem Zeitbedürfnis, in dem er das Bauernleben seiner limousiner Heimat schildert. Auch sein neuester Roman „Monsieur Terral“ (Plon) spielt dort und stellt einen geizigen Aristokraten dar, dessen steinernes Herz von einem jungen Mädchen besiegt wird. Einer der erfolgreichsten jungen Autoren des gleichen Verlages ist Ernest Pérrochon, der in wenigen Monaten zwei Romane herausgab: „L'eau courante“ und „Marie-Rose Méchain“. Pérrochon hat schon früh einen straffen epischen Stil entwickelt, in dem er über die Zeit hinweg menschliche Erlebnisse lebendig darstellt. Er hütet sich wie alle Autoren, die weniger in sich hineinhorchen, als auf die Wünsche ihres Publikums achten, durch bestimmte Stellungnahme in nationalen und politischen Fragen anzustoßen. Gerade Pérrochons Bücher sind in diesem Sinn für die Mittelstandsliteratur charakteristisch. Über sie hinaus führen drei in Frankreich eingebürgerte Autoren: Die aus Rußland eingewanderte Irène Némirowsky, die durch ihren „David Golder“ Weltruhm erzielte, schrieb einen ebenso kleinen Roman: „Les mouches d'automne“ (Grasset), der durch slawische Melancholie und slawische Maßlosigkeit im Gefühl im französischen Sprachgebiet originell wirkt; aber das neue Buch ist doch nur eine Variation des David Golder-Themas. Dieses Mal stellt sie nicht Juden dar, die sich nach Paris verpflanzen, sondern Slawen, die durch die Revolution aus ihrer Heimat vertrieben, sich im Westen ansiedeln. Die Heldin stürzt sich aus Sehnsucht nach Rußland in die Seine. — Die rumänische, in Frankreich heimisch gewordene Princesse Bibesco hat in den leichten angenehm dahingleitenden Fluß ihrer Sprache fremdartige Klänge eingeführt, die den französischen Stil der Zeit neu beleben. Diese zarte Exotik des Stils bewährt sich auch in ihrem neuesten Buch: „Croisade pour l'anémone“ (Plon). Albert Marchon in „Les démons de l'aube“ (Grasset) schildert unter Freudschem Einfluß Pubertätszustände, äußerlich, ohne in jene Tiefen der Seelenzustände vorzudringen, die man nach der Berufung auf Freud erwartet. Nützliche Notizen, die aber für einen Dichter nur Rohmaterial bedeuten können. — Von dem französischen Schweizer C. F. Ramuz hat Grasset das Kriegsbuch, das 1919 zum erstenmal in den „Cahiers vaudois“ unter dem Titel: „Témoignages“ erschien, neu bearbeitet unter dem Titel: „Les signes parmi nous“ herausgebracht. Der Stil ist noch einmal überschliffen. Die Sätze sind erzener, die Worte eigener geworden. Auch dieses Kriegsbuch ist Denkmal eines starken, sehr persönlichen Sehers und Gestalters. Meisterhaft ist der wirtschaftliche, politische und moralische Zusammenbruch der Menschheit geschildert. Die tiefe Düsterkeit seiner dichterischen Vision hat im französischen Schrifttum Parallelen zu Julien Green, der halb Amerikaner ist, und zu Marcel Jouhandeau. In ihm finden sich alle Qualitäten, die ich vorher an einzelnen hervorhob, vereinigt. Der Zauber seiner barocken Sprache liegt in klangvollen Vokalfügungen, wie sie Princesse Bibesco gelegentlich findet; aber darüber hinaus ist ihm besonders eine urwaldhafte Dichte und Verschlungenheit der Bilder und der Sätze ganz besonders eigen. Alles bei ihm ist komprimiert. Ihn lockt das Rätselvolle;

er lotet in die Tiefe, um seelische Urgründe menschlichen Handelns klarzustellen. Jouhandeau ist ein Dichter ganz großen Formats, der seit elf Jahren in Frankreich auftritt, aber auch heute noch im Ausland wenig bekannt ist. Die Geistesführer der Vierteljahrsschrift „Commerce“ setzen sich für ihn ein. „La nouvelle revue française“ entdeckte den Novellisten und zählt ihn zu ihren Mitarbeitern. Bernard Groethuysen, Hans Hennecke, Bernard Guillemin setzen sich in Deutschland für ihn ein. Aus seinem neuesten Novellenband „Le journal du coiffeur“, der, wie alle seine Werke bei Gallimard erschien, sei die substantielle Daseinsgestaltung einer Kindesmörderin „Marguerite Bargeton“ — „Besser Schande als Hochmut“ hervorgehoben, die, an den deutschen Kafka, an Joyce erinnernd, von einer verantwortungsvollen und strengen Geistigkeit zeugt, die unserer Zeit neue Wege weist.

Otto Grautoff

Polnischer Brief

Wilhelm Feldmans „Zeitgenössische polnische Literatur“ („Współczesna literatura polska“) ist von Stefan Kołaczkowski neu herausgegeben und um ein Bedeutendes, und zwar um das Literaturkapitel von 1919 bis 1930 erweitert worden. Diesen letzteren Zeitraum kennzeichne — behauptet der Herausgeber — eine Ebbe, eine Dürre im literarischen Schaffen. Es fehle der polnischen Literatur des jüngsten Dezenniums eine auf Großes und Weites hinweisende Richtlinie. Die zur Zeit schaffende Generation habe keine Persönlichkeit aufzuweisen, die sich etwa in die beispielsweise nach Zeromskis Abgang leergebliebene Stelle eingliedern ließe. Literatur und Leben seien auseinandergefallen. Das allgemeine Merkmal der Literatur sei Ideenarmut. Sieht man sich in der polnischen literarischen Produktion heutigestags um, so gewahrt man in der Tat ein Einschrumpfen des originellen Schaffens zugunsten der zu-, ja, schier überhandnehmenden Übersetzungsliteratur. Die Prosa, insbesondere der hierfür sich am besten eignende Roman vermochte den Gehalt der Zeit nicht aufzunehmen. Offensichtlich fehlt es den Schriftstellern an Kraft, der Wirklichkeit Herr zu werden und sie dichterisch zu verarbeiten. Die Wirklichkeit ist gar zu vielfältig, vielförmig bis zur Unförmigkeit, zum Greifen nahe, wohl deshalb auch zu begreifen schwer und — beim Mangel an großen Schöpfern — zu ergreifen und zu formen nahezu unmöglich. Nicht zuletzt mag das Erschlaffen oder nur einstweilige Einschlafen des dichterischen Schaffens auf die Not der Zeit zurückzuführen sein, auf das Achselzucken des Lesers geistigen Werten gegenüber, auf die Ohnemorgen-Stimmung, die sich des Menschen von heute im allgemeinen bemächtigt.

So ist das Heute. Im Spiegel des Romans bekommt man von ihm nicht viel zu sehen. Nach ihrem, aus fernen Zeiten (13. Jahrhundert) geholten Roman „Legnickie Pole“ („Das Liegnitzer Feld“), dessen psychologische Willkür etwas befremdet, dessen Stil und Sprache aber echtes Können beweisen, wandte sich Zofja Kossak-Szczucka der Gegenwart zu. Ihre „zeitgenössische“ Erzählung „Dzień dzisiejszy“ bietet einen, allerdings nur schmalen Ausschnitt aus „dem heutigen Tag“. Dem bislang nach einer herkömmlichen Schablone geschilderten Landadel, der das Milieu abgibt, weiß die Verfasserin neue Züge abzugewinnen und ihn in einer Reihe von trefflich geratenen Szenen (deren Mittelpunkt ein verfängliches Liebesverhältnis ist) mit dem wechselreichen, aber an der Oberfläche haften bleibenden Getriebe des Heute in Zusammenhang zu bringen. Gleichfalls dem Heute abgeguckt ist der Roman „W białem miasteczku“ („Im weißen Städtchen“) von Jerzy Bandrowski. Auch hier nur ein schmaler Ausschnitt vom heutigen Tag: ein Ehekonflikt oder vielmehr ein eheliches Mißverstehen; eine Provinzstadt mit ihren Typen; eine Schicht Alltäglichkeit — kein Tiefgang. Über mehr Zeit- und Erdraum gespannt ist der utopisch-phantastische Zukunftsroman „Babel“ von Feliks Burdecki, der sich mit einer Unmenge von das Heute und das Morgen berührenden Problemen auseinandersetzt, was dem Buch nur zum Schaden gereichte. Der Verfasser ist zu wenig Künstler, um all seine „Realitäten“ zu einer wohlgefügten Einheit aufbauen zu können.

Die Kriegsliteratur, die ein Jahrzehnt etwa nach dem Kriege kam und im Westen reiche und schöne Früchte gezeitigt hatte, hat hier (A. Strugs „Klucz otchłani“ ausgenommen, vgl. L. E. XXXII, 631) nichts Bedeutendes aufzuweisen. Das Kriegstagebuch „Rakiety nad frontami“ („Raketen über der Front“) von Mikołaj Hercuń hält mit keinem westlichen Produkt dieser Art den Vergleich aus.

Von Romanen sei noch erwähnt der biographische Roman „Zapolska“ von Aniela Kallas und „Namiętność“ („Leidenschaft“) von dem im Okkulten verwurzelten Stefan Grabiński.

Auf dem Gebiet der Poesie ist der erste Platz der jüngst in zweiter Auflage erschienenen meisterhaften Übersetzung der „Odyssee“ von Józef Wittlin zuzuerkennen. Bolesław Leśmians Gedichtbuch „Łąka“ („Die Wiese“) — bereits 1920 erschienen — ist mit dem „Preis der Jungen“ für 1931 ausgezeichnet worden. „Koniec Antychrysta“ („Das Ende des Antichrist“) von Stanisław Bąkowski — „ein Poem aus den

jüngsten Tagen" ist kühner im Wollen als im Auffassen und Gestalten des Antichrist. Interessant als Entwicklungsbeispiel eines im neuen Klassizismus landenden Lyrikers ist der Gedichtband „Powrót do Europy" („Rückkehr nach Europa") von Jarosław Iwaszkiewicz.

Die Literaturgeschichte und -kritik sind um einige gute Arbeiten bereichert worden. Vielleicht ein Beweis dafür, daß die Zeit mehr dem Richten als dem Dichten zuneigt. Des Literaturwerks von Feldman-Kołaczkowski ist eingangs gedacht worden. Auch die „Geschichte der polnischen Literatur" („Dzieje literatury polskiej") von Konstanty Wojciechowski hat eine Änderung und Erweiterung erfahren. Manfred Kridls „Polnische Literatur des 19. Jahrhunderts" („Literatura polska wieku XIX") geht ihrem Abschluß entgegen. Was diesem Werk besonderen Wert verleiht, ist das Wahren großer Zusammenhänge zwischen der polnischem Literatur und den Literaturen des Westens. Dem jüngst erschienenen ersten Teil des V. Bandes (Vom Positivismus bis zum großen Krieg) soll ein zweiter folgen und die Arbeit damit vollendet sein.

Wohlgelungene Einzelporträts zeitgenössischer polnischer Schriftsteller zeichnet Zdzisław Dębicki („Portrety" — 2 Bde.), indem er das Markante und das jedem Autor Eigentümliche in den Vordergrund rückt, während Kazimierz Czachowski seine Aufmerksamkeit „Henryk Sienkiewicz" zuwendet, über dessen Wirken er sämtliche Urteile (polnischer Kritiker) zusammenträgt und ordnet und dieser Art den Dichter im Spiegel der Kritik vor den Leser stellt.

Rühmend hervorzuheben ist der umfangreiche Band „Goethe i najpiękniejsze dni w jego życiu" von Ferdynand Hoesick. Sein Thema sind „die glücklichen Septembertage", sowie die „heidelberger Sonnentage" Goethes und Mariannens. Obgleich das Buch dem Germanisten von Fach wesentlich nicht viel Neues bietet, ist es dennoch dem Verfasser als nicht geringes Verdienst anzurechnen, da er bei dem vollständigen Mangel einer Goethe-Forschung in Polen als erster meines Wissens diesem Dichter bzw. einer, und zwar der letzten Epoche seines Lebens und Schaffens eine nicht nur überaus gewissenhafte, sondern auch liebevolle Monographie gewidmet hat. Zeitlich ist ihr eine andere Arbeit vorausgegangen, und zwar die aus Anlaß der Goethe-Ausstellung in Danzig (1930) von Spiridion Wukadinović, dem Germanisten der krakauer Universität, veröffentlichte Abhandlung „Goethe und Polen", die „das Verhältnis Goethes zum Lande Polen und dessen Menschen" beleuchtet und mit manchem über diese Materie hier umlaufenden Irrtum aufräumt. Gar zu weit verrennt sich dagegen Bernard Szarlitt, indem er, Polnisches in Nietzsche suchend („Polskosć Nietzschego i jego filozofji"), diesen nach Wesen und Ausdruck, Dichten und Denken zu einem Polen völlig umgemodelt haben will. Mit gleichem Grund könnte man — dünkt mich — auch die Philosophie des Heraklit in eine polnische Wiege legen.

Die Krisis der Zeit hat das Theater hart mitgenommen. An seine Stelle sind Liebhaber- und Revuetheaterchen getreten. Auf dem Gebiete des Dramas ist in jüngster Zeit keine Schöpfung von Rang zu verzeichnen.

Lemberg — Hermann Sternbach

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Heilige Ewigkeit. Dichtung. Von Rudolf Maria Holzapfel. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt, 414 S. Geb. M. 9,80.

Diese aus dem Nachlaß herausgegebene Schrift des Philosophen des „Panideals" ist ein großartiger Versuch, in einer kühnen Vision das Werden und Wesen einer neuen Welt, einer vollkommenen Kultur dichterisch zu gestalten. Nicht das Ringen um die Klarheit, nicht die Grundlagen, auf denen diese neue Welt sich errichten soll, werden gezeichnet, sondern in farben- und formenreichen Bildern ersteht das Gewordene vor dem Leser. Ein tiefer religiöser Ernst liegt über diesem Buch, ein tiefer Glaube an das Gute und Hohe im Menschen und ein ernster Wille mitzuhelfen. Aber es liegt im Wesen solcher Werke, daß sie ihre eigentliche Wirkung nur auf „Gläubige" ausüben können. Dem Andersdenkenden müssen sie fremd bleiben, so sehr sie auch in ihrer glänzenden Pracht ihn zur Bewunderung zwingen. Hier ist kein Halt für Kritik, kein Punkt, wo andere Meinung Fuß fassen könnte — wie eine strahlende Kugel schwebt das Weltbild, das hier entworfen, im Unendlichen: unangreifbar, unerreichbar — aber zweifellos von einer bezwingenden Schönheit.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Die Überfahrt. Von Gina Kaus. München 1932, Knorr & Hirth G. m. b. H., 320 S.

„Da ist plötzlich dieser verblüffend einfache, unbezweifelbar richtige und entscheidende Gedanke, den er gestern vor dem Einschlafen gehabt und den er heute morgen nicht hatte wiederfinden können: Weitergehen! Ja, genau das war es gewesen, was er gedacht hatte ... Verlaß die Schlachtfelder, auf denen du besiegt wurdest, laß die Toten die Toten begraben ... Loslassen und weitergehen!" Das ist der Grundgedanke des Buchs „Die Überfahrt" von Gina Kaus, das die Erkenntnis, zu der sich der Held Tomas Wohlmut schwer und mühsam durchringt. Tomas hat für Sybil, seine Frau, seine wissenschaftlichen Pläne aufgegeben und die einträgliche

Praxis seines Vaters in Kissingen übernommen. Fünf Jahre war Tomas mit Sybil verheiratet, fünf Jahre lang hat er sie verwöhnt. Da geht sie ihm eines Tages mit einem anderen Mann auf und davon. Tomas läßt seine Praxis im Stich, reist seiner Frau nach. Im letzten Augenblick gelingt es ihm, die Stelle des Schiffsarztes auf dem Dampfer zu erhalten, auf dem Sybil mit ihrem Geliebten nach Amerika fährt. Tomas will seine Frau zur Rechenschaft ziehen, er will sein Eigentum zurück. Die Überfahrt dauert nur sechs Tage, aber für Tomas lange genug, um zur Einsicht zu gelangen: Loslassen und weitergehen! Während der Dampfer in Neuyork einfährt, steht Tomas zum erstenmal seiner Frau wieder allein gegenüber. Er hätte jetzt die Möglichkeit, Sybil zurückzugewinnen — vielleicht mit Gewalt. Statt dessen sieht er sie schweigend an, küßt ihr die Hand. Auch er geht einem neuen Leben entgegen. So sehr Tomas auch seine Frau liebt, er hat in den fünf Jahren seiner Ehe doch nur neben Sybil gelebt, nicht mit ihr.

Gina Kaus entzieht sich der Forderung, seelische Konflikte zwischen den beiden Gatten zu schildern. Auch der schwere Kampf, der sich in Tomas abspielt, die innere Wandlung, der Verzicht auf die geliebte Frau, ist nicht bis zur letzten Tiefe dargestellt worden. Die Stärke des Buchs liegt in der lebhaften, lebendigen Schilderung der vielen Einzelschicksale, die sich auf dem Schiff für wenige Tage miteinander verflechten. Die verschiedenartigsten Menschen treffen sich auf dem luxuriösen Riesendampfer: der amerikanische Multimillionär, der alles haben kann, was er will, nur nicht die Frau, die er liebt; der verarmte russische Fürst, der als Klavierspieler in der Bar sein Geld verdient; die Sängerin, die sich durch ein Amerikagastspiel für ihren schon etwas verblaßten Ruhm neue wirkungsvolle Reklame verspricht, und der berühmte Gelehrte, der Vermögen und bürgerliche Stellung am Spieltisch verloren hat und in Amerika eine neue Existenz begründen will. Ein Morphinist begeht Selbstmord, und der halbwüchsigen lebenshungrigen Milly Lensch aus Berlin-N. glückt es noch am vorletzten Tag, aus der 3. in die 1. Klasse hinüberzuwechseln. Sogar ein kleiner „Börsenkrach" arrangiert sich in den sechs Tagen auf dem Schiff. Es ist Gina Kaus gelungen, in diesen vielen Bildern immer wieder das gleiche Leben widerzuspiegeln, ein Leben, das mit rücksichtsloser Kraft und Härte dem einen nimmt, was es dem anderen gibt, das die Sehnsucht weckt, ohne sie zu erfüllen, das aber immer noch für jeden, der wie Tomas Wohlmut gelernt hat, „weiterzugehen", reich genug und unerschöpflich ist. Die Wärme und Menschlichkeit, mit der Gina Kaus die Welt ihres Romans sieht und gestaltet, läßt eine Bitterkeit nicht hochkommen. Mit sicherem Instinkt ist sie der für eine Frau im höchsten Maße bedrohlichen Gefahr entgangen, die künstlerische Distanz zu den Geschehnissen und Menschen zu verlieren.

Frankfurt a. M. — Maria Prigge

Männer machen Fehler. Von Ulrich Becher. Berlin 1932, Ernst Rowohlt, 248 S. M. 4,80 (6,50).

Der Titel führt irre und schadet dem Buch dieses neuen Mannes. Er paßt nur ganz peripher zu den Themen dieser sieben Skizzen und bagatellisiert sie feuilletonistisch. Freilich sind einige Stücke dieses Erstlingswerks nur bessere Feuilletons und man traut dem unbekannten Verfasser sogar genügend Kritik zu, daß man annimmt, er habe sie nur eingereiht, damit der schmale Band nicht noch schmaler werde. Ulrich Becher? Man stellt sich vor, das Werk wäre anonym und ohne Jahreszahl erschienen und ein künftiger Literarhistoriker müßte sie bestimmen. Er würde sie keinem der heute bekannten Autoren mit Sicherheit zuschreiben können. Aber er würde bedauern: schade, daß der Name fehlt! Es wäre schon ein Name, den man sich hätte merken müssen. Und ja, nach dem Expressionismus müssen diese Novellen erschienen sein, sie spitzen sich zu jener Traurigkeit zu, der man nur durch Flucht ins Groteske entrinnen kann. Die Verzweiflung des anscheinend noch jungen Mannes kommt von seinem sachlichen Blick her, der in der Realität zugleich die Verzerrungen des Daseins erkennt. „Vom Unzulänglichen der Wirklichkeit" heißt bezeichnenderweise die Einleitungsgroteske. Manchmal haben seine Kapriolen keinen realen Boden, Ulrich Becher ist schon so fingerfertig, oder man muß sagen: springtüchtig, daß einige Grotesken in der Luft hängen. Aber Stücke wie die „Zwei im Frack", wo sich zwei arbeitslose Brüder lediglich durch dieses Kleidungsstück durchs Leben helfen (und in der sozialen Satire ist Metaphysik des Seins und Scheins drin), „Ein junger Mann kommt zu Vater zurück", nachdem er an einem Tage erkannt, daß die Lust auch Leid in sich birgt und der Verzicht auf beides Lebensgrundsatz werden kann, „In einer Pension", in der ein Kind geboren wird — und das Natürliche erscheint den alten Pensionären, denen der Tod die vergnügliche Wette eines Gesellschaftsspiels bedeutet, als das Unnatürliche: das sind Versprechen, denen man dankbar vertraut. Der neue Autor möge sie halten!

Berlin — Lutz Weltmann

Der große Betrug. Geschichte einer proletarischen Familie. Von Adam Scharrer. Berlin 1931, Agis-Verlag. 302 S. M. 2,85 (3,75).

Ein lesenswertes Buch. Ich füge hinzu: ein schwer zugängliches Buch. Denn es ist absolut, vollständig ein proletarischer Roman. Proletarisch nicht weil er proletarisches Milieu schildert, sondern weil er von einem Mann geschrieben ist, der diesem Milieu verhaftet ist, und für Menschen bestimmt, die in ihm leben. Das bedeutet also, daß nicht mit einem fremden Maßstab gemessen wird; daß das Urteil nicht bestimmt ist von dem Wissen um andere Lebensform, daß es vielmehr geformt wird aus dem Bewußtsein derer, die nichts als Proletarier sind.

Das bedeutet aber auch, daß es eine fremde Sprache spricht, fremde Gefühlswerte schildert, man möchte sagen: in fremdes Land führt, von dem man gemeinhin nur aus Reisebetrachtungen weiß. Aus ihnen weiß man wohl, daß in diesem Land die Not herrscht; bei Scharrer liest man, wie sie herrscht, und wie die Menschen mit ihr leben.

Das Leben gliedert sich in drei Bezirke: Familie — Arbeit — Politik, Gefühl — Kampf ums tägliche Brot — Kampf um Änderung.

Erlebt und zwingend gestaltet ist die Welt des Gefühls. Das Gefühl zieht sich in Schweigen zurück. So wirkt der Tod eines Kindes nach: „Er zerschlug schweigend das leerstehende hölzerne Kinderbett zu Brennholz. Mutter teilte schweigend die wenigen Federn auf, um für Herbert ein Oberbett zusammenzubringen. Mit dem Rest von Bettwäsche flickte sie die übrige, verlängerte mit den wenigen verwaschenen Hemden die Hemden Herberts und trennte die Strümpfe auf, um ‚neue' zu stricken." Doch in diesem schweigenden Handeln lebt ein feines Empfinden: „Albert trat verstört in die Stube, sah den Schließbügel liegen und dann das blutige Bett. Er deckte es rasch zu, damit Herbert es nicht sehen sollte"; und es gehört ein Übermaß von Schmerzen dazu, diese innere menschliche Würde zu vergessen: „Sie legte sich auf die Chaiselongue und ließ sich den sechs Zentimeter langen Horn-

stift in die Gebärmutter stoßen. Sie hatte kein Gefühl mehr dafür, was wohl der sechsundzwanzigjährige Mensch von ihr denken mochte."

Erlebt, gesehen, doch nicht mit gleicher Anschaulichkeit wiedergegeben ist der Bezirk der Arbeit. Die Verbindung ist hier noch zu eng. Fabrikbetrieb und Lohnkampf gehören so eng zur Vorstellungswelt Scharrers, daß er nicht einmal erwogen hat, seine Schilderung verständlich zu machen. Klar wird indessen der Kern: Arbeit als Kampf um das Lebensnotwendigste. „Ein Mensch, der innerhalb fünf Minuten die Maschine ausrückt, die bearbeitete Welle an den Greifer hängt, die Bolzen herausreißt, die nächste Welle auf die Maschine rollt, die Bolzen im Gerüst einsteckt, die Welle aufnimmt, die Maschine einrückt, die fertige Welle herabläßt, aufpaßt, ob die Wasserpumpe anspringt, schmiert, Spänedurchfall freihält, Stähle abzieht, zum Schleifen bringt, wieder holt, den Revolverknopf herumwirft um den Bund zu überdecken, sich überzeugt, ob er zehn Sekunden gespart oder zugesetzt hat: — Ein Mensch, der zu dieser Konzentration fähig ist, und diese exakt sitzenden Griffe, Bewegungen, Blicke, Schritte im regelmäßigen Ablauf von fünf Minuten hundertmal am Tage wiederholt, immer auf der Jagd nach den Minuten, den Sekunden: für den bedeuten fünf Minuten unproduktive Pause einen unausdenkbaren Verlust." Es bleibt bei dieser Fragestellung kein Raum zu Betrachtungen über das Fehlen der Arbeitsfreude; doch Raum genug, die Erschütterung des Menschen festzustellen: „Die Balkenüberschriften der Zeitungen waren ihm wie ferne Dinge aus fernen Welten. Sein Hirn war von der Maschine leergepumpt."

Der politische Radikalismus scheint daher eine Naturnotwendigkeit zu sein; es ist indessen die Schwäche dieses Buchs, nicht daß es diesen Radikalismus vertritt, sondern daß es ihn nur naturnotwendig sein läßt; daß er eine Revolte gegen die herrschende Not ist und kein Kampf um die Zukunft. Hieran zeigt sich, daß die Begrenzung, so wichtig, wertvoll, aufschlußreich sie ist, das Buch Scharrers nicht nur schwer zugänglich macht, sondern — für eine Gesamtsicht — unzulänglich. Scharrer wollte mehr zeigen als die Not einer berliner Arbeiterfamilie; er wollte diese Familie hineinstellen in die Entwicklung der Nachkriegszeit. Das mußte scheitern an der Unmöglichkeit, die historische Entwicklung von einem so winzigen Atom aus zu überschauen.

Berlin — Lili Lorsch

Das letzte Kleinod. Roman. Von Cosmus Flam. Breslau 1931, Bergstadtverlag, W. G. Korn, 328 S. M. 4,20 (5,50).

Flam verfolgt in seinem „Letzten Kleinod" die Linie, die sein viel Aufsehen machender Erstling „Athanasius kommt in die Großstadt" einschlug. Es ist wie eine Stimme eines Predigers in der Wüste, ein Ruf zur Umkehr, zur Einkehr. Was im „Athanasius" eine, Zeit und Ereignisse mit dichterischer Intuition vorwegnehmende Utopie war, ist hier auf realen Boden gestellt. Dort „Teilopa" die phantastische Riesenstadt, hier unser heutiges, allzu „heutiges" Berlin. In seinen Strudel wird einer hineingerissen, der nicht sogleich die Kraft zum Widerstand findet. Vinzenc Josua Born, ein junger Kunsthändler, aus altem guten Geschlecht des deutschen Prag, verliert hier die Bodenständigkeit des Herzens. In einem rauschhaften Zustande von Sensation, Verliebtheit, Tagesberühmtheit, Zukunftsaussichten macht er den Tanz um das goldne Kalb mit. Willenlos, und in Augenblicken reinerer Erkenntnis gegen seinen Willen. Er wird ein Zwiespältiger. Da ballt sich die Katastrophe dunkel über ihm zusammen: ein Bilderfälschungsprozeß, in den er, selbst unschuldig, durch Betrug anderer hineingezogen wird. In dem Chaos geht alles unter. Seine Kunststube „das Kleinod", seine Aussichten, seine Leidenschaft. — Und er beginnt das wahre Kleinod zu suchen. Doch liegen die Enttäuschungen wie Steine in seinem Weg. Die starke reine Luft von Potsdam, dieses geistigen Gegenpols von Berlin, kann ihn nicht heilen, auch nicht die milde hilfsbereite Güte, die das Leben durchschaut. Die Schwester, auf die er so stolz ist, verliert sich selbst in den glänzenden Versuchungen der Großstadt. Der Freund und Weggefährte verläßt ihn, in der Erkenntnis, daß eine suchende Seele ihren Weg selbst finden muß. Eine schöne, reine, stille Liebe löscht der Tod aus. Und so erwächst ihm die Erkenntnis des wahren, letzten Kleinods. Er kehrt heim — und in diesen Seiten tut Prag seinen ganzen Zauber auf — in sich selbst, in die Stille. Daß er dies hinter Klostermauern sucht, wird dem Autor vielleicht als eine katholisierende Tendenz ausgelegt werden. — Mir scheint es ein Symbol. — „Es soll jeder seinen Weg gehen, wenn er nur zum Ziele führt." Und Ziel ist ihm die Rückkehr in die Umfriedung eines lebenssicheren Glaubens, in ein Christentum nicht nur des Namens sondern des gesamten Wesens. — So endet die Seelengeschichte eines, dem es einst als Sinn des Lebens galt, nicht mit — sondern entgegenzuschwimmen, — im Frieden, der höher ist als alle Vernunft. —

Einige, sich aus der Umwelt und den Ereignissen ergebende Auseinandersetzungen mit dem Judentum als geistiger Haltung, die der des Christentums fremd ist, finden, während der Autor sich sonst als Meisterer von Form und Wort erzeigt, nicht immer eine geschmackvolle Formulierung. Von der Echtheit seiner Gesinnung aber spricht die Art, in der er, wie allen, auch diesen Zwiespalt überbrückt: mit Versöhnlichkeit, mit Mitleid und Milde.

Breslau — Christa Niesel-Lessenthin

Auf Hof und Hufe. Skizzen. Von Ludwig Klug. Mit 21 Holzschnitten von Bernhard Bröker. Münster i. W. 1931, Regensbergsche Verlagsbuchhandlung. 140 S. Geb. M. 5,—.

Ein sehr ansprechendes Heimatbuch. Ludwig Klug ist, bei aller Liebe zum bodenständigen Bauerntum, frei von romantischer Verklärung. Er beobachtet gut und schildert schlicht und natürlich.

Berlin — Lili Lorsch

Flucht vor dem Alter. Von Willi Fehse. Magdeburg 1932, Hans Graf, 128 S

Der schmale Erstlingsband des Willi Fehse ist genau das, was man eine „Talentprobe" nennt — um das etwas abgenutzte, verblasene Wort mit einem neuen Nachdruck zu gebrauchen. Hier erprobt sich wirklich ein sehr jugendliches Talent und will sich zunächst über seine eigenen hübschen Mittel klar werden, indem es sie, zum erstenmal und noch halb spielerisch, nutzt. Fehse beweist, daß ihm ein lyrischer Ton von einer zarten und eindringlich sinnlichen Schwingung zur Verfügung steht; außerdem ein gewisser wehmütig-übermütiger Humor, schalkhaft, sehnsüchtig, spöttisch; ein wenig Thomas Mann-Schule. Gebrochene, schwebende Seelenstimmungen zu geben, glückt ihm zunächst besser als die heftigen und großen Gefühle. Erstlingsbücher sind oft mehr charmant als stark; die Stärke kann sich hinter dem Charme und einer noch halb knabenhaften Freude am Schnörkel verstecken; ob sie das wirklich tut, wird sich später zeigen. — Die bei aller Zartheit überraschend gewagte Ge-

schichte von den Brüdern „René und Leonid" etwa, oder die Geschichte von der alternden Dame und dem jungen Fischer gefallen mir besser als die Abenteuer der Bäuerin Ruth mit dem französischen Kriegsgefangenen. Daß diese Ruth eine Bäuerin ist, glaubt man nicht ganz; aber die hoffnungslose Zärtlichkeit der nicht mehr Jungen für ihre eigene Vergangenheit und für den Knaben, der ihr das Verlorene noch einmal zurückzugeben scheint, glaubt man in jedem Wort. — Mit wieviel melancholisch scherzhaften halben Tönen, mit wieviel bewegender Musikalität, mit wieviel unschuldig-schlauem Jünglingsraffinement erprobt sich dieses schöne junge Talent! Sein Stil ist oft noch von jener ein klein wenig naiven und rührenden Manieriertheit, die nie fatal wirkt, nie zu einem Achselzucken, höchstens zu einem Lächeln der Sympathie verleitet. — „Referenz der Jugend, unserer aller hellen und kessen Kameradin!", ruft Willi Fehse, mehr scharmant als stark. Aber die Stärke kann ja höflich hinter der Anmut warten, bis sie an die Reihe kommt. —
Und wie sollten wir dieses äußerst angenehme kleine Buch nicht allen jungen Lesern empfehlen, da es doch etwas vom Zauber der großen Melodie hat, um die wir uns alle bemühen?

München — Klaus Mann

Die Herren der Erde. Roman. Von Martin Beheim-Schwarzbach. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 309 S.

Drei Männer versuchen auf verschiedenen Wegen die Bewältigung der Erde. Wittekind, ein König Artus und Napoleon, geht den Weg des Abenteurers, Draake, ein Klingsor und Swedenborg, den Weg der Magie, Daniel, ein Parzifal und Gandhi, ein „Mann ohne Waffen inmitten dieser wilden Zeit", den Weg der Heiligkeit. Wer faßt den Sieg, wer trifft das Ziel der Vollendung? Es gibt keine Ziele, es gibt nur Wege. Selbst Daniel, der am reinsten sucht, muß dem Siebmacher Hannes Poot auf seine Frage, wo der Stärkste zu finden wäre, antworten: „Ich kann dir nicht sagen, zu wem du gehen sollst, denn der, den du suchst, wird dich immer enttäuschen, aber der, den du meinst, verbirgt sich gut vor dem Tappen der ungeschickten Hände."
Der Mensch und Dichter Beheim-Schwarzbach, den wir aus seinem ersten Roman „Die Michaelskinder" schätzen lernten, ist nicht geringer geworden, aber der Gestalter scheint mir nicht ganz auf seiner eigenen Höhe geblieben zu sein. Die drei Wege zerstückeln das Buch, das Geschehen hat zu viele Kerne, als daß es sich um einen einzigen sammeln könnte, der Leser kommt sich, weil er immer von einem Zug an den anderen gehängt wird, wie ein herrenloser Güterwagen vor. Dann, zweitens, ist das Buch ungeheuer dickflüssig, es strömt nicht, es wälzt sich. Die Schwerfälligkeit, in der zweiten Hälfte der „Michaelskinder" glänzend überwunden, überdeckt das Buch wie eine Isoliermasse, der sich nur hin und wieder eine herrliche Episode entringt.
Beheim-Schwarzbach, dem Norddeutschen, würde es gut tun, einmal aus Traum und Sage herauszugehen, nicht zeitlos zu dichten, sondern genau aus diesem zweifelhaften und vielgesichtigen 20. Jahrhundert heraus. Es ist nicht nötig, daß er in einem zeitgemäßen Vehikel über den Asphalt rast, aber es ist nötig, daß er die Gardinen seines Zimmers aufzieht und hinter Lärm und Trauer dieser Zeit das Gleichnis zu finden sucht, dem sie sich ergibt.

Frankfurt a. M. — Herbert Scheffler

Die steinerne Mauer Roman. Von Hermann Tau. Danzig-Oliva und Leipzig, Verlag des Freimütigen.

Ein Roman, dem man den ethischen Ernst und eine Religiosität, die erneuernd und innerlich beleben will, nicht absprechen kann. Auch an den Problemen der Zeit, insbesondere dem der Ehe, geht der Verfasser nicht vorüber, betrachtet sie unter seinem ernstwägenden Gesichtspunkt und sucht sie in seiner Weise zur Lösung zu führen. Durch eine Irrung hindurch kehrt der Held geläutert und an innerer Erfahrung gereift, zu seiner Frau zurück, weil er die Tiefe, ohne die er nicht lieben und glücklich sein kann, in ihr allein findet. Was er verfehlt, büßt er im Heldentod des Retters.
Ein heimatlicher Ton schwingt durch das Ganze, klingt wieder in gutgesehenen und gezeichneten Naturschilderungen. Anlage und Stil sind nach der alten Art. Jenseits der „Steinernen Mauer" liegt das Böse, der Mammon, gegen den anzukämpfen des Menschen vornehmste Pflicht sind. „Erwerb, Besitz, Geld bis ins Ungeheuerliche und Uferlose, ein nachgeäfftes Phantom der Unermeßlichkeit, ist heute die alles zündende, alles verzehrende Flamme des einzelnen wie der Menschheit, das höllische Feuer auf Erden mitten im Menschreich."

Danzig — Artur Brausewetter

Yvette gibt französischen Unterricht. Von Pitigrilli. Berlin o. J., Eden-Verlag G. m. b. H. 270 S. M. 4,— (6,—).

Pitigrilli teilt das Schicksal seines größeren Vorbildes Maupassant — er wird von dem gedankenlosen Leser für einen erotischen Schriftsteller gehalten, vor dem sich der brave Bürger bekreuzen müsse. In dem vorliegenden Band ist er es aber weniger denn je, sondern nur, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, ein „Vegetarier der Liebe". Zwar gibt eine leicht erotisch betonte Novelle dem Band den Titel und Auftakt, aber die sechs anderen sind so voll Bitterkeit, daß eine Süßigkeit obligater Liebesverhältnisse kaum zu spüren ist. Das Buch ist eine Abrechnung mit der italienischen Kritik, der italienischen Gesellschaft, dem italienischen Spießer; dabei ist mit Beschämung festzustellen, daß es durchaus nicht nationale Untugenden sind, die Pittigrilli geißelt, sondern die eines internationalen Lesepöbels. Das Lesen lernen wir alle nicht auf der Schule, sondern erst im Leben, und mancher lernt es nie. So trifft auch die köstliche Satire „Non scholae sed vitae" die Lehrer wie die Belehrten in gleicher Weise. Daß der Satiriker aber immer amüsant bleibt, funkelnd von Geist und Witz, macht selbst für die Getroffenen die Lektüre zu einem Genuß.

Berlin — Fritz Carsten

Indien. Roman. Von E. M. Forster. Deutsch von Paul Fohr. Berlin 1932, Paul Neff, 436 S.

Für diesen Roman — im Original „A Passage to India", 1924 erschienen — hat Forster einen der französischen Romanpreise, ich glaube es war Fémina-Vie-Heureuse, verliehen bekommen. Einen französischen Romanpreis, nicht uncharakteristischer Weise. Denn Forster ist ein europäischer Schriftsteller nicht nur dem Range nach, er ist auch in einer besonderen Weise un-englisch oder über-englisch, rein äußerlich schon durch den Umstand, daß ihm die sprichwörtliche, oft faszinierende, oft geleckte handwerkliche Sicherheit der englischen Romanciers abgeht. Es ist darum schwer, einem ungeneigten Zuhörer den Rang seiner Bücher glaubhaft zu machen; dieser Rang beruht ganz im Inkommensurablen. Selbst der ungefährste Vergleich aus der Literaturgeschichte ist mangelhaft; nenne ich anklangsweise Meredith und Musil, so habe ich Forster schon zu sehr festgelegt und noch nicht ein Element des Geheimnisvoll-Spielerischen bezeichnet, das bei ihm wichtig ist. Er lebt, auch ganz charakteristisch, in

Surrey auf dem Land und kommt, wie es heißt, nur gelegentlich nach London, um ein neues Buch abzuliefern. Demnach ist anzunehmen, daß er nur alle Jubeljahre einmal dort erscheint, denn allein zwischen seinen größten Romanen — „Howards End" und dem vorliegenden — ist ein Zeitraum von vierzehn Jahren verflossen.
„Indien" handelt von den Erlebnissen zweier kultivierter Engländerinnen in einer Stadt am Ganges. Dabei kommen sie noch nicht einmal mit dem Kern der Bevölkerung zusammen, sondern nur mit der Gesellschaft, die sich aus englischen Beamten und einigen zugelassenen islamischen und brahmanischen Indern zusammensetzt. In einer Reihe von geistigen Generalstabskarten und Schlachtenskizzen, wenn ich so sagen darf, entwickelt Forster diese Begegnungen und zeigt die abertausend Konfliktsgelegenheiten, die nicht aus Böswilligkeit, sondern — viel schlimmer — aus der verschiedenen Beschaffenheit zweier oder dreier Rassenseelen entstehen müssen. In einer Zeit, die über brutales Kolonisieren hinaus ist und die Menschen zum Zusammenleben anhält, ist der Konflikt tragischer und unlöslicher als je, weil jede der Rassen mit einer Art automatischen Stolzes und Mißtrauens dieses Zusammenleben einleitet. So steht am Ende des Buchs ein resigniertes „Noch nicht!"
Als Romankomposition ist das Buch wie gesagt zweifelhaft und schwierig. Die bemühte, aber reichlich stelzige Übersetzung (von Paul Fohr) und die ungewöhnlich zahlreichen Druckfehler erleichtern auch nicht die Lektüre. Wer über beides hinwegkommt, dem öffnet sich ein ganz großer geistiger Genuß; ich kenne kein Buch, in dem die indische Frage so unmittelbar sichtbar würde, und Forster ist mir, nicht nur durch dieses Buch, aber in ihm wieder, als schriftstellerische und gedankliche Potenz ein Bildungsbestandteil geworden, den ich nicht mehr missen möchte. Ich wünschte, er fände möglichst viele Leser in seiner Heimat Europa.

München W. E. Süskind

Gullivers Reisen. Von Jonathan Swift. Neue vollständige Übersetzung von Carl Seelig, mit einem Vorwort von Hermann Hesse. Leipzig, Lothar Joachim.
Der zehnte Band in der Reihe „Die Freunde". Und warum soll ich hier nicht das Werk eines Freundes anzeigen dürfen, des zu Fuß, zu Kanu, zu Eisenbahn, zu Flugzeug quer durch Afrika und andere Weltteile gewanderten jungen schweizer Dichters Carl Seelig? Diese Wanderung scheint mir symptomatisch zur Beurteilung des Übersetzers, denn Swifts Buch ist die abenteuerlichste Weltwanderung aller Zeiten, Verwandtes beider Natur zwinkert hier. Was wir gewöhnlich von Gulliver kennen, ist recht herzlich ad usum delphini geschnippeltes Werk! Gewiß, die Erlebnisse im Zwergenlande Lilliput wie im Riesenreich Brobdingnag sind unvergleiche fabulöse Zauberei, von einer Grazie der Ironie, einer hintergründig unheimlichen Weltspukigkeit, einer todestraurigen Lächerlichkeit, einer genialen Einfalt und Bildkräftigkeit, daß diese Teile nicht umsonst jedes Jahrhundert aufs neue lockten zur Bearbeitung! Die Reise in das Land der Houyhnhnms (einen Taler, wer dies gewieherte Wort aussprechen kann!), wo vornehme, beseelte Pferde über degenerierte Menschen gebieten (also mal das Umgekehrte), diese Reise steckt so voll höhnendem Pessimismus, so voll abgründiger Menschenverachtung, daß sie in kein Kinderbuch paßt und der erwachsenen Bestie vorbehalten bleibt, auf daß sie noch heut an die Brust klopfe: „Stimmt, jedes Durchschnittsroß ist nobler als ich!" Die Wahrheiten, die hier über Politik als die Kunst genereller Charakterverderbung, über Juristerei als dümmste Paragraphenschusterei, über Kolonisation als schamloseste Ausbeutung gesagt werden, Hermann Hesse hat recht: diese Anklagen haben seit hunderten Jahren nichts an unmittelbarster Aktualität verloren und damit erscheinen sie als allgemeingültig, als menschlich normativ schlechthin! Eine trostlose Erkenntnis, wie wenig weiter wir gekommen sind trotz fürchterlichster Erfahrung auch seit Swifts Tod! Swift selber starb in Wahnsinn, sagen die einen, in neurotischem Solipsismus sagen die anderen, also in selbstgewählter Verbitterung — wie dem auch sei: ein unselig wissend gewordener Mann, dessen helläugiger Verstand, dessen dichterische Intuition die staatlichen und gesellschaftlichen Mechanismen seiner Zeit durchspähte und an dieser Erkenntnis zugrund ging. Es sind der Beispiele solchen Schicksals mehrere überliefert. Was aber Swifts Schicksal zur Weltdemonstration verhalf, war die beispiellose Fähigkeit, seine persönliche Erfahrung ins mythisch Großartige zu objektivieren; zwar, ein peinlicher Rest des Privaten blieb, wie hätte es anders bei einem so hitzigen Mann sein können, und diese Grantigkeit und Galligkeit des Herrn Schiffsmedikus und verunglückten Theologiekandidaten aus Dublin, geboren anno 1667, sind's denn auch, die das volle Attribut des klassischen Kunstwerks ihm verweigert haben, so daß jede Zeit aus dem bitter-süßen Geniekuchen sich herausbrach, was ihr just beliebte! Auch dies ist ein Unikum in der Literaturgeschichte. Liest man diese Märchen für sehr erwachsene Kinder, so begreift man auf jeder Seite, daß solch ungemeine Lebendigkeit voll köstlichster Laune (wenn z. B. eine zärtliche Riesendame den Knirps Gulliver auf ihrem Brustwärzchen schaukeln läßt, ihm die völlige Neutralität seines Persönchens zu illustrieren!), so begreift man, daß so schnurrige Gespensterhaftigkeit immer wieder entzückt und verlockt, sie ohne Polemik rein als künstlerische Transfiguration des Seelischen der Menschheit mundgerecht zu machen! Aus allen phantastischen Begebenheiten leuchtet eben immer die Realität der Weltdinge hindurch. Dieses Zwielicht des Buchs, dies grellste Dämmerlicht, dies Halluzinatorische, das immer wieder hohnlacht: „Der Mensch ist ein Stinktier —!" und doch so schön es uns beibringt, voll schimmerndem Zynismus, aus leidender Hoffnung um endliche Besserung und Erlösung vom Scheusal — dieser Zauber Gullivers hat in Wahrheit ein verführerisches Fluidum und wird nicht verflüchtigen bis ans Ende der Tage. Danken wir Carl Seelig, daß er uns wieder den unverfälschten, ungeteilten Swift in billiger, handgreiflicher Form beschert hat — so recht, um ihn auf Reisen mitzunehmen! Was sind sämtliche modernen Reisebücher gegen dieses Buch?

Honnef a. Rh. Josef Winckler

Die Wasser unter der Erde. Roman. Von Martha Ostenso. Deutsch von Nelly Hobsbaum. Wien 1931, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 346 S.
Diese norwegische Lehrerin in Amerika hatte ihren Bucherfolg mit ihrem ersten Roman, dem „Ruf der Wildgänse". Jetzt liegt ihr vierter seitdem vor, und er ist der schönste. Manche der dazwischen liegenden wurden gelesen, weil sie von der Ostenso waren, aber sie hätten verdient, auch um ihrer selbst willen gelesen zu werden. Diesen letzten würde man lesen, auch wenn er nicht von ihr wäre, er hat etwas so Volksliedhaftes, er könnte namenlos erscheinen. Wir sind reich an Büchern, bei denen der Verfasser das Interessanteste und Wichtigste ist. Hier ist ein Buch, hinter dem der Autor sich verflüchtigt. Das Leben selbst singt hier seine melancho-

lische Weise. Melancholisch auch noch dort, wo es „Glück" ist. Glück hat immer einen gesprungenen Klang.
Der Ostenso Thema ist immer: die Familie. Die Hölle oder auch nur die Enge der Familie, der Untergang in ihr, die Rettung eines einzelnen. So auch hier. Ein pietistischer kindischer Vater, eine ihm sich opfernde Mutter, die Kinder. Und diese Kinder — ihr halb Dutzend Romane bilden das Buch. Einer schöner, süßer, schmerzlicher als der andere. Alle Entsagung — oder Zugeständnis — oder früher Tod. Nur Karlotta hat Flügel, immer, schon als Kind, schwebt sie über dem Familienpferch, schon als Kind schwingt sie sich auf, wenn sie uns entschwindet, ist es in einer rosigen Wolke — aber auch auf der segelt sie nur ins Ungewisse der Freude, ins Gewisse des Schmerzes. — Die Ostenso meint mit den unterirdischen Wassern das Familienunheil, den heimlichen Fluch, der die Kinder umstrickt. Aber lebhafter denkt man an die unterirdischen Ströme, von denen einmal Lionardo spricht, sie seien die größten und tiefsten, und er meint es auch symbolisch: Liebe, Leidenschaften, Triebe . . .
Dieses Buch ist ganz Musik. Sieben Schicksale schlingen sich wie Melodien durcheinander, kunstvoll komponiert, eine siebenstimmige Fuge. Nebenthemen sind hineingeflochten. Wenige Register, schlicht gespielt. Kindhaft fast. Volksliedhaft. Lange noch, nachdem alles verklungen, bleibt der Klang der vox angelica, der vox humana betörend, schmerzhaft schön zurück.

Berlin — Kurt Münzer

Fräulein Tschang. Ein chinesisches Mädchen von heute. Aus dem chinesischen Original übertragen von Franz Kuhn. Wien 1931, Paul Zsolnay. 336 S.

Franz Kuhn, der als Übersetzer alter klassischer Romane der chinesischen Literatur bereits einen guten Namen hat, legt hier die Übersetzung eines modernen chinesischen Romans vor, der das Leben in den Kreisen der oberen Zehntausend Schanghais schildert. Im Mittelpunkt steht eine moderne chinesische Frau, deren Schicksal die Auswirkung der chinesischen Frauenemanzipation illustriert. Das eigenartige Gemisch chinesischer Überlieferungen und fortgeschrittenster internationaler westlicher Einflüsse zeigt sich zunächst lediglich in kulturzerstörender Wirkung. Als Spiegel dieser Vorgänge hat der Roman dokumentarischen Wert.

Leipzig — G. Menz

Literaturwissenschaftliches

Gestalten um Nietzsche. Von Erich F. Podach. Weimar, Erich Lichtenstein. 208 S. M. 5,20.

Podach hat mit seinen Nietzsche-Publikationen Glück gehabt: sein erstes Buch „Nietzsches Zusammenbruch" übertrug man sofort ins Französische unter dem Titel: „L'effondrement de Nietzsche" und ins Englische unter dem anderen, weniger genauen: „The Madness of Nietzsche". „Weniger genau" ist übrigens ein Euphemismus: „irreführend" wäre der richtige Ausdruck für diesen sicherlich vom Verleger erfundenen „catch-penny-title", denn viele Engländer sähen sicherlich gern die Verrücktheit des Umwerters von seinen Landsleuten bestätigt und auf die Nietzsche-Gegner Taschen ist dieser „Penny-haschende" Titel wahrscheinlich berechnet gewesen. Podach ist ein zu ernster Forscher, um auch nur in den Verdacht zu kommen, der Urheber dieser unfairen Abstempelung zu sein, die zu dem Inhalt seines Buchs (wie auch der Kritiker der „Literary Times" bemerkt) geradezu im Widerspruch steht.
Durch den Erfolg mit Recht ermutigt, sah sich Podach dann veranlaßt, ein zweites Nietzsche-Buch zu veröffentlichen, das sich mit den Gestalten um Nietzsche beschäftigt. Diese sind Nietzsches Mutter und Schwester, deren Gatte, der Antisemit Bernhard Förster, fernerhin Peter Gast, Erwin Rohde und Julius Langbehn. Wiederum ist es Podach gelungen, sich in den Besitz wertvoller, bisher unveröffentlichter Dokumente zu setzen und z. B. uns eine ganze Reihe von Peter Gasts Briefen zur Verfügung zu stellen, die eins der schönsten Verhältnisse, nicht nur der deutschen Literaturgeschichte, zum erstenmal erhellen. Dieser Jünger der ersten Stunde, dieser begeisterungsfähige und aufopferungsbereite „Johannes" Zarathustras, ist der einzige, der von den Gestalten um Nietzsche und aus dem Streite um Nietzsche mit reiner Weste herausgekommen ist. Leider wird Podach ihm nicht gerecht: er meint, der „Zarathustra" sei diesem jungen Freunde „ein Buch mit verschlossenen Siegeln" geblieben, und gar seine herrliche Einführung in den Gedankenkreis dieses Buchs, geschrieben zu einer Zeit, da die Nietzscheaner der ersten Generation aus diesem Evangelium schon ein Dysangelium zu machen begannen, wird in seiner heute noch gültigen Bedeutung und Verständlichkeit von Podach einfach beiseite geschoben. Und Gasts aus tiefster Seele kommende Grabrede auf Nietzsche nennt Podach sogar eine Verhöhnung! Angesichts dieser Ansichten fragt man sich: Wie steht dieser Nietzsche-Forscher zu Nietzsche selber? Hat er selbst die richtige Ahnung davon, an welchem Großen er eigentlich da herumforscht?
Diese Ausstellungen sollen nicht etwa das originelle und gewissenhafte Buch diskreditieren; selbst seine Werturteile (sobald sie nicht auf Nietzsche selber zielen) haben meistenteils ihre Berechtigung und können zur Desinfektion der offiziellen, vielfach bedenklichen Nietzsche-Biographie das ihrige beitragen. Sie zeugen nicht nur von Intelligenz, sondern auch von Furchtlosigkeit: einmal mußte ja doch in den Sumpf hineingeleuchtet werden, über dem der Stern eines Nietzsche in einsamer Nacht thronte und funkelte. Dieser Sumpf war das damalige Deutschland — nicht allein das politische, sondern das künstlerisch-literarische mit seinem „macédoine" von Nationalismus, Antisemitismus, Sozial-Aristokratismus und christlichem Exhibitionismus — repräsentiert durch Wagner, „Baireuther Blätter", Bernhard Förster, Julius Langbehn, Houston Stewart Chamberlain — die Reihe läßt sich leider mit Erfolg bis auf den heutigen Tag fortführen. Langbehn z. B., den älteren Deutschen noch durch seine hundert Auflagen des „Rembrandt-Deutschen" wohlbekannt, ist bis heute noch nicht erledigt: er hat viel getreuere und erfolgreichere Schüler gefunden, als Nietzsche selber. Podach rechnet auch Oswald Spengler dazu, der übrigens nicht der Letzte der Misch-Masch-Mohikaner gewesen sein dürfte. Diese Art „Erzieher" sind Deutschlands Spezialität, während es mit Fatalität die echten Erzieher, wie Nietzsche und Schopenhauer, übersieht und deren Entdeckung regelmäßig dem Ausland überläßt. Auch der Stefan George-Kreis wird von Podach hier herangezogen und des unverfälschten Langbehn-Geistes bezichtigt.
Von all diesen Größen, die zum Überfluß auch noch gern den Namen „Nietzsche" im Munde führen, hält sich Podach mit Recht zurück — wäre nur sein eigenes Verhältnis zu dem großen Philosophen durchsichtiger! Aber „deutsch und deutlich" gehören einmal nicht zusammen — nach Friedrich Nietzsches Wort, das unserer Dankbarkeit für Podachs Buch übrigens keinen Abbruch tun soll.

Wiesbaden — Oscar Levy

Heinrich Heine. Ein Leben zwischen gestern und morgen. Von Ludwig Marcuse. Berlin 1932, Ernst Rowohlt. 326 S. M. 6,— (8,—).

Wer über Heines Werden, Wesen und Wirken in diesem Buch Rat suchen wollte, müßte es enttäuscht beiseite legen. Mit Aufzählung von Daten und Tatsachen wird man verschont, wie wenn sie den Verfasser zu befremden schienen. Werke, wie „Atta Troll" und „Wintermärchen" werden nicht einmal erwähnt, obwohl man schwer leugnen könnte, daß beide das Dasein des Heine von gestern eindringlich beeinflußten und für das Dasein des Heine von morgen nicht unerheblich sein dürften. Aber ist denn Heine der Held der Wirrnisse dieses Buchs, durch die man sich durchringen muß? Er steht beinahe abseits, und alles ist darauf angelegt, die Zeit breitflächig zu schildern, in der er sich ringend und schaffend bemühte. Hier gelingen dem Verfasser da und dort glückliche Schilderungen. Wo er von Heine spricht, erträgt man ihn schwer. Das scheint allmählich in Deutschland, Frankreich und England Heines Los werden zu sollen, in Marcuses Buch ebenso wie in dem Camille Mauclairs, „La vie humiliée de Henri Heine" und in dem Henry Baerleins „Heine, The strange Guest", und sehnsüchtig greift man, um sich zu erholen, nach Max J. Wolfs unübertrefflicher Biographie. Marcuse kann nachgesagt werden, daß er vorurteilsfrei ist, weil er sich um nichts kümmert, was die Forschung seit Jahren für Heine feststellte. Ein Bild, das er an die Spitze seiner Ausgabe stellt, rührt für ihn von einem unbekannten Maler her, während im dritten Band meines „Briefwechsels Heines" der Maler genannt ist: François Louis Laynaud. Am ärgerlichsten mutet es an, daß einem Stilkünstler, wie Heine, Bezeichnungen wie „armer Subjektivling" angetan wurden. Das verdiente er wirklich nicht. Dagegen hätte er sich aufgelehnt und auch gegen den Nebentitel „Ein Leben zwischen Gestern und Morgen". Denn allen Gegenwartserschütterungen zum Trotz möchte man die Hoffnung nähren, daß Heine nicht nur die Vergangenheit zur Zukunft überleitet, sondern noch immer unserer Gegenwart angehört.

Paris — Friedrich Hirth

Paul Schlenther, Theater im 19. Jahrhundert. Ausgewählte theatergeschichtliche Aufsätze. Herausgegeben von Hans Knudsen. Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. Bd. 40. Berlin 1930, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte. XIV, 210 S. 8°.

Hans Knudsen will nicht eine Auswahl von Schlenthers zahlreichen Aufsätzen geben, sondern den Theaterkritiker als Erscheinung innerhalb der Entwicklung der Theaterkritik zu uns sprechen lassen. Schlenthers Kritiken sind theatergeschichtliche Dokumente, geschöpft aus reichem Wissen und Können, getränkt mit echtem Theaterblut, niedergeschrieben aus größter Vertrautheit der berliner und wiener Theaterverhältnisse, besonders auch dadurch lehrreich, weil die Charakteristiken zeigen, wie sehr und oft damals auf der berliner Hofbühne und an der wiener Burg der Kunstgeschmack auseinander ging. Ein Aufsatz über das weimarsche Theaterjubiläum (1891) und eine größere Studie über „die Schaubühne als volkstümliche Anstalt betrachtet" leiten die Auswahl ein, die Intendantenfrage wird an Persönlichkeiten wie Maurice, Burckhardt, Freiherr von Berger und besonders O. Brahm beleuchtet; von Schauspielern Berndal, Meixner, Seydelmann, Baumeister, Kainz u. a., von Schauspielerinnen die Wolter, M. Seebach, Anna Schramm gewürdigt. Zwei Porträts italienischer Darsteller Rossi und Eleonore Duse bilden den Schluß. Die Anordnung ist überwiegend eine chronologische, vom Autor Schlenther aus betrachtet. Erläuterungen bringen weitere bibliographische Hinweise und beschließen die dankenswerte Publikation.

Halle a. d. S. — Philipp Strauch

Erläuterungen und Textverbesserungen zu vierzehn Dramen Shakespeares. Von Leon Kellner. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Walther Ebisch (Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig. Anglistische Abteilung. Band IV). Leipzig 1931, B. Tauchnitz. XI, 354 S. M. 18,– (20,50).

Von dem nachgelassenen Werk des verstorbenen hervorragenden Anglisten kann man zunächst nur bedauern, daß es ein Torso geblieben ist. Er plante eine große Ausgabe mit Kommentar und Vorschlägen zu Textverbesserungen, und für letztere war sicherlich keiner befähigter als der Verfasser des Buchs „Restoring Shakespeare", jener Neubegründung der Wissenschaft von der Kritik an Drucken der elisabethanischen Zeit; was wir aus dem Nachlaß erhalten, ist nur die knappe Hälfte des Beabsichtigten. Gedacht ist in dem Kommentar an Leser des englischen Textes, indessen kommen auch die Benutzer von Übersetzungen auf ihre Kosten, sofern es ihnen mit dem Wort des Dichters ernst ist; vor allem schärft Kellners strenge Aufrichtigkeit das Gewissen: er will dazu zwingen, genau zu verstehen, und scheut sich dabei auch nicht zu sagen, daß diese und jene Stelle eben unverständlich ist und allen Deutungs- oder Besserungskünsten Trotz bietet. Es fehlen leider sämtliche Historien (außer „König Johann"), die Jugendwerke (außer dem „Sommernachtstraum") und die Dramen antiken Stoffs (außer „Julius Caesar" und „Troilus und Cressida"), dennoch wollen wir dankbar sein, daß diese Fundgrube für das Verständnis Shakespeares uns nicht verschlossen geblieben ist.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Band 67. Leipzig 1931, Bernhard Tauchnitz. 148 S. M. 8,— (10,—).

Das Shakespeare-Jahrbuch stellt sich in verkürzter Form dar; erfreulicherweise sind Bücher-, Zeitschriften- und Theaterschau im alten Umfang erhalten geblieben: jene ermöglichen dem Leser, mit der Entwicklung der Wissenschaft Schritt zu halten, diese zeigt, wie es auf unseren Bühnen um Shakespeare steht; die Bibliographie werden wir hoffentlich übers Jahr finden. Vom sonstigen Inhalt ist nicht viel zu sagen: da sind Nachrufe auf englische Forscher und besonders auf Gundolf, da ist eine für die Eingeweihten zweifellos sehr wertvolle Abhandlung über englische Kurzschrift zur Zeit Shakespeares und der Festvortrag von H. Schöffler „Die englische Reformation", der mit dem Dichter freilich nicht viel zu tun hat und durch seine Behandlung des Stoffs hohe Anforderungen an die Hörer gestellt haben dürfte. Das übrige kann auf sich beruhen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Licht aus dem Osten? Dostojewskijs Grunderkenntnisse über die menschliche Gemeinschaft. Ein Beitrag zur Analyse seiner Weltanschauung. Von Theoderich Kampmann. Breslau 1931, Bergstadt-Verlag. 240 S. M. 4,20 (5,50).

Der Verfasser, der in seiner Dissertation „Dostojewskij in Deutschland" eine verblüffende Belesenheit in der deut-

schen Dostojewskij-Literatur und eine höchst beachtenswerte Fähigkeit, sich in dem Wirrwarr der Interpretationen zurechtzufinden, an den Tag gelegt hat, gibt nun in diesem Buch sein Dostojewskij-Bild, oder richtiger einen Ausschnitt aus diesem Bilde. Das Lebenswerk des großen Russen wird hier erst einmal vom soziologischen Standpunkt betrachtet. „Ist menschliche Gesellschaft möglich?" Diese Frage stellen und verneinen — zum mindesten für die moderne Großstadt — die frühen, vor der Verbannung geschriebenen Erzählungen Dostojewskijs; das verzweifelte Ringen des vereinsamten, auf sich selbst angewiesenen Menschen um Gemeinschaft findet der Interpret in den nachsibirischen Erzählungen (mit Recht werden hier die „Aufzeichnungen aus dem Kellerloch" in den Vordergrund gerückt und als „geheimnisvoller Schmelztiegel auch der Gesellschaftslehre des Dichters" gedeutet); die Lösung bringen die reifen Romane von Raskolnikow bis zu den Karamasows: wahre Gemeinschaft gibt es nur innerhalb der Kirche. „Jede Dostojewskij-Deutung, die das nicht sieht oder nicht sehen mag, steckt beim dritten Satz in Skurrilitäten und Irrtümern, wird Mißdeutung. Das Mysterium des Schöpfers und das Mysterium des Erlösers ist Anfang und Mitte und Ende auch der Gesellschaftslehre unseres Dichters." Diese Auffassung ist nicht so neu, wie der Verfasser zu glauben scheint; sie hat aber den Vorzug, daß nichts in Dostojewskij hineingelesen werden kann, was nicht bei ihm steht, sie korrigiert — man möchte sagen: automatisch — viele kühne Behauptungen, besonders deutscher Dostojewskij-Ausleger und ermöglicht das richtige Verständnis so mancher bisher mißdeuteten Schöpfung des Dichters.

Leipzig — Arthur Luther

Die Landschaft in der Dichtung Adalbert Stifters. Von Frank Matzke. Eger 1932, Verlag der Literarischen Adalbert-Stifter-Gesellschaft. 133 S. Geb. M. 9,—.

Adalbert Stifter gehört zu jenen Poeten, an denen viel gut zu machen ist und dessen tiefere Wirkung wie auch Erfassung eben erst beginnt. Die vorliegende Arbeit, eine einfühlende und deutende Wesensbetrachtung, stellt mit Absicht des Dichters Wort von der „dichterischen Gegenständlichkeit" an die Spitze und sucht sie im Wesen und aus der Eigenart der Landschaft zu begründen. So feinsinnig auch deren Erscheinung, Form und Gehalt umschrieben und ausgedeutet werden, der Verfasser hat doch zuletzt die Empfindung einer gewissen Diskrepanz. Und das Buch von Bietak, das ihm wohl erst während seiner Arbeit zu Gesicht kam, hat ihn darin bestärkt. Mit Recht weist Matzke darauf hin, daß bei Stifter die Landschaft niemals Selbstzweck ist, sondern Träger des Menschen, seines Wesens und seines Weltgefühls. Das ist die Eigenschaft des dichterischen Biedermeier, das abzugrenzen bisher nur Bietak versucht hat. Wenn ihm hier der Verfasser gefolgt wäre, was eigentlich nur in seinem Schlußkapitel geschehen ist, so wäre der Ertrag noch reicher. Deutlich wird, daß Stifters Landschaft über den romantischen Bereich hinaus wächst, daß ihre Züge, bis ins einzelne gehend, bestimmt sind, daß sie sich aber von der realistischen scheidet. Es ist die Art des dichterischen Biedermeier, nicht die Natur abzuschreiben, sondern jede Einzelheit, die an sich wahr ist, durch die Seele des Dichters hindurchgehn zu lassen. Und wenn das Landschaftliche überwiegt, so ist das ebenfalls im Sinn des Biedermeiers, dessen Neigung auf die Zustände geht, dessen Kultur keine des Handelns, sondern eine des Seins ist. Wenn auch der Verfasser nicht alle Fragen schlüssig löst, so hat er doch mehr als nur förderliche Vorarbeit geleistet, und man wird an diesem Buch künftighin nicht vorübergehn können.

Dresden — Otto H. Brandt

Weib und Welt. Ein Wagnerbuch. Von Walter Lange. Leipzig 1931, Verlag Deutsche Buchwerkstätten G. m. b. H. 222 S.

Walter Lange, Kustos des stadtgeschichtlichen Museums in Leipzig, hat schon vor fast zwei Jahrzehnten beachtete Bücher über Richard Wagner geschrieben. Sein neues Werk, in temperamentvolle Ausdrucksform gefaßt, geht der Zweiseelennatur Richard Wagners im Leben wie Schaffen nach und stellt fest, daß Wagners Werk und Persönlichkeit auf dem Grunde einer leidenschaftlichen Sexualität erwachsen sind und auch seine Lebensgier nur aus seinem Liebessehnen zu verstehen ist. „Das Weib ist die Sphinx, aus deren Rätselaugen Wagner das Geheimnis der Welt erschließt. Aus dem Verhältnis von Mann zu Weib erwächst ihm die Anschauung der Welt." Die Liebe glüht aus in einem „allermenschlichsten" Leben und geht den Weg vom Sinnengenuß zum reinen Seelenfrieden. Das Weltbild offenbart sich schließlich im Werk von Bayreuth. Wagner-Freunde wie -Feinde werden Langes ehrliche, wissensreiche Arbeit als wertvolle Hilfe zur tieferen Erkenntnis Richard Wagners mit Zustimmung und Ablehnung gegenüber manchen Einzelheiten begrüßen.

Berlin — Hanns Martin Elster

Verschiedenes

Deutscher Geist in Gefahr. Von Ernst Robert Curtius. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. 130 S. M. 2,25 (3,50).

Dies Buch ist von Ernst Robert Curtius geschrieben, und das besagt von vornherein, es ist ein Genuß, es zu lesen. Ein Prädikat für dies hohe schriftstellerische Vermögen? Das Wort: das Buch ist „adlig" geschrieben, drängt sich mir auf. „Adlig", das weist auf Tradition, und wirklich hat man es hier mit künstlerisch ausgereifter Geistesbildung zu tun. Curtius schreibt einmal das Wort „Biologie der Tradition" und das weist auf Lebenskraft. Das „adlig" deutet aber zugleich auf eine konservative Grundhaltung, und auch die ist bei Curtius unverkennbar. Nur will sein Konservativismus recht verstanden sein. „Es ist heutzutage üblich, dem konservativen Prinzip das revolutionäre entgegenzusetzen. Ich kann darin", sagt Curtius, „nur eine Begriffsverwirrung erblicken. Bewahrung ohne Neuschöpfung ist ebenso unfruchtbar wie bloßer Umsturz."

„Deutscher Geist in Gefahr!" Am deutschen Geist als solchem verzweifelt Curtius in dieser Gefahrstunde nicht. Vielmehr, er spricht es aus: „in Deutschland, und nur in Deutschland, wird heute eine neue Erkenntnis des Menschen erarbeitet." Damit ist nach seinem Sinn das zentrale Problem angepackt, denn „wir stehen heute in einer großen geistigen Gesamtbewegung, die von den verschiedensten Ansatzpunkten her demselben Ziel zustrebt: der Wesensbestimmung des Menschen." Sehr verschiedengeartet die Determinationen, die das Wesen des Menschen festzulegen trachten, übrig bleibt immer die einmalige Person. „Und diese Person ist Geistwesen."

Woher die geistige Nahrung nehmen? Curtius erkennt als Nährboden europäischer Kultur den Humanismus. Er schildert, wie der im Ablauf der Jahrhunderte seine Tag- und Nacht-Zeiten hatte. Nachtzeit ist heute. Nachtzeit aber bedeutete noch immer, und das weist Curtius unwiderlegbar

nach, die stille Vorbereitung auf den helleren Tag. Ihn sieht Curtius nahen. Nur ist das nicht ein Universitäts- und Philologen-Humanismus, dem seine Zuversicht gilt. Sondern ein in Enthusiasmus gezeugter. In visionärer Schau zutage tretender. Ein religiöser.

Der Humanismus, den Curtius ruft, ist die neue Weltschau des neuen Menschen. Die konservative Parole ist zugleich eine geistig revolutionäre.

Curtius, der Hochschullehrer, ist einsichtig genug, diesen neuen Humanismus nicht von den Universitäten zu erwarten. Nach seiner überzeugenden Erkenntnis kann die Hochschule nur Pflegestätte, nicht aber Ursprungsort einer primären Bildungsidee sein. Abseits von ihnen wird das Licht aufleuchten, um alsdann freilich ihre Hörsäle zu erhellen. Mutterboden neuer Ideen sind alleweil nur die „Stillen im Land". Die heute Unbekannten sind die Lichtträger von morgen.

Stunde der Gefahr. Freilich, Curtius sieht sie sehr anders als die Marktschreier, die da wähnen, die Welt befinde sich in einer Krise von noch nie dagewesener Erscheinungshärte. Curtius kennt die Krisen, die vorangingen und unbarmherziger schlugen. In solchen Stunden der Gefahr — res venit ad triarios — kommt es auf die Eliten an (die „Stillen im Lande"). Curtius weiß, und steht damit mit Ortega y Gasset wie mit Jaspers in engster Gemeinschaft, daß gerade Demokratisierung die Eliten unentbehrlicher macht. An die Elite also ergeht der Ruf. Sie hat Glut zu bewahren, damit seinerzeit der neue Funke, der zündende, daraus hervorgehen könne.

Den neuen Humanismus erblickt Curtius durchaus in Vermählung mit Nationalismus. Aber gerade weil Curtius das tut, wendet sich die Kritik dieses Konservativen gegen die Nationalisten von heute. Es ist der abgeirrte Konservativismus, ein kulturzerstörerischer, unter dem wir leiden. Dem wisse heute, schreibt Curtius, und wer wagte ihm zu widersprechen? — nur noch der deutsche Katholizismus entgegenzuwirken. „Aber es wäre eine traurige Selbstabdankung des geistigen und des politischen Deutschland, wenn nur noch das Zentrum eine vollgültige deutsche Gesinnung verträte. Unsere Nationalisten sind sehr kurzsichtig, wenn sie eine antirömische, antisüdliche, antiwestliche Stimmung erzeugen, die schließlich dazu führen müßte, daß unsere geistigen Erbgüter nur noch beim römischen Deutschland geborgen wären."

An die Elite ergeht der adlige Ruf.

Berlin — Ernst Heilborn

Mit Harpune, Büchse und Spaten. Ein Forscherleben unserer Tage. Von Roy Chapman Andrews. Leipzig 1931, F. A. Brockhaus. 208 S.

Es gibt in Amerika einen Typus von Wissenschaftler, der in Europa fast unbekannt ist. Bei diesem Typus ist das Wissenschaftliche nämlich vorausgesetzt, und dann ist der Mann noch ein frischer Mensch und ein ausgezeichneter Schriftsteller. Man müßte bei uns drei Leute auseinanderschneiden und zusammensetzen, einen Gelehrten, einen Sportsmann und einen Stilisten, um ein ähnliches Funktionieren zu erreichen. Aber auch dann würde diese neue produktive Maschine wahrscheinlich nicht das gleiche Resultat schaffen. Es ist ja eine Frage der Tradition und der Haltung, daß wir in Europa mit gewissen Dingen und Vorstellungen, mit einer bestimmten Würde und einer bestimmten planmäßigen Einteilung des Lebens belastet sind — und es schadet schließlich auch nichts. Andere Erdteile sind weniger belastet mit Tradition, sie haben daher manches voraus, es fehlt ihnen aber auch manches. Immerhin ist es erquickend, einmal etwas in einer Figur versammelt zu sehen, was man in Europa gewöhnlich nur in drei Personen getrennt daherschreiten sieht.

Der Typus des Forschers Chapman-Andrews ist übrigens kein besonders seltener Fall. Ich erinnere nur an den Forscher Beebe, der mit einem Schiff eine Tiefsee-Expedition machte und die Resultate seiner Forschungen und die Geschehnisse seiner Forschungen mit einer dichterischen Schönheit, Kraft, Phantasie und Plastik beschrieb, daß dieses eigentlich wissenschaftliche Buch mit dem Namen „Das Arkturus-Abenteuer" (Brockhaus) zu den seltensten und märchenhaftesten Büchern gehört, die ich kenne.

Chapman Andrews wurde mir zuerst bekannt durch sein Buch über die Wüste Gobi. Er leitete damals eine Expedition, die mit Automobilen in die Gobi hineinfuhr und die das Glück hatte, ausgerüstet zu sein wie kaum eine andere Expedition vorher. Mit Ärzten und Chauffeuren, mit Zelten und Konserven, kurz mit allen Schikanen, die ein reiches Land wie Amerika einer ganz groß aufgezogenen Expedition bieten kann. Der Stab Andrews umfaßte Wissenschaftler aller Art, so daß er nicht nur ein Spezialgebiet durchackern konnte, sondern für jedes Zweiggebiet einen Fachmann bei der Hand hatte. Auf dieser Expedition fanden die Amerikaner die berühmten Dinosaurier-Eier. Die Amerikaner gehen dabei mit den Zeitepochen wundervoll um. Hunderttausend Jahre verblüffen sie keineswegs. Die Ablagerungen an den Wüstenabhängen sind so, daß die Amerikaner mit ausgestreckten Armen förmlich immer zehntausend Jahre unterscheiden können. Die ganze Geschichte der Erde steckt in diesen Versteinerungen und in diesen Wüstenabhängen. Und die Amerikaner gehen damit um, als sei das nichts Außergewöhnliches. Sie sind dabei keineswegs respektlos, sie sind auch nicht schnodderig oder zynisch. Sie sind vielmehr naiv, frisch, sachlich und außerordentlich plastisch und natürlich. Sie haben weder das Gefühl dafür, daß sie eine gelehrte Kaste sind, die ihre Wissenschaft in einer verdünnten Stilart der Masse popularisiert darreichen müsse — fällt ihnen gar nicht ein —, noch hüllen sie sich in einen Mantel von Geheimkunst. Sie forschen, leben und schreiben ausgezeichnet. Jedermann versteht sie infolgedessen und jedermann ist entzückt.

Das neueste Buch von Chapman-Andrews ist zugleich eine Schilderung seines Lebens und seiner wissenschaftlichen Laufbahn. Ein richtiges Abenteuerbuch, ohne es dabei sein zu wollen. Der junge Forscher kommt ins Museum und wäscht die Böden auf, dann wird er auf die Erforschung der Walfische losgelassen und dann am Schluß hat er sein Hauptquartier in Peking in einem alten riesigen Palast, von wo aus seine Expedition die monatelangen Forschungen in der Gobi macht. Der Autor vermittelt in dem Buch eine Menge Dinge, das Leben junger amerikanischer Gelehrter, das Leben der Walfische, das Leben exotischer Völker, spannende Expeditionen, wissenschaftlich verblüffende Dinge, das Leben der Europäer in Peking und vieles andere mehr. Romantisch, gescheit, jungenhaft und doch seriös, frisch, glänzend geschrieben, ein kolossaler Raum, der dargestellt wird — Karl May, Sven Hedin und Sinclair Lewis zusammen. Das Buch und der Autor sind völkerpsychologisch genau so interessant wie wissenschaftlich fesselnd. Hinter dem Buch steht eine Persönlichkeit, die unserer Epoche entspricht und ihr gerecht wird. Hinter dem Buch steht aber auch, mit einer fast lähmenden Kraft für den Europäer, das riesige amerikanische Land, das mit seinen Hilfsmitteln Menschen, Expeditionen und Lebensläufe wie die geschilderten erst möglich macht.

Feldberg — Kasimir Edschmid

Auf ferner Insel. Glückliche Zeiten in Madagaskar. Von Friedrich Schnack. Mit 69 Abbildungen nach Aufnahmen von Paul Denso. Berlin 1931, Dietrich Reimer/Ernst Vohsen. 151 S.

Der Lichtbogen. Falterlegenden. Von Friedrich Schnack. Leipzig 1932, Jakob Hegner. 156 S.

Nur wenigen Dichtern mag es heute vergönnt sein, an ihrer „Wunschinsel" zu landen. Friedrich Schnack gehört zu den Glücklichen, denen das „geographische Märchen", das er in sich trug, zur Wirklichkeit wurde. Der Ertrag, den er von seiner Märchenfahrt in diesem Madagaskar-Buch niederlegte, beweist, daß das Glück sich in ihm einen Berufenen ausgewählt hat. Wer ihn aus seinen Romanen und seinem mit Recht gepriesenen Falterbuch kennt, wußte wohl schon, daß ihm in einem besonderen Maße Sinne und Seele für ein großes, überseeisches Reiseerlebnis zubereitet waren; daß die Probe auf das Exempel so vollauf gelang, bedeutet gleichwohl Glück im Glück. Gleichnishaft steht am Eingang, wie am Ausgang seiner Begegnung mit der fernen Insel der große Affenbrotbaum von Majunga, dessen jahrtausend alte Arme „die Sonne und den Himmel mit urwelthafter Inbrunst überklaftern". Mit der Ehrfurcht des Empfangenden, Auge und Herz dem Wunder in andächtiger Naturkindschaft geöffnet, naht sich der Dichter der madagassischen Sphinx, der uralten und urjungen, braunen Madagaskar-Mutter, um im „Geistermittag der Urwälder" an ihr Geheimnis zu streifen und sich aus den funkelnden Tiefen ihrer von Orchideen überrieselten Tropenbäume vom Atem des Unfaßbaren anschauern zu lassen. „Mehr war es nicht: ein Laut, ein fremder Seelenruf, ein irrender Luftzug, ein märchenhaftes Duften, Blinken und Flammen oder das Schweigen und die todesschwarze, von Sternen überfunkelte Tropennacht, darin ich einsam war wie ausgesetzt und vergessen". Mehr nicht — und doch so viel, daß aus diesen an Zahl knappen Blättern, die eine fesselnde Bilderfolge begleitet, auch den Leser jenes Geheimnis und dieser Atem der purpurlohenden Insel fast körperlich anrühren. Wieder und wieder, bei allem Abstand der Zeit- und Geistesverfassung, drängt sich der rühmliche Vergleich mit der klassischen Schilderung von O-Taheiti auf, jener Glücksinsel in Polynesien, die Georg Forster dem staunenden 18. Jahrhundert mit dem Ernst des Forschers und der Kraft des Künstlers aufschloß.

Aus der gleichen, lichttrunkenen und geisterhaften Atmosphäre wie das Inselbuch, entspringt der „Lichtbogen" von Falterlegenden, die Schnack seiner Reiseschilderung auf dem Fuße folgen ließ. In zarten, besinnlichen Gebilden hat der Dichter, nun wieder selbst wie ein Schmetterling im Staub und Autogas der Großstadt verirrt, den Abglanz hoher und reicher Farbenspiele wehmütig eingefangen.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Handbuch der Amerikakunde. Mit Beiträgen von W. Fischer, A. Haushofer, E. Hylla, H. Levy, L. Müller, H. Mutschmann, J. Richter und M. Schoch. (Handbücher der Auslandskunde. Herausgegeben von P. Hartig und Ministerialrat W. Schellberg, Bd. 6). Frankfurt a. M. 1931, Moritz Diesterweg. 334 S. Geb. M. 12,—.

Handbücher sind eigentlich immer mißlich, außer wenn sie streng wissenschaftlich aufgezogen werden. Für den Literaturfreund sind sie gleichfalls meist kein Genuß, da ihr Stil zu uneinheitlich ist. Das vorliegende „Handbuch der Amerikakunde" ist weder wissenschaftlich zuverlässig noch literarisch als Ganzes irgendwie bemerkenswert. Das spricht ihm schon das Urteil. — Haushofers Landeskunde mit interessanten Figuren und Bildern ist sehr gut, aber ihre Länge steht in keinem Verhältnis zum Gesamtumfang. — Hermann Levy gibt einen brauchbaren und ganz zuverlässigen Tatsachenbericht über die amerikanische Wirtschaft, doch ohne interessante Probleme wie die wichtige Frage nach der Wirtschaftskultur Amerikas überhaupt anzurühren. — Ludwig Müllers Staats- und Gesellschaftsleben in den Vereinigten Staaten ist überhaupt kaum wissenschaftlich fundiert, auch nicht klar und einwandfrei. Es fehlt eben eine gründliche Vertrautheit mit dem Leben, das da beschrieben wird. — Magdalene Schochs Bild vom amerikanischen Recht ist zu technisch ausgefallen, um nichtjuristische Leser voll zu befriedigen. — Walther Fischers „Amerikanisches Englisch" ist eine hervorstechende wissenschaftliche Leistung, die ebenso geschulte Kritik wie schriftstellerischen Takt verrät: die bisher beste deutsche Bewertung der amerikanischen Sprache! — Heinrich Mutschmanns „Amerikanische Literatur und amerikanisches Volkstum" ist das schwächste Kapitel; breite, schlechtgegliederte Beschreibung ohne zuverlässigen literarischen Blick und mit erstaunlich vielen Fehlurteilen; ein Beispiel davon, wie man sich amerikanische Literatur bei uns eigentlich nicht mehr dargestellt wünscht! — Erich Hyllas „Bildungswesen der Vereinigten Staaten" ist durchaus sachverständig und übersichtlich, auch gut geschrieben. — Julius Richters Darstellung von Religion, Kirche und Philosophie ist stark im Theologischen und schwach im Philosophischen. Seine Dreiteilung hätte als unmöglich vermieden werden sollen. — Die Literaturverzeichnisse sind so verschieden wie die Kapitel selber, zumeist unbefriedigend. Sorgfältige Sach- und Personenverzeichnisse können am allgemeinen unguten Eindruck dieses Handbuchs nichts mehr ändern. Schade um so viel Fleiß!

Berlin — F. Schönemann

Das schöne Tirol. 160 Aufnahmen und Begleitworte von Adalbert Defner. Mit einem Kulturbild über Land und Volk von Joseph Georg Oberkofler. Innsbruck 1932 Verlagsanstalt Tyrolia. 198 S. M. 6,50 (9,—).

Die Einleitung Oberkoflers stellt in knappen, klaren Sätzen liebevoll die herbe, farbige Art des tiroler Volkes dar. Doch welch verqueres Deutsch: „Kulturbild über Land und Volk"! Und zweimal findet sich jene abscheuliche Tagesphrase: „Verankerung der Städte in der Landschaft" und: „Tief verankert ist die Religiosität des tiroler Volkes". So ist die Verankerung auch nach Tirol gedrungen, das demzufolge wie Shakespeares Böhmen wohl gar am Meere liegt. Ich meinte, die Religion und die Städte seien in Tirol verwurzelt, wie das Gebirg; wovon ja diese Einleitung und vor allem das ganze Buch auf jeder Seite zeugt.

Die Bilder sind zum weitaus größten Teil ungemein gelungen; sie schildern, in dreizehn Gruppen angeordnet, die Städte, insbesondere Innsbruck und Hall; das Bauernhaus; Kirchen und Kreuze; vor allem die Berge: das Almgebiet; das verfelste und vereiste Ödland; Gipfel und Ferner. Ein reiches Buch, mit hingegebener Andacht erlebt, mit treuer Sorgfalt gearbeitet. Mit jägerlicher Geduld scheint Defner abgewartet zu haben, in welcher Belichtung die einzelnen Blicke am günstigsten herauskommen. Nicht wenige Bilder sind so glücklich gewählt, so trefflich ausgeführt, daß man sich verlockt fühlt sie zu beschreiben; und zwar meistert Defner nicht nur Wiedergaben mächtiger Blicke — Gletscherbruch in den Zillertaler Alpen —, besonders gelingt ihm auch Darstellung einzelner, intimer Motive: die Wetterlärche vor dem Blick in das traumgrau verdämmernde Ötztal; die Schwalben,

in langen Reihen zum Zug nach Süden auf den Drähten versammelt; die Gräser, die völlig deutlich, in zarter Großheit, gegen den fernen gewaltig hingehauchten Block des Gebirges stehen; die Aprikosen in der einfachen, weißporzellanen Schale, die auf die weißgestrickte Spitzendecke schattet: ein ganz schlichtes und dennoch seltsam eindrückliches, in seinen kleinen Maßen monumentales Bild. Oder die merkwürdigen Figuren der Spur eines Schneehasen im dichten, körnigen Schnee, ein Bild, ganz von Winterluft überhaucht, Kälte ausstrahlend. — Es ist viel Tirol in diesem Buch.

Wien — Ernst Lissauer

Kohlenpott. Von Georg Schwarz. Berlin 1931, Büchergilde Gutenberg. 207 S.

Georg Schwarz vermehrt die Literatur über das Ruhrgebiet um ein wesentliches und aufschlußreiches Buch. Er hat diese industrielle Provinz nicht mit dem naiv staunenden Auge eines Reporters betrachtet, den eine Welt voll Maschinengiganten zu hymnischem Phrasenschwall verleitet; er hat nicht auf flüchtiger Reise nur das greifbar Vordergründige gestreift, sondern das Ruhrrevier bis zu den Kernpunkten fast aller Probleme durchlebt und durchdacht. Aus den Einzelbildern erfahrungsmäßig gewonnener Details, aus statistischen Daten, aus Schilderungen von Arbeitnehmer- und Arbeitgeberorganisationen und aus Beschreibungen von Verkehrs- und Produktionszuständen vermittelt uns Schwarz das soziale und ökonomische Panorama einer hochbedeutsamen Provinz, in der die gesellschaftlichen Gegensätze und die Unzulänglichkeiten einer überalterten Wirtschaftsweise zu besonders krasser Auswirkung gelangen.

Schwarz' Buch ist für den proletarischen Leser bestimmt. Es ist aber für die Leser, die anderen Schichten entstammen, nicht weniger belangvoll, da es ausschließlich der Feststellung und Darstellung soziologischer und ökonomischer Realitäten dient und sich sachkundig mit der Entschleierung von verschiedenartigen Zusammenhängen befaßt. Den Text des Buchs begleitet eine Anzahl wohlgelungener Photos, die von privater und öffentlicher Seite beigesteuert worden sind.

Berlin — Werner Türk

Knaurs Konversations-Lexikon. Berlin 1932, Th. Knaur Nachf. 1876 Spalten. Geb. M. 2,85.

Wenn diese Zeilen gedruckt sind, dann ist das Knaur-Lexikon, „der Knaur" gewiß bereits in hunderttausend Exemplaren verbreitet. Und mit gutem Recht. Es ist ein ausgezeichneter Einfall gewesen, ein Lexikon für den Preis von M. 2,85 zu publizieren. Als Herausgeber zeichnet der Romanschriftsteller Dr. Richard Friedenthal (an dessen im Insel-Verlag erschienene Bücher bei dieser Gelegenheit gern erinnert sei). Eine Reihe hervorragender Mitarbeiter; ich greife heraus: Professor Ernst Jäckh, Prof. Alfred Vierkandt, Dr. Ernst Heilborn, Geheimrat Wilhelm Waetzold. 2600 Illustrationen 70 sehr gute Tafeln, einfarbig und bunt, 115 statistische Schaubilder ergänzen den stets klaren, in jeder Weise wahrlich neutralen Text. Das Buch lobt sich selbst. Es vermag niemals ein umfangreiches Lexikon zu ersetzen; dieser Ehrgeiz liegt ihm auch fern. Unmöglich, zum Beispiel, daß es Quellen angibt; es muß sich auf allerkürzeste Mitteilung beschränken. Um so bewunderungswürdiger Auswahl und Ausführung der Angaben. Wer ein ausführliches Lexikon benötigt, dem rate ich, sich den „großen Brockhaus" anzuschaffen, der auf zwanzig Bände berechnet ist; elf liegen vor. Auch hier absolute Objektivität, die ich nicht allen großen Nachschlagewerken zusprechen kann; daneben interessante Darstellung in erschöpfender Breite. Der Knaur: ein vortrefflicher Notbehelf; der große Brockhaus: eine Freude; in ihn blickt man nicht, in ihm liest man.

Berlin — Hans Sochaczewer

Gedenkblätter

XXXXI.

Gedenkworte für Walther Harich

Von Erich Jenisch (Königsberg i. Pr.)

Am 30. Januar wäre Walther Harich 42 Jahre alt geworden. Der Tod hat ihn früh aus dem Leben gerissen. Es bleibt denen, die ihm nahe standen, nicht der Trost, daß ihm der Tod genaht sei in der Gestalt jenes Genius des Schlafes, der ein reif gewordenes Leben hinübernimmt in das Reich der Ruhe. Dieses Leben war noch nicht reif geworden, es hatte sich noch nicht erschöpft, hatte die reichen Möglichkeiten seines Wesens noch nicht alle und nicht ganz zur Entfaltung und Reife gebracht. Noch waren starke Kräfte in ihm rege, deren Kurve aufwärts wies. Der Tod, den Walther Harich starb, war nicht der Tod, der mit dem Leben wächst und es schließlich in sich aufnimmt. Der Tod trat zu ihm in der Gestalt der Parze, jener Gottheit, die jäh den Faden des Lebens durchschneidet.

Das Unvollendetsein bestimmt denn auch den Anblick seines Werks, desjenigen Elementes seines Lebens, das heute noch da ist und von dem heute noch unsichtbare Ströme eines Fortwirkens über die leibliche Existenz seines Schöpfers hinaus ausgehen. Seine Verse stimmen auch heute noch die Seelen derer, die sie in sich aufnehmen, seine Novellen nötigen uns zur Verwandlung in die Menschen, die durch seine dichterische Kunst Gestalt gewinnen. Wir leben mit ihnen, als wären wir es, die die Angst und Not, die Wonnen und Seligkeiten ihres Lebens empfinden. Und jene Werke Harichs, in denen er vom Geiste her die Gestalten der Dichter und die Probleme der Kultur und Geschichte deutend erhellte — sie besitzen volle Gegenwärtigkeit für lange Zeit. Ihre Worte klingen frisch, als wären sie heute zu uns gesprochen, ihre Gedanken treffen uns wie Pfeile, die in unser Gewissen dringen, weil sie eine Entscheidung von uns fordern und unsere Verantwortlichkeit wecken.

Nicht das einzelne Werk ist unvollendet und Bruchstück. Jedes von ihnen steht vielmehr in jener Geschlossenheit da, die verrät, daß ein Künstler es geformt hat. Aber ihre Gesamtheit ist unvollendet. Die Beziehung, die zwischen ihnen besteht und die das Gesamtwerk zu mehr macht als zu der bloßen Summe der einzelnen Werke, diese allseitige Bezogenheit aufeinander, diese Geschlossenheit und innere Einheit fehlt dem Erbe Walther Harichs, das der Tod nun in seltsamer Paradoxie uns nötigt, als das Lebenswerk eines unvollendeten Lebens hinzunehmen. Ideen, die in den Büchern Walther Harichs immer wieder und immer reicher und reifer

auftauchen, Motive, die immer voller erklingen — sie verstummen und verklingen plötzlich, sie brechen ab, ohne auszuschwingen, ohne zu jenem Akkord auszutönen, in dem manche Dissonanz ihre Erklärung und Rechtfertigung gefunden hätte.
Es war für Walther Harich wesentlich, daß er Ostpreuße war und daß er in einer Zeit der Umwandlung lebte, in der altes Kulturgut seinen Wert verliert und in den Bereich des bloß historischen Bestandes absinkt, während neue Ideen Macht über das Leben gewinnen und es in neue Formen prägen. In dieser Situation der Auflösung und Neubildung wirkte er von der Basis seines Ostpreußentums und durch dieses Ostpreußentum. Es war ihm mehr als ein Begriff von provinzieller Begrenzung, seine Berufung auf Ostpreußen war mehr als bloße Äußerung bodentreuer Heimatliebe. In einer Zeit, in der der Osten Deutschlands Gegenstand politischer Betrachtung und wirtschaftlicher Bewertung war, warb er für den Geist Ostpreußens und für seine Bedeutung als kulturbildende Macht. Er hob die Diskussion über Ostpreußen auf ein hohes geistiges Niveau, von dem aus sich Fernsichten in weite Zukunft eröffneten. Das wird ihm Ostpreußen nie vergessen.
Eine Wiedergeburt Deutschlands aus dem Geiste des deutschen Ostens — das war die Sehnsucht, die Harichs Gedanken ihre Richtung vorschrieb. Den Geist Hamanns und Herders als formbestimmende Kraft in die formlose Gegenwart hineinwirken zu lassen, diesen Geist zum Prinzip der deutschen Zukunft zu machen — das war der innerste Wille seines Lebens. Wie aus der Ideenwelt Hamanns und Herders sich einst die geistige Kultur der Romantik entwickelte, die Walther Harich mit Josef Nadler als die Renaissance der Kultur des Mutterlandes aus der Seele des ostdeutschen Siedelgebietes verstand, so sollte abermals, in einer zweiten ostdeutschen Renaissance, der Geist des deutschen Ostens die gestaltende Kraft des neuen Deutschlands werden. Der ostdeutsche Mensch war ihm der irrationale Mensch, der wie Hamann und Herder gegen den Geist der Aufklärung revoltierte, war ihm der musische Mensch, dem die Seele alles und die Form nichts war. Walther Harich malte das Bild dieses Menschen zunächst in seinem Buch über E. T. A. Hoffmann, der, wie er selbst, Dichter und Musiker zugleich war. Und den Zusammenstoß dieses ostdeutsch-romantischen Menschentyps mit der Kultur des Westens schildert er in seiner Jean-Paul-Biographie, einem Buch, das zum mindesten ebensosehr ein kulturpolitisches wie ein literarhistorisches ist. Denn in ihm verfolgt er die Lebensbahn des Romantikers, der in Weimar sich mit dem klassischen Geist auseinandersetzt. Im Gebiete der Geschichte deutscher Dichtung spielt sich hier gleichnishaft der Kampf ab, der das Gesicht der künftigen Kultur Deutschlands bestimmen müßte. In seinen geistigen Koordinaten ähnlich orientiert wie dieses Werk ist auch Walther Harichs Buch „Das Ostproblem". Es zeigt den Völkerkampf um die Kultur des Ostraums — Deutschland erscheint in ihm als das Land der Mitte zwischen dem extremen Osten und extremen Westen.
Es war die Sehnsucht des Künstlers Walther Harich, auch dichterischen Ausdruck für dieses Lebensgefühl und dieses Weltbild zu finden. Neben die Kulturgeschichte und Kulturkritik des „Ostproblems" sollte als Dichtung ein Roman treten, dessen beherrschende Gestalt der Litauerfürst Witowd war — neben sein Hoffmann-Werk hatte er die Novelle „Letzte Ferien", neben sein Jean-Paul-Buch die Novelle „Jean Paul in Heidelberg" gestellt —, jene, aus Jugenderinnerungen erwachsen, eine halb autobiographische Erzählung von musischen und amusischen Menschen in ostpreußischer Kleinstadt und Landschaft, diese, die dichterische Gestaltung in der Sphäre des Menschlichen jener Probleme, die das Jean-Paul-Buch in geistesgeschichtlicher Perspektive darstellt. Diese kurzen Erzählungen, die nur wenige kennen, sind es, die Art und Rang des Künstlertums Walther Harichs bestimmen — nicht jene Romane, die für einen großen Leserkreis bestimmt waren und die viele kennen. Und doch sind auch diese insofern bezeichnend für die künstlerischen Absichten Walther Harichs, als ihre zyklische Struktur auf einen geplanten und auch schon begonnenen anderen Zyklus von Romanen deutet, der auf höherem Niveau als jene, ähnlich wie die Romanreihe Zolas, in der Spannweite des eigenen Lebens ein Bild der deutschen Kulturentwicklung geben sollte —, ein Werk, das wie dieses Leben nun Fragment geblieben ist.
Sein geistiges Weltbild konnte Walther Harich zur Darstellung bringen, ehe der Tod ihn uns nahm. Sein künstlerisches Werk konnte er nicht in dem gleichen Maße entwickeln. Er hatte noch nicht das Alter erreicht, in dem die großen epischen Werke geschrieben werden. Aber die Richtung auf dieses Werk zu hatte er eingeschlagen und sein Niveau war durch das, was er als Künstler bereits geschaffen, unbezweifelbar festgelegt.
Er ruht nun neben dem Grabe seines E. T. A. Hoffmann, der bergenden Erde übergeben an dem Tage, an dem einst Herder diese Welt verließ. In seltsamer Weise sind ihm die Namen der beiden, deren Geist sein Leben bestimmte, nun auch im Tode verbunden.

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXXVII.

Neue protestantische Botschaft

Von Ernst Heilborn (Berlin)

„Stunden der Andacht" hieß das Buch, stand in den Bücherschränken unserer Mütter und — wurde bereits von ihnen nicht mehr gelesen. Erscheint heute ein Andachtsbuch, wird es bei seinem ersten Auftauchen bereits lebhaft willkommen geheißen — „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort! Evangelische Andachten für jeden Tag". In Zusammenarbeit mit Karl Aé, Hans Bader, Karl Barth, Emil Brunner, Lukas Christ, Günther Dehn, Martin Doerne, Leonhard Fendt, Karl Fischer, Ernst Hubacher, Katharina Krüger, Wilhelm Loew, Alfred Dedo Müller, Anna Paulsen, Otto Reinhold, Paul Schütz, Eduard Thurneysen, Gottlob Wieser und Johannes Zippel herausgegeben von Gerhard Jacobi (Furche Verlag G. m. b. H. Berlin, 528 S., geb. M. 6,—) so muß es seine besondere Sendung haben. Sie wird ausgesprochen: das Buch will dem Laien zu Bewußtsein bringen, was in unseren Tagen von der protestantischen Theologie erarbeitet worden ist.
Jeder Neuaufbau hat mit Abbruch des Baufälligen einzu-

setzen, so auch hier. In hoffnungsfreudiger Entschlossenheit wird Kritik geübt. An der Kirche — sie unterlag der Versuchung, mit weltlicher Gewalt und Macht zu paktieren und Handel zu treiben; sie zeigte dem ewig lebendigen Gottesgedanken gegenüber falsche Sicherheit; sie maßte sich an, Verwalter und Besitzer des Gott allein gehörenden Evangeliums zu sein. An der sozialen Lage — es gibt unter uns Schweiß ohne Brot und Brot ohne Schweiß; Gott zuwider ist die Armut neben dem Reichtum und der Reichtum neben der Armut, zuwider sind ihm Völker- und Rassenhaß, zuwider ist ihm der Krieg. Am Individualismus — Gott haßt das „Private", das „für sich leben"; dem einen Gott steht das Gefühl gegenüber: ich gehöre zu den vielen. An der Frömmigkeit — die Gefahr der Schauspielerei vor anderen und vor sich selber versteckt sich hinter frommer Miene. An dem Verhältnis zur Bibel — das Wort der Schrift vermag nur einen Anschluß an Gott zu geben; es steht bei ihm, ob er uns im Bibelwort sein Wort geben will; es kann dahin kommen, daß man gegen das vierte Gebot verstoßen muß, um Gott zu gehorchen. (Eine Tochter soll sich nicht von ihren Eltern zu einer Geldheirat zwingen lassen.)

Aus dieser Kritik erwächst der eine, in solcher Betonung neue, grundlegende Gedanke: Nicht wir zu Gott, sondern Gott zu uns! Das wendet sich nicht nur gegen eine falsch vertrauliche Mystik, die sich in Gott hineingeheimnissen zu können wähnt, nicht nur gegen selbstgefälliges Kirchengehertum — es ist die letzte Konsequenz des Lutherschen Gnadengedankens, bedeutet erbarmungslose Vergegenwärtigung der menschlichen Ohnmacht. Widerspiegelung und Deutung aus der alttestamentarischen Parabel: die Menschen nehmen den Turmbau zu Babel in Angriff — „Und der Herr sprach: Wohlauf, laßt uns herniederfahren!"

Die menschliche Unzulänglichkeit wird zutiefst empfunden. „Wenn es Gott gefällt, so werden die Atheisten und Kommunisten, es werden die Diebe und Mörder, es werden die Gefängnisinsassen und Zuchthäusler vor uns in das Reich Gottes kommen." Man kann danach nicht sagen, die Revolutionierung sozialen Denkens sei an dem Protestantismus unserer Tage spurlos vorübergegangen.

Die Furcht Gottes gewinnt neue Kraft. Man spürt die Einwirkung des Krieges: man macht wieder ernst. Wie wirkten die Wunder Jesu auf die Fischer? Sie erschraken; sie fühlten ihr Leben bedroht. Vielfach erscheint dieser Protestantismus von heute bis auf seine ersten, nicht minder revolutionären, nicht minder konsequenten Anfänge verjüngt. Die Hölle? Eine Unzahl von Augen derer, an denen wir im Leben mitleidlos, teilnahmelos vorübergingen.

Aus dem Gnadengedanken und seiner letzten Konsequenz erfolgt eine Einschätzung der Jünger Jesu, die zu katholischer Auffassung in denkbarem Widerspruch steht: durchaus keine „Heiligen"; vielmehr allesamt Leute, die Jesus in der Stunde der Gefahr verließen —: „Er hat sie berufen, und das genügt. Auf daß nur eines offenbar sei: was Gnade heiße."

Man denke den Gnadengedanken abermals weiter: Wer ist Jesus und was ist er uns? Das ist Jesus: nur der ganz Gehorsame vermag Gott offenbar zu machen, in der Kreuzigung, weiter hindurch! im Unterliegen ist die Offenbarung seines Wesens. So und nur so wird er zu dem „Ich bin dein Gott", gesagt zu dir. Daran knüpft der weitere Gedanke an: Was ist das, was in mir „ich" sagt? „Dein wahres Ich bin ich, dein Gott."

Diese Offenbarung Gottes ist immerwährend. „Wer das vernimmt, der starrt nicht immer nur auf die Gottlosigkeit der Welt, sondern glaubt an Gottes heutiges Tun auf der Erde und lebt in großer Hoffnung und tiefer Freude."

Aus solchem „Heute" heraus — aus dem sozialen Empfinden unserer Zeit — wird der Armutsgedanke ungemein produktiv. Niederes Volk, Sklaven, die sich als erste zu Jesu Nachfolgeschaft zusammen fanden. Hat Jesus ihr Sklavenlos geändert? Nein. Die Auffassung der Armut kann demgemäß zu positiver Wertung führen; Armut wird zum Maßstab der Arbeit, die nicht auf blanken Gewinn gerichtet ist. „Den Armen wird das Evangelium gepredigt." Wer sich nicht innerlich in jeder Weise zu den Armen bekennt, für den ist es — das wird hier immer wieder betont — verloren. Nur eine Lügenkirche könnte sich dem satten Bürgertum öffnen.

Mit dem Ruf zu den Armen verbindet sich der nach neuer, tieferer Gemeinschaft. In diesem Buch steht das Wort: Gott haßt das „Private", das „für sich leben". Seine Gabe wird nur dem zuteil, der in der Gemeinschaft aufgeht. „Christusgeist ist der wahre Kommunismus." Gott ist der Eine, ich gehöre zu den vielen.

In ungemein hervorstechenden Zügen geht diese „dialektische Theologie" auf den ältesten Protestantismus, wie er bei Luther und Calvin unmittelbar zutage trat, darüber hinaus auf das alte Testament zurück. (Die Lehre von den Mächten des Bösen, von denen Krankheit und Tod herstammen.) In einem Zug unterscheidet er sich wesentlich vom Frühprotestantismus: Das Bibelwort hat die Bedeutung, die Luther ihm beimaß, verloren. Und zwar gerade aus Luthers Gnadengedanken heraus. Denn nun heißt es, es stehe ganz bei Gott, ob er uns im Bibelwort sein Wort geben wolle oder nicht. Man könne aus dem Bibelwort den Gotteswillen wie das ihm Widerstrebende herauslesen. Es ist nur „Anschluß", um im eignen Innern das Gebotene zu erfühlen. „Gottes Wille ist nicht ein für allemal in eine Form, in einen Paragraphen gezwängt."

Es war nicht zuviel gesagt, man vernimmt aus diesem Andachtsbuch, was die protestantische Theologie unter der Erfahrung des Krieges, unter dem Druck der sozialen Verschiebungen erarbeitet hat. Aber vielleicht muten gerade darum alle Gedankengänge letzten Endes wie Fragen an: als müßte nun erst die entscheidende Antwort aus dem Volk heraus erfolgen. Die Laien sind aufgerufen — man kommt über die Empfindung nicht hinaus, das eigentlich schöpferische Wort könne nur von ihrer dunklen Gemeinschaft ausgehn.

Nachrichten

Todesnachrichten. Bernhard von Hindenburg, der jüngste Bruder des Reichspräsidenten, ist am 25. Februar im Alter von 74 Jahren gestorben. Er war in Glogau geboren und hat nach kurzer militärischer Laufbahn sich schriftstellerischer Tätigkeit hingegeben. Seine ersten Romane „Wir alten Familien" und „Der Hüter des Tals" ließ er unter dem Pseudonym Bernhard von Burgdorff erscheinen. Unter seinen weiteren Werken sind „Der Bernsteinkönig", das Trauerspiel „Galilei und Maddalena", die Lustspiele „Der Zukünftige" und „Der Dichter" zu nennen, denen sich

die Aphorismensammlung „Spatenstiche" anschließt. Seinem Bruder hat er das weitverbreitete Buch „Feldmarschall von Hindenburg" gewidmet.

Hermann Popert ist im Alter von 60 Jahren am 6. Februar in Hamburg gestorben. Er hatte Jura studiert, war kurze Zeit Rechtsanwalt, dann im hamburger Verwaltungsdienst, von 1902 bis 1909 Richter in Hamburg, gab von 1912 bis 1920 die Halbmonatsschrift „Der Vortrupp" heraus. Mit seinem Roman „Helmuth Harringa" (Auflage 320000) ist er in weiteste Kreise gedrungen. Sein „Tagebuch eines Sehenden" zeigt ihn, wie der weit verbreitete Roman, als Vorkämpfer lebensreformatorischer Bestrebungen. Sein Schauspiel „Wenn —" ist vor zehn Jahren erschienen.

Heinz Liepmann ist nach einer Meldung vom 11. Februar im Alter von 35 Jahren einer Embolie erlegen. Er hat sich als früherer Dramaturg des Staatlichen Schauspielhauses in Berlin im Zusammenwirken mit Leopold Jeßner ein bestes Andenken gesichert. Vor allem seine Bearbeitung des „Oedipus", der sich weitere Bearbeitungen anschlossen, hat mit Recht Anerkennung gefunden. Er hat auch eigne Dramen „Don Juan und Werther", in Darmstadt uraufgeführt, und „Masagniello", von der berliner Volksbühne angenommen, geschrieben. Er gab die Zeitschrift „Die Scene" heraus.

Walter Schrenk ist nach einer Meldung vom 27. Februar im Alter von 39 Jahren einem tödlichen Autounfall zum Opfer gefallen. Er war am 13. März 1893 in Darkehmen in Ostpreußen geboren, studierte von frühester Jugend auf Musik in engster Verbindung mit dem praktischen Musizieren und hat als Musikkritiker der „D. A. Z." Ernstzunehmendes geleistet. Er war ein Vorkämpfer der modernen Bewegung und hat sich Zeit seines kurzen Wirkens temperamentvoll für die Jugend eingesetzt.

Edgar Wallace ist am 10. Februar in Hollywood an einer Lungenentzündung gestorben. Er war 1875 geboren, verlebte seine Jugendjahre in London, wirkte im Burenkrieg als Kriegsberichterstatter des Reuter-Büros und hat etwa 150 Romane, Hunderte von Erzählungen, ein halbes Dutzend erfolgreicher Theaterstücke geschrieben, die immer den einen Vorzug äußerster Spannung hatten. Unter seinen erfolgreichsten Büchern: „Der rote Kreis", „Die Tür mit den sieben Schlössern", „Die Bande des Schreckens", „Der Hexer".

Wjatscheslaw Pawlowitsch Polonskij, der sowjetrussische Literarhistoriker und Publizist, ist auf einer Reise nach den neuen Industriewerken in Magnitogorsk am 25. Februar im Alter von 46 Jahren, dem Typhus erlegen. Der Verschiedene war langjähriger Redakteur einer der ersten führenden, räterussischen Monatsschriften „Petschatj i Revoluzija" sowie späterhin der Zeitschrift „Nowyj Mir", die er beide auf ein hohes literarisches Niveau zu bringen verstand; außerdem fungierte er in den letzten Jahren mit Erfolg als Direktor des moskauer „Museums der schönen Künste". Das literarische Werk W. Polonskijs besteht aus mehreren Sammelbänden seiner kritischen Aufsätze, die zwischen 1927—1930 entstanden und in einigen Auflagen erschienen sind, sowie vier Bänden von Materialien zum Leben und Wirken des russischen Revolutionärs Michail Bakunin, die zum großen Teil erstmalig aus Archiven geschöpft waren. Ferner betätigte er sich als Kunstschriftsteller, hat eine imposante Monographie über das „Russische Revolutionsplakat" (1925) veröffentlicht und ein umfassendes Sammelwerk unter dem Titel „Meister der modernen Graphik" (1928) herausgegeben. (P. Ett.)

Der portugiesische Dramatiker und Erzähler C. Oliveira starb am 14. Februar in Oporto.

José Jerique, bekannter spanischer Schriftsteller, von Jugend auf fanatischer Republikaner und Kampfgefährte von Blasco Ibáñez, Dicenta, Lerroux u. a. verschied am 6. Februar in Paris, wo er zuletzt als Repräsentant der „Nación" in Buenos Aires wirkte. (M. B.)

Jan Misárek, der unter dem Decknamen J. M. Slavicinsky Erzählendes und Volkskundliches aus dem Leben des mährischen Walachenvolks veröffentlicht hat, starb im 71. Lebensjahr am 10. Februar im prager Armenhaus. Seine mundartlichen Skizzen gelten auf ihrem Gebiet als mustergültig.

Cenek Zibrt, Professor der Kulturgeschichte an der tschechischen Universität in Prag, starb am 14. Februar in Prag; er war am 12. Oktober 1864 in Kostelez a. Moldau geboren. Seine zahllosen Arbeiten auf dem Gebiet der Volkskunde, der Bibliographie, der Sittengeschichte kommen auch der Literaturgeschichte mehrfach zustatten. Als langjähriger Direktor der Bibliothek des Landesmuseums in Prag hat er sich um das tschechische Schrifttum sehr verdient gemacht. (A. N.)

* * *

Zu Mitgliedern der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie sind gewählt worden: Gottfried Benn, Rudolf Binding, Max Mell, Rudolf Pannwitz, Alfons Paquet und Ina Seidel.

Die literarische Sektion des Institut National Genèvois hat Eduard Korrodi zum korrespondierenden Mitglied ernannt.

Friedrich von Oppeln-Bronikowski ist von der philosophischen Fakultät der breslauer Universität zum Ehrendoktor ernannt worden.

Der Preis der Ralph-Beaver-Straßburger-Stiftung in Deutschland für das Jahr 1932 ist der Biographie „George Washington" von Walther Reinhardt zuerkannt worden. Das Werk ist im Frankfurter Societäts-Verlag erschienen. In der Begründung heißt es:

Am Tage, da die Vereinigten Staaten von Nordamerika den 200. Geburtstag ihres Begründers und Nationalhelden George Washington feiern, verleiht die Ralph-Beaver-Straßburger-Stiftung in Deutschland ihren diesjährigen Preis an den Verfasser der neuesten deutschen Washington-Biographie, Herrn Walther Reinhardt. Die Juri der Stiftung, der Graf Arco, K. O. Bertling, Albert Einstein, Rudolf Kayser, Thomas Mann, Heinrich Simon, Jakob Wassermann und Stefan Zweig angehören, möchte gleichzeitig den Wunsch zum Ausdruck bringen, daß diese Auszeichnung einer deutschen Lebensgeschichte des großen und volkstümlichen amerikanischen Führers auch ein Zeichen der alten deutschen Freundschaft für die amerikanische Nation bedeuten möge.

Walther Reinhardt, der als deutscher Konsul in Seattle in Washington lebt, hat das merkwürdige und pathetische Leben seines Helden in einer ebenso farbigen wie anschaulichen wie auch menschlich verständnisvollen Weise gestaltet. Ein vorbildlicher Charakter, mit klarem Blick und großer Energie ausgezeichnet, geht trotz aller Widerstände seinen Weg durch eine erschütterte Zeit bis zum siegreichen Ende und wird so der Befreier seiner Nation und der Schöpfer eines der mächtigsten Reiche der Geschichte. Diese Biographie als wahren und großen Lebensroman von künstlerischem Range geschrieben und so das Bild des großen Amerikaners den deutschen Lesern nahe gebracht zu haben,

ist ein hohes Verdienst im Sinne der Ideen des Stifters. Die Verleihung des Preises unserer Stiftung für das Jahr 1932 soll dies zum Ausdruck bringen.

Den französischen Schriftstellerpreis in Höhe von 10000 Franken hat Mario Meunier für seine Übersetzungen von Platon, Euripides, Aristophanes und Sappho erhalten.

Das Reale Istituto Di Scienze, Lettere Ed Arti sprach den Preis des Instituts Mario Massuchelli für seine Biographie Napoleons III. zu. — Der „Premio Bagutti" fiel mit 5000 Lire an Titta Rosa. Das preisgekrönte Werk ist „Memorie di un pittore di quadri antichi" (Toscana-Verlags A.-G.). — Eugenio Montale erhielt den Lyrikpreis „Antico Fattore" für seinen Gedichtband „La Casa dei doganieri". — Das Dante-Haus in Rom setzt für 1932 wieder einen Preis von 5000 Lire für die schönste Dante-Studie aus.

Ernst Lissauers Tragödie „Das Weib des Jephta" ist im oberammergauer gemeindlichen Übungstheater zu überaus erfolgreicher Darstellung durch die Bauerndarsteller gebracht worden.

Richard Billingers Drama „Rauhnacht" wird im Theater in Stockholm aufgeführt.

Der Reichsverband höherer Privatschulen E. V. stellt unter Aussetzung eines Preises von 300 Mark folgende Preisaufgabe „Goethes Individualpädagogik im Erziehungswesen unserer Zeit". Einreichung bis 1. August 1932 an den geschäftsführenden Vorsitzenden, Direktor Bride, Berlin W 50, Rankestr. 20.

Die „Internationale Arbeiter-Theater-Vereinigung" in Moskau hat zur Feier des 15jährigen Bestehens der Sowjetrepublik ein Preisausschreiben für dramatische Schöpfungen — ein den Abend füllendes Theaterstück, sowie ein szenisches Werk kleineren Umfangs — ausgeschrieben, in denen marxistische Weltanschauung und der sozialistische Aufbau der Sowjetunion zum Ausdruck kommen. Drei Preise sind ausgesetzt — ein Leninpreis im Betrag von 3000 Rubel und zwei weitere von 2000 und 1000 Rubel. Der Leninpreis soll beständigen Charakter tragen, zu welchem Zweck die „Internationale Arbeiter-Theater-Vereinigung" einen speziellen Fond bildet. (P. Ett.)

Die „Frankfurter Zeitung" (107/08) schreibt: Wir berichteten vor einiger Zeit von dem 20000-Dollar-Preisausschreiben der Verlage Frederick A. Stockes (New York) und Hodder & Stoughton (London). Dem Preisträger winkte eine Prämie in genannter Höhe als Vorauszahlung auf die Buchausgabe (15 pCt.), wobei alle andern Rechte (Abdruck, Film, Dramatisierung) zum größten Teil dem Autor zugesichert waren. Die deutschen Manuskripte waren bei Curtis Brown Ltd.-Berlin einzureichen. Das Ausschreiben lockte begreiflicherweise viele deutsche Schriftsteller. Auf eine Anfrage an genannte Stelle wurde verbrieft, daß die deutschen Manuskripte bis zum 31. August eingereicht sein müßten, während die Manuskripte in englischer Sprache noch bis zum 31. Oktober Zeit hätten. Und ferner: „Natürlich, wenn eines Ihrer Mitglieder Geschichten (Stories) vorlegen will, so werden sie aufmerksam geprüft werden." Kein Wort also davon, daß deutsche Wettbewerbsarbeiten ausgeschlossen seien. Zudem lag der Antwort noch ein gedrucktes deutsches Formular bei über die Autorschaft, das der einzureichenden Arbeit unterschrieben beigefügt werden mußte. Die Hoffenden wissen es noch nicht, aber es ist doch so: sie hoffen vergeblich! Man hört jetzt, unterm 1. Februar, „deutsche Manuskripte werden für das Preisausschreiben nicht angenommen. Es ist eine Unklarheit bei der ersten Pressenotiz über das Preisausschreiben entstanden".

Eine feierliche Ehrung des 1853 geborenen Nestors der spanischen Literatur, des großen asturianischen Erzählers Armando Palacio Valdés wird durch Aufführung einer Dramatisierung des markigsten seiner realistischen Erstlingsromane „El cuarto poder" in Madrid vorbereitet.

Miguel de Unamuno stellte im madrider „Ateneo" den murcianischen Lyriker Vicente Medina als bedeutsame Erscheinung einem literarisch interessierten Publikum vor. Die seitens Medinas unter Beifall vorgetragenen Dichtungen erhärteten das Urteil Unamunos.

Die „Biblioteca Nacional" in Madrid gibt an interessanten Neuerwerbungen u. a. auch folgende deutsche Werke bekannt: Paul, „Prinzipien der Sprachgeschichte"; Müller, „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft"; Pastor, „Geschichte der Päpste"; Meyer, „Geschichte des Altertums"; „Propyläen"-Kunstgeschichte; Thieme-Becker, „Allgemeines Künstlerlexikon"; Monographiensammlung „Junge Kunst" usw.

Dem 1906 verstorbenen, einst sehr beliebten spanischen Dichter Manuel del Palacio wurde eine Bronzebüste auf Marmorsockel, ein Werk des berühmten Bildhauers Jacinto Higuera, errichtet. Die Denkmalenthüllung nahm Ende Februar der Präsident der Republik Alcalá Zamora persönlich vor.

Als eine der ersten Goethe-Zentenarfeiern fand am 4. März eine festliche Veranstaltung von Studenten der madrider Universität statt, wobei Eugenio Montes die Gedenkrede hielt. Es folgten, von Studenten dargestellt, einige Szenen aus dem „Faust", sowie einschlägige Orchesterdarbietungen. (M. B.)

Zum Goethe-Jubiläum. Die tschechischen Germanisten in Prag und Brünn gaben ein umfassendes Sammelwerk unter dem Titel „Goethův Sborník" heraus, das durch den kritischen Beitrag des Präsidenten T. G. Masaryk eröffnet wird und vornehmlich Beiträge zur Faust-Forschung und über das Verhältnis des tschechischen geistigen Lebens zu Goethe bringt; memoireartig sind Aufsätze über Goethes wissenschaftlichen Freund J. E. Purkyně und Goethes letzte Liebe Ulrike von Levetzow gestaltet. Zugleich ist unter der Leitung des namhaften Germanisten Professor Otokar Fischer die erste tschechische Goethe-Ausgabe in XV Bänden abgeschlossen worden. (A. N.)

* * *

Leslie Hotson, der Entdecker der Briefe Shelleys an seine erste Frau, hat in londoner Staatsarchiven ein Dokument ausfindig gemacht, worin Shakespeare beschuldigt wird, jemand mit dem Tode bedroht zu haben. Ein gewisser William Wayte petitioniert um Sicherheitsgarantie „versus Willelmum Shakespeare et Franciscum Langley ob metum mortis". Hotson teilt dazu mit, daß der Betreffende, gegen den sich das Gesuch richtete, eine Kaution stellen mußte, sich in gewissen Zeitabständen vor Gericht zu melden und sein friedliches Verhalten durch Eid zu garantieren hatte. Hotson weist ferner nach, daß Shakespeare im Jahr 1596 mit Francis Langley, dem Besitzer des „Swan"-Theaters, in kameradschaftlicher und geschäftlicher Beziehung stand und deshalb seinen Umzug über die Themse bewerkstelligte. Die Entstehung der „Lustigen Weiber von Windsor" soll nach diesen neuesten Forschungen zwischen den November 1596 und den November 1597 fallen.

Das Buchmuseum der öffentlichen Lenin-Bibliothek in Moskau bereitet zum Goethe-Jubiläum eine Goethe-Ausstellung vor, die in erster Reihe eine Übersicht sämtlicher

russischen Goethe-Ausgaben bringen wird. Von neuen Publikationen, die aus gleichem Anlaß in Angriff genommen sind, ist eine Ausgabe der „Römischen Elegien" zu erwähnen, die im Verlag „Academija" mit deutschem Text und russischer Übertragung von S. W. Scherwinskij sowie Illustrationen von Jgn. Niwinskij erscheinen wird. (P. Ett.)

In Hermannstadt, Königin-Maria-Straße 23 ist eine „Deutsche Buchgilde in Rumänien" gegründet worden, die zwecks Herausgabe wertvoller Werke, vornehmlich des schöngeistigen Schrifttums, Mitglieder bei einem Jahresbeitrag von M. 6,— sammelt. In die Leitung der Buchgilde sollen sich Vertreter der Lesergemeinde, der einheimischen deutschen Verfasser und die Krafft & Drotleff A.-G. in Hermannstadt teilen. Die Bücher der Buchgilde sollen auch an Nichtmitglieder abgegeben werden.

Die Schiller-Akadamie veranstaltet auch heuer, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse besonders preiswert, ihre seit Jahren bekannten Frühjahrsreisen nach dem Süden, unter kunsthistorischer Führung sowie mit günstig gelegenen Ausgangspunkten eine Reihe von allgemein zugänglichen Studienfahrten und Ferienreisen durch Deutschland und die Nachbarländer. Ausführlichen Prospekt versendet gegen Briefporto die Verwaltung der Schiller-Akademie, München 51.

Kürschners Deutscher Literaturkalender ist im 46. Jahrgang für das Jahr 1932 im Verlag von Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, zum Preis von M. 19,80 gebunden, erschienen. Bei der Neuausgabe hat sich der Herausgeber Dr. Gerhard Lüdtke wiederum aufs beste bewährt. Besonders dankenswert sind die Ausführungen von Dr. Alexander Elster über Schriftwerkrecht, das in deutsches Urheberrecht, in das auch Film- und Rundfunk-Urheberrecht eingeschlossen sind, deutsches Verlagsrecht, Preßrechtliches, internationales Urheberrecht, österreichisches Urheber- und Verlagsrecht, schweizerisches Urheber- und Verlagsrecht gegliedert ist. Nicht minder dankenswert sind die ausführlichen Angaben über deutsche Verleger und Bühnenvertriebsanstalten sowie über deutsche Spielbühnen und ihre Leiter. Zeitschriften, Zeitungen, Zeitungskorrespondenzen und Pressedienste sind wieder ausführlich behandelt worden. Eine dankenswerte Zusammenstellung weist die literarischen Vereine und Stiftungen auf. Willkommen erscheint ein Festkalender über die 50., 60., 70., 75., 80., 85. und 90. Geburtstage im Jahre 1932. Dem Jahrbuch ist auch wieder eine Totenliste beigefügt worden. Die Übersicht nach Orten bildet den Abschluß des überaus reichhaltigen Bandes. Bildbeigaben: Peter Dörfler, Marie Grengg, Manfred Hausmann, Klara Hofer, Nikolaus Welter und Carl Zuckmayer.

Die Kommission für Erforschung der Geschichte der Reformation und Gegenreformation hat den Unterzeichneten mit der Herausgabe des Briefwechsels von Konrad Celtis betraut. Die vor dem Abschluß stehende Ausgabe soll alles erreichbare Material verwerten. Es werden daher alle in Betracht kommenden Personen, besonders Archivvorstände, Bibliothekare usw. gebeten, dem Herausgeber unbekanntes oder an entlegener Stelle veröffentlichtes Material, Briefe und Dokumente, sowie auch Aufzeichnungen aller Art, in denen der Name Celtis vorkommt, bekanntzugeben. Das geistige Eigentum wird dabei vollständig gewahrt; Portoauslagen oder sonst entstehende Spesen werden gern ersetzt. Privatdozent Dr. H. Rupprich, Wien I., Universität Deutsches Seminar.

* * *

Uraufführungen. Wien, Kammerspiele: „Die Bridgemama". Schwank von Ludwig Nerz (26. Jan. 32). — Salzburg, Festspielhaus: „Die drei salzburger Hanswurste". Von Josef August Lux (23. Jan. 32).

* * *

Kataloge. Friedrich Cohen, Bonn: Antiquariatskatalog Nr. 17 (Philosophie II). 32 S. — do. — 176 (Volkskunde und Geschichte). 20 S.

Buchh. Gustav Fock, G. m. b. H., Leipzig: Antiquariatskatalog Nr. 655 (Haut- und Geschlechtskrankheiten). 40 S.

Geibel & Hohl, Göttingen: Antiquariatskatalog Nr. 180, I. Teil (Deutsche Literatur). 32 S.

Leo Liepmannssohn, Berlin: Katalog Nr. 226 (Goethe). 40 S.

Hellmut Meyer & Ernst, Berlin: Versteigerung Katalog 18 (Autographen). 173 S.

Adolf Weigel, Leipzig: Mitteilungen für Bücherfreunde. Neunte Folge, Nr. 1 (Kultur und Literatur). 48 S.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Sommersemester 1932 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

BASEL: Merian, Goethe und Frankreich. Zinkernagel, Die deutsche Literatur im Aufklärungszeitalter. Das deutsche Drama und Theater der letzten 50 Jahre. Lüdeke, The English Novel in the XVIII. Century. Das englische Drama der ausgehenden Renaissance. Walt Whitman (Sem.). American Literature since the Civil War. Raymond, Paul Claudel, Paul Valéry et l'état présent de la poésie française. Viatte, Victor Hugo, l'homme et l'oeuvre. Mahler, Die russische Novelle von N. Leskow bis M. Gorkij. Die großen Lyriker Rußlands. — BERLIN: Alewyn, Der deutsche Roman im 19. Jahrhundert. Schillers philosophische Schriften (Sem.). Brömse, Geschichte der niederdeutschen Dichtung vom 16.—18. Jahrhundert. Fritz Reuters Prosadichtungen (Sem.). von Farkas, Goethe in Ungarn. Herrmann, Lessing. Deutsche Romantik. Schiller als Dramatiker (Sem.). Petersen, Goethes Lyrik. Das deutsche Drama der Gegenwart. Hölderlins Lyrik (Sem.). Schaeder, Goethe und der Orient. Brandl, Englische Literatur im 18. Jahrhundert (von Addison bis Wordsworth). Hübner, Shakespeares Komödien. Meißner, Englische Literatur- und Geistesgeschichte im Zeitalter des Barock. Zum englischen Renaissancedrama (Sem.). Harnack-Fish, Die gegenwärtige amerikanische Literatur. Schönemann, Die amerikanische Literatur bis zum Bürgerkrieg. Das amerikanische Drama, besonders O'Neill. Wechßler, Geschichte der französischen Literatur im 20. Jahrhundert. Fernández, Die spanische Literatur: Siglo XVIII. Quintela, A Lirica portuguesa. Marcus, Romane und Briefe nordischer Frauen. Übungen zur neueren nordischen Literatur. Hauer, Grundriß der chinesischen Literatur. — BERN: de Boor, Deutsche Mythologie. Fränkel, Goethe. II. Hälfte: Die weimarer Jahrzehnte. Heines Romanzero (Sem.). von Greyerz, Grethe Auers Werke. Strich, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Goethes Faust. Funke, Englische Literatur im 17. Jahrhundert. Englische Literatur im 19. Jahrhundert. Jaberg, Lettera-

tura italiana del Rinascimento. Noedel, Giacomo Leopardi, il pensatore, il poeta. — BONN: Enders, Bildungsideale der deutschen Klassiker. Meisen, Das deutsche Volkslied. Walzel, Deutsche Romantik im Zeitalter Goethes. Erzählung. Die Persönlichkeit des Dichters (Sem.). von Wiese, Grundbegriffe der Literaturwissenschaft. Deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts: Realismus und Neuromantik. Lyrik der Gegenwart: Rilke, Hofmannsthal, George (Sem.). Platz, Französische Romantik. Ramondt, Essai und Kritik in der modernen niederländischen Literatur. — ERLANGEN: Maurer, Der junge Goethe. Pirson, Molières Leben und Werke. — FREIBURG (Schweiz): Newald, Geschichte der deutschen schweizer Literatur vom Humanismus bis 1800. Geschichte und Methode der deutschen Literaturwissenschaft. Franz Grillparzer. Benett, Eighteenth Century Literature. Moreau, Groupes et milieux littéraires à la fin du XIXe siècle. La fin du romantisme. Arcari, Le piu belle liriche di Giovanni Pascoli. Introduzione metodologica allo studio della storia della letteratura italiana. Max, Herzog zu Sachsen, Tolstoj. — GIESSEN: Collin, Die Hauptvertreter des deutschen Romans seit 1830. Dante und Goethe. Viëtor, Goethe in der Zeit seiner Vollendung. Fischer, Die englische Romantik im Überblick. Heuer, Geschichte des englischen Dramas. Glaser, Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance und der Vorbereitung des Klassizismus. Pacini, I maggiore rappresentanti della Letteratura Italiana nel sec. XIX⁰. Ruppert y Ujaravi, Los escritores contemporáneos. — JENA: Dinger, Goethes Faust. Brinkmann, Geist und Form deutscher Dichtung, eine Gesamtübersicht über die deutsche Dichtungsgeschichte. Deutsche Lyrik neuester Zeit (Sem.). Leitzmann, Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Goethe-Literatur (Sem.). Fisher, Modern english Drama. Flasdieck, Geschichte der englischen Literatur im Zeitalter der Restauration. Kirchner, American Literature (II) since 1870. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Schultz-Gora, Voltaire und Rousseau, mit Ausblicken auf die sonstige französische Literatur des 18. Jahrhunderts. — HEIDELBERG: Boucke, Die Sturm- und Drangbewegung (der junge Goethe). Die neuromantische Strömung und ihre Vorläufer (1890—1920). Hellpach, Goethe als Geschöpf und Schöpfer. Mann, Literarische Kritik der Romantiker (Übung). Freiherr von Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland. Der junge Goethe. Hoops, Das Zeitalter von Scott und Byron. Littler, Modern english Poets. Hatzfeld, Französische Literatur des 19. Jahrhunderts. Pastor, Spanische Romanschriftsteller der Gegenwart. — INNSBRUCK: Enzinger, Deutsche Klassik. Gerhart Hauptmann. Brunner, Englische Literatur seit 1830. Lord Byron. — MARBURG: Elster, Poetik und Grundlehren der Literaturwissenschaft. Fahrner, Schiller. Goethes und Schillers Xenienkampf (Sem.). Freiherr Kleinschmit von Lengefeld, Der englische Roman. Mayne, Geschichte der deutschen Literatur von der Romantik bis zum Naturalismus. Die Faust-Forschung (Sem.). Deutschbein, Englische Literatur im Zeitalter des Barock (Shakespeare und Milton). Diffené, Modern english Dramatists (Shaw, Galsworthy, Coward). Joseph Conrad. Schmidt, Chaucer und seine Zeit. Auerbach, Die französische Literatur von der großen Revolution bis zum Ende des Bürgerkönigtums (1789—1848). Schmidt, La littérature et la spiritualité française au dix-huitième siècle. Histoire générale de la littérature française: Révisions et interrogations. — MÜNCHEN: Borcherdt, Die deutsche Literatur im 19. Jahrhundert. Goethes Faust. Gerhart Hauptmann. Brecht, Das deutsche klassische Drama Goethes und Schillers. Rehm, Die Dichtung der Sturm- und Drangzeit. Geist und Literatur des deutschen Renaissancezeitalters. Die deutsche Dichtung des Expressionismus. Kutscher, Literaturgeschichte der deutschen Romantik. Stil und Kunst der deutschen Prosa. Deutsches Drama und Theater von 1880 bis zur Gegenwart. Die weimarer Bühne der Klassik. Spindler, Shakespeares Meisterdramen. von Klenze, Übungen über die Geschichte der amerikanischen Lyrik. Simon, Französische Literatur im 18. Jahrhundert. Voßler, Dichtungsformen der Romanen. Jókay, Die ungarische Literatur des 20. Jahrhunderts. — MÜNSTER i. W.: Müller, Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe. Schulte-Kemminghausen, Klaus Groth und Fritz Reuter. Stefansky, Die Geschichte des deutschen Lustspiels von Lessing bis zu unserer Gegenwart. Henrik Ibsen und das Drama des deutschen Naturalismus und Impressionismus. Keller, Geschichte der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts. Decroos, La poésie française de 1800 à 1850. Lerch, Geschichte der französischen Lyrik. Heinermann, Spanische Lyrik seit Beginn der Blütezeit. Meyer, Der russische Roman des 19. Jahrhunderts. Rübel, Lesung und Erklärung einer Novelle von Tolstoj. — ROSTOCK i. M.: Flemming, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte im 19. Jahrhundert. Einführung in die literaturwissenschaftliche Arbeitsweise. Golther, Geschichte des deutschen Dramas und Theaters von den ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Teuchert, Der deutsche Roman. Plattdeutsche Lyrik (Sem.). Huscher, Englische Literatur im 18. Jahrhundert. Spehr, Repetitorium der französischen Literatur. II. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Hauptströmungen der deutschen Dichtung der Gegenwart. Halbach, Friedrich Hölderlin. Kluckhohn, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Aufklärung und des Sturmes und Dranges. Heinrich von Kleist. Zum Wesen und zur Geschichte des Dramas (Sem.). Barnes, Some 19th Century Authors. Rebensburg, Le XVIIe siècle (Ergänzung zu „Le théâtre classique"). Le théâtre post-romantique étudié dans les textes. — WÜRZBURG: Wedel-Parlow, Das Drama der Gegenwart. Goethes „Götz" in dreifacher Gestalt. Woerner, Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Jiriczek, Englische Literatur 1660—1760. Klavehn, Samuel Butler, his Life and Works. Hämel, Methoden der romanischen Literaturbetrachtung. Bernay, Trois initiateurs du lyrisme français contemporain: Baudelaire, Verlaine, Rimbaud. Chroust, Il teatro del grottesco. Kayser, Lermontows „Ein Held unserer Zeit". Sinkiewicz „Quo vadis". — ZÜRICH (Eidgenössische Techn. Hochschule): Ermatinger, Heinrich Heine und das junge Deutschland. Deutsche Literatur um 1900: Vom Impressionismus zum Expressionismus. Carl Spitteler. Schaer, Th. Storms Dichtungen. Rainer Maria Rilkes Werk und Persönlichkeit. Lyrische Meister der neueren Zeit. Pfändler, The Novels of Thomas Hardy. Kohler, Quelques écrivains français contemporains. Viktor Hugo, poète épique. Zoppi, Il romanzo nello seconda metà dell'Ottocento: Verga, Fogazzaro, D'Annunzio, Liriche di Carducci, Pascoli, D'Annunzio.

Redaktionsschluß: 5. März 1932.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Goethe und die Gemeinschaft

Wenn Goethe bekennt, daß Merck auf sein Leben den größten Einfluß gehabt und daß es nicht auszusprechen sei, wie sehr sein Kreis ihn belebt habe und förderte, so wird man sich nicht mehr wundern, daß alle literarischen Größen der siebziger Jahre den überlegenen Seelenführer von Darmstadt aufsuchten und seine bewundernden Freunde wurden. Es war, als ob die geistigen Mächte der Zeit in ihm ihren Sammelpunkt erkannt hätten. Er pflegte Literaturkritik, bildende Kunst, Naturwissenschaft, schrieb Prosa- und Versdichtungen. Doch was er sprach, war größer, als was er schrieb; und was er lebte, größer, als was er sprach.

Es war das Zeitalter schwärmerischer Freundschaften. Als er nach langer Trennung Goethes Kopf in dem Medaillon Neckers erblickte, weinte er vor Freude und ließ sogleich Abdrücke davon herstellen, damit er und seine Bekannten fortan mit dem Kopfe siegeln könnten. Aber da er mit dieser Empfindsamkeit Weltgewandtheit, Geschäftssinn und eine an den großen hessischen Satiriker Lichtenberg erinnernde sarkastische Schärfe verband, so erstreckte sich seine Anziehungskraft auf viele Kreise. Neben Goethe stellten sich Herder, Schlosser, die Grafen Stolberg, Klopstock, Wieland, Gleim, Sophie La Roche, Lavater, Leuchsenring, Klinger bei ihm ein, und sein Haus wurde die santa casa der erwachenden deutschen Dichtung. Merck aber wurde mit seiner Reife und Festigkeit dem weichen, leicht modellierbaren Geschlecht Bildner und Erzieher.

Seine starke Persönlichkeit mochte Goethe vorschweben, als er ausrief: „Gott erhalte uns unsere starken Sinne und gebe jedem Anfänger einen rechten Meister." Denn wie Merck dem „Anfänger" gesellschaftlich ein Mentor war, so gab er dem genialen Brausekopf auch die Kraft ernster Selbsterziehung. Wie er ihm, in den furchtbaren Seelenkämpfen der Lotteleidenschaft bald nach Wetzlar, bald nach Ehrenbreitstein berufen, liebevoll beistand, so half er ihm auch künstlerisch sich zu sich selbst zu finden. Während er ihn mit den Worten „Bei Zeit auf die Zäune, so trocknen die Windeln" zum Abschluß des „Werther" und „Götz" ermutigte, den er gemeinsam mit ihm verlegte, scheute er sich auch nicht das Verdikt über „Clavigo" zu fällen: „Solch einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben, das können die andern auch."

Es war Mercks Verdienst, wenn das kraftmeierische Naturburschentum der darmstädter Stürmer und Dränger sich um den „Götz" herumlagerte und die Gefühlsseligkeit der darmstädter Gemeinschaft der Heiligen den „Werther" umschwebt; und nichts bekundet die geradezu bestürzende Bedeutung dieses Mannes für die Geistesgeschichte klarer, als daß er samt seiner ganzen Umwelt in die Goethesche Dichtung eingegangen ist. Er selbst hat zu Carlos, Jarno im Wilhelm Meister und Mephisto Modell gestanden, wie Herder für den Satyros oder Leuchsenring für Pater Brey.

Damit aber vollzog sich in Goethes Schaffen zugleich eine entscheidende Stilwandlung. Indem er „poetische Ferne" mit der Blutnähe des darmstädter Erlebens vertauschte, bricht das Gesetz durch, für das Merck die berühmte Formel fand: „Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen und das gibt nichts als dummes Zeug."

Ein Kulturpolitiker ersten Ranges, faßte Merck in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", die er unter Mitarbeit Goethes, Herders, Schlossers, Höpfners und Wencks leitete, schließlich alle Kräfte der jungen Bewegung zu einem Kampforgan zusammen, in dem in geniesprühenden Manifesten das Schwächliche zerschlagen und das Banner der neuen Ideale aufgepflanzt wurde: Humanität, Weltbürgerlichkeit und Souveränität des Künstlers. Das Merkwürdigste an diesen kleinen Blättern, in denen der Stil des Werther geschmiedet wurde, bleibt die Kollektivarbeit der Mitwirkenden, die so innig war, daß Goethe seine eignen Beiträge mit fremden verwechselte. Lebhafte Korrespondenz, persönlicher Verkehr, Gedankengemeinschaft und gegenseitige Befeuerung schlossen den Kreis der stürmenden Jugend zu einem wahrhaften Bunde zusammen. Man nannte Goethe, weil er ständig zwischen Darmstadt und Frankfurt auf dem Wege war, den Wanderer, Merck aber lenkte mit diesem Rheinischen Dichterbunde, der nicht seinesgleichen hat, die Zukunft. Denn er führte den jungen Genius Deutschlands in die Epoche seiner größten dichterischen Sonnennähe.

Leo Sternberg

Goethe und der späte Engländer

Aus: „Erinnerungen aus meinem Leben" von Richard Burdon Haldane. Übersetzt und herausgegeben von Herbert von Hindenburg (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin).

Wir verdanken es der Güte des Herrn Hermann Lutz, München, daß er uns auf die Stelle, die wir hier wiedergeben, aufmerksam gemacht hat:

Die Beschäftigung mit Goethes Persönlichkeit hatte mich zu dem Studium seiner Lebensauffassung hingezogen. Ich besaß einen nahen Freund, der ganz anders geartet war als ich und meine politischen Gefährten, der aber wie ich von Goethe bezaubert war. Es war P. Hume Brown, später Professor der Geschichte in Edinburg, mit dem ich in Cloan Freundschaft geschlossen hatte. Zuerst kam er zu uns in den Herbstmonaten als Hauslehrer meiner jüngeren Geschwister. Später, als er Professor geworden war, kehrte er als Freund jedes Jahr im Herbst zurück, bis zu seinem 1918 erfolgten Tode. Literatur und Geschichte waren seine Steckenpferde, und in Cloan beschäftigte er sich mit beiden viel. Die Osterferien verbrachten wir zusammen in Deutschland, um Material für ein Buch zu sammeln, das er über Goethe schreiben wollte. Dieses „Leben Goethes" ist dann erschienen, aber da Brown vor der Vollendung starb, stellten ich und meine Schwester seinem Wunsch entsprechend das Buch fertig und veröffentlichten es in zwei Bänden. Ich verfaßte die Betrachtungen über „Faust" zweiten Teil. Hume Brown war keine starke, aber eine gesammelte und feine Persönlichkeit. Er hatte die geistige Hingabe des idealen Gelehrten.

Unsere Forschungsreisen unternahmen wir von 1898 an. Unser Hauptquartier war zuerst Weimar und später Ilmenau. Dann besuchten wir Jena, Eisenach, Wetzlar und Göttingen,

um Material zu suchen. Ich habe stets bedauert, daß Hume Brown nicht mehr über Goethes Lieblingsplätze gesagt hat, über die sich auch andere dicke Goethe-Biographien fast ganz ausschweigen. Da ist z. B. Schloß Dornburg an der Saale, das auf Seite 646 in Hume Browns Buch beschrieben wird und wohin Goethe mit Frau von Stein und ihren Kindern zu gehen pflegte. Ein sehr alter Wächter konnte uns auf Grund der Erzählungen seines Vaters, der dasselbe Amt zu Goethes Zeit innegehabt hatte, schildern, wie Goethe dort gelebt hatte. Er arbeitete den ganzen Tag in seinem Zimmer und war bis 4 Uhr nachmittags für niemand sichtbar außer für Frau von Stein, die bei dem großen Manne aus und ein ging und plauderte, wie es ihr paßte. Dann begab sich Goethe in den Garten und schnitt Silhouetten aus schwarzem Papier für sie und die Kinder. Der alte Wächter konnte uns noch einige Silhouetten zeigen.

Bei Ilmenau war der Kickelhahn, den Goethe regelmäßig erstieg, und oben, bei dem Sommerhaus, stand auch noch die alte Bank, auf der er das berühmte Gedicht „Über allen Gipfeln ist Ruh'" ersann, das er dann mit Bleistift auf die Wand schrieb. Wir haben oft auf der alten Bank gesessen und, wie in dem Gedicht, die Gipfel in der Abenddämmerung einschlafen sehen. Wir wiederholten auch die Spaziergänge, die Goethe mit dem Großherzog unternahm, und ruhten uns bei dem Wasserfall aus, den er in seinen Gedichten erwähnt.

Weimar war moderner geworden, aber der Park, den Goethe anlegte, und die Ufer der Ilm waren unverändert. Der alte Bibliothekar im Schloß zeigte uns das kleine Zimmer, in dem Goethe lieber arbeitete als in größeren Räumen. Wir fragten nach dem Grunde. „Weil", sagte der alte Mann, „er von diesem Fenster aus die Fenster der Frau von Stein sehen konnte."

Ich habe diese Unternehmungen erwähnt, weil sie eine tiefe Wirkung auf Hume Brown und mich ausübten. Ich wurde dadurch zum Studium der besten deutschen Literatur und der damals einzig in der Welt dastehenden deutschen höheren Bildung veranlaßt. Mit diesem Thema sollte ich mich später stark in England beschäftigen, und ich habe viel darüber aus den Werken Humboldts, Steins und anderer Gründer des deutschen Erziehungssystems gelernt.

Um zu zeigen, was diese Unternehmungen für uns beide bedeuteten, zitiere ich aus einem Brief, den mir Hume Brown nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Ilmenau schrieb:

„... Ehe ich wieder meine Arbeit aufnehme, muß ich Ihnen schreiben, wie sehr ich unseren letzten Besuch in dem lieben Ilmenau genossen habe. Es scheint mir, daß unser Aufenthalt dort mit jedem Mal angenehmer wird. Ich kann nicht umhin, zu empfinden, daß Sie es sind, dem ich diese jährliche Auffrischung für Geist und Körper verdanke, denn obgleich Ilmenau viele Anziehungen bietet, so schafft doch erst die gemeinsame Betrachtung sie zu einem wertvollen Besitz für mein Gedächtnis und meine Einbildungskraft um. Nie habe ich fesselndere Gespräche geführt als in der ‚Tanne' (dem Gasthof) und in den Lichtungen des Thüringer Waldes, die ich noch mehr liebe als die Schönheiten des Kickelhahns. Ich fühle, daß diese jährlichen Pilgerfahrten unserem Leben einen starken Schwung gegeben haben. Heute bin ich nicht recht aufgelegt zur Erfüllung meiner gewohnten Aufgabe, aber ich reiße mich zusammen, indem ich mir sage, daß der Aufenthalt in Ilmenau nutzlos wäre, wenn er mich nicht für den Rest des Jahres zu größerer Anstrengung befähigte. Aber als Mensch empfindet man doch deutlich den Gegensatz zwischen hier und dort..."

Meinen damaligen politischen Freunden waren meine Fahrten nach Deutschland ziemlich gleichgültig, doch hatten sie nichts dagegen einzuwenden, wenn ich unseren Ideenschatz auf diese Weise vermehrte. Das Haus der Gemeinen von 1885 bis 1892, wie Asquith und ich es kannten, war eine altmodische Versammlung, die sich um Erziehungs- und Bildungsprobleme, besonders um die auf dem europäischen Festlande, nur wenig kümmerte.

Professor Hume Brown und ich setzten unsere Reisen nach Deutschland fort, sogar als ich Kriegsminister war. Wir reisten inkognito, lebten sehr bescheiden, und die Deutschen störten uns in keiner Weise. Als wir zum letztenmal in Göttingen waren, schrieb ich mich als „Mr. Brown" ein, um kein Aufsehn zu erregen. Denn ich war damals schon ziemlich bekannt in Deutschland. Trotzdem wurden 24 Stunden nach unserer Ankunft „Mr.-Brown"-Zigarren von einem unternehmenden Tabakhändler in der ganzen Stadt verkauft, und auch ich erhielt eine Kiste. Wahrscheinlich haben die Deutschen später geglaubt, daß wir ihre Verteidigungsmittel untersuchen wollten.

Philosophie war damals nicht mehr Mode, jedenfalls nicht in Berlin und wohl auch nicht im ganzen übrigen Deutschland. Als ich dem Kaiser 1906 einen offiziellen Besuch abstattete, auf den ich später zurückkommen werde, stand ein Hofwagen zu meiner Verfügung, und ich bat den Kutscher, mich nach dem alten Dorotheenkirchhof zu fahren, wo Fichte, Solger und Hegel begraben liegen. Es war nicht leicht, jemand zu finden, der wußte, wo die arg vernachlässigten Gräber lagen. Nach meiner Rückkehr in das Schloß erzählte ich dem Kaiser und der Kaiserin, wie traurig mich dieser Anblick gestimmt hätte, aber der Kaiser sagte, daß diese Namen für Deutschland nicht mehr wichtig wären. Ich bemerkte, daß ich in der „Heldenallee", wo er Standbilder vieler historischer Persönlichkeiten hatte errichten lassen, einige Leuchten der Literatur vermißte. „Ich weiß", sagte er. Ich fügte hinzu, daß ich dort gern mindestens noch zwei Statuen auf meine Kosten aufstellen lassen würde. „Ich weiß", sagte er, „Sie meinen ein Standbild von Körner, meinem großen Kriegspoeten." Aber ich erwiderte, daß ich nicht an Körner gedacht hätte.

Mussolini und das römische Goethe-Institut

In Köln ist bekanntlich im vergangenen Herbst ein deutsch-italienisches Institut für romanische Studien mit dem Sinne, die geistige Verbindung zwischen Deutschland und Italien inniger zu gestalten, eröffnet worden. Als Zwillingsanstalt war von vornherein ein Institut in Rom vorgesehen gewesen, das das geistige Zentrum aller Deutsch-Studien in Italien sein sollte. Die italienische Regierung hat ihre Zusage zur Einrichtung einer derartigen, mit der römischen Universität zusammenarbeitenden, jedoch selbständigen Anstalt nicht nur gehalten, sie hat sich bemüht, diesem Institut von vornherein eine überragende Bedeutung und eine Ausnahmestellung zu geben. Mussolini selbst hat das Institut eingeweiht, und er hat die Gelegenheit benutzt, um in deutscher Sprache eine Goethe-Festrede zu halten. Der italienische Ministerpräsident und Diktator sprach in deutscher Sprache über das deutsche Genie: und zwar nicht als Gast in einer ausländischen deutschsprachigen Stadt, nicht in einer rein deutschen Versammlung, sondern im Herzen Roms und bei Einrichtung einer italienischen Anstalt. Die Höflichkeit eines Staatsmannes und die Verbeugung vor dem großen Geiste eines Volkes kann kaum weiter getrieben werden.

Mussolini hat Goethe als die heiligste Inkarnation deutschen Wesens hingestellt. Aber er hat, wie das nur natürlich war, auf die Verbindungen Goethes mit Rom hingewiesen und festgestellt, daß es von allen neuzeitlichen Dichtern nur einen einzigen gibt, der Roms Größe und unsterbliches Antlitz in seiner ganzen Schönheit gesehen, gefühlt und wiederzubilden in der Lage gewesen ist, das aber sei der Deutsche Goethe gewesen. Wenn man heute die Schauer der Jahrtausende fühlen wolle, so bleibe keine andere Möglichkeit, als die römischen Elegien zu lesen. Rom muß Goethe ewig dankbar sein.

So ist das deutsch-italienische Institut für germanische Kultur auf den Namen Goethes getauft worden. Es verfügt — durch die Hilfe Italiens, Deutschlands, der Schweiz, Hollands, Österreichs, Norwegens und Schwedens — bereits über eine Bibliothek von mehr als 20000 Bänden, von einigen Hundert Zeitschriften und wird mit dieser Sammlung dem Publikum geöffnet sein. Das Institut wird, abgesehen von seiner Zusammenarbeit mit der römischen Universität, die deutschen Klassiker in italienischen Übersetzungen herausgeben, es wird bestimmend für den Deutschunterricht an italienischen Schulen durch die Auswahl der Schullesestücke werden. Außerdem aber soll es das geistige Heim aller Deutschsprachigen in Italien werden.

Man hat dem Institut einen traumhaft schönen Platz gewählt; auf dem Monteverde, der Verlängerung des Gianicolo, thront die Villa Sciarra mit ihrem Spätbarockpark und einem Schlößchen, das noch der Bernini-Schule angehört. Diese Villa ist von einer Amerikanerin, Mrs. Wurts-Tower, Benito Mussolini für das Goethe-Institut geschenkt worden. Park und Schloß, behutsam im Zeitcharakter erhalten, sind voll von dem anhebenden romantischen Atem des späten Settecento; der Traum von der Natur, vom Märchen, von dem Zauber der Ruinen ist hier künstlich geschaffen, und wenn irgendwo „Goethe in Rom" noch zu finden ist, so muß es auf diesem Hügel über der ewigen Stadt sein. C. R. (Rom)

Italienischer Einschlag

Goethe und seine Welt in 580 Bildern (Leipzig 1932, im Insel-Verlag) —: vertieft man sich in dies schöne und notwendige Werk, das in Hans Wahl und Anton Kippenberg denkbar sachkundige Herausgeber gefunden hat, so tritt einem überwältigend entgegen: wie deutsch diese Welt gewesen. In zwiefacher Hinsicht. Fast keiner dieser vielen Köpfe, der nicht ausgesprochen deutschen Schnitt aufwiese. Urdeutsch aber auch die Landschaften, deutscher als sie heute in Erscheinung treten würden, weil nun doch im Ablauf der Zeit der internationale Verkehr und die internationale Wirtschaft viel Urtümliches und Charakteristisches abgeschliffen haben. Das frapiert besonders, blickt man etwa auf die Promenade in Leipzig, auf die Dorflinde in Garbenheim oder das deutsche Haus in Wetzlar.

Dies Deutschtum im Gesicht der Landschaft und der Menschen erfährt neben Unbeträchtlichem einen wesentlichen Einschlag; der heißt Italien. Es tritt aber das Seltsame zutage, daß durch diesen italienischen Einschlag das Deutsche deutscher zu werden scheint. Man rührt damit vielleicht an ein Seelisches, diese Italiensehnsucht des deutschen Menschen, so alt wie die deutsche Geschichte.

Wir geben zwei Bilder wieder, die in menschlichen Physiognomien das Italienerlebnis zu spiegeln scheinen. In sehr verschieden gearteter Weise. Das Italienische, das man in Friedrich Müllers (Mahler Müller) Physiognomie zu er-



Friedrich Müller (Mahler Müller)
(Aus: Goethe und seine Welt Hrsg. v. H. Wahl u. A. Kippenberg. Leipzig 1932, Insel-Verlag)



Zacharias Werner
(Aus: Goethe und seine Welt. Hrsg. v. H. Wahl u. A. Kippenberg. Leipzig 1932, Insel-Verlag)

kennen meint, ist das der Maler, die ihre Staffeleien in die Campagna tragen, auch das Italien der Osterien. In Zacharias Werners Gesicht zeichnet sich das Romerlebnis durchaus als religiöses. Es ist das Priestertum römischer Observanz, das diese Züge in Nase und Kinn gespitzt, dieser Oberlippe die eigentümliche Beredsamkeit gegeben hat.
Ein schönes und, sagten wir, ein notwendiges Buch. Notwendig für Menschen unserer Zeit deshalb, weil Menschen unserer Zeit schlechter hören als vergangene Generationen — besser sehen. E. H.

Masereel-Film

Die Theater spielen, immer noch, „Marius", „Maya" und das „Grand Hotel" von Vicki Baum. Wo steht inzwischen die Avantgarde? — Das Theater ist konservativ, es stagniert. Experimentiert wird im Kino.
In der Rue Vieux Colombier, nicht weit von den Cafés des Montparnasse, liegt das Cinéma Vieux Colombier. Nachmittags gegen halb drei Uhr trifft sich dort eine kleine Gruppe von Leuten, nicht viele, zehn oder fünfzehn Personen, sie kennen sich beinah alle untereinander, Stefan Zweig ist darunter und der Graf Harry Keßler. Was gibt es zu sehen? Ein Film von Frans Masereel wird zum erstenmal probeweise vorgeführt; genauer gesagt: ein Film nach Frans Masereel, nach einem seiner Romane in Bildern. Das wundervolle Bilderbuch, nach dem der Film gemacht ist, heißt „Die Idee", und es ist vielleicht von allen das schönste. — Masereel sitzt selbst im Parkett, das fast leer bleibt. Neben ihm der Mann, der mit einer Arbeitsleistung, die phantastisch ist, den Film hergestellt hat. Bild an Bild, Figur an Figur —: kaum vorstellbar, diese Mühe. Ein Trickfilm, aber einer von höchstem ethischen und artistischen Pathos. Was an diesem Unterfangen am meisten rührt, ist die Mischung aus Emsigkeit und Kühnheit, revolutionärem Elan und einem Fleiß, der mönchisch-mittelalterlich anmutet. — Worum geht es? Es geht um den Leidensweg der Idee. Einer, der einsam am Schreibtisch sitzt — der ewige Held Masereels, der Bartlose, Alterslose, der Weltfreund mit dem asketischen Zug — entsendet sie in die Welt; aus dem Haupt steigt sie ihm, die Idee, wie die Göttin aus dem Schädel des Zeus; sie hat einen weiblichen Körper, er ist nackt, weiß und von einer herben, etwas eckigen Zartheit. Zunächst ist sie so zart und klein, die Idee, daß der, welcher sie unter Schmerzen gebar, denen wir kaum beiwohnen durften, sie in ein Briefkuvert steckt, auf daß sie in die Welt reise. So beginnt der Weg ihrer Taten und ihrer Erniedrigungen. Da sie nackend unter den Menschen auftaucht, entsetzt man sich vor ihr. Teils Abscheu, teils schmieriges Gelächter bringt eine Bande von fetten Großunternehmern für sie auf, in deren Mitte sie verschlagen wird. Sie flieht auf die Gasse, überall leuchtend, überall Aufruhr erregend. Wie sie in die Volksversammlung dringt, entflammt sie den Redner; er spricht so begeistert, daß man ihn anklagt und zum Tode verurteilt. Als weißer Schatten schwebt die Idee zwischen dem Volke — lebendiger als alle übrigen Körper —, da man den entflammten Genossen betrauert, dessen Erschießung wir erschüttert beiwohnten. Die Idee: über dem Wirbel von Lichtreklamen der Großstadt, immer wieder sich die trüben Fetzen abreißend, die man ihr, immer wieder, umhängen will. Schließlich, damit sie zu immer weiteren Massen dringe und ein immer allgemeineres Gut werden könne, wirft sie sich — welcher Opfertod! — in die Maschinen der Druckerei, um gepreßt, aber vertausendfacht wieder zum Vorschein zu kommen.
Große Stücke des Films fehlten, man entbehrte auch die Musik und vieles war noch zu dunkel belichtet. Trotzdem gab es Momente von höchster Wirksamkeit. Die Verwandtschaft der Kunst Masereels mit dem Film — wie er sein könnte — ist schon oft aufgezeigt worden. Das Experiment ist also aus der Natur des Künstlers heraus legitimiert. Es ist kühn, aber es konnte so wohl gelingen, daß wir hoffen dürfen: andere Masereel-Filme werden folgen, und dieser wird auch bei uns gesehen werden. Klaus Mann

Realismus und Romantik im Tonfilm

Julien Duviviers Tonfilm „Hallo, hallo, hier spricht Berlin" hat in der Öffentlichkeit nicht die Beachtung gefunden, den er verdient — der Tonfilm hat nun mit dem Theater schon die Eigenschaft gemein, daß der Rahmen der Uraufführung den Erfolg mitentscheidet.
Nun hat dieser deutsch-französische Gemeinschaftsfilm Mängel, die nicht verschwiegen werden dürfen: er ist teilweise überspielt, bringt Montagen, die statt Klarheit Unklarheit schaffen, und es ist ein Mätzchen, das des Niveaus wie des Taktes entbehrt, wenn ein transozeanischer Potentat, der im Adlon empfangen wird, sein Wohlgefallen durch Aufstoßen dokumentiert.
Aber in diesem Tonfilm spielt zum erstenmal — der Ton die Hauptrolle. Ein deutscher Telephonist und seine französische Kollegin verlieben sich in die Stimme des unbekannten Gegenübers am Draht. Sie verabreden ein Stelldichein in Paris. Durch Zufall und Intrige kommt aber ein Kollege des Deutschen zum Rendezvous, und die Französin, etwas enttäuscht, zeigt dem Fremden, der sich für den Freund ausgibt, zwar die Stadt, aber läßt sich nicht erobern. Der Freund kommt verspätet an und erwischt die allzuflotte Kollegin seiner Angebeteten — und zieht ebenfalls enttäuscht ab. Die beiden Düpierten fanden nicht das Bild, das dem Ton des geliebten Wesens entsprochen hätte. Im Verlauf dieser romantischen Geschichte — man denkt an Wielands romantischen Helden Gandalin, der sich natürlich in die verkleidete Verliebte verliebt und doch treu bleibt, an Shakespeares Orlando, der sich in einen Knaben verliebt, weil es die verkleidete Rosalinde ist — im Verlauf dieser romantischen Geschichte also kommt das französische Fräulein nach Berlin, erkennt den zunächst unsichtbaren Geliebten an der Stimme wieder, und dann gibt es natürlich nach ein paar Verwicklungen ein happy end.
Man notiert sich die Namen der beiden reizenden Französinnen, Josette Day und Germaine Aussey, die mit Anmut und Grazie die Verführungsszene spielt. Man notiert sich den Einfall, der aus einer technischen Erfindung unserer Zeit eine romantische Handlung ableitet. Notiert sich, wie souverän mit der Wirklichkeit umgegangen wird: wenn Paris gezeigt wird, bekommen wir es gleich in der Verzerrung durch das Tempo des Autobus zu sehen. Notieren uns endlich, wie das Sprachenproblem des Tonfilms gelöst wird: man spricht deutsch und französisch. Denn an diesem Film hat die Liebe teilgenommen, deren Sprache international ist.
Lutz Weltmann

Vom wesenhaften Gehalt der Dichtung

Von Emil Lucka (Wien)

Die ästhetischen Werte der Dichtkunst sollen hier außer Betracht bleiben. Jedoch über das niemals endende Begehren des Menschengeistes, die Welt immer neu und immer anders gespiegelt zu sehen, hinaus, hat alle Kunst und die Dichtkunst gar eine Sendung im menschlichen Gesamtdasein zu erfüllen; und nach ihr wird jetzt gefragt. Diese Sendung und dieser Sinn, diese heimliche Berufung ist, um das Ergebnis kurz vorwegzunehmen: das Gefühl vom Reichtum, von der Unausschöpflichkeit und von der Rätselhaftigkeit des Lebens zu begründen, zu erhalten, zu vertiefen. Der junge Mensch glaubt meistens — heute wie sonst — Dinge, Menschen und Ereignisse aus einer gesicherten Ecke heraus zu verstehen, schnell und vorschnell hat er sich für alles eine Formel zurechtgelegt, die es auflösen und ausschöpfen soll, geradlinig und problemlos erscheinen ihm Menschheit und Welt, und so weiß er sich anderen überlegen, die unter die Oberfläche blicken. Es muß wohl so sein, denn wie sollte der Zwanzigjährige, der Dreißigjährige in der verwirrenden Vielfalt modernen Lebens zurechtkommen, hätte er nicht seine Glaubensartikel, seine Überzeugungen, seine Parteimeinungen fertig. So ist auch meistens, was junge Menschen dichten und gestalten, geradlinig, oft von einem heimlichen Dogma her bestimmt. Sie sind so glücklich, alles das nicht zu sehen, was zu ihrer Blickrichtung windschief steht, was sich gar nicht einfügen läßt, was geradezu widerspricht. Viele beharren dauernd in ihrer Haltung, versteifen sich noch in Eindeutigkeit, verklammern sich an der Oberfläche, und mag in solcher naiver Vereinfachung oft genug ein Reiz junger Dichtung liegen, bei Älteren wirkt sie eng, starr, unkünstlerisch.

Andere reifen. Immer entschiedener ahnen, fühlen, wissen sie, daß die Welt mehr Dimensionen hat, als es auf den ersten Blick — den Blick des Jünglings — scheint. Weisheit wird sich wohl als die Ahnung verstehen lassen, daß unterm Offenkundigen immer tiefere Schichten des Daseins schimmern, daß sich alles Sein unendlich vielfältig durchwächst und überlagert, daß kaum ein Mensch wirklich der ist, den wir sehen und vermuten. „Dunkel ist das Leben, dunkel ist der Tod", heißt ein chinesisches Wort, und diese Dunkelheit, die wir lieber Unausschöpfbarkeit nennen wollen, immer tiefer zu ahnen — verstehen können wir sie nicht —: das ist Weisheit. Die sind im Irrtum, die vermeinen, mit zunehmender Erkenntnis die Welt klarer erfassen und bewerten zu können; vielmehr ist es umgekehrt: je besser gerüstet Auge und Geist alles Sein durchdringen, desto geheimnisvoller erweist es sich. Die eigentlichen Feinde der Weisheit sind die Selbstsicheren und Selbstzufriedenen, die genau über alles Bescheid wissen.

In welchem Zusammenhang steht dies aber mit der Dichtkunst? Nicht mit ihrem ganzen Umkreis, denn durchaus berechtigt ist ja der Wille, Zeit und Gegenwart zu fassen und zu spiegeln, das im Bilde zu zeigen, was die Herzen bewegt und erregt. Wo aber das Gefühl auftritt, das nicht trügt: hier sind über Darstellung des Geschehens hinaus Tiefblick und Genie am Werke, dort werden dunklere Seinsschichten geahnt und aufgeschlossen, die die Unergründlichkeit und Rätselhaftigkeit des Lebens gewährleisten, darin auch die obere Schicht ankert. Es hat Zeiten gegeben, denen das Bewußtsein kosmischer Wurzelung selbstverständlich gewesen ist, und deren Dichtung von solchem Lebensgefühl Zeugnis ablegt. Unsere Zeit aber setzt gern ihre Aufgabe darein, die bunte Vielfalt heutigen Lebens möglichst reich ins Werk einzufangen — und sich daran genügen zu lassen. Manchmal gelingt solche Spiegelung in hohem Maße, aber jene zuerst angedeutete jugendliche Schnellfertigkeit und Kurzsichtigkeit, die alles zu verstehen glaubt, weil sie nur weniges sieht, beschneidet oft genug ahnungslos Fernen und Tiefen. Ein schablonenhaft wiederkehrendes Beispiel hierfür ist die einseitig soziale Einstellung vieler Dichter von heute, die meinen, aus ihrem Gesichtswinkel — kommunistisch oder konservativ oder faschistisch oder sonstwie — die Welt ganz zu verstehen und am Ende gar — un-

künstlerisch — verbessern zu können. Analog die psychoanalytische Einstellung, die aus der geschlechtlichen Sphäre her die Welt verstehen und deuten möchte.

Je reifer ein Mensch und ein Dichter wird (ich meine nicht je älter), desto fragwürdiger erscheint ihm solches Beginnen, nicht etwa weil, wer jeden Standpunkt versteht, auch jeden Standpunkt entschuldigen und rechtfertigen kann, sondern weil er die Unzulänglichkeit aller isolierten Urteile über die menschliche Gesellschaft, über das menschliche Triebleben kennt, weil er weiß, daß jede gerade Linie Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit verrät, vielfach verschlungene Kurven laufen ja darüber und darunter. Diese Vieldeutigkeit des Seins und des Menschenwesens offenbart sich dichterisch (und hier wird sie niemals angezweifelt) in der reichen, plastischen und dynamisch erfüllten Ausgestaltung der Menschen, deren Wesen der große Dichter über jede einzelne Eigenschaft hinaus schier ins Grenzenlose weitet.

Am Beginn des Jahrhunderts haben die Skandinavier und Dostojewskij, haben George und Rilke am meisten Eindruck gemacht, Dichter, denen das Gefühl von der Unlöslichkeit der Menschenseele, von der Magie und Vieldeutigkeit alles Lebens schweigende Voraussetzung gewesen ist. Die Blickrichtung hat sich seither verschoben. Nicht so sehr reif sein und der Weisheit entgegentasten wird zuhöchst geschätzt, sondern jugendlicher Wagemut, eindeutige (und daher nur einzelnes sehende) Entschiedenheit; und das sind weniger Qualitäten des Geistes und der Kunst als des Willens. Junge Völker sind wie junge Menschen schnell fertig mit Urteil und Verurteilung, den Amerikanern und den Russen von heute wird ebenso wie der heimischen künstlerischen Jugend eine fast abergläubische Verehrung gezollt — mag es mit ihren künstlerischen und geistigen Qualitäten wie immer bestellt sein. In Amerika ist eine eigene Philosophie der Oberflächlichkeit entstanden, die nur die Epidermis des Daseins gelten läßt und alle tieferen Schichten (erstaunlich viel wird solchen tieferen Schichten zugeschoben) wegdekretiert. Diese Gesinnung, die hier nicht im einzelnen dargelegt werden kann, gilt drüben und hüben, mit und ohne das Schlagwort, vielfach als maßgebend und spezifisch modern, ein guter Teil der Literatur läßt sich von solchem Weltgefühl leiten.

Alles dies mag für die Gegenwart berechtigt sein; wir haben keine Zeit, auf den Grund der Dinge zu gehen, sagt man etwa, wir sind hinreichend beschäftigt, nur zu leben, und Bücher dienen dazu, uns die Orientierung in der Welt zu erleichtern. Aber die Literatur, die solchen praktischen Zielen dient, scheidet aus der Kunst in einem höheren Sinne aus, wenn Kunst eine universale Funktion der Menschheit sein soll und nicht nur eine Begleiterscheinung augenblicklicher Ereignisse. Gegenüber allen Erfordernissen des Tages hält die Kunst (die nichts anderes zum Vorwurf haben muß als das tägliche Geschehen) das Gefühl von der Unergründlichkeit des Lebens und vom Geheimnis alles Werdens und Wandelns lebendig; nicht im Sinne einer speziellen Weltanschauung, der mystischen etwa, die an die Verwurzelung alles Einzelseins in einem universalen göttlichen Urgrunde glaubt (man könnte solch eine Weltanschauung ja ablehnen), sondern als das ganz ursprüngliche und philosophisch nicht festgelegte Gefühl von der Größe und der nur zu ahnenden Vielfältigkeit und Vieldeutigkeit des Lebens.

Hohe Dichtkunst — und nicht weniger die Malerei Rembrandts und Grünewalds — ist Weisheit, weil sie die Abgründe des Daseins im Bilde ahnen läßt, ohne sie doch in einem Dogma starr zu machen. Keine Zeit, die mehr will als die leiblichen Bedürfnisse befriedigen, wird auf diese Schau verzichten können. Oft genug ist auch der Versuch gemacht worden — und heute öfter als je in den verschiedenen Richtungen des Okkultismus —, die dem Menschen in der Kunst gewährte echte Schau und Ahnung von der Abgründigkeit des Daseins auf anderen Wegen zu gewinnen und, was nur Ahnung sein kann und darf, zu handgreiflichen Lehren zu verfestigen. Aber dies ist eine Täuschung und oft genug eine oberflächliche Täuschung. Nur echte Kunst kann das Bewußtsein von der Rätselhaftigkeit des Lebens schenken und sichern.

Bisher Unveröffentlichtes aus Nietzsches Nachlaß

Von Dr. Dr. Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlichem Leiter des Nietzsche-Archivs

(Fortsetzung)

Chor.

Antistrophe

Über jene Mächte,
Die auf des Olympos
Steilen Höhen thronen,
Reichet keine Macht.
Alles ist vergänglich
Sie allein sind ewig
Über Zeit und Leben
Weit erhaben.

Keiner wage, daß er
Voll von Stolz und Frechheit
Seine Stirne biete
Jener Himmelsmacht.
Hin zu Staub und Erde
Sinkt er, wenn er jene
Fesseln, die ihn binden
Von sich abwirft,
Wie des Stromes Wellen
Rauscht sein Leben nieder
Unbeständig zu des
Orkus finstrer Macht.
Voll von Demuth falle
Er zu Boden, flehe
Jene Mächte an um
Schutz und Hülfe.

Strophe

⏑–⏑–⏑⏑–⏑–
⏑–⏑–⏑⏑–⏑–
⏑–⏑–⏑–⏑⏑–⏑
⏑⏑––⏑⏑–⏑–

Antistrophe

–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑
–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑–
–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑
–⏑–⏑–⏑–⏑–⏑

Strophe

1. Ich sah den Sohn des gewalt'gen Zeus,
Die Völker beugten sich ehrfurchtsvoll
Als er erschien, wie Helios leuchtend,
Der die goldblitzenden Rosse lenkt.

2. Dein Scepter zwingt den Olymposberg,
Den wolkenragenden Göttersitz
Und vom Parnassos schallen Gesänge,
Die Apoll goldenen Saiten entlockt.

3. Ägypten, düsterer Weisheit voll,
Die Blütheninsel im Sandesmeer,
Sie beugen demuthsvoll ihre Knie,
Wenn der Weihduft in die Lüfte steigt.
Var: (Wenn zur Höh' duftender Weihrauch steigt.)

4. Das reiche Asien, Darius' Reich,
Die Länder all bis zum Indusstrom,
Sie fleh'n dich an, du Stolz Macedoniens,
Dich den allherrschenden Göttersohn!

II.

(Chor.) Dymn. Sie kehren zurück, ihr Mund schwillt preisend [über
Von Lobgesängen; welche Götterlästerung!
Und dennoch fühlt das Volk ein Hochgefühl
Und eine Wonne, die das Herz beseligt.
Ein Göttersohn führt ihre Heere an,
Die überwund'nen Feinde beugen ehrfurchtsvoll
Vor ihrem König sich; das schmeichelt ihrem
Gefühl für Ehre, das der niedre Mann
So gut besitzt als Alexander.
Doch wie? Was nenn' ich Ehrgefühl? Sie knieen
Selbst sklavisch vor dem Herrscher nieder, während
Verachtend sie auf jene, die der Väter
Gewohnheit treu zum Fußfall sich bequemen
Hinblicken sollten wie die Herren auf
Die Hunde. —
Aber mich erregt das nicht,
Wie meine Mitgeschwornen und ich würde
Wohl selber knieen, wenn ich nicht voll Haß
Erglühte gegen Alexander, weil er mich
Zurücksetzt, reiche Perser aber vorzieht
Und das kann ich nicht dulden. Hat er uns
Nicht in ein fremdes Land geführt, wo Mühe,
Gefahren unsrer harrten, haben Schlachten
Nicht unsern Muth bezeugt? Was war der Lohn?
Dem Manne gilt nichts mehr als seine Ehre,
Dem ist er Feind, wer diese ihm verletzt.
Wo sind die prächtigen Belohnungen,
Die er uns vor der Schlacht bei Gaugamela
Versprach? So mancher hat sein Leben für
Die Ehre kühn auf's Spiel gesetzt. Was war
Sein Lohn?
So wollen wir selber nehmen,
Was — Doch warte, warte! Einst kommt noch
Die Zeit, wo wir von deinen Schätzen selbst
Die schönsten für uns wählen, eigenhändig
Provinzen zur Verwaltung unter uns
Vertheilen. Tag des Glücks, o, nahe bald!

Pause.

[1] Ceb. Ich finde in Gedanken dich versunken,
Was fehlt dir, Dymnus, daß du nicht die Ankunft
Des Freundes wahrnimmst?
Dein Blick ist finster, deine Faust geballt,
Was sind für Wolken, die die Stirn dir trüben?
Dymn. — — —
Ceb. — — — zu wider wäre.
Ja, du warst heute nicht zugegen als
Vor Alexander Weihrauchwolken duftend
Hoch in die Lüfte stiegen und Gesänge
Den Göttersohn verherrlichten. Und dann
Ein prächtig Schauspiel — warfen sich in Prachtgewändern ihrer Nation die Abgesandten
Der unterworfnen Völker vor ihm nieder.
Aus Griechenland erschienen sie, aus
Ägypten, von Ammonium, aus allen
Gebieten Asiens bis hin zum Indusstrom,
Und alle huldigten dem Einen und erkannten
In ihm den Weltbeherrscher, den von Zeus
Gesandten, diesen Erdkreis zu regieren.
Und dann — da wandte gnädig sich der König

[1] Andere Fassung einer früheren Szene.

Den Landessöhnen zu und theilte Ämter
Und Würden aus. Doch denke dir, mein Dymnus,
Durch allen Jubel, alle Hymnen drangen
Auf einmal dumpfe Klänge zu des Königs Ohre.
Lautloses Schweigen — Doch von neuem schwollen
Die Töne wie des Sturmes banges Brausen,
Wenn Wetterwolken dumpf am Himmel ziehen.
Es waren Magier, des Indus weise Söhne,
Und schauernd hörten wir die düstern Worte:

> Wehe, wer vermessen, voll von Stolz und Kühnheit
> Seine Stirne bietet jener Himmelsmacht.
> Hin zu Staub und Erde sinkt er, wenn er jene
> Fesseln, die ihn binden von sich abwirft.
> Wie des Stromes Wellen rauscht sein Leben
> Nieder unbeständig zu des Orkus finstrer Macht.
> Voll von Demuth falle er zu Boden, flehe
> Jene Mächte an um Schutz und Hülfe!

Da rief Hephaistion: Der wäre wahrlich
Sehr kühn, der diesem Sohn des Zeus dem all-
Gewalt'gen König Trotz zu bieten wagte.
Und diese Wendung störte allem Unmuth,
Der auf des Herrschers Stirn sich drohend prägte.
Heil Alexander! jubelte die Menge,
Heil Ammons Sohn! rief laut der Priester Chor.
Dann sanken wir vor unserm König nieder
Und flehten um Gewährung unsrer Bitten.

Dymn. Meinst du, ich wäre so ein Schmeichler wie
Die alle, die du nanntest, Cebelinus?

Ceb. Du nennst mich Schmeichler, Heuchler. Ha!
Bedenk' doch, was du sprichst, das sollt der König
Mal hören, daß ein Mann aus seinem Heere
Es wagte, solche Worte auszusprechen.

Dymn. So geh doch hin und melde es, Verräther.
Ich will's — beim Zeus — ihm frei und offen sagen,
Daß noch ein Mann im Heere ist, der Freiheit
Im Herzen fühlt, ihr andern seid nur Hunde.
Ihr schmeichelt eurem Herrn, weil von der Tafel
Er euch die Brocken abwirft.

Ceb. Fürwahr! So bist du wohl der einz'ge Mann im ganzen Heer?
Es ist gefährlich, mit dir umzugehen.

D. Weshalb gefährlich; sprich weshalb?

C. Mehr und mehr erwacht in mir Verdacht; warum
So ängstlich, Freund? Kann sich ein Mann
Vor Hunden fürchten?

D. Da hast du recht.
Wär' ich allein — — —

C. So bist du's nicht — — —
Verschwörung! Ha, Verschwörung! Das war also
Der Mißmuth, der dir deine Stirne trübte.
So eil' ich nicht mit dir zu sterben. Wehe!
Ich muß den Freund dem König und der Freiheit
Zum Opfer bringen.

(ab.)

D. Ich bin entdeckt, entlarvt! Ach, Cebelinus!
Hab doch Erbarmen! Halt! bleib hier! Gedenke
An deine Freundschaftsschwüre! Da eilt er hin!
Ihr Götter helft! Zerschmettert ihm das Haupt!
Ich habe nichts verbrochen. Ihr Henker, eilt nicht! —
Er weiß noch nichts, man wird es mir erpressen
Durch Foltern! Wehe! wehe,

III.

Ceb. Gefangen! Gefangen!
Das ist der Lohn der Treue gegen meinen König.
Und dazu dieser schändliche Verdacht!
Kann wohl ein Freund das Mordschwert in die Brust
Des heißgeliebten Freundes senken?
Und doch! Er kann's! Ach, ich hab' es gethan!
Und durch ein Wort zerstört ich meines Freundes Leben.
Phil. Wie, durch ein Wort? Steht es in deiner Macht
Durch Worte Gräuelthaten zu vollbringen?
Ceb. Ich werde eines fürchterlichen Mords beschuldigt;
Der Freundschaft Bande hätte ich verletzt,
Und dann durch falsche Thränen das Verbrechen
Auf mein unsel'ges Opfer hingewälzt.
Ach, die ganze Schuld, die auf mir lastet,
Besteht in allzu großer Königstreue.
Ich brachte Alexander meinen Dymnus
Zum Opfer und was war mein Lohn?
Gefängniß, ja wohl gar der Tod!
Phil. Der Sinn der Rede ist mir dunkel, —
Ich kannte Dymnus stets als einen Mann,
Der Alexander treu war, wie ich selbst,
Und alle wahren Macedonier.
Und doch sprichst du, du hättest ihn zum Opfer
Für Alexander dargebracht. Was war
Das für ein Wort, das giftig ihm durch Mark
Und Bein drang und den Lebensfaden durchschnitt?
Ceb. Verschwörung —
Phil. Wie? Verschwörung?
Ceb. Ja. So rief ich
Durch bittre Worte aufgereizt und dieses Wort
Versetzt ihn in Verzweiflung und mir Flüche
Nachrufend, senkt er sich den Dolch ins Herz.
Phil. Verschwörung? Wie? Und gegen wen?
Ich schloß aus seinen dunklen Worten,
Daß mit mehreren er verbündet sei,
Die Freiheit sich durch einen Königsmord — —
Phil. Er nannte niemand?
Ceb. Nein, er wollte sein
Geheimniß durch den Tod verhüllen — —
Ph. So nannt' er niemand? Um der Götter Willen!
Belüg' mich nicht!
Ceb. Bei Helios, dem alles Sehenden,
Kein Wort entfloh von seinen Lippen, das
Ein Licht in dieses Dunkel werfen könnte.
Doch wie? Du wirst so bleich? Ich seh dich zittern
Und beben, sag, was fehlt dir, Feldherr?
Phil. Du sprachst ein giftig Wort, Verschwörung! Hat
Nicht dieses eine Wort dir deinen Freund
Geraubt? Mir raubt es die Besinnung.

(Pause.)

(dumpf) Wir sind verloren!
Ceb. Weh mir! Sprach Philotas?
Ph. Wir beide sind verloren, du bist Schuld
Daran, wenn es der König hört. — Denn er
Wird uns nicht glauben, wenn wir ihm versichern,
Daß wir von der Verschwörung nichts mehr wissen,
Als daß sie ist und Dymnus dran betheiligt.
Du bist des Todes schuldig. Zittre, Bösewicht!
Denn wegen dir und deiner Worte starb
Schon Dymnus, nun war's deine erste Pflicht
Die Augenblicke eines Sterbenden
Zu nützen, um nicht einen zweiten Mord

Auf deine schuld'ge Seele dir zu laden.
Wenn Alexander, unser großer König
Durch einen Meuchelmörder schimpflich fällt,
So bist du Schuld. — Wenn ich als Hehler jener
Verbrecherischen Höllenunternehmung
Mit Qualen sterbe, so bist du nur Schuld.
Die fürchterlichsten Martern aber harren
Dir, schändlichster Verräter deines Freundes,
Dir, der du jetzt für jenen schwarzen Plan,
Für jene alle büßen sollst, die dran
Betheiligt waren.
Ceb. Ich erstarre! Weh
Mir! Welche Worte sprach Philotas? Ich
Der reiner als die Sonne, ich soll sterben,
Belastet mit dem gräßlichen Verbrechen,
Des ich den Freund beschuldigte? O weh!
Gibt's keine Mittel uns zu retten? Sind
Wir unrettbar verloren?
Phil. Schweigen! Schweigen.
Still, wie das Grab. Das rettet uns. Der König
Doch ist verloren.
Ceb. Ist er das nicht auch,
Wenn wir's ihm melden?
Ph. Du hast recht. Es weiß
Doch also niemand eine Silbe davon
Was Dymnus sprach?
Ceb. Nein, niemand war zugegen
Als ich. Nach seinem Tode kamen erst
Noch andere hinzu!
Phil. Ich aber will
Den König warnen, daß er Sorge trage,
Sich stets mit zuverläss'gen Männern zu
Umgeben. Also Schweigen — schweigen, bis
Zum Grabe!
(Ab.)

Am. Der Abend senkt sich auf die Fluren nieder,
Des Tages wildes Toben ist verhallt.
Die Seele kann sich nun in sich versenken,
In seeligen Gedanken weilen, die
Der grelle Tag so leicht verscheucht.
Des Himmels Pforten scheinen mir erschlossen,
Und Melodien klingen durch die Lüfte,
Die unser Weh in Lethes Fluthen tauchen.
O Wonneabend! Glüthest du auch mir,
Wenn mich einst dieser Sonne letzter Strahl
Begrüßt und ich mein Ende nahe fühle.
O Freiheit, eines Mannes werthestes
Bedürfniß, bleib nicht ewig mir entschwunden!
Umfange mich, wie einst an meinem Morgen,
So auch beim Scheiden von der Erde Lust!

Willkommen, mein Philotas! Ob du gleich
Aus süßen Phantasien meine Seele störtest,
Ich grüße dich, du bist mir stets willkommen.
Doch wie verstört? Wer hat den kühnen Blick,
Den festen Gang geraubt, daß du bleich, zitternd
Mit hohlen Augen mir entgegen kommst?

Phil. Wir sind verrathen! Wolle nichts mehr wissen,
Noch diese Nacht! Und unser Unternehmen
Ist das Gespräch des Lagers. Darum eile!
In dieser Nacht muß Alexander sterben,
Und sollten wir auch sämmtlich untergehen.
Ich werd' ihn überraschen! Weh, wer kommt?

Wahrs. Eins ist Nacht, zwei ist Tag, drei ist Blut.
Phil. Was willst du, irrer Gaukler? Störe uns
Nicht länger —
W. Ich werd' ihn überraschen —
Ph. Hast du gehorcht, verwünschter Hund! So stirb!
Wahrs. Drei ist Blut, Drei ist Blut, Drei ist Blut! (Stirbt.)
Dem. Welch wüster Lärm? Wir sind verrathen, Freunde!
Soeben überbrachte Metron des
Gefängniß ... Geheimniß. Alle die
Wachen sind verdoppelt. Cebelinus wird
Soeben schon gefoltert, um die Wahrheit
Aus ihm zu pressen. Flieht! Ich beschwöre euch!
Flieht! Nicht eine Stunde sind wir sicher!
Ph. So hat der Schurke Cebelinus doch
Sein Wort gebrochen! Sich selbst zum Verderben!
Am. Was woll'n wir fliehen? Sind wir denn namentlich
Genannt?
Phil. Er weiß auch keinen einzigen von uns!
Doch mich wird er wohl nennen, weil die Nachricht
Dem König ich verschwiegen habe. Nein, wir bleiben!
Wir wollen den Verdacht nicht auf uns lenken!
Wir leben hier noch sichrer, als wenn in der Flucht
Wir uns're Rettung suchen. Denn Verräther
Umlauern uns wohin wir auch die Schritte
Nur wenden! Geh jetzt jeder in sein Haus,
Und laßt uns ruhig dort erwarten, was
Die Götter über uns beschlossen haben. (Ab.)
Am. So wechselt Licht und Finsterniß.
Auf jenen holden Traum mußt' schnell
Die Schreckensnachricht folgen! Wehe, Wehe!

Alex. Heph. Kra. Kallist.

Alex. Die Krone ist doch schwer.
Heph. Doch glücklich ist
Der, der sie tragen kann.
Kall. Der König ist stets seiner Krone Sklave.
Krat. Wahrlich viel
Erlaubst du dir, doch Alexander weiß,
Du sprichst die Wahrheit.
Al. Ich wär ein Sklave — nun, so bist du wohl
Der einz'ge Freie in dem ganzen Heer?
Kall. Die Weisen sind allein ganz unabhängig,
Nur von sich selbst regieret. Sie sind frei
Von allen Lüsten und Begierden, die
So leicht auf Königsthronen heimisch werden.
Al. Doch dienen mir nicht Millionen Völker?
Beherrscht mein Arm nicht fast das ganze Weltall?
Kall. Je wen'ger du bedient wirst, um so freier,
O Alexander, bist du!
Al. Nun, da bin ich
Auf Erden wohl der Sklave aller Sklaven!
Du sprichst ein schweres Wort, Kallisthenes! (Verstummt.)
Heph. Mein Freund, wo weilt Darius jetzt? Ich hörte
Manch wunderbar Gerücht.
(Pause.)
Er soll von seinem eig'nen Unterthan
Gefangen sein, des Diadems beraubt.
Al. Wie heißt der Schurke?
Krat. Bessus, der Satrap
Von Baktrien, er läßt sich jetzt sogar
Im weiten Perserreich als König huld'gen.
Alex. Er glaubt wohl gar, mir einen Dienst damit
Zu thun und hofft wohl glänzende Belohnung.

Er soll sich täuschen! An das Kreuz will ich
Den treuvergess'nen Sklaven schlagen lassen!
Sind Truppen schon ihm nachgesandt?

Heph. Noch nicht,
Doch wartet längst Philotas auf dein Wort.

Krat. Philotas? Wie?

Heph. Ist dir das wunderlich?

Alex. Was treibt dich für ein Argwohn, Kraterus?

Krat. Ich weiß recht wohl, daß es recht thöricht ist
So ganz auf ein Gerücht sich zu verlassen,
Daß sich im Heer von Zelt zu Zelte schleicht.

Alex. Was sagt denn das Gerücht? So aus der Luft
Gegriffen ist der Menge Stimme nicht.

Krat. Doch mir thät's leid, wenn du ihn als verdächtig
Behandeln solltest, denn er war doch stets
Ein Mann, dem Ehre über alles ging.

Heph. Das wäre schon gefährlich. Heute auch
Sah ich ihn nicht bei all den Macedoniern,
Die sich zu deinem Throne preisend drängten.

Kall. Was braucht ein König vor dem Sklav zu knieen?

Krat. Er soll — so spricht man wenigstens — geheime
Zusammenkünfte —

Alex. Wohl mit Bessus —

Krat. Ja,
Und was das schlimmste ist — er soll zuerst
Den feilen Schurken zu der That bewogen —

Alex. Aus welchen Gründen

Krat. Ja, das liegt im Dunkel,
Verschwörung, spricht man, doch nur ungern theil'
Ich solch' ein unverbürgt Gerücht dir mit.

Heph. Schweig, Kraterus!

Alex. Verlaßt mich, mir ist unwohl!

(Alle ab.)

Verschwörung! Ha, das ist ein schweres Wort,
Das wie ein grausig Ungethüm mich schreckt.
Ich merkt' es längst, mein großes Heer ist nicht
Mehr so für mich bezaubert, daß sie willig
Mir folgen, wohin ich mich nur wende.
Verschwörung! Soll'n an einem einz'gen Wort
Die Riesenpläne scheitern, die in mir
Noch brüten?
Verschwörung! Hu, ein Fieber schüttelt mich
Aus allen Ecken grinsen mich Gestalten
Mit blut'gen Dolchen an! Ich bin allein!
Des Dunkels Schauer weht um mich, Licht! Licht!

(Getöse.)

Was für ein wilder Lärm? O Zeus, sie nahn
Die grausen Eumeniden! Weh, ich sehe
Wildlodernde Flammen! Bis zum Himmel reicht
Die Gluth — Wehe! Welches Ungethüm
Peinigt mich! Das ist Persepolis!
Ach! Grausig ziehen blut'ge Schatten vorüber,
Sie drohn mir — Wie, ich hört ein Wort!
In Babylon! In Babylon!
Grauenerregend! Das Getümmel wächst! Es wächst, es
droht, es rast!
Die Mörder nahen! Wehe! Wehe!

Metr. Verzeiht, mein Herr und König.

Alex. Wie, du wagst
Gehörst du zu den blut'gen —

Metr. Ach, die Liebe
Zu dir und meine Treue ließen mich
Die Schranken, die den niedern Mann —

Alex. Was willst du?

Metr. Verschwörung —

Alex. (Kalt.) So! Verschwörung! Sag, wie viele
Sich gegen mich verbunden haben!

Metr. Verlangt doch nicht Unmögliches von mir!
Im Kerker liegt jetzt Cebelinus, der — —

Alex. Seit wann?

Metr. Als sich die Schaaren wieder in das Lager
Zerstreuten, hörten mehrere ein Seufzen,
Das aus dem Zelt des Dymnus drang,
Und sieh! Da liegt der theure Feldherr blutend
Vor Cebelinus.

Alex. Doch, wie nun Verschwörung?

Metr. Man führte ihn zum Kerker, wo Philotas
Ihn im Geheim verhörte. Diesen sah ich
Dann mit verstörtem Antlitz — —

Alex. Wie, Philotas?

Metron. Und als ich nun von Neugier fortgerissen
Mich in's Gefängniß schlich, da wirft sich jener
Mit Thränen vor mir nieder und gelobt
Mir ein Geheimniß zu entdecken, wenn
Ich Rettung ihm verspräche, denn ihm drohe
Ein sich'rer Tod —

Al. Und was enthüllt er dir?

Met. Daß Dymnus — —

Al. Mitverschworner sei. Und wer
Ist denn das Haupt?

Met. Er schwor mir, daß sein Freund
Ihm nichts davon enthüllt hab'

Al. Das wagte der
Verwegne?

* *

Das Trauerspiel hat den Schüler Nietzsche auch im Jahre 1860 noch beschäftigt; er schreibt im Mai 1860 aus Pforta an die Schwester:

[1] „... In Betreff meines Trauerspiels (‚Die Verschwörung des Philotas') ist sehr wenig zu Stande gekommen, ein Paar Proben von einigen Scenen in Reimen folgen hier.

a) 1. Soldat: Ich habe die verwünschte Flucht nun satt,
Bin an allen Gliedern steif und matt
Und kann kaum mehr die Beine tragen.
Nun soll mir mal einer sagen:
Wo soll das denn eigentlich hinaus?

2. Soldat: Mit der Frage bleib mir zu Haus!
Man sagt, für's große Perserreich,
Das wäre im Grunde mir furchtbar gleich.
Wenn's nicht meine eigene Rettung gält',
Ich lebte längst von fremdem Geld,
In lauter Herrlichkeit und Freuden.

1. Soldat: Kamerad, laß dich bedeuten!
Da sind wir im Grunde rechte Thoren,
Haben uns das schlimmste Theil erkoren;
Hatten wir in der Heimath nicht viel mehr,
Als hier unter Darius Heer?
Und konnte es wohl was Schönres geben,
Als bei Alexander zu leben,

[1] Nietzsches Briefe an Mutter und Schwester (Insel-Verlag).

Wo klein die Gefahr, groß der Genuß,
Alles überhaupt im Überfluß.
usw.
b) Narbazanes: Wir haben ihn doch zu weit gebracht.
Nun ist's aus! Nun Krone gute Nacht!
Bessus: Wer wird auch gleich den Muth verlieren?
Wollen's doch erst beim Heer probiren,
Und das ist bald herumgewandt.
Denn die Treue ist kein so festes Band,
Daß Gut und Geld und große Versprechen
Sie nicht noch — das glaub' mir — vor Abend brechen.
Narb.: Laßt uns aber vorsichtig verfahren!
Man kann nicht traun den griechischen Schaaren
Und besonders nicht Patron dem rohen Bauer,
Wenn ich den seh' überläuft mich ein Schauer.
An dem geht unsre Verschwörung zu nichte,
Der weiß, das glaub' mir, die ganze Geschichte.
...... usw."

Mexiko: Jahrgang 1902

Der Weg des Dichters Jaime Torres Bodet

Von Walter Pabst (Berlin)

Unter den jüngsten Amerikanern spanischer Sprache hat der Mexikaner Jaime Torres Bodet, der am 17. April 1902 als Sohn eines Spaniers und einer Peruanerin französischer Herkunft in Mexiko-City geboren wurde, das Recht, wegen der Eigenart seiner lyrischen Visionen und der Selbständigkeit seiner dichterischen Erfindungen unter die führenden Vertreter modernen spanischen Schrifttums gezählt zu werden. Sein bisher vorliegendes Werk weist die mannigfaltigsten Züge auf, und bei flüchtiger Betrachtung mag es scheinen, der junge Dichter bewege sich in stets wiederholten Kreisdrehungen zwischen den drei Kraftpolen Spanien, Frankreich, Südamerika, deren verschieden gerichtete spirituelle Ströme ihn bald hier-, bald dorthin reißen.

Von 1918 ab bewußt unter dem Einfluß des spanischen lyrischen Expressionismus („modernismo") stehend, bringt er zuerst ein gutes halbes Dutzend Gedichtbände hervor, deren Existenz ihn heute zuweilen peinlich berührt. 1920 gibt er ein Anthologiebändchen selbstübersetzter Prosa André Gides heraus. 1927 erscheint sein erstes eigenes Prosawerk „Margarita de Niebla" („Nebelgrete"), das den Versuch darstellt, den lateinamerikanischen Lebensraum in den Formen der jüngsten spanischen Prosadichtung, etwa im Sinn von Benjamin Jarnés, zu erfassen. Damit ist — um bei dem anfänglich gebrauchten Bild zu bleiben — die erste scheinbare Kreisdrehung vollendet.

Im zweiten Kreis fehlt zunächst die modernistische Lyrik; wir begegnen gleich 1928 einer Welt, die im Zeichen des Franzosen Gide geboren ist: „Parálisis", Panorama der fremden Moralität und Ästhetik, der krankhaften Empfindsamkeit, des ins Irrsinnige gesteigerten Seelenlebens eines Paralytikers, ruft Erinnerungen an „L'Immoraliste" wach. 1929 folgt der bekenntnishafte Rückblick auf das seelische Erwachen eines Knaben „La Educación Sentimental", in der Geistessphäre Gides an den Grenzen der Homoerotik konzipiert, in Erinnerung an Flaubert betitelt, zweifellos die bezauberndste und wunderbarste „hybride" Bildung, die der doppelten Überschneidung von französischer Kunstgewandtheit mit spanischer Sensibilität und südamerikanisch-barockem Ausdruckswillen verdankt werden kann. — Die Vorzeichen der ersten Kreisbahn erfüllen sich nun. Mit erstaunlicher Unbeirrbarkeit mündet der Weg in die Formen- und Gefühlswelt der spanischen Prosaidylliker (Gruppe Jarnés). „Proserpina Rescatada" („Proserpinas Erlösung", 1930/31), des Dichters umfangreichstes Prosabuch, gibt in breit ausgeführten lyrischen Analysen Leben und Tod einer jungen Frau, die, weiblichen Emanzipationswillen und jung erwachten Jenseitstrieb überspannend, okkulten Mächten, seelischem Masochismus, verfällt. Anhang zu diesem Werk ist ein fingiertes Interview, metaphorisch-satirische Entschleierung der nordamerikanischen Schwerindustrie, betitelt: „Retrato de Mr. Lehar" („Mr. Lehars Bildnis"). In kurzen Abständen folgen im gleichen Jahr (1931) zwei Entwürfe: „Entrada en Materia" („Weg in die Wirklichkeit"), Darstellung der Rückkehr eines geheilten Irren in den Geist des Stoffes, und „Nacimiento de Venus" („Venus wird geboren"), Fabel und Paraphrase auf das Erwachen einer jungen Frau, die, einer

Schiffskatastrophe entronnen, als neues Wesen die Welt gewinnt.

Zum drittenmal hat der magische „Kreislauf“ Torres Bodets begonnen. Der Zeiger weist auf die 1931 erschienene Gedichtsammlung „Destierro“ („Verbannung“), die, der Form nach den gegenwärtigen Stand des spanischen „modernismo“ („surrealismo“) spiegelnd, den kristallenen Gesetzen begrifflicher Sublimierung gehorchend, Visionen, Träume und unterweltliche Ausgeburten, die unseren Schlaf zum gespenstischen Jenseits machen, mit abstrahierender Wortkunst bändigt.

Wir haben uns hier der bildlichen Vorstellung des Kreises bedient. Sie muß fallen, denn sie zeigt nicht den richtigen Weg des Dichters. In Wirklichkeit ist das Schaffen Torres Bodets weder unsichere Tastarbeit zwischen drei wechselweise erstrebten Idealen, noch geht es überhaupt auf die Nachahmung irgendwelcher Vorbilder aus. Die Kunst dieses Mexikaners hat Anspruch darauf, als selbständiges Phänomen betrachtet zu werden. Ob er nun in „Margarita de Niebla“ den Versuch einer Auseinandersetzung des jungen Mexiko mit der zwiespältigen Mentalität der alten Welt (Deutschland—Frankreich) unternimmt — er sagt dabei übrigens Dinge, die gerade in Deutschland ernsthafter Beachtung bedürften — oder ob er in „Entrada en Materia“ das Überspringen geistiger Abgründe, Metapher und Hyperbel, die herrschenden Stilfiguren des neulateinischen Schrifttums, zur schicksalhaft wirkenden Kraft erhebt — sein Streben ist das gleiche geblieben. Von demselben Willen getrieben wie einst, hat er es heute zu größerer Meisterschaft gebracht.

Jedes einzelne seiner Werke spiegelt den Kampf um die Abstraktion der Gedanken, um die Beherrschung und Fühlbarmachung der dunkeln Unterströme menschlichen Seins. „In mir ist nur die wollüstige Freude des Kritikers“, läßt er den Helden von „Margarita de Niebla“ sagen: „denn ich habe die starre Dichtung der übernommenen Umrisse zerstört und habe im Umdenken ihrer Werte das Geheimnis jener Zerbrechlichkeit entdeckt, welche die Dinge mit ihrer scheinbaren Festigkeit vergeblich zu verhüllen strebten.“ Und wenn er 1932 in einem Brief sein ästhetisches Selbstbekenntnis ablegt: „Vor allem mißfällt mir jene ‚naturalistische‘ Prosa, die, unter dem Vorwand der Wirklichkeitstreue, das ewige Kompromis der Kunst auszuschalten strebt: die Freude und die Anstrengung des Entdeckens. Meiner Ansicht nach sind nämlich Erfinden (Erschaffen) und Entdecken das gleiche. Nachschaffen scheint mir nicht nur weniger interessant, sondern auch vom strengen Gesichtspunkt aus unmöglich. Daher dieser Umgehungswille, der vielleicht eine entfernte Verwandtschaft zwischen meiner Prosa und meiner Poesie herstellt ...“ — so gibt er gerade mit dem Wort „Umgehungswille“ die beste Definition des allgemeinen Strebens in der modernen spanischen Dichtung.

Das Ziel steht fest, der Weg aber führt in stets wiederholter Bemühung durch die verschiedensten Schichten des Seins. Drei Kulturen, zwei Kontinente liefern den Stoff dazu. Wie in einer großen, nach innen gewendeten Spirale — der Schein des Kreises trügt — kehrt sich der Weg des Dichters Jaime Torres Bodet in ständig verengten, verfeinerten Windungen dem idealen Zielpunkt zu, der, zweifellos in nie erreichbarer Ferne, in ihrer Mitte liegt: der absoluten begrifflichen Reinheit des Worts, der unbegrenzten Herrschaft des Künstlers über die Sprache, der restlosen „expression de l'inexprimable“.

Albrecht Schaeffers Gedichte[1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

Jedes Wort, das Albrecht Schaeffer schreibt, in Gedicht und Erzählung, in Drama und Essay, siedelt auf hoher Ebene. Alles, was über ihn auszusagen ist, auch die Einwände und Einschränkungen, kann nur in dem Bewußtsein vorgebracht werden, daß er zu den wenigen zählt, die in letzter Verantwortlichkeit wirken. In seinem „Lebensabriß“ erzählt er, daß er an jedem klaren Tag die weiße Großglocknerkette tief im Süden erblickt, man spürt, daß er sein Tagewerk verrichtet im An-

[1] Im Insel-Verlag, Leipzig.

gesicht der Berge, die wie versteinte, sichtbar gewordene Ewigkeit vor seinem Auge stehen, und eins der ergreifendsten Gedichte bestätigt es, „Bekennung":

„Heilige Berge!
Einst fernher gekommen von meiner Mutter dem Meer,
Unwillig trat ich in euer Leuchten,
Kühle des Schnees, o Häupter,
Himmelumflossene, in eure Zucht."

Sie schlossen sein Auge „für den unendlichen Anblick der Hochzeit von Äther und Erde":

„Streng in die Enge
Bandet ihr's nieder zum Boden,
Schauend, ihr Könige, herzlos
Über das niedergeschlagene Herz:
Knecht bist du, Knecht sollst du gehen
In dich."

Und dann, nachts, spricht „aus Südens Ferne der Berg" vom Schicksal des Inn, an dessen Ufern, im Markt Neubeuern, der Dichter wohnt.
In diesen Versen rühren wir an einen innersten Ort dieser Dichtung. Immer ist Schaeffer ein bildender Knecht, der die ewigen Dinge in Worte bannt. „Denn das Unsterbliche", läßt er Hölderlin sagen,

„seht, die kleinen sind es, die Genien,
Luftig, geflügelte Wesen, libellengleich, ach — so verrat ich's:
. Es sind DIE WORTE!"

„Die Worte" mit großen Buchstaben gedruckt: er verehrt die Worte. Aber beinahe immer ist das Schaeffersche Gedicht von unwägbarer Kühle überfremdet, als striche die Luft von den erziehenden Bergen in seine Zeilen: dieser Lyrik, die nicht selten an das Letzte greift, mangelt ein Allerletztes. Es wäre plump, es wäre unwahr, zu sagen, daß sie nur ein Vorletztes erreicht und das Letzte ausbleibt. An zahlreichen Stellen des neuen Gedichtbuchs und des früher gebotenen Versbandes „Der goldene Wagen", der Legenden und Mythen sammelt, spüren wir letzte Innigkeit, letzte Gewalt; doch niemals Selbstverständlichkeit. Dieser viel vermögende Dichter entbehrt nicht der Gnade, der riesige Atem am Schluß der Hölderlin-Dichtung, die Erschütterung des Abraham nach Isaaks Errettung, der Beginn des zweiten Stücks im „Tagebuch", hier ist Gnade: sanfte oder wilde Aufgerissenheit des Ich, vor dem nun die sonst verschlossene Welt sprachhaft aufreißt. Jedoch nirgend vergessen wir völlig, daß hier ein strenger, ein zuchtvoller Künstler am Werke ist, nirgend verwandelt sich das Gebild völlig zu einem schlechthin organisch Gewachsenen. Das gleiche Erlebnis wie bei Klopstock, bei Platen, bei George. Georges „Freund der Fluren" zum Beispiel wirkt wie eine im Museum aufgestellte bronzene Statue, er ist in der Tat „Der Freund der Fluren", nicht einfach ein Mensch, der Äcker und Wiesen liebt: ein Gran solcher Wirkung ist bei Schaeffer immer zu spüren. Nur scheinbar — von verhältnismäßig wenigen Stücken abgesehen — ist Conrad Ferdinand Meyer diesen Dichtern ver-



Albrecht Schaeffer
Zeichnung von B. F. Dolbin

wandt: er ist gewiß ein Bildhauer am Wort, aber sein „Römischer Brunnen" wird zugleich auf geheimnisvolle Art ein Gewachsenes, so wie seine gewachsenen Felsen und Wände zugleich wie von dem „Bildhauer Gott" zubehauen scheinen. Jener Eindruck zwingt sich so nachhaltig auf, weil Schaeffer — mehr wie Meyer — um das Lied ringt. In großrollender Sprache zu kündigen, genügt ihm nicht. Er sehnt sich nach der Einfachheit, der Naivität, dem Lied; und seiner Meisterschaft gelingt ein Frühlingslied, „Keim-Geister" heißt es, in dem es treibt und singt und schluchzt; und doch, in der fünften, sechsten, der siebenten Strophe stehen Wendungen, an sich entzückend, doch zu

kunstvoll für dies einfältige Singen, die lenzlich leichte Luft wird hier um eine Spur zu schwer, die Vorstellung, so hold, so hell sie glänzt, ist um ein Gran zu spürbar sorgsam ausgedrückt. Gleichviel: ein bezauberndes Gedicht, wie auch das glückhaft bezwingende „Nachtlied". Doch in anderen Stücken erschreckt die Künstlichkeit des Ausdrucks!

„Lebendig ward's! Es quillt im weißen Pelze.
Die blaue Seele, die hineingefror,
Arbeitet perlend sich in Dampf empor:
Das ganze Land betrieft die große Schmelze."

„Die zwitscherhafte Meise", „Die versargten Söhne": es wird nicht lebendig. Dieser „Tauwind" ist dem „jungen Tag" Meyers verwandt, der „stolziert": nein, er stolziert niemals, aber das Gedicht stolziert, und so dieses Vorfrühlingsgedicht. Wie es kunsthaften Dichtern, deren Meisterschaft von Künstlichkeit, von einem Übermaß des Könnens, bedroht ist, öfters begegnet, vergreift Schaeffer sich bisweilen peinvoll:

„Ich sah dein Antlitz insgeheim,
Vergrämt, gesunken busenwärts.
Gebeugtes Antlitz, o du Reim,
Auf dein gebeugtes Herz."

Unverständlich, daß der strenge Dichter diesen erquälten Reimspruch abdruckte, denn es ist gewiß, daß er sorgsam ausliest: zum Beispiel hat er ein Gedicht des „Marien"-Zyklus nicht aufgenommen, das in seinem Jahrbuch „Leukothea" steht. Die gleiche Künstlichkeit, die zuweilen seinen Ausdruck verstört, kehrt manchmal in seinen Erfindungen wieder als ein nicht überzeugendes, in Konstruktion verharrendes Element: Goethe, in einem schweizer Gasthof, erkennt in der Stimme der Nachbarin die Stimmen früher geliebter Frauen und beichtet der unsichtbaren Unbekannten durch die Stubentür; als der Nonne Jacobe von einer Schlange das anvertraute Kind getötet wird, geht sie hinaus in die Welt, um ein Kind zu empfangen, das sie den Eltern als Ersatz für das entrissene bringt, und das wirklich jenem gleicht — von fern ist diese Legende gewissen Motiven der Claudelschen „Verkündigung" verwandt. — Selbst Schaeffers vielfältig hohe Kunst überzeugt nicht von diesen schwierig ersonnenen Vorgängen; durchaus im Gegensatz zu der — im einzelnen sprachlich anfechtbaren — bedeutenden „Ballade von dem Gerechten": wie des Jesaja Gesicht, bei Luther, voll Rauch ist, so ist diese und die Abrahamlegende, so auch der Emmaus-Traum erfüllt von einem rauchhaften Gesicht-Dämmer, wie es nur ein Schauender erschaffen kann.

Dieser Dichter trägt schwer an sich selbst. In dem Essay „Über Hans Carossa" — den jenes Jahrbuch enthält — spricht er aus, daß der Mensch „in seine Einzelhaft ewig abgeschlossen" sei, umgeben von myriadenfach lebendigem Leben, zu dem ihm kein Übergang ist, das er berühren, aber mit dem er das seine nicht mischen könne: nur „wenn er mit stillem, gefaßtem Blick sich der Natur zuwendet, so kann es ihm wohl geschehen, daß ihre Fremdnis sich wandelt". Er trägt schwer an dem Übermaß der Einsamkeit, in die er gesperrt ist, und er fühlt Schuld: „O daß du Liebe hättest je genug"; und er erwidert sich: „Doch du hast dich veruntreut und versteint." Das Harte dem Weichen, das Schwere dem Leichten entgegengestellt:

„. . . und ihm ein Blick verliehn,
Es Alles zu umfassen ohne Mühe
Und leicht zu finden in der Morgenfrühe.
Es alles leicht, sich aber selbst voll Schwere,
So mag der schwere Baum den leichten Blust
Des Frühlings fühlen, sei es denn, er wäre
Begabt mit Fühlen einer Menschenbrust."

Und so verwirrt dem mächtigeren Inn die Donau, „die leichtere Schwester", die Richtung. Von hier aus verstehen wir nun tiefer die Sehnsucht dieses schweren, würdehaften Pathetikers, in dessen frei rollenden Rhythmen der Ton des letzten hölderlinscher Gesänge fortschallt, nach dem leichten Liebes- und Lenzlied: O daß du Liebe hättest je genug, dann wäre „Dein Herz ein Klang, ein Kuß, ein Amsel-Schlagen".

Überall in Schaeffers Gedicht ist Weite aufgetan: die Schau des Inn und der Donau, weithin verströmend gen Ost; die Berge in der Ferne; doch auch die randlosen, sich immer anders öffnenden Räume des „Emmaus-Traumes", die Legendenlandschaft der Abraham-Dichtung.

Diese äußere Großräumigkeit bildet, ihm unbewußt, die innere ab. Immer steht dieser Dichter unter dem Bogen der Ewigkeit, und immer ragt das Ganze seines Lebens unsichtbar hinter den Versen; mögen sie aus Gelegenheit entspringen, anders entsteht ja kein Gedicht, fast immer münden sie in die Gesamtheit seines Lebens: es sind Schicksalsgedichte.

Bruno Brehm

Von Herbert Günther (Berlin-Lankwitz)

I.

Bruno Brehm, heute vierzigjährig, ist verhältnismäßig spät zum erstenmal schriftstellerisch hervorgetreten, 1928. In diesen vier Jahren aber hat Brehm sieben Bücher veröffentlicht, die es nicht nur rechtfertigen, auf sein Schaffen hinzuweisen, sondern gebieten.

Es sind sechs Romane und sein „Leben in Geschichten". Brehm ist also Erzähler. Und das ist in der Tat das erste, was deutlich betont werden muß: Brehm ist Erzähler, in einem ganz ausschließlichen, einem selten reinen Sinn. Erzähler von Blut. Es läßt sich kein Gedicht, kein Drama von ihm denken. Naturgegebene Beschränkung auf das Epische bedeutet jedoch bei einem geborenen Erzähler wie diesem nicht Enge, sondern größere Fülle als sie viele aufweisen, die sich in allen Gattungen versuchen.

Brehm ist noch nicht fertig. Fast all seine Bücher haben „Fehler", so Vorzügliches in jedem einzelnen gelungen ist. Im Anfang riß ihn häufig die naive Freude am Erzählen so sehr mit, daß ihn der Stoff überwältigte. Doch Brehm ist ein ernster Arbeiter, Arbeiter gerade auch im Verborgenen: im Technischen; er gestaltet, weil er gestalten muß, und er lernt zugleich, indem er gestaltet. So sind denn seine Fortschritte in diesem Technisch-Lernbaren von Buch zu Buch erstaunlicher. Aber wenn seine ganze bisherige Leistung an einem Mangel leidet, so ist es noch immer ein Zuviel an Handlung, Menschen, Dingen — Verschwendung aus Überfluß.

Diese Schwäche hängt von früh her mit Brehms großer Stärke zusammen: seinem Humor. Und das ist das zweite Wichtige: Bruno Brehm ist nicht nur ein bedeutender neuer Erzähler, sondern auch ein bedeutender neuer Humorist, wobei das Wort „Humor" hier einmal in seiner eigentlichen Bedeutung verstanden werden darf. Auch Brehm begnügt sich gelegentlich mit Ironie, Satire, Karikatur. In seinem Besten und Persönlichsten steigert er sich zu echtem Humor, mehr als witzig, frisch, treffend: leuchtend und tief wissend. Bei keinem zweiten unter den neuen Erzählern habe ich so herzlich gelacht und zugleich so nachdenklich gelesen. Und dieselbe Wirkung wiederholt sich unfehlbar bei jeder neuen Lektüre. Denn Brehms Humor „lächelt" nicht „über Tränen", er steigt aus den Tränen auf, die er Kraft hatte, zu bewahren und nicht zu vergießen.

Nicht um Brehms Eigenart durch irgendeinen (wie auch immer, schiefen) „Vergleich" zu beeinträchtigen, sondern um einen Grad auf der Wertskala



Bruno Brehm

anzudeuten, möchte ich den guten und edlen Namen nennen, an den mich Brehm, als erster seit vielen Jahren, erinnerte. Es ist Friedrich Huch.

II.

Österreich ist der Schauplatz aller Romane von Bruno Brehm. Und zwar das Österreich der jüngsten Vergangenheit. Nur sein Erstling „Die furchtbaren Pferde" (in neuer Fassung: Adalbert Stifter-Gesellschaft, Eger) macht eine Ausnahme; in ihm sucht Brehm eine Verwirklichung seines

Gedankens räumlich und zeitlich noch in weiterer Ferne als nötig. „Der lachende Gott" (Piper) und „Ein Graf spielt Theater" (Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz) porträtieren die österreichische Kleinstadt. „Susanne und Marie" (Piper) und „Wir Alle wollen zur Opernredoute" (Piper) verlebendigen Wien. Jenes das sorgenlose Wien der Vorkriegszeit, dieses die Stadt des Hungers, des Verfalls, der stürzenden Kurse und des falschen neuen Reichtums. Sie alle sind historische Romane, wenn man, wie es mir allerdings berechtigt erscheint, die Spanne zwischen Jahrhundertwende und Inflation bereits als Geschichte auffassen will. Sie unternehmen, einzelne Teile des alten untergegangenen Österreich nachschaffend zu erhalten, in ihrer Erde, ihren Menschen, ihrer Luft. „Apis und Este" (Piper) faßt die bisherigen Bücher zusammen und geht weiter. Es wendet sich nicht mehr Teilen zu, sondern dem Ganzen. Es unternimmt, den sich mit Notwendigkeit vollziehenden Ablauf des Untergangs dieses Monstre-Reichs darzustellen. Brehm ergreift nicht Partei in dem Kampf zwischen Nationalismus und Imperium. Er ist objektiv wahr, wenn er auch dichterisch gestaltet; er wahrt Abstand bei aller Nähe und Beteiligtheit. So liest sich das Buch wie ein Geschichtswerk von poetischer Größe. Es wirkt wie ein einziger gewaltiger Trommelwirbel: Trommelwirbel vor einer Hinrichtung. Durch seinen tragischen Roman „Apis und Este" hat sich der Humorist Bruno Brehm von einer völlig neuen Seite gezeigt.

Immer also ist es Österreich, dem Brehms Dichtung gilt. Und doch ist es nie der Staat, nie das Soziologische, das ihn interessiert. Noch in dem politischen Roman „Apis und Este", der mit geradezu chirurgischer Technik den Riesenkörper „Österreich" zerlegt und seine einzelnen Organismen herauspräpariert, geht es Brehm letztlich nicht um Völker, Parteien, Gruppen, sondern um den einzelnen. Um den einzelnen als Träger einer Idee. Um den einzelnen als Träger einer Schuld. Brehms österreichische Romane haben alle noch einen zweiten Schauplatz: die menschliche Seele.

Dieses Problem der „Schuld", schon im vorletzten Roman angeschlagen, im letzten ausgesponnen, dürfte Brehm voraussichtlich noch in seinen nächsten Arbeiten beschäftigen. Wahrscheinlich auch in einem neuen „historischen Roman" seiner Art: „Versailles", der Herbst dieses Jahres vorliegen wird. Hoffen wir nur, daß der Humorist Brehm deswegen nicht von jetzt ab völlig schweigt! In jedem Fall aber wird Brehm eine Bereicherung der österreichischen, der deutschen Literatur bedeuten — sehr fern der letzten repräsentativen österreichischen Literatur von Schnitzler bis Hofmannsthal.

III.

Brehm kommt nicht zufällig zu seinem einen großen Gegenstand: Österreich. Bluterbe treibt ihn.

Sohn eines österreichischen Hauptmanns, hat ihn häufiger Garnisonswechsel seines Vaters schon früh mit den verschiedensten Teilen des Landes vertraut gemacht, und die Jugendeindrücke sind haften geblieben. Das Einjährigenjahr bringt ihn nach Wien. Es wird nach seinen eigenen Worten die schönste Zeit seines Lebens: „Durch jene strenge Form und Ordnung, die das Innere, die Gedanken, die Gefühle in Ruhe ließ" (die unangetastete innere Freiheit, die er dort empfand und die sein Ziel war und ist, wurde denn auch später ein Grundthema seiner Dichtungen). Nach einem unglücklichen Semester Germanistik sehnt Brehm sich so nach den Soldaten zurück, daß er sich aktivieren läßt. Krieg, Verwundung, sibirische Gefangenschaft, wieder Front, neue Verwundung, Kriegsende. Sechsundzwanzigjährig kehrt Brehm zurück: noch immer Soldat aus Neigung. Wir verstehen, warum er so spät zu seinem Schaffen kam und verstehen nun auch, warum er so lange unter der Herrschaft des Stoffs gestanden hat.

Der Rest des Lebens ist schnell erzählt. Neuer Versuch mit dem Studium, diesmal Kunstgeschichte und diesmal Promotion, Assistenz an der Universität, Mitarbeit an einem Sammelwerk Strzygowskis durch einen höchst gelehrten Beitrag über den Ursprung der germanischen Tierornamentik. Es folgt, eine Zeitlang, Verlagstätigkeit, und endlich ist Brehm freier Schriftsteller: „Ich habe, nach vielen Irrfahrten, dorthin gefunden, wohin ich eigentlich einmal kommen wollte. Man mußte mit mir Geduld haben — und eine tapfere Frau war geduldig und glaubte, wenn auch ich manchmal schon ganz verzagt hatte. Wir sind so unmodern, drei Kinder zu haben und zu finden, daß dies vielleicht das Schönste ist, was diese an Freuden nicht allzureiche Welt bieten kann."

In seinem letzten Bande „Das gelbe Ahornblatt" (Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz) hat Brehm selbst sein Leben mitgeteilt; „Jugend", „Krieg", „Bitternis", „Freude" heißen seine vier Abschnitte, und vierzig Geschichten erzählen nicht von den „Höhepunkten": von Sammelpunkten seiner Entwicklung, von äußerlich kleinen, im Bezirk der Seele großen Ereignissen. Es ist Brehms persönlichstes Buch.

IV.

Zwei nicht ganz junge Menschen, aber junge Dichter habe ich in diesen Blättern bereits vorgestellt: Martin Beheim-Schwarzbach (XXXII, 2) und Ernst Penzoldt (XXXIII, 6). Bruno Brehm ist der Dritte. Der Niederdeutsche in Hamburg, der Franke in München, der Deutschböhme in Wien, drei Epiker, sind Zeugen der deutschen Dichtung in unserer Zeit.

Jedermann. Geschichte eines Namenlosen. Von Ernst Wiechert

(Georg Müller, München 1932)

Von Gabriele Reuter (Weimar)

Nach dem Kriege vergingen Jahre, ohne daß man es wagte, seine Ereignisse im einzelnen zu schildern. Es war, als ob die Menschheit ein Grauen davor empfände, sich umzuwenden, das entsetzliche Durchlebte in der Phantasie auferstehen zu lassen. Das änderte sich plötzlich mit den großen Erfolgen, die einzelne Kriegsbücher aufzuweisen hatten, und wir wurden nun mit einer Flut von Kriegsbüchern geradezu überschwemmt. Die Gloria des Krieges fand ihre Vertreter, das äußerste Elend der Sieger und der Besiegten, die Geschicke einzelner und der Massen, mit Tendenz und ohne Tendenz — jedes Buch hatte seine eigene Färbung, und in der Gesamtheit bildeten sie doch nur einen kleinen Ausschnitt aus dem ungeheuren Weltgeschehen.

Ernst Wiechert, der feine, zarte, grüblerische Novellist hat in seinem Kriegsbuch „Jedermann" eigene Melodien gefunden, die für seine Persönlichkeit charakteristisch sind. Sein Buch besteht nicht aus Tatsachen, nicht aus der Schilderung von Schlachten, es sind einzelne Szenen, ich möchte sagen, es sind Gedichte in Prosa über die Seelenzustände und Seelenerlebnisse einer Reihe ganz junger Leute, die sich in der Heimat kannten, nun alles miteinander erleben, doch jeder seine eigenen Wege gehend. Ernst Wiechert dringt qualvoll tief ein in die Mystik des Krieges und wie diese Mystik an den Seelen der Menschen arbeitet und sie ummodelt, nicht zu Größe und Festigkeit, sondern sie gleichsam aushöhlt, in ihnen eine trostlose Leere zurückläßt, eine Gleichgültigkeit, in der alles versinkt, was sie bisher freute oder schmerzte. Und diese Gleichgültigkeit allein befähigt sie, den Krieg zu ertragen. Denn „Was ist der Krieg?", so fragen sie immer wieder, und die zweite Frage: „Verstehst du das?" ist ebenfalls immer wieder auf ihren Lippen und in ihren Herzen. Die Gleichgültigkeit allein befähigt sie, den Krieg durchzuhalten, der ein ewiges Warten ist, ein ewiges Marschieren auf endlosen ermüdenden Straßen, von deren Ende der Tod sie anblickt. Aber wenn sie glauben, dieses Ende erreicht zu haben, so ist es nur eine Erlösung für wenige, und die anderen müssen weiter marschieren. Johannes ist der eine, aus dem der Dichter selbst redet. Er ist der Deuter dessen, was seine Kameraden dumpf ertragen. Diese Kameraden sind keine Typen, es sind alles Menschen, die von einem eigenen Schicksal schon in der Heimat belastet sind. Da ist der Leutnant Hasenbein, ein reiner guter Mensch, der unter der Folter seines lächerlichen Namens streng und würdig wird, damit man ihn nicht auslache. Sein Tod am Waldrand ist mit einer herzzerreißenden Schönheit geschildert. Da ist der kleine Klaus, ein kränklicher Schuljunge, von einer harten Mutter verprügelt, dem beide Beine abgeschossen werden und der Goldschmied werden will, um den Mädchen, nach denen er sich so sehnt und die er nun niemals haben wird, schöne Sachen zu schaffen, die sie lieben werden. Da ist Oberüber, der Landstreicher ohne Heimat, dessen Stimme in der unendlichen Gelassenheit vor dem Leben und Sterben die Kameraden beruhigt und tröstet. Da ist der bewunderte und geliebte Graf Percy Pfeil, der als einer der letzten fällt und dessen Sarg

Johannes und Oberüber auf einem Wägelchen hinter der zurückweichenden Armee über die deutsche Grenze fahren und ihn unter einem deutschen Baum begraben. Und so wandern sie in den Krieg hinein, und so wandern sie wieder hinaus und haben alles verloren, was sie zu Anfang stärkte: Das Vaterland, den Heldenmut, die Abenteuerlust — alles — alles! Sie kehren zurück zu den Müttern, die als eine Schar schattenhafter Gestalten im Hintergrunde des Buchs einen Kreis bilden, verschieden und doch mit einer schauerlichen Ahnlichkeit — bebend und von Tränen überströmt — „Das ist der Krieg", sagt Johannes.

Man muß starke Nerven haben, um dieses Buch in seiner dichterischen Schönheit würdigen zu können, seine seelischen Enthüllungen in sich aufzunehmen. Man kann die vielen einzelnen Szenen nicht einmal andeuten — es gehört die bezaubernde Sprache Wiecherts dazu, der auch die einfachsten Dinge in traumhaft zarte Farben hüllt und mit einer liebevollen Verklärung umgibt. Ein Kriegsbuch — ja! Mehr noch ein Buch von leidenden und erlösten Menschenseelen!

Proben und Stücke

Aus: „Jedermann". Geschichte eines Namenlosen von Ernst Wiechert

(Georg Müller, München 1932)

Es war ein Sommerabend im „Jonathan-Land", als sie von einem Waldrand sich vorwärts warfen in ein zerwühltes Getreidefeld. Halme knickten rechts und links von ihnen, ursachlos erscheinende Art. Sie hörten die Schüsse gar nicht, sie unterschlugen sie gleichsam in ihrem Bewußtsein, weil es sonst unmöglich gewesen wäre, sich diesem singenden Tod entgegenzuwerfen. Und dann war Hasenbein gestolpert und auf das Gesicht gefallen, mit einer schweren, gleichgültigen Bewegung. Rechts und links von ihm lag die Gruppe, an die Erde gepreßt, über der die Halme wie unter Hagelkörnern zitterten. Oberüber und Johannes drehten ihn vorsichtig um. Er hatte einen Bauchschuß. „Nich' so schlimm, Korp'ral", sagte Oberüber. Aber Hasenbein sah sie schweigend an, von einem Gesicht in das andere. Die Würde war ausgelöscht aus seinem Gesicht, und seine Augen waren von der stummen Angst eines Tieres erfüllt, nicht von der Angst vor seiner Wunde, sondern vor den beiden, die an seiner Seite knieten und ein Verbandpäckchen um seinen Leib zu binden suchten. Als fürchtete er, daß sie ihn töten könnten.

Sie sahen zwei Sanitäter mit einer Bahre und fühlten den niedrig jagenden Druck der Granate. Als sie wieder aufsahen und die Erde aus ihren Augen wischten, waren die Sanitäter fort, und die durchlöcherte Bahre lag in den versengten Halmen, und ein dunkles Rot war wie ein Tuch verhüllend über die Erde gelegt.

Sie hoben Hasenbein auf die Bahre, die ihnen warm erschien wie von einem eben beendeten Opfer, und trugen ihn zurück. Der Waldrand dampfte und spritzte von brüllenden Trichtern, und sie mußten einen Umweg machen, bis sie eine Lichtung erreichten. Dort, unter einer gestürzten Eiche, setzten sie die Bahre ab. Das Feuer, das nach Reserven suchte, zerwühlte nun den ganzen Wald, und sie mußten warten. Hinter ihnen stand Erde und Wurzelwerk wie eine Wand, über sich hatten sie das rissige Grau des Stammes, und vor ihnen, wie in der Öffnung einer Höhle, erschien ein Stück der Lichtung mit Gräsern und Brombeerbüschen, und dahinter wieder der Wald. Aber Lichtung, Gräser, Büsche und Wald warfen sich in Krämpfen vor ihren Augen hin und her, atmeten, zitterten, schrien, zerbarsten und fielen rauschend wieder zusammen. Plötzlich stand eine Säule zwischen den Stämmen, ein Feuergeysir aus den Schlünden der Hölle, aufspritzend wie aus einer getroffenen Ader und die taumelnde Welt in seinen Strudel reißend. Die Bäume tanzten, Büsche segelten über die Wälder hinaus, und lange nach dem gellenden Donner kehrte alles wieder zurück von der Fahrt ins Firmament, Erde, Büsche, zerrissene Bäume, in einem dumpfen, ohnmächtigen Fall, während die schwarze Krone der Säule durch den Wald davonging, von der Abendsonne beglänzt, mit den höhnischen Umrißlinien eines Gesichts, das sich über die Schultern zurückwendet nach einem Morde. Und lange nachher, verspätet, wie von einem gelockerten Nagel, geschah es manchmal, daß der Wipfel einer Tanne sich lautlos senkte und dann mit schwerem Rauschen niederbrach in das Schweigen.

Zuerst starrten sie hinaus, zählten die Einschläge, berechneten die Bahnen, unterschieden die Kaliber. Dann aber beugten sie sich wie in einem glühenden Gewölbe, ohne Erkenntnis, Hoffnung oder Ausweg. Johannes sah einen Glockenblumenstengel in der Öffnung ihrer Höhle, und er hängte gleichsam seine Seele, den noch lebenden Rest seiner zerstörten Seele an das blaue Wunder dieser leuchtenden Kelche, die im Luftdruck der Explosionen leise schwankten. Hier gab es keine Erschütterung der Harmonie. Die blauen Glocken hörten nicht auf zu läuten, und während hoch über ihnen der Wahnsinn des Hasses heulte, riefen sie wahrscheinlich, keinem menschlichen Ohr vernehmbar, nach den Gläubigen der Liebe, die in der Gemeinde der Insekten ihrem feinen Klingen lauschten. Unendlichkeit des Trostes ging von der Bläue ihrer Kelche aus, Unzerstörbarkeit des Göttlichen inmitten aller verschlingenden Vernichtung. Das ist die wahre Kirche Gottes, dachte Johannes, in den Anblick versunken, blaue Glocken an schwankenden Türmen ... hier ist der Berg Ararat, der ewige und verheißene, für alle Sintfluten verheißen ... von hier werden unsere Tauben fliegen, die Tauben des Neuen Bundes ...

Rinde bröckelte auf seine Stirne herab, und hinter der Eiche brüllte die Flammensäule empor, aber seine versunkenen Augen sahen nur die blauen Kelche, die leise bebten und wien

der in die große Ruhe zurückschwangen. Er sah die Kameraden an, und auch ihre starren Gesichter waren der Blume zugewendet.
„Er ist nun sechs Jahre", sagte Hasenbein plötzlich. „Vorgestern war sein Geburtstag ... Friedrich heißt er, nach meinem Vater, und sein Haar ist so gelb wie das Roggenfeld, in dem wir lagen ... er ist so klug, viel klüger als ich, und über dem linken Auge hat er eine kleine Narbe ... vor zwei Jahren fiel er auf einen Stein, als er mir entgegenlief ... ich kam aus einer Lehrerversammlung ... jemand hatte einen Vortrag über Bienenzucht gehalten, ein kleiner, schüchterner Mensch, mit einem komischen Namen ..."
Sie sahen beide in sein Gesicht, das der Würde entkleidete Gesicht, das an den blauen Glockenblumen hing und den Honig der Erinnerung aus ihren Kelchen zu saugen schien. Er sprach unaufhörlich, und je näher die Einschläge kamen, desto schneller sprach er. Er entkleidete sich wie ein Kind, und wie ein Kind sprach er beim Entkleiden, von allen bunten und heimlichen Dingen des vergangenen Tages, die er zeugenlos berührt hatte mit seinen spielenden Händen. Von seiner Frau und seinem kleinen Hause, vom Obstgarten und seinen Lieblingsschülern. „Sie spotteten über meinen Namen", sagte er, „und da mußte ich streng sein, sonst wuchs es mir über den Kopf ... Auch ihr habt gespottet, die Akademiker besonders, weil ich nur ein kleiner Volksschullehrer bin ... und nun habe ich einen Bauchschuß, einen anständigen Schuß, von dem sie reden werden zu Hause ... ‚Hasenbein hat einen Bauchschuß', werden sie sagen, ‚sieh mal an, das hätte keiner von ihm gedacht ...' Auch ihr beiden nicht. Ihr habt gedacht, Hasenbein würde einen Armschuß bekommen und vergnügt nach der Heimat gehen ... und nun liegen wir hier im Walde und die Sonne geht unter ..."
Seine tief eingesunkenen Augen versuchten ein Lächeln. Es schien, als wollten sie das Lächeln an die Kelche der Blume hängen, aber es glitt immer wieder ab wie bei einem Kinde, das einen Kranz an einen hohen Zweig hängen will. Nur seine Augen lächelten. Sein Mund war ernst und grau und zusammengepreßt wie über einem schmerzenden Geheimnis.
„Is nich' so schlimm, Korp'ral", sagte Oberüber wieder. „Kommen schon durch."
Sie hatten Zeit, bis Hasenbein sein ganzes Leben erzählt hatte. Es strömte aus ihm heraus, als hätte der Schuß sein Leben getroffen, und hinter dem gesprengten Panzer der Wunde erschien das Unbekleidete, Vergrabene, das die Erde aus den Augen wischte und über dem vertropfenden Leben noch einmal das Gebäude des Gewesenen errichtete und das schon etwas Unwirkliches, Spukhaftes hatte, als sei die Rede von einem schon Gestorbenen.
Wenn er schwieg und der graue Mund wie ein Schnitt in einer blassen Frucht erschien, begann Oberüber zu fragen. „Und wie war es mit dem Acker, Korp'ral?" fragte er. „Gehört auch Land zur Stelle?" Und dann wurde der tote Mund wieder lebendig und sprach von seinem Roggen auf sandigem Boden, aber zum sechsten Korn reichte es immer noch. „Und wie steht es mit dem Garten, Korp'ral?" fragte Oberüber. „Klauen die Bengels alle Äpfel weg?"
Und wieder sprach der Mund, aber es war, als ginge er immer weiter fort und spreche immer mühsamer aus der Ferne, und sie beugten sich immer tiefer über ihn, um ihn zu verstehen. Aber seine Augen waren geöffnet, groß und ängstlich, und empfingen das rötliche Licht der sinkenden Sonne wie ein Brunnen in einem leeren Feld.
„Und wie ist es mit dem Pfarrer, Korp'ral?" fragte Oberüber. „Ist er anständig, oder hat er immer zu mäkeln, wie meistens auf dem Dorf?" Seine Fragen wurden lauter und dringender, je leiser die Antworten des Sterbenden wurden. Aber nun antwortete Hasenbein nicht mehr. Seine Augen fielen gleichsam von den Kelchen der Glockenblumen ab und klammerten sich an die beiden nahen Gesichter, die sich über ihn beugten. Es war nichts mehr in ihnen zu lesen, weder Würde noch Angst, und es schien Johannes, als seien sie leere Becher, auf deren Grund nichts lag als ein Spiegelbild der Wände. Sie sahen aus, als müßte man Leben in sie hineinschütten, schnell, mit beiden Händen, ehe es zu spät sei.
Aber dann verschwand auch dies, auch das letzte Spiegelbild. Sie gefroren zu einer grauen, blinden, müden Schicht wie die Augen eines sterbenden Vogels, über die ein blasser Vorhang fällt. Die scharfe Linie des Mundes lockerte sich, entspannte, erlöste sich, und eine kindliche Einfalt wuchs langsam von ihm über die hageren Wangen, erfüllte die Schatten unter den versunkenen Augen und floß unmerklich über die Schläfen auf der Stirn zusammen. Und statt des kleinen „Generals" lag ein Kind auf der schmutzigen Bahre, verwandelt wie in einem Zauber, und sah über den Wald hinaus, über dem die schwarzen Säulen gleich Zeichen standen.
Oberüber drückte ihm die Augen zu, und dann saßen sie still an seiner Leiche. Sie sahen nicht mehr hinaus, sondern blickten in das schweigende Antlitz, das dicht unter ihren Händen lag, und das doch mit einemmal in eine unbegreifliche Ferne gegangen war. Es lag da wie ein abgestreiftes Kleid in einem leeren Hause, es hatte noch etwas von der Form und dem Atem seines Trägers, aber die Tür des Hauses stand weit offen, und sein Bewohner ging schon irgendwo über die fernen Straßen der Welt. Er war ohne Aufsehn, ohne Abschied gegangen, und ein verwirrtes Suchen ging hinter ihm her wie hinter einem entflogenen Vogel. So schnell geht es, dachte Johannes, so schrecklich schnell ...
Die Sonne stand nun schon hinter den dampfenden Wipfeln, und die Schatten der Dämmerung stiegen langsam in das tote Gesicht und begannen, ihre Wohnung in den Tälern zu bereiten, unter den Augen, an den Schläfen, in den schmalen Furchen zwischen Nase und Mund. Sie ließen sich nieder wie auf einem leeren, herrenlosen Feld, und es war, als läge ein grauer Stein da, auf den der Tau fallen würde in der Nacht, wie er auf Gräser und Blumenkelche fällt, die keine Hände haben, um ihn fortzuwischen, sondern auf die Sonne warten müssen, damit sie ihn trockne.
„Und er hat doch nichts getan", sagte Johannes plötzlich laut. „Seine Bienenstöcke waren in Ordnung, seine Klasse war gehorsam und fleißig, sein Kind kam ihm entgegengelaufen, wenn er aus einer Lehrerversammlung kam ... er war ein bißchen streng und ein bißchen zu würdig, aber das war doch nur wegen seines komischen Namens, damit sie nicht über ihn lachten ... und auch dem auf der anderen Seite, mit der breiten Mütze und dem sibirischen Gesicht, hat er nichts getan ... verstehst du das?"
Oberübers Gesicht war noch tiefer gefaltet und zerknittert als sonst. „Laß man sein, Johannes", sagte er still, „da ist nichts zu verstehen. Immer haben sie so mit uns gemacht, und immer wird es so bleiben. Wir haben auch nichts getan, und da drüben liegen sie jetzt auch, die Hasenbeine, die Bienenstöcke haben und Kinder und alles andere ... sie sagen ja, daß es für das Vaterland ist ... laß man sein ..." Dann schwieg das Feuer über dem Wald, mit einem Schlag, als werfe jemand eine ferne Tür zu, und aus allen Gräsern stand

das Schweigen auf. Sie hörten wieder ihr Blut und das Klopfen ihres Herzens, und nun erst fühlten sie, daß ein Toter zwischen ihnen lag.
Sie hoben die Bahre auf, die viel schwerer geworden war, und trugen sie zum Verbandplatz. „Erledigt", sagte der Sanitäter und begann den Rock aufzuknöpfen, um die Erkennungsmarke abzunehmen. Da gingen sie schnell davon. Stimmen schrien hinter ihnen her, jammernde, gleichmäßig steigende und fallende Stimmen, immer von derselben Stelle, wie unter gestürzten Bäumen. Es roch nach Blut und dem Schweiß des Todes, und sie gingen wie unter einer Wolke, bis sie das Feld wiederfanden.

Otto Gmelin

Ein Hinweis

Von Alexander Baldus (Koblenz)

Die Zeit, heute zumeist maßlos überschätzt, schafft nur die Formen. Die Inhalte selbst sind ewig. Ewig ist der Typus Mensch. Ewig seine Freude und sein Leid, sein Haß und seine Liebe. Und ewig auch sein Heldentum.

Solche Feststellungen sind wichtig, um dem Werk Otto Gmelins gerecht zu werden; denn der „Meister des heroischen Romans", wie man den Dichter des öfteren zu benennen pflegt, müßte, äußerlich betrachtet, als ein Abseitiger erscheinen, ein rückwärts gewandter Träumer oder auch ein über alle Wirklichkeit achtlos vorwärtsstoßender Idealist, wenn man den fast mythischen Aktivismus seiner Helden mit der dumpfen Passivität unseres gewiß nicht weniger heldenhaften Zeitalters des Krieges, der Revolution und der Inflation vergleicht. Daß aber solche Unzeitgemäßheit noch nicht Zeitlosigkeit zu sein braucht, daß das Ewige auch (und heute vielleicht mehr denn je!) Zeitwerte in sich birgt, das zeigt ein Blick in die innere Welt seiner Dichtungen, wie sie aus mythischen Höhen mehr und mehr in die Zeitprobleme hinabsteigt oder auch diese zu sich hinaufzuziehen sucht. Die Verschiedenheit der Richtung wird da nebensächlich vor der Gleichheit des Grundes, die Wirkung der Gestalt vor der Wesenheit des Gehalts.

Otto Gmelin hat 1929 ein schmales Büchlein erscheinen lassen, das an sich keine Dichtung ist und doch auf seine Dichtung selber klärende und erklärende Streiflichter wirft, die „Naturgeschichte des Bürgers" (wie alle folgenden Werke verlegt bei Eugen Diederichs in Jena). Jene so aktuellen „Beobachtungen und Bemühungen" — ob sie unbedingt richtig oder auch heute noch richtig sind, soll hier nicht weiter untersucht werden! — zeugen zumindest von einem recht unbürgerlichen Standpunkt ihres Autors (denn: „Wer einen Babbit schuf und nacherlebt, ist kein Babbit"!). Dieser Standpunkt, diese Haltung aber ist, um die in der Betrachtung verwandte Terminologie zu gebrauchen, bezeichnenderweise nicht die des „Weltmannes" oder „Vagabunden", sondern des „Ekstatikers", des Künstlers, wie er jeweils das Dunkelste des Schicksals ins hellste Licht rückt und zwischen Höhe und Tiefe des Lebens die größte Tragik spannt. Ihn von den hemmenden Einflüssen des einem völlig entgegengesetzten Ideal der Sicherheit huldigenden bürgerlichen Zeitgeistes möglichst freizuhalten, ist darum Sinn und Sein des dichterischen Werks. Und dessen stärkste Ausdrucksform ist das Pathos.

Pathos ist nicht nur Stil, Pathos ist zunächst auch Stoff. Was Wunder, daß der Dichter, der ihm huldigt, vor allem anderen einen Roman der Macht schreibt, daß „Dschinghis-Khan, der Herr der Erde" (1925) ihm hierfür Symbol und Vorbild wird. Was Wunder auch, daß jener große Mongolenfürst, der eigentlich Temudschin hieß und zu Beginn des 13. Jahrhunderts ein asiatisches Riesenreich errichtet haben soll, von Künstlerkraft gestaltet, aus den Nebeln der Mythe hervortritt, gewaltig, übermenschlich, dämonisch. Was Wunder aber schließlich, daß dieses höchste Unterfangen des Dichterischen auch das menschlich fernste bleibt, daß der Geist naturgemäß nach Vergeistigung drängt und die Macht sich ihm zur Genialität wandelt. „Das Angesicht des Kaisers" (1927), der zweite Roman, der das Lebensbild Friedrichs II. formt, steht demnach, ohne die mythische Höhe zu verlassen, menschlich näher. Das Einsamkeitsproblem, vorher noch mit den lauten Fanfarenstößen des Unbegreiflichen verkündet, erscheint hier stiller, tiefer, sinnvoller und doch gerade deshalb um so lebendiger in seiner Wirkung. Auch liegen Rom und Palermo greifbarer als Karakorum, und die goldschimmernden Ikonen

von Byzanz winken heimischer und heimelnder als der zitronenfarbene Drache des Reiches der Mitte. Und so gleicht folgerichtig der dritte große Roman „Das neue Reich" (1930), der die Geschehnisse der Völkerwanderung überzeitlich und doch von der Sehnsucht der Zeit getragen behandelt, einer Heimkehr, obwohl die Heimat eigentlich nie verlassen und ihr Bild nur vom Lichte der Ewigkeit überflutet war. Hier hat der Künstler aus der Zeit und für die Zeit das Werk geschaffen, das kein Professorenroman alten Stils und keine Geschichtsklitterung neuester Prägung ist, dessen Vergangenheit uns wie Gegenwart erschüttert und erhebt und das wir um der eigenen Zukunft willen leben und lieben müssen. Daß nach diesen drei Monumentalgemälden, in denen über alles Pathos hinweg Geschichte zum erregenden Erlebnis der Zeit heranwächst, als letzte Gabe die kleine Liebesnovelle „Das Mädchen von Zacatlan" (1931) gleichsam wie ein beruhigendes, zart und fein getöntes Aquarell erscheint, überrascht zunächst und ist doch der gegebene Ausdruck klassischer Reife, der an Stelle zeitlicher Erotik eine räumliche setzt und den mexikanischen Liebestraum eines deutschen Forschers zum Menschheitstraum ausweitet. Anerkannte Meister des Stils wie Binding und Carossa könnten wohl bei dieser Novelle Pate gestanden haben. Otto Gmelin, der Heroiker, dessen Heroismus das Pathos der Sehnsucht trägt und doch in der Zeit und der Not der Zeit fest verankert liegt, ist trotz aller Vollendung im einzelnen noch ein Werdender. Der Möglichkeiten seines Werdens und seiner Wesensgestaltung sind viele, allzuviele vielleicht. Wir wissen nicht, welche er ausnutzt, welche er verkümmern läßt. Aber wir wissen wohl, daß er immer den Schein der Zeit gegen die Wahrheit der Ewigkeit eintauscht. Und daß er doch gerade dadurch der Zeit zu dienen berufen ist!

Goethe-Briefwechsel von heute

(Aus einer kleinen Universitätsstadt)

Von Paula Rümelin

(Schluß)

> „Wie mag ich gern und lange leben?"
> Mußt immer nach dem Trefflichsten streben:
> Des unerkannt Trefflichen wirket so viel,
> Und Zeit und Ewigkeit legt ihm kein Ziel.
>
> Goethe, Zahme Xenien.

Wir haben ja Stunden und Tage, liebster Freund, in denen uns das Leben so schwer scheint, wie wenn es überhaupt nicht zu ertragen wäre. Und nun gar gern leben? Wir kennen aber auch, seltsam genug, jene unvermuteten schnellen Wandlungen, gerade nach solch schweren Tagen, da uns das Leben überwältigend, hinreißend schön erscheint und wir es festhalten möchten, und gern, ach wie gerne, lange leben mögen. Nicht nur ist hier gesagt, wie es anzustellen sei, gern und lange zu leben, sondern auch ein Hinweis scheint mir in diesem Vers zu liegen, das unsrige zu diesen unvermuteten Wandlungen zu tun. Nicht das elende Strebertum ist hier auch nur im leisesten gemeint, sondern der positive Schritt auf ein gutes Ziel hin. Und damit sind wir meist schon mit dem Kopf aus dem Nebel heraus und sehen die Dinge klar und hell. Ein Verdienst ist das nicht, nicht im geringsten. Man steht in der Gnade. Das tat man im Nebel auch, aber man spürte es nicht und verzweifelte darum.
Das Vornehme ist unscheinbar; das Treffliche unerkannt! Ist das nicht seltsam und doch überzeugend? Erst versteht man schwer, was wohl mit dem Trefflichen gemeint sein könne. Aber wenn man die letzte Zeile erfaßt, dann weiß man, daß es sich um Dinge göttlichen Ursprungs dabei handeln muß. Warum? Nun, weil sie über Zeit und Ewigkeit hinausgehen.
So hat hier und jetzt unser Herz Angst und Not, oder, wenn Sie wollen, handelt es sich um Seelenangst und Seelenruhe in immer wiederkehrendem Wechsel. Wollen wir nun an das „unerkannt Treffliche" glauben? Und gern und lange leben? Ich warte auf Ihre Antwort und bin Ihre

rösselspringende Freundin.

*

> Ja, das ist das rechte Gleis,
> Daß man nicht weiß,
> Was man denkt,
> Wenn man denkt;
> Alles ist als wie geschenkt.
>
> Goethe, Zahme Xenien.

Sehen Sie, lieber gelehrter Freund, das ist Wasser auf meine Mühle, und ich wünschte, Ihr von Denken-Lernen und Denken-Lehren umfangreich gewordenes Mühlrad geriete durch diesen kleinen Vers auch ein wenig in muntere Bewegung. Sie gehören ja zum Glück nicht zu den „Menschen, die es ärgert, daß das Wahre so einfach ist", und so erlauben Sie mir wieder einmal, Ihnen mit so primitiv scheinender und doch größter Altersweisheit des „Geheimbderaths" zu kommen.
Männer von anerkannter Bedeutung und solche ohne die öffentliche Anerkennung äußern sich verzweifelnd in den so wenig Glück bringenden Zeitungen über den Untergang unserer Kultur, und wir zuhörenden Frauen lächeln im stillen dazu.
Wir haben es auch leichter, selbstverständlich, in den uns von

der Natur vorgeschriebenen Geleisen zu bleiben, wenn wir nur im rechten Gleis bleiben. Ich weiß nicht, was uns lächeln macht. Aller Schwere der Zeit zum Trotz lächeln wir, freuen uns an dem unfaßbar Neuen, das aus unserer Kinder Augen trotz des Kulturzusammenbruchs strahlt. Wir wollen Mit-Leiden, Mit-Entbehren mit unseren Männern; aber das Lächeln wird immer wieder kommen, unbegründet, ungerechtfertigt. Es sind schon manche Kulturen zusammengebrochen, und doch steht mit jedem Kinde die Möglichkeit eines reichen Herzens wieder auf, und glauben Sie mir, gerade diese reichen Herzen sind es, aus denen „die großen Gedanken entspringen", die wahre Kultur ersteht. Es waltet da ein Geheimnis, woher das Wesentliche kommt. Wir Frauen wissen auch nicht, woher es kommt. „Alles ist wie geschenkt" bei allem schöpferischen Geschehen.

Wir sind auch oft verzweifelt, bitterlich weinend über ein verstorbenes Kind — eine verlorene Liebe — über Verleumdungen. Aber, wenn sich der Sturm im Herzen ausgetobt hat, müssen wir wieder lachen, und es ist wie nach einem Gewitter wieder blauer Himmel über uns. Ach bitte, lächeln Sie auch ab und an einmal. Dann sind ja gleichzeitig die Sorgenfalten auf Ihrer Stirne wieder einmal glatt gestrichen wie von einer helfenden guten Hand. Und nehmen Sie es mir nicht übel, wenn ich das Denken für Glückssache halte, und Ihnen recht viel Geschenke wünsche, von der Art, wie sie der kleine Vers andeutet.

Und somit seien Sie geheimer Wirkenskraft empfohlen und herzlichst gegrüßt von

Ihrer

unstudierten Freundin.

*

> Das Tüchtige, und wenn auch falsch,
> Wirkt Tag für Tag, von Haus zu Haus;
> Das Tüchtige, wenn's wahrhaft ist,
> Wirkt über alle Zeiten hinaus.
>
> Goethe, Zahme Xenien.

Erscheint Ihnen dies nicht verwunderlich, lieber Freund, Tüchtiges könne auch falsch sein? Es macht mir ordentlich Spaß, Ihnen mit dieser Ausgrabung wie mit der Tür ins Haus zu fallen. Die Sache hat nur einen Haken, und ich bitte um Ihre Meinung. Was mag hier mit dem „Tüchtigen" gemeint sein?

Goethe macht die Einschränkung, „wenn's wahrhaft ist", und weist dann auf die uneingeschränkte Wirkung hin. Wir haben also in der Wirkung über alle Zeiten hinaus einen Maßstab in die Hand bekommen. Sokrates — Laotse — Jesus: treffen wir da nicht unmittelbar auf Wirkungen, die über Jahrtausende reichen? Und wen nennen wir heute tüchtig? Doch wohl gerade diejenigen, deren irdisches Dasein von Erfolg begleitet ist, die zum Beispiel einen Kulturzusammenbruch aufhalten könnten. Wir wissen von diesen drei Gestalten um ihr Scheitern „in dieser Welt". Und doch verbindet alle drei wohl das Größte, was es gibt.

An einer anderen Stelle sagt Goethe, dieser Geheimnisvolle: „Die Menge kann tüchtige Menschen nicht entbehren, und die Tüchtigen sind ihnen jederzeit zur Last."

Im Sprachgebrauch haben wir uns angewöhnt, das Wort „tüchtig" im Sinn von fleißig oder gar vielgeschäftig zu gebrauchen. Sie werden mir sagen, das Wort komme von taugen, von Tugend. Und im ersten Petrusbrief ist gar von Tugenden Gottes die Rede, „der uns berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht".

Dies kann ich in meinem Herzen am ehesten zusammenbringen: das wahrhaft Tüchtige ist ein wunderbares Licht, dem wir zustreben sollen und auch gern wollen.

Freunde haben alles gemeinsam, und so vor allen Dingen dies, nicht wahr? Dies ist ein Wunsch

Ihrer Freundin.

*

Sie wollen von mir wissen, liebe, d o c h gelehrte Freundin — Sie verstehen, daß die Unterstreichung einen Widerspruch nicht gegen das vorhergehende Wort, sondern gegen das von Ihnen gewählte Epitheton bedeutet —, Sie wollen von mir wissen, was mit dem „Tüchtigen" gemeint sei, das doch auch falsch sein könne.

Wenn ich morgens in mein Büro komme und den ersten Packen Post erhalte — immer ist's ja nicht so schlimm —, Manuskripte, Mahnungen, Anfragen etc., die mich nun gleich festlegen wollen, und ich finde darunter einen weißen Umschlag mit dem Poststempel Göttingen und das von Ihnen gewünschte und mir empfohlene Lächeln geht über mein Gesicht, und —, und — und wenn ich dann das andere liegen lasse und mich dem Xenion zuwende: hier haben Sie das Merkmal des „Tüchtigen". Ihre Morgenandacht erhellt mir den Tag: „wirkt Tag für Tag". Ich möchte Ihnen am liebsten gleich schreiben: „von Haus zu Haus." Das Tüchtige, Goethe sagt es ja selber, es „wirkt". Was „wirkt", ist tüchtig, es taugt. Ich glaube, daß das Wort hier diesen allgemeinen Ursinn hat, wie da, wo von den Tugenden Gottes die Rede ist.

Es scheint mir, daß der Nachdruck hier gar nicht auf dem „Tüchtig" liegt, sondern auf „falsch" und „wahrhaft". Das Tüchtige, das Wirkende, wirkt immer, aber verschieden. Schlechthin falsch kann es wohl nicht sein, das meint wohl der Geheimrat nicht, aber es kann doch nicht g a n z wahrhaft, nicht g a n z richtig sein. Dann ist auch seine Wirkung eine beschränkte. Aber das Tüchtige erst, das auch noch wahrhaft ist, das wirkt immerfort. Ich möchte das nicht auf Sokrates, Laotse, Jesus und einige andere Große und Größte beschränken, ich möchte es überhaupt nicht historisch, retrospektiv verstehen, sondern umgekehrt. Das ist eine Verheißung, eine Hoffnung. Und ich möchte eigentlich gar nicht im Schluß die Hauptsache sehen — das ist ja so eine Art Binsenwahrheit — sondern nun noch einmal zurückkehren zum Anfang. Das „Wahrhafte" in dem letzten Sinn ist uns ja nicht in die Hand gegeben, es „geschieht" uns höchstens oder ist eben Verheißung. Aber auch ohne das, ohne daß es ohne Fehl ist, auch wenn es falsch ist, gibt es doch Tüchtiges, das wirkt, wenn auch nur im Nächsten. Das Nächste, nicht das Ewige, ist ja unser Lebensbereich, aber doch sind wir nicht eingeschlossen: auch im Nächsten gibt es Wirkung, und Wirkung weist schon über sich hinaus.

Und nun gebe ich Ihnen Ihre Frage zurück: Was ist das Tüchtige, das mit wahr und falsch gar nichts zu tun hat? Das hat schließlich doch etwas mit dem „Wunderbaren Licht" zu tun, es wird sich nicht viel anderes darüber sagen lassen. Es ist aber wohl auch ganz gleichgültig, was man darüber sagt, denn nicht durch das Sagen kann man sich darüber verständigen, sondern dadurch, daß man es gemeinsam hat.

Mit herzlichem Weihnachtsgruß

bleibe ich Ihr gelehriger

Freund.

*

> Wo recht viel Widersprüche schwirren,
> Mag ich am liebsten wandern;
> Niemand gönnt dem andern —
> Wie lustig! — das Recht zu irren.
>
> Goethe, Zahme Xenien.

Des Liebens würdiger und freundlicher Widersacher!
Sie haben mich stolz und glücklich mit Ihrem Brief gemacht, und ich serviere Ihnen zum Dank gleich wieder ein Gastgeschenk vom alt-ehrwürdigen Goethe.
Natürlich beglückt es mich, wenn meine Frauenlogik (der Franzose sagt liebenswürdigerweise logique du coeur) Ihrem feierlich-ernsten morgendlichen Dienstgesicht ein Lächeln abgewinnt, oder gar noch mehr; indes Sie überschätzen mich. Ich habe dies Lächeln, so wie Sie es ausdrücken, Ihnen weder gewünscht noch empfohlen. Es muß schon von selbst kommen.
Ganz im Gegensatz zu dem obigen Vers haben Sie mir nun schon viele Jahre hindurch immer das Recht gegönnt, mich zu irren (auch ein Merkmal des wahrhaft Tüchtigen), und ich habe weidlich davon Gebrauch gemacht. Aber daß Sie sich so gröblich irren könnten — das finde ich nun lustig. Gerade umgekehrt, würde ich sagen, unser Lebensbereich sei das Ewige; wir sind aber in das Irdische eingeschlossen, in das uns Nächste. Und Ihre mir zurückgegebene Frage „Was ist das Tüchtige“ wird nur im jeweiligen Moment beantwortet sein, und nur für die Dauer dieses Moments, wenn wir das Nächstliegende auf das trefflichste zu tun vermögen.
Auch wollen mir Ihre Verheißungen und Hoffnungen ebenso wenig einleuchten, wie ich meine letzten Bemerkungen historisch oder retrospektiv gemeint habe. Gerade den vorliegenden Augenblick habe ich gemeint, wie Sie ja auch getan haben, indem Sie meinem Briefe die Ehre antaten, ihn vor den andern zu lesen.
Und nun gar „Binsenwahrheiten“! Die Xenien sehen fast alle wie Binsenwahrheiten aus, und ich habe in dicken Büchern nach dem ursprünglichen Sinn dieses Ausdrucks vergeblich gesucht. Vielleicht hieße dieser Sinn „einfach und leicht“?
Der eigentliche Adressat und also Mitverfasser meiner Briefe grüßt Sie mit mir und bittet Sie, auch weiterhin mitzuhelfen, ein weiteres Xenion auszuprobieren:

> Wie fruchtbar ist der kleinste Kreis,
> Wenn man ihn wohl zu pflegen weiß.

*

> Wer etwas taugt, der schweige still,
> Im stillen gibt sich's schon;
> Es gilt, man stelle sich, wie man will,
> Doch endlich die Person.
>
> Goethe, Zahme Xenien.

Sie versinken in Schweigen, liebster Freund, und das ist mir gar nicht lieb. Ich weiß nur ein Mittel, Sie aus Ihrer Höhle herauszulocken: Sie um Ihren Beistand bitten.
Ihnen verdanke ich's, den „beiseite gestellten Goethe“ wieder zur Hand genommen zu haben. Nun habe ich mich aber in den Widersprüchen der abgrundtiefen Xenien so verwickelt, wie Sie schon aus der ersten Zeile dieses Briefes sehen. Helfen Sie mir, Ihrer Schülerin, bitte aus dem Dickicht heraus!
Im Römerbrief steht: es ist kein Ansehn der Person vor Gott. Sollte Goethe, der einzige wahrhafte Christ, dies nicht gewußt haben? Und hat Goethe etwa „geschwiegen“?
Als gelehrige Schülerin habe ich mich auf Ihre Antwort schon ein wenig präpariert. Sie werden mir sagen, es handle sich hier um Paradoxa (von para — gegen, und doxa — die Meinung). Und zu meinem innigsten Vergnügen finde ich bei Heyse, dem ich diese Weisheit verdanke, noch die Erklärung „anscheinend widersinnig“. Also „anscheinend“! Wie mich das freut!
Erlauben Sie, daß ich Sie mal als Beispiel nehme. Sie schweigen, empfinden dies als Mangel, aber die Wirkung ist gerade umgekehrt. Sie meinen, über sich selbst Bescheid zu wissen, gegen die Meinung Ihrer Freunde. Das ist doch eine paradoxe Geschichte. Sehen die Freunde nicht gerade das verborgene Göttliche in uns?
Meint Goethe in der letzten Zeile die Person in der Welt oder vor Gott? Und wie ist es mit der Persönlichkeit, von der er so viel spricht?
Und was hat es auf sich mit dem Geheimnis um alles Paradoxe? Bei Laotse, bei Goethe und vor allen Dingen bei Jesus könnte man unsagbar viel Paradoxes nebeneinanderstellen, immer mit der Empfindung, merkwürdigerweise, dann gerade der Wirklichkeit am nächsten zu sein. — Oder dem Geheimnis?
Bitte schaffen Sie etwas Ordnung in der Wirrnis der Empfindungen

Ihrer freiwilligen Schülerin.

*

> „Du hast Unsterblichkeit im Sinn;
> Kannst Du uns deine Gründe nennen?“
> Gar wohl! Der Hauptgrund liegt darin,
> Daß wir sie nicht entbehren können.
>
> Goethe, Zahme Xenien.

Ich wäre kein rechter „Lehrer“, liebe Freiwillige, geschweige denn — ein Mann, wollte ich auf so aggressive Herausforderung schweigend in meiner Höhle verharren.
Nein, ich komme heraus — mit gerunzelter Stirn und strengem Lehrerblick: konnte die Schülerin so vergessen?
Vergessen, daß es — eine meiner frühesten „Lektionen“ — eine „Entelechie“ gibt? Eine dem Ewigen zugehörige Substanz, eine Seelenkraft, die in der einen, der unteilbaren, so nur einmal da-seienden „Persönlichkeit“ verdichtet und verkörpert ist?
Ob sie, am irdischen Maßstab gemessen, „schweigt“ oder „spricht“, sollte das nicht gleich sein? Kann sie anders als ausstrahlen und wirken? Das ist kein Verdienst, gewiß nicht — aber doch wohl ein „Taugen“?
Und sollte das „Tüchtige, wenn's wahrhaft ist“ nicht eben Ausstrahlung der Entelechie sein? Zu der wir gar nichts können? Und wir also „Persönlichkeiten“ — nach dem Naturgesetz der Entelechie!
Trotzdem — wie wenig bedeutet das Fünklein gegenüber dem Sonnenfeuer, dem es entstammt! Ansehen der Person vor Gott??
„Persönlichkeit“ nach unserm „unentbehrlichen“ Bewußtsein und Wissen — und nur deshalb können, dürfen und sollen wir wirken — „solange es Tag ist“. Und wissen zugleich um unser Nichts, unsre Armseligkeit vor Gott!
Auf alle Ihre anderen Fragen aber könnt ich Ihnen heute schwerlich noch antworten, wär ich ein Weiser! Ich bin aber, Sie wissen es,

Ihr Unweiser.

Eine Manuskriptseite von Frank Thieß

(Originalgröße)

(Aus: „Der Zentaur." In der abschließenden Fassung ausgemerzt)

ich sagen wollte: bei der Kleinen
sieht es propper aus. Ein Zimmer, halb so
groß wie dieses, aber rein (geschmackvoll, tadellos.). Auf der
Kommode steht (was?) (da?) ein Bild meines Vaters!
Wie ich (weiter) sah, hatte der (gute Junge) ihr sogar vier sei-
ner Romane mit Widmungen geschenkt.
Auch das Bild kannte ich. (Man soll vorurteilsfrei sein.) Gott, wa-
rum nicht? Ich würde ihm diese Auf-
frischung gönnen, aber er fürchtet den
Trank der Liebe. Ich glaube, seine ganze
Angst ist, sich anzustecken. Wenn ich's recht
überlege, dünkt mich auch die Henny zu scha-
de für ihn. Ich habe während meines Besuchs
mehr oder weniger studienhalber durch ihr
dünnes Kleid gefühlt. Man sieht, was
raus kommt, wenn sich der liebe Gott
mal Mühe gibt. Ich will dir nichts
schildern, weil du für diskretes
Schönheiten kein Verständnis
hast, trotz deiner Venus Kallipygos, nimm

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Goethe

Das Goethe-Jahr

„Es ist Goethe-Jahr, und wir blicken auf unseren Weg zurück, ob die deutsche Tradition, ob die deutsche Bildung nicht doch noch das entscheidende Element liefern könne, um unser Schicksal, das in Chaos zu führen scheint, zu wenden. Das Chaos oder, milder gesprochen, die Grenzenlosigkeit ist ja nicht nur das Fehlen der Harmonie und der Fortfall der Form, sondern kann sich auch, wenn nur das Licht mit der nötigen Magie hereinfällt, als ein tatsächliches Ziel, als ein positiver oder absoluter Zustand dartun. Wer die Dinge so sieht, der gibt dem Gefährlichen im deutschen Wesen allen nur erdenklichen Raum. Fast möchte man hier von Goethe als von einem Gegengift sprechen, wenn dieses Wort seiner menschlichen Form angemessen wäre und seinen ewig gegenwärtigen Zustand auch nur im entferntesten beschriebe. Aber daß Goethe die höchste deutsche Möglichkeit darstellt, ist gewiß; und wenn es noch nicht zu spät ist, sich der deutschen Zerrüttung entgegenzuwerfen, so muß er die Stunde bestimmen. Eine Art von Selbsterhaltungstrieb veranlaßt uns, der Goetheschen Vollendung — der höchsten, deren je ein Deutscher fähig war — nachzudenken. Mit dem tiefsten Ernst, den wir aufzubringen vermögen, legen wir uns die Frage vor, ob Deutschland noch fähig ist, der Sucht ins All, der Neigung zum Grenzenlosen zu entsagen. Die Frage allein bringt schon den Keim der Hoffnung, wir wollen den Weg, aber wir sehen ihn noch nicht ganz klar und darum können wir nicht müde werden, uns an den Zeugnissen reiner Goethescher Vitalität zu ergötzen oder seine ursprünglichen, instinktiven Auseinandersetzungen mit dem Werktage zu verfolgen." Friedrich Sieburg (Frankf. Ztg., Gedenkblatt).

*

Goethes Siebenjahrpuls

„Eine große Überraschung: die Goetheschen Siebenjahrpulse schlagen von den Geburtsjahren der Eltern her! Die Eltern waren um 3mal 7 Jahre altersverschieden, und das große Urfaust-Werther-Jahr befindet sich im Abstande von 6 und 7 Jahren vom Geburtsjahre der Mutter (1731) und von 9mal 7 Jahren vom Geburtsjahre des Vaters (1710). Ein Entsprechendes gilt nun von den weiteren, oben angeführten Daten. Als Goethe im Spätsommer 1828 jenen seltsam rauschartigen Zustand in Dornburg erlebt, dem das letzte Liebesgedicht des 79jährigen entquillt (‚Überselig ist die Nacht'), und sich damit noch einmal eine große, produktive Welle in seinem Leben ankündigt, der wir die Faustvollendung danken, tritt er an die Schwelle des 14mal 7. Jahres vom Geburtsjahr seiner Mutter, des 17mal 7. vom Geburtsjahr seines Vaters an gerechnet. Und das wunderbare Jahr 1815, das Mariannen- und Diwanjahr des 66jährigen, steht völlig in einem exakten Siebenerabstand zu den elterlichen Geburtsjahren." Willy Hellpach (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 81).

*

Der Mensch

„Wenn man das Wesen von Goethes Persönlichkeit, sozusagen die Idee Goethe, auf eine Formel bringen will, so kann sie nicht anders lauten als: er ist ein Mensch gewesen. Ein Mensch zu werden, war sein Streben, schon bevor er zum Bewußtsein seines Ich erwachte. Ein Mensch zu sein, war der ganze Inhalt seiner Selbstbildung und seines Schaffens.

Freilich, nicht ein Mensch in der engen Bedeutung des bürgerlichen oder höfischen Menschen um 1800 herum. Es gibt nichts Verständnisloseres, als wenn man ihn in eine feste gesellschaftliche oder staatliche, überhaupt eine von den Menschen geschaffene Form einpressen will. Wer an Goethes dichterische Werke herantritt, um sie in einer der sogenannten dichterischen Gattungen unterzubringen und ihn, wie Shakespeare, Cervantes oder Hölderlin, als Dramatiker, Epiker oder Lyriker abzustempeln, sieht sich auf einmal vor eine Unmöglichkeit gestellt. Er scheint die Natur selber zu sein, die mit gleichen Kräften und mit gleichem Rechte alle ihre mannigfaltigen Geschöpfe hervorbringt.

Er selber gibt uns die Erklärung durch zwei Worte seines Alters. In ‚Dichtung und Wahrheit' nennt er seine Werke ‚Bruchstücke einer großen Konfession' und im ‚Westöstlichen Divan' läßt er den Dichter an der Pforte des Paradieses sagen: ‚Denn ich bin ein Mensch gewesen.' Warum hat er an der ersten Stelle das Fremdwort Konfession gebraucht, wo er doch auch nicht Fragmente, sondern Bruchstücke sagt? Es gibt kein deutsches Wort, welches das ausdrückt, was er sagen will: zugleich Bekenntnis in dem allgemein menschlichen und Beichte in dem besonderen kirchlichen Sinne,

der auch die Buße einschließt. Das zweite Wort sagt aus, was der Inhalt der Konfession ist: das Menschsein. Das also wäre das erste Kennzeichen seiner Werke: sie sind Konfessionen des Menschseins. Daß sie dieses Menschsein auch in einer besonderen künstlerischen Gattungsform ausdrücken, das kommt an zweiter Stelle." Emil Ermatinger (N. Zür. Ztg. 530).

*

Religiosität

„Dem Christen ist wertvoll, was sich an menschlichem Gehalt in Goethe offenbart. Ihm war die seltene Gabe zuteil geworden, die Natur zu verstehen, immer tiefer in sie einzudringen und sein ganzes Werk ihrem Geiste gemäß zu gestalten. Hat Goethe immer wieder behauptet, daß er kein philosophisches System habe, so lebt in ihm um so mehr das System der Natur. Unter Natur darf man sich nun nicht bloß ein weichliches Empfinden für die Schönheit der Blumen oder den Gesang der Nachtigall vorstellen, vielmehr ist Natur für Goethe gestalteter Geist, Grundlage und Norm der Naturgesetze, Ausdruck des höchsten Wesens. Ist nun die Natur eine Offenbarung Gottes, die erste und ursprünglichste Offenbarung sogar und jene, die den menschlichen Fähigkeiten am gemäßesten ist, so tritt Goethe mit diesem seinem Glauben an die Natur und mit seiner Liebe zu ihm in den Vorhof des Christentums, das eben auch die Natur als Gottesoffenbarung auffaßt, das in den Gleichnissen der Natur seine Geheimnisse verkündet und das die Natur überhaupt immerfort voraussetzt. Ja, man muß die Wahrheiten der Natur durchaus in den Bereich eines universalen Christentums hineinnehmen, und so kommt denn der Goethe-Blick für alles Geschaffene auch dem Gläubigen zustatten. Wäre es nicht schon viel, wenn sich die Menschen nur alle zum Naturgesetz bekennen wollten? Wäre das nicht schon eine Sicherung gegen so manche Verwirrung, die heute über die Geister gekommen ist? Wäre es nicht sogar schon ein Weg zu Gott, der in der Stimme des Waldes oder in den Sternen der Mitternacht zu den Menschen spricht?" Friedrich Muckermann S. J. (Germ., Ufer 3).

*

Der Balladendichter

„Schillers Balladen sind Gestalt, Goethes Balladen Gehalt, Schiller knüpft mehr an die Spannung der Moritaten auf Jahrmärkten an, Goethe mehr an die uralte, urweise Volksballade, die im Grunde wohl meist gottesdienstlicher Art gewesen sein mag. Gewiß ist auch Schiller aufs stärkste vom Ethos bewegt, aber es ist bei ihm mehr ein Schmuck der Ballade. Goethes beste Balladen aber sind geradezu Gebilde einer Sittlichkeit, die nicht wie ein Mantel um Gestalten und Handlung liegt, sondern diesen wie ein lebendiges Herz eingewachsen scheint. So werden sie geradezu sinnbildliche Dichtungen, Mahadöh ist Goethe, die Braut von Corinth ist die alte Welt, die sich aus dem jungen Glauben ins Heidentum zurücksehnt, der Schatzgräber sind wir alle, die wir in den Nöten des Alltags verkümmern." Börries, Freiherr von Münchhausen (Gießener Anz., Familienbl. 23 u. a. O.).

*

Wirklichkeit und Dichtung

„Alle Dichtung, die nicht der reinen Einbildungskraft ihr Entstehen verdankt, alle Dichtung, die durch Gestaltung sich von eigenem Erleben befreien will, hat den Charakter eines Versuchs. Denn das Leben ist immer noch gewaltiger als das gewaltigste Wort. Jedoch nur der wortgewaltige Mensch, das ist der Dichter, darf überhaupt wagen, diesen Kampf aufzunehmen. Und haftet selbst jedem einzelnen seiner Werke in diesem Sinne etwas Fragmentarisches, Ungelöstes an, etwas, in dem eigener, fremder und von der Phantasie entliehener Lebensstoff sich seltsam, und nie restlos verschmolzen, mischen, so bedeutet doch das ganze Werk eines solchen Kämpfers den höchsten, den prometheischen Versuch des Menschen, das Schicksal durch das gestaltete Wort zu bezwingen." Heinrich Simon (Frankf. Ztg., Gedenkblatt).

*

Der Zeichner

„Wie nun — und das ist die Frage, die uns hier beschäftigt — wie hat die bildende Kunst Goethes Liebe zu ihr vergolten? Und die Antwort kann nicht anders lauten: er blieb trotz eisernen Fleißes und festen Bemühens ein — Dilettant. Zwar hat er gelernt, was zu lernen ist, auch macht er's grade so gut und so schlecht wie die anderen, aber wenn wir nicht wüßten, daß die Blätter von Goethes Hand sind, wir würden's kaum glauben. Denn sie verraten auch nicht das geringste von Goethes Geist. Nicht eine Spur von Originalität, die doch das hauptsächlichste Kriterium des Genies ist, nichts — und das ist das Merkwürdigste — nichts von seiner einzigartigen, grenzenlosen Phantasie.

Wie erklärt sich dieser Zwiespalt? Während jeder Vers, jede Zeile schon in seinen Jugendgedichten und -briefen das Goethesche Genie an der Stirn trägt, sind seine Zeichnungen konventionell, nüchtern und daher — unglaublich, doch wahr — phantasielos. Ich nehme zum Beweis zwei Zeichnungen von Goethes Hand, zu denen wir Gedichte von ihm besitzen; ich möchte

fast annehmen, daß die Zeichnungen zuerst entstanden sind, weil sie sozusagen nur das Knochengerüst, das Materielle dessen sind, was in den Gedichten Geist geworden ist.

Im Goethe-Haus hängt die Zeichnung, auf der ein ziemlich hausbackenes junges Mädchen (wahrscheinlich die Vulpius, denn das Blatt stammt aus den Jahren nach seiner Rückkehr aus Italien) auf einem Stuhl sitzend und eingeschlafen dargestellt ist: ohne die geringste Eigenart, wie's jeder bessere Zeichner-Dilettant damals machte. Und nun vergleiche man in dem ‚Der Besuch' überschriebenen Gedicht die Verse Goethes, die, einmalig und einzigartig, nur er hat machen können: ‚Wär's ein Irrtum, wie ich von dir denke, Wär es Selbstbetrug, wie ich dich liebe, Müßt' ich's jetzt entdecken, da sich Amor Ohne Binde neben mich gestellt.' Die Zeichnung ist eine zufällige Kopie der Natur, die Verse dagegen sind Neuschöpfung, wie Goethe die Natur sieht und nur ein Goethe sie sehen konnte.

Und nun eine andere, schon erwähnte Zeichnung von seiner Hand, die von der Jagd ermüdet Heimgekehrte darstellt, wie sie auf den Betten, dem Boden zwischen den Hunden eingeschlafen liegen; technisch durchaus auf der Höhe der damaligen Produktion, ja sogar ihr vorauseilend, aber — einfach abgezeichnet und ohne den Hauch von Goethes Genie. Das Gedicht dagegen, das jeder unter dem Titel ‚Ilmenau' kennt — kann man großartiger und schöner und daher desto wirkungsvoller einem Fürsten die Leviten lesen, ihn, der übermäßig den Freuden der Jagd obliegt, eindringlicher und ohne jede Pedanterie an seine Pflicht seinen Untertanen gegenüber gemahnen? Die Zeichnung sehr wahrscheinlich nach der Natur und wahr in ihrer Realistik, das Gedicht aber ‚aus Morgentau gewebt und Sonnenklarheit, der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit'.

Und damit gibt uns Goethe selbst die Antwort auf unsere Frage: er war der geborene, göttliche Dichter, der alle hundert oder richtiger alle tausend Jahre uns einmal geschenkt wird. Aber als Maler kein Berufener, geschweige ein Auserwählter, einer von Tausenden, die zu ihrem Vergnügen zeichnen. Ob aber auch zu unserem Vergnügen?" Max Liebermann (Voss. Ztg. 136).

*

Allgemeines

„Werde du selbst!" Gedenkrede von Albert Schweitzer in Frankfurt a. M. bei der Goethe-Feier (Tag 70, 71, 72).

„Goethe." Von Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Schritt 12).

„Zwei Goethe-Bildnisse des Wallraf-Richartz-Museums [Raabe, Kolbe]." Von Käthe Klein (Köln. Volksztg., Schritt 12).

„Der Dichter und sein Volk." Von Hans Freyer (D. A. Z. 135).

„Goethe als Patient." (Vorw. 97.)

„Herr Rechtsanwalt Goethe." Von E. H. (D. A. Z. 101); Lothar Philipp (Königsb. Allg. Ztg. 135).

„Deutscher Katechismus zum Goethe-Jahr." Von Werner Deubel (Mannh. Tagebl. 61).

„Goethe als Vorbild und Lehrer der Persönlichkeit." Von Paul Fischer (Staats-Anz. f. Württ., Bes. Beil. 2).

„Die Pflanze ‚Goethe'." Von R. Pilger (D. A. Z. 119).

„Der Sinn des Goethe-Jahres." Von H. A. Korff (Leipz. N. Nachr. 80).

„Goethes soziale Arbeit." Von Wanda von Puttkamer (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 80 u. a. O.).

„Goethe und die Sterne." Von H. H. Kritzinger (ebenda).

„Goethes Gesicht." Von Friedrich Märker (Stuttg. N. Tagbl. 132).

„Goethe und die Revolution." Von Ernst Robert Curtius (ebenda).

„Goethes volkswirtschaftliches Vermächtnis." Von Arthur Dix (Schwäb. Merk. 67).

„Goethes Beziehungen zum preußischen Heer." Von Hochstetter (Schwäb. Merk. 67).

„Zugang zu Goethe." Von Hellmut Schlien (Mannh. Tagebl. 20. März 1932).

„Goethes Lebenswende." Von Heinz Kindermann (Königsb. Allg. Ztg. 135).

„Goethe-Schriften." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 451, 461).

„Neue Goethe-Literatur." Von Karl Burkheiser; Hanns Martin Elster; Niels Hansen; E. A. Dreyer; Otto Doderer (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 11).

„Der lebendige Goethe." Von Ewald Banse (Deutsche Ztg., Kultur 69).

„Der Dichter im ‚Morgenlande'." Von L. F. Clauß (ebenda).

„Goethe, der Befreier." Von José Ortega y Gasset (N. Zür. Ztg. 531, 575).

„Dante und Goethe." Von Giovanni Gentile (ebenda).

„Goethe." (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 12.)

„Nachfolge Goethes." Von Herbert Eulenberg (N. Bad. Landesztg. 147).

„Wie Goethe starb." Von Friedr. Burschell (ebenda).

„Denn er war unser!" Von G. Herrmann Mostar (Vorw. 134).

„Goethes letzte Tage." Von Ernst Jost (Bund, Bern, Kl. Bund 12).

„Goethes Vermächtnis." Von Paul Merker (Schles. Ztg. 146).

„Goethe als straßburger Student." Von Karl Hoeber (Köln. Volksztg. 80).

„Goethe und seine Welt." Von B. E. Werner (D. A. Z. 114).

„Der Rahmen um Goethes Bild." Von Robert Hohlbaum (Schles. Ztg. 149).

„Goethes Erbschaft des Blutes." Von Jenny Kopp (Ostpreuß. Ztg. 80).

„Der Theaterdirektor." Von Fritz M. Hamerling (ebenda).

„Goethes Wappen und Adel." Von Stephan Kekulé von Stradonitz (B. T. 139).

„Wie Goethe starb." [Unveröffentlichte Tagebuchaufzeichnungen.] Von Richard Wolff (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 82).

„Besinnung auf Goethe." Von Helmut Cron (Mannh. Tagebl. 82).

„Dokumente zu Goethes Todestag." Von Karl Justus Obenauer (Münch. N. Nachr. 79).

„Goethe und der Leser." Von Georg Langer (Schles. Ztg. 151).

„Die Nachfolge Goethes." Von Wilhelm Kunze (Stuttg. N. Tagbl. 136).
„Goetheanismus." Von demselben (Nürnb. Ztg. 69).
„Wege zu Goethe." Von Eduard Schroeder (Germ. 90).
„Das alte und das neue Goethe-Bild." Von D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 14).
„Gedenkrede bei der Goethe-Feier der Bundesregierung am 22. März 1932." Von Robert F. Arnold (Wien. Ztg. 72).
„Goethes Montserrat." Von Otokar Fischer (Prag. Pr., Dichtung 13).
„Goethe in der slowakischen Literatur." Von Albert Pražák (ebenda).
„Meštrovićs Goethe." Von Mgr. (Prag. Pr. 27. März 1932).

*

Wir und Goethe

„Wir feiern Goethe." Von Heinrich Mann (B. T. 138).
„Europa feiert Goethe." (B. T., Weltspiegel 10).
„Mein Verhältnis zu Goethe." Von T. G. Masaryk (B. T. 138).
„Goethe und wir." Von Hermann Wendel (Vorw. 137); Hermann Pongs (Stuttg. N. Tagbl. 132); H. O. Roecker (Schwäb. Merk. 67); H. Hieber (Vorw., Volk 12).
„Was sagt die Jugend zu Goethe?" Von Walther Petry (B. B.-C. 137).
„Goethe im europäischen Geistesleben." Von Fr. Schreyvogl, Karl Arns, Th. Heinermann, Herm. Platz (Köln. Volksztg., Schritt 12).
„Begegnungen mit Goethe." Von R. G. Binding, Ricarda Huch, Wilhelm Schäfer, Albert Schweitzer, Friedrich Kayßler, Wilhelm Michel, Jakob Schaffner (Tag 69).
„Stimmen der Völker zum Goethe-Tag." (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 80).
„Johann Wolfgang von Goethe." Schauspieler sprechen (B. B.-C. 135).
„Was ist Goethe uns Juristen?" E. E. und Walter Mosse (Voss. Ztg., Recht 11).
„Masaryk und Goethe." Von Paul Eisner (Prag. Pr. 66).
„Das Ausland bekennt sich zu Goethe ..." (Leipz. N. Nachr. 80).
„Goethe und die Gegenwart." Von Max Wundt (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 80 u. a. O.).
„Goethe unter uns?" Von Franz Schauwecker (Rhein.-Westfäl. Ztg. 195); Walter von Molo (ebenda).
„Goethe und unsere Zeit." Von Fritz Strich (Bund, Bern, Kl. Bund 11).
„Goethe und die Kulturkrise der Gegenwart." Von Hans-Siegfried Weber (B. B.-Ztg., Kunst 68).
„Ist Goethe unser?" Von Karl Koetschau (Köln. Ztg. 163).
„Zeitgenossen von heute über Goethe." Von Louise Dumont; C. G. Jung; Karl Anton Prinz Rohan (ebenda).
„Das Erleben Goethes." Von Rudolf Alexander Schröder (Münch. N. Nachr. 79).
„Goethe — oder das Ende der deutschen Kultur." Von Friedrich Alfred Schmid Noerr (Münch. N. Nachr. 79).
„Goethe, Humanismus und junge Generation." Von Rl. (Tag 72).
„Goethe und die Schriftsteller unserer Zeit." Von Heinrich Lützeler (Köln. Volksztg. 88).
„Goethe als Theaterproblem." Bühnenleiter aus dem Reich sprechen. (B. B.-C. 143).
„Goethe im ungarischen Geistesleben." Von Jakob Bleyer (Köln. Volksztg., Schritt 14).
„Goethes Gestalt in der Dichtung Vrchlickýs." Von Arne Novák (Prag. Pr., Dichtung 13).

*

Familie — Freunde — Zeitgenossen

„Goethe als Förderer deutscher Künstlerinnen." Von Ludwig Gorm (Köln. Ztg., Frau 161).
„Des Gelehrten Goethe Feinde und Freude." Von E. F. Podach (B. B.-C. 135).
„Goethe und Wilhelm Meinhold." Von Walther Bethke (General-Anz., Stettin, Buch 76).
„Friedrich Schlegels letztes Wort über Goethe." Von Jos. Körner (Köln. Volksztg., Schritt 9).
„Goethe und Grillparzer." Von Josef Nadler (Reichspost, Wien, 2. Febr. 1932).
„Goethe und sein geologischer Freundeskreis." Von Alois Kieslinger (ebenda, 31. Jan. 1932).
„Goethe und Hegel, Begegnungen." Von Paul Sakmann (Stuttg. N. Tagbl. 132).
„Goethe und seine Welt." Von Eugenie Schwarzwald (Rhein.-Westfäl. Ztg. 195); Heinz Stolz (ebenda).
„Charlotte von Stein und Christiane von Goethe." Von Carmen Kahn-Wallerstein (Mannh. Tagebl., Süddeutsche Frauen-Post 6).
„Das Rätsel Cornelie." Von Ferdinand Schathalter (ebenda).
„Frauenkreis um Goethe." Von Charlotte Wolff (Königsb. Allg. Ztg. 135).
„Frauen um Goethe." (Mannh. Tagebl., Süddeutsche Frauen-Post 5); von Else Möbus (Vorw., Volk 12).
„Deutsche Kunst im Zeitalter Goethes." Von Curt Glaser (B. B.-C. 129).
„Goethes Zeitgenossinnen." Von Charlotte Hausleiter-Westermann (Münch. N. Nachr., Frauen-Ztg. 71).
„Aufstieg und Erlöschen der Familie Goethe." Von Karl Anders (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 139).
„Auch ein Goethe-Zentenarium." Von Helene Raff (Münch. N. Nachr., Frauen-Ztg. 77).
„Bettina." Von Julius Petersen (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 124).
„Goethe-Gegner in der Goethe-Zeit." Von Julius Knopf (B. B.-Ztg., Kunst 69).
„Goethe und die romantischen Konvertiten." Von Walter Petry (Germ., Ufer 3).
„Christianes Fenster." Von Wilhelm Hausenstein (Hannov. Kur. 134/35).
„Johannes von Müller in Weimar." Von Heinrich Schlick (N. Zür. Ztg. 517).
„Letztes Gespräch Humboldts mit Goethe." Von Ernst Lissauer (N. Bad. Landesztg. 150).
„Goethe und die Frauen." Von Willy Hellpach (Stuttg. N. Tagbl., Frau 6).
„Goethe, der gräßliche Kerl." Mephisto [Karl von La Roche] plaudert aus. Von Rudolf Hofmann (D. A. Z. 152).
„Vorfahren und Anfänge des Goethe-Hirzel." Von L. W. (N. Zür. Ztg. 607).
„J. H. Merck im Rundfunk." Von Willy Haas-Falkensee und H. Bräuning-Oktavio (Darmst. Tagbl. 72, 80).

*

Reisen — Länder — Städte

„Goethe in Italien." Von Giovanni Gentile (B. T. 138).
„Goethe und München." Von Hermann Uhde-Bernays (Münch. N. Nachr. 78).

„Goethe und Köln." Von Kl. Löffler (Köln. Volkszt., Schritt 12).
„Goethe in Rom." Von Kuno Renatus (D. A. Z. 94).
„Auf Goethes Spuren in Mannheim." Von Friedrich Walter (N. Bad. Landesztg. 108).
„Goethe und England." Von Julius Petersen (Münch. N. Nachr. 59 u. a. O.).
„Goethe und Leipzig." Von Valerian Tornius (Leipz. N. Nachr. 80); Walter Lange (ebenda).
„Auf Goethes Spuren in Italien." Von Friedrich Mallisch (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 80 u. a. O.).
„Alt-Weimar." Von Käthe Feldmann (Königsb. Allg. Ztg. 135).
„Goethe und die Schweiz." Von Hans Lutz (Bund, Bern, Kl. Bund 11); Leo Weisz (N. Zür. Ztg. 531).
„Goethe als Stifter eines rheinischen Heiligenbildes." Von L. (Köln. Volksztg. 11).
„Altweimarer Erinnerungen." Von Paul Friedrich (B. B.-Ztg., Kunst 62).
„Goethes Botschaft für Amerika." Von F. Schönemann (D. A. Z. 127).
„Goethe in Tennstedt oder Die verunglückte Badereise." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 78).
„Goethe und Italien." Von Walter Bombe (Köln. Volksztg. 81).
„Goethe auf Reisen." (Vorw., Volk 12).
„Goethe in Berlin." Von —ab— (D. A. Z. 140).
„Goethes pädagogische Provinz als Urbild der Kunststadt München." Von Georg Fuchs (Münch. N. Nachr., Heimat 6).
„Landschaft um Goethe: ‚Rhein—Main—Neckar.' Von Wilhelm Michel. ‚Weimarer Land.'" Von Jakob Schaffner (Köln. Ztg., Reise 170).
„Goethe und Amerika." Von Otto E. Lessing (N. Zür. Ztg. 575).

*

Zu Goethes Werk und Sprache

„Ein unbekanntes Urteil über Goethes Werther." Von H. St. (Bund, Bern, 136).
„Goethe-Philologie." Von Otto Pniower (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 76).
„Goethe, der Rezensent." Von Herm. Bräuning-Oktavio (Frankf. Ztg., Gedenkbl.).
„Goethes leipziger Dichtungen." Von Georg Witkowski (Leipz. N. Nachr. 80).
„Goethes Balladen-Dichtung." Von Börries, Freiherr von Münchhausen (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 80 u. a. O.).
„Pandorens Wiederkunft." Von Paul Eisner (Prag. Pr. 73).
„Goethes Wortschatz." Von Herbert Reiske (Mannh. Tagebl. 68).
„Fürst Nechljudow und Wilhelm Meister." Von Fritz Ernst (N. Zür. Ztg. 530).
„Fünfundzwanzig Blätter [Faust]." Von Rudolf Geck (Frankf. Ztg., Gedenkbl.).
„Ein unbekanntes Albumblatt Goethes." Von Johann Jakob Disenberg (Mannh. Tagebl. 82).
„Goethe und die technische Arbeit." Von Siegfried Hartmann (D. A. Z. 141).
„Humana civilitas." Marginalien zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren". Von A. St. Mágr (Prag. Pr., Dichtung 13).

*

Goethes Weltanschauung

„Wie Goethe Welt und Menschen sah." Von Max Spandau (Tag 70).
„Goethe-Soziologie." Von Gustav Radbruch (Vorw. 137).
„Goethes Ironie." Von Waldemar Jansson (Mannh. Tagebl. 78).
„Die Religiosität Goethes." Von Günther Müller (Köln. Volksztg., Schritt 12 und Germ. 59).
„Goethes Seelenforschung." Von Edgar Michaelis (B. B.-C. 135).
„Goethes naturwissenschaftliche Methode." Von Otto Meyerhof (ebenda).
„Goethe als Chemiker und Techniker." Von Bt. (Vorw. 129).
„Goethes Verhältnis zur Religion." Von K. R. Petzold (Mannh. Tagebl. 76).
„Goethe spricht über die Ehe." Von Josefine Widmar (Reichspost, Wien, 20. Febr. 1932).
„Goethe und die Naturwissenschaften." Von Waaser (Schwäb. Merk. 67).
„Gott-Natur in Goethe." Von E. Hoffmann-Krayer (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 11).
„Goethes deutscher Kulturentwurf." Von Werner Deubel (B. B.-Ztg., Kunst 62).
„Goethe als Symbol des abendländischen Geistesschicksals." Von Peter Wust (Köln. Volksztg. 77).
„Goethe und die katholische Welt." Von Joseph Bernhart (Münch. N. Nachr., Einkehr 12).
„Goethe und die Philosophie." Von Max Wundt (Deutsche Ztg., Kultur 69).
„Der Naturforscher Goethe." Von Richard Flake (Ostpreuß. Ztg. 80).
„Der politische Goethe." Aus dem literarischen Nachlaß von Franz Diederich (Vorw. 154).
„Goethe und die Revolution." Von K. A. Wittfogel (Berlin am Morgen 69).

*

Goethe als Zeichner

„Goethe und die bildende Kunst." Von Paul F. Schmidt (Vorw. 95).
„Kunst um Goethe." Von Adolph Donath (B. T. 123).
„Beim Betrachten von Zeichnungen Goethes." Von Benno Reifenberg (Frankf. Ztg., Gedenkblatt).
„Goethe zeichnet und wird gezeichnet." Von Rdl. (Tag 68).
„Goethe als Zeichner." Von R. Biedrzynski (Deutsche Ztg., Kultur 69).

*

Goethe und die Musik

„Musik und Lebenskunst." Von Ernst Bayerthal (Mannh. Tagebl., 20. März 1932).
„Goethe — Beethoven." Von Dora Eleonore Behrend (Königsb. Allg. Ztg. 135).
„Musik um Goethe." Von Felix Stössinger (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 77).
„Die frühesten schweizer Goethe-Vertonungen." Von Willi Schuh (N. Zür. Ztg. 531).
„Goethe und Mozart." Von Herbert Sielmann (Ostpreuß. Ztg. 80).

*

Alfred Bock zum Gedächtnis

„Wer uns ein Buch von Alfred Bock zu lesen gibt, heißt uns den Staub der gepflasterten Straße von den Füßen schütteln, und die Tore hinter der rußigen Großstadt schließen, um ein paar Stunden in freier, würziger Luft und unter schlichten Menschen zu wan-

deln. Bock hat in den verwetterten Zügen der Bauern und Bäuerinnen lesen gelernt, wie in den Gesichtern eng vertrauter Freunde. Selbst wenn er ihnen den Spiegel vorhält und ihre Fehler geißelt, führt verstehende Liebe seine Bildnerhand. Die Heimatkunst war ihm immer mehr als ein sprachliches oder stilistisches Problem, sie war ihm von Anfang an eine Sache der Seele. Auch wenn er den Süden bereiste und den Reiz der provenzalischen, italienischen oder griechischen Atmosphäre genoß, fiel es ihm nicht ein, seine Geschichten mit dem Flaggentuch fremden Volkstums zu behängen, er hat auf seinen Reisen immer wieder sein deutsches Herz entdeckt, und wenn er, oft nach Jahren, dazu gelangte, die Vielheit des Erlebens mit seinem Wesenselement zu verschmelzen, so kam immer wieder ein Heimatbuch ans Licht. Seine Erfahrung war bereichert worden, seine Seele aber blieb der heimatlichen Landschaft zugewandt.
So zieht die Reihe der Bockschen Romane an uns vorüber: ‚Bodo Sickenberg', ‚Die Pflastermeisterin', ‚Der Flurschütz', ‚Kinder des Volkes', ‚Kantor Schildkötters Haus', ‚Die Odenwälder', ‚Die leere Kirche', ‚Die Pariser', ‚Der Kuppelhof', ‚Grete Fillunger', ‚Der Elfenbeiner', ‚Der Schlund' und ‚Das fünfte Element'. Dazwischen entstanden die Novellenbände ‚Wo die Straßen enger werden', ‚Hessenluft', ‚Grenzgang' und ‚Wege im Schatten'. Zwei literatur- und kulturgeschichtliche Schriften (‚Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik' und ‚Aus einer kleinen Universitätsstadt') waren schon früher erschienen. Indem Bock die im eigenen Volksstamm ruhenden Schätze aufzeigte, hat er die deutsche Literatur um wertvolles Gut bereichert." Fritz Droop (Saarbr. Ztg. 69).
Vgl. auch: Grete Freytag-Michalowsky (Schlef. Ztg. 140); Karl Neurath (Kasseler Post 68); hth (Gieß. Anz. 58); Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg. 208/9).

*

Rudolf Huch
(Zum 70. Geburtstag)

„Fast seit dreißig Jahren geht durch die Kleinstadtstraßen Bad Harzburgs ein stiller, schmächtiger, inzwischen graugewordener Herr, die Aktentasche unterm Arm, den Weg zum Amtsgericht. Unauffällig, bescheiden, kluge, aufmerksame Augen hinter dem Zwicker, ein schmaler, wortkarger Mund — der Typ des Beamten alten Schlages. Die ihm begegnen, ziehen vor dem Justizrat Huch den Hut. Er soll ja wohl auch Romane geschrieben haben... Man weiß davon nicht viel. Man hat ja auch eine Bahnstunde weiter, in Braunschweig, vom alten Raabe nicht viel gewußt, bis er dann plötzlich berühmt wurde." H. Br. (Tag 50).

„In dem Grade die vollen Segel zu entreffen, wie Ricarda Huch, vermag der Bruder nicht. Die eine Intransigenz ist der Norddeutsche, Niedersachse, die andere der Stammhalter des Aristokratischen, der patrizisch gewordenen und gewesenen Ursleu. Sein persönlicher Grüner Heinrich ist der Roman ‚Hans der Träumer'. Der Träumer in Veranlagung und Verhängnis, vereint mit dem allstetig schauenden, reflektierenden, objektivierenden Erfasser. Wie für den Studierenden R. Huch einzig der Jurist und das Aktivwerden im Korps in Betracht kam, an seiner einstmalig vornehmsten, hannöverschen Stätte Göttingen, so geht auch Hans durch die dortige Korpserziehung (1881), und hindurch. Ich wüßte kein Buch, wo die



Rudolf Huch
Zeichnung von B. F. Dolbin

Frühzüchtung der Exklusivität und deren Mechanik derart veranschaulicht würden, in ihrem bürokratischen und gesellschaftlichen Lebenszweck, als die gefrorene Überbietung der mit dem Untergang des ancien régime bürgerlich gewordenen Geistigkeit und Bildung. Wie intim auch Huch die natürliche und die hineingeformte Standesbewußtheit im Nebeneinander bloßlegt, verbleibt ihm selbst die natürliche Verbrückung dieser beiden. So haben auch seine Romane ihre Vorliebe für die stillen insularen Kreise individuell vornehmer Persönlichkeiten, Überlebende Burckhardtscher ‚Kultur', die sie nicht unnützlich im Munde führen, lebensfeine alte Exzellenzen im peripatetischen Freundschaftsverkehr mit durchgeistigten Gelehrten, Bibliothekaren und helläugigen Schulmännern im Ruhestand." Ed. Heyck (N. Zür. Ztg. 365).

„Der Überblick über dies reiche Schaffen läßt bereits ahnen: Rudolf Huch eignet ein barocker Humor. Werner Mahrholz, der einzige Literarhistoriker, der Huch gerecht geworden ist, nennt ihn einen Romantiker von Geblüt. Für den Standort, von dem Huch ausgeht, ist das richtig; aber er hat sich im Vorschreiten von der romantischen Ironie zu einem Standpunkt körniger humoristischer Betrachtung erhoben, die mit der vornehmem Bürgertum so kleidsamen leisen Melancholie im Hinblick auf Schwindendes eine künstlerische Verbindung eingeht. Nicht weniger als klassischen Reiz gewann diese in Huchs Meisterwerk, dem Roman ‚Die beiden Ritterhelm'. Hier tritt neben und hinter das in Schönheit herbstelnde, zu Rüste gehende Patriziat ein neues Geschlecht, das aus eingebildetem Künstlertum und sozusagen nebenamtlichem Feudalismus den arbeitsvollen Weg in die Reihe tüchtigen, weltoffenen Bürgertums findet — wir sind am Ausgang beim Eingang." Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 58).

Vgl. auch: Paul Wittko (Münch. Ztg., Propyläen 22); Hellmuth Langenbucher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 50); g. h. (Mannh. Tagebl. 57); Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachrichten 55 und Leipz. N. Nachrichten 59).

*

Wilhelm Weigand
(Zum 70. Geburtstag)

„Franke von Geburt, Münchner durch Wahl, ist der Dichter und Menschenforscher Weigand vor allem ein Deutscher von jener Art, die aus dem Erlebnis romanischer Kulturkreise mit gestählter und verfeinerter Form zu ihrem eigensten Boden und Blut zurückkehrt und den blühenden Reichtum heimatlicher Gesichte zu beherrschtem Aufbau gestaltet. Wenn der jetzt Siebzigjährige einst von Gottfried Keller und Wilhelm Raabe ausgegangen ist, wenn er dann die deutsche Geschichte bis ins 15. Jahrhundert zurück, die italienische Renaissance, die ganze Vielgestaltigkeit des französischen Rokoko aufgenommen hat, so haftet doch selbst seinen Spätwerken nichts Historisches an, keine vergangene Bildnerei, sondern sie leben gegenwärtiges Leben, in dem die Ferne ewiger Dinge sich mit dem Rausch triebhafter Natur eint. Was uns als brennendes Problem beschäftigt, die Versöhnung der Persönlichkeit mit der Gemeinschaft, das ist in seinen Werken immer von Neuem gelöst, mit der Verantwortung dessen, der in seiner Heimatlandschaft, in sein Volk, in die Schicksalszusammenhänge europäischer Kultur verwurzelt ist.

Er ist Franke geblieben und Münchner geworden, und immer wieder kreisen seine Geschichten um diese beiden Mittelpunkte seines Daseins. Aus Franken stammt die strenge Art seiner Arbeit, die quellende Fülle seiner Naturanschauungen, die Frömmigkeit seines Ausblicks in die verhüllten Hintergründe und Abgründe des Seins, seine Vorliebe für jene echt deutschen Charaktere, die im Kampf mit der Gewöhnlichkeit und Gemeinheit des Alltags abseitig und schrullig werden, um das Ziel, die ethische Güte, zu verwirklichen. An München fesselte ihn der helle südliche Einschlag, die leichte Bewegtheit des gesellschaftlichen Treibens, die ständig flutende Mischung der Schichten, der bäuerliche und kleinbürgerliche Untergrund, der sich bis in verbrecherische Tiefen öffnet. Hier schimmerte ihm als ein Blutmäßiges durch, was er selbst als erlebte Kenntnis Italiens und Frankreichs zu eigen besaß." Ludwig Gorm (D. A. Z. 115).

Vgl. auch: Ludwig Gorm (Stettiner Generalanz., Buch 70); Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 59); Helmut Wocke (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 61 und Schles. Ztg. 137); Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 71); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 73 und Köln. Ztg., Unt.-Bl. 143); Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 70); Hans Harder (Bad. Beob. 73).

*

Frances Külpe
(Zum 70. Geburtstag)

„Frances Külpe wurde 1862 im Innern Rußlands geboren. Ihr Vater, Ingenieur von Beruf, war Engländer, die Mutter stammte aus Kurland. Darin liegt wohl der Schlüssel zu der über allem Nationalen, rein menschlich eingestellten Art Frances Külpes. Sie genoß eine deutsche Erziehung, kam anfangs nach Mitau, Kurland, darauf nach Dorpat und Livland in die Schulen. Im Jahre 1905, nach der blutigen lettischen Revolution, verließ sie die Heimat, um sich nach kurzen Unterbrechungen für ständig in ihrer Herzensheimat, dem Süden anzusiedeln. Frances Külpes Leben war vielgestaltig und wechselvoll, es war ein Ringen um ein immer freier werdendes Menschsein, ein Wegsuchen einer starken Frauenseele durch Ehe, Not und Krankheit, durch Menschenschicksale und Länder." Olga Meyer (N. Zür. Ztg. 403).

„Inzwischen hatte Frances Külpe Paul Heyse und Richard Dehmel kennengelernt und die beiden einander so verschiedenen Dichter hatten sie aufgerüttelt und beflügelt und bestürmten sie, sich dichterisch zu betätigen. Lange hat sie dann in München gelebt und vor einigen Jahren in Ascona im Tessin ihren Wohnsitz aufgeschlagen. In ihren besten Romanen und Novellen, von denen nur Mutterschaft, Doppelseele, Kinder der Liebe und Wege der Liebe genannt seien (alle bei Georg Müller in München erschienen), verbindet sie eigenartig die Wirklichkeit mit phantasievollen Träumereien,

schreitet oft aus lebenstreuer Kleinmalerei in eine wunderreiche Märchenwelt blühender Romantik und formt dann wieder große gesellschaftliche und soziale Stoffe aus starkem Leben. Weiter Blick und reiche Lebenserfahrungen erheben sie über Parteilichkeit und absichtsvolle Färbungen." Paul Wittko (Köln. Ztg. 123).

Vgl. auch: Königsb. Hart. Ztg. (104); Magda Fuhrmann (Karlsruher Tagebl. 39, 62); H. M. E. (Münch. N. Nachr. 63); Mara Krüger (Stuttg. N. Tagbl. 103); H. Kipp (Bremer Nachr. 64). Karlsruher Tagebl. 344, 39).

*

Zur deutschen Literatur

„Der Cymberschwan von Wedel [Johann Rist]." Von Paul Wittko (Amtsbl. d. Stadt Altona 8).

„Ein vergessener Berner des 18. Jahrhunderts: Carl Victor von Bonstetten." Von St. (Berner Tagbl., Heim 8).

„Grillparzers Alltag." Von Richard Smekal (Reichspost, Wien, 21. Jan. 1932).

„Grillparzer und die Wassernot von 1830." Von Rudolf Holzer (ebenda 17. Jan. 1932).

„Grillparzers Herbergsmütter." Von Josefine Widmar (ebenda 31. Jan. 1932).

„Leutnant Graf Platen. Ein unbekannter Brief Schellings." Von Paul Bornstein (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 73).

„Vergessene Dichtung [Caroline de la Motte Fouqué]." Von Vera Prill (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 62).

„Der Lustspieldichter des Burgtheaters: Eduard von Bauernfeld." Von Ernst Görlich (Reichspost, Wien, 10).

*

„Gundolfs ‚Stifter'." Von Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 77).

„Fontanes Großvater." Von Paul Hoffmann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 56).

„Die Mütter in den Werken Wilhelm Raabes." Von Lydia Kath (Deutsche Ztg., Kultur 56).

„Karl May und wir Männer." Von Erich Werwigk (Ostpreuß. Ztg. 56).

„Der Dichter Winnetous [Karl May]." Von Harry Schreck (Berl. Morgenpost 48).

„Carl Ludwig Schleich." Von Helmuth Ulbrich (Hannov. Kur. 114/15).

„Buntes, liebes Leben!" Unveröffentlichte Briefe Max Dauthendeys (Tag 57).

„Der Dichter der ‚Eingeengten' [Franz Herwig]." Von R. L. (Reichspost, Wien, 24).

„Bernhard von Hindenburg †." Von Heinrich Spiero (Köln. Ztg. 119).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Das gotteslästerliche Hannele [Gerhart Hauptmann]." Von Hans von Hülsen (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 69).

„Meine Heimat." Von Adolf von Hatzfeld (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 121).

„Döblin über Döblin." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 387).

„Paul Fechter." Von Erwin H. Rainalter (Königsb. Allg. Ztg. 110):

„Ein dritter Roman, der dieses Epos abschloß und ‚Die Rückkehr zur Natur' hieß, brachte den Sieg des Lichtes: Hier hatten tüchtige Menschen sich von ihrem Sturze schon erholt und zu neuer Höhe aufgeschwungen, und es war fast symbolisch, wenn sie das neue Leben an den Ursprung alles Lebens überhaupt zurückführte, zur Natur, die für den Großstädter am besten in der Siedlung zugänglich ist. Überblickt man die drei Bände in ihrer Gesamtheit, dann wird man sich bewußt, welch eine große Leistung Fechter hier scheinbar spielend, in Heiterkeit und Anmut vollbracht hat."

„Franz Karl Ginzkey." Von Eduard Castle (Reichspost, Wien, 18. Febr. 1932).

—, —. (Salzburg. Volksbl. 40).

„Weltbild eines Dichters: Gottfried Benn." Von Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 211/12. Ab. 1. M.):

„Gottfried Benn hat als Dichter jene kurze und so turbulente Epoche expressionistischer Lyrik überdauert, die gemäß ihrem inflationistischen Charakter eines Tages platzte und verschwand. Seine tiefer im Seinsgrunde verwurzelte Dichtung hat eben nur gewisse äußere Merkmale mit dem gemein, was man expressionistischen Stil nannte, der, wie jede Mode, durch billige Nachahmung ruiniert wurde. Ich meine damit die ‚steilen' Aufschwünge und Stürze, die unkontrollierbaren Assoziationen und eine zerflatternde Willkür, wo die Freiheit der Form äußerste innere Bindung bedingte. Benns Lyrik ist dieser Form durchaus adäquat. Sie ist echte Expression am Körper gebundener Bilder und Gefühle; die seelische Substanz wird bei ihm unaufgelöst, nicht humanisiert, eruptiv an die Oberfläche gerissen. Sie bietet den schillernden und erschreckenden Aspekt einer Netzbeute der Tiefsee. Dieses assoziative Beieinander von Symbolen und Zuständen aus verschiedenen Tiefenschichten der Seele, Frühmenschliches, Kulturhaftes, Pathologisches, schwingt in einer sonoren pathetischen Ironie daher."

„Heinrich Zerkaulen." Von Egon-Erich Albrecht (Pfälz. Kur., Lit. 53):

„In der heutigen Zeit der Verkrampftheit, der Sensationshascherei, des Buhlens um die Gunst der Masse auf allen Gebieten, besonders auch auf dem literarischen, wirkt es doppelt wohltuend und erfrischend, einem Dichter zu begegnen, der sich und sein Talent unbekümmert wachsen ließ, der so dichtete und schrieb, wie er mußte, wie es ihm ums Herz war, ohne nach der jeweils herrschenden ‚Richtung', dem gerade im Schwange befindlichen —ismus zu fragen. Solch ein Dichter ist der Rheinländer Heinrich Zerkaulen, der einmal freudig von sich bekannt hat: ‚Ich bin glücklich!' Und dies schöne, heute so seltene Bekenntnis ist so recht bezeichnend für den Dichter und Menschen Zerkaulen, die, wie bei jedem echten Dichter, eine untrennbare Einheit darstellen."

„Ein literarisches Wunder: B. Traven." Von Heinrich Seufert (Jll. N. Z., Sonntags-N. Z. 5).

„Begegnung mit B. Traven." Von Edvard Welle-Strand (B. T. 128):

„Wir freundeten uns an. Es wurde eine harte Freundschaft unter Eismeergästen. Das Fassungsloseste an diesem Mann war für mich, dem schon damals etwas vom Journalisten im Blute steckte, daß er, wie er erklärte, oft wochenlang keine Tageszeitungen las. Und doch wußte er viel mehr als wir alle, wie es um die Dinge draußen in der Welt stand. Ich glaubte bei ihm an einen sechsten Sinn, so wie bei uns Polarmenschen zweites Gesicht und Hellsehen verbreitet ist. Ich habe auch einmal einen Wahnsinnigen gekannt, der in seiner Zelle kaum mit der Außenwelt in Berührung kam, und immer, sobald er an die Decke schaute, wie durch eine Art geheimer Gedankenübertragung, das meiste wußte, was inzwischen in seiner Familie vorgekommen war. So ähnlich

kam mir mein Fahrtgenosse vor. Er schloß sich von allem ab, reiste in die Arktis, um vor dem Geräusch und Geruch Europas zu flüchten, einer inneren Sehnsucht nach der großen Ruhe zu folgen ... und trotzdem sah er mit einem inneren Auge klar, was sich in der Welt entwickelte und im geheimen vorbereitete.
Er sagte mir, was kommen würde. Es ist genau so gekommen. Wir in Norwegen glaubten damals noch nicht recht daran, wir hielten die Europäer für zu vernünftig."

„Heinrich Suso Waldeck." Von Rudolf List (Reichspost, Wien, 13. Febr. 1932).

„Johannes Kirschweng." Von Paul L. Kämpchen (Köln. Volksztg., Lit. Beil. 157):

„In der geruhsamen Zeichnung der Natur, von Blüte und Frucht mit Farben und Düften, von Wind und Wasser mit Klang und Bewegung walten homerische Daseinsfreude und gesunde Sinnenhaftigkeit. Seine Meisterschaft entfaltet Kirschweng in der Dichtung natürlicher, beseelter Menschlichkeit."

„Franziska Hager." Von Joseph Maria Lutz (Bayer. Staatsztg., Heimgarten 8).

*

„Theodor Birt." Zu seinem 80. Geburtstag. Von Paul Wittko (Köln. Ztg. 162).

„Ein Siebzigjähriger." Glückwunsch für Richard Skowronnek. Von —gl. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 71):

„Lang ist die Reihe der Romane, in denen Richard Skowronnek Hunderttausende mit der Frische und breitbrüstigen Gesundheit seines Wesens erquickt hat. Von Berlin ist er gegen Kriegsende nach Pommern übergesiedelt, um ein Rittergut Höckenberg im Kreise Regenwalde zu bewirtschaften. Der Förstersohn lebt wieder auf dem Lande und schreitet schon in der dämmernden Frühe über den Gutshof hinaus auf die Felder."

—, —. Von Charlotte Bludau-Heyroth (Köln. Allg. Ztg. 121).

„Ludwig Hinrichsen." Zu seinem 60. Geburtstag. Von Hermann Quistorf (D. A. Z., Unt.-Bl. 137).

„Georg Stammler." Zum 60. Geburtstag. Von Hellmuth Langenbucher (B. B.-Ztg., Kunst 48):

„Auf dichterischem Gebiete liegt Stammlers Bedeutung vor allem im kurzen, in einmaliger Gültigkeit geprägten Spruch. Damit wird ihm nicht Einseitigkeit vorgeworfen, denn wir wissen wohl von der Zartheit und Innigkeit seiner rein lyrischen Dichtungen, aber darüber hinaus ist es dann, im weiteren Sinne genommen, eben doch die Gattung des Spruchs, in der sich Stammler zu Hause fühlt. Hier stehen ihm in der Tat die reichsten Mittel zur Verfügung, angefangen von seinen ‚Stachelreimen' über die kurzen Vierzeiler (Haus-, Baum-, Flaggen-, Brunnen-, Schwertsprüche) bis hinauf zu den meisterlich durchdachten Sätzen seiner Lebenslehre etwa in ‚Du und Es' oder seinen ‚politischen Bekenntnissen' in ‚Feuer übers Land', die heute besonders starke Beachtung verdienen."

—, —. Von Rudolf Paulsen (Deutsche Ztg., Kultur 50).

—, —. Von Charlotte Ball (Tag 51).

—, —. Von Theodor Krauß (Münch. N. Nachr. 56).

—, —. Von Hellmuth Langenbucher (Ostpreuß. Ztg. 59).

„Frau Raphaela Brentano O. S. B." Zu ihrem 60. Geburtstag. Von Franz Schnürer (Reichspost, Wien, 9. Febr. 1932).

*

„‚Heilige Ewigkeit'." Ein Beitrag zur Geschichte der Privatmythologien [R. M. Holzapfel]. Von Günther Stern (B. B.-C. 109):

„Holzapfel ist insofern den meisten seiner Kollegen überlegen, als die Idee der Repräsentation nun bei ihm wirklich einen gewissen Fundus hat. Es scheint bei ihm folgendes, wirklich nachvollziehbares Grunderlebnis zu bestehen: Der Mensch ist beziehungslos; der Kontakt mit den ‚ungeheuren Welten' funktioniert nicht, da die Proportionen der menschlichen Einbildungskraft den Proportionen der Überwelten nicht gewachsen sind. Um doch an sie heranzukommen, wird nun die ganze Welt gleichsam als ‚verkürzte Form' des ‚unendlichen Wogens' angesehen — was sonst als Makrokosmos gilt, ist bei ihm die mikrokosmische Darstellung eines größten Weltalls. So pubertätshaft dieser Superlativismus sein mag, so überzeugend ist er doch bei Holzapfel, denn er wiederholt sich auf jeder Zeile seiner 400 Seiten. Die ganze scheinbar legendenhafte Darstellung ist anscheinend nichts als eine derartige Repräsentation und als eine Darstellung des Weges der Seele, die dauernd zurückgeworfen in ihre Kleinheit (‚alte Leere'), sich dauernd wieder aufputschen oder, wie Holzapfel meint, ‚durchsternen' muß."

„Narrenspiegel. Alfred Neumanns neuer Roman." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 61).

—, —. Von —y— (Gieß. Anz. 66).

„Deutscher Opfergang [Fritz von Unruh]." Von Friedrich Sieburg (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 11).

„Abwege der Natur und der Zivilisation: Heinrich Eduard Jacob, ‚Liebe in Üsküb'." Von Hermann W. Anders (Mittag, Düsseld. 58).

„Wanderer im Nichts: Hermynia zur Mühlen und Margot Starke." Von Jakob Altmaier (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 10):

„Keine Seite dieses Buchs, über der nicht der Hauch von Poesie liegt. Unerbittlich klar und scharf zeichnet Hermynia zur Mühlen diesen Untergang einer Klasse, aber es ist wie Sonnenuntergang an einem schönen Herbsttag. Ehe wir das Buch in den Schrank stellen, streicheln wir noch einmal zart seinen Rücken."

„Welch ein Buch blieb ungeschrieben! [Schalom Asch, ‚Die Gefangene Gottes']." Von Ernst Weiß (B. B.-C. 131).

„Eine Demokratie geht zu Ende [Robert Hohlbaum ‚König Volk'.]" Von Herbert Leisegang (Wilhelmshav. Kur. 35).

*

„‚Deutscher Geist in Gefahr' von Ernst Robert Curtius." Von Max Rychner (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 129):

„Curtius zergliedert unsere geistige Lage scharf, unnachsichtig, er verkleinert die Gefahr nicht, um die Leidenden zu narkotisieren, aber er schlägt ihnen auch nicht die letzten Hoffnungen nieder. ‚Von der Gefährdung und Not des Geistes im heutigen Deutschland soll hier geredet werden. Es geschieht im Glauben an Deutschland und im Glauben an den universalen Geist. Wer diesen doppelten Glauben nicht teilt, möge die Schrift aus der Hand legen.' Diese Kampfschrift ist nicht nur mutig, sie macht auch Mut. Sie ist nicht nur vom Geist der Kritik beseelt, sondern auch vom Geist der Initiative. Wir haben derzeit so viel extreme Kritik, die alles Bestehende zu Pulver zerreibt, daß uns der Kopf schwirrt: unsere Dankbarkeit für jeden soliden Baustein, auf den sich etwas gründen läßt, wird um so größer."

—, —. Von Robert Drill (Frankf. Ztg. 173/74 Ab. — 1. M.).

—, —. Von Bruno E. Werner (D. A. Z., Unt.-Bl. 103).

—, —. Von H. Bth. (N. Zür. Ztg., 355).

—, —. Von Richard Gerlach (Mittag, Düsseld., 58).

„Eine Literaturgeschichte: Arthur Eloesser." Von Otto Forst-Battaglia (Stuttg. N. Tagbl. 125).

„Emil Ludwig zeichnet Schliemann." Von Curt Glaser (B. B.-C. 103).

„Minos. Das Werk eines österreichischen Dichters [Franz Spunda]." Von G. Herzog-Hauser (Reichspost, Wien, 8).

*

Zur ausländischen Literatur

„Shakespeares Kosmische Melancholie." Von Günther Herzfeld (Bund, Bern, Kl. Bund 9).
„Rückblick in die ‚Gute alte Zeit'." Zum 120. Geburtstag Charles Dickens'. Von Ernst Görlich (Reichspost, 6. Febr. 1932).
„Lytton Strachey." Von Aldous Huxley (B. T. 118).
„Bilanz des Lesers: ‚Leben Sie wohl, Mr. Wallace — —'." Von Rosenberg (Köln. Volksztg. 72).
„Englischer Literaturmarkt." Von Lytton Strachey † (B. B.-C. 127).

*

„Eine Flamme Flauberts entdeckt." Von Alfred Kerr (B. T. 95).
„Westschweizerische Literatur." Von Charly Clerc (N. Zür. Ztg. 400).
„Luis Araquistain." Von Alfred Kerr (B. T. 127).
„Die moderne Bewegung in der flämischen Erzählungskunst." Von Felix Augustin (Köln. Volksztg., Schritt 11).

*

„Karin Michaelis zum 60. Geburtstag." Von Louise Diel (B. T. 136):

„Ihr Ohr hört nach allen Seiten hin. Wo es gilt, sozial und menschlich beizuspringen, ist sie in Bereitschaft. Für die Lage ihrer Mitschwestern wie der Frauenbewegung insgesamt hat sie manchen Kampf gefochten, trotzdem liegt ihr jegliche Emanzipation fern — das ist vielleicht ihre größte Stärke. Sie ist ganz und gar mütterliche Frau und im guten Sinne altmodisch. Deutschland hat ihr für vieles zu danken, in Wort und Tat stand sie uns zur Seite. Ihrer glückhaften Natur entsprechend, ist ihr Leben und Werk von jener Harmonie getragen, die die Realitäten des Daseins überholt. Man darf ihr darum das Wort glauben: ‚Jeden Tag meines Lebens bin ich glücklich!'"

—, —. Von Eugenie Schwarzwald (Basl. Nachr. 78 u. a. O.):

„Diese weltweite, in die buntesten Ereignisse der Gegenwart verstrickte Frau wohnt den größten Teil des Jahres mit ihrer originellen, 93jährigen Mutter allein in ihrem bescheidenen, reizenden Hause Torelore auf der dänischen Insel Thurö. Dort kann man sie mit einer herrlichen Weißstickerei behaglich sitzen oder emsig im Garten arbeiten sehen. Man wird nicht glauben, daß man eine der berühmtesten Frauen der Welt vor sich hat. Und das ist bezeichnend für Karin Michaelis."

Vgl. auch: Voss. Ztg., Unt.-Bl. 79 u. a. O.
—, —. Von E. von Hollander-Lossow (Königsb. Allg. Ztg. 134).
—, —. Von Irma Fiebig (Stuttg. N. Tagbl., Frau 6).
—, —. (Köln. Volksztg. 80).
—, —. Von Gerda Weyl (Vorw., Abend 134).
—, —. (Süddeutsche Frauen-Post, Mannh. Tagebl. 6).
—, —. Von M. Sukennikow (N. Bad. Landesztg. 141).
„Ein Dichter: Gunnar Gunnarsson." Von Harald von Koenigswald (B. B.-Z., Krit. Gänge 9).
„Fredrik Böök." Von Paul Graßmann (Tag 53).
„Undset, die Heidin." Von Wolfgang von Einsiedel (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 9).
„Sigrid Undset erzählt eine Liebesgeschichte [Viga Ljot und Vigdis]." Von Josefine Widmar (Reichspost, Wien, 2. Jan. 1932).
„Der sechzigjährige Johan Bojer." Von Max Jungnickel (Deutsche Ztg., Kultur 56).
„Sophus Michaëlis." Von Helge Kjaergaard (Gen.-Anz., Stettin, Buch 70).
„Briefe Strindbergs über ‚Ostern'." Von Emil Schering (B. B.-C. 139).

*

„Wie Gogol starb." Von Siegfried von Vegesack (N. Bad. Landesztg. 112).
„Dostojewskij." Von Bth. (N. Zür. Ztg. 414).
„Literatur des Fünfjahrsplans." Von Iwan Briehl (Prag. Pr. 64).

*

„Neue Japan-Literatur. I." (Basl. Nachr., Lit. Bl. 9).

*

Allgemeines

„Dichtung und Politik." Von Kurt Herwarth Ball (B. B.-Z., Krit. Gänge 12).
„Dichter und Theater im Rheinland." Der Bund rheinischer Dichter in Mainz. Von Fritz Droop (Köln. Ztg. 148).
„Kultur und Drama." Von Richard von Kralik (Reichspost, Wien, 24).
„Was ist fränkisch?" Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 62, 63).
„1/4 Zentner Literaturgeschichte kostet 175,— M. oder: Verdrießliche Wanderfahrt mit Anselm Salzer zu den neun Musen [illustrierte Geschichte der deutschen Literatur, Bd. 5]." Von V. K. (Schles. Volksztg., 20. März 1932).
„Der Schriftsteller und die Zeit." Von Dimitri Mereschkowski (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 143).
„Religion und Dichtung." Von Richard Newald (Köln. Volksztg. 57).
„Vom Wesen der Poesie." Von Georg Schaeffner (Berner Tagbl., Heim 6).
„Theater nach Stamm und Landschaft." Von Wilhelm von Schramm (D. A. Z. 108).
„Politisches Schicksal als Romangestaltung [René Schickele — Josef Ponten — Arnold Zweig]." Von Eduard Schröder (Germ. 77).
„Doppelbegabung. Maler als Dichter, Dichter als Maler." Von Paul Stefan (N. Zür. Ztg. 426).
„Traditionen oder Originalgenies?" Zum 2. Band von Gundolfs „Romantiker". Von Fritz Walter (B. B.-C. 95).

Echo der Zeitschriften

Eckart. VIII, 3. (Berlin.) Aus Albert Schweitzers Bekenntnis zu Goethe („Der 22. März, Fünf Stimmen um Goethe"):

„Am Ende meiner Studienzeit las ich einmal fast zufällig wieder von der Harzreise im Winter 1777. Und es ergriff mich wunderbar, daß derjenige, den wir als Olympier ansehn, sich im Novemberregen und Novembernebel auf den Weg machte, um einen geistig in schweren Nöten gefangenen Pfarrerssohn zu besuchen, und zu versuchen, ihm geistig aufzuhelfen.

Über einem Mal leuchtete mir aus dem Olympier der tiefe schlichte Mensch entgegen. Ich lernte Goethe lieben. Wenn mir dann in meinem Leben es vorkam, daß ich Arbeit auf mich nehmen mußte, um dem oder jenem Menschen Menschendienst, der ihm nottat, zu erweisen, da sagte ich mir: das ist deine Harzreise.

Eine neue Begegnung hatte ich mit Goethe, als mir in seinem Schaffen auffiel, daß er sich keine geistige Beschäftigung denken konnte ohne nebenhergehendes praktisches Tun, und daß beide bei ihm nicht durch die gleiche Bestimmung und Art zusammengehalten waren, sondern auseinanderfielen, nur in eins gebracht durch seine Persönlichkeit. Es hat mich ergriffen, daß es für diesen Großen unter den geistig Schaffenden keine Arbeit gab, die er unter seiner Würde hielt, keine praktische Beschäftigung, von der er sagte, daß andere nach ihrer Gabe und Bestimmung sie besser tun könnten als er, sondern daß er darauf aus war, die Einheit seiner Persönlichkeit in dem Nebeneinander von praktischem Tun und geistigem Gestalten zu verwirklichen."

Hochland. XXIX, 6. (München und Kempten.) Die Tragik in Goethes Persönlichkeit betont Karl Muth:

„Ist es schon nicht jedem gegeben, in das Wesen einer großen Persönlichkeit einzudringen, geschweige denn in das Wesen einer Persönlichkeit wie Goethe, so wird der moderne Mensch sie um so schwerer erfassen, weil sie in ihrem Wirken gerade das verschmäht hat, was heute allein noch Eindruck macht: das Laute, Tendenziöse, Gewaltsame, Phrasenhafte und Politische. Um zu dem Menschen Goethe ein fruchtbares und ergiebiges Verhältnis zu finden, muß man sich vor allen Dingen frei machen von der überlebten Vorstellung, den Dichter von ‚Iphigenie' und ‚Hermann und Dorothea' als den Inbegriff des harmonischen, in sich ausgeglichenen, gleichsam in Götterruhe über dem Leben stehenden Menschen, als eine apollinische, in sich klassisch vollendete Natur zu sehen.

Wer in solcher Weise ein Goethesches Ideal auf den Menschen Goethe überträgt, beweist damit, daß ihm die wahre Goethesche Natur ein Buch mit sieben Siegeln geblieben ist. Goethes Wort, daß der Mensch bewußt das schätzt und begehrt, was ihm in seinem Wesen versagt ist, spricht den eigentlichen Grund aus, warum Goethe in dem harmonischen Ausgleich der Kräfte das Ziel wahrer persönlicher Kultur, sein Kulturideal erblickte. In seiner Natur lag alles, nur dieser Ausgleich nicht. Sie war vielmehr der Inbegriff alles dessen, was die menschliche Natur an Widersprüchen in sich vereinigen kann. Wer dies nicht aus seinen Schöpfungen erkennt, der sollte es wenigstens auf guten Glauben hinnehmen, wenn es der Dichter selber immer wieder aufs deutlichste ausspricht. Im Hinblick auf seine Jugend schrieb der Greis: ‚Meine Natur schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen.' Daß er in bezug auf seine jungen Jahre sich richtig gesehen, das lehrt fast jeder Blick in die uns erhaltenen Briefe aus jener Zeit. ‚Himmel auf und Hölle ab getrieben' nennt er seine Empfindungen in einem Brief an Auguste von Stolberg und offenbart damit bis in die Ähnlichkeit des sprachlichen Ausdrucks, daß ihm das ‚himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt' Clärchens ein immer wiederkehrender Zustand war. Noch im Alter von 31 Jahren, da er bereits im fünften Jahr in Weimar weilte, schreibt er an Sophie von la Roche: ‚Ich bin wie immer der nachdenkliche Leichtsinn und die warme Kälte.' Wie er selber von sich, urteilen andere über ihn. Von dem 24jährigen sagt eine Freundin: ‚Der böse Mensch mit dem guten Herzen', und Herders Frau nennt den 49jährigen im Hinblick auf den raschen Wechsel seiner Empfindungen ein Chamäleon. Fast um dieselbe Zeit äußert er sich gegen Jacobi, er wünsche, er käme sich selber so harmonisch vor. Das harmonische Gleichgewicht war ihm auch im hohen Alter, da die Allermeisten durch das natürliche Erlöschen der Leidenschaften längst zur Ruhe gekommen sind, nicht beschieden. Mit 63 Jahren erklärte er, er getraue sich noch einen neuen Werther zu schreiben, über den dem Volke die Haare noch mehr zu Berge stehen sollten als über den ersten, und wer seine Schicksale kennt, weiß, daß hier kein Wort zuviel gesagt ist. Man muß diesen Wesenszug sich gegenwärtig halten, will man den Menschen und Dichter verstehen. Gleichviel, ob man eine Jugendarbeit wie ‚Werthers Leiden', ob man ein Werk der reifen Zeit wie ‚Tasso', ob man den über Goethes ganzes Leben sich erstreckenden ‚Faust' oder ob man die ‚Marienbader Elegie' des 74jährigen liest, immer und überall begegnet man dieser grenzenlosen Leidenschaftlichkeit, die sich stets zwischen zwei Extremen auswirkt. Daß man in einem solchen Zustand kein glücklicher Mensch sein kann im Sinne des Philisters, daß man noch weniger ein Epikureer sein kann, das leuchtet ohne weiteres ein. Goethe bekennt denn auch selbst: ‚Ich bin alt genug geworden, und habe es doch nicht so weit gebracht, mich an die Seite der epikureischen Götter zu setzen.'

Goethe war tatsächlich kein glücklicher Mensch, und der heitere, sonnige Goethe gehört ebenso ins Reich der Fabel wie der harmonische. — ‚Goethe', so schrieb seine Schwägerin Johanna Schlosser, geb. Fahlmer, an Fritz Jacobi, ‚Goethe — hat zu viel Mischungen in sich wirren, ist nicht glücklich und kann nicht glücklich

werden.' Alles menschliche Glücklichsein braucht einen ausgeglichenen Gemütszustand, und schon Cicero hat es zur Freude aller Philister ausgesprochen, daß man in der Mitte am sichersten gehe. Einem Goethe aber erlaubte das Leben, wie er selber sagt, ‚keinen mittleren Zustand', und da nach seiner Definition alles Tragische auf einem unausgleichbaren Gegensatz beruht, so ist gar keine Frage, daß seine Natur tief tragisch angelegt war. Scharfblickenden Freunden ist denn auch dieser tragische Grundzug nicht entgangen. Ein so ruhiger und klarer Beobachter wie der weimarische Kanzler von Müller war mehr als einmal Zeuge solcher Konflikte, die Goethe sonst vor den Menschen verbarg und die er durch Produktion zu überwinden suchte. Dieses Gefühl des bewußten Sichabschließens ist es denn auch, aus dem heraus er einmal Lavater bekennt: ‚Mein Schicksal ist den Menschen ganz verborgen, sie können nichts davon sehen noch hören'."

Nimm und lies! IX, 2/3. (Leipzig.) Aus Ricarda Huchs „Goethe in unserer Zeit":

„Goethe sagt einmal mit Bezug auf Mme. Rolland, die kurz vor ihrer Hinrichtung gebeten hatte, einige Gedanken niederschreiben zu dürfen, die ihr im Angesicht des Todes gekommen wären, es sei schade, daß man es ihr verwehrt habe, ‚denn am Ende des Lebens gehen dem gefaßten Geiste Gedanken auf, bisher undenkbare; sie sind wie selige Dämonen, die sich auf den Gipfeln der Vergangenheit glänzend niederlassen.' Eben diesen Eindruck machen viele von Goethes Gedanken. Groß, milde, leuchtend klar schweben sie über der Erde, gleichzeitig Gedanken eines verklärten Geistes, dem der tiefere Sinn der sichtbaren Dinge sich enthüllt, weil er schon in den unsichtbaren heimisch wird. Ich glaube nicht, daß es möglich ist, die Symbole, in denen die Phantasie das Unerforschliche anbetet, ehrfurchtsvoller, behutsamer und zugleich klarer den menschlichen Fassungskräften nahezubringen. Goethe stellt keine Dogmen auf, errichtet keine Systeme, er entfernt von den Erscheinungen mit mächtiger, sanfter Hand den fremden Stoff, der sich dem Herrlichsten anklebt und es verdeckt, bis sie so durchsichtig werden, daß ihr Ewiges sich erahnen läßt. Allerdings geht er von gewissen Voraussetzungen aus, die geglaubt werden müssen: die Natur ist ihm die gotterfüllte Natur, und der Mensch die Krönung der Natur, das Wesen, in dem die gotterfüllte Natur sich vollendet."

Zeitschrift für Deutsche Bildung. VIII, 3. (Frankfurt a. M.) Aus „Goethe und die Gegenwart" von Karl Viëtor:

„Die Gegenwart hat die eigentlich anthropologische Frage, die Frage, was der Mensch ist, mit einer Entschiedenheit aufgenommen, über die man sich wundern dürfte, wäre nicht leicht zu begreifen, woher dies Interesse stammt. Wenn alle Formen und Normen, wenn die ganze überlieferte Kultur fragwürdig wird, dann bleibt dem Menschen, der sich wieder ins Rechte denken will, nichts als diese Besinnung auf das letzte und unzerstörbarste Eigentum, auf das, was ihn zum Menschen macht. Die Gegenwart scheint sich dieser Frage gegenüber in tiefer Ratlosigkeit zu befinden. In solcher Lage ist es ein Gebot geistiger Selbsterhaltung, sich Rat zu holen bei den größten Geistern solcher Zeiten, die ein sicheres Wissen von so entscheidenden Dingen hatten. Wenn wir also in Goethes am meisten lehrhaftem, seinem weisesten Werk, dem Werk seines Alters nach Antworten auf diese Frage suchen, so suchen wir damit nach der zeitgemäßesten Lehre, die es für uns geben kann. Unsere Zeit ist bei dieser Frage vor allem interessiert für eine besondere Seite des Menschentums: für die moralische. Dies nun ist der Kern von Goethes Vermächtnis, und dadurch kann er heute am meisten beispielhaft sein: daß er die spekulative Frage, was der Mensch ist, die in die für die Vernunft unbeantwortbare metaphysische Frage nach dem Woher und Warum des Menschen mündet, umbiegt in die moralische Frage, was der Mensch handelnd zu sein vermag und wie er sein soll. Seine letzte Dichtung gibt lauter Beispiele, welche Haltung der Mensch, zwischen Himmel und Erde gestellt, einnehmen muß, um seine metaphysische Fragwürdigkeit zu überwinden und der Herr der Erde zu bleiben."

Euphorion, Goethefestheft I. (Stuttgart.) Die Ergebnisse seiner Studie „Das religiöse Problem in Goethes Faust" faßt Konrad Burdach dahin zusammen:

„Der weitverbreitete Glaube, der in unserer Zeit mit Feuer als Evangelium verkündet wird, daß Goethes Faust ein Idealbild des Menschen, der Typus des hochstehenden modernen Menschen sei, widerspricht durchaus der sittlich-religiösen Grundanschauung Goethes, die er von seiner Jugend bis an sein Ende fest bewahrt hat.

Jene überkühnen Subjektivisten, die heute so laut vom ‚Faustischen Menschen' reden und ihn als Muster empfehlen, sollten erwägen, wie ein großer Zeitgenosse Goethes, ein tiefer Dichter und Denker, den gerade auch sie hoch verehren und preisen, den Sinn der Fausttragödie gedeutet hat. Jean Paul antwortete am 4. Oktober 1810 auf eine Frage seines Freundes Fritz Jacobi über Goethes Faust brieflich folgendes: ‚Eigentlich ist's gegen die Titanenfrechheit geschrieben, die er sehr leicht in seinem — Spiegel, wenigstens sonst

[früher] finden konnte.' Das ist eine zugespitzte Formulierung. Aber sie trifft den Kern. Der Dichter des ‚Mahomet', ‚Werther', ‚Prometheus' begann sein Drama vom großen Magier, als er selbst faustisch empfand. Aber er ließ es liegen und veröffentlichte dann nach langer Pause, um es abzustoßen, ein notdürftig abgerundetes Fragment, als er aufgehört hatte, Faust zu sein. Er ergänzte es, von Schiller gedrängt, zum ersten Teil, als er in dieser ‚barbarischen' Jugendschöpfung nur noch ‚schwankende Gestalten' eines ‚trüben Sinns', ja eines ‚Wahns' (Zueignung V. 2. 4) gewahrte und er führte es fort bis zum Abschluß im zweiten Teil, als er den individuellen Erlebnisgehalt seiner Dichtung symbolistisch verhüllte. Doch immer war und blieb dies Drama die tragische Geschichte eines menschlichen Irrwegs, der aus Sturm und Drang zur Klärung und Mäßigung, schließlich zur innerlichen Umkehr führte. Wer bei Goethe sittlich-religiöse Unterweisung aus seiner eignen wahren Welt- und Lebensanschauung sucht, der schöpfe sie aus anderen Werken: aus ‚Iphigenie', ‚Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahren', ‚Hermann und Dorothea', aus den ‚Wahlverwandtschaften', ‚Dichtung und Wahrheit', aus dem ‚Divan', aus seiner Gnomik in Vers und Prosa. Aber den ‚faustischen Menschen' findet er da mitnichten verherrlicht.

Eine andere Frage ist es, ob es Goethe gelang, zwischen der Erlösung Fausts in jener symbolisch bildhaft versinnlichten Himmelfahrtsszene und dem vorangehenden Drama, das sein irdisches Leben vorführt, eine innere, eine künstlerische Einheit darzustellen. Diese Frage muß man verneinen. Dantes Komödie, mit der seit Friedrich Schlegels und Jean Pauls Vorgang die Faustdichtung Goethes oft verglichen wird, klingt völlig organisch aus in dem Preis der Liebe, die die Sonne und die anderen Sterne bewegt. Die Schlußszene des ‚Faust' springt unvermittelt in eine übersinnliche religiöse Welt und gibt in genialer dichterischer Gestaltung tiefste sittlich-religiöse, tröstende, erhebende Hoffnung einflößende Gedanken und Ahnungen des Dichters, die sein persönliches Bekenntnis sind, aber nicht aus der eigentlichen Handlung des Dramas, aus der dramatischen Charakterentwicklung des Helden herauswachsen. Sie bilden zusammen mit dem Vorspiel im Himmel nur den Rahmen, der den Hörern und Lesern einen Standort weist über der vorgeführten Erdenbahn des Titanen zu ihrer freien menschlichen Wertung.

Gewiß hat Goethe in Fausts Monolog zu Anfang des vierten Akts, der nach dem fünften gedichtet ist, durch die als Helena und Aurora-Gretchen erscheinenden Wolkengebilde, wie Rickert sehr schön dargelegt hat, für den tief Blickenden die ‚Wiederkehr Gretchens' am Schluß, nachträglich, sozusagen in letzter Stunde vorbereitet, das Ewig-Weibliche des Chorus mysticus angedeutet. Aber man muß doch dabei die Hauptsache erst supplieren. Und von Gretchens jenseitiger aufsteigender Entwicklung, die natürlich vorausgesetzt werden muß, erfahren wir nichts, als daß die Una poenitentium im Szenar genannt wird. Goethe selbst hat das Fragmentarische, Lückenhafte, das Inkommensurable, die Unaufgelöstheit der Probleme dieser Tragödie tief und schmerzlich empfunden, sich auch mehrmals darüber in diesem Sinne ausgesprochen. Man kann Goethes Grundidee im ganzen wohl mit wachsamem Sinn erspüren, und ich selbst habe es in gegenwärtiger Betrachtung wie in meinen früheren Faustabhandlungen versucht. Aber künstlerisch dargestellt ist der innere Zusammenhang an entscheidenden Punkten nicht. Das größte deutsche Gedicht ist und bleibt ein Torso, ein unvollendeter Dom hehrster und zartester poetischer Bilder und sittlich-religiöser, biologischer, sublimiert erotischer Vorstellungen. Gerade dadurch aber bewahrt es für alle Zeiten einen unvergänglichen und unerschöpflichen Schatz der Heiligen."

Das Tagebuch. XIII, 11. (Berlin.) Zu Gides „Europäischen Betrachtungen" schreibt W. E. Süskind:

„Reinheit des Wesens — das Wort klingt nach einer feierlichen Strenge, die Gide zuletzt billigen würde, und so kann man nicht rasch genug erklären, daß in seinem Fall die Reinheit, man sagt vielleicht besser: die unverbrüchliche Selbst-Treue sich im Gegenteil des Strengen äußert, in einer Prinzip gewordenen Ungebundenheit. ‚Haben Sie Platz genommen?', läßt Gide einen parteipolitischen Interviewer fragen, und er antwortet ihm mit Ängstlichkeit: ‚Ich hoffe, es nicht getan zu haben. Sitzend würde ich mich unbequem fühlen. Ich fühle mich nur im Wandern richtig lebendig.' Privatissima sunt odiosa; trotzdem will ich nicht verschweigen, daß Gides äußere Erscheinung, wenn ich sie nach einmaliger Begegnung beurteilen darf, den Eindruck des Wandersmannes unterstreicht: er trug damals eine Art Pelerinenmantel, wie geschaffen, Unwetter und Fröste zu bestehen. Er hatte indessen nur ein paar Schritte über die Straße in sein Hotel. Nun ist freilich das Wandern immer ein bevorzugter Zustand des geistig produktiven Menschen gewesen. Eine Stelle in Gides neuem Buch gibt aber geradezu an, daß es sich bei ihm nicht um eine bloße Neigung zum Schweifenden handelt, sondern um ein Problem. ‚Ich fürchte mich', sagt er, ‚mich damit (mit einer Handlung) zu kompromittieren — mit dem, was ich tue, das zu

begrenzen, was ich tun könnte.' Man darf behaupten, daß in dem hier ausgesprochenen Problem der Entschlußlosigkeit (oder des bezweifelten Entschlusses) der Kern von Gides Lebensphilosophie steckt. Freilich hat es die zugrundeliegende Stimmung schon immer gegeben (etwa bei Lermontoff), aber doch nur in einer zynischen, morbiden Ausprägung, als raubritterliche Tatenlust, als manisch-depressive Tatenlosigkeit. Neu ist das Positive daran, der bewußte, fast fröhliche Verzicht auf den Entschluß als auf etwas Einengendes. In dieser Form ist, was bisher eine Schwäche hieß, unstreitig ein Problem geworden; wie ich argwöhne, ein sehr verbreitetes, wenn auch in den seltensten Fällen erkanntes Problem im Leben der europäischen Jugend. Charakteristischerweise hat sich auch das Gesicht der Gegenkraft etwas verschoben; sie heißt nicht Entschlußlust, Machtwillen, sondern sie heißt bei Gide die ‚andere Kraft, vermöge deren das Individuum danach strebt, sich zu teilen, sich zu riskieren, sich aufs Spiel zu setzen'. Wie man sieht, haben Kraft und Gegenkraft äußerst anarchistische Mienen und das Gidesche Problem ist schon darum in Gefahr, heute als ‚privat' abgetan zu werden. Ich halte es trotzdem für möglich, daß es eins der wirkendsten in ganz Europa ist."

Die Frau. XXXIX, 6. (Berlin.) In einem tiefempfundenen Nachruf auf Juliane Karwath schreibt Sophie Hoechstetter:

„Niemand besaß die Waffen gegen ihr düsteres Geschick. Dem Dämon Natur verbunden, verkettet in einen ihr gnadenlosen Eros, überlastet mit dunklen Gesichten und Ahnungen, war sie vom Schicksal zur Einsamkeit verurteilt. Daß ihr Werk, kostbar und einzigartig, bisher nicht wenigstens Gemeingut der geistigen Oberschicht ihrer Nation wurde, ist eine Wunde für alle, die dieses Werk lieben und bewundern.

Es sei hier versucht, ohne den Gram, den ich um die Bitternis von Juliane Karwaths Leben und Sterben trage, von diesem Werk zu sprechen.

Es umfaßt die Romane und Novellen ‚Das Feuer hinter dem Berge', ‚Das Erlebnis des Erasmus Luckhardt', ‚Der wandernde Traum', ‚Maria Duchanan', ‚Müller Crispin', ‚Der Tugendbrief', über die an Vollendung und Umfang ragen ‚Das schlesische Fräulein', und der Droste-Roman.

Jedes der Bücher trägt die Eigenart der Dichterin, die eindringliche, knappe Sprache, das große ‚Spiel' mit dem Eros und die Verbundenheit mit jenen Mächten, die von den Kelten in den Worten gefühlt wurden: ‚Das Dunkle ist über uns.'

Juliane Karwath hat die Schicksale ihrer Menschen so tief erfaßt, daß man sagen könnte, allein in dieser großen Anteilnahme liegt etwas von Befreiung. Denn happy ends und hübsche Kompromisse gibt es nicht bei ihr. ‚Ihre Frauenemanzipation', wurde gesagt, ‚besteht in der Erziehung der Frau zum Mannesgefährten.'

Was ihre Bücher so unvergeßlich macht, ist die große Gabe der Unmittelbarkeit, der Plastik ihrer Gestalten, seien es adlige Frauen, Grübler, Offiziere, Handwerksburschen oder Müller und ihr weiblicher Anhang.

Die Karwathschen Landschaften sind umwoben von Mythos. Gebirge ragen wie Schrecken und Lockung auf, Ströme tagen Geheimnisse."

*

„Im ‚Schlesischen Fräulein' wissen wir ein Wort über den Tod. Es soll hier stehen. Bei einer Begegnung mit Benigna, die das Grab ihres jungen Bruders aufsucht, spricht es Alexander von Longard zu ihr, die zu lieben er nicht aufhören wird. Benigna weist über die Kirchhofmauer, fragt: ‚Denkst du, daß da drüben nichts ist?' Und er antwortet: ‚Erde ist auch dort, und dabei eine Verbindung, die wir nicht kennen. Ich glaube nicht, daß alles so häßlich ist, wie es scheint. Die Erde lebt. Wenn wir zu ihr kommen, kommen wir ins stärkste Leben, nicht in den Tod. Die Wunder, die um uns sind, stehen auf noch stärkeren Wundern. Ich kenne den Tod nicht, weiß nicht, wo er sein könnte.' —
‚In Benigna war ein weinender Triumph.'"

„Denkrede auf Goethe." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XLV, 6. München).
„Schriften von und über Goethe." Von Hans Böhm (ebenda).
„Goethes religiöses Vermächtnis." [Schluß.] Von Karl Aner (Die Christliche Welt XLVI, 6. Gotha).
„Ein Schauspiel der Menschlichkeit [Iphigenie]." Von Alfred Apsler (Radio VIII, 24. Wien).
„Goethe-Bereitschaft?" Von Richard Benz (Deutsche Rundschau LVIII, 6. Berlin).
„Wie Goethe gestorben ist [ein unbekannter Brief Friedrich Sorets an die Gräfin Karoline von Egloffstein]." Von Max Hecker (ebenda).
„Neue Briefe aus dem Goethe-Kreise." Von Heinz E. Kroeger (ebenda).
„Regionale Kulturbewegung in Deutschland." Von Leo Sternberg (ebenda).
„Vom Goethe-Mythus unserer Tage." Von Bernhard Capesius (Klingsor IX, 3. Kronstadt).
„Goethes erstes Meisterstück." Von Eduard Castle (Radio VIII, 25. Wien).
„Goethes Tod." Von Ernst Lissauer (ebenda).
„Goethes Ethik." Von Carl Diesch (Das Schauspiel 1931/32, 6. Königsberg i. Pr.).
„Etwas über Goethes mecklenburgische Beziehungen." Von Fr. W. Droß (Mecklenburgische Monatshefte VIII, 3. Rostock).
„Goethe und der Maler Kersting." Von Oscar Gehrig (ebenda).
„Goethes Anteil am Blücher-Denkmal zu Rostock." Von Willy Krogmann (ebenda).

„Ulrike von Levetzows Erinnerungen an Goethe." Von demselben (ebenda).
„Trauerloge. Zu Goethes gleichnamigem Gedicht." Von Klaus Albrecht (ebenda).
„Großherzog Georg von Mecklenburg-Strelitz und Goethe." (Ebenda.)
„Goethe und der thüringische Wald." Von Wilhelm Greiner (Thüringer Monatsblätter XL, 3. Eisenach).
„Der Zeichner der Wartburg [Goethe]." Von Hermann Hoßfeld (ebenda).
„Ilmenau, die Goethe-Stadt." Von A. Seitz (ebenda).
„Das Goethe-Zimmer zu Ilmenau." Von Georg Günther (ebenda).
„Goethe in Rippach und sein ‚Faust'." Von Otto Göring (ebenda).
„Goethe, der Homeride." Von Carl Fries (ebenda).
„Das Frühstück von Erfurt." Von Walter Bähr (ebenda).
„Schweizerische Goethe-Bildnisse." Von Herbert Gröger (Der Lesezirkel XIX, 6/7. Zürich).
„Goethes schweizer Reisen." Von Fritz Strich (ebenda).
„Schriftanalyse des Türmerliedes aus ‚Faust'." Von Max Pulver (ebenda).
„Der ‚Faust' als Besitz der Welt." Von M. H. (Atlantis 1932, 3. Berlin).
„Denn er war unser!" Eine Anleitung zu Goethe-Feiern. Von W. H. (Die Literarische Welt VIII, 10. Berlin).
„Psychoanalytisches zur Persönlichkeit Goethes." Von Eduard Hitschmann (Imago XVIII, 1. Wien).
„Theaterdirektor Goethe in Bad Lauchstädt." Von Lisbet Dill (Die schöne Frau VII, 6, Bielefeld).
„Ein Buchhändler [Brockhaus] feiert Goethe." (Nimm und lies! IX, 2/3. Leipzig).
„Das Buch im Goethe-Jahr." Von Friedrich Michael (ebenda).
„Neue Goethe-Literatur." Von Hermann Michel (ebenda).
„Der 22. März." Stimmen um Goethe. Von Ricarda Huch, Paul Althaus, Theophil Spoerri (Eckart VIII, 3. Berlin).
„Goethe und der europäische Gedanke." Von Walther Koch (Sozialistische Monatshefte 1932, 3. Berlin).
„Goethe und unsere Zeit." Von H. A. Korff (Illustrierte Zeitung CLXXVIII, 4539. Leipzig).
„1749—1832." Eine kurzgefaßte Biographie in Wort und Bild. Zusammenstellung der wichtigsten Orte, die Goethe in ihren Mauern sahen (ebenda).
„Stud. jur. in Leipzig." Von Karl Blank (ebenda).
„Der Herr Minister. Goethes amtliche Tätigkeit." Von Erich Marcks (ebenda).
„Goethe und die Frauen." Von Karl Justus Obenauer (ebenda).
„Goethes Kunstsammlungen." Von Hellmuth Freiherr von Maltzahn (ebenda).
„Goethe als Naturforscher." Von Walther Linden (ebenda).
„Goethes letzte Tage." Von Valerian Tornius (ebenda).
„Der Weg des Faust." Von Franz Neubert (ebenda).
„Weimar — die Stadt Goethes." Von Eugen Kühnemann (Westermanns Monatshefte LXXVI, 907. Braunschweig).
„Deutschlands größter Bürger [Goethe]." Von Philipp Witkop (ebenda).
„Goethes Freunde in Niedersachsen." Von Walther Lampe (Hannoversche Woche, Sonderheft).
„Goethe in der Universitätsstadt Niedersachsens." Von Rudolf Unger (ebenda).
„Goethe im Heilbad und Gebirge Niedersachsen." Von Herbert Eulenberg (ebenda).
„Goethe auf der Bühne der Hauptstadt Niedersachsens." Von Georg Altman (ebenda).
„Goethe als Vorbild." Von Ernst Lissauer (Kölner Universitäts-Zeitung XIII, 14).
„Was bedeutet Goethe dem Menschen von 1932?" Von Ernst Lissauer (Central-Verein-Zeitung XI, 12. Berlin).
„Goethe als Zeichner." Von W. M. (Atlantis 1932, 3. Berlin).
„Goethes Farbenlehre." Von Victor Meyer-Eckhardt (Preußische Jahrbücher CCXXVII, 3. Berlin).
„Goethe gestern, heute und morgen." [Ein Gespräch.] Von Alfons Paquet (Rufer und Hörer I, 12. Berlin).
„Goethe als Lebensführer." Von Robert Roseeu (Allgemeiner Wegweiser 1932, 11. Berlin).
„Wie Goethe arbeitete." Von Ernst Lissauer (ebenda).
„Goethe in der Schweiz." Von Wilhelm von Scholz (Atlantis 1932, 3. Berlin).
„Zum Goethe-Tag." Von Wolfgang Schumann (Die Volksbühne VI, 12. Berlin).
„Herr von Göthe ist ein schlechter Versifex." Protestation gegen den Faust. Von Franz von Spaun (Der Querschnitt XII, 3. Berlin).
„Beethoven und Goethe." Von Richard Specht (Radio VIII, 23. Wien).
„‚Iphigenie auf Tauris' als Erlebnis und Sinnbild." Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für Deutsche Bildung VIII, 3. Frankfurt a. M.).
„Über ‚Wanderers Nachtlied'." Von Werner Kraft (ebenda).
„Goethe als Führer unserer Jugend." Von Johannes Reiske (ebenda).
„Goethe-Literatur." Von Werner Milch (ebenda).
„Um Goethes Sammler- und Forscher-Erbe." Von Hans Wahl (Velhagen & Klasings Monatshefte XLVI, 7. Bielefeld).
„‚Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit'." Von Oskar Walzel (Euphorion XXXIII, 1/2. Stuttgart).
„Goethes Altersgedichte." Von Karl Viëtor (ebenda).
„Goethe und der deutsche Idealismus." Von Franz Koch (ebenda).
„Forschungsbericht über Goethe-Literatur I." Von Franz Koch (ebenda).
„Der Rokoko-Goethe." Von Georg Witkowski (Reclams Universum XLVIII, 24. Leipzig).
„An der Schwelle des Goethe-Jahres." Von Georg Witkowski (Minerva-Zeitschrift VIII, 1/2. Berlin).
„Goethe und der Osten." Von Bertha Witt (Ostdeutsche Monatshefte XII, 12. Berlin).
„Goethe und die Gegenwartserkenntnis." Von Ernst Adolf Dreyer (ebenda).
„Maria Flint, das Urbild von Goethes Gretchen." Von Hermann Ploetz (ebenda).
„Neueste Goethe-Literatur." Von Helmut Wocke (ebenda).
„Goethe und die Lebensprobleme der Gegenwart." Von Karl Wolff (Der Neue Weg LXI, 6. Berlin).
„Goethe und das Judentum." Von August Ziegler (Abwehr-Blätter XLII, 3. Berlin).
„Das Jahr 1749 in dem Goethe geboren ist. Das Jahr 1832 in dem Goethe gestorben ist. Nach Berichten der Zeit." (Reclams Universum XLVIII, 24. Leipzig).
„Volk und Menschheit bei Heinrich von Kleist." Von Rudolf Malsch (Die Christliche Welt XLVI, 5. Gotha).
„Die Geschichte des Heine-Denkmals." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XIII, 9. Berlin).
„Adalbert Stifter." Von Bruno Brehm (Die Stifter-Gemeinde 1932, 2. Eger).
„Adalbert Stifter-Bibliographie 1931." Von Max Stefl (ebenda).
„Nietzsches ‚Geburt der Tragödie' in psychoanalitischer Beleuchtung." Von Alexander Mette (Imago XVIII, 1. Wien).
„Nietzsche und das Archiv seiner Schwester." Von Walter Benjamin (Die Literarische Welt VIII, 12. Berlin).
„Die Papas der Nietzscheaner." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XIII, 11. Berlin).
„Marx Möller." Von Hans Offe (Niedersachsen XXXVII, März. Bremen).
„Friedrich Gundolfs Gedichte." Von Wilhelm Willige (Zeitschrift für Deutschkunde VIII, 3. Frankfurt a. M.).
„Hermann Popert." Von Bruno Goldschmit (Die Christliche Welt XLVI, 6. Gotha).

„Zum Tode Heinz Lipmanns." Von Leopold Jeßner (Die Scene XXII, 2. Berlin).
„Leopold Ziegler." Von Viktor Ludwig (Deutsches Volkstum XIV, 3. Hamburg).
„Leopold Ziegler über den europäischen Geist und den deutschen Menschen." Von Johannes Schmidt-Wodder (ebenda).
„Dienst und Nachfolge: Albert Schweitzer und Hans Carossa." Von Hans Christoph Kaergel (Eckart VIII, 3. Berlin).
„Ernst Barlach und sein Drama ‚Die Sündflut'." Von Adolf Rohlfing (Der Scheinwerfer V, 11. Essen).
„Epische Gestaltung deutscher Landschaft [Wilhelm von Scholz]." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 9. Berlin).
„Hermann Hesses neue Gedichte." Von Hertha Federmann (Hochland XXIX, 6. München).
„Roman-Premiere [Georg Kaiser ‚Es ist genug']." Von Kurt Reinhold (Das Tagebuch XIII, 8. Berlin).
„Selbstdarstellungen deutscher Dichter: Hans Henny Jahnn (Die Literarische Welt VIII, 12. Berlin).
„Das Werk Leonhard Franks." Von F. W. Kaufmann (The Germanic Review VII, 1. Northampton, Mass.).
„Notiz über Leonhard Frank." Von Wilhelm Kunze (Fränkische Monatshefte XI, 2. Nürnberg).
„Zum Problem ‚Klassik und Moderne'. [Fritz von Unruh ‚Heinrich aus Andernach']." Von Fritz Langenbeck (Zeitschrift für Deutschkunde VIII, 3. Frankfurt a. M.).
„Richard Billinger erzählt." Von Conrad Wandrey (Die Literarische Welt VIII, 10. Berlin).
„Johanna Wolffs ‚Lebendige Spur'." Von Benno Diederich (Ostdeutsche Monatshefte XII, 12. Berlin).
„Hans Sterneder." Von Theodor Heinrich Mayer (Radio VIII, 25. Wien).

* * *

„Lytton Strachey." Von Hans Reisiger (Die Neue Rundschau XLIII, 3. Berlin).
„G. B. S. [Shaw]." Von Heinrich Schmitz (Der Scheinwerfer V, 13. Essen).
„Momentaufnahme: James Joyce." Von Lutz Weltmann (Bayerische Israelitische Gemeindezeitung VIII, 3. München).
„Axel Munthe: Das Buch von San Michele." Von F. Humbel (Die Besinnung VI, 1. Aarau).
„Die englische Belletristik nach dem Kriege." Von Axel von Oertzen (Hochland XXIX, 6. München).
„Die Pflege der deutsch-amerikanischen Literatur der göttinger Universitäts-Bibliothek." Von R. Fick (Niedersachsen XXXVII, März. Bremen).
„Ein unveröffentlichter Brief Friedrich Engels über Balzac." (Die Linkskurve IV, 3. Berlin).
„Der Lausbub Beaumarchais." Von Paul Frischauer (Der Querschnitt XII, 3. Berlin).
„Notizen zu André Gide." Von Kurt Hiller (Die Weltbühne XXVIII, 10. Berlin).
„Karin Michaelis 60 Jahre alt?" Von Eugenie Schwarzwald (Radio VIII, 24. Wien).
„Herman Bang." Zum 20. Todestag. Von Alma Johanna Koenig (Radio VIII, 22. Wien).
„Chinesische Lieder." In Nachdichtungen. Von Albert Ehrenstein (Der Querschnitt XII, 3. Berlin).

* * *

„Die innere Situation des Geistes." Von Bernard Guillemin (Das Tagebuch XIII, 10. Berlin).
„Buch und Volk." Von Heinrich Lützeler (Hochland XXIX, 6. München).
„Vom Wesen der Tragödie." Von Friedrich Märker (Der getreue Eckart IX, 5. Wien).
„Ein neues Geschichtsgefühl." Von Walter Muschg (Die Literarische Welt VIII, 11. Berlin).
„Die Wirrnis unserer Literaturwissenschaft." Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LXII, 6. Freiburg i. B.).
„Zur Wiedergeburt symbolischen Denkens." Von Mila Radakovic (Hochland XXIX, 6. München).
„Sozialistische Tendenzromane." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 11. Berlin).

Echo der Bühnen

Hamburg

„Swore Stünn'n." Volksstück in vier Aufzügen. Von Paul Zoder. (Uraufführung am 2. März in der Niederdeutschen Bühne Hamburg.)

1.

Die Niederdeutschen haben gleich den Flamen und Engländern in Dorf und Stadt das Volksstück noch bis vor wenigen Jahrzehnten gepflegt und an der Niederelbe ist es eigentlich erst in jüngster Zeit durch die von der großstädtischen Presse ausgehende Skepsis gegen jede nicht „zünftige" Kunst zurückgedrängt worden. Immerhin ist einiges geblieben.
Das Ernst Drucker-Theater auf der Reeperbahn in Hamburg ist einer der späten Nachfolger jenes derben Volkstheaters in Norddeutschland, es bringt hie und da neben den üblichen Tränen- und Vergnügungsstücken auch recht gut gespielte Aufführungen heraus. Am stärksten aber hat sich die Überlieferung in den plattdeutsch spielenden Bühnen in Flensburg, Kiel, Hamburg, Oldenburg und anderen norddeutschen Städten erhalten. Zumal die hamburger Truppe Richard Ohnesorgs hat uns mitunter Meisterleistungen an Darstellung geschenkt. In ihr ist noch etwas vom Atem jener Spiele, die im Bogen von Christopher Marlowe über die flämischen Darsteller des „Uilenspiegels" zu Stavenhagen und Boßdorf reichen.
Zum 60. Geburtstag Paul Zoders brachte die Niederdeutsche Bühne sein jüngstes Stück „Swore Stünn'n" heraus. Zoder, der lange Zeit Maschinist auf einer hamburger Werft war, kennt die Volkstypen und weiß sie vorzüglich wiederzugeben. Diesmal versuchte er eine andere Umwelt zu zeichnen: Ein junger Anwalt, der sich aus kleinen Verhältnissen heraufgearbeitet hat, verteidigt eine Kindesmörderin, er verteidigt damit zugleich das Recht der Frau auf Erfüllung des Triebhaften. Als ihm jedoch seine Braut gesteht, daß sie vor Jahren einen anderen geliebt und ein Kind von ihm habe, vermag er sich nicht zu überwinden und verläßt sie.

Es ist der Vorwurf eines Dramas; Zoder hat den Stoff in der Art des Volksstücks in eine Reihe loser Szenen aufgelöst. Die Menschen werden innerlich nicht ergründet, aber der Zuhörer kennt die Typen zu gut, er braucht keine Begründung. Es ist nun einmal so, daß die Frau sich nach Liebe und Mutterschaft sehnt und es ist nun einmal so, daß der Mann, wenn er Mann ist, die Frau als erster zu besitzen wünscht. Beides wird auf der Bühne hart herausgestellt, ohne Kompliziertheit und Verfänglichkeiten. Fraglos, der anspruchsvolle Hörer möchte mehr hören. Er freut sich an den gutgezeichneten Nebengestalten — so an der Verschwörung der Alten, nichts zu verraten — er liest die Szenenfolge, wie er einen Roman liest, aber das Feuer, das Stavenhagen und Boßdorf aus ihren Gestalten aufschlagen ließen, fehlt. Immerhin ist die Leistung im Grunde nicht besser und schlechter, als die schwachen Gesellschaftsstücke der großen Bühnen von heute. Und wenn man glaubt und hofft, daß der deutschen Literatur einmal wieder bedeutende Gestalter erstehen werden, so vermögen wir heute durchaus noch nicht zu sagen, ob sie von diesen Volksspielen oder von den staatlich erhaltenen Bühnen herkommen werden. Beide sind reif zur Empfängnis!

2.

„Achtung! Parade!" Drama in drei Aufzügen. Von Fred A. Angermayer. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus am 8. März 1932.)

Es gibt auf lange Sicht nur eine Möglichkeit den Frieden in Europa zu erhalten, wenn nämlich jedem Volk innerhalb seines Volksraumes die Freiheit belassen wird, über sich selbst und seine Angelegenheiten ohne Einspruch Dritter zu bestimmen und wenn unverbrüchliche Verträge den gegenseitigen Schutz der sprachlichen und kulturellen Minderheiten verbürgen. Angermayer hat in seinem „Flieg, roter Adler, flieg!" einen Ausschnitt aus diesem Problem darzustellen versucht.

Er packt in seinem neuen Drama „Achtung! Parade!" unser aller Sorgen um den Frieden an und schildert das Zusammentreffen eines Engländers, einer Französin und einer Deutschen kurz nach dem Kriege in der Verwaltung eines der Massenfriedhöfe bei Arras.

Die Deutsche, die ihren Sohn sucht, wird beleidigt, wackere Menschen greifen ein und geben ihr Genugtuung. Der Tod schlägt die Brücke zwischen ihr und der Französin; die beiden Vermißten, Mann und Sohn der Frauen, werden in einem gemeinsamen Grab gefunden.

Der Erfolg des Stücks war stark, wie es bei einer Häufung von Gefühlsappellen in Hamburg nicht ausbleibt. Mich dünkt aber, Angermayer arbeitete zu stark mit dem Grauen und versucht seine Werbung um Frieden ähnlich wie der Pazifismus nach dem Krieg allzusehr durch Schreckensdarstellungen zu unterstützen. Unsere Erfahrung aber ist, daß man Menschen allein durch eine wegweisende Idee belehren kann, selten nur durch Leid, das man ihnen androht.

Noch eine Schwäche hat das Stück: es spielt im Jahre 1920. In jener Zeit kurz nach dem Krieg war das Versöhnungsbedürfnis aller Völker stark; eine wirkliche Gerechtigkeit in Europa hätte damals einen langdauernden Ausgleich erbringen können und es sind nicht die Schlechtesten, die sich darum bemüht haben. Die Schwäche des Stücks ist, daß wir im Jahre 1932 leben und mit unseren Augen die Betonblöcke sahen, die längs des Rheines gebaut wurden, deren Geschütze und Maschinengewehre in unser Land gerichtet sind; seine Schwäche ist, daß jene Hoffnung von 1920 — und wer hat nicht ein Jahrzehnt lang auf einen ritterlichen Ausgleich zwischen Sieger und Besiegten gewartet — daß jene Hoffnung unerfüllt geblieben ist und daß wir nur um so bitterer diese Enttäuschung empfinden — im Augenblick, da die packenden Szenen aus dem Jahre 1920 gespielt werden.

3.

„Gewitter auf dem Rigi." Lustspiel in drei Akten. Von Raoul Auernheimer. (Uraufführung im Thalia-Theater am 19. März 1932.)

Wir haben in Niederdeutschland viele kulturelle und geschichtliche Beziehungen zu Österreich, die sich immer wieder gefühlsmäßig geltend machen. Vielleicht spricht da der Reiz eines Gegensatzes mit, weil sich erst aus dem Zusammenfügen beider Landschaften ein volles Bild gesamtdeutschen Wesens ergibt und wir uns unbewußt aus der Polarität zueinander gezogen fühlen. Wir haben gerade im Norden dem Kreis um Hofmannsthal eine besondere Verehrung entgegengebracht; R. A. Schroeder ist sein stärkster Wegfolger geworden. Wir stehen besonders dem jungen Österreich der Billinger, Paula Grogger, Hohlbaum, Max Mell und den Dichtern südostdeutschen Bauerntums freundschaftlich zugetan gegenüber.

Auernheimer fand für sein Stück also wie jeder Österreicher ein aufnahmewilliges Publikum. Und die zarte Mengung von Verderbtheit und moralisierender Grundtendenz prickelte den Hörer. Das Stück schildert, wie der Grundsatz des „modernen" Mannes, der die Frau „wie ein Haus mit allen Hypotheken und Lasten" übernehmen will, an der Wirklichkeit der Gefühle zerbricht. Ein junger Diplomat — natürlich muß ein Stück Auernheimers in höfischen und diplomatischen Kreisen spielen — glaubt an eine „Vergangenheit" der Frau, die er heiraten will. Sie, die sich unberührt für ihn er-

hielt, wird dadurch in ihrem Fühlen verwundet und versucht diese „Vergangenheit" nachträglich zu erleben; der Mann verwirft sie im Augenblick da er darum weiß. Dann aber —

Das Stück Auernheimers hat in dieser ersten allgemein-menschlichen Handlung Ähnlichkeit mit dem von Zoder. Aber während Zoder diese Verknüpfung als Tragödie zu Ende führt, läßt Auernheimer den Held zum Schluß unmotiviert noch einmal ins Zimmer zurückkehren und verzeihen. In diesem Augenblick mag man die Frau nicht mehr, die sich einem dürftigen Abenteurer hingab, man begreift die plötzliche Wandlung des Werbers nicht, der den Sinn des Stücks leugnet, man kommt über den Bruch der Handlung nicht mehr hinweg. Auernheimer, der die Technik der Bühne vorzüglich beherrscht, scheiterte an der Unentschiedenheit seiner Gestalten, die er nicht recht bejaht und nicht recht zu verneinen wagt.

Hans Friedrich Blunck

Berlin

1.

„Liebesmächte." Komödie in drei Akten. Von Alexander Lernet-Holenia. (Uraufführung in der Komödie am 16. März 1932.)

„Liebesnächte" — a non amando. Denn der Brasilianer bemächtigt sich des englischen Mädchens aus guter Familie nicht, die, als Tänzerin engagiert, in ein brasilianisches Freudenhaus verschleppt worden ist, sondern ruft zu ihrer Befreiung das englische Konsulat an. Sein Versuch ihre Gunst zu erpressen, da er sie in London als Mitinhaberin eines Modeateliers und Verlobte eines Viscounts wieder antrifft, scheitert. Wenn sie ihm, im dritten Akt, nach bescheidenen Winkelzügen des Autors, ihre Liebe schenkt, so ist auch das nicht „Liebesnacht", sondern happy end mit unausgesprochen drohendem Trauring.

Noch weniger als von dem Titel bleibt von dem Stück.

Noch erkennt man die gefällige Eigenart Lernet-Holenias in der Dialogführung aus seinen früheren Stücken wieder. Der Gesprächspartner schweigt zu dem, was gesagt wurde, und irritiert dadurch. Er bestätigt, und macht damit betroffen. Er wiederholt das Gesagte, und bringt aus aller Fassung.

Pflicht der Kritik wäre es gewesen, wollte sie sich dieser Methode anschließen, ihm sein Stück zu bestätigen. Denn es ist an der Zeit, ihn einigermaßen betroffen zu machen.

Wiederholung seines Stücks, um ihn gar aus der Fassung zu bringen, wäre unnütze Grausamkeit gewesen. Sogar die Komödie hütete sich, zu diesem Mittel zu greifen.

2.

„Wetter für morgen: veränderlich." Komödie in drei Akten. Von Eugen Gürster. (Uraufführung in der Tribüne am 24. März 1932.)

Gürster ist sehr dezidiert darauf aus, der Bühne zu geben, was der Bühne ist. Recht hat er! Aber er ist ein sparsamer Haushalter und rationiert die Kost.

Klug die Stoffwahl. Das Stück spielt im Jahre 1876 in Paris, und damals sah es drüben so aus wie heute bei uns, denn damals hatte man drüben den Krieg verloren: demgemäß wirtschaftliche Nöte, nationalistische Umtriebe. Hat nun der junge Dichter Amédee Claparède ein Napoleon-Drama geschrieben, so wird das auf Fürsprache und Garantie des Führers der Nationalisten vom Flora-Theater, das eben gerade auf den Ruf „Politisierung des Theaters!" horcht, zur Aufführung angenommen; erleidet die erste Tendenz-Umbürstung, als die Nationalisten bei den Kammerwahlen unterliegen; erfährt abermalige Tendenz-Reparatur, als die Nachricht laut wird, Mac Mahon löse die Kammer auf, um Neuwahlen auszuschreiben. Schließlich sieht das Napoleon-Drama so aus, daß Legitimisten wie Republikaner den jungen Dichter als den ihren feiern.

So spielt das Stücklein, was immer gefällt, in Theaterbüros, vor und hinter den Kulissen, führt Bühnenproben vor und eine Erstaufführung. Der beste Witz ist dennoch in der Stoffwahl. Denn es ist ein gut Ding, sich den Nachbar just an der Stelle kratzen zu sehn, wo es einen selber juckt. Ein wenig hat man die Empfindung, als drehte man das Opernglas um, und sähe Figuren und Figürchen unendlich klein, also: Ironisierung des „Spiels".

Eugen Gürster, ein behaglich schmunzelnder Zeitgenosse.

Ernst Heilborn

Wien

„Das Journal." Familienspiel in drei Akten. Von Fritz Schwiefert. (Uraufführung im Akademietheater am 26. Februar 1932.)

Adele, Albert, Mathias, Peter, Kurt — lauter im Grunde brave und wohlsituierte Leute, die nur unter ihren Taufnamen vorgestellt werden, und zwar so beharrlich, daß wir allmählich uns selbst (etwa als arme Verwandte) in den Familienkreis dieses „Familienspiels" einbezogen fühlen; dann freilich wird es auch für uns sehr wichtig, ob Peter oder Kurt oder gar der Outsider Albert den Goldfisch Delfine fangen wird, und wer denn eigentlich „das" Journal, ein Mittelding zwischen Tagebuch und Taschenarchiv, in dem Frau Adele die Geheimnisse ihrer Familie bucht oder ver-

wahrt, gestohlen hat. All das, wie ergötzlich immer es sich, zumeist gleichzeitig auf zwei eng benachbarten Schauplätzen, darstellen mag, erhält doch nur unter den erwähnten Voraussetzungen Sinn und Belang, denn, wie im weiland Schicksalsdrama, hat die Draußenwelt mit den Angelegenheiten des Spiels nichts zu tun. Zufällig ist auch das damals obligate Requisit zur Stelle: eben jenes Tagebuch, das wie Goldonis Fächer und Sardous letzter Brief von Hand zu Hand geht. Wenn es schließlich gleich einem Bumerang zu Adele zurückkehrt, hat es keinen Schaden angerichtet, wohl aber einige Illusionen zerstört, einige Verhältnisse geklärt. Luft ist gereinigt, atme der Geist. Ergötzlich, wie schon gesagt, und kultiviert, hinterläßt Schwieferts Komödie weder bitteren noch süßen Nachgeschmack; ein Wein ohne Körper, nicht ganz ohne Blume. R. F. Arnold

Kiel

„Rückkehr vom Hutschenkofel." Lustspiel in drei Akten. Von Heinrich Gall. (Uraufführung am Schauspielhaus am 19. März 1932.)

Dieses Lustspiel des in Hamburg ansässigen Autors ist ein geschickt gebautes Unterhaltungsstück, das um seiner guten Dialogführung, amüsanten Einfälle und liebenswürdigen Bosheiten willen sicherlich stets einen starken Publikumserfolg haben wird. Im Mittelpunkt steht ein geradezu unmöglicher Verleger, der in einen ebenso unmöglichen Romanschriftsteller so vernarrt ist, daß er alles darüber vergißt und seine junge Frau derart vernachlässigt, daß sie schließlich mit einem jungen lebensstarken Burschen davongeht. Um diese Personen herum gruppiert sich eine Fülle zum Teil allerdings unmöglicher Gestalten, Hochstapler, Eintänzer, Kokotten, verschrobene alte Jungfern, in Liebesabenteuer verstrickter Ehemänner usw. Sie alle finden sich in der Halle eines Gebirgshotels zusammen, weil — nun, weil der Autor es so will, weil es ihm auf eine Unmöglichkeit mehr oder weniger nicht ankommt, wenn er nur sein Ziel, die Zuhörer zum Lachen zu bringen, erreicht. Aber — und das ist das Erfreuliche an diesem bunten Allerlei — bisweilen klingt ein tiefer, menschlicher Ton hindurch, der mehr als einen geschickten Theatermacher, der einen Dichter verrät. Warten wir also ab, ob und wann der Tag kommt, an dem diese Seite im Schaffen des flott zugreifenden Autors überwiegt.

Wilhelm Lobsien

München

„Junge Not." Schauspiel in acht Bildern. Von Florian Seidl. (Uraufführung durch das „Schauspiel der Gegenwart" im Steinickesaal am 27. Februar 1932.)

Was sich hier junge Not nennt, das hieß vor wenigen Jahrzehnten der Schrei nach dem Kind. Die Studentin Hanne, die Braut des Studenten Andreas, ist wohl gewillt, die Frucht heimlicher Liebe auszutragen; denn sie hat auf Frühlingswiesen keine schöneren Träume als „Kinderchen, Kinderchen!" Wäre es nicht immer noch Schande, unlöschbare Schande, wie Seidl behauptet, Mutter ohne Trauring zu sein. Daher also doch der Schritt zum Arzt. Die Schande wird genommen. Indessen die Schuld wächst, und das Gewissen, einmal erwacht, hört nicht mehr auf, Mord zu rufen. Aus der Bahn gerissen, außer Sinnen, ist das Mädchen schon nahe daran, sich als Dirne jedem hinzuwerfen. Bleibt der Ausweg in den Tod. Nein, es harrt, überraschenderweise im letzten der acht Bilder das Leben. Aber wenn die zwei Menschen nur etwas selbstbewußter gewesen wären, was ihnen an Jugend gewiß nichts nähme, hätte sich dasselbe Vertrauen zum Leben, zum eigenen Leben, wohl auch schon in der ersten Szene finden lassen.

Keine Tragödie. Ein Stück, das um Mitleid und Verständnis wirbt. Ein Tendenzstück auch. Im Stil des Expressionismus und damit auch schon des äußersten Naturalismus, nach den Passionen etwa von Büchner, Strindberg und Hauptmann gebildet; gipfelnd in den Ausbrüchen der leidenden Kreatur, aus der in jähesten Widersprüchen Scham und Gier, Haß und Liebe springen. Am schwächsten in der Handlung, die, wie das Problem nun einmal liegt, einzig von dem Inferno der Seele getrieben sein sollte, die sich aber statt dessen am Gegen- und Nebenspiel eines sehr minderwertigen Kameraden weiterschleppt. Gegröhl dann und zwecklose Balgerei, nicht mehr Not, nicht mehr Klang der Jugend, weil wieder einmal der Naturalismus, der seine Gewalt haben kann, mit Plattheit verwechselt wird, die nie eine hat. Joseph Sprengler

Mannheim

„Beweis für Kleber." Tragikomödie in drei Akten. Von Marta Saalfeld. (Uraufführung durch das Schauspiel-Studio des Nationaltheaters am 6. März 1932.)

Ein sehr gedrängtes, scharf umrissenes und einprägsames Stück. Der Bühnenerstling einer jungen pfälzer Lyrikerin. Für die Tragikomödie reicht der Atem nicht aus. Noch nicht. Der Alltag einer Kleinbürgerfamilie, der in diese drei Akte eingespannt ist, einer psychologischen Studie als Rahmen und Akzent zu dienen, wirkt überspitzter und grotesker als notwendig und gut ist, um die Tragik eines Schicksals, das jeden anfliegen kann, nicht als Einzelfall sondern typisch erscheinen zu lassen, so typisch wie die Figuren hier bereits in ihr Milieu eingereiht sind.

Ein junger, unbescholtener Mensch wird fälschlich eines Verbrechens angeklagt, aus Mangel an Beweisen freigesprochen und seiner bürgerlichen Umwelt und Familie wiedergegeben. Diese Familie ist weder gut noch böse, genau wie der junge Mensch, sie hat vor ihm nur die äußere Makellosigkeit voraus und damit aber auch das Mißtrauen, das ängstliche und eigentlich unbewußte Widerstreben gegen den Gezeichneten. Mit den Mitteln eines absolut nicht neuen, aber geschickt modernisierten Realismus ist diese Atmosphäre, das Milieu eines subalternen Beamten bemerkenswert sicher getroffen und ebenso das besondere Problem des Stücks darin verhaftet, daß in dieser Umwelt von anerkannter Moral und rechtlichen Grundsätzen und gerade an ihr der junge Mensch in seiner Isolierung zum wirklichen Verbrecher wird, dessen Makel er unschuldig tragen mußte. Äußerste Konzentration in der Handlungsführung, die jeden Seitentrieb vermeidet, erzeugt eine Spannung, die über technisch Unbewältigtes hinweg trägt. Paula Scheidweiler

Halberstadt

„Die Armee." Drama in 21 Bildern. Von Hermann Roßmann. (Uraufführung im Stadttheater am 26. Februar 1932.)

Der 30 Jahre alte Autor hat schon durch sein Drama „Flieger" Aufsehn erregt. Auch mit seinem neuen Drama „Die Armee" tut er einen großen Wurf. Er will nicht Einzelpersonen, sondern einen Gesamtorganismus darstellen, eine Armee, die immer siegend den Keim der Auflösung und ihr tragisches Schicksal in sich selbst trägt. Denn sie kämpft gegen das Unsichtbare, gegen die unendliche Weite des alles verschlingenden Raums. Dieses zeitnahe Geschehen verlegt der Verfasser in geschichtliche Ferne. Als historisches Gleichnis dient ihm die große Armee Napoleons. Mit unleugbarem dramatischem Geschick wählt er die typischen Züge aus und ergänzt sie durch frei erfundene Szenen. In schnell wechselnden Bildern rollt sich die große Katastrophe in Rußland ab. Bald die Grenadiere in den Wachtstuben und Lagerszenen, aufschneidend und fluchend, hungernd und heruntergekommen. Bald die Generale (die Berthier, Davoust, Murat, Ney u. a.) mit ihren Eitelkeiten und Rangstreitigkeiten, ihrer Gier nach Ruhm und Frauen. Ney, der Tapferste von allen, warnt wie ein düsterer Hagen: Zurück nach Europa, auf die Erde, zu den Menschen! Immer größer wird die Zuchtlosigkeit der Soldaten, immer schärfer prallen die Gegensätze der Offiziere im Kriegsrat aufeinander. Aber über allen der sprungbereite, hochgespannte Wille des Welteroberers, der das Unmögliche will. Es ist kein Kampf gegen menschliche Kraft, sondern gegen die übermächtigen Gewalten der Natur, die Kälte und den Hunger und die unermeßliche Schneewüste Rußlands. Auf die Hybris folgt der plötzliche Umschlag. Auch der Unbeugsame muß zurück, auch der Kaiser ruft: „Die Armee ist tot... Zurück nach Europa, auf die Erde, zu den Menschen!" Der grauenvolle Rückzug. Der Schreckensruf: „Der Kaiser hat die Armee verlassen" löst die letzten Bande der Zucht und Kameradschaft. Die Soldaten sind demoralisiert, sie sterben in Wahnsinn und Selbstzerfleischung. — Durch Zweiteilung, ja Drittelung der Bühne ermöglichte der Intendant Dr. Groß eine fast kinoartig schnelle Folge der oft parallellaufenden Szenen und brachte die dramatischen Gegensätze scharf heraus. Die Landschaft war geschickt projiziert, so in der Schlußszene die endlose Schneefläche, die wie ein Leichentuch zu der Sterbestimmung der letzten Reste der Armee beitrug.

Heinrich Goebel

Echo des Auslands

Englischer Brief

Der Stand der englischen Lyrik wird immer unerfreulicher. Vor einigen Jahren konnte der Lyriker noch hoffen, wenn nicht einen beträchtlichen Absatz zu erzielen, so doch etwas Aufmerksamkeit zu erwecken und sich allmählich einen gewissen Namen zu machen. Aber die Anzahl der Zeitschriften, die Gedichte abdrucken und Gedichtbände besprechen, wird immer kleiner, und dementsprechend wird es dem Lyriker immer schwieriger, einen Verleger zu finden. Heute kann man mit Bestimmtheit behaupten, daß ein Lyriker, der außerhalb der zwei oder drei maßgebenden Cliquen steht, so gut wie totgeschwiegen wird. Diese Zustände spiegeln sich denn auch in dem heutigen Mangel an lebensfähiger Lyrik ab.

Diesen Mangel veranschaulicht am deutlichsten die Anthologie „Twentieth Century Poetry" (Chatto and Windus 3s 6d), die der Dichter Harold Munro herausgegeben hat. Wie er in seiner Vorrede mitteilt, benutzte er nahezu 600 Lyrikerbände, um passendes Material zu finden, und dank dieser gewissenhaften und verständnisvollen Arbeit ist es ihm gelungen, so manches vorzügliche Gedicht ausfindig zu machen, das sonst nur einem beschränkten Leserkreis zugänglich geblieben wäre. Überhaupt sind die bemerkenswertesten Stücke

gerade unter den Proben aus älteren oder halbvergessenen Dichtern zu suchen, deren von echtem lyrischen Gefühl beseelte Verse einen auffallenden Gegensatz bilden zu den nichtssagenden oder höchstens mittelmäßigen Erzeugnissen solcher modernen Berühmtheiten wie zum Beispiel T. S. Eliot, S. Sitwell, Edith Sitwell, Humbert Wolfe u. a. Die Beiträge dieser zweifelhaften Größen hätte man in der Hauptsache gern geopfert zugunsten einiger ihrer weniger bekannten, aber sicher nicht weniger begabten Zeitgenossen, wie zum Beispiel F. V. Branford, Wilfred Childe oder Sherard Vines, die ganz und gar fehlen. Sonst muß man die Sammlung, in der ungefähr 70 Lyriker mit mehr als 200 Gedichtproben vertreten sind, als durchaus reichhaltig bezeichnen. Es ist dem Herausgeber als besonders hohes Verdienst anzurechnen, daß er sechs Gedichte des verkannten Gerard Manley Hopkins aufgenommen hat, denn obwohl dieser Dichter schon im Jahre 1889 gestorben ist, so ist er, im besten Sinne des Worts, modern. Man hat es hier mit einem Lyriker zu tun, der vor mehr als fünfzig Jahren metrische und sprachliche Experimente machte, deren Bedeutung man erst heute imstande ist, so annähernd gehörig zu schätzen. Jedenfalls blieben diese eigenartigen Verse, die eine wahre Fundgrube von poetischen Offenbarungen bilden, lange Jahre hindurch meistenteils im Manuskript, und erst 1918 erschien, mit kritischen Anmerkungen von Robert Bridges versehen, eine Auswahl in Buchform. Jetzt liegt eine neue, um mehrere Gedichte erweiterte, von Charles Williams besorgte Ausgabe vor (Oxford University Press 7s 6d). Folgendes (im Jahre 1877 entstandenes!) Sonett, das für das reife Schaffen dieses Dichters geradezu typisch ist, zeigt, wie meisterhaft er es verstanden hat, entfesselte Rhythmen zu gestalten, und der Sprache durch schöpferische Wortbildungen neue Ausdrucksmöglichkeiten abzugewinnen:

Hurrahing in Harvest

Summer ends now; now, barbarous in beauty, the stooks arise
Around; up above, what wind-walks! what lovely behaviour
Of silk-sack clouds! has wilder, wilful-wavier
Meal-drift moulded ever and melted across skies?

I walk, I lift up, I lift up heart, eyes,
Down all that glory in the heavens to glean our Saviour;
And, eyes, heart, what looks, what lips yet gave you a
Rapturous love's greeting of realer, of rounder replies?

And the azurous hung hills are his world-wielding shoulder
Majestic — as a stallion stalwart, very-violet-sweet! —
These things, these things were here and but the beholder
Wanting; which two when they once meet,
The heart rears wings bold and bolder
And hurls for him, O half hurls earth for him off under his feet.

Über Hopkins erschien auch ein Buch (Oxford University Press 7s 6d), dessen Autor, G. F. Lahey S. J., der den oft gewagten sprachlichen und verstechnischen Neuerungen des Dichters ein gutes Verständnis entgegenbringt. Wertvoll sind ferner die Auszüge aus dem Briefwechsel mit literarischen Zeitgenossen, weil Hopkins darin seine scharfsinnigen Ansichten über bedeutende englische Lyriker äußert. Das Buch enthält außerdem Mitteilungen über die Persönlichkeit des Dichters, dessen Werdegang jedoch hier etwas flüchtig geschildert wird. Hoffentlich folgt auf diese erste, verspätete Einführung in sein Leben und Schaffen ein ausführlicheres, mit reichhaltigeren dokumentarischen Belegen ausgestattetes Werk.

Besonders erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang das großangelegte philosophische Lehrgedicht „The Testament of Beauty", das Robert Bridges an seinem 85. Geburtstag veröffentlichte. Dieses wahrhaft klassische Werk, das zu den hervorragendsten englischen Dichtungen der Neuzeit gehört, und dessen erhabene, dem Inhalt so ganz angemessene Diktion an die großen Kunstepen des Altertums und des Mittelalters erinnert, war tatsächlich das Vermächtnis des greisen Dichters, der wenige Monate nach dem Erscheinen gestorben ist. An dieser Stelle kann nur in aller Kürze auf diese wuchtigen, tiefsinnigen Verse aufmerksam gemacht werden. Um sie nach Gebühr zu würdigen, wäre eine eingehende, mit häufigen Zitaten versehene Analyse erforderlich.

Unter den jüngeren Lyrikern, deren literarischer Ruf einigermaßen im richtigen Verhältnis zu ihren Verdiensten steht, ist Roy Campbell wohl an erster Stelle zu nennen (vgl. L. E. XXVII. 12). In seinem neuen Lyrikband „Adamastor" (Faber u. Faber 5s) findet man dieselben Eigenschaften wieder, die gerechterweise seinen Ruhm begründet haben. Denn Campbell ist ein Lyriker, der, um originell zu wirken, es nicht nötig hat, wie so viele seiner Zeitgenossen, die regelmäßigen Versformen zu verschmähen. Er beweist im Gegenteil, daß ein mit verbalem Reichtum ausgerüsteter Dichter noch imstande ist, mit den alten Kunstmitteln neue Effekte zu erzielen. Eine gute Probe bietet folgendes Stimmungsbild aus Campbells südafrikanischer Heimat:

The Zebras

From the dark woods that breathe of fallen showers,
Harnessed with level rays in golden reins,
The zebras draw the dawn across the plains
Wading knee-deep among the scarlet flowers.
The sunlight, zithering their flanks with fire,
Flashes between the shadows as they pass
Barred with electric tremors through the grass
Like wind along the golden strings of a lyre.

Into the flushed air snorting rosy plumes
That smoulder round their feet in drifting fumes,

With dove-like voices call the distant fillies,
While round the herds the stallion wheels his flight,
Engine of beauty volted with delight,
To roll his mare among the trampled lilies.

Auch als Satiriker ist Campbell beachtenswert. Im obenerwähnten Band findet man zum Beispiel neben einigen ungleichwertigen Epigrammen ein „Georgian Spring“ betiteltes, gegen die Schalheit der zeitgenössischen englischen Naturlyrik gerichtetes Gedicht, auf welches seine jüngste Arbeit „The Georgiad“ (Boriswood 5s) wohl zurückzuführen ist. In dieser längeren Verssatire wandelt Campbell in den Spuren Alexander Popes, dessen „Dunciad“ er formell und stofflich nachahmt. Man vermißt zwar die künstlerische Reife, die Campbells lyrisches Schaffen auszeichnet, aber er verfügt über einen grotesken Humor, der hinreichend beweist, daß seine Tätigkeit als Satiriker kein Fehlgriff ist. Was hier aber die größte Anerkennung verdient, ist die Unerschrockenheit, mit der Campbell gegen die im ersten Absatz dieses „Englischen Briefs“ angedeuteten Mißstände zu Felde zieht. In England gilt es nämlich seit längerer Zeit als arger Verstoß gegen die guten literarischen Sitten, führende Halbtalente anders als ehrfurchtsvoll zu behandeln; infolgedessen ist die Satire, deren gerade die heutige englische Literatur so dringend bedarf, fast gänzlich verschwunden. Campbells mutiger Versuch, ihr zu ihren alten Rechten zu verhelfen, verdient deshalb besonderes Lob, um so mehr, da er die drastische und kampflustige Ausdrucksweise der englischen Satire, wie sie im 18. Jahrhundert gepflegt wurde, restlos übernommen hat. Die Entrüstung, die das Buch hervorrief, zeigt am deutlichsten, wie sehr die lyrische Mittelmäßigkeit hierzulande geschätzt wird.

London — Paul Selver

Chinesischer Brief

Die fernöstliche Literaturkrisis

Aufmerksamen Beobachtern konnte es nicht entgehen, daß die chinesische Literatur national mehr und mehr erstarkte, seitdem die Regierung von Peking auf Nanking übergegangen war. Die chinesische Intelligenz sah doch einen Weg, den sie gehen konnte: Zusammenfassung aller Volkskräfte auch zu einer neuen eigenen Literatur. Hu Schis neue Volksschriftsprache im Gegensatz zu der altklassischen, die nur noch der Gelehrte verstand — wie etwa der Italiener Latein — gab das Werkzeug her. Schulen und Buchhandlungen stellten sich in denselben Dienst, und die Studenten, im heutigen China die wirklichen Träger des Einheitsgedankens bis weit in Diplomatie und Presse hinein, vertraten die chinesische Zukunftsidee literarisch im Ausland. Damit ließ sich sogar die phonographische Arbeit Y. R. Chaos verwerten, die fremdsprachlich das lateinische Alphabet heranzieht und die jetzige chinesische Aussprache auf diese Weise sowohl den Fremden wie den heimischen Völkerstämmen einheitlich deutlich macht, beispielsweise also statt Peiping (wie Peking jetzt heißt) „Beeipyng“ schreibt. Sagten doch mir selbst nach meiner Antrittsrede einige Pekinger, mein Deutsch hätten sie schon verstanden, aber nicht das Chinesisch meines schanghaier Übersetzers, immerhin eines Nationalchinesen. Derselbe Chao hat 1923 sogar ein chinesisches Reimlexikon auf dieser Grundlage herausgegeben.

Alles das hätte die eigenchinesische Entwicklung nicht gestört. Dazwischen ist nun Japan getreten. An sich kann das gewiß einmal die chinesische Nationalliteratur der Zukunft stärken. Im Augenblick aber ist dieser Zusammenhang auseinandergerissen. Sprachlich schon insofern, als nun die Rücksicht der neuen Literaten auf den Norden illusorisch zu werden droht. Und allgemein geistig, da China begreift, daß es einstweilen noch nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermag. Man mag auch die Poesie so stimmungs- und schwungvoll ansehn wie man will: ohne technische Mittel, ohne Geld, ohne Leser kann sie nicht leben. Das braucht man in Deutschland heute wahrlich nicht erst zu beweisen. Und so ist über Nacht eine fernöstliche Literaturkrisis ausgebrochen etwa des Gedankeninhalts: ohne Amerika geht es nicht.

Einst hatte man gedacht, die Japaner würden nach Kalifornien hin abgelenkt werden, bis dann das Einwanderungsverbot dem ein Ende machte und so zugleich die Schlußprophezeiung in Wilhelm Raabes „Leuten aus dem Walde“ außer Kraft setzte: das neue japanische Reich im westlichen Amerika würde dereinst vom alten Berlin und Babylon im gleichem Atem Märchen erzählen. Nun also geht die chinesische Literatur vorläufig den amerikanischen Weg.

Er ist wohl bereitet, seit Jahrzehnten, vor allem durch die Wissenschaft, im besonderen noch durch amerikanische Erziehungsanstalten wie das bekannte Tsing Hua College bei Peking. Und wenn man als Chinakenner sich auch nur eine Minute im Stuhl zurücklehnt und die bedeutendsten Köpfe Chinas mit dem geistigen Auge überfliegt, so ist da kaum einer, der nicht in Amerika studiert oder noch heute dort seine Erkenntnisquellen hat (wie vorhin Hu Schi): die Philosophen Sen, Chang und Lo, die Nationalökonomen Ma, Wei und Djang, die Mediziner Lien und Lim, die Pädagogen Liu und Chun, der Biologe Wu, der Astrophysiker Yü, die Soziologen Chen (mit Wendung gegen Japan) und Wong, der Botaniker Chung (was sich ebenfalls gegen das klassische Land der Botanik, Japan, jetzt auswirkt)

und so viele andere. Gewiß, der deutsche Anteil geht dabei nicht verloren, und namentlich deutsche Philosophie und Pädagogik behaupten ihre Stelle. Ein anderer Chang blieb Mitglied unserer Kant-Gesellschaft auch in Peking, und Chun hat bis vor kurzem in dem heute zerstörten Chapei seine Kindergartenpropaganda nicht liegen lassen. Die vorher Genannten verteilen sich übrigens ebenfalls auf die verschiedenen Universitätsstädte Chinas. Deutschland kann indessen nicht helfen. So bleibt der einzige Weg der amerikanische.

Für die Amerikaner kommt eine so günstige Gelegenheit, die chinesische Literatur zu beeinflussen, nicht wieder. Ihre Mission liegt dort danieder wie jede andere. Man erinnert sich der Zeiten, da bei jeder Bekehrungspredigt Hunderte von Chinesen zu der betreffenden Sekte übertraten. Es war wie bei den chinesischen Parlamentswahlen seit 1911, bei denen der Silberdollar vorher alles entschied. Im Innern Chinas taten das schon Kupferstücke zu den genannten Zwecken, natürlich seitens geschäftlich interessierter Kreise. Die Literatur tritt nun an die Stelle der Mission, zu der sie ja wieder einmal hinführen könnte.

Die schnellsten chinesischen Vorläufer in einer solchen Krisis als Führer namhaft zu machen, würde sehr unliterarisch sein. Zunächst scheint sich der Film einer Verschmelzung chinesischen und amerikanischen Liebeslebens zu bemächtigen. Erst nach Lösung der Schanghaifrage wird man klarer sehen. Soviel aber steht heute schon fest, daß der Begriff einer chinesischen Nationalliteratur enger gefaßt werden und darum — durch den Wegfall so vieler Dialekte — echter sein wird. Der japanische Zukunftstraum jedenfalls einer inneren Beeinflussung des chinesischen Geisteslebens ist wohl für immer zu Ende. Waldemar Oehlke

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Das Opfertier. Erzählungen. Von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1931, Insel-Verlag. 217 S.

Jeder dieser fünf Geschichten, die Albrecht Schaeffer uns hier, in einem Sammelband zusammengefaßt, etwas pastoral zwar und edelgetönt zum Besten gibt, eignet etwas von der jähen Gewalt erster Begegnungen. Es sind Paraphrasen zu dem Thema: Wie das Schicksal es fügt, so wird der Mensch; oder anders ausgedrückt: Was einem widerfährt, bildet ihn. Den seelischen Ruck, jenen unvoraussehbar plötzlichen, das Leben meist tiefverändernden Augenblick sucht uns eine disziplinierte Sprachgewalt in ruhigem erzählerischen Fluß darzustellen. Übrigens mit wechselndem Glück.

Eindrucksvoll die Titelnovelle von dem Opfertier, das dazu dienen muß, die Magneta, eine tiroler Bauernmagd, von der Tollheit ihres Hasses zu erlösen. Man befindet sich in eigentlich heidnischen Bezirken. Ehe es der Liebe des Haussohnes Rochus gelingt den Teufel auszutreiben, erlebt der Leser die durch vegetative Kräfte bewegte dörfliche Welt. Schaeffer schreibt, genau genommen, eine Legende. Landschaft und Geschöpf behandelt er gleich farbig, gleich hingerissen und formal gleich streng.

Gegenwartsnäher und also wichtiger ist mir die in der Komposition wie dem Inhalt nach großartige Geschichte „Der Major". Hier schaffen hohe künstlerische Mittel, menschliche Gesinnung und persönlicher Bekennermut ein in seiner Erzählenseinfalt unvergeßliches Stück Prosa. Ihm, dem Major, jetzt irgendwo im Bayrischen Bienen züchtend, war es einst während der Kämpfe der russischen Weißgardisten unter Wrangel zuerteilt, Zeuge eines der grauenvollsten Geschehnisse zu sein. Unheimlich die Macht des ihm ewig eingeprägten Augenblicks, da ein gefangener Führer der Roten in Lettland durch sein ihm ahnungslos zugeführtes Kind identifiziert wird. „Wir schweigen", sagt Schaeffer und beschließt damit die Erzählung von seinem Besuch bei dem alten, kriegszerrütteten Soldaten, „und blickten auf das weltabgelegene Haus im Grunde, über dem die Nacht sank, und dessen scheinbare Stille wohl innen erfüllt war mit Budapest oder Mailand, während der Major auf dem Spiritus seinen Abendspinat wärmte oder ein leckeres Glas Erdbeeren öffnete. Er, der mitunter des Nachts um seinen Tisch tanzte und mitunter ins dunkle Zimmer sein Kind kommen sah und ihm den Tod bringen mit dem Kuß der Unschuld, wie nicht Ischariots Mund unschuldig war."

Berlin Jürgen Eggebrecht

Rosenhofstraße. Von Willi Bredel. Berlin 1931, Internationaler Arbeiterverlag. 158 S.

Mit diesem Roman erschließt Bredel einen Stoffkreis, in den bisher die soziale bürgerliche Literatur nicht eingedrungen ist: jenen proletarischen Daseinsbereich, in dem eine Arbeiterschaft mit einem geschichtlich klaren oder im raschen Klärungsprozeß begriffenen Bewußtsein den Widerstand und den Kampf organisiert gegen jene Mächte, von denen sie unterdrückt wird. Bredel zeigt, wie diese Arbeiterschaft fühlt, denkt, handelt, und wie sie sich durch Beispiele der Solidarität in der vielschichtigen Welt der Werktätigen Vertrauen erwirbt. Er stellt kein Einzelschicksal dar, sondern spiegelt den not- und kampferfüllten Alltag einer Straße aus dem hamburger Arbeiterviertel. Sein Roman entzieht sich in mancherlei Hinsicht den traditionellen Maßstäben literarischer Wertung. Er besitzt keine durchgehende dynamische Handlung und keine auf ein im Roman fixiertes Ziel hinstrebende Entwicklung; selbst das dargestellte Schicksal der proletarischen Straße ist gestalterisch unabgeschlossen. Trotz fehlender Romanhandlung und -entwicklung erzwingt es durchgehend die Aufmerksamkeit des Lesers.

Wenn man diesen Roman klassifizieren will, so darf man ihn als einen Lehrroman bezeichnen. Und als solcher ist er der erste dieser Gattung. In ihm werden bestimmte Situationen so dargestellt, daß sich der werktätige Leser, an den dieses Buch gerichtet ist, für Situationen, die sich unter denselben oder ähnlichen Umständen vollziehen, das für ihn richtige Verhalten ableiten kann.

Bredel, der noch vor kurzem Dreher war, hat noch nicht Zeit gehabt, seine Stilmittel hinreichend zu kultivieren. Auch wirken seine Menschen mitunter noch ein wenig blutarm und schemenhaft. Aber die Vorzüge des Buchs überwiegen die Unzulänglichkeiten. Ohne Zweifel gehört die „Rosenhofstraße" zu den interessantesten und instruktivsten Leistungen der jungen, proletarischen Romanliteratur. Sie ist ein Stück durchhellter Zeitgeschichte.

Berlin — Werner Türk

Der Teufel kommt nach Berlin. Ein Zeitroman. Von Walter H. Friedemann. Wiesbaden, Hermann Rauch. 270 S.

Dieser Teufel ist ein Bastard, Sohn eines baltischen Gutsherrn und einer südamerikanischen Zirkusreiterin. Der Roman enthält die Geschichte seiner Rache, an der Gesellschaft, an der Familie, die beide ihn von früh auf stießen und mißachteten. Er trifft sie in der Gestalt des Gatten seiner in Berlin verheirateten Halbschwester, eines älteren Bankiers, der die junge Frau nicht glücklich machen kann. Der Konsul hat ihn seinerzeit brieflich abgewiesen, nun maskiert er sich vor ihm als südamerikanischer Geldmann, der des Konsuls gefährdete Firma wieder auf die Beine stellen will, fabelt von großen Zinnvorkommen in Südamerika, dann von Gold in Ostasien, nützt insgeheim die Unterwelt Berlins für seine Propagandazwecke, gründet mit dem Konsul Gesellschaften, das Geld fließt ein, dann fließt es wieder ab, alles fliegt auf. Nun wird der „Teufel" plötzlich moralisch, der Autor zeigt unvermittelt seine Tendenz, das Christentum in Familie und Geschäft hochzuhalten als Wahrzeichen moralischer Sauberkeit gegen die Mächte der Zersetzung, gegen die bolschewistische Gefahr. Der „Teufel" erpreßt dem Konsul das Bekenntnis seiner Schuld an ihm, der sich ihm endlich zu erkennen gibt, geht dann in die Ferne zu neuen Abenteuern, gibt sein Vermögen der geliebten Halbschwester, von deren Reinheit er sich überzeugt hat. Der Konsul stirbt, überlebt den Sturz seines Hauses nicht, die junge Frau gründet ein Heim für Ausgestoßene der Gesellschaft, nach dem Wunsch ihres Bruders. Die Tendenz wirkt nicht ganz echt, da sie so spät sich andeutet, vorher sieht man lauter Teufelswerk. Aber in großen Teilen ist das ein sehr lebensvoller Roman aus dem menschlichen Durch- und Nebeneinander Berlin geworden, eindringlich und gut geschrieben. Vielleicht versucht's Friedemann einmal ohne den absichtsvoll erhobenen Zeigefinger.

Berlin-Steglitz. — Werner Schickert.

Sucher nach sich selbst. Roman. Von Albert Steffen. Dornach und Stuttgart 1931, Verlag für schöne Wissenschaften. 336 S. M. 5,50. (6,90).

Albert Steffen, ganz im Bann der Lehre Rudolf Steiners, möchte hier seine Weltanschauung volle Romangestalt werden lassen. Anstatt aber seiner organischen, erdnahen, alemannischen schweizer Natur zu folgen, verliert er sich in eine konstruierende Grübelei, die das Erdhafte um des Theoretischen willen aufgibt. Mit dem Erfolg, daß sein Roman quält, aber nicht erlöst. Das Ziel wird nicht erreicht, weil der Dichter sich selbst fortwährend durch die Lehre hemmt. Dabei ist die Lehre in ihrem weitesten Sinne, wo sie von Goethe zu Goethe führt, echt: Gottnatur zu werden und zu sein durch Bejahung der Erde und des Geistes! Aber wie verliert sie sich in den hemmungslosesten Rationalismus, weil sie fortwährend unterrichten und wegweisen will, statt einfach: zu sein. So kann ein Dichter durch eine Theorie vernichtet werden. Die Grundidee: das Fortleben eines Vaters, der sich aus Verzweiflung an der Zukunft Europas und an der Liebesmöglichkeit tötet, in seinem Kinde, einer seelisch bestimmten Tochter und in ihrem Lebenskreise; zerstörend und Krisen hervorrufend, bis die völlige Trennung durch die Vernichtung der fortwirkenden Kräfte den Weg zu eigenem Liebesleben freigibt. Diese Grundidee ist fruchtbar und könnte zur Säuberung, Klärung, Beseligung führen. Statt dessen führt sie in tausend Absonderlichkeiten, unter denen manche einzelne, wie die Traumwelt der Tochter, das Erwachen zum wesentlichen Denken durch das Wortstudium, wie die Magie des Tanzes eigenartige Schönheiten vermitteln. Als Ganzes aber enttäuscht der Roman. Man spürt hinter ihm Albert Steffens großes Herz, seelenvolle Güte, reinen Geist! Man möchte unmittelbar dazu vordringen! Wird aber durch ihn selbst abgehalten, weil er sich nicht frei macht vom Ballast, den er gar nicht mehr braucht. Er muß endlich nur sich selbst geben.

Berlin-Lichterfelde — Hanns Martin Elster

Paris über mir. Von Peter Mendelssohn. Leipzig, 1932, Philipp Reclam jun. 374 S. M. 4.— (6.50).

Der Roman bedeutet eine starke und höchst erfreuliche Steigerung und Fortentwicklung, verglichen mit dem ersten Buch des jungen Autors. Damals — in „Fertig mit Berlin" — überwogen die Züge des Sentimentalen und Milieugewandten, und der Rezensent gewann vor allem den Eindruck, daß sich hier ein kommender Unterhaltungsschriftsteller von Niveau ankündige. Das neue Buch verleugnet nicht die leichte Hand, die das alte schrieb; aber aus der Sphäre des Unterhaltenden steigert es sich an vielen und entscheidenden Stellen in die Sphäre des Ernsthaften, ein bei uns nicht häufiger literarischer Vorgang. Es liegt wohl daran, daß Mendelssohn diesmal weniger die Fabel und die Gefühle, mehr die Komposition und die Figuren forciert; das ist eine viel richtigere Genesis der Qualität, und der Autor beweist damit ein gutes Gefühl für seine Mittel und Aufgaben. Es scheint, daß ihn die Atmosphäre der Stadt Paris gewaltig fasziniert hat, und es ist das beste Lob für den Roman, daß sie aus ihm heraus auch den Leser fesselt. Fünf oder sechs über Kreuz gehende Handlungen und Figurengruppen ergeben den Roman; diese nur selten kokett, meistens überzeugend wirkende Puzzle-Technik ist auf den ersten fünfzig Seiten ein Nachteil des Buchs und erfüllt den Leser mit Widerstreben; sowie er sich aber auskennt, wirkt sie äußerst apart und steht dem stimmungsstarken Capriccioso der Erzählung vortrefflich an. An Sentiment fehlt es immer noch nicht, und nicht jeder der Puzzle-Romane ist ganz jenseits des Magazins. Jeder aber verrät einen gescheiten und männlichen „Griff", schriftstellerische Intelligenz und jene Treue im Geringen, die nach dem Sprichwort „dir Segen bringt und niemals Reu". Ein angenehmes Buch.

München — W. E. Süskind

Volk im Fieber. Roman. Von Josef Maria Frank. Berlin 1932, Sieben-Stäbe-Verlag. 318 S.

Das Buch gibt eine zuverlässige Schilderung des politischen Lebens einer kleinen pommerschen Stadt während der Spanne Zeit, die durch den Tod Stresemanns und die Septemberwahlen 1930 begrenzt wird. Die Orientheit des Verfassers springt einem auf jeder Seite entgegen; er arbeitet mit Tatsachen, die feststehen, und mit Belegen, die unangreifbar sind. Um dieser sachlichen Registrierung willen ist der Roman zu empfehlen.

Ich habe trotz dieses Vorzugs Einwände zu machen. Einmal, daß der Tatsachenbericht sich nicht genügend vom Tagesereignis distanziert hat. Er arbeitet weitgehend journalistisch, dadurch werden wohl die Symptome gezeigt, doch nicht die Ursachen der Krankheit. Zweitens, daß die menschliche Haltung der Personen eindeutig durch ihr Parteiabzeichen bestimmt wird; eine Gleichsetzung von republikanisch mit menschlich anständig und antirepublikanisch mit menschlich unanständig ist dem Roman, sofern er Anspruch auf künstlerische Wertung erhebt, aber nicht erlaubt. Man wird dem Nationalsozialismus auch nicht gerecht, wenn man ihn von den Grabschändungen auf jüdischen Friedhöfen her beurteilt.
Beide Fehler Franks hängen zusammen und erklären sich durch die Absicht, nur zu schildern, nicht zu untersuchen. Doch so wichtig und lobenswert sachliche Registrierung ist: es zeigt sich, daß sie für den Roman nicht ausreicht.

Berlin — Lili Lorsch

Elisabeth. Die Geschichte eines denkwürdigen Lebens. Von Leo Weismantel. Nürnberg, 1931, Selbaldus-Verlag. 560 S. M. 5,50 (7.—).

Weismantel hat erst kürzlich unter seiner Leitung sehr kluge Bücher über das künstlerische Zeichnen der Jugend herausgegeben. Darin wird besonders die Folgerichtigkeit des Stils als illusionserweckende und deshalb künstlerische Kraft erkannt. Dies gilt nicht nur vom Zeichnen, es gilt auch vom Darstellen durch Worte. Oder sollte hier Weismantel anderer Meinung sein? Nicht als Autor bedeutsamer Bühnenwerke und Romane. Aber Weismantel als Autor des Buchs über die hl. Elisabeth. Dieses Buch hat mir schmerzliches Mißbehagen bereitet. Und dies gerade infolge seines Mangels an einheitlicher Darstellung. Vielleicht beging ich den Fehler, das Nachwort zuerst zu lesen. Darin wird die Aufgabe einer modern katholischen Darstellung dieser außerordentlichen Frau des 13. Jahrhunderts, deren wahres Leben schon so früh von Legendenhaftem überwuchert wurde, so klar erfaßt, daß ich mit den höchsten Ansprüchen an die Lektüre des Werks selbst heranging. Aber während das kritische Nachwort geschrieben ist mit jenem sprachlichen Wertmaß und in dementsprechender Form, die den besten Schriftstellern von heute eigentümlich sind, läßt meiner Ansicht nach das eigentliche Buch diese Einheitlichkeit des Ausdrucks vermissen. Die meisten Strecken sind in einem legendenhaften Stil dargestellt, den wir aus Weismantels Blumenlegenden und seinen ersten Romanen kennen. Darin werden nicht nach moderner Seelenkunde die Ereignisse vorbereitet und begründet. Sie werden wie Naturereignisse, die durch sich selbst sprechen und sich sozusagen einander einfühlen und einpassen, beschrieben. Dazwischen kommen, scheinbar rein zufällig, Strecken, auf denen die Ereignisse nun doch psychologisch ins „Verständliche" gehoben werden. Auch macht das 554 Seiten lange Buch im ganzen oft den Eindruck, als solle es das Leben der führenden Frau einer revolutionierenden Zeit vom Anfang bis Ende ihrer Wirksamkeit umfassen. Aber es ist nur das politische und kriegerische Geschehen dieser Zeit einbezogen. Und dies auch so, daß es mehr willkürlich nach gut und böse, als nach tieferen Notwendigkeiten geordnet erscheint. Vom Wirtschaftlichen, das doch gerade das Umwälzende dieser Zeit ausmachte und jedes Falls sowohl das Verhalten Elisabeths wie das Verhalten der übrigen Fürsten herausforderte, fand ich nur gänzlich unzulängliche Spuren in der Weismantelschen Darstellung. Und diese waren vom allgemein Legendenhaften so verhüllt, daß das Handeln Elisabeths eben nur dem einer christlichen Seele irgendwelcher Zeit glich. Die besonderen, so charakteristischen Formen der wirtschaftlichen Umwälzung des 13. Jahrhunderts, die mit den Vorgängen unserer heutigen wirtschaftlichen Umwandlung soviel Verwandtes haben, scheint Weismantel nach seinem Buch ganz mißachtet zu haben. Aber wenn er nur das rein Seelische dieses Frauenlebens als etwas unbegreiflich Wundersames beschreiben wollte, warum tat er es nicht in seiner Art, aber auf jene Weise, wie es etwa der Franzose Francis Jammes getan haben würde? Dann wäre etwas Einheitliches und Großartiges entstanden. So lesen sich viele, viele Seiten wie Entwürfe, ohne seelische Intensität, ohne seelische Atmosphäre zwischen den Zeilen. Elisabeth selbst wächst nicht. Auch im Alter bleibt sie Kind. So nämlich handelt sie. Katholiken mögen der illusionserweckenden Kraft des allerknappsten Legenden- und Märchenstils selbst dann noch seelisches Verständnis entgegenbringen, wenn dieser Stil auf geschichtliche Vorgänge angewandt wird. Im außerkatholischen Schrifttum aber nimmt sich so ein Buch rückständig und zerrissen aus. Sollte es nur daran liegen, daß Weismantel es viel zu früh in den Druck gegeben hat?

Münster i. W. — Hans Roselieb

Petersburg am Wittenbergplatz. Roman. Von N. G. Batalin. Deutsch von Gerhard Lindau. Detmold 1931, Meyersche Hofbuchhandlung (Max Staercke). 314 S. M. 2,85 (4.—).

Dieser Erstlingsroman eines jungen russischen Schriftstellers sucht das Schicksal der Emigration zu gestalten; der zweifellos begabte Autor schildert mit unverkennbarer Teilnahme, aber ohne Sentimentalität, wie diese durch den politischen Umsturz aus der Bahn geworfenen Gestalten mit Zähigkeit noch einmal auf deutschem Boden Wurzel zu fassen suchen; sie passen sich an, sie sind sogar tüchtig, einige bringen es zu guten Stellungen im Wirtschaftsleben, aber keiner unter ihnen findet eine klare und gerade Beziehung zum wirklichen Leben. Die politischen Ereignisse haben aus ihnen glaubenslose Zyniker gemacht, sie spüren allenthalben den tragischen Riß, der durch das Dasein geht. Einmal noch raffen sie sich auf: der Hauptmann Mikulin, der Held von Batalins Buch, gründet eine politische Freischar, man konstruiert ein ganzes Netz von Statuten und Vorsichtsmaßnahmen, man nährt einen sehr künstlichen Enthusiasmus, bis das ganze Luftgebilde in ein Chaos von Verrat, Mißtrauen und allgemeiner Kopflosigkeit endet. Schließlich geht auch das russische Café am Wittenbergplatz, das Symbol der Emigration, zugrunde. Batalin hat sich mit diesem Buch als ein Autor von Phantasie eingeführt, dem die Gestalt wichtiger als eine politische These ist. Sein Emigrantenroman ist farbig und spannend, ein gewisses Ressentiment verrät sich nur in gelegentlichen Nebenbemerkungen. Das Buch stellt ein lesenswertes Dokument zur Kulturgeschichte des Berlins der Nachkriegsjahre dar.

Berlin-Zehlendorf — Eugen Gürster

Wir, die den Küchenweg gehen. Roman. Von Sigrid Boo. Deutsch von Louis von Kohl. Berlin 1932, E. Rowohlt. 220 S. M. 4,80 (6,50).

Ein reizendes, heiteres Unterhaltungsbüchel. Ein Mädel nach dem Abitur, statt ins Ausland zu gehen, geht eine Wette ein: sie wird ein Jahr als „Dienstspritze" sich ihren Unterhalt verdienen. Sie gewinnt die Wette und — einen Mann. Aber dennoch einen aus ihrem Milieu, wenn er gleich Chauffeur ist: er erarbeitet sich als Werkstudent sein Studium. Man sieht, alles was in die Tiefe (des Volks, des Sozialen)

hätte führen können, ist abgebogen ins Harmlose. Alles, was ernst und soziologisch hätte bedeutsam werden können, hat die Verfasserin unter den Küchen- und Salontisch fallen lassen. Ganz selten fällt ein Blick aus der Angestellten-perspektive auf das Leben der „Herrschaft". Nun, das war Absicht. Es sollte nichts anderes als ein unterhaltsames, behagliches, erheiterndes Buch werden; und das ist es geworden. Daß Sigrid Boo gewiß kein junges Mädel, sondern eine nette ältere Dame mit Sehnsucht nach gestern, nach den guten alten Hausfrautugenden des weiblichen Geschlechts ist, gibt dem Romänchen nur einen Grad Behaglichkeit und Wärme mehr.

Berlin — Kurt Münzer

Die heiligsten Güter. Roman der großen Interessen. Von Ilja Ehrenburg. Deutsch von Hans Ruoff. Berlin 1931, Malik-Verlag, A.-G. 416 S. M. 3,50, (5,50).

Darf Rußland vielleicht seine Waren billiger auf den Weltmarkt bringen als die „zivilisierten" Länder? Da gibt es kein Gesetz der freien Konkurrenz mehr, da geraten die heiligsten Güter in Gefahr. „Die heiligsten Güter" sind: Streichhölzer und Waffen, Textilien und Eisen, Holz und Platin, Kriegsgase und Öle. Ihre Bewahrer heißen: Sven Olson, schwedischer Zündholzkönig, Sir William Wainstein, Waffenlieferant an alle Staaten, Maurice Bernard, französischer Politiker und Sardinenkönig und Udo von Ulrich, deutscher Diplomat und Bevollmächtigter des Chemietrusts. Die Störenfriede sind die Sowjetrussen im allgemeinen und die Genossen Slawkin und Karnáuchow im besonderen.
Ehrenburg, dessen Eintreten für Rußland weniger aus Anerkennung der sowjetistischen Methoden als vielmehr aus der tiefen Liebe zu seinem Vaterland zu verstehen ist, bemüht sich, Licht und Schatten nach möglichster Gerechtigkeit zu verteilen. Die Sowjetfunktionäre erscheinen ihm als starre Arbeitsmaschinen ohne privates Eigenleben, während gerade letzteres in den Vertretern des Kapitalismus so stark zum Ausdruck kommt, daß es ihnen die Bildung einer „Einheitsfront" über ihre gegenseitigen Interessen und Liebhabereien hinaus unmöglich macht. Sie geraten dabei aber etwas allzu morbid, wie es der Autor, aus seiner slawischen Gefühlswelt heraus, überhaupt liebt, mit makabren Dingen zu spielen. Neben den Hauptfiguren des Romans, der eigentlich mehr eine Sammlung in der Idee verbundener Skizzen ist, agieren noch eine große Anzahl scharf gesehener und ausgezeichnet geschilderter Nebengestalten, wie sie zur Umwelt solcher Finanz- und Staatsgrößen nun einmal gehören.
Der im Grunde etwas abstrakte Stoff wird so fesselnd behandelt, die kleinen Menschlichkeiten der Großen so amüsant beleuchtet, die Zusammenhänge zwischen Politik und Geld so keck enthüllt, daß das Buch selbst bei allen denen Interesse finden muß, die vor einer so „trockenen" Materie sonst leicht zurückschrecken, zudem in einem Lande, dessen übergroßer Bevölkerungsteil die Literatur seiner jeweiligen Opposition grundsätzlich zurückweist.

Krefeld — Ernst Martin

Tage der Jugend. Von Panaït Istrati. Aus dem Französischen von Karl Stransky. München 1931, Piper & Co. 184 S. M. 3,— (4,80).

Drei Erzählungen aus der Jugend des rumänischen Dichters. Die erste handelt von seinen Abenteuern als Kellnerlehrling in einer griechischen Schenke und wird zur Rahmenerzählung für die zweite, die Darstellung der Schicksale des Kapitäns Mavromati, der an der geistigen Erweckung des Jünglings Istrati guten Anteil hat. Die dritte ist eine Chaplinade, handelt vom Versuch einer Reise als blinder Passagier nach Marseille, die unfreiwillig in Neapel abgebrochen wird und auf einem Luxusdampfer in Alexandria endigt.
Läßt sich auch unschwer erkennen, daß diese Arbeiten nicht dem primitiven Fabuliertrieb entstammen, der das unauswechselbare Etwas der früheren Arbeiten dieses seltsamen Rumänen ausmacht, so dringt doch orientalische Art durch, wie die erste Erzählung in die zweite unmerklich übergeht, und die Landstreichergeschichte bleibt ewig neu, so vertraut uns die Maske auch anmutet — jenem Landstreicher gleich, den Chaplin, dem die Geschichte gewidmet ist, selbst immer wieder auferstehen läßt.
Etwas Literatur. Ein bißchen commedia dell'arte. Und so ein bißchen Aroma von der Levante.

Berlin — Lutz Weltmann

Lyrisches

Zeit und Ewigkeit. Gedichte. Von Hans Rhyn. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. 54 S.

Nach der Vorrede zu diesem Gedichtband von Hans Rhyn, der insbesondere dem Werk und dem Weltbild Rudolf Maria Holzapfels gewidmet ist, vertieft man sich in die Verse mit besonderer Erwartung. Sie wollen gleichsam die dichterische Synthese zu Holzapfels neuem religiösen Weltbild geben, der „Weltanschauung des Panidealismus".
Aufgabe einer Lyrikbesprechung kann es nicht sein, sich mit den Gedankengängen von Holzapfels „Welterlebnis" zu befassen. Hans Rhyns dichterisch gestaltetes Erlebnis steht allein zur Diskussion. Und dieses Dichterische ist stark und fundiert genug, für sich selbst zu sprechen.
Wie glücklich zunächst, daß alles Theoretische auf die Vorrede allein beschränkt bleibt. Die Verse selbst haben nichts mit dem Kriterium einer neuen Theologie zu schaffen. Nur, daß dieser Poet und sein Werk wie aus Glas gebaut scheint, Glas, durch das hindurch das Gotteserlebnis in vielfältigem Prisma und in leuchtenden Reflexen bricht.

Herr, meine Stimme ist stumm und ohne Gestalten.
Über meine Zunge wehen
Deiner Stimme geheimnisvolle Gewalten.

Mit Harmonie und Frieden scheinen Rhyns Verse förmlich gesättigt, kaum, daß man an einer Stelle ahnt, wieviel Kampf und Wunden erst zu solchem Frieden geführt haben mögen:

Wie dunkle Sterne kreisen wir im All.
Auf einmal blühen wundersame Töne,
Auf einmal glühen wir in Schöne —
Nun sind wir wieder dunkler Ball.
Doch nimmer fürchten wir den Fall.

Denn, folgert der Dichter, „unsrer Reise letzte Gleise münden in Dir". Mit einer natürlichen Schlichtheit, manchmal sogar mit einer geradezu verblüffend religiösen Naivität ist das empfunden und geformt. Begreiflich darum, daß aus elementarer Reaktion gegen den Merkantilismus und die Nivellierung der Gegenwart ein derartig erlebtes und umschriebenes Dichtertum sich wehrt gegen jene, die „Nerven haben wie Taue von Draht, eisern in allen Stürmen und jeder Tat". — Hans Rhyn fühlt an dieser Stelle vielleicht am klarsten seine Sendung:

Wie haben die Menschen auf deine Saiten gehämmert,
Bis sie grell zerrissen und dich ewiges Schweigen umdämmert
Innig geliebter zarter Hölderlin.

Wie ein Aufschrei klingt es in einem anderen Vers, „Dichter von heute" betitelt, Schrei aber auch Anruf, Anklage und Verstehen zugleich:

> O wie sind uns Dichtern die Wege verrammt!
> Wir sind verdammt,
> Samen zu sähen auf steiniges Land —
> Und der Same verfault.

Man mag von Herzen wünschen, daß dieses reine Poetenbuch nicht ungehört verhallen möchte. Hier blüht einmal wieder die rechte Blume blau Joseph von Eichendorffs und Mörikes. Ein Poet hat sich in unsere Gegenwart verirrt. Möge sie ihn dennoch aufnehmen!

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Der große Plan. Von Johannes Becher. Epos des sozialistischen Aufbaus. Berlin 1931, Agis-Verlag. 190 S.

Das vorliegende Werk enthält die lyrisch-epische Darstellung des „Fünfjahrplans" der U. d. S. S. R. Becher zelebriert die Leistungen, die auf dem Wege der Verwirklichung der sozialistischen Zielsetzungen bisher dank den heroischen Anstrengungen der opferfreudigen und zukunftsgläubigen bolschewistischen Massen zustande gebracht worden sind. Der Dichter zeigt ferner die Gefahren, die von der kapitalistischen Umwelt her dem Aufbau der sozialistischen Wirtschaft drohen. Aber er verschweigt auch nicht die inneren Schwierigkeiten, die sich der Realisierung des großen Wirtschaftsplans entgegenstellen.

Dieses Epos hat Partien, die künstlerisch so stark und zwingend sind, daß sie trotz der schwächeren Stellen der Dichtung den Gesamteindruck beim Leser entscheiden. Becher verfügt über eine wohldisziplinierte, an der geistigen Durchdringung der Tatsachen gehärtete, mitunter fortreißende Wortkraft. Er versteht auf seiner Sprachklaviatur zu spielen. Sein bewußt schlichter Vortrag paßt sich elastisch den verschiedenen Methoden an, mit denen er als lyrischer Epiker seinen bedeutenden Gegenstand behandelt. Denn Becher stellt nicht nur dar, sondern lehrt, analysiert, greift zu den chorischen Mitteln aus der Antike und zu den modernen Mitteln der Montage. Mit der Vielfalt seiner Mittel gelingt es ihm, einen weiten internationalen Raum zu umspannen, indem er, wie schon angedeutet, jene kapitalistischen Reaktionen auf den „Fünfjahrplan" beleuchtet, die sich in ihren ausgeprägtesten Formen zu interventionistischen Bestrebungen verdichten. Dieser historischen und soziologischen Meisterung des immensen Stoffes verdankt das Epos nicht zuletzt sein inneres Gewicht.

Berlin — Werner Türk

Das Lied vom Kinde. Herausgegeben von Theodor Herold. Berlin, W. Vobach & Co. G. m. b. H. 316 S.

Man kann immer nur wiederholen: es ist ganz leicht, eine lyrische Anthologie zu machen, und es ist eine der schwersten, verantwortungsvollsten Aufgaben. Dazu gehört ein durchaus seltenes, in seiner Weise schöpferisches, scheidendes Vermögen. Storm spricht in einem Brief von seinem „Trüffel-Hund-Instinkt", durch den er aus schwachen Sammlungen vereinzelte wertvolle Stücke aufspürt. Es fehlt Herold nicht nur an solcher unterscheidenden Kraft, jede, aber auch jede kritisch anthologische Befähigung mangelt. Da stehen etliche berühmte Stücke, die aufzunehmen geboten, aber nicht verdienstvoll ist, inmitten einer Unmenge farbloser, öder, langweiliger. Die Lyrik dieses Buchs ist zu einem erheblichen Teil Gefühlsreimerei: hier ist man aufs Niedliche, Nette, Putzige erpicht. Nicht Töne und Schwingungen, lautende Seele: der bekannte gräßliche, unausrottbare, mißschmeckende Gemüt-Ersatz. Dergleichen ist aufs schärfste abzulehnen.

Wien — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Romantiker. Von Friedrich Gundolf. Berlin-Wilmersdorf 1930, Heinrich Keller. 395 S.

Romantiker. Neue Folge. Von Friedrich Gundolf. Berlin-Wilmersdorf 1931, Heinrich Keller. 253 S.

Auch wer, wie Verfasser dieser Zeilen, Friedrich Gundolf weder persönlich noch in der geistigen Richtung nahestand, wird diese beiden letzten Buchveröffentlichungen des Frühvollendeten nicht ohne Wehmut zur Hand nehmen und sich an ihnen noch einmal Wesen und Leistung des nun zu geschichtlicher Wirkung Eingegangenen sinnend und dankbar vergegenwärtigen.

Es ist eine eigentümliche Fügung, daß Gundolfs letzte größere Buchveröffentlichung der Romantik galt: jener Richtung, die er, von Beginn seines schriftstellerischen Wirkens, unablässig bekämpfte, deren Reize, Versuchungen, Vieldeutigkeiten ihn aber gleichwohl, wie gerade die vorliegenden Bücher zeigen, bis zuletzt nicht losgelassen haben. Bezeichnend für diese Zweiseitigkeit seines Verhältnisses zu ihr ist schon die räumliche Gliederung der beiden Bände, die durchaus eine innere Einheit bilden: fast zwei Drittel des Gesamtumfangs nehmen eingehende Studien über Friedrich Schlegel, Schleiermacher und Tieck ein, während die sechs anderen Charakterisierten, Brentano, Arnim, Georg Büchner, Immermann, die Droste und Mörike, sich mit mehr oder minder kurzen essayistischen Darstellungen begnügen müssen. Das verrät ein Vorwiegen des Interesses an der älteren Romantik, und hier wieder — zumal da auffälligerweise Novalis, den Gundolf selbst den eigentlichen Dichter der Frühromantik nennt, fehlt — an Theorie, Programm und geistiger Problematik, das man viel eher bei einem geistesgeschichtlichen oder problemanalytischen Literarhistoriker suchen würde als bei dem eifervollen Vorkämpfer der „Gestalt" als des Ersten und Letzten in allem literarischen Schaffen.

Die Lösung dieses anscheinenden Widerspruchs liegt eben in dem offenbaren Bedürfnis des Verfassers, sich mit dem Programmatiker der Romantischen Schule, mit Friedrich Schlegel, und mit dem Dialektiker ihrer weltanschaulichen Haltung, mit Schleiermacher, bis ins einzelne auseinanderzusetzen. Dabei verleiht der Umstand, daß diese Auseinandersetzung, die stillschweigend aber unverkennbar zugleich auf den modernen Expressionismus zielt, nicht zum geringsten Teil insgeheim eine Auseinandersetzung mit verhaltenen oder verdrängten eigenen Wesenstendenzen bedeutet, den gedanklichen Analysen, genetischen Entwicklungen und psychologischen Deutungen Gundolfs, weit über die entsprechenden Abschnitte in Hayms grundlegendem Werk hinaus, scharfe Profilierung, persönliche Verve, den Reiz des Intimen, ja fast des Aktuellen. Nicht immer zum Vorteil unbefangenen Verständnisses und gleichwägender Gerechtigkeit, wie ich dies namentlich Schleiermacher gegenüber empfinde. Allerdings aber mit dem Ergebnis einer Feinheit der Auffassung, Schlagkraft des Ausdrucks und Kunst lebensvoller Vergegen-

wärtigung auch des Spröden und scheinbar Abstrakten, die in der Romantikliteratur ihresgleichen sucht.
Schon in dem Tieck-Aufsatz wird dann Gundolfs Haltung freier, und insbesondere der Schlußpassus erweist dem zuvor — gewiß mit Recht — scharfkritisch charakterisierten Virtuosen romantischer Mimik doch auch nach seiten seiner geistigen Weite und Helle schöne Gerechtigkeit. Aus den kleineren Aufsätzen vollends über die genannten Jung-, Halb- und Nachromantiker wirkt die spezifisch Gundolfische Charakterisierungs- und Sprachkunst, ungehemmt von der Wucht persönlicher Spannungen und Unausgesprochenheiten, mit dem alten und doch bis zuletzt frischen Zauber: mag auch besonders im zweiten Bande, an den der Verfasser selbst nicht mehr die letzte Feile legen konnte, die Ausführung des einzelnen mitunter ungleichmäßig erscheinen oder der Ursprung aus akademischen Vorlesungen zu deutlich sichtbar werden.
Alles in allem, diese beiden letzten Bände Gundolfs, deren Lektüre nicht immer mühelos, sicherlich aber stets in einem tieferen Sinne „spannend" — nämlich geistweckend und -anspannend — ist, sind ungemein aufschlußreich nach zwei Richtungen: für ihren Gegenstand wie für den Autor selbst. Sie leiten, von den verschiedensten Ausgangspunkten her, neues Licht weniger vielleicht auf „die Romantik" als auf „das Romantische". Auf das Romantische weit über die eigentliche, historische Romantik hinaus: ja unbewußter- und unbeabsichtigterweise bis in die Seele des Verfassers selbst, dieses strengen Künders eines klassisch-heroischen Ideals, der mit einer Cäsar-Monographie begann — und mit liebevoller Versenkung in die Mysterien der dichterischen Welt Mörikes, des einst von Nietzsche Mißachteten, endete: „Um unsere Pflicht und Not oder unser Streben regt sich schwer faßbar... ein Element, woran wir glauben, ohne es zu haben. Wir nennen es in Deutschland seit der Romantik das Poetische... Nur in Gleichnissen mag ich von diesem Vorgang reden. Ein neuer Zauber voll Reiz und Gefahr waltet seitdem... über dem Tun und Treiben der ernsthaften Menschheit..." (S. 219/20 des zweiten Bandes).
Das letzte Werk Gundolfs verrät, daß er, bei aller geflissentlichen Präkonisierung des „Klassischen", dieses geheimnisvollen Zaubers deutscher Romantik mehr als nur einen Hauch verspürt hat.

Göttingen — Rudolf Unger

Dostojewskij. Tragödie — Mythos — Mystik. Von Wjatscheslaw Jwanow. Autorisierte Übersetzung von Alexander Kresling. Tübingen 1932, J. C. B. Mohr. 142 S.

Das vorliegende Buch des bedeutenden russischen Dichters und Denkers (jetzt Professor in Pavia) bringt seine Dostojewskij-Studien zum vorläufigen Abschluß. Eins der tiefsten und eigenartigsten (vielleicht auch eigenwilligsten) Bücher, die über Dostojewskij geschrieben worden sind. Von der Untersuchung der Form ausgehend, kommt Jwanow zur Erkenntnis, daß Dostojewskijs Romane „Tragödien in epischer Einkleidung sind, wie die Ilias eine war". Die Tragödie ist aber nur auf der Grundlage des Mythos möglich, und aus dem Mythos ergibt sich endlich Dostojewskijs dialektisches System, das auf dem augustinischen Gegensatz von Liebe zu Gott und Selbstliebe bis zum Gotteshaß beruht. Diese Gedankengänge können hier nur angedeutet, nicht analysiert werden. Ich wüßte kein anderes Buch, das die innere Einheit des gesamten Dostojewskijschen Werkes so scharf herausarbeitete, den Gegensatz zwischen dem luziferischen Kollektivismus und der Hagiokratie, der Gemeinschaft der Heiligen, die die Persönlichkeit nicht aufhebt, sondern bestätigt, als Kern der Dostojewskijschen Weltanschauung so deutlich machte wie Jwanows Schrift. Daß man in dem Buch nicht nur den Denker, sondern auch den nachschaffenden Dichter Jwanow spürt, macht die Lektüre besonders reizvoll. Und da möchte man fragen: wie kommt es, daß man in Deutschland, dem Lande der Übersetzer, nichts von dem Dichter Wjatscheslaw Jwanow weiß, der heute bereits 65 Jahre alt ist und dessen Tragödie „Tantalos" in einer schlechthin klassischen Nachdichtung des verstorbenen Henry von Heiseler vorliegt, ohne daß sich ein Verleger für sie gefunden hätte?

Leipzig — Arthur Luther

Die deutsche Dichtung der neuesten Zeit. Von Johannes Mumbauer. Erster Band. Mit 19 Bildertafeln. Freiburg i. Br. 1931, Herder & Co. G. m. b. H. 623 S. M. 12,— (16,—).

Einer Darstellung der zeitgenössischen Dichtung von betont katholischem Standpunkt aus wird auch der nicht-katholische Leser heute mit ganz besonderem Interesse begegnen; von der allgemeinen geistpolitischen Lage abgesehen, wird schon die Hoffnung, hier wenigstens eine feste, nicht vom Tag her bestimmte Orientierung zu finden (auch wenn er sie nicht zu der seinigen machen könnte), das Interesse des Lesers erregen. Mumbauers Darstellung enttäuscht gerade von dieser Seite. Seine — im allgemeinen eher zu milden als zu schroffen — Urteile kommen fast nur als Randbemerkungen. Und wie ihm selbst sein Standpunkt nicht zu einer wirklichen Bewältigung des Stoffs verholfen hat, so zeigt auch die wenig originelle und wenig geglückte darstellerische Organisation der Stoffmassen, daß hier keine richtunggebende Orientierung zu erwarten ist. Das Schema der Stoffdarbietung unterscheidet sich in nichts von dem aus anderen, nichtkatholischen Darstellungen geläufigen. Muß man einem solchen Werk gegenüber auf Auseinandersetzung im einzelnen auch verzichten (obwohl viele Einzelurteile nicht nur Widerspruch erregen, sondern in Widersprüchen sich bewegen, ja ohne Entsprechungen zum Sachverhalt sind), so bleibt doch erstaunlich, wie blaß und unverbindlich seine Würdigung solcher Persönlichkeiten ist, deren Bewertung gerade diesem Geschichtsschreiber am Herzen liegen sollte. Könnten Bücher vom guten Willen ihres Autors leben — dies Buch wäre gewiß lebendig. So aber bleiben Trockenheit, rustikale Gutmütigkeit, ein rein äußerlicher Ordnungssinn und ein verständig-biederes Sachwaltertum die Kennzeichen dieser Darstellung, deren Referate wenig gepflegt sind, und deren Kurve ziemlich spannungslos verläuft. Eine Atmosphäre und ein Niveau, die sich einmal, in dem überaus schwächlichen Rilke-Kapitel, deutlich in dem Satz abzeichnen: „daß niemand verpflichtet (!) ist, selbst bei den größten Dichtern alles für (!) vollkommen und vorbildlich zu finden." Mumbauers Kenntnis des Schrifttums der jüngsten Vergangenheit ist ungewöhnlich ausgebreitet, seine bibliographischen und chronologischen Angaben sind (nach vielen Stichproben zu urteilen) ungemein exakt. Aber daß seine Darstellung das Verstehen auch nur einer literarischen Erscheinung, auch nur eines Werks oder eines geistigen Zusammenhangs fördern, daß sie auf das Urteilsvermögen oder auch nur das Interesse der Leser bildend und klärend, wenigstens in seinem Sinne, wirken könnte, ist mir wenig wahrscheinlich.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Deutsche Bibliophilie in drei Jahrzehnten. Verzeichnis der Veröffentlichungen der Deutschen Bibliophilen Gesellschaften und der ihnen gewidmeten Gaben 1898—1930. Herausgegeben von der Deutschen Bücherei. Leipzig 1931. Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei. 252 S. Geb. M. 25.—.

Die vorliegende Bibliographie erschien als Sonderveröffentlichung der Gesellschaft der Freunde der Deutschen Bücherei, unter dankbar empfundener Mitarbeit ihres Vorsitzenden, Hofrats Linnemann, dem auch Direktor Dr. Uhlendahl im Vorwort mit vollem Recht einige Worte der Anerkennung ausspricht. Die Bearbeitung des bibliographischen Hauptteils fiel dem Leiter der Abteilung der künstlerischen Drucke in der Deutschen Bücherei zu, Dr. Julius Rodenberg, der in einer „Einführung" eine kurz gefaßte, aber sachlich genaue Entwicklungsgeschichte der bibliophilen Bewegungen und ihrer Organisationen beigesteuert hat, von der Gründung des londoner Roxburghe Club (1812) bis zur Begründung der Deutschen Gesellschaft der Bibliophilen (1898) und ihrer zahlreich gewordenen Tochterverbände. Rodenberg hat sich seiner mühseligen Arbeit mit einem unermüdlichen Werbeeifer und seiner bekannten bibliographischen Gewissenhaftigkeit unterzogen. Der XVI und 252 Seiten umfassende Lexikonband zählt nicht weniger als 27 bibliophile Gesellschaften mit 1211 Titeln ihres Schrifttums auf, und zwar die Vereinigungen nach ihren Gründungsdaten und die Veröffentlichungen gegliedert nach ordentlichen, außerordentlichen und Gaben (freiwilligen Spenden). Das Buch gewährt eine gute Übersicht über die Leistungen der verschiedenen Gesellschaften. Den wesentlichen Zwecken des ältesten Verbands: der Herausgabe von geschmackvoll ausgestatteten Publikationen aus dem Gebiete der Bibliophilie, wie Handbücher, Bibliographien, Monographien, Neudrucke usw., entsprachen die meisten lokalen Vereinigungen, veröffentlichten indes gelegentlich auch Erstausgaben lebender Schriftsteller. Eine Sonderstellung nimmt die Gesellschaft der Chemnitzer Bücherfreunde ein, die alles Historische ausscheidet und sich ausschließlich in den Dienst zeitgenössischer Autoren stellt, die sie zugleich mit Ehrengaben bedenkt, sie ist also auch ein Unterstützungsverein. Die Soncino-Gesellschaft, so genannt nach der klassischen jüdischen Druckerfamilie des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien, beschäftigt sich nur mit der Herausgabe vorbildlicher Drucke von Werken jüdischen Geistes, die Maximilian-Gesellschaft legt ein Hauptgewicht auf Förderung der Buchkunst. Unter den bibliophilen Lokalverbänden ist der älteste die Vereinigung Schlesischer Bücherfreunde in Breslau, 1903 begründet, aber 1906 wieder aufgelöst. Ihr folgte 1904 der Leipziger Bibliophilen-Abend mit einer Reihe glänzender Veröffentlichungen und ein Jahr später der Berliner Bibliophilen-Abend, bei dem die freiwilligen Gaben die ordentlichen Publikationen überwiegen. Die Hamburger geben auch ein Jahrbuch „Imprimatur" heraus, zur Seite steht ihnen der Buchbund Hamburg, hervorgegangen aus der Werkstatt Lerchenfeld, mit ausgezeichneten Handpressendrucken. Rege arbeiten die wiener Bibliophilen auf dem Gebiete deutsch-österreichischer Autoren, ähnlich so die deutschen Bücherfreunde in Böhmen unter besonderer Berücksichtigung der Pragensien. Ungeheuer mannigfaltig sind die Ausgaben der hessischen Bücherfreunde, und mehr noch die der frankfurter Bibliophilen-Gesellschaft. Erwähnung verdienen schließlich die göttinger, essener, eisenacher, bielefelder, dresdener und bremer bibliophilen Vereinigungen, stiller geworden sind letzthin die münchener. Der Versuch einer Gesellschaft sozialistischer Bücherfreunde blieb in den Anfängen stecken, dafür hat sich der berliner Fontane-Abend und auch die Gesellschaft alpiner Bücherfreunde als jüngste Spezialität der Bibliophilie gut entwickelt.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 9. Bd. Mit 4 Taf. u. 7 Faksimiles. Leipzig 1931, Insel-Verlag.

Vor ungefähr einem Jahrzehnt wurde diese Sammelmappe begonnen, aber die Goethe-Bibliothek des Dr. Anton Kippenberg scheint wahrlich unerschöpflich zu sein, immer wieder werden aus ihr neue Schätze gehoben und der Öffentlichkeit unterbreitet. Das Jahrbuch 1931 bringt u. a. eine Untersuchung von Robert Petsch über ein kürzlich entdecktes „Lied von Doktor Faust", das zwar nicht durchaus Unbekanntes enthält, aber den Faust-Forscher doch zu reizen vermag, weil es wertvoll bleibt, zu wissen, in welchen Formen, welcher Auffassung und Beleuchtung ein Dichter seinen „Stoff" zuerst kennen gelernt hat. Es ist sehr interessant, den Nachweisen von Robert Petsch zu folgen, daß der Kippenbergische Druck dem ältesten Faust-Lied in der Bode-Tilleschen Sammlung nahesteht, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß er gleichfalls nur eine verderbte Form der noch nicht aufgefundenen Urgestalt des Lieds ist. „Neue Faustsplitter" hat Kippenberg selbst (im Verein mit Gerhard Stumme) wieder ausgegraben: darunter eine kuriose „Plaisenterie" unter dem Titel „Der neue Doktor Faust", einen Abdruck der beiden Aufzüge aus Schinks höchst seltenen Beiträgen „Zum Behuf des Teutschen Theaters", Graz 1782. An weiteren Artikeln aus dem Jahrbuch hebe ich hervor: die von Martin Bollert herausgegebenen Briefe Winckelmanns an den Grafen Heinrich Bünau, den späteren weimarischen Premierminister, großen Büchersammler und früheren Bibliothekar Winckelmanns, ferner die neun Briefe Gleims von Jean Paul, die Eduard Berend glossiert, und die von Friedrich Schulze gegebene Beschreibung des Stammbuchs Wilh. Gottl. Beckers, des Novellisten und Almanach-Herausgebers. Ein ausgezeichnetes Bild des gelehrten Sonderlings Gottfr. Christoph Beireis, den Goethe 1805 in Helmstedt besuchte, entwirft Alexander Bessmertny, ein Porträt seiner legendären und wirklichen Persönlichkeit und seiner Bedeutung als Gelehrter, Arzt, Sammler und angeblicher Adept. Psychologische Anteilnahme verdient eine kürzlich in die Sammlung Kippenberg gelangte Handschrift des Friedrich Hildebrand von Einsiedel, der in der alt-weimarer Hofgesellschaft als Anführer des vergnügten Genietreibens galt. Seine Ausführungen, die er „Leben und Entwicklung meines Innern" betitelt, sind an seine Schwägerin Emilie gerichtet, eine geborene von Münchhausen, in erster Ehe eine Frau von Werthern, bekannt geworden durch ihre Schwarmgeisterei und ihr Liebesabenteuer mit August von Einsiedel, dem jüngeren Bruder Hildebrands, mit dem sie eine Reise nach Afrika unternahm. Zu diesem Zweck ließ sie sich in Weimar für tot ausgeben und statt ihrer eine eingesargte Puppe begraben. Aber ihr Gatte kam hinter den Schwindel und beantragte die Scheidung von ihr, sie heiratete dann August Einsiedel, aber es wurde eine nicht sonderlich glückliche Ehe mit dem sie geistig bedeutend überragenden Mann. Höchst interessant ist schließlich zu dem Thema „Goethe als Theaterdirektor" der Artikel von Georg Witkowski „Extemporieren der Schauspieler", nach vergessenen Urkunden an das Licht gezogen, ein kurioser Streit zwischen der herzoglichen Theaterkommission und Goethe über unzulässige Extempores der Komödianten und ihre Bestrafung.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Die rheinische Literatur der Aufklärung (Köln und Bonn). Von E. Charlotte Zeim. Jena 1932, Eugen Diederichs. 135 S. M. 5,40.

Man erweist dem Zeitalter der Aufklärung zuviel Ehre, wenn man es unter der rheinischen Literaturgeschichte behandelt, anstatt dies der Kulturgeschichte zu überlassen. Denn die rheinische Aufklärungspoesie ist nicht mehr als Gelegenheitsdichtung. Wenn aber die moralisierenden Erzeugnisse einer Nebenstundenbeschäftigung genügten, um die Verbindung mit der deutschen Literaturgeschichte herzustellen oder aufrechtzuerhalten, so müßte man jedem Stadtpoeten so gut überlokale Bedeutung beimessen wie den Literaturfreunden von Köln und Bonn, die von einer kleingeographischen Betrachtung aus als Vertreter der rheinischen Literatur behandelt werden. Es gibt allerdings Dilettanten, in denen die Zeitgeschichte zwar keine Gestalter, aber ihre stärkste Resonanz findet, wie sich in Albertine von Grün etwa das Zeitalter der Empfindsamkeit typisch verkörpert. Doch solche Typen stehen hier nicht in Frage. Die führenden Persönlichkeiten Eichhoff, Baron Hüpsch, von Schönebeck, Altstädten, Velten oder Eulogius Schneider sind keineswegs aus einem Holz, sondern schillern in allen Farben einer tastenden und nachahmenden Übergangszeit, da das aufgeklärte zugleich das schöngeistige Jahrhundert war. Je geringer aber das Talent, um so mehr verwischen sich die Grenzen zwischen Kunst und Wissenschaft zur rationalistischen Nüchternheit einer Halbpoesie, die von moralisierender Didaktik beherrscht, nur in Ausnahmefällen einmal versucht, zu landschaftlichem Empfinden oder persönlichem Erlebnis vorzudringen. Wohl oder übel hat man deshalb darauf verzichtet, die rheinischen Barden der Nationalaufklärung in einem runden Bilde zu charakterisieren. Es soll nicht verkannt werden, daß die Zeitschriften, Wochenblätter, literarischen und Lesegesellschaften, die sie in Bonn und Köln ins Leben gerufen, Verdienste um Belehrung, Volkserziehung, Sprach- und Heimatpflege beanspruchen dürfen. Einer literarischen Wertung — über das kulturell-soziologische Interesse hinaus — halten sie jedoch nicht stand. Hätten sie erfüllt, was sie wollten, so würde der künstlerische Anteil der Rheinlands an der beginnenden deutschen Literaturblüte des 18. Jahrhunderts sich nicht so kümmerlich ausnehmen wie es tatsächlich der Fall ist. Das Buch verdankt seine Entstehung offenbar einer Bemerkung Hashagens, wonach sich die Forschung noch zu wenig mit der rheinischen Aufklärung beschäftigt habe. Aber auf dem Wege engster Lokalgeschichte wird man kaum weiterkommen. Denn wie bei einer Beschränkung auf die örtliche Kleinliteratur eines künstlich abgezirkelten Kreises alle Einzelheiten im Vexierspiegel der Gründlichkeit sich trugbildmäßig vergrößern, so geht durch die ausgeschaltete Zusammenschau mit den verwandten Erscheinungen des zusammengehörigen weiteren Lebensraums auch das Urteil über die Verhältnisse und die Kausalitäten der geistigen Bewegungen verloren. So ist denn auch hier, obwohl Fleiß und sprachliche Sorgfalt nichts zu wünschen übrig lassen, statt eines plastischen Bildes der Epoche nur ein Bruchstück mit allen seinen offenbleibenden Fragen gegeben.

Rüdesheim a. Rh. — Leo Sternberg

Romain Rolland. Das Weltbild im Spiegel seiner Werke. Von Hans Leo Götzfried. Stuttgart 1931, J. Engelhorns Nachf. 176 S. M. 4,80 (6,50).

Die Deutung von Rollands Werk, 1929 in erster Auflage unter dem Titel „Romain Rollands heroischer Idealismus" erschienen, verbürgt dem Leser in der vorliegenden erweiterten Fassung ein gründliches Eindringen in die „Welt- und Lebensanschauung des großen Menschenfreundes". Methodisch folgerichtig verfahrend, legt der Autor die Bedingtheiten und Ziele im Werk Rollands zuerst theoretisierend bloß, um seine Ausführungen dann mit Hilfe vieler Zitate des Dichters in der Einkleidung und Anschaulichkeit sprachlicher Formung nochmals zu erhärten. Die Deutung entäußert sich in anerkennenswerter Weise durchaus jeder Nacherzählung aus dem Leben des zeitgenössischen Dichters; aus dem Werk allein werden die Lieblingsbegriffe Rollands herausgeschält und erläutert: Lebensbejahung, Aufrichtigkeit, Heroismus, Freiheit, Liebe, Wohlfahrt, Panhumanitas usf. Zwar verkleinert sich die Spiegelung von Rollands „Weltbild" im Lauf der Untersuchung zu der eines Bildes der menschlichen Gesellschaft; doch gehört auch deren Behandlung noch zu den bedeutendsten Themen. Rolland, der Deuter Michelangelos, Tolstojs und Beethovens findet selbst eingehende Deutung bei Götzfried: immer kleinere Werke fassen den Sinn größerer Werke zusammen. Können diese wenigen kritischen Zeilen Besseres vollbringen als mit letzter Spiegelung des Lesers Aufmerksamkeit den Weg über Götzfrieds gutes Buch und Rollands umfassenderes Werk zu den Größen der Menschheit zurückzuweisen, die nicht vorbildliche Deuter, sondern in erster Linie vorbildliche Schöpfer waren?

Freiburg i. Br. — Helmut Schilling

Der geniale Mensch. Von Hermann Türck. 14. verbesserte Auflage mit neuer Einleitung. Weimar 1931, Verus-Verlag. 429 S. M. 5,— (6,50).

Pandora und Eva. Menschwerdung und Schöpfertum im griechischen und jüdischen Mythus. Von Hermann Türck. Ebenda 1931. 108 S. M. 4,—.

Wenn eine philosophische Abhandlung in 35 Jahren 14 Auflagen erlebt und sich dabei allmählich aus einem dünnen Heft zu einem stattlichen Buch auswächst, so ist das ein Beweis dafür, daß ihr Verfasser vielen Lesern etwas zu sagen hat. Seinen Erfolg dankt er, abgesehen von dem gesunden, tüchtigen Inhalt, der methodischen Art, wie er aus bei Goethe und Schopenhauer gegebenen Voraussetzungen seine Begriffsbestimmungen aufbaut, sie faßlich und fesselnd erläutert und auf Gestalten der Dichtung, der Geschichte und der Wissenschaft anwendet. Die Kehrseite ist, daß was in das so entstandene System nicht paßt, aus dem Bezirk des Genies ausgeschlossen wird: Nietzsches Lehre kann aber wirklich nicht als „Misosophie" abgetan werden, und das Urteil über Ibsen (S. 355), er rede „der sittlichen, intellektuellen und künstlerischen Borniertheit das Wort" kann nimmermehr gelten. Bekannt ist aus dem Buch vor allem die Hamletdeutung; sie trifft durchaus zu, wenn sie den Dänenprinzen als Genie charakterisiert, vermag aber ebensowenig wie andere Erklärungen die dramatische Gestalt in jedem Zuge widerspruchslos abzuleiten.

Die zweite Abhandlung ist die Ausgestaltung eines Kapitels (12) des Buchs. Grundsätzlich ist die Frage, ob man Mythen rational-philosophisch bis ins einzelne erklären kann. Für Türck besteht dieser Zweifel nicht, und so gelingt ihm denn auch hier eine scharfsinnige Auslegung, bei der man es freilich hinnehmen muß, daß ein Unterschied zwischen prometheischen Menschen und gewöhnlichem Herdenvieh eingeführt wird, von dem die Mythe nichts weiß. In der

Genesis handelt es sich um die Deutung, die man der Erkenntnis des Guten und Bösen (nach Türk eine irreführende Übersetzung) zu geben hat: hier kann ich nicht urteilen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Verschiedenes

Der Krieg der goldenen Kugeln. Hinter den Kulissen der internationalen Finanzwelt. Von Paul Einzig. Deutsch von A. Dombrowsky. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. 127 S. M. 2,75.

Der Originaltitel dieses aus dem Englischen übersetzten Buches lautet „Behind the Scenes of International Finance" — sein Verfasser ist ein englischer Finanzmann, der den Finanzkrieg der letzten Jahre wesentlich aus der britischen Atmosphäre her betrachtet, scharf den Gegensatz zu der französischen Taktik und Haltung herausarbeitet und vielleicht, in dieser Ausschließlichkeit, die amerikanische Rolle in dem internationalen Kräftespiel vernachlässigt. Von diesem Einwand abgesehen, ist das sehr klar geschriebene und sehr gut übersetzte Buch eine ganz ausgezeichnete Darstellung des währungspolitischen Kampfes, der vor allem seit der französischen Frankenstabilisierung geführt wird. — Einzig setzt auseinander, wie deren Lösung der Ausgangspunkt der pariser Goldrüstung wird und wie nun die früher abgeschlossenen Verträge der Schuldentilgung (Entgegenkommen an Frankreich) und des Reparationsanspruchs (Vorzugsbehandlung Frankreichs) Paris zu jener Stellung kommen lassen, die es nicht mit ökonomischem Nationalismus, sondern machtpolitisch ausbeutet. Der Vortrag des Buchs wird von einem anklagenden Temperament bestimmt, aber es ist kein tagespolitisches Pamphlet, sondern eine gedrängte, wertvolle Geschichtsdarstellung, die die Kräfte sichtbar macht, von denen die Gesundung aus der Weltkrise immer wieder zerstört worden ist.

Berlin — Theodor Heuß

Deutschland von unten. Von Graf A. Stenbock-Fermor. Stuttgart 1931, J. Engelhorns Nachf. 160 S.

Stenbock-Fermor, der sich vor drei Jahren durch die Veröffentlichung seiner Erlebnisse als Bergarbeiter das Interesse und die Sympathien eines größeren Leserkreises erworben hatte, hat inzwischen eine Reise durch die notverdunkelten Niederungen der proletarischen Provinz unternommen. Er hat die Spielzeugschnitzer, die Holzflößer und Bergleute im Erzgebirge aufgesucht. Er ist zu den Webern, Handstickern und Korbflechtern im Frankenwald gefahren. Er hat die Elendsgebiete im Thüringer Wald durchstreift, wo die Glasbläser und Christbaumschmuckhersteller ein Helotendasein führen. Er hat sich in einer thüringer Fürsorgeanstalt umgesehen. Er hat in Berlin an einer Demonstration streikender Arbeiter teilgenommen, die von der Polizei auseinandergesprengt wurde. Und er ist im Ruhrgebiet wieder zu seinen alten Bergarbeiterkameraden gegangen.

Stenbock-Fermors „Deutschland von unten" wirkt wie ein einziger Schrei von Tausenden, Hunderttausenden, ja Millionen Enterbten und Entrechteten. Man kann sich nach der Kenntnis dieses Buchs nicht mit einer Erschütterung begnügen. Auch derjenige, der bisher der sozialen Frage nur eine geringe Aufmerksamkeit zugewandt hat, wird begreifen, daß solche menschenunwürdigen Zustände zu ihrer Beseitigung verpflichten. Dies ist überhaupt der Zweck der Berichte, deren Autor sich in vergangenen Jahren jenes Rüstzeug erworben hat, das, angewandt von seiner überzeugenden menschlichen Gesinnung, ihn als sozialen Reporter legitimiert.

Berlin — Werner Türk

Die rote Arktis. „Malygins" empfindsame Reise. Von Friedrich Sieburg. Frankfurt a. M. 1932, Societäts-Verlag. 239 S.

Im Jahre 1931 fahren siebzig Menschen verschiedenster Prägung in die russische Arktis. Der zimmerreiche Leib des berühmten Eisbrechers entfaltet sich dabei zu einer „Welt für sich". Die ungeheure Stille jener toten Räume scheint alle Gegenwart zu begraben ... Aber die Seele, die menschliche Seele ist unbesieglich. Dürstend zieht sie den Zauber der dunstig zerfließenden Nordlandschaft in sich, und lauschend umträumt sie den hohlen Tropfenschlag der Gletscherschmelze. Wie ein heißes Brennen sticht ihr prometheisches Wünschen in die Nutzbarmachung eisbegrabener Bodenschätze vor, und ihre zitternde Klage umfaßt den abgründigen Zwiespalt zwischen bolschewistischen und westeuropäischen Menschensitten. Geschult in der Disziplin abendländischen Denkens, und doch auch durchweht von den Urschauern romantischer Einfühlung, hat der Verfasser in wundervollem Bericht die denkwürdige Begegnung zwischen „Malygin" und „Graf Zeppelin" auf Franz-Joseph-Land geschildert, d. h. eigentlich die vorhergehenden und darauffolgenden Geschehnisse auf der arktischen Arche widergespiegelt in den dreizehn Kapiteln seines Buchs, Kapiteln, die wie glitzernde Facetten das uralte Geheimnis des hohen Nordens lockend neugestaltig aufleuchten lassen. Ohne Zweifel gehört diese „empfindsame Reise" zu den Meisterwerken zeitgenössischer Kunstgeographie.

Braunschweig — Erich Sander

Südamerika wird photographiert. Von Erna Pinner und Kasimir Edschmid. Bielefeld und Leipzig 1932, Velhagen & Klasing. 64 S.

Ein Bilderbuch der ausgezeichneten Photographin Erna Pinner. 74 Aufnahmen südamerikanischer Landschaften und Menschen, altspanischer Kunstdenkmale und Ruinen von der uralten Inka-Kultur, Bilder vom Wirtschaftsleben dieses Kontinents und von den Volksbräuchen seiner alten Einwohner. Dazu ein knapper Text von dem guten Kenner dieses Landes, Kasimir Edschmid, von dem man nur sagen kann: ein Dichter könnt einen Geographen lehren. Wir erfahren das wichtigste über die Bodenbeschaffenheit der einzelnen südamerikanischen Staaten, über Berg und Fluß, Fauna und Flora, bekommen statistisches Material, das ebenso aufschlußreich wie eindringlich ist, den Hauch des Exotischen hält Edschmid fest und zeigt, wie in dieser terra incognita die Wirklichkeiten noch wunderbarer sind als unser Ahnen um ihre exotischen Reize. Der Verfasser hat eine besonders glückliche Hand, eine Sache durch Vergleiche zu verdeutlichen. Selten bedient er sich, um Entfernungen anzugeben, der Zahl. Und gibt es uns nicht wirklich mehr, wenn wir erfahren, daß der Panamakanal ungefähr die Entfernung von Frankfurt bis Heidelberg lang sei, als wenn die Strecke nach Kilometern angegeben wäre? Und ähnlich verhält es sich mit den Parallelen, die Edschmid zwischen den archäologischen Resten der Inka-Zeit und den hellenischen oder asiatischen zieht, wenn er die Verfassungen mit histo-

rischen Beispielen erläutert, hier sei noch Mittelalter, dort schon Neuzeit. Wir hören Kuriosa wie die Festsetzung von drei Ländergrenzen durch Flugzeuge, weil die Stellen, an denen sie zusammenstoßen, noch ungangbarer, unerforschter Urwald sei, wir hören aber auch, wo es schon moderne Probleme wie Proletariat und Sozialismus gibt. Kurz und gut, wir erfahren alles Wesentliche vom Handel und Wandel eines Kontinents, dessen Konfliktsstoffe die Weltgeschichte einer Zeit bestimmen werden, in der die Kämpfe unserer Zeit den Menschen vorkommen werden wie uns heute etwa der bayrische Erbfolgekrieg.

Berlin — Lutz Weltmann

Der große Herder. Nachschlagewerk für Wissen und Leben. 4. völlig neubearbeitete Auflage von Herders Konversations-Lexikon. Bd. II. Freiburg i. B. 1932, Verlagsbuchhandlung Herder & Co. 1728 Sp. Gebunden M. 34,50.

Von „Batterie bis Cajetan" reicht der neue Band des großen Herder. Er enthält so wichtige Artikel wie Bauerntum und Bolschewismus, Bildung und Bevölkerung, Bodenreform und Bekenntnisschule, Baukunst der Gegenwart und Bühnenbild, Berlin und Beamte, Bergsteigen und Byzantinische Kunst. Biographisches: Brüning, Bergner, Brecht, Brust, Bruckner, Bronnen u. a. Die wissenschaftliche Zuverlässigkeit teilt der neue Band mit seinem Vorgänger und den früheren Auflagen, denen das Herdersche Konversationslexikon seinen Ruf verdankt, aber zwischen den Auflagen hat sich die entscheidende Wandlung vollzogen, daß das Zentrum nicht mehr eine lediglich konfessionelle, sondern auch eine staatserhaltende Partei geworden ist. Diese Schlüsselstellung spiegelt der große Herder bezeichnend wieder, diese Enzyklopädie hat auch volkserzieherische Absichten, nicht nur in religiös-weltanschaulicher Hinsicht, sondern auch in staatspolitischer. Selbstverständlich wird die Bedeutung der Dinge nach der Stellung der katholischen Kirche zu ihnen gewertet, aber nie werden die Dinge selbst tendenziös umgedeutet. Ein Rahmenartikel wie Bolschewismus ist absolut richtig, jedermann erhält objektive Belehrung. Hier ergibt sich für den Kirchengläubigen die Stellungnahme von selbst, er macht sich auf seine Art ein Bild, wie ein Proletarier, ein Liberaler, ein Linksmann, der den Artikel läse, auf die seine. Ausgezeichnet ist ein Artikel über modernes Bauen: da wird ohne eigene Stellungnahme alles Wesentliche gesagt, über Baumaterial und Baugesinnung, über die ethischen Grundlagen des neuen Bauens; am Schluß werden katholische Schriftsteller zitiert, die in den flachen Dächern etwas betont Unmetaphysisches erblicken. So wird der katholische Leser zu eigener Meinungsbildung erzogen, der Andersgläubige wird solche Hinweise gern kennenlernen. Bei besonders heiklen Gegenwartsfragen ist vermerkt: die katholische Kirche steht auf dem Standpunkt. Fast nie — bei den meisten Stichworten ist der konfessionelle Standpunkt ja überhaupt gleichgültig — herrscht die Diktatur der Intoleranz. Und in einer Zeit, da alle Begriffe ins Fließen gekommen sind, ist der einzige Standpunkt, der seine Universalität behalten hat, immer noch ein brauchbarerer Ausgangspunkt als haltloser Relativismus. Die typographische Anordnung, Auswahl und Wiedergabe der Bildbeigaben erhöhen die Nützlichkeit des Werks.

Berlin — Lutz Weltmann

Schliemann. Geschichte eines Goldsuchers. Von Emil Ludwig. Wien 1932, Paul Zsolnay. 352 S. 22 Bildtafeln. Geb. M. 6,50.

Diese neue Monographie Emil Ludwigs nimmt insofern eine Ausnahmestellung unter seinen Geschichtsbüchern ein, als sie auch wissenschaftliche Zwecke verfolgt: sie bringt unbekannte Briefe und Tagebuchaufzeichnungen des Helden, und das Vorwort des englischen Archäologen Arthur Evans prüft und berichtigt noch einmal die Entdeckungen Heinrich Schliemanns. Emil Ludwig ist hier mehr als ein künstlerischer Popularisator, er gibt hier Historie und Dichtung. (Auf dem „und" liegt der Hauptton.) Den Dichter in Emil Ludwig mußte einmal der Roman einer privaten Persönlichkeit reizen, die ihm von Jugend auf vertraut gewesen und in dessen Leben die Wirklichkeit schicksalhafter gewaltet hat als ein Romandichter es erfinden konnte: Pastorensohn, Kaufmann, erfolgreicher Kaufmann, romantischer Ausgrabungsunternehmer, schließlich resignierender Wissenschaftler, und ein Mensch, der mit der Antike auf du und du verkehrt; Pallas Athene ist seine Göttin, nach mißglückter erster Ehe heiratet er, unter sehr unromantischen Begleitumständen, eine junge Griechin, die ihm bei seinen Ausgrabungen mit einer Art Wünschelrute helfen wird, und die Kinder heißen Andromache und Agamemnon Schliemann. Ein napoleonischer Diktator und ein tragikomischer Weltfremdling — der Freund Rudolf Virchow, längst mehr Politiker als Mediziner, muß ihm beispielsweise brieflich den Hausarzt machen. Sein Gönner Gladstone enttäuscht ihn, aber sein Bild zu vernichten, daran hindert ihn seine Dankbarkeit; was tut Schliemann? Er befördert das Bild aus seinem Arbeitszimmer ins Badezimmer. — Mystisches und Biologisches wirken in Schliemanns Leben zusammen, diese „Geschichte eines Goldsuchers" macht es höchst eindringlich. Dieser Mensch, der im höchst realen Kaufmannsleben seinen Mann stand, hat einen unzerstörbaren Glauben an Homer. Und dieser Kinderglaube an die Wahrheit Homers läßt ihn die Wirklichkeit entdecken, die den homerischen Epen zugrunde liegt. Ein Instinkt leitet ihn: bei den Ausgrabungen in Hissarlik läßt Schliemann eine Mauer stehen, die er für Reste aus hellenistischer Zeit hält, nur weil er sie schön findet, später wird sich (als Korrektur Schliemannscher Erkenntnisse) herausstellen, daß gerade diese Mauerreste zur Stadt des Priamos gehörten. Indem Emil Ludwig das Leben dieses Außenseiters darstellt, gibt er zugleich zu der Polemik „Historie und Dichtung" ein schlagendes Schlußwort.

Berlin — Lutz Weltmann

Nachrichten

Todesnachrichten. Alfred Bock ist nach einer Meldung vom 7. März im Alter von 73 Jahren in Gießen gestorben, in dem Haus, in dem er auch geboren war. Er hat als Lyriker begonnen, seine ersten Gedichte 1889 veröffentlicht, denen dann 1898 Erzählungen, 1900 sein erster Roman folgte. Er hat sich nach diesen streng literarischen Versuchen seinem eigentlichen Lebensberuf der Volksdichtung zugewandt, die man in Hinsicht auf sein Werk als eine Vereinigung von Dichtung und Volkskunde bezeichnet hat und die sich durch lebhaftes Gefühl für Volk und Landschaft aus-

zeichnet. Seine hervorstechenden Leistungen sind „Der Kuppelhof", „Der Flurschütz", „Kinder des Volkes", „Die Oberwälder", dazu seine Erzählungen „Hessenluft" und „Hessische Schwänke". Im Jahre 1918 wurde er zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Gießen ernannt. Die „Literatur" verliert in ihm einen guten Mitarbeiter.

Georg Dehio ist am 19. März in Tübingen, wo er ein Altersheim gefunden hatte, im Alter von 81 Jahren gestorben. Er war am 29. November 1850 in Reval als Sohn eines russischen Staatsrats deutsch-baltischen Stammes geboren, studierte Geschichte, ließ sich 1877 als Privatdozent für Kunstgeschichte in München nieder, wurde 1884 a.o. Professor in Königsberg und kam von dort 1892 nach Straßburg i. E., wo er bis zum Jahre 1918 in engster Verbundenheit mit den straßburger Kunstschätzen wirkte und lehrte. Die „Historische Betrachtung über die Kunst im Elsaß" legt von dieser Verbundenheit mit dem straßburger Wirkungskreis Zeugnis ab, aus der heraus Dehio auch seine große Erziehungstätigkeit auf werdende Generationen von Kunsthistorikern übte. Sein eigenes Lebenswerk gipfelt in den fünf Bänden des „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler", vor allem in seinen drei Doppelbänden „Geschichte der deutschen Kunst", die frühzeitig als Meisterwerk anerkannt wurde und derart ihre Bedeutung wahrt. Dehio wurde nicht nur Ehrendoktor aller Fakultäten, er war auch Ritter des Maximilian-Ordens und des Ordens Pour le mérite. Er erhielt zu seinem 80. Geburtstag vom Reichspräsidenten den Adlerschild des Reichs. Seine Kunstbetrachtung ist vielleicht am ehesten dahin zu präzisieren, daß er im Kunstwerk den Ausdruck der menschlichen Persönlichkeit suchte und fand und darin eine Aussprache des Unaussprechlichen begriff.

Otto Pniower ist am 17. März im Alter von 72 Jahren einer Lungenentzündung erlegen. Er war am 23. Mai 1859 in Gleiwitz geboren und kam als Schüler Wilhelm Scherers an die berliner Universität. Sein Name bleibt mit der Goethe-Forschung in enger Verknüpfung. Sein Kompendium über die Entstehungsgeschichte des „Faust" ist unentbehrlich geworden. Nach langem und gutem Wirken als Direktor des Märkischen Museums in Berlin wandte sich Pniower der Arbeit an einem Goethe-Wörterbuch zu, die wohl noch nicht abgeschlossen ist. Daneben hat sich Pniower um die Herausgabe der Fontane-Werke, besonders in Gemeinschaft mit Schlenther der Briefe und der „Causerien" Verdienste erworben. Auch Kleist und Keller sind seine Studien zugute gekommen. Auch in ihm verliert die „Literatur" einen getreuen Mitarbeiter.

Eduard Sievers ist am 30. März in Leipzig im Alter von 81 Jahren gestorben. Er gehörte zu dem Kreis der Paul, Braune, Kluge und erneuerte mit ihnen die philologische Methode auf Grund naturwissenschaftlicher Anregungen. Bereits mit 19 Jahren promovierte der aus Lippoldsberg Stammende, mit 21 Jahren war er a.o. Professor in Jena, von 1892 bis 1922 wirkte er, von großem Schülerkreis umgeben, in Leipzig. Lange Jahre hindurch war er auch erster Sekretär der sächsischen Akademie der Wissenschaften, dazu Doktor dreier Fakultäten. Ein bester Kenner alt- und mittelhochdeutscher Sprache und Literatur, fand er seine eigentliche Lebensarbeit doch in Konzipierung und Durchführung der „Schallanalyse", Studien, die ursprünglich aus Metrik und Physiologik hervorgingen, psychisch-physiologische Reaktionsversuche festzustellen suchten und auf Grund einer festumrissenen Typologie zu Text- und Stilkritik fortschritten. Dank der Schallanalyse ist es Sievers gelungen, umstrittene Autorschaft aus der individuellen Sprechrhythmik nachzuweisen.

Hermann Gunkel ist am 11. März einem längeren Leiden in Halle, wo er seit 1920 als Ordinarius für alttestamentliche Theologie gewirkt hatte — er trat 1927 in den Ruhestand —, im Alter von fast 70 Jahren erlegen. Er war 1862 im Pfarrhaus in Springe bei Hannover geboren, war in Göttingen und Halle Privatdozent gewesen, wurde 1894 Extraordinarius in Berlin, kam 1907 als Ordinarius nach Gießen, 1920 nach Halle. Er gehörte zu denen, die die eigentliche religionsgeschichtliche Forschung angebahnt haben. Unter seinen Hauptwerken sind zu nennen: „Israel und Babylonien", „Die Urgeschichte und die Patriarchen", „Die Propheten", „Meisterwerke hebräischer Erzählungskunst".

Hartmann Grisar S. J. ist nach einer Meldung vom 4. März in Innsbruck gestorben. Er war am 22. Februar 1845 in Koblenz geboren, erhielt seine theologische Ausbildung in Münster i. W., Innsbruck und Rom und kam 1873 als ordentlicher Professor an die Universität Innsbruck. Als sein Hauptwerk ist sein dreibändiges Werk über Luther (1911) zu bezeichnen.

Richard Specht ist nach einer Meldung vom 19. März im Alter von 63 Jahren einer Grippe erlegen. Er war am 7. Dezember 1870 in Wien geboren, wo er auch gestorben ist und hat zumal auf musikkritischem Gebiet (Beethoven, Brahms, Mahler, Richard Strauß, Puccini, Furtwängler) eine reiche und erfolgreiche Tätigkeit entfaltet, die auch in zahlreichen Büchern ihren Niederschlag gefunden hat.

Paul Ginisty ist nach einer Meldung vom 7. März im Alter von 76 Jahren in Paris gestorben. Er war Direktor des „Odéon" und hat eine ungemein vielfältige Tätigkeit als Journalist und Verfasser von Theaterstücken entfaltet.

Zoltan Ambrus ist am 1. März in Budapest im 71. Lebensjahr einer Influenza erlegen. Er gilt als einer der ersten, die die moderne Psychologie in die ungarische Literatur eingeführt haben. Unter seinen Werken sind „Ninives Untergang", „Giroflé und Girofla", „König Midas" zu nennen. Er hat sich auch einer umfangreichen Übersetzertätigkeit unterzogen.

Ignacy Dabrowski ist am 4. Februar im Alter von 63 Jahren in Warschau gestorben. Seine Novellen, unter denen „Smierc" („Der Tod") die bekannteste ist, kennzeichnet neben feiner psychologischer Analyse ein echter dichterischer Lyrismus, aus dem Verständnis und Mitleid mit allem Lebenden sprechen. (H. St.)

*

Der tschechische Naturdichter V. J. Pokorný-Pikulík, „Schuhmacher und Poet dazu", beging Mitte März in Kuttenberg seinen 90. Geburtstag; alle Zeitungen hoben hervor, daß auch ein Vrchlický die bescheidene, aber frische Begabung des volkstümlichen Satirikers zu schätzen wußte. (A. N.)

* * *

Gerhart Hauptmann ist zum Rechtsehrendoktor der neuyorker Columbia-Universität ernannt worden, sowie zum korrespondierenden Mitglied der „American Academy of Arts and Letters".

Die französische Schriftstellervereinigung „Société des Gens de Lettres" hat François Mauriac zum Präsidenten gewählt.

Die sächsische Regierung hat fünf Staatspreise zu je 500 Mark an den dresdener Lyriker Benndorf, den Arbeiterdichter Max Barthel, den in Berlin lebenden China-Kenner Dr. Franz Kuhn, den Literarhistoriker Dr. Rudolf Glaser und den Erzähler Arthur Kuhnert verliehen.

Der 15000-Mark-Novellenpreis, den die Monatsschrift „Die neue Linie" (Beyer-Verlag, Leipzig) auf fünf Jahre angesetzt hat, ist zum erstenmal zur Verteilung gelangt. Für das Jahr 1932 ging es um 3000 Mark für die beste deutsche Gegenwartsnovelle. Die Preisrichter Wilhelm von Scholz, Alfons Paquet, Paul Fechter und Bruno E. Werner konnten sich trotz der gewaltigen Zahl der Eingänge zur Verteilung des ersten Preises nicht entschließen. Der 2. Preis in Höhe von 1000 Mark wurde geteilt zugesprochen an: Pia Kamper (Köln) für die Novelle „Der Weg" und Käthe Lübbert-Griese (Berlin) für die Novelle „Anna". Den 3. Preis in Höhe von 500 Mark erhielt M. O. Starck (Zürich) für die Novelle „Geburtstagsgeschichte". Ferner wurden für je 300 Mark angekauft: die Novelle „Regina Amstetten" von Ernst Wiechert (Berlin) und die Novelle „Das Waldhorn" von Georg Britting (München).

Der polnische Staatspreis für Literatur ist Karl H. Rostworowski aus Krakau zuerkannt worden.

Der Lyrikpreis der „Kolonne" im Betrag von 300 Mark wurde Peter Huchel zugesprochen.

Der Rat der Stadt Leipzig teilt mit: Infolge der allgemeinen Notlage konnte in diesem Jahr aus der leipziger Dichterstiftung nur ein Preis zur Verfügung gestellt werden, der dem 26jährigen leipziger Schriftsteller Andreas Zeitler zuerkannt wurde. In der Begründung heißt es, Zeitler „hat sich zu einem gedrungenen, bildkräftigen Stil erzogen, und seine Arbeiten zeigen starke Gedanken".

Bei dem Preisausschreiben der „Psychologisch ästhetischen Forschungsgesellschaft" in Hamburg über das Thema „Die Erneuerung der Bühne" wurde der erste Preis von 2000 Mark Albert Thalhoff verliehen, der die dreibändige Partitur seiner „dramatisch-chorischen Vision": „Totenmal" eingereicht hatte.

Die „Gesellschaft der Bibliophilen" möchte die Zusammenarbeit zwischen Dichtern und Bibliophilen fördern und ruft daher zur Teilnahme an einem Wettbewerb „Bibliophile Novellen" auf. Sie glaubt die Erfahrung gemacht zu haben, daß im Gegensatz zu anderen Ländern und Völkern, die deutschen Dichter und Schriftsteller dem bibliophilen Gedanken und der bibliophilen Bewegung nicht die Teilnahme entgegenbringen, wie sie für beide Teile wünschenswert und ersprießlich wäre.

Zu diesem Zweck schreibt die Gesellschaft einen Wettbewerb aus, an dem alle Autoren deutscher Zunge, gleichgültig, ob von ihnen schon Werke gedruckt worden sind oder nicht, teilnehmen können. Die preisgekrönten Arbeiten sollen in Publikationen der Gesellschaft, also ihrer Zeitschrift oder auch in Buchform, als Einzel- oder Sammelband, veröffentlicht werden, und zwar in einer äußerlich würdigen, bibliophilen Anforderungen entsprechenden Form.

Der erste Preis wird in einer Höhe von 500 Mark, der zweite von 250 Mark ausgeschrieben und bei Preiserteilung ausgezahlt. Durch die Zuerkennung eines Preises erwirbt die Gesellschaft das Erstdruckrecht; die preisgekrönten Autoren dürfen die Arbeit frühestens zwei Jahre nach dem Erscheinen anderweitig verwerten. Die Gesellschaft hat im übrigen das Recht, weitere Einsendungen gegen ein angemessenes Honorar anzukaufen.

Die eingereichten Manuskripte müssen bisher unveröffentlicht und Originalarbeiten sein. Die einzelne Arbeit soll möglichst 25 Schreibmaschinenseiten nicht überschreiten. Die Manuskripte sind einseitig beschrieben, mit einem Kennwort versehen, ohne Absender noch Autorenangabe, in drei Exemplaren bis zum 15. Juni 1932 an den Sekretär der Gesellschaft, Dr. E. Tuchmann, Berlin W 15, Württembergische Straße 34, einzureichen. Ein verschlossener Briefumschlag, der das gleiche Kennwort wie das Manuskript trägt, hat den Namen und die Anschrift des Absenders bzw. Verfassers, sowie Rückporto zu enthalten. Das Preisrichteramt, das ehrenamtlich ausgeübt wird, haben übernommen: Fedor von Zobeltitz, Rudolf Alexander Schröder, Alfred Richard Meyer, Hanns Martin Elster, Gabriele Eckehard, Emil F. Tuchmann.

Die Preisverteilung findet statt bis zum 15. Juli 1932. Unmittelbar danach werden die Preisträger sowie sämtliche Bewerber durch den Sekretär der Gesellschaft benachrichtigt.

Der Preis des „Institut de France" für 1932, „Prix Volney", ist dem leipziger Romanisten Walter von Wartburg für sein in deutscher Sprache abgefaßtes „Französisches Etymologisches Wörterbuch" verliehen worden.

Der „Premio Letterario Viareggio" ist auf 20000 Lire festgesetzt worden. Ausgezeichnet soll mit diesem Preise das interessanteste Werk italienischer Sprache im Jahre 1931 werden. Die Kommission der Preisrichter besteht aus: Amicucci, Bontempelli, Colantuoni, Conti, di Marzio, Feretti, Forzano, Malaparte, Repaci, Rocca, Salsa, Vergani. — Einen neuen Prosapreis stellt der „Premio Mediterraneo" mit 5000 Lire dar. Eine Bewerbung um den Preis ist nicht erforderlich. Er wird nach Prüfung der Neuerscheinungen vom Preiskollegium am Jahresschluß verteilt. — Die italienisch-amerikanische Vereinigung zu Rom zeichnet den besten Aufsatz über George Washington mit einer Prämie von 1000 Lire aus. (H. M. E.)

Der diesjährige Northcliffe-Preis ist dem französischen Schriftsteller Jean Schlumberger für seinen Roman „Sankt Saturnin" zugeteilt worden.

Der Preis von Cartagena für die beste dichterische Darstellung der Begründung der spanischen Republik wurde dem Dichter Luis de Tapia zuerkannt.

Reichspräsident von Hindenburg hat dem freien deutschen Hochstift in Frankfurt a. M. für die Volksspende zu Goethes Geburtsstätte einen persönlichen Beitrag in Höhe von 5000 Mark aus seinem Dispositionsfonds bewilligt.

In London wurden drei Manuskripte des schottischen Dichters Robert Burns zum Verkauf angeboten. Eins, das Lied „Oh, my love is like a red, red rose", fand zum Preise von 34000 Mark einen Käufer, die beiden anderen Gedichte wurden vom Burns-Museum in Ayr für 9200 Mark erworben.

Der Kriegsroman von Theodor Plivier „Des Kaisers Kulis", der bereits in elf Sprachen übersetzt worden ist, ist nunmehr auch in England bei Faber & Faber erschienen. Die Übersetzung stammt von einem englischen Marineoffizier.

Joseph Roths Roman „Hiob" liegt in englischer Übersetzung bei Heinemann vor und ist in Amerika zum „Buch des Monats" gewählt worden.

Zu der im Oktober bevorstehenden Feier des 15jährigen Bestehens der russischen Sowjetrepublik haben das Kommissariat der Volksaufklärung der RSFSR in Gemein-

schaft mit dem Zentralverband der Gewerkschaften, der Allrussischen Association proletarischer Schriftsteller und einigen anderen kulturellen Verbänden ein Preisausschreiben für künstlerisch hervorragende Werke der Literatur und Musik (Romane, Erzählungen, Novellen, Verse, Dramen, Opern und sonstige Tonschöpfungen) erlassen, für die im ganzen 26 Preise von 750 bis 10000 Rubel ausgesetzt sind. Dem bedeutendsten sämtlicher eingereichten Werke wird außerdem eine Prämie im Betrage von 25000 Rubel, als Prämie der Oktoberrevolution, zuerkannt werden. Die obengenannten Initiatoren des Preisausschreibens haben sich auch an verwandte Organisationen der einzelnen Republiken der Sowjetunion mit einem Aufruf gewandt, analoge Prämien für Werke der lokalen nationalen Literatur und Kunst zu schaffen. (P. Ett.)

* * *

Die Goethe-Feier in der Sorbonne ist durch eine Rede Ernst Cassirers eingeleitet worden. Als weitere Redner haben Professor Korff, Professor Cysarz, Professor Petersen gewirkt. Bei der Feier der deutschen Botschaft in Paris hat Professor Witkop die Festrede gehalten.

Die tschechischen Goethe-Feiern gestalteten sich systematisch und würdig, zumal das Unterrichtsministerium ihnen ein offizielles Gepräge zu geben wußte. Die beiden tschechischen Universitäten, die prager und die brünner, veranstalteten festliche Versammlungen, bei denen je ein Germanist und ein Naturforscher über Goethes Bedeutung sprachen; ergreifend wirkte die Ansprache des prager Rektors Pekař über Goethes kulturpolitische Sendung. An den Mittel-, ja auch Bürger- und Volksschulen war eine Würdigung bzw. Erwähnung Goethes amtlich angeordnet; Volkshochschulen hielten ihre Goethe-Kurse, und auch der Rundfunk vernachlässigte den Goethe-Tag nicht. Von den großen Theatern brachte das Prager Nationaltheater den Egmont, das Landestheater in Brünn den Faust (in einer Übersetzung und Bühnenbearbeitung O. Fischers), den Clavigo und die Geschwister nebst einem lyrischen Abend. Unter den Festvorträgen sind der von O. Fischer über Goethe und die Frauen (bei einer Matinée des Stadttheaters in Prag) und der von Arne Novák über Goethe und Weltliteratur bei dem Abend der Verlegervereinigung in Brünn hervorzuheben. Das Nationalmuseum in Prag veranstaltete eine kleine Ausstellung der ihm in den Jahren 1822 und 1823 von Goethe gestifteten Mineraliensammlung, an die sich allerlei Andenken an Goethes Freund Graf Kaspar von Sternberg anreihten. Die tschechoslowakische Regierung hat an Goethes Todestag durch ihren berliner Gesandten einen Kranz auf Goethes Sarg in Weimar niederlegen lassen. Die Hauptstadt Prag hat nach Goethe eine ihrer Gassen benannt; in Brünn und Pilsen existieren Goethe-Gassen schon längst. Von den Tageszeitungen haben besonders die brünner Lidové Noviny den Goethe-Tag bemerkenswert gefeiert; mehrere illustrierte Wochenschriften brachten Goethe-Nummern, unter denen die reiche Bilderausstattung des Pestrý Týden zu nennen ist, wo sich auch, neben tschechischen Germanisten, der Unterrichtsminister Dérer über das Verhältnis des tschechischen Volks zu Goethe vernehmen ließ. Einen zusammenfassenden Aufsatz zum Thema „Goethe und die Tschechen" aus der Feder Arne Nováks brachte die deutsch geschriebene „Prager Rundschau". (A. N.)

Hippolyte Loiseau hat Goethes „Tasso" und „Götz von Berlichingen" für die „Collection Billingue des Classiques Etrangers" übertragen.

Die am 27. Februar eröffnete Goethe-Ausstellung der Universitätsbibliothek Basel bringt Goethe unter dreifachem Gesichtspunkt nahe. 43 Originalbriefe (darunter 25 ganz eigenhändig geschriebene, die übrigen Diktate mit Zwischenbemerkungen und Unterschriften von Goethes Hand) lassen ihn in Äußerungen von frischer Gegenwärtigkeit als Dichter, Staatsmann, Theater- und Bergwerksleiter, als Freund, Sohn und Vater lebendig werden; Schweizern liegen die prächtigen Briefe an Herzog Karl August mit den Berichten über die Vorbereitungen zur dritten Schweizerreise und das Schreiben aus Stäfa vom 26. September 1797 am nächsten. Sieben weitere Goethe-Autogramme, Gedichte, Albumblätter und, als Wertvollstes, einige Verse aus dem zweiten Teil des Faust vervollständigen das Bild. Über 150 Handschreiben von Personen des Goethe-Kreises mit teilweise bemerkenswerten Erwähnungen des Dichters, vielfach durch zeitgenössische Porträtstiche ergänzt, machen die weitreichende Ausstrahlung seines Lebens sinnfällig; neben Briefen von Schiller, Herder, Kleist seien als seltenste Blätter einzig erwähnt Schriftstücke von Käthchen Schönkopf, Friederike Brion und Karl Wilhelm Jerusalem. Die Beziehungen zu den wichtigsten Persönlichkeiten sind durch wertvolle Erst- und Frühausgaben Goethescher Werke veranschaulicht. Goethes Fortleben in der Gegenwart schließlich wird durch eine umfängliche Sammlung moderner Musterdrucke, die das Bemühen um eine würdige Gestaltung des Goethe-Textes beweisen, belegt.

Der 100. Todestag Goethes wurde von dem „Neophilologischen Verein" der Universität Krakau festlich begangen. In der aus diesem Anlaß veranstalteten Akademie wurde Goethe (von Rektor P. Michalski und Professor R. Dyboski) als Dichter, Mensch und Gelehrter gefeiert.

In der aus gleichem Anlaß von dem „Polonistenzirkel" der Universität Lublin veranstalteten Feier fiel die Festrede Professor Viktor Hahn zu: Zu Goethes 100. Todestag. Er gab eine umfassende Charakteristik des Dichters und Menschen, sprach über Goethes Bedeutung und Einfluß auf die europäischen Literaturen, insbesondere auf die polnische.

In einem Zyklus von sechs Vorlesungen machte Professor Z. Zygulski die breiteren Massen des lemberger Publikums mit „Goethes Leben und Wirken" bekannt.

Die Goethe-Feier ist in Lemberg mit einem Vortrag über „Goethes ethisches Glaubensbekenntnis" von Professor Julius Kleiner eingeleitet worden. — In der von der „Jüdischen Einstein-Volkshochschule" veranstalteten Goethe-Woche wurde über folgende Themen vorgetragen: Goethes Welt- und Lebensanschauung (Sternbach); Goethes Verhältnis zur Sage und Legende (Spät); Goethe als Mensch (Ehrlich); Beiträge zu Goethes Schaffen (Berman); Goethe und das Judentum (Geyer). — Faust I. ist in einer neuen Übersetzung von Zygmunt Reis erschienen. (H. St.)

Goethes 100. Todestag wurde in allen Kulturzentren Spaniens ehrfurchtsvoll gefeiert. Nebst literarischen Veranstaltungen, Vorträgen, Vorlesungen und dramatischen Aufführungen überboten sich insbesondere die Zeitschriften und Journale an Gedenkartikeln. Allenthalben begegnet man dem Bild Goethes, insbesondere dem Stielerschen Porträt bzw. Medaillon, Abbildungen des Goethe-Hauses zu Weimar, des Goethe-Schiller-Denkmals, des liebreizenden Schröderschen Bildnisses der Lotte Buff, alter Stiche zum „Faust", „Werther" usw. Überall finden sich Worte tiefen Verständnisses und höchster Verehrung für diesen deutschen Genius, der eine Leuchte der Weltliteratur wurde.

Die rühmlichst bekannte Vortragskünstlerin Berta Singerman, die insbesondere vom literarischen „Jung-Spanien" gefeiert wird, brachte anläßlich ihrer sich starken Zuspruchs erfreuenden Rezitationsabende im madrider „Teatro Calderón" vor allem Dichtungen von Goethe, Rilke, Ruben Dario, Antonio Machado, Juan Ramón Jiménez, d'Annunzio und Leonid Andrejeff zum Vortrag. Die geniale Künstlerin ist Südamerikanerin.
Ein Denkmal für die hervorragende galizische Dichterin Concepción Arenal, errichtet auf Grund volkstümlicher Sammlungen und staatlicher Zuwendungen, soll auf einem der schönsten Plätze im „Parque del Oeste" demnächst zur Enthüllung gelangen.
Für die materielle Besserstellung der geistigen Führer des spanischen Volkes ist eine Bewegung im Gange. Man findet es unangängig, daß Professoren von Weltruf wie Unamuno, Ortega y Gasset und Menéndez Pidal, die nebstbei auch gefeierte Dichter bzw. Ästheten sind, schlechter entlohnt werden als irgendein kleiner Amtsschreiber. (M. B.)

* * *

Eine lyrische Anthologie junger Autoren erscheint demnächst in einem namhaften berliner Verlag. Die Anthologie, die von Carl Dietrich Carls und Arno Ullmann herausgegeben wird, soll fern von literarischen Experimenten diejenigen Kräfte sammeln, die Träger eines neuen Naturempfindens sind. Von jungen Autoren werden noch Einsendungen zur Prüfung an Carls, Berlin-Eichkamp, Zikadenweg 16, erbeten. Nur wirklich wertvolle Arbeiten finden Berücksichtigung.

* * *

Uns geht nachstehender Protest zu, den wir mit allem Vorbehalt veröffentlichen.
Infolge einer durch Albert Pfeiffer ergangenen Anregung zur Sammlung und Herausgabe seiner Briefe und zu hinterlassenden Werke traf kurze Zeit vor seinem am 15. August 1918 zu Annaberg erfolgten Tode Peter Gast (Heinrich Köselitz), der Tondichter und Freund Friedrich Nietzsches, mit seinem Freunde Albert Pfeiffer zu München die Vereinbarung, daß Albert Pfeiffer nach Peter Gasts Tode dessen Briefe sammeln und herausgeben und sich seines weiteren Nachlasses annehmen solle.
Durch den Umstand, daß tragische, sein Leben bis an den Rand des Grabes bringende Schicksale während der letzten elf Jahre sein Leben beherrschten, durch die Pfeiffer in der Vollendung und Fertigstellung seines gesamten Lebenswerkes behindert wurde, ruhte auch diese Arbeit und Tätigkeit. Als Pfeiffer nach Überwindung seiner Schicksalsschläge mit der Wiederaufnahme der Weiterarbeit an seinen Lebenswerken begann, erfreut darüber, daß ihm endlich die Möglichkeit der Erfüllung seiner Peter Gast gegenüber eingegangenen Ehrenpflicht wiedergegeben sei, ward ihm, obwohl seitens der Witwe Gasts bis dahin nichts zur Pflege des Andenkens ihres Mannes getan und unternommen worden war, seitens deren „Pflegesohnes", eines Herrn Friedrich Götz in der beleidigendsten Form und in der unflätigsten Weise begegnet.
Dieser, der mit unserer Familie nichts zu tun hat, und als angeblicher Verlobter der verstorbenen Tochter Peter Gasts seitens dessen Witwe zu dieser Ehre gelangend, sich heute Peter Gasts „Nachlaßpfleger" nennt, die Witwe Gasts durch seinen Einfluß beherrschend, besitzt aber in seiner Selbstüberschätzung und Überhebung von Gastschem Geiste meilenweit entfernt, keineswegs die Fähigkeit und Verwaltung des Gastschen Erbes.
Als einziger überlebender Bruder Peter Gasts (Heinrich Köselitz') und ältestes Glied des Köselitzschen Geschlechtes lege ich daher gegen die Verdeckung und Zurückhaltung des Nachlasses meines Bruders, seitens seiner ganz unter dem verderblichen Einflusse des Lehrers Götz stehenden Witwe, meiner Nichte und Schwägerin Elise Gast-Köselitz, wie gegen die überaus beleidigende, dem Freunde meines verstorbenen Bruders, Albert Pfeiffer in München, auf Grund seiner selbstlosen idealen Bestrebungen und Bemühungen um das Lebenswerk meines Bruders, seitens des Lehrers Götz widerfahrene und zuteilgewordene Haltung schärfste Verwahrung ein, und fordere seitens meiner Nichte und Schwägerin Elise Gast, so weit sie bisher nicht erfolgt ist, die Herausgabe und Freigabe des Peter Gastschen Nachlasses.
Im übrigen bitte ich alle Freunde meines verstorbenen Bruders Heinrich Köselitz (Peter Gast), ihre Förderung dem Herrn Albert Pfeiffer in München 23, 43. Parzivalstraße, angedeihen lassen zu wollen. — (Kunstmaler Rudolf Köselitz, Altfreimann bei München, am 20. Februar 1932.)

* * *

Uraufführungen. Wien (Volksoper): „Die Hexe". Schauspiel in drei Akten von Dora Stockert-Meynert (20. Februar 1932). — (Komödie): „Alle Wege führen zur Liebe." Lustspiel von Wilhelm Sterk (27. Februar 1932). „Witwen-Café." Stück von Robert Peiper (13. März 1932).

* * *

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik. DRESDEN (Sächs. techn. Hochschule): Janentzky, Das Zeitalter der Aufklärung. Dichtung und Weltanschauung der deutschen Romantik. Hittmair, Hauptströmungen in der englischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Klemperer, Geschichte des französischen Dramas. Literatur der italienischen Renaissance. — GENF: Bohnenblust, Goethe. Neue deutsche Dichtung. Faust (Sem.). — LAUSANNE: Bohnenblust, 18. Jahrhundert: von Leibniz zu Goethe. Moderne deutsche Lyrik. Faust (Sem.). — WIEN: Arnold, Politische Dichtung vom Siebenjährigen bis zum Weltkrieg. Castle, „Hermann und Dorothea" als Kulturdenkmal des Revolutionszeitalters. Koch, Goethe. Nadler, Deutsche Barockliteratur. Literatur der Gegenwart. Payer-Thurn, Der Orient in der deutschen Literatur. Rupprich, Der Roman des Barock. Thalmann, die Struktur der modernen Komödie. Wild, Englische Literatur im 18. Jahrhundert. Wurzbach, Grundriß der französischen Literaturgeschichte (Romantik). Lábán, Ungarische Dichterköpfe.

Redaktionsschluß: 2. April 1932.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Raub-Auktion bei Josef Winckler

Mit Josef Wincklers Werken ist Auktion veranstaltet worden und die hat höchste Auflagenpreise erzielt. Diese Auktion unterscheidet sich nur etwas von andern gang und gäben. Nicht Josef Winckler, der Besitzer, hat sie veranstaltet, vielmehr: Einbrecher haben sich nicht gescheut, ihre Beute öffentlich auf den Markt zu bringen. Sie sind auch nicht nur einmal bei ihm eingebrochen, sondern nicht weniger als viermal.

Der in diesen Kreisen unter dem Spitznamen Wolfgang bekannte Wolfgang Hillers hat zunächst den „Tollen Bomberg" nach dem berühmten Rezept: Was dein ist, ist auch mein, zum Drama umgearbeitet und auf verschiedene Bühnen gebracht. Man legte Hand auf den Wolfgang. Es wurde festgestellt, daß das Drama nur ein einziger vergröbernder Diebstahl des Wincklerschen Buchs war, die berliner Aufführung wurde verhindert, der Verlag stellte Hillers sein Werk wieder zur Verfügung.

Was sind Einbrecher ohne den Hehler? Es gründete sich der Verlag Peter Heine in Warendorf als Winckler-Auktion-Firma.

Neuer Einbruch. Paul Heinz Wantzen, dem Minerva das Schluß-„n" in göttlicher Güte zu seinem Namen geschenkt, entnahm dem „Tollen Bomberg" seinen „Professor Jselmott". Drei Hammerschläge: Auktionsrekord. — Hubert Südekum liefert der Auktions-Firma einen „Schelmenbaron", und nun kommt Friedrich Kipp mit der treuherzigen Miene und dem Rasierpinsel auf dem Jagdschriftstellerhütchen und arbeitet mit Motorsausengeschwindigkeit die Jagdabenteuer für die gleiche Auktionsfirma. Dieser Herr wird zur Rede gestellt und wird, wie das so üblich, grob. Erklärt, er werde fidel und lustig weiterschreiben. Den vier Einbrechern gesellen sich zwei Gutherzige. Die polken sich auch ihr Stückchen aus der Bomberg-Beute heraus, ziehen dann aber, zur Rede gestellt, ihre daraus geschneiderten Machwerke beschämt zurück.

Neue Auktion: ist Bomberg erschöpft? Vielleicht noch nicht einmal. Jedenfalls machen sich jetzt neue findige Leute an den „Dr. Eisenbart" und schneiden lustige Bilder und Verse daraus zurecht.

Was tut der Bestohlene? Er zuckt die Achseln. Es lohnt sich wirklich nicht, sich Kosten und Arbeit zu machen, um sich das Recht, das man hat, vom Gericht bestätigen zu lassen. Und zu weiterem führt es doch nicht.

Da war aber der alte Diederichs und verstand zu trösten. Lehrte Winckler das tun, was er aus sich selber bereits getan hatte: seine künstlerische Freude an den Herrn Einbrechern haben. Und sagte zu Winckler: „Sie sind der einzige Dichter, der wirklich neue Volksgestalten geschaffen hat, die zeugen nun in der Phantasie der Leute weiter".

Somit wäre die Einbrecher-Auktion End aller Enden eine Phantasiebrutanstalt? E. H.

Zu André Gides „Oedipus"

Man sollte von André Gides Variante des antiken Mythos jene Latinität erwarten, die Wesenszug von Strawinskys Opern-Oratorium „Oedipus Rex" ist, jene Formsprache, die schon in den Bildern des wallonischen Malers Roger van der Weyden erkennbar ist und die gleiche ist, die den Tragödien des Racine ihr Gepräge gibt; sollte es um so mehr erwarten, als ein jüngerer Zeitgenosse Gides, wie Giraudoux, sich mit Racine in einem herrlichen Essay beschäftigt hat. (Wann wird er deutsch in Buchform erscheinen?)

Gides Schauspiel hat nichts von dieser Latinität. Aber es marschiert auch nicht allein in der europäischen Geistesgeschichte, es bildet eine gemeinsame geistige Front mit Giraudoux' „Amphitryon XXXVIII" und Cocteaus „Orpheus", es ist aus Surréalismus und Humanität seltsam gemischt. Es stößt am weitesten zu Platons Forderung vor, daß es eines Mannes Sache sei, Tragödien und Komödien zu schreiben: mit gallischer Heiterkeit setzt Gide ein, uns die Personen des klassischen Stoffes nahezubringen, mit übermütigen Anachronismen, mit humorvollen Vermenschlichungen der Heroen, aber er erspart ihnen nichts vom tragischen Schicksal, dessen Wucht dadurch nicht gemildert wird, daß die Menschen wacher geworden sind als bei den Tragikern der Alten.

An platonische Dialoge gemahnen die Unterhaltungen der Personen dieses Dramas. Gide darf es sich leisten, Ödipus mit romantischer Ironie einzuführen: „Hier bin ich, gegenwärtig und erfüllt in diesem Augenblick ewiger Dauer, wie Einer, der auf die Bühne des Theaters vorträte und spräche", und Jokaste darf die Illusion aufheben, wenn sie einmal sagt: „mein Freund, du darfst die Aufmerksamkeit nicht auf diesen Punkt lenken. Kein Historiker hat ihn bisher bemerkt." Gides Menschen geben essayhafte Analysen ihres Charakters, kommentieren das Geschehen, mit den intimsten Mitteln eines Kammerspiels erreicht Gide ein Maximum an Leidenschaft, wie sie bisher nur großformatigen Werken vorbehalten war. Ernst Robert Curtius' meisterhafte Übertragung (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) hat etwas von jener Latinität, die man vergeblich im Original sucht. Aber Gide ist dem Griechentum hier näher als der Latinität: ein aristophanischer Geist, der in Bezirke des Sophokles eindrang! L. W.

Dreisers „Amerikanische Tragödie" als Film

Josef von Sternberg hat Theodore Dreisers Roman „Eine amerikanische Tragödie" verfilmt. Wie man weiß, hat der Dichter gegen das Manuskript protestiert. Man weiß auch, daß sich der russische Regisseur S. M. Eisenstein um diesen Stoff bemüht, aber die Paramount den Holywood-Mann Sternberg vorgezogen hat.

Eisensteins amerikanischer Freund, Upton Sinclair, fand den Roman Dreisers zu unkämpferisch, etwas frömmlerisch den Schluß. Diesen Vorwurf wird er gegen Sternbergs Verfilmung nicht erheben können: Sternberg betont sehr, daß die Gottesfurcht der Eltern den Helden nicht genügend gegen die Versuchungen des Lebens gefeit hätte. Aber man kann sich unschwer vorstellen, wie es Eisenstein herausgearbeitet hätte, daß an Clives Verbrechen die amerikanische Gesellschaft selber schuldig wäre. Dramaturgisch erinnert dieser Film an

Dramatisierungen von Romanen aus dem alten Rußland: was bei Stanislawsky der Vorleser war, der die Verbindung zwischen den dargestellten Kapiteln der „Brüder Karamasow" herstellte, sind hier die Titel, die man im Film längst abgeschafft wähnte.
Ein Notbehelf, aber eine treuere Übersetzung des Literaturwerks ins Filmische, als wenn man die Handlung kontinuierlich zusammengezogen hätte. Man begreift, was Dreiser alles vermißt haben wird, aber der Effekt ist doch, daß durch die Regie dem Geschehen gegeben wird, was der Handlung selbst genommen ward. Es genügt als Exposition, daß Clive als junger Hotelboy gezeigt wird, der den vornehmen jungen Damen gefällt und von ihrer Atmosphäre angezogen wird. Es fehlt — die amerikanische Tragödie. Es ist ein Alltagsschicksal, in der Auswahl des Romangeschehens zuweilen kitschnahe, mit Bildern aus dem amerikanischen Leben als Hintergrund. Bei Sternberg läuft oft unverbunden nebeneinander, was bei Dreiser eine Einheit ist. Aber meist waltet kluge Ökonomie: Wir sehen die Fabrik, in der Clive Roberta kennenlernt, gleich, wenn Roberta eingestellt wird, sehen die Geliebte später bei der Arbeit, wenn sie glücklich und wenn sie unglücklich ist, sehen den förmlichen Besuch Clives bei seinen reichen Verwandten und die Zwanglosigkeit, mit der er bei dem reichen Flapper Sandra aufgenommen wird, sehen das Missionshaus von Clives Eltern und das Gericht — wie diese Gerichtsverhandlung inszeniert ist, wie die unfilmischen Debatten durch die Einstellung der Kamera zu filmischen Seelengemälden werden, das ist eine unerhörte Leistung. Überhaupt ist dieser Film in (oft kammerspielmäßigen) Einzelheiten so stark, daß die Verwunderung dadurch nicht geschmälert wird, wenn man feststellt, daß sich diese Technik bei diesem Stoff zwar bewährt hat, aber im ganzen nicht den Weg beschreitet, auf dem die Zukunft des Tonfilms liegt.
Bei der antiken Tragödie kannten die Zuschauer die Handlung. Auch die modernen Zuschauer kennen sie zumeist bei diesem Film. Aber vor dem Bootsunglück hält man doch den Atem an. Das haben mit ihrer Schauspielkunst Philipps Holmes und Sylvia Sidney bewirkt! L. W.

Prophezeiung

In der „Vossischen Zeitung" (Unt.-Bl. 75) wird darauf hingewiesen, daß Ilja Ehrenburg in seinem 1930 geschriebenen Roman „Die heiligsten Güter", Roman der großen Interessen, in dessen Mittelpunkt der Zündholzkönig Olson — mit dem natürlich kein anderer als Ivar Kreuger gemeint war, diesen Ivar Kreuger in Paris Selbstmord begehen läßt. Offenbar erschien ihm der Selbstmord als notwendige Resultante aus Charakter und Lebensführung. Offenbar empfand er diesen Ausgang als den schicksalsgemäß gebotenen. Er wurde damit zum Propheten.
Wenn es erlaubt ist, möchte ich in diesem Zusammenhang auf eine Erfahrung, die ich selbst gemacht habe, hinweisen. Ich schilderte in meinem Roman „Der Samariter" einen mir lieben Verwandten, der durch Eigenart des Charakters und der Lebensführung mich tief beeindruckte, und war selbstverständlich gezwungen, einen anderen Namen für ihn auszudenken. Ich wählte den Namen derart, wie er mir dem Wesen dieses Menschen zu entsprechen schien. Später erfuhr ich, daß sich mein „Held" mit einem Mädchen eben des Namens verlobte, den ich für ihn ausgesucht hatte. Weder hatte ich je von diesem Mädchen gehört — sie lebte nicht in Berlin — noch kannte ich irgendwelche Träger dieses Namens. Aber es mag innere Zusammenhänge geben, von denen wir selbst nichts wissen. E. H.

Der Mann, den niemand sieht

Makkaroni, die man in Milano vertilgt, stammen laut Knickerbocker aus der Sowjetunion. Unterhaltungsliteratur, die man in Firenze verlegt und in ganz Italien verschlingt, stammt aus Frankreich und Deutschland. Jede Nation und jede Branche verwertet ihre Überproduktion. Der Verlag A. Salani, Florenz, bringt in italienischer Sprache die Erstausgabe eines deutschen Romans von Peter Francke. Sie trägt den pirandellesken Titel: „L'uomo que nessuno vide mai", der Mann, den niemand sieht. Als der Roman vor zwei Jahren in Hackebeils J. Z. deutsch im Vorabdruck erschien, lautete der Titel deutsch-hauptmännisch: „Der Schlüssel zur goldenen Stadt." Als Buch wurde die flott erzählte und sehr geschickt geflochtene Geschichte weder in Deutschland noch in deutscher Sprache verlegt. Das ist für das Deutschland der Verlagsfusionen, Liquidationen und Betriebsdrosselungen typisch. Da die heimische Produktion vom deutschen Büchermarkt nicht mehr aufgenommen wird, ist sie zur Auswanderung gezwungen. Der scheinbar unscheinbare Fall des Peter Franckeschen Kriminalromans, heute noch ein Kuriosum, bedeutet den Anfang zu einer Art Weltbüchermarkt, auf dem der Autor sein Produkt ohne Scheu vor Landesgrenzen verwertet. Man soll sich nicht mehr, wie anläßlich der französischen Ausgabe von Thomas Manns „Wälsungenblut" darüber aufregen, daß deutsche Werke erstmalig im Ausland herauskommen (eher darüber, daß deutsche Sprengstoffe in China explodieren). Man sollte den Export geistiger Ware so selbstverständlich vollziehen wie den der Makkaroni, sollte ihn mit vereinten Kräften fördern und organisieren. Die Not der Schriftsteller, potenziert durch amtliche und halbamtliche Unterdrückung der freien Presse, des freien Worts nötigt zu diesem Vorgehen. Es fehlt nicht viel, und die „freien" Schriftsteller, die noch nicht verhaftet oder verhungert sind, werden dem Beispiel führender Architekten folgend, den gleichen Weg wie ihre Werke, den Weg ins Ausland nehmen. Es fehlt nicht viel, und der wirklich freie Schriftsteller ist in Deutschland l'uomo que nessuno vide mai: der Mann, den niemand mehr sieht.
Rudolf Frank

Lyrik und Illustration

Das „künstlerische Buch", vor allem das illustrierte, wird jetzt viel in Kunstausstellungen und Buchläden gezeigt. Mit Fug und Recht. Denn mit Anwachsen der ästhetischen Ansprüche an das moderne Buch, hat sich eine überraschend hochstehende „Buchkunst" herausgebildet. Doch nicht etwa der Photokunst mag in diesem Zusammenhang hier gedacht werden, noch auch den ihr nahestehenden Illustrationsverfahren, die so unendliche Fortschritte aufweisen. Allein, Photoillustration hat in Belletristik von Niveau nur wenig Eingang gefunden. Schon gar in die konservativ-hochfeudale Lyrik! Versbücher verlangen vielmehr nach wie vor nach der Hand des Meisters, des Holzschneidekünstlers, des Graphikers, des Radierers. Kostspielige Gravüren liebt man besonders in England. Bei uns aber greift man, wie einst in frühen Zeiten zum Holzschnitt, gegebenenfalls zur Federzeichnung. Der Holzschnitt, der eine Anzahl unmittelbarer

Abklatsche ermöglicht, worauf es heute freilich nicht ankommt, ist ja bekanntlich das älteste Reproduktionsverfahren. Ihm entsprang die Buchdruckerkunst. Trotz Aufkommens neuer Techniken aber, gelangte er immer wieder zu Ehren. Nicht zuletzt, weil er durch bloße Einfügung in den Letternsatz die gesamte Handhabung vereinfacht. Lyrische Werke insbesondere liebte man zeither mit Holzschnitten zu schmücken. Man kennt durch Verse inspirierte Holzschnitte von Dürer, Burgkmair, Holbein, Lukas Cranach u. a. Auch heutzutage wird auf diesem Gebiet ganz Vorzügliches wieder geleistet.

Was bezweckt nun Illustration beim Lyrikband? Man weiß, Meisterlyrik — im Gegensatz etwa zum Meisterroman — ergibt häufig ein schmächtiges Bändchen. Und doch kann oft dieses eher ein unvergängliches Kunstwerk darstellen als mancher gewichtige, dickleibige Roman. Man denke da bloß an Heines „Buch der Lieder". Um also solch ein Bändchen von 40 bis 50 Gedichten entsprechend auszufüllen, sind schon aus rein äußerlichen Gründen Bildbeigaben ein erwünschtes Auskunftsmittel. Der Lyriker Ruben Dario zum Beispiel, der große Begründer der spanischen „Moderne", wählte zu diesem Zweck Holzschnitte, teils ganzseitige Tafeln, teils Textbilder. In der Tat läßt sich die Seele seiner schwermutsvollen Gedichte, wie etwa das „Herbst" betitelte, recht stimmungsvoll in einem Holzschnitt einfangen.

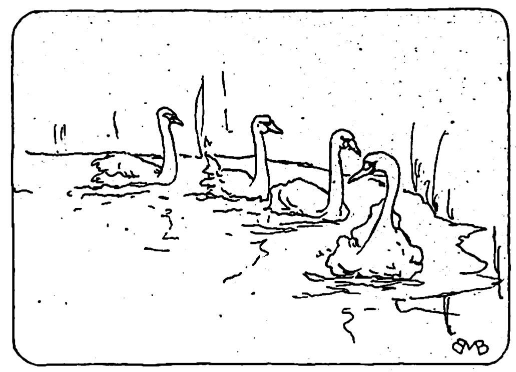
Weiß wohl, daß viele fragen, was singt er jetzt nicht auch
So klangvoll und berückend, wie's früher bei ihm Brauch? —
Ahnt einer, wie Müh und Schaffen am Mark des Dichters zehren,
Wie Stunden und wie Jahre selbst Wunderkraft verheeren.

Ich, armer Baum, erblüht' im sanften Hauch des Maien,
Umwogt von seltsamen, gar süßen Melodeien.
Vorbei die Jugend jetzt mit des Jugendlichen Lächeln, Kosen:
So mag die Windsbraut nun mein müdes Herz umtosen!

Doch derlei Zweckmäßigkeitsgründe kommen bei Illustrationen zur Lyrik sicherlich letztlich in Erwägung. Verse von Meisterhand sind Perlen. Kleinodien aber erheischen edelste Fassung, sollen sie auch angemessen wirken. Was in dieser Hinsicht bei lyrischen Schöpfungen etwa der Vortragskünstler durch vollendete Rezitation erzielt, wird anderseits beim stummen Versbuch eine veranschaulichende, aus tiefster Einfühlung gewordene Bilddarstellung in ihrer Weise erreichen.



Herbst
Originalholzschnitt von Margret Brussot-Barden



Schwäne
Federzeichnung von Margret Brussot-Barden

Moderne Lyrik wirkt anziehend mit Holzschnitten oder Federzeichnungen. Welches von beiden da wohl vorzuziehen ist? Das zu entscheiden wird nicht immer leicht sein. Zunächst wird man zu bestimmen haben, ob ganzseitige Tafeln oder durchlaufend kleinere Textillustrationen in Frage kommen. Handelt es sich um einige wenige Tafeln, ist unbedingt Holzschnitt zu wählen. Er schmückt das Buch schon in wenigen Exemplaren, wirkt vornehm und tief. Daher wird er besonders bei tiefgründigen, betrachtsamen Dichtungen am Platze sein; auch bei Formlyrik, Balladen, Sonetten usw. Die Federzeichnung hingegen, die in reichlicherem Ausmaß eingestreut werden kann, ist von Haus aus viel schlichter, viel weniger anspruchsvoll. Sie eignet sich ganz vorzüglich für die Liebeslyrik, denn ihren leicht beschwingten Feinheiten wohnt unendlich viel Grazie inne, zudem ist sie überhaupt weit zarterer Nuancen fähig. In ihrer unaufdringlichen Einfachheit nimmt sie sich dabei stets reizvoll und herzgewinnend aus. Sie wandelt eben nicht auf hohem Kothurn wie der Holzschnitt, dem so viel Pompös-Feierliches und Gravitätisches anhaftet. Bescheiden wie ein Blümchen am Wegrand ist so eine kleine Federzeichnung, anspruchslos und selbstlos. Klar und keusch in ihren Umrissen, hält sie bloß das Wesentliche fest, von jeglichem überflüssigen thematischen bzw. künstlerischen Beiwerk Abstand nehmend. Man beachte, wie schon einige wenige einfache Linien den Intensionen des Dichters — wir denken da an Darios Gedicht „Schwäne" — sinnfällig Ausdruck zu leihen vermögen.

Was biegst du so fragend den Nacken, o Schwan,
Ziehst am traurigen Träumer dahin deiner Bahn?
Warum, der du schlohweiß und schön, doch stumm wie die Sphinx,
Gebietest den Wassern du, mißachtest die Blumen rings?

Seid mir gegrüßt, Schwäne, aus tiefstem Gemüt,
Wie einst euch grüßt' in lateinischen Versen Ovid;
Die gleichen Nachtigallen schmettern die gleichen Lieder,
Die Sprache wandelt sich, euer Preis tönt immer wieder.

Man sieht, die altehrwürdigen beiden Illustrationsverfahren, Zeichnung in Tusche und Holzschnitt, die schon vor unvordenklichen Zeiten in Ostasien bekannt waren, kommen trotz aller Neuerungen bei der modernen Lyrik immer noch zu Ehren.

Martin Brussot

Die Schauspielerin oder das Mitleid mit dem Star

Immer, wenn ich in einer Zeitschrift oder in einem Schaufenster die Photographie irgendeiner noch jungen, aber schon ungemein beliebten Schauspielerin sehe, schmal, großäugig, in Schönheit abgehetzt und mit alten Schläfen über jungen Wangen, kommt mir eine Erinnerung eigener Jugendjahre wieder in das Gedächtnis. Ich hatte damals meine ersten Artikel veröffentlicht und erschien mir darum selbst, als liege meine Hand auf der Klinke zur Tür der Welt. Mit diesem ersten Selbstbewußtsein mischte sich das erste zugreifende Gefühl der Frau gegenüber. Lange schon hatte ich eine bedeutende Schauspielerin bewundert, die auf einer führenden berliner Bühne die Salondamen verkörperte. Nun hielt ich mich für würdig, sie persönlich kennenzulernen, war überzeugt, meine durch den Druck erhöhte geistige Bedeutung würde sie maßlos steigern. In diesem Sinne schrieb ich an sie, wobei ich nicht verfehlte, meine hervorragende Stellung in der Literatur bescheiden, aber deutlich zu erwähnen. Und in der Tat wurde ich wenige Tage später mit einem farbigen Briefchen zum Tee eingeladen.

Die Schauspielerin empfing mich, genau wie ich es erwartet hatte, und wie sie wußte, daß ich es erwartete. In ihrem nach damaliger Sitte leicht orientalisch eingerichteten Zimmer — so sahen eben die orientalischen Zimmer bei Sardou aus! — lag sie halb hingegossen auf dem berühmten Diwan zwischen tausend Kissen und allen jenen zwanzig Katzen, mit denen sie bereits der Reihe nach photographiert worden war. Sie hatte ganz die Sprache ihrer Stücke, deren Frisur und deren verführerischen Augenaufschlag, sie hatte die ernste Absicht, schon im eigenen Interesse dem jungen Zeitungsmann seine Illusion zu erhalten.

Aber nach noch nicht einer Stunde brannte das Feuer irgendwie nieder. Die Unterhaltung wurde stockend. Langsam, widerwillig, aber machtlos dagegen nahm sich jeder von uns aus dem Stück, das wir spielten, Fetzen um Fetzen jetzt wieder seine Persönlichkeit zurück. Als wir einige Minuten schwiegen und die Rolle nirgends mehr anknüpfen konnten, wandte die Schauspielerin den Kopf von mir ab, und ich fühlte deutlich, wie schwer sie rang, ihre Rolle gegen mich zu behaupten. Die Natur war stärker. Langsam kehrte die Frau mir ihr Gesicht wieder zu, und ich empfand den ersten großen Schrecken, die erste enthüllende Offenbarung des Lebens. Ein ganz fremdes Gesicht starrte mich an, das mit dem von mir verehrten Gesichte nichts zu tun hatte. Ein müdes Gesicht, dessen Augen leicht umrötet waren, und über das viele kleine feine Runzeln liefen, Wundmale von Niederlagen und Siegen, Wegzeichen verlorner Jugend, Verkündigungen eines vergeblich bekämpften Alters. Das ganze, innerlich tief lebendige und zerquälte Gesicht klagte, war in einer Minute der Nachgiebigkeit in Schwäche und Ermattung aufgelöst. Im nächsten Augenblick aber besann sich die Schauspielerin wieder auf das, was eigentlich von ihr verlangt wurde. Irgendwo blühte hinter dem Gesicht ein schmerzhaft berührendes Lächeln auf, zog die Runzeln zusammen und glättete sie und ließ das Rot um die Augen in einem neuen Aufleuchten verschwinden, während sich der Mund wie eine künstlerische Blüte öffnete. Ich konnte es nicht ertragen und floh mit einem stammelnden Abschied. Aber das gehetzte, tote, lebendige, matte, angespannte Gesicht wurde ich nie wieder los, und es ist mir seither visionär immer aufgetaucht, begegnete ich irgendwo dem Bilde einer Schauspielerin mit jenem Ausdrucke geheimnisvoller Lockung, unter dem die Bühne langsam die eigentliche Natur eines Menschen begräbt.

Vielleicht ist das Geständnis etwas sonderbar, daß ich von diesen jungen Jahren ab als Mann, gerade als Mann, niemals mehr eine berühmte Schauspielerin ohne ein gewisses Erschauern sehen konnte. In jener Stunde hatte sich tief die Überzeugung in mir durchgesetzt, daß der Mann sich die Bühne nimmt, die Frau sich aber der Bühne opfert. Den Mann drängt es zum Theater aus einem Bedürfnis nach Tat, die Frau aus einem Bedürfnis nach Leiden. Möglich, daß es im Zeitalter der Heroine, der Wolter oder Poppe, anders war. Aber selbst das ist nicht glaubhaft, nur die Form des Leidens wird eine andere gewesen sein. So viele Schauspielerinnen ich auch je auf den Bühnen aller Länder sah, so viele tief Leidende habe ich gesehen. Keine Schauspielerin wird zu einem Liebling des Publikums, ohne sich ständig die Adern vor ihnen aufzuschneiden. In der Leidenschaft der Theaterbesucher für die große Schauspielerin liegt eine ungeheure Grausamkeit, eine Fortsetzung des Kindes, das seiner Lieblingspuppe den Kopf abreißt. Keine noch so hohe Gage ändert das wirkliche Los des weiblichen Stars. Es taumelt wie in einem halben Wahnsinn zwischen Aufreizung und Erschöpfung. Die Unterschiede im Formate, wenn es solche gibt, liegen hier im Fach, und zwar durchaus im Fach. Die Unsicherheit eines immer wieder aus den Händen gleitenden Lebens, die unversöhnliche Durchdringung von Barbarei und Kultur, das Fremdsein und Fremdbleiben, die Königin auf dem Throne der Welt, in der die Angst vor der Unwahrheit jeder Legende alle falschen Töne zu erschütternder Echtheit umwertet — wer vermag in vollkommnen Augenblicken diese ganze Ungeheuerlichkeit der modernen Kultur stärker, unmittelbarer, sich opfernder und blutender zu geben als der weibliche Star? Ihre Rolle verfolgt sie in ihr Leben, ihr Leben verfolgt sie in ihre Rolle, sie weiß selbst nicht, wo und ob überhaupt je eines von beiden aufhört, und nicht einmal ein Rauschgift kann ihr gleich dem Manne die Sicherheit der Grenze geben. Immer spielt jede Schauspielerin auf anderen Ebenen, vielleicht auf viel höheren Ebenen das verwandte Stück, das nicht, wie beim Schauspieler, das Leben nährt, sondern umgekehrt von ihm ernährt wird. Wer jemals Agnes Sorma mit ihrem lieblichen, halb kinderhaften Frauengesichte in einem Stücke von Ibsen sah, der begriff, daß dieser kluge Mensch das Verzehren nicht abwarten wollte und sich in das bürgerliche Leben, fort von der Bühne, flüchtete. Warum ist das Gesicht der alten Schauspielerin so sehr verschieden von dem des alten Schauspielers? Warum ist es so tief unbefriedigt, von Runen, von Erlebnissen, von ach so häufigen Schrecken und Furcht zerrissen, daß uns aus ihm das menschliche Leid wie verewigt entgegensieht? —

Die Völker des Ostens und die Griechen haben sehr gut gewußt, warum auf ihrer Bühne die Frauenrollen nur von Männern gespielt werden durften. Sie waren uns weit voran in der Menschlichkeit.

Lothar Brieger

Rohbilanz des Goethe-Jahres

Von Georg Witkowski (Leipzig)

Im Februarheft (S. 259 ff.) ist von den ersten Wellen der Goethe-Flut berichtet worden. Inzwischen sind den dort verzeichneten neuen Erscheinungen so viele gefolgt, daß von der üblichen kritischen Würdigung keine Rede sein kann: sie würde den Raum der „Literatur" — wohl auch Zeit und Geduld der Leser — übermäßig belasten. So bleibt nur der Ausweg einer Aufzählung mit knappen charakterisierenden Worten, und zwar nur dessen, was dem Referenten zugegangen ist. Auf auch nur annähernde Vollständigkeit ist es nicht abgesehen. Neben allem, was als Sonderdruck aus Zeitungen und Zeitschriften in Buchform hervorgetreten ist, fehlen die vielen Festgaben von Gesellschaften der Bücherfreunde, von anderen Vereinigungen, von Berufs- und Standesvertretungen, von wissenschaftlichen, gewerblichen, kaufmännischen, politischen Stellen Deutschlands und der ganzen übrigen Welt, die sich bei diesem Anlaß wie nie zuvor unter dem Kennwort „Einen Einzigen verehren" zusammengefunden haben. Es ist anzunehmen, das alles werde früher oder später irgendwo verzeichnet werden, um der Nachwelt davon Kunde zu geben, daß in dieser Zeit unerhörter Zerrissenheit ein einziges Mal die Menschheit einmütig dem Geist gehuldigt hat. Nur auf solcher Grundlage wird dann die Möglichkeit gegeben sein, eine zuverlässige Bilanz zu ziehen, die feststellen könnte, welche Aktiva und Passiva unserer Gegenwart in ihrem Bezug zu dem größten Menschen dieses zu Grabe gehenden Weltalters zutage getreten sind. Heute ist es dafür noch zu früh, und so muß es bei der nachfolgenden eingeschränkten Bestandsaufnahme bewenden.

Bibliographien

Goethe-Gesamtkatalog. Herausgegeben von der Preußischen Staatsbibliothek. Preußische Druckerei- und Verlags-A.-G. 4°. 12 S., 224 Spalten.

Diese große Jubiläumsgabe, herausgehoben aus dem noch ungedruckten Teil des Gesamtkatalogs, wird dem Sammler der Goetheana zum unentbehrlichen Handbuch werden. Findet er doch nirgend so vollständig, so leicht übersehbar Auskunft über alle vorhandenen Drucke der Gesamt- und Einzelausgaben, der Briefe (nach Adressaten geordnet), der Tagebücher. Schade nur, daß die Zeit nicht gestattete, den Besitz Weimars, Frankfurts und Leipzigs aufzunehmen. Aber auch ohne solche Ergänzung wird dieses große Verzeichnis immer wieder den Ruhm seiner Schöpfer, der Herren Fuchs und Nickel, verkünden.

Goethe, der Mensch, der Dichter, der Denker. Bücher von ihm und über ihn. (Deutsche Volksbibliographie, Heft 25.) Leipzig 1932, Deutsche Zentralstelle für volkstümliches Büchereiwesen.

Reinhard Buchwald hat mit diesem Verzeichnis ein durch knappe Charakteristiken ausgezeichnetes Hilfsmittel für mannigfache Zwecke geschaffen.

Arthur Goldschmidt, Goethe im Almanach. Leipzig 1932, Hermann Eichblatt. Groß-8°. XII, 340 S.

Sorgsame Sammlung aller in Almanachen erschienenen Dichtungen Goethes und aller übrigen in Büchern dieser Gattung überlieferten Zeugnisse seines Wirkens in Wort, Bild und Ton.

Verzeichnis von Salomon Hirzels Goethe-Sammlung der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig. Nach Hirzels Verzeichnis von 1874 neu herausgegeben von Reinhard Fink. Leipzig 1932, S. Hirzel. XI, 363 S.

Der älteste, solideste Pfeiler alles Goethe-Sammelns und -Forschens in erneuter und durch Aufnahme des Gesamtbestandes bereicherter Gestalt.

Werke

Goethes Werke. Mit einer Einführung von Gerhart Hauptmann. Zwei Bände. Berlin, Th. Knaur Nachf. 935 und 944 S.

Absicht und Güte der Auswahl gleichen der des Volks-Goethe im Insel-Verlag, übertreffen aber jene sechs Bände noch an Fülle des Gebotenen.

Goethe, Römische Elegien. Rom, C. E. Rapaport. 16°. 31 S. 350 numerierte Exemplare.

Zierlicher, allzuzierlicher Druck der ursprünglichen 20 Elegien.

Dreißig Handzeichnungen Goethes. In Originalgröße durch mehrfarbigen Lichtdruck wiedergegeben. Mit Einleitung von Hans Wahl. Leipzig, Insel-Verlag. 300 Exemplare. Groß-Folio.

Die monumentalste Gabe des Jahres, Offenbarung für den Kunstfreund, der hier erst Goethe als einen Zeichner von innerer Schöpfungskraft, als Vorahner heutigen Sehens und Gestaltens erkennt.

Goethe-Schriften

Sophie Gräfin von Arnim, Goethe und Fürst Pückler. Dresden 1932, von Zahn & Jaensch Nachf. 46 S.

Nur wegen einiger ungedruckter Briefe beachtenswert.

Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts Frankfurt a. Main 1931. Im Auftrag der Verwaltung herausgegeben von Ernst Beutler. Halle, Kommissionsverlag Max Niemeyer. Groß-8°. 359 S.

Wie immer, seit Beutler dies Jahrbuch besorgt, bringt es in sorgsamer Wahl wertvolle Aufsätze zur neueren deutschen Geistesgeschichte.

Goethe im 20. Jahrhundert. Von Hugo Bieber. Berlin. Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag, 284 S.

Der Titel bedeutet: Goethe, wie ihn unsere Zeit sieht, nicht flächenhaft, sondern mit zähem Mühen in die Untergründe des Menschlichen und Dichterischen hinabspürend.

Gottfried Bohnenblust, Goethe und die Schweiz. (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, Band 72.) Frauenfeld, Huber & Co. 264 S.

Nach vielen, im Vorwort aufgezählten Vorgängern brauchte nur noch der Umriß der Beziehung Goethes zu Schweiz und Schweizern liebevoll gezeichnet zu werden. Als eigentliches Verdienst muß die Darstellung der mannigfachen

Spiegelbilder der Augen- und Herzenserlebnisse Goethes in seinen Werken gelten.

Faust-Stätten in Hellas. Topographie und Quellenfrage der griechischen Landschaften in Goethes „Faust“. Von Richard Busch-Zantner. Weimar 1932, Hermann Böhlaus Nachf. 64 S., mit 4 Tafeln.

Auf eigner Anschauung beruhende Schilderung der Stätten der Klassischen Walpurgisnacht und des Helena-Aktes.

Carl Gustav Carus, Goethe. Zu dessen näherem Verständnis. Mit einem Nachwort herausgegeben von Rudolf Marx. Mit Bildnis. (Kröners Taschenausgabe, Band 97.) Leipzig, Alfred Kröner. 164 S.

Im Jahre 1843 geschrieben, als von einer Wesensschau Goethes sonst nirgend etwas zu spüren war, wie sie hier tiefer als durch irgendeinen der Zeitgenossen aus inniger persönlicher Kenntnis gegeben wird.

Goethe und die geschichtliche Welt. Drei Aufsätze von Ernst Cassirer. Berlin, Bruno Cassirer 1932. 148 S.

Mit den beiden ebenso vollwertigen älteren Abhandlungen „Goethe und das 18. Jahrhundert“ und „Goethe und Platon“ vereint, bedeutet der Titelaufsatz eine der nach Gehalt und Form schönsten Gaben des Jahres, besonders anziehend durch die abgeklärte Ruhe der Sehweise, verglichen mit der Behandlung des gleichen Themas durch

Herbert Cysarz, Goethe und das geschichtliche Weltbild. Festvortrag zur Goethe-Feier der beiden deutschen Hochschulen und der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag. Als Festdruck der Deutschen Universität und der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag erschienen bei Rudolf M. Rohrer in Brünn 1932. Kl.-4⁰. 60 S.

Keine der üblichen gesalbten Predigten, ein ungebärdiger Kraftausbruch im „stilo nuovo“, so wenig „dolce“ wie die einst so benamsten Bilder Mantegnas. Und eingebettet die in der Aufschrift angekündigte gediegene Untersuchung, deren bedeutendes Ergebnis durch Vergleich mit dem Vorgänger Menke-Glückert leicht feststellbar ist.

Goethe als Zeichner. Ein Beitrag zum Bilde seiner Persönlichkeit von Willi Drost. Mit 34 Bildern. Potsdam, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. 68 S.

Sicher wertend, die Unterschiede der Lebensalter klar scheidend, weiß der Verfasser angeborenes und erworbenes Können Goethes festzustellen; freilich mit zu hoher Einschätzung der italienischen Zeichnungen.

Goethe und die Liebe. Rede zur Goethe-Gedächtnisfeier in Marburg am 2. Februar 1932 von Ernst Elster. Marburg 1932, N. G. Elwert. 32 S.

Das große Thema wird auf engstem Raum gemeistert, nicht ohne so manchen Blick in die große Welt.

Walter Engelsmann, Goethe und Beethoven. Augsburg, Benno Filser. 57 S.

Kühner Versuch, die beiden getrennten Pfeiler als Träger der Kuppel des deutschen Geistes zu erweisen.

Robert Faesi, Der gegenwärtige Goethe. Zum 22. März 1932. Frauenfeld, Huber & Co. 32 S.

Goethe als Typus des deutschen Jünglings, auch von neuem im Alter, sein klassisches Leben Vorbild für unsere Zeit, Nietzsche freilich faustischer, ausschließlicher faustisch als Goethe selbst. Der Individualismus hat sich ausgewirkt, das Kollektive ist heut Forderung und Tatsache. Goethes Menschenbild ist zu erhöhen als Gegenmacht gegen die Gefahr, aus der Menschheit einen Bastard von Tier und Maschine zu machen. Was uns not tut, ist die Gegenwart des Goethe der Totalität und der Synthese.

Goethe as revealed in his Poetry by Barker Fairley, University College Toronto. London und Toronto, J. M. Dent and Sons Ltd. IX, 210 S.

Unter dem Kennwort „Daß du schauest, nicht schwärmst“ gibt der kanadische Gelehrte eine Einführung in Goethes Dichtung, gegründet auf gutes Wissen und die Absicht, dem englischen Leser den Zeitwert Goethes zu erweisen.

Arnold Federmann, Goethe als bildender Künstler. Mit 60 Lichtdrucktafeln. Stuttgart 1932, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 4⁰. 132 S.

Federmann erweist, daß den Zeichnungen Goethes in der deutschen Kunstgeschichte eine eigne, hohe Stelle gebührt, und die 60 gut gewählten und trefflich wiedergegebenen Blätter liefern die dokumentarischen Belege. Das Werk wird auch jenseits des Goethe-Jahrs seinen Wert behaupten.

Kurt Arnold Findeisen, Das Spiel von Bauer und Bergmann, dem Staatsminister Goethe vorgespielt. (Der Karren, Heft 30.) Leipzig, Arwed Strauch. 28 S.

Das in „Wilhelm Meisters Lehrjahren“ erwähnte, am letzten Geburtstag Goethes vor ihm aufgeführte Spiel in gefälliger Umrahmung.

Goethes letztes Lebensjahr. Von Paul Fischer. Mit 9 Bildtafeln und einer Wiedergabe der letzten Unterschrift Goethes. Weimar, Hermann Böhlaus Nachf. VIII, 172 S.

Sehr fesselnd, sehr belehrend, sehr künstlerisch ist dieser Blick über die gesamte Alterswelt Goethes von der Höhe des letzten Jahres. Auf alle Lebensgebiete fallen gesammelte Strahlen und durchleuchten sie, bis in die Tiefe hinein.

Goethes Faust, erläutert von Theodor Friedrich. Mit einem Faust-Wörterbuch. Leipzig, Philipp Reclam jun. 309 S.

Gesamthaltung ähnlich der Erich Schmidts und Witkowskis; aber manches in Folge der gebotenen Kürze nicht zu der gerade für den unvorbereiteten Leser nötigen Aufhellung gediehen. Dazu trägt die — an sich vorteilhafte — alphabetische Folge der Wörterbucherläuterungen bei. Die Einleitung hätte von manchem Historischem entlastet und dafür nach der Seite des Ästhetischen und Ideenhaften weiter ausgebaut werden sollen.

Advokat Goethe. Von Johannes Fuchs. Weimar 1932, Hermann Böhlaus Nachf. 118 S.

Über die früheren Behandlungen des Themas „Goethe als Jurist“, namentlich durch Kriegk und Wieruszowski, kommt Fuchs erheblich hinaus, dank intimer Kenntnis alles zugänglichen Materials und der Prozeßpraxis des 18. Jahrhunderts, vor allem durch ebenso scharfsinnige wie vorsichtige Deutung der Urkunden. Er zerstreut die Mär von dem widerwilligen, nur obenhin fungierenden Advokaten Goethe.

Heinrich Gloël, Der Wetzlarer Goethe. Wetzlar 1932, Wetzlarer Heimatverlag. 41 S.

Hübsch geschmückter Auszug der umfangreicheren Schrift des Verfassers über Goethe in Wetzlar.

Goethe-Gedenkbuch. Bekenntnis zu Goethe von Emil Herfurth. — Auf Goethes Spuren in Weimar von Hermann Scheidemantel. Weimar 1932, Karl Schwier. 136 S. mit Bildern und Inseraten.

Goethe. Leben, Gedanken, Bildnisse. Königstein im Taunus, Verlag Der Eiserne Hammer, Karl Robert Langewiesche. 64 S. mit Tafeln.

Überaus gewandte, eigenartig das Wesentliche fassende Er-

zählung des äußeren und inneren Lebens, begleitet von gut gewählten Merkworten und Bildern.

Goethes Freundschaftsbund mit Schiller. Vorlesungen von Herman Grimm. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Siegmund Hirsch. Leipzig, Philipp Reclam jun. 79 S.

Merkwürdig, daß neben so vielen weniger verdienstvollen älteren Goethe-Büchern die Vorlesungen Grimms, eben freigeworden, nicht erneuert wurden. So ist es recht und gut, wenn der Universal-Bibliothek wenigstens diese Probe mit gutem Geleitwort einverleibt wird.

Fröbel im Lichte Goethes. Gestaltung seiner Erziehungsideen aus Natur und „gegenständlichem Denken". Von Fritz Halfter. Weimar 1932, Hermann Böhlaus Nachfolger. 116 S.

Natur und Geist in Goethes Faust. Von Gottfried Wilhelm Hertz. (Deutsche Forschungen, Band 25.) Frankfurt a. M. 1931. VIII, 234 S.

Vereinigung einer Anzahl gewichtiger Aufsätze aus mehr als zwei Jahrzehnten, geschart um den Mittelpunkt der weltanschaulichen Voraussetzungen der Faust-Dichtung.

Das Werden der Faust-Dichtung Goethes. Neue Forschungen. Von Otto Heuer. Recklinghausen, G. W. Visarius. 128 S.

Vermutlich bejahrtes, in neuerer Zeit hier und da nachgebessertes Manuskript, ohne Anschluß an die Faust-Forschung der Gegenwart. Beschränkung auf den ersten Teil, hauptsächlich Kampf um die Datierung der Szenen mit oft zweifelhaften Begründungen.

Albrecht von Heinemann, Empfindsames Wandern in Weimar. Ein buntes Bilderbuch. Illustriert von Hanns-Marcus Wittig. Weimar, Rudolf Borkmann. 72 S.

Warmherzige, mit gutem Humor gewürzte Schilderungen des heutigen Weimars, trefflich bebildert.

Psychoanalytisches zur Persönlichkeit Goethes. Vortrag, gehalten am 22. Januar 1930 im wiener Goethe-Verein. Von Eduard Hitschmann. Wien 1932, Internationaler Psychoanalytischer Verlag. 27 S.

Sammlerneigung und Ordnungsliebe sind bei Goethe, wie beim Vater, Reaktionsbildungen auf die anale Triebanlage, an die das Götz-Zitat und der Reim Floh und Popo in Mephistos Lied erinnern; auch sonst allenthalben Einfluß des Vaters und Kampf um dessen Überwindung. Daneben Schwesterliebe als sekundäre Folge der Bindung an die Mutter, Entmannungsangst, erst in den Beziehungen zu Faustina und Christiane überwunden.

Frühling eines deutschen Menschen. Die Geschichte des jungen Goethe von Klara Hofer. Leipzig, Hesse & Becker. 376 S.

Über die aus gutem Wissen gestaltete Jugendgeschichte ist ein Zuckerguß weiblicher Gefühlchen gegossen, verziert mit der auf die Dauer schwer erträglichen frankfurter Mundart und schier endlosen inneren Monologen, fast alle auf die Formel „man" gebracht. Schade, daß die gefällige Erzählergabe nicht mit dem Bewußtsein gepaart ist, daß „man" gegenüber „Herrn" Goethe Abstand zu wahren hat.

Johann Wolfgang von Goethe. Sein Leben und Schaffen, der deutschen Jugend gewidmet von Reinhold Hoffmann. Breslau, Heinrich Handel. 104 S. mit Bildern.

Der polizeiwidrige Goethe. Von H. H. Houben. Mit 14 Abbildungen, darunter 8 Tafeln. Berlin 1932, G. Grote. VII, 197 S.

Der beste Kenner aller Zusammenstöße des deutschen Schrifttums mit der Zensur und anderen übergeordneten Instanzen berichtet von Goethes Konflikten dieser Art, bei seinen Lebzeiten und nachher. Werther, Stella, Egmont, Wahlverwandtschaften und Faust waren die Hauptsteine des Anstoßes, noch in neuester Zeit die spät gedruckten Erotica. Außerdem erfährt man etwas über die eigne Stellung des Dichters zu Preßfreiheit und politischer Reaktion, und so bietet das hübsche Buch, auch durch die Bilder, vieles, was zeitgeschichtlich und für Goethes nähere Kenntnis von Wert ist.

Walter Jablonski, Naturerkenntnis und Frauenliebe in Goethes Leben bis zur Italienischen Reise (Die Tafel 1). Leipzig 1931, Adolf Klein. 43 S.

Die Folge der Frauenlieben Goethes war eine Stufenleiter hinan zum Wissen um das Wirkliche. Das wird kenntnisreich und selbständig erwiesen.

Ein roter Faden durch Goethes Faust I. und II. Teil. Eine Einführung für die Zuschauer von Franz Kaibel. Zweite Auflage. Weimar 1932, Franz Kaibel-Verlag. Klein-8°. 32 S.

Trotz manchem Gewagten und Irrigen brauchbare, frisch geschriebene und durch Hinweise auf Heutiges und Analoges anregende Übersicht der Handlung.

Der Rokoko-Goethe. Herausgegeben von Heinz Kindermann. Leipzig 1932, Philipp Reclam jun. 370 S.

Die Einleitung (76 S.) geht den großen Zusammenhängen nach, in die Goethes Werden hineingestellt ist, allgemeinen und persönlichen, beides mit einer Vertiefung wie kaum je zuvor. Dann folgt alles an Dichtung und anderen überlieferten Belegen, was bis zur Gesundung vor Straßburg die Geistigkeit Goethes bezeugt, kenntnisreich erläutert, ohne aufdringliches Sachwissen.

Goethes Menschengestaltung. Versuch einer literarhistorischen Anthropologie von Heinz Kindermann. I. Band: Der Junge Goethe. Mit einer Einführung in die Aufgaben der literarhistorischen Anthropologie. Berlin 1932, Junker & Dünnhaupt. XIII, 341 S.

Auf neuem, erfolgversprechendem Weg strebt der Verfasser die Aufgaben der Literaturforschung zu lösen. An Goethes Werden erweist sich diese Methode als förderlich, indem den Zeugnissen in der Tat tiefere, wertvolle Ergebnisse abgewonnen werden. Als Motto könnte gelten: „Zurück zu Dilthey!"

Goethes Weg zur Gestaltung des faustischen Menschen. Festvortrag zur Feier von Goethes 100. Todestag an der Technischen Hochschule Danzig von Heinz Kindermann. Danzig 1932, Danziger Verlags-Gesellschaft. 30 S.

Zusammenfassung der Leitgedanken in dem soeben verzeichneten Werk.

Worte, gesprochen bei der Eröffnung der Ausstellung „Goethe und seine Welt" in Berlin von Anton Kippenberg. Als Handschrift gedruckt im Auftrag des Insel-Verlags. 14 S.

Aus starker, zeugender Liebe geborenes Bekenntnis eines Lebens in Goethe.

Johann Wolfgang von Goethe. Klassenlesestoff zum Goethe-Jahr 1932 von Oskar Kobel. Breslau, Heinrich Handel. 32 S.

Goethes Stellung zu Tod und Unsterblichkeit. Von Franz Koch. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, Band 45.) Weimar 1932, Verlag der Goethe-Gesellschaft. VII, 336 S.

Die dem Anlaß gemäße, würdige Festgabe, in die Tiefe der Probleme dringend, freilich mit jener Scheu vor Darstellung

des zeitbedingten Werdens, die heute nun einmal an der Tagesordnung ist. Statt dessen werden die Kreise — nach knapper, historisierender Einleitung — begrifflich abgegrenzt und kenntnisreich durchschritten.

Goethes Deutsche Sendung. Eine Festrede von H. A. Korff. Leipzig 1932, J. J. Weber. 24 S.

Josef Körner, Goethe und Ihr. Rede an die studierende Jugend. Prag, Staatliche Verlagsanstalt. 16 S. mit zwei Bildern.

Frische, von gesundem modernen Geist durchwehte Ansprache.

Das Friederikenmotiv in den Dichtungen Goethes. Eine Motivanalyse von Willy Krogmann. (Germanische Studien, Heft 131.) Berlin 1932, Emil Ebering. 147 S.

Auf psychoanalytischer Grundlage (ohne Freudsche Orthodoxie) ersteht im Gefolge Sperbers und Körners die ertragreiche Untersuchung: das Sesenheim-Erlebnis in seinem tatsächlichen Verlauf, die aus tragischem Schuldgefühl erwachsende Motivausbreitung und -übertragung in Goethes Dichtung, weit über die bisher angenommenen Bezüge hinaus, aber doch manchen kühnen Annahmen der Vorgänger mit guter Begründung widersprechend.

Paul Kühn, Die Frauen um Goethe. Eingeleitet und bearbeitet von Georg Biermann. Mit 32 Bildtafeln. Graz, Das Bergland-Buch. Groß-8°. 547 S.

Verdiente Erneuerung einer mit gefälligem Pinsel gemalten Schönheitsgalerie im alten Stil.

Franz Landsberger, Die Kunst der Goethe-Zeit. Kunst und Kunstanschauung von 1750 bis 1830. Mit 213 Bildern. Leipzig 1931, Insel-Verlag. Groß-8°. 320 S.

Von Winckelmanns Erstlingsschrift bis zur Julirevolution: fünf Phasen deutscher Kunst, an denen Goethe zustimmend oder ablehnend teilgenommen hat, Hinter- und Untergrund seines Sehens und Schaffens, zudem an sich als Spiegelungen der Gesinntheit und um absoluter Werte willen bedeutsam. Hier ist der Verlauf zum ersten Mal in Wesen und Wandel geschildert, mit Sachwissen und — was mehr ist — mit Erkenntnis der bedingenden und sich auswirkenden allgemeinen und persönlichen Kräfte.

Mensch Goethe, ein Lebensspiegel. Selbstzeugnisse, Zeitberichte, Schlaglichter aus dem Werk. Eingeleitet und ausgewählt von Fritz Linde. Stuttgart, Robert Lutz Nachf. Otto Schramm. 262 S.

Selbständige, auf gutem Urteil beruhende Lese, wohlgeeignet zur Einführung in Goethes Welt, sein Leben und Schaffen.

Goethe und die deutsche Gegenwart von Walther Linden. Berlin, Bong & Co. 71 S.

Herrn Richard Jahnkes, an der Spitze des Büchleins stehendes Geleitwort sagt: einer der besten Goethe-Kenner habe es geschrieben und es sei darin das Höchste erreicht, was ein Führer zu Goethe erstreben kann. Da der Verfasser dieses — vielleicht etwas übermäßige — Lob durch den Abdruck sich zueignet, wollen wir ihn in seiner Selbsteinschätzung nicht beirren.

Emil Ludwig, Goethe, Kämpfer und Führer. Festrede der Goethe-Feier im Deutschen Volkstheater Wien, 20. März 1932. Wien, Paul Zsolnay. 43 S.

Seiner Erdentage Spur. Eine Goethe-Bilder-Chronik von Hans Joachim Malberg. Mit 198 Bildern. Weimar, Alexander Duncker. Groß-8°. 224 S.

Muntere Erzählung der allbekannten Lebensgeschichte ohne jeden Versuch, in die Untergründe zu dringen, begleitet von den kritiklos danebengestellten ebenso bekannten Bildern nach gerade zur Hand liegenden guten oder schlechten Vorlagen.

J. W. Goethe., Il Faust. Versione integra dell' edizione critica di Weimar con introduzione e commento a cura di Guido Manacorda. 2 Bände. Milano, A. Mondadori. XLVIII, 422 und 326 S.

Prosaübersetzung (die gesungenen Partien und die Schlußszenen in Reimversen), geboren aus tiefem Verständnis und bewundernswerter Einfühlung. Einleitung und Kommentar nützen mit erstaunlichem Wissen die Vorgänger, wandeln aber vielfach eigene und eigenartige Wege zurück zu den Voraussetzungen in Goethes und dem deutschen Geist, vorwärts zu Analogien mannigfachster Art. Eine Jubiläumsgabe des befreundeten italienischen Volkes, die weit über den Tag hinaus wirken wird.

Thomas Mann, Goethe und Tolstoj. Zum Problem der Humanität. Neue, veränderte Ausgabe. Berlin 1932, S. Fischer. 155 S.

Schöner Neudruck der seit langem hoch gewerteten, gedankenreichen Rede.

Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters. Rede zum 100. Todestag Goethes in der Preußischen Akademie der Künste zu Berlin von Thomas Mann. Berlin, S. Fischer. 55 S.

Die Technik der Jugenddramen Goethes. Ein Beitrag zur Psychologie der Entwicklung des Dichters von Wolfgang Martini. Weimar 1932, Hermann Böhlaus Nachfolger. 310 S.

Mit Recht sagt der Verfasser, daß bisher die Goethe-Forschung zu wenig die Form der Werke als Ausgangspunkt wählte. Indem dieses Verfahren hier eingeschlagen wird, kommt es mit Hilfe der Psychologie Wundts zu schönen, haltbaren Ergebnissen, die freilich noch einleuchtender wären, wenn nicht allzugroße Breite die Aufnahme erschwerte. Das S. 37 angeführte Gedicht ist schwerlich von Goethe verfaßt.

Goethe und Bismarck. Ein Wort an die akademische Jugend. Festrede, gehalten am 18. Januar 1932 bei der Reichsgründungsfeier und der mit ihr verbundenen Goethe-Hundertjahrfeier in der Aula der Marburger Philipps-Universität von Harry Maync (Marburger Akademische Reden, Nr. 52). Marburg 1932, N. G. Elwert. 32 S.

Durch den Doppelsinn der Feier bedingter Vergleich Goethes mit Bismarck als Staatsmann, Schriftsteller, Deutscher, religiöser Charakter in der Schätzung von Zeit und Nachwelt.

La Vita di Goethe seguita nell' Epistolario a cura di Lavinia Mazzucchetti. Con 14 Tavole. Milano 1932, Sperling & Kupfer. Groß-8°. XV, 332 S.

Ein guter Gedanke, kenntnisreich und gewandt verwirklicht. Drei Zeilen über jeder Druckseite bieten den Faden, auf den die Briefzeugnisse gereiht werden, mit vollkommner Anschmiegung übersetzt.

Goethe im Ghetto. Kleine Beiträge zu einem großen Thema. Von Samuel Meisels. Wien 1932, Die Neuzeit. 48 S.

Zum großen Teil Bekanntes, neu die Angaben über Goethes Einwirkung auf die Ostjuden und über die erste hebräische Faust-Bearbeitung von Max Letteris (Wien 1865).

Meyers Reisebücher: Weimarer Land mit Jena, Erfurt, Ilmenau, Halle, Naumburg, Kyffhäuser. Einleitung von Eugen Diesel. Leipzig, Bibliographisches Institut. 144 S. mit 10 Karten, 9 Plänen und einem Grundriß.

Von Doctor Faustus zu Goethes Faust. Mit 595 Abbildungen. Von Franz Neubert. Leipzig 1932, J. J. Weber. Groß-4° XXXIV, 248 S.

Zäher Fleiß langer Jahre hat alles zusammengetragen, was an Zeugnissen die Geschichte des Faust-Themas zu erläutern vermag: geschichtliches Dasein des Helden, Volksbuch, Drama, Puppenspiel, Lied, Dichtungen vor Goethe. Als zweiter, weit umfangreicherer Teil folgt die Reihe der handschriftlichen und gedruckten Denkmäler der Faust-Dichtung Goethes und die Masse der Versuche, im Bilde (bis etwa 1860) Gestalten und Vorgänge aus ihr darzustellen. Ein sehr verdienstliches, über den nächsten Zweck nutzbares Werk.

Waldemar Oehlke, Zurück zu Goethe, denn er ist unser. Berlin 1932, E. S. Mittler & Sohn. 43 S.

Erfreulicher Einspruch gegen die Goethe-Müdigkeit, verbunden mit einer bei aller Knappheit scharfen Skizze des Lebens und Schaffens und warmherziger Betonung der deutschen Gesinnung Goethes.

Goethe. Ein Bilderbuch. Sein Leben und Schaffen in 444 Bildern, erläutert von Rudolf Payer-Thurn. Leipzig, Günther Schulz. Groß-8°. VIII, 192, 24 S. und 4 farbige Tafeln.

Der von früher her bekannte Bildervorrat zum Leben und Schaffen Goethes wird hier aus den reichen wiener Sammlungen um manches bedeutsame Stück gemehrt und durch den kundigen Herausgeber knapp, aber ausreichend erläutert. Namen- und Titelverzeichnis wären sehr erwünscht.

Aus der Goethe-Zeit. Gesammelte Aufsätze zur Literatur des klassischen Zeitalters. Von Julius Petersen. Leipzig 1932, Quelle & Meyer. XI, 243 S.

Früchte des langen Zeitraums seit 1909 voll Ernst und Anmut, dem Laien ebenso zum Gewinn wie dem Fachmann.

Julius Petersen, Erdentage und Ewigkeit. Rede gehalten in Weimar bei der Goethe-Gedächtnisfeier des Reichs am 22. März 1932. Leipzig 1932, Insel-Verlag. 35 S.

Worte, würdig des Tages, dem sie galten.

Hans Pförtner, Goethe und Golgatha (Flugschriften der Christlichen Wehrkraft, Nr. 3). München, Paul Müller. 13 S.

Erfreulich maßvolle und kenntnisreiche Würdigung vom entschieden christlichen Standpunkt aus.

Wolfgang von Goethe, Faust, parts one and two. Translated from the German by George Madison Priest, Professor of German Literature Princeton University. New York, Covici Friede. Groß-8°. XXXVII, 420 S.

Mit Benutzung älterer Faust-Übersetzungen hat Priest das große Werk der englischen Welt so getreu dargeboten, wie dies im Französischen früher durch Sabatier, englisch noch nie vollbracht wurde. Einleitung und Anmerkungen nützen die Ergebnisse der Forschung zum Verständnis für unvorbereitete nichtdeutsche Leser. Eine Gabe von dauerndem Wert, auch durch die vorzügliche Druckgestalt.

Paul Reinhard, Goethes Faust. Versuch einer Deutung, zumal des zweiten Teils. Dresden 1931, Wolfgang Jeß. 136 S.

Harmlose Nacherzählung des zweiten Teils, die an den Schwierigkeiten mit willkürlichen, auf eigne Eingebung zurückgehenden Deutungen vorüberflitzt (Homunkulus: durch Mephisto bewirkte Verkörperung der edlen, vorwärtsstrebenden Gedanken Fausts, und ähnliches).

Romain Rolland, Stirb und Werde! Zum hundertsten Todestag Goethes. Stuttgart 1932, J. Engelhorns Nachf. Klein-8°. 43 S.

Aus kongenialer, auf Vertiefung und Liebe gegründeter Erkenntnis wird Goethe als der widerspruchsvolle große Selbstüberwinder in prächtiger Form dargestellt. Die Verdeutschung ist erbärmlich.

Carl Roos, Goethe. Hans Personlighed. København, Gyldendal. 177 S. mit 4 Bildern.

Dies Buch, hervorgegangen aus Vorlesungen an der Universität Kopenhagen, zählt zu dem Besten, was das Gedenkjahr 1932 gezeitigt hat.

Goethes Faust. Eine Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Lebens von W. Roßmann. Bremen 1931, G. Winter. 113 S.

Faust war kein Übermensch, nur Werkzeug. Der Sinn steckt überall hinter dem Wortsinn. Über der Dichtung liegt bis jetzt ein Schleier, der hier gelüftet werden soll: sie führt die innere Abwicklung des Lebens vor Augen. Sinnhuberei, in der alles Dichterische, auch der ganze Gedankengehalt flöten geht.

Goethes „Faust", eine Freimaurertragödie. Versuch einer Klärung — kein Kommentar. Von E. Rost. München, Ludendorffs Volkswarte-Verlag. 60 S.

Fünfzig Jahre ist Goethe der Loge hörig gewesen. Mephisto ist der jüdische eingeweihte Freimaurer, der den suchenden Faust unter seinen Einfluß bringt, Gretchen eine Vertreterin des „durch das Christentum entwurzelten und zu jeder Abwehr unfähig gemachten deutschen Volkes". „Das Leben des Freimaurers Goethe, der nicht ganz er selbst sein durfte, war eine Tragödie."

Weimar von A bis Z. Ein Auskunftsbuch für Einheimische und Fremde von Askan Schmitt. Mit einem Stadtplan. Weimar 1932, Selbstverlag des Verfassers. 132 S.

Reichhaltiges Verzeichnis aller für Weimar bedeutsamen Menschen, Stätten, Denkmäler.

Goethes Weltwende-Schicksal. Festvortrag gehalten in der Aula der Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg am 18. Februar 1932 von Ferdinand Josef Schneider (Hallische Universitätsreden, 55). Halle 1932, Max Niemeyer. 23 S.

Eine Rede, erfüllt von historischem Wissen und Verantwortungsgefühl, deshalb überaus fruchtbar an wesentlichen Erkenntnissen der zeitbedingten großen Züge in Goethes Leben und Schaffen.

Goethes Faust, eine Offenbarung über den Sinn des menschlichen Lebens als Gegenstück zum Evangelium. Ein Kommentar von Moritz Schnitzer. Warnsdorf, Reform-Verlag. 126 S.

Carl Friedrich Zelters Darstellungen seines Lebens. Zum ersten Mal vollständig nach den Handschriften herausgegeben von Johann-Wolfgang Schottländer. (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 44. Band.) Weimar 1931. XVII, 403 S. mit 10 Beilagen.

Zelter verdient nicht nur wegen des auf ihn fallenden Strahls aus Goethes Sonne sein Teilchen Unsterblichkeit. Der Wackre hat als Mensch und Künstler Anspruch auf Fortleben in der Erinnerung, und seine Selbstschilderungen sind das beste Mittel, ihn — und damit auch typisches Berliner-

tum von einst — im Gedächtnis unserer Zeit zu erneuern. Was hier mit aller gebührenden Liebe und Sorgfalt geschehen ist.

Der nationale Goethe. Ein Wegweiser für unsere Tage. Für einen Vortrag zusammengestellt von Ernst Schrumpf. Zweite Auflage. München 1932, J. F. Lehmann. 56 S.

Außerordentlich wirksame Lese solcher Worte Goethes, die sein vaterländisches, aller Demokratie feindliches Fühlen erweisen sollen. Daß oft einschränkende und widersprechende Sätze unterdrückt wurden, daß überhaupt das Bild bewußt stilisiert ist, empfängt aus Haltung und Absicht des Vortrags sein Recht.

Fritz Stahl, Wie sah Goethe aus? Mit 27 Tafeln. 5. und 6. Tausend. Berlin und Leipzig 1932, Walter de Gruyter. Kl.-8°. 69 S.

Die erfreulich sicher und richtig die Goethe-Bildnisse musternde Schrift verdiente 30 Jahre nach ihrem ersten Erscheinen vollauf diese gefällige Erneuerung.

Goethes letzte Tage. Von Gerhard Steinberg. Weimar 1932, Hermann Böhlaus Nachfolger. 23 S.

Kurzer Bericht, ohne alle Erörterung der strittigen Dinge.

Rudolf Steiner, Geisteswissenschaftliche Erläuterungen zu Goethes Faust. 2 Bände. Philosophisch-Anthroposophischer Verlag am Goetheanum, Dornach (Schweiz). 1931. XVII, 381 und VIII, 364 S.

Vorträge des verstorbenen Begründers der Anthroposophie, meist im Anschluß an Aufführungen einzelner Faust-Szenen im Goetheanum. Daß alles in das Licht der Lehre von Ich, Astralleib, Ätherleib, physischem Leib usw. tritt, versteht sich von selbst, ebenso daß die Ungläubigen hier nichts für das Verständnis der großen Dichtung gewinnen, die Gläubigen um so mehr.

Goethe. Etudes publiées pour le Centenaire de sa mort (22 Mars 1932) sous les auspices de la Faculté des Lettres de l'Université de Strasbourg. (Publications de la Faculté de Lettres de l'Université de Strasbourg, Fasc. 57.) En Dépot: Société d'Edition Les Belles Lettres 1932. Groß-8°. XV, 476 S.

Mit einem Aufsatz über Goethe in Straßburg beginnend, huldigt diese wertvolle Festschrift in zwanzig geschlossenen Untersuchungen bester französischer Kenner deutscher Geistesgeschichte dem einstigen Schüler der Hochschule, die ihn von den Banden des Herkommens löste.

Johannes Urzidil, Goethe in Böhmen. Wien 1932, Hans Epstein. 273 S. mit 40 Bildern.

Alle Tatsachenbestände zu dem Thema Goethe und Böhmen, einschließlich ausgezeichneten zeitgenössischen Bildermaterials freilich ohne Kritik (siehe z. B. die Anekdote S. 171 f.) und ohne die geistesgeschichtliche Einordnung, die erst für eine zweite Auflage in Aussicht gestellt wird.

Goethe und Großbritannien. Von Wilhelm Vollrath. Erlangen 1932, Palm & Enke. 73 S.

Von der Aufnahme Goethes in England handelt der Verfasser, um das unbekannte England an seinem Verhältnis zu Goethe zu erkennen und so Möglichkeiten zu Erkenntnissen völkischer Wesensarten und gegenseitigen Verstehens zu gewinnen, auch Klarheit über Gegensätze des Empfindens und der Gesinnung.

Goethe und seine Welt. Unter Mitwirkung von Ernst Beutler herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. 580 Abbildungen. Leipzig 1932, Insel-Verlag. Groß-8°. VII, 306 S.

Für dieses schöne Bilderbuch haben die drei größten Goethe-Sammlungen ihre Schätze vereint: die Goethe-Häuser in Frankfurt und Weimar und die Sammlung Kippenberg. Was dabei herauskam, ist die höchste mögliche Leistung, genußvoll und belehrend, dabei zu einem kaum glaublichen Preise (gebunden M. 4,50) dargeboten.

Die Natur in Goethes Weltbild. Von Johannes Walther. Leipzig 1932, Akademische Verlagsgesellschaft. 103 S.

Nach allen Richtungen ausgreifende und zugleich energisch zusammenballende Behandlung des großen Themas.

Oskar Walzel, Das Prometheussymbol von Shaftesbury zu Goethe. Zweite Auflage in neuer Bearbeitung. München 1932, Max Hueber. 110 S.

Vor mehr als zwanzig Jahren hat Walzel erwiesen, welcher befruchtende Strom sich von dem Denken Shaftesburys her in das deutsche Kunstdenken ergossen hat: der Künstler als „second maker", als Nachfolger des Prometheus. Merkwürdig, daß auch in der neuen, bereicherten Gestalt der gewichtigen Schrift die letzte Umwertung des Symbols in der „Pandora" außer Betracht bleibt.

Das Goethe-Jahr in Weimar. Herausgegeben von der Generalintendanz des Deutschen Nationaltheaters in Weimar im März 1932. Schriftleitung: Richard Erodel. München, Otto Glenk. 4°. 116 S. mit vielen Bildern.

Von den Gesamtspielen der Bühnen in der Goethe-Woche und den eignen Leistungen der weimarer Bühne gibt diese schön gedruckte Denkschrift reiche Kunde. Sie verdient als ein Stück deutscher Theatergeschichte aufbewahrt zu werden.

Goethe. Umrisse seiner geistigen Gestalt. Von Wilhelm Willige. Weimar 1932, Hermann Böhlaus Nachfolger. 85 S.

Fast überall zutreffend gesehen (aber daß der Name Goethe zugleich einen Wendepunkt der Weltgeschichte bezeichne, werden auch spätere Jahrhunderte schwerlich erkennen können). Wenn der Umriß der Gestalt nicht schärfer, die Linien nicht vertiefter als bei den Vorgängern erscheinen, wird man solchen Goethe-Büchern kaum noch ein Daseinsrecht zugestehen.

Philipp Witkop, Goethe. Leben und Werk. Mit fünf Bildern. Stuttgart, Cotta. 508 S.

Zuverlässige, dem Dichter, Forscher und Denker gerecht werdende Darstellung der äußern und innern Vorgänge, edel volkstümlich und deshalb zur Einführung sehr geeignet.

Goethe in Zürich. Von Friedrich Zollinger. Mit 60 Tafeln. Zürich 1932, Gebr. Fretz. 112 S.

Aus Materialien des verstorbenen Verfassers gut zusammengestellte Übersicht der Beziehungen Goethes zu Zürich und Zürichern, geschmückt mit reichem, zum großen Teil unbekanntem Bilderschatz.

Bisher Unveröffentlichtes aus Nietzsches Nachlaß

Von Dr. Dr. Emge, Professor der Philosophie in Jena, wissenschaftlichem Leiter des Nietzsche-Archivs

(Fortsetzung)

Prometheus.[1]

Drama in einem Akt.

(Mp I 7; 7a: Oktav- und Quartblätter. April 1859).

Scene I.

Japetos. 1. Mein Sohn, die Stunde ist gekommen,
Das Opfer harrt, um unser Bündniß
Auf ewig mit den himmlischen Gewalten
zu schließen.
Prometheus. 2. Wie? Was sprichst du, Vater
Nein, niemals möge dies geschehen.
Nicht will ich mich in solche Fesseln schließen
Frei will ich sein und Herrscher jener Menschen
Den ich das Dasein ja gegeben habe.
Mein stolz Gemüth erträgt nicht, daß die Götter,
Die doch wie wir von einem Stamm entsprossen,
Das Scepter führen! (Kleine Pause.)
Doch sag, welches Bündniß
Soll da geschlossen werden? Gleiche Herrschaft
Wenn's nun nicht anders ist, sei die Bedingung!
Japetos. O Sohn, was muß ich dir verkünden?
Zürne nicht deinem Vater, der das Beste wollte;
Du weißt wohl daß die Götter mächtger sind.
Prom. Als wir?
Das, Vater, suche mir nur zu beweisen.
Hast du vergessen, daß einst jener Zeus,
Den du einst über uns Titanen setztest
Durch meine Hülfe nur den Thron bestieg
Und seinen Vater in den Orkus stürzte.
Mir ziemt der Ruhm der ungeheuren That;
Durch mich empfingen ja die neuen Götter
Ihr Amt und Stellung und nun soll ich,
Der ich sie erst erhob, vor ihnen mich
Demüthigen und ihre Macht gar größer
Als meine nennen? Vater, welche Thorheit.
Jap. Hör mich nur an. Ich wollte ja die Menschen
Recht glücklich machen, daß nicht ihrer Herren
Beständger Streit ihr eignes Glück zerstöre.
Prom. Was soll das, Vater?
Jap. Drum da ich fest glaube
Daß unsre Wesen jene Himmlischen
Verachten wie wir sie — —
Prom. Ein eigenes Verachten,
Wenn du die Macht derselben über unsre setzt.
Dies du, ich nie.
Jap. — auch ihren Zorn
gar fürchterlich erfahren möchten.
Prom. Nie
Würd ich dies leiden, immer Sorge tragen
Daß sie ihr Leben frei von Anfechtungen
In unsrer Herrschaft ruhig enden können.
Jap. Ich sehe schon, daß du, was ich beschlossen,
Mißbilligen wirst und meinen Zorn erregen.
Prom. So sprich doch, Vater. Mir ahnt's schrecklich schon!
Ich fürchte, daß du durch dies Schreckensbündniß
Auf ewig meine Freiheit, meine Freude
Und meinen Stolz verpfändet hast.
Jap. So höre kurz. Den Göttern hab ich diese Menschen
Als Schutzempfolene anvertraut,
Und jenes Bündniß soll das Wort besiegeln.
Doch still, sie nahen!
(Beide gehen schnell ab.)

Zweite Scene.

Monolog des Prometheus.

O das muß ich erfahren! Ach wohl ahnt ich
Daß einen solchen Plan der Vater längst schon
Im Herzen hege und nur zögerte
Ihn mir zu offenbaren. Wehe, wehe!
Mein Glück ist nun vorüber, unabhängig
Bin ich nicht mehr und bald muß ich
In strenge Fesseln mein so stolz Gemüth
Das nichts bisher als Herrscher hat geduldet
Auf ewig schließen. Und ich kann doch nimmer
Die achten, deren Wandel selbst nicht rein
Und frei von Lastern ist und die nun jenen armen
Geschöpfen Muster für ihr Leben sein sollen.
Kann ich nicht jene stürzen wie ich sie
Erhob und ihnen Macht und Ansehn gab?
(Ein Gewitter zieht heran.)
Wie still ist um mich, auch kein Lüftchen rege,
Die Bäume neigen demuthsvoll ihr Haupt
Und warten ihres Herrschers. Soll auch ich
Die Knie vor dem Allgewaltgen beugen.
(Es donnert dumpf.)
Er naht! Er naht! der Sturmwind rauscht vor ihm
Und kündet seine Macht. Wie! Zürnst du, Zeus,
Daß ich mit dir um Macht und Herrschaft streite?
So sende deiner Blitze Gluth und stürze
Mich nieder in den Staub; sieh zu, ob du's vermagst.
(Es blitzt.)
Er naht! der Blitz verkündet seine Schritte
Ich höre schon sein Rauschen in den Lüften,
Das Opfer harrt, mit List und Kunst bereitet — —
Schon steigt die Flamme! Fasse Muth, o Herz
Denn ein Betrug muß sich jetzt offenbaren
Ob er der Herrscher ist, ob nur ein Scheinbild,
Dann würd ich ihn von seinem Throne stürzen
Und seine Krone sollte mein Haupt zieren
Sein Scepter ewig meine Rechte führen.
(Ab.)

Dritte Scene.

Zeus. Ihr Himmlischen! Ihr wißt, zu welchem Zwecke
Wir jetzt zu den Japetos und unsern Sohn Prometheus
Unsre Schritte wenden.

[1] Die Schreibweise des $14^1/_2$jährigen Nietzsche ist mit allen Unregelmäßigkeiten und Fehlern beibehalten worden.

Ein Bündniß das nur unsre Macht vergrößern
Und unsern Ruhm erhöhn kann, ist's, warum
Wir kommen. Doch zu welcher Herrschaft
Soll dies Geschlecht gehören?
Pluto. Doch zu meiner?
Denn sind nicht jene auch dem Tode Sclaven
Wie alles irdische. Drum ist's wohl billig
Daß meinem Scepter sie die Knie beugen! —
Zeus. Nicht so, o Bruder! Sind nicht die Gefilde
Der Erde, wo die neuen Wesen wallen
Mir unterthan und nennen mich als Herrscher?
Poseidon. Ich habe hierauf wohl am meisten Anspruch,
Da jene doch aus meinem Stoff gebildet?
Athene. O Vater, dürft' ich den Vermittler machen
So sei der Mensch dir und Poseidon lebend,
Im Tod dem finstern Orkus unterthänig.
Wie willst du Pluto über Leben herrschen
Da du bis jetzt nur Todtenherrschaft übtest?
Zeus. Ich bin nicht unzufrieden mit dem Urtheil
Pluto. Auch ich laß die Bedingung gelten
Poseidon. Ich bin
Nicht unzufrieden.
Zeus. Doch mein Töchterlein?
Was wünschst du Dir als Lohn für dieses Urtheil?
Athene. So gieb mir die Gewalt o Vater daß
Ich ihren Geist gelehrig und für Kunst
Empfänglich mache.
Zeus. Ja, so sei es Tochter!
So kommt nun alle hin zu den Titanen!
Ihr Winde eilt voraus und kündet meine Macht,
Du Donner dröhne dumpf und füll ihr Herz
Mit bangen Grausen, Blitze, leuchtet hell!
So ziehen die Olympier durch die Luft! — —

IV. Prom.

Hier sind die Opfer, um das Bündniß
Zu schließen, das Japetos ersann. Komm, Vater!

Japetos und die Götter kommen.

Zeus. ruhmwürdig und hehr vor den ewig waltenden Götter
Wähl aus diesen das Theil, wie des Herzens Drang dir gebietet!

(Pause.)

Zeus, Betrug, Betrug, ein schändlicher Betrug!
Entlarvt sind die Betrüger. Ewge Rache
Schwör ich euch zu, furchtbar sollt ihr's büßen.
War das das Bündniß? Das war wohl der Dank,
Daß wir den Erdensöhnen Schutz zuschworen?
Prom. Wie wird mir! Ach, sie sind allwissend,
Ach, ein Betrug ist offenbar geworden!
Was ist das? Wie mir graust! Soll ich nun ihre Macht
Erkennen? Ach, ich muß! Verzweiflung
Erfaßt mich! Wie der Himmel schwarz wird! wie es donnert!
Wo flieh ich hin? Ha welche Schreckgebilde
Umringen mich! Ach, der Erynnien Schaar!
Wie flattern ihre Haare! Ihre Schlangen zischen!
Ach, könnt ich fliehen! Ich kann nicht. Wehe, wehe!
Verlaßt mich, Schatten: schwindet! Hin in Orkus Reich!

Er sinkt nieder.

Chor der Menschen.

Es ertönt folgendes Lied unter Donner und Blitzen:

Über jene Mächte
Die auf des Olympos
Steilen Höhen thronen
Reichet keine Macht.
Alles ist vergänglich.
Sie allein sind ewig
Über Zeit und Leben
Weit erhaben. — —

Keiner wage, daß er
Voll von Stolz und Frechheit
Seine Stirne biete
Jener Himmelsmacht.
Hin zu Staub und Erde
Sinkt er wenn er jene
Fesseln die ihn binden
Von sich abwirft. — —

Wie des Stromes Wellen
Rauscht sein Leben nieder
Unbeständig zu des
Orkus finstrer Macht
Voll von Demuth falle
Er zu Boden, flehe
Jene Mächte an um
Schutz und Hülfe. — —

Rein und schuldlos ist die
Gottheit die uns leitet
Daß wir fest in Stürmen
Fest in Leiden stehn
Und nach ihrem Vorbild
Walln wir durch das Leben
Bis der Genius die
Fakel senket.

Aber wehe jenen
Deren Götter selbst nicht
Frei von Schuld und Fehle
Frei von Lastern sind
Wie das Rohr so sinken
Sie zum Orkus nieder
Wenn des Todesstürme
Sie umbrausen.

Ihnen scheint das Sterben
Nur ein gräßlich Scheiden
Von des Lebens Wonne
Von der Erde Lust.
Und der Tod ist ja doch
Nur die Gottheit, die uns
Freudig zu dem ewgen
Ziele leitet. — —

Wehe, wer gefallen
Und mit ewgen Thränen
Tiefer Reu und Buse
Seine Schuld abwäscht.
Wehe wer der Gottheit
Zorn erfahren und nun
Nur mit Furcht und Zittern
Zu ihr aufblickt.

Doch nicht ewig zürnen
Jene Himmelsmächte.
Wenn sich auch der Sünder
Ganz verlassen glaubt,
Und niemals Vergebung
Seines Fehltritts hoffet
Nahen sie voll Trostes
Voll Verzeihung.

Und geläutert steht der
Sünder vor der Gottheit
Und in Lethes Fluthen
Taucht er seine Schuld.
Aus der Sünde Dunkel
Aus der Reue Dämrung
Steigt er wie des Himmels
Strahlenauge. — —

Fragezeichen und beigefügte Notizen nebst einem allgemeinen Ausrufezeichen über drei Gedichte, betitelt Prometheus.

(Mp I 7b: Quartblätter.)

Es ist immer sehr mißlich wenn ein Dichter seine eigenen Werke rezensirt, da man im allgemeinen annimmt, daß ein Jeder für seine eigenen Schwächen eine eigenthümliche Art von Staar (hat), die aber merkwürdiger Weiße bei Betrachtung der Schwächen anderen in eine bewunderungswürdige Scharfsichtigkeit übergeht. Da es aber sehr gebräuchlich und bekannt ist, auch schon viele Bücher über die Nothwendigkeit der Selbsterkennung geschrieben sind, so habe ich es für nicht unverdienstlich gehalten, hierin (d. h. in der Prüfung von eigenen Fehlern) einen guten Anfang zu machen. Viele werden hiezu wahrscheinlicherweiße schon ein Ausrufezeichen setzen, dessen dicker Punkt ihre innere Erregtheit andeutet. — —

Die Überschrift von den zu besprechenden Gedichten lautet: Prometheus. Hu! Allgemeines Grausen. Man will wohl die Zeiten eines Aeschylos erneuen, oder giebt es keine Menschen mehr, daß man wieder Titanen erscheinen lassen muß? (Besch. Zweifel.) Unerhörte Beleidigung für die heutige Menschheit! Jetzt wo alles blüth, sollen wir wieder in die Uranfänge der Kultur zurückkehren? — — Ist das nicht eine kaum geahnte Frechheit? (Der Dichter räuspert sich während dieser Vorwürfen, zuckt mit den Achseln und spricht:) Allzuverehrendes Publicum! Ich freue mich daß ich die Ehre habe, die allerdings vielen passirt und nach der ich schon viele Jahre wie ein Hirsch nach dem Wasser geschmachtet habe, das alles durchschauende und tonangebende Publicum, welches ich übrigens bei diesem Erstlingsversuch da ich kaum den Muth hatte, den Muth, der mir noch jetzt unbegreiflich ist und der mir viele Seufzer und Thränen gekostet hat, mit diesem schwachen Erzeugniß meiner Muse ans Licht zu treten um seine Gunst und Gnade nach gebührlichen Maße anflehe, um die Gunst an der ja so ungeheuer viel gelegen ist daß, wenn wie es ja oft geschieht diese dem jungen Talent resp. Genie fehlt, ihm mit wenig Worten gesagt alles fehlt und er gezwungen ist aus den glänzenden Hoffnungen, die seine Seele füllte, die übrigens gewöhnlich etwas luftschlösserbauend ist, in ein Nichts zurückzukehren, kennen zu lernen. — Publicum. Pfui, wie unerträglich für unsere kunstrichterischen Ohren. Junger Freund an ihrem Prolog ist mehr als an ihrem ganzen Werke auszusetzen. Wie steif und gezwungen, wie poesielos, welche unerträglich lange Periode! Meine zarten Nerven werden von solchen ohrzereisenden Worten unangenehm berührt. Wie ganz anders würde sich folgende Anrede ausnehmen

„Es war an einem himmlisch schönen Maientage. Die Lerchen zwitscherten in der blauen, ewig klaren Luft. Schmetterlinge schwangen sich wie neckende Kobolde um die blühenden Rosenbüsche. Die lauen Lüfte mit mannichfachen Düften angefüllt umspielten mich und eine nie gefühlte Seeligkeit hatte mein Innerstes durchdrungen. Was da dem schöpferischen Geist entquoll, das lege ich obwohl als schwaches Zeichen meiner Dankbarkeit, nieder in euern Tempel, ihr Musen, die ihr mich mit eurer unaussprechlichen Huld begabt habt und wenn es einem armen Sterblichen vergönnt, sich von Himmlischen eine Gnade auszubitten, auch noch fernerhin begaben möget. Mögen doch immer die ewigen Harmonien der Poesie meinen Geist umrauschen und ihn aus dem Elend des irdischen Daseins hinweg in eure seeligen Hallen versetzen. (Das Publicum meint: Der Dichter?)

Ein dicker Hauptmann: Können sie mir nicht sagen, was Prometheus eigentlich für ein Thier war.
Ein junger Offizier: Ein Titan, Herr Hauptmann!
Ersterer: Was ist denn ein Titan?
Eine alte Dame: Pfui, mein Herr, wer wird sich mit solchem heidnischen Zeuge beschäftigen?
Ein junger Student: Ein Roman von Jean Paul, mein Herr!
Hauptmann: Prrr — darüber noch Gedichte!
Rath: „Über jene Mächte, die auf des Olympos steilen Höhen wohnen, reichet keine Macht."
Professor: Wer behauptet dies? Hat der Herr Dichter so wenig seinen Aeschylos (gelesen) daß er nicht (weiß) waß im gefesselten Prometheus Pagina 15, Vers 19, Ausgabe Dindorf steht.
„Auch Zeus wird seinem Schicksal nicht entgehen" —: Sagt hier nicht unser würdiger Aeschylus ausdrücklich, daß besagtes Unsinn ist?
Ein dicker Hauptmann: Mein Herr Studiosus, wer ist der Aeschylus eigentlich?
Student: Ein Heroe der Tragödie, in Spiel und Handlung erhaben, durch Titanen mächtige Affekte bewirkend.
Ersterer: Durch Titanen? Kurios, ein guter Spieler und vorzüglicher Kaufmann und durch Romane Affekte erregend. Er lebt doch wohl noch?
Zweiter: Mehrere Jahrhunderte vor Christo lebt er.
Erster. Also da muß doch Jean Paul auch da gelebt haben?
Professor: Alles ist vergänglich, sie allein sind ewig
Über Zeit und Leben weit erhaben.
Rath: Was nennt denn der junge Herr Dichter ewig?
Dichter: Mein Herr und Gönner, ihre Güte und ausnehmendes Wohlwollen gegen mich macht mich ganz verwirrt (allgemeines hahaha) ich verdiene gar nicht daß sie sich so mit mir beschäftigen. (Allgemeine finstre Miene.)
Es war an einem schönen Maiennachmittagsabend, die Nachtigallen sangen wie die Orgelpfeifen und es regnete heftig auf die Rosenbüsche. In euer Gartenhaus floh ich da und legte meine Bücher, die noch wäßrig von Wasser und flüssigen Regen waren in eure Hallen (Allgemeines Pfeifen und Lärmen.)
Da begannen die Nachtigallen zu pfeifen und die Hunde zu singen — ach entschuldigen sie nur — daß das ganze Haus wackelte. Wenn es je einem Sterblichen (der Lärm wird stärker und stärker).
Professor: Was wird da gepfiffen? Wem gilt das? Sie verspotten sich selbst! Es ist ihre Anrede.
Dichter mit Verklärung und Pathos:

Doch nicht ewig zürnen jene Himmelsmächte
Wenn sich auch der Sünder ganz verlassen glaubte
Und niemals Vergebung seines Fehltritts hoffte
Nahen sie voll Trostes, voll Verzeihung.
(Allgemeines Klatschen und Bravorufen.)

Professor: Mein Herr Hauptmann, sie können gut pfeifen.
Hauptmann: Ja — entschuldigen sie — — ff — — — — ich kann nicht anders — — f — — — solcher Unsinn ff — — ich

kann's nicht begreifen — wie ein Mensch — Aeschylus, Tragödie, Hazard — Kaufmann — Jean Paul — vor Christo — Roman — bin alterirt — ach — ff — f — ach — —!

(Hundert Riechfläschchen fliegen über ihn, u. s. w.)

Dichter mit Wärme.

Ihnen scheint die Ohnmacht nur ein lieblich Scheiden
Von der Dummheit Unsinn, Aeschylus und Jean Paul
Von Hazard und Kaufmann und die Ohnmacht ist doch
Nur mit Riechefläschchen zu beseitigen
Wehe wer gefallen in der Dummheit Hände
Und — —

Studiosus: Wen meinen sie, mein Herr?
Dichter: Fühlen Sie sich getroffen?
Studiosus: Ich verbiete mir übrigens alle Anzüglichkeiten.
Eine alte Dame: Ach, meine Nerven! Diese rohen Menschen!
(Stud.): D(umheit) sich fest mit zarten Nerven stets verband.
Dame: Dumheit, zarte Nerven, sie sind arrogant.
Dichter: Nein, das ist zu arg mir, sie sind überspannt.
Offizier: Mein Herrn, was soll das heißen? Das hab' ich nicht gedacht?
Dichter: Daß ich sie alle sämmtlich zu Dichtern hab' gemacht.

„Ball auf Schloß Kobolnow"

Ein europäischer Roman

Von Will Scheller (Kassel)

Der Begriff des europäischen Romans hat in Deutschland bisher keine besonders wirksame Einbürgerung gefunden. Noch ist hier die geistige Haltung eines Schreibenden Ausnahme, die das Werk über seine Gattung erhebt in eine Sphäre der leichteren Luft; oberhalb der Engen und Flächen des Tieflandes gleichsam, dort, wo der Mensch aus dem befreienden Gefühl des Entlastetseins hinabschaut in die Welt der Bindungen und der Gebundenheiten, schwüler Ballungen und hitziger Reibungen des Lebens, weht ein kühler und herber Hauch der Freiheit — einer Freiheit, die nicht immer verzichtlos erworben, die nicht immer opferlos gewonnen wird und deren Erwerb durchaus als eine Sache der Persönlichkeit erscheint: nur ihre Sache kann es sein, aus den schmerzlichen Zusammenhängen ihrer Natur, aus den Verwurzelungen in Volk und Heimat ohne Verlust wertvoller Gegebenheiten sich zu entfalten und aufzuschließen einer Geistigkeit, die auch den anderen Volkheiten zugänglich ist und zu ihrer Natur sich eben so verhält wie zu der des eigenen Volks. Das gemeinsam Europäische, das Goethe Weltbürgertum nannte und freilich überall auf dem Boden europäischer Kultur entstehen kann, ist geistiges Schicksal des einzelnen, der immer strebend sich bemüht und um deswillen, eben um seiner geistigen Geltung willen, erlöst werden kann von der Erdenschwere seiner wie jeder Herkunft — ist, wie gesagt, Sache der Persönlichkeit im allertiefsten Sinn.

Eine so geartete Persönlichkeit ist, erwiesen durch frühere Schöpfungen von Rang, der Verfasser des Romans „Ball auf Schloß Kobolnow" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin), der sich diesmal nach dem Helden der erzählten Begebnisse Henry Benrath nennt. Wird von ihm, dem Autor, gesprochen, so geht es zugleich um diese Figur, ist von ihr die Rede, so handelt sich's um ihren Schöpfer: die Identität von Dichter und dichterischer Gestalt kann schwerlich weiter getrieben werden, als es hier geschehen ist. Henry Benrath ist, als menschliche sowohl wie als dichterische Lebensform, allerdings eine Erscheinung von europäischem Format. Ein Mensch von europäischem Format sein, heißt aber nicht, und ganz besonders für ihn nicht, ein Mensch ohne Vaterland zu sein. Er steht jenseits der Reichweite so kümmerlicher Schmähungen. Der europäische Mensch, sei er Deutscher oder Engländer, Franzose oder Italiener, ist und bleibt immer ein Geschöpf seines Vaterlandes, eine besondere Wesensblüte seiner Nation. Dadurch, daß er das ist, hat er erst teil an einer geistigen Lebenssubstanz, die allen europäischen Völkern erreichbar, ihnen allen ein zeitlos-unvergängliches Ziel der kulturellen Entwicklung ist und einerseits in geistigen, andererseits in gesellschaftlichen Formen seine Erscheinung findet. Beide Formen spiegelt der „Ball auf Schloß Kobolnow", spiegelt sie vor allem in der Hauptperson, in Henry Benrath.

Henry Benrath ist ein Deutscher des Westens, in dem die Schwingungen eines mehr als zweitausendjährigen Kulturgeschehens, der fruchtbaren Berührung romanischer und germanischer Daseinskräfte, schöpferisch lebendig sind. Er entstammt einer territorialen Lebenssphäre, die der Entfaltung europäischen Menschentums deutscher Prägung besonders günstig ist, dem landschaftlichen Gefüge

um Main und Rhein, in dem ja auch Goethe zu Hause war. Dem Menschen des deutschen Westens liegt es im Blut, sich zum Europäer, das Deutschtum in sich zum Europäertum zu entwickeln, ein guter Europäer im Sinne Nietzsches zu werden; ob er es kann, das ist, noch einmal, Sache seiner Persönlichkeit, Persönlichkeit aber, geistige Geltung, ist Schicksal. Henry Benrath, der Held des Balles auf Schloß Kobolnow, hat in dieser Beziehung viel Glück gehabt, und es ist ihm auch anzumerken; wohin er kommt, wem immer er gegenübertritt: er hat keinen Grund, an einer Überlegenheit zu zweifeln, die dem Sieg voraufgeht.

Auf ein Glück wie das seinige hin darf er es denn auch wagen, der Welt des deutschen, genauer, preußischen Ostens, wie sie ihm auf den Sitzen des Adels, dessen Gast er ist, begegnet, in Aufruhr zu bringen — einer gewohnheitsmäßigen, durch die Geschichte des Landes mitbedingten Begrenzung des Denkens und Unfreiheit des Fühlens das Unbegrenzte einer geistigen Beweglichkeit und das Freie einer beschwingten Fühlart — also Sondereigenschaften des deutschen, westlich geprägten Europäertums — in einer groß angelegten Komödie, eben in dem „Ball auf Schloß Kobolnow" gegenüberzustellen, dergestalt, daß bei solchem Zusammenstoß teilweise polarer Gegensätze förmlich die Funken stieben.

Seiner Form nach ist dieser Roman, der in der Tat zwei grundverschiedene Welten miteinander konfrontiert, eine absinkende überdies und eine aufsteigende, ein Unikum — aber auch sie ist ja in ihrer geistigen Beschwingtheit und in ihrer Kühnheit: europäisch. Henry Benrath hat auf Grund einer selbstsicheren Freiheit seines Dichtertums verzichten können auf eine künstlerische Tradition, die den Roman als epische Prosa gestaltet, in einer Form, deren sich der Dichter übrigens in früheren Werken sprachmeisterlich bedient hat. Diesmal hat er eine andere, lockerere und gewiß völlig unerwartete Form gewählt: er hat die Darstellung des Geschehens in Szenen aufgelöst, die selber durch Gespräche gestaltet werden und, durch knappe Zwischenstücke erzählender Art verbunden, das Ganze in einem fulminanten Lichterspiel aufglühen lassen, in einem funkelnden Glanzgebilde, das von einem Feuerwerk nur dadurch sich unterscheidet, daß es — nicht versprüht.

Es zeigt sich in dieser erstaunlichen Überlegenheit des Geistes über den Stoff, die eine eigene Form schafft, ihn zu bändigen, die Herrschaftlichkeit des echten Europäertums im Bereich schöpferischer Leistungen, jene Aristokratie geistigen Gepräges, deren Höhenflug herkömmliche Gebundenheiten, soweit sie als Zwang wirken, überwunden, aber, soweit sie werthaltig sind, sublimiert hat. Ohne Zweifel gibt es in Deutschland nur wenige Erzählwerke von der souveränen Heiterkeit dieses Romans, in dem, von außen gesehen, nichts erzählt wird als ein Ball, irgendein Vorgang grenzdeutscher Geselligkeit des Ostens, die den ganzen Klatsch und Tratsch eines kleinen Landkreises ergötzlich an die Oberfläche schwemmt, aber von dem Geheimnis einer heroischen Liebesaffäre wesentlich akzentuiert wird und über dem Menschlichen und Allzumenschlichen zugleich die tiefsten Probleme des Deutschtums überhaupt, des deutschen Schicksals in Europa, in den an sich scheinbar unbedeutenden Begebnissen doch höchst bedeutsam aufrührt, Sterbendes als Sterbendes, Zeugendes als Zeugendes schildernd mit der Deutlichkeit eines vom Leid am Leiden des Vaterlandes ergriffenen Gewissens.

Alles dies verteilt sich nun auf eine große Zahl von Figuren, die umeinander kreisen und einander wechselseitig beleuchten. Das Merkwürdige ist aber, daß trotzdem die Einheit des buntschillernden Geschehens gewahrt bleibt, daß keine auch noch so geringe Kleinigkeit aus dem Rahmen fällt, daß alles um einen sozusagen magnetischen Pol sich bewegt. Dieser Pol ist natürlich Henry Benrath selber, der sozusagen nachher, aus der Dimension des Romans heraustretend, ihn von dem archimedischen Punkt eines mehr oder minder sarkastischen Humors aus gestaltet, die ganze Geschichte erst recht wirklich werden läßt in einer Sprache von kristallener Klarheit und doch auch von überaus flüssiger Bewegtheit. Diese Verbindung von Gegensätzen im Ausdruck, die der erwähnten Verbindung von Gegensätzen im Stoff entspricht und in beiden Fällen eine überzeugend gelungene Synthese darstellt, ist aber wiederum kennzeichnend für die leichtere Luft und den freien Lebenshauch des europäischen Romans, dem in diesem „Ball auf Schloß Kobolnow" ein neues deutsches Beispiel zugewachsen ist. Dieser Zuwachs konnte aber in so hinreißender

Weise nur erfolgen dank jener schicksalhaften Synthese im Wesen Henry Benraths, die den Dichter mit der Welt seines Erlebens ineinander übergehen und ihn sich in der Hauptfigur seines Werks wiederverkörpern hieß. Denn wie viele Gestalten auch immer in diesem seine immanente Heiterkeit bis zur explosiven Komik steigernden Buch eine oft überwältigende Demaskierung erleben: sie alle dienen seltsamerweise nur dazu, den Künstler, der sie schuf, zu enthüllen, indem sie ihn hinter ihrer eigenen Chimäre zu verbergen suchen, keinen anderen nämlich als Henry Benrath, den Dichter vom „Ball auf Schloß Kobolnow", einem europäischen Roman aus deutschem Geblüt.

Proben und Stücke

Aus: „Ball auf Schloß Kobolnow". Roman von Henry Benrath

(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin)

Nach einigen Minuten wurde von Friedrich und Mechthild ein beigefarbenes Etwas die Treppen zur Diele heraufbefördert, ein nach Eau de Cologne duftendes, blondgefärbtes, verrunzeltes Etwas in einem mustergültigen Tailormade, ein weibliches Etwas mit strengen, hochmütigen Zügen und ungemein lebendigen, listigen Augen, eine Frau, die nun, oben angekommen, das Lorgnon vor die Augen nahm und um sich sah, ohne etwas zu sagen ...

Die Kinder wurden vorgeführt. Sie verneigten sich tief. Eberhard trug den Strauß, Franz ging einen Schritt näher und sprach:

„Fürstin, hochwillkommen, tretet ein,
Unser Haus soll stets das Eure sein.
Möge Gott Euch Glück und Frieden geben,
Kraft, Gesundheit und ein langes Leben."

Eberhard gab seinen Strauß ab.

– Zu niedlich, sagte die Fürstin. Danke schön, ihr lieben Kinder! Danke schön! Aber Franz, liebe Mechthild, muß noch etwas deutlicher sprechen lernen.

Die Kinder wurden von Fräulein Käthe zurückgenommen. Sie starrten mit großen Augen auf die Fürstin. Eberhard steckte den Finger in den Mund, als ob er weinen wollte, Franz trat hinter Fräulein Käthe ... Nun kam Schwester Luise heran, in ihrer tiefen Ergebenheit noch kleiner, und machte mit ihrem Ischiasbein einen Knicks, während ihr die Fürstin die Hand zum Kusse hinreichte.

– Schwester Sabine, wenn ich nicht sehr irre?

– Luise, Durchlaucht. Schwester Luise aus Wallenbach in der Uckermark, jetzt von dem Mutterhaus in den Osten versetzt.

– Aus Wallenbach? Ach ja, aus Wallenbach in der Uckermark. Sie arbeiteten doch bei Pastor Göbel?

– Ich bin gerührt, daß Durchlaucht sich noch erinnern. Durchlaucht haben doch so viele Menschen kennen müssen ...

– Ja, viele, viele ... Liebe Schwester Sabine, Pastor Göbel spricht mir oft von Ihnen, wenn ich in Mecklenburg bin ...

Das Lorgnon war bei den letzten Worten schon auf mich gewandt.

– Darf ich Euer Durchlaucht unseren Freund Benrath vorstellen, der ein paar Wochen in unserer Winterstille verbringt?

Das Lorgnon blieb auf mich gerichtet. Es ging von den Schuhen zum Kopf und vom Kopf zu den Schuhen. Ich hätte mich verneigt, wäre auch zum Handkuß bereit gewesen — da sich mir aber keine Hand entgegenhob, richtete ich nun meine unbebrillten Augen kerzengerade auf mein Gegenüber, um es mir einmal ganz genau anzusehen. Von oben bis unten und von unten bis oben. Und ich übersah völlig die Hand, die sich mir dann schließlich noch entgegenhob, wie nach langem Besinnen, und in der Luft stehen blieb, da niemand von ihr Gebrauch machte. Schließlich sank sie — einsam und unberührt — wieder an die Tasche der Jacke. Auch das Lorgnon sank nun — —

Die Apéritifs wurden gereicht. Dann meldete Joseph, der erste Diener, daß angerichtet sei.

Ich führte die Fürstin.

– Sie sind Sportsmann? fragte sie.

– Nein, Fürstin. Aber es ist angenehm, sich auf dem Land so bequem anzuziehen wie in Sankt Moritz oder Grindelwald ... Besonders hier, wo soviel Schnee liegt und man soviel durch Wälder spazieren geht.

Wir stellten uns hinter unsere Stühle um den ovalen Tisch, Schwester Luise sagte das Galagebet für besondere Gelegenheiten auf, das dem Lunch römisch drei entsprach:

„Was wir trinken, was wir speisen,
Gabst du, Herr, aus gütiger Hand.
Wolle weiter uns erweisen
Deine Gnade, eh' wir reisen
Heim zu dir ins ewige Land. Amen."

– Sie sollen eine neue Art Sägemehl auf den Markt bringen, wie ich höre, wandte sich die Fürstin zu Friedrich, als wir uns gesetzt hatten. Gustav Heinichen sprach mir davon. Er meint, Obelnow rentiere sich gut?

– Heinichen meint das immer bei den Werken seiner Bekannten.

– Weichen Sie mir nicht aus. Ja oder nein!

– Mittelmäßig, Durchlaucht.

– Nennen Sie Zahlen!

– Etwa zu zehn bis fünfzehn Prozent.

– Das ist doch unter mittelmäßig.

– Ja eben. Heinichen irrt.

– Heinichen ist ein Phantast! Er wollte mir Bernauer Stahlwerke aufschwätzen. Ich sagte ihm: ich unterrichte mich nie so gut wie bei Ihnen. Denn was Sie mir nennen, das kaufe ich ganz bestimmt nie. Haben Sie übrigens gehört, daß Löbichau von dem Juden Rosenberg geschluckt wird? Ich gönne es der Marianne. Sie wird nun einmal lernen, was die Härten des Lebens sind.

– Marianne? Aber wissen denn Durchlaucht nicht, daß sich Marianne gestern mit Rosenberg in aller Stille hat trauen lassen? fragte Friedrich.

– Ist das wahr? schrie die Kaatzenstein.
– So wahr wie unsere Anwesenheit an diesem Tisch. Sie hat durch ein großes gesellschaftliches Opfer ihrem Jungen Haus und Hof gerettet! Man wird sie in unseren Kreisen nicht mehr empfangen — aber man wird sie bewundern müssen.
– Pfui, pfui! Wissen Sie was? Marianne hatte immer diese semitischen Neigungen! Opfer? Daß ich nicht lache! Sinnlichkeit, nichts als Sinnlichkeit! Schwester Sabine: Sie haben sie doch damals gepflegt, als sie das Jagdunglück hatte. Sie müssen doch wissen, daß dieser Rosenberg ihr schon Besuche machte und sogar auf dem Rande ihres Bettes saß.
– Schwester Sabine hat die frühere Gräfin Wehlen gepflegt. Durchlaucht haben meinen Namen einen Augenblick lang verwechselt... Schwester Luise ist mein Name. Aus Wallenbach.
– Dieser Rosenberg soll in Holland fabelhafte Kautschukgeschäfte gemacht haben. Fabelhafte Geschäfte! Er soll den Kaiser heute noch beraten... Ach wissen Sie: wir schicken dem Kaiser dieses Jahr Leberblümchenpflanzen aus unserer Erde. Sie müssen sich beteiligen... Mein Schwiegersohn will sie hinbringen...

Plötzlich, unvermittelt, wandte sich die Fürstin zu mir:
– Haben Sie heute morgen das herrliche Geleitwort von Superintendent Blasius im „Aufrechten" gelesen?
Ich war gerade mit meinem Rehrücken beschäftigt und erschrak fast vor der Nähe der harten, etwas glucksenden Stimme. Ich hob das Gesicht in die Lorgnongläser:
– Im „Aufrechten?" Was ist denn das?
Mechthild wurde bleich, Friedrich verbarg sein Erröten für mich, indem er sein Glas vor das Gesicht hob. Schwester Luise zog mißbilligend die Brauen hoch.
– Sie wissen nicht, was der „Aufrechte" ist? herrschte mich die Fürstin an. Wo kommen Sie denn her, junger Mann?
– Wie wir alle, Fürstin, aus der Mutter Schoß. Der Landschaft nach aus dem Rheinland.
– Aus dem Rheinland? Dann mag Ihnen verziehen sein. Diese pflaumenweichen Westmenschen werden nie begreifen, was der preußische Osten bedeutet.
– Ich glaube, Fürstin, man kann den Spieß auch herumdrehen. Man kann auch sagen, daß der Osten keinen blassen Dunst von unserem weiten Lebensgefühl hat. Bei uns würde Frau Rosenberg, erloschene Gräfin Wehlen, noch empfangen werden.
– Sind Sie judenfreundlich?
– Ich habe keinen Grund, judenfeindlich zu sein.
– Haben Sie Einschlag?
– Nicht im geringsten. Ich bin genau so unsemitisch im Blut wie Sie, obwohl wir beide etwas verdächtige Namen haben. Im übrigen: wie will man heute so etwas noch feststellen? Die Menschheit ist bekanntlich sehr alt, sehr, sehr alt. Viel älter als der älteste Adel.
– Ich habe Ihren Namen nicht verstanden. Wie heißen Sie doch?
– Benrath, Benrath aus Köln.
– Benrath... Benrath... Warten Sie einen Augenblick... Warten Sie einen Augenblick... Und was sind Sie von Beruf?
– Schriftsteller.
– Mein Gott... wie interessant! Mir dämmert etwas... Benrath... Benrath... Ach ja, ich hab's... Sind Sie etwa der Benrath, welcher das ganz entzückende Buch über die Schnepfenjagd geschrieben hat?
Friedrich brüllte aus vollem Halse, Mechthild lachte laut auf und warf sich in ihren Stuhl zurück, Schwester Luise, innerlich entsetzt, wahrte die Würde der Stunde, indem sie gesenkten Kopfes weiteraß.
– Verzeihen Durchlaucht diesen Ausbruch, sagte Friedrich, aber der Gedanke allein, daß unser guter Freund der Verfasser eines Buches über die Schnepfenjagd sein könne, ist für jeden, der ihn kennt, so ungeheuerlich, wie es ungeheuerlich wäre, wenn — na, sagen wir, wenn wir beide, Durchlaucht, zusammen hebräisch redeten.
– Aber ich weiß doch bestimmt, daß ein Benrath ein solches Buch geschrieben hat. Ich habe es doch gelesen! Mathilde Larisch hat es mir geliehen, und ich habe mir Auszüge daraus gemacht.
– Sie haben recht, Fürstin, warf ich ein. Ich weiß, daß es einen Vogel- und Jagdschriftsteller Otto Benrat gibt, übrigens ohne h am Ende, auf das meine Sippe (nicht ich) so stolz ist.
– Sehen Sie, daß ich recht hatte! Sehen Sie! Aber wie heißen Sie denn nun mit Vornamen?
– Ich heiße Clemens Henry. Mein Rufname ist Henry.
– So, so. Aber das ist ja ein englischer Name.
– Ganz recht. Es ist der Name meines Paten und Onkels. Dieser Onkel — der Bruder meines Vaters — ist Engländer.
– Engländer? Dann kennen Sie wohl England? Dann sprechen Sie wohl englisch?
– Aber selbstverständlich! Ich war sogar einmal auf einer englischen Schule.

In diesem Augenblick vollzog sich das Wunder auf Schloß Schönfeld-Wöllendorf: Das welke, überschminkte, überpuderte Gesicht der Fürstin spannte sich, die Iris des listigen grauen Auges bekam einen leichten Glanz, die gekniffenen Lippen blühten ein wenig auf, weil sie sich über den blauweißen Zähnen endlich ein wenig geöffnet hatten, die Waffe des Lorgnons sank klirrend an der goldenen Kette bis fast auf den Erdboden nieder — die ganze Gestalt dreht sich mir zu, und eine fast weiche Stimme sagte zu mir:
– I simply love England! I love the English language, I love to talk English. I'm delighted so speak English with you. It changes me all! It makes me so different from what. I am here in this country...
Eine alte englische Lady aus einem Lustspiel von Wilde hatte zu mir gesprochen. Eine ostdeutsche Fürstin, eine „Aufrechte", eine Judenfeindliche, eine Wilhelminische hatte das Gesicht wiedergefunden, das sie als Erbteil einer englischen Großmutter heimlich hinter ihrem anderen Gesichte trug. Ein Nichts hatte genügt, dieses Gesicht aus seinem Versteck hervorzuzaubern. Die Dame, die sich nun mit mir in eine lebhafte Unterhaltung einließ, hatte völlig vergessen, wo sie war. Sie nahm von ihrer Umgebung keine Notiz mehr, sie sprach englisch mit mir weiter, als ob niemand mehr außer ihr und mir an diesem Tische säße. Sie lachte, lächelte, kokettierte, plänkelte, schlug mir manchmal mit dem Papierfächer, den sie wegen ihrer Blutwallungen im Gesicht immer bei sich trug, auf die Schulter oder die Wange, sie machte zweideutige Anspielungen und fand, daß ich etwas sehr Englisches an mir habe. Es sei ihr sofort beim Eintritt in die Diele aufgefallen, und ihr Instinkt täusche sie niemals, niemals, niemals.
Friedrich und Mechthild saßen wie im Zuschauerraum vor der Bühne, nicht mehr recht wissend, ob sie wachten oder träumten. Schwester Luise, der diese ganze Geschichte doch etwas zu mulmig wurde, bat um die Erlaubnis, gehen zu dürfen. Ihre Arbeit rufe sie.

– Aber gewiß, meine gute Schwester Sabine, sagte die Fürstin, aber gewiß. Ich liebe Menschen, die sich ihrer Pflichten bewußt sind. Und grüßen Sie mir recht schön den Pastor Göbel, hören Sie? Recht schön ...
Schwester Luise knickste wieder mit dem Ischiasbein und verschwand als kleine schwarze Kugel durch die Flügeltür.
– Wir waren gerade bei Ihren Büchern, fuhr die Fürstin auf englisch fort, als Schwester Luise sich aus dem Staube gemacht hatte ... Ich bin trostlos, nie etwas von Ihnen gelesen zu haben ... Welche Art Bücher schreiben Sie denn?
– Ach Fürstin, ein Künstler kann über seine eigenen Sachen schlecht aussagen. Es ist peinlich. Aber wenn es Ihnen recht ist, will ich Ihnen einige dieser Bücher zeigen, die ich gerade da habe. Sie sind in meinem Zimmer. Vielleicht erlaubt uns die Baronin, den Kaffee oben bei mir zu trinken.
Mechthild schrak auf.
– Liebes Kind, sagte die Fürstin, indem sie sich erhob, würden Sie uns erlauben, den Kaffee im Arbeitszimmer Ihres Gastes zu nehmen? Ich liebe die Arbeitszimmer von Künstlern ...
Mechthild sagte leiser als sie wollte — denn Betroffenheit und Angst vor der Fortsetzung dieses Nachmittags drückten ihre Stimme:
– Aber Durchlaucht brauchen doch nur zu befehlen. Selbstverständlich nehmen wir den Kaffee oben ... Es wird uns eine kleine Abwechslung machen.
– Danke, mein Kind. Sie sind sehr gütig. Überhaupt: es ist reizend bei Ihnen, reizend, reizend. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich diese Stunden genieße.
Joseph riß die Flügeltüren auf, und unser Zug bewegte sich langsam gegen die Treppe zu den oberen Stockwerken. Ein feiner Geruch von Holzasche füllte die Luft. Das Gold des Nachmittags drängte an die beschlagenen Scheiben.
– Wissen Sie, sagte die Fürstin, während sie an meinem Arme auf die unterste Stufe trat, ich habe berühmte Künstler in meinem Leben gekannt. Ich habe in den Arbeitszimmern vieler Großen halbe Nächte verplaudert. Ich habe Georg Ebers gekannt, der uns die „Ägyptische Königstochter" geschenkt hat. Wildenbruch hat mir aus seinen Dramen vorgelesen. Anton von Werner hat mich zweimal gemalt. Eberlein hat meine Büste gemacht ...
– Ich fürchte, ich werde Sie dann sehr enttäuschen, entgegnete ich. Denn ich bin sehr verschieden von denen, die Sie mir eben nannten.
– Man soll nicht allzu bescheiden sein, mein Bester, meinte sie, während wir langsam weitergingen ... Ah, es riecht nach Kaffee! Schon der Geruch belebt! Köstlich! Menschen, welche Kaffee nicht lieben, dürfen nicht in meine Nähe. Friedrich, haben Sie noch den prachtvollen Cognac, den ich im Oktober bei Ihnen trank?
– Er wartet auf Euer Durchlaucht ...
– Ah, das ist schön, das ist lieb von Ihnen ... Ar'nt they charming people? flüsterte sie an meinem Ohr, quite charming people?
Als wir an meinem Wohnzimmer ankamen, schlug uns ein milder Sandelduft entgegen. Anton, das kleine Aas, hatte in aller Eile die Räucherkugel in Brand gesetzt und Feuer im Kamin gemacht. Er hatte den Tisch mit den Bildern in einer geradezu herausfordernden Weise hergerichtet und ihn mit Alpenveilchen und Primeln aus dem Gewächshaus geschmückt. Mechthild erbleichte. Friedrich machte „Fju", was er immer tat, wenn ihm etwas allzu „doll" erschien.
– Ah, machte die Fürstin, oh — in welche Welt trete ich ein ... Oh ...
Und schon stand ihr Lorgnon auf den Bildern, die sich im vollen Licht der Fenster dem Blick der Eintretenden boten ...
Langes, wollüstiges Schweigen ...
– Welche köstlichen, sagte die Fürstin, welche köstlichen — sie senkte den Kopf abermals gegen das „Mädchen von Kyrene" und den Apollotorso aus Agrigento, die zuvorderst standen — welche köstlichen Nuditäten ... Haben Sie schon einmal den Besuch des Pastors Muntermeyer aus Wöllendorf hier oben gehabt? Wer ist denn diese entzückende Frau dort mit dem nackten Rücken?
– Eine Freundin aus Paris. Kennen Sie sie nicht? Josephine Baker ...
– Um Gottes willen — die Negerin?
– Aber nein! Bezaubernde Mischrasse ...
– Herrlich! Aber wie kann man ...! Und wer ist dieser nackte junge Mann mit dem Lendengurt?
– Ein javanischer Tänzer, der Prinz Yatawara ...
Ganz leise hatte sich Friedrich, der Ablenker, ein Glas Cognac in der Hand, herangemacht. Die Fürstin hob den Kopf wie aus der Luft eines anderen Planeten ...
– Danke, danke tausendmal, sagte sie und leerte das Glas in einem Zug ... Fabelhaft ... Wo bin ich? Berauschung rechts, Berauschung links ...
– Die Fürstin in der Mitte, ergänzte ich, dem Befehl der Rhythmen gehorchend.
– Aber Henry! rief Mechthild, aber Henry!
– Filou! sagte die Fürstin, während ich sie zum Sofa geleitete ... Sind denn alle Menschen Ihrer Heimat so — wie soll ich sagen — so entzückend ungezogen?
– Alle! Ich bin noch einer der zahmsten. Deshalb hat mich ja auch Friedrich noch nicht hinausgeworfen!

„Vanadis"

Von Hans Sochaczewer (Berlin)

In dem Roman „Vanadis" von Isolde Kurz (Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen) hat es mir ein Satz besonders angetan; ich hebe ihn sogleich heraus, er steht in der Mitte des Buchs, das 640 Seiten stark ist: „Das ist ja eben das Wesen der Liebe, daß ihr alles gefällt, auch das Ungefällige." Diese bemerkenswerte Behauptung, ja, sage ich doch gleich: diese tiefe Wahrheit findet sich in einem Dialog. Vanadis, zu jener Zeit bereits eine aus der Verzauberung geworfene, leidende Frau spricht die Worte, und sie gingen mir in mehr als einer Hinsicht zu Herzen. Ihr Sinn bestimmt das Leben. Ihr Sinn bestimmt den schöpferischen Geist, die Dichtung, den Dichter. Ihr Sinn wird

dem Betrachter dieses bedeutenden Buchs gut zu Hilfe kommen. Hört sich das an, als bedürfe es hier der Liebe, um etwas Ungefälliges zu loben? Aber ich nannte soeben, und das schließt ja wohl ein Mißverständnis aus, das Werk der Isolde Kurz bedeutend. Es ist nur so, daß man erfüllt sein muß von der Überzeugungskraft eines poetischen Werkes, um kritische Zergliederung für überflüssig und schädlich zu halten. Ich habe „Vanadis" vor mehreren Monaten gelesen, und ich habe, ehe ich diese Zeilen schrieb, den Roman zum größten Teile abermals gelesen. Inzwischen ist dem Buch ein sehr guter Erfolg rechtens beschieden worden; wie denn überhaupt mit großer Freude festgestellt werden kann, daß in dem eben abschließenden Winter die künstlerische Leistung mehr Anerkennung gefunden hat beim Publikum als in den Jahren zuvor: daß Hans Carossas „Gion" und eben die „Vanadis" der Isolde Kurz die höchsten Auflageziffern unter den Romanen erzielen konnten und nicht jene Machwerke, die ihr Eintagsleben mit Geschrei verkünden, beweist es.

Sehr wohl kann man, warum es verschweigen, Einzelheiten von „Vanadis" nur unlustig betrachten; es gibt da Sätze, und ich mag sie nicht zitieren, die sowohl dem Geist als der formalen Leistung der Dichterin arg widersprechen; Entgleisungen in eine Sentimentalität, die nicht etwa durch leicht übertreibende Empfindsamkeit peinlich berührt, sondern freilich schon durch eine mißtönende Ausdrucksart und Haltung verletzt. Ich denke da insbesondere — doch es gibt noch andere Stellen — an die Unterredung bei der Werbung eines unerwünschten Freiers. Damit ist alles, was gegen das Werk „Vanadis" zu sagen blieb, ausgesprochen. Das Buch ist aber unserer Anteilnahme nicht allein, es ist unserer Liebe so gewiß, daß selbst der kritische Einwand mit aller Zurückhaltung gemacht wird.

Otto Ernst Hesse, der eine kleine Schrift über Isolde Kurz veröffentlicht — als „Dank an eine Frau"; im gleichen Verlag —; wir danken Hesse auch eine schöne Würdigung des Dichters Carossa; Otto Ernst Hesse nennt in seinen freundschaftlichen Sätzen den Roman „Vanadis" einen „weiblichen Wilhelm Meister". Ich bin ein Gegner der heute beliebten Methode, in den Vergleichen, die ohnehin oft anfechtbar sind, zu hoch zu greifen. Auch das Wort von Otto Ernst Hesse möchte ich nicht unterschreiben. Wenigstens aber weist diesmal der Vergleich in jeder Weise in die rechte Richtung.

Das Werk der heute 78jährigen Isolde Kurz, in unseren rauhen Tagen geschrieben, spielt in der Vergangenheit, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; aber der Einfluß der ersten Hälfte ist spürbar und wird auch durch den Vater der Vanadis, den Professor Folkwang, das Wesen der alten Germanen beschworen: das Zeitalter der großen Deutschen, sie heißen nun Goethe, Ranke,



Isolde Kurz liest vor
Zeichnung von B. F. Dolbin

Grimm oder Alexander von Humboldt, dieses Zeitalter bleibt wirksam in dem Roman. Daß man nicht denke, ich wolle „Vanadis" ein abhängiges Werk nennen; wohl aber gilt das Goethe-Wort: „Was einem angehört, wird man nicht los, und wenn man es wegwürfe."

Isolde Kurz ist zu einer Zeit aufgewachsen, in der das Werk der deutschen Klassiker im deutschen Bürgertum die innigste Geltung besaß, und der Vater der Dichterin, der Schriftsteller Hermann Kurz, war ein 19jähriger Jüngling, als Goethe starb. Das sind nicht nur Daten, das sind Beziehungen. In einer so umfangreichen Lebensgeschichte, wie „Vanadis" sie darstellt, sind sie von

großer Bedeutung. „Vanadis", nebenher und äußerlich ein Liebes- und Familienroman, zudem ein Stück Autobiographie, ist der Roman des Bürgertums im letzten Drittel des verflossenen Jahrhunderts. Einer Zeit somit, in der sich das Bürgertum so sicher und auch selbstbewußt fühlte wie nie zuvor und kaum je danach, denn nach der Thronbesteigung Wilhelms II. besaß der Adel bereits wieder dem Bürgerlichen gegenüber eine Vorzugsstellung, die weit über den Wirkungskreis von Armee und Staatsämtern hinausreichte. Das gesicherte bürgerliche Zeitalter steht auf im Roman „Vanadis". Absichtslos, wie hinzugesetzt werden muß, völlig unbetont. Der Besitz der Besitzenden ist ausreichend für eine behagliche Lebenshaltung; ausschweifend groß sind weder die Vermögen noch die Ansprüche. Eine Reise nach Italien, andere Länder kommen für den gebildeten deutschen Bürger kaum in Betracht, das gleicht noch einer Reise in die Träume. Die italienische Reise von Goethe ist Maßstab; Burckhardt schreibt zwar seit langem, ist aber noch keineswegs ein Begriff; 1860 erschien die „Kultur der Renaissance". Im gleichen Jahrzehnt beginnt die Handlung des Romans „Vanadis". Man besuchte damals Italien, als führe man noch mit der Postkutsche; und man fand vor das Italien, wie es uns Ferdinand Gregorovius in den „Wanderjahren" und, später, in den herrlichen „römischen Tagebüchern" geschildert hat. Diese deutsche Sehnsucht nach dem italienischen Süden ist in dem neuen Buch der Isolde Kurz; die Dichterin lebte lange Jahre in Italien. Auch diese Sehnsucht wurde im wilhelmischen Zeitalter abgebogen; eine weitere Welt zugleich eröffnet.

Zu der Epoche, die Isolde Kurz schildert, gehört es, daß die Heranwachsenden einem edlen Dilettantismus verfallen. Sie bilden sich. Aber sie bilden sich nichts ein. Ihre Verse veröffentlichen zu wollen, ihre Bilder auf Ausstellungen zu schicken, das käme ihnen nicht in den Sinn. Bescheidenheit setzt dem kindlichen (und elterlichen) Bestreben die nötige Grenze. Die Beschäftigung mit der Kunst, das ist Erhebung aus dem Alltag; mag im Grunde die Leistung dieser Malerei nicht ernster zu nehmen sein als eine Handarbeit, so ist der Drang doch löblich, weil und solange er nicht verkennt, daß er nicht anders zu werten sei als ein Gesellschaftsspiel geistiger Art. Ein einziger dieses Romans „Vanadis", ein Jüngling halb unbürgerlicher Herkunft, ist in Wahrheit ein Künstler. Ihm wird nicht so leicht geglaubt, und an ihn wird nicht geglaubt. Er hat zu kämpfen wie nur der Künstler zu kämpfen hat. Gefälliges weiß er nicht sogleich zu bieten; die Mühelosigkeit des gebildeten Müßigen ist nicht seine Sache; er kann nicht überzeugen durch Arbeiten, die leichter Zustimmung sicher sind. Er regt auf, er verstimmt; man wird ihn früher hassen als verstehen lernen. Isolde Kurz bringt diesen Knaben, diesen Jüngling, diesen Mann in Gegensatz nicht nur zu der Familie Folkwang, in der er aufgewachsen ist; auch zu einem Pseudokünstler, an dem alles Aufmachung ist, der allen Mangel mit salopper Haltung deckt. Samtmütze gegen Können; kein Zweifel, daß die Samtmütze bestechender ist als das in der Form unsichere Talent eines Werdenden.

Vanadis, die Tochter des Professors Folkwang, das schöne Kind, das bewunderte Mädchen, die schöne Frau, von allen geliebt, von vielen angestaunt, wird von Isolde Kurz mit einem Aufwand an Begeisterung geschildert, die nahezu übersteigert wirkt. Gewiß fehlt es der Welt niemals an Geschöpfen, denen alle Neigung zufällt. Ihnen gegenüber bedarf es aber kaum so kräftiger Betonung ihrer Eigenschaften, vor allem nicht ihrer äußeren Reize; die sind da, die wirken, ohne daß man ihrer zu oft erwähne; auch die Umgebung wird davon Abstand nehmen. Vielleicht wünschte Isolde Kurz die Schilderung ihrer Heldin in etwas starken Farben zu halten, um den Kontrast zu dem Leid, das ihr vorbehalten ist, zu vertiefen. Denn dieses Wesen, das ausgestattet und bestimmt scheint, ein Leben voll irdischen Glücks zu genießen, wird von Verzweiflung zu Ermüdung und von der Ermüdung zum frühen Untergang geführt. Wem ihre Liebe gehört, der wird nie mit ihr verbunden; und der Mann, in den sie mit allen Sinnen verliebt ist, hier soll sich Schönheit zu Schönheit und weibliche Entschlossenheit zu männlicher Kraft finden; der Mann, mit dem sie sich, hingerissen, unvorbereitet im tiefsten, erschüttert und überzeugt, verlobt, der fällt in einem Überseegeplänkel, und fortan ist Vanadis eine andere. Für Weisheit freilich ist sie noch zu jung; für Ergebenheit und Resignation nicht. Alles, was sie nun tut, geschieht aus Gründen. Die holde Zwecklosigkeit ist vertan.

Ihre Geschwister erleben Leiden. Ihr Vater, der Mythenforscher, ein leicht verstiegener, aber ein hoher Geist, verfällt dem Wahn; ein undichterischer Hölderlin, aber auch er ein beschwingter Deutscher, muß er viele Jahre in einer Anstalt verbringen, im Briefwechsel mit Toten, in klugen oder wirren Aufzeichnungen, in verrieselndem Denken. Den Künstler, den Pflegling der Familie Folkwang, erkennt Vanadis zutiefst. Ihm gehört ihre Liebe, aber es ist eine verzweifelte Liebe, denn dem alternden Freunde des Hauses, dem Ästheten, dem Vater des jungen Bildners hat sie sich vermählt. Ich wünsche nicht, von der romanhaften Verknüpfung dieser Erzählung „Vanadis" im einzelnen zu sprechen. Die Fabel, wahrlich, ist bunt genug. Die Begebenheiten sind zahlreich; so ermüdet und verbittert der Lesende nicht unter der Last der Kümmernisse dieser Lebensschicksale. Und es sind vieler Menschen Schicksale gezeichnet; allen Personen wissen wir uns rasch zugehörig. Die Sprache der Dichterin Isolde Kurz ist klar und wahrhaftig. Der Sinn dieser Erzählerin ist es auch. Ihre Überlegenheit tritt anspruchslos auf, und ihre Kenntnis menschlicher Beziehung, menschlichen Irrens, ewiger Wünsche bezeugt sie unaufdringlich und gütig.

Wie sollte es somit dem Werk „Vanadis" an unserer Liebe fehlen?

Hermann Keyserlings südamerikanisches „Reisetagebuch"[1]

Von Richard Müller-Freienfels (Stettin)

Zuweilen werden einige Denker wie Sokrates, Spinoza, Kant als philosophische Idealgestalten deshalb gepriesen, weil sie ihren Wohnort kaum verlassen und gleichsam aus ihrem eigenen Innern ein Universum aufgebaut hätten. Man vergißt, daß es daneben auch einen anderen unverächtlichen Philosophentypus gegeben hat, zu dem unter vielen anderen Plato, Leibniz, Schopenhauer gehören, die recht weit in der Welt sich umsahen und aus der Vielheit der sich bietenden Perspektiven mancherlei Gewinn für ihr Denken gewannen. Bekennt doch auch Goethe von sich, er habe erwandert, was er nicht erlernt habe. Dies Er-wandern, das Bereisen der Erdoberfläche hat kein Philosoph in so großem Stil betrieben wie Graf Keyserling, der die moderne Verkehrstechnik wie kein zweiter in den Dienst des Geistes stellt und sozusagen in Kontinenten denkt. Ähnlich wie Spengler mit Siebenmeilenstiefeln die Zeit durcheilt und mit Jahrtausenden umspringt wie mit Schachfiguren, so durchschweift Keyserling den Raum und rückt Länder und Erdteile zusammen wie Dominosteine. Sein „Reisetagebuch eines Philosophen" war nicht zu Ende, nachdem er über Indien, China und Nordamerika wieder nach Hause zurückgekehrt war: in seinem „Spektrum Europas" schrieb er das Tagebuch zahlreicher europäischer Reisen, in seinem Amerikabuch rollte er abermals, mit beträchtlicher Vertiefung, das Problem der Vereinigten Staaten auf, und in seinem neuesten Buch entdeckt er für sich und die Philosophie Südamerika. Richtiger gesagt: er erfaßt (wie er gern Menschen als „Sinnbilder" sieht) Südamerika und die Südamerikaner als „Sinnbilder".

Denn, um es gleich zu sagen, diese „Südamerikanischen Meditationen" sind nicht ein Reisebuch im üblichen Sinn mit Landschaftsschilderungen und bunten Bildern aus dem Menschenleben. Alles das taucht nur schattenhaft im Hintergrund auf, und, wo Landschaften oder menschliche Gestalten oder Anekdoten (es gibt deren einige ausgezeichnete) vorgeholt werden, so geschieht es doch nur um des sinnbildhaften Gehalts. Denn das ist das echt Philosophische in Keyserlings Betrachtung, daß er hinter dem Einzelnen stets das Allgemeine sieht, daß er in dem ethnographisch Eigenartigen stets nur die besonders markante Ausprägung von Tatbeständen erblickt, die immer und überall vorkommen. Vielleicht kann man zweifeln, ob das, was Keyserling als „Südamerika" im allgemeinen oder als Argentinien, Brasilien, Chile im besonderen schildert, im geographischen Sinn völlig „richtig" sei; es wird wenig Men-

[1] „Südamerikanische Meditationen". Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1932.

schen geben, die hier urteilsberechtigt sind. Zweifellos machen manche der Typisierungen der südamerikanischen Einzelvölker zuweilen den Eindruck des Gewaltsamen. Aber, so paradox es klingen mag, darauf kommt es gar nicht an. Alle Typisierungen vergewaltigen das Individuelle, und hier kommt es nicht auf die Individualität, auch nicht die von Völkern an, sondern Keyserling spricht letztlich gar nicht vom Südamerikanischen als geographischem Begriff, sondern vom Südamerikanischen als psychologischem, soziologischem, philosophischem Begriff; er spricht vom Südamerikanischen in uns allen, jener Form der Möglichkeiten des Menschen, die just in Südamerika am prägnantesten ausgeprägt ist. Wie die moderne Psychiatrie uns Nervenleidende und Geisteskranke vorführt und uns erkennen läßt: „Das bist du!", „Züge, die in dir selbst liegen, sind hier nur kraß und krankhaft hervorgetrieben", so geleitet uns Keyserling durch Südamerika, stellt uns die dortigen Lebensformen in all ihrer Fremdheit und Absonderlichkeit dar und zeigt uns doch in kühler Überlegenheit ebenfalls: „Tat twam asi", „das bist du!" Wenigstens: „Das ist auch in dir!" Und gerade diese Betrachtungsweise macht sein Buch so beziehungsreich und gibt ihm eine Tiefe, der gegenüber alle anderen Reiseschilderungen als oberflächlich wirken müssen.

Dabei ist das Buch Keyserlings keineswegs ohne Lokalkolorit. Nietzsche war wohl der erste, der bei seinem Philosophieren das landschaftliche Klima miterleben läßt, aus dem seine Gedanken erwuchsen. Das geschieht auch bei Keyserling. Dies Buch empfängt den Leser wie ein tropischer Urwald, und in tropischer Fruchtbarkeit quellen hier Bilder, Ideen, Visionen auf, großartig und beengend zugleich. Die Welt, die sich hier eröffnet, ist nicht ein wohlabgezirkelter Garten wie bei rationalistischen Philosophen der Barock- und Aufklärungszeit; es ist eine irrationale, untergründige, unheimliche Welt, wo Riesenschlangen oder Giftvipern über den Weg huschen, gefährliche Sümpfe mit giftigen Insekten lauern und auch die Menschen von einer ganz ungeistigen Animalität sind. Und gerade auf diese Dinge stellt Keyserling seinen Blick ein. Seine Hauptentdeckung in Südamerika oder an Südamerika ist das Irrationale, das hier in der Tat in ganz überraschender Weise klargelegt wird. Der Begriff des Irrationalen ist ja beinahe ein Modewort unserer Zeit und vielleicht darum so beliebt, weil es für die meisten ein ganz amorpher Begriff ist, bei dem sich ein wenig von allem denken läßt. Was Keyserling über diesen Begriff schreibt, ist nicht bloß begrifflich gedacht und als logischer Gegensatz vom Rationalen entwickelt, es ist erlebt, gefühlt, geschaut und sicherlich das Beste, was über dieses schwierige Thema geschrieben ist, wobei ich meine eigenen Bücher nicht ausnehme. Vielleicht lassen sich diese Probleme überhaupt nicht begrifflich und systematisch behandeln, sondern nur so, wie es Keyserling selbst tut: als Bild, Gestalt, Landschaft, Mythus symbolhaft. Daher ist die krause, lianenhaft verschlungene Weise der Darstellung, die zunächst verwirrt und berauscht, doch wohl die dem Thema angemessenste. Strengere Systematik wäre Beschneidung, Verdünnung, Verarmung.

Bildhaft zu verstehen sind daher die einzelnen Aspekte, unter die Keyserling sein Thema rückt, so gleich im Anfang die Feststellung, daß Südamerika der Kontinent des dritten Schöpfungstages sei. „Das ist die Schicht, in der zuerst sich das Leben, wie wir es nacherleben können, der trägen Proté Hyle entrang ... Dort ist Urerlebnis die Erde im Menschen, nicht der Geist in ihm." Urausdruck dieser Welt ist das Kaltblut, und in der kaltblüterhaften Welt des Südamerikaners ändern daher alle Werte ihren Charakter. Indem sich Keyserling in diese Welt einlebt, erscheint ihm das geistbedingte Europäertum in einem völlig verwandelten Licht. Großartig ist vor allem, wie sich aus dieser Perspektive des Untergeistigen heraus der Krieg ausnimmt, ausgezeichnet besonders, was über den modernen Krieg gesagt wird. Auch was da über Politik als Unterweltsangelegenheit steht, ist höchst originell, wie überhaupt Keyserlings Blick wie ein Scheinwerfer dunkle Dinge plötzlich ins Licht hebt.

Durch drei Begriffe vor allem wird die südamerikanische Kultur gekennzeichnet: Gana, Delicadeza und Traurigkeit. Gana, das ist die von innen her drängende, unbewußte Urkraft, über die das Bewußtsein keine Macht hat, Urgewalt und Ohnmacht in einem, bindend gleich der Schwerkraft. Die Bindungsform dieser Ganawelt aber ist die Delicadeza, eine Feinempfindlichkeit wesentlich

ästhetischen Charakters. (Glänzend dabei, was über den Unterschied zwischen Schönheits- und Wahrheitskulturen gesagt wird.) Daraus folgt, daß die Ordnung des südamerikanischen Lebens wesentlich emotional ist; das heißt, daß sich diese emotionale Ordnung mit dem deckt, was „Seele" genannt wird, Seele, die Keyserling zwar nicht als „Widersacher des Geistes", aber als durchaus erdhaft, unmetaphysisch faßt. Von hier aus gesehen offenbart sich die Enge und Falschheit des üblichen Erkenntnisbegriffs, der gefühlsfernen Logik. Gerade dies Kapitel über die „emotionale Ordnung" ist überaus aufschlußreich in bezug auf das Irrationale, hier ergibt sich eine Umwertung unserer intellektualisierten Wertsystematik, die allen Fortschrittsphilistern höchst unbequem sein muß und doch stets bestand, wie das Ewig-Weibliche neben dem Ewig-Männlichen bestand. Als drittes Charakteristikum der südamerikanischen Kultur nennt Keyserling die „Traurigkeit", der er ein eigenes Kapitel widmet, das jedoch am wenigsten überzeugt. Glänzend, wenn auch vielfach zum Widerspruch reizend, sind wieder die beiden letzten Kapitel, die den „Einbruch des Geistes" schildern, und zuletzt, in dem Abschnitt „Divina Commedia", das Schauspielhafte alles geschichtlichen Lebens enthüllen und den Sinn des Weltprozesses, wenigstens für den Menschen, in der Durchgeistigung finden.

Mit alledem ist freilich nur die Richtung des Keyserlingschen Gedankengangs gekennzeichnet; aber vielleicht liegt der größte Reiz seiner Darlegungen in den Seiten- und Umwegen, zu denen er beständig ausbiegt. Keyserlings Ideen sind nicht ruhig brennende Lampen, mit denen sich Studierzimmer behaglich erhellen lassen, sie sind unruhig glitzernde Lichter, die wechselnde Strahlen nach allen Seiten aussenden und nur ahnbare Dinge in Helldunkel aufglühen lassen. Eine sogenannte Inhaltsangabe faßt daher gerade den eigentlichen Inhalt oder Gehalt nicht. Dies Buch spricht von einem Kontinent und ist doch ein Weltbuch, wobei es nicht verschweigt, daß diese „Welt", auf die es abzielt, mehr des Unbekannten als des Bekannten enthält. Was jener Skalde bei Ibsen sagt, daß die ungesungenen Lieder schöner seien als die gesungenen, das gilt mit den nötigen Änderungen auch von der Philosophie, daß die ungelösten und vielleicht unlösbaren Probleme lockender sind als die gelösten. Und es gibt in Keyserlings Buch viel von solch lockendem Ungelösten. Das Schönste an dem ganzen Werk aber scheint mir die Freiheit, mit der dieser geistige Mensch dem Ungeistigen in der Welt gegenübersteht, eine vielleicht zuweilen spielerische, aber doch stets beglückende Überlegenheit. Keyserling reizt oft zur Diskussion und entzieht sich ihr zugleich durch seine proteushafte Wandlungsfähigkeit, der kein Aspekt der Welt genug tut und die doch beständig neue und verlockende Aspekte der Welt gegenüber findet.

Ich gestehe, lange nichts so Weites und Freies gelesen zu haben. So geistvoll das Buch geschrieben ist, so ist es doch in einmaligem Lesen nicht auszuschöpfen. Aber gerade das zeugt für seinen Reichtum. Ich jedenfalls werde dies Buch noch öfter lesen und bin überzeugt, daß sich dann der Eindruck immer mehr vertiefen wird.

Väter und Söhne

Von Rudolf G. Binding (Buchschlag)

„Lieber Vater" —. Briefe berühmter Deutscher an ihre Väter erscheinen in einem Band, der sich „Lieber Vater" nennt (Ernst Rowohlt, Berlin, herausgegeben von Paul Elbogen). Man muß gestehen, daß es vielerlei Arten berühmter Deutscher gibt und daß eine einbändige Auswahl aus dem unergründlichen Meer von Briefen etwas von dem Versuch an sich hat eine Danaidenarbeit zu leiste, num darin ein Greifbares, Sichtbares und Sinnvolles ans Licht zu stellen. Von Luther bis Zeppelin sozusagen schreiben Deutsche von Rang, Geist und Namen einige vom Herausgeber mit großem Bedacht und sicher sehr guten Gründen ausgewählte Briefe an ihre Väter. — Es liegt nicht an dem Herausgeber, nicht an den Briefschreibern, nicht an Söhnen oder Vätern, daß so etwas mißglückt. Man mag mir vorwerfen, daß es an mir liegt: Ich habe, so kann man sagen, kein Organ für

Eine Manuskriptseite von Henry Benrath

Aus dem Roman „Ball auf Schloß Kobolnow" (Originalgröße)

334

– Nicht nur eines, sondern mehrere. Erstens: was nennen Sie den wahren Charakter einer Beziehung? Verwechseln Sie Grundstoff und Art seiner Äusserung? Derselbe Grundstoff kann sich verschieden äussern, und wir sind durchaus nicht darüber Herr, wie er sich heute und wie er sich morgen äussert. Es giebt unerwartete Steigerungen, völlig unberechenbare – und ebensolche Abschwächungen. Also: wenn Michael und Blanche es für gut befunden hätten, sich heute nacht in einem sehr gesteigerten Grad zu begegnen: was würde das an dem Verhältnis beider zu-[illegible]

[illegible] was an dem Verhältnis beider zu Laura
Lagosh ändern? Zweitens: wollen Sie sich irgend ein Recht zuerkennen, eine Beziehung, die Sie mit einem menschlichen Wesen haben, als Richtlinie aufzustellen für die Beziehungen, die dieses gleiche Wesen mit Dritten hat?
Sodann: ~~Sie~~ nennen Sie „Getäuschtwerden" ein Verschweigen von Dingen, die man in unserer Welt zwar nicht häufig zu tun, aber doch nicht gerade auszusprechen pflegt? Müssten Sie sich nicht sagen lassen, dass Sie Grundfragen der menschlichen Natur nach einem überlebten, innerlich unwahren Kanon bemessen, solange Sie die ~~die~~ von mir vorgebrachten Argumente

Auswahl, Blütenlesen, Potpourris. Ich glaube, daß es an viel tieferen Gründen liegt. Es liegt daran, daß Briefe an Väter — gerade mit den Belastungen, die das Verhältnis Vater und Sohn in einer bestimmten Zeit oder zwischen bestimmten besonders gearteten Menschen hatte — zwar wahrscheinlich immer ehrliche, aber doch vielfach gehemmte, von Rücksichten, Vorsichten, Abhängigkeiten, Wünschen, Liebenswürdigkeiten, Verehrung unwillkürlich beeinflußte, ja diktierte Äußerungen sind. Das Verhältnis Vater und Sohn spricht viel zu sehr und läßt oft den Menschen nicht zum Menschen sprechen.

Man wird sagen: das sei ja gerade die Absicht des Herausgebers und er selbst möchte natürlich Briefe unter diesem Licht oder Schatten, dieser Hemmung, dieser Erwartung, diesem Vertrauen, diesem Glauben, dieser Verehrung herausstellen — aber ein solches Unternehmen ist nicht mit zwei bis drei Briefen, die von jedem beigetragen werden, zu leisten. Der Leser kann keinen Einblick gewinnen oder: er gewinnt nichts als einen Einblick. Man verläßt diese schöne Absicht nicht mit Bildern von Menschen, nicht mit Umrissen, mit bestimmenden großen Zügen, sondern mit dem Eindruck ungleichwertiger weniger Linien oder sogar nur von Einzelheiten, denen der sichere Bezug auf die beiden Menschen fehlt, deren Verhältnis wir zu erblicken hoffen. Ausgezeichnete kleine Abrisse und Aufrisse über die äußeren Beziehungen und den Charakter der Väter, übrigens auch ihre oft sehr aufschlußreichen Bildnisse wollen da helfen. Aber sie vermögen es nicht. Man kann eine Auswahl aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe machen: Man braucht nicht alle Briefe, weil man Schiller und Goethe immerhin in ihrem Verhältnis schon kennt. Aber man kann nicht die Beziehungen von 50 Deutschen, Vätern und Söhnen, in die Lineatur von zwei bis drei Briefen bringen, die der Sohn an den Vater schreibt.

„Die Beziehungen zwischen Vater und Sohn waren bei aller Intimität im Grunde kühl." Diese Worte stehen am Schluß des Abrisses über Walter Rathenaus Vater. Sie könnten über vielen Beispielen stehen. Die Beziehungen sind im Grund kühl, im Grund liebevoll, im Grund verehrend, im Grund rücksichtsvoll, im Grund so und im Grund so. Sehr oft sind die Briefe aus dem offenbaren Wunsch geschrieben, Gedanken niederzulegen, sich zu geben wie man ist. Aber fast nie weicht der Schatten ganz. Die helle lichte Sonne des Spontanen liegt nicht über dieser von Blut und Herkommen überwölkten Landschaft. Der Leser kapituliert nicht.

Briefe bedeutender Menschen werden nicht dadurch anziehend, daß sie an Väter gerichtet sind. Das Private gerade — was ihr Reiz und ihr Vorzug sein soll — wird ihr Nachteil. In den wenigen Beispielen, die die Anlage der Sammlung für den einzelnen Briefschreiber zuläßt, kann das Entscheidende selten mitgeteilt werden. Das Leben umfließt diese Briefe nicht, erläutert, rechtfertigt, wärmt, nährt sie nicht. Man bedauert das. Man erfährt reizvolle, vielleicht rührende Züge, ohne bemerken zu können, wie reizvoll und rührend sie sind. Wunderbar das Verhältnis von Schleich Vater und Sohn. Dort ist alles klar, weil alles spontan ist. Will man aber etwa auf Helmholtz aus einer Briefstelle schließen, die ich hier anführe? Er schreibt an seinen Vater: „Du hast vollständig das Recht, anzunehmen, daß, wenn Du es so gut machst, als Du es eben bei Deinen noch vorhandenen, und immer nicht geringen Kräften gemächlich machen kannst, die Behörden allen Grund haben, zufrieden zu sein, und weder Du selbst noch irgendein anderer hat das Recht, mehr von Dir zu verlangen." Ich glaube nicht, daß Helmholtz für sich so dachte. Und was beweist dann der Brief? Da diese Stelle unter den paar mitgeteilten Briefen zu gewichtig wird, fühlt man die Unzulänglichkeit auch der übrigen. — Und so — unvermeidlich — oft.

Ilja Ehrenburg

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Ilja Ehrenburg, Jahrgang 1891, ist heute ein repräsentativer Erzähler des neuen Rußlands. Aber er begann als Lyriker. Und die Lyrik dieses Kindes jüdischer Eltern hatte eine katholisch-mystische Haltung.

Er besucht das Gymnasium, fünfzehnjährig wird er daraus wegen politischer Betätigung relegiert — 1905 war er aus dem Elternhause ausgerückt und hatte im moskauer Arbeiterviertel Barrikaden gebaut. Das Jahr 1908 sieht ihn im Gefängnis, dann verläßt er Rußland. Er lernt erst Paris, dann ganz Westeuropa kennen. Nach acht Jahren kehrt er heim und begegnet, 1917, in der Ukraine und auf der Krim dem weißen Terror. Im Kaukasus, auf dem Weg nach Mittelrußland, droht ihm die Gefahr, von den Weißen erschossen zu werden, als Gegenrevolutionär verdächtig, wird er einmal von den Roten eingesperrt. Später organisiert er Theateraufführungen u. a. als Regisseur eines Kindertheaters, hält er literarische Vorlesungen, aber er ist auch als Bibliothekar, diplomatischer Kurier und Assistent eines Tierbändigers tätig. Seit 1921 lebt er teils in Moskau, teils in Paris.

Diese biographischen Daten — dem Nachwort der Anthologie „30 neue Erzähler des neuen Rußland" (Malik-Verlag, Berlin) entnommen — sind für die Werke dieses Autors recht aufschlußreich: Ehrenburgs Einstellung zur russischen Revolution ist immer etwa die eines religiös erweckten Bürgersohns geblieben. Die kommunistische Heilslehre bedeutet ihm zunächst mehr etwas Allgemein-Menschliches als etwas Politisch-Dogmatisches. Durch seinen Drang zum Abenteuer lernt er die Wirklichkeit kennen. Der Roman, der den Autor berühmt macht, hat das religiöse wie das abenteuernde Moment sogar schon im Titel „Die ungewöhnlichen Abenteuer des Julio Jurenito und seiner Jünger."[1] Es ist noch etwas vorrevolutionäre nihilistische Verzweiflung darin, die sich in Narrentum rettet. Auch mit seinem Judentum setzt sich Ehrenburg in diesem Buch auseinander, mit überlegenerer Ironie in dem Roman „Das bewegte Leben des Lasik Roitschwanz". Judentum und Bolschewismus sind für Ehrenburg nicht zwei Dogmen, über deren Vereinbar- oder Nichtvereinbarkeit er sich den Kopf zerbrechen muß; für den Revolutionär bedeutet die jüdische Religion nicht viel mehr als jene vage Religiosität, die den Emanzipierten zum Weltverbesserer machte; den Juden, der außerhalb der Revolution steht, beurteilt er lediglich nach seiner Gegnerschaft oder Schädlichkeit der Sowjetrepublik gegenüber, ihr Judentum ist ein Farbstrich mehr zu ihrer Charakterisierung — wie das Schiebertum des „Michail Lykow" nur eine Spielart des vitalen Menschentypus ist, den Ehrenburg zum Helden seines gleichnamigen Romans macht.



Ilja Ehrenburg
Zeichnung von B. F. Dolbin

Die Lyrik des jungen Ehrenburg war, wie eingangs erwähnt, katholisch-mystisch orientiert. Noch sein Roman „Die Liebe der Jeanne Ney" ist ein religiöses Buch. Es ist die zwingende Liebe zwischen Weib und Mann, wenn Jeanne Ney darüber

[1] Die Werke Ehrenburgs sind mit Ausnahme des „Lasik Roitschwanz" (Rhein-Verlag, Basel) und der „Gasse am Moskaufluß" (Paul List, Leipzig) im Malik-Verlag, Berlin, erschienen.

hinwegkommt, daß ihr Geliebter, der kommunistische Agitator, in den Revolutionstagen ihren Vater niedergeschossen hat. Es ist christliche Liebe, wenn Jeanne sich überwindet, dem Mann zu verzeihen, der sie zur eklen Hingabe zwang, als Preis für das Leben des unschuldig verurteilten Geliebten, und durch seinen Wortbruch die Rettung des für seinen Mord büßenden Andrew unmöglich machte. Christliche Liebe — eine Terminologie, die sich der Verfasser wie die christliche Kirche verbitten würden, und doch ist es so: der weltliche Eros hat die Französin zu dieser mystischen Liebe erweckt, der das Schicksal so sinnlos mitgespielt hat, wie es nur in der gottlosen Welt möglich ist; denn Gott ist nur da, wenn der Mensch bereit ist, auf die Gnadenbotschaft zu hören, so oft (oder so selten) sie verheißen wird.

Zwischen Moskau und Paris bewegt sich Ehrenburgs Leben. Ein abenteuerliches, der Welt zugewandtes Leben. Rechtfertigt diese Welt nicht die neue Weltordnung, die man in Rußland begonnen hat? Es gilt, nur diese Welt zu zeigen und die Hintergründe aufzudecken, von denen aus sie regiert wird. Wozu war man Regisseur eines Kindertheaters? Um zu lernen, wie man politisch Unmündigen Weltanschauungsunterricht gibt. Ihr habt alle gewiß schon ein Auto gesehen. Aber wißt ihr auch, daß solch ein Auto eine Welt für sich ist, ein Mikrokosmos, in dem sich der Makrokosmos spiegelt? Ich schreibe euch „Das Leben der Autos". Ist diese „Autobiographie" nicht eins der amüsantesten Bücher, die jemals geschrieben worden sind? Ich erzähle euch die Geschichte des Autos von der Wiege (nach der französischen Revolution!) bis zum Grabe — der menschlichen Seele. Und ihr werdet sehen, daß hier eins der ernsthaftesten Themen der Zeit abgewandelt wird, die Mechanisierung des menschlichen Daseins und die Herrschaft der Maschine als Keim zu neuen Kriegen.

Ihr habt alle schon einmal ein Zündholz in der Hand gehabt. Aber was wißt ihr von der Größe des Reichs des schwedischen Zündholzkönigs? Es reicht vom Bettler, der euch bittet, ihm eine Schachtel Schwedenhölzchen abzunehmen, bis zu den großen Espenwäldern von U.S.S.R. Was sind heute politische Grenzen? Das Wirtschaftsmonopol für alle Länder ist die wahre Macht. Nur die Russen wollen „Sven Olsen" das Zündholzmonopol nicht übertragen. Da muß man eben eine Einheitsfront gegen Rußland schaffen, es geht um „Die heiligsten Güter"! Aber Napoleons Fall begann in Moskau, und auch der Schwedenkönig Karl XII. ist an Rußland gescheitert. So ergeht es auch dem Wirtschaftsnapoleon unserer Tage, so geht der Zündholzkönig unter. So sehen die Heldenkämpfe, die Heldenleben von heute aus.

Sie waren bestimmt alle schon oft im Kino. Sie haben vielleicht auch über die künstlerischen Probleme des Films nachgedacht. Aber wissen Sie auch, daß der Film als Kunst erst (und jetzt: nur dann) möglich ist, wenn er sich von den Fesseln der Industrie befreit? Sie müssen erkennen, daß das laufende Filmband am laufenden Band hergestellt wird. Man fabriziert Träume. „Die Traumfabrik" ist dazu da, daß niemand am Schlaf der Welt rührt. Der Film als Geschäft — das ist schließlich nicht neu. Der Film als politisches Machtmittel — das war so einleuchtend noch nie dargetan; denn Ehrenburg erzählt nicht vom „Panzerkreuzer Potemkin" und vom „Sturm über Asien", sondern von den Filmunternehmungen derer, denen es darum zu tun ist, die Welt dumm zu erhalten.

„Das Leben der Autos", „Die heiligsten Güter", „Die Traumfabrik", diese drei letzten Bücher Ehrenburgs bilden so etwas wie eine neue Schaffensperiode; doch vorbereitet ist sie schon in seinem frühen Buch „Dreizehn Pfeifen". Schon hier weiß Ehrenburg um den dichterischen Reiz der toten Dinge, weiß, daß auch Tabakspfeifen Leben haben: dreizehn Novellen — „zernagt und durchräuchert, ist die Pfeife eine Chronik vielfältiger Leidenschaften, in ihrem Holz, im Ton oder Stein bewahrt sie die Spur menschlichen Atems."

Diese Novellen mit den Restbeständen eines bürgerlichen Idyllikers sind zum Teil Wirklichkeitsberichte. Und alle Werke Ehrenburgs sind von einer seltenen Mischform. Man lernt aus ihnen modernes Leben kennen, aber die Technik ist mitunter ganz konventionell; am bezeichnendsten in der „Gasse am Moskaufluß", aber selbst in Teilen der „Jeanne Ney". „Die Verschwörung der Gleichen", die Lebensbeschreibung des Gracchus Babeuf, jenes konsequentesten französischen Revolutionärs, dessen Tat durch Napoleons gleichzeitigen Aufstieg zu Unrecht verdunkelt wird, ist formal weder ein histo-

rischer Roman noch ein rechter Essay. Ehrenburg ist der journalistische Typ des heutigen Schriftstellers, aber sein Dichtertum sitzt tiefer als man es hinter seinem ironievollen Ton vermuten sollte. Der religiöse Kern der „Liebe der Jeanne Ney" ist wesentlich, und nur wahre Dichter können Propheten sein, wie es Ehrenburg mit dem Ende des Ivar Kreuger (im Roman „Die heiligsten Güter") und des Kodak-Königs (in der „Traumfabrik") gewesen ist!

Zum Geistesleben

Von Hermann Ploetz (Stettin)

Erwin Ackerknecht: „Die Erzväter der europäischen Philosophie". Dritte vermehrte Auflage.

Hans Kern: „Vom unbekannten Arndt." (Beide: Volkshochschul-Übungshefte. Stettin, Verlag: Bücherei und Bildungspflege).

Hans Kern: „Ernst Moritz Arndt, der ewige Deutsche." (Eugen Diederichs, Jena 1930.)

Hans Kern: „Carl Gustav Carus als Philosoph." (Sonderdruck der „Leopoldina" aus Bd. 111. Leipzig, Quelle und Meyer.)

Das Jahrhundert der Naturgeschichte, Technik und Industrie ist übergegangen in ein Jahrhundert der neuen Sachlichkeit. Und dies Jahrhundert entdeckte für alle Weltbilder das Gesetz der Kugel: Fliehkraft und Ziehkraft schwingen um eine Achse, die vom ausgeglichenen Gegensatz zweier Pole lebt. Daher: die neue Sachlichkeit bewilligt eine Renaissance der Philosophie nicht als Gegensatz der Verneinung, sondern als Gegensatz der Ergänzung. Das Wort am Anfang dieser Dinge sprechen die Griechen vor und nach Sokrates. Sie sind die wahren „Erzväter" der denkenden Erfassung der Welt. Schon Emil Strauß weist darauf hin, daß seit den Tagen der Alten „nicht gar so viel Wichtiges gesagt worden, was sie nicht schon ausgesprochen hätten und zwar einfacher, freier und reifer ausgesprochen hätten! Manches aber haben sie gewußt, was wir nur von ihnen lernen können." Unter der großen Zahl von Büchern, die hier den Dienst am Worte üben, nimmt das schmale, billige Heft von Ackerknecht eine Sonderstellung ein: es ist aus der Arbeit an der Volkshochschule hervorgegangen, es kommt dem Bedürfnis der Gebildeten mit pädagogischer Einfühlung entgegen, es ist kein Studien-Knecht, sondern eine weislich abgemessene Hilfe zum Selbstdenken, es gibt geschickte Einführungen, Überleitungen und Zusammenfassungen, hebt mit Sperrdruck die Gliederung hervor, „erklärt" nichts durch begriffliche Zerfaserung, sondern weiß aus dem Schatz der Nachfahren bis über Goethe zu Nietzsche hinaus die Dinge durch kluge Nebeneinanderstellung von Kernworten gegenseitig zu erleuchten.

Diesem, der Antike gewidmeten Heft schließen sich die drei Arbeiten von Hans Kern in innerlicher Verbundenheit an. Der uns scheinbar so vertraute Arndt, der Deutsche, der Christ, der Napoleonhasser, der Mann von 1813, der Organisator der deutschen Seele; er ist über Nacht zu einer wuchtigen Frage und Aufgabe geworden: seine vergessene Jugend steigt mit einer Sprache und mit Werken und Anschauungen empor, die ihn — nach Gundolf — zum Wegbereiter der Hymnensprache eines Nietzsche erheben und nun — nach Kerns Forschungen — als einen der größten Menschheitslehrer, Menschheitsdenker und Geschichtsdeuter erkennen lassen. Die Wendung liegt beschlossen in den zwischen 1803 und 1810 erschienenen Arbeiten: „Germanien und Europa", „Fragmente über Menschenbildung", „Geist der Zeit I." und „Briefe an Freunde". In ihnen tritt dem „alten" Arndt ein neuer gegenüber, dem vaterländisch-christlichen ein antikisch-heidnischer, dem Verfechter einer göttlichen Weltordnung das ungeheure aus Natur und Leben gespeiste Müssen, die erneuerte Moira, das Schicksal der Neuzeit. Im Mittelpunkt steht die „Mutter aller Gestalt" und hier wieder die Gestalt selber als sinnliche Leibhaftigkeit und wirkend-gewirkte Wirklichkeit. Die Gestalt als beseelter Leib verkündet die Botschaft: Der Stoff ist heilig. Drei Grundkräfte des Menschen bestimmen die Geschichte: Leib, Seele, Geist. Die Seele als der fruchtbare, schöpferische Teil wird im europäisch-christlichen Zeitalter vom „Überflieger" Geist vergewaltigt. Hier beginnt die Tragödie der modernen Menschheit. Hans Kern bietet in dem Volkhochschulheft unter einer umfassenden Reihe von Begriffen eine erschöpfende Sammlung von Anführungen aus den Arbeiten des frühen Arndt, in dem Buch des Diederichsschen Verlags eine Lebensdarstellung, in der der junge und der alte Arndt klar gegeneinander abgegrenzt werden.

Eine unmittelbare Fortsetzung, ja einen monumentalen Abschluß finden die in den drei behandelten Büchern angeschlagenen Töne in dem Heft, das sich mit der gewaltigen Gedankenwelt von Carl Gustav Carus beschäftigt. Dieser romantische Denker weist ebenso auf Goethe wie auf Heraklit hin. Aus dem Mittelpunkt seiner Weltanschauung strahlt der große Begriff des „Unbewußten" oder des „bildend unbewußten Lebens". Im „Meer des Werdens" sind es die Urformen (Ideen), die in allem „Organischen, Gliedbaulichen", „sich darleiben". Der Stoff ist „Ausdruck" der Bildeformen. Von hier aus umgreift Carus alle modernen Naturstoffe und -kräfte zu einem lebendigen einheitlichen Weltbild. Er — nicht Hartmann — ist Begründer der Philosophie des Unbewußten. Damit wird dem Leser auch dieses Heft zu einer wichtigen Entdeckung in der Geschichte des deutschen Geisteslebens.

Echo der Zeitungen

Wilhelm Busch
(Zum 100. Geburtstag)

„Wilhelm Busch hat den abgründigen Tiefblick in die Menschennatur und ist darum ein Absolutist und ein Pessimist. ‚Relativistisch' ist gar nichts an ihm. Er geht auf keinen Zauber. Er beißt auf kein Zuckerbrot. Er wird nicht wie der Rabe Huckebein den Likör aussaufen. Seine Bücher sind voll von ewigen und ewig unveränderlichen Grundtypen, sie leben geradezu von der Erkenntnis der Unwandelbarkeit der Daseinsformen, und gegenüber dem freudigen Zauber der Entwicklungstheorien, mit denen wir immer noch unterhalten werden, macht er geradezu den Eindruck eines gewaltigen Naturmonuments, mit Bäumen und Blumen bewachsen, von Eidechsen überschlüpft und von Schmetterlingen umgaukelt, Mäuse halten in seinen Verstecken Hochzeit, und die Katze schnürt, das Füchschen schleicht, im Tümpel zu seinen Füßen quarrt der Frosch, alles scheint urbehaglich, aber der Storch sorgt schon wieder für Gefahr, und dem Fuchs ist das Pulver und Schrot des Jägers sicher, dessen grüner Hut gerade zwischen den blühenden Büschen auftaucht: Und immer steht und dauert das Naturmonument. Unsere Alten kannten's, und unsere späten Nachfahren werden es auch noch umspielen und ihre Raubzüge darauf ausführen, bis sie in andere Züge verwickelt werden, bei denen sie zwar nicht neue Menschen werden, wie es der Moralist von uns immer erwartet, aber in aller Deutlichkeit zeigen, daß sie's treiben, wie man's immer getrieben hat und ewig treiben wird.

Wilhelm Busch ist ein ausgemacht deutscher Mensch, in dem Sinn, in welchem Jean Paul oder Raabe deutsch waren. Das will zweierlei sagen: Erstens die schon nachgewiesene innere Linie aufs Große, Unbedingte, auf den weltgesetzlichen Grundriß, aufs Unabänderliche und Ewige. Und zweitens die Liebe zum Kleinen, zum Kreatürlichen, Innigen, zur unbewußten Existenz des Tieres und der Blume, zu den stillen Zügen im Leben, die wie nichts anderes das Dokumentarische geben, das Eigentliche, das wahrhaft Mächtige, das geheim Gottnahe in Lächeln und Schluchzen, in der Schönheit des Augenblicks so gut wie in der Erhabenheit des Sternbildes." Jakob Schaffner (Tag, Unt.-Beil. 93).

„Sie kamen — Wagner und Busch — aus der gleichen Kulturerregung, die von Schopenhauer und Darwin angefacht war. Pessimisten aus Kritik an Menschen und menschlicher Ordnung. Wagner als Revolutionär mit sogenannten Menschheitsideen und daher Pathetiker der Kräfte des Menschen. Busch mit Kritik am einzelnen, Impressionist und Naturalist der Schwächen des Menschen. Der eine ein Sänger, Mime und Rhapsode — ein Zauberer des Idealismus. Der andere ein stiller Mann und Tüftler, ein Tadler, Erzieher und Versteher. Ein großer Humorist, der das Pathos für seine scharfe, aber leise Stimme nicht brauchte. Die beiden Grundverschiedenen — der Pathetiker und der Skeptiker —, sie treffen sich aber an einer Stelle auch formal und typisch: in Beckmessers Blödelei und in Hans Sachsens gütiger Weisheit. Da verbindet sie der produktive Pessimismus eines entsagenden Humors... Den kannte auch Goethe in den ‚entsagenden' Wanderjahren. Es war eine andere Weisheit als die von heute, die das All berechnet und auf der Erde placiert.

Aber Busch sprach deutlicher zum Volk als der große Goethe, der zu den Göttern selber reden durfte. Seine Weisheit war auch wesentlich bescheidener und stieg nicht zu den Sternen. Er kannte seine Deutschen in ihrer Pathetik und in ihrer Kümmerlichkeit des Leibes und der Seele; kannte sie am Biertisch, als idyllische Spazierer, in der Stube mit der Wanduhr und im Bett mit den bauchigen Kissen und dem Kerzenstock daneben auf dem Nachttisch. Für alle Lebenskleinheit fand er wie keiner die philosophische Formel. ‚Wer Kummer hat, hat auch Likör' — so setzte sich der Pessimismus um in praktische Erlösung. Seine Lebenssentenzen und Maximen haben die Vollendung des Epigramms. Diese schlagenden Kurzzeiler geben nie weniger an Gedanken als an Versfüßen. Prall angemessen sitzt der Gedankeninhalt in der Form. Schillers unbegreifliche Schlagkraft der Sentenz ist hier noch einmal gelungen. Dazu die Molièresche Leichte der Diktion für schwere Gedankenmasse. Wie sagt der Ethiker?

„Das Gute — dieser Satz steht fest,
Ist stets das Böse, was man läßt.'

Oder wie sagt der Romantiker — in der Gestalt des karierten Engländers, der beim Spazieren unaufhörlich mit seinem Fernrohr in die Ferne schweift?

‚Schön ist es auch anderswo
Und hier bin ich sowieso.'

Sachlicher, mathematischer und paradoxer hat kein Dichter jemals die deutsche Sprache kompakt verdichtet. Es ist keine Lyrik — aber rhythmische Begriffskunst." Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 279—280).

„In den letzten Jahrzehnten seines Lebens wird er immer leiser und immer stummer. Seine beiden Versbände ‚Die Kritik des Herzens‘ und ‚Zu guter Letzt‘ werden von wenigen fanatisch geliebt. In ihnen leuchtet oft Menschliches tiefrot und blutend auf. Es gibt da Verse drin, an die ich nicht ohne Rührung denken kann. Vielleicht aus persönlichen Gründen. Ein Gedicht, was da schließt: ‚Vergebens sind die Worte. Dumpf dröhnend fiel ins Schloß die Pforte.‘ Eigentlich sind diese schmalen Gedichtbände so gut, daß man sie nur ungern Bekannten empfiehlt. Ebenso seine beiden philosophischen Lebensmärchen ‚Der Schmetterling‘ und ‚Eduards Traum‘.

Wilhelm Busch war geboren, ein Glückskind zu sein. Er galt seinerzeit als der schönste Mann Münchens. Lenbach hat ihn mit dem eingekniffenen Auge des Humoristen gemalt. Er war berühmt und konnte so viel verdienen wie er wollte. Aber er hat verhältnismäßig früh der Welt den Rücken gekehrt. Auch um Verdienst sich nicht gekümmert. Mit Absicht. Wurde früh wieder der Einsame und Einsiedler von Wiedensahl. Man hat das Gefühl, als ob das nicht nur eine philosophische Einkehr war, sondern als ob irgendein schweres Erlebnis ihn aus der Welt der großen Städte, aus der großen Gesellschaft, die ihn freudig aufgenommen hatte, dann vertrieben hat. Er trottete wie ein Dachs in seinen Bau zurück. Wurde aus einem Gesellschaftslöwen eine fast sagenhafte Figur. Und es wurde später immer schwieriger, ihn unter die Menschen oder gar in die Städte zu bringen.“ Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 104). Vgl. auch: „Das Lachen des neuen Zeitalters.“ Zur Metaphysik des Humors bei Busch. Von Bruno E. Werner (D. A. Z. 167); „Rechtsgelahrtheit bei Wilhelm Busch?“ Von Alexander Elster (ebenda 169); „Wilhelm Busch.“ Von Georg Hermann (B. B.-C. 171 u. a. O.); von Michael Birkenbihl (Tag 15. April 1932); von Friedr. Hussong, Rudolf Huch (Tag 93); von Robert Dangers (B. T. 176 und Schwäb. Merkur 83); „Erinnerungen an Wilhelm Busch.“ Von Anna Lindau-Case (Voss. Ztg. 103); „Wilhelm Busch als Deutscher.“ Von Johann Albrecht (B. B.-Ztg., Kunst 87); von Klaus Henrichs (Germ. 105); von Carl Meißner (Deutsche Tagesztg. 105); „Wilhelm Busch und seine Freundin. Unbekanntes aus einem Briefwechsel.“ Von Paul Burg (ebenda); von Paul F. Schmidt (Vorw. 176); von Paul Friedrich (Kreuz-Ztg. 104); „Dem Meister des deutschen Humors.“ Von Herbert Leisegang (Deutsche Ztg., Kultur 84); von Herbert Eulenberg (Leipz. N. N. 106); von Johann Frerking (Hannov. Kur. 174/175); von Martin Hennig (Mannh. Tagebl. 103 u. a. O.); „Lebendiger als je.“ Von Th. Th. Heine (Frankf. Ztg. 279/80); „Was mich betrifft.“ Von Wilhelm Busch (ebenda); „Der Dichter der ‚Frommen Helene‘.“ Von Robert Hohlbaum (Köln. Ztg. 205 und Schles. Ztg. 188); von Gustav Herrmann (Stuttg. N. Tagbl. 173); „Wilhelm Busch und München.“ Von H. R. (Münch. N. Nachr. 102); von Josef Hofmiller (ebenda); von H. L. (General-Anz., Stettin, Buch 105); „Wilhelm Busch und das Militär.“ Von Freiherr von Hammerstein (ebenda); „Wilhelm Busch als Niederdeutscher“ (ebenda); von Hermann Ulbrich-Hannibal (Westfäl. Volksztg., Sonntagsfreude 15); A. Becholdt (Saarbr. Ztg. 104); von Doris Wild (N. Zür. Ztg. 691); von Hans Lermat (Bund, Bern, 175); „Busch und Raabe.“ Von Hanns Martin Elster (Rhein.-Westfäl. Ztg. 191); (Ostpreuß. Ztg. 104).

*

Zur deutschen Literatur

„Die ‚Ewigen Augen‘. Das heroische und das wahre Gesicht Goethes. Zur Charakterologie eines Dichterporträts.“ Von Georg Strelisker (Köln. Ztg. 220).

„Goethe im heutigen Geistesleben.“ Von August Hellbrück (Saarbr. Ztg., Gegenwart 98).

„Goethes Weltanschauung.“ Von Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn, 135).

„Ein Professor der Universität Duisburg begegnet Goethe.“ Von O. Nieten (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 187).

„Dr. med. Goethe, nur honoris causa, aber zu Recht.“ Von R. L—ff. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 96).

„Zum Charakterbild Justus Mösers.“ Von Erich Haarmann (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 214).

*

„Heinrich von Kleist.“ Von Richard Biedrzynski (Deutsche Ztg., Kultur 96).

„Erinnerungen an ‚Mirza Schaffy‘.“ Zum 40. Todestag von Friedrich von Bodenstedt. Von Paul Wittko (Wiesb. Tagebl. 105 u. a. O.).

„Gundolfs Schrift über Adalbert Stifter.“ Von Marta Karlweis (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 12).

„Stifters letzte Briefe.“ Von Robert Braun (N. Zür. Ztg. 659).

„Die Mundart in Gottfried Kellers Werk.“ Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 744).

*

„Nur ein Wiener. Erinnerung an Peter Altenberg.“ Von Georg Hirschfeld (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 88).

„Prinz Emil Schönaich-Carolath.“ Zu seinem 70. Geburtstag. Von Hans-Siegfried Weber (B. B.-Ztg., Kunst 82).

„Ein Dichter-Philosoph: Adolf Schafheitlin.“ Von Hans Franke (Neckar-Ztg. 74).

„Henry von Heiseler zum Gedächtnis.“ Von Gerd Vielhaber (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 191).

„Subjektive Literaturgeschichtsschreibung [Klabund].“ Von Hans Harder (Deutsche Reichsztg., Bonn, 63).

„Katholische Literaturgeschichte [Mumbauer].“ Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umschau 13).

„Alfred Bock †.“ Von Fritz Droop (Köln. Ztg. 137).

„Otto Pniower †.“ Von M. J. (Voss. Ztg. 18. März 1932).

*

„Albert Schweitzer, der Denker und Urwaldarzt." Von E. F. Podach (B. B.-C. 185):

„Die Philosophie Schweitzers ist der Ausdruck einer gläubigen und zugleich ethisch-rationellen Welt- und Lebensbejahung. Die Ehrfurcht vor dem realen Leben steht in der sinngebenden Mitte. Schweitzers Haltung ist die eines ethischen Realisten und ist nur zu verstehen als der Ausdruck einer kraftvollen und von Tatenlust durchglühten Persönlichkeit, dem die christliche Lehre das Gesetz gab. Die Grundgedanken Schweitzers bilden die Synthese zwischen einer glaubenssicheren Innerweltlichkeit, die das letzte nicht von dieser Welt erwartet, und von der Tatethik des 18. Jahrhunderts, von der die Menschenrechte verkündet wurden und die, weltlich eingestellt, auf den irdischen Fortschritt große Hoffnungen setzt. Schweitzers geistige Existenz ist zwischen der christlichen Glaubensmystik und der Philosophie der Aufklärung polar und nicht ohne Paradoxien eingespannt. Eine Zeit, die vom Christentum, ohne versucht zu haben, mit ihm ernst zu machen, recht wenig hält und über die unverlierbaren Menschenrechte spottet, muß so manches an Schweitzer widerspruchsvoll empfinden. Was freilich mehr an der Zeit als an Schweitzer liegt."

„Adolf von Hatzfeld, ein Dichter der Heide und des Rheins." Von Rudolf List (Reichspost, Wien, 95):

„Die Lyrik des Dichters entströmt den Grunderlebnissen Natur, Liebe und Tod. Allenthalben finden wir in seinen Versen einen zu pantheistischen Gedankenprägungen kristallisierten ekstatischen Mystizismus:

‚So nehmt, ihr springenden Bäche, aus mir euren Lauf,
es blühen aus meinem Blute die Blumen alle auf.
Ich grüne und dufte in jedem Rosenstrauch,
ich bin die Frucht in dem goldenen Sonnenrauch,
ich bin das Korn, das trunken vom Halme bricht.'

Hatzfeld ist ein romantischer Träumer, der unten in der Sonnenflur liegt, umgeigt und umsungen von der Kreatur, umwogt von der reifenden Ähren vollem Korn, indes hoch über ihm ‚von Angesicht zu Angesicht im Wunder seines Bluts in einem Meer von Licht kreist eines Bussards schweres Flügellied' (‚An die Natur'); ihm ist, als liege Gott selber neben ihm im Grase und raste sich aus: ‚Gott aber ist nach tausend Schöpfungsjahren zum ersten Tag der Ruhe ausgefahren und lächelnd ruht auf seiner Welt der Blick' (‚Grüner Sommer'). Die Heidelandschaft ergreift ihn im Purpurmeer des Sonnenuntergangs (‚Dies aber ist der Heide großes Sterben') gleichwie in der Frühlingswandlung der Föhre:

‚Und plötzlich glänzt der ganze Baum wie Seide
und steht, gelöst vom Hintergrund, allein
und zieht die Landschaft in dem grünen Kleide
in diese Tiefe seiner Sammlung ein.

Da steigt das Wunder der lebendigen Säfte
durch seine Adern in das dunkle Haus
und breitet sich im Wachstum seiner Kräfte
hoch in die Wölbung seiner Krone aus.'"

„Gertrud von Le Fort." Von Erich Brock (Bund, Bern, Kl. Bund 17).

„Reinachers Lyrik." Von Wilhelm Kunze (Nürnberg. Ztg. 74):

„Eduard Reinacher ist heute fast der einzige aller bisherigen Kleist-Preisträger, der nicht irgendwie Sensation gemacht hat. Würde bei uns die ernsthafte Leistung noch ohne weiteres Beachtung finden, so müßte es selbstverständlich gewesen sein, daß Reinacher gerade seiner Zuverlässigkeit wegen weitaus mehr in den Vordergrund käme, als es tatsächlich geschehen ist."

„Paul Ernsts Gottesanschauung." Von Max Wachler (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 13):

„Paul Ernst bezweifelt, daß uns Deutschen eine unsinnliche Religion angemessen sei, ohne geschichtlichen und lehrhaften Ausdruck, damit aber ohne die Möglichkeit, wichtige Dinge zu sagen. Es bedarf also der Bildung einer neuen Religionsform, wie es überhaupt in diesen Zeiten, wo die alten Formen aufgelöst, zerbrochen sind, neuer Grundlagen und Formen bedarf. Ob diese neue Religion sich aus unseren Kirchen entwickeln wird, kann niemand wissen. Notwendig ist es nicht; denn die christliche Kirche ist nicht aus den Tempeln der alten Götter hervorgegangen, sondern aus der weltlichen Basilika, einem Gebäude für Handelsverkehr und Rechtspflege; und die Gedanken der christlichen Lehre finden sich in ihren Anfängen schon bei den griechischen Tragikern. Wichtig ist allein, daß sich eine neue Religion bildet, die die Gottlosigkeit unserer Zeit überwindet, die die höhere göttliche Wahrheit in neuen Bildern auszusagen vermag."

„Weltbild des Dichters Leopold Adrian." Von Friedrich Podszus (Germ. 91).

„Ludwig Hinrichsen." Von Paul Wittko (Niederdeutsche Ztg., Berlin, 86):

„Hinrichsen ist als Dichter und Mensch ein Dornenpfadwanderer. Er faßt die Menschheitstragik in ihrer Unerbittlichkeit und Schärfe, die ein Umbiegen in Rührung und äußerliche Versöhnung kaum je gestatten. Die tragische Versöhnung liegt bei ihm meist nur darin, daß eine immanente sittliche Weltordnung in ihrer Notwendigkeit sich wiederherstellt, nachdem der persönliche Lebenswille mit seinen Selbstbestimmungs- und Rechtlichkeitsgefühlsäußerungen einen verhängnisvollen Bruch in das Leben gebracht hat. Aus dem unausweichlichen Widerspiel zwischen freier Selbstbestimmung und Notwendigkeit, zwischen Lebenwollen und Leidenmüssen, zwischen unbändiger individueller Forderung und gegebenem Zustand entsteht bei ihm das Tragische. Voraussetzung ist ihm ein seelischer Bruch, der eintritt, wenn der Zustand seines Helden dringendster Lebensforderung nicht entspricht. Das ist seit jeher wahre Tragik, und so besitzt Niederdeutschland in Ludwig Hinrichsen einen epischen Tragödiendichter, der die meisten seiner Mitstrebenden an Weite und Tiefe des Blicks überragt."

„Die religiöse Dichtung Karl Röttgers." Von Rudolf Paulsen (B. B.-Ztg. 145).

„Legende vom Arzt [Hans Carossa]." Von Oskar Maurus Fontana (Wiener Tag 3167):

„Und das ist es, was Carossa unter den heutigen deutschen Dichtern bestimmende Größe gibt: seine Unverzagtheit inmitten der Wirrnis — bei allem schaudernden Wissen um sie — seine Gläubigkeit an das Werdende — aus der mütterlichen Verbundenheit mit dem Daseienden heraus. Es ist etwas von der Kraft des Brotes in dem Dichter Carossa: etwas, das uralt ist und doch immer wieder frisch und jung schmeckt."

„Kurt Tucholsky." Von Inga Junghanns (N. Zür. Ztg. 685).

„Karl Heinrich Waggerl, ein salzburgischer Erzähler." Von Rudolf List (Reichspost, Wien, 64).

„Ein junger Deutscher: A. Artur Kuhnert." Von Adalbert Schmidt (Sudetendeutsche Tagesztg., Lit. Beil. 17. April 1932).

*

„Friedrich Freksa, zu seinem 50. Geburtstag." Von P. H. (B. B.-Ztg. 166).

„Einem berliner Wahlbajuwaren [Freksa]." Von Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 97).

„Friedrich Freksa." Von Stephanie Feuchtwanger (General-Anz., Stettin, 102).

„Sechs Jahrzehnte Roda Roda." Von Erich Mühsam (B. T. 173).

—, —. Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 103).

—, —. Von Leonhard Adelt (Bund, Bern, 171).

—, —. Von Hanns Martin Elster (Saarbr. Ztg. 101).

„Hildegard von Hippel." Zu ihrem 60. Geburtstag. Von Heinrich Spiero (D. A. Z., Unt.-Bl. 171).

„Josef Hofmiller zum 60. Geburtstag." Von Helmut Wocke (B. B.-Ztg., Kunst 61 u. a. O.).

—, —. Von Fechter (D. A. Z. 199).

—, —. Von hst (Bund, Bern, 193).

„Besuch bei Josef Hofmiller." Von Hermann Uhde-Bernays (Münch. N. Nachr., Einkehr 17).

„Heinrich Schäff." Von R. Tsch. (Stuttg. N. Tagbl., Heimat 4):

„Am 28. April wird Heinrich Schäff 70 Jahre alt, Gelegenheit, dem Mann mit dem goldenen Dichterherzen und dem geistvollen Denkerhirn zu danken. Er ist einer jener schwäbischen Charakterköpfe vom Schlag eines Friedrich Theodor Vischer, die mehr gelten als jene Hochzüchtung esoterischer Kaffeehausliteratur mit ihren snobistischen Belanglosigkeiten. An Anerkennung und Wertschätzung hat es ihm nie gefehlt, wenn es galt, irgendwo in deutschen Publikationen und Zeitungen jeder Schattierung seine Arbeiten zu besprechen und zu empfehlen. Aber es bleibt doch ein trübes Zeichen der Raschlebigkeit und Oberflächlichkeit unserer Zeit, daß gerade ein Dichter wie Schäff, der die Forderung, der Dichter solle mit dem Volke gehen, mit heißem Herzen erfüllt, doch nicht allgemein so geschätzt wird, wie er es in der Tat verdient."

—, —. Von Georg Stammler (Tag 102).

—, —. Von Hans Heinrich Ehrler (Stuttg. N. Tagbl. 194).

—, —. (Schwäb. Merkur 97.)

*

„Volk auf dem Wege. Josef Pontens ‚Rhein und Wolga'." Von Werner Wirths (D. A. Z., Unt.-Bl. 171):

„So gegenwartsnah wurde kaum je die Franzosenzeit des 17. Jahrhunderts geschildert. Als Roman vom Auslandsdeutschtum besitzt das Buch Pontens eine bisher seltene Qualität und geistige Spannweite. Lebendiges Wissen um Volk und Volkstum gibt ihm die tiefere Bedeutung. Die farbenfrohe, frische und volkstümliche Darstellung aber macht es zu einem wirklichen Volksbuch, zu dem jeder Deutsche greifen sollte."

„Die Morgenlandfahrt. Hermann Hesses neueste Erzählung." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 676):

„Der Dichter, dessen Vorrecht und Beruf es ist, an den Geheimnissen zu rühren und das Unaussprechliche auszusprechen, darf wegen seiner Gelübde, zu schweigen, die geheimnisvolle Sphäre nur umspielen, ja, er erzählt uns, wie seine Beschreibung der Morgenlandfahrt scheitern muß — das würde zu der englischen Romantheorie stimmen, daß unsere heutigen Romane tausend Kunststücke anwenden, um uns zu überzeugen, daß die Autoren nicht mehr erzählen, sondern nur Seelenlagen interpretieren können — ein Beweis, den die Leser müßig finden, weil ihn zu viele Erzähler schon erbracht haben. Diese Bemerkungen treffen dennoch das streckenweise so tiefe und schöne Buch Hermann Hesses nicht, denn es bezaubert eben dadurch, daß es das Mögliche, Wirkliche und sogar Unwirkliche eines erzählerischen Vorgangs hinter sich läßt, es rührt den durch Jahrhunderte wogenden morgenländischen Traum an."

—, —. Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 97).

„‚Das wartende Land' [Paul Fechter]." Von Maria Nils (N. Zür. Ztg. 561):

„Der überzeugende Grundklang seiner Erzählung, das echte und oft faszinierend gestaltete Landschaftserlebnis, schwingt noch lange nach, nachdem man die einzelnen Begebenheiten des Buchs fast schon vergessen hat. Fechter gibt den Natur- und Landschaftsbildern seiner Heimat eine warme, satte Leuchtkraft, während er bei der Schilderung seiner Personen immer die unlösbare und segensvolle Verbundenheit der Menschen mit den herben Kräften der heimatlichen Scholle zeigt oder aber den verborgenen Fluch des inneren Entfremdetseins von den bäuerlichen Ursprüngen ahnen läßt."

„Geld — der Romanstoff [Robert Neumann ‚Die Macht']." Von Lutz Weltmann (B. B.-C. 155):

„Robert Neumanns Roman ‚Die Macht', vom Autor als Fortsetzung seines Romans ‚Sintflut' angesehen, nimmt unter diesen Büchern eine Ausnahmestellung ein: er richtet das Geld weder vom Standpunkt des Sozialismus, noch zeigt er dessen Macht, um das Schlagwort vom Ende des Kapitalismus Lügen zu strafen. Die Macht des Geldes ist ihm etwas Phantastisches und etwas Reales, er macht gleichzeitig Jagd auf Menschen und auf Gespenster, das Geld ist etwas, was unter den Händen der Menschen lebendig wird, und die Macht, die den Menschen am entscheidendsten verändert."

—, —. Von Horst Lange (B. T., Lit. 158).

—, —. Von Otto Zarek (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 16):

—, —. Von —y— (Gießen. Anz. 105).

„Neumann schreibt in einer zuchtvollen gehärteten, meisterlich dichten Sprache, die ihn erneut als einen unserer besten Stilisten ausweist. Diese Sprache ist zynisch und kalt, weil die Haltung des Dichters seiner Welt gegenüber zynisch und kalt ist — aber unter seinen Worten spüren wir ein entflammtes Herz. Zweifellos ist dieser Roman den wichtigsten Romanen der Gegenwart zuzurechnen."

„Roman in Paris: Peter Mendelssohn ‚Paris über mir'." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 14).

„Happy end in Oberbayern. Der Roman eines fürstlichen Bankrotts: ‚Der Kettenträger' von Richard von Kühlmann." Von Rudolf Kircher (ebenda 12).

„Alfred Neumanns ‚Narrenspiegel'." Von Peter Mendelssohn (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 748).

„Trommelwirbel. Ein utopischer Briand-Roman ‚Wahn-Europa 1934' von Hanns Gobsch." Von Peter Flamm (B. T. 150):

„Ein Buch, dessen Autor Hanns Gobsch einer der ganz wenigen Erscheinungen ist, für den zu trommeln Pflicht ist. Weil er selbst ein Trommler ist. Weil unter dieser Trommel kein Hohlraum ist, sondern die Wahrheit selbst, einfach, groß, furchtbar. So war es — so ist es. Seit dem Buch von Remarque, seit dem wertvolleren, weil objektiveren von Edlef Köppen, seit diesen letzten fünf Jahren habe ich kein Buch gelesen, dessen Verbreitung gerade in diesem Augenblick von den Regierungen und Parlamenten aller Völker so gestützt und gefördert zu werden verdiente."

„‚Ein Mann zog in die Stadt'." Bemerkungen zu einem Roman eines Jungsozialisten, Walter Bauer. Von Rudolf List (Reichspost, Wien, 75).

„Ein fränkischer Dichter: Wilhelm Kunze." Von Walther Eckart (Bayer. Volksbildungs-Ztg., Volk 7):

„Ein solch in sich selbst versponnener Mensch hat es nicht leicht, will er ehrlich sein und bleiben, will er sich nicht von der Hetze nach dem Tageserfolg aus seinen ureigensten Bezirken hetzen lassen, um sich so zutiefst untreu zu werden, mit der Wirklichkeit dichterisch ins reine zu kommen. Er muß wohl zuerst menschlich damit ins reine gekommen sein. Davon, wie ein solch weltabgewandter Mensch, der doch geistiges Organ genug hat, nicht einer Täuschung über sich selbst, wie über die Welt zu erliegen, langsam auf allerlei Irrwegen zum Ziel der Weltzugewandtheit kommt, ohne ihr zu verfallen, davon erzählt der Roman ‚Die Angstmühle', des Dichters bisher letztes Werk. Der junge Mensch von heute

lebt in Ängsten ohne Zahl, ja ihm scheint das ganze zivilisatorische Leben ein Leben der Angst vor sich selbst. Hier überwindet einer in stetem Kampf mit sich selbst diese Angst vor seinem wahren Wesen und gibt uns allen ein Beispiel, wie wir zu einem Sein kommen können jenseits des Scheins."

„Eine neue Dichterin. Zu Eva Leidmanns erstem Roman [Auch meine Mutter freute sich nicht]." Von Fritz Walter (B. B.-C. 149):

„Bayerische, landschaftliche Eigenschaften sind es auch, aus denen Eva Leidmanns stärkste Fähigkeiten gespeist werden: ihr Humor und die Gabe ihrer Menschenbeobachtung. Mit dem zugleich naiven und gewitzten, geraden und mißtrauischen Blick ihres bayerischen Mädchens trifft sie ganz richtig die Stärken und Schwächen, Anständigkeiten und Lächerlichkeiten der Menschen, mit denen sie zu tun hat. Eine vorzügliche, gelegentlich meisterhafte Methode indirekter Menschendarstellung: die scheinbar skurrile, verschrobene, höchst persönliche Art, in der sich Welt und Menschen im Hirn dieses bayerischen Mädchens spiegeln, ist in Wahrheit ganz genau und zutreffend."

*

„Deutscher Geist wird auferstehen." Ein Buch weist einen Weg [Ernst Robert Curtius „Deutscher Geist in Gefahr"]. Von W. P. (Berl. Lokal-Anz. 10. April 1932):

„In diesem Augenblick, da die Verzweiflung des geistigen Menschen gegenüber dem Abbau der Kultur und Bildung anfängt, in Verbitterung zu münden, tritt einer auf den Plan, um ein besonnenes, tief erwogenes und verheißungsvolles Wort zu sprechen. ‚Deutscher Geist in Gefahr', eine Schrift, die Ernst Robert Curtius in der Deutschen Verlags-Anstalt (Stuttgart-Berlin) herausgibt, ist nicht allein Mahnung und Aufruf an das deutsche Gewissen, sondern — und das ist das Neue, Außerordentliche — sie gibt Hoffnung, Befreiung von innerem Druck, indem sie den fast verlorengegangenen Glauben an die Wiederauferstehung der Deutschheit im Geist neu aufrichtet."

„Aufruf zur Humanisierung [E. R. Curtius]." Von Günther Stern (B. B.-C. 169).

„Deutscher Geist in Gefahr [Curtius]." Von Hermann Heilig (Sudetendeutsche Tages-Ztg., Lit. Beil. 17. April 1932).

„Literaturgeschichten: zu Wieglers und Eloessers Werken." Von Emil Faktor (B. B.-C. 177).

„‚ich — klein geschrieben'. Heitere Erlebnisse eines Verlegers [Korfiz Holm]." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 692).

*

Zur ausländischen Literatur

„Zu Bernard Shaw." Von Franz Blei (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 194).

„Das Rätsel Ulysses [Joyce]." Von Hugo Lieven (Dresd. N. Nachr. 84).

„E. M. Forster, ein englischer Dichter." Von W. E. Süskind (Mannh. Tagebl. 110).

„Englische Romane im Regenbogenglanz." Von Bernhard Fehr (N. Zür. Ztg. 578).

*

„Neues von Stendhal." Von E. S . . . n (N. Zür. Ztg. 755).

„Bergsons Moral- und Religionsphilosophie." Von J. Benrubi (N. Zür. Ztg. 672, 678).

„Paul Claudel." Der Dichterkonvertit und sein Werk. Von Fritz Lehner (Reichspost, Wien, 107).

„‚L'ordre' [Marcel Arland]." Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 17).

„Westschweizerische Literatur." Von Charly Clerc (N. Zür. Ztg. 643, 652).

*

„Die Quelle der Göttlichen Komödie." Von Friedrich Schneider (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 160, 161).

„Petrarca." Von Werner Kaegi (Frankf. Ztg. 304/05 Ab. — 1 M.).

*

„‚Jon Arason'." Der neue Roman von Gunnar Gunnarsson. Von Juliana von Stockhausen (Germ. 11).

*

„Neuere holländische und flämische Dichtung." Von Franz Dülberg (N. Zür. Ztg. 625, 628).

*

„Herman Bang." Von Oskar Walzel (General-Anz., Stettin, 110).

*

„Strindbergs dritte Ehe [Harriet Bosses Erbschaft]." Von afc (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 112).

*

„Dichter, Nobelpreisträger, Finanzminister [José Echegaray zum 100. Geburtstag]." Von Hans Sturm (Tag 94).

„Der Geist der spanischen Literatur." Von Ernst Kamnitzer (Germ. 104).

*

„Maxim Gorkij." Von Gret Naegelin (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 15).

„M. N. Pokrowskij" Von Karl Stählin (B. T. 178).

„Ein Bio-Interview." Zu Tretjakows neuem Werk. Von Ernst Weiß (B. B.-C. 165).

„Geisteskämpfe der Neuzeit im Spiegel der russischen Literatur." Von Wilhelm Hager (N. Zür. Ztg. 730, 736).

*

„Volkslieder aus China." Von Agnes Smedley (Frankf. Ztg. 304/05, Ab. — 1 M.).

*

Allgemeines

„Wie Gedichte entstehen." Von Hermann Claudius (B. T. 152).

„Der Nachlaß von Josef Kainz." Von Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 95).

„Neue deutsche Literatur in Frankreich." Von Manuel Gasser (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 172).

„Warnung vor dem Teufel." Moderne Literatur über den Satan. Von F. M. Huebner (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 89).

„Romantik und Katholizität." Von Carl Huber (Köln. Volksztg., Schritt 14).

„Der Rhein als dichterisches Symbol." Von Oskar Jancke (Köln. Ztg. 181).

„Prag in der deutschen Dichtung." Von A. Kraus (Prag. Pr. 115).

„Limburg Lyrics." Von Max R. Kaufmann (Köln. Ztg. 189).

„Zur Krise der Detektivgeschichte." Von Willi Wolfradt (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 102).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XLIII, 4. (Berlin und Leipzig.) In dem ungemein reichhaltigen und bedeutsamen Goethe-Heft erregen zwei Beiträge besonderes Interesse. André Gide schreibt in „Leben mit Goethe“:
„Ich habe das Glück gehabt, Goethe im Anfang meines Lebens zu begegnen. Ich spürte sogleich, daß sich, ganz ohne mein Zutun, Bande eines tiefen Brudertums woben; und wenn mich bisweilen mystische Anwandlungen auch noch so weit von ihm abtrieben — immer habe ich mich mit innerster Befriedigung meines ganzen Wesens zu ihm zurückgleiten lassen.
Nicht neue Einsichten über sein Werk oder seine Person gedenke ich hier zu bieten. Ich habe nicht solche Vermessenheit und glaube ihm besser zu huldigen, wenn ich einfach berichte, welche Rolle er in meiner geistigen und sittlichen Entwicklung, in meinem Leben gespielt hat. Diese Rolle ist bedeutsam gewesen. Wichtiger zweifellos als die, welche er im Leben sehr vieler Deutscher gespielt hat; wichtiger, als wenn ich selbst Deutscher gewesen wäre. Denn da ich von weiter her kam, konnte mir Goethe mehr bringen. Wenn er uns Franzosen weniger deutsch scheint als die anderen Schriftsteller seines Landes, so kommt dies auch daher, daß er auf eine allgemeinere und umfassendere Art menschlich ist; er verbindet in der breitesten Front seine ganze Rasse mit der übrigen Menschheit. Und dennoch: wenn ich durch ihn mit der ganzen Menschheit kommunizierte, so geschah dies doch eben auf dem Wege über Deutschland. Es ist ein schwerer Irrtum, zu behaupten, daß die wohltätige Wirkung eines großen Autors an den Grenzen seines Landes haltmacht. Zweifellos wird er nur von seinen Landsleuten vollkommen verstanden, aber all das, was diese nicht zu lernen brauchen, weil sie es schon im Blute tragen, kann für einen Fremden unschätzbare Bereicherung bedeuten. Deutschland, das nach Winckelmann, Lessing und Herder seine Entfaltung in Goethe vollendete, hatte eben deshalb vielleicht weniger über ihn zu staunen, vielleicht auch weniger von ihm zu gewinnen als Frankreich. Gewiß hatte Frankreich an Voltaire einen Helfer im Kampf gegen eine religiöse Unterjochung gehabt; aber mit einem Grinsen, dessen Ironie zugleich die Musik und die wahre Dichtung verschlang. Beide nahmen durch Chateaubriand und unsere ersten Romantiker ihre Rechte bald wieder in Anspruch. Dauerhafter war die Tat Goethes, der gegenüber dem Kalvarienberg einen Olymp aufrichtete, bewohnt von den Musen und hallend von schönstem Sang. Beim Lesen Goethes begriff ich, daß der Mensch sich von seinen Windeln befreien kann, ohne sich zu erkälten; daß er die Leichtgläubigkeit seiner Kindheit abwerfen kann, ohne darum zu verarmen, und daß die Skepsis (ich meine den Forschergeist) schöpferisch werden konnte und mußte. Man wird mich also, wie ich hoffe, entschuldigen, wenn ich hier meine persönlichen Erinnerungen an einige Lesungen vorbringe, die zu den bedeutsamsten Ereignissen meines Lebens zählten. Und da mein Fall, wie ich meine, in dieser Beziehung keinerlei Ausnahmecharakter hat, wird er den Widerhall zu bemessen erlauben, den Goethe in einem französischen Hirn erwecken kann.“

José Ortega y Gasset „Um einen Goethe von innen bittend“ (Brief an einen Deutschen) führt aus:
„Es ist erstaunlich, daß man nie auf den beständigen Widerspruch hingewiesen hat zwischen den Ideen des Denkers Goethe über die Welt — das wenigst Wertvolle an Goethe —, seinen spinozistischen Optimismus, seiner Naturfrömmigkeit, seinem botanischen Weltbild, wonach alles ohne Angst und schmerzliche Verirrungen nach einer sanften kosmischen Notwendigkeit geschehen sollte, und seinem eigenen Leben, einschließlich seiner Dichtungen. Für Pflanze, Tier und Stern heißt Leben die unbeirrbare Gewißheit über ihr eigenes Sein. Keiner von ihnen braucht jetzt zu entscheiden, was er im nächsten Augenblick sein wird. Darum ist ihr Leben nicht Drama, sondern — Evolution. Aber das Leben des Menschen ist das gerade Gegenteil: er muß in jedem Augenblick entscheiden, was er im nächsten tun wird, und darum den Plan, den Entwurf seines Daseins entdecken.
Es ist fast lächerlich, wie Goethe mißverstanden wurde. Dieser Mann hat sein Leben damit verbracht, sich selbst zu suchen oder zu meiden — eine Haltung, die der Sorge um die genaue Verwirklichung seiner selbst polar entgegengesetzt ist. Denn das letzte setzt voraus, daß kein Zweifel darüber besteht, was man ist, oder daß, wenn dies einmal ermittelt ist, das Individuum zu seiner Selbstverwirklichung entschlossen ist; dann mag die Aufmerksamkeit mit Ruhe bei den Einzelheiten der Ausführung verweilen.
Ein bedeutender Teil der Goetheschen Werke — sein ‚Werther‘, sein ‚Faust‘, sein ‚Meister‘ — zeigt uns Geschöpfe, welche die Welt durchstreifen, um ihr inneres Schicksal zu suchen oder — zu fliehen.
Ich möchte nicht auf Einzelheiten eingehen, denn das schlösse den Anspruch auf eine genauere Kenntnis Goethes in sich, und Sie dürfen nicht vergessen, daß diese Seiten unter der entgegengesetzten Voraussetzung geschrieben wurden; es sind Fragen, die ich Ihnen stelle, Probleme, über die ich von Ihnen Auf-

klärung erbitte. Unter diesem Gesichtspunkt geschieht es, wenn ich Ihnen meine Verwunderung angesichts der Tatsache nicht verberge, daß man es für das Natürlichste von der Welt ansieht, wenn ein Mann von so früher Reife wie Goethe, der vor dem dreißigsten Jahr schon seine großen Werke geschaffen, wenn auch nicht vollendet hat, sich noch in den Vierzigern auf den Landstraßen Italiens die Frage stellt, ob er Dichter, Maler oder Wissenschaftler ist, und am 14. März 1788 aus Rom schreibt: ‚In Rom habe ich mich selbst zuerst gefunden, ich bin zuerst übereinstimmend mit mir selbst glücklich.'
Das Bedenklichste an dem Fall ist, daß es sich auch damals um einen Irrtum handelte und er noch Jahrzehnte weiter wandern wird auf der Suche nach diesem ‚Selbst', dem er irrtümlich in Rom begegnet zu sein glaubte."

Hochland. XXIX, 7. (München und Kempten.) „Goethes Gottverhältnis" untersucht Karl Muth. Daraus:

„Was Goethes Gottesvorstellung betrifft, so sind es die zwei lebendigsten Anschauungsweisen, zwischen denen sie sich wie Einatmen und Ausatmen hin und her bewegte, die transzendentale, die Gott als überweltlich faßt, und die immanente, die die Innerweltlichkeit Gottes behauptet. Goethe hat sich wechselweise zu beiden bekannt, und beide zusammen sprechen die volle Wahrheit aus. Er hat, seiner Denkweise entsprechend, alles in einem, eines in allem zu sehen, mehr die Immanenz als die Transzendenz betont; daß er aber dort, wo er dem Immanenzgedanken huldigt, die Überweltlichkeit Gottes kontradiktorisch wollte ausgeschlossen wissen, davon habe ich mich nie überzeugen können. Goethe empfand so, wie es in Jesus Sirach [43, 29] heißt: ‚Wollen wir auch viel sagen, so mangeln uns doch die Worte; aber unserer Rede Schluß ist: Er ist in allen Dingen.' Sein Pantheismus ist eine Sprechweise wie auch sein Polytheismus. In bezug auf die Terminologie huldigte er durchaus läßlichen Anschauungen. Er erklärte geradezu, wenn man von Dingen spreche, die niemand begreife, so sei es einerlei, was für Worte man gebrauche. Und so bedient er sich mit einer gewollten Paradoxie der scheinbar widersprechendsten Ausdrücke. Vom Standpunkt der notwendig begriffsabgrenzenden Wissenschaft ist das ein Mangel; vom Standpunkt des Glaubens und mystisch-intuitiver Anschauung und der verschiedenartigen Möglichkeiten ihrer sprachlichen und poetischen Verleiblichung aus kann von innerem Widerspruch kaum die Rede sein. Wenn Goethe z. B. sagt, als Dichter sei er Polytheist, so soll das in seiner metaphorischen Sprechweise nichts anderes heißen, als daß der Dichter sich aus Formtrieb die Eigenschaften Gottes gleichsam in Gestalten zerlege."

Preußische Jahrbücher. CCXXVIII, 1. (Berlin.) Eine eingehende Studie über Wilhelm von Scholz läßt Hanns Martin Elster in die Worte ausklingen:
„Immer ist Wilhelm von Scholz jener Dichter, Denker, Mensch und Mann, der aus Besinnung den Sinn des Seins mit Seele und Geist erfaßt, als Dichter gestaltet. Er lehrt und beweist uns wieder durch sein Werk und Leben, daß das Wunder in uns, das wir Seele nennen, und in dem das Göttliche sich uns mitgeteilt hat, allein die Möglichkeit, Mensch zu sein, schafft und erhält. Spätere Zeiten werden — indem sie auch immer wieder von diesem Seelentum des Dichters bestimmte Herausgeberarbeit und Bemühung um Hölderlins Empedokles, um die Droste-Hülshoff, Joh. Chr. Günther, Feuerbachs ‚Merkwürdige Verbrechen', um Eichendorff, die deutsche Ballade, den deutschen Erzähler, Heinrich Suso, um die wesenhafte Dichtung der Vergangenheit und Gegenwart zum Aufzeigen des großen Kreises seines Wirkens heranziehen müssen — spätere Zeiten werden die grundlegende Bedeutung dieses Dichters und seines Werks für ein reines Menschentum noch klarer erkennen, als die von ihren materiellen, parteiischen Sorgen allzu beengte Gegenwart. Wilhelm von Scholz ist der Dichter des seelischen Menschen in Deutschland in dieser Zeit, der seelischen Menschen in Deutschland überhaupt. Wie viele Dichter dieser Art mit solchem Werk aber besitzen wir jetzt, besitzen wir überhaupt?"

*

„Vorspruch." [Goethe.] Von Gerhart Hauptmann (Die Neue Rundschau XLIII, 4. Berlin).
„Goethe als Repräsentant des bürgerlichen Zeitalters." Von Thomas Mann (ebenda).
„Goethe und die Naturwissenschaften." Von Gottfried Benn (ebenda).
„Goethe und Walter Scott." Von Friedrich Gundolf (ebenda).
„Goethes Weg zum Idealstaat." Von Emil Ludwig (ebenda).
„Dank an Goethe." Von Hermann Hesse (ebenda).
„Rede an die studentische Jugend über das Leben im Geiste." Von Jakob Wassermann (ebenda).
„Goethes Stadien." Von Johannes V. Jensen (ebenda).
„Neue Goethe-Literatur." Von Rudolf Kayser (ebenda).
„Goethes Weltanschauung." Von Fr. R. Schröder (Germanisch-Romanische Monatsschrift XX, 3/4. Heidelberg).
„Fausts letzter Erdentag." Von Gottfr. W. Hertz (ebenda).
„Goethe und Skandinavien." Von Hilma Borelius (ebenda).
„Goethe und England. Von J. G. Robertson (ebenda).
„Goethe en France." Von H. Loiseau (ebenda).
„Goethes Lieblingslektüre 1826—1830." Von Fernand Baldensperger (ebenda).
„Was bedeutet uns Goethes Wissenschaft?" Von Günther Ipsen (Die Literarische Welt VIII, 14. Berlin).

„Goethe und das Ausland." Von Alan Harris, Hippolyte Loiseau und Hans Flesch (ebenda).
„Erdgeist Christiane." Von Robert Neumann (ebenda).
„Goethe und die deutsche Sprache." Von Robert F. Arnold (Die Quelle LXXXII, 3/4. Wien).
„Der andere Goethe." Von Kurt Karl Eberlein (Das Nationaltheater IV, 3. Berlin).
„Goethe im Alltag." Von Olly Karbach (Der getreue Eckart IX, 6. Wien).
„Die Walpurgisnacht im Plane des Urfaust." Von Willy Krogmann (Neophilologus XVII, 3. Groningen).
„Auf Goethes Spuren in Niedersachsen." Von W. Lampe (Niedersachsen XXXVII, April. Bremen).
„Das Goethe-Haus im Garten der weißen Pfauen. Das neue deutsch-italienische Kulturinstitut in Rom." Von Victor Manheimer (Reclams Universum XLVIII, 31. Leipzig).
„Goethe und die Politik." Von Erich Marcks (Velhagen & Klasings Monatshefte XXXXVI, 8. Bielefeld).
„Geprägte Form — die lebend sich entwickelt. Über Goethe und die Form." Von Wilhelm Michel (Theaterwelt VII, 10/11. Düsseldorf).
„Goethe in Dornburg 1828." Erinnerung einer alten Frau. Erstmals mitgeteilt von Franz Rapp (Corona, II, 5. München).
„Goethe und Holland." Von J. H. Scholte (Mitteilungen der Deutschen Akademie 1932, 1. München).
„Karl Philipp Moritz." Von Fritz Ernst (Corona II, 5. München).
„La pension de Henri Heine." Von F. Hirth (Mercure de France 15. März 1932).
„Wilhelm Busch, der Maler-Poet." Von Robert Dangers (Illustrierte Zeitung CLXXVIII, 4542. Leipzig).
„Wilhelm Busch." Von Johann Frerking (Niedersachsen XXXVII, April. Bremen).
„Wilhelm Busch." Von Wolfgang Götz (Die Woche XXXIV, 15. Berlin).
„Wilhelm Busch und wir." Von Ernst Jekelius (Klingsor IX, 4. Kronstadt).
„Das Genie des deutschen Humors [Wilhelm Busch]." Von Wilhelm Lichtenberg (Radio VIII, 28. Wien).
„Vom hundertjährigen Busch." Von Carl W. Neumann (Reclams Universum XXXXVIII, 29. Leipzig).
„Wilhelm Busch." Von Reinhard Piper (Die Literarische Welt VIII, 17. Berlin).
„100 Jahre Wilhelm Busch." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 16. Berlin).
„Noch ein Jubilar [Wilhelm Busch]." Von Kurt Reinhold (Das Tagebuch XIII, 16. Berlin).
„Wilhelm Busch." Von Richard von Schaukal (Deutsche Rundschau LVIII, 7. Berlin).
„Zu Wilhelm Buschs hundertstem Geburtstag." Von teha teha (Singchor und Tanz XLIX, 8. Mannheim).
„Wilhelm Busch." (Der Kunstwart XXXXV, 7. München).
„Der Fall Nietzsche." Von Leo Hirsch (Der Scheinwerfer V, 15. Essen).
„Zum 20. Todestag Karl Mays." Von Adolf Kretschy (Radio VIII, 26. Wien).
„Emil Schoenaich-Carolath." Von Oskar Bendiener (Radio VIII, 27. Wien).
„Der Kämpfer Arthur Schnitzler." Von Heinrich Eduard Jacob (Die Weltbühne XXVIII, 15. Berlin).
„Joseph Popp †." Von H. Rinn (Der Kunstwart XXXXV, 7. München).
„Vom ‚Untertan' zum Untertan." Offener Brief an Heinrich Mann. Von Johannes R. Becher (Die Linkskurve IV, 4. Berlin).
„Ernst Bacmeister — Mensch und Werk." Von Ferdinand Junghans (Das Nationaltheater IV, 3. Berlin).
„Hans Vaihinger, ein Pionier der Wahrheit." Von A. Seidel (Westermanns Monatshefte LXXVI, 908. Braunschweig).
„Ordnung oder Leben? Eine Auseinandersetzung mit Otto Flake." Von Otto Piper (Eckart VIII, 4. Berlin).
„Borchardt und Carossa, oder die Spannweite des deutschen Raumes." Von August Ewald (Zeitschrift für Deutschkunde XLVI, 4. Leipzig).
„[Hans] Grimms Märchen." Von Kurt Reinhold (Das Tagebuch XIII, 14. Berlin).
„Kühlmanns Roman [Der Kettenträger]." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XIII, 16. Berlin).
„Stellvertretendes Denken. Zum Werk Wilhelm Michels." Von Kurt Ihlenfeld (Eckart VIII, 4. Berlin).
„Ernst Scheibelreiter." Von Rudolf List (Radio VIII, 27. Wien).
„Der Fall Remarque." Von Carl von Ossietzky (Die Weltbühne XXVIII, 15. Berlin).

* * *

„Henry W. Longfellow." Von Max Lederer (Radio VIII, 29. Wien).
„Eine englische Romandichterin: Virginia Woolf." Von Marianne Wagner (Der Vorstoß II, 13. Berlin).
„Zur deutschen Würdigung Racines." Von Rudolf Alexander Schröder (Corona II, 5. München).
„Sigrid Undsets ‚Begegnungen und Trennungen'." Von Gregor Heinrich (Hochland XXIX, 7. München).

* * *

„Das Schrifttum der Gegenwart und die Höhere Schule. Von Bernhard Bosch (Zeitschrift für Deutschkunde" XLVI, 4. Leipzig).
„Mimus heute." Von Otto Brües (Bühnen-Blätter des Nationaltheaters Mannheim 1931/32, 16).
„Sickingens literarisches Porträt." Von Gert Buchheit (Zeitschrift für Deutschkunde XLVI, 4. Leipzig).
„Dramatische Zwischenstufen." Von Bernhard Diebold (Der Scheinwerfer V, 14. Essen).
„Kunst und Bildung." Von Oskar Fischel (Das Nationaltheater IV, 3. Berlin).
„Dichte, Dichter, denke nicht!" Von Oskar Maurus Fontana (Das Tagebuch XIII, 17. Berlin).
„Theaterkrise?" Von Bruno Goetz (Das Nationaltheater IV, 3. Berlin).
„Der Dichter ist schuld!" Von Karl Maria Grimme (Der getreue Eckart IX, 6. Wien).
„Literarische Relativitäten." Von Franz Gruber (Die Volksbühne VII, 1. Berlin).
„Über die Bedeutung der Heimat für das geistige Leben des Menschen." Von Heinrich Herold (Niedersachsen XXXVI April. Bremen).
„Schöpferische Kritik." Von Joachim Herrmann (Das Nationaltheater IV, 3. Berlin).
„Für die Kunst des Theaters!" Von Herbert Ihering (Melos XI, 3. Mainz).
„Schöpfertum und Zeit." Von Ernst Lissauer (Schwäbische Thalia XIII, 28. Stuttgart).
„Das aktuelle Theater." Sein Recht und seine Grenze. Von Ernst Moering (Die Volksbühne VII, 1. Berlin).
„Zürich und Königsberg im 18. Jahrhundert." Von Josef Nadler (Corona II, 5. München).
„Die Romantik und die Wiederaufrichtung der Poesie." Von Josephine Nettesheim (Hochland XXIX, 7. München).
„Literarische Kriegsbotschaft." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 14. Berlin).
„Die Staatstheater und das Staatsschauspiel in Berlin." Von Rudolf Roeßler (Das Nationaltheater IV, 3. Berlin).
„Französischer und deutscher Humanismus [Friedrich Sieburg]." Von Karl Schümmer (Hochland XXIX, 7. München).
„Regionale Kulturbewegung in Deutschland." [Schluß.] Von Leo Sternberg (Deutsche Rundschau LVIII, 7. Berlin).
„Zusammenhänge in der Weltdichtung." Von Oskar Walzel (Neophilologus XVII, 3. Groningen).
„Dichter der Gegenwart über ihr Gottverhältnis." (Hochland XXIX, 7. München).

Echo der Bühnen

Wien

„Die Gleitenden." Eine Studie. — „Anatols Größenwahn." Ein Akt. — „Die Mörderin." Ein Sketch in einem Akt. — „Eine überspannte Person." Dialog. — „Halb Zwei." Dialog. Von Arthur Schnitzler. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 29. März 1932.)

Posthume Uraufführungen tragen ein doppeltes Vorzeichen, das positive und das negative. Denn zweifellos bekunden sie hohen Rang des Dichters, seine Geschichtlichkeit, die auf keine wie immer geartete Urkunde seines Schaffens verzichten kann, eine über das Grab her dauernde Pietät einer Gemeinde, die in unserem Sonderfall (nicht nur auf deutschem Sprachgebiet) mit großen Maßen gemessen werden muß. Aber freilich erschließt sich bei solchem Anlaß leicht ein Salon der (gewöhnlich vom Dramatiker selbst) Zurückgewiesenen. Zurückgewiesen oder zurückgestellt als Doublette (zu eigner oder auch zur Schöpfung eines anderen), als unfertige Skizze, als Zeugnis für eine überwundene Weltanschauung oder Kunstübung — oder auch aus anderen, in der Biographie oder im Theaterbetrieb wurzelnden Gründen. Von den fünf zu einem Theaterabend vereinigten Einaktern (hat der Dichter selbst die „Mörderin" mit dem überflüssigen greulichen Wort „Sketch" bezeichnet?) gilt nun allerdings erst recht, was an dieser Stelle wie oft von Schnitzlers Altersdramen gesagt werden mußte: sie verändern — wiewohl die drei erstgenannten bisher überhaupt nicht gedruckt und die beiden Dialoge nur wenig bekannt sind — sie verändern das nun einmal festgelegte Bild nicht; sie ergänzen es wohl noch ein wenig — etwa durch die „Mörderin", die sich thematisch und stilistisch dem schönherrischen „Weibsteufel" nähert; sie befriedigen doch dort am meisten, wo man, wie von den geistreichen „Gleitenden" und der „Überspannten Person", im Tonfall des Kunstkenners sagen kann „Ein echter Schnitzler". Das heißt: wo man ohne langes Suchen die längstvertrauten Züge wiederfindet, wieder einmal den eigentümlichen, von keinem Nachahmer erreichten Reiz des leichten ironisch-sentimentalen Dialogs auf sich wirken läßt, wieder einmal Variationen der wohl bekannten, offenbar unerschöpflichen Themen und Motive vernimmt. — Ihrer Herkunft nach verteilen sich die Fünf auf die neunziger Jahre („Anatols Größenwahn" und die beiden Dialoge) und auf das erste Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts; so liegt natürlich auf ihnen schon eine dünne Staubschicht, die sich aber leicht, am leichtesten von den „Gleitenden" wegwischen läßt. Vielleicht gehen diese Wahlverwandtschaften von gestern in den Spielplan von heut über.

R. F. Arnold

Kassel

„Die potsdamer Hochzeit." Nach dem Roman „Grenadier Wordelmann". Von Georg Hermann. (Staatstheater am 13. April 1932.)

Daß Roman und Drama nicht bloß der Form, sondern auch dem sogenannten Inhalt nach wesensverschieden sind, ist zwar eine literarische Binsenwahrheit, anscheinend aber doch nicht bekannt oder verbreitet genug, um scheinbar immer noch Ahnungslose an Versuchen zu hindern, die im vorhinein zum Scheitern verurteilt sind. Aus einem Roman, dessen Wirkung insonderheit auf Milieuschilderung, Zeitfärbung und einer Mischung von Lyrismen und Humoren beruht, könnte auch der geschickteste Bühnenmann kein wirksames Drama machen, auch keine Tragikomödie, wie die zuweilen fast wörtlich an den Romantext sich anlehnende Dramatisierung des „Grenadiers Wordelmann" durchaus genannt werden will.
Wie mißglückt dieses Unternehmen von allem Anfang an gewesen ist, das zeigt sich auch in der verfahrenen Psychologie der Begebnisse, in denen — beispielsweise — der von des Königs Grenadieren schmählich geprellte Bauer „bis zum Bataillon" zu gehen droht, aber, als es ernst wird, auf einmal seine „Kameraden" nicht verraten will. Nicht minder verfehlt ist es, in den ersten Bildern das Interesse ganz auf das Kohlhaas-Schicksal des Bauern zu lenken und in den letzten auf einmal das Problem des Grenadiers Wordelmann aus der Versenkung auftauchen zu lassen. Wieviel solch buntes Stück auch für Einzelheiten einer geschickten Regie hergeben mag — als Ganzes bleibt es ein Versager.

Will Scheller

Augsburg

„Maheli wider Moses." Tragödie in fünf Akten. Von Ernst Bacmeister. (Uraufführung im Stadttheater am 9. April 1932.)

Ernst Bacmeister, der stille Einsiedler, hat sich wieder einmal hervorgewagt. Aus seiner Versunkenheit hat er ein neues Geschenk mitgebracht, eine wertvolle Gabe, für die man ihm um so mehr Dank weiß, als er uns doch die Gewißheit gibt, daß ihm ehrliches inneres Wollen mehr gilt denn lauter Erfolg. Sein „Maheli wider Moses" ist die Auseinandersetzung des rein

seelenhaften Menschen mit den Notwendigkeiten der nahen Wirklichkeit. Moses ist der Mann, dessen Sinn dem Leben gehört, da er der Wirklichkeit verhaftet ist und aus ihr eine richtige Entscheidung fällen kann. Sein Widersacher. Maheli, eine Giordano Bruno-Natur, nicht so sehr Ketzer als vielmehr schwärmerischer Idealist, kann seine pantheistisch angehauchte und ihn führende Geistes- und Sinnenwelt nicht der Realität anpassen. Darum versagt er auch im entscheidenden Moment und an diesem Versagen muß er zerbrechen, freiwillig und doch unter dem ungeheuren Druck der unbezwingbaren Realität.

Kants und Fichtes Geist wehen über dieser Tragödie menschlichen Herzens und menschlichen Strebens, dem Konflikt zwischen ideeller Moral und materiellem Gesetz. Die von Bacmeister aufgeworfene Frage ist so bedeutend für unsere heutige Zeit, daß man nicht achtlos und leichten Sinnes an ihr vorübergehen darf. Diese Frage muß uns vor Augen schweben, nicht als kategorisches Muß, wohl aber als wichtiges Soll, da wir jeden Augenblick ihr gegenübergestellt werden können. Und wie viele werden dann versagen?

Bacmeisters Stück, das hier in der „Provinz" die ersten Vorhänge sah, wird sich bald die Bühnen der großen Theater erobern. Es trägt in sich die Kraft der großen Ehrlichkeit des künstlerischen Wollens und der gesunden Geistigkeit, die unserem Theater gar so not tut. Der tiefe sittliche Ernst des Dichters, die große geistige Problemstellung und die klare künstlerische Kraft sichern dem Werk einen wohlverdienten Erfolg.

Georg Speckner

Dortmund

„Scherzo der Ehe." Komödie in drei Akten. Von Karl Irmler. (Uraufführung im Stadttheater am 19. April 1932.)

Diese Komödie des dortmunder Lokaldramatikers ist bühnenstärker als seine älteren romantischen Dramen. Der Dialog ist allerdings zu literarisch, zu kultiviert. Die Gestalten jedoch sind zumeist lebensnahe, klar und scharf umrissen besonders die Nebenfiguren. Das ist der größte Vorzug des Stücks, sein schwerwiegender Mangel ist die Dunkelheit und Verworrenheit der Handlungsführung. Das liegt zum guten Teil an der verzeichneten und verschwommenen Gestalt des schwermütigen Russen, der letzten Endes ebenso inkonsequent handelt wie die Frau, in deren Ehe er störend eintritt. Es sind da manche psychologische Risse und Sprünge, die auch die geistvollste Dialektik nicht verdecken kann. Diese Feststellung muß man machen, selbst auf die Gefahr hin, zu den Durchschnittszeitgenossen gezählt zu werden, deren Illusionsfähigkeit der Verfasser des Programmaufsatzes anzweifelt. Die Handlung beginnt mit einem etwas schwankartigen, aber sehr hübschen Einfall: Das Ehepaar Dr. Erler — er Leiter eines Odenwaldsanatoriums, sie ein ehemaliger Bühnenstar — improvisiert die „Anfänge der Ehe". Nach manchen Zwischenfällen, durch die der einfallsreiche Autor die Tragödie des letzten Aktes und das zu erwartende happy end hinausschiebt, finden sie sich in die Illusion der guten bürgerlichen Ehe zurück. Der Eros kehrt wirklich zurück, das wäre vielleicht ein besserer Titel (denn dieses „Scherzo" wird streckenweise ins Melodramatische und Tragikomische umgebogen!), besser noch der ursprüngliche umständliche Titel „Eros muß zurückgerufen werden".

Karl Arns

Basel

„Menschen ohne Gott." Drama in drei Akten (7 Bilder). Von Hans Mühlestein. (Uraufführung im Stadttheater Basel am 14. April 1932.)

Die Uraufführung dieses von großen Schwingen getragenen Zeitstückes war das seit langem bedeutendste Ereignis der schweizerischen Bühne. Der echte Erfolg der Première gereicht auch Oskar Wälterlin zur Ehre, der als einziger einheimischer Bühnenleiter der Schweiz den schweizerischen Dramatikern stets freundlich gesinnt war und hier einen prachtvollen Wurf herausstellen konnte.

Mühlesteins Stück spielt im Rußland Stalins und gestaltet nichts geringeres als die Tragödie des Bolschewismus. Der Berufungsausweis zu diesem gefährlichen Vorhaben liegt im langen intimen Umgang des Autors mit dem russischen Emigrantentum und in eigenen geschichtsphilosophischen Schriften vor. Das Kolorit steht ihm tatsächlich reich und mühelos zu Gebot; der Ton seiner Dialoge mit ihrer leidenschaftlichen Grübelei, die von der Streichholzschachtel zur Gottesfrage überspringt, ist Beleg dafür. Wir buchen es als seinen eigentlichen Erfolg, daß gerade von diesen reflektierenden Gesprächen, nicht von den Explosionen der Handlung, die unmittelbarste Wirkung ausging.

Die Tragödie Stalins (dieser von Mühlestein selber diskret agiert) keimt aus dem Unvermögen, das russische Bauernmeer durch die Schleuse der „Idee" zu leiten. Die Vorfälle im Bauerndorf bei den Aufnahmen zu einem Propagandafilm der „Gottlosen" und die urwüchsige, aus Dreck und Ekstase gemischte Figur des Bauern Wassilij beweisen es. Ein Bauernstudent ist es, der die heimlich fortschwelende Sektiererglut zu einer Volksbewegung gegen den Diktator anfacht und von Palin-Stalin den Gewehren der Tscheka ausgeliefert wird. Zwei Frauen: die fanatisch-intellektuelle Natascha und die egoistisch-kokette Generalstochter Vera —

wohl die zwei farbigsten Gestalten — ringen sich im Kampf um diesen Ossip zur naturhaften Liebe hindurch, vor der alle Programme stürzen, und der Einsame im Kreml gibt in dem Abtrünnigen seine letzte Hoffnung auf „die Andern" preis. Nur Natascha, seine Sekretärin, setzt sich mit der Hoffnung auf einen späteren gesegneteren Versuch zu solcher Synthese — „vielleicht.. in fünfzig Jahren"... — innerlich schluchzend zur Weiterarbeit nieder.

Das ist das Skelett aus einer Fülle der Gesichter und dramatischen Momente. Um alle wittert große tragische Luft, noch der Titel ist mit Doppelsinn geladen. Er ist auch gegen den gleichgültigen Hochmut des Westens gerichtet. Mühlesteins eruptives Temperament weitet die Vorgänge zur Perspektive eines welthistorischen Augenblicks im Hebbelschen Sinn. Es wäre einer der schönsten Glücksfälle der modernen schweizerischen Dichtung, wenn diesen Autor seine in Zartheit und Härte, Aktualismus und Geschichtstiefe bebende Gestaltungskraft zur weiteren Bestätigung und Klärung seines dramatischen Willens triebe.

Walter Muschg

Echo des Auslands

Italienischer Brief

Eine Stelle für sich nimmt in unserer heutigen erzählenden Literatur ein Roman ein, der, mit dem Preis der Accademia Mondadori gekrönt, weder bei der Kritik noch beim Publikum den Nachklang geweckt hat, den er verdient; ich meine Fernando Palazzis „La storia amorosa di Rosetta e del Cavaliere di Nérac" (Mondadori, Mailand). Schon in der Wahl des Stoffs verläßt Palazzi die gewohnten Wege. Wenn der Rahmen modern ist, so führt uns die eigentliche Erzählung in die galante Rokokozeit zurück; in einer frivolen Welt von Damen, Kavalieren und Abenteurern, die mit bunten Farben, anmutig und reizend hervorgezaubert wird, entrollt sich vor uns eine spannende Liebesgeschichte. Der Kavalier von Nérac, ein leichtfertiger Genießer, in der Liebe eine Art Casanova, verliebt sich in Rosetta, die junge Frau eines reiferen Edelmannes; aus der Spielerei wächst seine Liebe zur Leidenschaft auf, und durch die Leidenschaft, durch den Einfluß der Reinheit und moralischen Höhe Rosettas, durch das Leiden, das den unglücklich Liebenden erwächst, reinigt und erhöht sich Néracs Inneres, ein neuer Mensch entsteht in ihm, der die Tragik des Lebens kennt, der zugleich fähig ist, sich einem edlen Zweck zu opfern. Man hat Palazzis Kunst nachgerühmt, den Leser zu fesseln und bis zu Ende nicht loszulassen; und doch überwiegt das Stoffliche nicht in seinem Roman. Seinen Helden aus alten Zeiten gibt er ein ganz modernes und reiches Gefühls- und Phantasieleben; in seinen Beschreibungen, in denen die Natur selbst am Leben des Helden teilnimmt, in der Erzählung, in der Zeichnung der Personen, sowie ihres inneren Lebens, erweist er sich als ein feiner Miniaturmaler von frischer unerschöpflicher Phantasie, als ein reifer Künstler, der alle Töne kennt, von dem köstlichen Humor bis zur erschütternden Tragik. Nur hier und da droht seine raffinierte Kunst in Künstelei überzugehn, und nicht immer vermag er eine gewisse Überfülle zu vermeiden.

Beste Aufnahme verdient auch das neue Werk Bonaventura Tecchis „Tre storie d'amore" (Treves, Mailand). Tecchi trifft einen ganz anderen Ton als Palazzi: sein Vortrag ist einfach, prunklos, genau; seine Welt ist die alltägliche; und doch weiß er dem Geschehen eine tiefe Wahrheit und den Personen ein eignes Leben zu geben, Atmosphäre zu schaffen. Wunderbar ist die Kunst, mit der in der ersten Geschichte (I gatti) das wilde Leben einiger Katzen wiedergegeben wird — ein Nebenmotiv, das doch nicht ohne symbolische Beziehung zum Hauptmotiv bleibt; tiefdringend und äußerst wahr, obwohl vielleicht zu peinlich, die psychologische Analyse in der zweiten Geschichte (Amalia); einige Szenen und Karikaturen sind in der dritten (I grassi) mit kräftigem Griff und Humor gezeichnet.

Neben Tecchi sei ein junger Schriftsteller erwähnt, Eurialo De Michelis, der mit einem erfolgreichen Roman „Adamo" (Jacchia, Vicenza) angefangen, und dessen Erzählungen „Bugie" (Jacchia, Vicenza) mit dem Preis Fracchia gekrönt worden sind. Ein aufmerksamer und sachlicher Beobachter, enthüllt er in diesen Erzählungen die vielen Lügen, hinter denen wir uns oft im gewöhnlichen Leben zu verstecken pflegen; das aber ohne Nachdruck, nur mit einem nachsichtigen Lächeln.

In seinem neuen Roman „La morte e l'amore" (Mondadori, Mailand) setzt Fabio Tombari den Versuch von „La vita" (L. E. XXXIII, 644) fort, seiner Kunst einen tieferen, reicheren Inhalt zu geben. Das Beste sind aber noch immer auch in diesem Roman die Personen und Motive, die uns an die bizarre Welt seines unvergeßlichen „Frusaglia" erinnern; seine Dichtung bleibt ganz wesentlich Heimatdichtung.

Heimatdichtung bietet auch Paolo Giudici im Roman „Ruadia, terra di Mori“ (Alpes, Mailand), in dem das ganze bunte Leben eines sizilianischen Dorfs, in innigem Zusammenhang mit dem Leben des Bodens, realistisch und doch poesievoll dargestellt wird. Nur ist oft die Kleinmalerei zu weit getrieben, und nicht immer heben sich Hauptpersonen und Haupthandlung vom bewegten Hintergrund genügend ab.

* * *

Das stets lebendige Interesse für die Kriegsliteratur beweist bei uns der Erfolg, den einige ausgezeichnete Kriegsbücher neuerdings erfahren haben. Den Charakter dieser Literatur, den ich schon dargelegt (L. E. XXXIII, 643), kennzeichnet, was Arturo Marpicati in der Einleitung zu seinen „Ritratti e racconti di guerra (Cappelli, Bologna) sagt: es ist die gerührte, tendenzlose Erinnerung an das Erlebte und Erlittene, das Wiederaufleben einer mächtigen Wirklichkeit, die uns tief verwandelt und gereift hat. Treffende Charakteristiken der leitenden Persönlichkeiten unseres Krieges, einige spannende Tagebuchseiten und Kriegsepisoden, die Marpicati in schlichter wirkungsvoller Prosa hinwirft, und die köstliche „Commovente storia di un asinello durante la guerra italo-austriaca“ bilden den Inhalt des interessanten Bandes. Demselben Verfasser verdanken wir einen unserer besten Kriegsromane, „La coda di Minosse“ (Cappelli, Bologna), in dem eine nicht genug bekannte Seite des Krieges beleuchtet wird; er führt uns in ein Kriegstribunal, läßt uns in die Verhältnisse der Kriegsjustiz hineinblicken und zeigt, mit welcher leichtfertigen Nachlässigkeit und verständnislosen Gleichgültigkeit sie zuweilen verfuhr, wo es sich doch um das Leben von Menschen und um den Geist der Truppen handelte. Seine Entrüstung, die aus einem menschlichen und patriotischen Gefühl entspringt, wirkt erhebend; und seine These störr nicht den künstlerischen Eindruck des Ganzen, da sie erlebt ist und sich aus der Erzählung selbst ergibt. Lebhafte Beschreibungen aus dem Soldatenleben wechseln mit packend realistischen Szenen ab und mit den glücklichen Momenten einer Liebesepisode, die etwas Gesundes und Frisches, wie Erdgeruch, an sich hat. Sehr geglückte Karikaturen und kräftig gezeichnete Typen. Im Hintergrund der tragische Ernst des Krieges.

Aus den Notizen eines Tagebuchs ist „Guerra del '15“ von Giani Stuparich entstanden, und bietet ein ergreifendes Bild unseres Krieges in den ersten Monaten, in einem der schwersten und härtesten Teile unserer Front. Die Tatsache, daß Stuparich ein überzeugter Irredentist aus Triest war und als Freiwilliger in unserem Heer vor seiner Stadt kämpfte, gibt seiner Schrift einen eigenen Reiz. Er liebt wie keiner den Boden, auf dem und um den er kämpft und leidet, der für ihn fast ein lebendes Wesen ist; Erinnerungen aus seiner Kindheit tauchen in ihm auf; obwohl voller Begeistrung, leidet er tiefer als die andern. Echtheit und Reinheit des Gefühls und Charakters spricht aus seinem Wort; Entschlossenheit, Mut und Weichheit durchdringen sich; rührend vor allem seine Sehnsucht nach der entfernten, in Triest gebliebenen Mutter und Schwester, seine Liebe und Besorgnis um den Bruder, der mit ihm in demselben Regiment dient und den Heldentod sterben wird.

Aus Cesco Tomasellis „Gli ultimi di Caporetto (Treves, Mailand) können wir ersehen, wie sich aus der Geschichte das Epos entwickelt. Caporetto lautet noch immer für viele nur wie eine dunkle Niederlage unseres Heeres; Tomaselli versucht dagegen an Hand von veröffentlichten Zeugnissen und Studien nicht nur den Gang der Schlacht klarzumachen, sondern auch zu zeigen, wie selbst in der Niederlage heldenhaft gekämpft wurde, wie die „Letzten“ von Caporetto die Ehre des Heeres und des Vaterlands, ja das Vaterland selbst gerettet haben. Einige Kapitel sind nüchtern und trocken, fast wie ein Bericht; wo aber der Verfasser zu seinem eigentlichen Thema kommt, wo es sich um Heldentaten oder um die schlichte Größe der unbenannten Soldaten und der Bürger handelt, da wird er beredt, seine Prosa belebt sich, seine Erzählung packt den Leser wie ein Roman.

Genua G. A. Alfero

Brasilianischer Brief

In Brasilien sind starke Bestrebungen am Werk, eine vollkommen bodenständige Dichtung zu schaffen. Schon haben sich in den letzten Jahrzehnten Wortschatz wie Ausdrucksformen, Ideenwelt wie dichterische Motive bzw. Ideale von den traditionellen des portugiesischen Mutterlandes augenfällig gesondert. Neue Ästheten, neue Literaten und Dichter suchten nach neuen Wegen. Erzielten auch so etwas wie einen nationalen, wenn schon noch stark schwankenden Stil, der sich aus den besonderen Kulturverhältnissen Brasiliens ergab. Bestimmt nicht allein durch die Verschiedenheit der Umwelt, von Natur, Fauna und Flora eines Riesengebiets von fast der Größe Europas, nein, auch durch das ihm eigentümliche Rassengemisch, dessen soziale Schichtung, Kulturniveau, Brauchtum, all die so grundverschiedenen Emanationen des Alltags. Solche Scheidung ist und bleibt eins der wichtigsten Postulate, die sich die kampffrohe „nativistische“ Jugend auf ihre Fahnen schrieb. Viele unter ihnen wenden dabei den suchenden Blick gegen Norden und erhoffen sich von

dem jungen, weit fortgeschritteneren angelsächsischen Amerika das Heil, dem Ronald de Carvalho in seinem Gedicht „All-Amerika“ zujubelt:

O Amerika! Dein Dichter wird sein ein Erbauer.
Und wie jenem, der in See gleiten läßt die schweifende Barke
Und wie jenem, der die Masse bändigt durch die Zahl,
Wird ihm die brüske Phantasie des Erfinders zuteil sein.

Und angesichts seines Werkes aus Granit und Eisen, Holz und Beton,
Angesichts seines rauhen und neuartigen Werkes
Aus Menschen, Tieren, Wassern, Wachstum, Steinen —
Amerika! —
Wird dein Dichter einziehn in das Wunderreich der Schöpfung.

Andere wieder erstreben geistigen Anschluß an die Kultur Europas und erwarten Befruchtung durch die jungen Kunstbewegungen in Frankreich, Spanien und England, schöpfen wohl auch aus den Werken deutscher Philosophen und Kunstästheten, die in guten Übersetzungen verfügbar sind. Vielgestaltig spukt es heute durch die Köpfe all dieser phantastischen Jugend, deren Führer, so uneinig sie auch sonst sind, in einem übereinstimmen: der unbedingt zu erstrebenden vollkommenen Bodenständigkeit, dem „Nativismus“. Die Strömungen, die „Jung-Brasilien“ heutigentags durchsetzen, entsprangen ursprünglich zweierlei Quellen: einesteils den Bemühungen Machado de Assis', der als Romancier und Kritiker auf geläuterte Sprachtradition, ungekünstelte Stilistik, plausible Psychologie, gefällig-heitere Geistigkeit hinwirkte, andererseits den Bestrebungen Euclydes da Cunhas, der seinerseits wieder pietätlosen Umsturz und eine kraftvolle Regeneration hinsichtlich Stilistik, Ideen, Motive usw. predigte. Da Cunha wurde richtunggebend für Brasiliens moderne Erzählungskunst insbesondere durch seinen Roman „Os sertões“. Es waren dies machtvolle, unerhört gewagte dichterische Freiheiten, die er sich da erstmalig gestattete. Sie wirkten aufrüttelnd wie eine Offenbarung und machten Schule im Widerstreit der Meinungen. Da Cunha erwies damals als erster, daß Brasilien nun kulturell genügend erstarkt sei, um unbedenklich aus heimischem Erdreich und Volkstum, dem nationalen Born lauteres Gold zu schöpfen. Ausgesprochen brasilianischer Stilistik begegnet man bei dem Erzähler Alberto Rangel. Sein Wortschatz ist vorwiegend der Umgangssprache der primitiven Bevölkerung im Äquatorialgebiet des Amazonenstroms entlehnt, also reichlich durchsetzt auch von Ausdrücken indianischer und afrikanischer Herkunft. Seine Satzgebilde passen sich nach Form und Tonfall dem Idiom jener Volksschicht an; selbst seine Orthographie ist eine besondere. Soweit Rangels Motive bzw. deren Darstellung in Betracht kommen, möchten wir ihn geradezu als einen brasilianischen Bret Harte bezeichnen. Seine urwüchsigen Erzählungen in „Inferno verde“, die in die ebenso abergläubische wie argwöhnisch-rauhe Seele jener Hinterwäldler in den Sümpfen und Urwäldern hinableuchten, sind voll der Schrecknisse, des lähmenden Grauens. Rangel zeichnet sich auch in sonstigen Werken („Sombras n'agua“ usw.) durch seine ungemein eindringliche, bildhaft-farbenfrohe Gestaltungsgabe aus. Volksseele und Volkssprache Brasiliens kennzeichnen auch Monteiro Lobatos Romane. Auch er schildert als Realist seine Menschen und deren Umwelt. Nebst origineller, reizvoller Darstellung fesselt ungekünstelte echte Spannung bei seinen Büchern, unter denen „A onda verde“, „Urupês“ und „Ideas de Jeca Tatú“ die gelesensten sind. Coelho Netto, ein anderer bedeutender Schilderer der Psyche seines Volkes, wurde durch meine Übersetzungen auch deutschen Lesern bekannt. In seinen Erzählungen aus der Wildnis, die unter unwissenden Kreolen, Mulatten, Indianern, Mestizen und Negern spielen, spuken Aberglauben und Grauen, schier unausrottbar eingeimpft all diesen einfältigen Wesen durch die Vehemenz einer grandiosen Natur, die nur allzuviel an Schrecknissen beut. Ähnliche Motive behandeln in ihren Werken auch Mario Sette („Senhora de engendro“ usw.), Carlos D. Fernández („Os cogaceiros“), J. A. Nogueira u. a. Ein ungemein fruchtbares und vielseitiges Talent ist Afranio Peixoto, Romancier, Lyriker, Kritiker, Folklorist usw. Als naturalistischer Erzähler verfaßte er gern gelesene Gesellschaftsromane wie „Maria bonita“, „Fructa do matto“ usw., die bald in den großen Kulturzentren von Rio de Janeiro, S. Paulo, Bahia, bald den Campos unter Fazendeiros, Plantagenarbeitern und Viehhirten, bald unter den urwüchsigen Menschen der tiefen Wildnis, der „Mattos“ und „Sertões“ spielen. Als Lyriker besingt er die Heimat, der seine schwärmerische Liebe gehört. Dies veranlaßte ihn auch die Volks- und Hirtenlieder aus Campina, Busch und Urwald, die vielfach auf uralte indianische Singsprüche zurückgehen, in seinen „Trovas brasileiras“ gewissenhaft zu sammeln. Zur Heimatskunde schrieb er zwei wertvolle Bücher: „Minha terra“ und „Minha gente“. Auch eine ausgezeichnete „Antologia brasileira“ ist Peixote zu danken. João do Rios Bücher dawider weisen starken Einschlag französischen Esprits auf, der sich allerdings bei ihm mehr als eine Mischung von Ironie und Sentimentalität äußert. Er verfaßte Romane wie „Dentro da noite“, „A correspondencia de uma estação de cura“, Skizzenbücher wie „Frivola-City“, „Cinematographo“ und viele andere. Englischer Einfluß macht sich andrerseits bei Elysio de Carvalho geltend, der übrigens auch Oscar Wilde übertrug. Selbst schuf er ausgezeichnete, durchaus ursprüngliche Gedichte („Horas de Frébe“), Essays zum zeitgenössischen Leben („Five o'clock“),

zur modernen brasilianischen Literatur u. a. m. Limo Barreto schildert in seinen Romanen mit Vorliebe die Welt der politischen Glücksritter und glanzumflimmerten, wenn schon oft genug fragwürdigen Großstadtexistenzen seines Landes. Geofredo Rangels Erzählungen wiederum spielen im Innern Brasiliens („Vida ociosa“ usw.). An sonstigen Erzählern wären noch zu erwähnen Carvalho Ramos, Gustavo Borroso, Alcides Maya, Xavier Marqués und Affonso Arinos.

Die üppig wuchernde, unentwegt mühelos zeugende und gebärende großartige Allnatur Brasiliens ist der Poesie gewogen. Brasilien ist ein Land der Lyrik. Was verlockte da aber auch nicht zu lobsingen, zu dichten? Ozean und Urwälder, Riesenströme und Berggiganten, eine ungeheuer bunte Tier- und Pflanzenwelt, die Unendlichkeiten der Selvas, die Fährlichkeiten der Tropennatur, das maßlose Grauen, davon die Wildnis erfüllt wird, all das regt die dichterische Phantasie bis zur Siedehitze an. Brasiliens Lyrik der Gegenwart ist ablosut bodenständig. Von den großen portugiesischen Vorbildern hat sich „Jung-Brasilien“ vollends losgesagt. Schlachtgetümmel herrscht freilich noch nach allen Seiten. Vielgestaltig sind diese neuen Bestrebungen. Ronald de Carvalho, der sich auch als hervorragender Kritiker betätigt („O espelho de Ariel“, „Estudos brasileiros“, „Historia da litteratura no Brasil“) ist Führer jener Gruppe junger Lyriker, die sich um die Revue „Movimento Brasileiro“ schart. Ihr Blick richtet sich, wie schon bemerkt, nach Nordamerika, woher sie sich mit Vorliebe ästhetische Anregungen holen. Unter Carvalhos Dichtwerken seien besonders erwähnt „Luz gloriosa“ und „Poemas e sonetos“. Inniger dem heimatlichen Erdreich verwurzelt zeigt sich eine Gruppe, die sich um die Zeitschrift „Antropofagia“ (S. Paulo) zusammenfand. Ihr Streben geht dahin, ohne Rücksicht auf irgendein einheitlich festzulegendes Programm, die Seele Südamerikas so ursprünglich ihren Dichtwerken einzuhauchen, wie diese selbst zu ihren Sinnen spricht. Sie sind Primitivisten und Heimatkünstler zugleich. Und solches mit Recht. Denn jeder einzelne unter Brasiliens Staaten, das sich ja von der tropischen Zone bis in die südlich gemäßigte hin erstreckt, hat sein ganz besonderes landschaftliches, kulturelles und anthropologisches Gepräge. Dreierlei seelische Komplexe heischen überdem nach Verstehen: das vielgestalte Wesen der einstigen europäischen Kolonisatoren, das unstete Blut der halbgezähmten Indianer, der animalische Instinkt des schwarzen Afrikaners. Sie sind freilich vielfach ineinandergeflossen, diese drei Elemente, nicht gerade zum Vorteil für das Volkstum und geben in ihren Mischlingswerten erst recht Probleme und Rätsel auf. Tonangebend für diese „nativistische“ Richtung gelten die Lyriker Oswald und Mario de Andrade, letzterer bekannt als Verfasser von „Paulicea desvairada“. Ferner zählen hierher Guilherme de Almeida, Raúl de Leoni, Francisco Karam, Jorge de Lima, Menotti del Picchia, Barreto Filho, Eduardo Guimeraens, Tasso da Silveira, Murillo Araujo, Alvaro Moreira und Felipe de Oliveira.

Als bodenständiger Lyriker großen Formats wäre Alberto Ramos zu nennen. Schon seine „Versos prohibidos“ deuten auf eine ursprüngliche phantastische Begabung hin. In „Elegias e epigrammas“ ersteht die Seele Brasiliens, geschaut mit dem Auge eines echten Dichters: die Selvas mit den sich tummelnden Rossen, den Hirten und Herden, dem traulichen Feierabendgelage um den Matekessel vor der Cabana, wenn beim Qualm des Cachimbo im Munde der Männer uralte, den Indianern abgelauschte Geschichten, Sagen und Legenden aufklingen, erfüllt von Aberglauben und Grausen. Oder man vernimmt im rauhen Busch zum Klang des selbstgeschnitzten „Violao“ die düstern „Trovas“, die wehklagenden Lieder der Wildnis von den Lippen des kupferfarbenen Caboclo, durchzittert von Mestizenschwermut und „Saudade“, dem Sehnsuchtsschmerz der weißen Siedler, wie sie insbesondere in Ramos' Versbuch „O ultimo canto do fauno“ so erschüttern. Auch in „Odes“ und „O livro dos epigrammas“ lobsingt Ramos die heimatliche Natur, Meer, Küste, Inseln und Klippen, Palmen- und Orangenhaine, Bergwelt und Ströme. „O canto do Centenario“ dawider ist ein Hymnus auf das Vaterland anläßlich der Jahrhundertfeier seiner Unabhängigkeit. An sonstigen Lyrikern mögen noch erwähnt sein Gilberto Amado, Pereira da Silva, Catullo Ceorense, Manoel Bandeira, Ricardo Gonçalves, Hermes Fontes, Adolpho Araujo, Ribeiro Couto, Martins Fontes, Guimerães Passos, Mario de Alencar, Flexa Ribeiro, Caio de Mello Franco, schließlich der originelle Negerpoet Cruz e Sousa. Martin Brussot

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die zwölf Räuber. Roman. Von Edwin Erich Dwinger. Jena 1931, E. Diederichs. 228 S. M. 3.–(4.80). Viktoroff, ehemaliger Machthaber der Sowjets, ist, nachdem das Blut ihm bis „an den Hals“ gestiegen ist, verzweifelnd an der Möglichkeit, ein neues Paradies zu bauen, an die Küste des deutschen Meeres geflohen, wo er mit seinem getreuen Grischa als ein Fischer lebt und seinen Verdienst dazu verwendet, kranke Tiere zu sich zu nehmen, sie zu heilen oder

ihnen vor einem sanften Tode noch ein flüchtiges Paradies zu bereiten. In dieses resignierte, aber gottnahe Leben tritt eine Frau. Sie überwindet seine Einsamkeit, lebt mit ihm, schenkt ihm ein Kind, aber sie versucht auch, ihn langsam wieder in die Welt der Schönheit, des Reichtums, der Sorglosigkeit hinüberzuziehen. Und ihm bleibt, um nicht ein „Schuldiger" vor den Armen zu werden, kein Weg als die Flucht. Eine Bark auf dem Meer braucht einen Matrosen und nimmt ihn auf. Sie werden glauben, daß er ertrunken sei. Das Schiff aber trägt ihn nach Rußland. „Aber dorthin wollte ich nicht!" rief er aus. — Um dieses Geschehen gibt es eine Reihe von Gestalten: die Frau, den melancholischen Grafen Strax, die Parasiten Weltheim und Rotter, das bucklige Fischermädchen Hanna. Gibt es Landschaft und Tier, Gespräche und Weltanschauung. Alles klar und scharf gesehen, sehr betont gestaltet (die „hämmernde Stimme"), sehr bewußt in Diktion, Auswahl, Stil, Sprache, sehr zart und bewegend in der Liebe zur Kreatur. — Aber, lieber Erich Edwin Dwinger, Sie werden mir nicht böse sein, wenn ich nach Ihren beiden Rußlandbüchern, die in der Ewigkeit ruhen, keinen rechten Weg zu diesem Ihrem Frühwerk finde, das in der Zeitlichkeit ruht. Ich sehe Sie vor mir sitzen, in Ihrer knabenhaften Bescheidenheit, das Wunder eines Menschen, der ein ungeheures Schicksal überwand, und nicht ohne Sorge von dem dritten Band sprechen, der hinter „Weiß und Rot" vor Ihnen liegt. Und so fern es mir liegt, die „12 Räuber" ein geringes Buch zu nennen, so lassen Sie es mich ein Nebenbuch nennen, ein jugendliches, das es ja auch ist, auf das wir voller Liebe blicken, wie auf ein Knabenbild Ihrer selbst, aber hinter dem wir schon die herben Linien des Mannes ahnen, den wir kennen und den wir in einem niemals erreichen werden: in dem Leben und Leiden, das ihm zugemessen wurde.

Berlin — Ernst Wiechert

Die Reise ins Innere. Roman. Von Kurt Heuser. Berlin 1931. S. Fischer Verlag. 298 S.

Diese Geschichte von dem Feldmesser Jeronimo, der tapfer und ohne die Rückendeckung irgendeines abgenutzten europäischen Ideals im tiefen Innern von Afrika untergeht, ist großartig erzählt. Die „Handlung" ist dabei beinahe unwichtig; für den Autor — für den Dichter, darf man hier sagen, wird die etwas romanhaft und manchmal (bei der Begegnung Virginias mit dem Statthalter) etwas künstlich aufgebaute Fabel nur der Anlaß zu epischer Gestaltung: zur Gestaltung von Landschaftseindrücken (meisterhaft das Sterben der Tiere beim Brand der Steppe), von Menschen und Erkenntnissen. Dieser Dichter ist jung und weise zugleich. Wo er zur allgemeinen Formulierung, zur Sinngebung der Ereignisse fortschreitet, wird er nirgendwo banal; ob er die Spannung (der Menschen und der ganzen Natur) vor einem Zyklon beschreibt, ob er einen „radikal-bösen" Menschen wie den Statthalter vor uns aufbaut, immer kommt bei Heuser alles aus der Anschauung und wirkt neu und einmalig. Das Kapitel „Der Bote und der Zauberer", in dem der Botengang eines Negers durch unbewohntes, „verzaubertes Gebiet" geschildert wird, ist ein episches Meisterstück. — Dieses Buch ist umfassend menschlich, obwohl sein Autor als Denker und Gestalter sich auch noch über dieses „Menschliche" erhebt: „Ihr wißt nicht, wie teuer die Haltung eurer bequemen Würde erkauft ist, und wie blutig." — Ein schönes und bedeutendes Buch.

Berlin-Zehlendorf — Eugen Gürster

Das Schiff „Espérance". Erzählung. Von Robert Neumann. Wien 1931, Paul Zsolnay. 270 S.

Robert Neumann hat einmal eine Geschichtenreihe geschrieben „Die Pest von Lianora" — ihr Grauen, ihr Humor, ihr dämonisches Treiben war zwangsläufig, groß aufgerissen, triebhaft mitreißend. Diese Geschichtenreihe läßt mich kalt. Man lobt Neumanns Stil — aber warum gibt er jetzt schon das Klischee seines Stils? Man lobt sein Erzählertemperament — aber warum heizt er hier künstlich ein und lehnt sich in seiner Rahmenerzählung an das Thema eines Theaterstücks, das, wenn ich nicht irre, Otto Ernst Hesse zum Verfasser hat? Man lobt Neumanns Fabulierlust — aber warum plagiiert er sich selbst und erzählt von Boccaccio noch einmal hier, was in der „Pest von Lianora" richtig und neu stand? Ich habe mich immer und gern für Neumann eingesetzt. Aber nun, da ich sein Talent in der Routine des viel und mit Erfolg Schreibenden münden sehe, will ich mit meinem Urteil warten, bis ich wieder Positiveres von ihm lese als diese Geschichten.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Abgrund des Herzens. Die Geschichte einer Reifung. Von Gustav Kochheim. Hamburg 1931, Ausfahrt-Verlag. 228 S. Geb. M. 4.80.

Es ist eine alte Streitfrage, die sich aber immer wieder im Gewissen erneuert: ob man bei der literarischen Kritik das Recht hat, ein künstlerisch mangelhaftes Buch doch anzunehmen und selbst anzuerkennen, weil sein Gegenstand gewissermaßen von demokratischer Art ist und jeder redlichen Behandlung freigegeben werden muß, auch der literarisch unzureichenden. Mit anderen Worten: darf der Dilettant in unser Handwerk eingreifen, um des neuen Stoffs oder der neuen Gesichtspunkte willen, die er zu einem sehr lebenswichtigen Gegenstand beibringen mag?

Die richtige Antwort wird lauten, daß er es darf, wenn er „reinen Herzens" ist. Das reine Herz aber, die intakte Naivität, erweist sich ja untrüglich, wenn man Fabel und Tendenz, Figuren- und Gedankenkonstellation eines solchen Buchs (die im Zweifelsfall klischiert sein werden) abzieht und die Episoden ins Auge faßt. In ihnen nämlich verrät sich das unreine Herz; es verrät sich, indem es auch hier noch Klischee bietet, Lebensklischee. Während das reine Herz hier, wo jeder erlebte Zug Geltung hat, Selbständiges darreicht, ein eigenes Bild, den neuen Anfangstakt einer tausendmal gemachten Reflexion. Hier scheidet sich Rein von Unrein; es scheidet sich klug von dumm.

In diesem Sinn möchte ich den Pubertätsroman von Kochheim („Geschichte einer Reifung" nennt er sich übertrieben) recht warm empfehlen. Trotz seiner Herkömmlichkeiten und derben Sentimentalismen in Wort und Bild. Denn er ist ein sauberes Buch und in dieser Beziehung manchem vorzuziehen, was unter anspruchsvollerer Flagge segelt.

München — W. E. Süskind

Ruhe auf der Flucht. Prosastücke. Von Rudolf Utzinger. Zürich-Leipzig 1931, Grethlein & Co. 107 S.

Der Schweizer Rudolf Utzinger ist 1929 in Davos gestorben, achtunddreißigjährig. Diese posthume Sammlung seiner kleinen Impressionen in Prosa, von ihm selbst noch angelegt, ist veranstaltet von Walter Muschg, der dem verewigten Freund zugleich Worte der Liebe nachruft.

Wer aber den offenbar aparten Menschen Utzinger nicht persönlich kannte und seinen Nachlaß unvoreingenommen liest, wird zu keinem reinen Genuß kommen. Es ist mir wie

ein Symbol für ihn, daß erst der letzte Satz des Büchleins lautet: „Wenn ich in die Berge schaue, vergesse ich meinen Rufnamen." Es ist der Schlußsatz des Anfangskapitels eines unvollendeten Romans, von dem ihn der Tod riß. In ihm findet Utzinger endlich „Ruhe auf der Flucht". Bis dahin war es ihm nicht vergönnt, sich zu vergessen.

Utzinger ist jener typische Intellektuelle des 20. Jahrhunderts, der nichts mehr ersehnt als aufzugehn in einem Größeren über ihm und der doch immer seiner „bewußt" bleibt: ausgeschlossen vom Paradiese einer Harmonie mit dem All, gebrandmarkt mit dem Kainszeichen der Individuation. Das gibt ihm ironische Melancholie und morbide Grandezza. Er möchte fromm sein, aber er ist skeptisch. Er möchte beten, aber er muß untersuchen.

Auch Utzingers Sprache ist analytisch und trotz mancher Poesie und vieler Phantasie fast „wissenschaftlich" in ihrer wortreichen Exaktheit und Präzision. Dabei ist sie mitunter schwärmerisch und schmerzhaft-zärtlich wie die des jungen Georg Büchner, öfter allerdings wird sie, immer gewählt, gesucht. Seine Flucht ist Gedankenflucht; ihr überläßt sich willig sein Hirn, sein Auge einer ebenso rasenden Flucht der Bilder. Und sobald er seine Assoziationen aufzeichnet, werden sie, selbstverliebt, preziös, egoistisch, in aller Sprunghaftigkeit genau bis zur Manieriertheit, Zeugnis nicht eines schauend schaffenden Dichters: eines tragisch-hypochondrischen Patienten, dessen Krankheit die späte Zeit ist, in die er geboren ward. Vielleicht wäre Utzinger 150 Jahre zuvor ein zweiter Hölty geworden. Er wurde eine seltsame, unglückliche Mischung von Peter Altenberg und Gottfried Benn.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Das Mädchen von Zacatlan. Von Otto Gmelin. Jena 1931, Eugen Diederichs Verlag. 206 S. M. 2,50 (4,30).

Mit großer dichterischer Zartheit und mit leidenschaftlicher Hingabe an den reizvollen Stoff erzählt Otto Gmelin in seinem kleinen Roman „Das Mädchen von Zacatlan" die Liebe eines jungen Indiomädchens zu einem Mann der weißen Rasse. Auf einer fast unwirklich scheuen Werbung baut sich eine dramatische und tragisch zugespitzte Liebessteigerung auf, die schicksalhaft und durch vielerlei Ursachen bedingt, in mystischer Ekstase verklingt. In fesselnden Details wird altmexikanische Kultur in wechselvolle Beziehung zu modernen Ergebnissen der Forschung gebracht, wodurch dies Buch fast wie eine Art zeitgenössischer Ergänzung zu Stuckens „Weißen Göttern" wirkt. Dabei bleibt Gmelin in Sprache und Gestaltung ganz und gar ein Eigener. Nur die dichterische Parallele zwischen zwei wertvollen Werken der Dichtung soll damit angedeutet sein. Gmelins Schilderung etwa des Marientages in Guadeloupe ist Beispiel einer gekonnten Epik und vielseitigen Sprachbehandlung. Im ganzen ein Buch, das gleichermaßen durch seine individuelle Gestaltung wie durch seine schöpferische Intuition wirkt und für sich wirbt.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Die verlorene Nacht. Von Werner Scheff. Leipzig 1931, Hesse & Becker. 267 S. M. 3,50 (5.50).

Ein Schauspieler erleidet einen Dämmerzustand, er verliert das Gedächtnis für das, was sich in diesem Dämmerzustand zugetragen hat. Damit beginnt der Roman. Man sollte nun meinen, daß diese Tatsache gleichsam das Thema der Erzählung abgäbe. Aber nahezu alles, was in dem Buch passiert — und es passiert ungeheuer viel —, steht zu der psychischen Störung, an die nur hin und wieder, oft ohne tieferen Zusammenhang zu den Geschehnissen erinnert wird, in keiner Beziehung. Drei Frauen spielen hinein, eine sich plötzlich in eine große Filmschauspielerin verwandelnde Zigeunerin, eine Schauspielerin, die die Ursache jenes Dämmerzustandes bildet, zum Schluß von einem anderen ermordet wird, während der Held sich einredet, der Täter zu sein, und die edle, ihn rettende Frau, mit der er erst nach Schwierigkeiten und Hemmungen „glücklich" wird. — Kein psychologischer oder psychologisch fundierter Roman wie das Thema erwarten ließe, sondern nach Darstellung, Tempo, Häufung der Ereignisse, äußerer Spannung ein Detektivroman.

Mainz — Erich Stern

Symphonie und Jazz. Roman. Von Gustav Renker. Leipzig 1931, L. Staackmann. 239 S. M. 3,50 (5,—).

Der Name dieses Romans enthält seine vollständige Disposition. Renker stellt dem liebevoll gezeichneten, anerkannten Komponisten, dessen musikalische Ausdrucksmittel die des ausgehenden 19. Jahrhunderts sind, als Antipoden den eigenen Sohn gegenüber, der, vom Vater in dessen Auffassungen erzogen, sich dennoch abwendet und die neuen Mittel des Jazz für seine eigenen Arbeiten gebraucht. Die sich daraus ergebende Spannung bildet den Kitt einer einfachen Handlung, die zum Teil mit zarter Empfindung und feiner Einfühlung in die Bedingungen des Schöpferischen vorgetragen wird. Renker findet die Synthese zwischen beiden Richtungen, indem er beiden künstlerischen Wert dann zuerkennt, wenn sie aus dem Erleben der ursprünglichen, gewaltigen Natur geboren werden.

Die um Vater und Sohn gruppierten Personen, der Kritiker und der in den alten Meister verliebte Flugzeugkonstrukteur, der schwarze Jazzkönig und die mütterliche (!) Sportlehrerin sind, bis auf letztere, plastisch charakterisiert. Das Buch ist lesenswert für musikalisch Interessierte, da seine Problematik zu eigenem Nachdenken führt. An einzelnen Stellen streift Renker den prinzipiellen Gegensatz zwischen den Generationen an sich, doch hätte er, wobei sein Roman an Weite und Tiefe gewonnen hätte, hierüber mehr ausführen können.

Gera — Erich Otto Funk

Sprung über den Schatten. Roman eines Fürsorgezöglings. Von Lily Gräfin zu Rantzau. Berlin 1931, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 336 S. Geh. M. 4,20, Kart. M. 4,80.

Der Roman will die Entwicklung eines Fürsorgezöglings zu einem vollgültigen Mitglied der Gesellschaft schildern, das schließlich doch durch die Erinnerung an die Vergangenheit in seinem persönlichen Glücksanspruch scheitert. Um dieser Absicht zu genügen, müßte das Allgemein-Gültige eines Zöglingsschicksals mit dem besonderen Glücksverlangen des Zöglings Hannes Rüper verknüpft, seine absolut untypische Entwicklung verdeutlicht und glaubhaft gemacht werden. Das ist mißlungen. Der „Sprung", den der Zögling Rüper tun muß, um aus seiner asozialen Vergangenheit in eine vielseitig gebundene Gegenwart zu gelangen, ist weder deutlich noch glaubhaft, und sein Scheitern nur äußerlich und in keiner Weise zwingend aus der Vergangenheit erklärt.

Dadurch zerfällt der Roman, sehr gegen seine Absicht, in zwei in sich geschlossene Teile: Jugenderlebnisse in Waisen-

haus und Fürsorgeanstalten und Leben unter Menschen. Der erste, ich möchte sagen „allgemeine", scheint mir auf die eigentliche Domäne der Verfasserin zu weisen; er ist sicher und gut ausgleichend geschrieben, menschlich, nicht sentimental, gut beobachtet und auf wirkliches Wissen gegründet. Der zweite, „besondere" dagegen, die Liebesgeschichte des armen Hannes, hat sich von sentimentalen Reflexionen und schablonenhafter Charakterisierung nicht freihalten können.

Berlin — Lili Lorsch

Wege zum Ich. Roman. Von Severa Dennstedt. Berlin 1931, Martin Warneck. 437 S.

Ein Mensch wandert den schweren Dornenweg des Lebens, hinter sich selber her, die eine Hand dem Tod gereicht, die andere zitternd dem Leben entgegengestreckt, und sucht sein Ich, das er endlich in Arbeit und Opfer findet. Das ist der Sinn dieses Buchs, mit dem eine neue Dichterin zum erstenmal vor die Öffentlichkeit tritt und gleich zu frohem Aufhorchen zwingt, da in ihrer Art nichts Althergebrachtes ist, sondern sie schon jetzt eine eigene, ganz besondere Note zeigt. Wenn auch Meister Raabe u. a. ihr dann und wann leise über die Schulter blicken, oder wenn auch ihre Fabulierlust und -kunst sie hier und da zu Weitschweifigkeiten und Längen verführt, so beweist sie doch in ihrem klaren, klingenden Stil, der Stoffwahl, der Fülle ihrer stimmunggesättigten Bilder, der lebendigen Naturschilderung, der scharf umrissenen Menschenzeichnung eine künstlerische Kraft, die sie aus der Masse der bloßen Unterhaltungsschriftstellerinnen heraushebt und den deutschen Dichterinnen zugesellt.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Jahreszeiten der Liebe. Ein Haydn-Roman. Von Hermann Richter. Leipzig 1931, Koehler & Amelang. 260 S. Geb. M. 4,80.

Es ist bekannt, daß Joseph Haydns Ehe mit seiner vier Jahre älteren, nüchternen, ewig eifersüchtigen Frau Anna ebensowenig glücklich genannt werden kann wie die Ehe Mozarts. Auch sonst ist den beiden in ihrem Leben nicht eben viel an Frauenliebe geschenkt worden. Aber den Menschen aus der Zeit Maria Theresias wandelt sich Liebesleid eher in wehmutsvolle Besinnlichkeit als in tragisches Aufbäumen. Macht einer Konvention und Kultur, die in flimmerndem Kerzenlicht auch die dunklen Schatten weniger bedrohlich empfindet. Mit sorgsam nachzeichnender Hand pastelliert Hermann Richter-Halle Milieu und Umwelt Haydns in der Heimat Leitha, in Esterház, in Wien und in Windsor. Vier Schauplätze, vier Liebeserlebnisse, wie die vier Sätze aus den „Jahreszeiten". Dazwischen Kluges über deutsche und italienische Musik, über preußische und österreichische Politik. Gut getroffen in ihren Gegensätzen die glanzvollen Feste am Hof der Kaiserin Maria Theresia, das echte, wenn auch ein wenig eitle Mäzenatentum im Hause des Fürsten Esterházy, die Nüchternheit und Berechnung des londoner Hofes. Ein liebenswürdiges Werk, das einen guten Einblick in Haydns Leben und Lebensstil vermittelt.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Die Meierhöfer. Novelle. Von Julius Bardt. Mit Unterstützung der Notgemeinschaft junger Autoren, Lüneburg. Gotha 1932, Arno Reißenweber. 64 S. M. 1,80 (2,50).

Diese Bauerngeschichte des jungen, bisher unbekannten Erzählers ist die Probe seines dichterischen Talents. Wir glauben, sagen zu können, daß vieles von ihm zu erwarten sein wird. Bardt gibt in klarer, epischer Sprache das Leben eines Bauernhofes und seines Besitzers, der, nach kurzer und harmonischer Ehe mit einer seelisch tiefen, aber schweigsamen und ortsfremden Frau (die darum von den anderen geschnitten wird), allein mit seinem Kinde, sich bald mit einer stolzen, gesunden und herrschsüchtigen Frau aufs neue vermählt, weil der Hof ohne weibliche Führung den vielen Zufälligkeiten nicht widersteht. Durch Hochwasser und Hagelschlag, die Feinde seiner Arbeit, wird er schwer getroffen, vermag Schulden und Zinsen nicht mehr zu tragen und wird, angetrieben von seiner sich nicht beugen wollenden Frau, auf den scheinbar leichteren Weg gefährlicher Finanzaktionen gedrängt. Damit ist das eigentliche Thema, das mit sicherer Einfühlung und großer Prägnanz gegeben ist, bestimmt. Denn das Eindringen fremden, kapitalistischen Denkens in die Sphäre des schollenverwurzelten Bauern löst seine Bindung an Erde, Heimat und Sitte und führt nach unerbittlichen Gesetzen zum seelischen und wirtschaftlichen Ruin. So stirbt schließlich die deutsche Bauersfrau drüben im amerikanischen Spital.

Daneben gibt Bardt prachtvolle Bilder ländlichen Lebens, die uns erwarten lassen, daß wir von ihm große und bedeutende Romane aus der Problematik der Landschaft erhalten.

Gera — Erich Otto Funk

Michel Michels. Roman. Von Hans Eschelbach. Bonn 1930. Veritas-Verlag. 334 S.

Der Verfasser meint es unbedingt gut, er will Mut und Hoffnung schenken, indem er die Wirren der letzten zwanzig Jahre gestaltet und sich besonders des Schicksals der Rheinlande annimmt. Eschelbach erzählt das Leben einiger Menschen, urteilt über politische Geschehnisse, schließt Folgerungen, ohne nach den Ursachen zu forschen. So entsteht ein halbes Bild, das an den Erscheinungen haften bleibt. Held des Romans ist Michel Michels; schon sein Name verrät seine Art und seinen Charakter, Bauer durch und durch, von neuem Adel. Die Not seiner Heimat bedrängt ihn sehr, aber unermüdlich und gläubig arbeitet er, um auf seinem Felde zu bleiben, mit der Hoffnung auf bessere Tage für sich und seine Heimat. Die zweite große Gestalt ist der Viehhändler Lewi, ein vaterlandsliebender, hilfs- und opferbereiter Mitbürger, der durch seine Handlungsweise Michels Vertrauen und Freundschaft gewinnt. Die schwarze Schmach, das unerfreulichste Kapitel der Besetzungszeit, steht allzu sehr auf schwarzer Liste. Wir alle müssen vergessen, uns bemühen, die Wunden zu heilen, einen Strich unter das Vergangene zu ziehen; wir gerade im Westen wollen jede Hand fassen, die man uns zu neuer Gemeinsamkeit hilfsbereit entgegenstreckt. — Der Stil des Buchs ist einfach und klar, das Bild anschaulich.

Köln — Max Spanier

Die letzte Königin von Atlantis. Von Edmund Kiß. Leipzig 1931, Koehler & Amelang. 299 S. M. 3,30 (4.80).

Ein Roman aus der Zeit um 12000 vor Christi Geburt. Haben wir mit einer so äonenweit entfernten Zeit überhaupt noch eine Fühlung? Können ihre Menschen, ihre Geschicke ein Interesse in uns bieten? Aber schließlich ist Menschenschicksal wohl immer dasselbe. Kämpfen, Lieben, Leiden, in diesem ewig wiederkehrenden Zirkel spielt es sich ab, gleichviel welche Zeit und welcher Raum es einschließt, denn Raum und Zeit sind keine Wirklichkeiten. Begriffe nur sind sie und Vorstellungen. Auch hier.

Insbesondere werden uns Schicksale und Menschen auch der ältesten, ja, der Märchenzeiten warme Anteilnahme und mitschwingendes Interesse erregen, wenn der Gestalter ein Dichter ist. Und das darf man von dem Verfasser dieses Romans sagen: Seine Liebesgeschichte aus sagenhaft fernen Zeiten ist mit den Augen des Poeten gesehen, mit dem Herzen des Poeten geschrieben.
Aber der Dichter ist zugleich Forscher, und beide fanden sich und einten sich zur Zusammenarbeit, als es ihnen ein Kopf antat, den sie auf der Höhe Boliviens fanden und in dem sie einen jungen Gelehrten mit ausgesprochen nordischen Zügen erblickten. Godda Achapeta nannten sie ihn, machten ihn zu einem jungen, hochstrebenden Astronomen, ließen ihn in Liebe zu der wundervollen Tochter des Statthalters von Atlantis entbrennen, die seinetwegen Thron und Krone ausschlägt, dafür aber den letzten Atlantern, die sich als Überlebende einer Weltkatastrophe auf den Azoren zusammenfinden, bevor sie in ihre nordische Heimat zurückkehrt, den neuen Herrscher schenkt.
Die Schwierigkeit eines solchen Stoffs aus Urzeiten: Menschen und Geschehnisse alter Tage mit kraftvollem Leben und warm pulsierendem Blut zu erfüllen, dem Antiken das Moderne in innerlicher Anpassung und Einheit zuzugesellen, beides zu einer Handlung zu verschmelzen, die der auf das Heute eingestellte Leser gleichwohl mit Interesse und Spannung liest, diese Schwierigkeit ist von dem Verfasser mit Geschick gelöst.

Danzig — Artur Brausewetter

Die Kaiserhöhe. Von Friedrich Winterholler. Wien 1931, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhdlg. 259 S. M. 3,50 (5,—).

Lebenserinnerungen zum Roman gestaltet. Damit über das Persönliche hinaus in das Allgemeine, über das Enge ins Weite. Mit dem eigenen Erleben und Geschehen wird das eines großen Staates innerlich zusammengefügt. Annacker heißt der schreibende Held, und der Name wird Symbol: Ein Mann ohne Acker. Eine Verneinung liegt in dem Wort: Unstete sind die Annackers; es liegt etwas in ihnen, das sie rastlos weitertreibt.
Der Vater ein hoher Beamter, dessen Beruf viele Reisen bedingt, auf denen der Sohn ihn oft begleitet. Die Mutter eine ernststille Frau, die nur selten einen freudigen Blick in den Augen zeigt, höchstens wenn sie ferne Tannenwälder lobt oder an ihrem langen Flügel phantasiert. Die verschiedenartigen Menschen, seltsame Männer, die mit dem Vater in amtliche Berührung kamen, ein Prinz, der großen Eindruck auf den werdenden Jüngling macht, das langsame Sterben des Vaters, dessen Anfang, seiner Art gemäß, im Gehen geschieht, der Onkel Oberst, der zu längerem Besuch bei Mutter und Sohn einkehrt, alles das zieht in haftender Charakteristik an dem Leser vorüber.
Ein deutscher Geist und ein ausgesprochen religiöser Zug weht durch die Blätter, verbindet das Verschiedenartige, gibt dem Ganzen die innerliche Einheit.

Danzig — Artur Brausewetter

Im Kampf zwischen gestern und morgen. Roman. Von Hans H. Hinzelmann. Berlin 1931, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 339 S. M. 4,— (5,50).

Wenn der Verlagszettel behauptet, Hans Hinzelmann sei „vertrautester Kenner der Hansastadt Hamburg", so bleibt der Autor den Beweis dafür schuldig. Jedenfalls beweist er vorläufig nur seine Kenntnis der Menschenklasse, die in Gängevierteln, Dirnenherbergen, wüsten Spelunken haust, also an Orten, die letzten Endes in allen Großstädten die gleichen und durchaus nicht für Hamburg typisch sind. Und diese Leute läßt er einen Dialekt reden (es soll plattdeutsch sein!), den es nie und nirgends auf der Welt gegeben hat. Wie kann ein Autor, der einen hamburger Roman schreibt, das liebe, prachtvolle hamburger Platt so verhunzen! Der Roman führt natürlich auch nach Finkenwerder, und da ist es nur gut, daß die Literatur die Menschen dieser Elbinsel aus den lebensechten Gestalten Gorch Focks kennt, sonst könnte der Glaube aufkommen, daß die Phrasenhelden, die in diesem Roman öde, papierne Geschwätze führen, niederdeutsche Fischer und Bauern seien. Nein, dieser Roman ist weder ein gutes niederdeutsches Buch noch überhaupt ein gutes Buch, sondern zur Hauptsache eine Weitschweifigkeit, die jede Gestaltungskraft vermissen läßt.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Don Juan. Die sieben Todsünden. Roman. Von Mirko Jelusich. Wien 1931, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 371 S. M. 4,40 (6,50).

Nein. — Ich kenne Mirko Jelusichs „Cäsar"-Roman nicht. Aber dieser „Don Juan"-Roman! Nochmals: nein! Diese Brillanz der Erzählung, dieses fortwährende Allegro der Handlung, diese Glätte des Stils, dieses Pathos der Gefühle — man sage, was man will — aber das ist nicht dichterisch, sondern einfach ein Schreib-Feuerwerk, ebenso glanzvoll wie leer. Zu Beginn und am Ende des glühenden Lebens von Don Juan: die Madonna. Und dazwischen der Ablauf der sieben Todsünden, Wollust gemixt mit Philosophie, Gewissensbisse erstickt in Brutalität, eine jähe Jagd durch alle Länder Europas — aber nirgendwo ist die Don Juan-Figur gedeutet. Sie wird immer nur erzählt, im Tempo eines glanzvollen Feuerwerkbuketts, welches der mit so hemmungslosem Temperament nicht beschenkte deutsche Leser erstaunt vor seinen Augen abbrennen sieht.
Daß Don Juans Sehnsucht nach einer einzigen Frau der Grund seiner Begierden nach so vielen Frauen ist, ist nicht neu und wird auch in diesem Roman nicht neu erzählt. Daß Don Juan als Sechsjähriger vor einer Statue der Madonna, an der Hand seiner Mutter, das Wort „liebhaben", die Begriffe „Gott" und „Sünde" zum erstenmal hört, daß er dreißig Jahre später als Gehetzter und Gejagter vor eben solcher Madonnenstatue erlösungsbedürftig zusammenbricht, ist eine nicht einmal gute Erfindung Jelusichs, der absolut den Don Juan so christlich machen will wie Richard Wagner seinen Parsival. Nur: daß auf solche Weise die Deutung Don Juans ganz konventionell bleiben muß. Nur: daß der Weg von der Madonna durch die sieben Todsünden hindurch zurück zur Madonna so entsetzlich alltäglich ist. Nur: daß eine noch so bewegt geführte Handlung (und nur das ist der Vorteil des Schriftstellers Jelusich) nicht hinwegtäuscht über die innere Öde dieses Don Juan-Buchs, wie es Jelusich in seinem Roman entwirft.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Das Shakespeare-Geheimnis. Erzählung. Von Julius Roth. Weimar 1932, H. Böhlaus Nachf. 107 S.

Ein bißchen fühlt man sich an Tiecksche Novellen erinnert, wenn hier eine dünne Handlung den Vorwand bietet, ein geistiges Problem zu erörtern. Leider wird der neue Tieck aber niemand recht befriedigen; die Erzählung ist gar zu

dürftig, und im Streitgespräch wird der Baconianer von vornherein ins Unrecht gesetzt, wenn er nach langem und gründlichem wissenschaftlichen Studium und dementsprechendem Gekräh statt der angekündigten neuen Entdeckungen die alten Ladenhüter herausstellt. Des Verfassers Absicht ist gut, aber seine Mittel sind unzulänglich; vor allem hätte das Paradepferd der Baconianer, die Geheimschrift, nicht ungeritten bleiben dürfen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Und als das Schiff — — Roman. Von Jules Romains. Deutsch von Hans Feist. Berlin 1931, Rembrandt-Verlag. GmbH. 272 S. Geb. M. 6,—.

Das Buch bildet eine Fortsetzung zu „Der Gott des Fleisches"; es teilt mit diesem früheren Roman die Figuren und beinahe auch den Gegenstand und das Milieu: wieder versucht Romains das Mysterium des Ehe-Gebildes zu erfassen. Hatte der erste Roman eine Metaphysik der fleischlichen Liebe geben wollen, so geht der zweite den fast umgekehrten Weg: das jungverliebte Ehepaar ist getrennt und demonstriert — mit Erfolg —, bis zu welchem Grad die Telepathie der Liebe Entfernung und Zeitlichkeit aufzuheben vermag. Mit Erfolg; in einem leider etwas an Hellseherromantik erinnernden Kapitel gelingt der fernen Gattin, sich dem Gatten deutlichst zu materialisieren. Damit ist bewiesen, bis zu welchem Grad die Physik der geistigen Liebe experimentell nachzuprüfen ist; sie werden — und dieser Schluß ist eigentlich der Gewinn des Buchs — nie mehr diesen Versuch wiederholen.

Auch die Methoden des früheren Buchs teilt dieser Roman in seiner umständlichen und fast wissenschaftlichen Art, sich in Tagebuchnotizen und Reflexionen fortzuspinnen, mehr als in sichtbarem Geschehen. Er ist, wenn man ihm wohlwill, ganz von den Nerven geschrieben, aber ohne genügende Übersetzung in die Welt des Epischen, und somit eminent unsichtbar. In zwei Kapiteln (einer Partie in Neuyork, einer Begegnung mit einem Hellseher) zeigt Romains, daß er höchst sichtbar schreiben kann und daß die Methode des Buchs beabsichtigt ist. Das, und eine gewisse Hochherzigkeit der ganzen Unternehmung, kann aber nicht darüber hinweghelfen, daß das Buch, aufrichtig gesagt, ein wenig langwierig berührt, ein wenig akademisch.

München — W. E. Süskind

Erhebung. Roman. Von Henri Barbusse. Deutsch von Lyonel Dunin. Wien 1930, Paul Zsolnay 238 S.

„In der Luft sind der Erkenntnis alle Wege geebnet, denn die ganze Welt spiegelt sich im Kopf des Fliegers." Gleichsam um diesen Satz hat Barbusse, um Erkenntnisse ringend, Gesichte und Zusammenhänge gebend und deutend, aus kräftiger, farbenreicher, aber auch bunt-verwirrender Phantasie heraus Vorgänge auf der Erde, im Gedränge und Getümmel der Menschenhändel dargestellt, wie sie ein Flieger hoch herab aus seinem Wolkenblick sehen könnte. Könnte, aber technisch einfach nicht kann. Könnte... denn alles, was hier dem Phantastischen, dem Abstrakten als Reales gegenübergestellt wird, alles, was sich mit dem Fliegen selber befaßt — sehr wohl aus Begeisterung dafür — ist verzerrt, unmöglich, unwahr, ist eine Vergewaltigung technischer und menschlicher Leistungsmöglichkeiten. Wer erwartete, endlich einmal durch einen Dichter und Seher die tiefen Zusammenhänge zwischen Kulturwillen und Zivilisationswerden in Form des Fliegens aufgedeckt zu sehen, der steht enttäuscht vor einem Chaos, in dessen Strudel auch das mehrfach sozial treffend Gezeichnete hineingerissen wird.

Hamburg-Fuhlsbüttel — Karl Peter

Herr Grenadier findet Italien begeisternd. Roman. Von Maurice Bedel. Berlin 1932, Paul Neff. 276 S.

Ein nicht unbegabter Franzose, Arouet de Voltaire, hat einmal ein Buch geschrieben, das „Candide" heißt und einen Harmlosen schildert, der auf Grund philosophischer Voreingenommenheiten, nach denen nämlich diese Welt „die bestmöglichste aller Welten sei", alles was ist und geschieht, herrlich findet. Maurice Bedel hat dieses Buch entdeckt und es ins Moderne übertragen. Ein französischer Bourgeois, der unter dem faschistischen Regiment die furchtbarsten Dinge erlebt, findet dieses Regiment herrlich. Candide bebaut am Ende des Voltaireschen Buchs seinen Garten; Grenadier tut das gleiche: er verheiratet seine Tochter.

Das Bedelsche Buch ist, rund heraus gesagt, albern. Zu welchem Endzweck eine, übrigens gute deutsche Übertragung (von Vally Donath) dieser französisch-italienischen Reizbarkeiten hergestellt werden mußte, bleibt unerfindlich. Wir wollen uns mit jeder Satire von Geist auseinandersetzen, woher sie auch stamme, nicht aber mit politischen Gesinnungstüchtigkeiten, die an die Stelle von Talent getreten sind. Wenn 277 Seiten lang ein Trottel beobachtet, gequält oder weggejagt wird und das am Ende noch schön findet, so verliert er unser Interesse sehr bald, weil nicht ein höherer Geist das alles belebt.

Ascona — Werner von der Schulenburg

Die Revolution der Reichen. Roman. Von Martin Maurice. Deutsch von Paul Amann. Wien 1932, Paul Zsolnay. 360 S.

Eine nette Phantasieplauderei über das Thema Reich und Arm, voll Geist, Witz, Humor, aber ohne einen Funken wirklichen Verantwortungsgefühls dem heute so brennenden Vorwurf gegenüber. Der Mensch des Zeitalters furchtbarster Arbeitslosigkeit, lähmender Daseinsnot muß diese Spielerei ablehnen, auch wenn ihn sein künstlerisches Mitgefühl oft daran hindert. Der Autor wagt es nicht, den Reichen unserer Zeit wirklich an den Pelz zu gehen, womit er sich selbst zum bloßen Unterhalter degradiert. Am Beginn steht ein imaginäres Zeitalter, da Armut und Arbeit, geistige Disziplin und Schöpferlust, Askese in der Erotik, will sagen „geistige" Liebe alles bedeuten. Die Reichen sind die zweitklassigen Konsumenten der Produktion, sie haben gegenüber den in stolzer Armut Arbeitenden nur das eine Recht: zu prassen und ihr Geld möglichst reichlich zu vergeuden. Dann wollen sie nicht mehr, sie streiken, haben Kaviar, Cocktails und Juwelen satt bekommen. Die Güter der Erde finden lange keine willigen Abnehmer, schließlich machen sich einige junge Leute „aus Arbeiterkreisen" zu Märtyrern der Allgemeinheit, indem sie „Neureiche" werden. Das gefällt ihnen und den anderen Arbeitenden, ja sogar den ehemaligen Reichen allmählich so, daß ihr Idealstandpunkt hinschwindet, sie mit Lust daran gehen, Geld zu vergeuden und — zu verdienen. Durch langsamere Produktion der verdrießlich gewordenen Arbeitenden tritt der Ausgleich im Produktionsapparat wieder ein, ja, es gibt, was es früher nur zum Schein gab: Gläubiger und Schuldner. Aus „Idealisten", aus selbstlosen Verbrauchern um der Menschheit willen, werden selbstsüchtige Geldhäufer, am Schluß steht als Symbol der Tod eines alten Dichters, der — pfui, wie geschmacklos —

verhungert ist. Wir haben den Status von heute: Geldverdienen und glücklich sein. In all dem steckt sicher ein tieferer Sinn: nur Theoretiker kommen ohne Geld aus, die von Sinnen- und Erdenlust Erfaßten werden immer dem Gelde nachjagen. Aber wenn der Autor Mut gehabt hätte, hätte er seinen ganzen utopischen Apparat nicht gebraucht, er hätte ins volle Gegenwartsleben hineingegriffen, und hier, bei uns, nicht im Lande Utopia, eine Revolution gegen das Geld und seine Versklavung anzetteln lassen. Dann wäre es vielleicht ein starker, satirischer Zeitroman geworden, so ist's nichts als eine geistreiche Unterhaltung. Sehr französisch; auch die gute Übersetzung konnte es nicht deutsch machen. Dies Spiel mit ernsten Dingen kommt aus Galliens Erbteil.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Henri und Sarah. Roman. Von Sarah Levy. Übersetzung aus dem Französischen von N. Collin. Berlin 1931, Erich Reiß. 204 S.

Eine Fortsetzung des freundlich aufgenommenen Romans „Geliebter! O mon Goye". Von demselben zuweilen lächelnden, zuweilen schmerzlichen Humor überfunkelt. Bei aller ernsthaften Erörterung leicht und amüsant geschrieben, ohne viel Wesens von einigen bitteren Erkenntnissen zu machen. Nach der Liebe die Ehe, der Aufbau einer solchen auf dem Boden einer prononcierten Rassenverschiedenheit, die Einwurzelung des fremdrassigen Stamms in einem Stück Heimaterde. Nach der Internationalität der Weltstadt der kultivierte Provinzwinkel, nach einem anspruchsvollen Snobismus die innere Sammlung im wenn auch ländlichen doch komfortabeln Rahmen. Ohne einem von ihnen unrecht zu tun, kann man sagen, „Henri und Sarah" liegt auf derselben Linie wie der Sidgwick „Mutterherz auf Reisen". Hier wie dort lebendige Beobachtung, ein paar stachlige Randglossen zu Fragen des engeren und weiteren Lebens, viel Eleganz und Klugheit. Alles übrige ist Sache des Lesers und seiner Einstellung zu den geringeren Wichtigkeiten der Welt.

Mannheim — Paula Scheidweiler

Die reinen Herzen. Von Joseph Kessel. Drei Novellen, aus dem Französischen übertragen von Marhes München 1931, Piper & Co. 190 S. M. 3,— (4,80).

Es ist Joseph Kessel sehr gut geglückt, seine drei durchaus verschiedenartigen und künstlerisch verschieden starken Novellen unter einem allgemeingültigen Gesamttitel zusammenzufassen. Die „reinen Herzen" drängen sich aber nicht etwa mit lautem, deutlichem Pochen überall vor: sie sind nur zu ahnen unter der Decke kriegerischen, revolutionären, anarchistischen Geschehens. Während uns der Novellist in spannender, wuchtiger Weise von den verschiedensten Untaten der Menschheit erzählt, entwirft er mit feinsten und fast heimlichen Linien gerade das Bild der Gegnerin aller Gewalt, der reinen Seele. Seine Geschichten sprechen vom irischen Aufstand, der ein reines, inniges Familienleben zerreißt, vom russischen Anarchisten, der nach mannigfaltigen Greueltaten durch das reine Wesen der Geliebten der Läuterung entgegengeführt wird, vom russischen Revolutionsopfer, das in der neuen pariser Heimat eine einzige stille Stunde der Ruhe und Reinheit erleben darf. Erfreulich wirkt Kessels Kunst, weil sie nicht wie die so vieler zeitgenössischer Seelenanalytiker aus einem alltäglich gestalteten Leben vorzüglich die verborgenen, bösartigen Urtriebe herausklügelt, sondern — umgekehrt — in der Wildheit des Geschehens die „reinen Herzen" sucht. Als guter Seelenkenner und Seelenzeichner weist sich Joseph Kessel dadurch aus, daß er nicht nur mit den Kontrastwirkungen von Gut und Böse arbeitet — obwohl solche Gefahr auch seine Darstellungskunst stark bedroht — dafür aber die geheimen Ahnungen von der unendlichen Güte zu wecken weiß. Da ihm dies in seiner ersten Novelle „Marie von Cork" am besten gelingt, lesen wir das einladende, in lebendiger Sprache übersetzte Bändchen mit frischem Anlauf und gespannt zu Ende.

Freiburg i. Br. — Helmut Schilling

Engelgasse. Roman. Von J. B. Priestley. Deutsch von Paul Baudisch. Berlin 1931, S. Fischer. 447 S. M. 6,— (8,50).

Das ist ein Volltreffer. Höchst erfreulich, daß dieser Autor, etwa zum Jahrgang Aldous Huxleys gehörig, in England bereits bekannt, endlich zu uns kommt. Eine ganz große erzählerische Begabung, eine Natur, die stets aus dem Vollen schöpft. So daß unter seinen Händen ein gesättigtes, rundum vollkommenes, suggestiv wirkendes Bild aus dem Leben des arbeitenden Londons entsteht. Ein Realist, der hinter dem Geschaffenen sich verbirgt, um sich dennoch zwischen den Zeilen auszusprechen, so daß seine Melodie doch deutlich hörbar wird: tiefe Skepsis gemengt mit starkem Bekenntnisdrang zu den gegenwärtigen Formen des Großstadtlebens, wie sie uns alle in Bann halten. Die Engelgasse ist eine Nebenstraße der londoner City, die doch noch mit dazu gehört, wenn hier auch der Pulsschlag des Geschäftslebens schwächer schlägt. In diese stille Bürostraße bricht eines Tages ein Fremder ein, ein abenteuerlicher Spekulant aus dem Baltikum. Er bringt der Firma, um deren Wohl und Wehe, um deren Menschenzubehör es hier geht und die Holzfurniere herstellt, das große Geschäft: billigste Einkaufspreise, somit größte Umsatzmöglichkeiten. Dann verläßt er sie ebenso plötzlich, nachdem er sie durch einen Schwindeltrick um all ihr Geld gebracht hat, fährt nach Südamerika. Seltsamerweise bedeutet diese Pleite für fast alle Beteiligten einen Aufschwung: sie sind befreit von der Fron der Gewohnheit, fangen etwas Neues an. Zwischen diesem Anfangs- und Endpunkt liegt nun das Eigentliche des Romans, eine ungemein präzise und lebendige Schilderung des Geschäfts- und privaten Daseins der Menschen dieser Firma. Das treibende Element, der Fremde, gehört ja nicht dazu, er ist der wirksam hingesetzte Gegentyp dieser Berufsmenschen, eine Figur wie von Balzac, strotzend von Vitalität und zynischer Überlegenheit, unersättlich im Genuß, skrupellos im Geldraffen, ohne Manieren, dafür ein Mensch von rücksichtslos persönlichem Lebenszuschnitt. Besonders interessant der jüngere Angestellte, dessen Erotik sich in Kinogängen und Teestubenbesuchen Genüge tut, bis er aus Liebe zu der flatterhaften Tochter des Fremden, für die er nur Spielzeug ist, fast zu ihrem Mörder wird. Der typische Angestellte, der es nie zu etwas bringen wird, weil ihm jedes menschliche Format fehlt, weil er nicht über die Arbeitsstunden hinaus zu denken, nicht für sich zu entscheiden vermag, ein hilflos Gefangener der City und aller flüchtigen Großstadtreizungen. Prachtvoll die lebensfrohe, leicht vulgäre, mit „der Zeit gehende", sich aber nie an „falsche" Wünsche und Sehnsüchte verlierende Kassierer-Frau. Ihr Mann, der Kassierer, ist der Durchschnittsengländer à la Soames Forsyte. All diese Menschen haben ihren bestimmten Lebensumkreis, den sie nie überschreiten.

Das höchste Lob für dieses Buch: es ist wirklich ein Stück buchgewordene Gegenwart.

Das hervorragende Buch wurde ebenso hervorragend übertragen.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Unruhe des Herzens. Roman. Von Warwick Deeping. Deutsch von Kurt Fiedler. Bremen 1931, Carl Schünemann. 266 S. Geb. M. 6,—.

Liebenswert „altmodisch". Nichts für Kameradschaftseheleute von heute. Die Menschen leben hier noch ineinander, nicht nebeneinander. Der tiefe Lebens- und Liebesglaube, der aus dem Buch strahlt, ist in dieser Reinheit heute etwas ganz Seltenes, auch und besonders in der Literatur. So wird es trotz seines etwas matten und breiten erzählerischen Impetus zu langdauerndem Erinnerungsbesitz wie dieses Engländers frühere Romane „Hauptmann Sorrell und sein Sohn", „Der Schicksalshof" und „Kitty". Es wird der Ausbruchsversuch eines begabten Dramatikers aus seiner Ehe mit einer stillen, wertvollen Frau geschildert. Seine „gefährlichen" Jahre lassen ihn einer vielerfahrenen Verführerin, einer Amerikanerin, folgen, der die Welt und die Männer nur Spielzeug sind für ihren wilden Hochmut, ihren kalten Egoismus. Es wird nun gezeigt, wie die Unbeirrbarkeit der Liebe seiner Frau den Mann zurückholt, ohne daß „die Welt" ahnte, daß „etwas nicht in Ordnung war". Sie verschweigt alles, verweigert die Scheidung, bis sie selbst ihrer hoffnungslosen Einsamkeit zu erliegen droht. In diesem Augenblick kehrt er zurück. Geheimnis der Liebeskraft edler Frauen wird offenbar: sie siegt durch unbeirrbares Warten und Wartenkönnen über alle Abenteuer- und Fernensucht, die den Mann befallen mag. Ein Buch also gegen die Liebe als augenblickhaschendes Spiel der Sinne, für die Ehe als Sinngebung, als Ergänzung und Auflösung zweier Egoismen in eine höhere, erst wahrhaft wertzeugende Harmonie — durch Liebe übergeschlechtlicher Art. Ein Verkünder des Idealmenschentums. Seine Menschen sind seltener Wesenssteigerung und -veredelung fähig. Aber wie er sie uns zeigt und darstellt, wirken sie niemals verschroben und unnatürlich. Ein Plus, das diesen englischen Erzähler vor vielen deutschen Artgenossen auszeichnet, die bei ähnlichem Vorwurf unweigerlich ins Unwahrscheinliche, Sentimentale abrutschen.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Jon Arason. Roman. Von Gunnar Gunnarsson. Deutsch von Johann Jonssen. München 1932, A. Langen. 419 S. M. 6,— (8,—).

Die Übersetzungen der schönen Bücher des isländischen Dichters erscheinen in so schneller Folge, daß man annehmen muß: er hat seinen Leserkreis gefunden. Heil dem Leser! Preis dem Leser! Er anerkennt hier ein Werk, dessen innere Gewalt seiner äußeren Sprödigkeit gleichkommt, dessen gestalterische Schönheiten durch die Schwere und Dichtigkeit der Sprache, den Ernst und die Strenge der Stoffe erkämpft werden müssen. Niemals sind Gunnarssons Bücher „leicht" sich zu erwerben, sie verlangen einen ungeteilten Leser, den ganzen Menschen, sie verlangen alles; mit Recht: denn sie geben alles, was ein Buch nur geben kann, sogar Vorbild, Sittenlehre, Gesetze der Menschlichkeit. Im „Jon Arason" erzählt der große Dichter das Leben eines Mannes, der an der Treue zugrunde geht. Dem Gesetz, Gott, sich selbst unwandelbar verpflichtet, nimmt er als letzte Konsequenz nicht nur für sich, sondern selbst für seine Söhne den Tod hin. Der ist kein Übel. Denn „dem, der nicht versagt, kann nichts Böses geschehen". Hier ist ein Mann, der nie versagt hat. Auch in der Jugend, als das Glück ihn überschüttete, versagte er in dieser schwersten Probe nie. Das Glück fand ihn so demütig wie das Unglück mutig. Diese Geschichte erzählt Gunnarsson wirklich für Männer; kein Mann kann sich mehr damit ausreden, er lese keine Romane, weil es keine männlichen gäbe. Dieser ist ja sogar mehr: heroisch. Er hat Partien, die den ein wenig langweilen werden, dem historischer Sinn fehlt, den die geistigen Wandlungen im 16. Jahrhundert — Luthers Name klingt nach Island hinauf — unbeteiligt finden. Aber der Roman ist ein großes historisches Gemälde (ganz und gar unakademisch), in dessen Mitte ein gewaltiger Mensch sein Schicksal als Kreuz und Krone, Dorn und Frucht trägt. Das ist allzeit giltig. Jon Arason steht lebendig unter uns.

Berlin — Kurt Münzer

Der letzte Weg. Roman. Von Harry Söiberg. Deutsch von Niels Hoyer. Köln 1931, Hermann Schaffstein. 286 S. M. 4,40 (6,50).

Man erinnert sich der beiden früheren Bücher des dänischen Gestalters und ist also, bei diesem neuen, sofort mitten darin. Es ist das letzte einer Trilogie, wie man nun sieht, des „Seekönigs" Leben wird zu Ende geführt, und das Schicksal seiner „Tochter" vollendet sich in erfüllter Liebe, belohntem Dulden. (Dies die Titel der beiden anderen Romane.) Etwas vom Mythos haben diese Romane, ihre Menschen etwas legendenhaft Großes, Symbolisches — obschon alles sich heut, an unserer Ostsee mit Motorfischer- und Taucherbooten abspielt. Das Menschliche wächst, ebenso wie die Gestalten, über den Alltag, das Gewohnte, das Banale hinaus. Ohne sich mit „Psychologie" abzugeben, gibt Söiberg seinen Menschen das volle pulsierende Leben. Es sind Volksbücher bester Art — und sie werden nie ins Volk dringen. Das Volk liest ja nicht einmal Wallace. Auch Wallace bekommt seine Honorare von den „Gebildeten". Diese Bücher gehören zu der vergeblichen Dichtung, sie sind also zu sehr Dichtung, um schlechthin gelesen werden zu können. Nur die Genießer werden sie entdecken. Schade für den Dichter Söiberg.

Berlin — Kurt Münzer

Frauen im Norden. Novellen. Von Hildur Dixelius. Ohne Übersetzer und Jahr. Bern, Gotthelf-Verlag. 167 S. M. 3,85.

Der Titel läßt auf Essays schließen, es sind aber kleine Erzählungen. Jener Dixelius, die den schönen Roman der „Sara Alelia" geschrieben hat, dieses groß gestaltete, blutwarme Schicksalsbuch aus alter Zeit. Auch unter diesen Geschichten hier sind die schönsten, die aus versunkenem Jahrhundert heraufdämmern. Hier hat die Dichterin eine Sprache, die Märchen und Wirklichkeit, Sagenklang und Herzton ganz wundersam vereinigt. Manches hat die unmittelbare Wärme mündlichen Berichts. Selma Lagerlöf und Sigrid Undset: aus diesen beiden naturentspringenden Quellen ist der Dixelius Kraft gespeist.

Berlin — Kurt Münzer

Literaturwissenschaftliches

Im Ringen um den Geist. Der neue Weg der Literaturwissenschaft. Von Friso Melzer. Berlin 1931, Furche-Verlag. 191 S. M. 6,— (7,80.)

Es gibt Bücher, deren Titel und Vorwort schon verdächtig sind: „Ringen um den Geist", „Sturmglocke", „Schrei der Not" ... Aber der Kritiker, der jedes Buch zunächst als eine Leistung großer und ernster Arbeit betrachtet, bleibt nicht beim Vorwort stehen. Der „neue Weg der Literaturwissenschaft" heißt der Untertitel. Also sehen wir zu. Scherer:

gefesselt durch Naturwissenschaft, Beginn des „Verzichtes auf alles Geistige", Unchristlichkeit, ja Feindschaft gegen das Christentum. Dilthey: „Verkürzte Psychologie", trostloses Enden im Verzicht. Unger: gedankliche Vertiefung, aber „unbeteiligter Zuschauer". Gundolf: Überwucherung des Forschers durch den Künstler. Cysarz: zuchtlose Überspitzung. Bertram: Legende statt Wissenschaft. Gesamtergebnis: „Zerbruch" der Literaturwissenschaft. Auswege: Der humanistische Weg löst sich vom Christentum und glaubt an die eigene Menschenkraft. Der katholische Weg: unkritisch und ohne geistige Sauberkeit. Der evangelische Weg: Christus und der heilige Geist (Figur S. 113!). Der denkende Mensch hängt von Gott ab und gibt alle eigene Weisheit auf. Die Erneuerung der Erkenntnis ist nur in Christo möglich. Humanistisch-weltliche Geisteswissenschaft führt zum „Götzendienst". Die Erfülltheit mit dem Heiligen Geist bedingt nicht einen sondern den neuen Weg. Aufgabe der literaturwissenschaftlichen Deutung: „Deutlich machen, ob der Geist der jeweiligen Deutung sich auf Christo hin oder von ihm fortbewegt." Die Reformation wird dem evangelischen Literarhistoriker „tiefere Seinsgründe aufschließen als Schiller und Goethe". Sinn der Kunst ist die „schöne Gestalt". Lebensgrund aller Literaturkritik kann nur der neutestamentliche Glaube sein.

So steht es da. Wenn Spott erlaubt wäre, könnte ich mit dem Bräsigwort schließen: „Daß du die Neese ins Gesicht behältst!" Aber ich halte Spott nicht für erlaubt, weil es sich um das Bekenntnis eines gläubigen Menschen handelt. Aber ich halte für erlaubt und notwendig, zu fragen: „Wohin treiben wir?" Es war schlimm genug, daß eine orthodoxe Theologie unserer Tage die Klassiker bekämpft, weil sie die „Autonomie" des Menschen behauptet, gelebt und gedichtet haben. Es wird schlimmer, wenn eine Literaturwissenschaft Christus als Maßstab dichterischer Werte benutzen will. Wenn der Scheiterhaufen der Brüder Stollberg wiederkehrt, auf dem des guten Wieland Bücher verbrannt wurden. Wenn der mit tausend Schmerzen sich befreiende Mensch unserer Tage zu dem Joch der Not, des Zweifels, des Hasses ein neues Joch bekäme: das Joch der theologischen Zensur. Es ist der Gott des Neuen Testaments, der gesagt hat: „In meinem Hause sind viele Wohnungen." Wir bedürfen keiner theologischen Wohnungsämter. Wir bedürfen nur des Goethe-Wortes: „Daß kein Name mich täuscht, daß mich kein Dogma beschränkt!"

Das Ringen des Verfassers um den Geist in allen Ehren. Aber lieber wollen wir die verlorenen Söhne des Geistes bleiben als von dem Kalbe essen, das hier zubereitet wird.

Berlin — Ernst Wiechert

Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Franz Saran. Halle, Max Niemeyer Verlag.

Band XXVII: Kleists „Amphitryon". Von Hans Badewitz. 1930. VIII, 101 S. Geh. M. 4,—.

Band XXVIII: Das philosophische System Shaftesburys und Wielands Agathon. Von Leo Stettner. 1929. XX, 189 S. Geh. M. 8,—.

Band XXIX: Die dramatische Handlung in Klopstocks „Der Tod Adams" und Gerstenbergs „Ugolino". Von Hermann Dollinger. 1930. 51 S. und 2 Beilagen. Geh. M. 4,—.

Band XXXI: Stilarten des deutschen Lustspielalexandriners. Von Hildegard Kehl. 1931. V, 119 S. Geh. M. 4,—.

Band XXXII: Elemente der Rede. Die Geschichte ihrer Theorie in Deutschland von 1750, 1850. Von Christian Winkler. 1931. X, 203 S. Geh. M. 8,—.

Hermäa. Ausgewählte Arbeiten aus dem deutschen Seminar zu Halle. Herausgegeben von Philipp Strauch, Georg Baesecke und Ferdinand Joseph Schneider. Halle (Saale), Max Niemeyer Verlag.

Band XXVII: F. M. Klingers philosophische Romane. Von Ewald Volhard. 1930. XV, 158 S. Geh. M. 7,50.

Band XXVIII: Eichendorffs dramatische Satiren im Zusammenhange mit dem geistigen und kulturellen Leben ihrer Zeit. Von Ilse Heyer. 1931. 140 S. Geh. M. 5,50.

Von den sieben Abhandlungen, die im folgenden besprochen werden sollen, stammen die ersten fünf aus der Schule Sarans und folgen getreulich den Spuren des Meisters, der Methode der reinen Analyse. Sarans Bestreben läuft darauf hinaus, die Kunstform einer Dichtung begrifflich zu erfassen und dadurch die Vielgestaltigkeit der künstlerischen Erscheinungen wissenschaftlich zu bestimmen. Mit besonderer Vorliebe hat Saran seine Methode am Drama erprobt, das eingehend zergliedert und in seine kleinsten Bestandteile zerlegt wurde. Nur eben sind seine Schüler über die Zergliederung nicht hinausgekommen. Unter den vorliegenden Arbeiten ist die von Badewitz eine tüchtige Erstlingsarbeit, die Kleists vielumstrittenen „Amphitryon" die richtige Stellung als Kunstwerk wie in der Geistesentwicklung des Schöpfers anweist. Das umwälzende Erlebnis Kants wirkt in diesem Drama nach. Der Dichter will nichts mehr vom Glauben an die Allmacht des Verstandes wissen. Weniger tief dringt die Arbeit Stettners, die über eine Stoffsammlung nicht hinauskommt. Vor allem fehlt der dritte Teil, der die Ergebnisse zusammenfaßt. Verdienstlich bleibt allein die Darstellung von Shaftesburys philosophischen Anschauungen, weil sie zum erstenmal den gesamten Stoff ausbreitet, wenn auch nicht verarbeitet. Das gleiche gilt von der Studie Winklers; sie will einen Beitrag zur Lösung des Ausdrucksproblems geben, aber sie erstickt in dem riesenhaften Stoff, den sie nur äußerlich zu bezwingen vermag. Das Wertvollste steckt in dem Literaturverzeichnis, das die umfängliche und schwer zugängliche Literatur über das Thema während eines ganzen Jahrhunderts übersichtlich ordnet.

Dollinger macht deutlich, wie abwegig es ist, den beiden Werken Klopstocks und Gerstenbergs die dramatische Form abzusprechen. Wenn es geschah, so nur deshalb, weil sie nach den Regeln Lessings beurteilt wurden. Dollinger zeigt, daß beide mit der „Wellenhandlung" die frühesten Vertreter einer neuen dramatischen Form sind, die seit dem Sturm und Drang immer mehr Beliebtheit gewonnen hat. H. Kehl sucht über die Versanalyse zu einer Bestimmung des dichterischen Stils zu kommen. Indem sie je hundert Alexandriner aus Dramen von Gryphius, Gellert, Goethe und Müllner in ihre Schallbestandteile zerlegt und statistisch beschreibt, ergeben sich gewisse individuelle Unterschiede und zeitbedingte Formen innerhalb jener vier Versdichtungen. Leider dringt die Verfasserin nicht bis zur eigentlichen Stilvergleichung vor.

Als rechtes Anfängerwerk entpuppt sich die Arbeit von Ilse Heyer, die aus den zwei Literaturkomödien Eichendorffs ein Zeitbild gewinnen will. Ihre Arbeit führt unsere Kenntnis kaum weiter, sondern verbreitert und erweitert sie höchstens. Sie sucht zu stark nach Beziehungen und wittert überall Satire, wo es sich höchstens um Glossen handelt. Ein Gewinn

bleibt die umfassende, gut fundierte Untersuchung Volhards über Klinger, die die Stellung des einzelnen zur Gemeinschaft als das zentrale Problem bei Klinger erkennt. Nur eben reichte Klingers Künstlertum nicht aus, um es restlos zu bewältigen. Beide Teile der Untersuchung sind überlegen komponiert, wenn man auch hie und da den Eindruck der geistvollen Konstruktion nicht los wird. Das Ganze ist der anerkennenswerte Versuch, Klingers Romane aus der Problematik des dichterischen Menschen zu deuten.

Dresden — Otto H. Brandt

Geschichte des deutschen Romans. I: Vom Mittelalter bis zum Realismus. II: Vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Von Walther Rehm. (Sammlung Göschen, Band 229, 956.) Berlin, Walter de Gruyter & Co. 175, 104 S. Geb. je M. 1,50.

Seitdem Mielke seine Geschichte des deutschen Romans zum erstenmal erscheinen ließ, hat sich manches in der Bewertung und literarischen Anschauung geändert, so daß eine Neuauflage nicht nur ein Neudruck mit einzelnen Verbesserungen sein konnte. Walter Rehm, dem der Verlag die Neubearbeitung übertrug, hat auch ganze Arbeit geleistet. Außer der an sich trefflichen Gliederung ist vom ursprünglichen Text wenig geblieben, und so ist das Buch wieder auf die Höhe unserer wissenschaftlichen Anschauung gebracht worden. Der Verfasser hat sein Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet, die wichtigsten Entwicklungsmomente anschaulich herauszuheben, und hat damit zugleich den Mut zur Selbstbeschränkung aufgebracht. Nicht Versinken in fruchtlose Stoffmassen droht dem Leser, sondern liebevolle Führung durch den Irrgarten der deutschen Romandichtung, die den Wert auf Qualität legt und aus der Fülle der Erscheinungen auswählt, was in irgendeinem Sinne von Belang zu sein scheint. Wird auch jede solche Auswahl, je mehr sie sich der eigenen Zeit nähert, subjektiv bestimmt sein, da ein absoluter Wertmaßstab fehlt, so hält doch Rehms Wertung hohen Anforderungen stand, wie schon ein Vergleich mit der früheren Ausgabe zeigt. Daß man in Einzelheiten wie bei Karl May anderer Anschauung sein kann, wird dem Wert des Buchs keinen Eintrag tun. Die Darstellung ist bis auf die jüngste Gegenwart ausgedehnt, und gerade die Abschnitte des zweiten Bandes, der die Wandlungen des Romans seit dem Naturalismus darstellt, befriedigen ungemein durch die überlegene Sicherheit, mit der der Verfasser die Linien zieht und das Wesentliche nicht nur herauszuarbeiten, sondern auch knapp und überzeugend zu kennzeichnen versteht.

Dresden — Otto H. Brandt

Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen. Herausgegeben von H. Kindermann. Reihe Realistik des Spätmittelalters, Bd. 3; Reihe Barock, Bd. 4; Reihe Romantik, Bd. 3; Reihe Politische Dichtung, Bd. 4. Leipzig 1931, Ph. Reclam jun. 345, 358, 337, 334 S.

Wieder ist die wertvolle Sammlung um vier neue Bände fortgeschritten (s. letzten Bericht L. E. XXXIV, 48). Sehr erfreulich ist es, daß jetzt auch das Mittelalter an die Reihe gekommen ist. Wittenwilers „Ring" ist eins der wichtigsten und ergiebigsten Kulturdenkmäler aus der Zeit um 1400, die derb realistische Schilderung einer Bauernhochzeit. Diese neue, von E. Wießner besorgte Ausgabe ersetzt die bisher allein vorhandene vom Jahre 1851. Sie gibt die einzige meininger Handschrift getreu wieder, verzeichnet sorgfältig alle Abweichungen des Drucks, erleichtert durch reichliche sprachliche Erläuterungen das Verständnis und würdigt in der Einleitung Art und Bedeutung der eigenartigen Dichtung.

Eine höchst willkommene Fortsetzung der Barockreihe bietet deren vierter Band „Die deutsche Barockkomödie", einmal wegen der eingehenden und wieder sehr ertragreichen Einführung des Herausgebers W. Flemming, dann auch wegen der abgedruckten Texte. Es sind dies der „Vincentius Ladislaus" des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig, von Andreas Gryphius „Horribilicribrifax" und die in schlesischer Mundart geschriebene „Geliebte Dornrose", „Der niederländische Bauer" von Christian Weise, „Die ehrliche Frau [Schlampampe] zu Plissine" von Christian Reuter und das kleine erste Zwischenspiel von Johann Rists „Perseus". Alle diese Stücke können noch heute, wie Liebhaberaufführungen beweisen, eine gewisse Wirkung üben und sind literaturgeschichtlich ebenso bedeutsam wie sprachlich. Auch hier sind reichlich erläuternde Anmerkungen beigefügt.

Der neue Romantikband, bearbeitet von Andreas Müller, ist der „Kunstanschauung der Frühromantik" gewidmet und enthält eine reiche und geschickte Auswahl der in Frage kommenden Schriften von Wackenroder, Tieck, Hardenberg, Schelling und der beiden Schlegel.

„Der österreichische Vormärz (1816—1847)", bearbeitet von O. Rommel, der die „politische Reihe" weiterführt, ist nicht nur literarisch, zeitgeschichtlich und für die österreichische Eigenart außerordentlich lehrreich, sondern er reizt auch dauernd zu Vergleichen mit unserer Gegenwart: maßloses Gerede, tönende Worte, theoretischer Kampf gegen ein „System" (Metternich), aber keine erlösende Tat. Unter den Wortführern befinden sich die besten Dichter Österreichs, Anastasius Grün, Zedlitz, Lenau, Bauernfeld und allen voran und überlegen Grillparzer.

Breslau — H. Jantzen

Die Botschaft der deutschen Romantik an Europa. Von Josef Körner. (Schriften zur deutschen Literatur für die Görres-Gesellschaft, Band 9.) Augsburg, Benno Filser. 252 S.

Es ist nicht eine der originalsten und größten Leistungen der deutschen Romantik, an die ihre europäische Wirkung anknüpft: die Vorlesungen, die August Wilhelm Schlegel 1808 in Wien über „Dramatische Kunst und Literatur" vor einem glanzvollen Publikum hielt, sind vielmehr popularisierender Extrakt der frühromantischen ästhetischen Doktrinen, nur daß diese jetzt an ein konkreteres Geschichtsbild angeknüpft werden; und was das Verhältnis zu seinen früheren „Berliner Vorlesungen" betrifft, ist die Einschränkung auf den spezielleren Gegenstand des Dramatischen fast einzig der Faßlichkeit des Vortrags zugute gekommen, dem spezifisch romantischen Theater gegenüber (und dessen Ahnen im späten Mittelalter und im Barock) versagt Schlegel. Aber eben diese „Wiener" und nicht die „Berliner" Vorlesungen ließ Schlegel drucken, und insbesondere durch die Vermittlung der französischen Übersetzung wurden die wiener Vorlesungen in die meisten europäischen Sprachen übertragen. Der Entstehung und Organisation der Vorlesungen, ihrer Drucklegung und der Geschichte ihrer Übertragungen geht J. Körner in dieser Studie mit regem Spüreifer nach, wobei er sich freilich nur auf die Geschichte der äußeren Wirkung (wie auch der äußeren Entstehung) beschränkt und in der literarhistorischen Würdigung sogar hinter der umfassenden, wenngleich auch sich vielen Problemen versagenden Einleitung, die Giovanni Amoretti in seinem Neudruck der wiener Vorlesungen (Bonn 1923) gegeben hat,

unleugbar zurückbleibt. In der kritischen Revision der Textdarbietung Amorettis, wie in der Untersuchung des Verhältnisses der deutschen zur französischen Ausgabe, schließlich auch in der „Konkordanz" der wiener mit den berliner Vorlesungen beruhen die Verdienste dieser Studie, die übrigens auch durch den Abdruck der Vorrede zur französischen Ausgabe, eine Faksimileprobe der Schlegelschen Handschrift und zwei Buchhändlerbriefe A. W. Schlegels aufgerundet ist.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Geistlichkeit und Literatur. Zur Literarsoziologie des 17. Jahrhunderts. Von Heddy Neumeister. (Universitas-Archiv, Literarhist. Abt. Bd. 11.) Münster i. W. 1931, Helios-Verlag GmbH. 219 S. M. 10,—.

Diese soziologische Untersuchung stellt fest, daß im Gegensatz zur Ablehnung aller weltlich-schöngeistigen Literatur durch die englische Geistlichkeit des 17. Jahrhunderts (s. Schöffler, Protestantismus und Literatur, 1922) die deutsche (lutherische wie pietistische) Geistlichkeit der weltlichen Dichtung nicht feindlich gegenüberstand. Das Verdienstvolle der Arbeit besteht darin, daß die Stellung der Geistlichen aus der Lehre und Praxis des Luthertums abgeleitet, ihre produktive Weltoffenheit als durch die Tendenzen der Literatur des 17. Jahrhunderts begünstigt nachgewiesen und der Charakter wie die eigentliche Säkularisation der Literatur im 18. Jahrhundert als das Ergebnis einer kontinuierlichen Entwicklung klar wird.

Guben — Pirmin Biedermann

Ahasverus. Der ewige Jude. Von Werner Zirus. (Stoff- und Motivgeschichte der deutschen Literatur, herausgegeben von Paul Merker und Gerhard Lüdtke, Heft 6.) Berlin 1930, Walter de Gruyter & Co. VIII, 73 S. Kart. M. 5,—.

Ahasver, eins der großen Sinnbilder menschlichen Geistes, hat oft die Dichtung beschäftigt. Walter Zirus, gestützt durch beachtliche Vorarbeiten und unterstützt durch eine staunenswerte Belesenheit, sucht den Wandel des Motivs nicht nur zu verfolgen, sondern auch klarzulegen. Der Quellpunkt ist dürftig genug. Das Urbild stammt aus Klosterchroniken des 13. Jahrhunderts, aber erst das Volksbuch von 1602 macht Ahasver zur beherrschenden Gestalt, für die wieder ein Jahrhundert später der Name „Ewiger Jude" aufkommt. Doch erst seit dem Sturm und Drang beschäftigt sich die Dichtung wiederholt mit ihm. Nicht zuletzt vielleicht deshalb, weil die überlieferte Legende stofflich zu arm war und den Bearbeiter zu Ergänzungen und Erweiterungen zwang, kurz seiner frei waltenden Phantasie keine Zügel anlegte. Daraus ergeben sich zahlreiche, oft widersprechende Gestaltungen, bei denen oft und leicht Beziehungen zu Christus, Prometheus und Faust auftauchen. Aber bis heute ist noch keine überlegene, endgültige Formung gefunden worden, nur das eine hat sich im Lauf der Zeit gezeigt, daß der rastlose Wanderer immer weniger äußerlich als innerlich aufgefaßt wird und so als Symbol des ewigen Kampfes in uns gelten kann. Zirus hat überlegen diesen Wandel der Auffassung in den Mittelpunkt seiner Darstellung gerückt und fesselt damit von Anfang bis Ende. Alles Biographische und Chronologische hat er, um seine Darlegungen nicht zu belasten, geschickt in den Anhang verwiesen. So hat Zirus geradezu vorbildlich gezeigt, wie eine solche Motivgeschichte zu schreiben ist, ohne im Stoff steckenzubleiben. Möchten viele sich ihn zum Vorbild nehmen!

Dresden — Otto H. Brandt

Wilhelm Raabe und sein Lebenskreis. Festschrift zum 100. Geburtstag des Dichters namens der Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes und der Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G. Herausgegeben von Heinrich Spiero. Berlin-Grunewald 1931, Hermann Klemm A.-G. 178 S. Halbleinen M. 6,—.

Um Wilhelm Raabe, sein Leben und Werk hat eine emsige Philologie sich so weitgehend bemüht, daß Heinrich Spiero im Vorwort zu der vorliegenden Sammelschrift feststellen kann, das Biographische, die Quellenkunde, die Suche nach Urbildern seiner Gestalten sei abgeschlossen, es bleibe nun nur noch die Aufgabe, „die geistigen Linien seines Wesens immer schärfer herauszuarbeiten, ihr Weiterstrahlen in die Gegenwart zu bezeugen, diese Gegenwart immer näher an Raabe in seiner wahren Gestalt heranzuführen." Diesen Aufgaben dient Spieros vorbildliche Herausgebertätigkeit, indem er die Töchter des Dichters über den Zeichner Raabe und das Leben im Elternhause, Pastor H. Junge über Raabes religiöse Lebensdeutung, Antiquar J. Mißlack über die Geschichte und die Großen der Geschichte in Raabes Werk, W. Heeß über Raabe und Lagarde, A. M. Wagner über Raabes Aktualität, H. Leonard über Raabes Beziehungen zum deutschen Nationalverein, Heinrich Lilienfein über Raabe und die Schiller-Stiftung sprechen läßt. Ein Bild Erich B. Zornemanns von Raabes Geburtsort Eschershausen leitet dann über zu einer Reihe Biographien der Verwandten und Freunde, die mit Raabe lebten und ihm innerlich nahestanden: im braunschweigischen wie im schwäbischen Kreise. Charakteristiken, die als Gesamtheit einen der wertvollsten Spiegel geistigen deutschen Bürgertums zwischen 1850 und 1910 darbieten. Hier wird das Sammelwerk über Raabe hinaus kulturhistorisch bedeutsam.

Berlin — Hanns Martin Elster

Kardinal Diepenbrock und Gräfin Ida Hahn-Hahn. Ein Briefwechsel. Herausgegeben von Alfons Nowack. München 1931, J. Kösel & Fr. Pustet. 77 S. M. 2,—.

Der Briefwechsel, der zum Teil erstmalig veröffentlicht wird, ist ein Gespräch von Seele zu Seele. Die Gräfin Hahn-Hahn ist eine Frau von Welt, der großen Welt, und auf der Höhe ihres Ruhmes. Aber wie sie in ihre Vergangenheit und Gegenwart wie in eine große Leere sieht, so blickt sie in die Zukunft wie in ein drohendes Nichts — wenn ihre schlafende, nachtwandelnde Seele nicht getroffen würde vom Weckruf des Heils. Und dieses Heil sieht und sucht ihre flackernde Zerrissenheit in der, felsenfest durch die Zeit getragenen dogmatischen Unerschütterlichkeit der katholischen Kirche. — Wer solchen seelischen Vorgängen fernsteht, wird leicht versucht sein, in ihnen den Ausfluß ekstatischer Verstiegenheit zu sehen. Der Seelenzustand jedoch, den die Gräfin Hahn-Hahn dem edlen Führer auf ihrem Wege zu Gott offenbart, ist nichts weniger als exzentrisch. Klug und klar erkennt und erwägt sie, was ihr, als lockerer Angehöriger des Protestantismus, gefehlt hat. Nicht die, Uneingeweihten mystisch erscheinende, prunkvolle Symbolik des Kultes ist es, die sie anzieht. Sie fühlt, daß sie „aus Individualisierung und Rebellion" heraus und hinein muß in die „Einheit und Gemeinschaft". In die Kraft eines lebensbeherrschenden Glaubens, wie ihn die heilige Theresia mit den Worten ausdrückt: „Gott allein genügt." — Daß die Vertreter des seelischen Zwiegespräches nicht nur fromme und innige Menschen sind, sondern auch geistreiche, vornehme und hochkultivierte, das macht die Lektüre doppelt anregend und erfreulich. —

Breslau — Christa Niesel-Lessenthin

Wilhelm Busch und der Geist seiner Zeit. Von Friedrich Bohne. Hannover 1931, Wilhelm Busch-Gesellschaft E. V. 93 S.

Diese Studie stellt die erste Publikation der Wilhelm Busch-Gesellschaft dar. Bohne gibt zuerst eine knappe kulturgeschichtliche Darstellung der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland und geht dann zur Schilderung von Buschs Leben über. Der Einfluß Schopenhauers und Darwins auf Busch wird nachgewiesen, seine Entwicklung zum Pessimisten und weltflüchtigen Einsiedler gezeigt, seine Rückkehr zum Bauerntum, aus dem er herausgewachsen ist, begründet. Aber man wird doch bei all der gelehrten Gründlichkeit Bohnes das Gefühl nicht los, daß viel zu viel philosophische Absicht in Buschs Werk hineingeheimnist wird, das sich jedem unbefangenen Gemüt zwar als eine künstlerische Besonderheit, aber keineswegs als eine Maskierung schopenhauerisch-naturwissenschaftlicher Weltanschauungsprobleme darbietet. „Wilhelm Busch ist Dilettant, wenn er denkt, und nimmt es mit seinen Begriffen nicht allzu genau. Das erschwert eine systematische Betrachtung seiner Philosophie ungemein", sagt Bohne selbst. Buschs Philosophie? Handelt es sich denn bei irgendeinem seiner Werke um heraklitisch-empedokleische dunkle Probleme? Und noch gar systematische Philosophie? Aber wenn wir Deutsche nicht alles in ein System zwingen können, ist uns nicht wohl.

Berlin J. E. Poritzky

Begegnungen und Trennungen. Essays über Christentum und Germanentum. Von Sigrid Undset. Deutsch von F. M. Willam. München o. J., Jos. Kösel & Fr. Pustet. 165 S. Geb. 6,—.

Die großen Wirkungen der Undset, ihr tiefer Eindruck kam nicht nur aus dem rein Erzählerischen ihrer Bücher. Man spürte hinter der Fabulierkunst den geistigen Urgrund ihrer Werke, ihre starke Persönlichkeit, ihre nicht alltäglich erlebte, sondern erkämpfte und erlittene Weltanschauung. Sie ist nicht einfach eine Märchentante (wie die große verzaubernde Selma), sondern ein durch und durch gewühlter, aus Chaos klar entwickelter Mensch. Jetzt, in diesem kleinen Buch, legt sie Rechenschaft ab über sich, und das heißt über ihren Übertritt aus unendlichen Irrtümern zur einen Wahrheit, zum Katholizismus; über ihren einsamen Hochmut und ihre Erlösung zum allumfassenden Ihm. Zur Gnade. Sie mußte erst ihr Leben verlieren, um es zu gewinnen. In „Gymnadenia" hat ja die Undset den (ihren) Roman des Konvertiten geschrieben; jetzt macht sie die historischen, geistigen, theologischen Randbemerkungen, den sachlichen Kommentar dazu. Fachlich und sachlich, objektiv, schon jenseits des Kampfes, mit der Ruhe einer unerschütterlichen Sicherheit im Glauben. Eine kleine Studie über den „Heiligen Olaf" rundet ihre „Rückkehr" zu einem Buch ab. Das Romanwerk der Undset verlangt diese Ergänzung nicht. Aber wer, über dem Werk, der Schöpferin näherkommen will, der wird in diesem Büchlein ihr als einer großen, rührenden, tapferen und liebenswertesten Persönlichkeit begegnen.

Berlin Kurt Münzer

Verschiedenes

Die Strafe. Von Hans von Hentig. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. 292 S. Geb. M. 8,25.

Hans von Hentig, bekannt durch Studien über Cäsarenwahnsinn, Robespierre („Zur Psychopathologie des Machttriebes") und Fouché („Über das Problem der politischen Polizei in nachrevolutionären Zeiten"), hat es hier unternommen, eine „kulturgeschichtlich fundierte Psychologie der Strafe" zu geben, nachdem er schon in seiner Schrift „Strafrecht und Auslese" versucht hatte, das Kausalgesetz auf den rechtsbrechenden Menschen anzuwenden. Diesmal packt er das Problem der Strafe, eines der wesentlichsten, entwicklungsgeschichtlich interessantesten und theoretisch am leidenschaftlichsten umstrittenen Probleme zwischen Staat und Individuum, mit allen Hilfsmitteln historischer, rechtsphilosophischer und psychoanalytischer Betrachtung an. Nachdem er in einem grundlegenden Kapitel über „Bereich und Grenzen der Strafe" die physiologische und psychologische Bedingtheit der Strafwirkung untersucht und festgestellt hat, daß Strafe „Leidenkönnen und somit Lebenwollen voraussetze", widmet er mehr als ein Drittel des ganzen Buchs der Entwicklungsgeschichte der Strafe. Es läßt sich darüber streiten, ob es unbedingt notwendig war, in solchem Ausmaß kulturgeschichtliches Material, insbesondere aus den Rechtsbräuchen vergangener Zeiten und primitiver Völker zusammenzutragen: ein buntes Mosaik, das durch die sehr reichlich angebrachten Fußnoten noch weiter koloriert wird. Die Fülle des Vorgebrachten wirkt gelegentlich ablenkend. Jedenfalls aber vergißt der Verfasser bei seiner Darstellung interessanter Einzelheiten und sittengeschichtlicher Kuriosa schließlich doch niemals die zusammenfassende Einordnung in die große entwicklungsgeschichtliche Perspektive und bleibt seinem Leitmotiv treu, daß „nur Zusammenhänge, nicht entwurzeltes bloßes Wissen inneres Verständnis geben können". In der Tat: von den noch im Mythos wurzelnden sakralen und kultischen Urformen der Strafe her, die vom Menschenopfer bis zu Verfluchung einzeln behandelt werden, gewinnt man erst die tiefere Erkenntnis jener atavistischen Schlacken, die der modernen Strafjustiz noch immer anhaften und so manche Hemmung verschulden.

Der zweite Hauptteil des Buchs handelt von der „geistigen Einordnung der Strafe". Vom „göttlichen Gebot", das in theokratischen Staatsordnungen einzig galt, ist der Weg nicht weit zum reinen Vergeltungsprinzip. Die moderne Entwicklung setzt erst mit den „Zwecktheorien" ein: Abschreckung, Besserung, Sicherung und Heilung als Zweck bzw. Ziel der Strafe. Hier landet Hans von Hentig bei der naturwissenschaftlich fundierten Auffassung der Strafe als eines „künstlich gesetzten Vorgangs sozialer Auslese". Zu ihr bekennt er sich, wie er überhaupt dazu neigt, Parallelen zur Entwicklung der medizinischen Wissenschaft zu ziehen, deren entwicklungsgeschichtlichen Vorsprung er mit Recht betont. Er unterläßt es auch nicht, die Störungen des Ausleseprozesses eingehend zu beleuchten, der wegen der mangelnden Verfeinerung der Strafverfolgungsmethoden auch jetzt noch „sehr grob und ungenau" arbeitet. Der Begründung dieser Erkenntnis dient im letzten Hauptabschnitt des Buchs die — wiederum historisch untermalte — Betrachtung der einzelnen Strafmittel. Was der Verfasser insbesondere über die Todesstrafe sagt, ist logisch zwingend, ohne freilich das Rüstzeug der Argumente gegen dieses Strafmittel um ein wesentlich neues zu bereichern. Hentig zeigt den mystischen Ursprung der Todesstrafe auf und kommt zu dem Schluß, daß die „Konsequenz der Heiligkeit des Lebens vom Staat den Verzicht auf die Todesstrafe verlangt". Über die Prügelstrafe ist eigentlich nur noch historisch zu handeln. Aber leider reicht diese Historie doch bis in die jüngste Vergangenheit. Aufschlußreich ist das Erfahrungsmaterial über das dänische Experiment zu Beginn unseres Jahrhunderts. Die weit

ins Medizinische hinüberreichende Behandlung des Sterilisationsproblems, die soziologische Betrachtung der Einschließung und der Geldstrafe sind in der Erörterung des Für und Wider einigermaßen erschöpfend. Etwas skizzenhaft, aber gleichwohl deutlich sind am Schluß die Anregungen Hans von Hentigs formuliert: Verfeinerung der Strafempfindlichkeit durch bewußte Sparsamkeit mit Strafen (leichter empfohlen als durchgeführt!) — Vorbeugung als Zweck und Wiedereinfügung des Rechtsbrechers in den Arbeitsprozeß als Ziel der Strafjustiz. Am beachtenswertesten scheint mir der Vorschlag zu sein, „Tatgericht" und „Behandlungsgericht" zu trennen, d. h. zunächst nur einen Spruch über das Vorliegen des strafbaren Tatbestandes herbeizuführen, die Straffolge jedoch erst später nach individueller Beobachtung des Täters festsetzen zu lassen. Hentigs Buch scheint mir wohl dazu berufen, gewisse Klärungen herbeizuführen und dazu beizutragen, daß die noch immer vorhandene, durch atavistische Überbleibsel begründete Starre der Strafjustiz allmählich einer größeren Elastizität und damit auch Menschlichkeit Platz mache.

Berlin — C. F. W. Behl

Die Technik der Antike und des Mittelalters. Von Franz M. Feldhaus. Potsdam-Wildpark 1931, Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion. (Museum der Weltgeschichte. Herausgegeben von Paul Herre.) 442 S.

Weit über die Grenzen des Interesses für Geschichte der Technik beansprucht dieses wertvoll illustrierte Werk aus der Feder des bedeutendsten Forschers auf diesem Gebiete, auch einen geistesgeschichtlich gebildeten Leserkreis. Feldhaus gibt eine Schilderung des Werdens und Wachsens der Technik der Antike und des Mittelalters. Ein scheinbar trockenes und dem Laien fernliegendes Thema! Und doch: was hat der gelehrte Verfasser daraus gemacht und welche unbekannte Welt hob er aus jahrelangem Studium der primären Quellen und des bis jetzt unzugänglichen Materials! Er will die technischen Gedanken und Ereignisse als Bestandteile des Weltgeschehens zeigen, als eine Angelegenheit der Geschichte der Menschheit und der geistigen Kultur. Feldhaus schreibt Geschichte der Technik als Geistesgeschichte. Das ist keine tote Antiquitätensammlung oder eine Rumpelkammer mit musealen Kuriositäten. Mit sicherem Griff und bewundernswertem Mut der Zusammenfassung meistert er den fast unübersehbaren und labyrinthisch verworrenen Stoff, er beleuchtet und deutet seine offenliegenden und unterirdischen Zusammenhänge, das Nebeneinander und Durcheinander der Erfindungen, die erfinderlosen Erfindungen oder Einfindungen und Elementargedanken der Menschheit, den Geist der Arbeitskraft in seiner Entwicklung, den Aufstieg von Betrieb zur betriebsmäßigen Form des Handelns, die Geschichte der Selbstvervollkommnung der Arbeit und ihre jahrtausendelange Entwicklung, den weitschichtigen Prozeß, wie sich Entdeckungen in Erfindungen wandeln, das Erwachen der Idee einer exakten (=technischen) Meßbarkeit und des auf technisch-rationellem Denken ruhenden Konstruierens, die ersten zögernden Anfänge der dauernden Verbindung des Technischen mit jener Lebensform, die man Wirtschaft nennt. Der Verfasser zeigt dieses Werden von Erfindung, Handwerk und Technologie zu Technik, zu einer neuen Form der Kultur. Das ist dann die spätere Technik als katastrophisch wirkende Macht, eine neue Wirklichkeit mit neuen Anforderungen und einer neuen Form des Zusammenlebens der Menschen, aber auch mit einem neuen Menschenproblem der Lebensnähe. Hat man sich bis jetzt dieser gewaltigen Umschichtung der Seele wirklich gewachsen gezeigt? Nein. Die Technik griff zu tief in die Lebenssubstanz und Arbeitsgesinnung des Menschen hinein. Feldhaus stellt die frühesten Vorboten dieser krisenhaften Menschheitswandlung dar, ihm wird Technik zur geschichtsbildenden Macht und erweiterten Lebenserfahrung. Immer wieder: Technik ist etwas Geistiges. Von der Steinzeit über Gußzeit, Schmiedezeit führt die Entwicklungslinie zum alten Orient. Von hier steigt sie zur Technik Griechenlands und des Römerreichs an. Ihr folgen die Technik, die Erfinder und Ingenieure des Mittelalters. In der Technik einer Epoche spiegelt sich ihre ganze Kultur wider. Jede Epoche hat die Technik, die sie verdient. Erfindungen sind anfanglos, erfinderlos — aus unzählbaren Quellen nimmt die technische Vernunft (die immer am Werke war) ihr fortwirksames und fortzeugendes Leben. Es ist ein Verdienst, daß auch dieses gewichtige Buch die Fabel vom „sogenannten" Zeitalter der Erfindungen hoffentlich für immer zerstört und dem Gerede vom „dunkeln Mittelalter" ein Ende macht.

Wien — Franz Strunz

Deutsches Biographisches Jahrbuch. Herausgegeben vom Verbande der deutschen Akademien. Band XI. Das Jahr 1929. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. VII, 375 S. Geb. M. 16,–.

Nach der Ankündigung im Vorwort des letzterschienenen Bandes (vgl. L. E. XXXIII, 415) sollten noch im Laufe des vorigen Jahres die Bände über 1924 und über 1929 erscheinen. Leider hat sich diese Absicht aus wirtschaftlichen Gründen nicht ausführen lassen. Vielmehr wird dem vorliegenden Bande zunächst der über 1930 folgen, während die Jahrgänge 1924 bis 1927 zurückgestellt werden sollen. Auch fehlen in dem vorliegenden Band die Nachträge zu 1928. Immerhin aber sind diese für den nächsten Band in Aussicht gestellt. (Sie werden dann auch die Biographien von Scheler und Brockdorf-Rantzau enthalten, so daß wenigstens zwei der von uns empfundenen Lücken nachträglich geschlossen würden.)

Von den Toten des Jahres 1929 werden ebenfalls eine ganze Reihe — nicht weniger als siebzehn — erst im nächsten Bande mit Aufsätzen bedacht werden, unter ihnen einer der beiden bedeutendsten literarischen Vertreter der Hadesfahrt jenes Jahres: Hugo von Hofmannstal. So enthält unser Band unter seinen 76 Aufsätzen nur 3 über deutsche Dichter, nämlich über Karl Henkell (A. Kutscher), Arno Holz (J. Nadler) und Friedrich Lienhard (W. Deetjen). Ob in dem Aufsatz über Holz dem heuristischen Prinzip des Stammestums nicht doch ein bißchen zu viel zugemutet ist? Und ob der Umfang des Aufsatzes über Lienhard durch die literarische Bedeutung des Biographierten voll gerechtfertigt ist? — Von den übrigen Aufsätzen mögen den Literaturfreund noch besonders interessieren diejenigen über Bernhard von Bülow (P. Herre), Hans Delbrück (J. Ziekursch), Günther Hünefeld (H. Arndt), Hans Meyer (J. Hohlfeld), Wilhelm Rein (Th. Fritsch), Dietrich Schäfer (A. O. Meyer), Carl Sonnenschein (H. Platz) und Gustav Stresemann (E. Schiffer).

In der diesmal fast 350 Namen umfassenden Totenliste befinden sich nur noch zwei bekannte Dichternamen: Hugo Salus und Agnes Sapper. Von früheren Mitarbeitern dieser Zeitschrift sei schließlich noch Hans Ferdinand Helmolt erwähnt, über den man gern in Gestalt eines biographischen Aufsatzes Näheres gehört hätte. Nach den Ankündigungen des Vorworts ist jedoch kein solcher in Aussicht genommen,

während Prinz Max von Baden, Bode, Habermann, Schrenck-Notzing und Zille unter den Siebzehn sein sollen, deren Biographien im nächsten Band nachgeholt werden.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Westfälische Lebensbilder. Im Auftrage der Historischen Kommission des Provinzialinstituts für westliche Landes- und Volkskunde herausgegeben von Aloys Bömer und Otto Leunenschloß. Hauptreihe Band II, Heft 2. Mit zehn Kunstdrucktafeln. Münster in Westfalen 1931, Verlag der Aschendorffschen Verlagsbuchhandlung. M. 5,80 (7,30).

Landschaft und Volkstum als Lebensraum und Wesensquell geistiger Daseinserfüllung, schöpferischen Schicksals im weitesten Umfang und im tiefsten Sinn, gehört als ein Gesetz individueller sowohl wie kollektiver Entwicklung zu den großen erkenntnismäßigen Errungenschaften der neueren Zeit. Bei dieser Einschätzung aber darf nicht vergessen werden, daß es etlicher Menschenalter stillen, treuen, scheinbar kleinlichen Arbeitens bedurft hat, um jene Erkenntnis voll aufblühen und das Irrbild partikularistischer Geisteseingrenzung vertreiben zu lassen. Die Enge, ehrlich und fleißig behaust, wurde so zum Durchgang in eine Weite nationaler Charakterdeutung, die sich in die Lage versetzt sah, auf allen Flitter und alles Geräusch einer äußerlichen Geltungsmache leichthin zu verzichten.

Kennzeichnend für die angedeutete, auf die besonderen Aufgaben der Heimatkunde geistesgeschichtlicher Art sich beschränkende Arbeitsweise sind diese „Westfälischen Lebensbilder", die das Eigenschaftswort westfälisch nicht allein aus der persönlichen Abkunft herleiten, sondern auch, wie beispielsweise im Fall des Feldmarschalls Blücher, aus längerer und wichtiger Wirkung in Westfalen und aus dem Spiegel dieser Wirkung im Leben dieses Mannes. Auch sonst sind keine sachlichen Schranken gezogen: neben der Fürstin Pauline zur Lippe, die im Staatsleben eine Rolle spielte, steht der Dichter Levin Schücking, neben der machtvollen Persönlichkeit des Bischofs von Ketteler der Arzt Christian Friedrich Nasse; kurz, die zehn Lebensläufe, die hier knapp und ohne anderen Anspruch als den der Zuverlässigkeit beschrieben werden, sind, bei aller Unterschiedlichkeit im einzelnen, im ganzen, jeder für sich, ein Beitrag zu der in einer lebendigen Fortentwicklung begriffenen Erkenntnis, daß der landschaftliche Raum, in dem ein Mensch lebt, und die volkheitliche Voraussetzung, die ihn als Einzelwesen gebildet hat, Mächte des Schicksals sind, in einem jeden flutend und gestaltend und durch ihn weiterwirkend auf die Kreise, die das Dasein der geistigen Persönlichkeit in der Lebensfülle der Nation nur immer ziehen mag.

Wolfsanger — Will Scheller

Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze. Von Klaus Mann. Berlin 1931, Transmare-Verlag. 381 S.

Der Titel dieses Buchs paßt in engerem Sinne nur für die drei ersten darin enthaltenen Abhandlungen und für die Schlußbetrachtung. Die erste Abhandlung, „Fragment von der Jugend" genannt, ist mit dem Jahre 1925 bezeichnet, die zweite, „Heute und morgen", mit dem Jahre 1927, die dritte, „Zur Situation", mit dem Jahre 1930. Es sind auf drei verschiedenen Stufen der Entwicklung Versuche, mit der Problematik der Gegenwart fertig zu werden. Der Aufsatz des Neunzehnjährigen ist noch lyrische Anbetung, der des Einundzwanzigjährigen eine ausgezeichnete Untersuchung über den Typus des jungen Menschen, der während des Krieges heranwuchs, der letzte Aufsatz ist ein streitbares Bekenntnis zur paneuropäischen Idee, gegen den politischen Radikalismus. Die übrigen zwei Drittel des Buchs enthalten sehr feine Anmerkungen zu neueren Schriftstellern und zu ein paar persönlichen Begegnungen. Es ist ein schmissiges und frisches Buch der Rechtfertigung eines jungen Intellektuellen, der mit Geschmack und großer Belesenheit seine geistige Gesellschaft auswählt, klug zensiert und mit erstaunlicher Sicherheit sich äußert, solid, anständig, besonnen. Obwohl er sehr gern seinen temperamentvollen Onkel Heinrich Mann zitiert und taktvollerweise seinen Vater fast verschweigt, ist er hier zum erstenmal als der Sohn seines Vaters zu erkennen in der sonoren Selbstgewißheit, der samtpfötigen Vorsicht und der gebügelten Sorgfalt seines Stils. Der „ironische Humanismus", den er seinem Vater zuschreibt, ist es auch, den er von ihm geerbt hat. Klaus Mann tritt aber auf mit dem Anspruch eines Sprechers der jungen Generation, und ohne diesen Anspruch wären diese Auseinandersetzungen eines noch ganz in rezeptivem Zustand befindlichen, noch zu jeder Erkenntnis mit neuen Krücken gehenden „jungen geistigen Europäers", wie er sich vorstellt, überhaupt nur eine Privatangelegenheit. Er tritt ausdrücklich abseits von dem Teil der Jugend, der östlichen Ideen zugeneigt ist, und ebenso von den Nationalisten, er weist sich aus als Individualist, ist ein an und für sich recht liebenswertes Geschöpf des bürgerlichen Konservativismus und freut sich seiner Vorliebe für die jungen Franzosen. Aber er wirkt nur ein wenig emanzipiert und durchaus nicht jung und suchend, und vielleicht kann man ihm deswegen keinen Vorwurf machen, denn es ist das Vorrecht jeder Berufung, daß sie in der Jugend reif und im Alter jung wirkt. Dennoch hat er nichts von dem Chaos, „das einen tanzenden Stern gebären könnte". Dagegen ist das Organ für Formales in erstaunlichem Maße in ihm ausgebildet. Sein Sinn für ästhetische und literarische Werte ist elementar, die großen sittlichen, die religiösen und soziologischen Fragen spielen daneben nur eine platonische Rolle. Fast mit Schrecken sieht man, mit welcher Ausschließlichkeit sich Klaus Mann mit Literatur füttern ließ, obwohl es für einen jungen Menschen auch andere, wichtigere Dinge gibt.

Wiesbaden — Otto Doderer

Das Schicksal des Pfundes. Von Paul Einzig. Deutsch von A. Dombrowsky. Stuttgart-Berlin 1932. Deutsche Verlags-Anstalt. 142 S., M. 4,20.

Diese Finanzstudie des englischen Fachmanns ist in gewissem Sinn die Fortsetzung des kürzlich angezeigten Buchs „Der Krieg der goldenen Kugeln". Die Thesen, die dort vorbereitet sind, vor allem in der Kritik der französischen Goldpolitik, werden nun an dem weltgeschichtlichen Vorgang exemplifiziert: England löst seine Währung vom Gold. Einzig vertritt die Auffassung, daß diese Entscheidung schließlich die schlechthin gegebene war, und er beurteilt ihre Auswirkung für die englische Wirtschaftsenergie wie auch für Englands politische Aufgaben optimistisch; aber er legt klar, daß sie nicht das Ergebnis einer weitsichtigen Überlegung gewesen ist, sondern von den Fehlern der innerenglischen Haltung (zu hohe Stabilisierung 1925, mangelnde Elastizität in der gewerkschaftlichen Lohnpolitik) und von den Folgen des internationalen Preisverfalls erzwungen wurde. Mit großer publizistischer Kraft werden für die geschichtlichen Teile wie für die Bewertung der Entwicklungsrichtung die Argumentationen des Pro und Kontra vorgetragen, so daß der schwierige Stoff volles Leben gewinnt und fast spannend wirkt; die treffliche Übersetzung hat daran keinen geringen Anteil.

Berlin — Theodor Heuß

Der Kampf um die deutsche Außenpolitik. Von *** Leipzig, Paul List. 425 S.

Das ist, zum Lesen, ein schreckliches Buch, und ich kann mir nicht recht vorstellen, daß jemand es fertig bringt, durch diese paar hundert Seiten sich brav durchzuarbeiten, wie es wohl die Erwartung eines Autors und der Sinn einer Druckschrift. Ich bin bei dieser Aufgabe völlig gestrandet, trotz wackerer Absicht und trotz eines biederen Pflichtgefühls; eine größere Anzahl von Stichproben mußten genügen. Ja, versperrt dieses Geständnis nicht das Recht zur Anzeige? Deshalb nicht, weil es sich um die Auseinandersetzung mit einem Prinzip handelt, die von den Einzeldingen absehen kann. Nach den vielleicht hundertfünfzig Seiten, die ich gelesen habe, mag als wahr unterstellt sein, daß der Verfasser sehr fleißig ist, kenntnisreich die großen und kleineren Fragen der außenpolitischen Beziehungen mit Einschluß ihrer innenpolitischen Wechselwirkungen gesammelt hat, daß er einen, wenn auch nicht interessanten, so doch lesbaren Stil schreibt, der sich etwas komisch in dem Pro und Kontra seiner Argumentationen umfärbt. Dies nun ist eben die „originelle" Idee des Werks, daß es das Für und Wider, die These und die Antithese gibt, daß Kapitel um Kapitel der advocatus diaboli bemüht wird — ach, es ist gar nicht der Teufel, sondern der Journalist, der Schulmeister geworden ist. Ich ahne nicht, wer der Verfasser ist — es ist Herr H., der gleichzeitig das „Berliner Tageblatt" und die „Deutsche Zeitung" bezieht, der ideale Abonnent, der „beide Teile" hören will und sich aus den Leitartikeln die Parallelität zweier außenpolitischer Weltbilder zusammenklebt. Der Verfasser hält das Verfahren für pädagogisch wichtig und richtig, er will der Urteilsbildung des einzelnen nicht vorgreifen — schön, das kann man einmal machen. Es steckt in jeder Betrachtungsweise ein Stück Wahrheit, und da in Deutschland die faire sachliche Diskussion nicht üblich, könnte sie einmal gemacht werden. Am Rundfunk geschieht das gelegentlich. Aber dann pflegen geglaubte Ansichten sich gegenüberzustehen. Hier wird gespielt — dagegen, daß derselbe Autor das Gedankenspiel aufführt, ist nichts zu sagen. Aber dann müßte es originell, mit geschickter Gruppierung des gleichen Materials, müßte in gewissem Sinn elegant sein. Der Verfasser wird pedantisch, indem er einen Einfall zerquält, zerdehnt, die Probleme und die Länder der Welt umrundet, und auf beide wechselnd sein zweifarbiges Laternenlicht scheinen läßt. Man nannte solches Verfahren früher Sophisterei, hat aber den modernen Sophisten damit unrecht getan. Nein, so erzieht man nicht zur modernen Leidenschaft und zu sachlichem Wissen! Das Buch wird in fünfzig Jahren einmal als Quelle deutscher Tagesanschauungen seinen Anekdotenwert besitzen, etwas am Rande, denn die chronikale Zuverlässigkeit des Autors hat keine Banalität, die im Umlauf ist, vernachlässigt, heute empfiehlt es sich zur Anschaffung in Zeitungsredaktionen mit unklaren Mehrheitsverhältnissen des politischen Aktienbesitzes oder labiler Seelenkonstruktion — sie haben die brauchbarsten Unterlagen, wenn sie sich „umstellen" müssen. Unbegreiflich ist die Seelenstärke des Mannes, mit der er seiner fixen Idee bis Siam treu geblieben ist, begreiflich aber, daß er seinen Namen verschwieg. Vielleicht hat er einen zu verlieren.

Berlin — Theodor Heuß

Die Krise des Pazifismus, des Antisemitismus, der Ironie. Von R. J. Kreutz. Wien 1931, Saturn-Verlag. 101 S.

Das ist so eine gewagte Sache, wenn einer sich entschließt, ein recht geistreiches Buch zu schreiben und mit Paradoxien kräftig einsetzt — der gewitzte Leser denkt gleich: wenn es nur nicht so geht wie bei den Prachtfeuerwerken, wo etwas an der Zwischenzündung hapert oder ein Mittelstück mit Pulver feucht geworden ist. Da läuft das eine Rad und läuft und sprüht und wird fast langweilig, weil das übrige nicht losgeht. Die Schrift von Kreutz erinnert an solches Feuerwerk. Der Einsatz ist zu groß. Natürlich finden sich in Frage und Antwort besinnliche Stellen und gute Formulierungen; die Bemerkungen zur wiener Literatur sind wohl das Beste darunter. Aber an einigen sehr naheliegenden Ergebnissen seiner Untersuchungen läuft er vorbei. Warum der Pazifismus ohne Werbekraft? Weil einige der Leute, die ihn monopolisiert haben, darnach sind. Warum die Ironie im Sterben liegt oder ohne rechte geschichtliche Aufgabe? Weil sie ein Gewerbe geworden ist.

Berlin — Theodor Heuß

Kind und Welt. Ein Buch für Kinder. Von Irmgard von Faber du Faur. Potsdam 1931, Müller & Kiepenheuer G. m. b. H. 96 S.

Ein Bilderbuch ohne Bilder, aber mit guten Versen, Kinderreimen und Geschichtchen zum Vorlesen, Auswendigbehalten und Spielen, zum Malen und Komponieren. Ein Buch für Mütter, Lehrer, ältere Geschwister, um den Vier- bis Achtjährigen daraus vorzulesen. Ein Buch, aus dem viel Hübsches entstehen kann, ein neues Schatzkästlein des guten Rats für Kinderstuben, Kindergärten, Vorschulklassen, Waldschulen und Schulspaziergänge. Eine bereits früher erschienene, kleinere Ausgabe wurde vom Psychologischen Institut Kiel mit mehreren hundert Kindern der Normal-, Förder- und Hilfsschulen erfolgreich ausprobiert.

Berlin — Rudolf Frank

Wien. Kultur, Kunst, Geschichte. Von Hans Tietze. Wien 1931, Hans Epstein. 430 S. mit 32 Lichtdrucktafeln und 112 Tiefdrucken.

Hans Tietze hat einen großen, den größten Teil der — man kann das Wort verantworten — gewaltigen Arbeit eines Lebens, das jetzt auf der Scheitelhöhe steht, kunstgeschichtlicher Erforschung Österreichs und Wiens gewidmet und vorläufig durch ein noch ganz neues monumentales Werk über den Stephansdom gekrönt. Auf den breiten festen Boden solch mühevoll gewissenhafter und eben darum unentbehrlicher Präzisionsarbeit des Inventierens, Kommentierens, Interpretierens, auf solche Sachkenntnis im Einzelnen wie im Gesamten gründete sich das (nachträglich durch zwei Bilderatlanten veranschaulichte) genuß-, lehr-, übrigens auch erfolgreiche Büchlein „Wien" (1918 in Seemanns „Berühmten Kunststätten"). Wenn Tietze dort die bau- und überhaupt kunstgeschichtliche Entwicklung der weiland Kaiserstadt als Ergebnis aller auf diesen Punkt zusammenwirkenden Kulturkräfte auffaßte und erfaßte, so legte er schon, vermutlich unbewußt, den Grund des nunmehr vorliegenden, jenem kleinen gleichnamigen großen Werks. Freilich muß nun die bildende Kunst ihre Zentralstellung dem Begriff Wien einräumen, diesem „von geistigen Spannungen erfüllten idealen Raum"; und seine zweitausendjährige Geschichte ist es, die in majestätischem Rhythmus von keltischer Urzeit bis zu den Krisen und Krämpfen der Gegenwart das Werk erfüllt. Um diesen Werdegang zu erkennen und darzustellen, faßt eine nicht minder künstlerische als wissenschaftliche Synthese alle Geschichtlichkeit auf jedem geschichtswichtigen Gebiet zusammen: Staat,

Verwaltung, Wirtschaft, Glauben und Unglauben, Bild-, Wort-, Tonkunst. Und, dieses Programm verwirklichend, tritt unter allen bisherigen Biographien dieser Stadt — die großartige des wiener Altertumsvereins ist beim 17. Jahrhundert steckengeblieben —, tritt, sagen wir, diese jüngste sofort in die vorderste Reihe, an die erste Stelle. Einzelnen ihrer Vorgängerinnen, zum Beispiel jenem Torso, gewiß verpflichtet, übertrifft sie alle durch Universalität der Interessen, weiten und tiefen Blick, durch energische, vor kühner Zeitraffung nicht zurückscheuende Konzentration mannigfaltigster Erkenntnis, durch unbeirrbares, unbestechliches, nach bestem Wissen und Gewissen gerechtes und immer selbständiges Urteil, und so gewährt das (auch in bibliophilem Sinn) schöne Buch zu allem anderen noch das beglückende Gefühl des Verkehrs mit einer ungewöhnlichen Persönlichkeit.

Wien — Robert F. Arnold

Nachrichten

Todesnachrichten. Max Lenz ist nach einer Meldung vom 8. April im Alter von 81 Jahren in Berlin gestorben. Er war zunächst Privatdozent und Professor in Marburg, dann in Breslau, erhielt im Alter von 40 Jahren den Ruf an die Universität Berlin, die er nach fünfundzwanzigjähriger Lehrtätigkeit verließ, um seine Wirksamkeit an der hamburger Universität auszuüben. Nach dem Krieg im Jahre 1922 kehrte er nach Berlin zurück. In seiner Haltung als Historiker darf Max Lenz als hervorragendster und treuester aller Ranke-Schüler angesprochen werden. Er verfaßte eine kurzgehaltene Biographie von Luther, die seinerzeit preisgekrönt wurde und in den Schulen zur Verteilung gelangte; neben Biographien von Bismarck und Napoleon bleibt seine Geschichte der berliner Universität mit ihrer ungemein feinen Charakterisierung der kulturellen Vorgänge sein Hauptwerk. Seine letzte Schrift, die in ihm recht eigentlich den Vertreter der protestantischen Staatsidee erkennen ließ, hieß „Deutschland im Kreis der Großmächte".

Max Kemmerich ist nach einer Meldung vom 7. April im Alter von 50 Jahren in München gestorben. Von Geburt Rheinländer, verbrachte er seine Kindheit in Ägypten. Seine Doktordissertation galt Macchiavelli. Seine Studien führten ihn zunächst der Kulturgeschichte zu: „Kulturkuriosa", „Kausalgesetz der Weltgeschichte", „Geschichte der menschlichen Dummheit". Er wandte sich später okkultistischen Interessen zu und erzielte auch als Verfasser der „Brücke zum Jenseits" nicht gewöhnlichen Erfolg. Sein letztes Werk „Unter der Lupe" war eine Aphorismen-Sammlung, in der er eine Diätetik der Seele zur Geltung zu bringen suchte.

André Baillon hat nach einer Meldung vom 19. März in Paris seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gesetzt. Er war, Belgier von Geburt, einer der hervorragendsten Vertreter der Lemonnierschen Dichterschule. Seine stark sozial gefärbten Romane, von denen „L'histoire d'une Marie" am bekanntesten geworden ist, rufen in vielfacher Weise die Erinnerung an die Darstellungsart Charles-Louis Philippes hervor.

Pierre Billote ist am 6. April im Alter von 46 Jahren in Paris gestorben; er gehörte zu den bekanntesten französischen Romanschriftstellern.

Silvio Zambaldi ist nach einer Meldung vom 14. April im Alter von 62 Jahren in Mailand gestorben. Er war einer der beliebtesten italienischen Dramatiker und hat im Anschluß an den landesüblichen Realismus vielbeachtete Typen auf die Bühne gebracht.

* * *

Die Verleihung der Goethe-Medaille ist zunächst nur für das Goethe-Jahr 1932 selbst in Aussicht genommen und soll in der Hauptsache anläßlich der beiden Reichsfeiern in Weimar und Frankfurt a. M. (Ende August d. J.) erfolgen. Die Liste der Verleihung ist infolgedessen noch nicht abgeschlossen. Sollte, worüber bis jetzt noch nichts feststeht, die Verleihung der Medaille zu einer dauernden Einrichtung werden, so würde sich daraus eine Erweiterung des Kreises der für die Verleihung in Betracht kommenden auf die gesamte deutsche Wissenschaft und sämtliche Zweige der deutschen Kunst ergeben.

Bisher ist die Goethe-Medaille als Erinnerungszeichen an die nachstehenden Persönlichkeiten verliehen worden:

Stefan George, Berlin,
Dr. h. c. Gerhart Hauptmann, Agnetendorf/Riesengebirge,
Prof. Dr. h. c. Thomas Mann, München,
Dr. Dr. h. c. E. G. Kolbenheyer, Solln b. München,
Hermann Stehr, Oberschreiberhau,
Dr. Hans Carossa, Seestetten bei Passau,
Dr. h. c. Wilhelm Schäfer, Sommerhalde Post Ludwigshafen,
Wilhelm von Scholz, Konstanz/Baden,
Theodor Däubler, Berlin-Wilmersdorf,
Rudolf Georg Binding, Buchschlag/Hessen,
Anton Wildgans, Mödling bei Wien,
Hans Grimm, Lippoldsberg/Weser,
Dr. Ricarda Huch, Berlin-Charlottenburg,
Ina Seidel, Berlin,
Agnes Miegel, Königsberg/Pr.,
Enrica von Handel-Mazzetti, Linz a. d. Donau,
Jakob Schaffner, Berlin-Schöneberg,
Walter von Molo, Berlin-Zehlendorf,
Dr. Börries, Freiherr von Münchhausen, Windischleuba bei Altenburg/Thür.,
Dr. Lilienfein, Weimar,
Prof. Dr. Petersen, Berlin-Wannsee,
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Kühnemann, Breslau,
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Burdach, Berlin-Grunewald,
Prof. Dr. Kippenberg, Leipzig-Gohlis,
Prof. Dr. Korff, Leipzig,
Prof. Dr. Wahl, Weimar,
Dr. von Bernus, Frankfurt a. M.,
Reichskanzler Dr. Brüning,
Reichsinnenminister,
Dr. Grimme,
Dr. Kästner, Thüringischer Minister für Volksbildung,
Dr. Donnevert, Berlin,
Dr. Redslob, Berlin,
Oberbürgermeister Dr. Gördeler, Leipzig,
Oberbürgermeister Dr. Landmann, Frankfurt a. M.
Oberbürgermeister Dr. Müller, Weimar,
Staatsminister a. D. Dr. Leutheußer, Weimar,
Dr. Ulbrich, Weimar,
Prof. Dr. Litt, Leipzig,
Prof. Dr. Löhlein, Jena,
Prof. Dr. Madelung, Frankfurt a. M.,

Prof. Dr. Hans Eibl, Wien,
Privatdozent Dr. Franz Koch, Berlin,
Prof. Dr. Fritz Strich, Bern,
Prof. Lichtenberg, Paris,
Prof. Dr. Robertson, London,
Prof. Dr. Wukadinoviz, Krakau,
Prof. Dr. Ortega y Gasset, Madrid,
Prof. Dr. Schreiber, Yale-University,
Prof. Dr. Frederik Böök, Stockholm,
Prof. Dr. Scholte, Amsterdam,
Prof. Dr. Bleyer, Budapest,
Prof. Dr. Farinelli, Rom,
Prof. Dr. Quesada, Genf.

* * *

Die Stadt München hat den Literaturpreis 1932 an Ruth Schaumann verliehen.

Die Medaillen 1931 der Walther Rathenau-Gesellschaft sind Carl Melchior und Harry Graf Keßler zuerkannt worden. Der Geldpreis wurde in diesem Jahr nicht verliehen, sondern wegen der Notlage der Zeit an mehrere Schriftsteller als Werkbeitrag verteilt.

Hans Gobschs „Wahn-Europa 1934" ist in nicht weniger als 14 Sprachen, darunter ins Hebräische und Serbokroatische übertragen worden. Fertig liegen fremdsprachige Ausgaben bereits vor in Holland, Dänemark, Frankreich, England, Finnland.

Seit den letzten Jahren findet das deutsche Buch auch im Ausland wiederum eine erhöhte Beachtung. So wurden innerhalb von Jahresfrist folgende Werke des Verlags Josef Kösel & Friedrich Pustet, München, übersetzt, beziehungsweise zur Übersetzung vergeben: Der Roman „Das Schweißtuch der Veronika" von Gertrud von le Fort ins Englische, Französische, Holländische, Tschechische. Ebenfalls ins Holländische von der gleichnamigen Verfasserin die „Hymnen an die Kirche" und die Novelle „Die Letzte am Schafott"; letztere auch ins Amerikanische. „Das königliche Gebot" von Abt Bonifaz Wöhrmüller ins Englische, Französische und Italienische. Ferner ins Holländische: die Romane „Herr Johannes" von Ludwig Mathar, die „Eingeengten" von Franz Herwig und die Großstadtlegende „Sankt Sebastian vom Wedding" des gleichen Verfassers. Ins Englische: der „Heilige Augustin" von H. H. Lesaar, die „Heilige Elisabeth von Thüringen" von Franz Johannes Weinrich, sowie „Römischer Katholizismus und politische Form" von Universitätsprofessor Karl Schmitt. Ins Schwedische der Volksroman aus dem alten Steyr „Die arme Margaret" von Enrica von Handel-Mazzetti; ins Spanische der Roman „Nina Grigorjewna" von Konstantin Sakharow; ins Amerikanische „Experimentelle Psychologie" von Universitätsprofessor Dr. Pater Johannes Lindworsky; ins Tschechische das „Große Kneippbuch" und „Sebastian vom Wedding" von Franz Herwig.

Sigurd Hoel ist nach dem übereinstimmenden Urteil der skandinavischen und deutschen Presse aus der skandinavischen Preiskonkurrenz als der einzige Dichter von europäischer Geltung hervorgegangen. Das beweisen auch die Übersetzungen, die schon in zahlreichen Sprachen vorliegen. Die deutsche Ausgabe besorgt der Verlag Carl Schünemann, Bremen. Er bringt zunächst den Roman „Sünder am Meer", der in Kürze vorliegen wird.

Mit der goldenen Medaille wurde kürzlich G. Baissette, ein junger französischer Mediziner, von der pariser Fakultät ausgezeichnet für seine lebensvoll gestaltete Biographie des großen griechischen Arztes Hippokrates. Die starke Beachtung, die diese Darstellung des Lebens und Wirkens eines der Großen im Reich der Wissenschaft in Frankreich gefunden hat, ist wohl daraus zu erklären, daß die neue Orientierung in der Medizin auch dort immer weitere Kreise zieht. Wie wir hören, soll das Werk von G. Baissette demnächst auch in deutscher Sprache (Stuttgart, Hippokrates-Verlag) herauskommen.

In Prag wurde von der Brentano-Gesellschaft ein Brentano-Archiv gegründet. Unter der Leitung der Professoren Kraus und Kestyl soll Clemens von Brentanos Nachlaß systematisch geordnet und herausgegeben werden. Das Unternehmen wird vom Präsidenten Masaryk unterstützt.

* * *

Die Feier des Goethe-Jubiläums hat in Moskau einen recht imposanten Verlauf genommen und kam in Festsitzungen unter Teilnahme von Mitgliedern der Sowjetregierung und des diplomatischen Korps, Goethe-Abenden zahlreicher Vereine und Institute und einer Ausstellung im „Museum für Bücherkunde" der Öffentlichen Lenin-Bibliothek zum Ausdruck, die, außer einer erschöpfenden Übersicht russischer Erstausgaben Goethescher Werke u. a. auch eine beträchtliche Anzahl deutscher und fremdsprachiger Ausgaben aus der Lebenszeit Goethes aufwies. Die von den meisten russischen literarischen Zeitschriften in Aussicht gestellten Goethe-Hefte sind zum Termin nicht erschienen, dagegen liegen die beiden ersten Bände der von A. W. Lunatscharskij, L. B. Komenjew und M. N. Rosanoff in Angriff genommenen dreizehnbändigen Ausgabe Goethescher Werke in mustergültigen russischen Übertragungen vor. Der sehr umfangreiche Band I umfaßt eine große Auswahl von Gedichten Goethes aus seiner ganzen Lebenszeit und ist von A. G. Gabritschewskij und S. W. Scherwinskij herausgegeben. Von ersterem stammen auch der Aufsatz über die Lyrik Goethes und die zahlreichen Anmerkungen, während A. Lunatscharskij die Einleitung allgemeinen Charakters verfaßt hat. Gabritschewskij hat gleichfalls Band II redigiert und eingeleitet, in dem die jugendlichen dramatischen Schöpfungen und Fragmente sowie die epischen Dichtungen gegeben sind. In beiden Bänden stehen, neben ältesten Übertragungen, auch eine ganze Reihe neuer Arbeiten, speziell für diese Ausgabe, so u. a. eine neue Übersetzung von „Hermann und Dorothea" aus der Feder B. J. Jarchos. Von anderen Goethe-Ausgaben zeigt der Verlag „Academia" den bisher unveröffentlichten Teil II des „Faust" in der Übertragung des verstorbenen V. Brjussoff an, sowie eine illustrierte Ausgabe der „Römischen Elegien" mit deutschem Text und russischer Übersetzung von S. Scherwinskij, wozu die Zeichnung Jgn. Niwinskijs bereits auf der erwähnten moskauer Goethe-Ausstellung zu sehen waren. (P. Ett.)

Die deutsche Kolonie in Kopenhagen veranstaltete an Goethes Todestag eine Gedenkfeier zu Ehren des Dichters. Am Abend brachten die beiden Bühnen des Kgl. Theaters Gedächtnisvorstellungen. Die Feier der deutschen Kolonie war umrahmt von Beethoven-Liedern und bot einen Vortrag von Dr. Wilhelm Heidrich über den „Faust", sowie Rezitationen Goethescher Dichtung und Kompositionen Goethescher Lieder. Unter den Gästen sah man den Minister von Richthofen nebst Gattin, sowie den bayreuther Ehrenbürger, Fabrikanten Bartsch, der gelegentlich der Festlichkeit seine Goethe-Sammlung als Schenkung an die Deutschen St. Petri-Schulen übergab. (E. Ch. Z.)

Romain Rolland ist einstimmig zum Ehrenmitglied der „Akademie der Wissenschaften der U.d.S.S.R." in Leningrad ernannt worden. Die Wahl befürworteten u. a. A. W. Lunatscharskij, N. Bucharin und der Philologe Professor Marr, wobei darauf hingewiesen wurde, daß Rolland, außer seiner Bedeutung als Romanschriftsteller und einer der hervorragendsten freien Geister der Jetztzeit, sich auch große Verdienste auf dem Gebiet der Musikwissenschaft durch seine Geschichte der Oper bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts und seine Beethoven-Biographie erworben hat.

Im räterussischen Verlag „Academia" (Moskau-Leningrad), dessen Spezialität Memoiren und Materialien zur russischen Literaturgeschichte bilden, hat A. Ostrowskij unter dem Titel „Epigramm und Satire" zwei umfangreiche Bände veröffentlicht, in denen eine Sammlung von Epigrammen, Xenien, dichterischen Parodien und sonstigen gereimten bissigen Sticheleien aus berühmter und weniger bekannter Feder gegeben sind, wie sie die literarischen Fehden in Rußland im Lauf des verflossenen Jahrhunderts zutage gebracht haben. In chronologischer Reihenfolge defilieren die einst gegenseitig so angefeindeten und bespotteten Größen der Archaiker und Klassiker einerseits und Romantiker andererseits, die späteren bitteren Kämpfe der Journalisten, der Slawophilen und Westler, der Fortschrittler und Konservativen, die Fehde Turgenjews mit Tolstoj usw. Alles in allem eine wertvolle Anthologie zur Geschichte der russischen Satire und russischen Literatur vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zu dessen achtziger Jahren. Erschöpfende Erläuterungen des Herausgebers ergänzen und beleuchten die satirischen Ergüsse.

Im gleichen Verlage ist als Publikation des „Staatlichen Bachruschin-Theatermuseums", Moskau, aus dessen Archiv eine umfassende Sammlung von zirka 650 Briefen an den russischen Dramaturgen Alexander Nikolajewitsch Ostrowskij (1823—1886) erschienen, die ebenfalls als wichtiger Beitrag zur Geschichte der russischen Literatur im dritten Viertel des 19. Jahrhunderts zu werten ist. Unter den Korrespondenten Ostrowskijs fehlt kaum eine der leitenden Persönlichkeiten russischen Schrifttums der Epoche, darunter auch L. Tolstoj, Dostojewskij, Gontscharoff, Turgenjew, Schtschedrin, Nekrasoff, Pisemskij u. a. Als Herausgeber der Sammlung zeichnen der Leiter des genannten Museums M. D. Prygunoff, J. A. Bachruschin und N. L. Brodskij. (P. Ett.)

„Journée Industrielle" veröffentlicht eine interessante Statistik über das starke Ansteigen der französischen Romanproduktion. Danach waren

1913	unter 11460	veröffentlichten	Bänden	773 Romane
1925	„ 15064	„	„	1678 „
1929	„ 11076	„	„	2626 „
1930	„ 9176	„	„	2273 „

Für 1931 liegen genaue Ziffern noch nicht vor. Doch ist die gesamte Bücherproduktion in starkem Abstiegen begriffen. (ar.—)

* * *

Wir weisen unsere Leser nachdrücklich darauf hin, daß die Notgemeinschaft des deutschen Schrifttums e. V. die Stiftung eines Dichterdankzettels in Erinnerung an die Goethe-Feier ins Leben gerufen hat. Zehn Zettel sind in Mappe zu einer Mark (der einzelne zu 10 Pfennig) in jeder Buchhandlung zu haben. Jeder Zettel stellt ein reizvolles Exlibris dar, das zweifellos nach Jahren unter den bibliophilen Werten seinen Rang behaupten wird.

Die Fremdenverkehrskommission der Bundesländer Wien und Niederösterreich (Amtliche Auskunftstelle Berlin W 8, Friedrichstraße 78) teilt uns mit, daß im Frühjahr zwei Kongresse in Wien stattfinden werden: erstens, der Kongreß der Schriftstellerverbände (genauer Termin wird noch bekannt gegeben), zweitens, der Kongreß der Gesellschaft der Autoren und Komponisten (vom 6. bis 11. Juni). — Alle Mitarbeiter der „Literatur", die an einem dieser Kongresse teilnehmen wollen, werden gebeten, sich an die berliner Zweigstelle zu wenden, wo ihnen die erforderlichen Informationen betreffend der Reise nach Wien sowie verbilligte Reisemöglichkeiten angegeben werden.

* * *

Im S. Fischer Verlag, Berlin, erscheint in wohlfeiler Sonderausgabe „Christian Wahnschaffe" Roman in zwei Büchern von Jakob Wassermann (755 S., geb. M. 3,75) und „Giganten" ein Abenteuerbuch von Alfred Döblin (376 S., geb. M. 3,75). — Der Horen-Verlag, Leipzig, bringt eine Volksausgabe von Hermann Stehrs „Der Heiligenhof" (vollständig in einem Band, 555 S., geb. M. 4,80). — Rütten & Loening, Frankfurt a. M. gibt anläßlich des 50. Geburtstags von Sigrid Undset „Kristin Lavranstochter" in einer preiswerten Ausgabe, ungekürzt in einem Band, heraus (1200 S., geb. M. 6,50).

Zur Sammlung der Briefe von Peter Altenberg haben viele Besitzer von Briefen noch nicht beigetragen. Der Herausgeber bittet, sich für jeden Fall mit ihm in Verbindung zu setzen, auch wenn etwa die Veröffentlichung von Briefen nicht gewünscht wird, da die Kenntnis des gesamten Materials für die Herausgabe wichtig ist. Zuschriften werden erbeten an: Dr. Franz Glück, Wien, 3. Bezirk, Landstraßer Hauptstraße 140.

Im Laufe dieses Jahres soll die im Rahmen der Deußenschen Gesamtausgabe (Verlag R. Piper, München) erscheinende historisch-kritische Ausgabe von Schopenhauers Briefwechsel, die zum erstenmal die gesamte Korrespondenz des Philosophen in zeitlicher Reihenfolge vereinigen wird, zum Abschluß gebracht werden. Der Herausgeber, Dr. Arthur Hübscher, München, Ismaningerstraße 64, bittet die Besitzer von bisher noch unbekannten oder verschollenen Briefen von oder an Schopenhauer, sowie jeden, der in der Lage ist, derartige Briefe nachzuweisen, sich im Interesse der Sache mit ihm in Verbindung zu setzen.

Redaktionsschluß: 7. Mai 1932.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Bekenntnis

In einer Rede „Können wir ohne Gottesglauben leben?" (Paul Zsolnay Verlag, Wien. M. 1,20) legt Franz Werfel Bekenntnis ab. Die Frage, ob ein lebenswertes Leben ohne Gottesglauben möglich sei, wird mit aller Entschiedenheit und mit Einsatz der Gesamtpersönlichkeit verneint. Hier geht es ums Wesentliche.

Franz Werfel ist Dichter, und bewährt das in dieser Rede wie nur in irgendwelcher Dichtung. Das aber will besagen: hier ist nicht theoretische Auseinandersetzung. Das Gegenständliche des Problems wird sinnlich greifbar. Werfel sieht den Alltagsmenschen vor sich, dessen Ideengehalt vom verkümmerten und popularisierten Materialismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts in seiner Fassungsgabe und in seiner Orientierung bestimmt worden ist; der nun dahindämmert in Sorgen, häuslichen Zwisten, Hoffnungslosigkeit. Aber Werfel begreift zugleich, daß hinter diesem Menschen, den man als seelisch Unterernährten bezeichnen könnte, ein anderes Bestimmendes besteht: die Großstadt. Welcher Art ist der unentrinnbare Einfluß, der von ihr ausgeht? Sie macht alles selbstverständlich. Daß dieser Art Menschen alles selbstverständlich ist, auch die eigene Richtigkeit, auch die Aussichtslosigkeit des Daseins, ist das Furchtbare.

Dieser Mensch, den Werfel als die Inkarnation der modernen Gottesfremdheit hinstellt, ist unjung. Die Kriegserfahrungen haben ihn um seinen letzten seelischen Aufschwung gebracht. Er ist unjung, und hat zwei jugendliche herangewachsene Söhne. Damit ersteht das Jugendproblem. Ganz ohne Glauben zu leben, ist für die Jugend eine Unmöglichkeit. Wie und wo finden nun die Söhne des Ungläubigen Glaubensmöglichkeiten? Es bietet sich ihnen das, was Werfel höchst einleuchtend als Glaubensersatz bezeichnet. Der eine der Söhne dieses Mannes muß Kommunist, der andere Nationalsozialist werden. Aus dem Dumpfen und Ungeklärten beider Bewegungen lassen sich Glaubensmöglichkeiten herleiten, und es erweist sich zum mindesten für Deutschland, daß der Nationalsozialismus dem Kommunismus darin noch über ist. Triebentfesselung und ein unerfaßtes Etwas, an das sich irgendwie glauben läßt. Freilich bleibt auch dieser Glaube auf Diesseitsaussichten beschränkt.

Franz Werfel statuiert: es gibt kein lebenswertes menschliches Leben ohne transzendente Verbundenheit. Es mutet beinah sarkastisch an, wenn er dem hinzufügt „der Ungläubige glaubt an nichts mehr als an den Tod, der Gläubige an nichts weniger".

Das Bekenntnis führt zu vollem Persönlichkeitseinsatz. Werfel schreibt „Ich fühle mich kraft uralter Bluts- und Wesensverwandtschaft gerade als Jude zu folgender Anschauung berechtigt: diese Welt, die sich zivilisiert nennt, kann seelisch nur geheilt werden, wenn sie den Weg zu einem echten Christentum wiederfindet. Warum? Weil die Lehre Christi — so muß die tiefere Einsicht bekennen — nicht nur nicht erschöpft, sondern kaum geahnt ist."

Ein Widerspruch? Nein; höchster Einklang. Wer das nicht begreift, der hat das Wesentliche nicht erfaßt.

E. H.

P. E. N.-Club-Impressionen aus Budapest

Galsworthy: Seine Majestät, unser aller Vater. Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle. Loyal bis zur Weltentrücktheit. Schaltet auf Wunsch der ungarischen Freunde, die unter dem Druck ihrer Regierung stehen, alle Politik aus, möchte Worte wie Demokratie, Radikalismus, Sozialismus, Kapitalismus aus den Kongreßreden verbannt wissen. Gegensatz zur aktiveren Richtung, die langsam, aber sicher im P. E. N.-Club vorstößt? Eine andere Generation mit konservativer, selbstverständlicher Humanität, die ein Wirken für den Frieden ohne Politik für möglich hält! Loyal auch gegen die Antragsteller, die sich um Aktivierung bemühen, arbeitet die Anträge allein in der Stille zu einem Kompromiß, leider eben zu einem Kompromiß aus. Loyal auch gegen Horthy, vor dem er nicht wie vor einem freiheitunterdrückenden Tyrannen steht, sondern wie vor dem gastfreundlichen Staatsoberhaupt.

Marinetti: Bringt als erster die Politik in den Kongreß, indem er den Ungarn auf italienisch — deutsch, französisch, englisch sind die Kongreßsprachen — die Grüße des faschistischen Italien überbringt. Temperamentvoller Volksredner, mit Attitüden d'Annunzios — die Gemeinsamkeit des Typus ist stärker als die Verschiedenheit der literarischen Richtung. Wirkungsvoll und skrupellos. Versteigt sich zu der Behauptung, daß im faschistischen Italien jeder schreiben könne, was er wolle. Sagt das, ohne sich vielleicht der Lüge bewußt zu sein: der Futurismus hat dem Faschismus das Vokabular geliefert, der Futurist genießt bei Mussolini eine Art Narrenfreiheit. (Der Narr als offiziöser Vertreter.) Lästert im Eifer des Gefechts seinen größten Landsmann Dante, wenn er behauptet, nur die niedere Literatur beschäftige sich mit Politik. Sieht im Futurismus das gemeinsame, was ihn mit Däubler und Herwarth Walden und auch seinem politischen Gegner Ernst Toller verbinde.

Jules Romains: Läuft mit einem gewinnenden lausbübischen Lächeln herum. Sieht so aus, wie man sich Marinetti vorstellen könnte. Aber er pariert Marinettis Rede, man solle nicht so viel vom Frieden reden, wenn man ihn sichern wolle. Es gäbe keinen Frieden, den die Gewalt schützen könne, die französische Gruppe des P. E. N.-Clubs mache zur Bedingung, daß ihre Mitglieder gegen jede Gewalt einträten. Eine Rede von klassischer Latinität. Sie paßt zur Handschrift dieses Mannes. Der Geist der Latinität spricht aus seinem Werk. Es ist französischem Wesen eigentümlich, tiefe Dinge in burlesker Form ausdrücken zu können. Aus seinem Auftreten und aus seinem Wort ergibt sich die Persönlichkeit des Franzosen Jules Romains.

Toller: Enfant terrible. Gefürchteter Redner auf den internationalen Kongressen. In Ungarn, das einen Kommunismus nicht der glücklichsten Art hinter sich hat, als Kommunist besonders verschrien. Das erstemal, als er gegen Marinetti vorstößt und den Kongreß anfragt, ob es denn heute überhaupt möglich sei, die Politik von der Literatur zu trennen, wird ihm das Wort entzogen. Formal zu Recht — er spricht nicht zur Tagesordnung, es ist vom Weltfriedenspreis des

P. E. N.-Clubs die Rede —, aber die in Ungarn lange nicht gehörten Worte Freiheit und Wahrheit kommen wieder zu Ehren, das junge Ungarn vornehmlich jubelt ihm zu; am nächsten Tag lernt er aus der „Taktlosigkeit“, die ihm vorgeworfen wird, knüpft bei diesem Vorwurf geradezu an, es sei der Fehler der Diplomaten, daß sie zu taktvoll seien, mit Takt komme man nicht zur Wahrheit. Er hat einen guten Tag, spontan schließt sich die Mehrzahl der Delegationen seinen Anträgen, die gegen die Unterdrückung des freien Worts Front machen, an.
Däubler ist so ungefähr Tollers Gegenpol unter den Deutschen. Ihn, der durch Indisposition diesmal gehindert ist, in den Debatten das Wort zu ergreifen, interpellieren diejenigen, die mit Tollers Vorgehen nicht einverstanden sind, und müssen die Antwort hinnehmen, daß er in der Sache zum mindesten Toller, gegen den die antibolschewistische Front mit allen Mitteln arbeitete, deckt. Das war ein großer Aktivposten für uns, daß ein Dichter, dessen Werk und dessen Person dem Kampf der politischen Parteien entrückt ist (eins der wenigen — und wie lange noch: Zugehörigkeit zum P. E. N.-Club hat bei einigen übel beratenen Rechtsblättern schon Boykott zur Folge), im P. E. N.-Club aktiv mitarbeitet. Seine Würde und seine Modernität schaffen uns Freunde in der Welt. Und wenn er in der Bankettrede Deutschlands Verbundenheit mit Ungarn durch das Nibelungenlied feiert, beweist er, wie gerade das Nationalepos der Deutschen in den internationalen Strom der Weltliteratur einmündet, wie das Völkerschaffen mit dem Völkerschicksal eng verbunden ist. Lutz Weltmann

Das Hörspiel und seine Kritik

Wenn schon auf dem Weltkongreß der Theater in Rom die Frage der Kritik am Rundfunk aufgeworfen worden ist und dort festgestellt wurde, daß außerhalb des französischen Radio kein Sendersystem dazu übergegangen ist, die Sprechbühnen methodisch durch eine Rundfunkkritik zu unterstützen, so ist die Kritik am Hörspiel bisher in ziemlich allen Ländern, ganz besonders aber in den außerdeutschen Ländern, unentwickelt geblieben. Man sprach kritisch von Sendespielen nur dann, wenn man einzelne Arbeiten oder die ganze Sendespielarbeit der Stationen angreifen wollte, und es war verständlich, daß bei einem so mangelnden Gefühl für die Wichtigkeit des Radiotheaters in den Redaktionen der Tageszeitungen, die Rundfunksysteme sich schließlich selbst eine Kritik zu schaffen suchten.
Die Frage nach der Nützlichkeit oder Zwecklosigkeit der Theaterkritik, seit Jahren in ganz Europa diskutiert, hat beinahe eine entscheidende Antwort durch die italienische Sendeleitung gefunden: ohne Kritik geht es nicht; das Spiel verhallt sang- und klanglos, und ein „Verriß“ ist immer noch besser als gar nichts. Da die italienische Tagespresse zu einer Mitarbeit, sei sie auch scharf kritisch, am neuen italienischen Rundfunktheater nicht zu bewegen war, hat der Eiar eine Kritik improvisiert: für jede Inszenierung seiner Sendebühnen hat er 1000 Lire Prämien für die drei besten Kritiken, die dem Eiar von wem auch immer eingesandt werden, ausgesetzt. Diese Prämien werden für jede Inszenierung das ganze Jahr 1932 hindurch zur Verteilung kommen, und die drei besten Kritiken, mögen sie auch widerspruchsvoll und nicht durchaus günstig für Werk, Übertragung und Inszenierung sein, werden in der Zeitschrift der Sendeleitung veröffentlicht.
Man hat schon interessante Ergebnisse mit diesem Preisausschreiben erzielt. Blinde Hörer haben wissenswerte Erfahrungen mit der rein akustischen Form dieser Dramatik beschrieben. Die Wirkungen von Vertonungen der durch den Text des Stücks notwendigen Geräusche konnten durch die zahlreichen Einsendungen genau kontrolliert werden: man veröffentlichte nur drei Kritiken, aber man erhielt für jede Aufführung ein paar hundert Einsendungen. Wichtiger konnte diese Kritik noch werden, als dem schreibenden und urteilenden Publikum Richtlinien an die Hand gegeben wurden: in erster Linie sind die radiophonischen Eigenschaften des Stücks zu betrachten. Die Geräuschübertragungen rangieren gleich neben den inneren Werten. Die schauspielerische Leistung steht am Schluß neben dem allgemeinen Eindruck der Aufführung.
Der Sinn dieser Funkkritik: Man interessiert die Hörerschaft am Sendespiel; man bekommt in der Sendeleitung Boden unter die Füße, erfährt, wie der Widerhall der einzelnen Werke ist, arbeitet nicht ins Leere. Und schließlich: die Autoren und die Schauspieler, so wenig sie auch ursprünglich mit den Beurteilungen durch „Laien“ einverstanden waren, glauben doch immer noch besser mit dieser „privaten“ Kritik zu fahren, als wenn ihre Arbeiten nur in den Voranzeigen und durch die Aufführungen bekannt würden. Es geht nicht ohne Kritik, und die italienische Tagespresse, die Rundfunkkritiker nicht in Dienst stellen wollte, sieht sich nun einer jungen Konkurrenz gegenüber, die man sich hätte ersparen können. G. R. (Rom)

Auf der Suche nach dem Kollektiv

Station auf dem Wege zur Suche nach Gestaltung des Kollektivs bildet der Tonfilm „Kuhle Wampe“ (Präsens-Film G. m. b. H. Manuskript: Brecht und Ottwalt. Regie: S. Th. Dudow), aber eine Station, auf der man erfährt, daß man durchaus falschen Weg eingeschlagen hat. Nach allen erdenkbaren Zensurschwierigkeiten die — Enttäuschung. Auf das Kollektiv kam es an, — wie hat man es zu gestalten versucht? — aus der Idee heraus. Demgemäß: Darstellung der Arbeitslosigkeit — der Zeltsiedlung — der Arbeitersportvereinigung. Dabei gelingt es nicht einmal, das einheitliche Prinzip zum Ausdruck zu bringen. Es ist ein Nebeneinander, nicht ein Aus- und Durcheinander der drei Faktoren. Und so überzeugt man sich von neuem von der Richtigkeit der alten Erkenntnis: bei aller künstlerischen Gestaltung ist der Ausgang von der Idee der zumeist irreführende.
Es galt, sich auf das Wesen des Films zu besinnen, und ihm gemäß die Vergegenwärtigung des Kollektivs anzubahnen.
Der Film ist seiner Wesenheit nach epischer Natur. Episch mußte die Entstehung des Kollektivs geschildert werden. Es war grundsätzlich falsch, die Arbeitslosigkeit zum Ausgang zu nehmen — Arbeitslosigkeit ist Zwang, ist Notlage. Nicht auf das Leiden, sondern auf die schöpferischen Kräfte in der Arbeiterschaft kam es an. Mögen sie im Natur- und Sportsinn zum Ausdruck kommen! Es hätte demgemäß in Kuhle Wampe ein Zelt neben das andere gereiht werden müssen, ein sportliches Unternehmen hätte das andere ins Leben rufen sollen. „Kuhle Wampe“ durfte für den Film nicht eine feststehende Angelegenheit sein, die Kolonie mußte in ihrem Entstehen gezeigt werden, sie selber mußte Geburtsort des Sportfestes werden.
Dazu die hier völlig unausgenützten Möglichkeiten des Tonfilms.

Zum Kollektiv gehört, aus dessen Natur heraus, das Leitmotiv. „Kuhle Wampe" bietet Songs, sie sind nicht übel. Aber diese Songs charakterisieren immer nur den einzelnen Vorgang, die flüchtige Stimmung. Kuhle Wampe erforderte das immer wiederkehrende, am besten im Entstehen vorgeführte Leitmotiv „Kuhle Wampe". Es hatte immer dann zu ertönen, wenn Kuhle Wampe als Trost oder Gefahr vergegenwärtigt werden mußte.
Statt dessen ging man von der „Idee" aus. Nicht nur, daß aus ihr heraus die Gestaltung kaum, oder nur sehr schwer, Lebenskraft schöpfen konnte — es trat auch die weitere Gefahr ein, die Folge aller gedanklichen Konstruktion ist: ohne tendenziös zu sein, wirkt der Film tendenziös. Und büßt damit ein Letztes an künstlerischer Überzeugungskraft ein.
„Zensurschwierigkeiten", pflegte Theodor Barth zu sagen, „sind fast immer ein Anzeichen künstlerischen Unvermögens."

E. H.

Probleme zwischen Automat und Star

Ein gruseliger und reißerischer amerikanischer Film „Frankenstein" (Universal Pictures Corporation. Regie: James Whale) rückt das Homunkulus- und damit das Automaten-Problem in Hinsicht auf Kunst ganz nahe. Ein amerikanisierter E. T. A. Hoffmann wird durch innere Spiegelung wieder zu E. T. A. Hoffmann selbst.
Mit verwandter Anschauung wird die Homunkulus-Vorstellung verbunden. Dem durch Strahlenenergie aus toter Materie zum Leben erweckten Wesen wird durch Verwechselung statt des normalen Menschenhirns das eines Mörders eingesetzt. Homunkulus haftet aus Wesenskonzeption das Automatentum an; der Automat ist hier zugleich zum Mörder prädestiniert, und jede seiner Lebensäußerungen heißt Mord.
Künstlerische Kraft gewinnt der Film und mit ihm das Problem aus dem Spiel des Boris Karloff. Er hat die ruckweisen und schweren Bewegungen des mechanisch Gezeugten, in dem sich irgendwie zugleich ein vorgeschichtliches Urmenschentum zu vergegenwärtigen scheint. In der niederen Stirn meint man noch den Spalt zu sehen, durch den das verwechselte Gehirn eingesetzt wurde. Die Augen sind tot, aber von jenem schauerlichen Todsein, das Mord heißt.
Wodurch, fragt man sich, gewinnt die Vorstellung des Automatentums so wesenhafte Bedeutung für die Kunst?
Man erinnert sich, daß Bergson jedwede komische Wirkung aus einem zugrundeliegenden Eindruck von Automatentum erklärt hat. Das lebendige Wesen, das lebendige Wort, das ins Automatentum abgleitet, wirkt komisch. Sei das in der Verallgemeinerung übertrieben; ein zutreffender Kern bleibt bestehen. Und ohne weiteres leuchtet ein: wenn sich das Automatische in einer Vergegenwärtigung zu komischer Wirkung hergibt, so in der anderen zu grauenerregender. Im Anblick des Automatischen ist für das Geschöpf, Mensch wie Tier, immer der Lebens- und Todesschauer.
Für die Kunst als solche wird das Automatentum in noch anderer, wesentlicher Richtung bedeutungsvoll. Es beschwört die Empfindung des Dualismus im eigenen Ich. Des Automaten in sich selber wird man sich bewußt. Mit anderen Worten: das Du im Ich wird aufgerufen. Das wechselt, vom Urzwiespalt zwischen Materie und Geist, durch alle Phasen, alle Sphären, und bleibt im Wandel doch das gleiche. Das Du im Ich gab einst der alten Prophetie das Wort. Es ist in jedem modernen Dichter — oder er ist nicht.
In Anwendung auf die Schauspielkunst — und Boris Karloffs starke und stumme Filmgestaltung gibt wahrlich Anlaß ihrer zu gedenken: Automat und Lebewesen — Du und Ich — stehen im Anfang aller Schauspielkunst. Ein Ich schlüpft in ein Du: je andersgeartet das Du als das Ich, desto stärker die Wirkung. Der ist noch kein großer Menschengestalter, der das Du derart auf der Bühne zum Ausdruck bringt, daß man seine, des Darstellers, Persönlichkeit darüber vollständig vergißt — der ist der Größere, bei dem man die Doppelempfindung bewahrt: jenes Ich schlüpfte in dieses Du; sie sind beide in- und durcheinander. Denn erst in dieser Empfindung ist die andere des „Spiels".
In wohltätige Banalität abgleitend. Ein Schauspieler, den man aus vielen und möglichst verschiedengearteten Rollen kennt, wirkt immer „künstlerischer" als einer, den man zum erstenmal in einer Rolle sieht, und sei der Charakter noch so überzeugend dargestellt. Letzte Konsequenz: das Starsystem hat künstlerisch seine Berechtigung; denn man sieht den einen immer wieder und in stets neuer Charaktergewandung.

E. H.

Der Dichter und das öffentliche Leben

In einem neuen Essayband „Das öffentliche Leben" (Verlag Paul Zsolnay, Wien) spricht sich Heinrich Mann über die politische Situation, über gesellschaftliche Fragen, über Angelegenheiten der Literatur, über kulturelle Dinge aus.
Wir finden seine schöne Lessing-Rede darin, seine Worte anläßlich der Schnitzler-Feier, Meisterwerke deutscher Essaykunst, deren Aufbewahrung in Buchform allein schon die Veröffentlichung dieser Tagesarbeiten lohnt.
Aber dieser Band ist mehr: er ist selber Werk Heinrich Manns und ist ein Aperçu zum Werk Heinrich Manns. Was ist der Inhalt des Werkes Heinrich Manns? Das öffentliche Leben! Was ist ihm das öffentliche Leben? Rohstoff zu seinem Werk! Einzelnen Gebilden merkt man es an, daß sie aus äußeren Anlässen entstanden sind, ja, daß sie dem Zwang des Broterwerbs ihre Entstehung verdanken. Aber keins wird nicht Partien haben, an denen man nicht die formende Hand eines Künstlers erkennte.
Heinrich Manns Betrachtungen über das öffentliche Leben, die vom Goethe-Jubiläum bis zu einer Charell-Probe, von Carows Lachbühne bis zum Nationalsozialismus, von berliner Siedlungen bis zu den Wegen des Geschlechts, von Briand bis zur Schönheitskonkurrenz im Lunapark reichen, sind eine seltsame Vereinigung von Ethik und Artistik, von Ratio und Humanität. (Seltsam nur für Betrachtungen dieser Art, die Mischung an sich ist ja Heinrich Manns Grundzug, man muß ihr in jedem seiner Werke begegnen.)
Heinrich Mann geht mit gläubiger Naivität und einer jungen Neugier an die Dinge heran, Eigenschaften, die diesen klaren Denker und großen Wissenden irrationaler Schaffensgeheimnisse teilhaftig werden lassen. Aber man muß dem Werk dieses Mannes schon tätige Liebe entgegenbringen, um das aufzuspüren. Sonst müßte die Wirkung dieses Werks mächtiger sein, die deutsche Jugend anderswo stehen.
Es ist nicht nur der Boykott gegen den Mann, der in einer rechten Republik Führerstellung einzunehmen berufen wäre wie wenige andere. Es ist auch das, daß die dem Deutschen innewohnenden Kräfte des Gemüts und des Gefühls auf

einer Seite Zuflucht suchen müssen, wo ihr Idealismus fehlgeleitet und mißbraucht wird. Diese Erfahrung und die tatsächliche bedauernswerte Wirkungslosigkeit von Heinrich Manns liebenswertem Aktivismus sollten uns den Satz revidieren lehren: „Es gilt nicht die Herzen, sondern den Verstand zu rühren!" L. W.

Polnische Übersetzungen deutscher Autoren

Zur Zeit erfreuen sich deutsche Autoren einer recht großen Beliebtheit. Bevorzugt wird die Prosa, und zwar der Roman. Bei der Auswahl der zu übersetzenden Bücher ist in erster Linie der Ruf des Buchs maßgebend, nicht sein wirklicher Wert. „Das Buch, das man gelesen haben muß", kommt am häufigsten dran. Damit nur ist es zu erklären, daß manche laut ausposaunte literarische Erstgeburt gleich einen Übersetzer findet, daß die Bücher eines Ponten, Schaffner, Carossa, Molo und ähnlicher noch keinen gefunden und auch die Romane Hesses noch bis vor einem Jahr etwa dem des Deutschen unkundigen polnischen Leser unbekannt waren. Wohl darum, weil unter den Übersetzern wenig Dichter sind und mehr Dolmetscher. Mehr Beruf als Berufung. Wenn das auch welche trifft, die zwar die Sprache kennen, aber von ihrer Atmosphäre, ihrem Duft, ihrer Melodie nichts wissen wollen, so ist doch anderseits nicht zu verschweigen, daß die Übersetzungen zum großen Teil gut, manche sogar vortrefflich gelungen sind. Unsympathisch berührt aber die Spaltung eines einbändigen Originals in zwei Romane mit (gewöhnlich vorlauten) Sondertiteln, sowie die Umschmelzung des originalen Titels in einen nicht selten geschmacklos-marktschreierischen oder gar in einen, für den man, hat man das betreffende Buch zufällig nicht gelesen, im Kürschner vergebens nach der deutschen Deckung suchen würde. Im Folgenden führe ich diejenigen deutschen Autoren an, deren Bücher in jüngster Zeit übersetzt worden — soweit sie mir vorlagen oder über deren Vorhandensein mich die einschlägige Bibliographie unterrichtete — lasse aber jene Autoren unerwähnt, deren Bücher ich nicht kenne und über die ich in keiner der führenden Literaturzeitschriften Deutschlands irgendeine Notiz vermerkt gefunden habe: Bartsch (Schwammerl), V. Baum (Menschen im Hotel, Helene Willfüer), Bonsels (Maja, Narren und Helden), Brod (Tycho), Edschmid (Byron), Feuchtwanger (Süß), Fink (Mich hungert, Hast du dich verlaufen), L. Frank (Bruder und Schwester, Der Mensch ist gut), G. Hauptmann (Die Insel der großen Mutter, Wanda, Atlantis, Phantom — andere aus früherer Zeit), H. Hesse (Steppenwolf, Narziß), M. R. Hesse (Partenau), Johannsen (Vier von der Infanterie), Klabund (Borgia, Rasputin, Zar Peter), E. Ludwig (Lincoln, Wilhelm, Bismarck, Menschensohn, Juli 14, Geschenke des Lebens), H. Mann (Die große Sache — andere früher schon), Th. Mann (Zauberberg, Mario, Buddenbrooks, Tod in Venedig), A. Neumann (Teufel, Rebellen), Perutz (Die dritte Kugel, Marquis Bolibar, Zwischen neun und neun), Remarque (Im Westen, Der Weg zurück), Renn (Nachkrieg), Roth (Hiob, Zipper, Flucht), Speyer (Charlott etwas verrückt), Schnitzler (Spiel im Morgengrauen — neben nicht vielen anderen aus früherer Zeit), Torberg (Gerber), Ulitz (Bastard), Wassermann (nahezu alle Romane — zum großen Teil nach Ausruferart umgetitelt), Werfel (Abituriententag, Verdi, Geheimnis eines Menschen, Nicht der Mörder ...), Zahn (Die Liebe des Severin Imboden), A. Zweig (Grischa, Claudia), S. Zweig (Erstes Erlebnis, Verwirrung der Gefühle, Fouché). Der Ausweis ist sicherlich nicht vollständig. Aus dem hier Gebotenen jedoch ergibt sich, daß zu den in Polen zur Zeit meist gelesenen und übersetzten ausländischen Autoren Ludwig und Wassermann gehören.

Hermann Sternbach

Wettbewerb, Nachfrage, Import

Frau und Buch in Argentinien

Die Statistik der literarischen Gesamtproduktion Argentiniens im Jahre 1931 gewährt unter anderem einen schätzenswerten Überblick über die Beteiligung der Frau am geistigen Leben dieses Landes. Beachtlich ist nicht allein die Tatsache, daß ein Viertel aller Arbeiten, die beim letzten offiziellen bonaerenser Wettbewerb für Literatur eingereicht wurden, von weiblichen Verfassern stammten, man ist auch erstaunt zu hören, daß drei der weiträumigsten und bestausgestatteten Zeitschriften, die in Buenos Aires, Azul und Paris verlegt werden, der Leitung argentinischer Schriftstellerinnen unterstehen.

Um die Mitte des vorigen Jahres wurde in Buenos Aires eine Ausstellung des argentinischen Buchs gezeigt, die ausschließlich von weiblichen Autoren bestritten werden konnte. Und vor kurzem wurde zum erstenmal in die Jury, die über die Verteilung des Literaturpreises von Buenos Aires zu entscheiden hat, eine Frau berufen. Selbst der Tod hat das Seinige zu dieser Charakteristik beizutragen: das unerwartete Hinscheiden der jungen Schriftstellerin Ana Maria Benito, die am 19. November 1931 plötzlich in Rosario verstarb, bedeutet für das argentinische Schrifttum jüngerer Generationen einen schweren Schlag.

Nicht ohne Sarkasmus beleuchtet im Januarheft der mit kritischer Schärfe und Straffheit geleiteten Zeitschrift „La Vida Literaria" (Buenos Aires) ihr Herausgeber Enrique Espinoza die Kehrseite der literarischen Feminität. Den Vorzug vor den drei genannten gutgeführten Frauenzeitschriften — sagt er — genießt bei den Damen der Hauptstadt eine Zeitschrift zweifelhaften Niveaus, die kennzeichnenderweise den Namen eines vielgebrauchten Verhütungsmittels auf dem Titelblatt führt. Dieses von einer Frau redigierte Organ hat es im vergangenen Jahr zu einer Auflage von wöchentlich 200000 Stück gebracht. Ferner wird als beachtenswert und höchst bedauerlich angeführt, daß die Auflagenziffern aller argentinischen Frauenbücher als Summe noch weit zurückbleiben hinter der Zahl der im Jahre 1931 bezogenen Bücher der Französin Delly. In Buenos Aires sollen in diesem einen Jahr tatsächlich eine Million Dellyscher Romane konsumiert worden sein.

Müssen wir in der Alten Welt nicht neidisch werden auf ein Land, das seinen Bedarf an Kitsch noch nicht mit eigenem Produkt befriedigen kann? Mögen die bonaerenser Damen lesen, was sie wollen — für das moderne argentinische Schrifttum ist es ein gutes Zeugnis, daß der Nachfrage das Angebot nicht auf allen Gebieten gerecht wird.

Walter Pabst

Rechtsfälle

XI

Von Wilhelm von Scholz (Zürich)

Das Buch von Professor Georg Fuchs „Wir Zuchthäusler, Erinnerungen des Zellen-Gefangenen Nr. 2911" (Albert Langen, München 1931) scheint sich dem Leser erst lange zu verschließen. Man spürt eine quälende, bedrückende Luft hinter den noch geschlossenen Deckeln des Buchs und findet den Entschluß nicht, es zu öffnen. Man erinnert sich, wie peinigend und mitleiderregend einst die Nachricht kam, daß dieser ästhetische, künstlerische Mann, Gründer des verdienstvollen münchner Künstlertheaters, Kunstkritiker, in dem auch ein Stück Dichter steckte, wegen politischer Vergehen vom damaligen bayrischen Volksgericht zu zwölf Jahren Zuchthaus verurteilt sei. Man wollte es nicht glauben — nicht glauben, daß der Georg Fuchs, den man oft in München gesehen und gesprochen hatte, etwas Zuchthauswürdiges begangen haben könnte; und es kam einen schwer an, sich vorzustellen, was er ausstehen würde.

Nun liegt das Buch über diese Leidenszeit des Mannes vor uns. Man liest sich wohl am besten von der Mitte aus hinein, um nicht so des trostlosen Überganges gewahr zu werden, mit dem für Georg Fuchs sich das Leben des freien, auf künstlerisch-geistigem Boden Münchens lebenden Mannes in das des Zellengefangenen unter Mördern und Einbrechern und in der Gewalt einer strengen, mehr als militärischen Zucht verwandelte.

Es ist ein tief verstehendes, menschlich erschütterndes Buch geworden, das Fuchs im Zuchthaus über das Zuchthaus geschrieben hat — vielleicht von allem, was von ihm erschien, das bleibendste Werk! Seinen Verfasser sollte man selbst ebenso wie sein Buch bei einer Neugestaltung des Strafvollzuges, wie sie ja geplant wird, zu tätiger Mitarbeit heranziehen. Er hat in alle Abgründe hineingesehen, hat alle Typen von Verbrechern — die er lebendig vor den Leser mit ihrem Schicksal hinzustellen weiß — kennen gelernt, weiß um die Qualen der Gefangenschaft und die Auswege, die die Seele mit starkem Willen noch aus dem Ärgsten hinein in die beglückende Täuschung findet. Er wird sicherlich die besten Ratschläge zu einer Behandlung der Gefangenen zu geben vermögen, die auf Verwandlung des Verbrechers in einen brauchbaren Menschen abzielt und hinwirkt.

Und doch leidet dieses Buch voller Güte, voller Selbstüberwindung, voll der innigsten verstehenden Liebe zum Mitmenschen an einem Irrtum in der Willensrichtung, in die es eingestellt ist. Es strebt selbst da, wo es sich das nicht eingesteht, doch die Aufhebung des Zuchthauses, vielleicht der Gefangenschaft in strengerem Sinne überhaupt an (und jeder Leser wird, während er mit dem Buch beschäftigt ist, hierin Fuchsens Gesinnungsgenosse, so tief läßt es die genommene Freiheit fühlen!). Es glaubt irgendwie an den Menschen und hofft auf ihn. Fuchs vergißt — gewiß nicht mit dem Gedanken aber mit dem Gefühl — daß die Wesens- und Charakterbilder, die er von seinen Mitgefangenen hinzeichnet (denen fast allen gegenüber die Zuchthaushaltung sehr hart erscheint), unter dem, wenn ich so sagen darf: ungeheueren, zusammenpressenden Atmosphärendruck eben des Zuchthauszwanges gesehen und geschrieben sind; des Zwanges, der auch über Fuchs selbst stand!

Mir fällt als ein Vergleich das Buch „Ereignisse und Gestalten" ein, das der Kaiser in Doorn schrieb. Nicht nur ich, sondern viele mit mir werden sich beim Lesen dieses zwar nicht bedeutenden, doch urkundlich wichtigen Werks gewundert haben, wie wenig schroff — nach allem, was man sonst von seinem Verfasser wußte — wie verhältnismäßig maßvoll es geschrieben ist. Es ist selbstverständlich ganz allein die Tatsache, daß der kaiserliche Verfasser abgesetzt und verbannt ist, die den beherrschten Inhalt und Ton hervorgebracht hat! — So glaube ich bei vielen der Fuchsschen Gefangenenschilderungen deutlich mit dem Gefühl unterscheiden zu können: was an diesen Leuten nur von ihrer Lage unter Zwang geschaffen ist und was sie in der Freiheit wären. Würde der in der Gefangenschaft

sich geistig, philosophisch Beschäftigende noch einen Gedanken daran wenden, wenn ihm die Hand zu neuer Tat frei wäre? Würde der, der jetzt seinem Mitgefangenen gegenüber menschlich und rücksichtsvoll ist, wenn er nicht mit ihm unter ein Joch gespannt wäre — wenn er ihm abends auf einsamem Wege begegnete, noch so fühlen, wie hier in der Fuchsschen Schilderung?

Zwang ist ein ungeheurer Erzieher. Und die Lage, in der sich ein Mensch befindet, bestimmt seinen Charakter höchst wahrscheinlich ebenso stark, wie es seine ursprüngliche Anlage tut. Mir fällt immer der Tiefseefisch ein, der so große Luftdruckkräfte in sich haben muß, daß sie dem Gewicht der gewaltigen Wassersäule zu widerstehen vermögen, die auf seinem Leibe lastet; wird ein solcher Fisch aus seiner Tiefe an die Luft oder auch nur in höhere Wasserschichten gebracht, so dehnt sich die Druckluft des Inneren aus, bläht und zersprengt ihn.

Georg Fuchs weiß das natürlich auch. Aber der unmittelbare Eindruck, das unwillkürliche Gleichsetzen des Menschen unter dem ungeheuren Druck mit demselben Menschen, wenn er frei wäre, führt zu Gefühlsirrtümern über das Ganze, die neben dem Vortrefflichen, ja Bedeutenden und dem Ergreifenden des Buchs nicht übersehen werden dürfen, wenn praktische Schlußfolgerungen daraus gezogen werden sollen. Und daß dies geschehe, ist doch sicherlich Georg Fuchs' erster und wichtigster Wunsch.

Das viel tendenziösere Buch über dasselbe Thema von Karl Plättner, „Der mitteldeutsche Bandenführer" (Asy-Verlag, Berlin), das voll heißer Feindschaft, nicht, wie das Fuchssche, voll Verstehens und Entsagung ist, mag man immerhin als vergleichende Ergänzung neben die Fuchsschen Schilderungen halten.

*

Wie diese beiden Bücher zu dem Thema des Strafvollzugs auf ungeschminkte, bitterste Wahrheit ausgehen, so verfolgt dasselbe Ziel in bezug auf die polizeiliche Tätigkeit bei Aufdeckung der Verbrechen und Verfolgung der Verbrecher die Arbeit „Mord und Todschlag" von Dr. jur. Curt Elwenspoek, der uns schon mit einer lesenswerten Schrift über den großen Räuberhauptmann Schinderhannes und einer über die literarische Banditenfigur des Rinaldo Rinaldini beschenkte (wenn dies Wort nicht etwas zu hoch gegriffen sein sollte). „Mord und Todschlag" ist im Verlage Dieck & Co., Stuttgart, erschienen.

Die phantastische Romantik, die die Detektivromane sowohl um den Verbrecher wie um den Fahnder gewoben haben, wird von Elwenspoek mitleidslos zerstört. Nackte, grausame, häßliche Tatsachen sprechen. Kluge, erfahrene, nachdenkende Polizeibeamte handeln — nicht genial-hellseherische Detektive, die da noch Zusammenhänge wittern und Wege sehen, wo für den normalen Menschen alles in Dunst und Nebel gehüllt ist.

Weil es wahr und echt ist, ist das Elwenspoeksche Buch fesselnder und selbst unterhaltender als die üblichen Kriminalschmöker. Es bleibt auch bei der Wahrheit noch des Spannenden und Gruseligen genug. Es ist bei der Qualität der Elwenspoekschen Art im Darlegen von Fällen, von Wegen des Verbrechens und klugen Gegenzügen der Polizei, nur berechtigt, daß der Polizeipräsident und Präsident des Württembergischen Landeskriminalpolizeiamts, Rudolf Klaiber in Stuttgart, dem Buch ein sehr anerkennendes Geleitwort geschrieben hat.

Die an sich nicht sehr reichliche Bilderbeigabe verdeutlicht doch manche Schilderung des Textes.

*

Es ist schwer zu sagen, inwieweit die Selbstbiographie eines Geldschrankknackers „Der Frankfurter Otto" (Stuttgart, Robert Lutz Nachfolger) als authentisch angesehen werden kann; wie nahe der Verfasser selbst bei der Wahrheit, wie nahe der Bearbeiter und Herausgeber Bernhard Zebrowski wieder am Verfasser geblieben ist. Gegen den Verbrechertyp dieses Buchs, sein Vorkommen überhaupt, macht Elwenspoek in seinem „Mord und Todschlag" schwerwiegende Bedenken geltend.

Sympathisch ist in diesem Buch der der Persönlichkeit des Frankfurter Otto — trotz der Verderbtheit seiner oberflächlichen Schichten — zugrunde liegende ethische Trieb, der den Helden der Erzählung schließlich nach seinen Irrungen und Wirrungen zum braven Manne macht. Aber ist das nicht vielleicht wieder Literatur? Ich weiß es nicht.

*

Über den Spitzelrevolutionär Asef ist jetzt — abgesehen von dem in meinem vorigen Aufsatz besprochenen Sawinkow-Roman — in den Ullstein-

bücherrn eine kurze lesenswerte Darstellung von Franz Larwin erschienen, die das Wesentliche gut und klar gibt. Ihre Übereinstimmung mit den Schilderungen in dem Roman zeigt, wie sehr der Roman sozusagen einfach Historie ist. Das letzte Wort über diesen verworrenen, irgendwie starken und schicksalsvollen Menschen spricht die kurze Erzählung dieser Schrift natürlich auch noch nicht.

Mary und ihr Knecht

W. E. Süskinds neuer Roman [1]

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Als Verfasser von Erzählungen, in denen nichts Außergewöhnliches vorging, aber Lebensausschnitte wiedergegeben waren, die lebensgestaltend auf deren Helden wirken, hat Süskind begonnen. In seinem Roman „Jugend" hielten Problematik und Epik einander die Waage, eigenes Erleben und für seine Generation repräsentatives Geschehen mußten ausbalanciert werden (was für Süskinds verantwortungsvolle Bescheidenheit keine leichte Aufgabe gewesen sein mag).

Mit seinem neuen Buch hat sich Süskind freigeschrieben: „Mary und ihr Knecht" ist eine Erzählung von drei Menschen, zeitloses Liebesgeschehen ist ihr Inhalt, aber mit der Problematik unserer Zeit verhaftet.

Es ist nicht Technik, sondern Gesinnung, oder jene Technik, die schon Gesinnung ist, wenn Süskind den Schluß seines Romans, der eher eine etwas ausgewachsene Novelle ist, offen läßt. Es hat seinen Reiz, daß „Mary und ihr Knecht" — nach impressionistischer Art — etwas von einem ersten Romankapitel hat. Süskinds Heldin weiß nicht recht, ob der Fremde wiederkehren wird, der ihres Kindes Vater ist; sie ist eher geneigt, daran zu zweifeln; aber sie handelt so, wie sie handeln muß, wenn sie auf seine Rückkunft wartet — sie entläßt den Knecht, mit dem sie wie Mann und Frau zusammengelebt hat.

So liquidiert man Abenteuer mit seinem Knecht? Nein, so muß diese Frau diese Episode mit diesem Mann beschließen! Ein typischer Fall wird erledigt, in dem die Möglichkeiten des Einzelfalls zwingend gestaltet werden. Wie Süskind es verschmäht, sich in repräsentativer Geste als Generationsangehöriger zu gefallen, so liebt er es auch nicht, Menschen Schicksale erleben zu lassen, um Probleme zu lösen. Er ist dazu viel zu sehr Erzähler, und dazu einer, der das Handwerkliche so beherrscht, daß es für seine Generationsgenossen vorbildlich sein müßte.

Die einunddreißigjährige Mary, verwaiste Gutsbesitzerin, verliebt sich in ihren Knecht. Wie hätte



W. E. Süskind
Zeichnung von B. F. Dolbin

das eine frühere Generation behandelt? Sie hätte den sozialen Unterschied des Paares betont, die Liebe an diesen Unterschieden zerbrechen lassen. Die meisten Heutigen hätten aus Mary eine Emanzipierte gemacht oder ein spätes Mädchen: die eine wäre auf stärkere Kost erpicht gewesen, die andere hätte ihre Jungfräulichkeit nicht mehr ertragen

[1] Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin 1932.

können. Nicht so Süskind. Er läßt uns von Marys Vorgeschichte gerade soviel wissen, daß wir an die leibhafte Existenz seines Geschöpfes glauben. Zwischen ihr und ihrem geistigen Erzeuger ist etwas, was unsere Phantasie beschäftigt. Wir kennen sie, als ihr Jack begegnet, gerade gut genug, daß wir wissen, es ist nicht Laune oder Mannstollheit, wenn sie den Arbeitssuchenden dabehält und anstellt.

Die Entstehung ihrer Liebe hält Süskind nicht für darstellenswert. Zwei junge Menschen finden einander. Das ist der Lauf der Welt. Ihr Gefühl erhebt sie über den Alltag. Aber der Alltag, in dem sie leben, zeigt immer wieder die Unterschiede von Herrin und Knecht. Der Kampf um die Überlegenheit in der Liebe wird zum Kampf der Klassen. Der Zwang des Geschlechts führt sie zusammen, Atmosphäre ihrer Herkunft irritiert sie.

Sehr fein bleibt Süskind seiner Kunstgesinnung treu, wie er den Konflikt löst. Er weicht der Lösung nicht aus. Er gibt seine Antwort, wie er sich die Lösung des Problems vorstellt, nur indirekt. Er läßt seine Heldin in die nahe Stadt fahren und einen Mann aus ihren Kreisen kennenlernen. Wieder ist nicht davon die Rede, daß die Verbindung mit dem Knecht ein Irrtum gewesen sei, etwas nicht Standesgemäßes. Mary ist der Mann, der neben ihr im Theater sitzt, sympathisch, ein neues Gefühl läßt das alte sterben. Das ist — muß man wiederholen — der Lauf der Welt.

Wenn das eine Eselsbrücke ist, dann baut das Leben selbst Eselsbrücken. Süskind zeigt, wie das Leben so spielt. Und wie die Menschen am Leben reifen. Seine Heldin ist der Kräfte des Landes wie des Geistes der Stadt teilhaftig. Als sie die Stadt wiedersah, ist sie noch von Landluft eingehüllt. (Aber etwas trieb sie doch in städtische Bezirke zurück.) Sie kann sich im Theater nicht konzentrieren. In der Pause ist das entscheidende Treffen mit ihrem Nachbarn. Und sie hat dann am Schauspiel Genuß. Die Kraft des Fremden teilte sich ihr mit. Ein zeitloses Geschehen, in unsere Zeit gestellt.

Süskind gibt nicht einen einzigen Farbstrich zu einem modernen Zeitbild. In der Geistesbeschaffenheit seiner Personen gestaltet er die Gegenwart. Mary, die keinen Standesdünkel kennt, wenn sie sich mit ihrem Knecht einläßt. Nur die alten Lebensformen, in denen sie sich bewegen müßten, zeigen wieder den sozialen Riß auf. Sie ist mit Jack im Gerede, ehe sie seine Geliebte wurde. Das Kind, das Mary von dem Fremden bekommt, halten die Leute für das Kind des Knechts. Das schadet der Gutsherrin kaum im Ansehen der Nachbarn. Nur des Kindes und seines Vaters wegen und weil sie es für Eigenliebe des Knechtes in Jack hält, begehrt Mary dagegen auf. Der Knecht, der kein Respektverhältnis zu seiner Herrin hat. Der Herrschtrieb des Mannes ist es nur, der sich so oft als Recht äußert, das der Knecht sich anmaßt. Und der Fremde, der kein Mann ist, der „darüber nicht hinweg kann". Er überhört zuerst Marys Bekenntnis, und als sie deutlicher wird, nimmt er es nur zur Kenntnis, daß er verstanden hat. Zu dem Knecht spricht er als Mann zu Mann über alles Mögliche, doch nie wirft er sich zum Sittenrichter auf.

Aus Süskinds Roman „Jugend" sprach noch ein: So sind wir; aus dem Roman „Mary und ihr Knecht" spricht ein: so sehen wir die Welt. Es ist ein neues Betrachten der Wirklichkeit darin und ein lyrisches Ahnen um die Geheimnisse zwischen den Wirklichkeiten. Was dem Referenten an Süskinds Erstling gefiel, auffiel und warum er an dieses Versprechen glaubte, war: daß jede seiner Ausdrucksmöglichkeiten ihre glückliche Komponente hat.

Süskinds neues Werk erfüllt seine Begabung: es wird fast gar nicht betroffen von dem Riß zwischen Stadt und Land, der durch das Schrifttum der Gegenwart, das deutsche vornehmlich, geht. Der zu unerfreulichen Gruppierungen und haltlosen Kontroversen geführt hat — hie Asphaltliteratur, hie Dichtung der Scholle. Es ist städtische Kultur, die Süskind sehen gelehrt hat. Es ist ländliche Natur, die ihm die Tiefe des Erlebens schenkt. Sein Können drängt zur Universalität.

So werden sich auch die Aufnehmenden, die das Geschehen nacherleben können, kaum in Städter und Landvolk scheiden. Auch den Letzteren ist diese Dichtung (von einigen essayistischen Restbeständen vielleicht abgesehen) durchaus zugänglich.

Das bedeutet heute viel und sollte in der Literaturbetrachtung unserer Zeit noch mehr bedeuten!

Georg Kaiser und das Drama Platons

Von Karl Bachler (Chemnitz)

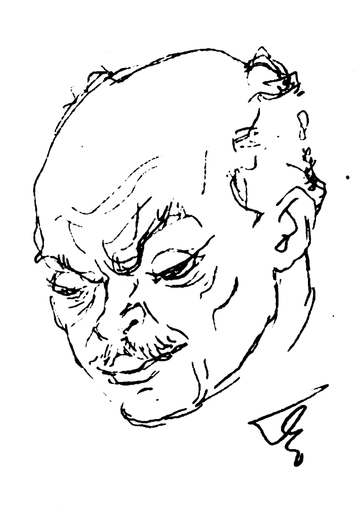
Zur Weisheit braucht es ja nur ein Wortspiel. Kaiser, Koralle.

Es ist in den letzten Jahren verhältnismäßig still geworden um Georg Kaiser. Aber sein erster Roman „Es ist genug", der nun vor uns liegt, stellt seine zweifellos außergewöhnlich starke Erscheinung wiederum ins Zentrum der Diskussion. Denn dieser Roman des Dramatikers zersprengt, so seltsam er den Kenner Georg Kaisers vielleicht zuerst anmuten mag, durchaus nicht das Bild, das man von seinem Schöpfer bisher gewinnen konnte. Des Dramatikers Art verleugnet sich auch in diesem epischen Werke keinesfalls. Diktion, Problem und Durchführung sind uns nicht fremd.

Kaiser hat einmal behauptet, ein Drama schreiben, hieße einen Gedanken zu Ende zu denken. Nun, auch in diesem Roman wird ein Gedanke zu Ende gedacht. Auch er ist im letzten Grunde ein „Denkspiel". Wie aber heißt der letzte, der endgültige Sinn aller Dichtung Kaisers vom ersten Drama bis zu diesem epischen Werk?

Worauf es Georg Kaiser immer ankommt, ist die Durchführung eines Gedankens, um zu einer endlichen Wahrheit, zu einer gültigen Idee vorstoßen zu können. Das Vorbild und Ziel dieses Weges ist Platon.

„Die Dialogform", so äußerte sich der Dichter vor Jahren einmal in einem Rundfunkgespräch, „verlangt von ihrem Schöpfer die schärfste Sachlichkeit, die dem Denken abgerungen werden kann. Ich weise zur Unterstützung meiner These ohne weiteren Umweg auf Platon hin. Platon schrieb keine ausgiebigen Wälzer, um eine Idee auszudrücken, sondern läßt sprechende, ja handelnde Personen auftreten und formt auf diese Weise die großartigsten Dramenwerke der gesamten Weltliteratur, die je gedichtet sind, beispielsweise das ‚Symposion' und der ‚Tod des Sokrates'. Platon erreicht Spannungen auf eine Weise, die nur die deutlichste Durchführung eines Gedankens erzielen kann. Niemals ist eine noch so aufreizende Handlung, ja Sensation zu erzielen, wie das, was gedacht wird. Der Kopf ist stärker als das Blut." Die Welt der ewigen Ideen aber ist die Welt Platons und zugleich die Sehnsucht des Dichters Georg Kaiser. Die Verwirklichung ewiger, gültiger Ideen ist das Ziel und damit auch eine neue Wertung des Menschen. Die Philosophie des Platon, die auf Sokrates fußt, führt hin zu den letzten Gesetzlichkeiten der Dinge, die uns verraten, was das Leben, was die Welt bedeute. In solche Bezirke vorzustoßen, das ist das Sehnen Georg Kaisers. Die dichterische Erfüllung seiner Gedankenwelt findet er in reinster Prägung im platonischen Dialog, in dem er sowohl die Keimzelle als auch das letzte erstrebenswerte Ziel der höchsten dramatischen Gestalt erblickt, denn im Dialog Platons wird die ungeheuerste Gedankenwelt in mit Namen benannten Menschen von selbst lebendig. Das Gesetz der allgemeinen Denkbewegung, die von der Thesis über die Antithesis zur Synthesis schreitet, die letzte Einheit des Gedankens durch seine Teilgedanken erzeugt, wird ihm zur Richtschnur seines Schaffens. Dies und nichts anderes besagt auch die Grundthese seines Dichtens: „Das Drama schreiben ist: einen Gedanken zu Ende denken".



Georg Kaiser
Zeichnung von B. F. Dolbin

Erst ist die Idee. Die Teilgedanken, in die sie sich sogleich von selber spaltet, nehmen Gestalt an, zunächst irgendeine Gestalt, denn ganz ohne Figuren,

ganz ohne körperliche Träger der Gedanken kann man schließlich kein Drama agieren. In den ersten Dramen Kaisers haben die handelnden Gestalten noch keine greifbare Realität; es sind bloße Figuren, Blaufiguren, Gelbfiguren oder „Der graue Herr", „Der weiße Herr" oder gar einfach Nummern wie in dem Zuchthausstück „Noli me tangere". Und auch später noch, als die Figuren schon Namen tragen und fester charakterisiert werden, hat man noch oft das Empfinden geringer Körperlichkeit, wenn man ihnen begegnet. Der Kopf ist stärker als das Blut, das nur dünn in ihnen pulst.

Bisweilen scheint es, als ob Kaiser gleich dem Sokrates mehr die Methode, mehr das Experiment liebe, mehr das intellektuelle Spiel als das Resultat. Die reine Denklust ist das Beherrschende, denn, sagt der Dichter: „Ins Denkspiel sind wir eingezogen und bereits erzogen aus karger Schaulust zu glückvoller Denklust." — Aus der Thesis der Denkschau erwächst machtvoll von selbst die Antithesis des Denkschmerzes und beide entwickeln sich aneinander zur gewaltigen Synthese der dramatischen Gestalt. Geradezu programmatisch kommt die Wahlverwandtschaft Kaiser-Platon in der Komödie „Der gerettete Alkibiades" zum Ausdruck. Aus der Begegnung Sokrates-Alkibiades, aus diesem ungeheueren Zusammenprall von reinem Geist und reinem Körper entwickelt sich die Tragödie, die ein kaum zu bewältigendes Gedankenchaos umspannt. In diesem Stück meint man die Dialoge des Platon in ihrer ureigensten Form noch einmal anzutreffen: Auf dem Fischmarkt, beim Gastmahl, im Stadthochhaus oder in der Arena. Hier erlebt das geistig-strenge Spiel seine höchste Vollendung. Hinter dem Finale des „Alkibiades" aber, in dem Kaiser den Sokrates in sich überwindet und Platon als das ewig werdende Leben erschaut, leuchtet das große Gesicht auf, das das gesamte Schaffen Kaisers beherrscht: vor dem Leben rettet keine Flucht. Die Synthese aller seiner großen Dramen heißt Eros, heißt Leben.

Der Spazierer in „Hölle Weg Erde" sagt einmal: „Ich konstruiere nicht, ich erfahre." Auf nichts anderem als auf solchem Erfahren gründet sich auch die Erkenntnis des Platon. Erfahren und erkennen ist somit beider tiefster, helfender Sinn.

Der Dichter des „Alkibiades", der „Jüdischen Witwe", der „Bürger von Calais", der „Lederköpfe" oder des „König Hahnrei", dieser wahrhaft unentwegte Platoniker, ist noch nicht am Ende. Vielleicht sogar an einem neuen Anfang, wer möchte es wissen? Oder bedeutet es keine Wandlung, wenn derselbe Mensch, der vor wenig Jahren noch schrieb: „Sehr eigenartig können Probleme zwischen Frau und Mann pendeln — aber es sind Verwicklungen; Anlässe zu erbärmlichen Spannungen. Sie mit dem Mittel der Kunst darstellen — heißt auf halbem Wege stehenbleiben", wenn dieser selbe Mensch gerade jene Spannungen zwischen Mann und Weib zum Thema seines ersten Romans wählt? Aber diese Wandlung, sie betrifft nicht den tiefsten Wesenskern seiner Kunst. Denn fühlt man nicht förmlich, wie sich der geistige Kreis zum „Alkibiades" zurückbiegt, wenn am Ende dieses Romans ein Satz wie dieser zu lesen steht: „Töricht und verächtlich ist es, den Tod an das Ende des Lebens zu setzen. Man darf sich nicht von ihm erschlagen lassen. Man soll über ihn triumphieren."

André Malraux

Von Helmut Schilling (Freiburg i. Br.)

Kennen wir Europa? — Ja, längst haben Verhältnisse und Geschehnisse auf diesem Erdteil zu uns gesprochen! Stets von neuem sind wir in die eigenen Seelen eingedrungen: Nun endlich hinweg in die Weite, zu fremden Welten, deren Wesen wir bis heute unergründlich nannten!

So lautet die Forderung des jungen Franzosen André Malraux, dessen Romane bei Bernard Grasset in Paris erscheinen und eine zahlreiche Leserschaft in die östlichen und südöstlichen Gebiete Asiens führen. Das ist kein plötzlicher Sprung in die Fremde; das ist ein Hinweisen, ein langsames, bedächtiges Hinführen in die Absonderlichkeiten anderer Anschauungen und Lebensweisen, ein unerbittliches Herantreiben und dann doch ein plötzliches gewaltsames Mitreißen im Tempo der Romanhandlung.

Auf den Schiffen, die nach Ostasien fahren, begegnen sich die eigenartigsten Menschen, Ausgestoßene und Empörer, junge Studenten und poli-

tische Agenten; sie erzählen von ihrer abenteuerlichen Vergangenheit in Europa und lauschen den Berichten über die neue Welt und Heimat. Sie bringen Europäertum unter die fremden Rassen. Aber sie verleugnen das Alte und wissen, daß sie nur heimisch werden können, wenn sie Sitte und Art der Eingeborenen bis zu einem hohen Grad annehmen. Im Streben nach Angleichung erforschen sie die Fremdheit. Ihr Schicksal selbst wird fremdartig sein. In seinem Roman „La Voie Royale", die königliche Fährte, dem ersten Glied eines Zyklus, den er „Les Puissances du Désert" nennen wird, entwirft Malraux ein Gemälde Hinterindiens, besonders des hintersten Indo-China. Es ist ein düsteres, ein fast grausiges Bild. Aus der Dunkelheit des Grundes heben sich als charakteristische Akzente grelle Schlaglichter: die Feuerwaffe des weißen Eindringlings, der blitzende Schienenstrang als Werk gieriger Kolonisationsfanatiker, das bleiche Europäergesicht mit den tropenkranken, fiebernden Augen. Sonst aber Finsternis und Wald, endloser Wald mit seinen Rätseln und Verlassenheiten, seinen schwarzen Flüssen, den grasüberwucherten Pfaden, dem Summen heimtückischer Fliegen und dem fern aufgellenden Schrei der Affen. In dieses Milieu verlegt der kundige und zugleich phantastische Erzähler die Handlung seines Romans: Die Suche nach längstverlassenen Tempelgütern und Schätzen.

„Das gleicht ja einer armseligen Schatzgräbergeschichte!" sagt Malraux einmal in witziger Selbstironie. Nur deshalb äußert er diesen Satz, weil er den Unterschied zwischen seiner eigenen Darstellungskunst und der üblichen Räuberromantik betonen will. Er weiß, daß die abenteuerliche Handlung durch die Eigentümlichkeit des noch so selten beschriebenen fremden Erdteils bedingt ist. In solcher Fremde werden Handlungen und Menschen selbst absonderlich, eigen, ungewöhnlich, also uneuropäisch. Diese Menschen steigen von den Schiffen und lassen den letzten Rest üblichen Europäertums hinter sich. Es sind Männer, die an die Kraft ihres Körpers glauben müssen, die auf Gefühle und Gefühlchen verzichten, die das Weib nicht mehr kennen, die alle Erinnerungen abwerfen: nur Hoffnung brennt in ihnen, eine Hoffnung und Sehnsucht, die eher Wille zu nennen ist. Denn die Energie ist ihre Lebenskraft. Sie erhält sie im Kampf gegen den gelben Feind, gegen die neidischen Rassengenossen, gegen die Unbill der Witterung, ja gegen den überall lauernden und oft schon in den Körper eingefressenen Tod. Ihr einziger Gedanke heißt: vorwärts und durch!

Kennen wir solche Typen nicht schon längst aus den Hinterwäldlergeschichten Nordamerikas, vor allem aus den Erzählungen Karl Mays? Gewiß! Aber immer wieder wird der Europäer mit Recht gefesselt, wenn die Klassiker des Erotismus zu ihm sprechen, wenn ein Cooper von den Schicksalen, wenn ein Hedin von den Verhältnissen in fremdem Erdteil erzählt. André Malraux sucht beide Darstellungsarten zu vereinigen: Er berichtet uns von Schicksal und Land. Solange er die Gefahr meidet, zu viel zu schreiben, seine Phantasie zu üppig wuchern zu lassen, darf er den Anspruch erheben, von gläubigem Publikum gelesen zu werden.

Denn wer unter den vielen Lesern vermöchte seine erotischen Schilderungen auf Grund und Wahrheit zu beurteilen! Es wird zu viel des Unbekannten, des Erstaunlichen vor ihm ausgebreitet. Das Abenteuerliche der Handlung wird allein schon durch den packenden Erzählerstil des Romanciers gerechtfertigt, die Naturdarstellungen dagegen bedürfen der Gläubigkeit des Publikums, das sich einfach hingeben und leiten lassen will.

Gläubigkeit und Interesse verlangt Malraux. Werden ihm diese bei der Lektüre seiner Schilderungen des hintersten, verborgensten Indo-China schon in großem Maße geschenkt, so wird ihm jedenfalls das Interesse in seinem China-Roman zuteil, den er „Les Conquérants", die Eroberer, nennt.

Dieser Roman enthält weniger das Abenteuer einzelner Menschen, er schildert das Abenteuer eines ganzen Volkes. Deshalb ist sein Verfasser vorsichtiger im Hinblick auf die Kritik, zurückhaltender im Darstellen des Volksganzen, bunter und dichterischer in den Visionen einzelner, beliebig faßbarer Charaktere.

Les Conquérants: Das sind wiederum die Weißen; aber nicht die Kolonisten allein, sondern auch die Ideen, die aus dem Sowjetstaate Rußland stammen. Ein Kampf zwischen diesen beiden Eindringlingen entbrennt! Das früher kaiserliche China begibt sich unter den Einfluß der eingewanderten Westeuropäer; das neue, junge, revolutiongewillte China steht unter der Parole der russischen Agenten. Wieder ein wildes, aufpeitschendes Geschehen, Warnung, Verrat, Tücke, Kampf, Heimlichkeit und Rätsel. Der Einzelne wie die Gesamtheit werden in

die gewaltigen Wirren hineingezogen, die China in den Jahren nach dem Weltkrieg erschüttern und über die der Europäer bis in die letzten Monate hinein so wenig orientiert war.

Der Roman ist mit manchen Nachkriegsbüchern zu vergleichen, die trotz phantastischer Schilderungen des Frontenkampfs nachträglich ein einprägsames Bild von den Greueln des vergangenen Krieges bieten. Darin ist Malraux ein Aufklärer: Er zeigt dem Außenstehenden Unerschautes; er weitet den Horizont, bis das Auge des Europäers in bunten Farben das Land China sieht, für dessen Schicksal er sich heute plötzlich so sehr interessiert.

Wertvoller aber ist Malraux' Beitrag für die europäische Literatur dort, wo er die Schau nicht nur für den politisch Interessierten weitet, sondern für den psychologisch Einsichtigen vertieft, nämlich in der Darstellung des heldischen Menschen, des Auswanderers, des Abenteurers, den der Europäer kaum mehr kennt; der als Einzelmensch in die Fremdheit gestellt wird und den Glauben an sich selbst nie verlieren darf, selbst nicht im Angesicht des Todes: „Ich gehe in den Tod!" sagt er eigenwillig, wo jeder andere sagen würde: „Das Fieber, die Seuche rafft mich dahin."

Der Glaube an sich selbst, an den eigenen Willen und die eigene Tat —: Dies ist das Geschenk, das die phantastischen, Europa abtrünnigen Kraftgestalten Malraux' dem müden Europäer zu geben vermögen.

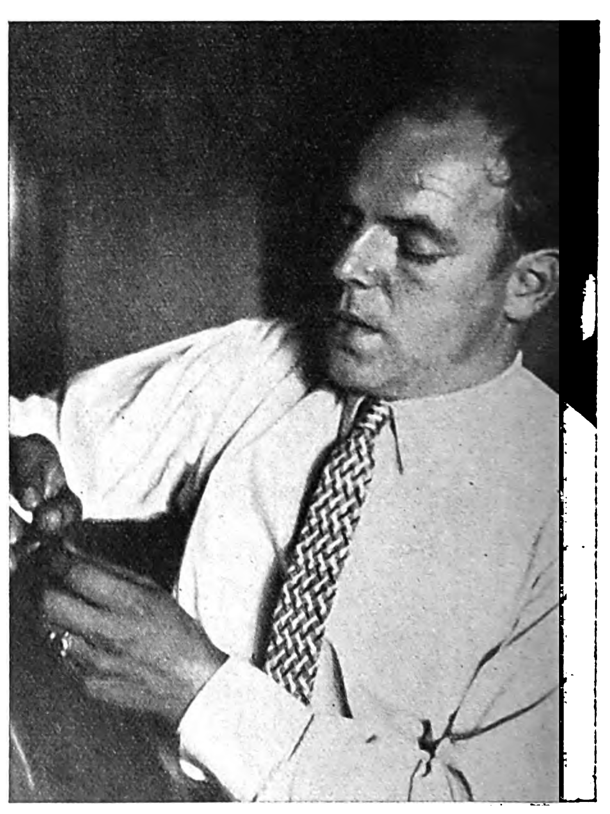
Vor den Fenstern

Roman von Georg Rendl (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin)

Von Fritz Diettrich (Dresden)

Mit seinem Roman „Vor den Fenstern" verfestigt sich Georg Rendl die Stellung im deutschen Schrifttum, die wir ihm bei Erscheinen seines „Bienenromans" freudig zuerkannt hatten. Äußerlich scheint er einen neuen Schaffensweg eingeschlagen zu haben, scheint er vom zeitlosen Naturgeschehen seines ersten Romanvorwurfs wegzustreben, hin zu zeitvollen menschheitlichen Problemen. Aber das geschieht nur im Stofflichen, denn innerlich ist auch dieses Buch an die gleichen Grundthemen gebunden: Leben und Arbeit.

Mit großer Inbrunst sucht Rendl wesentliche geistige Richtlinien in dem brutalen Gegenwartsgeschehen zu finden, sucht er das Erlösende mitten im allgemeinen Leid. Er spannt seinen Helden, Klaus Raab, zwischen die beiden Pole Katholizismus und Sozialismus. Aber er tut es nicht als politischer Stratege, er schafft keine Kampfthesen, sondern fahndet, ein echter Gestalter, unentwegt nach dem Sinn der Gegenwartstragödie mit allen Nerven und läßt eine Fülle von Zeitproblemen und Zeitnöten nirgend anders als in seinem Herzen zusammentreffen und sich schneiden. Großartig wächst Rendls Werk nach dem Schluß zu. Das vorletzte Kapitel ist eine Meisterleistung. In ihm laufen alle Fäden zusammen, die vielen oft nur flüchtig aufgeworfenen Probleme, in ihm wird die Gestalt des Helden völlig sichtbar und hinter ihr die Gestalt seines Schöpfers.



Georg Rendl

„Vor den Fenstern", und es ist ein seelisches Fenster, um das es sich hier handelt, denn auf keinen der Lebenden trifft wohl das Wort von der Lebensbeichte als Quell dichterischer Schöpfung so zu, wie auf Georg Rendl. Als Arbeits- und Obdachloser hat er den Roman der Arbeitslosigkeit geschrieben. Das Schicksal nahm ihn in harte Schulung. Sohn eines bekannten Imkers, hat dieser leidgeprüfte Dichter siebzehnjährig die Bewirtschaftung einer großen Bienenfarm übernommen, hat dann als Zwanzigjähriger die Heimat verlassen, um in Jugoslawien seine Fachkenntnisse zu bereichern. Als er nach Österreich zurückkehrte, fand er seine Familie völlig verarmt. Er versuchte sich als Berg-, später als Ziegeleiarbeiter. Endlich gelingt es ihm, in einer Tafelglashütte das Handwerk des Glasbläsers zu erlernen. Kaum ist das erreicht und es scheint sich für ihn etwas wie äußere Ruhe herzustellen, trifft ihn ein neuer furchtbarer Schicksalsschlag, es trifft ihn die ganze Härte unserer Epoche. Die Glashütten stellen ihren Betrieb ein, und der junge Mensch wird abermals brotlos. Er liegt auf der Straße.

Gut, wenn man diese Tatsachen weiß; denn man begreift danach besser in Rendls neuem Buch eine erschütternde Beichte dessen, was er selbst am eigenen Leibe hat erfahren müssen. Beichte nun freilich nicht im Sinne der Reportage, nicht einmal in dem des Versuchs zu einem Selbstporträt. Nichts erweist so sehr die künstlerische Potenz in Georg Rendl als sein Vermögen, die Pein durchlittener Qual zu objektivieren und aus dem Schicksal die ihm entsprechende Gestalt zu schaffen. Mit anderen Worten, die Fähigkeit zu „dichten".

Er, der den „Bienenroman" schrieb, ist zum Dichter der Arbeitslosigkeit geworden, und hat mit ganzer Hingabe über der Verzweiflung und Trostlosigkeit der Wirtschaftskatastrophe ein helles Licht entzündet, das uns zu trösten vermag. Und wenn der Verlag schreibt, daß „dieses Buch wie ein Volkslied sei", so möchte ich zur Verdeutlichung noch hinzufügen, daß es ein Dichter gesungen hat im Namen der ungeheuren Massen, die von einer gemeinsamen Sehnsucht ergriffen sind, der Sehnsucht nach Arbeit.

Proben und Stücke

Aus: „Vor den Fenstern." Roman von Georg Rendl

(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin)

Die vergitterten Fenster der Kapelle blinkten im Mondlicht; das goldene Kreuz hing windgebrochen von der Spitze des hohen, schlanken Turmes. Das Tor war verschlossen.

Er hatte keine andere Wahl, als es aufzusprengen. Mit aller Wucht, mit der Gewalt eines Todbangen warf er sich gegen den Torflügel, bis er wich.

Ängstlich, vorsichtig, als fürchte er jemandes Schlaf zu stören, trat er in die Kirche. Dumpfes, ungewisses Licht umfing ihn. Da der Wind das Tor auf und zu warf, suchte Klaus Raab nach etwas, um es verspreizen zu können. In einem Winkel stand das Taufbecken, eine Steinsäule mit einer weiten, marmornen Schale, darüber ein hölzerner Deckel. Das Taufwasser war gefroren. Der Deckel diente ihm, das Tor zu keilen.

Zwischen den Bänken führte ein schmaler Gang zum Altar. In seinen runden Wolken, die ihn golden umrankten, saßen silberne Kinder, Engel. An den Wänden standen starre Gestalten, groß und drohend, mit Speeren und Schwertern bewaffnet.

Das Licht des Wintermondes weckte die Glasbilder der Fenster zu buntem Leben. Männer, Frauen, Krieger, Bauern, Landsknechte, Hirten und Kinder schienen in ihren Geschäften, Arbeiten und Spielen innezuhalten. Sie schauten alle befremdet und überrascht den Eindringling an und schienen ihn zum Gruße zu zwingen.

Klaus Raab nahm die Mütze ab, bekreuzte sich, neigte den Kopf und sagte laut:

„Gelobt sei Jesus Christus."

Weiße Hauchwolken entflohen seinem Munde.

Es war, als murrten die Gestalten unwillig auf. Von den Wänden hallte der Gruß entstellt, verkümmert zurück.

Ein großes, dunkles Kreuz hing über dem Altar; weiß, als ob er leuchtete, der Heiland daran.

Zaghaft, mit ineinandergekrampften Händen, als wäre er zu beten gekommen, schritt Klaus Raab zum Altare vor. Er trat auf einen weichen Teppich, der über die hölzernen Stufen gelegt war. Hier wollte er schlafen.

Seine kalten, krummgezogenen Hände wollten kaum gehorchen; es kostete ihm viele Mühe, den Leuchter auf dem Altartisch zu entzünden. Nach vielen Versuchen erst gelang es, mit den starren Fingern ein Zündholz zu fassen, und es zu entflammen und dem Dochte der Kerze Licht zu schenken.

Riesenhafte Schatten jagte das kleine Licht an die Wände hin, und es ließ das Gold des Altares zürnend auffunken. Die zwei Gestalten, die wie zur Wache an seinen beiden Seiten standen, verzerrten nun, wie in flammendem Zorn, ihre Gesichter.

Klaus Raab, in aufwallendem Fieber, fürchtete, sie lebten oder sie würden lebendig werden.

Rasch ging er daran, sein Lager zu bereiten: Er raffte den Teppich zusammen, legte sich auf die eine Hälfte und deckte die andere über sich. Die Schuhe und der Brotsack waren ein gutes Polster.
Er löschte die Kerze.
Vor der Kirche lebte ein dunkler Waldton.
Der Teppich machte seinen Leib warm.
Zu seinen Häupten ragte der heilige Martin in den goldbesternten Himmel der Kirche. Er hielt seinen purpurnen Mantel, bereit, ihn mit seinem Schwerte zu durchtrennen.
Viele andere Gestalten standen noch da, und es sah aus, als ob die Fenstermenschen zu ihnen wallfahrteten; sie alle richteten ihre Gesichter zu den Gottheiligen.
Gestalten von Märtyrern sah Klaus Raab.
Da der Sturm brüllte, glaubte der Fiebernde, alle die Wesen hier weinten und heulten. Wenn er sich aber zur Besinnung aufriß, seinen Einschlaftraum verscheuchte, so begriff er, daß die Sinnbilder aus Stein oder aus Holz und aus Glas waren und nicht weinen konnten, da kein Leben in ihnen war.
Oder lebten sie?
Klaus Raab sagte zu dem heiligen Martin:
„Warum stehst du da und tust, als wärest du lebendig? Hast ein Schwert in der einen und einen Purpurmantel in der anderen Hand und noch immer teilt das Schwert das Tuch nicht! Du bist versteint! Tot bist du! Du bist nicht mehr mächtig und hast umsonst gelebt! Bloß eine Kirchenzierde bist du, und die Bauern beten dich an und kaufen sich vom Wohltun los. Keiner, der meinen Mantel gesehen hat, meinen dünnen Mantel, hat mir einen Fetzen geschenkt, daß ich mich darin einwickeln könnte! Du hast umsonst gelebt, umsonst hast du Mildtätigkeit gepredigt!"
Um die Kirche brauste es.
„Ich reiße dir deinen Mantel vom Leibe, Martin!" schrie Klaus Raab.
Seine Lungen brannten, und es war, als glühe er innen. Ein Husten wollte sich erwecken, aber er fürchtete, wenn er nun huste, so würde etwas in ihm zerreißen, und es würde Blut kommen. Er wälzte sich von einer Seite zur anderen. Schweiß trat in seine Stirne, erkaltete und fror in der kalten Kirchenluft.
Er schrie den Namen seiner Liebsten. Er erschrak vor dem Widerhall. Sterbensangst wuchs in ihm. Er sah:
Sankt Lorenz, den die Heiden am Roste gebraten hatten, trug Züge der Verklärung in seinem Gesichte, das er gen Himmel gerichtet hielt. Sankt Stephan, der Gesteinigte, lächelte fromm. Johannes, der Beichtvater, den Mühlstein um den Hals, stand mit verkniffenen Lippen da, gewillt, eher sein Leben zu lassen, denn das Gelöbnis des Schweigens zu brechen. Andreas, der köpflings Gekreuzigte, flehte zu Gott um Barmherzigkeit, klammerte sich in Liebe und Hingabe an die gekreuzten Balken, dankbar in Todesangst, dankbar für Mut und Treue, die Gott, sein Gott ihm gelassen hatte.
Und Klaus Raab lag da mit brennenden Lungen.
Er sah auch die Kanzel, reich verziert, goldprangend, Mondsilber darin spielend. Ein Arm, über die Brüstung ragend, hielt in gekrampfter Hand die gekreuzigte Gottheit.
Der Todbange verspürte Lust zu predigen. Wie, wenn er auf die Kanzel stiege, der Menschheit zu predigen? Wer aber würde auf ihn, auf Klaus Raab hören? Was hatte er zu sagen? Was wußte er? Und doch war es ihm, als müßte er reden, reden, ausspeien seine Not, sein Elend, seine Verzweiflung.
Er kroch die Kanzelstiege empor; er schaute in das Schiff der Kirche.
Kleine Gestalten huschten herein, Bauern, Arbeiter, Städter. Bekannte Gesichter: Der Nachbar. Der Meuterer. Die Bauern aus dem Moordorfe. Der Schullehrer, der bemüht gewesen war, ihm Barbara zu entführen. Der Kellner, der den Mann und sein Mädchen in Lebensgefahr gebracht hatte und sie wahrscheinlich am liebsten tot gehabt hätte. Die Bauern und Bäuerinnen, deren Gaben statt mit Segen mit Verwünschungen und Flüchen begleitet gewesen waren. Die Knechte, die sich über einen Elenden lustig gemacht hatten. Da waren die Sägearbeiter, die ihm um die Mühe und den einen Schilling neidig gewesen waren. Und auch jene Bauern waren da, die ihn, als ihm in seiner Verzweiflung Flüche aus dem Munde gekommen waren, von ihren Häusern weg und aus dem Dorfe gehetzt hatten. Alle, alle, durch die er im Leben zu leiden verdammt war, alle, alle, die ihm wissend oder unwissentlich Lebensboden und Menschenrecht weggezerrt hatten, alle kamen sie nun herein. Und dann kam auch ein nicht endenwollender Zug von allen jenen Arbeitsleuten, mit denen er jemals im Leben beisammen gewesen war. Diese sahen aus, als kämen sie, ein erlösendes Wort zu hören, ein Wort, das nicht nur trösten, sondern auch befeuern und ihr Leben erfüllen könne.
Und Klaus Raab stand auf der Kanzel und begann seine Predigt.

„Ihr da unten! Wollt ihr Gottes Wort hören? Gottes Wort kann ich euch nicht verkünden. Ihr müßt mein Wort, eines Menschen Wort hören. Ich stehe vor euch, ihr noch Bekleideten, ich stehe ohne Gewand vor euch, unverhüllt, nackt! Ich bin, mitten im Leben, beraubt alles dessen, was ihr noch habt: Beraubt der Arbeit, beraubt des Verdienstes, beraubt der Nahrung, beraubt des Obdaches. Wer ist der Schuldige, der mir Arbeit und Verdienst genommen hat? Wo ist der, der mir den Fraß verweigert, mißgönnt hat? Wo sind sie, die mich von den Türen gehetzt haben? Bin ich etwa selber daran schuld? Bin ich schuld daran, weil ich mich nicht früh genug empört habe? Trage ich Schuld an meinem Schicksal, weil ich demütig gewesen bin? Warum hat man mir zwanzig Jahre lang ins Ohr geschrien: ‚Sei demütig! Beuge dich!' Ich habe mich gebeugt, ich war demütig, aber ihr seid auf mich gestiegen und ich bin unter eure Füße gekommen! Was habe ich verbrochen, daß ich nun so verenden muß? Ihr habt mich auf der Winterstraße verkommen lassen, habt mir Fraß verweigert, habt mich von der Arbeit gehetzt! Ihr habt mich entgegen dem Gesetze Gottes, an das ihr zu glauben vorgebt, mißhandelt! Schaut euch an mein Gesicht: Die kalten Nächte, die Stürme, Frost, Eisnadeln haben es zerschunden und alles Gute daraus verjagt. Wollt ihr, daß ich gut zu euch rede, wollt ihr, daß ich von Verzeihung spreche? Meine Schuld, die ich an meinem Schicksal habe, die habe ich gesühnt durch meinen Untergang. Aber ihr, die ihr mich dem Winter preisgegeben habt, ihr, die ihr in den warmen Stuben gesessen seid, ihr, die ihr an meinen Leiden, an meiner Menschenschmach mitschuldig seid, für euch wird die Zeit der Strafe kommen. Was habe ich getan? Warum bin ich ausgestoßen vom Leben? Ihr habt mich hungern lassen, und ich bin schwach geworden und nun muß ich alles Böse an mir geschehen lassen, denn ohnmächtig bin ich, unfähig, mich zu wehren. Eines aber vermag ich: Erschreckt euch an meiner Nacktheit! Seid bange vor dem ohnmächtigen Skelett, das nun von der Kanzel bellt! Hütet euch! Es wird jedes meiner geringen Worte zu Fleisch werden! Es werden

euch in euerer Lüge die Kleider vom Leibe faulen, und es wird ein Leichtes sein, daß einer, der daran zerren wird, euch in eurer ganzen Schande entblößt! Ihr, die ihr Gottes Wort gepachtet habt, hört: Einer, der seine Not überstehen kann, einer, der aufwacht, ehe er unter euren Füßen zuschanden wird, dieser eine wird euch das Wort aus dem Munde nehmen und wird die mächtig machen, an die es gerichtet ist. Er wird es tun kraft seiner Leiden, die ihr ihm zugefügt habt, und es wird die Macht bei ihm sein und die Kraft! Glaubt nicht, daß wir weiter so leben wollen, ohne Sinn, ohne Gott! Aber glaubt auch nicht, daß wir den Gott wollen, den ihr in eurem Käfig gefangen haltet! Wenn wir ihn wollen, so werden wir ihn von dem Golde und von dem Silber befreien, mit dem ihr versucht habt, ihn zu beschwichtigen! Wir werden euer Gold auf den Misthaufen werfen und als einziges Opfer bloß die Arbeit gelten lassen! Und wir werden unserm neuen Gotte einen Namen geben, wir werden ihn nennen wie wir wollen! Wir nennen ihn Zukunft, Menschheit, Mensch! Und wir werden es nicht dulden, daß ein Mensch der Schaden des anderen sei! Wir werden es nicht dulden, daß ein Mensch verrecke oder daß er den Barmherzigkeitsfurien und Wohltätigkeitsbestien ausgeliefert sei! Wir werden den werkenden, schaffenden, nützlichen Menschen anbeten, weil er Gott in sich trägt, weil er Gott ist! Wir werden nicht dulden, daß Nutznießer unserer Plage einheimsen, was wir geschaffen haben! Wir werden sie zwingen, teilzuhaben an Göttlichkeit: Wir werden sie ins Arbeitshaus stecken! Wir werden unsere Heiligen haben und ihr werdet die Schwielen dieser Heiligen verehren, anbeten müssen! Und es wird nicht sein, daß einer aus Qual schreien wird: Ich möchte leben! Laßt mich leben! Ich möchte arbeiten! Arbeiten! Arbeiten! Arbeit —"

Adagio

Von Arthur Kahane (Berlin)

Wie sind die Menschen zu beneiden, denen es gegeben ist, die Empfindungsfülle einer glücklichen und gesegneten Stunde in einem Adagio verströmen zu lassen!

Das Tempo der Zeit verbrandet draußen irgendwo. Es gibt nur ein Tempo der Seele. Und das fließt „mäßig bewegt", ruhig und voll, von keiner Unrast gehetzt, Sehnsucht und Erfüllung zugleich, aber eine Sehnsucht, die nicht schmerzt, und eine Erfüllung, in der schon neue Sehnsucht sich leise regt, im beseelten Wohllaut breit dahin.

Nicht inhaltlos: aber der Inhalt hat das Unbestimmte aller glücklichen Gefühle. Nicht unbewegt: auch hier verschlingt sich ein Thema mit seinem Gegenthema, nur ohne Kampf, und friedlich münden sie, eins geworden, in das Meer der alles lösenden Harmonie ein.

Das Glück solcher Stunden haben die Musiker den Schriftstellern voraus.

Es ist eine hübsche Sitte mancher Autoren, einzelne Kapitel oder Gedichte nach den Sätzen der Sonaten und Symphonien oder nach den Tempovorschriften der Komponisten zu benennen: Andante, Allegro, Adagio, Scherzo; aber es bleibt ein anmutiges Spiel mit den Reizen einer fremden Kunst, dessen Zusammenhang mit dem eigenen Tempo meist nur der Dichter selber spürt und selten der Leser, der es nicht gewohnt ist, das Musikalische der Tonsprache ins Psychologische der Dichtersprache zu übersetzen oder gar Prosa als Musik, aufs Musikalische zu lesen.

Leider nicht gewohnt. Wie leider auch die wenigsten unserer Prosaisten gewohnt sind, ihre Prosa rhythmisch zu differenzieren, ohne ins Lyrische zu verfallen. (Die Zwittergattung der Gedichte in Prosa gehört zu jenen langweiligsten, die niemandem Freude machen als ihrem Autor.)

Wenn einer von ihnen sein Tempo gefunden hat, glaubt er, damit auch seinen Stil gefunden zu haben und ist gottsfroh über sein Finderglück und behält ängstlich das Tempo seines Stils für sein ganzes Leben bei und hütet sich, es zu variieren. Und schreibt in einem überpurzelt gehetzten Staccato weiter, ein Nurmi des Schreibtisches, als ob das Leben keinen anderen Atem kennte als die Atemlosigkeit des Rekords und nicht auch Pausen, Ruhepunkte, Fermaten und das Leise- und Stillewerden seiner besten Momente.

Zwischen dem feierlichen Andante der Goethe-Imitatoren und den kubistisch verwegenen Synkopen der Jazz-Stilisten scheint es nichts zu geben. Daß es Übergänge gibt, Nuancen, Abschattierungen, das wissen sie nicht, und daß ein Stil erst entsteht aus der Abwechslung seiner Tempi, und daß er eine Mitte braucht, aus der er und um die er wachsen und sich ausbreiten kann, eine ruhige und stete Mitte: das Adagio.

Natürlich muß das Adagio als Stiltempo einem Adagio des Inhalts entsprechen. Aber es gibt keinen Inhalt, und sei es der des kürzesten Feuilletons, der nicht diesen einen Augenblick des ruhigen Aufatmens, des Verweilens, der Sammlung notwendig brauchte. Wie einen Anfang und ein Ende muß

ein jedes Kunstwerk, unabhängig vom Genre und vom Umfang, seine Mitte haben: das gehört zu den ungeschriebenen Gesetzen einer gut geschriebenen Prosa. Das Adagio ist das Tempo der Mitte.
Wer solch ein Adagio schreiben könnte! In Worten sagen, wie es um seines Fühlens Zentrum und Wesentliches bestellt sei, in stillen, still hinfließenden Worten sich selbst zum Klingen bringen könnte! Wie der Wald sich in seinem Rauschen ausspricht, eine Blume in ihrem Blühen, in einer sachlichen Funktion, die von selbst zu Schönheit wird, weil sie das Beste und Tiefste ihres Trägers ausdrückt und seinen eigentlichen zwecklosen Zweck, unwillkürlich und selbstverständlich, ohne Überschwang und Aufschrei, einfach und ruhig und doch mit aller Komplikation und allem Widerstreit der menschlichen Seele als reichem Inhalt.
Mag im Andante aller Ernst der ringenden Gedanken, im Allegro oder Prestissimo die ganze Hetze der Zeit, im Scherzo das heitere Spiel der Kunst wiedertönen, im Adagio findet die Seele ihr eigentliches, eigenstes Tempo.
Adagiokunst der sich ungehemmt, ungehindert ausströmenden Seele: wie sehr sind die Musiker zu beneiden, die das vor den Schriftstellern voraushaben!

Die Großstadt und die Dichter

Von Ernst Lissauer (Wien)

Die Sammlung „Um uns die Stadt",[1] die Robert Seitz und Heinz Zucker mit Ernst ausgelesen, mit Sorgfalt aufgebaut haben, enthält etliches Gestaltete und eine Fülle des teilweis oder gänzlich Ungestalteten. Aber das künstlerische Ergebnis ist erst zuletzt wichtig: Seitz und Zucker haben verdienstvolle Arbeit geleistet, doch mehr soziologische als künstlerische, und es scheint, nach der Einleitung, daß sie sich dessen bewußt gewesen sind. Es kommt ihnen weniger auf das einzelne Gedicht an als auf das Buch als geschlossene Einheit, sie wollen „aus mehr oder minder wohlklingenden Verszeilen ... eine Stadt errichten".
Jedoch, es handelt sich nicht um Wohlklang: in melodischen Distichen singt Ernst Blaß den Abend, den er mit der Geliebten in der Bar verbringt, aber das antike Maß sitzt nicht mit Notwendigkeit fest auf, nicht anders als die losen Verse, mit denen Arno Nadel die Eislebener Straße oder die freien Rhythmen, mit denen Graham Eisfisch-Worbelicht „Die Läden New Yorks" schildert, oder die rhythmisierte Prosa, mit der Alfred Wolfenstein das Erlebnis eines Schaffners erzählt. Die Form ist auch in diesem Bereich nichts als „der Kontur, der den lebendigen Leib umschließt."
Der Widerstreit zwischen — der Vereinfachung wegen sei das plumpe Wort gebraucht — zwischen Inhalt und Gestalt beruht auf wesentlichen Gründen. Ein großer Teil der Ausdrücke, welche Dinge der Großstadt und des gegenwärtigen Lebens überhaupt bezeichnen, ist nicht etwa „undichterisch", weil er prosaisch ist, sondern er ist widersprachlich geformt, oder er ist Fremd-Wort. In beiden Fällen mangeln die Sprach-Wurzeln, mit denen ein Wort in der deutschen Spracherde haften muß, um gedeihen zu können. Selbstverständlich vermag ein gebürtiger Dichter solche Worte einzupflanzen, daß sie sich ein-bürgern. Auch gibt es Ausdrücke, die durch langen Gebrauch eingedeutscht worden sind. Vor allem: solche Worte können gerade verwandt werden, um ihrer grellen, leblosen, zivilisatorischen Artung willen, also zur charakteristischen, angrifflichen, ironischen Schilderung, aber nicht im Sinn organischen Bildens. In einer burlesken Anekdote Georg Fröschels empört sich Goethe über die aus griechischen und lateinischen Worten sozusagen gemischte Bezeichnung „Automobil", „Autobus" besteht gar aus einem griechischen Wort und der lateinischen Endung des verschollenen „Omnibus", der „für alle" bestimmt war. Wo rohe Kräfte an der Sprache derart sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten. Fernschrift, Ferndrucker, Kraftwagen, Kühler, Bremser, Windschutz: herrliche Worte, die sachlich die Sache ausdrücken, ja fast schon gestalten, Eilzug ist konkret, D-Zug ist ein abstraktes Ungeheuer. Die Sprache des mo-

[1] Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin NW 6, 1931.

dernen, großstädtischen Lebens wimmelt von solchen Ausdrücken: doppelt und dreifach und vielfach sind sie mittelbar, dem Ursprung fern, wie eben das Leben des Großstädters.
Und je mehr, je gründlicher der Zusammenhang mit der Natur, mit der umgebenden Landschaft zerrissen ist. Die Dichter dieses Buchs meinen nicht München, Stuttgart, Dresden oder Wien, sondern Berlin. Mehrere Stücke stehen denn auch im berliner Dialekt, manchmal zu ihrem Vorteil, wie der ergreifende Monolog „Exmittiert" von Erich Weinert; die tiefermattete, verzweiflungsvolle Resignation wird durch den trocknen, kühlen berliner Tonfall gesteigert. Dem Gedicht kommt die Berührung mit organischem Grund zugute, wie Hermann Claudius' Versen das hamburger Idiom, wie dem „Neuen Kreisspiel für Mädchen", einem erschütternden Gedicht Robert Adolf Stemmles, der Zusammenhang mit dem alten Brauch und Reim. In Zuckers Gedicht, das den ironischen Titel trägt: „Heilsame Selbstberuhigung über das Leben in den großen Städten" heißt es:

„Doch glaubt er, daß die Erde, scheinbar unterm Stein verloren,
Noch atmend ihren Saft auch durch die grauen Mauern schlägt."

Jedoch, diese nicht ohne Zweifel vorgebrachte Überzeugung irrt. Das Wort „Großstadtdichter" ist, zumal in der Zeit vor dem Kriege, in zweideutigem Sinn gebraucht worden, als ob sie die Stadt verherrlichten: Verhaeren, Heym haben sie als den menschenfressenden Stein-Moloch gesehen, und selbst Dehmels „Michel Michael" bekennt sich zur Siedlung Franz Oppenheimers. Auch die Dichter dieses Buchs lieben die große Stadt nicht. Einer, Fred von Zollikofer, sehnt sich „am Bahndamm" in die Ferne, ein anderer, Sturm-Gundal, ruft „aus der engen, dumpfen Großstadtgasse" nach den Wäldern seiner Jugend: „Harte gierige Grimasse", so fühlen sie fast alle. Sie verabscheuen die kapitalistische Form der Großstadt, die den Boden verteuert, die Luft verengt:

Walter Schirmeier:
„Wir wohnen in einer verfluchten Welt ...
Wir wohnen in einer Kaserne aus Stein
Mit hundert anderen daneben ...
Ein jedes Haus ist ein Hochgericht ..."

Manfred Sturmann:
„Geknebelt von Hunger und Mauern,
Sänger und Bauern,
Zertrümmert die Schmach!"

Aber sie fühlen auch die Öde, welche das Leben der großstädtischen Masse verseucht. In Bergengruens „Amerikanischer Schaukel" heißt es:

„Dies sahst du oft, es scheint dir unerheblich",

und wenn Erich Kästner „Berlin in Zahlen" „statistisch erfaßt":

„53000 Berliner sterben im Jahr
und nur 43000 kommen zur Welt.
Die Differenz bringt der Stadt aber keine Gefahr,
weil sie 60000 Berliner durch Zuzug erhält.
Hurra!",

so meint er das gleiche. Und so im Grunde auch Ringelnatz. Er erzählt von einer „gottvergessenen", einer „leeren Nacht", aber eigentlich sind alle seine Nächte leer: ungeheure Langeweile, eine Art Welt-Gähnen scheint seine Verse auszuspeien. Antlitze sind unter den heutigen Menschen, auch den führenden, selten geworden, der Band „Menschen unserer Zeit" oder Picards „Menschengesicht" bezeugen es, und so schreibt Ringelnatz:

„Mich grüßten zwei Soldaten.
Sie hatten kein Gesicht",

und Günther Weisenborn singt den „Choral vom fremden Gesicht", in dem er gekrampft tiefsinnig zu ulken versucht:

„Unser Antlitz ist ja nun in Eis gelegt.
Nur dahinter ist man vor sich hin erregt.
Die große Eiszeit hat sich mit Psychologie, Profit, Intellekt aufgetan,
darum friert jeder Mann."

Diese Sammlung wird nicht, gleich früheren von verwandter Art, durch das rhetorische Pathos der sozialen Anklage gekennzeichnet, wie es Bruno Schönlanks „Laufendes Band" anschlägt, sondern durch die verzweifelte Empörung über die Belanglosigkeit, Leere, Eintönigkeit der proletarisch kleinbürgerlichen Existenzen. Goethe hat als häufige Ursache von Selbstmorden die lebenslängliche Monotonie des täglichen Ablaufs erkannt, und so tötet sich das Mädchen, in dem Barthelschen Gedicht, mit Küchengas. Sie alle leben, wie jener Kassierer Georg Kaisers, aber sie brechen nicht aus: Lieschen Brandt von Schwarz und Sohn, bei Schirmeier, „Ein Angestellter Ende August" bei Oscar Ludwig Brandt, die „Gastwirtstochter" bei Max Hermann, der „Nachtarzt auf der Rettungswache", den Heinz Zucker sagen läßt:

„Abgemessen starren diese kalten Dinge,
Abgemessen ist ihr Makel, ihre Nüchternheit.

Die leeren Stunden, die ich hier verbringe,
Reihn, endlos abgemessen, sich zum Stundenringe,
Flach, weißgekalkt und abgemessen steht die Zeit."

Man kann fragen, warum diese Zustände und Verhältnisse in Versen dargestellt werden, statt in soziologisch schildernder oder statistisch zählender Prosa. Aber diese Verse, selbst die mangelhaftesten, werden dennoch durch Rhythmus und Form stärker angetrieben, der Ausdruck wird gesteigert, geschärft, angespannt. Es ergibt sich der merkwürdige Fall, daß man wenige Gedichte, nicht viele Strophen und Zeilen bejaht, wohl aber das Buch als Ganzes; nur muß man genau unterscheiden zwischen dichterischer, ins Überzeitliche emporreichender Gestaltung und kämpferisch-sozialen Werten. Gerade, wenn sie grimmassieren, zuckt in ihnen die Fratze der Zeit, aber nur jene Gedichte werden dauern, die in sich selbst Kräfte haben, um die Wirrnis der Zeit zu überwinden. Wohl kann ein späterer Leser aus diesem Buch erkennen, wie tiefer fühlende Menschen unserer Tage das Leben in der großen Stadt erlitten haben, aber viele dieser Dichter stecken selbst zu tief in der Zeit. Die Sprache, die der Kundige zu deuten vermag wie der Graphologe die Handschrift, sagt aus, ob einer mittel- oder unmittelbaren Wesens ist, und nur unmittelbare Geister vermögen diese Zeit zu überwinden. In solchem Sinne zeugen manche Stücke oder doch Strophen, zum Beispiel in Rudolf Leonhards wirr durchpulster „Marseiller Romanze", die „Städte"-Miniaturen von Seitz oder der Schluß von Max Herrmanns „Breslauer Winternacht":

„Ins Nichts des Himmels treibt bedrohlich düster
durchs Wolkeneis ein Totenschiff: der Dom.
Und fluchend mit den Schollen wirft als wüster,
heilloser Trunkenbold der Oderstrom",

aber diese mächtigen Bilder schildern eine Altstadt. Die im einzelnen noch unreinen hamburger City-Gedichte George A. Goldschlags, eines neuen Talents, enthalten monumentale Zeilen; er erfaßt die großen Maße der Gegenwart, ohne ihnen zu verfallen.

Martin Thusts „Kierkegaard" [1]

Von Walter Muschg (Zürich)

Wenn es möglich wäre — aber es wird nie geschehen —, daß dem europäischen Menschen (und seinen Literaten) das Wort Gott entzogen würde, so wäre eine der ersten Vorbedingungen für seine religiöse Erneuerung geschaffen. Er stünde dann, verlassen von aller Scheinsicherheit, Aug' in Auge der Leere gegenüber, in der er sich tatsächlich befindet. Er bekäme vielleicht einen Begriff davon, was andere Zeiten betend und singend in jenem Lautgebilde besessen haben. Er wäre, wenn er es überhaupt wollte, nicht imstande, einen neuen Namen dafür zu finden, ohne in die schauerliche Tiefe des Abgrunds, die darin enthalten ist, zurückzusinken.

Jetzt ist es anders: um dieses Urwort ist man am wenigsten verlegen; meist wirkt es so öde, daß Dichter und Theologen sich durch seinen Gebrauch vor jedem diskreditieren, der im Ernst die Wahrheit hören will. Sie scheinen nicht zu wissen, daß es durch das Fegefeuer der Psychologisierung gegangen ist und darin so viel Schale verloren hat, daß die Spötter auch den Kern für zerstört halten. Er ist es nicht. Aber wie wenige zeigen sich imstande, für ihn zu zeugen.

Auch Sören Kierkegaard, der es um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gewaltig tat und darum heute so vielfach aufgerufen wird — am wirksamsten, aber sehr einseitig durch die „Theologen der Krisis" um Karl Barth —, läßt diese Schranke bestehen. Er war trotz allem zu theologisch, um sie mit unbefangenem Auge zu sehen, und ein zu virtuoser Dialektiker, um auf sie verzichten zu können. Ich finde es ein wenig schade, daß die neueste, groß angelegte und in mancher Hinsicht wohl abschließende deutsche Monographie über ihn[1] darauf verzichtet, die psychologisch erfaßbare Hälfte im Gottesbegriff des großen Dänen aufzudecken. Wie vieles steckt kraß darin und also auch in seiner Schwermut, in seiner aufgelösten Verlobung, in der Beziehung zum Vater, im letzten Kampf gegen die Kirche, in der Erschaffung der dichterischen Pseudonyme, was eine solche Erklärung verlangt und ermöglicht. Die Argumente, die Thust gelegentlich gegen diese Forderung herausstellt, reichen nicht an die Klarheit heran, mit der sie zutage liegt. Gewiß ist es zum Bruch mit Regine Olsen nicht nur deshalb gekommen, weil diese „dem Geliebten positiv-religiös nichts sein konnte", und auch daß Kierkegaard „persönlich nicht das Geringste gegen Mynster" gehabt habe, ist sicher nur zur kleineren Hälfte richtig.

Ich stelle diesen Einwand voran, weil er die Grundabsicht dieses glänzend gedachten und gebauten Buchs nicht berührt. Das heißt nicht wenig, denn Thust geht aufs Ganze. Er verzichtet auf Biographie und Zeitgeschichte, um das dialektische Genie ganz in sich selbst und aus sich selbst darzustellen. Er kann dieses Ziel von den besten Tendenzen der modernen Geisteswissenschaft, er kann es aber auch unmittelbar von Kierkegaard selbst empfangen haben, der in der „Wiederholung" erklärt: „Wer nicht das Totale entdeckt, entdeckt eigentlich nichts." Es verdient Bewunderung, wie hier aus der Gestalten- und Gedankenwelt des systemlosen Denkers par excellence ein immanentes Gesetz der Betrachtung abgeleitet wird. Sie zeugt für eine nicht alltägliche Kunst des Verdichtens, Zusammenwebens, der Quer- und Längs-

[1] Martin Thust: Sören Kierkegaard. Der Dichter des Religiösen. Grundlagen eines Systems der Subjektivität. VIII, 619 S. (C. H. Beck, München 1931).

schnitte. Sie fügt den ungeschriebenen Mythus dieser Existenz zusammen: die Bewegung des „Zu sich selbst Kommens" als eine Ordnung von geistigen Bildern in konzentrischen Kreisen. Ihr erster Prozeß, die „Selbstübersteigerung", stellt sich in den Gestalten Don Juans, Abrahams, Hiobs, Don Quijotes und Sokrates' dar, wie Kierkegaard sie sah. Der zweite, die „Selbstentbindung" (d. h. die Abstoßung der Lebensstufen in die geschichtliche Ebene), in den Vorstellungen des Gastmahls, der Verlobung, des Stillstands, des Sündenfalls und der Nachfolge. Der dritte Prozeß, die „Selbstbezeugung", ist die Auseinandersetzung mit den eigenen Vorläufern: mit Jakobus, Climacus, Dante und Luther.

Diese Sinnbilder sind erst das nackte Gerüst und immer nur ein Aspekt der lebendigen Wahrheit, auf die sie deuten. Sie lassen aber schon die dialektisch-systematische Haltung erkennen, auf der das Gebäude ruht. Es ist eine Darstellung von innen her, die aus dem Gegenstand selber ihre Mittel holt. An diesen Grundriß schießen die Tatsachenatome und biographischen Einzelheiten wie Feilenspäne zu einem weitverzweigten, in den Gliedern mannigfach symmetrischen Stern, dessen Anblick und Entstehung ein geistiges Entzücken gewährt. Man vergißt zu fragen, wo denn die niederwerfende Leidenschaft bleibe, die dem Leser Kierkegaards entgegenschlägt. Sie ist tatsächlich in dieses kristallisch reine Bild seiner Existenz aufgelöst, das der abstrakten Formel näher steht als dem Ausbruch des Gefühls und einen Darsteller von großer gedanklicher Zucht verrät. Kein Wunder, daß einige Abschnitte über das Wesen der geschichtlichen Gestalt ihn zu eindrucksvollen Sätzen nötigen, obschon er auch in ihnen nur mit der eigenen Aufgabe beschäftigt ist, sich „auf die Problematik aller Darstellung überhaupt" zu besinnen. Aus dem Zentrum des Buchs strahlt trotz dieser reflektierten Kühle die Idee des existentiellen Lebens und Denkens mit solcher Kraft einer kopernikanischen Schwerpunktsverschiebung, daß sie sich beim Lesen ohne weiteres wieder ins Primäre, in die Leidenschaft umsetzt.

Der Hinweis auf diese formalen Qualitäten des Buchs soll hier genügen. Sie sind es, die ihm das Interesse des Literaturfreundes in erster Linie sichern werden; auch wäre eine materielle Erörterung seiner Ergebnisse hier fehl am Ort und nicht in Kürze durchführbar. Das Genie des Paradoxes, der „Einheit des Widerspruchs" entführt sofort ins Unendliche, man wird nicht fertig mit ihm, und auch dafür ist Thusts Einführung eine Illustration. Er sieht überall Anlaß zu scheinbar endlosen Überlegungen wie sein Meister, zu jener in Wahrheit eminent sachlichen Ausführlichkeit, die den echten Kommentatoren eigen ist. Stellen wir hier nur fest, daß sie uns auch von der Dichtung her bekannt ist: aus der Prosa Kleists oder dem Tonfall jenes Erzählers, dessen Verhältnis zu Kierkegaard noch der Aufhellung harrt: Franz Kafkas. Das Dichterisch-Religiöse, die Grenzbeziehung zwischen diesen beiden Bezirken und etwa die „Schrecken des Verzugs" im Gottesgericht hätten, wenn irgendwo, an diesem Nachfahr eine weitere Erläuterung erfahren können. Das herabsetzende Wort vom „leichtgeschürzten Gewand des Dichters", für das sich Thust allerdings auf Kierkegaard berufen darf, könnte an Kafka seine zeitgemäße Korrektur erfahren. Doch ist es schon genug, wenn die Andeutung dieser Parallele die heimliche Heftigkeit widerspiegelt, mit der dieses Buch aus der Abstraktion ins Lebendige drängt. Seine übermächtige innere Spannung ist nicht schöner wiederzugeben als durch die Distanz zwischen dem Satz der „Krankheit zum Tode": „Wirklicher Ernst liegt nur in dem Gedanken, daß Gott auf den Menschen sieht", und den wundersamen ergänzenden Zeilen, die jetzt in Kafkas nachgelassenen Aphorismen („Beim Bau der chinesischen Mauer") ans Licht gelangt sind: „Wieviel bedrückender als die unerbittlichste Überzeugung von unserem gegenwärtigen sündhaften Stand ist selbst die schwächste Überzeugung von der einstigen ewigen Rechtfertigung unserer Zeitlichkeit. Nur die Kraft im Ertragen dieser zweiten Überzeugung, welche in ihrer Reinheit die erste voll umfaßt, ist das Maß des Glaubens."

Goethe-Studien in Rumänien

Von Jon Sân-Giorgiu (Bukarest)

Das Interesse der rumänischen Literarhistoriker und Germanisten für Goethes Werke und deren Einfluß auf die rumänische Literatur ist in den letzten Jahren gewachsen.

Unter den Arbeiten, die sich mit Goethes Einfluß in Rumänien befassen, müssen wir Jon Gherghels Studie über die rumänischen Goethe-Übersetzungen an erster Stelle nennen.[1] Jon Gherghel hat vorläufig den ersten Band einer Arbeit, die nicht nur Goethes Übersetzungen ins Rumänische, sondern auch Goethes Einfluß auf die rumänische Literatur behandeln soll, herausgegeben. Der erste vorliegende Band bringt neben einer kritischen Bibliographie der Goetheschen Übersetzungen ins Rumänische, auch eine Übersicht des deutschen Einflusses auf die rumänische Kultur. Im ersten Teil dieses Bandes entwirft Gherghel ein Gesamtbild des deutschen Einflusses auf die rumänische Literatur, ohne daß es ihm gelungen wäre, das Problem synthetisch ins Auge zu fassen. Obwohl er manchmal bis in die unbedeutendsten Einzelheiten sich verliert, verkennt er wichtige Etappen des deutschen Einflusses — wie es zum Beispiel mit Jon Budai-Deleanus Wörterbuch, das der Verfasser nicht erwähnt, der Fall ist — und behandelt oberflächlich die Rolle der literarischen Gesellschaft „Junimea" und der Siebenbürger Sachsen.

Das einfache Aneinanderreihen der Übersetzer und Übersetzungen ist kein synthetischer Überblick, so wie die Absicht des Verfassers anfänglich war. Im zweiten Teil seiner Arbeit bietet Gherghel eine chronologische Darstellung der Goetheschen Übersetzungen ins Rumänische dar. Wir machen dem Verfasser keinen Vorwurf, daß er in dieser Abhandlung manche Übersetzung ausgeschlossen hat. Was uns in diesem lobwerten und fleißigen Versuch stört, ist vor allem die äußerst schulmäßige Methode, die Gherghel anwendet. Anstatt schrittweise und chronologisch die Goetheschen Übersetzungen zu verfolgen, hätte der Verfasser wissenschaftlicher vorgehen können. Er hätte, zum Beispiel, seine Studie nach dem Charakter und der Bedeutung der Goetheschen Werke einteilen können, oder er hätte die Entwicklung der rumänischen Übersetzungen nach Wert und Bedeutung der Übersetzer

[1] Jon Gherghel — Goethe in literatura română — Vol. I. Memoriile Academiei Române 1931.

behandeln können. Gherghels Studie ist aber durch ihr reiches bibliographisches Material interessant und nützlich, und für einen künftigen Wissenschaftler eine wichtige Forschungsquelle.
Was man endlich aus Gherghels Arbeit behalten kann, ist die traurige Tatsache, daß nicht einmal Goethes Hauptwerke in einer guten Übersetzung vorliegen. Einige Übersetzungen sind aber trotzdem zu beachten. So Trajan Bratus Übertragungen aus Goethes Dramen („Stella", „Clavigo" und „Egmont"), Orestes „Hermann und Dorothea" und die drei Faust-Übersetzungen von Jon Gorun, J. U. Soricu und Josif Nădejde, davon die ersten zwei in gereimten Versen, die letzte aber in Prosa ist. Erst kürzlich, auf Veranlassung der hundertjährigen Goethe-Feier, erschien in einer beschränkten Luxusausgabe eine Anthologie Goethescher Gedichte in rumänischer Sprache, an der die begabtesten Dichter der neuen Generation mitgewirkt haben.
Der Verfasser dieser Zeilen hat in einer längeren Studie Goethes Einfluß auf den großen rumänischen Dichter Mihail Eminescu festzustellen versucht.[1] Nachdem er im ersten Kapitel die Beziehungen Eminescus zu Goethe behandelt und den Einfluß des „Faust", von „Hermann und Dorothea", mancher Epigramme und Xenien und gewisser philosophischen Gedichte („Urworte") feststellt, beschäftigt er sich in den nächsten Kapiteln mit dem Interesse, das Eminescu dem „Westöstlichen Divan" zeigte. Auffallend sind zum Beispiel die Spuren, die das „Buch Suleika" in Eminescus Lyrik hinterläßt. Eminescus schönste und reifste Dichtung „Luceafărul" (Der Abendstern) scheint dem Goetheschen Gedicht „Hochbild" manche Züge zu verdanken. —
Unter den rumänischen Goethe-Studien ist Lucian Blagas „Daimonion" die interessanteste und die originellste.[2] Der junge Dichter und Philosoph bemüht sich hier, das Dämonische im allgemeinen zu erörtern und stellt in den Mittelpunkt seiner Arbeit Goethes Dämonismus, den er ausführlich zu erklären versucht. Blaga nennt das Dämonische bei Goethe „eine magische Kraft, einen positiven Geist des Schaffens, der Produktivität und der Tat". Der Verfasser bemerkt richtig, daß Goethes Dämonismus eine aktive Kraft ist und daß er von der Tat nicht getrennt werden kann. Ihm wohne etwas Schicksalsartiges inne. An Hand der Eckermannschen Gespräche hebt Blaga die unbewußte Grundlage des Dämonischen hervor, dessen Schaffen und Tätigkeit schicksalsartig sei. Für Goethe war also das Dämonische „ein weiterer Begriff als das Genie"; denn es gäbe dämonische Naturen ohne Genie, aber keine genialen Menschen ohne Dämonismus. Der Verfasser unterscheidet schließlich das Urdämonische, das magischen Ursprungs ist, von dem späteren, schaffenden Dämonismus. Blaga hat, in seiner plastisch geschriebenen Arbeit, das Dämonische bei Goethe mit Scharfsinn erörtert, ohne aber darin den Ausgangspunkt für Goethes Persönlichkeit zu sehen.
J. E. Toroutiu, seinem Beruf nach Verleger, aber in seinen Mußestunden volkstümlicher Germanist, hat vor kurzem ein Kapitel seiner geplanten Goethe-Biographie veröffentlicht, das sich mit „Hermann und Dorothea" beschäftigt.[3] Was Toroutiu hier Neues bringt, ist die Übersicht und die Kritik der vier rumänischen Übersetzungen des berühmten Goetheschen Epos.
Zum Schluß müssen wir hier noch die vor kurzem erschienene „Zeitschrift der rumänischen Germanisten", die unter der Leitung des bukarester Universitätsprofessors Simeon Măndrescu steht und deren erste Nummer Goethe gewidmet ist, erwähnen.[4] Sie enthält Abhandlungen von Professor S. Măndrescu, Professor Victor Morariu, Professor Sân-Giorgiu, Professor B. Capesius, Jon Gherghel und J. E. Toroutiu. Goethe als nationaler Dichter (Măndrescu), als Persönlichkeit (Sân-Giorgiu) und als Lieblingsdichter der rumänischen Schriftsteller (Gherghel und Toroutiu) sind die Hauptthemen der Abhandlungen, welche die erste Nummer dieser rumänischen Fachzeitschrift für deutsche Literatur enthält. Hoffentlich wird es den rumänischen Germanisten gelingen, ihre opfervolle Arbeit durchzusetzen und diese Zeitschrift auch volkstümlich zu gestalten.

Proben und Stücke

Lust zu leben. Von W. E. Süskind

(Aus: Um uns die Stadt. Eine Anthologie neuer Großstadtdichtung. Herausgeber Robert Seitz und Heinz Zucker. Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin[5])

Wenn du die Straße ganz hinuntergehst
Und Jahre an ein Antlitz blind verschenkst
Und deinen Schritt in Wälder lenkst,
Und deine Tage nur mit Träumen füllst —
Und deine Nächte sind ja so schon still —
Dann merkst du doch, wenn du im Winde stehst,
Daß dir kein andres Wesen wachsen will
Und daß du immer nur dich selbst verhüllst;
Ach wären nur die Tage wie die Nächte still.

Aber die Straßen entlang zu gehn
Ist rätselvoll
Und aus sonniger Luft und summender Hitze
Plötzlich dein Bild empfangen, —
Die wehklagende Nacht hören
Und ihre Hand auf sich fühlen mit einem Mal,
Das alles ist rätselvoll.
Vor deinem weißen, müden Gesicht plötzlich stehn
Und wortlos und schwerfällig von dir gehn,
Ist rätselvoll.

---

[1] Jon Sân-Giorgiu — Eminescu si Goethe — Edit. „Ramuri" — Craiova 1929.
[2] Lucian Blaga — Daimonion — Edit. „Societatea de Mâine" — Cluj 1930.
[3] J. E. Toroutiu — Hermann si Dorothea — Tipografia „Bucovina", Bucuresti 1931.
[4] Revista Germanistilor Români — Anul I., No. 1—22. Martie 1932.
[5] Vgl.: Ernst Lissauer: Die Großstadt und die Dichter (L. E. XXXIV, 556).

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Anton Wildgans

„Anton Wildgans stammte aus einer alten wiener Bürgerfamilie. Seine Vorfahren sollen ein altes Wirtshaus ‚Zur Wildgans' betrieben haben, aber das ist sehr lange her. Am 17. April 1881 ist er geboren, in der Kaiserstadt aufgewachsen, in sie hineingewachsen, aus ihr heraus geistig entwickelt und gereift. In seiner Selbstbiographie spricht er von der tiefen Verwurzelung seiner Persönlichkeit mit dem alten Wien, das noch so eine Art byzantinische Residenz war. Unter Seelenqualen und Krankheiten peinigt er sich durch das Gymnasium. Dann gerät er, vielleicht aus einer Herzensnot heraus, in den Gerichtsdienst. Daneben schreibt er seine ersten Gedichte, die in dem Band ‚Herbstfrühling' vereinigt sind. Ein seltenes Buch voll seelischer Aufrührungen, das zu meiner Gymnasialzeit mit zitternden Händen unter der Bank weitergegeben wurde. Das war neu in der Sprache, im Ausdruck, im Gefühlsleben. Ebenso sein zweiter Band ‚Und hättet der Liebe nicht...' — Dann ging Wildgans mit einem vermögenden Freund auf eine Weltreise. Aber nirgends in seinen Werken finden wir einen Niederschlag, einen Eindruck von dieser Reise. Der Mensch hat durch diese Reise wohl an Erfahrungen und Reife zugenommen, der Dichter aber ist von allem unberührt geblieben." H. J. Gigler (D. A. Z. 206).

„Sein erstes, kurz vor dem Krieg geschriebenes Drama ‚In Ewigkeit Amen', das dem damaligen Juristen Wildgans ein schönes Zeugnis menschlichen Mitempfindens für die sündige Kreatur ausstellt, zeigt schon die ganze Zwiespältigkeit des Dramatikers, der zwischen sozialer Anklage und lyrischer Verklärung unentschieden hin und her schwankt. Die melodramatische Gefühlsmusik überwuchert auch in den beiden während des Krieges entstandenen Schauspielen ‚Armut' und ‚Liebe' den dramatischen Konflikt. Wildgans konnte sich nicht entscheiden. Er wollte in ‚Armut' eine neue soziale, in ‚Liebe' eine neue Geschlechtsmoral verkünden — das literarische Vorbild Wedekinds ist unverkennbar —, aber er blieb in psychologischen Nebeln stecken, in denen gleichnishafte Dialoge, hymnischer Vers und bei völliger Sprachverstummung ‚erlösende' Musik seltsam durcheinanderbrauten als späte österreichische Spiegelungen Strindbergischer Theatersymbolik. Echt österreichisch war bei Wildgans auch die Lust am Formenspiel, am Verwenden literaturgeschichtlich geheiligter Kunstmittel, hinter dem sich freilich nicht selten die Unsicherheit in der eignen Formprägung verbarg. So verfiel er auf den seltsamen Gedanken, sein Kriegsepos ‚Kirbisch oder der Gendarm' in den idyllischen Hexametern von ‚Hermann und Dorothea' zu verfassen, anderseits aber zeigt gerade dieses Werk in der leuchtenden Liebe zu seiner österreichischen Heimat Wildgans von einer seiner besten und echtesten Seiten." (Köln. Ztg. 245.)

„Der Dichter nahm den Ruf an die Spitze des wiener Burgtheaters an, nahm ihn mit der Tiefe einer Verkennung an, der nur ein Weltabgewandter fähig sein



Anton Wildgans
Zeichnung von B. F. Dolbin

konnte. Er, der mit den Härten und Fährnissen eines hyperempfindlichen, auf jeden von außen oder von innen kommenden Hauch stärkstens reagierenden Betriebs überhaupt nicht vertraut war, gab sich der Meinung hin, mit seiner Berufung habe die Morgenröte des nur künstlerischen Theaters begonnen: der Dichter als Theaterleiter, der Dichter, der auf nichts anderes Rücksicht zu nehmen hat als auf Qualität des Werks und der Künstler dies- und jenseits des Vorhangs! Kränklich von Natur aus, stürzte er sich mit der Besessenheit eines, der glaubt, seine Ideale durch persönlichen Elan in Wirklichkeit umzusetzen, in seine neue Arbeit,

mit dem Gefühl, daß die eigene Kraft ausreiche, sogar die Berge dieses nicht nur durch edle Tradition überalterten Instituts zu versetzen, um es in ein Theater unbedingter Kunst zu verwandeln.
Er scheiterte, mußte scheitern, weil er seine Träume für Wirklichkeiten hielt und das Vorhandensein der realen Gegebenheiten mit seinem allem Unbedingten zugewandten Dichterherzen bestritt. Krank und verbittert trat der ab, der des Gottes voll angetreten war und der bei Amtsübernahme gehofft hatte, sein heißes Kunstgefühl werde sich auf seine Mitarbeiter, denen er auch das Publikum zuzählte, übertragen. Er ging in seine Dichterstube zurück: um einen amtlichen Titel reicher, um einige Ideale und erheblichen Nervenvorrat ärmer. Man sprach ‚oben' schlecht von seiner Amtsführung, die so gar keine Rücksicht auf Kassenerfordernisse nahm." Franz Horch (B. B.-C. 233).
Vgl. auch: M. J. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 123); Emil Faktor (B. B.-C. 206); —ck (Frankf. Ztg. Ab. — 1 M. 391/92); hs. (B. T. 209); Egbert Delpy (Leipz. N. Nachr. 125); Paul Stefan (N. Zür. Ztg. 835); ag. (Bund, Bern, 206); Prag. Pr. 123; Rudolf List (Graz. Volksbl. 106); Karl Lahm (Voss. Ztg., Unt. Bl. 149).

*

Sigrid Undset

(Zum 50. Geburtstag)

„Am 20. Mai 1882 wurde Sigrid Undset in Kallundsborg, auf Seeland in Dänemark, der Heimat ihrer Mutter, geboren. 1886 kehrte die Familie nach Oslo zurück, wo ihr Vater, der in Drontheim geboren war, als Archäologe ein großes Ansehn genoß. Die Wissenschaft des Vaters hat später in bedeutendem Ausmaß ihr Schaffen befruchtet. Von ihm erbte sie die Liebe zur vaterländischen Vergangenheit, die mehr bedeutet als wissenschaftliches Interesse; denn nur ihre Liebe zum Kleinsten und zum scheinbar Unbedeutenden machte es ihr möglich, die Vergangenheit zum wirklichen Leben zu erwecken. Leider starb ihr Vater schon, als sie elf Jahre alt war. Die Lage der Hinterbliebenen war keineswegs glänzend zu nennen. Nachdem Sigrid Undset ihr Mittelschulexamen abgelegt hatte, wäre sie gern Malerin geworden. Sigrid Undset mußte diesen Wunsch begraben. Sie besuchte eine Handelsakademie und wurde mit sechzehn Jahren Kontoristin. Sie war eine tüchtige kaufmännische Angestellte. Sie wäre auch in diesem Beruf geblieben, wenn ihre Romane nicht die Aufmerksamkeit der Kritik auf sich gezogen hätten. Dadurch war es möglich, daß ihr ein Stipendium bewilligt wurde. Mit dem Geld ging sie nach Rom.
1912 heiratete sie, lebte noch längere Zeit im Ausland und kehrte dann in die Heimat zurück. Im Gudbrandstal bei Lillehammer lebt sie seitdem auf eigenem Gutshof das tätige Leben einer Mutter und Gutsfrau, die am Tage die kleinen und so unendlich wichtigen Pflichten einer Hausfrau erfüllt und bis in die tiefe Nacht hinein an ihren Werken schafft. Von diesem stillen Platz aus traten ihre großen Werke den Weg in die weite Welt an und verhalfen ihr zu dem Ruhm, der 1928 durch die Verleihung des Nobelpreises auch äußerlich bestätigt wurde." Georg Schäfer (Köln. Volksztg. 140).
„Sigrid Undset, die in diesen Tagen ihr fünfzigstes Lebensjahr vollendet hat, tat nach der Vollendung der beiden großen Epen den Schritt, der ihr in ihrem Hei-



Sigrid Undset
Zeichnung von B. F. Dolbin

matlande sehr verdacht worden ist: sie trat aus der evangelisch-lutherischen Nationalkirche aus und zum katholischen Glauben über. Müßig, zu erforschen, aus welchen Gründen: gewiß nach schwerem Ringen, dann aber mit entschiedener Glaubenstreue in jeglicher Konsequenz. Der Niederschlag des Religionswechsels spiegelt sich in den beiden nächsten und letzten Romanen, die sich wieder der Gegenwart zuwenden, in ‚Gymnadenia' und ‚Der brennende Busch', beide wiederum eine Einheit als Entwicklungsroman umfassenden Stils, der nun — die Wandlung vertiefend — gewonnene Erkenntnis zur letzten — allerdings nicht in allem befriedigenden — Vollendung bringt." D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. 21).
„Die Gestaltungskunst Sigrid Undsets zeigt sich vor allem darin, daß es ihr gelingt, trotz treuester Wieder-

gabe der kleinsten Alltagsgeschehnisse zu visionärer Bildwirkung vorzudringen. Schon in ihren Schilderungen ist so ein balladesker Ton spürbar, der bei der Schicksalsbewegung ihrer Gestalten Melodie wird. Diese Melodie umschwingt die Haupthandlung, die vornehmlich von dramatisch gesteigerten Dialogen getragen wird. Aber alles Gesprochne ist nicht eindeutig, sondern bleibt gewissermaßen geheimnisvoll: Erkenntnis wird uns nur im Gleichnis geschenkt." Max Tau (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 20).

„Sigrid Undsets erster Roman hieß ‚Jenny', das war ein Zeitroman, die seelische Situation der norwegischen Jugend war das Thema, und das Buch hatte Erfolg. Die 24jährige Schriftstellerin bekam sogar ein Reisestipendium und fuhr, natürlich, nach Italien. Ihr zweites Buch ‚Frühling' ist wieder ein Zeitroman, das große Problem ist die Ehe, und hier beginnt eigentlich ihre Entwicklung. Sigrid Undset versteht Frauencharaktere so gut darzustellen, daß man nur sagen kann, sie ist eine geborene Psychologin. Außerdem sieht sie die Schwierigkeiten des Zusammenlebens heutiger Menschen sehr wohl, und zwar so genau, daß sie sie nicht mehr erträgt. Sie sieht zu klar, als daß sie den rein künstlerischen Standpunkt (das Leben darzustellen, nicht zu ändern) beibehalten könnte, ist vielleicht auch für eine solche Objektivität zu sehr Frau, sie will ändern, sie muß ändern, sie wird die Schwierigkeiten beseitigen — oder ihnen entfliehen.
Sie flieht. Sie flieht in ein Mittelalter, in dem die Menschen nicht ‚frei' sind wie wir, in dem unsere Tragödien nicht möglich sind, weil die Ehe ein heiliges Sakrament ist. Die düstere Größe und grausame Strenge des religiösen Gesetzes ermöglicht also für Sigrid Undset ein Leben in größerem seelischen Stil als die Gegenwart. Darum: Flucht ins Vergangene, Flucht in die Kirche, Flucht ins Monumentale, rette sich aus der Gegenwart, wer kann. Darum also historische Romane, drei Bände ‚Kristin Lavranstochter', vier Bände ‚Olav Audunsson'. Und als Sigrid Undset nach diesen grandiosen Fluchtversuchen in die Gegenwart zurückkehren will, hat sie von der Kunst, die noch in ihrem ersten Monumentalgemälde aus dem 14. Jahrhundert alles andere übertäubte, bereits das Schönste, das Musische verloren: ‚Gymnadenia' und ‚Der brennende Busch' sind Tendenzromane und erinnern an die Fünfjahrplanromane großer Russen: sie haben alle etwas Aufgepfropftes, Übertünchtes, Unzugehöriges, Ungestaltetes, aber man merkt noch an dem toten Stumpf, wie mächtig war die Eiche." Leo Hirsch (B. T. 235).

Vgl. auch: Ernst Alker (Germ. 138); Käthe Miethe (D. A. Z. 227); Junghans (Kreuz-Ztg. 139); Hugo Kubsch (Deutsche Tagesztg., Leben 139); Friedrich Lichtnecker (Vorw., Abend 234); Juliana von Stockhausen (Münch. N. Nachr. 134); Hanns Martin Elster (Saarbr. Ztg. 136); L. v. G. (Münch. N. Nachr., Frauen-Ztg. 137); Johannes Langfeldt (Königsb. Allg. Ztg., Frauen-Ztg. 10 u. a. O.); Kurt Münzer (N. Zür. Ztg. 926); Eugenie Gleich (Mannh. Tagebl., Süddeutsche Frauenpost 9); von M. Sukennikow (Frankf. Ztg., Frau 9); N. Bad. Landesztg. 248; „Die Kelchträgerin." Von Josefine Widmar (Reichspost, Wien 140); „Sigrid Undset und der Norden." Von Emil Mika (B. B.-Ztg., Kunst 116); „Sigrid Undset an die Frauen." Von Käthe Miethe (Bund, Bern, Frauen 227); „Knut Hamsun und Sigrid Undset." Von Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 20, 21); „Katholizismus im Norden. Das Werk der Nobelpreisträgerin Sigrid Undset." Von Hans Harder (Westfäl. Volksbl. 115).

*

Zur deutschen Literatur

„Auf den Spuren Goethes." Von Paul Kaufmann (Köln. Volksztg. 132).
„Von Doctor Faustus zu Goethes Faust." Von Georg Witkowski (Leipz. N. Nachr. 127).
„Goethes ‚Novelle'." Von Helmut Feucht (Staats-Anz. f. Württ., Bes. Beil. 4).
„Goethe und die deutsche Sprache." Von Richard Newald (Köln. Volksztg. 142).
„Goethe, die bildende Kunst und die Kritik oder Der Ring des Polykrates." Von Paul F. Schmidt (Köln. Ztg. 233).
„Goethe, der Kosmologe." Von Curt Hotzel (Karlsr. Ztg., Wissensch. 20).
„Goethe und seine Welt." Von Fritz Schober (ebenda).
„Bilanz der Goethe-Literatur." Das Goethe-Buch von P. Friedrich Muckermann (Köln. Volksztg. 128).
„Goethe und Cuvier." Von L. (B. B.-Ztg., Kunst 110).
„Der Freund Goethes: Carl Friedrich Zelter." Von Karl Holl (Frankf. Ztg. Ab. — 1 M. 356/57).
„Zelter. Zum 100. Todestag." Von Ernst Lissauer (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 134).
—, —. Von F. Cronheim (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 20).
—, —. Von Johannes Heinrich Braach (Saarbr. Ztg., Gegenw. 131).
„Novalis, der deutsche Romantiker." Von Rudolf Ableiter (Ostpreuß. Ztg. 122 u. a. O.).
„Johann Nestroy." Von Ernst Görlich (Reichspost, Wien, 145).
„Im Schatten des Todes. Adalbert Stifters letzte Briefe." Von Robert Braun (D. A. Z. 227).
„Hebbels Hymnus an die Mutterliebe." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wiss. 19).

*

„Der Fall Langbehn." Von Paul Friedrich (B. B.-Ztg., Kunst 121).
„Der Rembrandtdeutsche [Langbehn]." Von Hanns Martin Elster (Köln. Ztg. 242).
—, —. Von Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 118).
—, —. Von Richard Bahr (Stuttg. N. Tagbl. 200 u. a. O.).
—, —. Von Max Peschmann (Ostpreuß. Ztg. 121).

„Der Teufel muß dieser Seele immer sehr nahe gewesen sein.' Der Fall Langbehn-Nietzsche. Unbekannte Briefe Peter Gasts." Von Albert Pfeiffer (B. T. 229).

*

„Ein vergessener Dichter: Carl von Freymann." Von Siegfried von Vegesack (B. B.-C. 217 u. a. O.).

„Amara George, eine vergessene nürnberger Dichterin." Von Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 101).

„Karl Mays Schicksal." Von P. H. (B. B.-Ztg., Kunst 111).

„Walther Heymann." Von Julius Bab (B. T. 234).

„Leo Berg." Zu seinem 70. Geburtstag. Von J. E. Poritzky (B. T. 200):

„Leo Berg, das heißt Feuer denken. Leo Berg, das ist der Rebell, der gegen Gott und die Welt aufbegehrt; das ist der Geist, der alles verneint, der große Visionen einer Welt in sich trägt, in der alles schöner, alles vollkommener ist. Leo Berg, das ist die Leidenschaft im Geist und die mephistophelische Flamme im Wort. Das ist der Sturm, der niederreißt, zerbricht, zertrümmert, aufrüttelt, aufreißt. Solchem Auftrieb entspricht auch der Verein ‚Durch!', den er gründet und der in der deutschen Literaturgeschichte eine große Rolle spielen wird. Gerhart Hauptmann, Otto Erich Hartleben, Otto Julius Bierbaum, Hermann Conradi, Rudolf Steiner, Walter Leistikow, Karl Bleibtreu, Wilhelm Bölsche, Bruno Wille, die Harts — alle sind sie dabei, immer mehr, immer mehr: Wolfgang Kirchbach, Willy Pastor, Peter Baum, Constantin Brunner, Richard Dehmel, Paul Scheerbart, Felix Holländer, Detlef von Liliencron — ohne Ende! Wer, der in Bergs Bereich lebt, könnte stagnieren?"

„Der junge Schnitzler. Erinnerungen zu seinem 70. Geburtstag." Von Georg Hirschfeld (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 133).

„Der einsame Arthur Schnitzler." Von Franz Werfel (Prag. Pr. 133).

„Arthur Schnitzler." Von Bernhard Blume (Stuttg. N. Tagbl. 221 u. a. O.).

—, —. Von Hanns Martin Elster (Saarbr. Ztg., Gegenw. 131).

*

Zum Schaffen der Lebenden

„Der intime Gerhart Hauptmann." Von Ernst Heilborn (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 18):

„Bilder, viele Bilder um ein Bild. Wenn Hans von Hülsen von seinem Gerhart Hauptmann erzählt, so kommt es ihm nicht auf literarhistorische Würdigung, nicht auf Biographie im eigentlichen Wortsinn an. Bilder, immer neue Bilder. Hülsens eigene Palette wird darüber bunt an Farben, die vielen Bilder schließen sich zu einem Bild zusammen. Das leuchtet. In das blickt man sich tiefer ein. Und nun ist es doch nicht die Farbenfülle auf der Palette, die dem Bild Gerhart Hauptmanns so eigenen Glanz verleiht, vielmehr, der Glanz stammt aus dem Herzen. Für den Freund legte der Freund Zeugnis ab. Ein prachtvolles Buch, und eins, mit dem man sich befreundet."

„Frankfurt ehrt Hauptmann [Goethe-Preis 1932]." Von Otto Brües (Stadt-Anz., Köln, 215).

„Stefan George und das Christentum." Von H. Lützeler (Köln. Volksztg. 147).

„Ludwig Finckh." Von Max Wachler (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 19):

„Finckhs Gesamtschaffen ist ein wesentlicher Teil des aufbauenden Schrifttums. Alle seine Werke sind innerlich und in ihrer sprachlichen Form echt deutsch. Durch Wort und Schrift ist Finckh unablässig tätig, den deutschen Gedanken daheim und bei den Auslandsdeutschen zu stärken. Alle vaterländisch gesinnten Volksgenossen sollten daher dem schwer ringenden Dichter durch Erwerb seiner Schriften einen Teil des Dankes abtragen, den wir alle dem treuen Schwaben Ludwig Finckh schuldig sind."

„Friedrich von Gagern." Von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., Gegenw. 119).

„Erlebtes Leben. Rudolf G. Bindings Persönlichkeit." Von Hans Lorenz Lenzer (Köln. Ztg., Lit. 20):

„Der Dichter Rudolf G. Binding ist selbst jenen Menschen unvertraut, die Dichtung lieben wie Sonnengärten, die bei Tage und bei Nacht den Zauber ihres Lichts und Dufts verschwenden. Aus dem Gehege einer gutverwahrten Eigengesetzlichkeit ist wenig vom Schimmer seiner Züge sichtbar geworden. Spärlich ist seine Stimme hervorgedrungen; viele Jahre hat er geschwiegen, und wenn er, wie in den letzten Jahren, starke und bewegte Worte der Gedenkrede gesprochen hatte, verdämmerte doch wieder mit der verblassenden Zeit der Umriß seiner seltenen Gestalt.
Der Dichter Binding trägt dies Schicksal, ein auf hundert andere tödlich wirkendes Schicksal, gelassen und mit lächelndem Ernst. Mehr als sechzig Jahre währt sein Leben, und an der Schwelle des Spätalters bringt er dem Leben das schönste Opfer, das es geben kann; er bleibt in einer klaren Milde und in einer schlichten Güte eingedenk des Wortes, das seinem Vater Segensspruch am Ende seiner Erdentage wurde: ‚Haltet mich nicht auf, denn der Herr hat Gnade gegeben zu meiner Reise.' Den Dichter aufzuhalten plagen ihn die Enge des Erlebens, die Welle des Werks und das Glück der Geltung. Aber von alledem hat dieser Dichter sich kaum geplagt gesehen. Er hat es als einer der wenigen Weisen so einzurichten gewußt, daß ihm das Verhängnis der Schwachen, die zweifelhafte Wirkung und die unerfüllte Hoffnung unter der eigenen sicheren Hand zum Stab des Starken geworden sind."

„Der Weg eines Schriftstellers." Von Alfons Paquet (Frankf. Ztg., Ab. — 1 M. 363/64).

„Richard Billinger, ein neuer österreichischer Dichter." Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Lit. 19).

„Orgelbauer Hans Henny Jahnn." Von Rudolf Maack (B. T. 200).

„Josef Magnus Wehner." Von Werner Deubel (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 18):

„Wehner ist in einem Dorf der Rhön geboren. Im uralten Fulda verbrachte er seine Gymnasialjahre. Damit sind die beiden mächtigsten Komponenten seines frühen Dichtertums gegeben: Das Bäuerische und das Katholische. Diese Mischung ist eine der gesündesten. Wir kennen sie etwa von Richard Billinger, Max Mell und Wehners fränkischem Landsmann Leo Weismantel. Aber für diese drei wird jene Mischung Bereich, Grenze, dumpfe oder bunte, inbrünstige oder schon literarisch gefährdete Prägung; für Wehner bleibt sie nur Quelle, Jugend, Anlauf. Hierher gehören sein Bauerndrama ‚Das Gewitter', sein Hexameterhymnus auf das Jugenddorf ‚Der Weiler Gottes' und vor allem sein erster Roman ‚Der blaue Berg'."

„Paul Alverdes." Von Karl Aug. Kutzbach (ebenda).

„Hermann Eris Busse." Von Hans Friedrich Blunck (ebenda).

„Die ostpreußische Dichterin Johanna Wolff." Von Sophie Rode (Schles. Ztg. 257):

„Die kraftvolle, blutwarme Persönlichkeit dieser Dichterin ist in ostpreußischer Erde gewachsen. In Tilsit begann am 30. Januar vor 74 Jahren ihr Dasein in Armut und Enge. Früh verwaist, hat sie ihr Leben herzhaft angefaßt und es in Jahren harter, verantwortungsvoller Arbeit tapfer bezwungen; sie ist z. B. als Krankenschwester auch durch die Hölle der hamburger Cholera-Epidemie gegangen. Ein gütiges Geschick schenkte ihr freundlichen Ausgleich in der schönen Harmonie einer beglückenden Ehe und in der Wundergabe dichterischen Schaffens. Die herrliche Kraft und Fülle ihrer Lyrik, in der sich ihr Talent zuerst offenbarte,

nötigten Dichtern wie Liliencron und dem Schweizer Carl Spitteler begeisterte Bewunderung ab für das kongeniale Künstlertum Johanna Wolffs."

„Ruth Schaumann." Von Hanns Martin Elster (Saarbr. Ztg., Gegenw. 119).

„Fanny Wibmer-Pedit." Von Otto Forst de Battaglia (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 166):

„Sie ist ein ursprüngliches, echtes und, was nicht minder wertvoll ist, seiner Grenzen bewußtes Talent. Kein überragendes, blendendes, doch eins, das die Unterhaltungsliteratur um viele lebenswürdige Bücher zu bereichern verspricht und vom Hauch der dichterischen Gnade mehr als einmal gestreift wird."

„Die Dichterin der ‚Hörenden Herzen': Margarete Seemann" (Reichspost, Wien, 122):

„Margarete Seemanns Dichtertum, das aus einem unerschütterlichen Optimismus und Gleichmaß der Seele quillt, offenbarte bereits ihr erstes größeres Werk, die Trilogie ‚Hörende Herzen' (1926), je ein Buch von Gott, von Liebe und von der Seele umfassend, Skizzen, Novellen und Aphorismen aus dem Geist edelster Menschlichkeit."

*

„Albert H. Rausch." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Wilhelm Braun (Oberhess. Anz. und Friedberger Ztg. 104):

„Schönheit ist für Rausch metaphysisches Symbol. Das scheidet seine Kunst grundsätzlich von aller bloßen Ästhetenkunst (‚l'art pour l'art'), die nur sinnlich ist und nicht auch sinnvoll, d. h. geistig; zugleich aber auch von der verstandesmäßigen Routine der ‚Tagschreiber', dieser ‚ewigen Kostgänger im Wirtshaus des Geistes', denen die tiefe ‚Rückverbindung' fehlt, und die Verstand und Berechnung an die Stelle von Form und Stil setzen. Diese ‚säkularisierte' Schriftstellerei, die mit Roman und Reportage den Büchermarkt geradezu überschwemmt, weiß deshalb nichts von ‚Schönheit' in jenem tiefen Sinn. Ihre ‚Kunst' ist interessant, belehrend, unterhaltend und spannend; Rauschs Dichtungen aber haben jene innere Form, und so bedürfen sie nicht all der Handlungs- und Spannungsmomente, all der ‚Steigerungen' und Plattheiten, denen diese ‚moderne Literatur' ihre Auflagen verdankt. Freilich werden Leser, die nach Sachwissen oder gar nach Lösung und Erlösung verlangen, nur wenig mit einem Werk anfangen können, über dem als tiefste Erkenntnis die Worte stehen: ‚Die Künste vertiefen alles und lösen nichts.'"

—, —. Von Will Scheller (Kasseler Post 123).

„Karl Graf von Berlepsch. Zum 50. Geburtstag." Von Will Scheller (ebenda 138).

—, —. Von yx (ebenda 133).

„Zu Arthur Kahanes 60. Geburtstag." Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg. 203):

„Was Kahane schreibt, gibt nie den Eindruck des Ganzen der Erscheinung. Sie bricht sich in den Büchern und deren darstellender Ausstrahlung. Es ist eine Freude, seine wissenden Darstellungen, wie die Romane ‚Willkomm und Abschied' und ‚Tarnkappe' zu lesen, die etwas dünn sind, aber durch ihre Kenntnis des Menschlichen bereichern. Man liest auch gern seine Aufsätze, die die Ironie meistern, aber auch das gläubige Bekennertum des Herzens haben, Hingabe und Verehrung. Aber das Ganze des Wesens offenbart sich eher im Gespräch."

„Der Dramaturg." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. Ab. — 1 M. 323/24):

„Dieser Dramaturg, den ich hier meine und der am 2. Mai seinen sechzigsten Geburtstag feierte, ist der Lyriker unter den Dramaturgen, der romantische Traumwandler zwischen Kulissen und Rendantenschreibtischen, der wollüstigste Liebhaber des Theaters, der ewig tumbe reine Tor in einer Märchenwelt, in der die Kasse weggemogelt wird und nur das Phantasiereich eines Eichendorffschen Taugenichts übrig bleibt — der durch Wälder wandert, die gemalt sind; der die Welt und den Himmel und die Hölle durchfliegt — auf einem Bürostuhl im Deutschen Theater an der Schumannstraße. Es ist Arthur Kahane, der nun sechzig Jahre alt wird im Schicksalsjahr, da Reinhardt, sein Herr und Gott, von Berlin abgeht. Arthur Kahane, der Paladin, der Vermittler der Dämonen, der Topfgucker der Proben, der Genießer aller Augenfreuden, Beschwichtiger der Mimen, Tröster der Dichter — der Gute, der Stille, der Weise. Der Poet unter den Dramaturgen."

—, —. Von Emil Faktor (B. B.-C. 203).

—, —. Von P. H. (D. A. Z. 205).

„Briefe an Arthur Kahane." Von Gertrud Eysoldt (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 121).

*

„Lebendige Romane: ‚Komödie der Liebe' und ‚Schattenfänger' von Walther von Hollander." Von Karl Joho (Karlsr. Tagebl. 177):

„In der ganzen Führung des erstaunlich scharf beobachtenden Romans (‚Komödie der Liebe') — der ehrliche Leser selbst sieht sich mehr als einmal peinlich echt enthüllt — leuchtet der unbestechliche Verstand Walther von Hollanders, dessen ätzende Durchdringungskraft durch eine ebenfalls in dieser Manifestierung nur ihm angehörende Güte und Liebe gemildert wird. Etwas genauer gesagt: ein gelinder Sarkasmus und ein Lächeln darüber, daß man eben die Menschlein nehmen muß wie sie sind, entgiftet die zuweilen bedrohliche, unausgesprochene, aber fühlbar heimlich schwelende Verachtung der erlauchten Species Gegenwartsmensch. Wenn unser Zeitalter hinabgegangen sein wird und ein Soziologe geschichtliche Studien machen will, wird er in Hollanders Gesellschaftsromanen ohne weiteres den echten Menschen jener Vergangenheit abstrahieren können."

„‚Ostwind' [August Scholtis]." Von Herbert Jhering (B. B.-C. 230):

„‚Ostwind' heißt das Buch; und so ist es. Ein Roman der oberschlesischen Landschaft und doch fern von aller treuherzigen Heimatskunst. Ein Roman der oberschlesischen Menschen, und doch fern von aller Schönfärberei. Ein Roman der oberschlesischen Sagen, und doch fern von aller Mythenmacherei. Diese Kapitel sind bitter und scharf. Sie beizen die Augen. Noch ihre Lyrik ist Angriff und ihre Idylle ist Hohn."

„Ein Oberschlesien-Roman: ‚Ostwind' von August Scholtis. Von Hermann Sinsheimer (B. T. 234):

„Dichter, zukunftsvollster Dichter ist Scholtis in allem Figürlichen. Dies ist der Reichtum des Buchs. Dieses Figürliche entfaltet sich in ungemein vielen und farbigen Episoden, die neben der Handlung herlaufen und in die Handlung hineinspringen. Sie wird dadurch im besten künstlerischen Sinn ‚sprunghaft'. Darin liegt das Geheimnis ihres bei aller Breite furiosen Tempos."

„Die Legende vom Kaczmarekmenschen [Scholtis]." Von Alfons Hayduk (D. A. Z., Unt.-Bl. 239).

„Ein Roman der Arbeitslosigkeit: ‚Vor den Fenstern' von Georg Rendl." Von Max Herrmann-Neiße (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 21):

„Rendls Roman malt sein Menetekel desto eindringlicher an die Wand unserer Krisenwelt, als er auf die Schwarzweißmanier primitiver Tendenzliteratur verzichtet und auch im eigenen Lager den Menschen zeigt, wie er im Grund ist: mit aller Grausamkeit, mit aller Güte, mit Gemeinheit und Liebe'."

„Ein deutscher Zeitroman: ‚Ball auf Schloß Kobolnow' von Henry Benrath." Von H. P. M. (Basl. Nachr., Lit. Bl. 20):

„Das ganze Buch ist ein mit großer Kunst gefügter Dialog. Das ist die Eigenart der Form: Wir lesen Dialog, aber kein Theaterstück, sondern einen Roman. Das Epische des Romans wird durch das prägnante Gespräch ausgedrückt. Im Gespräch wird das leuchtende Fest, das die Keime des Verfalls birgt, wird die ganze Gesellschaft lebendig. Jene Wahrheiten, die die geistige Umschichtung einer menschlichen Gesellschaft enthüllen, die den wahren adeligen Menschen zeigen, die auf die lächerlichen Salatköpfe eines verbrauchten Namensadels weisen, eröffnen sich in einem konzentrierten Gespräch. Aber das Buch ist ja nicht eine düstere Totentanzmalerei, sondern eine kostbare menschliche Komödie."

„Westöstliches Lustspiel." Bemerkungen zu ‚Ball auf Schloß Kobolnow'. Von —y— (Gieß. Anz. 100):

„Muß man noch sagen, daß es den Erzähler Henry Benrath gar nicht gibt? Hinter dem Pseudonym steht ein Grandseigneur von Welterfahrung, Menschenkenntnis und weitem Horizont, ein Dichter von europäischem Rang, dessen Werk sich nach seiner klassischen Haltung und seinen unbestechlich strengen Formgesetzen bestimmt."

„Komödie des Untergangs [H. Benrath]." Von Will Scheller (Kasseler Post 112).

„Über den Wert der Geduld [Herbert Schlüter, Peter Mendelssohn]." Von Fritz Walter (B. B.-C. 213).

„Magie des dicken Bauches. Zu Alfred Neumanns ‚Narrenspiel'." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. Ab. — 1 M. 314/15).

„Emil Belzner, Marschieren — nicht träumen." Von Paul Leppin (Prag. Pr. 14. April 1932).

„A. Demling ‚Die berühmte Schauspielerin Ruth Morrer'." Von h. (N. Wien. Ab.-Bl. 126):

„Ein anziehendes, interessantes Buch. Mit feiner Sonde wird die Künstlerseele bloßgelegt. Aufschlußreich ist der Einblick in das schöpferische Gestalten eines starken Talents, ist das Miterleben höchster Selbstentäußerung, die immer wieder Heimkehr zur Kunst wird."

„Kettenträger Kühlmann. Der Roman des Staatssekretärs." Von B. (Königsb. Allg. Ztg. 235).

„Hermann Hesses ‚Morgenlandfahrt'." Von Wilhelm Schussen (Stuttg. N. Tagbl. 205).

„Hans Reinhart ‚Ausgewählte Werke'." Von Hans Kaegi (N. Winterthurer Tagbl. 111).

„‚Eheprobe'." Zu einem neuen Roman von Josefine Widmar. Von Rudolf List (Reichspost, Wien, 134):

„Josefine Widmars drittes Buch, das trotz seiner nahen Beziehung zum ersten auch demjenigen vollkommen verständlich ist, der die ‚Kameradin' noch nicht kennt, verdankt seine tiefgehende Wirkung in gleicher Weise der ruhigen und auch sprachlich reifen Erzähltechnik wie der Dreiheit des Erlebens, aus der diese im arg mißbrauchten Genre des Zeitromans seltene Kunst hervorgeht: kompromißloses Bekenntnis zum Christentum, verstehende Liebe zum Menschen und Glück der heimatlichen Landschaft."

*

„Ein Dichter und sein Buch: Fritz Usinger ‚Das Wort'." Von Albert H. Rausch (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 266):

„Vor mir liegt das schmale Buch von Fritz Usinger, das den einfachen, unerschöpflichen Titel trägt: ‚Das Wort', Verse, Strophen. Endlich, endlich, endlich ein Versbuch, in dem die Seele untertaucht. Endlich durch die dichterische Tat eine erschütternde Widerlegung des Literatengeschmeißes, das seit Jahr und Tag behauptet, die Zeit des Gedichts sei ein für allemal vorbei. Endlich eine Bestätigung dafür, daß das beste, das edelste Deutschland lebt, sich regt, sich äußert im beseelten Wort, sich an das Licht wagt im großen Gesang."

„Ein Goethe-Schauspiel von Ernst Lissauer: ‚Eckermann'." Von R. L. (Reichspost, Wien, 132).

*

„Wer war Schliemann?" [Zum Buch von Emil Ludwig.] Von Fritz Engel (B. T. 248).

„Keyserlings ‚Südamerikanische Meditationen'." Von Max Rychner (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 255):

„Der Philosoph des Reisetagebuchs umfuhr den Erdball, da dies der kürzeste Weg zu sich selber sei, der Völkerpsychologe und geistespolitische Aktivist wanderte durch Europa und Nordamerika: Spektrum Europas und Amerika, Aufgang einer neuen Welt waren die Geschenke des Heimkehrenden. Die südamerikanische Reise brachte uns die Meditationen, dieses strahlende Buch, das an dem Dreisphärenwinkel entstand, wo Musik, Dichtung und Philosophie ihre schwebenden Grenzen haben. Reisen ist ein dichterischer Zustand, man kommt dabei erneut ‚zur Welt'. Odysseus, Äneas, Parzival: alle großen Epiker hießen ihre Helden auf Reisen Welt, Schicksal, Geschichte, Liebe, Tod durchleben, die Urgesetze des Daseins. Die ungeheuerste Reise beginnt und endet jenseits dieser Welt: Dantes Wanderung aus der Hölle ins Licht, vor dessen Strahlen das geblendete Auge sich abkehren muß."

—, —. Von Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 241).

—, —. Von Ernst Meunier (Hannov. Anz. 118):

„Keyserling kommt auf Grund der Anschauung Südamerikas zu einem neuen Problem, dessen Lösung er auch bereits gefunden zu haben glaubt. Er stellt fest, daß der übliche Erkenntnisbegriff nicht länger haltbar sei. Nicht nur Empfindung und Intuition, deren Gesetze bekanntlich nicht die der Logik sind, vermitteln nach ihm Erkenntnis, auch das Gefühl tut es. Die emotionale (gefühlsmäßige) Ordnung, die Keyserling in Südamerika verwirklicht sieht, ist für ihn sogar die reinst menschliche, sie steht jedenfalls nach seiner Auffassung weit über der mechanischen Ordnung, die wir Europäer ausgebaut haben und aus der auf die Dauer nur Ressentiment und Haß entstünden. „Verstehen" ist in diesem Sinn für Keyserling die letzte und höchste Instanz aller Erkenntnis."

„Keyserling entdeckt die Welt des dritten Schöpfungstages." Von Georg Meyer (Hamb. Fremdenbl. 140):

„Mythus: ein dunkles Zauberwort gibt uns den Schlüssel in die Hand zum Kern des Werks vorzudringen. Im Mythus nämlich schließen sich Objekt und Betrachter zusammen — auf eine Weise, die es erlaubt, Makrokosmos und Mikrokosmos als Einheit zu sehen und bei der Betrachtung der beiden jedes für sich so zu isolieren, daß gewalttätige Abstraktionen (die sowohl die rein wissenschaftliche wie die poetische Darstellung, jede auf ihre Weise, vornehmen muß) vermieden sind."

„Eine Philosophie der Kontinente. Zum Südamerika-Buch des Grafen Keyserling." Von Heinrich Berl (Bad. Pr. 229).

„Die ‚Südamerikanischen Meditationen' kommen dem Reisetagebuch wieder am nächsten, obwohl sie reifer und innerlicher geworden sind und den äußeren Eindruck immer nur zum Anstoß eines Meditationsvorgangs nehmen, während früher die Beschreibung und Darstellung noch ein wesentliches Kunstmittel war."

„‚Deutscher Geist in Gefahr'." Gedanken im Anschluß an das Buch von Curtius. Von Lorenz Honold (Köln. Volksztg. 121):

„Curtius erachtet einen neuen Humanismus für notwendig, um dem Nihilismus und den Auflösungstendenzen im heutigen Deutschland wirksam entgegentreten zu können. Er kann nicht von der Schule oder einer künstlichen Organisation, die

mit festem Programm auftritt, gebracht werden, sondern muß im einzelnen entstehen als Glaube, Liebe und ‚Initiative'. Er sei ‚Rückkehr zum Ursprung, heilendes und stärkendes Bad in den Quellen, aus denen unser Leben entsprang'. Nur in dieser Form könne er als Bildungsidee begründet werden und heute noch in Frage kommen."

„Bula Matari. Warum ich das Leben Henry Stanleys geschrieben habe." Von Jakob Wassermann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 135).

*

Zur ausländischen Literatur

„Ralph Waldo Emerson." Zu seinem 50. Todestag. Von Paul Feldkeller (Saarbr. Ztg. 115).

„Emerson und der Amerikanismus." Von Paul Sakmann (Stuttg. N. Tagbl. 193).

„R. W. Emerson zum Gedenken." Von Richard Müller-Freienfels (General-Anz., Stettin, Buch 118).

„Ein Amerikaner erzählt seine Jugend [Theodore Dreiser]." Von Ernst Weiß (B. B.-C. 195).

„Th. Dreisers Leben." Von Friedrich Lichtnecker (Vorw. 229).

„Neuhumanismus und Demokratie im amerikanischen Geistesleben." Von H. Lüdeke (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 19).

„Ein englischer Erzähler: Aldous Huxley." Von Heinrich Mühsam (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 146).

*

„Gides Ödipus, der ‚neue Mensch'." Von Wilhelm Michel (Frankf. Ztg. Ab. — 1 M. 347/48):

„Ödipus hat die Züge der kühnen, wagenden Männlichkeit schon in der antiken Fassung der Sage. Aber Gide, selber auf äußerste Eigenwilligkeit und Heimatlosigkeit verschworen, reißt sie über die Jahrtausende herüber in unsere Sprache. Er feiert die Haltung des Ödipus unter Blut und Tränen und frivoler Starkgeisterei als den Mut zum wirklichen, zum neuen Menschen. Ödipus der Wanderer kommt in spähender Haltung, ‚vordeutend mit dem Szepter', aus den alten Sphinx-Zeiten ins Heute gewandert als in sein eigentliches, letztes Kolonos und findet hier, als ein Bruder des Menschen von 1930, was er unter Qualen gesucht hat: Wissen, Erlösung und ein Grab. Erst bei Gide bricht der gebundene Mensch der alten Sphinx-Welt ernsthaft in jene Zukunft durch, die seine Lösung des Sphinxrätsels, das Wort ‚der Mensch', scheinwerferartig durchblitzt hat."

„Roman ohne Ende ... Jules Romains: Les hommes de bonne volonté." Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 21).

*

„J. K. Huysmans. Zu seinem 25. Todestag." Von Olga Taxis (Germ. 132).

*

„August Strindberg zum 20. Todestag: ‚Strindberg und Deutschland' von Emil Schering; ‚Strindberg — der Märtyrer seiner selbst' von Hans Hartmann" (Vorw. 224).

„Strindbergs Briefe an Harriet Bosse." Von E. von Aster (B. T. 228).

„August Strindberg." Von Arnold Zehlen (Leipz. N. Nachr. 135).

—, —. Von H. J. F. (General-Anz., Stettin, Buch 131).

„Wie Strindberg das Übernatürliche erklärt." Von Mortensen [Deutsch von Emil Schering] (Rhein.-Westfäl. Ztg. 244).

*

Allgemeines

„Dichtung als Ausdruck der Nation." Von Rudolf G. Binding (Frankf. Ztg. Ab. — 1 M. 350/51).

„Die Krise des Buchs." Von Robert Hohlbaum (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 21).

„Der Befreiungskampf und die deutsche Dichtkunst." Von Junghans (Kreuz-Ztg. 124).

„Das Buch als Pionier. Der deutsche Buch-Außenhandel." Von G. Menz (B. T. 206).

„Drama und Zeitstoff. Situation, Tendenz und Spielarten." Von Erik Reger (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 142).

„Zum Thema Kriminalroman. Die Untersuchung seines Erfolgs." Von Moriz Seeler (B. B.-C. 223).

„Problematik des katholischen Romans." Von Ruth Thon (Germ., Ufer 5).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Rundschau. LVIII, 8. (Berlin.) Aus Ina Seidels Rede [Preußische Akademie der Künste] „Sinn und Berechtigung des Preußentums im deutschen geistigen Raum", einem Hauptthema ihres Romans „Das Wunschkind":

„Es ist das konstruktive, das formbildende Element an sich, das überall in der Welt dort am Werk ist, wo Geist nach sinnenhafter Gestaltwerdung drängt, wo im Chaos Sonderung und Gliederung beginnt: wenn Tag und Nacht sich scheiden, wenn ‚eine Veste wird zwischen den Wassern', wenn im gärenden Urschlamm die ersten Zellen entstehen oder in gesättigter Lösung Kristalle zusammenschießen. Es ist das Gesetz der rhythmischen Anordnung eines Blütensterns so gut wie das jeder Kunstform; es liegt beschlossen in der Entelechie, im ‚Bilde des, was er werden soll', jedes einzelnen, wie jeder Gesellschaft, jedes Staates. Jene Lösung wendisch-märkisch-altpreußischer Grundbevölkerung nordostdeutschen Bodens bedurfte einer Übersättigung mit südwestdeutschen Kräften, mit reinem Deutschtum, um dieses Deutschtum dann so stark auszukristallisieren, wie es nirgends sonst in ähnlich fest umrissener Gestalt in Erscheinung tritt. Diese Sättigung ward dem Kolonialgebiet zu wiederholten Malen durch die missionierenden Mönche und Ordensritter — durch den mit märkischen Gütern belehnten reichsdeutschen Adel — und schließlich durch die nachhaltige Einimpfung einer reichsdeutschen Dynastie, die Generationen hindurch Zeit hatte, sich dem Volk anzupassen, ehe sie in den Zenit ihrer Kraft trat. Dann erstand in der friderizianischen Monarchie der Kristall des ersten von Rom ganz unabhängigen und originalen deutschen Staates mit Welt-

geltung — sammelte in seinen Prismen das ewige Licht, um es in der Kantschen Lehre in noch nie so erlebter Brechung wieder auszustrahlen — wuchs durch die Ära Stein-Scharnhorst bis zur Bismarckschen Reichsgründung in der Weise, die bei der Kristallbildung als Auflagerung bezeichnet wird, und geriet endlich in einen erstarrten Stillstand, der auf Verarmung der Lösung an Kristallsubstanz — also an Deutschtum — schließen läßt."

Eckart. VIII, 5. (Berlin.) Otto Gmelin analysiert Hans Blühers „Privaten Mythos":
„Sein Mythos, den er sich teilweise selbst geschaffen, kreist um Christentum und Germanentum, im Negativen um Antisemitismus. All dies ist zwar zur Zeit auch ein weitverbreiteter, in die Massen hineinragender Glaube oder Aberglaube (nämlich im negativen ‚Anti'), aber bei den meisten Führern und Nichtführern, die wir Deutsche heut erleben, und erst recht bei der ihnen folgenden Masse ist diese Welle so ungeistig und der Glaube so im Materiellen verstrickt, daß hier nicht darauf einzugehen ist. Natürlich soll nicht geleugnet werden, daß sich auch dahinter, wie hinter jeder Volksbewegung, eine geschichtsbildende geistige Wirklichkeit verbirgt, aber eben eine, die wir von unserer Zeit aus noch gar nicht übersehen können, weil wir zu nah davor stehen. Ganz anders bei Blüher. Hier steht uns das Wesenserlebnis eines hochgeistigen Menschen gegenüber, ein echter Mythos, also jenseits des intellektuell Begründbaren, aber kein Volksmythos, sondern ein individueller Mythos. Dieses ‚individuell' bedeutet nicht nur eine Einschränkung, es bedeutet auch eine Kraft. Jedes Buch Blühers ist ein Bekenntnis. Er glaubt zwar zu beweisen, aber er beweist für den Außenstehenden nie etwas, wenigstens nicht die Dogmen seiner Lehre. Wenn er einen von etwas überzeugt, so geschieht dies nicht durch seine logische Entwicklung, sondern durch sein menschliches Feuer. So darf man, wie eben auch bei irgendeinem anderen Mythos, nie die Frage stellen, ob dieser oder jener Satz ‚wahr' ist. Das wäre eine materielle Frage. Ebensowenig wie man fragen kann, wieviel Mark Kants Kritik der reinen Vernunft wert ist. Es war schon Unsinn zu fragen, ob der biblische Schöpfungsbericht ‚wahr' ist, und die Schlauköpfe, die heute überlegen lächelnd erklären, die Sache sei ja ‚in Wirklichkeit' ganz anders gewesen, sind nur vom materiellen, naturwissenschaftlichen Wahrheitsbegriff verwirrt. Goethe sagt einmal sehr schön, als Dichter sei er Polytheist, als Naturforscher Pantheist, als sittlicher Mensch Monotheist. ‚Die himmlischen und die irdischen Dinge sind ein so weites Reich, daß die Organe aller Wesen zusammen es nur erfassen können.' Die Welt Blühers also ist mythisch, aber nicht ‚wahr' im materiellen Sinn, und das ist nicht etwas weniger sondern vielleicht etwas mehr. Aber der Blühersche Mythos ist individuell und sekundär. Individuell, insofern er eben nur für ihn Leben und Denken bestimmende Wirklichkeit hat; sekundär, weil er sich in wesentlichen Stücken an die Urmythen des Christentums anschließt."

Hochland. XXIX, 8. (München.) Coventry Patmore (1823—1896), den Dichter der ehelichen Liebe, charakterisiert Gregor Heinrich:
„Zwei Eigenschaften haben Patmore in seinem Denken und Dichten zu einem wohl von der Kritik anerkannten, in Hinblick auf die Allgemeinheit europäischer Leser jedoch unbekannt und ungelesen gebliebenen Autor gemacht: seine Dunkelheit und seine Systemlosigkeit. Er ist ein Autor von jener Dunkelheit, wie sie Chesterton zu Beginn seiner Studie über Francis Thompson definierte, und welche jede große Dichtung als ihr natürlicher Schatten begleitet. ‚Große Dichter', sagt Chesterton, ‚sind dunkel aus zwei entgegengesetzten Gründen: einmal, weil sie über etwas reden, was, für wen auch immer, zu groß ist, als daß er es begreife, und zum anderen wiederum, weil sie über etwas reden, was, für wen auch immer, zu klein ist, als daß er es sehe'.
Patmore hat stets abgelehnt, seine Gedanken in ein System zu bringen, sei es nun in philosophischer oder theologischer Form. Er wünschte, daß man ihm ließe, seine Gedanken auf seinen eigenen wilden Wegen zu haben. Er hat seinen Lesern den Zugang zu seinem Werk nicht erleichtert, dadurch daß er es auf eine vorhandene Symbolik oder auf das System katholischer Theologie stützte, obgleich das letztere sehr nahe für ihn gelegen hätte. Er sieht sich des öfteren genötigt, dies sein Verhalten, besonders in Rücksicht auf Theologie, zu erklären, da von Anfang an sich scharfe Angriffe gegen sein Werk richteten, eben auf Grund dieser Systemlosigkeit und einer verwirrend kühnen, noch nie zur Verwendung bei irgendeinem Dichter vorher gelangten Deutung katholischer Theologie, in bezug auf die Begriffe christlicher Ehe und ehelicher Liebe...
Patmore hat nie etwas anderes lebenslang sein wollen als der Dichter seines ‚glänzenden Gegenstandes', wie er die Vermählung der ‚gesegneten Jungfrau' nennt, will sagen der Symbolik der ehelichen Liebe. ‚Je mehr ich den Gegenstand der Vermählung der gesegneten Jungfrau erwäge', so sagt er, ‚desto klarer sehe ich, daß er der einzige absolut liebenswerte und vollkommene Gegenstand für Dichtung ist. Vollkommene Humanität, heranstreifend an den atemlosen Bereich des Göttlichen, doch niemals hineindringend, ist der wirkliche Gegenstand aller wahren Liebesdichtung. Doch in aller

Liebesdichtung war bisher mehr oder weniger der Gegenstand ein Ideal und nicht eine Wirklichkeit.'
Er erwähnt seine Ekstasen, seine Überzeugung, daß ihm ,das einzigartige Glück zufiel, über einfach den größten und allererwähltesten Gegenstand zu schreiben, den je ein Dichter berührte seit Beginn der Welt'. ,Sie lächeln darüber', so heißt es in einem Brief, ,daß ich mich an einem solchen Gegenstand wie der Vermählung der heiligen Jungfrau versuche. Ich lächle über mich selbst im Träumen über eine solche Unmöglichkeit.'
Um sich vorzubereiten auf diese seine Arbeit an den Oden, las Patmore einmal fünf Monate lang täglich vier Stunden Theologie. Mit Humor berichtet er von ,dieser erstaunlichen Dosis göttlicher Lehre, die sein Gefühl halb betäubte', von seinem entschiedenen Zustand der Anästhesie. ,Ein wenig gesunde Zerstreuung, so hoffe ich, wird mich meinen Sinnen wiedergeben. Denn Dichtung ist (im Gegensatz zur gewöhnlichen Vorstellung) fast die einzige Art des Schreibens, die nicht von einem getan werden kann, der von Sinnen ist.'"

*

„Waltherforschung und Waltherschrifttum unserer Tage." Von Joseph A. von Bradish (Monatshefte für deutschen Unterricht XXIII, 7/8. Madison).
„Zu Goethes Familienkunde." Von Joseph A. von Bradish (The German Quarterly V, 2. Neuyork).
„Zu Goethes Adelung." Von Joseph A. von Bradish (The Germanic Review VII, 2).
„Makarie. Goethes Frauengestalten." Von Louise Dumont (Deutsche Frauenkultur XXXVI, 3. Leipzig).
„Mistra — Goethes Faustburg." Von Felicie Hartlaub (Velhagen & Klasings Monatshefte XLVI, 9. Bielefeld).
„Goethe und kein Ende." Von Paul Weiglin (ebenda).
„Das Goethe-Welt-Jahr." Epilog zu den Tagen von Weimar. Von Heinz Kindermann (Reclams Universum XLVIII, 35. Leipzig).
„Goethes Weltbürgertum und die internationale Geistigkeit [Rede]." Von E. G. Kolbenheyer (Deutsches Volkstum XIV, 6. Hamburg).
„Neue Briefe der Familie von Goethe." Mitgeteilt von Heinz E. Kroeger (Hochland XXIX, 8. München).
„Auf Goethes Spuren in Niedersachsen. 2. Marienrode und Weimar." Von W. Lampe (Niedersachsen XXXVII, Mai. Bremen).
„Goethe und Holland." Von J. H. Scholte (Mitteilungen der Akademie zur wissenschaftlichen Erforschung und zur Pflege des Deutschtums. 1932, 1).
„Goethe, Kindesmord und Abtreibung." Von Helene Stöcker (Die Neue Generation XXVIII, 3—5. Berlin).
„Goethes Vater." Von Valerian Tornius (Illustrierte Zeitung CLXXVIII, 4543. Leipzig).
„Psychoanalytische ,Archäologie' Gotthelfs." Bemerkungen zum Buch von Walter Muschg: Gotthelf. Von G. H. Graber (Imago XVIII, 2. Wien).
„Ein großer deutscher Bauerngestalter des vorigen Jahrhunderts: Willibald Alexis." Von Adolf Heltmann (Klingsor IX, 5. Kronstadt).
„Runge und die Romantiker." Von Paul Ferdinand Schmidt (Deutsches Volkstum XIV, 6. Hamburg).
„Raabe und Busch." Von Heinz Stolz (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XXII, 2. Wolfenbüttel).
„Wilhelm Raabe als Künstler." Von Albert Lorenz (ebenda).
„Ormudz und Ahriman in Raabes ,Krähenfelder Geschichten'." Von Gustav Plaehn (ebenda).
„Dr. med. h. c. Wilhelm Raabe." Von Wilhelm Fehse (ebenda).
„Wilhelm Busch." Von Hans Balzer (Volksbildung LXII, 5. Berlin).
„,Lehrling des Lebens.' Wilhelm Busch, der Christ." Von Walther Lampe (Eckart VIII, 5. Berlin).
„Der Kampf um Nietzsche." Von Hans Prinzhorn (Deutsche Rundschau LVIII, 8. Berlin).
„Julius Langbehn." Von Franz H. Tippmann (Radio VIII, 31. Wien).
„Prinz Heinrich zu Schönaich-Carolath." Von Menke (Volksbildung LXII, 5. Berlin).
„Arthur Schnitzler." Von Oskar Maurus Fontana (Radio VIII, 33. Wien).
„Gedenken an Arthur Schnitzler." Von Heinrich Mann (Nationaltheater Mannheim 1931/32, 19).
„In memoriam Anton Wildgans." Von Hans Nüchtern (Radio VIII, 33. Wien).
„Anton Wildgans †." Von Friedrich Weissinger (Die Literarische Welt VIII, 21. Berlin).
„Der frankfurter Goethe-Preis für Gerhart Hauptmann?" Von W. H. (ebenda 22).
„Das neue Werk von Isolde Kurz." Von Friedrich Seebaß (Süddeutsche Monatshefte XXIX, 8. München).
„Kolbenheyers Lehre vom Logochorismus." (Deutsches Volkstum XIV, 6. Hamburg).
„Über Hans Franck." Von Karl Röttger (Ostdeutsche Monatshefte XIII, 2. Berlin).
„Hermann Hesses Morgenlandfahrt." Von Heinrich Wiegand (Die Neue Rundschau XLIII, 5. Berlin).
„Zwischen Versagung und Erfüllung." Zu einem Sammelwerk von Frank Thieß. Von Wilfried Zeller (Eckart VIII, 5. Berlin).
„Hans Friedrich Blunck." Von Friedrich Wilhelm Illing (Radio VIII, 32. Wien).
„Fritz von Unruh." Versuch einer Deutung. Von Hans Esdras Mutzenbecher (Blätter der Städt. Bühnen 1932, 9. Frankfurt a. M.).
„Fritz von Unruh." Von Kurt Reinhardt (ebenda).
„Fritz von Unruh." Von Rudolf G. Binding (ebenda, 10).
„,Konfektion' [Werner Türk]." Von Axel Eggebrecht (Die Weltbühne XXVIII, 19. Berlin).
„Prominent geboren [Klaus Mann]." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 19. Berlin).
„Georg Rendl." Von Karl Rauch (ebenda 20).
„Ernst Toller." Von Erwin H. Rainalter (Radio VIII, 31. Wien).
„Zu den Gedichten Elisabeth Langgässers." Von Martin Raschke (Die Kolonne III, 2. Dresden).
„Zwei Lyrikerinnen: Ilse Ringler-Kellner und Gabriel Marie Arthur." Von Erwin H. Rainalter (Radio VIII, 33. Wien).
„Fanny Wibmer-Pedit, eine Dichterin des Alpenlandes." Von Josephine Widmar (ebenda 31).

* * *

„Bei Svend Fleuron zu Besuch." Von Adolf Glupe (Die Volksschule XXVIII, 4. Langensalza).
„Trennung oder Begegnung?" Zur Konversion Sigrid Undsets. Von Elly Heuß-Knapp (Eckart VIII, 5. Berlin).
„Aage von Kohl." Von Andreas Thom (Radio VIII, 35. Wien).
„Balkan-Romantik." Von Nikodem Kronnin (Der Vorstoß II, 20. Berlin).

* * *

„Kühnheit und Begeisterung. Der 1. Mai und unsere Literatur-Revolution." Von Johannes R. Becher (Die Linkskurve IV, 5. Berlin).

„Das Land, in dem ich leben möchte." Von G. Benn, E. Diesel, H. Eulenberg, K. Heuser, H. Mann, A. Schaeffer, R. A. Schroeder (Die Literarische Welt VIII, 18. Berlin).

—, —. Von Franz Blei, Werner Hegemann, Max Herrmann-Neisse, Walther von Hollander, Anette Kolb, Walter Muschg, Frank Thieß, Conrad Wandrey, Karl Wolfskehl (ebenda 21).

„Enquête über die soziale Lage der intellektuellen Arbeiter von heute." Von Bernard von Brentano (ebenda 22).

„Wiederauferstehung des deutschen Humanismus." Von Leopold Dingräve (ebenda).

„Verleger, Autor und Werk." Von Gustav Grüner (Der Querschnitt XII, 5. Berlin).

„Über den Sinn der Kunst." Von Erich von Hartz (Deutsche Frauenkultur XXXVI, 3. Leipzig).

„Industriearbeiterschaft und Buch." Von Alfred Kleinberg (Der neue Stand I, 6. Berlin).

„Der gültige Blick. Zur Begründung einer evangelischen Literaturwissenschaft." Von Gustav Kochheim (Eckart VIII, 5. Berlin).

„Über Romanschlüsse." Von Otto Merz (Die Kolonne III, 2. Dresden).

„Der junge Autor und der Verlagsbuchhandel." Von Karl Rauch (Der Vorstoß II, 20. Berlin).

„Ende oder Erneuerung des Humanismus? (Hans Grimm, E. R. Curtius, Lothar Helbing)." Von Karl Rauch (ebenda 18).

„Tätige Mystik." Von Lothar Schreyer (Deutsches Volkstum XIV, 7. Hamburg).

„Mittelrheinische Dichter der Gegenwart." Von Ria Volland (Die Heimat VII, 2. Mainz).

„Vom romantischen Erleben." Von Otto Wehn (ebenda).

„Literatur und Leben." Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt VIII, 21. Berlin).

Echo der Bühnen

Frankfurt a. M.

„Zero." Komödie in drei Akten. Von Fritz von Unruh.
(Uraufführung im Schauspielhaus am 7. Mai 1932.)

Ein symbolischer Titel: Zero, die Null im Spiel, die Nullschaft des Gegenwartsmenschen, die Nullenhaftigkeit unserer Zeit. Anders als Nullen kann der Dichter der Liebe, des Kommunionismus, die durcheinanderstrudelnde Menschheit nicht sehen. Zornmütig hebt er den Spiegel, auf dem er sie eingefangen hat. Er zeigt den Hexensabbat dort, wo am heftigsten die Leidenschaften durcheinanderstürmen, in Monte Carlo. Die Gier springt dort am unverhülltesten auf, der Sportrausch tobt, das Weib verkauft sich dem Höchstgebot, alle Laster wandeln frei. In breiten Handlungsreihen, die sich schneiden, sammeln, davonflattern, zieht es vorüber: ein Hürchen, dem im Schmutz die Seele reingeblieben, der Gewaltregisseur der Spielbank, den die Machtgier und der Rekordwahnsinn toll machen und der am Ende in einem der geladensten Zwiegespräche, die wir kennen, von einem Nihilisten überredet wird, die Sprengung der Auto-Rennbahn ins Werk zu setzen, der weltberühmte Rennfahrer, der vor jedem Start eine Frau konsumieren muß und dem in den Armen der Letzten die Liebeserkenntnis blüht. Es kommt ein berliner Weltverbesserer daher, der goldene Eheregeln doziert, der Gatte Lissys, die von ihm los will, vom Durst nach Gold verbrennt und an den Rennfahrer gerät. Es kommt ein Mann aus Liegnitz mit dem untrüglichen System, der wie ein Licht die Spielmotten anzieht. Der Henker aus Köln kommt, den sein Gewerbe so anständig dünkt, wie nur eins der in Monte Carlo betriebenen. Da verstreut ein abenteuerlicher Schriftsteller beißende Wahrheiten, ein Sportarzt hält Vorträge, da ballt der Nihilist seine Erkenntnisse. Sie alle und noch viele, die durch den Abend treiben, kreiseln, sich finden und fliehen, lebendige Schatten unter Licht und Gold und Palmen, sind Unruhs Welttheater, Geschöpfe seiner Phantasie. Der Dichter versucht einen Stil, der naturalistische und expressionistische Elemente mischt, im Neben- und Durcheinander zucken hart an Alltagsworten gehämmerte Sätze auf, es ergeben sich auch in den Handlungsreihen Verzweigungen und Verflechtungen, denen Ohr und Auge nicht folgen kann, erst das Buch erschließt geheime Zeichen der Rede, die ihr Bühnenleben nicht an das Bewußtsein trägt. Wer an Unruh denkt, sieht einen aufreißenden Mahner und Prediger. Sein Publikum wartet auf die Idee, auf den Gegenredner, auf den Gipfel über dem wilden Panorama, platt gesagt, auf den Fackelträger, der über dem rotschwarzen Dunst der Breughel-Menschenhölle von Monte Carlo das Licht hält. Es ist verwirrt und niedergeworfen von der Ungeheuerlichkeit des Gespensterzuges, wenn der, wieder platt gesagt: sittliche Donner, nicht kommt. Diese theatergerechte Überwölbung, die versöhnende Führung durch eine sammelnde Figur, nach der die Hörerschaft lechzt, ist vom Dichter nicht erreicht oder nicht gewollt. Sein Ethos weht durch den Schattentanz, aber es dröhnt nicht, und so gewiß es ist, daß die Szene grandios wirkt, in der ein Sportarzt vor staunenden Zuhörern einen Vortrag über das Herz des Rennfahrers hält, das riesig vergrößert im Röntgenbilde auf dem Podium aufgenagelt ist, in der gleichen Stunde, in welcher der Inhaber des Herzens vor seinen Erfolgen flieht, weil ihm die Liebe des Herzens ward, so gewiß ist es auch, daß eine solche Szene dem niemals suchenden und grübelnden Publikum nicht als eine Art Moral eingeht. Man muß ihm stärker kommen, wenn es über der Spiegelung, der Unwirklichkeitsstimmung und dem vorüberflatternden Husch das Ziel der Dich-

tung erkennen soll. Die von Geschmack und Leidenschaft gelenkte Aufführung rief den Dichter an die Rampe. Auch andere Städte werden „Zero" kennenlernen, das in Frankfurt bereits Gegenstand von unrühmlichen Auseinandersetzungen im Stadtparlament geworden ist, in denen Unruh die sittliche Haltung abgesprochen wurde. R. Geck

München

„Clarence und die Nutznießer." Komödie in einem Vorspiel und drei Akten. Von Wolfgang Petzet. (Uraufführung durch das „Schauspiel der Gegenwart" im Steinickesaal am 3. Mai 1932.)

„Die Journalisten", achtzig Jahre später geschrieben, nicht mehr ein Lustspiel, vorwiegend eine Satire, die sehr zeitgemäße Satire über Reportage. Zwischendurch ebensosehr eine Groteske wie eine Komödie, zuweilen auch Schwank und Posse, weniger Handlung, um so mehr Handel und Schacher, um so mehr Witz in Episoden; denn selbstverständlich gesellt sich zu den Zeitungsmenschen sofort auch alles, was überhaupt zum Betrieb einer Sensation gehört. Die Agenten, die Filmoperateure, die Varietésdirektoren und ihre Sekretäre, die Verleger, die Funksender, die Lautsprecher, die hysterischen Frauenzimmer und sogar die Spitzen des Staates. Und sie sämtlich, nicht etwa weil das Stratosphärenraketenflugzeug im Augenblick seine erste Schußfahrt über den Ozean beendet hat, sondern weil ein blinder Passagier darin gesessen ist. Ein guter, gänzlich unerfahrener Junge, ein armer Teufel, der nichts ersehnte und nichts beabsichtigte als just auch einmal wie Sonne, Mond und Stern durch den Weltraum zu fliegen. Hei, wie sich nun, kaum daß er gelandet ist, die Berichterstatter der Sonntags- und Montagszeitungen usw. auf ihn stürzen. „Was halten Sie von der Unendlichkeit des Raums? Was von der Relativitätstheorie? Glauben Sie an die Unsterblichkeit der Seele?" Schon bettelt bei ihm ein Verleger um die Memoiren. Ein anderer bringt Verträge mit dem Tonfilm, mit dem Kaktusverlag, mit dem Kulturbund.

Man sieht, für ein Spiel des Lachens eine glänzende Idee, selbst wenn sie von der jüngsten Wirklichkeit restlos geliefert worden wäre. Dazu die ironischen Einsichten in alle modischen Worte, dazu der Mut des Angreifens ringsum. Dazu die witzigsten Wendungen in den Typen, in den Szenen, sprachlich, Aphorismen, die gleichsam aus dem Marquis von Keith fortgesetzt werden, nur mit größerer Liebenswürdigkeit.

Fehlt lediglich, aber wesentlich der Stil oder die Einheit des Lachens. Obwohl nämlich Petzet eine Satire schreiben wollte und auch schrieb, hat er zuletzt doch ein Lustspielstück zwar nicht geschrieben und gestaltet, aber angehängt und angeflickt. Mit einer regelrechten Verlobung. Dieser ehrliche Junge, an den sich alle unehrlichen Nutznießer herandrängen, mußte wohl jemand haben, mit dem er gemeinsam in Zorn gegen das Geschmeiß ausbrechen, mit dem er sich über alle erheben konnte. Reinigung heißt das in der Tragödie. Schiller hieß es beim Komöden Affekt. Die Kritik nannte es hier ein deutsches Lustspiel. Es ist dann immer nur die Gefahr, daß solch ein deutsches Lustspiel, auch wenn es mit Wedekind einsetzt, unversehens zu Otto Ernst gelangt. Joseph Sprengler

Dresden

„Die Karriere." Ein Stück in fünf Stationen. Von Ludwig Fulda. (Uraufführung im Staatstheater am 3. Juni 1932.)

Ludwig Fulda, der Siebzigjährige, hat sich vom Gesellschaftsstück zur politischen Satire vorgewagt. „Das Theater braucht Stücke, die Stücke brauchen das Theater", schreibt er als Einführung. Der Autor, der mit anmutigen und gefälligen Gesellschaftsstücken auf der deutschen Bühne heimisch wurde, strebt nach einem größeren Erfolg. Sein Ausflug zur dramatischen Satire lohnt, ihn in seinen dramatischen Bedingtheiten zu beleuchten. Drei Komponenten sprechen für und wider das Stück.

Der Hauptvorzug des Stücks: Eine klare, fesselnde Vorlage mit gesteigerter Handlung. Dazu gesellt sich eine klare Exposition und ein technisch interessanter, straffer Szenenaufbau. Die von haltlosem Ehrgeiz getriebene exotische Präsidententochter im Lande Politika heiratet einen willenlosen, unfähigen Beamtentrottel und erreicht mit ihren Künsten, daß der Dummkopf Präsident wird, während sie den Nebenbuhler, den befähigten, in flammender Vaterlandsliebe handelnden Ramon, den sie innig liebt, zur Bedeutungslosigkeit hinabintrigiert. Über dem äußeren Glück des Aufstiegs dieses weiblichen abenteuernden Dämons fühlt man die Wunden des verlorenen Lebens. Hier wurzelt die tragische Spannung des Stücks. Als letzte Komponente: die technische Überlegenheit des bühnengewandten Autors, der es fertig bringt, die sich überstürzende, bühnenstarke Handlung am Schluß zur handfesten Pointe zu gipfeln.

Und dennoch sind diese „fünf Stationen" nur ein Unterhaltungsstück für die Schaubühne. Es fehlt der tiefere Gehalt inneren Erlebens, die feine innere Spannung, die rein Menschliches zum Ethos führt. Menschen werden hier zu Marionetten. Sie fesseln in ihrem äußeren Umriß und Geschehen, aber sie versanden in ihrer blutleeren Charakteristik. Ein Talmi-

glanz geht von diesem bunten, haltlosen Geschehen aus. Es kommt nicht zur dramatischen Entfaltung der Tragik, die in dem erschütternden Wurf steckt. Eine Revolution im Wasserglas.

Schon der Untertitel „Ein Stück in fünf Stationen“ läßt erkennen, daß hier der Autor die Stilunsicherheit zu verdecken sucht. Ein Gemisch von Zeitstück, Operette, Posse und Komödie bleibt eine Zwiespältigkeit, die die dramatische Wirkung abriegelt. Zur Komödie fehlt dem starken Grundplan die innere Handlung und Gestaltung, zur Groteske der überlegene aristophanische Witz, der die Schiefheiten im Menschlichen ergründet. Es bleibt ein spöttisches Zeitmärchen für die Bühne, verbrämt mit guten Einfällen, durchleuchtet mit dem Blick für das Bühnensichere und Schauspielerische.

Johannes Reichelt

Wien

„Disraeli.“ Komödie in fünf Bildern. Von Luise Maria Mayer und Arthur Rundt. (Uraufführung im Burgtheater am 21. April 1932.)

Wenn Friedrich der Große in der alten Anekdote sein Heer auffordert, in den Siebenjährigen, und Grillparzers Oberst Wallenstein sich bereit erklärt, in den Dreißigjährigen Krieg zu ziehen, so sind sie, was Voraussicht des Kommenden, was Weissagung ex eventu anlangt, Waisenkinder gegen diesen Disraeli, der gleich zu Beginn des Stücks, d. h. Anno 1830, von zwei Pforten des Mittelländischen Meers schwadroniert: die eine sei Gibraltar, Port Said werde die zweite sein! An und für sich natürlich belanglos, ist dieser Schulschnitzer ein bezeichnender Grenzfall des unleidlichen Kannegießerns, in dem sich Autoren und Gestalten solcher Historien vom Schlage des Saßmannschen Metternich gefallen. All diese Staats-, Welt- und Geldmänner sehen sich selbst aus dem Gesichtswinkel irgendeines historischen oder pseudohistorischen Werks jüngsten Datums, wissen genau und sprechen es aus, was um 1930 von ihnen zu lesen sein wird, und erklimmen, während sie auf ihre Geschichtlichkeit pochen, sie durch unzählige mehr oder minder wohlbelegte Einzelheiten unterstreichen, den Gipfel der Ungeschichte. Wird dann, um die Lücken der Überlieferung auszufüllen, das vermeintliche Lebens- und Weltbild abzurunden, der Bericht des Gewährsmanns durch eigene Erfindung ergänzt (wie in unserm Fall durch eine ganz absurde Geschichte einseitiger Liebe), so geraten Autoren und Gestalten aus einer Klangfarbe in die andere und wieder in die erste und so fort, etwa wie ein Jazzmusiker, wenn er das Saxophon, das er bisher geblasen, unter den Arm nimmt und die Klarinette an den Mund setzt. So kann der Gesamteindruck nicht anders als unerfreulich sein, mag man auch die Geschicklichkeit anerkennen, die fünf voneinander durch große Zeiträume getrennte und insgesamt fast fünfzig Jahre umspannende Bilder aus dem Leben des genialen Strebers wie in einer pariser Revue durch eine commère und einen compère und durch ein ganzes System von Vor- und Rückblicken verbindet; als compère fungiert ein Rothschild, der neben den Saßmannischen Geschwistern trotz leiblicher und literarischer Verwandtschaft eine sehr schlechte Figur macht, aber mit Hilfe der jüdischen Note die spärliche Komik innerhalb dieser Komödie zu besorgen hat, und natürlich kann es zwischen einem Disraeli und einem Rothschild an Diskussion jüdischen Schicksals nicht fehlen; aber diese Erörterung kommt über oft Gedachtes und oft Gesagtes nicht hinaus, so interessant sie sich zwischen solch zwei Arrivierten gestalten könnte.

R. F. Arnold

Braunschweig

„Der Kirchenbau.“ Lustspiel in fünf Akten. Von Rudolf Huch. (Uraufführung im Braunschweigischen Landestheater am 7. Mai 1932.)

Vermag man sich auch dem Urteil mancher Kritiker und Literarhistoriker — Werner Mahrholz — über die Bedeutung Rudolf Huchs nicht vorbehaltlos anzuschließen, zugeben muß man immerhin, daß Huch hervorragender Kenner und Kritiker kleinbürgerlicher Lebensweise und kleinstädtischen Spießertums um die Jahrhundertwende ist und in seinen nicht genügend bekannten Romanen interessante, wenn mitunter auch verzerrte Philistertypen gezeichnet hat. Das gilt auch — allerdings mit Einschränkung nach der negativen Seite — für sein einziges Bühnenstück, das Lustspiel „Der Kirchenbau“, das vor nunmehr 32 Jahren kurz nach seiner aggressiv-satirischen Schrift „mehr Goethe“ in wenigen Wochen entstanden ist und jetzt zu Ehren des bescheiden stillen 70jährigen harzburger Rechtsanwaltes nach einem Menschenalter den Weg auf die Bühnen gefunden hat. Huch ist weder Dramatiker — er will es übrigens auch gar nicht sein — noch Humorist im herkömmlichen Sinne. So ist dieser Kirchenbau weder ausgereiftes Bühnenwerk noch Lustspiel. Dazu ist Konstruktion und Komposition zu sehr Schablone, zu nüchtern, zu einförmig. — Fünf Akte hindurch steht die Vergebung eines Kirchenbaus in Duttenheim im „Brennpunkt des Geschehens“. Es geht wohl schon lustig zu in dieser Kleinstadtkomödie, aber wirklich befreiender Humor bricht nur selten durch, überall steht der Satiriker und Melancholiker im Hintergrunde, im Sinne der von ihm in seinen Romanen gezeichneten Typen.

Immerhin ist das harmlose Werk insofern noch zeitgemäß, als der Typus des deutschen Kleinstädters von

1900 nach Weltkrieg, Revolution und Inflation vielfach derselbe geblieben ist und solche Emporkömmlinge, große und kleine Schieber und Pseudomoralisten wie Hartmann, Pieper und Klitschmeyer noch heute unter uns herumlaufen.
Aber in seinem Kampf für Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit sieht doch Huch zu trübe, und es wirkt geradezu verstimmend und entmutigend, wenn man in diesem ganzen „Lustspiel" vom hohen Geistlichen bis zum einfachen Maurer nicht einen geraden, wirklich anständigen Menschen antrifft. Das ist Verzerrung, Übertreibung, wie man sie auch sonst bei Huch findet, die aber im Licht der Rampe besonders kraß in Erscheinung tritt.

H. Kaufmann

Echo des Auslands

Albanischer Brief

Die kulturellen Erziehungsrichtlinien, die sofort nach der Einsetzung der neuen Dynastie mit Energie durchgesetzt wurden, haben das albanische Volk dazu gebracht, daß der Bücherverkauf im Lande während der letzten fünf Jahre folgende Gesamtzahlen jährlich erreicht hat: 28746, 34077, 48214, 55345 und schließlich für das Jahr 1931 etwa bis zum November rund 60000 Bücher. Das sind Ergebnisse, die man am Beginn der Aktion kaum selbst erhofft hatte in den Kreisen der Regierungsausschüsse, die in erster Linie darauf ausgingen, dem albanischen Volk in billigen Volksausgaben zunächst solche Werke zu bieten, die auch dem primitiven Geist Anregung boten. Gleichzeitig mit der durch sanften Zwang erreichten „Umschulung" der in Städten und Dörfern wohnenden erwachsenen Albanier, denen man Lehrer zur Verfügung stellte, die sorgsam Buch zu führen hatten über jede abgehaltene Stunde und über jeden Volksangehörigen, der sich mit fadenscheinigen Gründen dem Unterricht im Lesen und Schreiben entzog, gleichzeitig also suchte man in Form von fibelartigen Zusammenstellungen, die möglichst ausgiebig bebildert sein mußten, die wertvollsten Literaturerzeugnisse Europas vor den neugeschulten Geist der albanischen Bevölkerung zu bringen.
Man hat, als man an diese Sisyphusarbeit heranging, viele Rückschläge erlitten; es ist sogar vorgekommen, daß Lehrer, die in das innere Gebirgsland vorgeschickt wurden, alsbald, nachdem die Polizeitruppe sich auch nur auf Stunden entfernt hatte, mit blutigen Köpfen hinweggejagt wurden. Aber mit der Festigung der Lage des hundertmal totgesagten Königs Achmed Zogu hat sich auch der Widerstand der rauhen Gebirgler gegen das neuartige Bildungssystem gelegt; man hat heute selbst in den rauhen Tälern des Drin, der Koritza und der östlichen Pässe am Pindusgebirge Gelegenheit, auf reguläre Literaturvereinigungen zu stoßen, die zwar meistens auf Anregung der italienischen, griechischen, französischen oder auch russischen Lehrer gebildet worden sind, die aber von den Bewohnern des Landes heute mit einiger Begeisterung besucht werden. In Koritza selbst gibt es verschiedene, ganz moderne Cercles nach französischem Muster, zu denen aus der Umgebung die Frauen und Töchter der vornehmen albanischen Landbesitzer und Jagdfreien herbeikommen, und wo man bereits einen Hauch westlicher Kultur verspüren kann. Allerdings ist das zum größten Teil noch Tünche, aber es ist wirklich erstaunlich, wenn hier Probleme über den Gegensatz zwischen Marlowe und seinem größeren Nachfolger Shakespeare, über Voltaire und Friedrich den Großen, über die russische Erzählerschule des 19. Jahrhunderts und ähnliche Dinge abgehandelt werden.
Natürlich haben die Italiener einen schnell wachsenden Einfluß auf die Literatur Albaniens erlangt. Bei der fast verschwindenden Eigenproduktion albanischer literarischer Werke — außer einigen Novellen, lyrischen Gedichten und zwei oder drei Romanen von wenig Wert gibt es keine bodenständige Nationalliteratur bis jetzt — war es selbstverständlich, daß die Schutznation dieses politisch so hochwichtigen Gebietes, also Italien, seine eigene Buchkultur dorthin zu tragen versuchte. Man kann in einigen wundervoll modernen Buchläden in Valona alles kaufen, was italienische Dichter und Schriftsteller je geschrieben haben und was die Welt als vollwertig anerkannt hat. In den Schulen werden die italienischen Klassiker schon als die Meister der Weltliteratur angepriesen, und es ist kein Wunder, daß der erste Griff der Bevölkerung, wenn sie eigene Antriebe zum Buchankauf verspürt, zunächst das italienische Buch bevorzugt. Es sind im Jahre 1930 etwas mehr als 800 italienische Novellen- und Romanbände aufs neue in albanische Sprache übersetzt worden, wie man denn überhaupt, abgesehen vom serbischen Gebiet, italienische Werke am Balkan in allen dort heimischen Idiomen in großer Zahl antrifft. Zur Verbreitung dieser Werke ist Albanien das Bollwerk, von der aus die Kulturoffensive Roms angetreten wird. Die Erwerbung mehrerer Buchdruckereibetriebe auf albanischem Boden durch Italiener ist in dieser Offensive nur eine Vorbereitungsstufe, denn es kann schon heute (nach S. Ballini in der

„Rassegna Grafica") gesagt werden, daß in Albanien in den ersten sechs Monaten 1931 nicht weniger als 400000 Bücher in anderer als der Landessprache gedruckt wurden.

Die Ausbildung eines nationalen Lehrerstammes macht im übrigen schnelle Fortschritte, und aus diesen Kreisen kommen auch die ersten albanischen Schriftsteller unserer Tage. Es gibt einige Novellen, die verraten, daß diese moderne albanische Literatur selbstverständlich in der Geschichte und im Erlebnis der letzten fünfzehn Jahre ihre Wurzeln hat, daß also entweder die glorreiche Geschichte der Skipetaren neuerdings in epischen Erzählungen schwungreich gefeiert wird, oder daß die Wildheit und die Freiheit des albanischen Gebirgslebens der letzten fünfzig Jahre elegisch betrauert wird in ihrem Dahinschwinden. Unter den so hervorgetretenen albanischen Dichtern seien nur zwei Lazis Roccu, der eine feine und geistreiche Feder führt, und Lakato angeführt, der sich in verschiedenen Versuchen ergangen hat, wobei seine Essays über Frau und Kulturwelt am meisten gefallen können. Lakato ist der erste in der wohl nun anbrechenden Reihe der albanischen „Salondichter", die immerhin schon in Valona eine Art literarischen Mittelpunkt haben. Hierhin kommen viele italienische Schriftsteller von Ruf, die natürlich neben der Absicht, ihre eigenen Ansichten zu erweitern, in erster Linie den Zweck verfolgen, auf die junge albanische Dichtergeneration im italienischen Sinn erzieherisch zu wirken.

Um die Belebung des albanischen literarischen Lebens hat sich im übrigen auch der albanische Staat selbst schon einige Verdienste erworben, indem er im vorigen Jahr zum ersten Mal einen Literaturpreis im Wert von insgesamt 15000 Reichsmark aussetzte, der für die drei besten dichterischen Leistungen albanischer Schriftsteller verteilt werden sollte, und zwar zu gleichen Teilen für das beste epische Gedicht, für die beste Prosa-Kurzerzählung und für die sauberste Kurzgeschichte des modernen Albaniens. Bis jetzt sind diese Preise noch nicht zur Verteilung gekommen, denn unter den eingegangenen 42(!!) Werken hat man sich noch nicht entscheiden können, nachdem eine gemischte albanisch-italienische Prüfungskommission in Tirana nunmehr schon zwölf Monate auf das wirklich erstrangige albanische Geisteskind dieser Art wartet.

Bemerkenswert ist im übrigen, daß der albanische Buchmarkt in letzter Zeit auch von ganz modernen Einflüssen heimgesucht wird, unter anderen sind die Werke des Kriminalschriftstellers Wallace jetzt auch hier in großer Zahl zu finden und haben lebhaften Umsatz. Sehr unangenehm ist es den italienischen Vormündern, daß auch französische Literatur in letzter Zeit einige Beachtung in Valona, Durazzo und sogar im kleinen Hauptort Tirana findet. Hier sind es Francis Carco, Pierre Loti, sogar der gute alte Jules Verne und die langatmigen Werke Daudets, die die neugebildete Bevölkerung interessieren können. Daß es jetzt auch Ausgaben in albanischer Sprache von diesen französischen Schriftstellern gibt, hat einige Aufregung in Italien hervorgerufen, aber langsam setzt sich doch die Internationalisierung des albanischen Buchmarktes gegenüber den italienischen Versuchen zu einer literarischen und damit geistigen Vorherrschaft durch. Das ist am besten daraus zu ersehen, daß auch die ausländischen Volkslehrer und Erzieher, die der erwachsenen albanischen Bevölkerung gewissermaßen im Schnellverfahren die Grundsätze von Lesen und Schreiben zusammen mit den literarischen Anfangsgründen beizubringen haben, nicht nur aus italienischen Lehrerkreisen genommen wurden, sondern daß, wie wir oben bereits mitteilen konnten, hier auch Griechen, Russen und Franzosen beschäftigt werden.

Herbert Schmidt-Lamberg

Siebenbürgisch-deutscher Brief

Heinrich Zillich veröffentlichte ein neues Buch: Der Toddergerch (zu deutsch: Der Stotter-Georg) und andere Geschichten. Man kennt die Stücke, die hier geboten werden, aus ihren Veröffentlichungen in verschiedenen Blättern und Zeitschriften; sie sind geschickt erzählt und manches Stück fein zugespitzt in der Pointe. Hinter scharfer Beobachtung verbirgt sich ein starkes Talent; aber das Element der Poesie dringt nicht recht durch. Wir erwarten von Zillich endlich einmal den großen Wurf, nicht von dem heimischen Dichter, sondern von dem Schriftsteller des deutschen Sprachkreises überhaupt. Auch die Stoffwahl ist entscheidend, und große Worte verpflichten auch in dieser Beziehung. — Urväterhausrat führt Franz Herfurth heran; „Meren und Hippeltscher" (zu deutsch etwa: Erzählungen und Schnurren, herausgegeben von seinem Sohne Wilhelm Herfurth, Selbstverlag, Kronstadt). Die kleinen Erzählungen sind in der Mundart geschrieben und von dem Verfasser während eines langen Pfarrerlebens gesammelt; sie sind lebensfrisch aneinandergereiht und dem Kenner ähnlicher Schnurren eine freundliche Beigabe zu schon vorhandenen Anekdoten. Siebenbürgen ist ja besonders reich mit Schwankliteratur begabt. Hier eine neue Prise. — Ernstere Wege geht: Ludwig Fabini in dem Buch: Drei Fabini (Verlag: Krafft & Drotleff, Hermannstadt). Seltsames Memoriale jüngstvergangener Tage spricht zu uns; der Verfasser war General der Infanterie in der alten öster-

reichisch-ungarischen Armee und durchleuchtet im Schimmer der Gegenwart Leben, Taten und Meinungen seines großen Onkels Ludwig Fabini, des siebenbürger Feldzeugmeisters, der den letzten Akt des Habsburgerreichs unter niedergehender Sonne miterleben durfte. Es ist wahrhaft Weltgeschichte, was da geschildert wird und doch so lebensnah und schlicht, als sei die Begegnung mit dem Schicksal und dessen führenden Persönlichkeiten die selbstverständlichste Sache von der Welt. Fabini ist siebenbürger Sachse, und es ist ungemein interessant zu sehen, wie sich das Geschehen vor und nach Königgrätz in dem Licht auslanddeutscher Gedankenwelt widerspiegelt. —

Ganz besonders plastisch treten die Kämpfe um Bosnien hervor, an denen Ludwig Fabini als leitender Feldherr stark beteiligt gewesen ist und die zweifellos ein Ehrenmal deutsch-österreichischer Kriegsführung gewesen ist. Es ist geschichtliche Lebensbeschreibung, was hier geboten wird, und gerade, weil es so ist, erscheint die Fülle der Gestalten wie längst vergangen, weil sie an die nächste Gegenwart heranreichen.

In die Vergangenheit gerichtet ist das Angesicht eines schmalen Bandes, den uns Marie von Mutius geschenkt hat. „In Memoriam" heißt das Buch (Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt) und enthält ein Trauergeflecht von Gedichten dreier, zu früh dahingeschiedener deutscher Poeten, deren eigene Verse hier in französischer Übersetzung einander gegenübergestellt sind. Liliencron, Rainer Maria Rilke und Hugo von Hofmannsthal erhalten fremdsprachiges Profil, und in der Tat, sie gewinnen seltsamen Glanz in dieser „selbstbewußten und selbstsicheren Sprache", wie Rilke selbst an die Verfasserin geschrieben hat. Die Auswahl des Gebotnen setzte eine feine Kenntnis des Gesamtwerks der Dichter voraus, und man darf wohl sagen: das Beste hat Gestalt gewonnen. Gerhard von Mutius war Gesandter des Deutschen Reichs in Rumänien; vielleicht ist gerade dort an der Berührungsstelle zweier Sprachen und Kulturen, die um den geistigen Besitz am balkanischen Menschen ringen, solch ein Werk der Überpflanzung aus einer Sprache in die andere von besonderer Bedeutung. Ich finde kaum irgendwo bessere Nachdichtungen, als sie hier geboten werden.

Mit großer Freude weise ich auf den dritten Band von St. Ludw. Roths Schriften hin, die der nimmermüde Otto Folberth aus dem Nachlaß herausgegeben hat. Mein anfänglicher Zweifel an der Erheblichkeit eines so umfangreichen Unternehmens ist einer restlosen Zustimmung gewichen. Das Werk steht nicht nur als Lebensbeschreibung eines deutschen Märtyrers, sondern als Fundgrube einer Überfülle kulturhistorischen Materials da, und die ununterbrochenen Kämpfe, die besonders in der Sprachenfrage in Siebenbürgen um die Mitte des 19. Jahrhunderts ausgefochten wurden, nehmen sich wie eine Ahnung gegenwärtigen Geschehens aus. In diesem Band spricht Roth vor allem als Geistlicher zu uns.

Sehr bedeutungsvoll ist das Buch: „Was ist Offenbarung?" von Friedrich Müller-Langenthal (Verlag Krafft & Drotleff, Hermannstadt). Der Untertitel des Werks heißt „ein Anruf zur Besinnung auf den wahren Lebensgrund an Menschen unserer Zeit". In meisterhafter Weise ist die für den ostisch-deutschen Menschen bedeutungsvolle Beziehung zu religiösen Zusammenhängen aufgewiesen. Die Frage nach Sinn und Deutung der Geschichte im Zusammenhang mit dem Willen überweltlicher Mächte wird hier in einer Weise klar und anschaulich gemacht, wie selten sonstwo. Freilich liegt dem um sein Volkstum heute wie noch nie ringenden Auslandsdeutschtum eine Lösung nahe, die anderwärts leicht übersehen wird. Zudem wuchs das Buch aus einer Reihe von Vorträgen hervor, sprach also in der Urform alles literarischen Geschehens unmittelbar als gesprochenes Wort zu den Hörern. Aber auch in der Gestalt des gedruckten Buchs verrät es die starke, ringende Seele des Verfassers, der in der krisenhaften Zeit, in der sein Volk um das Letzte bangt, Wege weist und Trost spricht.

So schwer es den Deutschen da unten fällt, ihr Volkstum zu erhalten, noch immer regt sich der Wille zur geistigen Mitarbeit am wissenschaftlichen Leben. Nicht allein jener Professor Oberth ist es, der den kühnen Plan einer Weltraumrakete zum erstenmal wissenschaftlich klar umrissen der Welt vorgelegt hat und bis heute an der Vervollkommnung seiner Idee erfolgreich arbeitet (Hermann Oberth: Wege zur Raumschiffahrt, R. Oldenbourg, München), auch auf dem Gebiet der exakten Geschichtswissenschaft, in der die Siebenbürger von jeher stark waren, zeigt sich erstaunliche Expansionskraft. Das Korrespondenzblatt des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde, in seinem 54. Jahrgang stehend, wurde zu einer Vierteljahresschrift umgestaltet, an deren Spitze der bekannte jassyer Privatdozent Karl Kurt Klein zeichnet. Die Hefte, die bisher vorliegen, enthalten eine Fülle von Material in geschickter Verknüpfung und sind jedem Kenner wärmstens zu empfehlen. Auch jüngere Talente treten auf den Plan. Arnold Roth („Wir leben", Gedichte, Heimverlag Adolf Dreßler, Radolfzell a. Bodensee, 32 S.) beweist in seinen gut gefeilten Versen Geschmack und warmes Gefühl; seine Sprache ist die der heute allgemein geltenden Vers-Wortkunst; er schöpft also verhältnismäßig wenig aus siebenbürgischen Beziehungen. Unter

den Werken politischer Herkunft sei auf Oskar Wittstocks „Die offene Wunde Europas" hingewiesen (Verlag Krafft & Drotleff). Es handelt sich um eine Sammlung im ganzen brauchbarer Aufsätze über das Minderheitenproblem, das in seiner ganzen inneren Not vor uns tritt. Die Schar der Mitarbeiter wurde aus allen Völkern und Kreisen gewählt, die in der Minderheitenfrage Wesentliches zu sagen haben. Zum Schluß sei ein dramatischer Versuch von Anna Schuller-Schullerus hervorgehoben: „Det nä Lied" (Das neue Lied).

Egon Hajek

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Schattenfänger. Roman einer Familie. Von Walther von Hollander. Stuttgart-Berlin 1932, Deutsche Verlags-Anstalt. 546 S. Geb. M. 7,25.

Vor der ersten Seite dieses Buchs, das mehr als ein Roman und eine Schilderung von Menschenschicksalen ist, steht ein Motto, die Paraphrase eines Bibelwortes, die alles eher als zynisch gemeint den gläubigen Charakter des Buches umschreibt: Herr, lehre uns bedenken, daß wir leben müssen. Dieser Satz ist der Ausdruck einer antikalvinistischen Religiosität, die die Selbstverantwortlichkeit des Menschen vor sich in den Mittelpunkt stellt. Der das Leben schuf, will, daß wir es in rechter Weise erfüllen. So ist das Buch Hollanders im tiefsten Sinne eine Ethik, eine Kampfschrift, gegen die „Schattenfänger", die mit sich selbst „nicht in Übereinstimmung" sind, ein Buch der Besinnung und des Vorbilds. Im Mittelpunkt stehen der Gedanke der Verantwortung des Menschen für sich und andere und der Gedanke der Lebensformung und Lebensgestaltung. Die erste Idee trifft den einzelnen Menschen, die andere die Gemeinschaft. Und es ist vielleicht der ernsteste Satz des Buchs, in dem einer der Haupthandelnden feststellt, es gäbe nur zwei Möglichkeiten: an die bestehenden Ordnungen zu glauben oder an die Menschen. Wie problematisch dieser Satz ist, zeigt aber Hollander im Verlauf seiner Erzählung selbst: Die Menschen, die unbedenklich in den festgefügten Ordnungen weiterleben, ohne zu merken, daß die alten Formen und Kasten zerbrochen sind, werden mit am schärfsten beurteilt, und auch die Menschen, die die Ordnungen stürzen wollen, müssen erkennen, daß ihr Glaube an die Besserungsfähigkeit der Menschen, so wie die Revolutionäre ihn verkünden, falsch ist. Trotz der starken Betonung des Ethischen wäre es aber grundfalsch, Hollanders Buch als eine Norm zur Lebensführung zu lesen. Der Roman „Schattenfänger" bleibt zuerst und vor allem ein Kunstwerk, das erneut bestätigt, daß Hollander einer der klarsten und besten Stilisten unter den jüngeren Romanciers ist und daß er die Kunst eines klaren und in aller Verwicklung schönen Aufbaus meisterlich beherrscht.

Der Roman erzählt die Geschichte einer Familie während des Jahres 1929, erzählt von der unfruchtbaren Skepsis des Arztes Dr. Kramer, den Verantwortungen für Vergangenes und Gegenwärtiges, für nahe und fremde Menschen schwer drücken, ohne daß er die Kraft hätte, aus dem Bewußtsein vernachlässigter Verantwortung heraus sein Leben zu ändern. Er erzählt von der Niederlage und Überwindung des jungen Sohnes des Dr. Kramer, der gutmachen will, was sein Vater versäumt und dessen Vertrauen zu den Trägern der nationalistischen Bewegung getäuscht wird. Er erzählt von der Überwindung der Schwierigkeiten bei den Fragen der Verantwortung und der Formlosigkeit im Leben der jungen Tochter, die durch die Hingabe an eine echte Liebe gegen alle Konvention „mit sich selbst in Übereinstimmung" kommt, wo die üblichen Bahnen erotischer Beziehung den Menschen in die Irre führen.

Hollander deutet mehrfach an, welche Wege er sieht, die den Menschen zu einem rechten Ausgleich und damit zu neuen und richtigen Lebensformen bringen können: Eine Umwertung der konventionellen Werte, die die sozialen Fragen, das Recht der Wissenschaft, Zweifel und Glauben wieder an die rechte Stelle rückt. Er deutet an, welchen Wert er einer rechten Pflege des Körpers durch Atemtechnik, Ernährung, Hygiene beimißt. Aber Hollander kommt nicht als ein Lebensreformer, der mit sturem Ernst die Lehren einer Sekte als unfehlbares Heilmittel anpreist, sondern er bleibt Künstler, ein großer und starker Bildner, der die Schicksale einer Familie zeigt und aufweist, daß in bestimmten Situationen bedeutsame, auch von der Körperkultur ausgehende Reformen Schwierigkeiten überwinden lehren, die den Menschen heute bedrücken. Das Goethesche „Wie es auch sei das Leben, es ist gut" soll seinen tiefen Sinn wieder erhalten; der Mensch soll von sich sagen dürfen, daß er sein Leben als Aufgabe begreift und so weit es ihm gegeben ist, wahrhaft erfüllt.

Breslau — Werner Milch

Eine Phantasie zu Beethovens Klaviersonate in f-Moll op. 57 (Appassionata). Von Konrad Kob. Mit einem Geleitwort von Richard Billinger, Zeichnungen von Hans Groh. Berlin 1931, Die Rabenpresse. 48 S.

Anfang Januar 1931 fand man im bornimer Katharinenholz bei Potsdam die Leiche eines schlanken, schönen, schwarzgelockten jungen Mannes: das Kind eines im Kriege gebliebenen Vaters, der Arbeitslose Konrad Kob — verhungert und erfroren. Pietätvolle Freunde bringen nun in einem schmalen Heftchen ein von dem Toten hinterlassenes Werk heraus, dem ein Kamerad des Verstorbenen eine Art Gedächtnisrede voraustellt und das Richard Billinger einleitet.

Nicht nur das äußere Lebensschicksal Konrad Kobs ist von dieser wirren Zeit typisiert; auch sein geistiges Inventar trägt ihre Verkümmerungen und Verkrümmungen, die Spuren der allzuvielen Püffe und Stöße, die unsere mitleidslose, zerfahrene Epoche ihrer Jugend zufügt. Nach seinem Beruf befragt, nannte sich Konrad Kob einen Dichter. „Nein, nichts sonst!" Und ein Dichter wäre er vielleicht auch geworden, wenn ihm die Welt außer der Wahl zwischen Klique und Ich-Vergottung — hie: Verflachung eines mißverstandenen Kollektivismus, hie: Überspitzung eines Persönlichkeitstraums, dessen reale Grundlage die Dampfwalze der Kulturrevolution längst zermalmt hat — auch noch den goldenen Mittelweg der ruhigen Reifung dargeboten hätte. Da Konrad Kob zur ruhigen Reifung Zeit und Mittel fehlten, sind an

seiner Hinterlassenschaft nur große sprachliche Mittel und farbengesättigte, ja übersättigte Bilder festzustellen: der geträumte Krönungszug eines Ich-trunkenen, im Ich-elend vereinsamten stolzen Toren. „Eine barocke Bilderwirrnis und Wortewildnis", „ein seltsam wildes, phantastisches Traumgeflecht, in einer üppig beladenen, ‚mundvollen' Sprache, die nicht genug Worte findet, für ihren jugendlichen Überschwang", schreibt Richard Billinger in seiner Einleitung und hat damit mehr als nur das schmale Werk eines Toten charakterisiert.

Berlin-Wilmersdorf Georg Schwarz

Der Schulmeister von Arbesdorf. Der Lebensweg eines Musikers. Von Johann Eugen Probst. Graz 1932, Leykam-Verlag. 462 S.

Aus beengten Verhältnissen arbeitet sich der Schulmeister von Arbesdorf hinauf zu einem geschätzten Musiker, dessen höchster Ehrgeiz eine Sinfonie darstellt, die das eigene Leben mit seinen Kämpfen, Rückfällen und bescheidenen Siegen symbolisieren soll. In reichlich umständlicher und allzu breiter epischer Form wird dieses durchschnittliche Menschenleben erzählt. Mehr als die Gestaltung, die weder individuell noch irgendwie spannend ausgewertet ist, interessiert die Milieuzeichnung des alten Österreichs vor dem Kriege mit seinem aufgelockerten Sinn für die kleinen Schönheiten des Daseins, mit seiner idyllischen Gelassenheit, die auch bei dramatischen Zwischenfällen des Alltags nicht an Gleichgewicht einbüßt. Dazwischen geruhige und liebevoll gezeichnete Landschaftsbilder, die in ihrer Art, wenn auch mit einigem Abstand, an Adalbert Stiftersche Prägung erinnern. Der Traum vom großen Musiker erfüllt sich dem bescheidenen Schulmeister nicht, dafür findet er den harmonischen Ausgleich im häuslichen Glück und in stiller Wegbereitung musikalischer Kultur innerhalb seines Wirkungskreises. Keine Dichtung in künstlerischem Sinn, aber als geschmackvolle volkstümliche Erzählung doch positiv zu werten.

Dresden Heinrich Zerkaulen

Die seltsame Welt der Annetraut Ohnzeit. Roman einer Entfaltung. Von Reinhold Braun. Herborn/Dillkreis, Oranien-Verlag. 248 S. M. 3,50 (4,60).

„Ach, es gibt nur einmal im Leben Liebenburger Kartoffelpuffer!" — Ja, aber in diesem Roman von der seltsamen Welt der Annetraut Ohnzeit gibt es sie immerzu, in allen Lagen, auf allen Seiten, auf 248 Seiten! Diese Annetraut, die als Schauspielerin hinauszieht in eine böse sinnliche Welt und sie mit ihrer herztausigen keuschen Innigkeit erobert, die den Theaterdirektoren für schlimme Anträge die Peitsche anbietet und immerzu lyrische Gedichte aufsagt, dies deutsche Mädchen, das in ein Bergwerk einfährt, weil sie „dieses Erlebnis geradezu für ihr Künstlertum braucht" — und „ein gar zu drolliges Bild gab sie in der Bergmannskluft mit dem viel zu weiten, harmonikahaften Gehöse" —: diese Annetraut ist ein wundervolles Stück Verlogenheit, ist ein echter Liebenburger Kartoffelpuffer. Und die Menschen um sie, sei es nun der Glasermeister Leberecht Herzig oder der Vater Hummel aus dem Tränkenwalde oder Minchen Hahnemeyer oder Fräulein Klotz „Federchen" genannt — sie sind nicht anders. Und selbst die Natur verkitscht und versüßlicht sich, daß überall Herrgottsgunst weht und der Wind ist wiesenfrisch und die Linde ist eine dämmervolle Pastorenlinde, „ein innig Stück der deutschen Welt". — Ach — Kollege Reinhold Braun, ich habe dich im Verdacht, daß du eine Reinholdine bist, aber auch dann solltest du mit der Reinheit und der Holdheit nicht so viel Mißbrauch treiben — aus der Küche solltest du wissen, Kartoffelpuffer nur mit Zucker geht nicht, es gehört auch Salz daran. Reinholdine, gedenke des Salzes!

Berlin-Neuenhagen Hans Fallada

Mädchenkind. Die Psyche der Minderjährigen. Roman. Von Ottl Kaczmarek. Leipzig 1931, Bruno Volger. 140 S., geb. 3,—.

Inhaltsangabe in Zitaten: „Gerty war das Kind achtbarer Eltern", aber trotzdem gibt es Differenzen: „Ein einziger heißer Schrei, dann sauste die Hand des Vaters mit blitzartiger Geschwindigkeit auf ihre Wange. ‚Verlasse sofort mein Haus, denn du elender Wurm beschmutzt es mir!'" — Sie wird Dichterin und „der so schlicht erzählende Ton ihrer Sprache war von Sinn und Verstand". — Auch der Gesellschaft widmet sich unsere Heldin: „So begann Gerty Rolands gesellschaftliches Leben, das sie am ersten Abend zur reifen Frau werden ließ, wo ihr sexuales Empfinden, das bisher wohlgehütet im Kinderherzen geruht hatte, aufgewühlt wurde, aufgepeitscht bis zum Wahnsinn, doch vorerst noch unbewußt von ihr selbst." — Sie verlobt sich, aber auch das ist leider wieder nichts — „und seit der Lösung der Verlobung war das Verhältnis zu den Angehörigen noch spannender geworden." — Mit dem Freunde geht es auch nicht glatt: „Doch plötzlich kam es wie Furien über Carlo, ein heftiges Zittern durchlief seinen schlanken Körper und ein wahnsinniges Funkeln trat in seine Augen. Blitzschnell hatte er den nächsten Stuhl ergriffen, in die Höhe geschleudert und die Lampe damit heruntergeworfen. Und mit einem Heulgeschrei führte er sein Vernichtungswerk fort." Aber mit „Lübomir" durchstreift Gerty den Norden Berlins und „sie kamen in Distrikte, wo man auf den Treppen der großen Mietshäuser von dem scharfen widerlichen Geruch menschlicher Extreme ohnmächtig werden kann." (Fremdwörter sind Glückssache.) Nach so viel Leiden bleibt nichts wie der Tod: „Und Gerty Roland schlief der ewigen Erlösung von diesem Weltenkampfe entgegen." Hoffentlich schläft sie nun endgültig!

Berlin-Neuenhagen Hans Fallada

Zios regiere! Ein Roman von Liebe, Kapitalismus und Leben. Von Eugen Pirk. Nieschütz-Meißen 1932, Paul Knothe Verlag. 486 S.

Zios? „Geradenwegs durch das Sonnengewirr des Orion hindurch, hundert Millionen Lichtjahre weit von hier, schwingt in jenseitigen Regionen des All ein Weltenkörper seine gemessenen Kreise, Zios genannt. — Die Mikroben, die Zios bevölkern und beherrschen, von seiner Haut sich nährend, nennen sich Menschen, glauben Menschen zu sein — ganz wie bei uns. Sie haben Sorgen, leiden Not, auch ihnen liegt eine Krise des Kapitalismus schwer in den Gliedern —."

Pirk rückt aus nur einmaliger dichterischer Laune diesen unsern Spiegel in phantastische Raumferne, denn er verzichtet so völlig auf jede poetisch berechtigte und erwartete Weiterung (wie wir sie etwa bei Kurd Laßwitz haben), daß auf Zios drei Reiche ein zusammenhängendes Gebiet bilden: Eurondale, Asatana, Idalon, und zwei weitere Kontinente abseit liegen: Amara und Afuri. Noch weitere Namen sind Schlüssel; ich lasse dahingestellt, wie weit diese gewollt sind.

Der Träger der Utopie des Romans ist ein Politiker Salustra, der die Massen aus Verelendung und Arbeitslosigkeit gegen den Kapitalismus zum Siege führt, auf legalem

Wege über die Präsidentenwahl, weiterhin zu neuen Staatsformen, wie wir sie hier Paneuropa nennen würden. Der Sieg ist romanhaft erleichtert durch eine anrüchige schwere Erbschaft und durch die Gefolgschaft eines Milliardärsohnes, der gleichfalls rechtzeitig erbt. Von dem ganzen, irreführenden Untertitel des Romans bleibt nur das Thema Kapitalismus bestehen, ein Thema, dessen Abwandlung durchaus für unsre Erde, nicht für Zios, gedacht, gewollt ist, auch durchaus gekonnt und stellenweis sogar volkswirtschaftlich überraschend fundiert ist, im übrigen aber nicht unserer Kritik unterliegt, sondern einer sozialökonomischen.

Zehlendorf — Kurt Bock

Kind dieser Zeit. Von Klaus Mann. Berlin 1932, Transmare-Verlag. 352 S.

Es könnte sein, daß mancher beim Lesen der Ankündigung dieses Buchs bei sich gedacht hat: „Klaus Mann schreibt seine Memoiren? — Das war allerdings höchste Zeit bei einem Fünfundzwanzigjährigen! ..." Es wäre falsch, so ironisch zu denken. Klaus Mann hat keine Memoiren geschrieben. „Sich erinnern ist immer von Nutzen, man kann es kaum jung genug tun", sagt er und erzählt seine Kindheit. Es ist mehr die seine allein als die seines ganzen Jahrganges, wie er möchte. Die persönlichen Umstände von Erbe, Familie, Erziehung mußten sich gerade in diesem Fall stärker auswirken als zeithistorische Bezüge und generationsmäßige Gemeinsamkeiten. Klaus Manns Entwicklungsgang ist nicht typisch, kann nicht typisch sein. Deshalb wäre charakteristischer als der Titel „Kind dieser Zeit" gewesen: „Ein Kind dieser Zeit." Fehlt seiner Schilderung notwendigerweise so Allgemeingültigkeit, kann sie jedoch als confessio eines einzelnen dafür um so größeren Wert behalten. Sie ist ein problematisches, aber interessantes document humain.

Es ist ein Buch für Psychoanalytiker, wenngleich beileibe nicht etwa nur für sie. Besonders hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang das erste Kapitel über die frühesten sinnlichen Eindrücke, der Abschnitt über die Flegeljahre mit den Streichen der „Herzogpark-Bande", den Klaus Mann „Triumph der Bösheit" nennt, sowie seine Ausführungen über den Zustand des Sechzehnjährigen: „hysterische Selbstglorifizierung" und ein kaum mehr entwirrbares Ineinander von echtem Gefühlsüberschwang und Pose, Verkrampftheit und Hingabe, von Übermut, Schwermut und Lüsternheit. „Extremster, ausschweifendster Individualismus trieb uns fast zur Selbstvergöttlichung. Diese irren Triumphe des Ichs glaubten wir durch Demütigungen erkaufen zu müssen, aber die Demütigungen waren doch wieder nur Akte des Größenwahns." Nicht immer allerdings findet Klaus Manns Selbstdarstellung eine solche Klarheit und Einfachheit der Haltung wie hier.

Bedeutend ist die Reihe der vorüberziehenden Persönlichkeiten. Neben Eltern und Geschwistern der Onkel Heinrich Mann, Bruno Frank, Hans Reisiger, Ernst Bertram, Hans Pfitzner, Bruno Walter, Maximilian Harden, Gustav Waldau, Dr. Geheeb, Gerhart Hauptmann, Tilly und Pamela Wedekind, Carl Zuckmayer, Alexander von Bernus, Gundolf, E. R. Curtius. Sie alle werden, oft nur auf zehn Zeilen, mit bemerkenswerter Eindringlichkeit porträtiert. Trotzdem handelt der ganze Band doch von nichts anderem als dem Werden eines jungen Menschen mit Namen Klaus Mann. Umgekehrt: während Klaus Mann von sich spricht, entsteht zugleich ein Bild vom Hause Thomas Mann, gesehen durch die Augen des ältesten Sohnes, ein Bild von München, Oberbayern, vom Leben in den Landerziehungsheimen der Rhön- und Odenwaldschule, vom berliner „Betrieb" — ein Stück Kulturgeschichte.

Exzentrik verwandelt sich schließlich in das Begreifen, daß „die bitterste Problematik des eignen Lebens zugleich die höchste Verpflichtung" sei: die, der Sohn Thomas Manns zu sein. „Es heißt beides bestehen: die gefährliche Zeit, mit der wir alle fertig werden müssen, und das gefährliche Schicksal, mit dem nur gerade ich fertig zu werden habe."

Leider bleibt der Wunsch unerfüllt, daß Klaus Mann jene Verpflichtung auch in stilistischer Hinsicht spürt. Sätze wie: „Vielen verpflichtet, wie ich mich fühle, kann mir doch kein Zweifel darüber bestehen, welchen ich es am meisten bin" (S. 325) dürften nicht durchgehn.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Tage und Nächte. Von Claus Reinbolt. Afrikareise. Straßburg 1932, Heitz & Co. IX und 183 S.

„Von innen heraus", sagt der Verfasser, „ist dieser Bericht entstanden": er will weniger Erlebnisse aufzeichnen als Stimmungen, die durch sie hervorgerufen wurden. So ist aber überhaupt kein „Bericht" entstanden, sondern ein Tagebuch voll flüchtiger Impressionen, dessen Veröffentlichung umso eher hätte unterbleiben sollen, als jene „Stimmungen" in ihrer Banalität schlechtweg komisch genannt werden müssen. „Schon seit zwei Stunden liegt Dakar mit allem, was es für den Besucher gewissermaßen durch fremdartige Eindrücke interessant machte, hinter uns" (S. 53). „Eigentlich steht der Mensch in ganz eigenartigen Beziehungen zur Erde, etwa im umfassenden Sinne des chorus mysticus: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis" (S. 65).

Nach anfänglicher Überschätzung ihrer Möglichkeiten, hat die Technik der Reportage diesem einen Gebiete der Reiseberichterstattung neue Form gegeben. Trotzdem lebt natürlich neben der sachlichen nach wie vor auch die lyrische Reiseschilderung. Aber man muß sie können, und C. Reinbolt konnte weder die noch die andere.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Friedl und Vroni. Erzählung. Von Franz Braumann. Innsbruck 1932, Verlagsanstalt Tyrolia. 228 S. Geb. 4,30.

Der Erzähler ist ein salzburger Bauernsohn, zwanzig Jahre und nicht studiert. Das Charakteristische seiner Erzählung aber ist, daß die volle Gutmütigkeit des salzburgischen Volksstammes im Alltagsleben ungekünstelt durchbricht, unter Vermeidung alles Heroischen und Stilisierten. Ein junger Bauernknecht und ein Mädel in gleicher Lage, verlieben sich bei der ersten Begegnung am Wege. Ein dritter kommt dazwischen und verführt die schwache Vroni. Friedl, auch persönlich bedroht, wandert aus nach Paraguay. Aber bald kehrt er in die Heimat zurück, findet den Übeltäter tot und Vroni als junge, verlassene Mutter. Versöhnung, Schenkung eines Gütls, Märchenglück. Ein reicher Bankherr in Wien bewirtete oft Hunderte von Gästen mit Austern und Fasanen, er selber aß ein einfaches Schnitzel; so mag es einem Leser, der mit allem Raffinement moderner Erzählungstechnik übersättigt ist, Freude bereiten, diese schlichte, äußerlich und innerlich wahre Geschichte herzhaft zu genießen.

Berlin — A. Brandl

So ist Lieselotte. Die Geschichte einer Primanerin. Von Käthe Miethe. Köln o. J., Hermann Schaffstein. 224 S. M. 3,50 (5,50).

Käthe Miethe stellt ihr Jugendbuch der noch immer grassierenden Jungmädchenliteratur im „Trotzkopf"geschmack

entgegen. Der Versuch ist lobenswert, die Ausführung unbefriedigend. Der Wunsch, ihr Idealbild des jungen Mädchens zu geben, verführt die Verfasserin dazu, die Fragen im Verhältnis zu Eltern und Geschwistern, Schule und Beruf, Freundinnen und Kameraden allzu unkompliziert zu sehen. Hinzu kommt die Nüchternheit der Darstellung und der Mangel an Fähigkeit, die angedeuteten Fragen in einer fließenden Handlung zueinander in Beziehung zu setzen, sie wenigstens in der von der Verfasserin gewünschten Richtung zu vertiefen und dadurch von schablonisierender Lehrhaftigkeit zu befreien.

Berlin — Lili Lorsch

Grabbe und Heine in Berlin. Phantasien um eine problemvolle Studentenfreundschaft. Von Marianne Klaar. Detmold 1931, Verlag der Meyerschen Hofbuchhandlung. 35 S.

Schon der unglückliche Untertitel verrät die Anfängerin. Warum „Studentenfreundschaft", da doch das Stück gerade zeigt, daß keine entstehen konnte zwischen den beiden, deren Beziehungen auch im Leben sehr kühl waren? Warum „Phantasien" für diese vier blutarmen Szenen, in denen alles nur Reflexion ist, und Bücherweisheit; nichts Vision? In denen Grabbe spricht, als sei er nach hundert Jahren wieder auf die Welt gekommen und halte ein Kolleg über Heine und sich selbst, und papierene Nebenfiguren eine mühselige Staffage bilden. Die nicht eine der Anekdoten uns ersparen, und nicht die Stillosigkeit, jene Geschichte von den silbernen Löffeln Grabben in den Mund gegeben zu sehen, die doch eben nur ein Heine so heinisch erzählen konnte.

Weimar — Alfred Bergmann

Der Mensch ist schlecht!? Roman. Von Roderich Müller-Guttenbrunn. Leipzig 1932, Antaios-Verlag. 232 S.

„Der Mensch ist schlecht!?" Nein, der Roman ist schlecht! Wenn man den Mut hat, Leonhard Franks heißem Aufschrei „Der Mensch ist gut" einen Roman zur Seite zu stellen, der die gegenteilige Behauptung zur Debatte bringt, dann darf man nicht so naiv sein, wie dieser Sohn Adam Müller-Guttenbrunns, der uns unvergeßliche Romane von den Schwaben in Ungarn geschenkt hat. Roderich Müller-Guttenbrunn konstruiert sich zwei Gestalten: einen Generalssohn, der von seiner vermögenden, verwitweten Mutter in völliger Weltfremdheit nach altmodischster Art erzogen wird, und einen Proletariatsabkömmling, der nur den einen Trieb kennt, sich durchzusetzen. In Wien vollzieht sich der auf Lüge, Niedertracht, Schwindel, Gemeinheit und Brutalität aufgebaute Aufstieg des Volkssohnes vom Rechtsanwalt zum Politiker, zum Minister. In Wien wird auch der weltfremde junge Adlige endlich seiner Weltfremdheit ledig: durch eben den Volkssohn, der auch seine Ehe zerstört und ihn schließlich zum Revolverschuß auf den Minister treibt. Zum Schluß geht aber dieser Konflikt doch gut aus: der Herr Minister genest von den Revolverschüssen, zieht sich aus der Politik zurück, da er reich genug geworden ist, während Leahenau in seinem Heimatstädtchen der Stille anheimfällt, seine Zeitschrift fortführend. Als aber sein wiener Feind doch wieder Kanzler wird, läßt er auch diese Arbeit liegen, wird völlig zum Sonderling, der den Glauben an die Menschen verloren hat. Der Roman ist in jener halbschürigen Lebensbeobachtung geschrieben, die nie die Kraft hat, den Dingen auf den Grund zu gehen. Er hat das Aussehn jener Romansorte, die man um 1890 für wertvolle Zeitromane erklärte. Heute erregt er unseren Widerspruch, weil seine unsägliche Breite, seine stilistische Ungepflegtheit, seine Energielosigkeit eine innere Halbheit enthüllen, die keinerlei Zutrauen zu seinen Gestalten und Vorgängen aufkommen läßt. Es fehlt dem Buch jede höhere Notwendigkeit, jede letzte Wahrhaftigkeit.

Berlin — Hanns Martin Elster

Millionen im Netz. Von Sjur Lothe. Deutsch von Per Schwenzen. Berlin 1931, Universitas Deutsche Verlags-A.G. 208 S. M. 3,80 (4,80).

Treibt sich da ein Bursch herum, Schüler, der aufs Verdienen aus ist. Zeitungen austragen, Kisten nageln, Heringe einsalzen, nichts läßt er aus, was sich bietet. Der große Handelsherr beobachtet ihn, wie er mal Obst auf dem Markt verkauft, er nimmt ihn ins Kontor, der Junge geht nach Bergen auf die Handelsschule, er geht auf drei Jahre ins Ausland, er kehrt wieder, nicht nur ein Ausbund an Tüchtigkeit (Gott sei Dank nicht an Tugend!), sondern auch an Glück. Er steigt und steigt, kleine Nackenschläge fängt er lachend auf, der Krieg bricht herein, sozusagen auch über Norwegen, er schneidet gut ab, er bekommt die reiche Braut und tauscht sie ein (o Familie! o Hausschneiderin! o Eugenie!) gegen die schlichte arme, doch zuverlässige Jugendgeliebte. — So ist also ein bißchen Schablone in dem Buch, der Wirklichkeit wird ein bißchen nachgeholfen, wenn sie andere Wege (als des Lesers Wunsch) gehen will, aber alles in allem: ein frisches lebendiges hurtiges Buch, in einem schmalen Band eine ganze Mannesentwicklung, also alles kurz, resolut und bündig erzählt. Ein Kapitel darin, der Kampf Englands und Deutschlands um die norwegischen Heringsfänge (1917), der Unterseebootkrieg vor Norwegens Küste und der Rausch der Kriegsgewinnler im neutralen Land hat sogar Weltatmosphäre.

Berlin — Kurt Münzer

Von den Vätern. Von Schalom Asch. Deutsch von Siegfried Schmitz. Berlin 1931, Paul Zsolnay. 334 S.

Dies Buch ist ein Geschenk für die Leser, die Asch bei allen Völkern hat, denn es enthält seine Jugend, seine beiden ersten Erzählungen „Das Städtchen" und „Der reiche Herr Salomon" und anschließend seinen „Rückblick", in dem der Dichter von sich, seinem Wege und dem Dank für seine Freunde spricht, fünfzig Seiten Menschentum und Menschlichkeit, Persönlichkeit und Schicksal. Schon diese frühen Erzählungen Aschs enthalten den ganzen großen Schriftsteller, die dramatische Spannung seiner doch so gelassenen Epik, die Anschaulichkeit seiner Darstellung, das Gefühl für seine Menschen und den persönlichen Zauber seiner Art; vielleicht trifft man sie, wenn man sie „jüdisch" nennt. So erzählen nur Juden, gemütvoll und sachlich, phantasievoll und real, zärtlich und klug. Aschs Tonfall ist unwiderstehlich, selbst wenn er — hier — ein bißchen altmodisch poetisierend erzählt, naiv und naturfremd die Natur erklärt. Sein „Städtchen" baut sich um den Leser mit allen jüdischen Küchen- und Schulgerüchen auf, nicht die kleinste Nebenfigur bleibt Schema, selbst Kultgegenstände, Kleidung, Pferde, Jahrmarktskrempel wird plastisch, redet, riecht. Trotzdem es der Jude ist, von dem er erzählt, steht dieser Jude nicht isoliert unter den Völkern da, das Judentum ist nicht eine begrenzte kleine Welt in der großen; Aschs Menschen und Städte bilden fugenlose Harmonie mit dem Weltganzen, ihre Seelenhaftigkeit strahlt sogar belebend noch auf im Eigensinn erstarrte Gebiete anders Seiender über. Ein köstliches, herzwarmes, das in allen Zeitläuften ewig Menschliche enthaltendes Buch!

Berlin — Kurt Münzer

Das widerspenstige Fleisch. Von Rudolf Schlichter. Berlin 1932, Ernst Rowohlt. 368 S. M. 5,80 (7,50).

Zu den wirtschaftlichen Hilfsmaßnahmen gehört unbedingt eine Kontingentierung der Buchproduktion, sie ist vielleicht wichtiger als die Verkürzung des Notenumlaufs. Man wird ob dieses Vorschlags „Verrat an der Kultur" schreien, aber das ist nur ein Scheineinwand, das geistige Gut wird durch die Ausschaltung des Überflüssigen nur profitieren können. Die Verlage müßten eine Selbstzensur üben, gerade für Bücher, die Verleger für schwerverkäuflich halten, wird durch solche Einschränkung der Weg frei. Zu diesen überflüssigen Büchern, die den Markt verstopfen, gehört die Autobiographie des Malers Rudolf Schlichter. Ernst Rowohlt seien die besten Motive zugestanden, er mag das schamlose Aus-sich-herausgehen des Malers für groß halten, für urwüchsig, aufwühlend. Aber schon beim Verfasser ist ein leiser Zweifel in seine Absichten erlaubt. Er verrät sich als Bürgerschreck. Er schildert zum Beispiel, wie er sich als Kind in die Hosen macht, nachdem er schon vorher tüchtig in Fäkalien gewühlt hat. Und zwar hat er einen harten Stuhlgang und beschreibt, wie er sich seiner Last entledigt. Als „Montage" folgt, wie sein Kamerad sich mit weichem Kot beschmutzt. Ja, wird Schlichter aufbegehren, mich haben solche Dinge eben beeindruckt, ich war ein anormaler Junge, zu Perversionen und Verbrechen geneigt, wie mutig von mir, mich so schonungslos zu entblößen! Sollte nicht ein wenig Spekulation dabei sein, Herr Schlichter, wenn Sie das Buch mit dem „Fortsetzung folgt!" gerade da abbrechen, wo Ihr abwegiger früher Trieb ein naturgewolltes Ventil findet? Nichts sei gegen das Dumpfe, Außenseiterische gesagt, in seiner Malerei hat es Schlichter oft großartig abreagiert. Für sein Malerauge zeugt, wie er in dem Buch süddeutsches Leben darstellt. Unbedingt hübsch ist, wie er von seinem Bildungsgang Kunde gibt, von den Bildungsmöglichkeiten, die für einen jungen Menschen aus kleinen Verhältnissen in einer schwäbischen Kleinstadt bestanden haben. Man hört den Maler am Stammtisch seinen Freunden davon erzählen. Aber seine Freunde hätten ihn nicht ermuntern sollen, sein Leben in tausend Seiten aufzuschreiben. (Drei Bände sollen es nämlich werden.) Rudolf Schlichter hat nicht die Doppelbegabung, zu dichten und zu malen. In Farben gibt er so viel über sein Ich Aufschluß, gerade so viel, wie man von einem Künstler wissen muß.

Berlin — Lutz Weltmann

Kid & Co. Von Jack London. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1931, Universitas Deutsche Verlags-A. G. 283 S. M. 3,— (4,80).

Auch dieser zweite Band der Geschichten um Alaska-Kid, den in Klondike so prachtvoll barbarisierten jungen Literaten, hat die Vorzüge des ersten, spezifisch Jack Londonscher Art: Romantische Phantasie in der Erfindung und eine sozusagen undurchdringliche formale Geschlossenheit, vor der krittelnde Sezierkunst die Waffen strecken muß. Man staunt immer wieder, wie frisch und neugeboren all diese Geschichten noch heute, zwanzig und mehr Jahre nach ihrem Entstehen, sind. Ansporn und glückhafte Steigerung des Daseinsgefühls geht von ihnen aus. Uns allen, die wir, sozial und zivilisatorisch, in zermürbender Haft schmachten, sind diese Bücher genial gewählter und geformter Freiheitserfüllung Symbol des besseren Lebens, Symbol dessen, „wie man eigentlich leben müßte". Da sind zwei großartige Geschichten von verwegenen Spekulationen, wie sie nur der stets sprungbereite Spieltrieb des Goldjägers von Dawson in Klondike ersinnen kann. Auch die Erzählung von der sich bis in den Tod bewährenden Liebe einer Indianerin zu Kid ist schön und bewegend. Den Kid-Geschichten angehängt findet man eine außerordentliche Sache von einem Mann, der eine scheinbar wertvolle Handtasche ihrem Besitzer durch Not und tausend Gefahren zuführt, um dann zu finden, daß sie ein paar rostige Revolver enthält: Treue, wie sie nur ein Klondike-Mann bewähren kann. Wie man sieht, ist der Atem des Lebendigen der deutschen Gesamtausgabe des amerikanischen Naturgenies noch nicht ausgegangen. Bei über dreißig vorliegenden Bänden eine rühmenswerte Tatsache.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die Rettung. Roman. Von Joseph Conrad. Deutsch von E. Mc Calman. Berlin 1931, S. Fischer. 511 S. M. 4,50 (6,—).

Dieser Roman, sicher einer der besten von Conrad, stellt auf eine bezaubernd tiefe und wahre Art dar, was heute wie immer Größe und Einzigartigkeit eines Mannes ausmacht: Persönlichkeit, die aus eigenster Vollkommenheit einen von Zivilisationszwang unantastbaren, menschenbannenden Machtkreis um sich wirkt, der, wie es hier geschieht, nur durch das unbesiegliche Geheimnis einer Frau angegriffen und zerstört werden kann. Lingard, Kapitän einer Brigg, die ihm alles bedeutet und als einziges Wesen auch nach seinem Zusammenbruch ihren Wert nicht verliert, von den Eingeborenen anerkannter weißer Herr auf Wasser und Land des malaiischen Inselarchipels, Lingard, durch Ehre und Wort an ein malaiisches Geschwisterpaar königlichen Blutes gebunden, verliert Ehre und Wort durch die Rettung einer englischen Yacht, einer Weißen herrschender Schicht aus den Händen der eingeborenen Seeräuber, eine Rettung, bei der die Geschwister umkommen. Liebe wird hier zum Kampf zweier Seelen: Die glücklos verheiratete Engländerin der Oberklasse begegnet zum erstenmal einem wirklichen, aus unverbogenem Ich heraus mächtigen, „primitiven" Mann, der sie von der tödlichen Langeweile ihres Lebens befreit, den sie hinwiederum durch ihr Frauengeheimnis verzaubert und seiner aus Unbewußtem starken Persönlichkeit beraubt. Sie trennen sich, aus leiblicher Gefahr entronnen, um sich im Bewußtsein nie mehr zu trennen. Diese Trennung ist das Wunderbarste in diesem an Wundern psychologischer Hellsichtigkeit überreichen Buch, sie ist größer als jede Vereinigung wäre, denn sie läßt ein Geheimnis der Liebe ahnen: ihre tiefe Unvergänglichkeit trotz Raum und Zeit. Das Buch, im Gerippe nichts als eine kolportagehaft abenteuerliche Erzählung „aus fernen Breiten", wird durch das einzigartige Genie Conrads zu einem Konzert jäh erwachender Seelenregungen eines seltenen Mannes, einer ungewöhnlichen Frau, wobei es an faszinierenden Begleitstimmen weißer und eingeborener Mitspieler nicht fehlt. Conrad ist in Wahrheit weder ein englischer noch ein polnischer Dichter, aus den Abenteuern des Meeres, die er so lange an sich selbst erfahren, erwuchsen ihm, zeit- und nationslos auflebend, die Abenteuer der Seele, die seinen Werken unvergänglichen Zauber geben.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Das geduldige Albion. Roman. Von Paul Banks. Übersetzt von Karl Korn. Berlin 1932, Verlag Der Bücherkreis G. m. b. H. 243 S. Geb. M. 4,80.

Diesen Roman schrieb ein englischer Sozialist als Zweckarbeit: der ausländische Leser soll über den Stand der eng-

lischen Arbeiterbewegung unterrichtet werden. In einem Nachwort, das beiläufig Dickens vorwirft, er „habe sich damit begnügt, der Charlie Chaplin seiner Zeit" zu sein, behauptet der Verfasser, sein Roman sei Dichtung. Um bei der Wahrheit zu bleiben: er zeigt Ansätze zu wirklicher Gestaltung wenn er das Liebesverhältnis zwischen einem radikalsozialistischen Wanderredner und einem jungen Mädchen aus gutbürgerlicher Familie schildert, das sich halb aus sozialem Mitleiden, halb aus intellektuellem Snobismus in die Arbeiterbewegung eingereiht hat. Wie soziologische Dispute mit Küssen und Umarmungen in echt englischem Gleichmaß abwechseln, das ist nicht ohne nüchtern-sachlichen Humor dargestellt. Der Leser macht mit Nancy, der Heldin des Buchs, einen richtigen Lehrgang durch. Er lernt — ohne daß Personen und Geschehnisse so recht plastisch sichtbar würden — die bedrückte Lage ländlicher Textilarbeiter, das Vereinsleben in einem Labour-Club, die Hochspannung eines Lohnkampfes kennen. Er wird mit dem Verfasser sicherlich einig sein in der Verurteilung des unbilligen Schiedsspruches, der den Kampf mit neuer wirtschaftlicher Schwächung der Arbeitnehmer beendet. Lebendiger ist das Milieu der londoner Bohème geschildert, die der flüchtige Besucher Englands nie kennen lernt, weil sie tiefer im Verborgenen blüht als in den Ländern des Kontinents. Eine Sturmszene im Unterhaus und die politische Zigeunerfahrt Nancys mit ihrem Gesinnungs- und Liebeskameraden durch die Dörfer und Provinzstädte sind nicht ohne feuilletonistische Begabung dargestellt. Über Shaw und Lawrence, Dean Inge und freie Liebe, Abtreibung und Kommunismus, Revolutionsmöglichkeiten in England und anderes mehr wird in den zahlreichen Gesprächen des Buchs flüchtig und aphoristisch diskutiert. Das Leitmotiv vom „geduldigen Albion" kehrt immer wieder, wenn mit Resignation die „Lasttiergeduld des englischen Arbeiters" vorgeführt oder gezeigt wird, wie es die aristokratische „society" versteht, den revolutionären Elan der Arbeiterführer geschickt und unmerklich aufzusaugen. Für den, der England nicht kennt, bringt das Buch manch aufschlußreiche Einzelbeobachtung, ohne jedoch eine wesentliche Zusammenfassung zu geben.

Berlin — C. F. W. Behl

The Albatross Modern Continental Library. Vol. 1: Dubliners by James Joyce. — 2:— The Gioconda Smile by Aldous Huxley. — 3:— Mantrap by Sinclair Lewis. — 4:— The Bridge of Desire by Warwick Deeping. — 5:— (Extra volume): Rogue Herries by Hugh Walpole. — 6:— Night in the Hotel by E. Crawshay-Williams. Hamburg, Paris, Mailand 1932, The Albatross. Je M. 1,80, Extra vol. M. 2,80.

Nicht zum erstenmal erhält die weltbekannte Sammlung englischer und amerikanischer Literatur für den Kontinent einen Wettbewerber, aber ich glaube nicht, daß eine der früheren Unternehmungen gleich zu Beginn mit solchem Aufgebot von großen Namen anmarschierte: unter sechs Bänden mit Joyce, Huxley, Sinclair Lewis und Walpole aufzuwarten, ist alles, was man verlangen kann. Huxley mit glänzenden Kurzgeschichten, Lewis mit einer Humor und Spannung, Komik und Tragik glücklich vereinenden Erzählung aus den fernen Fischerei- und Jagdgründen, wo noch Trapper und Indianer hausen, sind dabei auch jedem Leser willkommen; dafür ist Walpoles Roman aus dem 18. Jahrhundert, nun sagen wir sehr gedehnt, und die Skizzen von Joyce könnte ein Ketzer mit einigem Schauer vor dem eigenen Frevel etwas anspruchslos nennen. Von den annoch weniger berühmten Verfassern hat Crawshay-Williams in seinem Erstling Lesages „Diable boiteux" sehr spannend erneuert, Deeping behandelt den Mann zwischen zwei Frauen mit dem Sieg der Gattin.

An der Ausstattung — scharfe Typen, gutes Papier, geschmackvoller biegsamer Pappeinband — ist nichts auszusetzen; man würde freilich statt der italienischen gern deutsche Bucharbeit sehen. Listigerweise sagt die Farbe des Einbandes jedem Käufer, was er für eine Erzählungsgattung zu erwarten hat — nur ist Night in the Hotel trotz des roten Deckels kein Abenteuer- oder Kriminalroman (der Leser kommt aber anderweitig reichlich auf seine Kosten), und warum Biographien und geschichtliche Romane nach dem englischen Text „purple volumes", nach dem deutschen, italienischen und französischen aber „violette Bände" sein sollen, umhüllt die Nacht des Geheimnisses.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Adler und Schlange. Roman der mexikanischen Revolution. Von Martin Luis Guzmán. Stuttgart 1932, J. Engelhorns Nachf. 396 S.

Das Erscheinen dieses Romans in deutscher Übersetzung muß als ein literarhistorisches Ereignis von besonderer Bedeutung verzeichnet werden: Zum erstenmal tritt in einem vollständigen Werk, das zugleich Kunstwerk und Zeitdokument ist, die mexikanische Literatur, gerade in der Gegenwart eine der regsamsten und eigenartigsten Provinzen des spanischen Schrifttums, in den Gesichtskreis des deutschen Lesers. Waren schon die Dichter Alfonso Reyes und Jaime Torres Bodet nicht mehr unbekannt als Repräsentanten des lyrischen Modernismus in Poesie und Prosa, so stellt sich mit „Adler und Schlange", der am 6. Oktober 1887 in Chihuahua geborene, jetzt verbannt in Madrid lebende Martin Luis Guzmán als mexikanischer Epiker großen Formats vor. Das Werk ist sein erster Roman (1928 im Original erschienen, nun in der vorzüglichen Übertragung von K. W. Körner stellenweise sehr vorteilhaft gekürzt) und zeigt das Land Mexiko, das aus einer vor Jahrhunderten niedergebrochenen Kultur den Instinkt für seine Herrenrechte mit in die Gegenwart herübergebracht hat, in jenem geheimnisvollen und spannungsreichen Zwischenzustand, den das Erwachen eines gemeinsamen Freiheitswillens in einem zugleich so alten und so jungen Volk hervorrufen muß. Während in Europa das gewaltige Völkerringen anbricht, liegt Mexiko in den Wehen seiner großen Revolution, die für Verfassung und Vaterland gegen Unterdrückung und Diktatur entbrannt ist. — So kann nur ein großer Künstler aus dem Chaos einer aufgewühlten Welt die Bilder einzelner Seelen und die verschlungenen Fäden einzelner Schicksale heben, so kann nur ein überlegen ordnender Geist aus der Vielfalt der Eruptionen und Untergänge, aus dem Wirbel der Aktionen, Überfälle, Angriffe, Beratungen, Greuel und Listen die „unterirdischen" Zusammenbrüche und Weltenwenden zu erkennen geben — wie Guzmán in diesem schlichten Bericht von seinen Erlebnissen in den Jahren 1913—1915. Wer einen unerschlossenen Kontinent begreifen will, wer einen Dichter, der unter die großen Epiker der Zeit zu rechnen ist, nicht übersehen will, wird „Adler und Schlange" lesen müssen. Man darf den Wunsch aussprechen, dem Mexikaner Guzmán in Deutschland noch öfter zu begegnen — die Übersetzung lohnt.

Berlin — Walter Pabst

Lyrisches

Der Fränkische Koran. Von Ludwig Derleth. Weimar 1932, Erich Lichtenstein. 507 S. Geb. M. 14,—.

Heißt Dichten, nach der landläufig gewordenen Redensart, Gerichtstag halten über das eigene Ich, des Dichters nämlich, so heißt es hier, Gerichtstag halten über alle Ichs, über die Menschheit nämlich, die europäische jedoch vor allem. In einem hingerissenen Ineinander von Zorn und Stolz, in einer entflammten Synthese von Denken und Schauen, von Gegenwartserkenntnis und Zukunftsverlangen gestaltet ein Dichter sein Bild von Zeit und Welt: in einem wogenartigen Auf und Ab von Ja und Nein, von glühender, bildschöpferischer Prägung leuchtkräftiger Gesichte und eisiger, gedankenscharfer Formung kritischer Einsichten, von Weltliebe und Gottessehnsucht, in einem bald hymnischen, bald dithyrambischen, bald liedhaften Wechselgang einer schier unendlichen Kette von Tönen strömt die Fülle eines geistig gestrafften, eines sittlich geformten, eines herrscherlich heischenden, aber auch eines völlig einsamen Lebens in eine Sturmflut von Gedichten, die, der erstaunlichsten Mannigfaltigkeit unerachtet, ihren wesentlichen Zusammenhang in keinem Augenblick verkennen lassen.

Überhaupt: Klarheit, Eindeutigkeit ist auf der Seite des Ausdrucks, was Unerbittlichkeit, Entschiedenheit in diesem Fall auf der Seite des Auftriebs ist, des Willens zu einer Wiedergeburt des Menschen durch seine Zurückführung zu den alten organischen Bindungen an das Ganze der Welt, deren Unerkanntes nicht minder verehrt wird als alles Gott-Erleben der Geschichte, dessen Absterben im Niedergang aller Kultur sich spiegelt. Mit einer in ihrem sichtbaren und freilich fast befremdenden Ausmaß kaum vergleichbaren Sprachkraft und Atemstärke wird das Heute an den Pranger des Ewigen und ihm das vollmenschliche Erleben des Lebens gegenübergestellt. Abstraktion und Vision, unlöslich in einander verstrickt, Geist und Natur, aufs innigste verbunden, beschwören dergestalt das Bild einer heroischen Einzelseele, die sich selbst restlos eingesetzt hat im Kampf um die ihr notwendig erscheinende Rettung des Menschengeschlechts. So sprengt das schlechthin einzig geartete Werk den Rahmen der Dichtung und dringt wie ein Kriegsgesang mächtig vor in das Bereich der wesentlichen Daseinsfragen seiner Zeit.

Wolfsanger — Will Scheller

Literaturwissenschaftliches

Frank Wedekind. Sein Leben und seine Werke. Von Artur Kutscher. Dritter Band. München 1931, Georg Müller. 319 S. M. 5,— (9,—).

Dieser dritte Band der breit angelegten Biographie, wie die vorangegangenen auf genauester Durchforschung des Nachlasses und ausgiebiger und pietätvoller Verwertung der archivalischen Dokumente beruhend, setzt den Schlußstein der Tragödie Wedekinds. Kutscher begleitet als Interpret und Kommentator das gesamte schriftstellerische Schaffen mit unverminderter Gründlichkeit und Nachsicht auch durch dieses letzte Jahrzehnt, wo sich die Materialien ins Unübersehbare türmen. Und auch hier werden mit den zur Vollendung gediehenen größeren dramatischen Werken die Pläne, Entwürfe, Skizzen besprochen, ja die geringsten Gelegenheitsarbeiten, wie Antworten auf Rundfragen in Tageszeitungen, auch wenn es sich dabei um nicht viel mehr, als einfachste und sehr natürliche Reflexe handelt, die jeder geistig arbeitende Mensch jenes Jahrzehnts so oder ähnlich aufweist. Dabei identifiziert sich Kutscher auch mit solchen kleinen Arbeiten, wie der über Ibsen (S. 29), die in dem harten Tadel der „ethischen Versessenheit", des moralischen Doktrinarismus und der magisterhaften Prinzipiensucht, vom Biographen vor allem ein distanzierendes und kritisch abwägendes, ja abwehrendes Wort verlangen, zumal im Zusammenhang mit der von Kutscher an anderer Stelle (S. 254) als Merkmal des Wedekindschen Geistes selbst hervorgehobenen „Sucht nach Prinzipien und Systemen". Die „Summa Summarum", die Kutscher in einem Schlußkapitel zieht, und die vielfach für die an anderen Stellen zu vermissende literarhistorische Verknüpfung und Einordnung entschädigen muß, ist nur ein Resümee nach Stichworten, die ein so gründlicher und eifervoller Kenner von Wedekinds Werk und Person überraschend weitgehend von außen her bezieht. Ob die Verse von Wedekinds „Rückblick":

> „Was aber irgend übrig bleibt,
> Wird der Kraft der Lebendigen einverleibt"

heute, kaum fünfzehn Jahre nach seinem Tode, noch zu Recht gesagt sind, muß mehr als zweifelhaft erscheinen. Wedekind hat wohl vielmehr seine Zeit gehabt: darin bestärkt nicht zum wenigsten die Lektüre dieser Biographie mit ihrer treuen und umständlichen Reproduktion einer — Vergangenheit.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Friedrich Schleiermachers Ästhetik. Im Auftrage der Preußischen Akademie der Wissenschaften und der Literatur-Archiv-Gesellschaft zu Berlin nach den bisher unveröffentlichten Urschriften zum erstenmal herausgegeben von Rudolf Odebrecht. Berlin und Leipzig 1931, Walter de Gruyter & Co. 356 S. M. 18,—.

Die „Vorlesungen über Ästhetik", die 1842 in der Gesamtausgabe von Schleiermachers Werken erschienen, beruhten auf einer Nachschrift, deren Unzulänglichkeit und Unverbindlichkeit die absprechenden Urteile Hayms und Diltheys über Schleiermachers Kunsttheorie um so weniger verhindern konnten, als einzelne Selbstbekenntnisse Schleiermachers — freilich isolierte oder aus dem Zusammenhang gerissene Sätze — denjenigen von vorneherein recht zu geben schienen, die Schleiermacher, trotz seiner engen Verbindung mit den Frühromantikern, aus dem Sprengel der Kunsttheorie, ja der Kunstempfänglichkeit überhaupt gewiesen haben. Odebrechts knappe, allzu knappe Einleitung im Verein mit seiner Neuausgabe des ursprünglichen und authentischen Textes der Vorlesungen wird hierin Wandel schaffen — vielleicht indessen entgegen der Tendenz des Herausgebers, Schleiermacher gegen die Welt der Frühromantik und Schellings in seinem Eigenen und Wesentlichen deutlich abzugrenzen. Sowohl für die Nachwirkung der ästhetischen Lehren und Wertungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts wie für die Fortentwicklung der Ästhetik im 19. Jahrhundert — den Begriff der Ästhetik im weitesten Sinn, fast als Lebenswissenschaft, genommen und ebenso anthropologisch wie geschichts- und gesellschaftsphilosophisch ausgeweitet — bietet diese Veröffentlichung viele Ansatzpunkte. Eine wertvolle Quellenpublikation zur deutschen Geistesgeschichte des klassischen und nachklassischen Zeitalters ist uns hier unversehens zuteil geworden.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Sein und Erziehung im Werke Rainer Maria Rilkes. Von Willi Schrank. Weimar 1931, Hermann Böhlaus Nachfolger. 81 S. M. 3,20 (4,40).

Wie kann man 1931 noch so isoliert schreiben? Die Seins- und Seelenhaltung wird ja gar nicht vom Gefühl bestimmt.

Sie wird vielmehr bestimmt von der tatsächlichen Umgebung, dem politischen Denken. Man kann Rilke nicht zum Ausgangspunkt von Erziehungsfragen machen. Oder aber man endet bei einer zwar großartig edlen „Lebens- und Seinshaltung", aber bei einer solchen, die ohne jeden praktischen Einfluß ist. Aber gerade der Einfluß auf die wirkliche Tätigkeit des Menschen: das ist das entscheidende Problem der heutigen und zukünftigen Erziehung. Willi Schrank hat ein Büchlein geschrieben, das Erziehungsresultate praktisch umsetzen will. Aber er zieht die Linie seines Buchs von abstractis zu abstractis. Und berührt dieses Leben nicht einmal mit den Fußsohlen, wenn er auch glaubt, mitten aus dem Leben heraus zu schreiben.

Berlin — Heinz Dietrich Kenter

Rilkes Umarbeitungen. Von Hans-Wilhelm Hagen. (Form und Geist. Arbeiten zur germanischen Philologie. Herausgegeben von Lutz Mackensen. Band 24.) Leipzig 1931, Hermann Eichblatt. IX, 138 S. M. 7,40 (9,60).

Rainer Maria Rilke und Frankreich. Von Marga Bauer. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Harry Maync, S. Singer und F. Strich. Heft 49.) Bern 1931, Paul Haupt. X, 151 S. Geh. M. 4,80.

Beide Arbeiten bereichern und vertiefen unsere Einsicht in Rilkes Wesen, und so seltsam es zunächst erscheinen mag, sie ergänzen einander, selbst wenn sie in Einzelformulierungen sich widersprechen. Denn beide setzen sich mit dem Mystiker Rilke auseinander, und die eine hört etwa da auf, wo die andere beginnt. Rilke wird als der Idealtyp des immanenten Mystikers begriffen, bei dem alle dichterische Tätigkeit nur die Einfühlungskraft in die Dinge stärkt. Das Erlebnis Frankreich bedeutet einen wesentlichen Schritt in dieser Richtung hin. Paris, Rodin und Cézanne, Paul Valéry und André Gide sind ihm Wegbereiter zu neuen Ufern. Daraus ergibt sich, wie Hagen deutlich macht, zunächst eine scheinbare Unproduktivität des Dichters, während es sich in Wirklichkeit um innere Umbildung handelt. In den „Frühen Gedichten" wird diese Wandlung sichtbar, an den Gedichten, die verändert aus der frühen Sammlung „Mir zur Feier" übernommen werden. Der Verfasser sucht dann im Anschluß an Spranger und Ermatinger diese Umarbeitung im biographischen, ästhetischen, psychologischen und philosophischen Zusammenhang zu begreifen, wobei er sich hie und da zu gewagten Spekulationen verleiten läßt. Der Abdruck der Gedichte in beiden Fassungen ist verdienstlich; nur hätte sich der Verfasser in seinem Text auch darauf beziehen sollen; so ist das Nachsuchen recht erschwert.

Marga Bauer geht von dem Erlebnis Rodin bei Rilke aus und würdigt vor allem Malte Laurids Brigge, dessen Bedeutung für des Dichters Schaffen scharf herausgearbeitet wird. Dieser Drang, vom Sehen zum Schauen zu gelangen, den Einklang von Menschen, Ding und Leben zu finden, erfüllt Rilke bis an sein Ende. Daraus erwachsen die dichterischen Übertragungen, die er einer Reihe französischer Poeten hat zuteil werden lassen. Eingehend werden die Übertragungen durchgegangen und das Geglückte von dem weniger Gelungenen geschieden. Gides beherrschende Stellung tritt zutage wie auch das Ringen um Valéry, das im Grunde vergebliche Liebesmüh war, weil beider Art verschieden gerichtet. Während Valéry immer nur den Weg des eigenen Gedankens im Bilde sieht, löst dieser selbst sich bei Rilke im Bilde auf. Immer stärker bezwingt die französische Sprache den Dichter und so macht er sie selbst zum Ausdruck seines Wollens. Diese französischen Verse Rilkes scheint mir die Verfasserin zu überschätzen, selbst Rilke hat von ihnen immer nur als von seinen „Nebenstunden" gesprochen. In ihnen spiegelt sich mehr menschliches Glücksgefühl, vielleicht sogar Dankbarkeit als dichterische Urformung, wie denn auch einzelne Stellen stark an Valéry anklingen. Zum Schluß wird noch kurz auf die Stellung Rilkes im französischen Geistesleben eingegangen, für die Gide vornehmlich vorbereitende Arbeit geleistet hat. Wenn sich die Verfasserin größerer sprachlicher Schlichtheit befleißigt hätte, hätte ihre Arbeit an Eindringlichkeit entschieden gewonnen.

Dresden — Otto H. Brandt

Christian Morgenstern als Mystiker. Von Herbert Giffei. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Sprach- und Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Harry Maync, S. Singer und F. Strich. Heft 50.) Bern 1931, Paul Haupt. 165 S. Geh. M. 4,—.

Giffeis Arbeit berührt sich mit der von Martin, die wir erst unlängst an gleicher Stelle (L. E. XXXIII, 713) besprochen haben, aber auch er kommt über die Umrisse nicht hinaus, weil er genau sowenig wie Martin den Begriff der Mystik eindeutig faßt. Dazu steht sie von Anfang an unter feststehenden Thesen, die sie mit ihrer Darstellung nur zu erhärten sucht. Giffei will zeigen, daß die mystische Periode Morgensterns, also etwa die Zeit von 1905 bis 1908, nicht unvermittelt im Schaffen des Dichters steht, sondern daß der mystische Pantheismus von allem Anfang als eine zunächst unklare Unterströmung vorhanden ist, daß aber die Mystik selbst für den Dichter Krönung und Vollendung seines Entwicklungsganges bedeutet. Daß der Verfasser bei einer solchen Überzeugung die Anthroposophie Steiners in ihrer Einwirkung auf Morgenstern so gut wie ganz übergeht, bleibt um so unbegreiflicher als er den Beziehungen zu Meister Eckehart eingehend nachspürt. Mit der einfachen Feststellung, daß die Mystik keine Vorbereitung für die Anthroposophie sei, ist das Problem nicht gelöst. Mit Martin stimmt Giffei in der Einheitlichkeit der Weltanschauung Morgensterns überein. Während jedoch sein Vorgänger dies Weltbild mehr auf analytischem Wege gewann, strebt Giffei nach der Gesamtschau, sucht das Weltbild des Mystikers Morgenstern zu fassen, indem er eingehend dessen Gottesauffassung untersucht. Ein Widerspruch ergibt sich nur darin, daß Giffei den Dichter auf der einen Seite als christlichen Mystiker hinstellt, während er an anderer Stelle von dessen „geistiger kultfreier Urreligion" spricht. Die Arbeit, die vor allem die „Stufen" viel stärker als Martin auswertet, gibt wohl im einzelnen wertvolle Bemerkungen, aber strebt zu wenig nach geistiger Konzentration, verliert sich oft in der Fülle der Einzelbeobachtungen.

Dresden — Otto H. Brandt

Lessing. Dichtung, Ästhetik, Philosophie. Von Benno von Wiese. Leipzig 1931, Quelle & Meyer. XII, 172 S. M. 8,— (10,—).

Ein ungemein gehaltvolles Buch legt der bonner Gelehrte vor, das die Forschung mächtig befruchten wird. Von Schrempf und vor allem von Spranger ausgehend, versucht er die Struktur des Lessingschen Weltbildes klarzulegen. Damit handelt es sich um eine ausgesprochen geisteswissenschaftliche Leistung, bei der alles Biographische und rein Stoffliche zurücktreten muß. In stärkster Konzentration wird Lessings Lebensanschauung als ein einheitliches und ein-

maliges Ganzes aus den Bereichen von Dichtung, Ästhetik und Philosophie entwickelt. Gerade aus den drei Bereichen, weil sie hier als Gestaltung, Theorie und Gesinnung verfolgt und damit auf begrenztem Raum eine allseitige Überschau gewonnen werden kann. So gliedert sich das Buch übersichtlich in drei Abschnitte, denen einer vorausgeschickt wird, um die historischen Voraussetzungen des Weltbildes Lessings in dessen Jugendzeit zu klären. Mit voller Klarheit wird gezeigt, daß Lessings Lebensanschauung nie im Dogmatismus der Vernunft erstarrt und daß sie vor allem aus einer Auseinandersetzung zwischen Aufklärung und protestantischer Theologie erwächst. Sein Weltbild entwickelt sich in einer eigentümlichen Verschlingung christlichen Glaubensgutes mit der autonomen unabhängigen Vernunft. Es läßt sich nicht auf eine systematische Formel bringen, sondern formt sich im geschichtlichen Rahmen der Aufklärung. Der wertvollste Gewinn dieser scharfsinnigen Untersuchungen besteht darin, daß Lessings Weltbild klar von dem der frühen Aufklärung geschieden wird und er damit in die Nähe Herders und Kants gerückt wird. In geistvoll lebendigen Darlegungen kann man Bildung und Auswirkung von Lessings Weltanschauung erkennen. Ein lesenswertes, geistig hochstehendes Buch, mit dem man sich auseinandersetzen muß.

Dresden — Otto H. Brandt

Das lyrische Gedicht als ästhetisches Gebilde. Ein phänomenologischer Versuch. Von Johannes Pfeiffer. Halle (Saale) 1931, Max Niemeyer. IV, 113 S. M. 5,50.

Eine tiefbohrende Arbeit, aber zugleich im typischen Gelehrtendeutsch geschrieben, wie der folgende Satz belegt, der die Aufgabe umreißt: „Das lyrische Gedicht als ästhetisches Gebilde in seiner intentionalen Struktur zu verstehen und auf seinen ontologischen Ort hin zu bestimmen." Es soll damit „der Sinngehalt des Gedichterlebnisses für unser philosophisches Bewußtsein gesichert" werden. Im Anschluß an Husserl und Heidegger werden zunächst die Ansätze einer phänomenologischen Sprachtheorie untersucht und daran anschließend Sinn und Aufbau lyrischer Sprachgefüge geklärt, wobei es zu einer scharfsinnigen Auseinandersetzung mit der Einfühlungstheorie von Lipps und Volkelt kommt. Eine Arbeit, die bewußt das dichterische Erlebnis zu fassen versucht, das „Erlebnis der gestalterischen Verwandlung eines menschlichen Zustandes in innere Sprachform", aber die zuletzt allzusehr in Abstraktion und Begriffszerlegung sich verliert, so daß man nur schwer Zugang zu ihr und ihren Ergebnissen finden wird.

Dresden — Otto H. Brandt

Schlesische Lebensbilder. Bd. 4: Schlesier des 16. bis 19. Jahrhunderts. Namens der historischen Kommission für Schlesien herausgegeben von F. Andreae, E. Graber, M. Hippe. Breslau 1931, Priebatsch. 446 S.

In schwerster Zeit, bald nach Kriegsende, faßte die Historische Kommission für Schlesien den Entschluß, ein großes biographisches Sammelwerk unter dem Titel „Schlesische Lebensbilder" zu schaffen. Schon 1922 erschien der erste Band, 1926 und 1928 folgten der zweite und dritte, und am Schluß des vorigen Jahres kam der vierte heraus. Das Gesamtwerk soll im Kleinen für unsere Provinz sein, was die große „Allgemeine deutsche Biographie" für ganz Deutschland war und noch ist. Es bezweckt eine tunlichst vollständige Übersicht über diejenigen Persönlichkeiten zu geben, die im geistigen und öffentlichen Leben Schlesiens, in Kunst, Wissenschaft und Technik, in Landwirtschaft, Handel und Industrie wie in der Verwaltung führende Köpfe gewesen sind. Der vierte Band enthält 56 solcher Lebensbilder, wodurch die Gesamtzahl auf 257 steigt. Während die beiden ersten Bände wesentlich dem 18. und 19. Jahrhundert gewidmet sind, der dritte schon tief in die Barockzeit zurückgreift, umfaßt der vierte den Raum vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Er beginnt mit einer Reihe hochbedeutender Männer der schlesischen Renaissance und Reformationsgeschichte und führt dann weiter bis zu den großen Toten des letzten Jahres. — Die „Schlesischen Lebensbilder" sind ein wissenschaftlich hervorragendes Werk, das hinfort für die gelehrte Forschung unentbehrlich ist; sie sind zugleich auch eine Ruhmeshalle der besten Köpfe Schlesiens.

Breslau — H. Jantzen

Höfisches Lesebuch. Nach Problemen und Motiven ausgewählt und geordnet von Hans Naumann. Berlin 1931, Junker und Dünnhaupt. 204 S. M. 4,80.

Dieses neue und neuartige mittelhochdeutsche Lesebuch, das zunächst für Übungen an Universitätsseminaren bestimmt ist, gewinnt weitere Bedeutung dadurch, daß es zum erstenmal den Versuch unternimmt, die Welt des höfischen Mittelalters nach modernen geistesgeschichtlichen Gesichtspunkten zu erschließen. Es verfolgt keine philologischen Zwecke im älteren Sinn, sondern will in den dargebotenen Proben eine möglichst vielseitige Vorstellung von dem Ideengehalt der höfischen Kultur des 12./13. Jahrhunderts geben, d. h. „einen Einblick in die Ideale, Probleme, Rechte, Pflichten, Urteile, Empfindungen, Motive, Eigenheiten, Abhängigkeiten, Schwierigkeiten, Wandlungen" dieser Zeit eröffnen. Das ist dem Herausgeber, der durchweg aus dem Vollen schöpfen konnte, auch vortrefflich gelungen. Sollte für eine neue Auflage nicht auch die für die Gottesauffassung charakteristische Stelle Tristan (Golther) V. 15737 ff. in Betracht kommen?

Breslau — H. Jantzen

Französische Menschen. Aufsätze. Von Hermann Wendel. Berlin 1932, Ernst Rowohlt. 287 S. Mit 12 Abbildungen. M. 7,— (9,—).

In einem kleinen Geleitwort bemerkt Hermann Wendel, die „leicht hingestrichelten Porträtskizzen... verfolgten keine stirnrunzelnd lehrhafte Absicht". Es bedurfte weder einer Erklärung noch gar einer Entschuldigung. Wendel, dem wir u. a. gute Bücher über Danton und Heinrich Heine verdanken, gibt kurz gehaltene Lebensbilder interessanter, merkwürdiger, bald mehr, bald weniger bedeutender französischer Persönlichkeiten — von der Jehanne und François Villon bis auf die Gegenwart, wobei er im übrigen die deutschen Verleger auffordert, Jules Vallès übersetzen zu lassen. Wendel hat sich, zumal unter den Frauen, die hierzulande weniger bekannten Gestalten ausgesucht. Immer erzählt Wendel knapp, immer aber gibt er eine vorzügliche Darstellung nicht allein seiner Helden; stets erfährt der Leser zugleich etwas über die Zeit und die Zusammenhänge in politischer, kultureller, sozialer Beziehung. Einzelheiten über dieses unterrichtete und unterrichtende Buch, dem Anteilnahme gewünscht sei, auszusagen, das hieße, sich mit jedem der 32 Aufsätze auseinandersetzen. Nichts aber ermüdet mehr, als kleine Aufsätze über kleine Aufsätze zu lesen; nichts ist auch unfruchtbarer. Man hindert nur die Leser, sich mit dem Buch in Verbindung zu bringen. Wendel schreibt keineswegs im Begeisterungstaumel; er ist ein klarer, nüchterner und unbestechlicher, nie langweilender Führer.

Berlin — Hans Sochaczewer

Jahrbuch deutscher Bibliophilen und Literaturfreunde. Herausgegeben von Hans Feigl. 16. und 17. Jahrgang. Mit 4 Abbildungen. Wien 1931. Amalthea-Verlag. 216 S. Geb. M. 12,–.

Der Herausgeber klagt im Vorwort über die sichtbare Veräußerlichung der Bibliophilie. Darüber ist in den letzten Jahren viel gestritten und geschrieben worden, es handelt sich aber im wesentlichen weniger um eine stärkere Betonung des Typographischen und der sonstigen Ausgestaltung des „schönen Buchs" als um das Bestreben einer Gruppe von „Modernisten", die bibliophilen Gesellschaften von ihrer geschichtlichen Überlieferung abzulösen und in eine Art Buchgemeinschaften zu verwandeln. Das ist natürlich eine Unmöglichkeit, denn die Bibliophilie war von alters her eine geistige Bewegung und kein buchhändlerisches Unternehmen. Es ist erfreulich, daß Professor Feigl auch in seinem neuen Jahrbuch Hüter und Wächter bewährter Tradition geblieben ist. Der stattliche Band enthält wieder eine große Anzahl wertvoller Beiträge. Erich Schulz gibt Vorschläge für ein längst geplantes bibliophiles Lexikon, Rudolf Payer von Thurn Gedanken über Porträtsammeln zu wissenschaftlichen Zwecken. Höchst amüsant ist Karl Wolfskehls Geplauder über den münchner Bibliophilen Carl Georg von Maassen, den „platonischen Epikureer", und als Ergänzung dazu Maassens tragikomische Entstehungsgeschichte seiner unvollendet gebliebenen E. T. A. Hoffmann-Ausgabe. Gustav Gugitz schildert in Ernst Klopstock, einem vergessenen Bruder Friedrich Gottliebs, und in dem ähnlich skurrilen Franz Kupffer zwei wiener Buchhändler-Originale aus längst vergangenen Tagen. Recht interessant sind Michael Maria Rabenlechners Ausgrabungen aus der literarischen Frühzeit Hofmannsthals, anregend auch deshalb, weil alle diese, meist verschollenen Erstausgaben in ihrer Mehrheit auch Marksteine bilden in der Entwicklung des Gegenwartsbuchs bis heute. Einen Beitrag zur Renaissance des Buchs, bevor noch Morris seine Sonne leuchten ließ, bietet ferner der verstorbene kieler Universitätsprofessor Friedrich Wolters in seinen ausgezeichneten Untersuchungen über Schrift und Druck im Werke Stefan Georges. Felix Salten äußert sich über „Handschrift und Arbeit", André Suarès über die „Geburt des Manuskripts". Paul Englisch bespricht in seinem Aufsatz „Ein Juwel der erotischen Literatur" die von dem Generalpächter de la Popelinière veröffentlichte, wie es heißt nur noch in einem einzigen Exemplar vorhandene Originalausgabe der „Tableaux des Moeurs du Temps" (um 1750), ihre Nachdrucke und die allein bekannt gewordene, vor einigen Jahren erschienene und mit Heliogravüren von Franz von Bayros geschmückte deutsche Übersetzung. Zeitgemäß ist die Schilderung der ihrer Zusammensetzung nach ganz eigenartigen Vatikanischen Bibliothek mit ihren weltberühmten Kostbarkeiten (Verfasser Professor Kl. Löffler in Köln-Lindental). Angehängt ist Kurioses und Anekdotisches unter dem Gesamttitel „Bibliophiles aus aller Welt", dann folgt nach einer umfangreichen Bücherschau eine Zusammenstellung der bibliophilen Gesellschaften. Der Verlag hat für eine würdige Ausstattung des Jahrbuchs gesorgt.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Verschiedenes

Neues Menschentum. Von Manfred Kyber. Leipzig 1931, Hesse & Becker. 191 S. M. 3,20 (4,80).

Ein Buch, dem man fast überall zustimmen muß, und das den Verfasser sehr sympathisch macht, auch wenn er es nicht schon aus seinen vortrefflichen Tiergeschichten wäre. Wenn er die Kultur des westlichen Menschen düster beurteilt, wenn er sagt, daß es höchste Zeit, ja die letzte Minute ist, das Steuer herumzuwerfen, wird man ihm bedenklich recht geben. In manchen Abschnitten folgt ein glänzender Satz auf den andern. Daß Kultur in erster Linie Menschentum, dann erst Technik sein darf, daß die immer steigende Eilhaftigkeit des modernen Menschen kulturlos ist, daß das Geld, wie die Technik, ein guter Diener, aber ein schlechter Herr ist: wer wird dem nicht zustimmen? Es ist die letzte Stunde, daß es anders werde, daß die europäische Menschheit andere Ziele, andere Führer bekomme, Führer, die nur die höchsten Kulturziele im Auge haben. Gewiß! Aber wie findet man diese Führer und wie bringt man sie an die entscheidenden Stellen? Es sind nicht immer die feiner gearteten, die sich zur Macht drängen und sie zu erobern verstehen. Seit Jahrtausenden scheitert die Menschheit an der Aufgabe, die richtige Auswahl zu treffen. Ich fürchte auch, daß der Autor die Vergangenheit — und nach vielen Richtungen auch den orientalischen Menschen — überschätzt. Zwar sagt er an einer Stelle, die Geschichte der Menschheit sei grauenvoll. Wie grauenvoll sie ist, das weiß nur der, der die Quellen selbst kennt, und auch er, sobald er Geschichte schreibt, kann und wird dem Leser die Wahrheit nicht sagen, weil sie zu grauenvoll wäre. Aber es handelt sich ja um die Zukunft. Es gilt die Wirtschaft umzuformen, die Technik beizubehalten und die Kultur dennoch zu retten. Der Verfasser meint, es bedürfe nur des Willens und der Erkenntnis. Aber ach, es genügt nicht zu erkennen, daß und warum es heute schlecht steht, noch genügt der Wille zur Besserung, sondern wir brauchen die genaue Erkenntnis des Wegs, jeden Schrittes vom ersten zum letzten, wie man die Umgestaltung herbeiführt — alle Bücher, die uns das nicht sagen, müssen utopisch bleiben. Sie haben das Verdienst uns nachdenklich zu machen. Und vielleicht, nachdem die Menschheit durch so viel Grauen und so viele Katastrophen gewandert ist, übersteht sie auch die von heute und morgen. Das Paradies bleibt fern.

Berlin-Grunewald — Karl Federn

Die deutsche Idee Europa. Von Rudolf Pannwitz. München-Feldafing 1931, Hans Carl. 62 S. M. 2,—.

Der Nietzsche-Erbe Rudolf Pannwitz befindet sich unter den sechs in die Dichterakademie Zugewählten. Ich habe im Vorjahr aus Anlaß seines 50. Geburtstages (in den „Preußischen Jahrbüchern") gewünscht, daß dieser Denker (ich halte den Denker Pannwitz für bedeutender als den Dichter) ein Podium hätte. Vielleicht fällt nun im Rat der deutschen „Unsterblichen" die eine oder andere Idee von ihm auf fruchtbaren Boden ...

Was an seiner neuen Broschüre ungemein fesselt, ist die Tatsache, daß all die Probleme, die uns heute beschäftigen und bedrängen, nicht als Stückwerk betrachtet werden, sondern in ihren tiefen, großen Zusammenhängen. Ein Philosoph, der einen Politiker lehren kann, wirkt übergeschichtlich in den Tag. (Im einzelnen wird man dabei gelegentlich anders werten als der Verfasser.)

Pannwitz zeigt die Paradoxa unserer Zeit: „Keine der Parteien wird ihr Programm in dem reißenden Strom der Geschichte festhalten können. Ein Kommunismus, in dem es kein Brot mehr gibt? Oder ein Nationalismus, während die Weltreiche sich gebären? Ein Parlamentarismus, wenn keine Partei mehr wagt, das Kommende vor dem Volke zu verantworten? Also freiwillig der Platz der Repräsentanten für die Diktatoren geräumt wird? So daß selbst die Revolutionäre eine Revolution nicht mehr verantworten wollen?

Die Parteien werden nicht ganz zusammenbrechen. Aber sie werden sich alle auf einen mittleren gemeinsamen Ort zu bewegen: wo die allgemeine Zukunft liegt. So wird sich eine neue Art Ständestaat vorbereiten ..."

Der Verfasser weiß, daß es eine Lösung aller Lösungen nicht geben kann, aber er ordnet alles richtig in die Zeitströmungen ein, die Nazi-Wahlen wie die Zollunion, die Gefährdung der Goldwährung wie die Bankinsolvenzen. Seine Schrift zeigt den Weg aus der Krise zu einem übernationalen Europa. Er wendet sich aber eher an die, die noch heute deutsche imperialistische Politik treiben wollen und Autarkie predigen, als an die, die die Notwendigkeit europäischer Zusammenarbeit längst erkannt haben. Ein als „international" Unverdächtiger nennt das Gebot der Stunde: die Geburt des Weltstaates Europa. Wenn er mit seiner Forderung, daß Deutschland europäische Politik treibe, das Ohr derer findet, die es angeht, kann seine Prophetie der Vernunft über den inneren Frieden Deutschlands zum Gedeihen Europas führen.

Berlin — Lutz Weltmann

Physiognomik. Aussprüche. Von Anton Kuh. München, R. Piper u. Co. 124 Seiten. M. 3,— (4,—)

Er gehört zu jenem unerträglichen Typ, von dem man die Vorstellung gewinnt: er sitzt auf dem Sofa und ist geistreich, — er sitzt auf dem Sofa und nimmt übel: den Menschen, der Welt, daß sie sind, — wie er sie sieht. Er hat bisweilen einen scharfen, immer den bösen Blick; und die Bosheit trübt oft die Schärfe. Darum sind seine Formulierungen fast verhältnismäßig selten ganz falsch, aber auch fast nie ganz wahr: Halb-, Viertel-, Achtel-, Hundertstel-, Tausendstelwahrheiten. — Anton Kuh ist, meines Wissens, nicht mit Emil Kuh verwandt, dem bedeutenden Kritiker, der vor Jahrzehnten in Wien wirkte; aber es ist aufschlußreich beider Art zu vergleichen. Emil Kuh zielte nicht auf Aphorismen und Aussprüche, aber ihm ergaben sich, aus der kritischen Darstellung, genau formulierte Erkenntnisse, die sich bisweilen aus dem Gefüge lösen lassen. Sie sind durchaus wesenhaft und können in das Wesen eines empfangenden Menschen eingehen, es vermehren, nähren, wie Brot. Wenn man Kuhs „Physiognomik" gelesen hat, ist es, als habe man mehrere Pfund Salzmandeln genossen. Es bleibt ein bracher, salziger Geschmack: eine Art schlechtes Gewissen, als ob man an Schadenfreude Teil genommen hat. Sein scharfes Auge erspäht den Schaden des anderen; er freut sich, als Sammler, bei jedem neuen Blick, daß er wieder einen neuen wertvollen Schaden für seine Sammlung erworben hat. — Er macht „dem deutschen Dichter" den Vorwurf, daß er die Welt durch ein Schlüsselloch sieht, Gott aber durch ein Opernglas; jedoch, „der" deutsche Dichter, der eigentliche, typische, ist Realist und formt die Wirklichkeit und die wirklichen Sachen; Anton Kuh aber spricht von Gott, als ob er, durch ein Opernglas, jenen Hasencleverschen Lustspiel-Gott sehe. — Ein kostbares Stück in Kuhs Schadenvitrine ist auch ein Defekt Thomas Manns, der, nach seiner Meinung, auf der Flucht vor sich selbst ist; er überzeugt nicht, aber es gilt, wie man aus manchen Zügen schließen kann, von ihm selbst. Er erkennt das advokatorische Element — es liegt offenbar — in Lassalle und Karl Kraus, aber es ist auch ein entscheidender Zug seines eigenen Wesens. Er wirkt nicht so sehr, wie es doch natürlich wäre, als Ankläger, sondern als Verteidiger, der die Gegenpartei und Gegenzeugen herabzusetzen sich getrieben fühlt: die Wedekind, Hauptmann, Werfel, Kraus usw. Wen aber verteidigt er? Einmal sagt er von „einem Bedeutenden": „Er ist bei sich als Kopfträger angestellt." Vielleicht Kuh bei sich als Verteidiger. Es wäre effektvoll, mit dieser Pointe zu schließen, aber unwahr, zu verschweigen, daß dem Talent, das von dieser problematischen Menschlichkeit getragen wird, manche ausgezeichnete, genau gepreßte Formeln gelingen, aber sie reichen nicht aus, um auch nur einen schmalen Band zu bilden. Einige Beispiele: „Der Literat ist ein Hermaphrodit aus einem verhinderten Künstler und einem verhinderten Bürger." — „Sternheims Dramen sind eine wörtliche Übersetzung aus dem Nochnichtdeutschen ins Nichtmehrdeutsche." — „Wer sich salviert, verliert." — Als Baron Berger von Liebermann gemalt worden war, sagte er: „Baron Berger, entlarvt von Max Liebermann." Kuhs Physiognomik erstrebt Entlarvung, aber er ist nur ein schreibender Karikaturist, Zeit- und Artgenosse der zeichnenden, von denen die Blätter wimmeln, und vor deren Produkten man glaubt, die Kunst des Porträts sei verloren gegangen und durch die immerwährende Grimasse ersetzt worden. Und es ist überhaupt viel Grimasse in der Prosa unserer Zeit.

Wien — Ernst Lissauer

Aus dem Bildersaal meines Lebens. Von Lita zu Putlitz. Leipzig 1931, Koehler & Amelang. 198 S. Geb. M. 6,80.

Die Verfasserin ist stolz darauf, eine Junkertochter zu sein. Das bedeutete ihr „Ehrfurcht vor der Tradition, fanatische Treue zu den Hohenzollern und zum festgegründeten Christentum". Ein patriarchalisch-fürsorgendes Verhältnis zu den Dorfbewohnern erschien ihr selbstverständlich, ansprechend sind die Schilderungen der Kriegstotenfeiern unter der alten Eiche, und als 1919 die Arbeiterräte bei ihr zur Haussuchung eindringen wollten, sagte sie: „Ich war, bin und bleibe meinem kaiserlichen und königlichen Herrn getreu bis zum letzten Blutstropfen ... wenn ich Ihnen das nicht sagte, wäre ich ein Schuft." Darauf standen die Männer stramm und grüßten; behelligt wurde sie nicht wieder. Scheuklappen zeigen sich ab und zu. Von ihrem Bankier, dem Chef eines hochangesehenen berliner Hauses, erwähnt sie, daß sein Vater in gleicher Weise ihrem Großvater „diente", sie freut sich „auch hier", Achtung vor der Tradition zu finden. Allem fremden Künstlertum gegenüber muß sie „ein Vorurteil überwinden".

Sie ist aber nicht nur die Tochter des „Ganz Edlen Herrn zu Putlitz-Retzin, Erbmarschalls der Kurmark", sie ist auch die Tochter des rühmlich bekannten Hofintendanten in Karlsruhe, und dieser nahe Verkehr mit Bühne, Literatur und Musik hat zwar wenig Künstlerisches ausgelöst (sie ist und bleibt intensiv dilettantisch), wohl aber ihren Gesichtskreis, ihren Verkehr erweitert. Das gleiche tat auch die nahe Freundschaft mit der badischen Prinzessin, Königin Viktoria von Schweden, taten ihre häufigen Besuche am schwedischen Hof. Schade, daß sie nur oberflächlich Liebenswürdiges über diese Zeiten vorbringt, wir hätten anregende Vergleiche der schwedischen und deutschen Lebensart und Auffassungsweise erwarten dürfen.

Die Putlitz-Familie ist jedoch ungewöhnlicher als diese hochachtbare, starr in den Überlieferungen und Geschmacksrichtungen verbleibende Verfasserin des Buchs. Bemerkbar sind die Eltern, bemerkenswert ihre Brüder: Stefan, der allzufrüh verstorbene, vielversprechende Universitätslehrer und Philosoph, Konrad, ein feiner Kulturmensch, ein Dante-Forscher, Joachim, der noch heute unvergessene erfolgreiche stuttgarter Hofintendant. Auch ihre Nichten stehen über dem Durchschnitt, und sehr interessant ist der Brief eines Diplo-

matenneffen aus dem Jahre 1930. Er bewundert ihre „wahrhafte und starke Einstellung", er glaubt, daß er und die anderen deren Grundlagen im Sturm des Zusammenbruchs oft verkannt haben. Doch soll sie ihm die anständige Gesinnung nicht aberkennen, „wenn ich den Geist des jetzigen Deutschlands nicht für ohne Ideale halte ... Wir wollen uns ehrlich und durch geistige Arbeit unser neues Haus bauen". Das ist ein lebensvolles Reis dieses ebenso tüchtigen wie begabten Junkergeschlechts der Prignitz, von dem dieses Buch uns erzählt.

Berlin — Marie von Bunsen

Deutschland. Landschaft und Baukunst. Von Kurt Hielscher. Mit einem Geleitwort von Gerhart Hauptmann und dem letzten handschriftlichen Brief von Hans Thoma. Leipzig 1931, F. A. Brockhaus. 280 S. Gebunden M. 24,—.

In diesem Bande ist Deutschland. Hielscher ist ein Meister der Lichtbildkunst. Er gibt Städte, Landschaften, Flüsse, Brücken, Türme, Tore, Winkel, Zimmer. Er bietet Tag- und Nachtansicht. Er ordnet im wesentlichen nach Ländern, Provinzen, Orten, durchbricht aber den Grundsatz, um verwandte Bilder nebeneinanderzustellen. Mit höchster Vollendung weiß er die Sicht einer Landschaft, eines Gebäudes, eines Tores auszuschneiden: eben hierauf, vor allem, beruht der Wert seiner Bilder. Zu wünschen wäre, daß auch bedeutende Bauten unserer Zeit aufgenommen würden, z. B. die Weststraßenseite des berliner Wertheimbaus, das Chilehaus oder die Mönckebergstraße in Hamburg. — Vor diesem Werk fühlt man von neuem den ungeheuren landschaftlichen und baulichen Reichtum Deutschlands, und man kann sich gar nicht vorstellen, daß dieses prangende Land jenes Deutschland ist, das nun seit Jahrzehnten immer tiefer in Not versinkt, dessen Menschen sich in täglichem Bürger-Kleinkrieg bekämpfen. Ein Mensch, der die Trauer der Wendezeit, in die wir gestellt sind, zu innerst fühlt, kann diesen Band voll großartiger und lieblicher, mächtiger und sanfter Idyllen nicht anschauen, ohne daß sich ihm jedes Bild gleichsam mit Staats- und Wirtschaftsgewölken überzieht. Ein anderes Werk öffnet sich: aus Dürers großer Folge reiten die Apokalyptischen Reiter über Karwendel, Schwarzwald, Donau, Spree.

Wien — Ernst Lissauer

Deutschland. Von Friedrich Ratzel. (Unter Erhaltung der Form im Inhalt ergänzt von E. v. Drygalski.) Mit 16 Landschaftsbildern und 2 Karten. Berlin 1932, W. de Gruyter &Co., 242 S. Geb. M. 6,—.

Das klassische Werk Ratzels in zeitgemäßer Gestalt als 6. Aufl. wieder herausgebracht zu haben, ist ein unbezweifelbares Verdienst des münchner Hochschulgeographen Drygalski. Ehrlicher Dank sei ihm dafür! In unvergänglicher Frische lebt noch der souveräne Schwung ratzelscher Landschaftskunst in diesem köstlichen Buch, das seinem Ideengehalt nach zwischen Alfred Kirchhoffs räumlich und methodisch weitgefaßten „Deutschen Landschaften und Stämmen" (Bibliogr. Institut, Leipzig o. J.) und Willi Ules geographischer Landeskunde des engeren „Deutschen Reiches" (Brandstetter, Leipzig, 2. Aufl. 1925) steht. Nicht nur der gebildete Laie, sondern sehr wohl auch der Fachmann wird die Seiten und Bilder dieses neuen „Ratzel" in sich aufnehmen, indem er dabei den emporreißenden Hauch jenes Geistes verspürt, der aus dem überpersönlichen Bereich der mitteleuropäischen Raumseele seine Kraft, Reichweite und Zielstrebigkeit erhält. Diesen über alle bloß nationalistischen Lebensformen hinaus umfänglicheren Geist wachzuhalten, ist gerade in der völkisch zerrissenen deutschen Gegenwart der Wille der Besten unseres Volkes. Nicht ganz kann ich die Auffassung Drygalskis teilen, daß neuere statistische Angaben nicht über ältere überwiegen dürften, da jene den Schwung und die Hoffnung, die Ratzel an diese knüpfte, gewiß zerstört hätten. Jeden eindringlichen Leser stört die Kluft zwischen Ziffern, die nur bis 1905, bzw. 1908 gelten (z. B. S. 37, 128, 215!!, 221 ff.), und solchen Angaben, die bis 1925 und weiterhin gelten (z. B. S. 36, 217, 220). Das Bild unseres lebendigen Deutschlands verträgt die wahrheitsgemäße Einzeichnung auch solcher Linien, die Schmerzherde kennzeichnen, und ein Ratzel würde diese Linien gewiß nicht weggelassen haben.

Braunschweig — Erich Sander

Hier schreibt Paris. Ein Sammelwerk von heute. Herausgegeben von Alfred Wolfenstein. Berlin 1931, Internationale Bibliothek Gmbh. 334 S.

„Paris ist Frankreich", heißt ein bekanntes Wort. Seine Wahrheit erkennt man nicht zuletzt im Vergleich mit der parallelen Veröffentlichung Herbert Günthers im gleichen Verlage: „Hier schreibt Berlin." Frankreich kennt die Parisfeindlichkeit nicht, wie sie sich bei uns in der Los-von-Berlin-Bewegung äußert. Die Stadt Paris ist auch Landschaft. Das märkische Berlin war noch Landschaft. Die Metropole des Deutschen Reiches ist es noch nicht. Das Gesicht des neuen Berlin wird vom internationalen Leben bestimmt. In Paris kann der traditionsfeindliche Baumeister Le Corbusier auf die Vergangenheit exemplifizieren, wenn er mit dem alten Schlendrian aufräumen will. Aber nicht nur die Zeiten haben das Bild von Paris geformt. Auch die französischen Provinzen begegnen einander im Raum. In Paris wohnen heißt noch nicht, von seiner ländlichen Heimat entwurzelt sein. Paris ist ein Kraftzentrum, es leitet Bewegungen weiter, verstärkt sie — die von anderswoher gespeist sein mögen. Viele Parisbewohner bewahren in ihrem Herzen eine Liebe zu ihren landschaftlichen Ursprüngen. Und der Leib hält es wie die Seele: ein Luxusrestaurant, die „Bratküche der Königin Pédauque" stellt an jedem Wochentag ein anderes Menu aus Nationalgerichten des Landes zusammen. Alfred Wolfenstein, der vorbildliche Herausgeberarbeit geleistet hat, gründlich durch alle Lebensgebiete der Stadt Paris führt, hätte auch die Kochkunst zu ihrem Recht kommen lassen können.

In allen Beiträgen ist das spezifische soziale Leben von Paris festgehalten, man braucht es nicht zu entdecken, man hat es als Erbe einer immer gesellschaftlich orientierten Schriftstellerei. Alle Sinne sind geschärft, die Wiedergabe ist hart und unsentimental. Die Latinität drängt zum Gesetz. Die Schriftsteller des neuen Frankreichs stabilisieren die „neue Sachlichkeit" durch eine Leistung, die nichts von einem Schlagwort und alles von der Meisterschaft eines Stendhal hat. Paris wird hier beschrieben, der Bücher- und Zeitungsleser, der Politiker und Arbeiter, die Strichmädchen und die Bürger werden gezeichnet, und es offenbart sich die Differenziertheit jedes einzelnen pariser Bezirks. Aber hier schreibt Paris selbst, in der neuen Generation kommt auch das keltische Erbe zun Durchbruch, das dem deutschen verwandte Element.

Ein Sammelwerk von heute. Daher herrscht neben dem ästhetisch Schönen der Stoff. Neben der Qualität (Gide, Duhamel, Valéry, Cocteau, Green, Giraudoux, Romains usw.) die Tendenz der deutsch-französischen Verständigung.

Berlin — Lutz Weltmann

China. Gestern — Heute — Morgen. Von Werner Eichhorn. Mit einer Einführung von Ed. Erkes. Leipzig, Hesse & Becker (Prometheus-Bücher). 216 S. mit 50 Abbildungen. Geb. M. 4,80.

Ed. Erkes hat nicht unrecht, wenn er das Buch in seiner Einleitung als „wertvolle Bereicherung unserer Popularliteratur über China" bezeichnet. Das gilt insbesondere für die ersten Abschnitte. Namentlich bei der Darstellung der Kultur des Landes, in weitestem Sinne genommen, zeigt der Verfasser ein erstaunliches Einführungsvermögen in die Lebensverhältnisse und die Denkweise Chinas, das er aus eigener Inaugenscheinnahme noch nicht kennt. Wie er es sich selbst aus der Literatur erschlossen hat, so vermag er es auch dem Leser wirklich nahe zu bringen. Das Land, die Bewohner, die Kultur erstehen so in plastischer Zeichnung vor unseren Augen. Weniger gelungen ist der letzte Abschnitt mit der geschichtlichen Darstellung der Ereignisse der neuesten Zeit. Die aphoristische Behandlung ausgewählter Einzelzüge rundet sich nicht recht zu einem abgeschlossenen Gesamtbild. Im einzelnen sind Irrtümer unterlaufen. Vieles fehlt, was zum richtigen Verständnis der Zusammenhänge unentbehrlich ist. Sehr instruktiv sind die zahlreichen Bildbeigaben.

Leipzig — Gerhard Menz

Funkelnder Ferner Osten. Erlebtes in China — Korea — Japan. Von Richard Katz. Mit 31 Tafeln und einer Karte. Berlin 1931, Ullstein. 299 S. 8°. M. 4,50.

Die Zahl der Reisebeschreibungen aus dem Fernen Osten ist in den letzten Jahren sehr stark angewachsen. Es ist deshalb nicht leicht, auf diesem Gebiete noch eine neue Note zu finden. Dem Buch von Katz wird man nicht abstreiten können, daß dies an manchen Stellen trotzdem gelungen ist. Der Verfasser hat allerlei Beobachtungen gemacht und weiß sie in ansprechendem Plauderton vorzutragen. An einigen Stellen tauchen aber doch Zweifel auf, ob er richtig gesehen hat und richtig urteilt. Da sich die Verhältnisse im Fernen Osten außerdem in sehr raschem Tempo weiter entwickeln, ist manches in dem Buch bereits wieder überholt.

Leipzig — Gerhard Menz

Feld-Herren. Der Kampf um eine Kollektiv-Wirtschaft. Von Sergej Tretjakow. Deutsch von Rud. Selke. Berlin 1931, Malik-Verlag. 400 S. M. 2,85.

Der russische Schriftsteller Tretjakow gibt in Form von Reportagen, Skizzen und „Operationsberichten" eine aufschlußreiche Darstellung jenes Kollektivierungsprozesses, der sich als ein Teilvorgang der Realisierung des geschichtlich hochbedeutsamen Fünfjahrplans auf den in Einzelwirtschaften zersplitterten Agrargebieten der U.d.S.S.R. vollzogen hat und noch vollzieht. Die Feldherren, das sind die neuen „Herren" des Ackers: die armen Bauern, die Landarbeiter, die Mittelbauern, die in gemeinschaftlichem Besitz, in gemeinschaftlicher Bewirtschaftung und Nutznießung des Bodens einer primitiven Landbevölkerung neue, produktivere, ökonomische und arbeitsorganisatorische Wege weisen. Tretjakow zeigt den Kampf um eine Kollektivwirtschaft in seinen verschiedenen Etappen. Er schildert, wie anfänglich der Umbau der Landwirtschaft durch brandschatzende Banditen gestört wurde, wie der Kulak, der reiche Bauer, durch seine heimliche, hintergründige, gegen die kollektivistischen Bestrebungen gerichtete Tätigkeit die rückständigen bäuerlichen Elemente von den Kommunen oder Kolchosen fernhielt oder sie aus ihnen herauslockte. Wie der kollektivistische Gedanke sich allmählich ausbreitet. Wie sich auf dem Kolchos ein neues Arbeitsethos herausbildet, das sich in den Formen des sozialistischen Wettbewerbs und des Stoßbrigadentums äußert.

Tretjakow behandelt sein bedeutsames Darstellungsgebiet mit einer bemerkenswerten Sachkenntnis. Bemerkenswert ist auch, daß nichts beschönigt wird und nichts vertuscht. Der Leser ist davon überzeugt, daß sich alles so verhält, wie es der Autor darstellt. Der Leser hat zu dem Autor Vertrauen...

Tretjakow sagt in seiner Einleitung: „Wenn es dem Schriftsteller früher Befriedigung gewährte, daß er erzählen konnte, was auf dem Dorf geschieht, so darf er jetzt stolz sein, gemeinsam mit anderen Kameraden selbst dieses Dorf aufzubauen, das heißt, das Leben nicht bloß abzubilden, sondern es zugleich neuzubilden." Und weil Tretjakow an der Neubildung dieses Lebens teilgenommen hat, ist es ihm gelungen, diese Neubildung so wirksam abzubilden.

Berlin — Werner Türk

Wege deutscher Kultur. Eine geschichtliche Führung. Von Alfred Weise. Hamburg-Berlin 1931, Hanseatische Verlagsanstalt. 420 S. Geb. M. 6,80.

Heute eine deutsche Kulturgeschichte in einem Band von 400 Seiten zu schreiben, ist ein besonders schwieriges Unterfangen schon deshalb, weil die Erforschung der germanischen Vorgeschichte in den letzten Jahrzehnten unendlich viel neues Material gefunden hat, das gerade für die Grundlegung einer deutschen Kulturgeschichte von größter Wichtigkeit ist. Man steht also vor dem Dilemma, entweder sie oder das 19. Jahrhundert nicht in extenso zu behandeln. Alfred Weise entschied sich für das 19. Jahrhundert und die Gegenwart, so daß die Vorgeschichte sich mit wenigen Seiten begnügen muß. Die Wege deutscher Kultur beginnen für ihn mit dem Vertrag von Verdun 843, womit er formaliter gewiß recht hat. Ich bedaure es deshalb, weil ich für die Erkenntnis des Wesens deutscher Kultur eine breitere Darstellung der germanischen Vorgeschichte für wichtiger halte als das 19. Jahrhundert seit der Vorherrschaft der Aufklärung. Nach meiner Einsicht überwuchert seitdem eine internationale Zivilisation immer üppiger die deutsche Kultur. Erst mit dem Weltkrieg beginnt eine, oft sehr schmerzhafte Ausrodung solcher Überwucherungen.

Zwei große Vorzüge besitzt dies Buch, um derentwillen es empfohlen werden muß. Weise läßt die Vergangenheit viel reichlicher, als es sonst geschieht, unmittelbar selbst aus ihren Quellen, namentlich den alten Chroniken sprechen. In einer auf breite Kreise berechneten deutschen Kulturgeschichte tat man das im 19. Jahrhundert mit Vorliebe nur dann, wenn es den Leser aufzuheitern, und ihm möglichst drastisch aufzuzeigen galt, wie herrlich weit wir es doch im Vergleich zu den Vorfahren in allen Kulturfragen gebracht hätten, was ja auch durchaus der doch ein wenig gar zu hochgemuten, um nicht zu sagen hochmütigen Fortschrittstheorie entsprach. Bei Weise spricht die Vergangenheit deutscher Kultur so, daß wir Heutigen oft genug allen Grund haben, uns vor ihr zu schämen. Das entspricht ja auch der Wirklichkeit, wie sie heute ist, weit besser, wenn sie kulturell wieder sinnvoll und fruchtbar werden soll.

Ein großer Vorzug ist es ferner, daß die Wege deutscher Kultur hier nicht mit Geschichtszahlen gepflastert sind, sondern die Etappen dieser Wege, die nicht selten einem Irrgarten gleich sehen, mit höchst anschaulichen und zufassenden Wegweisern versehen sind: Das Germanentum, die Wiege des deutschen Menschen; der deutsche Mensch als Glied des sacrum imperium; als Gestalter des mitteleuropäischen

Raums; als Spielball der Gegenkräfte; im Aufstieg zu europäischer und Weltgeltung; im Kampf um seine Behauptung.
Hervorgehoben zu werden verdient noch das Verdienst des Verlages um die ausgezeichnete Bildausstattung. Daß man dabei die Externsteine und etwa den „Steintanz von Bützow" usw. nicht berücksichtigte, lag wohl an der ganzen Anlage des Werks. Es ist deshalb bedauerlich, weil gerade der heutige Deutsche die ältesten Denkmäler seiner eigenen Kultur in seiner eigenen Heimat am wenigsten kennt.

Berlin — Kurt Aram

Das Geheimnis des Lebens. Kosmische Wellen und vitale Schwingungen. Von Georges Lakhovsky. Mit einem Vorwort von Professor d'Arsonval vom Institut Français. München 1931, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 264 S. M. 6,50 (8,50).

Die Strahlenforschung spielt in der neuen Physik wie auch in der heutigen Biologie eine immer entscheidendere Rolle. Als Arbeitshypothese wird sie zur Zeit von der Wellentheorie beherrscht. Sie steigert sich bis zu dem lapidaren Satz, Materie sei nichts anderes als in ihrer Bewegung gehemmte Wellen, und nicht gehemmte Wellen heißen dann Strahlung, Licht. Es handelt sich dabei um zwei Wellenformen, die in ihrem Wesen nicht einmal so prinzipiell voneinander verschieden sind, wie man lange annahm, sondern die eine Form geht im Kreise und langsamer als die andere (Materie), während die andere Wellenform in grader Linie verläuft (Strahlung, Licht). Dann könne Materie (gehemmte Wellen) genau so gut in Strahlung, Licht übergehen, wie etwa die Puppe in den Schmetterling. Diese Theorie eröffnet physische und metaphysische, biologische und metabiologische Perspektiven, die zunächst schwindelerregend sind und einen Umsturz des rationalistischen Weltbildes, eine Revolution des Geistes herbeiführen können, wie sie gewaltiger nicht gedacht werden kann.
Das Werk von Lakhovsky gibt dem Laien einen ausgezeichneten Einblick in diese Situation hauptsächlich von der Biologie her. Wenn alles in unserem Kosmos letzten Endes auf Strahlung zurückzuführen ist, dann spielt sie auch in der Zelle und in allem, was wir als Leben bezeichnen, eine entscheidende Rolle. Das nachzuweisen, hat sich vorliegendes Buch zur Hauptaufgabe gestellt. Dem Leser fallen nach und nach beträchtliche Scheuklappen von den Augen, und an die Stelle des grobschlächtigen Materialismus in der Blütezeit des 19. Jahrhunderts, der die Erde vom Kosmos völlig löste und den Menschen auf ihr bis zum Nichts isolierte, tritt eine Verbundenheit von Allem im All, wie sie bisher vom wissenschaftlichen Denken aus als undenkbar galt.
Die Frage nach dem Instinkt bei Tieren, besonders den Vögeln, rückt plötzlich wortwörtlich ins Licht. Von der Erforschung der Zellstrahlung aus erhalten die Begriffe Gesundheit und Krankheit eine ganz neuartige Beleuchtung. Der Kampf gegen die Krankheit findet neue Waffen. Gestirn- und Bodenstrahlung werden in den Bereich der medizinischen Forschung gezogen, und am Ende kommt man auch der Ätiologie des Krebses durch die Strahlenforschung näher. Was intuitive Forscher (zum Beispiel Reichenbach mit seinem Od) längst auf Grund eigener Beobachtungen und Erfahrungen feststellten, kann von hier aus eine „exakt wissenschaftliche" Bestätigung erfahren. Wie auch das unendlich weite Gebiet dessen, was man gemeinhin Okkultismus nennt, durch die heutige Strahlenforschung auf eine erfreulichere Ebene gerückt wird, wenn bei seiner Erforschung die ganze heute schon übersichtliche Wellenskala berücksichtigt wird.
Da das Buch viel über den gesunden und kranken Menschen zu sagen hat, wird es gewiß auch außerhalb rein wissenschaftlicher Kreise zahlreiche Leser finden, denen so auch die neue Physik, die gerade deutscher Forschung viel verdankt, näher kommt und damit eine Weltbetrachtung, die sich nicht mehr an der alten Aufklärungsweisheit genügen läßt. Auch eine wesentliche Hilfe für künstlerisch veranlagte Menschen liegt in dieser neuen Physik und neuen Biologie, wovon Lakhovsky eine leicht lesbare Zusammenfassung mit weiten Ausblicken in den Mikro- und Makrokosmos gibt.
Bei einer neuen Auflage sollte der Verlag darauf bestehen, daß sich die Übersetzerin der nicht allzu großen Mühe unterzieht, für deutsche Leser nun auch wirklich die einfach aus der französischen Gelehrtensprache übernommenen Fachausdrücke zu verdeutschen. Bei einer großen Anzahl solcher Wörter wäre das ohne weiteres möglich, wenn man nur in der deutschen Fachliteratur ein wenig Bescheid weiß. Es liegt nicht der geringste sachliche Grund vor, das zu unterlassen.

Berlin — Kurt Aram

Tacitus Germania und die wichtigsten antiken Stellen über Deutschland, lateinisch und deutsch. Übersetzt und bearbeitet von Herbert Ronge. München 1932, Ernst Heimeran. 144 S. Kart. M. 3,—.

In der Sammlung „Tusculum", die antike Schriftsteller im Original und zugleich in deutscher Übersetzung bringt und auch übersichtliche Zusammenstellungen aus der antiken Kultur nach bestimmten Gesichtspunkten, ist jetzt eine solche Zusammenfassung über das erschienen, was die Antike über Deutschland respektive Germanien mitzuteilen hat. Vor allem natürlich aus Tacitus und Cäsar, aber dankenswerterweise auch aus Sueton, Plinius und (griechisch-deutsch) aus Dio Cassius die Schlacht im Teutoburger Wald. Auch die wichtige Stelle aus dem Abriß der römischen Geschichte des Julius Florus über die Kämpfe mit den Kimbern, Teutonen und Tigurinern fehlt nicht.
Die „Germania" des Tacitus wird vollständig gebracht. Schade, daß man nicht außerdem noch seine Mitteilungen über den Aufstand der Bataver und die Bedeutung der Seherin Veleda aus dem Stamm der Brukterer in diesem Aufstand aufnahm und verdeutschte. Diese mehr kultische Seite germanischer Kultur interessiert und beschäftigt heute wieder weite Kreise, und Tacitus bietet dafür in dieser Schilderung einen ganz eindeutigen, bedeutungsvollen Beleg. Ronge scheint dem noch nicht besonders nahe gekommen zu sein. Ich folgere das aus seiner Verdeutschung des 39. Kapitels der „Germania", einer alten crux der Philologen. Tacitus spricht hier von einem religiösen Brauch (religione) der Semnonen, zu dem sich Delegierte aller suebischen Stämme zusammenfinden. Er selbst kennt den Brauch nur aus den Erzählungen von Germanen, die sich ja zu seiner Zeit schon zahlreich in Rom aufhielten, hauptsächlich als Soldaten und Offiziere. Sie kannten den Brauch entweder auch nur vom Hörensagen, oder hielten sich für verpflichtet, über diesen Ritus keine Einzelheiten zu verraten, wie es damals von den Eingeweihten einer Kultgemeinschaft allgemein verlangt wurde. Ohne dem knappen taciteischen Latein Gewalt anzutun, vermag nun der Philologe, der auch in der heutigen Forschung über Alteuropa Bescheid weiß, dies 39. Kapitel noch anders zu verdeutschen als Ronge; kultgemäßer und wörtlicher zugleich. Vielleicht fügt der Heraus-

geber bei einer neuen Auflage seiner Verdeutschung etwa die von Weishaar bei? Am lateinischen Text läßt sich ihr Wert ja leicht kontrollieren.

Zu bewundern bleibt jedenfalls der Mut des Verlegers, in dieser Zeit noch ein solches Unternehmen zu wagen. Es wäre ein tröstliches Zeichen, wenn sein Wagemut einen Erfolg hätte, wie er ihn verdient.

Berlin — Kurt Aram

Der Weg aus dem Chaos. Eine Deutung des Weltgeschehens aus dem Rhythmus der Kunstentwickelung. Von Paul Ligeti. München, Georg D. W. Callwey. Lex.-Okt. 436 S. mit 317 Abbildungen. Geh. M. 19,50, geb. M. 22,—.

Paul Ligeti legt hier ein sehr interessantes Werk vor. Er geht von der Voraussetzung aus, daß der Kunstverlauf in strenger Gesetzmäßigkeit erfolgt, und daß in ihr sich die allgemeine Rhythmik geschichtlichen Geschehens am reinsten spiegelt, gerade weil die Kunst Ausdruck von Weltstellung und Weltanschauung ist. Wir dürfen allerdings keine Stilgeschichte treiben, denn sonst verstellen wir uns den Weg zur Einsicht. Die drei bildenden Künste entwickeln sich nämlich nicht parallel; vielmehr: wenn die eine blüht, versiegen die beiden andern. „Oder aber: sie werden gewissermaßen in Richtung der dominierenden Kunst verbogen und geraten mit ihrem eigentlichen Wesen in Konflikt." So folgen einander Architektur, Plastik und Malerei in einer wellenförmigen Bewegung, für die Ligeti allenthalben Bestätigung zu finden glaubt. Und das große Wellengefüge wird durchdrungen von kleineren Wellen, welche die gleiche Struktur aufweisen. Dieser Rhythmus der Künste soll nun einen ähnlichen des gesamten Kulturlebens veranschaulichen. Die erstrebte Gesellschaft ist stets: „eine Synthese des Gemeinsamen und des Individuellen, des Objektiven und des Subjektiven — der Ordnung und der Freiheit. Der Weg zu dieser Synthese führt stets über die architektonische Ära der strengen Ordnung —, denn Ordnung ist es, deren die im Chaos leidende Menschheit zuerst bedarf. Sobald die Ordnung ausgebaut, in die Instinkte des Menschen aufgenommen ist, kommt die Zeit, um ihr die Freiheit beizumischen. Solche Zeit — jene der Plastik — ist die Ära des Erreichens, der Synthese, ist jeweils ein Höhepunkt der kulturellen Entwicklung. Der Mensch vermag es aber nicht, hier stehen zu bleiben, es verlangt ihn nach mehr, nach mehr Freiheit, bis die Ordnung ganz aufgezehrt ist, bis aus der Freiheit allzu Ungebundenes wird, bis das Chaos wieder da ist. Damit ist der Kreislauf beendet." In breiten Ausführungen schildert Ligeti die heutige Lage und trachtet von da aus die Zukunftsaussichten zu deuten.

Das Buch ist klar geschrieben und gut illustriert. Es ist auch reich an Gedanken. Nur huldigt der Verfasser allzusehr der Freude am Konstruieren. Er will gleichsam zu viel beweisen. Doch würde eine kritische Auseinandersetzung hier viel zu weit führen, denn sie müßte schwierige Methodenfragen aufrollen. Ligeti arbeitet mit einem allzu einfachen Begriffssystem. Allein diese Bedenken sollen nicht die Freude an dem geistvollen Werke trüben, das auch der Gegner mit lebhafter Anteilnahme begrüßen kann.

Halle (Saale) — Emil Utitz

Führer und Völker. Von Hans Schlange-Schöningen. Berlin 1931, Paul Parey. 227 S.

Unter dem Titel „Führer und Völker" behandelt Schlange-Schöningen Clemenceau, Lloyd George, Wilson, Nikolaj Nikolajewitsch und den Freiherrn vom Stein. Der Historiker hat bei mancher Einzelheit Anlaß zur Kritik. Im Ganzen kann aber auch er mit starker Anteilnahme und Freude das Buch des bekannten Politikers lesen, das hoffentlich viele Freunde finden wird. Schlange-Schöningen versteht, so sehr das Detail manchesmal nicht stimmen mag, das Wesentliche im Charakter der behandelten Persönlichkeiten straff und klar herauszuarbeiten und diese Persönlichkeiten lebendig hineinzustellen in die historisch-politischen Verhältnisse, in denen sie wirkten.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Erzherzog Franz Ferdinand. Von Victor Eisenmenger. Seinem Andenken gewidmet von seinem Leibarzt. Mit 65 Abbildungen und ein Brieffaksimile. Wien 1930, Amalthea-Verlag. 200 S.

Das Buch über den Erzherzog Franz Ferdinand, das Victor Eisenmenger vorlegt, ist weder für die Persönlichkeit des ermordeten österreichischen Thronfolgers, noch für seine politische Haltung von besonderem Interesse. Eisenmenger hat Franz Ferdinand in den 90er Jahren, als er an Tuberkulose erkrankt war, behandelt und auf den Krankheitsreisen begleitet, in späterer Zeit aber nur selten mit ihm in enger und längerer Fühlung gestanden. Die Fülle der Einzelheiten, die erzählt werden, dienen kaum zur Abrundung des Bildes, das andere und viel wichtigere Veröffentlichungen bieten. Der Verfasser schreibt, er hätte die Bücher nicht gelesen, die über Franz Ferdinand erschienen seien. Wenn er es getan hätte, hätte er vielleicht auf sein Buch verzichtet.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Groß-Britanniens Kampf um Ägypten. Von E. W. Polson Newman. Zürich 1930, Orell Füßli Verlag. 300 S.

Ein englischer Offizier, Polson Newman, der lange Zeit in Ägypten Dienste getan hat, schildert hier den Kampf um Ägypten etwa seit der Mitte der 70er Jahre. Die von Else Baronin Werkmann besorgte deutsche Übersetzung kann man begrüßen, denn bei mancher Einseitigkeit vermittelt dieses Buch doch eine lebhafte Anschauung des Kampfes um Ägypten, zumal Newman auch neues Material benutzen kann. Den Charakter der Veröffentlichung zeigt schon die Widmung: Dem ägyptischen Volke sowie den britischen und ägyptischen Beamten gewidmet, die mit vereinten Kräften Glück und Gedeihen an die Ufer des Nils gebracht haben. — Newman betont immer wieder die Bedeutung der englischen Leistungen für Ägypten, aber er versucht auch dem ägyptischen Volk selber gerecht zu werden und seinen Forderungen zu genügen.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Weltabenteuer im Dienst. Von Winston S. Churchill. Leipzig 1931, Paul List. 317 S. Geb. M. 10,—.

Der bekannte englische Politiker berichtet in dem hier vorgelegten Buch von seiner Jugend. Churchill, ein Angehöriger der hohen englischen Aristokratie, führte der Weg als Offizier und Berichterstatter ins englische Weltreich hinaus, vor allem nach Indien, Ägypten und Südafrika. Den weltweiten Blick, den eine solche Ausbildung und Jugend geben muß, zeigt dieses lebendig geschriebene Erinnerungsbuch deutlich, so stark manchesmal äußeres Detail auch persönlicher Natur im Vordergrund steht. Churchill selbst empfindet freilich diesen Rückblick auf die eigene Jugend als das „Bild einer vergangenen Epoche" und zum Teil mit Recht. Einen nicht

nur historisch interessanten Einblick in englisches Leben gewährt es trotzdem. Die Übersetzung ist von Dagobert von Mikusch besorgt.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Vom Einfluß der Frau auf die Geschichte. Von José Ortega y Gasset. Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 47 S.

Der bekannte spanische Gelehrte Ortega y Gasset veröffentlicht aus einem äußeren Anlaß den Brief an eine Argentinierin, in dem er, anknüpfend an Dantes Göttliche Komödie, über den Einfluß der Frau auf die Geschichte spricht. Der Charakter des hier in deutscher Übersetzung vorgelegten Büchleins verbietet sowohl Kritik wie Wiedergabe des Inhaltes. Man wird diese lebendige und geistvolle Plauderei, die in Vielem an allertiefste Probleme rührt, mit Interesse lesen.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Gestalten und Gestalter des heutigen Europa. Von Graf Carlo Sforza. Deutsch von Hans Reisiger. Berlin 1931, S. Fischer. 434 S. M. 11,— (14,—).

Der bekannte antifaschistische italienische Politiker, Graf Sforza, schildert eine Fülle von Persönlichkeiten, die ihm in seiner diplomatischen Laufbahn begegneten, darunter keine Deutschen, was in dem Vorwort der deutschen Übersetzung ausdrücklich begründet wird. Im ganzen sind es Einzelmitteilungen und Berichte über Unterredungen mit den behandelten Persönlichkeiten, die interessieren. Die Charakterschilderungen, die Sforza von fast vierzig Persönlichkeiten gibt, haften etwas am Äußeren und lassen die große Linienführung vermissen, die einleitende und abschließende politische Bemerkungen zeigen. Trotzdem wird man manche dieser Schilderungen mit Gewinn lesen, vor allem die der französischen und englischen Staatsmänner, mit denen Sforza zu verhandeln hatte, wie etwa Poincaré, Briand, Lloyd George, Chamberlain. Die Vertreter Österreichs erscheinen einseitig verzeichnet, so etwa Franz Joseph und Ährenthal. Die Bemerkungen über die behandelten Italiener sind mehr für den innerpolitischen Standpunkt des Verfassers typisch. Unter einem Abschnitt „Diktatoren" werden unter anderen auch Lenin, Mustafa Kemal und Pilsudski charakterisiert.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Das Recht der jungen Völker. Von Moeller van den Bruck. Berlin 1932, Verlag Der Nahe Osten GmbH. 220 S.

Moeller van den Bruck wird heute neu aufgelegt, und das ist deshalb gut, weil einige seiner Formeln, „Das dritte Reich", „Der preußische Stil" in den politischen Tagesgebrauch eingegangen sind, ohne daß die, von denen sie angewandt werden, sich selber an der geistigen Verantwortung ausrichten, die diesen Mann immer auszeichnete. Die vorliegende Sammlung politischer Aufsätze, die Hans Schwarz besorgt und knapp eingeleitet hat, hat ihren Titel von dem größten Beitrag empfangen, greift aber inhaltlich weiter, als dieser vermuten läßt; aus der Tagespublizistik sind Beiträge zusammengestellt, die gewiß die Farbe ihrer Entstehungszeit tragen, aber doch immer den Weg zu einem Absoluten und Gültigen suchen, nicht in der Begrifflichkeit, sondern in der Leidenschaft des geschichtlichen Erlebens. Auch für denjenigen, der wie der Verfasser bestimmte historische Folgenreihen anders sieht und deutet, als Moeller van den Bruck, ist die Begegnung mit seinem Wort immer wichtig; sie zwingt zur Auseinandersetzung. Denn dieser Verkünder eines konservativen Sozialismus, dieser Sprecher eines tief verletzten Nationalgefühls, ist die stärkste geistige und stilistische Kraft jener Gruppe, die in dem Zusammenbruch der deutschen Dinge einen konservativen Auftrag der Geschichte empfand — um freilich dann an der Aufgabe zu zerbrechen.

Berlin — Theodor Heuß

Europa im Zwielicht. Von Walther Tritsch. Berlin-Wilmersdorf, Hallig-Verlags-GmbH. 276 S. M. 4,— (5,—).

Das Buch deutet den Titel an einer Stelle als „jenes Zwielicht, von dem niemand mehr mit größerem Recht sagen kann, daß es Abend- oder Morgendämmerung wäre" — die Dämmerung der Mitternachtsonne, in der die Dinge unmerklich und zugleich gespenstisch überscharf erscheinen. Eine Zeitanalyse, die sich von den Spenglerschen Thesen so kräftig abhebt wie von einem bedenkenlosen Entwicklungsoptimismus, sehr beweglich in dem Wechsel der Positionen, wodurch die Schrift einen gewissen unruhigen und improvisierten Charakter empfängt, aber auch immer anregend, ja gelegentlich aufregend wird. Die essayistische Unbefangenheit, die dem Einfall die Straffheit opfert, entbehrt nicht einer publizistischen Koketterie — Tritsch kann auf keine Pointe verzichten und läßt in das Zwielicht, das er beschreibt, gern den scharfen Schein einer Blendlaterne zücken. Davon erhält das Buch gelegentlich etwas Spielerisches. Aber es wäre undankbare Pedanterie, über solcher Empfindung die innere Freiheit und den Ernst der Auseinandersetzung verkennen zu wollen, die sich um positive Wertungen und Deutungen der Zeitendynamik bemüht.

Berlin — Theodor Heuß

Genosse Kupferbart. Aus den Erinnerungen eines italienischen Revolutionärs. Von Giovanni Germanetto. Berlin 1930, Internationaler Arbeiter-Verlag. 342 S.

Die Veröffentlichung von Memoiren war früher ein Reservat der Gelehrten, der Diplomaten, der Künstler, der prominenten Staatsbeamten, kurzum der geistigen Spitzen feudaler und bürgerlicher Klassen. Seitdem das Proletariat die Arena der Geschichte als selbständige Klasse betreten hat, und seitdem es eine breite und aus dem Arbeiterstand hervorgehende Führerschaft besitzt, gibt es auch eine proletarische Memoirenliteratur, deren Autoren die mehr oder minder bekannten proletarischen Führer sind. (Auch ganz unbekannte Arbeiter schreiben in jüngster Zeit ihre Erinnerungen nieder, die mitunter sehr beachtenswert sind.)

Eins der letzten proletarischen Memoirenbücher verdient besondere Aufmerksamkeit, da es einen wesentlichen Beitrag zur Geschichte der italienischen Arbeiterbewegung liefert. Der Verfasser des Erinnerungsbuchs war, bevor er zur sozialistischen Arbeiterbewegung kam, ein kleiner Friseur. Durch seinen unerschütterlichen Gesinnungsmut und durch die Beweise seiner organisatorischen Fähigkeiten hat er sich bald die Sympathien und die Anerkennung der italienischen Arbeiter erworben. Amüsant berichtet er aus den Guerillakriegen, die er und auch seine Genossen mit einer leicht vertrottelten Provinzpolizei führen mußten, da diese den Auftrag hatte, die sozialistische Werbetätigkeit und jede organisatorische Anstrengung revolutionären Gepräges zu unterbinden. Selbstverständlich figuriert in den Memoiren des italienischen Arbeiterführers Mussolini, und zwar: als Redakteur des „Avanti" und als Deserteur des sozialistischen Gedankens.

Wir erfahren von Germanetto einiges über den Aufstand in Turin und über die Besetzung der Betriebe durch die Arbeiter. Mit knappen, harten Strichen wird uns ein Bild von dem antiproletarischen Kannibalismus der Faschisten gegeben, deren Haß gegen die Sozialisten so weit ging, daß sie deren Häuser und Konsumläden in Brand steckten. Ganz zu schweigen von den zahllosen Meuchelmorden, die an Arbeiterführern begangen worden sind. Ferner werden wir über die Strömungen und Spaltungsprozesse innerhalb der sozialistischen Sphäre unterrichtet. Nicht unerwähnt soll die Begegnung Germanettos mit Lenin bleiben, aus der hervorgeht, welche Liebe und Ehrfurcht der italienische Arbeiter Lenin entgegenbrachte.
Als Empfehlung möge diesem Buch die Feststellung dienen, daß Germanetto seinem Memoirenwerk nicht nur einen geschichtsdokumentarischen Wert schlechthin verliehen hat, sondern, daß es ihm gelungen ist, das Aroma bestimmter historischer Zustände und Vorgänge zu vermitteln.

Berlin — Werner Türk

Meyers Lexikon. Siebente Auflage. Dreizehnter Band. Aabenraa-Engländer. Ergänzungen. Leipzig 1931, Bibliographisches Institut. 1284 Spalten

Neue Stichworte, und Ergänzungen zu den bereits in den früheren Bänden behandelten, bringt dieser dreizehnte Band des sechzehnbändigen Meyer und stellt sich fast dar als ein ganz selbständiges Konversationslexikon. Von den großen deutschen Encyklopädien war der Meyer zuerst fertig geworden. Er lief seinen Konkurrenten den Rang ab, aber dem dadurch erzielten Vorteil stand der Nachteil gegenüber, dem Begriff des up to date nicht mehr immer entsprechen zu können. Der vorliegende Band gleicht das wenigstens bis E aus. Er ist der erste der geplanten drei Ergänzungsbände, mit denen die Firma dann wieder allen anderen vorangehen kann. Wie sehr dies der Fall ist und sein wird, beweist das willkürlich herausgegriffene Stichwort „Arbeit" mit allen seinen Zusammensetzungen als gutes Beispiel. Hier sind bereits die Arbeitslosenziffern in Deutschland bis zum Oktober 1931 angegeben und die der Welt bis April vorigen Jahres. Man darf also von den Ergänzungsbänden das irgend Mögliche erwarten. Daß die inzwischen eingetretenen Todesfälle nachgetragen sind, ist selbstverständlich, besonders dankenswert ist aber die überall vorgenommene Vervollständigung der Bibliographie.

Berlin — Fritz Carsten

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens. Fünfzehnte, völlig neubearbeitete Auflage. Leipzig 1930/31, F. A. Brockhaus. VII. Bd. Gas-Gz. 796 S.; VIII. Bd. H-Hz. 796 S.; IX. Bd. J.-Kas. 784 S.

Immer wenn ein weiterer Band dieses Monumentalwerks deutscher Buchproduktion erscheint, kann man nur von neuem feststellen, wie spurlos die Katastrophen der vaterländischen Geschichte und Volkswirtschaft an den stillen Kontoren und den lebhaften Betrieben dieses vornehmen Verlagshauses vorübergehen. Sie finden wohl einen Widerhall in manchem Stichwort, in manchem Aufsatz des „Großen Brockhaus", aber sie vermochten nicht auch nur einen Mitarbeiter, oder einen einzigen Faktor des Gesamtwerks von der Anspannung bis aufs äußerste zurückzuhalten. Wer unsere Verhältnisse nach diesem einzigartigen Werk beurteilen wollte, der müßte zu dem Schluß kommen: Heute geht's uns wieder gut! Wenn der berühmte Autor des Verlags, Sven Hedin, es unglaublich gefunden hat, daß in dieser schwierigen Zeit in dem „besiegten" Deutschland so etwas zustande kommt, so beweist dies eben, daß in Deutschland etwas niemals zu besiegen ist: der Geist, der ungebändigt immer vorwärts dringt!
Die Zuverlässigkeit des Textes, die Vollständigkeit des Materials, die Ausdehnung des lexikalischen Charakters auf deskriptive Darstellung, die ausgezeichnete äußere Ausstattung, der Reichtum an Illustrationen und ihre unschematische, immer individuell reizvolle Auswahl, die Fülle der Karten und Tabellen und tausend andere Vorzüge sind oft genug gerühmt worden, sie müssen aber bei jedem neuen Band von neuem gerühmt werden, denn sie überraschen, ja verblüffen stets von neuem. Mehr und mehr drängt sich die Betonung reichhaltiger und sehr sorgfältiger Statistiken, besonders in volkswirtschaftlichen Dingen, dem Leser auf, ohne daß er das Übertragen des Belehrenden über das Ergötzende empfände. Im Gegenteil, wie schon früher erwähnt, wird der „Große Brockhaus" aus einem Nachschlagewerk mehr und mehr zu einem Lesewerk, das einen fesselt, wo man es aufschlägt, und einen nicht losläßt, vermöge einer suggestiven Kraft, die nicht zum wenigsten den stilistischen Reizen der Darstellung zu danken ist.

Berlin — Fritz Carsten

Der Kampf zweier Welten um das Bayreuther Erbe. Julius Knieses Tagebücher aus dem Jahre 1883. Herausgegeben von Julie Kniese, mit einer Einleitung von v. Lichtenberg; mit 15 Bildtafeln. Leipzig 1931, Theodor Weicher. 133 S.

Die Festspiele 1931 waren eine Gedenkfeier für Siegfried Wagner, der sie im Vorjahr bis ins kleinste vorbereitet hatte, zugleich mit ihrem äußeren Erfolg, der schwersten Zeitnot zum Trotz, eine Bürgschaft für ihre Fortführung im Geiste Richard Wagners. Da wird unser Blick auf 1883, das zweite Parsifaljahr, die Gedenkfeier für Richard Wagner, zurückgelenkt. Julius Kniese, der, von Wagner 1882 als Chormeister nach Bayreuth berufen, auch 1883 als tiefblickender Beobachter teilnahm, überwachte vornehmlich die Wahrung aller vom Meister selbst getroffenen Anordnungen, die er in den Proben 1882 so genau aufgezeichnet hatte, daß er imstand war, Frau Cosima einen mit sämtlichen Spielweisungen versehenen Klavierauszug, das Vorbild der späteren bayreuther Bühnenauszüge, zu überreichen. Mit Zorn und Schmerz mußte er sehen, daß die damaligen Mitwirkenden das meiste vergessen hatten oder nicht mehr beachteten: „das Ganze ist von Tag zu Tag gesunken, und nun stehen wir schließlich an dem schrecklichen Ziel der ganz gemeinen Komödienspielerei und unterscheiden uns vom frankfurter Opernhaus durch ein paar bessere Solisten und einen virtuosen Mechanismus. Was an Ernst und Weihe, an Vornehmheit und künstlerischer Abgezogenheit sich jene zwei nun für immer geschlossenen Augen erzwungen haben, das ist alles vergessen." Damals war auf Befehl König Ludwigs das münchener Orchester unter Hermann Levi nach Bayreuth entsandt. Hier lag ein verhängnisvoller Zwiespalt verborgen, der sich mit der Zeit immer mehr zum Gegensatz zwischen Bayreuth und München auswuchs. Levi war dem Meister treu ergeben, ein ausgezeichneter Musiker und Dirigent, aber auch mit unüberwindlichen Hemmungen behaftet, die sich bei den Proben nachteilig bemerkbar machten. Die Hauptprobe war nach Brandts und Knieses Urteil geradezu „eine Schande für Bayreuth", die Künstlerschar eine „mut- und führerlose Ritterschaft", der Gralsdienst von außen und innen so schwer bedroht, daß allgemein, auch beim Verwaltungsrat, die An-

sicht vorherrschte, mit den Spielen sei es zu Ende! Kniese erkannte, woher einzig Rettung kommen könnte: von einer einheitlichen, zielbewußten Oberleitung. Man dachte an Liszt, der seines Alters wegen doch nur für den Ehrenvorsitz in Betracht kam, oder an Hans von Bülow, der aus persönlichen Gründen fernbleiben mußte. Da fällt ein unverhoffter Lichtstrahl ins Dunkel: am 24. August 1883 meldet Kniese, es wären Anzeichen vorhanden, daß Frau Cosima, die sich bisher jeder Teilnahme, auch des Besuchs der Spiele, enthalten hatte, wieder tätig eingreifen möchte! Noch ahnte damals niemand die Tragweite dieses Entschlusses, der zuerst dazu führte, daß Frau Wagner den Spielen von 1884 beobachtend beiwohnte, sodann 1886 die Oberleitung übernahm und mit Tristan den Willen des Meisters, nach und nach alle seine Werke vom Holländer an festspielmäßig aufzuführen, zu verwirklichen begann. Wer mit der Geschichte der Festspiele vertraut war, wußte längst von der gefährlichen Lage des Jahres 1883, aber so wahrhaft erschütternde Einblicke, wie sie Kniese bietet, erhalten wir zum erstenmal. „Der Kampf zweier Welten um das bayreuther Erbe" ist das kleine inhaltschwere Büchlein überschrieben, eine ernste Warnung und Mahnung! Wird der Gral Klingsors Macht verfallen oder in reiner Hut verbleiben, das ist der Sinn dieser neu erschlossenen Urkunden. Felix Mottl prägte einmal auf Bayreuth das Kundry-Wort „Dienen, dienen": niemand soll hier herrschen oder glänzen, sondern jeder einzig und allein dem Willen des Kunstwerks sich unterordnen! Frau Cosima verstand es, alle Mitarbeiter zu solchem Dienste unerbittlich streng zu erziehen. In 55 Jahren hat sich das Festspiel als die Hochschule der Stilbildung bewährt und den Gedanken von Bayreuth bezeugt. Solange uns überhaupt noch deutsche Kulturmöglichkeit erhalten bleibt, wird das vom Meister im Grundstein verschlossene Geheimnis „der Welt sich offenbaren". Die Hauptfrage ist, wie wir aus den Vorgängen von 1883 erkennen, die der einheitlichen künstlerischen Oberleitung. Der Vergleich zwischen 1883 und 1931 fällt insofern günstig aus, als heute die Darsteller durch Bayreuth mittelbar oder unmittelbar mit dem Vortragsstil vertraut sind, während 1883 nur wenige davon wußten. Demnach sind äußere Gefahren für Bestand und Fortdauer nicht mehr zu befürchten. Wohl aber gilt es immer noch, von innen her Glauben und Wissen neu zu wecken und zu stärken. Frau Winifred Wagner hat festen Glauben und besten Willen. Die Zukunft der Festspiele hängt davon ab, ob sie solche Mitarbeiter findet, die den Gedanken von Bayreuth ebenso ernst nehmen und betätigen wie Julius Kniese, dieser aufrechte, kerndeutsche Mann, der, 1889 von Frau Cosima zu dauernder Mitarbeit nach Bayreuth berufen, durch Begründung und Leitung der Stilbildungsschule und durch Auswahl und Einübung der einzelnen Sänger und Sängerinnen in 16 Jahren rastloser Tätigkeit die Vorbereitung der Spiele betreute und mit Leib und Seele bis zum letzten Atemzug der großen Sache um ihrer selbst willen diente!

Rostock — Wolfgang Golther

Mozart. Ein Künstlerleben in Bildern und Dokumenten. Von Roland Tenschert. Leipzig-Amsterdam 1932, J. M. Meulenhoff. 278 S. Geb. M. 5,85.

Mozart-Noveletten. Von Leo Maasfeld. Radolfzell-Bodensee 1932, Heimverlag Adolf Dreßler.

Der Bibliothekar des salzburger Mozarteums bietet eine dankenswerte Ergänzung zu allen Büchern über Mozart, indem er dessen „eigene, in dieser oder jener Form festgehaltene Lebensäußerungen und die Zeugnisse seiner nächsten Umwelt" aus den besten und zuverlässigsten Quellen übersichtlich zusammenstellt. Die Urkunden reichen vom Oktober 1777 bis Dezember 1791. Als weihevoller Abschluß sind Goethes Worte an Eckermann 1829 und 1831 hinzugefügt, wonach Mozart „als etwas Unerreichbares in der Musik" erscheint. „Wie sollte die Gottheit überall Wunder zu tun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen und nicht begreifen, woher sie kommen." Die Bilder, die einiges Neue beisteuern, ordnen sich den ausgehobenen Textstellen trefflich ein. Bei dieser Gelegenheit möchte ich nicht unterlassen, auf Erich W. Engels ebenfalls mit Hilfe des salzburger Mozart-Museums 1914 veröffentlichte sehr wertvolle und reichhaltige Mozart-Biographie in Bildern hinzuweisen, die, in der unbequemen Form des Abreißkalenders erschienen, wenig Beachtung fand. Die Inhaltsübersicht deutet mit kurzen Schlagworten den Lebenslauf Mozarts an, so daß der Benutzer mühelos die einzelnen Zeugnisse mit dem Ganzen in richtigen Einklang und Zusammenhang zu bringen vermag. Es ist immer reizvoll und lehrreich, zeitgenössische Urteile und Berichte im Vergleich zur Auffassung der Nachwelt, zur späteren wissenschaftlichen Forschung und künstlerischen Bewertung zu lesen. Das Urkundenbuch über Mozart 1777—1791 füllt ein kleines Bändchen, während H. Aberts Lebensbeschreibung 1919—1921 zu zwei Bänden von mehr als 2100 Seiten anwuchs! Hierin spiegelt sich die Bedeutung Mozarts im Urteil der Mitwelt und unserer Zeit.

Ganz verschieden von diesem Tatsachenwerk entwirft Maasfeld in sechs Stücken kleine Bilder aus Mozarts Leben bis zu seinem Tode, zum Teil frei erfunden oder namentlich an die Legenden um Mozart anknüpfend. Bild 1, Mozarts Jugendliebe, lehnt sich bedenklich an die Schubertiade des Dreimäderlhauses an. Aber auch diese leichte dichterische Betrachtung wird ihre Leser finden, sofern keine höheren Ansprüche gestellt werden.

Rostock — Wolfgang Golther

Richard Wagner in der französischen Literatur. Von Kurt Jäckel. 1. Teil. Breslau 1931, Priebatschs Buchhandlung. 8⁰. 283 S.

Der Verfasser bietet eine gründliche Untersuchung über die von Wagner ausgehenden Wirkungen auf die französischen Schriftsteller und Dichter, wovon der 1. Teil, allgemeine Einleitung und Lyrik, vorgelegt wird. Die zeitliche Umgrenzung ergibt sich durch die pariser Tannhäuser-Aufführung 1861 und den Weltkrieg, vornehmlich aber kommen die drei letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts in Betracht. E. Dujardin begründete 1884 mit der unter Chamberlains Beirat und Mitwirkung eröffneten Revue Wagnérienne die französische Wagner-Bewegung, die gleich den Bayreuther Blättern von vornherein nicht die Musik, sondern das umfassende Kunst- und Kulturziel des Meisters in den Vordergrund rückte. Diese Einstellung ist vorteilhaft, indem sie nicht oberflächlich und einseitig das „Musikantenproblem" erörtert; sie wird aber auch gefährlich, weil sie allzuleicht in rein ästhetisch-philosophische Betrachtung sich verflüchtigt. Das von Wagner stets gewollte lebendige Kunstwerk verschwindet vor Lehrmeinungen, die auf einen engen Kreis beschränkt bleiben. Wie in Deutschland, so finden wir auch in Frankreich die unmittelbare, noch heute ungeschwächt fortdauernde Wirkung der Aufführungen neben einer durch vorübergehende literarische Strömungen getragenen welt- und kunstanschaulichen Auffassung.

Jäckel hebt aus genauester Kenntnis der französischen Literatur drei durch bedeutende Persönlichkeiten vertretene Richtungen hervor: Parnaß, Symbolismus, Neuklassik, die alle das Erlebnis des Wagnerschen Kunstwerks in ihrem Sinne auswerten. Die neue französische Lyrik will aus dem Geist der Musik mit Worten Musik machen, sie sucht das symbolistische Wortkunstwerk, das sich sogar in der Gestalt des Buchs ausprägt. Damit verschiebt sich das Schwergewicht vom lebensvollen Drama zum rein literarischen Erzeugnis, also zum Gegenteil dessen, was Wagner allezeit erstrebte. Dazu kommt die naturgegebene Grundverschiedenheit des freien deutschen vom freien französischen Vers. Nicht ohne Grund wirft André Barre den Symbolisten vor, sie hätten versucht, „de contraindre le français aux mêmes acrobaties que l'allemand", d. h. was für den deutschen Vers paßt, läßt sich nicht auf den französischen übertragen. Die stofflichen Einflüsse Wagners auf die Lyrik sind unwesentlich. Der 2. Teil über Roman und Drama wird wohl mehr davon berichten, aber voraussichtlich auch nur wenig von Bedeutung. Jäckels Buch hat das Verdienst, Richard Wagner im Licht der um sein Verständnis ernstlich bemühten französischen Literatur zu schildern. Zu diesem Zweck hat der Verfasser sorgsam entlegenes und im Verhältnis zu Wagner keineswegs auf den ersten Blick erkenntliches Schrifttum durchforscht und für die Literaturgeschichte überhaupt neu beleuchtet.

Rostock — Wolfgang Golther

Friedrich Fröbel. Von Fritz Halfter. Halle a. S. 1932, Max Niemeyer. XI, 774 S. M. 25,— (27,50).

Einige Bedenken mögen vorangestellt sein. Warum geht der Verfasser aus von der Gleichstellung Goethes und Fröbels? Der unbefangene Leser muß das als Wichtigtuerei empfinden, und man ist von vornherein kritisch eingestellt gegen einen Stoff, den man mit aufrichtigem Interesse entgegengenommen hätte, wenn der Verfasser den Begriff an den Anfang seines Werks gestellt hätte, den ein jeder bei Fröbel erwartet und kennt, den „Kindergarten". Und wozu eine „Darlebung" prägen!? Bei diesen Anzeichen muß es um so skeptischer stimmen, wenn wir die Wissenschaftlichkeit des Werks im Vorwort angepriesen bekommen durch einen Hinweis ausgerechnet auf die Seitenköpfe (die simple Inhaltsangaben bringen)! Das sonderbare Nebeneinander eines etwas geschwätzigen Erzählens und einer Materialdarreichung durchzieht den ganzen Band, der bei stärkerer Selbstkontrolle knapper und damit wertvoller hätte ausfallen können. Wehmütig denkt man oft an die Deutung, die Pestalozzi in dem herrlichen Buch Delekats gefunden hat.

Was an Deutung fehlt, das ersetzt der Verfasser durch psychologisches Einfühlungsverständnis und eine unermüdliche Bereitwilligkeit, auch der kleinsten Anekdote nachzugehen. Der Biograph gerade eines Pädagogen findet Rechtfertigung bei solcher Akribie, denn wohl hauptsächlich aus eigenen Erlebnissen verdichtet sich eine Erziehungstheorie. Der Verfasser versteht es, mit feinem Takt die Nachwirkung der traurigen Jugendjahre bis in das biblische Alter hinauf zu verfolgen. An Fröbels Erzieherideal demonstriert er die stete Entwicklung vom Vaterschaftsgedanken zu mütterlicher Erziehung und mit gleichem Verständnis schält Halfter das christliche Element aus theoretischen Äußerungen und praktischen Realisierungsversuchen heraus. In diesen Teilen wird das Buch neben der vom Verfasser angekündigten Herausgabe der Werke als Materialzusammenstellung einen bleibenden Platz finden.

Berlin-Steglitz — H. Liepmann

Erwin Bälz. Das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan. Tagebücher, Briefe, Berichte. Herausgegeben von Toku Bälz. Mit 28 Bildern. Stuttgart 1931, J. Engelhorns Nachf. 455 S.

Bälz war lange Zeit Professor an der Universität Tokio und Hausarzt des kaiserlichen Hofes; er erfreute sich großen Ansehens und Vertrauens in allen Kreisen Japans. In seiner Stellung kam er in engste Berührung mit den führenden Kreisen Japans und erlebte so den ungeheueren Aufschwung des japanischen Reichs in dem letzten Drittel des vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts mit. Über diese Wandlungen besonders, und über seine persönlichen Eindrücke und Erlebnisse berichten die Aufzeichnungen des Verfassers, die somit ein wertvolles Dokument darstellen und uns einen wichtigen Einblick in das Werden und Leben Japans geben.

Mainz — Erich Stern

Grundfragen der Wahrnehmungslehre. Von Paul Ferdinand Linke. Zweite, durchgesehene Auflage. München 1929, Ernst Reinhardt. 430 S. M. 13,— (16,—).

Eine scharfsinnige Untersuchung, die den „Psychologismus" innerhalb der Psychologie bekämpft und sich zu diesem Zweck mit der Phänomenologie und der Gegenstandstheorie verbündet. Scharf werden geschieden der phänomenale, der ideelle und der wirkliche Außenweltsgegenstand, und weitere subtile Unterscheidungen werden getroffen. Die zweite Auflage ist um ein Nachwort vermehrt, das vor allem zur Gestalttheorie Stellung nimmt.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Das Wirken als Grund des Geisteslebens und des Naturgeschehens. Von G. F. Lipps. Leipzig 1931, J. A. Barth. 510 S. M. 27,50 (30,—).

Der Verfasser will die Aufgabe lösen: „die Entstehung unseres Bewußtseins und überdies die Entstehung des Scheins ursprünglich bestehender, kraftbegabter Zustände unseres Bewußtseins aus unserer Lebensbetätigung klarzulegen." Dafür soll der Begriff des Wirkens helfen, das sich in unseren Lebenszuständen darbietet und der Grund der Wirklichkeit, unseres Ich wie alles gegenständlich Bestehenden, ist. Soweit möchte ich dem Verfasser durchaus folgen. Indessen schon die genauere Bestimmung des Wirkens als das „in jedem Zustand des Bewußtseins vorliegende Sosein und Anderssein" ist nicht sehr klar und wird auch nicht klarer durch die nähere Ausführung, die nicht etwa ein System des Dynamismus ist, worauf der Ansatz hinweist, sondern eigentlich nur eine Materialiensammlung. Aus experimenteller Psychologie, Völkerpsychologie und Geistesgeschichte wird allerlei, zum Teil recht interessantes Material zusammengetragen, ohne daß die Hand des Verfassers diese Fülle wirklich meisterte und seinem Grundgedanken gemäß formte. So fragt man sich oft erstaunt, was denn das Vorgebrachte noch mit dem Ausgangsgedanken zu tun hat.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Das System der Werte. Kerlers Wertethik und die Formen des Geistes im wertphilosophischen Sinne. Von Kurt Port. München 1929, Duncker & Humblot. M. 12,— (15,—).

Der Verfasser ist Anhänger des 1921 verstorbenen Philosophen Kerler, der nach seiner Meinung die höchste philo-

sophische Erhebung über das Leben, der Vertreter des rigorosesten Idealismus ist, „die gewaltigste Antithese der biologistisch-irrationalistischen Wertphilosophie". „Es ist ihm als erstem gelungen, auf die uralte Frage der Menschheit nach dem Sinn des Lebens eine vollerschöpfende und endgültige Antwort — die ethische — zu finden." Nach diesen Bewertungen, an deren „Übersubjektivität" man vielleicht zweifeln darf, ist man erstaunt, daß der Hauptinhalt des Buchs nach einer kurzen Darstellung des Kerlerschen Systems fast ganz von Kritik dieses Systems ausgefüllt ist, die selbst sehr fundamentale Aufstellungen angreift. Wenn man für die Ethik eine positive Einstellung zum Leben fordert (was hier ausdrücklich abgelehnt wird), so kommt einem das Ganze wie eine seltsamste Begriffsakrobatik vor, bei der ungeachtet des aufgewandten Scharfsinns recht wenig herauskommt, was in irgendeinem außerhalb dieser Philosophie gelegenen Sinne als Wert gilt.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Deutsche Philosophen. Von Erich Becher. München 1929, Duncker & Humblot. 313 S. M. 12,— (15,—).

Aus dem Nachlaß Erich Bechers, der zu den sachlichsten und ehrlichsten Vertretern der heutigen Philosophie gehörte, und der sich nie an leeren Worten berauschte, hat man eine Anzahl von Aufsätzen über deutsche Philosophen von Kant bis Eucken zusammengestellt, die in ihrer Gesamtheit ein Bild des philosophischen Geschehens im 19. Jahrhundert abgegeben. Sie alle zeigen den sachlichen und ruhig abwägenden Charakter des Verfassers. Vorausgeschickt ist eine Skizze über Bechers Entwicklungsgang von Aloys Fischer. Den Abschluß bildet ein Abriß von Becher selbst über die Philosophie der Gegenwart. Wir haben nicht allzuviel philosophiegeschichtlicher Essays, die es an Gehalt mit den in diesem Band vereinigten aufnehmen können.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Morgen wieder Krieg. Untersuchung der Gegenwart. Blick in die Zukunft. Von Ludwig Bauer. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 202 S. M. 4,80.

Ludwig Bauer nennt sein Buch eine Botschaft an alle und gegen alle. Er wendet sich an und gegen Mächte, die ihn nicht hören wollen, die ihn auf Grund ihrer historischen und politisch-ökonomischen Funktion abweisen müssen. Bauer weiß das. Und dieses Wissen überdeckt sein Buch mit dem Schatten der Hoffnungslosigkeit. Auch der positive, wegweisende Teil des Buchs leuchtet nicht. Die in ihm angezeigten Heilmittel, die dem todkranken kapitalistischen Weltwirtschaftskörper zur Genesung verhelfen sollen, stehen schwarzumrändert da, wie eine Traueranzeige.

Bauer nennt sich selbst einen Skeptiker. Er sagt von sich, „er wünscht den Forschritt ohne an ihn zu glauben". Vielen seiner Leser wird es ähnlich gehen. Aber sie werden gerade deshalb verlangen, daß ihnen die Bücher das geben, was sie (die Leser) nicht besitzen, nämlich den kräftigenden, festigenden, verantwortlich fundierten Glauben an eine lichtere Zukunft. — Diese Feststellung soll nicht die ethische Haltung des Verfassers in Frage stellen, dessen Skeptizismus zweifellos aus einem sehr bewegten, kulturellen Verpflichtungsgefühl kommt.

Bauer hat sein Buch in zwei Teile gegliedert, in einen politisch-diagnostischen und in einen politisch-therapeutischen. In dem ersten Teil befaßt sich der sehr gut orientierte Publizist vornehmlich mit dem Völkerbund, dessen objektive Rolle im allgemeinen den Laien schwer erkennbar bleibt, weil sie sich hinter pazifistischen Phrasennebeln vollzieht. Sodann beleuchtet Bauer jene Kräfte, die einer neuen, und nicht mehr fernen Weltkatastrophe zutreiben.

Nachdem der Autor geschildert hat, was ist, was nicht ist und was kommen wird, und nachdem er in einem fortreißenden Vortrag voll schlagkräftigster Formulierungen schädliche Illusionen zerstört und am Siechenbett einer sich im Krisenfieber schüttelnden Weltwirtschaft die Symptome, die Ursachen und den möglichen Verlauf der Krankheit konstatiert und prognostiziert hat, verschreibt er dem Patienten eine Medizin, von der er selbst vermutet, daß sie der Kranke nicht schlucken wird. „Der Überstaat" heißt dieses Heilmittel. Der Überstaat als eine weltumspannende, weltordnende Zentralgewalt, dem sich alle Staaten in voller und klarer Erkenntnis seiner Notwendigkeit und entscheidenden Funktion zu subordinieren haben. Denn der Überstaat wird, nach der Bauerschen Vorstellung, imstande sein, die Weltplanwirtschaft zu realisieren.

Wo aber, so fragen wir, sind in dieser anarchischen Welt die Mächte, die den Überstaat organisieren wollen oder können?..

Ein merkwürdiges Buch dieses „Morgen wieder Krieg": Es zertrümmert eine Fülle von Illusionen, um schließlich, auf dem Scherbenhaufen der zerschlagenen Truggebilde eine neue Illusion zu errichten.

Berlin — Werner Türk

Ferdinand von Bulgarien. Von Hans Roger Madol. Berlin 1931, Universitas Deutsche Verlagsgesellschaft A.-G. 310 S. Geb. M. 10,—

Dies Buch liest sich recht locker. Sein Untertitel „Der Traum von Byzanz" greift aber daneben, denn es stellt das Leben Ferdinands unter die romantische These, daß dies, Gewinn und Herrschaft von Byzanz, der Motor seines Ehrgeizes gewesen. Das schießt über das Ziel. Madol selber zeigt ja auch mehr die realistischen und skeptischen Züge dieses Mannes, als ein verwegenes Träumen. Leute, die Ferdinand kennen, meinen, daß er einer der gescheitesten Männer in der europäischen Politik des letzten halben Jahrhunderts gewesen — daß er schließlich in die Statistik der rois en exil geriet, muß ja nicht unbedingt gegen ihn sprechen. Denn er hat immerhin in einer Epoche, die Monarchien bereits ungünstig wurde, eine Dynastie gegründet, die einstweilen hält. Das Buch, das flüssig, in geschickter Wahl, diplomatische Berichte aller Staaten mitsprechen läßt, zeigt vor allem sehr anschaulich den gewagten Anstieg des Prinzen, der zwar viel Geld hat, aber an so ziemlich allen Höfen unbeliebt ist, der sich durchsetzt, weil er schweigen und warten kann, bis er plötzlich zur Figur geworden ist, mit der die anderen rechnen müssen. Die Geschichte des Mannes reflektiert ein paar Jahrzehnte europäischer Entwicklung, und diese Seite seiner Bedeutung kommt gut heraus, seine Geschicklichkeit, die ihn den fürstlichen Kollegen anziehend und unheimlich macht. Er weiß, was sie von ihm reden; aber er ist innerlich unabhängig genug, seine Entscheidungen rein sachlich zu treffen, im Rahmen einer begrenzten Macht, aber einige Male doch recht wirkungsvoll. Das Buch ist eine einigermaßen taktvolle Apologie — es hätte etwas deutlicher die Parteienstruktur Bulgariens gezeigt werden müssen und das, was Ferdinand für das Land wirklich geleistet hat. Davon empfängt man in Sofia und dessen Umgebung einen immerhin sehr starken Eindruck.

Berlin-Lichterfelde — Theodor Heuß

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXXV

Marxistische Literaturforschung

Von Alfred Kleinberg (Karlsbad)

Die moderne Literaturwissenschaft „geisteswissenschaftlicher" Richtung bemüht sich unter der Führung Ungers, Gundolfs, Cysarz' und Ermatingers einheitlich und planvoll, das Geistige in allen seinen Erscheinungsformen als ein Reich für sich zu erfassen, das eigenen Gesetzen gehorcht und dem Zug der Geschichte entrückt ist. Die marxistische Literaturforschung leugnet nicht den Daseinscharakter der einmal geborenen Dichtungen, nicht ein wenigstens begrenztes Eigenleben der einmal geprägten Formen und Gedanken. Aber das ist noch kein Grund für sie, zu übersehen, daß alles Geistige in seinem Werden, Bestand und Vergehen vor allem von den wirtschaftlich-sozialen Zuständen der Epochen bedingt ist, und in dieser Einsicht versucht sie, vom allgemeinen Lebensprozeß her zur Deutung der literarischen Vorgänge, der Inhalte, Ideen und Stilformen vorzustoßen — mitten in eine ahistorische, ja antihistorische Strömung der Literaturwissenschaft hineingestellt, geht sie grundsätzlich auf geschichtliche Erkenntnis aus, fühlt sie sich mehr als Glied der historischen als der literaturästhetischen, literaturphilosophischen Wissenschaft. Theoretisch knüpft sie dabei an den Überbaugedanken Marxens an, dessen beste und stichhaltigste Fassung der alte Engels 1894 gegeben hat: „Die politische, rechtliche, philosophische, religiöse, literarische, künstlerische usw. Entwicklung beruht auf der ökonomischen, aber sie alle reagieren aufeinander und auf die ökonomische Basis. Es ist nicht [so], daß die ökonomische Lage Ursache, allein aktiv ist und alles andere nur passive Wirkung; sondern es ist die Wechselwirkung auf Grundlage der in letzter Instanz stets sich durchsetzenden ökonomischen Notwendigkeit." Und methodisch steht sie vor folgenden Problemen: wie kann dieser Überbaugedanke für die Literaturforschung fruchtbar gemacht und wie, ohne an Eigenständigkeit einzubüßen, mit andersartigen Forschungsmethoden kombiniert werden? Welche Grenzen sind ihm gezogen und welches Verfahren verlangt er?

Zunächst wird eine geschichtsmaterialistische Literaturgeschichte alles herauszuarbeiten haben, was die angebliche Autonomie von Dichtung und Literatur widerlegt und diese als Funktion des Gesellschaftsprozesses, als letztes und feinstes Ergebnis außerliterarischer, namentlich wirtschaftlich-sozialer Kräfte erweist. Sie wird also immer wieder aus dem Bedingten ins Bedingende, aus der Kunst ins Leben, aus dem Ideellen ins Materielle hinübergreifen müssen, um zu zeigen, wie Stoffe, Vorstellungsmassen und Ausdrucksformen vom Unterbau her beeinflußt werden und wie umgekehrt in diesen Elemente des Oberbaues, Bräuche und Anschauungen, wissenschaftliche Erkenntnisse, technische Errungenschaften und dergleichen, rastlos eingehen; wie seelisch-geistige Tendenzen aufblühen, untertauchen und wiederkehren, je nachdem es das Ganze einer Zeitkultur mit sich bringt; kurz, wie das Eigenrecht des Geistes am soziologisch Möglichen, ja Notwendigen seine Schranke findet.

Diese Bedingtheit alles Ideellen sehen machen, ist die erste Aufgabe des marxistischen Geisteswissenschaftlers, seine zweite, den individuellen und kollektiven Anteil am Literaturwerk sorgfältig scheidend auseinanderzuhalten. Denn so gewiß das fertige Werk, strengst für sich genommen, eine individuelle Einmaligkeit darstellt, losgelöst vom Baume des Lebens und geschichtlich-biologischen Prozessen nicht mehr unterworfen, so sicher gehört es als Werdendes und Weiterwirkendes einem größeren Ganzen an, ist es — wie auch sein Schöpfer — kollektiv bestimmt. Uraltes Erbgut der Sprache rauscht durch jede Dichtung, um vielleicht durch sie neu befruchtet und bereichert weiterzuströmen. Volk und Umwelt, Zeit und internationale Einflüsse stellen dem Dichter Vorstellungen, Ausdrucksmittel, Überzeugungen bei. Er geht als Beauftragter oder Pfadfinder mit oder vor seiner Klasse, formt ihr Fürchten und Wollen, ihre sozialen und religiösen Bedürfnisse, treibt sie vorwärts oder wirft sich ihr warnend entgegen. Und mag er noch so persönlich und eigenwüchsig erscheinen, seine besten Kräfte werden im Gleichklang mit der Zeit oder aus Spannungsgefühlen gegen sie geboren, ja seine wahre Größe offenbart sich in der Feinhörigkeit für jenes anderen noch Unvernehmbare, das sich als Gemeinschaftsschicksal unterirdisch vorbereitet. Die kollektivistische Betrachtungsweise schaltet also das Individuum und dessen unwiederbringliche Einmaligkeit nicht aus; aber sie lehrt, es jenseits alles Heroenkults als Exponenten eines Allgemeinen begreifen, sie zeigt hinter der einzelnen Biographie das Typische, hinter dem zufälligen Erlebnis das überpersönlich Gültige.

Unter- und Überbau, Einzelner und Kollektivum begegnen einander in der jeweils führenden „Kulturgemeinschaft" — ein Begriff, den Otto Bauer dem marxistischen Historiker erschlossen hat. Das ist jene bevorzugte, meist in sich selbst widerspruchsvolle und von Spannungen zersetzte Schicht, der gerade die Produktionsverhältnisse die Leitung des Ganzen in die Hand gespielt haben und die darum zusamt ihren Mitläufern und Beauftragten die „Nation" auch geistig repräsentieren darf: Sie bestimmt, weil sie über den ganzen Bildungsapparat verfügt und den „Hintersassen der Kultur" als höchstes Muster gilt, fast ausschließlich Denken und Fühlen der Zeit und die Art, wie sich jeder mit dem Komplex „Leben" auseinandersetzt — er muß ungefähr so lieben, Gott verehren und Natur und Welt anschauen, wie die eben maßgebliche Kulturschicht es ihm vormacht. In ihr, ihren Protagonisten und Trabanten, formen sich die Kräfte des Unterbaues, das noch lebensfähige geistige Erbgut und die neuen Bedürfnisse der eben Herrschenden zur „Zeitseele", um in alle, auch die subjektivsten Lebensäußerungen des einzelnen auszustrahlen — von der Kulturgemeinschaft und ihrer kollektiven Seelenhaltung her öffnet sich dem Literarhistoriker der Blick zurück zu den ökonomischen und sozialen Verhältnissen und nach vorwärts zu den ideellen Strömungen, den repräsentativen Motiven, Themen und Stilformen. Sie gestattet ihm, die disparatesten Produkte, die eigentümlichsten Persönlichkeiten einer Epoche zur höheren, soziologisch gebundenen Einheit zusammenzufassen; ihr Wandel liefert ihm das oberste, ökonomisch-sozial bestimmte Einteilungsprinzip; und die Einsicht in die grandiose Dialektik des Kampfs zwischen aufsteigender und untergehender Kulturgemeinschaft läßt ihn das merkwürdige Janusgesicht soundsovieler Ideen, Werke und Menschen verstehen. Die vielen Zwischenstufen und Bindeglieder, die solcherart notwendig sind, um jeweils von den Produktivkräften betrachtend bis zu letzten Geistestaten vorzudringen, sollten die marxistische Literaturforschung end-

gültig vor dem Vorwurf bewahren, daß sie Wirtschaft und Dichtung mit plumper Primitivität direkt und unmittelbar zueinander in Beziehung setze und von nichts anderem zu erzählen wisse, als daß „blühende wirtschaftliche Zustände die Neigung für Bücherkauf, Theaterbesuch, Bildererwerb usw. fördern und damit die Lebenslage und Schaffenslust gewisser schriftstellerischer und künstlerischer Kräfte heben". Ihr Ziel ist doch wohl höher gesteckt, es heißt: Einsicht in die Ganzheit des Lebensprozesses und, auf ihr aufbauend, universelle Kulturschau.

Nachrichten

Todesnachrichten. Anton Wildgans ist am 3. Mai im Alter von 51 Jahren in Mödling bei Wien an den Folgen einer Venenentzündung, an der er seit Jahren litt, gestorben. Er war am 17. April 1881 in Wien geboren und studierte auf Wunsch seiner Eltern Jura. 1909 erschienen seine ersten Gedichtbände, ihnen folgten 1913 seine „Sonette an Ead", Liebesgedichte, die sein erfolgreichstes Buch wurden und geblieben sind. Er war ein Lyriker mit gutem Naturgefühl, seine Sprache war voll Musikalität. Auch als Dramatiker blieb er im Grunde Lyriker. Mit dem Gerichtseinakter „In Ewigkeit, Amen" begann seine dramatische Laufbahn. Es folgten die Tragödien „Armut" (1914), „Liebe" (1915), „Dies irae" (1918) und „Kain" (1920), die über zahlreiche deutsche Bühnen gingen und auch im Ausland gespielt wurden. Für sein Trauerspiel „Armut" erhielt er drei Preise: den Raimundpreis, den Bauernfeldpreis und den Preis des wiener Volkstheaters. Seiner Vaterstadt Wien hatte er sein Buch „Musik der Kindheit" gewidmet; seinem Heimatland sein Zeitepos „Kirbisch oder Der Gendarm, die Schande und das Glück". Zweimal stand er als Leiter an der Spitze des Burgtheaters (1921—22 und 1930—32). Die Gemeinde Wien bestattete Wildgans in einem Ehrengrab. In seinem sehr reichhaltigen Nachlaß fand man mehrere aus früheren Jahren stammende Dramen, deren Existenz vollständig unbekannt war, und einen abgeschlossenen Roman ohne Titel.

Wilhelm Fischer-Graz ist am 30. Mai im Alter von 86 Jahren in Graz gestorben. Er war in Tschakathurn, einem jetzt zu Südslawien gehörenden Städtchen, geboren, hat trotz bescheidener Herkunft Medizin und Naturwissenschaften, klassische Philologie und Geschichte studiert, ist 1870 als Bibliothekar bei der steiermärkischen Landesbibliothek in Graz eingetreten und hat lange Jahre als deren Direktor gewirkt. Seine frühesten Romane und Erzählungen nahmen die italienische Renaissance zum Stoff, erst als er sich der Schilderung der Steiermark und der Stadt Graz zuwandte („Grazer Novellen", „Die Freude am Licht") hat er seinen eigentlichen Dichterberuf in sich entdeckt. Gute Charakterisierungsfähigkeit stand ihm zu Gebote, ein träumerisch-philosophischer Hang tönte seine Stimmungswelt. Er ist in enger seelischer Verbundenheit mit Rosegger recht eigentlich zum Dichter der Steiermark geworden, die er in ihren Menschen wie in ihren Landschaftseindrücken erschloß und hat sich so spät, aber desto eindringlicher mit seinem poetischen Schaffen durchgesetzt. Unter seinen weiteren Werken sind zu nennen: die Betrachtungen „Poetenphilosophie", sowie „Hans Heinzlin", „Lebensmorgen", „Muhrwellen".

Marcel Boulenger ist im Alter von 59 Jahren in Chantilly bei Paris gestorben. Er hat eine Anzahl von Romanen und historischen Biographien verfaßt und war besonders bekannt geworden durch seine Chroniken des pariser Lebens, die er vor dem Krieg geschrieben hatte.

Gioacchino Brognolio, bekannter Literarhistoriker und Danteforscher, ist am 29. April in Neapel gestorben. Er war 1867 geboren und hatte seit Jahrzehnten den Lehrstuhl für italienische Literatur in Neapel inne. Sein letztes Werk war eine unter den Auspizien Croces veröffentlichte „Geschichte der venezianischen Literatur im 19. Jahrhundert".

Hans Olden ist am 23. Mai im Alter von 73 Jahren in Wiesbaden gestorben. Er war in Frankfurt a. M. geboren, wurde Schauspieler und kam nach Berlin ans Deutsche Theater. Er wandte sich aber bald der Schriftstellerei zu und schloß sich dem Kreis um Paul Heyse an. Er war seinerzeit mit seinen Romanen, Novellen und Bühnenstücken in weiten Kreisen bekanntgeworden. Unter seinen Schauspielen und Lustspielen, die über viele Bühnen erfolgreich gegangen sind, sind zu nennen: „Ilse", „Die kluge Käthe", „Thielemanns", „Die offizielle Frau"; mit Wolzogen schrieb er die Komödie „Ein Gastspiel", mit Hegeler das Lustspiel „Nellys Millionen". Einen ausgesprochenen Publikumserfolg errang die vor drei Jahren aufgeführte Dramatisierung der Kleistschen Novelle „Die Marquise von Ormond". Seine Shakespeare-Übersetzungen haben auch Beachtung gefunden.

Augusta Gregory ist nach einer Meldung vom 26. Mai im Alter von 73 Jahren in Cork (Irland) gestorben. Sie machte sich in den 80er Jahren mit W. B. Yeats zusammen verdient um das irische Nationaltheater. Sie verfaßte neben Tragödien und Volksstücken aus den irischen Legenden viele humorvolle Einakter, Komödien aus dem modernen irischen Leben, die ihren Namen in weite Kreise trugen.

Eva Canel (rekte: Agar Eva Infanzón y Canel), bedeutende spanische Schriftstellerin, starb am 2. Mai in Havanna. Geboren in Asturien, folgte sie ihrem Gatten, dem Schriftsteller Perillan J. Bouxó nach Lima, später nach Havanna. Ihr ansehnliches Lebenswerk, Romane, Novellen, Dramen und Komödien beläuft sich auf etwa 100 Bände. (M. B.)

Pjotr Ssemjonowitsch Kogan, russischer Literarhistoriker, ist am 2. Mai in Moskau im Alter von 60 Jahren einem Herzschlag erlegen. Der Verstorbene, eine äußerst aktive und produktive Persönlichkeit, hat im Kulturleben der Sowjethauptstadt eine bedeutende Rolle gespielt, stand im Laufe vieler Jahre als Präsident an der Spitze der neugegründeten „Staats-Akademie der Kunstwissenschaften" und wirkte als Professor an mehreren moskauer Hochschulen. Unter seinen zahlreichen literaturwissenschaftlichen Werken und Schriften stehen die dreibändigen, in mehrfachen Auflagen erschienenen „Abrisse zur Geschichte der westeuropäischen Literatur" an erster Stelle. In seinen frühen Jahren hat sich Kogan viel mit der Geschichte der deutschen Romantik befaßt. (P. Ett.)

* * *

Gerhart Hauptmann erhielt den Goethe-Preis 1932 der Stadt Frankfurt a. M. in Höhe von 10000 M.

Grete Auers Roman „Bonvouloir" wurde von der Schweizerischen Schillerstiftung mit einem Preis von 1000 Franken ausgezeichnet.

Ernst Lothars Roman „Der Hellseher" ist von der ameri-

kanischen Book League, Neuyork, zum Buch des Monats März gewählt worden.

Der Ralph-Beaver-Strasburger-Preis in Höhe von 25000 Franken, der bestimmt war für die besten im vergangenen Jahr in französischen Zeitungen veröffentlichten Aufsätze zugunsten der Annäherung zwischen Frankreich und den Vereinigten Staaten, ist Philipp Soupault verliehen worden.

Mit dem Pulitzer-Preis 1931 ist der Roman „The good Earth" von Pearl Buck ausgezeichnet worden; den Dramen-Preis erhielten Georg Kaufmann und Morrie Ryskind für ihr musikalisch-satirisches Spiel „Of thee sing".

Der „Premio Mussolini" in Höhe von 50000 Lire wurde dem Journalisten und Kritiker Silvio Penco zugesprochen.

Die XVIII. Internationale Kunstausstellung Venedig hat einen „Premio del Gondoliere" in Höhe von 10000 Lire gestiftet, der dem besten lyrischen Werk zuerkannt werden soll, das in Italien in der Zeit vom 1. Januar 1930 bis zum 30. April 1932 veröffentlicht sein muß. Das Preiskollegium dieses neuen Literaturpreises bilden die Dichter Benco, Baldini, Cecchi, Gargiuolo und Pancrazi.

Die wissenschaftliche Zeitschrift „La Ricerca Psichica" setzt einen Preis von 1000 Lire für die beste Arbeit über das Thema „Die Theorien über die Unsterblichkeit der Seele im philosophischen und wissenschaftlichen Gedanken Italiens des 19. Jahrhunderts" aus.

Der besten Komödie soll ein Preis von 2000 Lire von der Vereinigung „Romani della Cisterna" (Rom) zuerkannt werden. (HMT)

Jules Romains hat für sein Buch „Menschen guten Willens" den Volksromanpreis von 5000 Franken erhalten. Der Dichter hat jedoch auf den Betrag zugunsten eines jungen Schriftstellers verzichtet, der von den Preisrichtern bestimmt werden soll.

Der spanische Dichter César González-Ruano wurde mit dem „Mariano de Cavia-Preis" ausgezeichnet.

Der angesehene „Fastenrath-Preis" der spanischen Akademie für den besten Roman konnte diesmal nicht verteilt werden. Als Bewerber kamen vor allem Ramón del Valle-Inclán, Mariano Tomás und Guillermo Hernández Mir in Betracht. Valle-Inclán vereinigte zwar die größte Stimmenzahl auf sich, konnte jedoch keine absolute Stimmenmehrheit erreichen.

Kordova, die altehrwürdige Stadt der poetischen „Blumenspiele", ehrt auch heuer ihre Dichter. Anläßlich der im Mai gefeierten „Juegos Florales" sind u. a. Preise vorgesehen für das vorzüglichste Gedicht, die beste in Kordova spielende Novelle, die gelungenste bodenständige Sittenkomödie.

Die Wiederkehr des 100. Geburtstages des großen realistischen Romanciers und Dramatikers José Echegaray beging die spanische Akademie am 29. April mit einer Festsitzung. Am Denkmal des Dichters legte Madrids Jugend Kränze nieder. Echegaray wurde bekanntlich 1905 durch den Nobelpreis ausgezeichnet.

Der 100. Geburtstag des Dichters und Historikers Carlos Rubio wurde in Cordoba feierlich begangen.

Niceto Alcalá Zamora, der Präsident der Republik, wurde in die spanische Akademie gewählt. Seinen Sitz hatte vormals der Dichter Jacinto Octavio Picón inne.

Miguel de Unamuno hielt im madrider „Ateneo", sowie im „Liceo Andaluz" u. a. O. viel beachtete Vorträge zum brennenden Problem der „katalonischen Frage". Er, der Kenner so zahlreicher Sprachen, führte aus, er verstehe und billige zwar im Grunde die separatistischen Bestrebungen Kataloniens, Galiziens, der Basken, Valencianer und Andalusier, soweit dies ihr heimisches Idiom und ihre Literatur angehe, müßte jedoch gegen jede politische Zertrümmerung der nationalen Einheit auftreten. Wenn schon der unleugbar tüchtige Katalonier dem Spanier durchaus „beikommen" wolle, müßte dies auf gut „kastilianisch" geschehen.

Die „Biblioteca Nacional" in Madrid eröffnete im Mai unter Teilnahme Alcalá Zamoras, der Staatspräsidenten, Unamunos u. a. einen besonderen Volkslesesaal, wo den Besuchern über 9000 Bände Literatur und Wissenschaft zur Verfügung stehen. Angeschlossen ist ein Zeitschriftenlesesaal und eine Blindenbibliothek. Der anwesende Unterrichtsminister verhieß weitere volksbildnerische Maßnahmen, um frühere Versäumnisse wettzumachen. (M. B.)

Julius Petersen wurde zum Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Amsterdam, anläßlich ihres dreihundertjährigen Bestehens ernannt.

Zu Vorsitzenden des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller wurden gewählt: Theodor Bohner und Carl Haensel.

Die Deutsche Schiller-Stiftung in Weimar übergibt der Öffentlichkeit ihren vom Generalsekretär Dr. Heinrich Lilienfein bearbeiteten 72. Jahresbericht. Das Berichtsjahr 1931 muß in der Geschichte der Stiftung als besonders kritisch gelten. Durch die Kürzung der Reichsbeihilfe um 50 Prozent wurde die Stiftung, deren Vermögen durch die Inflation zum größten Teil verschlungen worden ist, zum erstenmal in ihrer bald 75jährigen Wirksamkeit so schwer gefährdet, daß ihre gesamte Leistung, auch die Aufrechterhaltung der kleinen Pensionen für verdiente Veteranen des Schrifttums und nächste Dichter-Hinterbliebene, in Frage gestellt war. Das helfende Verständnis der amtlichen Stellen und bewährter privater Freunde hat zwar für den Augenblick die schlimmste Gefahr abgewendet, doch kann die Stiftung angesichts der noch immer wachsenden Not und der Unsicherheit ihrer Mittel der Zukunft nur mit ernster Sorge entgegensehen.

Das Reichsministerium des Innern, das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung und die Regierungen der meisten übrigen deutschen Länder erneuerten ihre Beiträge, die über die „Notgemeinschaft des Deutschen Schrifttums" als die Zentralsammelstelle der literarischen Wohlfahrtsmittel zugeführt wurden. Der Preußische Minister für Volkswohlfahrt genehmigte, wie in früheren Jahren, eine Geldlotterie, deren anteiliger Reingewinn willkommene Stärkung der Mittel bot. In Anerkennung ihrer besonderen und langjährigen Verdienste um das notleidende deutsche Schrifttum wurde die amerikanische Schriftstellerin Miß Clare Benedict, Rom, zum Ehrenmitglied der Deutschen Schiller-Stiftung ernannt.

Die Gesamtsumme an Verwilligungen aus der Zentralkasse betrug 44095 Mark. Aus der Ernst-Keil-Stiftung wurden nach den Beschlüssen der Schiller-Stiftung durch den Rat der Stadt Leipzig 8250 Mark verteilt.

Die im März 1931 gegründete Notgemeinschaft junger Autoren, N. G. J. A., hielt die dringend notwendig gewordene erste Generalversammlung am 5. Juni 1932 in Limburg/Lahn ab. Die Tagungsordnung umfaßte neben der Festlegung ihrer Statuten, der Wahl des Vorsitzenden (Hoette, Wiesbaden) und des Beirates (J. Bardt, Otto Heuschele, E. O. Funk, H. Schwarzkopf), die Festlegung des Arbeitsplanes 1932/33. In öffentlichen Veranstaltungen

sprachen die Mitglieder Th. L. Görlitz, Köln, über die „Sendung des europäischen Menschen", E. H. Hoette über „Untergangs- oder Übergangsgenerationen?" und E. O. Funk, Gera, über „Politische oder apolitische Dichtung". Die Referate, an die sich umfangreiche Diskussionen anschlossen, werden im Juliheft der „neuen Brücke" veröffentlicht werden. (E. O. F.)

Die Gemeinschaft der Freunde des italienischen Buchs in Deutschland nahm die Bezeichnung „Deutsche Gesellschaft für italienische Literatur" an. 1. Vorsitzender ist der leipziger Schriftsteller Heinrich Maria Tiede; 2. Vorsitzender Friedrich Schulze, Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums zu Leipzig; Schriftführer der leipziger Schriftsteller Walter Kaden. Mitglieder des Vorstandsbeirates sind: Frau Antonietta Lybke-Scanferlato und Antonio Luigi Erné, Berlin. Zum Ehrenmitglied wurde Werner Graf von der Schulenburg, Ascona (Schweiz), ernannt. Mitteilungsblatt der Deutschen Gesellschaft für italienische Literatur ist das vierteljährlich erscheinende „Libro Italiano".

* * *

Bertold Brecht ist zu einem längeren Besuch nach Sowjetrußland gekommen, wo sein Tonfilm „Kuhle Wampe" zur Aufführung gelangen wird. Auch werden mit Brecht Unterhandlungen betreffs eines dramatischen Werks geführt, das zur Feier des fünfzehnjährigen Bestehens der Sowjetrepublik auf einem der moskauer Theater das Rampenlicht erblicken soll. (P. Ett.)

* * *

Prof. E. R. Curtius aus Bonn hielt Mitte April in der „Residencia de Estudiantes" in Madrid in französischer Sprache einen Vortrag über den „Humanismus als Initiative".

Dem in Orense geborenen, ruhmreichen galizischen Dichter Manuel Curros Enriquez, der als fanatischer Freiheits- und Fortschrittskämpfer mannigfachen Verfolgungen und Einkerkerungen ausgesetzt war, wird in La Coruña ein prunkvolles Denkmal errichtet. Es besteht aus einem Mittelteil über Freistufen und zwei Seitenflügeln mit Basreliefs, davor auf hohem Postament eine Statue. Ein Geschenk der galizischen Kolonie von Havanna, wohin sich der verfemte Dichter auszuwandern gezwungen sah, um daheim nicht Hungers zu sterben. Gebrochen, entmutigt und tief verbittert ist dieser Feuergeist, dessen letzte Hoffnung immer noch die heiß ersehnte Rückkehr nach der Heimat war, schließlich in Havanna verschieden.

Das Fest des Buchs, das am 23. April, dem Todestage Cervantes, des „Genius der Rasse" seinen Höhepunkt erreicht, wurde auch heuer würdig begangen. Der üblichen Seelenmesse in der Trinitätskirche wohnten unter Führung Ramón Menéndez Pidals die geistigen Größen der Nation bei. Die feierliche Sitzung aller spanischen Akademien fand, wie dies seit 1926 alljährlich Gepflogenheit ist, in der Academia de Bellas Artes statt, wobei Conde de Romanones das Präsidium innehatte. Die viel beachtete Festrede hielt der Akademiker Conde de Gimeno; sie galt einem ganz neuartigen Thema: der „Pathologie des Buchs".

Die spanischen Dichter und Schriftsteller begingen im „Instituto Cervantes" ihre Cervantesfeier, wobei Mariano Benlliure den Vorsitz führte und insbesondere die Dichter Manuel Sandaval, Juan Pérez Zuñiga und Muñoz Rubio das Angedenken des großen Nationaldichters ehrten. (M. B.)

* * *

Am 22. März wurde in den Räumen der wiener „Albertina" die Goethe-Ausstellung des wiener Goethe-Vereins eröffnet, die aus dessen eigenem Besitz, aus öffentlichen und privaten Sammlungen, insbesondere die Themen „Junger Goethe, Goethes Nachkommen, Faust, Goethe und Österreich, Goethe und Italien, Goethe und der Orient" veranschaulicht und aus der berühmten Lavaterschen Porträtsammlung etwa 80 Zeichnungen und Aquarelle, viele überhaupt zum erstenmal, der Öffentlichkeit zeigt. Auch die Akten über die Erhebung des „Königsleutnants" in den Reichsgrafenstand, Goethes selbst in den Reichsadel erscheinen zum erstenmal ausgestellt. (A.)

Vom 11. bis 16. April veranstaltete anläßlich des Goethejahres das Deutsche Institut an der Philosophischen Fakultät der portugiesischen Universität Coimbra unter lebhafter Beteiligung weiter Kreise eine Goethe-Woche, mit Vorträgen portugiesischer und deutscher Professoren. Eingeleitet wurde die Woche mit einer Ansprache des Dekans der Philosophischen Fakultät, des Goetheübersetzers Dr. Eugénio de Castro und einem Vortrag von Dr. Piel über Goethe und seine Zeit. An den folgenden Tagen sprachen: der deutsche Lektor Dr. Beau über Goethe als Deutscher und Europäer, Dr. Manuel Lopes d'Almeida über Goethe, die Revolution und das Kaiserreich, Prof. Dr. Ferrand d'Almeida über Goethe als Lyriker, und der Direktor des Deutschen Instituts, Prof. Dr. João de Providência Costa über Goethe als Dramatiker. Die Woche fand ihren Abschluß in einer gemeinsam von der Universität, dem Deutschen Institut und dem Institute de Coimbra veranstalteten Festsitzung, an der auch der deutsche Gesandte in Lissabon, Horstmann, teilnahm. Im Mittelpunkt der Feier stand ein eindrucksvoller und vielbeachteter Festvortrag des bekannten münchner Romanisten Geheimrat Voßler. Zu kleineren Ansprachen ergriffen das Wort prominente Vertreter verschiedener Fakultäten, die das dichterische und wissenschaftliche Werk Goethes und seine Beziehungen zum portugiesischen Geistesleben würdigten, und der deutsche Gesandte; Dr. Eugénio de Castro las aus seinen Übersetzungen Goethischer Gedichte.

Ferner hat das Deutsche Institut soeben die portugiesische Übertragung des „Erlkönig" von Eugénio de Castro sowie verschiedene Übersetzungen des „Königs in Thule" in Sonderdrucken veröffentlicht. „Das Märchen", „Novelle", „Egmont" u. a. sollen in Kürze ebenfalls in portugiesischer Sprache erscheinen. Außerdem bereitet das Deutsche Institut eine umfangreiche Goethenummer seines „Boletim" vor.

Goethes 100. Todestag wurde in Peking festlich begangen. „Dem Andenken Goethes" war ein besonderes Heft der „Deutsch-Chinesischen Nachrichten" gewidmet, das neben deutschen Beiträgen auch mehrere chinesische Beiträge und Übersetzungen aus Goethes Werken brachte mit einem Porträt Goethes auf dem Titelblatte. Als Herausgeber zeichnet das deutsche Seminar an der Reichsuniversität in Peking, dessen Vorsteher und Leiter, Professor Vincenz Hundhausen, in der Deutschen Gesandtschaft Peking über „Die in Goethe erfüllte Einheit von Leben und Schaffen" sprach.

In der vom Senat der lemberger Universität veranstalteten Goethe-Akademie ist Goethe als Dichter und Gelehrter gefeiert worden. (H. St.)

Der Verlag der „Leningrader Schriftsteller" in Leningrad hat eine auf 13 Bände berechnete Gesamtausgabe der Schriften des verstorbenen russischen Dichters Alexander Block (1880—1921) in Angriff genommen, von denen

6 Bände Dichtungen, die anderen Übertragungen, kritische und allgemeine Aufsätze enthalten werden. In den soeben erschienenen zwei ersten Bänden der Ausgabe sind sämtliche Gedichte Blocks aus den Jahren 1896—1904 und 1904—19 gruppiert, außerdem enthält Band I einen umfassenden einleitenden Aufsatz aus der Feder A. W. Lunatscharskijs, sowie eine Autobiographie des Dichters.

Das unter den neuen Lebensbedingungen Sowjetrußlands immer mehr verschwindende Folklore hat neues Interesse für die russische Volksdichtung erweckt, wie sie noch bis letzthin in entlegenen Gegenden in lebendiger Tradition von lokalen Rezitatoren („skasiteli") aufrecht gehalten wurde. Eine umfassende Anthologie solcher Prosavolksmärchen, Geschichten und Schnurren hat Mark Asadowskij in zwei elegant ausgestatteten Bänden unter dem Titel „Das russische Märchen" (Rußkaja Skaska, Verlag „Academia") herausgegeben und entsprechend kommentiert. Das hier gesammelte und zum größten Teil bekannte Material ist neuartig nach seiner Herkunft, d. h. nach den diversen „Skasiteli" verteilt, nach deren Rezitationen die betreffenden Märchen fixiert wurden und deren Biographien Asadowskij auch zusammengestellt hat. Im Ganzen kommen fünfzehn solcher Volksrezitatoren zu Wort, und topographisch spiegelt sich in den Schöpfungen fast die ganze weite U. d. S. S. R., der Norden, die Wolgagegend, der Ural, sowie der ferne sibirische Osten (Bajkalsee, Angarafluß), wieder. Zahlreiche Reproduktionen alter volkstümlicher Bilderbogen („lubok"), welche die gegebenen Märchen zum Teil illustrieren, sind dem Text beigelegt, außerdem hat der Xylograph P. A. Schillingowskij für die illustrative Ausschmückung der beiden Bände gesorgt.

Das Interesse für den großen Satiriker Michail Ssaltykoff-Schtschedrin, dessen Schaffen letzthin in den Hintergrund gerückt war, ist jetzt in Sowjetrußland wieder wach geworden. Der Name Ssaltykoff-Schtschedrins ist unlängst der öffentlichen Staatsbibliothek in Leningrad beigelegt worden, und eine auf 20 Bände berechnete kritische Gesamtausgabe seiner literarischen und publizistischen Schriften ist in Aussicht genommen, zu der die Vorarbeiten bereits begonnen haben. Als Hauptherausgeber dieser Ausgabe zeichnet M. S. Olminskij, dessen Initiative auch die Gründung einer Gesellschaft zur Erforschung der Werke Ssaltykoff-Schtschedrins zu verdanken ist.

Eine neue literaturwissenschaftliche russische Monatsschrift hat in Moskau zu erscheinen begonnen, die den Titel „Literarisches Erbe" (Literaturnoje Nasledstwo) trägt und als deren Redakteur J. Ippolit zeichnet. Die Zeitschrift stellt sich in erster Linie die Publikation unveröffentlichter Materialien aus der Vergangenheit des russischen und westeuropäischen Schrifttums zur Aufgabe, mit besonderer Berücksichtigung der revolutionären und proletarischen Strömungen; der Inhalt der vorliegenden zwei ersten, recht umfangreichen Hefte entspricht vollauf diesem Programm. Mit einer ganzen Anzahl unbekannter, literarwissenschaftlicher Aufsätze von G. W. Plechanoff beginnt die russische Reihe, die u. a. ferner Unveröffentlichtes von W. S. Kurotschkin, F. M. Reschetnikoff, Ssaltykoff-Schtschedrin, Leonid Andrejew und Wl. Majakowskij bringt. Nach dem Westen führen der literarisch aufschlußreiche Briefwechsel Friedrich Engels mit Paul Ernst und der Engländerin Margaret E. Harkneß, Referate über das Schicksal des literarischen Nachlasses Hegels (M. Liffchitz), Zolas (M. Eichehọlz), dessen Beziehungen zu Rußland (M. Kleman), sowie ein Aufsatz von Paul Lafargue über „L'Argent". Sämtliche Beiträge beider Hefte sind in ausführlicher Weise kommentiert und mit Bildnissen, Karrikaturen und Autogrammen illustriert. Heft 4 der „Literaturnoje Nasledstwo" wird Goethe gewidmet sein und will ein erschöpfendes Bild seiner Beziehungen zum russischen Menschen und seiner Ausstrahlungen in Rußland zeigen. (P. Ett.)

Die Bestände der Deutschen Bücherei in Leipzig haben, wie das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel mitteilt, nach knapp 20jährigem Bestehen der Anstalt jetzt eine Million überschritten. Außer der Deutschen Bücherei besitzt Deutschland an Millionenbibliotheken noch die Preußische Staatsbibliothek in Berlin und die bayerische Staatsbibliothek in München.

„Das religiöse Weltbild im Wesen des germanischen Menschen in den Dichtungen Hans Friedrich Bluncks" ist das Thema, über das Fräulein Etscheid aus Bonn promoviert hat.

Eine „Gerhart Hauptmann-Bibliographie" in 3 Bänden ist von Walter Requardt im Selbstverlag (Bielefeld, Kriemhildstr. 7) erschienen.

Soeben erscheint (bei Priebatsch, Breslau) „Gerhart Hauptmann und das junge Deutschland", herausgegeben von Ludwig Kunz, unter Mitarbeit von: Becher, Dwinger, Fallada, Herrmann-Neiße, Menzel, Milch, Pohl, Reger, Weltmann, v. Zollikofer.

Gustav Kiepenheuer Verlag A.-G., Berlin, gibt eine Reihe wissenschaftlicher Bücher heraus, die zum Preis von M. 2,85 in Leinen gebunden erhältlich sind. Erschienen sind die beiden ersten Bände: Karl Marx „Das Kapital", Kritik der politischen Ökonomie; ungekürzte Ausgabe nach der 2. Auflage von 1872. 768 Seiten und Otto Weininger, Geschlecht und Charakter, eine prinzipielle Untersuchung. 461 S.

* * *

Uraufführungen. Wien (Komödie): „Die Prinzessin auf der Erbse", Lustspiel von Fritz Gottwalt (19. April 1932). — (Kammerspiele): „Gitter", Dramatischer Versuch von Kurt Retzer und Hermann Lang (8. Mai 1932). — (Raimundtheater): „Was Gott zusammenfügt ...", Ländliche Komödie von Paul Ziller (12. Mai 1932). — (Deutsches Volkstheater): „Dichter werden gesucht", Komödie von Franz Tassié (5. Juni 1932). — (Intimes Theater): „Tippgirls", Stück von Erwin Stranik (7. Juni 1932).

Redaktionsschluß: 6. Juni 1932.

Herausgeber: Dr Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Meine Begegnung mit Tolstoj

Von Dr. Alexander Grekow, ehemaliger General der russischen Armee

Es war im Herbst des für Rußland so schweren Jahres 1905. Der unglückliche und sinnlose Krieg mit Japan hatte alle Volksschichten aufs höchste erregt. Man wagte fast überall offen von der Unfähigkeit des absoluten Regimes zu sprechen. Das für viele Generationen der russischen Intelligenz so magische Wort „Konstitution", das Wort, in welchem seit dem Aufstande der Dekabristen ihre besten Träume verkörpert wurden, schwebte in der Luft. Doch blieb der schwankende Absolutismus vorläufig noch immer beharrlich auf seiner alten Position. Darauf antwortete das Volk dann mit Schritten, die die erste Mahnung vor späteren Greueln der Revolution waren.

Ich, ein junger Gardeoffizier, der eben die Militärakademie absolviert und einen damit verbundenen Urlaub auf einem Gute in Südrußland genossen hatte, stand jeder Politik ahnungslos gegenüber. Wir wurden in unseren Regimentern streng apolitisch und zur Treue zum herrschenden Hause erzogen. Eingeschlossen in unserem korporativen Ideenkreise, betrachteten wir alles nur von dem Standpunkt der Interessen der kaiserlichen Macht, die für uns mit dem Begriff „Rußland" restlos identisch war. Das „Volk" war für uns gleichbedeutend mit den Volksteilen, die derselben Gesinnung dem Kaiser gegenüber waren. Alles, was anders dachte, waren „Sozialisten" und „Revolutionäre", die verachteten und naturgemäßen Feinde Rußlands, eines Rußlands, wie wir uns dieses, in unserer Art ganz gewissenhaft und ehrlich, vorstellten.

Am 7. (19.) Oktober bekam ich ganz unerwartet ein Telegramm, das mich wegen dringender Familienangelegenheiten nach Moskau rief. Am selben Tage reiste ich ab und stieg in den Expreß Sebastopol—Petersburg ein, der mich am nächsten Morgen nach Moskau bringen sollte.

Schon bei Beginn der Reise fiel mir auf, daß der Zug nicht in seiner gewöhnlichen Art fuhr. Ich schrieb dies aber irgendwelchen technischen Gründen zu. Erst nachdem wir auf der Station „Orel" statt planmäßiger sieben Minuten über eine Stunde stehen blieben, informierte ich mich näher, was eigentlich los sei.

Der alte, mir aus den häufigen Reisen in dieser Richtung gut bekannte „Ober" (Oberschaffner) flüsterte mir ganz vertraulich zu, daß unser Zug schon von Kursk aus „durchreiße", weil auf der Bahn ein Streik ausgebrochen sei. Es war der allgemeine Streik, der den Auftakt zur Revolution bildete, in den ich ganz unversehens gelangte.

Ich muß gestehen, daß für mich die ganze Bedeutung der Ereignisse vollkommen unverständlich blieb, da solche Sachen bei uns bis damals ganz unbekannt waren. Ich war überzeugt, daß wir doch nach Moskau kommen würden. Es war eine große Enttäuschung, als wir schließlich in einer ganz kleinen Station Koslowka-Saseka stehen blieben, ohne daß eine weitere Möglichkeit des „Durchreißens" bestand. Es vergingen nicht weniger als zehn Tage, bis es mir gelang, aus dieser Station wegzufahren.

Die Zeit verfloß besonders langsam und langweilig. Wir saßen in unserem Zug, wie auf einer unbewohnten Insel in der Mitte des Ozeans, weil wegen des Streiks alle Verbindungsmöglichkeiten mit der übrigen Welt unterbrochen waren.

Um etwas Zerstreuung zu finden, machte ich oft mit einigen zufälligen Waggonbekannten zusammen Spaziergänge in die Umgebung der kleinen Station. Während eines solchen Spaziergangs sahen wir plötzlich in ziemlich großer Entfernung von uns einen Reiter, der sich uns auf einer in unsere Straße mündenden Seitenstraße näherte. Von weitem schaute der Reiter wie ein Bauer aus. Doch seine Art zu reiten lenkte meine besondere Aufmerksamkeit auf ihn. „Der Mensch muß ein gewesener Kavallerist sein", sagte ich meinen Begleitern, „er sitzt besonders sicher und elegant auf dem Pferde".

Inzwischen kam der Reiter näher auf uns zu. Man konnte schon unterscheiden, daß es ein älterer Mensch mit einem langen grauen Bart war, wie ein Bauer oder eher wie ein Kleinbürger oder Handwerker aus einer Vorstadt gekleidet. Und plötzlich wurden wir alle vier ganz starr vor Bewunderung. In dem alten Reiter erkannten wir das berühmte und uns allen seit Kindheit so nahe stehende Antlitz von Leo Tolstoj. Niemand von unserer Gesellschaft hatte daran gedacht, daß das in der ganzen Welt bekannte Gut „Jasjana Poljana", wo Tolstoj seit Jahren wohnte, in der nächsten Nähe von unserer Station lag.

In plötzlicher Freude liefen wir dem großen Dichter entgegen. Tolstoj war zuerst erstaunt über unsere in dieser Gegend ganz fremde Erscheinung, beantwortete aber ganz liebenswürdig unsere Grüße und hielt sein Pferd an.

Es entstand ein allgemeines Gespräch, das sich natürlich der Hauptfrage des Augenblicks, dem allgemeinen Streik, zuwendete. Wir erzählten die Ereignisse unserer Fahrt und schilderten in grellen Farben unsere jetzige Lage. In meiner Empörung gegen die verbrecherischen „Sozialisten" sprach ich besonders scharf von der unerhörten Gewalttätigkeit seitens der Streikenden. Tolstoj hörte mir mit ernstem Gesicht zu. Nur in seinen merkwürdigen Augen leuchteten die Funken des gutmütigen Spottes, die auf mich bei meiner Jeremiade etwas verwirrend wirkten, so daß ich bald abbrach. „Glauben Sie nicht, junger Herr", fragte er, nicht auf mich, sondern irgendwohin in die Ferne schauend und plötzlich ganz traurig werdend, „daß die Gewalt immer von der Gewalt geboren wird? Was ist denn der russische und überhaupt jeder Staat als eine systematisierte Gewalt, die rings um sich alles verdirbt. Betrachten Sie nur näher das Leben unserer Bauern. Was sehen diese von dem Staate außer Gewalt? Soldatschina (Militärdienst), Urjadnik und Stanovoi (Polizei), Podati (Steuer) und Nedoimki (Steuerrückstände) — das sind die Bindefäden zwischen dem Staate und der Volksmasse; sie bringen dieser nichts außer der moralischen Verwilderung. Wie kann man da mit Entrüstung von einer Gewalt seitens der Volksmassen reden, wo der Staat die Ausübung der Gewalt auf dem sogenannten wissenschaftlichen Wege studieren läßt!" Und dabei schaute er mit solcher Verachtung und sogar Haß auf mein ganz neues Akademiezeichen, das ich mit Stolz auf meinem Rock trug, daß ich flammendrot wurde und kein Wort des Widerspruchs aus mir herausbringen konnte. Wahrscheinlich verstand er meinen

Seelenzustand, da in einer Minute alle Grundsätze der anerzogenen Weltanschauung, erschüttert in ihrer tiefsten Tiefe, sich aus einer ruhigen Klarheit in ein Chaos noch nicht ausgesöhnter Widersprüche verwandelten. Plötzlich erhellte sein Gesicht das freundlichste Lächeln, und er reichte mir die Hand mit den Worten: „Seien Sie mir nicht böse. Das Problem liegt mir viel zu nah, ruhig kann ich nie davon sprechen. Später, wenn Sie mehr im Leben mitmachen werden, werden Sie sich vielleicht meiner Worte erinnern und mir recht geben." Er setzte sein Pferd in Bewegung und ritt in der Richtung nach der Bahnstation fort. Das Gespräch dauerte nur einige Minuten. Doch waren für mich diese kurzen Minuten von größerer Bedeutung als manche langen Jahre.

Der Autozug des Buches

Nach all den Buchfesten in ganz Europa und ihrem nicht immer allzu großem Erfolg sind in einer erfreulichen Gemeinschaftsarbeit die italienischen Verleger, Buchhändler und Autoren auf eine neue Werbeidee gekommen. Mit ihrer Durchführung wird es endlich möglich, nicht nur die großen Städte, ohnedies stärker in Berührung mit dem Geistesleben des Volks, mit Buchwerbung zu bearbeiten. Man erreicht endlich die Aufschließung des flachen Landes, der kleinen Bergstadt und des Dorfes. Der Gedanke ist, eine auf Speziallastwagen verladene Buchausstellung durch das ganze Land zu führen, ihm einen Lichtbildvorführapparat beizugeben und aus der Ankunft des Zuges in einem Ort ein Fest zu machen, das die Interessen der Bevölkerung bindet.

Die Idee ist in Italien nicht neu. Sie stammt aus den Fiatwerken und wurde von Mussolini für die Werbung zur Intensivierung landwirtschaftlicher Betriebe vor anderthalb Jahren erstmalig ausgenutzt. Damals fuhren die zwölf riesigen Lastwagen, beladen mit einer ganzen Landwirtschaftsausstellung, mehr als ein halbes Jahr lang durch ganz Italien. Nunmehr werden die Bücher die gleiche Reise antreten. Natürlich sind zwölf Wagen von je zehn Meter Länge, im Inneren als sehr tiefe und geräumige Ausstellungswagen eingerichtet, viel zu viel; man könnte die Läger ganzer Verlage auf ihnen durch das Land transportieren. So wird der Zug geteilt werden. Eine Hälfte versorgt den Norden, die andere Mittel- und Süditalien. Sonderwagen werden für die Inseln abgezweigt. Die Wagen erhalten die Aufgabe, jedes erreichbare Dorf zu besuchen, die Ausstellung zu zeigen, nach Möglichkeit einige Kulturfilme zu bieten und so eine Bedeckung auch der Ruralbezirke mit Büchern zu erreichen. Gleichzeitig sollen nach Möglichkeit durch die den Wagen beigegebenen Verlagsvertreter mit den kleinen ortsansässigen Buchhändlern oder Papierwarenhändlern (wo Buchhändler mangeln) Verbindung aufgenommen werden, um deren Sortimente zu vergrößern. In allen Landstädten, in die der Zug kommen wird, werden Autoren, organisiert in der an dem Unternehmen beteiligten Gesellschaft der Autoren und Verleger, Vorträge über das Buch halten, gewissermaßen also die Bevölkerung vorbereiten. Die Leitung des Zuges selbst soll allein den Buchhändlern anvertraut werden. Man will eine Konkurrenz der Autoren oder Verleger im Unternehmen des Buchzuges selbst ausschalten. Der Zug wird von F. T. Marinetti zusammengestellt und in seiner Route dirigiert werden. Es wird nur noch zwei Monate dauern, und die Bücher Italiens werden sich auf den Marsch durch das ganze Land begeben. Unnötig zu sagen, daß im Buchzuge nur oder fast nur italienische Werke vertreten sind. G. R.

Die internationale Sprache des Films

Georg Foerster veröffentlicht (D. A. Z. 317) einen Aufsatz „Stirbt der Film am Wort?" und führt aus, daß der Sprechfilm im Gegensatz zu seinem stummen Vorgänger aus der internationalen Zivilisation in die nationale Kultur geraten sei. Eben durch das Wort. Er sieht eine Überlagerung zweier Schichten: über der nationalen, durch das Wort geschaffenen Kultur, breite sich eine andere aus, der Zivilisation angehörige, die allen Völkern gemeinsam sei. In ihr wurzelte der stumme Film. Dem ist wohl beizustimmen.

Foerster sieht auch zu Recht, daß keinerlei Technik über diese Kluft hinwegzuhelfen vermöge. Gebe man den Filmdarstellern an Stelle des von ihnen gesprochnen Worts ein übersetztes in den Mund, so bliebe das Täuschung, fühlbare Täuschung. Man könnte hinzufügen, es leide auch die Verständlichkeit des Worts darunter, denn was dem Ohr entgeht, liest man gemeinhin von den — nunmehr trügerischen — Lippen ab.

Der Ausweg? Foerster sieht ihn in Beschränkung auf den nationalisierten Film und die ausschließliche Verwendung im Geburtslande und freut sich des. Die Freude am nationalen Film ist berechtigt und bleibt ungetrübt, aber — wenn man ehrlich sein will: sind die Grenzen zwischen den beiden Schichten „Kultur" und „Zivilisation" nicht arg labil? Man kann bei aller vaterländischen Bewußtheit nicht übersehen, daß die internationale Mission des Films überaus segensreich gewesen ist. Man lernte die fremden Nationen doch auch seelisch kennen, und nichts ist friedenfördernder als eben solche Bekanntschaft. Sei sie zivilisatorischer Art — sie schließt darum die kulturelle Kritik nicht aus.

Die Lösung des Problems scheint uns sehr anderem Ziele zuzustreben. Auch aus rein ästhetischen Gesichtspunkten ist der Sprechfilm in jedem Fall auf das eruptive Wort zu beschränken — neben der weiten Welt der Geräusche, die seine eigenste Domäne ist. Das eruptive Wort bedarf der Übersetzung nicht. Eben weil es eruptiv ist, meist von Geste spontan begleitet wird, ist es in allen Sprachen verständlich. Das vielgesuchte Volapük ist längst vorhanden. Es gibt auch eine internationale Sprache — die des Affekts.

Der Tonfilm wird die internationale Sprache des Affekts ausfindig zu machen und sich alsbald darauf zu beschränken haben. E. H.

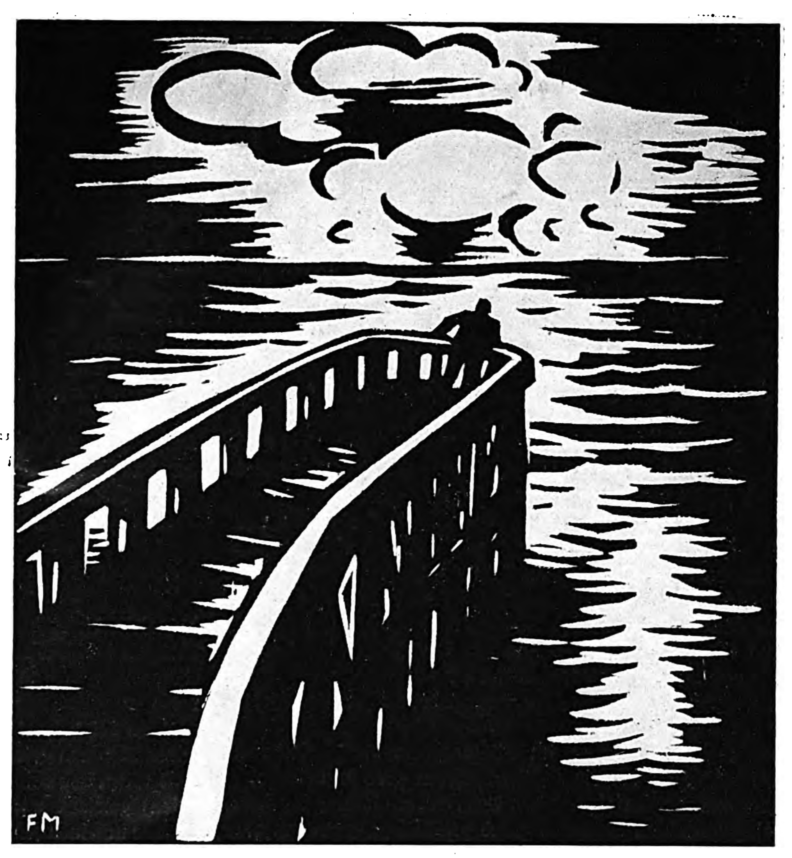
Das Motiv der Sehnsucht — graphisch

Von Frans Masereel ist ein neues Bildwerk in Frankreich erschienen, von dem eine deutsche Ausgabe demnächst im Transmare Verlag herauskommen wird: „Die Sirene", 28 Holzschnitte. Das alte Undinenmotiv, aus dem Geist unserer Zeit neu begriffen und zu starker Überzeugungskraft gebracht: einen Matrosen, eine Meuniergestalt, packt die Sehnsucht nach der Meeresschönen mit den trügerischen Augen und dem Fischschwanz. Am Strand, aber auch im Hafenviertel mit den ragenden Schiffsleibern, spielt sich der Vorgang ab, eine Matrosendirne ist Episode.

Was uns hier interessiert: mit rein graphischen Mitteln im lichtfunkelnden Schwarz-Weiß wird die Sehnsucht in Elementarkraft zum Ausdruck gebracht. Das eine Bild, das hier verkleinert wiedergegeben wird, scheint für Masereels Ausdrucksfähigkeit besonders kennzeichnend zu sein. Das Licht

gibt gleichsam das Sehnsuchtsziel, und der Weg ist weit. Es ist aber dieser schmale Landungssteg so weit in die See hinausgebaut, das Geländer ist durch spielende Lichteinschnitte derart trügerisch geworden, daß der Matrose, der nun ganz vorn daran lehnt, schon einen weiten Weg zurückgelegt zu haben scheint. Was also wäre danach, graphisch ausgedrückt, Sehnsucht? Der weite Weg hinter und vor dem der Sehnsucht zum Opfer Gefallenen. Es ist aber auf diesem Wege ein Halt geboten, über den hinaus keine Möglichkeit gegeben zu sein scheint. Noch hält das Geländer den Abirrenden, zunächst der Enttäuschung Verfallenen.

In Masereel, so sehr er sich auf die Mittel seiner Kunst besinnt und beschränkt, ist ein starker literarischer Einschlag. Es ist, als könnte der Anblick dieses geländerschweren, geländertrügerischen Hafenstegs einen Romanschriftsteller lehren, welche Mittel er aus seiner Kunst heraus zu wählen hätte, um ähnliche Wirkung zu erzielen. Sehnsucht ist hier Kraft, nicht Sentimentalität. E. H.



Aus: Frans Masereel „Die Sirene"

Literarischer Baedeker

Wissen Sie,

daß in Mannheim, wo Schillers „Räuber" ihre Uraufführung erlebten, ein Denkmal auf dem Theaterplatz den großen Dichter mit dem Manuskript der „Räuber" in der Hand darstellt?

daß es im Alten Gymnasium zu Schweinfurt, wo Friedrich Rückert geboren wurde, ein Rückert-Zimmer mit Erinnerungen an den Dichter gibt?

daß in Nürtingen in Schwaben Friedrich Hölderlin zum ersten Male in die Saiten seiner klangvollen Leier griff?

daß das Kernerhaus in Weinsberg, das Justinus Kerner lange Jahre bewohnte, viele Erinnerungen an den Dichter und seine vielen berühmten Besucher zur Schau stellt?

daß in der Einsiedlerklause auf dem Staffelstein das Manuskript des Scheffelschen Wanderliedes „Wohlauf die Luft geht frisch und rein" aushängt?

daß auf der Insel Fehmarn Klaus Groth seinen weltberühmten „Quickborn" schrieb?

daß bei dem Dorfe Steinhofen Nikolaus Lenau auf der Reise von Stuttgart nach Balingen das Erlebnis für sein hübsches Gedicht „Der Postillon" hatte, und daß er das Gedicht noch am selben Abend in dem Gasthof „Zur alten Post" in Balingen niederschrieb?

daß es in Swinemünde ein Fontane-Haus gibt, wo der Dichter Theodor Fontane fünf Jahre seiner Kindheit verlebte?

daß man auf der Burg Brunn in Bayern im 16. Jahrhundert einen Teil der Originalhandschrift des Nibelungenliedes fand?

daß in dem Bade Sooden-Allendorf das Lied „Am Brunnen vor dem Tore" entstanden ist?

daß der Wietzer Berg in der Lüneburger Heide der Lieblingsplatz Hermann Löns' war, und daß ihm dort zur Erinnerung ein Stein errichtet wurde?

daß in Niederzwehren bei Kassel die Märchenerzählerin der Gebrüder Grimm, Frau Viehmann, wohnte?

daß in Tilsiter Heimatmuseum das Original des Abiturientenaufsatzes Hermann Sudermanns zur Schau liegt?

daß in Bad Driburg das Geburtshaus des Dreizehnlinden-Dichters Weber steht?

daß Bodenwerder im Wesergebiet der Stammsitz des Märchenerzählers Freiherrn von Münchhausen ist?

daß es in Leipzig ein Goethe-Denkmal gibt, das den großen Genius als Student darstellt?

daß die Schloßbibliothek zu Aschaffenburg die Handschrift von Schillers „Wilhelm Tell" birgt?

daß in Nürnberg das Hans-Sachs-Haus mit einer alten Schusterstube zur Besichtigung lockt?

daß Uhlands Wohnhaus an der Neckarbrücke in Tübingen jetzt das Heim einer Studentenverbindung ist?

daß in Escheberg in Hessen Emanuel Geibel sein Lied „Der Mai ist gekommen" gedichtet hat?

daß auf dem Friedhof in Tegernsee der Hochlanddichter Karl Stieler begraben liegt?

daß in einem Gasthof in Stavenhagen, wo Fritz Reuter immer zu sitzen pflegte, um seine Schnurren preiszugeben, das ausgeblichene Cerevis und die Schläger des trinkfesten Studenten hängen?

daß in Heide im Dithmarschen das Geburtshaus des Dichters Klaus Groth zur Besichtigung freigegeben ist, und daß man dort auch noch die Wiege des Dichters sehen kann?

daß es in Aalen, wo der Dichter Schubart seine Kindheit verlebte, ein Schubart-Museum gibt?
daß in den Parkanlagen zu Ansbach eine Kolossalbüste an den dort geborenen Dichter Johann Peter Uz erinnert, der als „die Tulpe im deutschen Dichtergarten" unsterblich geblieben ist?
daß in der Krone am Rhein zu Aßmannshausen das Freiligrath-Zimmer in dem Zustand erhalten ist, als es Freiligrath bewohnte und den Schluß seines Glaubensbekenntnisses schrieb?
daß das Schiller-Nationalmuseum in Marbach neben den Handschriften einiger Werke Schillers auch zweihundert Briefe von ihm birgt?
daß sich die Gräber Hölderlins und Uhlands in Tübingen befinden?
daß in Aschaffenburg Clemens Brentano seine schönsten Lieder geschaffen hat und dort auch begraben liegt?
daß die Klingenmühle bei Lauffenmühle in Schwaben dem Dichter Justinus Kerner Veranlassung für sein bekanntes Lied „Dort unten in der Mühle" gab?
daß auf der Halbinsel Mettnau im Bodensee Viktor von Scheffel eine Zeitlang wohnte, und daß dort ein Scheffel-Museum die Erinnerung an ihn wach hält?
daß in Mohrungen in Ostpreußen das Geburtshaus Herders im alten Urzustand wieder hergerichtet worden ist?
daß in Eschwege Eugen Höfling, der Dichter des Liedes „O alte Burschenherrlichkeit" lebte?
daß Lippe-Detmold die Geburtsstadt der Dichter Freiligrath und Grabbe ist?
daß es in Wesselburen, im Dithmarschen, dem Geburtsort Friedrich Hebbels, ein Hebbel-Museum gibt, und daß sich dort auch der Brief befindet, den Hebbel als junger Kirchspielschreiber an Ludwig Uhland geschrieben hatte, um aus den engen Wesselburener Verhältnissen herauszukommen?
daß Talheim in Württemberg der Geburts- und Begräbnisort Max Schneckenburgers, des Dichters des Liedes „Die Wacht am Rhein" ist?
daß im Schloßtheater zu Ludwigsburg der größte deutsche Dramatiker Friedrich von Schiller seine erste künstlerische Anregung empfing?
daß in Todenmann im Gasthaus Reese der Dichter Franz von Dingelstedt sein allbekanntes Weserlied in die Glasscheibe eines Fensters ritzte, und daß ihm dort ein Denkmal gesetzt wurde? Hermann Ulbrich-Hannibal

Apropos Kleinoktav

Die 2,85-Bücher haben Konkurrenz bekommen: die Kleinoktav-Bücher. Sie sind die große Mode geworden, und wie die meisten Moden ist sie keineswegs neu. Maßgebend für die Verleger waren geschäftliche Gesichtspunkte: wie stellen wir Bücher billiger her? Bei den 2,85-Bänden war der niedrige Preis bekanntlich nur dadurch möglich, daß nur bereits durchgesetzte Erfolgsbücher herausgebracht wurden; in den Fällen, in denen die Verleger von diesem Prinzip abgewichen sind, blieben sie gewöhnlich auf ihrer Ware sitzen.
Bei den Kleinoktav-Büchern handelt es sich um neue Werke, für die wegen ihres geringen Umfangs eine niedrige Preisbildung ermöglicht wurde. Und schon gibt es eine Kleinoktav-Literatur, ohne deren Vorhandensein das Experiment mißglücken müßte. Zwei Erzählungen von Lernet-Holenia, eine von Heinrich Eduard Jacob — als Romane zu klein, als Novellen zu groß — passen sich noch etwas äußerlich dem neuen Format an. Aber Tucholskys „Schloß Gripsholm", Hans Reimanns „Quartett" wären in größerem Format zu anspruchsvoll, es sind keine abgerundeten Werke, sie haben etwas von einer hübschen Spielerei, es ist buchgewordener Feuilletonismus, der von dem Wohlwollen lebt, das man den beiden Autoren entgegenbringt, das Private in der Kunst, in unserer angeblich so sachlichen Periode verpönt, ist die eigentliche Domäne der Kleinoktav-Literatur; Annette Kolbs „Beschwerdebuch", der Lasker-Schüler „Konzert" bezieht vollends vom Privaten der beiden Frauen seinen Reiz, Wilhelm Speyers „Sommer in Italien" ist ebenfalls ein privates Impromptu.
Literatur ist eben das anpassungsfähigste Gebilde der Welt. Sollte — ein Preis, um den wir es nicht erkaufen wollen — in finsteren Zeiten einmal den Schriftstellern der Mund verboten werden, so wird der Zwang, sich über Politik nicht äußern zu dürfen, zu einer intensiveren Beschäftigung mit der Kunst führen als in den Zeiten, da man über den politischen Schatten nicht hinwegzuspringen vermochte.
Daß wir bis aufs Äußerste gegen solche Düsternis trotz dieser lichten Aussichten kämpfen werden, hindert nicht die Feststellung dieser ketzerischen Wahrheit. L. W.

Zwischen Historie und Drama

Schreiber dieses behauptete an dieser Stelle einmal, Emil Ludwigs historische Biographien wären verhaltene historische Dramen (in dem Sinn, in dem man Byrons Dichtungen verhaltene Parlamentsreden genannt hat), in seinen „Geschenken des Lebens" bestätigte er, daß er sich „im Zentrum seiner Absichten getroffen fühlte". Sein neues Werk „Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig" (Verlag Paul Zsolnay, Wien) gewährt uns Einblick in des Verfassers Werkstatt. War er in seinen früheren Monographien Dramatiker in der Gliederung des Stoffs, im dramatischen Aufbau der Lebensläufe, so ist er es in dem Mussolini-Buch durch die Gesprächsform. Diese achtzehn Interviews zeigen Emil Ludwig auf dem Wege zum dramatischen Dialog.
Damit soll nicht gesagt sein, daß die politischen Erkenntnisse, die Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig vermitteln, unergiebig wären: man lernt schon, daß das Ausland vom italienischen Faschismus nicht viel mehr als die ständische Verfassung und die staatliche Kontrolle des Kapitalismus übernehmen könnte, lernt die Geschichte des italienischen Faschismus kennen, erfährt Mussolinis Wandlung vom Sozialisten zum Diktator, bei der die zielbewußte Persönlichkeit die gleiche geblieben ist, und Mussolinis Abstand von Hysterie, Unbildung und Vorurteilen ist lehrreich genug für die, welche den Faschismus in Deutschland gar nicht erwarten können; aber den Reiz erhält das Buch doch dadurch, daß es dramatisches Rohmaterial ist.
Dramatisch ist die Kunstgesinnung des Autors: er ist politischer Gegner und persönlicher Bewunderer des Dargestellten, dramatisch ist die Gestalt des Duce, der ein Denker und ein Handelnder zugleich ist, dramatisch ist Ludwigs Grundeinstellung, daß er das Hauptgewicht seiner Fragen nicht auf die Meinungen, Lehren, Gesinnungen seines Gegenübers legt, sondern aus der Fläche in den Raum vorstößt: indem er den Charakter Mussolinis beklopft, aus ihm Geschichte, Schicksal, Entwicklungen und Möglichkeiten ableitet.
Der Willensmensch Mussolini offenbart sich als ein Mann, der auch Phantasie hat. Die Phantasie des Interviewers setzt zuweilen Machiavelli, Cesare Borgia, den Condottiere Colleoni an Mussolinis Stelle. Und indem er sich über Jahrhunderte Rechenschaft gibt, gestaltet er als Künstler europäische Gegenwart. Lutz Weltmann

Katholische und protestantische Dichtung

Von Otto Karpfen (Wien)

Die Einführung geisteswissenschaftlicher Methoden in die Literaturwissenschaft hat zunächst ein Chaos widersprechender Meinungen erzeugt. Schon schart sich fast um jede germanistische Lehrkanzel eine Sekte. Aber dieses Chaos ist fruchtbar. Gewährt doch jede dieser Methoden neue Aspekte, die der positivistischen Philologie verborgen geblieben waren. Von den modernen geisteswissenschaftlichen Methoden scheint mir nun bisher die religionssoziologische, die Max Weber und Ernst Troeltsch zu einem unserer feinsten Erkenntnisinstrumente ausgebildet haben, bisher zu wenig angewandt. Um die Fruchtbarkeit dieser Methode in der Literaturwissenschaft darzutun, genügt es, den Blick nach Frankreich zu wenden. Die Franzosen, hat Anatole France gesagt, werden noch lange Katholiken bleiben, nachdem sie aufgehört haben werden, Christen zu sein. Und auf diesem katholischen Hintergrund ermesse man die Rolle der Protestanten Rousseau und Gide, die literar- und geistesgeschichtlich als Fremdkörper und Sprengkörper wirken.

Die Anwendung der religionssoziologischen Methode auf die deutsche Literaturgeschichte macht einige Schwierigkeit. Die neuere deutsche Literatur zwischen 1750 und 1900 steht im Zeichen der neuhumanistischen idealistischen Bildungsreligion. Und diese wirkt wie ein dichter Schleier, der die religiösen Hintergründe bis zur Unkenntlichkeit verhüllt. Versuchen wir es deshalb zunächst mit der Gegenwart, in der die religiösen Strömungen nach dem Bankrott des Idealismus wie des Materialismus deutlicher zu unterscheiden sind. Allerdings interessieren uns hierbei weniger die Dichter, deren Glaubensbekenntnis dogmatisch festgelegt erscheint. Denn was wir suchen, ist der Strom religiösen Lebens, der von den Ahnen her ererbt ist, von der Erziehung her das individuelle geistige Schicksal färbt und seinerseits von der Individualität des Dichters gefärbt wird.

* * *

Für den wesentlich katholischen Dichter steht das Problem der Gestaltung im Vordergrund. Denn die katholische Welt ist ein kosmisches Stufenreich, dessen Wiederaufbau in der Kunst nicht weniger harmonisch gegliedert sein muß. Der Tod aber, die allgemeine Auflösung, wird entweder heroisiert oder verschleiert, um dies wohlgegliederte Reich nicht zu stören. Die Romantik, typische Geisteshaltung zwiespältiger Sehnsucht, ist hier kein Problem. Die Liebe wird in hymnische Höhen verklärt, wobei zwei Wege offenstehen: Der Platonismus oder die Verehrung der Madonna. Kunst ist selbstverständlich Lebenserhöhung, womit die im allgemeinen höhere Formvollendung der katholischen Dichter zusammenhängen mag. Die Nation, als Selbstverständlichkeit an ihrem Platz im Stufenreich, tritt zurück. Soziale Probleme aber werden abgewiesen. Die Caritas gehört nicht mehr in das Gebiet der Kunst.

Innerhalb der katholischen Geisteshaltung gibt es zwei Standpunkte: der Kleriker und der Laie.

Stefan George ist Kleriker. Sein Paganismus wird wesenlos vor der Art, wie er sein Leben, das Leben stilisiert. „Ich bin ein Atheist im Chorrock", sagte Charles Maurras. Und ein anderer katholischer Atheist in Frankreich sprach die Worte: „Je hais le mouvement qui déplace les lignes" (Baudelaire). Auch George ist Platoniker und seine Schüler knüpfen mehr oder weniger bewußt an die Eleaten an. Nicht Fortschritt, sondern Vorbild. Vorbilder aber sind die Heroen, die der Römer so gut divus nennt wie der Katholik seine Heiligen; während der Lutheraner Max Weber in der Unterordnung unter den Heros die Sünde wider den Geist sah, die sein Demokratismus dem George-Kreis nicht vergeben konnte. Denn diese sind Aristokraten. Sie bilden einen Orden, einen neuen Klerus. Nur härteste Askese gewährt den Zutritt, und ununterbrochen, wie im Kreislauf des Kirchenjahres, erschallt der Hymnus; nicht das Gelegenheitsgedicht, die fortlaufende zyklische Form der

Hymnik wie bei den katholischen Romanen, so verkündete Gundolf, ist Georges Form.

Hans Carossa ist ein katholischer Laie. Auch er erhöht und verklärt das Menschliche, auch in seinen allzu menschlichen Erscheinungsweisen. Er raubt das Licht aus dem Rachen der Schlange. Die göttliche Berufung der Welt zum Ideal steht ihm unverrückbar fest und so fällt sein Blick unsentimental auf jede Tragik. Er vermag das Leben, auch in seinen entsetzlichsten Ausartungen, ohne Gewissensbruch zu ästhetisieren, wo der Protestant es nur ethisieren könnte. Sein katholisches Formgefühl gibt seiner Welt das Maß und die Mitte und umspannt zugleich als krönender Bogen ihre Pole. So wird alle Finsternis Licht und alles Schwere leicht. Sogar der Tod wird Leben, und die Schuld wird Gnade.

* * *

Der Lutheraner steht vor dem Problem, diesem Leben, den Adiaphora seiner Ethik, einen Sinn zu verleihen und es fruchtbar zu machen. Aber dieses Leben wird einer rein ethischen Haltung nie ganz verständlich. Der Tod lauert als ein Entsetzlich-Unbegreifliches im Hintergrund; und die Romantik ist ein Problem, mit dem man nie fertig wird. „Die Liebe scheint mir in der neueren Literatur sehr überschätzt zu werden" (Ricarda Huch). Die Kunst ist Selbstbefreiung von drängenden Gesichten; die Nation ist eine Gegebenheit, um die man kämpft. Denn die Gemeinschaft ist nichts Selbstverständliches: Der Lutheraner ist Individualist.

Ricarda Huch ist eine echte Lutheranerin. Ihr Luthertum ist modifiziert durch ihren ausgesprochenen historischen Sinn. Mir scheint dieser Sinn auch in ihrer vielfach gewundenen Entwicklung wirksam zu werden; katholische Dichter entwickeln sich geradliniger oder gar nicht. In ihren ersten Romanen wird das Zentralproblem des Lebens echt historisch, als sentimentale Rückerinnerung bewältigt. Dann kommt die Begegnung mit der Romantik, die ihrem Schaffen zum Schicksal wird. Nochmals versucht sie in den historischen Romanen das Leben aus der Rückschau zu bewältigen; es rinnt zum Chaos auseinander. Wo ist in der Geschichte der Sinn? Haben die Adiaphora einen Sinn? Der Krieg macht die Dichterin verstummen. An seinem Ende beruhigt sie sich im „Sinn der Heiligen Schrift". Im Mittelpunkt dieses lutherischen Werkes steht zwischen Moses und Christus: Saul; das Problem der Gnade. Die errungene Gnade gestattet den Blick in die Geschichte. Die Dichterin wird zur Historikerin und sucht den Weg in der Geschichte der Deutschen, der aus der Vergangenheit in die Zukunft weist. Denn der Prophet wird am Erfolg erkannt (Deut. XVIII 22).

Auch Ernst Barlach ist Lutheraner; aber eminent unhistorischen Sinnes. Sein Zentralproblem ist eine ewige Tatsache, die innere Doppelheit des Menschen, die ihn dem Gericht entgegentreibt. Denn Gott wartet auf den Menschen („Der tote Tag"). Ja, in der „Sintflut" ist Gott ein Wanderer, der den Menschen sucht, der Gott nicht als seinen Vater erkennen will. Denn immer steht neben dem demütigen Noah der hochmütige Calan. Und es gibt keine andere Erlösung für den Individualisten als jener harte Weg der Selbstentwicklung, der dem Katholiken die Beichte ersetzt. Dieser Dichter schrieb „Ein selbsterzähltes Leben".

* * *

Im Mittelpunkt des reformierten Bekenntnisses steht der Glaube an die Prädestination. Zu ihr, der Gnade, die dem Gläubigen sicher ist, muß der Gläubige aber erzogen werden. Die Reformierten sind Pädagogen. Das Problem des Todes wird dem Prädestinationsgläubigen wesenlos und gegen die wirklichkeitsabgewandte Romantik kennt er nur die Haltung der Anklage. Denn er ist der Wirklichkeit zugewandt. Er faßt die Liebe rationalistisch und die Kunst utilitär auf. Die Gemeinschaft, die Nation, steht im Vordergrund, und wer kein Vaterland weiß, der sucht es.

Wilhelm Schäfer ist ein reformierter Hesse. Aber seine Wahlheimat ist die reformierte Schweiz, die ihn auch durch ihre vaterländische Demokratie anzieht, während es den streng kalvinistischen Conrad Ferdinand Meyer nach dem Süden zog. Schäfer, ethisch geartet, sucht die Seele seines Volkes, um sie zu erziehen. Ihm ist der große Erzieher Pestalozzi der große Menschenfreund, der uns zeigt, wie man zu Menschen und Bürgern erzieht. Das ist die Weltfrömmigkeit Ulrich Zwinglis, fast eine Diesseitsreligion, wenn nicht der Prädestinationsgedanke im Hintergrund stände. Denn manche von uns sind Verdammte („Karl Stauffer"; „Die

Mißgeschickten"). Uns anderen aber gewährt die Prädestination das ewige Leben, wenn wir unser diesseitiges Leben zum Dienst an der Gemeinschaft hingeben. „Der Mensch ist nicht für sich da, sondern als Knecht Gottes zum Dienst an der Menschheit."
Jakob Schaffner ist ein Sohn des reformierten Basel. Auf die besondere katholisch-protestantische Problematik und die pietistische Erziehung seiner Jugend kann ich hier nicht eingehn. Im Gegensatz zu dem Ethiker Schäfer trägt seine Wirklichkeitszugewandtheit die Züge ausgesprochener Weltfreude. Sein Conrad Pilater entzieht sich heimischen Bindungen durch die Flucht in die Welt, deren unerschöpfliche Fülle sich seine jugendliche Romantik doch ganz unromantisch ausmalt. Hier verrinnt die Diesseitsreligion bis zur religiösen Dünne und aus dem schweizer Bürger wird ein berliner Großstadtmensch. Aber nie hört er auf, den nationalen Verfall der Heimat zu beklagen („Das Schweizerkreuz"), und was er in der Großstadt lernt, ist die neue Religion der Humanität. Der Dichter, der in seiner Kunst, wie man treffend bemerkt hat, zwischen Keller und Zola steht, ist auch im Glauben eine Brücke vom alten Kalvinismus zu neuen Idealen.

* * *

So kreuzen sich Typen und Konfessionen. Es wäre die Probe aufs Exempel, wenn es gelänge, ähnliche Relationen bei einem deutschen Dichter jüdischer Rasse und Glaubens aufzuzeigen. Doch hier wird das Problem wesentlich komplizierter. Deutsche Dichter katholischer wie protestantischer Herkunft und Artung haben nur die verhältnismäßig dünnen Schichten des anerzogenen Idealismus zu durchstoßen, um an das religiöse Vätererbe zu gelangen. Der assimilierte deutsche Jude aber hat vor vier Generationen mit der Nation auch die Religion verworfen und an das religiöse Erbe bewußt vergessen. Ist unter ihnen ein tief religiöser dichterischer Geist, wie es Franz Kafka war, dann muß er in sehr viel tiefere seelische Schichten vorstoßen. Er vollbringt das Heroische, sich aus Eigenem die Religion zu erarbeiten. Daher stammt die geheimnisvolle Ähnlichkeit des religiösen Weges bei diesem Kafka mit Pascal und Kierkegaard, während sein Ziel in sonderbar fremdartigen Mythologien liegt, die an die halbvergessenen und unverstandenen mythologischen Fragmente der Genesis erinnern. Denn der deutsche protestantische Dichter findet zu den Quellen der Reformation zurück und der Katholik in ein erträumtes oder im Geiste aufgerichtetes Mittelalter. Franz Kafka aber hatte einen weiteren Weg durch die Jahrtausende, der erst im grauen Altertum des Orients sein ewiges Ziel fand.

Das Werk der Virginia Woolf

Von Bertha Badt-Strauß (Berlin)

Mitten in der englischen Nachkriegsdichtung steht Virginia Woolf „einsam und gesellig" wie die Mütter im Faust: vereint mit den Revolutionsgenossen und doch — eine Frau für sich allein. Die Technik ihrer Romane ist bewußt revolutionär und radikal modern; an manche Russen oder an Joyce muß man denken, den sie sehr bewundert, von dem sie sich aber doch grundlegend unterscheidet. Und dabei — das gibt den eignen Reiz ihrer Bücher und wirkt, als ob ein Mädel von heut plötzlich im Krinolinenrock der Großmutter sich maskierte — sind ihre Helden oder vielmehr Heldinnen fast alle Menschen aus jenem bestimmten „Set", das der Engländer zur guten Gesellschaft rechnet: Mrs. Flanders, Mrs. Dalloway, Mrs. Ramsay könnten ihrer Kinderstube wegen auch in jedem alten Tauchnitz-Bändchen figurieren. Die Brücke aber zwischen diesen beiden Welten — Welt der Konvention und Welt der Revolution — bildet eine sehr bewußte und durchgebildete Kunst: eine Kunst, die schon einen Hofmannsthal veranlaßte, die Bücher der Virginia Woolf zu den letzten großen Erfahrungen seines Lebens zu rechnen.

* * *

Herkunft und Abstammung schienen die junge Virginia Woolf nicht eben zur Revolutionärin zu bestimmen. Tochter von Sir Leslie Stephen, dem Meredith im „Egoist" ein Denkmal setzte, im Herzen

des literarischen London aufgewachsen, „zu Hause" unterrichtet, ist sie lange Jahre als Kritikerin an der „Times" tätig. Dann heiratet sie den vielseitigen Schriftsteller Leonard Woolf, gründet mit ihm einen eigenen Verlag und lebt heut mit ihm im Tavistock Square, wo bekanntlich noch jetzt der Geist von Charles Dickens umgeht. — Und doch hat sie, als Tochter ihres Vaters gedankliche und kunsttheoretische Erörterung nicht scheuend, früh und oft ausgesprochen, daß der junge Schriftsteller im heutigen England eigentlich unter all den Göttern des Tages keinen anerkennt, nicht Bennett und nicht Galsworthy, nicht Wells und nicht Shaw. Sie alle schildern bei größter handwerklicher Geschicklichkeit im Innersten doch nur unwichtige Dinge, geschickt angeordnete Lichteffekte, drapierte „plots" — lohnt dies des Künstlers Liebesmüh? — Nein: der Künstler von heut muß den Mut haben auszusprechen, daß ihn all diese Lichtreklame nicht im mindesten mehr interessiert. Andere Umrisse brauchen wir. Wer sagt euch, daß der Strom des Lebens in den sogenannten großen Momenten des Lebens reicher strömt als in den kleinen — als in den Minuten, die aus dem Montag einen Dienstag machen? Mrs. Dalloway geht nur durch den Park nach Bond Street, um Blumen einzukaufen: und schon erlebt sie alles, was Glanz und Not eines Lebens ausmacht — eigne Jugend im Seewinde von Bourton und den Jugendfreund, der eben wieder auftaucht; Hier und Jetzt am Junimorgen in London; Autos der Königin, die vorbeirollen, und Flugzeuge, die Buchstaben an den Himmel schreiben. Und neben ihr, hart dabei steht der blasse Septimus Smith, der hört aus dem Surren des gleichen Flugzeugs Botschaft des Wahnsinns, die ihn in Nacht und Tod treibt — zur gleichen Zeit, da Mrs. Dalloway ihre Gesellschaft gibt, das Geschenk ihres Lebens, zu der nicht nur der Jugendfreund, sondern sogar ... der Premierminister kommt. Unvergeßlicher Augenblick, da die beiden Welten sich treffen ... und die schöne Clarissa Dalloway erkennt, daß „Nähe trennt. Wonne verblaßt. Der Mensch ist allein. Im Tod ist Umarmung."

* * *

Romantik des Alltags: so könnte man das Urerlebnis nennen, das Virginia Woolfs Bücher hervorrief. „Jacobs Room" (1922) freilich führte den Helden noch nach der Akropolis; aber Mrs. Dalloway braucht nur einen Junitag in London zu erleben, um Glück und Not, Leben und Tod in allen Gestalten kennenzulernen; und Mrs. Ramsay in „To the Light-House" (Die Fahrt nach dem Leuchtturm, Insel-Verlag) braucht nur am Fenster zu sitzen und das Strümpfchen für Leuchtturmwächters Kind zu stricken, um lange über ihren körperlichen Tod hinaus (der als eine etwas unwichtige Angelegenheit nur in einem Nebensatz erwähnt wird) fortzudauern im alten Hause, wo alles von ihr erzählt, im ratlosen Stolpern des Professors, ihres ungestümen Mannes, und in der Kunst ihrer Freundin, der sie zur „Vision" geworden ist. Alles ist miteinander verflochten, eins bedingt das andere: das ist die neue Religion dieser Zweiflerin.

* * *

Hatte der schwer bewegliche Leser sich allmählich mit dieser ganz erlesenen Miniaturwelt ihrer Bücher befreundet, so zeigt sich ihm in den beiden letzten Büchern die großartige Fabulierkunst dieser Frau von einer überraschend neuen Seite. „Orlando" (Übertragen von Karl Lerbs, Insel-Verlag) nennt sie selbst „Die Geschichte eines Lebens". Aber dieses Leben währet dem Psalmisten zum Trotz vierhundert Jahre — und spielt sich in seinen ersten dreißig Jahren im Kostüm eines schönen jungen Pagen und gefeierten Höflings am Hofe der Königin Elisabeth und ihres Nachfolgers ab. Bis sich dann nach manchem Hokuspokus — Betäubung, Beraubung, Anrufung altenglischer Göttinnen durch die Verfasserin — plötzlich herausstellt, daß Orlando ... ein Weib ist. Lady Orlando verbringt nun den Rest ihrer kurzen Tage teils im galanten 18., teils im verräucherten 19. Jahrhundert; unterredet sich mit Pope, schreibt ein Gedicht, heiratet, bekommt ein Kind und darf schließlich im Jahre 1928 noch im eignen Auto bei Marshal and Snelgrove vorfahren und Badesalze kaufen.

Was heißt das? Steckt dahinter wirklich nur, wie englische Kritiker wollten, ein erstklassiger Einfall, um die Entwicklung englischer Kultur im Laufe von vier Jahrhunderten zu zeigen? — Auch das; aber noch einiges mehr. Vor allem die längst in Virginia Woolf schlummernde Auseinandersetzung mit dem Problem des Nacheinander, das sich gleich berechtigt und gleich rätselhaft zu dem Problem des

Nebeneinander gesellt. „Sechzig oder siebzig verschiedene Zeituhren, die in jedem normalen menschlichen Organismus gleichzeitig gehen" — so daß mancher schon tot ist, der noch unter uns wandelt, und andre Hunderte von Jahren alt sind, wenn sie behaupten, sie wären sechsunddreißig. „Die wirkliche Dauer eines Menschenlebens ist, was auch immer das Dictionary of National Biography sagen mag, immer eine strittige Sache ..." Wir in Deutschland mögen hierbei wohl an Th. Manns gleichgerichtete Bemühungen im Zauberberg denken. — Aber auch dies Problem faßt ihre Hand mit leichtem Finger, in einer Art, die wieder grade uns Deutschen wohlvertraut erscheint. Drinnen und Draußen zugleich steht der romantische Künstler, der sich etwa wie Clemens Brentano darin gefällt, uns den Teich zu zeigen, in den er dreißig Seiten später fallen wird; oder der wie V. Woolf sich's erspart, uns das Gespräch mit Pope zu erzählen, da man es ja in seiner Biographie nachlesen könne. Sei gegrüßt, romantische Ironie!

Und nun enthüllt sich auch jene zuerst rätselhafte Zwiegeschlechtlichkeit der Heldin als altes romantisches Erbgut aus der Zeit der Schlegelschen Lucinde — selbst wenn V. Woolf dies vergessene Buch nie gelesen haben sollte. Hier aber ist der romantische Grundgedanke tiefer verwurzelt im Leben der heutigen Frau. In dem wenig bekannten, aber sehr aufschlußreichen Buch „A Room of one's own" hat V. Woolf die Geschichte von Shakespeares Schwester erzählt, die niemand kennt. Und dabei war sie völlig so genial wie der Bruder; aber die Knechtung der Zeit, die der Frau „keinen Raum für die eignen Füße gestattete" (um ein Wort der Rahel Levin zu gebrauchen), brachte ihr nur ein Leben voller Schande und einsamen Tod. Jedoch auch sie ist nicht tot; in dir und in mir lebt sie weiter — wie denn große Dichter niemals sterben, sie warten nur auf Gelegenheit zu neuer Verkörperung ... Solche Verkörperung erwartet V. Woolf nun von den Frauen der nächsten hundert Jahre. Und nun stehen bei ihr Worte, die aus Schleiermachers Katechismus für edle Frauen entlehnt scheinen: „Es ist verhängnisvoll, wenn man nur Mann oder nur Frau ist: wir müssen mann-weiblich oder weib-männlich werden ..."

* * *

Vereinigung von menschlich Kleinem und ewig Großem erstrebt nun das letzte Buch „The Waves" (1932, Hogarth Press, London) in einer Kunstform, die wie etwa Ph. O. Runges Malerei nach merkwürdig neuen Gesetzen aufgebaut ist. Jedes Kapitel eröffnen wie eine Melodie, die niemals schweigt, farbige Momentbilder von See und Sonne, Licht und Schatten — aus der Welt der Ewigkeit, würde V. Woolf wohl sagen. Und im Vordergrund enthüllt sich dann in lauten oder leisen Selbstgesprächen die Welt des Augenblicks: das Leben einer Reihe von Kindern, die am Meere aufwachsen, Leid und Lust, Liebe und Tod erfahren. Aber das letzte Wort hat die Woge, die sich am Ufer bricht ...

Was ist Ultraismus?

Von Martin Brussot (Wien)

Ein Jahrzehnt hypermoderner Literaturbestrebungen in Spanien, eine mächtige Welle (und doch nur ein Ausschnitt im Gesamtschaffen), augenscheinlich nunmehr im Verebben begriffen, möge rückschauend hier Betrachtung finden. Sie nennt sich „Ultraismus". Ein geflügeltes Wort, das mannigfach aufstößt. Häufig begegnet einem daher auch die Frage: „Was ist ‚Ultraismus'? Worin liegt der Wesenskern dieser Bewegung in Spanien? Was bezweckt sie? Was bringt sie hervor? Was erreichte sie in ästhetischer Hinsicht? Welches sind ihre namhaften Vertreter? Hat sie Zukunft? Verkörpert sie, wie offenbar schon der Begriff betonen will, tatsächlich alles künstlerische non plus ultra dieser Zeit?"

Vergegenwärtige man sich einmal die Kunstbestrebungen vor etwa einem Jahrzehnt. Welch chaotisches Durcheinander an Ideen, Tendenzen, Programmen, Emanationen. Ungezählt die Divergenzen, Inkongruenzen, Absurditäten, Fehlschläge jeglicher Art. Man tastete, versuchte, verwarf, schlug Neues vor, griff auf Altes zurück; krampf-

hafte Bemühungen, neuartige künstlerische Einstellungen zu erzielen. Selten mit Glück im großen und ganzen. Wenngleich jeder temperamentvollere Adept von gestern, heut schon seine neue eigene „Schule" begründete. Ein Schlagwort jagte das andere. So lernte man Futurismus, Expressionismus, Kubismus, Dadaismus kennen. Vernahm sattsam Aufgeplustertes über Purismus, Superrealismus, Konstruktivismus, Suprematismus, Neoplastizismus, Panlyrismus. Damit nicht genug, kamen andere mit Primitivismus, Simultaneismus, Abstraktivismus, trieben die Verstiegenheit bis zum Zenitismus und all das krönte, wie es sich geziemt, schließlich der Babelismus. Kurz, der kreißende Berg gebar einen ganzen Rattenschwanz zerfahrener, volltönender „Ismen".



Rámon Gómez de la Serna
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

Da setzte inmitten dieses mit Fug und Recht babylonischen Chaos trostloser Verirrungen, gewissermaßen in Reaktion und als letztes Auskunftsmittel, zu Ende des Weltkriegs ungefähr in Spanien ein Bestreben nach Zusammenfassung, Klärung, Kristallisation ein. Großzügige Zielsicherheit, scharfsinniger Tatwille, unverbrauchte Frische machten sich immer mehr geltend; eine neue Jugend war auf den Plan getreten. Ihre Aspirationen fanden Niederschlag im „Ultraismus". Ein gemeinsamer Nenner für alle anti-traditionellen, neokonstruktiven Zeitströmungen. Der „Ultraismus" beinhaltet sonach, als Sammelbegriff, jegliche künstlerische, ästhetische wie weltanschauliche Tendenz um 1920, die auf neuen Wegen über alles Herkömmliche und damit „Normale" mit Vorbedacht hinauszielt. Dies allerdings nicht länger mehr in bloßer Bilderstürmerei, Begierde nach Umsturz um jeden Preis, aus eitel Lust am Protestieren und vorgeblichen Besserwissen, an renitenter Abkehr ohne jedwede Befähigung, Neues an Stelle des als „überholt" Gescholtenen zu setzen. Im Gegenteil. Nicht allein kenntnisreiche Ästheten mit durchaus einwandfreien, reifen Anschauungen entwickelten jetzt Theorien, auch künstlerisch Schaffende von Talent setzten nunmehr organisch gewachsenen, neuen Formwillen in Tat um, junge Poeten voll origineller Stilmerkmale, Ehrlichkeit im künstlerisch-seelischen Bekenntnis. Bis es so weit kam, gab es freilich mancherlei Übergangsstadien zu durchmessen.

Mit letzterer Überlegung gelangt man zu den Initiatoren neuer künstlerischer Formgebung und Ausdrucksmethoden. Ein erster unter ihnen war Rámon Gómez de la Serna. Bekannt weniger des Wertgehalts seines Schaffens willen, als durch seine viel begafften Exzentrizitäten. Ausgehend vom französischen Expressionismus, erfüllte er jedenfalls eine dankenswerte Mission als Wegbereiter. Es war im Jahre 1915, als er, schon ein ziemlich geläufiger Kaffeehausliterat, mit „La prima proclama de Pombo" als Neutöner hervortrat. Bald hernach veröffentlichte er eine Sammlung Bonmots und Aphorismen unter dem Titel „Greguerias" (1917). Mit diesem Werkchen verstand er es, ziemlich barsch und provokant seine lieben Zeitgenossen vor den Kopf zu stoßen. „Épater le bourgeois", nannten dies einmal die Franzosen. Nietzsche und dessen internationale Nachbeter von damals als Vorbild nehmend, bosselte er auch fernerhin mit Leidenschaft an grotesk-barocken Sentenzen, in die ja auch seine „Romane" beim geringsten Anhauch zerflattern. Heute ist „Ramón" ein spanischer Peter Altenberg, seßhaft im „Café Pombo". (Ein anderes „Café Griensteidl" des nun fast schon entschlafenen „Jung-Wien", blühend vor einem Menschenalter.) Um sich versammelt da der Vierziger regelmäßig einen

Kreis junger Verehrer und Literaten. Schwelgt im Überästhetizismus, diskutiert beredt hyperparador, „originell" bis in die letzte Fiber. In derlei Reflexionen und Aphorismen versandete freilich letzten Endes auch seine Dichtung. Einige Proben bloß aus einem der jüngsten Bücher: „Sie hatte ihre unverrückbaren, fixen Ideen wie ein Universitätsprofessor." — „Matilde fragte zehnmal, ob ‚heut in hundert Jahren alles noch so sein würde, wie jetzt'." — „Er hatte das Gefühl eines Dienstmädchens an einem freien Tag." — „Sie war untersetzt und bösartig wie ein Schiffskapitän." — „Im Verbrechertum herrscht kein anderer Geist als in Journalistik oder Warenschacher." — „Das typische Charakteristikum Don Robertos war die Anständigkeit seines Verbrechertums." — Man bilde selbst seine Meinung. Soviel bloß: all dies ist bitter ernst gedacht. Man nennt dergleichen „Ramonismus". Auch das von ihm angestrebte „ultraistische Theater", wir erinnern insbesondere an sein Bühnenwerk „Los medios seres", erwies sich bloß als geistreiche Entgleisung.

Von einem der stärksten Talente unter den Vorläufern des Ultraismus, Rafaël Cansinos Assens, wurde hier schon gesprochen. Er machte die verschiedensten Wandlungen durch, vom Expressionismus zum Neodadaismus, vom Superrealismus zum Ultraismus und schreibt heute, unbeschwert von allen „Ismen", als feiner, sachlich-philosophischer Kopf. — Kaum ein Jahr nach Erscheinen der „Greguerias" war „Ramóns" selbstgefällig-geistreichelnder Expressionismus schon überholt. Vicente Huidobrós „Poemas árticos" (1918) platzten jählings, ein aufhellender Blitzstrahl, über das Chaotische all der unstet suchenden, jugendlichen Heißsporne herein. Endlich ein Richtungweisender! Man erkannte klar-bewußte Absicht, ahnte zumindest jetzt, wohin des Weges. Freilich ging dies nicht ohne lebhafte Polemiken ab. Huidobró indessen verstand im Feuergefecht der Meinungen temperamentvoll für seine Ideen, sein Schaffen einzutreten. Sein Verdienst, überzeugte Weggenossen aus Wirrsal und Zerfahrenheit herausgeleitet zu haben. Die neue Richtung nannte er „Creacionismus". In Verteidigung dieser „seiner" Priorität geriet der junge Chilene in Paris mit Paul Reverdy in stürmischen Konflikt. Für ihn trat Maurice Raynal ein, weiterhin der nachmals zu so hoher Berühmtheit gelangte Meister der Palette, Pablo Picasso. Im Jahre 1921 veröffentlichte Huidobró ein Bändchen creacionistischer Dichtungen „Saisons choisies". Voran stellte er den viel berufenen Essay „La Création pure", der zuvor in der Revue „L'Esprit Nouveau" erschienen war. Seinen neuartigen Schöpfungen die Krone aufsetzend, veranstaltete er schließlich 1922 im Rahmen der „Galerie Manuel Frères" in Paris eine Ausstellung „gemalter Gedichte". Als charakteristisch erwähnen wir: „Landschaft", „Regenbogen", „Eiffelturm", „Ozean", „Kaleidoskop" und geben das „gemalte" Gedicht „Mühle" nach Huidobrós Original wieder. Man wird finden, manch reizvolle Idee, viel Melodiosität, aber auch ein vollgerüttelt Maß charmant-kapriziöser Überspanntheit. Kunstvolle Spielereien, die synoptische Gestaltung anstreben. Man vernehme solch creacionistisches Gedichtchen.



Vicente Huidobró
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

Mühle

Der Wind dreht und spult mit Eselsgeduld

Dreht dreht dreht
Die Mühl' die Stunden malt wie toll
Bald wird es Frühling sein
Die Schwingen dir von Blumen voll



Dreht dreht dreht
Die Mühl' die Tage malt im Sturm
Bald wird es Sommer sein
Und Früchte füllen deinen Turm

Mittag

Dreht dreht dreht
Die Mühl' die Monate malt bereits
Bald wird es Herbstzeit sein
Traurig trägst du an deinem Kreuz

Abend

Dreht dreht dreht
Die Mühl' die Jahre malt im Kreis
Bald wird es Winter sein
Und deine Trän' erstarrt zu Eis

Nacht

Dies ist die wahre Mühl' der Zeit
Niemals vergiß du ihr Lied
Sie spendet Regen und Sonnenschein
Vier Jahreszeiten sie schied

Mühle des Todes Mühle des Lebens
Minuten zermalend der Uhr sie gleicht —
Sie sind die Körner der traurigen Mühle —
Zu Mehl der Zeit das uns're Locken bleicht

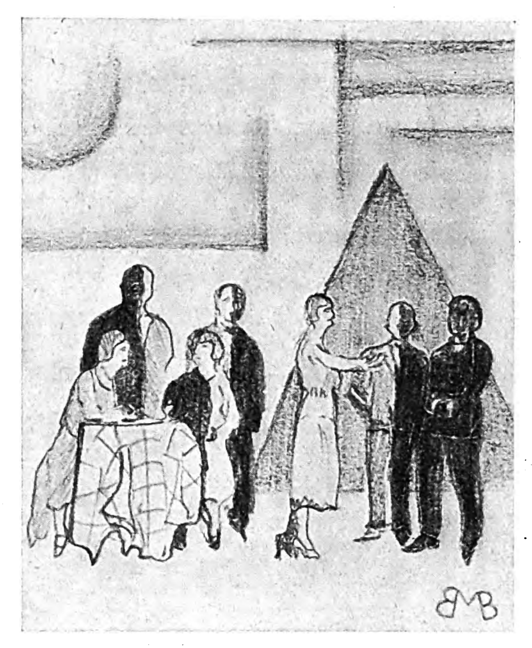
Guillermo de Torre pocht darauf, den „Ultraismus" begründet, als Begriff definiert und durch Neuschöpfungen erhärtet zu haben. Nach Ablauf des Weltkriegs, im Jahre 1920, veröffentlichte der damals Zwanzigjährige sein „Manifiesto vertical", das alsbald als „ultraistisches Manifest" zum Katechismus der jungen Bewegung werden sollte. Eine Fehdeansage gegen allen „Modernismus" Ruben Darios, der beiden Machado, R. Pérez de Ayalas u. a. Ideenreiche Kämpfernatur, verfaßte Torre in jenen Tagen zahlreiche Essays und Polemiken, wobei er sich zu einer Art Führer der neuen Jugend aufwarf. Er verblieb es, zumindest als Ästhet, etwa durch ein Jahrzehnt. Künstlerisch freilich sah er sich nur zu bald von anderen übertroffen. Sein 1923 veröffentlichtes Versbuch „Hélices (Poemas ultraistas)" erwies sich dabei unstreitig als Fehlschlag. In der Folge beschäftigte sich Torre vorwiegend mit Übersetzungen und dem Studium verwandter Strömungen im zeitgenössischen Frankreich, ohne weiter mehr selbst Nennenswertes zu produzieren. Praktisch entsagte er vielmehr (wenn schon keineswegs auch als Theoretiker), allen reichlich weltfremden ultraistischen Phantasmagorien und nahm eine gut dotierte Stellung als Tagesschriftsteller in Buenos Aires an. — An sonstigen Ästheten des Ultraismus wären zu erwähnen Isaac del Vando Villar, der 1921 die Zeitschrift „Ultra" begründete, Manuel de la Peña, verdient durch sein Studienwerk „El ultraismo en España" (1925), Fernando Vela, Antonio Espina Garcia und José Bergamin. Ihre neuen Ideen fanden Ausdruck in unterschiedlichen Revuen wie „Tobogán", „Grecia", „Vértices", „Tableros", „La Pluma", „Horizonte", „Plural" u. v. a. Im Verlauf eines Jahrzehnts fand der Ultraismus naturgemäß übermächtigen Zustrom. Bloß einige wenige unter den Beflissenen können hier genannt sein. Da ist Rogelio Buendia, der zunächst im Expressionismus sich versuchte („El poema de mis sueños", 1912; „Nácares", 1916), sodann als Ultraist („La



Guillermo de Torre
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

rueda de color", 1923; „Guia de jardines"; „Naufragio en tres cuerdas de guitarra", 1928). Ebendaher kam Mauricio Bacarisse („El esfuerzo", 1917); wohingegen seine übrigen Versbücher („El paraiso desdeñado", 1928; „Mitos", 1931) ultraistisch gestaltet sind. An der Wiege der neuen Richtung standen ferner Lyriker wie Dámaso Alonso, Juan José Domenchina, Fernando Maristany, Pedro Salinas, E. Salazar y Chapela, Jorge Guillén. César M. Arconada, der ursprünglich der „Plural"-Gruppe zugehörte, betätigt sich heute hauptsächlich als Journalist, desgleichen der Lyriker Juan Chabás. — Man wird einer Reihe dieser Hypermodernen gegenüber immerhin die peinliche Empfindung

nicht los, sie verstünden offenbar reichlich Theorie, versagten aber in Hinblick auf Produktion. Sobald sie darangehn, ihr Wollen durch die Tat zu erweisen, ist es vorbei. So mehren sich denn auch die Abgefallenen und Gegner dieser „rein ästhetischen Spielereien", wie sie es nennen. Da ist gleich Gerardo Diego, der, obschon aus der Mitte der Ultraisten hervorgehend, heute alle Künstelei und Vergewaltigung von Idee und Form, wie jene sie praktizieren, entschieden ablehnt. Auch Huberto Pérez de la Ossa, der in seinen Gedichten „Polifonias" dem Ultraismus nahestand, vollzog mit seinen erfolgreichen Romanen die Abkehr von den „splitterrichterischen Neutönern". Ähnliches zeigt sich bei Federico García Lorca. Der geniale Antonio Espina García aber erklärte geradezu rund heraus: „Mit einem Wort, der Ultraismus führt buchstäblich zu nichts." Auch Benjamin Jarnés (eine Art Georg Kaiser), Utilitätsmensch durch und durch, bietet hierzu ein eklatantes Beispiel. Nach mannigfachen Irrungen und Wirrungen trat er seit 1925, damals schon fast ein Vierziger, mit hypermodernen Büchern hervor. Er versuchte sich mit betonter Absichtlichkeit in „ramonistischer" Manier wie im „Dada", im Superrealismus und Ultraismus, hinterher, aber auch durcheinander. Schließlich jedoch, in gesicherter Lebensstellung sich sehend, entsagte er allem marktschreierischen Snobbismus und Floskelkram als literarisches Requisit und führt heute, ein geplagter Redakteur und Mann praktischen Schrifttums, eine sehr vernünftige, sachliche Feder. Zweifellos, der Ultraismus ist mittlerweile sattsam überaltert. Ein Großteil eifriger Sachwalter und Adepten von ehedem verstummte, andere verfolgen nun — wie man gesehen hat — ganz anders geartete Ziele. Denn sie alle, diese gestern noch „Jungen", sind heute gesetzte Männer, reichlich „Dreißiger" und sohin — o raschlebige Zeit! — jener „älteren" Generation



Ultraistisches Theater
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

vormaliger „Nachweltkriegs-Jugend" zugehörig. Schon aber rückt der ein halbes Menschenalter jüngere Nachwuchs der Zwanzigjährigen, die wahre Jugend in Sturmesschritten heran, die herrliche „Jugend der Revolution" an der Schwelle einer neuen Zeit, die neusachliche Ideale auf ihre munter flatternden Banner schrieb.

Die Gedichte Heinrich Suso Waldecks

Von Ernst Lissauer (Wien)

„Die Antlitzgedichte"[1] ist der merkwürdige Titel dieses merkwürdigen Buchs; an seinem Eingang steht dieser Spruch:

> „Mit reichen Tiefen sind Gottes Dinge gesegnet,
> Doch bin ich keine Kraft, im Dunkel zu graben,
> Nur Wanderschaft, die jenen leicht begegnet,
> Und froh der Gnade, daß sie auch Antlitz haben."

„Wanderschaft", es fällt auf, daß der Dichter eine gewisse Wendung mehrfach gebraucht, die das leichte, beobachtende Wandern abbildet:

> „. . . jenes Abendwanderns im Sommergras,
> Erlengehölz und ruhende Mühlen vorbei?"

und ein Gedicht heißt „Ein Haus vorbei". Und er genießt bewußt, daß die Dinge „auch Antlitz

[1] Erschienen zu Wien in der Officina Vindobonensis, 103 Seiten.

haben", es ist ihm nicht selbstverständlich: ein geistlicher Dichter — ein Priester —, die Tiefen hinter den Dingen sind ihm das erste, das „Antlitz" ist ihm das zweite, das Bild; und wir gedenken, daß er sich nach jenem Heinrich Suso nannte, welcher der dichterischste unter den großen Mystikern des Mittelalters war: des Suso Weg, um „die Wahrheit", die „an sich selbst bloß und ledig ist", darzubilden, war das Gleichnis. Auch dieser Heinrich Suso Waldeck will durch Bild zum Bildlosen. Entgegen seinem Wort aber ist seine stärkste Kraft, „im Dunkel zu graben".

Denn die wesentlichen Gedichte kreisen um das Problem des Bösen. In der Welt der Ruth Schaumann hat das Böse kaum eine Statt; wenn es aber erscheint, so wird es alsbald, kraft Gnade, aufgelöst: die „Versuchung" wird durch die Liebe überwunden; in der Seligkeit, auf des heiligen Petrus Hand, sitzt jener Hahn und kräht durch den Himmel. Waldeck aber ist das Böse stets gegenwärtig, er weicht ihm nicht aus. Man spürt in seinen Gedichten, mehr noch hinter ihnen, wie er ringt, um das Böse in die geglaubte, die göttliche Ordnung einzufügen:

„Freund, in Hoffart haben wir tief gesündigt,
Wie eines Schülers Werk die Erde zu beschauen,
Dann aber stürzten wir fort in Grauen und Gram
Vor dem Dunkel in allen Dingen,
Dem schön verschleierten Ewigbösen."

„Das schön verschleierte Ewigböse?" Dies also ist das Geheimnis, welches das „Antlitz" der Dinge verbirgt? Dieser Mensch, in seinem Suchen und Ringen, verliert sich in das Labyrinth der Welt; aber je tiefer er taucht, er findet nicht Grund und Ende. Da stehen die Überschriften zweier Gedichtkreise: „Das böse Dorf" — das heißt aber: „die böse Erde" — und „Ich glaube", und er kämpft den wahrhaft geistlichen Kampf, wie zwischen zwei Weltfelsen die Brücke zu schlagen, auf beiden Fuß zu fassen und sie aneinander zu zwingen: aus der Hoffart rief ihn die Stimme:

„Sei ein Kind, denn du bist es!
Bescheide dich, beuge dich, bete!"

Da entpreßt sich seiner Bescheidung das nothaft seltsame Bekenntnis:

„Bruder! Das Dunkel in allen Dingen ist Gott."

Sein Glaube ist ein Glaube des Trotzdem, nicht ein „credo, quia", sondern „credo, quamquam". Als das beerensuchende Kind durch das Gewitter heimkehrt, vertrauen die Eltern: über unserm Kinde ist Gott:

„Da bricht die Flamme herein,
Es kracht der göttliche Hieb.
Wunder, wie die Pappel unversehrt steigt,
Da doch an den vergrasten Wurzeln das Kind erschlagen dahinsinkt.

Heulen entstürzte unsäglich dem Haus.
Ich aber stand erstarrt vor dir, du Gott des Blitzes und des Todes:
So tust du mit uns seit Anbeginn —
Heiliges Wunder, daß wir dich lieben!"

Und die Welt klagt mit vielen dumpfen Stimmen:

„Im Traum besinnt sich die Seele des Tiers:
Ich habe getötet.
Leben wie meins.
Alles Leben ist Mord des Lebens
Mit Stachel und Zahn, mit List und Wut,
Und alles Leben ist Angst und Flucht.

O Mensch! Sie alle müssen deine Sünde tun."

Warum aber — so hören wir hinter der Mauer dieser Verse die Stimme des Ringenden fragen — warum aber ist Sünde? Wie ist Sünde möglich, wenn Gott ist? Das „Geheimwort an Gott" sucht Deutung:

„Weil du mich drückst, erheb ich mich.
Weil du mich tötest, erleb ich dich.

Und weil ich fliehe, ergibst du dich.
Und weil ich sündige, liebst du mich."

Immer tiefer verwirrt er sich in das Labyrinth der Gottheit.

Dies Böse aber sucht er in immer neuen Bildern und Formeln zu gestalten. Er verharrt nicht in der Illusion, er sieht die Wahrheit der Erde und will durch sie hindurch an das Göttliche, er ist desillusioniert und will dennoch glauben. Und so, in seltsamer Gegensätzlichkeit, wie dem Sinnierenden „Böse und Göttlich", verschränken sich dem Bildenden „Schön" und „Häßlich": „Schön ist der Aal im blauen Munde des Ertrunkenen,... der Stieg des Diebes über den Zaun", sogar „die Hand, die gierig Frauengräber aufscharrt":

„Denn es hat Gott in einer zaubrischen Nacht
Auch dies eine von seinen hellen Augen
Mir gütig geliehen, das Häßliche anzuschauen
Gleich Ihm, der alles seiner Freude wandelt.

Jenes erscheint vor Ihm gewandet zum Spiel,
Oh, zum Reigen vor seinem Ruheantlitz.
Wie wäre der Selige selig, wenn böse Bilder
In seinen Augen je sich spiegeln dürften!"

Das „böse Dorf“ ist voller Zank, Haß, Trunksucht, Gier, Mord; alle sieben Todsünden siedeln in ihm.
Die Linie dieses Buchs führt durch Wirrnis zu einem unbedingten, lichten Lobgesang; und sie bildet sich in manchen Gedichten ab: die heiße Stube dampft von der Gier der Männer, da rettet sich die Magd hinaus in „Wind und Kälte“, in den

„Atem Gottes und der heiligen Jungfrau,
Die zur Nacht von weißen Bergen
In die bösen Dörfer spähen.“

Dies ist die Formel des Buchs:

„Verwirrnis, Wachgesicht
Und Spuk: noch alle kamen
In Gottes hartem Namen
Und drohten sein Gericht.

So muß ich nächtelang
Mit Ihm um Ruhe ringen,
Ihn morgens zu bezwingen
Mit einem Lobgesang.“

An einer Stelle, die meinem Gedächtnis entschwunden ist, las ich das Wort „die Umwege Gottes“; man hat das Gefühl, durch dies Buch ziehen nur Umwege, aber sie sind der Wesensweg dieses Menschen, und er führt ihn geheimnisvoll in die Nähe nur ahnbarer Fernen, die ihm bei gradem Weg niemals verstattet worden wären.
Und diese Artung bildet sich in der Sprache ab. Wo weicherer Rhythmus weichere Stimmungen ausdrückt — etwa im „Spätabendlied“ —, wird er konventioneller. Hebbel sprach aus: „Das Ringen nach Ausdruck ist auch ein Ausdruck“, es liegt im Wesen dieser Dichtung, daß sie um den Ausdruck ringt. Sie ist oft zäh, hart, ungelenk; sie bleibt oft Prosa, sie wirft die reimhafte Bindung ab, ohne sie durch unbedingt zwingenden Rhythmus völlig zu ersetzen. Es mangelt nicht selten ein Gran verflüssigender Melodik: fast allzu dicht, beinah verfilzt, sitzen die Worte manchmal aneinander. Stärker als die musikalische ist in diesem Dichter die anschauende Kraft; und sie wirkt am reichsten nicht in den Gott-Gedichten, die bisweilen mehr Gebete sind als Gebilde, sondern in den Schilderungen des irdisch Bösen: schwer mit Anschauung angefüllt, mit Ding und Sache, jede Zeile, wie das Bord in der Bauernstube mit Krügen und Töpfen, vollgestellt; aber alles angesehen mit innerster Anschauung, mit einem eindringenden, nicht „bösen Blick“, aber einem Blick für das Böse. Er stellt fast sachlich dar, doch beinah von selbst quillt Grauen aus den Worten und überschimmelt sie mit spukhafter Fäulnis; — und „faul“ ist ein häufiges Wort des „Dorf“-Kreises.— Vor Jahrzehnten, in der naturalistischen Zeit, erschien der seither verschollene Roman eines früh gestorbenen Dichters, Gustav Marasig, „Die Chronik von Dirnau“, in dem alle nur erdenklichen Sünden und Frevel, gespenstisch angehäuft und sich steigernd, geschehen: so liegt dies Dorf, gleichsam verwunschen ins Böse. Schwarze Sagen flattern: der Vampyr kriecht und tappt, „der Regennachtvogel“ spukt; aber auch die schildernden Stücke sind gleichsam sagenhaltig.
Überhaupt klingt die Stimme des Dichters am freiesten gelöst, wenn volksballadische, volksepische Töne aufraunen, ossianhaft:

„Und aus dem hohlen Steig erschien mit verstorbenem Antlitz
Groß der Vater herauf und winkte und wollte begegnen,
Da pflückte das tolle Gespenst das faulende Fleisch der Morchel,
Schwang es hoch und tanzte ihn an,
Der schweigend versank.“

Dies der Aufriß des schmalen Bandes, der die Substanz eines Lebens birgt. Selten wirken die Elemente dieser Gedichte völlig bewältigt, kaum ein Gebilde völlig rein. Aber wer das Buch durchlebt — über die einzelnen Gedichte hinaus das Buch als Ganzes —, bringt mystisches und mythisches Gut heim, das in sein Leben eingeht.

Erich August Mayer und sein Werk

Von Albert Leitich (St. Andrä-Wördern)

Wenn wir seinen Namen nennen, steht vor unserem geschlossenen Auge das Alpenland, steile, unbezwingliche Gipfel, leuchtender Firnschnee und Laubwälder im Sonnengold des Frühlings.
Das sei nicht verwunderlich, meinen die Kundigen, denn die Bilder lieblicher Landschaften müßten bei jeder Erinnerung an den Dichter auftauchen, weil sie in allen Büchern dieses Naturmalers reizvoll schimmern.
Das ist an der Oberfläche hin richtig gedeutet. Im

Wesen des Schriftstellers liegt diese schrankenlose Liebe zur Alpenwelt. Und wenn er ein Buch schriebe, das ganz vom Getöse der Gegenwart erfüllt wäre, die Liebe zu den Bergen, den Wäldern der Heimat würde dennoch nicht schweigen, ihr sehnsüchtiger Klang bliebe einer jeden Seele vernehmbar, die in die seine hinablauschte. Und wenn er seine Getreuen in die engsten Höfe und düstersten Kammern der Großstadt führte, zwischen die drohenden Schlote der Fabriken: der Wald würde doch in seinem Buch rauschen. Er selbst trüge in die Welt des Elends den Frühlingswind und den Sonnenschein. Denn er birgt Naturgefühl und Erdverbundenheit in sich. Sie sind sein Eigentum, wie seine Nerven, sein Gehirn.

Man kennt diesen jungen Dichter in seiner Heimatstadt Wien, kennt ihn in den anderen Städten Österreichs, kennt ihn selbst in entlegenen Gebirgsdörfern, und immer weiter dringt sein Name, der Ruf seiner schriftstellerischen Begabung.

Am 23. August 1894 wurde Erich August Mayer als Sohn sudetendeutscher Eltern in Wien geboren. Als Kind sehr viel kränklich, besuchte er die Volksschule, später die Mittelschule. In diesen Jahren hatte er eine Vorliebe für Naturwissenschaften, entschloß sich aber nach Abgang von der Mittelschule für Germanistik und studierte an der wiener Universität Deutsch, Geschichte, Geographie. Die Studien wurden durch den Krieg unterbrochen; Mayer mußte 42 Monate Frontdienst, hauptsächlich an der italienischen Front, leisten. Dieser dreijährige Aufenthalt im Hochgebirge brachte ihm ein großes inneres Erleben der Bergwelt. Nach dem Krieg beendete Mayer seine Studien, machte mehrere Sommer hindurch größere Reisen nach Deutschland, nach dem südlichen und westlichen Europa und wurde schließlich Gymnasial-Professor in Wien.

Als erstes Buch Erich Mayers erschien im Jahre 1923 im Österreichischen Bundesverlag der Novellenband „Raccolana", Erzählungen aus dem Hochgebirge, die von einem vielversprechenden Talent Kunde gaben. „Raccolana" war der Anlaß, daß Mayer von vielen alpinen Verbänden aufgefordert wurde, aus seinen Hochgebirgsnovellen vorzulesen. Der Erfolg dieser Vortragsreisen bahnte dem jungen begabten Schriftsteller den Weg, und es folgten nun in kurzer Zeit vier weitere Werke („Flammen", „Gottfried sucht seinen Weg", „Werk und Seele", „Oh, ihr Berge", Adolf Luser, Verlag), die bald hohe Auflagen erzielten und den Namen des Autors in die literarisch interessierten Kreise trugen. Der Roman „Flammen", der im Jahre 1928 erschien, ist ein farbenreiches, durch seine abenteuerliche Bewegtheit überaus fesselndes Buch, das den Leser bis zuletzt meisterhaft in Spannung hält.

In grüner Wildnis vollzieht sich das Geschehen dieses Romans, unter Wipfeln, die tief herniederschatten und deren Blattwerk nur selten eine Vogelschwinge streift. Still und hoch ragt das Schilf am Ufer, und nur manchmal regt es sich heimlich in stärkeren Wellen oder in heftigen Bewegungen eines Fisches, der sich im Grund verfangen hat. Darüber hinaus gleißt, glänzt und schimmert in Millionen aufzuckenden Sonnenfünkchen die Fläche des breiten Stroms, und die Luft kocht leise, als spräche sie mit sich selber, und aus dem Wasser dringt von weither wohl manchmal ein stärkerer Ruf: da ist einem der Bootsmänner, die drüben schwimmen, die Brust zu weit geworden und er hat aufjauchzen müssen, daß der Schrei klingend einen Augenblick über die Flut lief und ebenso jäh in ihr ertrank. Dann wieder jenes Brüten und Sirren und Schweigen und Glühen, in dem der Pan der Alten einem so lebendig wird wie niemals, in dem wohl zuzeiten der wunderlich-beklemmende Naturschreck, eben der „panische" Schreck über uns kommt, daß man sich heimlich umsieht, als käme etwas Unnennbares auf uns zu ...

Der Roman: „Gottfried sucht seinen Weg", der im Jahre 1929 erschienen ist, ein großangelegtes „Soll und Haben" unserer Tage, wirkt bezwingend in den an Schönheit und Größe ihresgleichen suchenden Naturschilderungen.

Im zweiten Teil von „Gottfried", in dem Roman: „Werk und Seele", vollendet 1930, rauscht in starken Akkorden das Hohelied von deutscher Arbeit, deutscher Tatenlust, Tüchtigkeit und Schaffenskraft. Die Handlung ist immer in rascher Fortbewegung; das Werk wächst sich zum hohen Liede, zum Preisgesang auf die selbstlose, reine, deutsche Frau aus.

Der Aufenthalt an der italienischen Front, mitten im Hochgebirge, brachte ihm manche Glücks- und

Schönheitsquelle. Der Novellenband „Oh, ihr Berge", 1931, gibt Zeugnis davon.
Eine gewaltige Symphonie der Naturkräfte durchbraust diese Bergnovellen. Es dürfte kaum gelingen, das Hochgebirge in seiner Pracht und Größe, die fürchterlichen Unwetter- und Bergkatastrophen und die unwiderstehliche Anziehungs- und Abstoßungskraft der Bergwelt wuchtiger, eindrucksvoller darzustellen. Mayer zeichnet in diesem Novellenband Menschenschicksale, die zeitlebens mit den Bergen verknüpft sind, Menschen, die in den Bann der Berge kommen, aber sich ihren Gesetzen, ihrer Macht nicht unterwerfen und vernichtet werden, Menschen, die nicht frei werden von Angst und Entsetzen vor der erdrückenden Massigkeit und oft schaurigen Einsamkeit des Hochgebirges. Der Autor offenbart in diesen Novellen seine ganze Stärke für spannende, mitreißende Natur- und Menschenschilderungen.
In all seinen Werken weht frische Natürlichkeit und lebendige, fesselnde Sprachkunst; Langeweile oder Trockenheit wird man niemals empfinden, in all seinen Werken, ob sie die Wunder der modernen Technik preisen, ob sie in tiefer Anteilnahme Opfer und Sich-Opfernde verherrlichen, ob sie Walten und Weben der Bergwelt und der stillen, verschwiegenen Donautäler belauschen, ob sie alte Sagen verwerten oder moderne technische Errungenschaften — in allen redet ein Dichter.

Ein finnischer Bauerndichter

Von Johannes Öhquist (Hvitträsk)

F. E. Sillanpää (geb. 1888) ist noch ein völlig unbekannter Name außerhalb Finnlands — ausgenommen Schweden; denn da Schwedisch die zweite Nationalsprache Finnlands ist, sind die meisten von Sillanpääs Büchern auch ins Schwedische übersetzt worden. Er kommt aus den Reihen des kleinen Bauerntums: sein Vater war ein Kätner im Innern Finnlands. Hier verbrachte der Dichter seine Knabenjahre, hier lebt er, nachdem er seine Studentenjahre in Helsingfors ausgetobt, als reifer Mann.
Die Welt, die er beherrscht, ist die des Bauern. Darüber hinaus geht sein Blick nicht, aber hier ist er vollkommen zu Hause, hier kennt er das Leben aus eigener Erfahrung bis in die kleinsten Einzelheiten, in Feiertag und Alltag, im engsten Familienkreis und im Dorfbetrieb, in allen Arbeitsformen, in allen Sitten und Unsitten; hier ist ihm die Vorstellungs- und Gedankenwelt des Einzelindividuums vertraut, der Grund und Boden, aus dem der Charakter wächst, und die Pfade und Irrwege, auf denen er zum Heil oder Unheil seines Lebens sich entwickelt.
Wer finnisches Bauernleben und -wesen richtig kennenlernen will, muß neben Alexis Kivi (der glücklicherweise schon ins Deutsche übersetzt ist) Sillanpää lesen. Sillanpää geht so weit in seiner Selbstbeschränkung, daß er auch in der Wahl des Schauplatzes seiner Erzählungen sich nicht über die Grenzen seines engsten Heimatbezirks in Tavastland hinausbegibt. Er ist aber nichts weniger als ein sogenannter Heimatdichter im gewöhnlichen Sinn. Es kommt ihm gar nicht darauf an, seine „Heimat" zu schildern. Er schildert diese nur deshalb, weil er gerade sie vor allen anderen genau kennt. Und weil sein Dichten kein Phantasieren, sondern ein Nachleben des Selbsterfahrenen ist, kann er gar nicht anders, als sich innerhalb der Grenzen halten, die seine sinnlich wahrnehmbare Welt umschließen.
Ein Dichter, dessen künstlerische Reife in die Jahre fällt, da das finnische Volk vom Roten Aufruhr erschüttert wurde, und der selber im Schoß des Volks die Wirkungen dieser Katastrophe kennen lernte, kann natürlich in der Wahl seiner Stoffe nicht an diesen Geschehnissen vorübergehn, am wenigsten ein Dichter, der in seinem Schaffen in solchem Grade wie Sillanpää an Selbsterlebtes gebunden ist. Es ist deshalb natürlich, daß in zahlreichen seiner Geschichten Gestalten, Vorfälle und Schicksale aus jenen Schreckenstagen den Mittelpunkt bilden oder in irgendeiner Weise mit ihnen verknüpft sind. Aber es ist bemerkenswert, daß alles Parteimäßig-Politische aus diesen Darstellungen ausgeschlossen ist. Der Dichter, der insofern stark sozial eingestellt ist, als für ihn als Darstellungsobjekt fast nur die unterste Schicht, ja, im Grunde meist die rein proletarische Schicht in Betracht kommt, nimmt niemals politisch Partei. Ob es sich um die „Roten" oder um die „Weißen"

handelt, das ist für ihn vollkommen gleichgültig. Immer ist für ihn nur das rein Menschliche ausschließlicher Gegenstand der Darstellung. Es ist dabei keineswegs irgendein bewußtes Betonen eines neutralen oder objektiven Standpunkts. Politik existiert für ihn einfach nicht.

So begrenzt in stofflicher Beziehung seine Welt ist, so frei und unendlich ist sie in seelischer Hinsicht. So eintönig das körperliche Milieu wirkt, in dem er sich bewegt, so ein- und gleichförmig die Gestalten, die er schildert, und so arm und primitiv ihr geistiger Bezirk, so voller Feinheit und Innigkeit ist die Kunst, mit der er sie uns menschlich verständlich macht und nahe bringt.

Sillanpää ist der Dichter der materiell und geistig Armen. Wir lernen durch ihn erkennen, daß zwischen dieser Armut und der Seelen- und Herzensarmut kein notwendiger Zusammenhang zu bestehen braucht. Im Gegenteil: je weiter wir in ihm lesen, um so stärker wächst in uns die Empfindung, daß das Seelische als das Ursprüngliche, Reinere und Ewige im Menschen in den Mauern der Armut (nicht nur der materiellen) am sichersten vor den Versuchungen und Belastungen, dem Gift und den Verführungen, den Irrwegen und den Verzerrungen aufgehoben ist, die darauf lauern, sobald es den Bezirk des Primitiven verläßt. Freilich, auch innerhalb dieses Bereichs ist es der Gefahr der Verkümmerung ausgesetzt, und wohl mehr als anderswo. Aber diese Gefahr wird erst mit den Jahren aktuell. Je älter der primitive Mensch wird, desto mehr stumpft er seelisch ab. Das primitive Kind ist aber seelisch meist noch ein hell leuchtender Stern, ein Schützling der Engel, wie Sillanpää einen Band seiner kleinen Geschichten genannt hat, die von Kindern handeln.

Das markanteste Kennzeichen dieses Dichters ist die völlige Freiheit von allem Literarischen bei einem gleichzeitig stark ausgeprägten Sinn für die inneren Gesetze der Kunst: die Komposition, die Charakterzeichnung und den Stil. Bemerkenswert ist dabei, daß er die natürliche Einfalt erst in seinen späteren Werken gefunden. Sein erstes Werk, das er im Alter von 28 Jahren veröffentlichte „Das Leben und die Sonne" (Elämä ja aurinko, 1916) ist eine im Vergleich zu späteren Werken beinahe minutiös zu nennende Studie über das Erwachen, Flammen und Dahinträumen der jugendlichen Erotik. Es ist das Bekenntnis eines jungen Menschen, der gerade diese heißen Kämpfe durchgemacht hat, der im Rausch des geistigen Verkehrs im neuen und ungewohnten Leben unter Kameraden einer ganz anderen Bildungsschicht seine Erlebnisse möglichst nuanciert und kunstvoll gestalten will. Nicht im Stoff, denn diesen entnimmt er schon in seinem ersten Buch seinem eigensten, ursprünglichen Milieu, dem Bauernleben, sondern in der Technik der Darstellung. Das Buch hat deshalb einen Stich ins Literarische. Der verliert sich aber sofort schon in den nächsten Werken, einer Sammlung kleiner Geschichten „Menschenkinder auf dem Lebenswege" (Ihmislapsia elämän saatossa, 1917) und den kurzen, zum Teil humoristischen Geschichten „Der Erde nah" (Maan tasalta, 1924), in denen er nichts anderes ist, als schlichter Beobachter und Berichterstatter. Das erste große Werk, in dem diese natürliche Einfachheit zu monumentaler Größe wächst, ist sein Roman „Das fromme Elend" (Hurskas kurjuus, 1919), das man ein Epos des Stumpfsinns nennen könnte, wenn nicht hinter diesem Stumpfsinn das Antlitz eines mächtig ergreifenden Schicksals hindurchleuchtete, das weit über den Bereich des Einzelindividuums hinausgreift und das Leben einer ganzen Schicht, eines Volksteils umschließt und in seiner Unentrinnbarkeit tief erschütternd wirkt.

Während der folgenden Jahre veröffentlichte Sillanpää eine Reihe von weiteren kleineren und größeren Erzählungen, die alle ihr klares und kühles Wasser aus demselben Brunnen schöpfen und damit seine Unausschöpfbarkeit zeigen. Sein jüngstes Werk „Jung entschlafen" (Nuorena nukkunut, 1931 in schwedischer Übersetzung „Silja" betitelt, in Holger Schildts Verlag, Helsingfors) ist die Geschichte eines Bauernmädchens, das in jugendlichem Alter an der Schwindsucht dahinsiecht, ohne Ahnung von der Unentrinnbarkeit seines Leidens, trotz aller furchtbaren Erlebnisse, die von einem in glücklicheren Verhältnissen aufwachsenden Menschenkind als schier unerträgliches Leiden empfunden würden, in dem Bewußtsein, daß dies Leben ein nicht endenwollendes Frühlingslied voller Sonnenschein und Blumenduft ist. Es ist eine manchmal rätselhaft wirkende Verflechtung von zartester Poesie mit handfestem derben Realismus, von nüchternster Wirklichkeitstreue mit einem Duft

von Idealität und Reinheit, die in ihrer absolut phrasenlosen Einfachheit und Selbstverständlichkeit von tiefster Wirkung ist.

Es ist erfreulich, daß der Inselverlag sich entschlossen hat, dieses Meisterwerk der Weltliteratur auch der deutschen Leserwelt zugänglich zu machen.

Proben und Stücke

Aus: „Bismarcks großes Spiel."

Die geheimen Tagebücher Ludwig Bambergers. Eingeleitet und herausgegeben von Ernst Feder (Societäts-Verlag, Frankfurt a. M. 1932) (vgl. S. 647)

21. Dezember 1874
[Montag, 21. Dezember 1874.]

†

Morgens $10^1/_2$ Uhr.

Hier sitze ich im stillen Zimmer zu Wiesbaden in der Sonnenbergerstraße No. 3.
Sonst dämmerte mein Schmerzenskind zu dieser Zeit zwischen Narkose und Leiden drüben im Bette, während ich die paar Stunden arbeitete. Ich hatte vorher mit ihr an ihrem Bette gefrühstückt, geplaudert, rauchend ihr die Neuigkeiten mitgeteilt. Dann trennten wir uns, sie legte sich auf die Seite, und ich ging an die Arbeit. Um 12 kam ich wieder, ihr die Wunde mit einer Mischung aus Wasser und hypermangansaurem Kali auszuspritzen. Wie jammerte mich der einst so blühende Leib, wenn sie das abgemagerte, von Injektionen zerstochene Ärmchen entblößte und dann selbst das Becken unterhielt.
Jetzt — heute — liegt sie drüben auf demselben Bett, eine friedliche, schöne, sanft rührende Leiche! Morgen früh um 10 die letzte Reise! Wir haben so viele zusammen gemacht. Ich wäre es zufrieden, wir machten auch diese selbander.
Am Dienstag, 15. d. M., morgens 11 Uhr, war ich auf vier Tage nach Berlin gereist. Ein Brief Rudolfs vom Donnerstag gab mir noch recht gute Nachricht vom Befinden. Am Samstag, 19., abends 9 Uhr, im Begriff nach der Bahn zu fahren, traf mich im Hotel noch die Botschaft des Doktors, daß sie sehr krank sei und ich kommen solle.[1] Eine Nacht in der Eisenbahn! und dennoch, ich glaubte nicht an den Tod. Ich erwartete, ich hoffte sie in schweren Schmerzen, nach mir und Hilfe rufend zu finden, ich hoffte noch Wochen sie pflegen und herzen zu können. Doch als ich das Telegramm erhielt, lag sie schon leblos auf ihrem Lager. Um 7 Uhr abends nach einem leidlichen Tag Erbrechen, Zurückfallen auf die Kissen, ein krampfhafter Zug und schweres Atmen; so starb sie in den Armen der Klosterschwester Pia; ich empfing nicht mehr ihren letzten Atemzug.
Der Abschied am Dienstag zuvor war der letzte gewesen. Er war süß und einzig. Noch eine Viertelstunde saß ich reisefertig auf ihrem Bette, ihren schwachen gebeugten armen Oberleib aufrecht in meinen Armen, die Lippen auf ihrem schmerzgefurchten Angesicht. Sie küßte mir die Hände. Dann war es Zeit, ade! Noch einmal kehrte ich um und ins Zimmer zurück, noch einmal ein flüchtiges Lebewohl. Sie sah mich nicht wieder, aber ich sie!
Wie ich am Sonntag Morgen im Frankfurter Bahnhof Rudolf sah, wußte ich: es war aus!
„Zu spät?"
Ein stummes Nicken!
Entsetzlich!
Jawohl ein Glück für sie! eine, kann man sagen, unverhoffte Bewahrung vor gräßlichem Elend! Aber für mich — die letzten acht Tage fern von ihr, in anderen Gedanken — ein bitterer Tropfen. — O bittres Wiedersehen! Da lag sie, sanft, lieb, gütig aussehend, wie sie in den besten Momenten zu mir war. Ich drückte den ersten Kuß auf ihre entseelte Stirne! Wie hart und kalt! Wie oft und unersättlich betrachte ich den armen teuren, der Zersetzung zureifenden Leib; die kluge Stirne mit dem unerbittlichen Urteil, die schmachtenden Augenwimpern, die ernsten Brauen, den feinen, tief melancholischen Mund, die feinen Hände! Ich möchte nicht aufhören, sie anzusehen und anzufassen.
Heute morgen, am Montag, als ich ihr nach dem Aufstehen, wo ich sonst nach der Nacht zu fragen pflegte, meinen Besuch machte — ach! sie hatte diesmal ruhig geschlafen! — meinen Kuß auf die lieben Hände drückte, drang schon Leichengeruch zu mir — ich hatte ihn nicht mehr so (außer auf den Schlachtfeldern bei Metz!) gespürt, seitdem ich an der Leiche ihres Vaters stand, vor vier Jahren! Es ist ein grausames Gefühl! so sprechende, liebe Züge und doch nichts von Ahnung dahinter! gerade wie im Bild.
Und so ist auch dieses zu Ende für immer! Was bleibt, scheint mir Beiwerk.
Es war eine an bösen Tagen und Empfindungen harte Zeit von jenem 19. August 1867 bis zum März 1874. Und dennoch! Ich habe das Beste, das einzig Gute des Lebens nur in ihr, mit ihr, durch sie empfunden und sie bis zum letzten Atemzug geliebt wie man nur lieben kann. Der Rest ist nichts. Das weiß ich seit zwanzig Jahren, und hab es nie bezweifelt, auch in den schwersten Augenblicken nicht. Vielleicht ist Liebe zwischen Eltern und Kindern, oder auch bloß von Eltern zu Kindern ein annähernd Gutes. Doch kein Äquivalent. Alle ihre Schwächen, alle ihre Ausschreitungen, die einzige wahre Untreue, die der letzten sieben Jahre — nicht ohne meine Schuld — sie haben nie die Tatsache meines Liebens aufgehoben, gefährdet. Und ich danke es heute meiner — Schwäche, daß ich den mehrmals leise oder laut von mir angebahnten Bruch schließlich nie vollzogen. Es war Rettung für sie, Rettung für mich.
Wie schmerzlich innig waren die letzten 8 bis 10 Monate unseres Zusammenlebens. Wie unzählige Mal hat sie die Wohltat der ihr erhaltenen Liebe gepriesen, wie demütig dankbar! Mag immerhin Selbsttäuschung, eine Tugend aus Not dabei ihr dunkles Spiel gespielt haben! Es war auch Wahrheit drin und jedenfalls die Wahrheit des Augenblicks. Immer hat sie behauptet, mich auf dem Grund ihres Herzens bewahrt zu haben, und vieles in der Phantasie (zu Berlin

[1] Das Telegramm lautet: „Aufgegeben Wiesbaden, den 19. 12. 1874, 8 Uhr 12 Min. Dr. Bamberger Hotel Royal Berlin. Reisen Sie jedenfalls sobald wie möglich, Frau Doctor sehr krank. Dr. Hoffmann."

1871) und im Chloralrausch (Baden 1873) Gesprochene klang ganz danach. Was liegt daran! Wir haben unsre Empfindungen und unsre Leiber mit Inbrunst vereinigt, geweint und gelächelt, und ich habe jene Erweiterung, die physische, des Herzens empfunden, jenes unbeschreibliche Gefühl des Glücks, einen Gleiches empfindenden Menschen zu lieben.
Jede Handlung, groß oder klein, hatte diesen Sinn, — obgleich sie im ganzen an allen meinen weltlichen Bestrebungen, an kleinen Erfolgen und dergleichen nur stellenweise Anteil nahm. Stets hat sie dabei beteuert, mich unendlich hoch zu werten (höher gewiß als ich mich selbst), und so hat der Einklang des letzten Jahres, der innige, trauliche, ergießungsreiche, Altes und Neues noch einmal vornehmende Liebesverkehr — wenn auch mit furchtbaren Leiden und Prüfungen beschwert — doch den harmonischen Ausklang dieses dreißigjährigen Zusammendaseins gegeben, die einzige Wohltat, die noch zu empfangen war.
Ich habe jetzt kein Wesen mehr, auf das ich mein Tun und Lassen beziehe, vom Kleinsten bis zum Größten. Der Resonanzboden ist verstummt — das erst wahrhaft ist des Endes Anfang! Mein süßes Herz leb wohl! Das Kapitel des Herzens ist abgeschlossen, und damit das einzige von Wert!
Wenn wir alten, törichten Leute einander so herzten, drückten, rührten wie junge, pflegten wir oft darüber zu scherzen, und mit einem ihrer glücklichen Worte sagte sie noch vor wenigen Tagen: „Alter schützt vor Torheit nicht, aber Torheit schützt vor Alter!"

[31. Dezember.]
Abends 10 Uhr.
Allein, im einsamen Zimmer. Draußen Eis und Schnee, ein harter Winter, so viel Schnee, daß ich noch nicht einmal zu ihrem Grabe wallfahrten konnte. — Rechts von mir das rote Ruhebett, auf dem sie die Nachmittage — in wieviel Schmerzen! — verbracht, davor der Sessel, auf dem ich vor ihr saß. Neben dem Sofa zu Häupten noch der kleine Tisch mit dem Bändchen Musset und darin einigen Briefen, die sie zuletzt bewahrt. Aus dem Musset hatte ich ihr noch zuletzt vorgelesen: „On ne badine pas avec l'amour." Dieser feine, bewegliche Geist in der lieben französischen Form war so ganz nach ihrem Herzen, das Frankreich des 18. Jahrhunderts ihr Lieblingsgegenstand. Sie hätte zu diesen Frauen und Männern gepaßt, daher auch ihre Neigung zu Madame Jaubert.

> Grato mi è il sonno e più l'oper di sasso
> Mentre che il danno e la vergogna dura,
> Non veder', non sentir' m'è gran ventura;
> Però non mi destar — deh parla basso.

Durch einen sinnreichen Zufall stieß ich just heute abend auf diese ihre Lieblingsverse. Ich höre ihre Stimme, namentlich wie sie die letzten drei Worte leise flüstert. Sie könnten ihr als Grabschrift dienen.
Beinah zwei Wochen trennt schon der Tod sie von mir, beinah drei der Abschied. Noch brennt die Wunde wie am ersten Tag. Am ersten noch gewinnt der Gedanke Raum, daß es für sie gut gekommen, weil es denn kommen mußte. Aber das Gefühl meiner Vereinsamung und Glücklosigkeit ist im Wachsen. Nichts reizt mich. Das Arbeiten geht schwer und brüchig. Die Teilnahmsbezeugungen der Menschen interessieren mich mehr als sie sollten. Es gehört das zum Schwächegefühl des Moments. Weiß ich doch, wie wenig man ihnen ist, sie einem sind. Ein jeder lebt, ein jeder liebt.—
Dennoch will mir scheinen, als hätten die Äußerungen der einzelnen etwas Offenbarendes über ihren menschlichen Wert, ihr Verhalten zu mir. Einzelne, von denen ich eine innige Teilnahme erwartet, bleiben aus oder kommen dürftig und trocken. Andre, die ich nicht erwartet, kommen von selbst und sprechen mit einem tiefen Verständnis der Lage, das mich rührt und für sie einnimmt. So z. B. Roggenbach. So schreiben fein und menschlich Hillebrand, Schlesinger, Ulbach (etwas sentimental, aber menschlich warm), Lasker gut, aber wie immer klassisch, Oppenheim verständnisvoll und vielsagend, aber etwas mehr auf meine Heilung zielend, als ich jetzt noch vertrage. Homberger anfangs lebhaft, doch auf eine Antwort ohne Replik, Levis ordentlich, aber untergeordnet. Fanny Lewald jedenfalls sinnig und darum wohltätig. Carrière brav und sich selbst gleich, manche Visitenkarte von Fernstehenden mit einem kurzen ehrlichen Wort haben etwas Gutes und Wahres, den Brief des treuen Wessel darf ich nicht vergessen mit seinem richtigen schmerzerfahrenen Wort von der „Sophistik des ersten Schmerzes". Wenig im ganzen bringt Berlin, in dem die Beziehungen doch so zahlreich und frisch — ein dürres Land. A(nna) P(ringsheim) schickt nur Grüße durch ihre Mutter. Das soll Unfähigkeit des Trostes sein. Eine falsche Berechnung aus einem falschen Instinkt hervorgegangen. Wenn ich denke, wie sie über sich selbst pathetisch schreiben könnte.
(P. S. Ich hab ihr Unrecht getan.)
Die alte Jaubert fein und flüssig wie immer und die kleine Juliette mit ihren herzlichen Worten. Da doch alle menschlichen Beziehungen außer denen der innigst Geliebten nicht tief gehen, ist es besser, in den etwas wärmeren Formen der Romanen zu leben. In letzter Zeit hat sich der Eindruck von der Flegelei und Gemeinheit, die noch so dick in Deutschland sitzen wie schlechtes Essen und schlechte Wohnung, wieder häufig aufgedrängt. Und jetzt soll man sich eine Heimat gründen. Einsamkeit wäre entsprechend, wäre sie nicht so ungesund. Was wohl aus mir werden wird? Ich verfalle doch Berlin — schauerlich! — So beginne denn 1875. Mir scheint, nichts Böses, nichts Gutes kann es bringen.

[Wiesbaden, 24. Febr. 1875.] Seit 8 Tagen bin ich wieder in diesen erinnerungsvollen Räumen. Es ist ein noch ununterbrocheneres Zusammenleben mit der Vergangenheit, mit der Entrissenen als in Berlin. Es liegt etwas Wohltätiges darin, insofern hier an der Stätte unsres letzten Verkehrs die sonderbare Vorstellung, als hätte ich noch mehr Liebesbeweise auf ihre letzten Tage verwenden können, die Sophistik des Schmerzes, an Gewalt verliert, wohl weil das Bild des letzten innigen Verkehrs lebhafter ersteht. Ich bemühe mich, alles, was Schwäche in meiner Empfindung ist, zu bemeistern und das unvermeidlich Öde und Arme des einsamen und lieblosen Daseins mit Resignation zu tragen. — Ich habe die Erfahrung gemacht, daß die Menschen, auch die guten Freunde, ungern auf ein Gespräch eingehen, das meinem Gram Luft macht. Sie haben recht. Die Distanz zwischen ihrer Empfindung und der meinen ist zu groß. Alles ganz Innige gehört nur dem eigenen Busen. Es ist falsch und geschmacklos, es nach außen zu kehren. Heute war ich zum erstenmal auf ihrem Grab. Bereits eng eingeschachtelt zwischen zwei andre Gräber. Sonderbar! Nun berührte es mich schmerzlich, daß ich mir keinen Platz neben ihr frei gehalten, doch recht sentimental. Nun! im Grunde geht's mich auch nichts an. Die andren mögen dafür sorgen, wo und wie sie mich begraben.
Als der Küster mir seine Ratschläge wegen des Grabsteins gab, mußte ich zwischen aller zurückgedrängten Bewegung doch an die Station de Chambaudet denken: „En fait de mausolées c'est encore ce qu'il y a de plus gai", weil ich dachte, das würde Anna sagen, wenn sie diese Konversation anhörte.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Friedrich von Gagern
(Zum 50. Geburtstag)

„Wenn man Gagerns Bücher liest, so ist das erste, das einem als wesentlich zu Bewußtsein kommt, die von Erdgeruch trächtige Verbundenheit der Landschaft und des Menschen. Bei Gagern ist der Mensch eingereiht in den großen Naturablauf von Pflanze, Gestein und Tier, und die Bahn seines Lebens und seines Schicksals schwingt mit in dem mächtigen Gang der Gestirne, wie sie über der Landschaft funkeln. Mit nichts hat Gagern weniger zu tun als mit dem Asphalt der Großstädte und mit dem Dunst der Chemikalien.

Gagern ist der Dichter der brennenden Grenze. Dort, wo sich zwei Kräfte berühren, begegnet ihm das dichterische Erlebnis. Der Zusammenprall unversöhnlicher und im tiefsten feindlicher Mächte beseitigt jene trüben Überlagerungen und Verfälschungen, unter denen unsere Zeit so schwer zu leiden hat. Genau an dieser Stelle der Entscheidung wird das Wesentliche offenbar, denn an dieser brennenden Grenze gibt es keine Konzessionen mehr, gilt nicht mehr die Halbheit einer Einigung, bei der sich zwei Feinde halbwegs entgegenkommen, um mit dem Verrat an sich selbst ihr Leben zu erkaufen. Hier, an dieser unerbittlichen Stelle wird gekämpft und gestorben. Der Gewinn eines solchen Kampfes übersteigt alle Vorteile der modernen Zivilisation aus Zugeständnis und Verleugnung, weil der Einsatz der größte ist, den es geben kann, nämlich das eigene Leben. Es mag nicht mehr viel anderes bleiben als das ‚nackte Leben' (wie der Titel des großen bekenntnishaften Romans Gagerns lautet), aber dieses nackte Leben ist mehr als das bekleidete, zentralgeheizte, elektrisierte Leben der Weltstädte, weil die Möglichkeiten dieses ganz primitiven Lebens für denjenigen, der Kraft aus sich selbst besitzt, reicher und trächtiger sind als die gesamte Zivilisationsexistenz des modernen Städters." Franz Schauwecker (Königsb. Allg. Ztg. 294).

„Im südslawischen Grenzland von Krain und Kroatien spielen die drei berühmten Landschaftsromane des Dichters: impressionistisch und von seiner außerordentlichen Sprachgewalt Zeugnis gebend, malerisch und musikalisch zugleich, spiegeln sie den Rhythmus dieser Wald- und Berglandschaft wieder in der einprägsam anschaulichen Schilderung der Natur, Tiere und Menschen. Unter diesen urwüchsigen Siedlern leben und weben noch Märchen, Sagen und mythische Bräuche aus Urzeiten fort: so der Volksglaube an den spukhaften Rehbock Bregostan und an die verwunschene Seele Rojenitza im slowenischen Roman ‚Das Geheimnis', Parey (Berlin 1919), an den heldenhaften Türkenbesieger Kraljewitsch Marko, der eines Tages den Kroaten, diesem ‚kindguten, reinen, braven Volk', die Freiheit vom fremden Joch wiederbringen wird, in dem vorzüglichen ethnographischen Roman ‚Ein Volk' und wiederum in ‚Die Straße'. An den Bau einer das Hinterland mit der Adria verbindenden Staatsstraße — sie ist Objekt und Symbol zugleich — knüpft sich in meisterhaft aufgebauter Handlung mit dramatischen Akzenten hier eine Fülle von eng verschlungenen Lebensläufen und Schicksalen; der Fortschritt der Zivilisation ist mit schweren Opfern des einzelnen an Leib und Seele verbunden." Oswald Floeck (D. A. Z. 287).

„Diese Schau kennt keine individuelle Problematik, schon gar nicht die der intellektuellen Zerfaserung. Der Mensch wird hier als Charakter und Schicksal in seiner Totalität erfaßt und aus dem ihm zugemessenen und angeborenen Lebensraum heraus begriffen. Solange dieser ihm unverloren bleibt, solange der einzelne den Boden unter den Füßen behält, auf dem er gewachsen ist, solange die Geborgenheit in einer umfassenden Überlieferung und damit in einem Leben aus Instinkt die naive Entfaltung ermöglicht — solange gibt es nichts, das zu verneinen wäre. Hier spricht mit einem patriarchalischen Pathos, das auch die Schattenseiten des Seins segnend bejaht, die Ehrfurcht vor dem organisch Gewachsenen als dem höchsten und unbedingtesten Lebenswert." Frank Maraun (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 148).

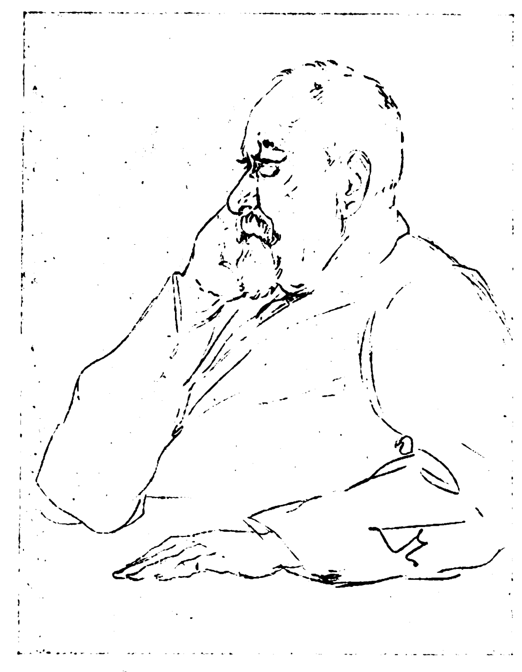
„Friedrich von Gagern soll im kommenden Jahr für den Nobelpreis vorgeschlagen werden. Deutsche und österreichische Schriftstellerverbände bereiten eine entsprechende Eingabe vor: eine sie selbst ehrende Besinnung auf die wahren Kräfte unseres Schrifttums. Gerade in dieser Zeit der Umwertung aller Begriffe, da wir zurückfinden wollen zum Eigenwuchs und Urgrund unseres deutschen Wesens!" Friedrich Dietert (Deutsche Tagesztg. 179).

Vgl. auch: W. Li (Germ. 180); Ernst Lemke (Deutsche Ztg. 148); Egon von Kapherr (Generalanz. Stettin, Buch 173).

Johannes Schlaf
(Zum 70. Geburtstag)

„Von seinen Prosabüchern ist zunächst unvergessen sein ‚Frühling', das Buch des Überschwangs, des Rausches

und der Jugend, das Buch feiner Impressionen, aus der Welle des Naturalismus gleich den Impressionismus gebärend. Ihm schließen sich die Schilderungen ‚Aus Dingsda' an. Aber zu seiner eigentlichen Prosa kommt er in seinen Romanen. In ihnen finden wir das wieder, was schon bei der Lyrik auffiel: die Verbindung von Wirklichkeitssinn und Tiefe. Nimmt man hinzu, was die wesentlichen dieser Romane zum Vorwurf und Gegenstand haben — die Krisis des modernen Menschen —, so bleibt es unverständlich, warum diese Werke nicht auf ein breiteres Publikum gewirkt haben. Es wäre zu dieser Wirkung auch heute nicht zu spät. Sie



Johannes Schlaf
Zeichnung von B. F. Dolbin

sind stellenweise geradezu von prophetischem Einschlag. In Teilen haben diese Bücher den Wert von Dokumenten. Der neue Mensch, der als solcher krank ist, aber mit dem Willen zur Gesundung, d. h. zur Vollendung, ist hier mit größter Sachlichkeit geschildert, auf der Grenze des Nihilismus — und doch nicht dem Nihilismus verfallend. Einen ähnlichen Weg finden wir in Strindbergschen Romanen. Die wesentlichen dieser Romane Schlafs heißen: ‚Das dritte Reich', ‚Am toten Punkt', ‚Die Wandlung', ‚Mutter Liese'." Karl Röttger (Münch. N. Nachr. 166).

„Schlaf verließ aus dem Zwang seiner grüblerisch schweren, innerlich ringenden Natur heraus immer mehr den Blumenpfad der Poesie, wurde vom Dichter zum ‚Weltanschauungsstreiter', wie er sich selbst einmal genannt hat, und schuf Werke, die weniger ihres künstlerischen Gehalts wegen, als um ihrer gedanklichen und kulturellen Bedeutung willen Beachtung verdienen. Um die Jahrhundertwende geriet er ganz in den Bann des Problems, das in jener fin de siècle-Stimmung die besten Geister beschäftigte. Er widmete den Verfallserscheinungen seiner Zeit, die er so leidenschaftlich erlebt hatte, zwei Roman-Zyklen von je drei Werken, in denen er die Entwicklung des komplizierten Kulturmenschen in allen Abgründen und Irrwegen verfolgte und die Überwindung dieser dunklen Gefahren der Menschenseele durch die Erkenntnis des Persönlichkeitswertes und der göttlichen Allmacht aufzeigte. Von dem ‚toten Punkt', auf dem die Entwicklung angelangt war, wollte er den Aufstieg weisen zu einem ‚dritten Reich'. Das Eheproblem beschäftigte ihn hauptsächlich neben den religiösen Fragen, und so schilderte er stets seine eigene Entwicklung. Wenn diesen Werken auch die Kraft der Gestaltung versagt ist, so sind sie doch wichtige Zeugnisse der deutschen Seelenkonflikte vor dem Weltkrieg, und verschwenderisch sind psychologische Analysen und wundervolle Naturschilderungen in diesen Bänden verstreut." Friedrich Spreen (Königsb. Allg. Ztg. 286).

„Was ist er also? Und warum bleibt er uns wichtig und teuer? Zunächst, wie schon gesagt, als ein Grübler und Sinnierer von höchstem und tiefstem Eigensinn und darum kein Parteichef und auch kein eigentlicher Fortschrittsmann. Wenn einer nichts ungeprüft annimmt und alles von vorn denken will, so erschafft er mindestens eine neue Religion und Weltanschauung. Schlaf wollte einen neuen Europäer machen, der aus Deutschland, aus dem heiligen Herzen der Völker entspringen mußte. Nietzsches Übermensch schien ihm eine eitle philologische und ästhetische Spekulation; er bestand auf dem Christenmenschen, und so ging er zu unseren alten Romantikern zurück, die das seit dem Mittelalter zerrissene Europa durch eine neue Universalreligion verjüngen wollten. So fand er an Novalis einen hohen Ahnen, mit dem ja auch Nietzsche in geheimer Verbindung steht. Und so machte er sich auch einen Christus nach eigenem Bedarf, als einen Schöpfer der europäischen Rasse, die aber — hört, hört — nicht auf einer Gemeinschaft des Blutes, sondern der Gesinnung, der geistig-seelischen Bindung beruht. Was die Romantik sich erschwärmte, was Novalis mit seiner heiligen Mathematik sich errechnete, hat Schlaf noch einmal beweisen wollen." Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 170).

Vgl. auch: Querfurter Heimatblätter (17/18) mit Beiträgen von Waldemar Mühlner und Johannes Schlaf; Kurt Bock (Deutsche Ztg., Kultur 142); Alfred Klein-

berg (Vorw., Abend 286); F. (Generalanz. Stettin, Buch 165); Alexander Baldus (Deutsche Reichsztg., Bonn, 136); Herbert Eulenberg (Stuttg. N. Tagbl. 280 u. a. O.); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 173); Ludwig Bäte (D. A. Z. 285, Köln. Ztg. 333, Hannov. Kur. 285 u. a. O.); J. E. (Schles. Ztg. 308); Peter Hamecher (Berl. Börs.=Ztg., Kunst 144 u. a. O.); Emil Faktor (Berl. Börs.=Cour. 283); Fritz Engel (B. T. 289); Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 455/56); Walter Bähr (Stuttg. N. Tagbl. 285); her (N. Zür. Ztg. 1157).

Friedrich von Gentz
(Zum 100. Todestag [9. Juni])

„Als Gentz 1832 stirbt, weiß er, daß er für eine verlorene Sache gekämpft hat, daß ‚der Zeitgeist zuletzt mächtiger bleiben' wird als er und die, in deren Dienst er sich gestellt hat; daß die ‚Kunst so wenig als die Gewalt dem Weltrad ... in die Speichen zu fallen vermag'. Der Zeitgeist, den Gentz so gehaßt hat, ist stärker gewesen als die Kunst des Diplomaten und die Macht des Politikers. Gentz hat in der Verteidigung der Kabinettspolitik gegen zwei Fronten gekämpft, die zwar beide zu seinen Lebzeiten nicht eigentlich gesiegt haben, die aber inoffiziell das Leben der Zeit bestimmen. Diese beiden Fronten sind der Liberalismus auf der einen, der Konservativismus auf der anderen Seite.

Der Liberalismus und sein ‚unseliger Anspruch, vermöge dessen jeder seine eigene Vernunft als gesetzgebend ansehen will', bedeutet ihm Anarchie, den Untergang der moralischen und politischen Weltordnung. Gegen diesen Liberalismus spielt er einen ‚selbst mittelmäßig geordneten Feudalismus' aus, dessen Weltbild ihm in der romantischen Formulierung seines Freundes Adam Müller nahegelegt ist. Aber auch der Konservativismus kann sich auf ihn nicht berufen, denn er spielt ihn nur aus als Gegengewicht gegen alles Reformerische, er setzt sich nicht für ihn selbst ein, er benutzt ihn nur als Mittel, das ‚Gleichgewicht' zu halten. Er versucht, das Bestehende zu fixieren, die Geschichte auszuschalten, um ein ‚stabiles System' zu schaffen, in dem Tradition und Ratio sich die Waage halten. Er hat sich, als er seine freie Schriftstellerexistenz aufgab, um als ein Bestimmter, als Diener eines bestimmten Staats etwas Bestimmtes zu erreichen, für die Wirklichkeit entschieden — und damit gegen die Aufklärung und den möglichen ‚Triumph der Philosophie über die Geschichte'; aber er hat sich ebensosehr gegen die Romantik entschieden, deren Welt ihm illusionistisch scheint. Der Anmaßung der Vernunft hält er die ‚Gebrechlichkeit des Menschen' entgegen; aber er hält dem Konservativismus, dem Prinzip der Legitimität entgegen, daß auch dieses nicht ‚absolut', sondern ‚in der Zeit geboren', ‚in der Zeit begriffen' und ‚durch die Zeit modifiziert' werden müsse. Sein Interesse gilt sowenig dem einen ‚Prinzip' wie dem andern, sondern ausschließlich der ‚großen alten Welt', deren Untergang er mitansieht. Die ‚große alte Welt' ist Europa. Der Patriotismus, das neue Nationalgefühl, das für einen Augenblick den sterbenden Feudalismus mit dem aufkommenden liberalen preußischen Patrioten zusammengehen ließ, ist ihm gleichgültig.

Es ist kein Zufall, daß zuerst der liberale Varnhagen sich mit Gentz auseinandergesetzt hat. Gentz' Art der Argumentation ist aufklärerisch, sein Lebensstil ist frühromantisch; in beiden gehört er der Generation an, von der er sich abzuwenden schien, als er für die Wirklichkeit optierte: der Generation Humboldts und Schlegels. Er wendet sich denn auch faktisch nie völlig ab von den alten Freunden — von Humboldt so wenig wie von Rahel Varnhagen oder Pauline Wiesel —; er ist trotz seiner Freundschaft mit Adam Müller nicht zum Katholizismus übergetreten, und er hat auch innerlich keinen diesem Schritt entsprechenden Bruch vollzogen. Er lebt zwar in der wiener Diplomatenwelt, aber er ist angewiesen, sofern er verstanden sein will, auf eine Liberalität, deren politischen Ausdruck er bekämpft. ‚Er fuhr fort wie Mirabeau zu leben, aber er begann wie Burke zu denken.' (Rudolf Haym.) Seine Virtuosität besteht in der Balance, ein anderer zu sein, als es die Sache ist, für die er eintritt. Er begreift nicht, daß die Existenz des aufgeklärten Menschen, der er ist, auch eine aufgeklärte Politik (d. h. damals eine liberale) fordern könne; Politik ist ihm nichts als eine Kunst, die Staaten zu lenken und die Völker zu beherrschen, eine Kunst, die von Liberalen dilettantisch, von den Romantikern illusionistisch gehandhabt wird." Hannah Arendt (Köln. Ztg., Unt.=Bl. 308).

„Der Schriftsteller hat zu Goethe und zu Wilhelm von Humboldt in nahen Beziehungen gestanden. Madame de Staël trat 1808 bei ihrem wiener Aufenthalt in ein äußerst intimes Verhältnis zu ihm, der auf Frauen einen großen Zauber ausübte. Das merkwürdigste Liebeserlebnis wurde dem Gealterten jedoch in seinen letzten Lebensjahren zuteil. Die Tänzerin Fanny Elßler, die das wiener Publikum durch ihre Schönheit und Grazie entzückte, gab sich ihm als Neunzehnjährige mit tiefer Neigung hin. Ihm war Fanny nach einer brieflichen Äußerung zugleich seine Geliebte, sein treues Kind, mit dem er unerschöpfliche Gespräche führen konnte, und seine Schülerin, die er im Französischen und auch im Deutschen unterrichtete, da sie, wie es scheint, die Schriftsprache nicht beherrschte. Seine Tage gehörten angestrengter Arbeit, seine Abende Fanny; wenn es anging, verbrachten die beiden sie in einem

glänzend ausgestatteten Landhaus nahe der Stadt, inmitten eines reichen Gartens, das er neben seinem glänzenden städtischen Heim erworben hatte. Gleichwohl fand der vom Geschick Begnadete zuletzt seine bessere Natur wieder. In politischer Hinsicht starb er als ein Enttäuschter; sein Wirken war seit geraumer Zeit auf Erhaltung des Bestehenden gerichtet gewesen, während der Befreiungskampf der Griechen und die pariser Julirevolution gezeigt hatten, daß die Entwicklung der Völker nicht an einem vorbestimmten Punkt haltmache. Vielleicht mit auf Grund dieser Enttäuschung ging er dem Ende gefaßt entgegen. Über ihn war die Stimmung gekommen, in der Byrons Manfred dem Abt von Saint Maurice zuruft: ‚Das Sterben, alter Mann, ist nicht so schwer!‘ Fürst Metternich besuchte den Mitarbeiter von mehr als zwei Jahrzehnten treulich, und als Gentz die Augen geschlossen, als sich nicht einmal die Mittel zur Bestattung vorfanden, trug er deren Kosten." Robert Davidsohn (Frankf. Ztg. 423/24).

„Ließ dieser Ekel an den Menschen und Dingen, der immer bitterer in ihm aufstieg, in seiner Brust noch Raum für den Glauben an die Prinzipien, die er mit güldener Feder verteidigte? Sah er wirklich im Frankreich der Revolution nur einen Höllenpfuhl, in Bonaparte nur einen teuflischen Unhold? Betrachtete er wirklich die Reformation wegen der Entfesselung der Vernunft als Quelle aller Übel? Wünschte er wirklich, daß die Wasser der Tiefe seine nichtswürdige Generation verschlängen? Hielt er die mechanische Konstruktion des europäischen Gleichgewichts wirklich für einen politischen Gedanken? Stellte er mit Ernst die Karlsbader Beschlüsse an Bedeutung der Leipziger Schlacht gleich? Hatte oder heuchelte er eine Überzeugung, wenn er mit seinem Geist der geistlosesten Unterdrückung diente? Müßige Fragen, auf die eine Antwort ausbleibt! Denn wenn, fern aller mystisch-romantischen Nebel, den einstigen Schüler der Aufklärung auch die ‚göttliche Klarheit des Bewußtseins‘ fast das Höchste dünkte, war zugleich der Lobredner des europäischen Stabilitätssystems ein weibisch labiler Nerven-, Stimmungs- und Launenmensch. Die Gegensätze lagen in seinem Gemüt dicht nebeneinander, und einfach war er gerade nicht. Er kam sich blasiert vor und verfiel doch wieder in neue Ekstasen, aber ebenso täuschte er sich und anderen Blasiertheit und Ekstasen vor. Manchmal war er davon durchdrungen, daß ihm eine ‚heilige, unzerstörbare Lust am Guten‘ innewohne, manchmal ergötzte er sich mephistophelisch, wenn ‚die sogenannten großen Sachen‘ ein lächerliches Ende nahmen. Ehrlich apokalyptischer Stimmung schien er nach der Julirevolution hingegeben; alle Tinte, seit Jahrzehnten verspritzt, vermochte nichts wider den ‚Zeitgeist‘! Aber was er Silvester 1816 als Epitaph dem dahingesunkenen Jahr nachschickte: Finita la commedia!‘, konnte auch den Schlußschnörkel seines ganzen Lebens bilden, als es am 9. Juni 1832 erlosch. Eine Komödie war aus, ein Komödiant, aber ein Künstler seines Fachs, abgetreten.

Nur gehört Friedrich Gentz nicht derart zu den Ausnahmeerscheinungen, wie er und andere es glaubten. Den meisten von uns ist, in der kleinen oder der großen Welt, dieser Typ schon einmal über den Weg geglitten: blendend begabt, bestrickenden Wesens, ein Liebling der Frauen und der Götter, mit Grazie des Scheidestrichs zwischen Gut und Böse spottend, Erfolge mit leichter Hand und lächelndem Mund raffend, und doch, wenn die einzig gültigen, die unerbittlichen Maßstäbe angelegt werden, nichts als eine kleine, subtile Kanaille." Hermann Wendel (Berl. Tagebl. 270).

„Eine Genie ohne Charakter — das ist die Formel, auf die man Gentzens Persönlichkeit bringen kann. ‚Das erste aller Weiber‘, hat er sich selbst genannt. ‚Mir fehlt die Eigenschaft des Mutes wie manchen Personen der Sinn für Farben oder für Töne.‘

Er trug in Gesellschaft große schwarze Brillen, um sich Kontenance zu geben und die anderen mustern zu können. Ein martialischer Schnurrbart konnte ihn mit Entsetzen erfüllen. Aber er war ein Mann der geistigen Leidenschaft. Er mußte sich spüren, er mußte sich reden, denken, argumentieren, um Geistiges zittern fühlen, er mußte Gegenwart haben, Menschen, und wie er mit dieser Gegenwart umging, das ergab sich aus dem Moment, aus den Dingen selbst und nie aus einer Ethik. Gut — dies dem sinnlichen Dasein Hingegebene teilt er mit vielen Genialen. Aber er bereute. Er hatte nicht die Kraft, zu seinen eigenen Taten zu stehen. ‚Ein charakteristischer Zug meines Gemütes ist die beständige dunkle trübe Reue über die Vergangenheit.‘ Mit diesem Satz hat er sich selbst das Urteil gesprochen. Er war sich selbst nicht gewachsen." Karl Rudolf (Tag, Unt.-Rundsch. 138).

Vgl. auch: Ernst Lissauer (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 158, Münch. N. Nachr. 153, N. Zür. Ztg. 1068, Saarbr. Ztg. 155); Leo Schwering (Germ. 162); Carl J. Burckhardt (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 24); Karl Pagel (Stuttg. N. Tagbl. 264); Hans Jäger (Schles. Ztg., Unt.-Beil. 288); Werner Lenz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 134); Hermann Wendel (Vorw. 265); Edmund Hoehne (D. A. Z. 268); Hermann Kindt (Köln. Volksztg., Schritt 24).

*

Frederic van Eeden

„Mit Frederic van Eeden, der in Bussum bei Amsterdam im Alter von 72 Jahren gestorben ist, ist der bedeutendste Schriftsteller Hollands dahingegangen, den die Literatur des Landes während der letzten fünfzig Jahre aufzuweisen hatte. In seinem Schaffen an seinen Vorgänger Multatuli anschließend, erreicht er es wie dieser, daß der Ruhm seines Namens weit über den engeren Bezirk seines Vaterlandes hinausdringt, daß seine Werke in die meisten Kultursprachen übersetzt werden. Mehr als bloß ein holländischer Untertan und ein holländischer Autor, dringt er mit seinem Schaffen in den Bereich der Weltliteratur, mit seiner Persönlichkeit zu zeitloser Geltung.

Diese Lebensleistung wurde freilich nur erreicht, indem van Eeden das typisch Holländische abstreifte, mehr als das, indem er es bekämpfte. Van Eeden hat unter der Geistesart seiner Landsleute schwer gelitten, und er hat es ihnen laut ins Gesicht gesagt, was er von ihnen hielt. Auch hierin begegnet er sich mit Multatuli, der aus dieser Widersacherstellung zu dem Lande und den Leuten seiner Herkunft Lebensansporn und Schaffensleidenschaft holte. Es ist ihnen beiden dafür im reichen Maße der Haß der gereiften, die stürmische Liebe der jung aufwachsenden Geschlechter zuteil geworden."
F. M. Huebner (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 172).

„Van Eeden war Dichter, Arzt, Philosoph, Sozialreformer und — Mensch. Mensch vor allem. 1860 in Haarlem geboren, wandte er sich dem hypnotischen Heilverfahren zu, gründete in Amsterdam eine Klinik für Psycho-Therapie, die er von 1887 bis 1895 leitete. Dann widmete er sich dichterischen und philosophischen Arbeiten. Sein Roman ‚Der kleine Johannes', der im Gewande des Märchens die Entwicklung einer Kinderseele schildert, wurde das geliebte Buch Unzähliger. Auch die Fortsetzung und ‚Johannes Viator' brachten große Erfolge. In diesen wie in späteren Büchern gab van Eeden Psychographien, innerliche Schicksalszusammenstöße, die den seelischen Weg ihrer Menschen jenseits ihrer bürgerlichen Identität aufzeigen. Van Eeden schrieb noch das auch in Deutschland aufgeführte lyrische Weihespiel ‚Lioba', das mit musikalischer Ergänzung die Verherrlichung einer ganz auf das Seelische gestellten Liebe, die Überwindung des Fleisches durch die Heiligung des Gefühls, vor die Hörer stellte, ein tiefes und mystisches Werk, das sich nicht halten konnte, weil es statt des kämpfenden Menschen ein fertiges Idol zur Voraussetzung hat, er dichtete ein Zwiegespräch, Deutsch-Chinesisches Liebes-Mosaik, ferner die Stücke ‚Isbrand', ‚Die Hexe von Haarlem', das sehr zarte religiöse Gedicht ‚Ellen', ‚Von den kühlen Meeren des Todes', ‚Die Nachtbraut', er schrieb ‚Studien' und Schriften philosophischen und sozialen Charakters, er arbeitete zuletzt an einem Buch ‚Sein und Werden'. Eedens Dichtungen sind weder naturalistisch noch sachlich, sie geben zumeist Spiegelungen seelischer Zustände, Spannungen und Entwicklungen, die unterhalb des Aktuellen und Greifbaren sich ereignen, sie leben aus mystischen Bezirken. Sie haben die Gegenwart nicht, sie werden als psychoanalytische Werke eines Dichters Zukunft haben."
ck (Frankf. Ztg. 474—75).

Vgl. auch: F. M. Huebner (N. Bad. Landesztg. 318, F. S. (Bund, Bern, 284).

René de Clercq

„René de Clercq ist tot! Er war nicht der Priesterdichter wie Gezelle. Er war kein Pol de Mont mit einem umfassenden Universalismus. Er war kein Politiker wie Florian Heuvelmans. Er war schlechthin der Sprecher der flämischen Seele, Volksdichter. Westflandern war sein Land. Bauern und Handwerker lebten um ihn herum. Sie und den Rhythmus ihres Lebens gestaltete er. René de Clercq aß das Brot der Verbannung. Er gehörte zu denen, die vor dem Kriege begannen, an Flandern zu glauben. Einer nach dem andern gehen sie von uns.

Wie der Wellenhöhe das Tal folgt, so vollzog sich das Leben des Verschiedenen. Er sah Anstieg und Höhe. Er erlebte tiefsten Abfall und neuen Anstieg seines Volks. Auf unsere Zeit und ihre Ereignisse übertragen will das sagen: Der Dichter durfte hervorragenden Anteil nehmen am Leben der Vorkriegsjahre, besonders um die Jahrhundertwende. Das war die Zeit der kulturellen Renaissance Flanderns. Er erlebte den Krieg und mit ihm die Wiedergeburt eines eigenen politischen Lebenswillens der Flamen. Der Ausgang des Weltringens schien wieder tiefe Nacht über sein Volk auszubreiten. Der belgische Vernichtungswille aber währte nur wenige Jahre. Wenn jetzt René de Clercq von den ‚Seinen' ging, so begleitet ihn ein zuversichtliches Bewußtsein. Er weiß, der Weg ist frei!

De Clercq ist ohne sein Volk überhaupt nicht denkbar. Volk blieb seinem Schaffen stets der Gegenpol. Sein ‚Ich' offenbarte sich immer nur in den engen und engsten Bindungen zur Umwelt einer völkischen Einheit, der Einheit, die in diesem Fall die flämische war. Will man ein Gegenstück aus der deutschen Dichterwelt, so muß man zu Hans Friedrich Blunck greifen oder zu Hermann Löns oder Friedrich Griese. Gewiß kein Zufall, daß man gerade die Schilderer Niedersachsens heranzieht. Hier prägt sich der Charakter der Landschaft aus, die — über politische Grenzen hinausgegriffen — dieselbe ist." bs. (Rhein-Westf. Ztg. 306).

Zur deutschen Literatur

„Goethes Unsterblichkeitsbild." Von Joseph Magnus Wehner (Köln. Volksztg. 164).

„Goethe als Biologe." Von Othenio Abel (Karlsr. Ztg., Wissensch. 24).

„Goethe und der Wein." Von Fedor von Zobeltitz (D. A. Z. 295).

„Goethe und das Land Baden." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Bad. Kultur 23).

„Charles Du Bos über Goethe." Von Herbert Dieckmann (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 314).

„Goethes Hamlet-Erklärung." Von Ernst Weigelin (Staats-Anz. f. Württ., Bes. Beil. 5).

*

„Johann Nestroy." Von Otto Forst de Battaglia (Saarbr. Ztg., Gegenw. 173).

„Friedrich Theodor Vischer." Zum 125. Geburtstag am 30. Juni. Von Johann Albrecht (B. B.-Z., Kunst 151).

—, —. Von Friedrich Schulze-Maizier (Tag 156).

„Der Dichter der ‚Tücke des Objekts' [Vischer]." (B. B.-C. 297).

„Friedrich Wilhelm Weber in Wien." (Germ. 151).

„Mirza Schaffy in München [Fr. von Bodenstedt]." Von Th. Engelmann (Münch. N. Nachr., Heimat 12).

„Nietzsche der Gesetzgeber." Von J. F. Stürmann (N. Zür. Ztg. 1091).

„Ein verschollenes Buch von E. von Keyserling." Von Peter Hamecher (B. B.-Z., Kunst 127).

„Franziska Bram †." Von Anton Wolf (Köln. Volksztg. 166).

„Selbstmord eines Dichters: Fritz Mallien." Von Alfred Brust (D. A. Z. 270).

Zum Schaffen der Lebenden

„Eine neue Hauptmann-Biographie [H. von Hülsen]." Von Emil Faktor (B. B.-C. 293).

„Gerhart Hauptmann und Deutschland." Von Hugo Marti (Bund, Bern, Bücherschau 274).

„Gerhart Hauptmann und die Antike." Von Lutz Weltmann (N. Zür. Ztg. 982):

„Goethe hatte ein anderes Ideal von der Antike als Hauptmann, eben das, nach dem man Hauptmanns Verhältnis zur Antike negativ beurteilen müßte. Aber wie der moderne Dichter hat sich Goethe an Longus erwärmt, an der indischen ‚Sakuntala' erfreut, für den größten Mimographen Shakespeare begeistert. Zumal im ‚Faust' hat er dem damals noch nicht wiederentdeckten Mimus ahnungsvoll seinen Tribut gezollt, und in der Einleitung zu einer Goethe-Auswahl hat Hauptmann auf die vielen Volksgestalten in Goethes Dichtung hingewiesen. In der Eroberung der Antike und des Mimus ist Hauptmann Vollender Goethes — das festzustellen ist im Goethe-Jahr vielleicht von Wert."

„Ist hier der Dichter Hermann Hesse geboren?" Von Georg von der Vring (Tag 132).

„Hans Carossa." Von Albert Gerhard Müller (Germ. 16):

„Carossas Denken und Dichten kreist um jene Mitte Goethescher Weisheit und Schönheit, in der unsere Nation, und mit ihr die Menschheit, einen Gipfel ihres Daseins erreicht hat. Aber er ist nicht Nachahmer — davor bewahrt ihn schon das Maßgesetz eigenen Wesens —, sondern ein Nachfahre, kein ‚Epigone', sondern ein wahlverwandter Nachkomme Goetheschen Geistes und Erbes."

—. —. Von Theodor Maus (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 168):

„Das dichterische Werk Carossas ist durch drei große Erlebnisse gezeichnet: Kindheit, Krieg und Beruf. In wechselvoller Fülle, in der Idee der Bezüge umkreisen diese drei Formen den Arzt und Dichter."

„Ruth Schaumann. Eine katholische Lyrikerin." Von Hans Harder (Rhein. Volksztg. 103).

„Hermann Burte." Von Peter Hamecher (B. B.-Z., Krit. Gänge 25).

„Ludwig Hinrichsen." Von Hermann Quistorf (Hannov. Kur. 273).

„Heinz Steguweit." Ein Hinweis von Rudolf List (Graz. Volksblatt 132):

„Steguweit fordert als Dichter und als Mensch bedingungslos das gute Beispiel: ‚Wo soll denn Deutschland beginnen, wenn nicht im Herzen? Und wo sollte dem neuen Sinn der Nation geopfert werden, wenn nicht im Heiligtum der Familie?' So ist uns das Werk dieses jungen Rheinländers nicht zuletzt eine Mahnung zur nationalen Tat."

„Will Vesper." Ein Dichterbildnis von Paul Wittko (Münch. Ztg., Prop. 37).

„Eugen Huber als politischer Journalist." Von August Welti (N. Zür. Ztg. 1215).

*

„Wilhelm Meyer-Förster." Zum 70. Geburtstag. Von Johann Frerking (Hannov. Kur. 270/71):

„Am 22. November 1901 war vor Beginn der Vorstellung dicke Luft im ‚Berliner Theater'. Zuverlässige Zeugen berichten, daß, vom Direktor bis zum letzten Statisten, kein Mensch sich auch nur das Geringste von dem Stück versprach, das an dem Abend zum allerersten Mal über die Bretter gehen sollte. Man wußte, es hatte schon in mehreren Theaterkanzleien Staub angesetzt, ehe es hier unbegreiflicherweise und freilich nur unter schwersten Bedenken angenommen, ausgeteilt und vorbereitet worden war. Schon faul! Man wußte auch, daß es nachträglich aus einem Roman zurechtgeschneidert war, den auch keiner kannte. Noch fauler! Ein Studentenstück, mit Lampions und Kommersliedern. O weh! (‚Wir sind doch kein Gesangverein', grollte es in der Herrengarderobe.) Unmöglich! Beisetzung erster Klasse mit Pfeifen und Trommeln! Ganz großer Reinfall! Einmal und nie wieder!
Und Harry Walden, der die Hauptrolle in dem Schmarren zu performieren hatte, meinte trübselig: ‚Kinder, habt ihr keine Watte bei euch? Ich kann das Pfeifen nicht vertragen ...'
Dann hat er diese Hauptrolle einpaarhundertmal hintereinander gespielt; sie hat ihn erst recht berühmt gemacht und sein Bild in alle Zeitschriften und Mädchenherzen getragen. Und das mißachtete Stück hat von diesem Abend an einen Siegeszug durch Deutschland und die Welt angetreten, wie er seit Sudermanns ‚Ehre' und ‚Heimat' noch nicht wieder dagewesen war und nachher kaum je noch einmal erlebt worden ist."

—, —. Von Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 164 und Köln. Ztg. 316).

—, —. Von M. J. (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 160).

—, —. Von E. Riepenhausen (Kreuz-Ztg. 161).

„Ein Schauspiel erobert die Welt [‚Alt-Heidelberg']." (Tag 141.)

„An jeden Karlheinz." Von Kurt Bock (Rhein.-Westfäl. Ztg. 294).

„Franz Servaes zum Siebzigsten." Von Emil Lucka (Tag 145):

„Ein Essayist und Kunstschriftsteller also? Weit mehr! Einer, der aus der Glut seines Herzens heraus ein paar vulkanische Dramen gedichtet hat, das Kleist-Drama ‚Der neue Tag', dem Theatererfolg beschieden gewesen, das Liebesdrama ‚Agnes und Albrecht', das die Geschichte der Agnes Bernauer neu zu gestalten weiß, anders als Hebbel und vielfach ihm

entgegengesetzt. Da ist ferner der prächtige Roman ‚Michael de Ruyters Witwerjahre‘, der eine breite, satte niederrheinische Welt aufbaut; dieser Roman sollte neu erscheinen, er birgt eine so große Menschheitsfülle, daß wir ganz in ihr aufgehn können. Daneben die zarte Erzählung ‚Im Knospendrang‘ und ein vergnügliches Novellenbuch ‚Wenn der Traum zerrinnt‘.“

—, —. Von F. (D. A. Z. 280).

—, —. (Köln. Ztg. 325).

„Dichterbekenntnisse. Mit unveröffentlichten Briefen.“ Von Franz Servaes (ebenda 327).

„Wilhelm Hausenstein.“ Zu seinem 50. Geburtstag. Von Annette Kolb (B. T. 282).

„Der Dichter Hausenstein.“ Von Victor Manheimer (D. A. Z. 279).

—, —. Von Hermann Uhde-Bernays (Münch. N. Nachr. 161).

„Ludwig Mathar.“ Zu seinem 50. Geburtstag. Von K. K. (Germ. 152).

—, —. Von Karl Hoeber (Köln. Volksztg., Schritt 23).

*

„Die florentinische Lilie. Isolde Kurz — das Lebenswerk einer Dichterin.“ Von Gregor Heinrich (Deutsche Ztg., Kultur 139):

„Isolde Kurz ist Seniorin des deutschen weiblichen Schrifttums, doch nicht nur dem Alter, sondern auch dem geistigen Range nach. An Adel und Zucht des Werks und eines diesem Werk völlig gewidmeten Lebens überragt sie noch die bedeutenderen oder berühmteren Frauengestalten des Auslandes.“

„‚Rhein und Wolga‘ von Josef Ponten.“ Von Heino Schwarz (Wien. Ztg. 121):

„Pontens Buch — knapp, frisch, derb und unbekümmert erzählt — packt durch das, was es bietet, ist bedeutsam durch die Art, wie der Stoff in ihm geformt und in Gegenwartsbeziehung gesetzt worden ist.“

„Das Erbe am Rhein.“ Zu René Schickeles „Wolf in der Hürde.“ Von Werner Wirths (D. A. Z., Unt.-Bl. 299).

„Roman über das Jahr 1929: Walther von Hollander ‚Schattenfänger‘.“ Von F. W. (B. B.-C. 255).

—, —. Von Eberhard Meckel (D. A. Z., Unt.-Bl. 251):

„Hollander kann sehr viel. Sein neues Buch ist, klug und überlegen, originell und neu in der Form, ‚gekonnt‘ von der ersten bis zur letzten Zeile, seine bisher beste und reifste Leistung.“

„Döblins neuer Giganten-Roman.“ Von Axel Eggebrecht (B. T. 257).

„Georg Rendl: ‚Vor den Fenstern.‘“ Von Karl Benno von Mechow (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 23):

„Georg Rendl ist schauender Einpassung und Verwandlung fähig, denn er scheint zum wirklichen Dichter bestellt. Die allzunahe Erinnerung an das große Leiden seiner Jugend hat ihm noch manchmal die Stimme verschlagen, sie wird rauh und ungerecht und tönt aus dem Munde seines Helden über die Situation der Erzählung hinaus, schreit aus den Fenstern dieses Prosaepos‘ in die Welt (in die literarische!). Statt von dem schaurigen, rätselvollen Rund dieser Welt kündet sie von scharfer Einzelheit, statt von Tiefe von einseitiger Fläche. Wer weiß, über kurz oder lang wird er seine Stimme selbst nicht mehr gern hören, sich aber um so deutlicher seiner hohen Gabe bewußt werden, die ihn dazu beruft, Menschen und ganzes Leben zu gestalten.“

„Zum Problem der Arbeitslosenromans [Albert Klaus: Die Hungernden].“ Von Wolfgang von Einsiedel (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 24):

„Trotz aller Unzulänglichkeit bleibt dieses Buch ein Dokument — denn es ist erlebt. Und Bücher solcher Art müssen geschrieben und gelesen werden. Die Dringlichkeit ihres Themas — gibt es heute ein brennenderes? — kann einer bürokratisch versteinten Gesellschaft nicht oft genug eingehämmert werden.“

„H. H. Ewers‘ neues Gesicht: Reiter in deutscher Nacht.“ Von Monty Jacobs (Voss. Ztg., Lit. Umschau 24).

„Ein Mann zwischen zwei Frauen. Zu Heinrich Zerkaulens ‚Osternothafen‘.“ Von Fritz Kaempffer-Althof (Schlesw. Nachr. 137):

„Nur das sei noch gesagt, worin sich mir der Hauptwert dieses Zerkaulenschen Werkes zeigt. Das ist die Haltung, die hier dem angeschnittenen schwierigen Problem gegenüber eingenommen wird. Sie ist so, daß Leser, die sensationslüstern auf Ehebruchskandal und auf pikante Erotik hoffen, von vornherein am besten ihre Finger von diesem aufrechten und durch und durch ernsten und anständigen Werk lassen. Hier geht es um ganz andere Dinge als um Liebeleien. Hier geht es — ohne daß die gesunde Sinnlichkeit außer acht gelassen würde — um die unendlich viel höheren Werte wirklicher Liebe. Wie heißt es einmal? ‚Man ist nur ein Mensch gegen diesen Dämon Liebe. Schon viel, wenn man ein anständiger Mensch bleibt dabei.‘“

„‚Die Schlafwandler‘ von Hermann Broch.“ Von Hermann Hesse (N. Zür. Ztg. 1112).

—, —. Von Paul Fechter (D. A. Z., Unt.-Bl. 251):

„Der Verfasser, der, ein Sechsundvierzigjähriger, in Wien lebt, lange Zeit leitender Direktor eines Textilfabrik-Konzerns, Vorstand des Industrieverbandes war, aber all seine Ämter niedergelegt hat, um seine philosophisch-mathematischen Studien zu vollenden, wird von seinem Verlag in Prospekten und Reklamen in die Nähe von James Joyce gestellt. Dieser dritte Band der Trilogie zeigt, daß den Autor in der Tat ähnlicher Ehrgeiz treibt wie den Iren. Man sieht von dem letzten Band auf die früheren zurückblickend, was für eine Summe an literarisch bastelnder, gewerblicher Arbeit in diesem Zeitbild steckt, und bekommt einen gelinden Schreck vor einer Epoche, die Menschen einer solchen selbstentsagenden Arbeit auf einem Gebiet, das eigentlich nicht bloß Arbeit sein sollte, hervorbringt.“

„Jakob Bührers Zeitroman ‚Man kann nicht‘.“ Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1073).

„Reinhold Schneider: Das Erdbeben.“ Von Martin Beheim-Schwarzbach (Tag 137):

„Reinhold Schneiders Dichtertum entzündete sich am Anblick des iberischen Schicksals, das ihn faszinierte. Er drang in die dramatische und tiefsinnige Geschichte dieser Halbinsel mit ihrer merkwürdigen Zweiheit so tief ein, wie es nur einer kann, der zugleich zum Gelehrten und zum Poeten berufen ist.“

„Ein historischer Roman: Rudolf Herzog, Horridoh Lützow‘.“ Von Heino Schwarz (Der Mittag, Düsseld., Leben 120).

*

„Der Philosoph auf Reisen. Zu Hermann Keyserlings neuem Werk.“ Von Georg Foerster (D. A. Z., Unt.-Bl. 275):

„Auf solcher Suche mußte für Keyserling gerade Südamerika die reichsten Anregungen bieten. Gilt ihm doch dieses Land mit seinem Menschentum als der geistfernste, der naturnaheste, erdverbundenste Teil der Erde. ‚Meine Reise nach Südamerika war für mich der Abstieg in die Unterwelt‘, ein Ausspruch freilich, der nicht in der Richtung irgendeiner hochmütigen Kritik, mißverstanden werden darf. Es kam Keyserling vielmehr darauf an, die geschichtliche, menschliche und geistige ‚Situation‘ Südamerikas zu verstehen, gleichsam die Klaviatur seiner Problematik anzu-

schlagen und die Dinge von einem allerdings sich überlegen fühlenden Wertstandpunkt aus durchlässig zu machen für die Erkenntnis vom befreienden, sinnhaften Geist."

„Keyserlings Südamerika." Von Reinhold Schneider (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 25):

„Das blitzende, flimmernde Bild eines Erdteils, der mit der ganzen unheimlichen Gewalt seines Lebens, mit der Glut seiner Passivität, dem Zauber seiner empfindsamen Ritterlichkeit und seinem noch nicht erfüllten Versprechen vielleicht erst jetzt in das Bewußtsein Mitteleuropas eintreten wird."

„Dickicht und Philosophie [Keyserling]." Von Günther Stern (B. B.-C. 287):

„Durch die durchgängige ‚Vernaturung' (Scheler) wird Keyserling, wiewohl er die totale Auflösung des akademisch philosophischen Stils darstellt, sonderbarerweise doch zu einem konservativen Philosophen. Jene Hegelsche Formulierung, die eine Epoche des Konservatismus einleitete, ‚alles was wirklich ist, ist vernünftig', hat sich verändert in die, so zwar nicht direkt formulierte, aber überall belegte: ‚Alles was wirklich ist, ist natürlich' (z. B. Erbfeindschaft). Diese natürliche ist zwar keine statische Welt; überall gärt und brodelt sie: so liebt sie Keyserling."

„Graf Hermann Keyserling: Südamerikanische Meditationen." Von Kuno Graf von Hardenberg (Darmst. Tagbl. 145):

„Dieses Buch umfaßt mit einem einzigen Griff das Gute und das Böse, das höchste Ersehnen alles dessen, was Seele heißt. Das letzte Kapitel bringt den Beweis des Daseins Gottes, indem es die absolute Gegensätzlichkeit, ja Feindschaft des Geistes mit dem, was der Erde ist, beweist. Es bedeutet das die größte Hilfe, die seit dem 18. Jahrhundert der religiösen Seele gebracht wurde."

„Keyserling als Dramaturg der Lebensbühne. Das neue kulturkritische Werk des Philosophen." Von Paul Feldkeller (Magdeb. Ztg. 302):

„Graf Keyserling, der als kontemplativer Gelehrter begann, als Weltreisender fortfuhr, dann als betriebsamer Ingenieur die Mechanik des Geschichtsprozesses zu verbessern und zu beschleunigen unternahm, erscheint jetzt — wieder mehr beschaulich — als Dramaturg der Lebensbühne. Er sollte sich nicht scheuen, auch den Regisseur zu machen. Das wäre seine beste von allen Rollen, die er schon gegeben hat."

„Else Lasker-Schüler: Konzert." Von Franz Glück (Frankf. Ztg. 458/59. Ab./1. M.):

„Ganz eigentümlich verbinden sich in Else Lasker-Schülers Werk Wort und Denken, indem wechselseitig in einem tiefen rauschhaften Zeugungsakt eines aus dem anderen entspringt."

„Propheten in deutscher Krise. Zu einem Buch ‚Das Wunderbare' [Rudolf Olden]." Von Emil Faktor (B. B.-C. 275).

„Der Fränkische Koran. Ein Denkmal der Zeit — verfaßt von Ludwig Derleth." Von Friedrich Alfred Schmid-Noerr (Münch. N. Nachr. 162).

*

Zur ausländischen Literatur

„Ein neuer englischer Erzähler: A. J. Cronin ‚Der Tyrann'" Von Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Lit. Umschau 24).

„Theodore Dreiser: Das Buch über mich selbst." Von Otto Ernst Hesse (ebenda 26).

„Ein Dichter: Thornton Wilder." Von Fritz Gay." (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 329).

„Hergesheimer oder die Flucht aus der Zeit." Von Lutz Weltmann (B. T. 275).

„Neuamerikanische Unterhaltungsliteratur." Von Hans Aschaffenburg (Köln. Ztg., Lit. 24).

*

„Paul Valérys ‚Goethe'." Von Herbert Steiner (N. Zür. Ztg. 979).

*

„Wer weiß noch — Pirandello?" Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg. 348).

*

„Concha de Panama." Von W. E. Süskind (B. B.-C. 269).

*

„Ibsens letzte Liebe." Von Karl Quenzel (Vorw. 305).

„Tausend Jahre norwegische Lyrik." Eine kritische Würdigung. Von Hellmut Draws-Tychsen (B. B.-Ztg., Kunst 126/127).

*

Allgemeines

„Dichtung und Charakter." Von K. H. Bühner (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 26).

„Eine Anthologie der Kritik [Königsberger Hartungsche Dramaturgie]." Von Fritz Engel (B. T. 282).

„Die Landschaft in neuer Lyrik." Von Lisel Etscheid (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 168).

„Die geistige Situation des Theaters." Von Helmut Henrichs (Der Mittag, Leben, 18. Mai 1932).

„Ceterum censeo: Der Film esse delendum." Von Georg Hermann (D. A. Z. 269, 293).

„Wiedersehen mit einer Bibliothek." Von Georg Hermann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 176).

„Das dichterische Gesamtwerk." Von Otto Heuschele (B. B.-Ztg., Krit. Gänge 24).

„Literarischer Massenmord — verfemte Romantik. Unbekanntes aus der Geschichte der Bücherverbote." Von H. H. Houben (Köln. Ztg., Lit. 22).

„Neue deutsche Tierdichtung." Von Wilhelm Meridies (Germ. 173).

„Die Hundertjährigen." Von Erik Reger (B. T. 267).

„Sind Schlüsselromane Literatur?" Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 320).

„Wege des psychologischen Romans. Zu neuen Büchern von Kaiser, Johst, Scholz, Kolbenheyer." Von Eduard Schröder (Germ. 159).

„Der Dichter dieser Zeit [aus einer Rede, die ich in der budapester Pen-Club-Tagung gehalten hätte]." Von Sonka (Wiener Allgem. Ztg., 21. Mai 1932).

„Zur rheinischen Dichtertagung." Von Otto Doderer (D. A. Z. 291); Fritz Droop (Köln. Ztg. 337); Paul Joseph Cremers (Rhein.-Westfäl. Ztg. 321); Richard Wenz (Saarbr. Ztg., Gegenwart 166).

Echo der Zeitschriften

Deutsches Volkstum. XIV, 9. (Hamburg.) Klaus Klaasen sucht die sozial-philosophischen Grundlagen des Nationalsozialismus zu ergründen und weist darauf hin:

„Bezeichnend ist der stets wiederkehrende Bezug auf das ‚Organische'. Der seit anderthalb Jahrhunderten besonders in Deutschland währende Kampf gegen ein lediglich systematisch-mechanisches gesellschaftliches Denken wird neu aufgenommen. Der Ausgang von der Biologie ist dabei kein zufälliger und nicht etwa nur dadurch bedingt, daß man Rassenunterschiede in den Vordergrund schiebt. Was vielmehr in erster Linie gefordert wird, ist ein völlig neues Denken, eben das, was man ein organisches nennt und das sich dann erst bis in die biologisch naturwissenschaftliche Arbeit auswirkt.

Von diesen als umstürzend angesehenen biologischen Arbeiten, die sich gegen die mechanistische Ausdeutung des Naturbildes des 19. Jahrhunderts richten, hat die Bewegung ihrerseits wieder nicht geringe Kräfte bezogen, die sie aber ins bewußte Gestalten umbog. ‚Rasse erkennt man nicht an der Haarfarbe, jeder (!) kann sich prüfen und sehen, ob er zur nordischen Rasse gehört: daran, ob er Opferbereitschaft, Gemeinsinn und Kampfwillen hat.'

Zwei Zustände stehen sich für dieses Denken scharf gegenüber: das im wilden Wirbel ungeordnete Chaos und die geordnete organische Welt. ‚Aus dem Chaos entsprang die Welt, aus dem Ungeordneten die Ordnung, aus dem wilden Wirbel das Organische.'

Dieses ursprüngliche Gleichnis, das sich nicht weniger im ersten Buch der Genesis findet wie etwa in der nordischen Edda, wird nun aber nicht auf eine vergangene Zeit bezogen, sondern unmittelbar auf die heutige Lage: ‚Chaos herrscht heute auf Erden, Verwirrung, Kampf, Haß, Neid, Streit, Unterdrückung, Ausbeutung, Roheit, Selbstsucht.' Um aus diesem Chaos zu entfliehen, bedarf es eines klaren Willens zum Widerstand und Kampf. Nicht also langsames Wachstum, wie es nach dem Vorbild des ‚Organischen' scheinen dürfte, sondern offensichtlich nur durch Kampf und bewußten Eingriff soll die neue Ordnung herbeigeführt werden. Deshalb ist nur eine ganze Wendung entscheidend. Der typische Dualismus aller idealistischen Gesellschaftsauffassung tritt deutlich zutage. Was auch immer im gegenwärtigen Chaos sich mit diesem verbündet, ist, so ‚organisch' es immer sein mag, der Sinnlosigkeit verfallen. Aus diesem Grunde der wiederholte Hinweis der Verwirrung, wenn man sich mit dieser ‚Unordnung' einläßt. Wie das Bemühen der Rechtskreise zur Mitarbeit nur das politische Chaos stützt, so sind auch sämtliche Organisationen, die eigentlich als Zellen der neuen Ordnung gedacht werden müßten, sinnlos: Berufs-, Beamten-, Angestelltenverbände, Wehrverbände, Genossenschaften, Gewerkschaften usw. — ‚vernünftig im Grundgedanken — sinnlos im Chaos des heutigen öffentlichen Lebens'. Als Grund der Sinnlosigkeit erscheint die Verfolgung des Eigennutzes. Dies gilt etwa nicht bloß für die von den Nationalsozialisten als verworfen angesehene Judenschaft, sondern genau so für ‚die Rechtskreise, die in Angst um frühere Vorrechte oder Stellungen' sind, die Wirtschaftler, ob Schwerindustrie oder Kleingewerbetreibende, die nur das eine Ziel ‚Profit' kennen und die Wirtschaftsverbände, die alle nur ‚erpicht auf die Erringung kleiner Vorteile für die eigene Kaste, bar jedes großen politischen oder wirtschaftlichen Leitgedankens sind'. Dem Eigennutz, dem die heutige Menschheit verfallen ist, gilt also der eigentliche Kampf."

Ostdeutsche Monatshefte. XIII, 3. (Danzig.) Ludwig Bäte würdigt in einem Aufsatz zum 70. Geburtstag von Johannes Schlaf dessen Stellungnahme zur christlichen Religion:

„Johannes Schlaf ist nicht der Mann, Herkömmliches noch einmal anzubieten. Er schuf eine neue Welt, die das Christliche unbedingt bestehen ließ, es dabei aber zu erweitern und mit einem großen Prinzip der Zeit, dem des Entwicklungsgedankens, zu verbinden trachtete. Das geschah in Romanen, das geschah auch in zahlreichen theoretischen Schriften (so über Verhaeren, Maeterlinck, Novalis, Walt Whitman) und einem sehr umfassenden philosophischen Buch ‚Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion', dem eine Reihe astronomischer Veröffentlichungen, die auch in diesen bewegten Bezirk gehören, folgten.

Christus wirkt nach dem Dichter in der Menschheit weiter. Er schafft eine neue, psychophysisch vollkommene Elite. Vorahnungen sind Leonardo und die Gioconda, sind Novalis und Sophie von Kühn, deren wundervolle Ausdeutung eine Höhe seiner in alles rasch eindringenden Kunst bedeutet. Vorbild und Ausprägung ist auch Walt Whitman, der Amerikas Natürlichkeit und angeborenen Idealismus aufs schönste in sich ausdrückt. Es ist möglich, daß durch An- und Ausgleich mit der europäischen eine neue Rasse entsteht. Rasse aber ist immer etwas Psychisches, für die Romantik neuerer Blutsfanatiker hat Schlaf nichts übrig. Nun könnte man, um den Begriff einer heraufkommenden Elite ad absurdum zu führen, auf den Krieg hinweisen. Kriege

aber sind immer noch ein Rest antiker Überlieferung, der wild-gefräßige, resorbierende Trieb sucht sich weiter zu sättigen, das jus talionis sich zu behaupten. Je mehr aber die Elite fortschreitet, desto schneller werden die Kriege aufhören, kennzeichnend ist immerhin, daß es keine Kriegsdichtung (auch bei Liliencron nicht) mehr gibt. Dabei lehnt Schlaf die Nonresistencebewegung ab, auch Tolstoj, da beide das Entwicklungsmäßige nicht gesehen haben (was ihn auch veranlaßte, sich von Nietzsche loszusagen). Alles Leben aber ist Entwicklung: ‚Jede Wesensreihe', so formt er sein Gesetz, ‚ob anorganischer oder organischer Natur, entsteht aus dem vollendeten Bereich der ihr voraufgehenden und wird vermöge einer sich in diesem Bereich durch Abart bildenden Elite zur Festigung ihrer Neuart und zur fruchtbaren Weiterzeugung und Entfaltung derselben gebracht.' Wissenschaft und Religion sind wie Kunst und Religion das gleiche, Manifestationen religiöser Individualität, die sich zweipolarig höher entwickelt und mit dem Kosmos identisch ist. Schlaf verläßt sogar die kopernikanische Weltanschauung und sucht die Erde erneut in den Mittelpunkt des Kosmos zu stellen. Nur sie hat organisches und bewußtheitliches Leben, dessen vollendeter Vertreter der Mensch ist. Ist er aber Mittelpunkt, so wachsen Würde und Verpflichtung.

Auch das Vaterländische erhält von hier aus seine Deutung. Mit ‚völkischen Gesinnungsredensarten' ist nichts getan, Deutschlands Berufung ist Bindung der Menschheit an das Religiöse und Geistige überhaupt. Das bedeutet keine willige Unterwerfung, wohl aber Besinnung auf die eigentliche Aufgabe und eine Erlösung von dem Materialismus der Zeiten. Deutschland, heißt es in einer unveröffentlichten Dichtung, ist Christophorus, der das Höchste der Welt für sich und alle trägt."

Reclams Universum. XXXIIX, 39. (Leipzig.)

In seinem Aufsatz zu Friedrich von Gagerns 50. Geburtstag schreibt Egon von Kapherr:

„Eine sonnige Jugend im herrlichen Berglande, unter den Wipfeln rauschender, uralter Eichen, Edelkastanien, Buchen, ein inniges Familienleben, Fühlung mit dem knorrigen, mutig-männlichen Volk der Kroaten, mit Slowenen und deutschen Österreichern, mit Ungarn und mit den prachtvollen, derbtreuen Jägern dieses Landes: das war mitbestimmend für die Charakterbildung des genial veranlagten Menschen und Künstlers, für den Jäger Friedrich von Gagern. Spukschloß, uralte Familiengeschichte, Berglergeschichten: da kam das Mystische her, das in manchen Werken Gagerns hervorragt, der rauschende Wald, steile Berge, unwahrscheinlich starke Rehböcke, wahre ‚Urböcke', machten den einsamen Jäger, den Naturmenschen und Naturfreund, Waldeinsamkeit machte den Einzelgänger, den Eigenmenschen, Menschendurchschauen und vielerlei schweres Erlebnis späterer Jahre schufen Menschenverachtung, Einfluß der vergötterten Mutter, des patriarchalischen Großvaters gaben tiefe Menschenliebe mit auf den steilen, gewundenen Lebensweg: Die Geschichte eines Mannes wird durch seinen Charakter bestimmt, sein Charakter durch Vererbung und Umgebung. — Und er hat viel geerbt, dieser Mann: ein Dichter, ein Denker ist er, ein begnadeter Künstler auch mit dem Zeichenstift und am Flügel — und ein ganzer Mann. Sein Aufstieg war schnell: In der Heimat schrieb er zunächst Jagdgeschichten, Aufsätze, kleine Skizzen, um dann bald zum Roman, zum österreichischen Heimatroman überzugehen und es hier zu einer Vollendung zu bringen, die nur wenigen gegeben ist."

Die Neue Rundschau. XLIII, 6. (Berlin und Leipzig.)

An Wilhelm Hausenstein „als er fünfzig wurde", schreibt Benno Reifenberg:

„Sie haben durch Ihr Werk und durch Ihr Leben den Freunden und den Lesern offenbar gemacht, daß die Verbundenheit des Menschen mit der Landschaft nicht zerstört werden darf, daß diese Verbindung auch heute noch die rechte Grundlage für unser Dasein abgeben kann. Von daher leitet sich Ihr politisches Denken ab, von daher Ihre föderalistische Gesinnung. Sie ist mir zum erstenmal im ‚Neuen Merkur' (unvergessene Zeitschrift, Efraim Frisch!) begegnet, als Sie dort die ‚Bayerischen Regesten' veröffentlichten. Und später tat sich dieser Föderalismus in Ihrem Glückwunsch kund, den Sie unserer ‚Frankfurter Zeitung' zum 75. Geburtstag so offenherzig und nicht ohne Strenge dargebracht haben. Hier in der ‚Neuen Rundschau' konnte jeder, der Ihre erstaunlichen Städtebiographien, etwa die Berlins oder Wiens las, belehrt werden, wie sträflich einfach, ja analphabetenhaft es wäre, diese Ihre Haltung mit ‚reaktionär' abtun zu wollen. Die Stärke Ihres Heimatsgefühls bildete Ihnen einen Maßstab aus, der Sie fähig machte, überall da, wo Sie zur deutschen Öffentlichkeit sich zu äußern hatten, mit einer kaum sonst gehörten Diktion zu sprechen. Erinnere ich mich etwa, wie Sie über den Kriegsgedenkstein in München geurteilt haben, so muß ich gestehen, daß solche Unerbittlichkeit, von anderen aufgenommen, hätte ein Segen für die deutsche Politik der Nachkriegszeit werden können.

Sie haben Ihr öffentliches Wirken auf die Kunstkritik beschränkt (ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben, es würde diese freiwillig gezogene Grenze einmal von Ihnen selber geöffnet werden). Wer diese Ihre im engeren Sinn journalistische Arbeit genau verfolgt hat

(wer außer den Künstlern mag das getan haben!), weiß, wie hier die Strenge, die von jedem der zu werten hat, gefordert ist, eine wunderbare Ergänzung erfährt. Von Ihrer Geduld. Das Autoritative Ihrer kritischen Arbeit ist erst vollendet worden durch Ihre Bescheidenheit, Ihren Respekt vor dem schaffenden Künstler, in dessen eigenem Werk Sie die Maßstäbe zum Urteil suchten (nur allzu viele stecken den Künstler in die allgemeinen Kategorien und ersticken ihn)."

*

„Die Bildgestalt von Goethes Dramen." Von Winfried Klara (Die Scene XXII, 5. Berlin).
„Wie die Sozialdemokratie ‚ihren' Goethe feiert." Von Franz Leschnitzer (Der Rote Aufbau V, 11. Berlin).
„Goethe in Rußland." Von A. Pogodin (Germanoslavika I, 3. Prag).
„Goethe und seine russischen Zeitgenossen." Von R. Jagoditsch (ebenda).
„Goethe-Übersetzungen in der ukrainischen Literatur." Von D. Dorošenko (ebenda).
„Die Anfänge der Goethe-Kenntnis in Polen." Von Z. Ciechanowska (ebenda).
„F. L. Čelakovskýs Übersetzungen für Goethe." Von O. Fischer (ebenda).
„Jan Neruda über Goethe." Von K. Polák (ebenda).
„Goethes rotes Reisebüchlein." Von O. Kletzl (ebenda).
„Goethe und die serbokroatische Literatur." Von M. Trivunak (ebenda).
„Goethe im Briefwechsel V. P. Botkins und J. S. Turgenjews." Von A. Brem (ebenda).
„Goethe, Graf J. B. Paar und Hahnemann." Von J. Urzidil (ebenda).
„Zur Frage ‚Goethe und Vrchlický'." Von V. Jirat (ebenda).
„Goethes Bedeutung für die holländische Kultur." Von J. H. Scholte (Inter Nationes II, 2. Berlin).
„Goethe und Frankreich." Von H. Loiseau (ebenda).
„Goethe über Ungarn." Von J. Bleyer (ebenda).
„Goethes kulturelle Bedeutung für den baltischen Osten." Von O. von Petersen (ebenda).
„Goethe und das serbokroatische Volkslied." Von M. Trivunac (ebenda).
„Goethe und Amerika." Von R. H. Fife (ebenda).
„Goethes pädagogische Haltung." Von Hans Schwartz (Zeitschrift für Deutschkunde XLVI, 5. Leipzig).
„Goethe-Feier in Peking." Von Hermann Sternbach (Ostdeutsche Monatshefte XIII, 3. Berlin).
„Goethe-‚Feier'?" Von K. A. Wittfogel (Die Linkskurve, Goethe-Sonderheft).
„Marx und Engels über Goethe." Eine unbekannte Abhandlung aus dem Jahre 1847 (ebenda).
„Der faschistische Goethe." Von Georg Lukacs (ebenda).
„Zum Bilde Friedrich von Gentz." Von Ernst Lissauer (Die Schlesischen Monatshefte IX, 6. Breslau).
„Gentz." Von Ernst Lissauer (Radio VIII, 36. Wien).
„Kollege Gentz." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch XIII, 24. Berlin).
„Lichtenberg." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXVIII, 26. Berlin).
„Karoline [Schlegel]. Ein Frauenbildnis aus der Romantik." Nach Briefen zusammengestellt von Else Wentscher (Westermanns Monatshefte LXXVI, 910. Braunschweig).
„Schleiermacher und die Frauen." Von Else Wentscher (Die Christliche Welt XLVI, 12. Gotha).
„Gerichtliche Aussage über Georg Büchner (1813—1837)." Von August Becker (Nationaltheater 1931/32, 21. Mannheim).
„E. T. A. Hoffmann, der vielseitige Künstler." Von Erwin Felber (Radio VIII, 39. Wien).
„Ein Klassiker des deutschen Humors [Wilhelm Busch]." Von Michael Birkenbihl (Das Werk XII, 4. Düsseldorf).
„Wilhelm Busch." Von Mariarose Fuchs (Hochland XXIX, 9. München).
„Das geistige Testament des Rembrandt-Deutschen [Langbehn]." Von Franz Heinrich Tippmann (Deutsche Rundschau LVIII, 9. Berlin).
„Franz Kafka." Von Marianne Wagner (Der Bücherwurm XVI, 10. Berlin).
„Unveröffentlichte Briefe über die dichterische Inspiration von Sudermann, Wassermann, Altenberg, Dehmel, Heyse, Stehr, Lagerlöf, Hofmannsthal, Schnitzler, Liliencron, Raabe (Die Literarische Welt VIII, 23. Berlin).
„Elisabeth Förster-Nietzsche zu ihrem 86. Geburtstag." (Die Neue Generation XXVIII, 6/7. Berlin).
„Sigmund Freud als kulturhistorische Erscheinung." Von C. G. Jung (Charakter I, 2. Berlin).
„Johannes Schlaf." Von Ludwig Bäte (Radio VIII, 38. Wien).
„Ein Dank an Johannes Schlaf." Von Carl Lange (Ostdeutsche Monatshefte XIII, 3. Berlin).
„Johannes Schlaf." Von Friedrich Weissinger (Die Literarische Welt VIII, 26. Berlin).
„Friedrich von Gagern." Von Robert Hohlbaum (Radio VIII, 40. Wien).
„Kolbenheyer über die Gegenwartsaufgabe der deutschen Dichtung." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum XIV, 8. Hamburg).
„Ein Selbstporträt." Von Wilhelm Schussen (Schussenrieder Anstaltszeitung „Schallwellen" 1932, 1. Juli).
„Ludwig Fulda." Von Lothar Ring (Radio VIII, 36. Wien).
„Wilhelm Hausenstein." Von Franz Arens (Die Literarische Welt VIII, 26. Berlin).
„Franz Nabl." Von Emil Kast (Der Kunstwart XLV, 9. München).
„Lion Feuchtwangers ‚Jud Süß'." Von Max Huettner (Deutsches Volkstum XIV, 8. Hamburg).
„Hermann Boßdorf." Eines niederdeutschen Dichters Werden und Wirken. Von Albrecht Janssen (Westermanns Monatshefte LXXVI, 911. Braunschweig).
„Wasser, Brot und blaue Bohnen [Gustav Regler]." Von Alex Reichmann (Das Tagebuch XIII, 24. Berlin).
„Kleiner Mann [Falladas Roman]." Von Arno Schirokauer (ebenda, 25).
„Erklärungen zu ‚Leben in dieser Zeit'." Von Erich Kästner (Der Scheinwerfer V, 18/19. Essen).
„Meine Bücher suchen mich." Von Helene Voigt-Diederichs (Westermanns Monatshefte LXXVI, 911. Braunschweig).
„Hildegard von Hippel." Von Robert Jakober (Die Christliche Welt XLVI, 10. Gotha).
„Gina Kaus." Von Oskar Bendiener (Radio VIII, 38. Wien).
„Die schönste Situation in meinen Büchern." Von Blunck, Bonsels, Brod, B. Frank, Leip, A. Neumann, R. Neumann, Salten, Thieß, Zahn (Die Literarische Welt VIII, 27. Berlin).

* * *

„Die Islandromane Gunnar Gunnarssons." Von Ernst Alker (Hochland XXIX, 9. München).
„Hinweis auf den székler Roman." Von Ernst Jekelius (Klingsor IX, 6. Kronstadt).
„Turgenjew in der deutschen Kritik bis zum Jahre 1883." Von J. Eichholz (Germano slavica I. 1. Prag).
„Der Akademiker Jakob Stählin und seine Materialien zur Geschichte der russischen Literatur." Von P. N. Berkov (ebenda I, 2.).

* * *

„Kühnheit und Begeisterung." Von Johannes R. Becher (Die Linkskurve IV, 5. Berlin).
„Gemeinschaft." Von Martin Buber (Die Literarische Welt VIII, 23. Berlin).
„Wiederauferstehung des deutschen Humanismus." Von Leopold Dingräve (ebenda 27).
„Zur Ideengeschichte des ‚Konrad Wallenrod'." Von O. Fischer (Germano slavica I, 1. Prag).
„Sudetendeutsche Dichtung 1930 und 1931." Von Josef Mühlberger (Sudetendeutsches Jahrbuch 1931, Kassel-Wilhelmshöhe).
„Deutsch-Nordische Kulturbeziehungen." Von Ulrich Peters (Zeitschrift für Deutsche Bildung VIII, 6. Frankfurt a. M.).
„Der Dichter und die nationale Idee." Von Gustav Christian Rassy (Ostdeutsche Monatshefte XIII, 3. Berlin).
„Die Einstellung des jungen Künstlers zu unserer Zeit." Von Gustav Resatz (Der getreue Eckart IX, 9. Wien).
„Das Gedicht in der Schule." Von Jakob Schaffner (Schweizer Erziehungs-Rundschau V, 2. Zürich).
„Theologisches zur Theaterkrise." Von P. Expeditus Schmidt O. F. M. (Der Neue Weg LXI, 11/12. Berlin).
„Eine Dichter-Internationale für Völkerfrieden." Von Helene Stöcker (Die Neue Generation XXVIII, 6/7. Berlin).
„Dichter als Biographen." Von Hiltgart Vielhaber (Sozialistische Monatshefte 1932, 6. Berlin).
„Arbeiter-Theater und proletarisch-revolutionäre Schriftsteller." Von Wemami (Die Linkskurve IV, 6. Berlin).
„Kleine Bilanz des Dramas." Von Karl Westhoven (Der Scheinwerfer V, 17. Essen).
„Die Unterhaltungsliteratur." Von Fedor von Zobeltitz (Die Literarische Welt VIII, 24/25. Berlin).

Echo der Bühnen

München

„Ginevra oder der Ziegelstein." Komödie in fünf Akten. Von Max Halbe. (Uraufführung im Residenztheater am 7. Juni 1932.)

Warum denn nicht? Man kann den Baumeister Solneß auch einmal als Posse schreiben. „Die Männer werden nicht älter, die Männer werden immer jünger, bis sie... wieder wie die Kinder sind", spricht in Bahrs „Konzert" die herzensgescheite Frau. Just in dieses Alter ist der Generalkonsul Stenzel gelangt, als er vor lauter Jugend anfängt, auf die Bäume zu steigen. Daß der Kühne, wie er vom Geäst der Linde zum Fenster der Geliebten hinüber auch noch fliegen will, in einen wohl vorbereiteten Heuhaufen herunterplumpst, ist nach vier Akten die Katastrophe, und daß er in der Zwischenpause zum fünften viel Buttermilch und grünen Salat zu sich nehmen muß, um zu genesen, ist die Reinigung. Bekanntlich haben ja auch sehr strenge Kunsttheoretiker behauptet, daß man den aristotelischen Begriff der Katharsis nicht physiologisch genug erfassen könne. Nun also!

Vorher rennt der Konsul bald in weißer Kapitänsuniform, bald in leinenem Turnanzug herum. Und richtig hat der Kletterer auch schon oberhalb des Knies ein Loch hineingerissen: die letzten Spuren des einstigen Naturalismus. Übrigens fehlt ja auch das bereits literarhistorisch gewordene Tischleindeckdich mit Kaffee und Napfkuchen nicht. Und schließlich ist sogar das Dichterische da, wie es eben bei Halbe immer da ist: als Schwingung, als Kehrreim, als frohweher Klang, als Sehnsucht rückwärts. Dieser Konsul Stenzel ist nämlich im Wesensgrund kein anderer als der Meister Grünewald in „Schloß Zeitvorbei" gewesen war, und er ist auch wieder der Adam Thor. Darum sind ihm die Jugend und die Liebe vorbeigeglitten, und die Zeit, die Zeit!... Also will er schnell noch das Glück oder Ginevra erhaschen, ehe der Ziegelstein fällt, eine Stunde, die sich längst geheimnisvoll angesagt hat. Da sich aber Ginevra in dieser Stunde auf den Glockenschlag mit einem Jungen vermählt, den sie Szenen hindurch ein wenig mit Koketterie, Ernst und Liebe gequält hat, so fällt der Ziegelstein gar nicht so böse, sondern lediglich nach dem Schwergewicht, das Posse, Schwank und Komödie haben.

Joseph Sprengler

Chemnitz

„Chaos." Kampf um die Macht. In drei Aufzügen. Von Werner Siemens. (Uraufführung am Schauspielhaus am 14. Mai 1932.)

Kirchengeschichtliche Ereignisse aus dem Jahre 1294, die Verdrängung des jesushaften Papstes Cölestin V. durch den ehrgeizigen Intriganten Gaëtani, bilden den stofflichen Hintergrund zu diesem in bühnentechnischer Hinsicht einfach und geschickt gearbeiteten dreiaktigen Schauspiel. Es zeigt sich, daß der Stoff durch die polaren Begriffe Altruismus und Egoismus dramatische Spannkraft besitzt; ferner, daß er durch seine ethisch-kirchliche Problematik und durch den religiösen Typ Cölestins dem Charakter unserer Zeit nicht wesensverwandt ist. Es liegen deswegen keine zwingenden Gründe vor, in einem so gearteten Bühnenwerk Zeitparallelen zur Gegenwart aufzeigen zu wollen, wodurch die so wertvolle, von Dostojewskijs „Großinquisitor" beeinflußte dichterische Ausdeutung des Stoffs, die sich organisch aus dem Drama ergibt, aus ihrer alles bedingenden und bestimmenden Stellung verdrängt wird.

Die politischen Probleme des Mittelalters wie die unserer nationalen Neubesinnung können in diesem vom Autor irrtümlich als religiös bezeichneten Schauspiel nicht objektiv wiedergegeben werden, um Parallelen der beiden Zeitepochen zu ermöglichen; Siemens

zeigt die Macht nur als Selbstzweck, nicht als Mittel zur Erreichung ethischer Ziele (Kalvin).
Von den mit religiöser Güte erfüllten Szenen, von der Kraft einer reinen, großen Menschenseele würde ein stärkerer ethischer Impuls ausgehn, wenn die Wirkung nicht durch eine pathetische, kaum aus der Tiefe kommende Sprache vermindert würde. K. Eidam

Mannheim

„Musik im Hof." Komödie. Von Edmund Wolf. (Uraufführung durch das Schauspiel-Studio des Nationaltheaters am 18. Juni 1932.)

Als letzte Uraufführung der Spielzeit erschien diese Komödie genannte Dürftigkeit auf der Bühne. Versuchsweise sozusagen und als Nachtvorstellung des Schauspielstudio dargeboten. Aber alle Milderungsgründe machen das Gericht nicht schmackhafter. Der Verfasser ist Edmund Wolf, ein Österreicher, und literarisch bis dato anscheinend unbekannt. Dieser Erstling wird ihn nicht bekannter machen. Ein verspätetes Stück Expressionismus, auf Sachlichkeit hin zubereitet, phantasielose Romantik, die einigermaßen schnodderig mit der Wirklichkeit paktiert, eine unerfreuliche und schwer erträgliche Mischung von Unechtem und marktgängigen Effekten. Das Milieu wäre kein schlechter Vorwurf. Straßensänger, Bettelmusikanten aus Not oder eigenster Berufung. Es ließe sich nach mancherlei Richtung etwas daraus machen. Aber Edmund Wolf versteht es ausgezeichnet, am Charakteristischen, Interessanten, Wichtigen vorbeizugreifen und das Belanglose, Ewiggestrige, obligate Schwankmotive, erotische Trivialitäten und billige Lebensweisheit aus Schnitzlers Nachfolgerschaft zum Inhalt seines Stücks zu erheben und das eigentliche Thema zu umgehen. Hier ist nichts von rebellierendem Ernst, von Humor oder Ironie oder hoffnungsvoll gärender Unreife. Hier ist nur Unzulänglichkeit und schöpferisches Unvermögen, trotz mancher äußerlichen Findigkeit und Fertigkeit.

Paula Scheidweiler

Echo des Auslands

Südafrikanischer Brief

Nach einer längeren Unterbrechung mögen folgende Angaben über die letzte Entwicklung der südafrikanischen Literatur auch für Deutschland von Interesse sein. Während eines anderthalbjährigen Lehraustausches am Natal University College in Pietermaritzburg (Natal) hatte ich Gelegenheit, das Wachstum südafrikanischer Kultur und Literatur aus allernächster Nähe zu beobachten. Als Haupt des Departements für „Hollands und Afrikaans", Sprache und Literatur, hatte ich mich einmal in Vorlesungen und Referaten eingehend damit zu befassen, außerdem war es mir möglich, durch persönliche Fühlungnahme mit Schriftstellern sowie durch Mitarbeit an Zeitschriften und Zeitungen in die Wesensart und in die Aufbaumöglichkeiten dieser Kultur einen tieferen Einblick zu gewinnen. Der besonders frische und beachtenswerte Aufschwung afrikanischer Dichtung, über den ich seit 1924 nach und nach berichten konnte, hat leider in den letzten Jahren nicht die erhoffte und erwünschte Blüte gebracht, so daß man mit Recht von einem Stillstand sprechen darf. Ist das in irgendeiner Weise zu deuten?
Wer im Lande selbst längere Zeit geweilt und Volk und Leute kennen gelernt hat; wer, wie es mir gegeben war, während voller 18 Monate mit der akademischen Jugend, ihrer Mentalität und Lebenseinstellung in nahem Umgang ständig in Berührung gekommen, dem ist es allerdings weder ein Rätsel noch eine Überraschung, wenn aus diesen zum größten Teil materialistisch erzogenen, traditionslosen Menschen keine Dichter und Denker erwachsen. Die jüngeren poetischen Kräfte, die sich wohl hier und dort, wie ich es selbst erlebte, regen, kommen nicht einmal mit ihrer Begabung durch, weil ihnen einerseits die nötige Anleitung und Unterstützung fehlt, andererseits eine aufbauende gesunde Kritik, wonach sie sich richten sollen, nicht vorhanden ist. Die Kritik, die meistens in sogenannten Diskussionsabenden zum Ausdruck kommt, ist, obwohl von gutem Willen erfüllt, meistens noch schulmeisterhaft pedantisch oder naiv oberflächlich und damit überhaupt keine Kritik.
Und doch ist Südafrika mit seiner heroischen Vergangenheit, seinem mit der Natur eng verbundenen und die Natur liebenden Volk und seinen landschaftlichen Schönheiten ein Land, das zweifellos starke dichterische Talente hervorzubringen vermag. Die Dichter der Burenkriege haben scheinbar ausgesungen. Erziehung, Wohlstand und Klima halfen wohl in den letzten Jahrzehnten dazu, den Nachwuchs mit der Zeit apathisch und gleichgültig zu machen. Sport- und Outdoor-Life tun das Ihrige dazu, um vorhandenes Gefühl für Poesie und Schönheit abzustumpfen, und wenn hier ein ehrliches offenes Wort gestattet ist, so tragen auch meines Erachtens die unseligen Debattiervereine, die in jedem Ort blühen, Schuld daran. Diese Debattier-

abende, die, nebenbei bemerkt typisch englisch sind, mögen zur politischen Schulung wohl viel beigetragen haben. Sie fördern zwar Redegewandtheit und Schlagfertigkeit, aber sie führen keine tiefgeistige Schulung herbei, wenigstens bei der Art, wie ich diese Veranstaltungen in Natal kennengelernt habe.

Da die Afrikaner, d. h. die Unionsbürger holländisch-afrikanischer Muttersprache, noch im Aufbau ihrer Kultur stehen, ist es begreiflich, daß allerhand Mittel angewandt werden, um das geistig noch unbeschwerte, meistens sehr materiell eingestellte Volk für literarische Schönheiten zu gewinnen und zu erziehen. Es wird deshalb viel geschrieben und publiziert mit dem einzigen Zweck, diesen Schichten des Volks eine unterhaltende und angenehme Lektüre zu verschaffen, damit sie nicht gezwungen werden, zum englischen Detektivroman oder zur Lovestory zu greifen. Die Lektüre literarisch minderwertiger Veröffentlichungen übt sogar vorderhand, wie Dr. G. Dekker in „Die Huisgenoot" berichtet, „einen größeren Einfluß auf die Erziehung des Afrikanervolks aus, als es die rein belletristischen zu erreichen vermöchten, denn die Mehrheit des Volks ist für rein künstlerische Werte noch nicht reif genug". Es wird somit in der Allgemeinbildung noch mehr in die Breite als in die Tiefe gearbeitet. Wer sich mit diesem neuen Sprachgebiet befaßt, muß sich dieser Tatsache bewußt sein und seine kritische Einstellung vorläufig noch danach richten.

In der literarischen Produktion des vergangenen Jahres fällt auf, wie wenig rein lyrische Werke vorliegen. Die Stimme jener Dichter, die selbst noch die Strapazen und Entbehrungen der Anglo-Burenkriege mitmachten, Not und Tragik der Konzentrationslager an eigenen Familienmitgliedern miterlebten, wie Celliers, Totius, Leipoldt, Malherbe, Visser u. a. scheint verstummt. Von dieser älteren Generation, die vor fünfzehn Jahren die niederländische literarische Welt aufhorchen und eine berechtigte Erwartung für diese neue Literatur am Kap der Guten Hoffnung aufkommen ließ, haben die meisten die Lyrik beiseite geschoben und ihre Kraft in den Dienst anderer Aufgaben gestellt. Totius hat seitdem hauptsächlich an der Bibelgesamtübersetzung ins Afrikaans mitgearbeitet und Leipoldt sich der Novelle und dem Drama zugewandt. Weiter darf nicht verkannt werden, daß seit dem Weltkrieg auch am Kap wirtschaftliche und soziale Probleme mit den überseeischen Maschinen und Erzeugnissen hauptsächlich aus Amerika eingezogen sind. Vieles, was Graf Keyserling in seinem Amerikabuch „America set free" geschrieben hat, ist auch auf Südafrika anwendbar.

Die vorliegende Buchproduktion des vergangenen Jahres, meistens Romane und Novellen, weist leider keine wesentliche Bereicherung und Entwicklung der südafrikanischen Literatur auf. Die starke Dichterpersönlichkeit, auf die das Schrifttum am Kap der Guten Hoffnung wartet, ist bis jetzt noch nicht aufgetaucht. Die paar neuen Gedichtbände verraten zwar hier und da dichterisches Talent, die meisten jedoch leiden noch an derselben Unbeholfenheit und Unreife vieler südafrikanischer Dichter oder stehen zu stark unter wesensfremden Einflüssen. Es sei doch daran erinnert, daß nicht alles, was aus der Feder fließt, verdient, im Druck festgehalten zu werden. Erwähnung verdient ein Gedichtband von J. D. du Plessis „Die Lied van Ali e. a. Gedigte". Du Plessis besitzt zweifellos ein fein empfindendes dichterisches Talent, das hauptsächlich da zum Ausdruck gelangt, wo er Leben und Atmosphäre des Orients zu vermitteln versucht. Sein Streben, lebensecht und persönlich zu sein, wirkt außerdem erfreulich. Der Professor für klassische Sprachen in Pretoria, T. J. Haarhoff, der sich durch seine Übersetzungen griechischer und lateinischer Werke bereits in Südafrika einen Namen gemacht hat, gibt uns in einem neuen Werk „Tria Corda" weitere Proben davon. Damit erschließt Haarhoff seinem Volk ein wertvolles Gebiet. Leider fühlt man in seinen sonstigen Gedichten zuviel den Denker und zu wenig den Dichter. Es fehlt ihm das stark seelische Erlebnis, das sich im Rhythmus und Schwung des Verses ausspricht.

Von A. van den Heever erschien eine Neuauflage seiner gesammelten Gedichte unter dem Titel „Eugène e. a. Gedigte". Van den Heever ist der Verfasser einzelner rhythmisch stark und gut gelungener Balladen wie z. B. sein „Ritrympie". Zum Schluß seien noch erwähnt Ben J. Dreyer „Liefdes-Liedjies en Kinder-Bietjies" und Eitemal „Phaeton e. a. Gedigte", beide in dem sehr rührigen Verlag van Schaik, Pretoria, erschienen.

Von der verhältnismäßig reichen Prosa, die uns vorliegt, ragt leider das Wenigste über das Niveau der Unterhaltungslektüre hinaus. Nur den Werken des bekannten Verfassers des „Ampie"romans Jochem van Bruggen ist ein gewisser literarischer Wert beizumessen. Zwei neue Bände erschienen von ihm: „In die Gramadoelas" (Verlag van Schaik), eine Sammlung allerdings sehr verschieden zu bewertender Skizzen. Als Bestes aus diesem Band gilt die Abhandlung „Org Basson", worin man den feinen Psychologen aus „Ampie" wiedererkennt. In dem zweiten Buch „Booia" (ebenda) betritt der Verfasser ein ganz neues, ihm nicht so sicheres Gebiet, die Welt des Eingeborenen. Der Held des Werks ist diesmal ein Kaffer, und es war für van Bruggen durchaus nicht leicht, sich in die Men-

talität und fremde Welt dieser Urmenschen hineinzudenken. Der Wert des Buchs, das eigentlich nicht abgeschlossen und abgerundet ist, liegt in den sehr lebensecht geschilderten Typen. Da wo van Bruggen uns das Gedankenspiel des Negers zu vermitteln versucht, ist es jedoch leider zu oft seine eigene Meinung, die zwischen den Zeilen hervorschaut. Sein gesunder einfacher Humor webt auch hier einen goldenen Faden durch die episch-dramatisch gehaltene Negergeschichte. — Eine weitere Skizzensammlung erschien unter dem Titel „Mooi Lemoene" von Léon Maré. Der Verfasser zeigt sich als feiner Beobachter der Wirklichkeit und besitzt ein warmes Mitempfinden für seine Mitmenschen. Auch sein gesunder Optimismus erfreut. Nur das Ohr ist bei ihm nicht so fein entwickelt wie sein Malerauge, ein Mangel an Gefühl für Wohlklang und Rhythmus wirkt manchmal sehr störend.

In der Reihe der Romane sind noch zu erwähnen „Jaloesie" von Jan van Nes und „Droogte" von C. M. van den Heever (ebenda). Letzteres behandelt in dichterischen Schilderungen die Tragik der durch die biblische Plage Südafrikas, die Dürre, von ihren Farmen vertriebenen Bauern. Die südafrikanische Kritik begrüßte „Droogte" etwas zu überschwänglich als ein „nationales Kunstwerk". — Aus der verhältnismäßig reichen Produktion unterhaltender Lektüre sind als wertvoller zwei Bücher des oben erwähnten L. Leipoldt herauszuheben. Als Fortsetzung seiner Geistergeschichten, „Waar Spoke speel" ließ er zwei Bände ähnlicher Skizzen erscheinen „Wat agter lê" (Nas. Pers, Kapstadt) und „Die donker Huis" (ebenda), ein Buch mit ausgesprochen pädagogischer Tendenz. Seine Geschichten geraten oft in zu starke Ausführlichkeit und Gelehrsamkeit, hauptsächlich da, wo er übernatürliche Erscheinungen behandelt. Hieran schließt sich eine Sammlung von Geistergeschichten an, von C. J. Langenhoven „Die wandelende Geraamte" (van Schaik, Pretoria). Die meisten dieser unterhaltenden Spukgeschichten sind vorher als Wochenbeiträge in der Familienzeitschrift „Die Huisgenoot" erschienen. Hendrik Brand, der sich als Detektivromanverfasser in Südafrika volkstümlich gemacht hat, veröffentlichte „Die swart Hand" (Nas. Pers, Kapstadt), und P. J. Grunewald einen Künstlerroman „Frans". Diesem Erstlingswerk mangeln Festigkeit im Aufbau und Tiefe des Erlebnisses. Von J. H. H. de Waal erschien eine flott geschriebene Familiengeschichte „Oorlog tussen twee Dokters" (Nas. Pers, Pretoria) und von C. B. Großkopf, dem Verfasser des verdienstvollen Buchs „Patrys hulle", eine Erzählung für die Jugend, „Swartslang" (van Schaik, Pretoria). Drei Werke, die uns in die Welt der Tiere versetzen, sind „Skankwan van die Duine" von G. C. en S. B. Hobson (van Schaik, Pretoria), „Slagoffers van die Rowers" von Shadwick (Nas. Pers, Kapstadt) und das gut geschriebene Kinderbuch „Ondank is die Wêreld se Loon" von J. M. Friedenthal. —

Im Anschluß an die Romane „Bodemvas" von S. Bruwer und „Sterker as die Noodlot" von Anna de Villiers sind folgende Veröffentlichungen von südafrikanischen Schriftstellerinnen zu nennen: Mimie Louw-Theron „Op eie Wieke", ein Familienroman, der zwar keinen Anspruch auf hohe literarische Kunst erhebt, jedoch gut geschilderte Szenen aus dem Kreis des südafrikanischen Familienlebens enthält. Diese Fragmente lassen Wertvolleres für die Zukunft erhoffen. Von der bereits bekannteren Romanschriftstellerin Marie Linde erschien ein neuer Band „Bettie Maritz" (van Schaik, Pretoria). Die Verfasserin zeigt auch hier gewählten Stil und eine gepflegte Sprache. Aus weiblicher Feder stammen noch die gesammelten Skizzen „Vonke" von Sita (van Schaik, Pretoria), die ebenfalls Versprechungen für die Zukunft bieten.

Obwohl Südafrika über ein eigenes nationales Theater nicht verfügt und für derartige Unternehmungen wohl noch nicht reif ist, wird doch allerhand für die Bühne geschrieben. Im ganzen Land erfreuen sich die Liebhaberbühnen regen Interesses. In den im vergangenen Jahr erschienenen, mehr oder weniger wertvollen Dramen vermißt man im allgemeinen die dramatische Kraft, d. h. die Ausbildung lebensechter Charaktere und die wirkliche dramatische Handlung. Sie stellen jedenfalls ein wertvolles Streben dar und liefern neuen und willkommenen Stoff für die Laienspiele im Lande. Zu erwähnen sind C. J. Langenhoven „Petronella"; J. H. H. de Waal „Die jong Skrywer"; L. Leipoldt „Die Kwaksalver", „Die laate Aand", „Afgode" und „Onrus"; C. H. Kuhn „Die grootste Genot"; D. F. Malherbe „Op die Trekpad". Ein Zeichen der Zeit ist auch in der Tatsache zu erblicken, daß die Tonfilmproduktion Südafrikas sich bereits einzelne kleinere Bühnenwerke der afrikanischen Literatur zur Bearbeitung gesichert hat. Ich wohnte selbst der Vorführung des Einakters von Großkopf „In die Wagkamer" bei, der unter dem Titel „Moedertjie" bei den Afrikanern Beifall erntete und ein angeborenes Schauspielertalent der Mitspieler verriet. Noch kürzlich haben die „African Theatres" einen Preis von 100 Pfund Sterling ausgesetzt für ein brauchbares afrikanisches Tonfilmmanuskript.

Südafrika wird von Tag zu Tag selbständiger. Der starke Wille, es zu sein, und der Stolz auf das, was auf diesem Gebiete schon erreicht wurde, liegen in dem Buch ausgesprochen vor, das 1930 anläßlich der Großjährig-

keit Südafrikas veröffentlicht wurde „Coming of Age, Studies in South African Citizenship and Politics“ (Maskew Miller, Kapstadt) und das allen, die sich über Südafrikas Aufstieg orientieren wollen, empfohlen sei.

Wer schließlich über Werden und Wachsen des „Afrikaans“ als heterochthonen Dialekt der niederländischen Sprache Wesentliches erfahren will, lese Kapitel XI des soeben erschienenen Buchs des bekannten holländischen Sprachgelehrten Prof. C. G. N. de Vooys: „Geschiedenis van de Nederl. Taal, in Hoofdtrekken geschetst“ (Verl. J. B. Wolters, Groningen 1931). Prof. de Vooys schließt sein Buch mit folgenden Worten: „Afrikaans ist nicht länger eine Tochtersprache, sondern eine Schwestersprache des Niederländischen, die die Zeit ihrer Großjährigkeit erreicht hat und nun einer eigenen Zukunft entgegentritt“.

Pieter Maritzburg (Natal) Marc. R. Breyne

Schwedischer Brief

Ist es ein Zufall, daß in dem Jahr, in dem Schweden von der Weltkrise erfaßt wurde, das literarische Leben des Landes eine größere Bewegtheit zeigte als seit langem? Das bis zum Überdruß immer wieder erzählte Kleinstadtidyll und der landschaftlich orientierte Bauernroman traten in den Hintergrund, es herrschen die Bücher vor, welche die Grausamkeit des Wirklichen schildern oder das Verhältnis von Leben und Gewissen. Frau Agnes von Krusenstjerna legte einen neuen Band ihres „von Pahlen“-Zyklus vor mit dem ebenso zeitgemäßen wie auch im besonderen zutreffenden Titel „Höstens skuggor“ („Herbstschatten“ — Bonnier). Die hier erzählten weiblichen Schicksale einer sich gleichzeitig verfeinernden und absinkenden Sippe überschreiten gelegentlich die Grenze zwischen Literatur und Gynäkologie — wenn auch nicht in dem Maß wie im vorhergehenden Band. Trotzdem muß mit allem Nachdruck anerkannt werden, daß hier eine Künstlerin am Werk ist, die an Sprachbeherrschung, Stilbegabung und Gestaltungsfähigkeit alle Schriftstellerinnen ihres Landes — die Lagerlöf natürlich ausgenommen — weit übertrifft. Man möchte der Kunst der Frau von Krusenstjerna, gerade weil hier ein schöpferischer Selbstbefreiungsprozeß vorliegt, eine feste weltanschauliche Grundlage wünschen, so wie die Undset sie sich errungen hat. Olle Hedberg enttäuschte nicht mit seinem zweiten, nach einem alten Tanzspiel benannten Roman, ist er auch über seinen Beginn nicht hinausgewachsen. „Skära, skära, havre“ („Der machtlose Zauberer“ — Norstedt) ist die Geschichte einer Jugendfreundschaft, die sich langsam und schmerzhaft löst als eine Frau dazu tritt. Eine sehr alltägliche Angelegenheit, aber dargestellt als ein notwendiger Lebensablauf, erzählt mit einem ungewöhnlichen Wissen um Forderung und Bitternis des Daseins. Stockholm wird mehr als das Chikago denn als das Venedig des Nordens betrachtet, das so oft ideologisch verschleierte Jugendproblem ganz illusionslos gesehen. Ein Fazit der Wirklichkeit, erfreulich auch durch seinen Verzicht auf die Hypertrophie des Erotischen. Im schwedischen Sektor der großen nordischen Romankonkurrenz wurde kein neuer großer Erzähler entdeckt, aber ein schon vorher anerkannter Dichter erwies wiederum die Echtheit seiner Berufung, der Finnland-Schwede Jarl Hemmer. Sein Buch „En man och hans samvete“ („Ein Mann und sein Gewissen“ — Bonnier) bekundet ein von Ehrlichkeit und Ethos getragenes Vordringen in die Tiefe der Welt: Sinngebung eines schuldhaft verfehlten Lebens durch christliche Opferbereitschaft. Der reiche sittliche Gehalt des Buchs, dessen düstere Ereignisse der Zeit des finnischen Bürgerkriegs angehören, findet freilich nicht stets Entsprechung in einer adäquaten Wirklichkeitsnähe, trotz vieler scharfgesehener Szenen. Hier haben wir einen weltanschaulich fundierten Zeitroman, der auf sozialsentimentale Linksdeklamationen ebenso vornehm verzichtet wie auf die betrübt-bürgerliche Sehnsucht nach gewesener Gemütlichkeit. Die beiden anderen preisgekrönten Romane sind enttäuschend; Karin Boyes Geschichte aus dem Stockholm unserer Tage „Astarte“ (Bonnier), wirkt konstruiert und in soziologischer Hinsicht unrepräsentativ, Py Sörmans „Aloë“ (Bonnier) ist eine aktuelle und heinesierende Neufassung des alten Motivs von „Il cavaliere Senso“, doch zu spielerisch und zu sehr vom Meridian des freischwebenden Intellektuellen aus geschrieben, um überzeugend wirken zu können. Aino Nordlunds Gefängnisroman „Medan han satt inne“ („Während er saß“ — Norstedt) behandelt die äußeren und inneren Erlebnisse eines durch seine kostspielige Frau auf Abwege geratenen Intellektuellen hinter Kerkermauern; im Vergleich zu deutschen Büchern gleicher Thematik ein sehr besonnenes und anständiges Werk, aber ohne eigentliche Tiefe der Problemstellung. Was sonst in Roman- oder romanähnlicher Form vorliegt, erhebt sich nur wenig über den gebräuchlichen Durchschnitt, gleichgültig, ob dadurch das saturierte und sordinierte Weltbild der älteren Generation oder die Neigung der Jungen zu soziologistisch-kritischer Betrachtungsweise repräsentiert wird. Auch der Roman des hochbegabten Sigfrid Siwertz „Saltsjöpirater“ („Salzseepiraten“ — Bonnier) enttäuscht, wenigstens dann, wenn man den unausweichlichen Vergleich mit seiner strahlenden Jugendarbeit „Mälarpirater“ zieht. Duftiger und graziöser als

sonst schwedische Bücher ist Vera von Kræmers Liebesidyll „Vem är mitt hjärtas dam i år?" („Wer ist in diesem Jahr die Dame meines Herzens?" — Geber), doch bei aller formellen Eleganz nicht so durchgearbeitet, daß man es als Kunstwerk bezeichnen dürfte.

Gesicht und Stil der neuen Generation zeigen sich besser in zwei Novellenbänden. So in Hans Botwids „Det ingen visste" („Was niemand wußte" — Norstedt), Ausdruck einer sehr klaren, sehr nüchternen, sehr präzisen Sachlichkeit, die nur unter einer gewissen Redseligkeit des Verfassers leidet; ein Meisterstück ist die Geschichte von der „Einsammlung", welche reiche Arme und gesunde Kranke rasch noch bei den armen Mitbewohnern veranstalten, bevor der Erwerb des Hauses durch die sparsamen Bedürftigen und nachfolgende Erhöhung der Mieten bekannt wird. Åke Lindströms unter dem Titel „Stackars Alexandra" („Arme A." — Norstedt) zusammengefaßte Novellen erzählen von — weißen — Schicksalen in afrikanischen Kolonien; schwedische Erzähler, die sich unter fremde Himmelsstriche verirren, machen — sofern sie sich nicht mit Reiseschilderungen begnügen — gewöhnlich keine gute Figur; Lindström indessen, der die tropische Welt offenbar aus eigener Anschauung kennt und sich an englischen Vorbildern geschult hat, zeigt eine glückliche Hand in der Gestaltung eigenartiger Lebensabläufe.

Aus der durchaus nicht einheitlichen Front der Jungen wurden zwei nicht uninteressante Vorstöße ins Gebiet des Dramas geführt — in jenen Raum, der nur sehr selten große schwedische Siege sah. Ebbe Lindes Stück „Brudsporre" (Bonnier) ist psychoanalytisches Zeittheater von der Krankheit moderner Jugend mit Quellenangabe für die Herkunft des Stoffs; der steglitzer Brudermord wird ins Schwedische übersetzt und Bruckner vereinfacht nachgeahmt. Tage Stam bereichert den Spielplan der proletarischen Weltanschauung mit einem Drama „Hjulet" („Das Rad" — Bonnier), in dem — eine überraschende Neuigkeit — der Untergang des Kapitalismus und der Sieg des Marxismus in Aussicht gestellt wird. Höheren literarischen Wert hat weder der eine noch der andere Versuch, aber als Symptome für die gegenwärtige aufgelockerte Atmosphäre Schwedens sind die beiden Stücke nicht zu unterschätzen.

Klarere und reinere Töne bietet die Lyrik, die von der alten Generation teilweise noch sehr in idyllischem Geist verwaltet wurde, die aber auch schon vor dem Auftreten von Jahrgang 1902 ff. sich mit Problemen abgegeben hat. Bo Bergman z. B. vertrat bereits vor dem Krieg die Meinung, im Leben wäre so manches fragwürdig und nicht jede Disharmonie durch Gedichte über helle Sommernächte, blühenden Flieder und das wartende Mädel am Gartenzaun überwindbar. Sein neuer Gedichtband „Trots allt" („Trotz allem" — Bonnier) zeigt ein Hineinwachsen in einen heroischen Pessimismus, wie er etwa von Spengler empfohlen wird, mit dem sonst — das ist gerade das Interessante — Bergman nur wenig geistige Gemeinschaft hat. Als repräsentativ für die Seelenlage der jungen Generation kann Sten Selanders lyrischer Zyklus „En dag" („Ein Tag" — Bonnier) gelten. In formaler Hinsicht starke Konzentration: zwölf Stunden eines Großstadtmenschen und seine wechselnden inneren und äußeren Erlebnisse; mit modernistischer Geisteshaltung, beeinflußt durch Spengler, Freud, Joyce und negativ gewendeten Söderblom, verbindet sich eine den Zusammenhang mit der Tradition wahrende Sprache und Metrik. Diese synthetische Einstellung verschaffte dem Buch Beifall auch von seiten der offiziellen Kritik. Die radikale Modernität, schwankend zwischen einer vitalistischen Orientierung an primitive Triebe und einem neuen Rationalismus, fand bisher ihre deutlichste Ausprägung in der finnland-schwedischen Lyrik, die in diesem Jahr unter anderem durch die Gedichtbände „Vårens cistern" („Die Zisterne des Frühlings" — Söderström), von Rabbe Enckell und „Block och öde" („Block und Schicksal" — Söderström) von Örnulf Tigerstedt bereichert wurde. Ein beachtenswerter Neutöner reichsschwedischer Herkunft ist Harry Martinson, dessen „Nomad" (Bonnier) vom Kritiker der Jungen, Sven Stolpe, sehr freudig begrüßt wurde.

Sven Stolpe macht in dem interessanten Essay „Livsdyrkare" („Lebensbejaher" — Bonnier) den Versuch, die geistigen Tendenzen der jungen schwedischen Dichtung zusammenfassend darzustellen, betont aber die vitalistische Orientierung allzu stark. An der Grenze zwischen souverän gestaltender Dichtung und indirekter Zeitkritik stehen die unter dem Titel „Leksaksballonger" („Spielzeugballons" — Geber) gesammelten Prosastücke Sigfrid Lindströms, teilweise meisterhafte Arbeiten eines ebenso geistvollen wie zurückhaltenden Schriftstellers, der konservative Form- und Stoffgesinnung mit offenbachscher Ironie verbindet; Stoffgeschichte als Geistesgeschichte bietet das kenntnisreiche und gründliche Buch von Olof Rabenius „Mörka gestalter och ljusa" („Dunkle und helle Gestalten" — Geber), in dem das literarische Bild Satans, Don Quichottes, Don Juans, Herakles', Ahasvers und Amaryllis' nachgezeichnet wird. Eine sehr glückliche Vereinigung von Literatur- und Lokalgeschichte stellt Martin Lamms Untersuchung dar „August Blanche som Stockholmsskildrare" („A. B. als Stockholmschilderer" — Geber), das auch seltenes

Illustrationsmaterial ausgräbt. Über „Karlfeldt“ veröffentlichte Torsten Fogelquist eine kleine freundschaftliche Monographie (Norstedt), die übrigens schon vor dem Tod des Dichters abgeschlossen war. Eine brauchbare Übersicht über „Svensk bokhistoria“ („Schwedische Buchgeschichte“ — Norstedt) gab Bert Möller, während Knut Tynell sich mit der Entwicklung der „Folkbiblioteken i Sverige“ (Norstedt) beschäftigte. Aus der Menge sonstiger — manchmal sehr guter — Essaybücher sei noch auf Knut Stenrings humorvolle, aber nicht ehrfurchtlose Darstellung schwedischer Märchen- und Sagengestalten hingewiesen („Otyg“ — „Gesindel“ — Norstedt).

Professor Fr. Bööks prachtvoll ausgestattetes Buch „Resa till Ungern“ („Reise nach U.“ — Norstedt) macht der Schilderungskunst des Autors alle Ehre. Auch wer weniger Sympathien für das Magjarentum empfindet als Böök, freut sich an seiner Wiedergabe ungarischer Lebensfülle und — noch mehr — an der scharfen Kritik der Friedensverträge von 1919. Gösta Attorps, Bööks erfolgreicher und stilistisch glänzend begabter Schüler, berichtet über seine Reise „Till Tatra“ („Zur T.“ — Norstedt); es finden sich unter anderem zwölf Seiten über den schweizerischen Volkscharakter, die mit sozusagen klassischer Prägung das Thema erschöpfen. Den deutschen Osten und sein baltisches Nachbarland schildert mit einfacheren Mitteln, aber durchaus lebendig Sven Wikberg in dem Buch „Från Bärnstenskusten och ordensriddarnas land“ (Geber).

Ernst Alker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die Flamänder von Prag. Roman. Von Karl Hans Strobl. Karlsbad-Drahowitz und Leipzig 1932, Adam Kraft Verlag. 316 S. M. 3,70 (5,50).

Diese Studentenhistorie, die tiefer, bedeutsamer, weltverbundener als andere Bücher ihrer Art aus einem schmalen Gesichtswinkel weite Horizonte zu überblicken trachtet, ist eine Neuausgabe des Stroblschen Romans „Der Schipkapaß“, der vor anderthalb Jahrzehnten erschienen, seither dem Buchhandel entzogen wurde. Das alte Prag der Jahrhundertwende, mystisch verzaubert, mit trüben Kräften geladen, taucht aus entschwundenen Hintergründen. Schlägermensuren, Bierschwefel, melancholisch verballhornter Ulk gespenstern über die Szene. Im Gelände des Scharkatals steht die Spelunke, wo Osman Pascha, der Studentenwirt unvergänglichen Angedenkens, als Fürst seines kleinen Reiches hauste. Hier wurde die Würde des Oberflamänders bei feierlichen Promotionen vergeben, nächtlicher Spuk, Berserkertum, Suff und Gelage bekamen ein eigenwillig erklügeltes Zeremoniell, das als romantische Wolke über dem Unfug hing, den man mit Inbrunst verübte. Die Farbenstudenten und Finken, die aus dem Tohuwabohu dieser Bieruniversität vormals den Weg ins Philistertum fanden, werden das Buch mit dem Gruseln lesen, das die Gefühle des Reiters über den Bodensee weckt. Aber auch Fernstehende, die mit dem Fanatismus dieser Balkangräuel nicht aus eigener Anschauung vertraut waren, werden den Zugriff der Erzählung bewundern, die zwischen Erinnerungsbildern, nationalen Kämpfen und grausam verqualmten Jugendsünden Einblicke in eine Welt gewährt, die nicht mehr die unsere ist, die aber Wirkungen auslöste, die wir als Erbe empfingen. Osman Pascha ist lange begraben. Das Wirtshaus zum Schipkapaß ist verfallen, unselig vermorscht und verludert. Die Geister, die hier rumorten, Sabotage mit Pflicht und Gewissen trieben, drängende Zukunft mit Dunst und Schabernack vernebelten, haben kein Heimatrecht mehr in dem entgötterten Gehöft. „Die Flamänder von Prag“ geistern als sagenhafte Überlieferung durch schämig versteckte Studentenbuden. Die meisterhaften Romankapitel Karl Hans Strobls haben Gewalt und Befugnis, die Meute der Totgeglaubten zu bannen.

Prag — Paul Leppin

Wie wir unsere Armut tragen . . . Ein tröstliches Buch. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1932, L. Staackmann. M. 2,— (3,—).

In dem neuen, immer stärker werdenden Bekenntnis unserer Zeit zur Natur, in der unbedingten Hingabe an Baum und Wald, Feld und Flur, an Sturm, Sonne und Stille, in dem Herausstreben aus der Steinwüste der Städte und der Flucht vor öder Mechanisierung, sieht er die wirkenden und gestaltenden Kräfte unserer Gegenwart.

Oft geht dem Dichter dieses lebendige und tiefe Naturgefühl geradezu in das Gottesgefühl über. Er findet Gott in der Natur, empfindet ihn und schaut beseligt und getröstet, wie ein antiker Pantheist, fromm und gottselig in den Räumen umher, die sich ihm zu Domhallen wölben.

Wenn er von dieser seiner Naturverbundenheit erzählt, wird seine Stimme wärmer und es gelingt seiner großen Sehnsucht wohl, den goldenen Nibelungenhort für ein paar Augenblicke so weit emporzuheben, daß er leuchtend durch die grauen, ewig rinnenden Fluten schimmert. Man mag dann die leuchtende Fülle der Erdenschönheit kaum zu fassen, und selbst die Schatten im Bilde scheinen nur dazu da zu sein, das Licht zu heben und heller zu machen.

Licht, viel Licht hat Bartsch in sich hineingetrunken; ein fröhliches, unverwüstliches Herz und sonnenhafte Augen, die früh ins Grüne sehen, sind sein beneidenswertes Erbteil. Seiner Seele süßester Rausch besteht darin, alle eigenen Freuden und das letzte bißchen Besitztum bedenkenlos an Arme fortzuschenken. „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König“, sagt Lessing, und Menschen wie Rudolf Hans Bartsch zeigen die Wahrheit dieses Worts.

St. Andrä-Wördern — Albert Leitich

Dorfbanditen. Erlebnisse aus meinen Schul- und Lehrlingsjahren. Von Oskar Maria Graf. Berlin 1932, Drei Masken-Verlag. 127 S.

Der Autor erklärt in dem gleichzeitig erschienenen „Notizbuch des Provinzschriftstellers Oskar Maria Graf“ (Zinnen-

Verlag, Wien), die ewige Loberei seiner Bücher gefiele ihm gar nicht. Ein kräftiger Verriß sei ihm lieber, weil er das Publikum mehr zum Kaufen reize. Es tut mir leid, aber ich muß Graf enttäuschen. Seine „Dorfbanditen" lassen sich beim besten Willen nicht verreißen. Das Buch ist prachtvoll.
Leichtsinnige, grausame Spiele unter den Brüdern und Kameraden, Schabernack, Streiche, Lausbubereien, Kampf gegen Lehrer und Pfarrer, Schufterei und Abenteuer mit kauzigen Gesellen in der elterlichen Bäckerei zu Berg am Starnberger See — wir kennen das Milieu schon aus Grafs Lebensbeichte „Wir sind Gefangene" und wir freuen uns dieses Wiedersehens. Trotz aller Psychologie und Pädagogik wissen wir noch immer viel zu wenig von der Seele des Kindes, der Halbwüchsigen. Im Grunde weiß jeder nur, was und wie er selbst erlebt hat. Die Dichter können am besten Auskunft geben. Ihre Kindheit ist nicht nur Stoff, sondern oft auch Quelle ihres Schaffens. Sie ist nicht immer der sauber gepflegte Garten gewesen, als der sie uns später mitunter erscheint, aber auch nicht die Hölle der Triebe, wie die Psychoanalyse sie hinstellt. Harmlosigkeit und Bosheit sind beim Kinde noch eins, es ist mitleidlos — in aller Unschuld. Das kommt bei Graf wieder einmal überzeugend zum Ausdruck.
Graf erzählt wie immer: „natürlich" im besten Sinne. Jeder Satz ist rund und prall. Man hat Graf oft mit Ludwig Thoma verglichen. Mir scheint, es ist nicht mehr die Frage, ob er ihn erreichen wird. Graf ist auf dem Wege, Thoma zu übertreffen.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Bergblut. Roman. Von Joseph Hergesheimer. Berlin 1932, E. Rowohlt. 266 S. M. 4,80 (6,80).

„Bergblut" zählt zu den Erstlingswerken Hergesheimers. Es gehört jener frühen Zeit seiner Produktion an, die vor den „Drei schwarzen Pennys" und dem „Pariser Abendkleid" liegt und künstlerisch durch die Problemstellung gekennzeichnet ist: ein Mann, wählend zwischen zwei Frauentypen, hinneigend zur irdischen Liebe, aber durch Reue und die Erkenntnis eines leidgeprüften Herzens für die himmlische gerettet. Man mag einwenden, das Buch sei in seiner Linienführung vielleicht zu bedacht aufs gute, versöhnliche Ende aus, und keine Gleichung mit zwei Unbekannten könne besser, restloser gelöst werden. Wer aber das meint, in einschränkendem Sinne meint, der übersieht, daß Hergesheimers Talent ein sehr geordnetes, in seinem erzählerischen Fluß unwiderstehlich zielstrebiges ist. Es gibt nicht vor, etwas anderes zu sein als es ist, jedoch die Erfordernisse seines Genres, des Unterhaltungsromans von wirklichem Niveau, erfüllt es ganz. Kommt hinzu, wir in Deutschland haben keine Begabung dieser Art, die mit dichterischen Mitteln und erstaunlichem handwerklichen Können Menschen so unverlierbar darstellt und ihr vom Tode bestimmtes, ihr schicksalumwittertes Leben dem Leser vor der Verweslichkeit bewahrt.
Da ist zum Beispiel der Postkutscher Gordon Makimmon. Seine Vorfahren sind einst aus Schottland in die nordamerikanischen Berge verschlagen. Dumpf wie ein halbes Tier lebt er dahin. Alles, was ihm geschieht, insbesondere der plötzliche Reichtum durch seine Heirat, verhärtet ihn. Es bleibt unvergeßlich, wie Makimmon durch schlimme innere Unentschiedenheit seine herrliche, noch so mädchenhafte Frau Lettice umbringt und erst nach ihrem furchtbaren Ende aufwacht, ihres Wertes inne wird und sühnt.
Das Buch hat ein großer Landschafter geschrieben. Es sind Stellen darin von hinreißender Schönheit, einzigartige Schilderungen nordamerikanischen Dorflebens. Und dabei, was ist's? — nur ein Unterhaltungsroman.
Die Übersetzung von Dora Sophie Kellner liest sich ausgezeichnet.

Berlin — Jürgen Eggebrecht

Al Rondo. Novelle. Von Hermann Sinsheimer. Wien 1932, Paul Zsolnay. 195 S.

Hermann Sinsheimer hat mit dieser Novelle einem alten und heiklen Stoff neue Seiten abgewonnen. Das dürfte, sehr einfach und doch sehr schwer, darauf zurückzuführen sein, daß es sich nicht bloß um einen Stoff handelte, den er aufklaubte, ja, der „ihn gar nicht interessierte" (Schiller spricht einmal so vom „objektiven" Dichter und von seinen eigenen Dramen), sondern, im Gegenteil, um ein ureigenstes Erlebnis. Um etwas höchst Subjektives. Man fühlt das bald. Daß es dem Autor gelang, dieses Persönliche so leicht zu machen, so schwebend zu verallgemeinern, ja in eine gewissermaßen unpersönliche Schreibweise hinaufzusteigern, das scheint mir, vom technischen Standort des „Baues" gesehen, beachtenswert.
Es geht um das Problem des Wiedersehens, um die überraschende und improvisierte Zusammenkunft zweier Jugendfreunde. Zwanzig Jahre haben sie einander nicht gesehen, der brave, von Minderwertigkeitsgefühlen strotzende Subdirektor, achtbarer Bürger mit Monokel, Dr. jur. et phil., und Al Rondo, der Geheimnisvolle, dessen Name von allen Ankündigungssäulen strahlt, der Varietékünstler, das Rechengenie, auf den Programmen von Fragezeichen umgeben, die die Symbolik des Ganzen verstärken. Sie waren, wenn ich das so nennen darf, Feindfreunde, und eben darum unzertrennlich. Wie nun dieses Wiedersehn zustandekommt, was sich alles vor- und dazwischenschiebt, wie andere, neue Probleme auftauchen und gelöst werden, das ist reizvoll und spannend. So klar die bürgerliche Atmosphäre des einen gezeichnet ist, so absichtlich verwischt, wie hinter Rauch- und Puderwolken, bleibt die „höhere" Bohemienwelt des andern. Dabei ist das Ganze, was sehr nahe gelegen hätte, ohne Ironie behandelt, oder nur mit einer ganz unmerklichen Ironie, nichts ist dick aufgetragen, alles ganz dünn, wie mit Wasserfarben. Keine Spur von „literarischer" Ambition. Gerade das ist sehr schwer und, nachdem es gelungen, sympathisch.

Wien — Adelbert Muhr

Ostwind. Roman der oberschlesischen Katastrophe. Von August Scholtis. Berlin 1932, S. Fischer. 354 S. M. 3,25 (4,80).

Das merkwürdige Bekenntnisbuch des Oberschlesiers August Scholtis enthält so viele einander widersprechende Züge, daß man sich ihm auf verschiedenen Wegen nähern muß. Das Buch ist zunächst ein politischer Schlüsselroman, der die Regierungsmethoden des kaiserlichen Regimes in Deutschland ebenso schonungslos kritisiert wie die psychologisch falsche Haltung der in Oberschlesien durch Hörsing repräsentierten Nachkriegsherrschaft. Der Bauer will Land, das ihm vor dem Krieg der Großagrarier verweigert, während nach dem Krieg die deutsche Agitation sich auf die Städte beschränkt und somit Korfanty auf dem Lande leichtes Spiel hat, wenn er jedem Bauer die sprichwörtlich gewordene Kuh verspricht. Ob die politischen Entwicklungen wirklich so geradlinig waren, bleibe dahingestellt. Selbst wenn Scholtis ein schiefes Bild geben sollte, bleibt es bedeutsam, daß ein

Oberschlesier gestaltet, was sich dem Bürger des Landstrichs selbst als die Entwicklung darstellte. Denn hier liegt die erste große Schönheit des Buchs „Ostwind", daß einer ohne jede Tendenz, unbekümmert um Parteibildung und Opportunität, sich von der Seele schreibt, wie es ihn quält, daß man seine Heimat zerrissen, zum Schauplatz häßlicher Kämpfe und Bruderzwiste gemacht und durch eine sachlich unerträgliche Grenzziehung der Wirkungs- und Arbeitsmöglichkeit beraubt hat. Aber der politische Roman ist ja nur ein Teil des Buchs „Ostwind", das gleichzeitig eine Legende von der oberschlesischen Eigenart darstellt. Die beiden Aufgaben überschneiden einander, und da Scholtis von schriftstellerischer Ökonomie nichts weiß, entsteht ein manchmal beinahe wirres Hin und Her von Bildern, Handlungsfetzen, Andeutungen und Skizzen. In der Mitte aber steht „Kaschpar Theophil Kaczmarek, den das Dorf Tyll nennt", ein Eulenspiegel also, der in Oberschlesien beheimatet ist; nach dem gebirgsschlesischen Eulenspiegel Luntroß von Peuckert, nach dem märkischen Eulenspiegel Bracke Klabunds ein neuer Nachkomme der ewigen alten Volksbuchfigur, deren tragischen Sinn De Costers Buch für die Gegenwart neu entdeckte. Tyll Kaczmarek kennt das Leben der Bauern in Oberschlesien, er versteht die Stimmen der Tiere und der Geister, die in den weiten Wäldern Oberschlesiens noch lebendig sind, er ist gleichzeitig Zeuge der politischen Vorgänge: Seine Figur ist dem Dichter die Möglichkeit, aus divergierenden Elementen die Einheit eines Buchs zu schaffen. Der Weise in der Narrenkappe, der die Heimat und ihre Bewohner kennt und liebt, und die Regierenden, von welcher Seite sie immer kommen, kritisiert — das ist vielleicht der letzte Sinn des Buchs von Scholtis, das schriftstellerisch schlecht komponiert, ungestaltet und in vielem unfertig, aber von einer hinreißenden Leidenschaft und beinahe gewalttätig erscheint. Kenntnis der Heimat, die nie zu gelehrter Volkskunde wird, Liebe zur Heimat und allen Eigenarten des Oberschlesiers bis hin zur Neigung zum Aberglauben und zur Hartschädligkeit ohne Konzessionen: Mit dem Buch „Ostwind" und seinem Dichter Scholtis hat Oberschlesien seinen Schickele gefunden, der als Künstler soweit von Schickele entfernt ist, wie das Problem der Grenze im Westen Deutschlands vom Problem der Grenze im Osten unterschieden ist.

Breslau — Werner Milch

Nur ein Bauer. Roman. Von Artur Brausewetter. Breslau 1932, Bergstadt-Verlag. 220 S. Geb. M. 3,75.

Der Stoff ist aktuell, er liegt in unserer katastrophenschweren Luft. Von künstlerischer Hand zur Form verdichtet, rührt er auch solche an, denen er sonst wesenlos bliebe. Es geht, wie oft, wo revolutionäre oder gegenrevolutionäre Schwingungen deutlich mittönen, nachdrücklicher und stürmischer um das Was, als um das Wie.

„Ha, laß doch sehen, ob ihr Adelsbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall", deklamiert der junge Schiller. Brausewetter läßt seinen ritterlichen Großbauern zur adeligen Gutsherrin sagen: „Ihr Bruder und ich bebauen die Scholle, die in Ihrer, wie in unserer Familie seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn vererbt wurde. Ihre Vorfahren hatten größerern Besitz, sie stiegen zu Ehren und wurden geadelt. Wir blieben auf unseren kleinen Höfen, blieben Bauern und wollten nie etwas anderes sein. Das ist der ganze Unterschied." Das ist eine Seite der Fragestellung — und Lösung. Und Brausewetter führt das nach bewährtem Romanrezept herrlich hinaus zum happy end mit zwei kompletten oder in Aussicht stehenden Verbindungen von Adel mit Bauern- bzw. Bürgertum. Ein Gedanke gesunder Demokratie, der so selbstverständlich heute erscheint, daß man mit leidenschaftsloser Zustimmung darüber hinweg zu einem weiteren schreitet. Denn unter der Umhüllung einer erprobten Form liegt der brennende Kern eines tastenden Aposteltums. Die Not unserer Bauern hat Gerhart Menzel zu seinem Bauernstück „Bork" angeregt, das in der Tragik der Selbstaufopferung Eines' für Alle gipfelt, als die lodernd ins Werk gesetzte Selbsthilfe des „verzweifelnden Bauernheeres" versagt. Auch Brausewetter stellt, als Bedrückung, Verschuldung und Ausbeutung die Grenze des Erträglichen überschritten haben, einen Mann an die Spitze der auf Solidaritätsgefühl gegründeten erfolgreichen Abwehrorganisation, der bereit ist, sich zu opfern. Brausewetter wird manchem Widerspruch begegnen. Aber der Leser darf hier nicht auf Einzelfälle blicken, sondern das Ganze im Auge haben — die geistige und moralische Tendenz. Die Not der Bauern ist die eines Volks, das in bedeutenden seiner Wesensteile noch nicht verlernt hat, sich als Agrarvolk zu fühlen. So wird Brausewetters Buch eine schlichte Hymne zu Ehren solcher Kräfte, die sich dagegen wehren und verwahren, die Scholle als ein Handelsobjekt geschickter Konjunkturausnützer ge- und entwertet zu sehen. Solcher, denen Heimat Heiligtum bedeutet.

Breslau — Christa Niesel-Lessenthin

Die Hungernden. Ein Arbeitslosenroman. Von Albert Klaus. Berlin 1932, Verlag Der Bücherkreis. 205 S. M. 4,30.

Erzählt wird, wie ein arbeitsloser Familienvater nach zwei Hungerjahren verrückt wird, und wie ein arbeitsloser junger Mann eine Stenotypistin zur nur standesamtlichen Trauung führt. Hierin ein allgemeines Schicksal aufzuzeigen ist nicht geglückt. Um einen typischen Arbeitslosenroman handelt es sich also nicht.

Nun könnte in der Milieuschilderung trotzdem ein dokumentarischer Wert stecken. Nur müßte dazu überhaupt etwas wie Schilderung vorhanden sein. Leider existieren in diesem Roman keine Personen, sondern nur Namen, von denen umschichtig gesagt wird, daß sie Hunger haben. Die Gespräche sind dementsprechend Makulatur: „Es ist traurig, unendlich traurig heute, und glauben Sie, daß es für uns junge Menschen am schlechtesten ist?" Die „Gesinnung", die zuguterletzt auf den Arbeitslosen aus den Wolken fällt, äußert sich in längst verschollen geglaubten Phrasen: so schwingt der Kapitalismus die Peitsche und der Sozialismus die Fackel, und angesichts solcher Symbolik ist die Wahl natürlich nicht schwer.

Es handelt sich also um einen Rückfall in die sozialistische Traktätchenliteratur, doch nicht um „junge proletarische Dichtung", wie im Vorwort verkündet wird. Daß der Verfasser selbst seit langem arbeitslos ist, hat ihm weder dichterische Gestaltungskraft verliehen noch die kämpferische Haltung des Anklägers.

Berlin — Lili Lorsch

Schlacht vor Kohle. Aus dem Leben der Ruhrkumpels. Von Hans Marchwitza. Berlin, Internationaler Arbeiter-Verlag. (Der Rote 1-Mark-Roman, Bd. 7.) 120 S.

Keine Reportage, sondern ein Erlebnisbuch aus der Bergmannsarbeit im Ruhrrevier. Marchwitza läßt nicht Statistiken aufmarschieren; er zeigt die Verhältnisse an den Menschen, an einer Fülle von lebendig gezeichneten, sicher charakterisierten Menschen, die alle an dem gleichen Kampf, der gleichen zermürbenden Arbeit, der gleichen täglichen Not

teilhaben. Der propagandistische Charakter des Buchs tritt hinter dieser Sicherheit des Schilderns und Wissens zurück. Es wäre zu wünschen, daß das Buch nicht nur in die Hände derer gelangt, um die es werben soll. Es ist den Toten von Alsdorf, von Neurode und der Eschweiler Reserve gewidmet; um dieser Namen willen sollte Marchwitzas Schilderung auch von denen gelesen werden, die sich mit der parteipolitischen Tendenz nicht einverstanden erklären.

Berlin — Lili Lorsch

Die Rückkehr der verlorenen Tochter. Roman. Von Herbert Schlüter. Berlin 1932, Transmare-Verlag. 202 S.

Diese verlorene Tochter, die auf der Flucht vor einem Liebeserlebnis mit tragischem Ausgang ins Vaterhaus zurückkehrt, ist wie jenes unvergessene „Mädchen George" der Joe Lederer ein morbides Mädchengeschöpf, nur scheinbar amazonenhaft, in Wahrheit eine romantische Glücksucherin, die das Leben als grausam eindeutige Realität nicht erträgt. Der diese Geschichte berichtet, ist ihr letzter Geliebter; als sie mit ihm aus der ihr unerträglichen Zwangsatmosphäre des verwahrlosten väterlichen Gutes fliehen will, in ferne Länder, zu neuem Rausch der Seele, findet sie durch ein Autounglück den frühen Tod. Das Buch hat Atmosphäre, all diese Menschen hier leben sichtbarlich in einem Fluidum tragischen Ungenügens. Schlüter hat nach seinem Erstling „Das späte Fest" jahrelang geschwiegen, es hat sich ihm gelohnt, er bietet eine gestraffte und runde Leistung, ohne alle falsche Anmaßung, voll Takt, Sicherheit, Charme des Formalen. Es werden keine Ewigkeitswerte ausposaunt, dafür ist diese Jugend viel zu sehr eine suchende, die hier lebt, liebt, aneinander und füreinander leidet. Eine Jugend ohne Prinzipien, mit einer heimlichen Angst, sich festzulegen, dem dunklen Trieb des Lebens folgend, wie es sich gerade trifft. Ihre Moral ist die der Suchenden, d. h. unstabil und nur von Fall zu Fall erklärbar. Ein Hochstapler ist dabei und ein Arzt, eine Reiche, auch seelisch Besitzgierige, dessen Frau, und eine Arme, träumerisch Sehnsüchtige, eben die „verlorene Tochter". Dann ihr Vater, einst Chirurg, nun literaturvergrabener, einsamer Gutsherr ohne Mittel, hysterischer Schwächling und ergreifend zielloser Mensch, und des Vaters Mutter, eine furchtbare, lebensgierige Greisin. Was hier die Jugend vor dem Alter auszeichnet, ist ihre Kameraderie, ihr schüchterner Seelentakt, ihr Sichbekennen zum eigenen Gefühl. Vielleicht ist dies nur ein verlorener Teil der „heutigen Jugend", ohne Zukunftsimpuls und Drang zur aktuellen Aktivität. Dann jedenfalls ein sehr sympathischer Teil. Schlüter hat diesen Kreis von Fünfundzwanzigjährigen mit einfachen und doch zart eindringlichen Mitteln vor uns zum Leben erweckt.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Ziel in den Wolken. Von Balder Olden. Berlin 1932, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 204 S. M. 3,80 (4,80).

Oldens starke Sprachkraft, sein idealer Schwung setzen sich auch in diesem neuen Roman durch, mag man ihn auch infolge des gewaltsam tragischen Ausgangs als fragmentarisch empfinden. Ein Original wie Carl Peters in „Ich bin Ich", dieser Himmelsstürmer Reifenberg, der alle Menschen glücklich sehen will durch gleichmäßige Zuteilung von Arbeit und Lebensgenuß und der darum den großen transkontinentalen Rhein-Main-Donau-Kanal zwecks Erledigung des Arbeitslosenproblems plant. Ein rhetorisch sich Freunde Erzwingender, dem keiner entrinnt, dem er seine Ideen einpflanzt. Wie Peters erreicht er nur in der Idee sein Lebensziel ganz. Der Reklameflug für den Kanalbau, den er mit seinem „Gefolge" im Zeppelin unternimmt, endet mit der Explosionskatastrophe des Luftschiffs, als Folge des Eifersuchtsattentats einer Frau. Menschen, Pläne, Ballonteile zerstieben ins Nichts, zu Staub und Asche. Nur die Idee Reifenbergs wird bleiben, sagt der Dichter, hoffentlich ist er da Prophet. Neben dem Weltverbesserer, der er im Grunde wurde, um ein Jugenderlebnis in den Bergen, wo er fälschlich glaubte, gemordet zu haben, für sich aus der Welt zu schaffen, neben ihm, der oft statt hochgemut hochmütig ist, oft mit dem Feuer der Rede Nüchterne umnebelt, seelisch vergewaltigt, steht außer zwei anderen vor allem eine Frauengestalt, die zu den gelungensten Frauenfiguren Oldens gehört. Ein Mädchen, einst von Reifenberg vor kaltem Großelternhaß errettet, uneheliches Kind einer Nihilistin, ein zauberhaftes, ernstes, hochbegabtes, Reifenberg als dem Gott aus vollem Herzen dienendes Geschöpf. Im übrigen: interessante Nachkriegsschicksale, hochfliegende Gedanken. Das Buch eines Dichters, der sich redlich müht, den Menschen Klarheit zu schaffen und bessere Daseinsmöglichkeit.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Mächte. Vierzehn Gleichnisse vom Sinn und Widersinn der Welt. Von Wilhelm Mrsic. München 1931, Delphin-Verlag. 190 S.

Diese Märchen gehören jener Gattung symbolisierenden Erzählens an, der es um die Darstellung sittlicher Lebensweisheiten geht. Der trotz fremdländischen Namens deutsche Verfasser begnügt sich indessen nicht mit der primitiven Form einer seinem Zweck allzu deutlich entsprechenden Schlußwendung, sondern hat literarische Kultur genug, seine sinnbildlichen Einfälle im Ganzen der jeweiligen Erzählung herauszubilden und die Handlung möglichst wenig mit Abstraktionen zu belasten. Farbigkeit der Phantasie und Klarheit der Idee halten einander die Waage. Dazu kommt eine rege Beweglichkeit des Geschehens, die eine etwa ermüdende Eintönigkeit durchaus verhindert und das Werk als Gesamtheit wie in seinen einzelnen und inhaltlich sehr verschiedenen Teilen mit buntem Szenenwechsel ausstattet. Lebendige Menschenkenntnis wird durch ein warmes Empfinden vor dem Abgleiten in eine wenn auch noch so naheliegende Verbitterung bewahrt, und so kommen die elementaren Sinnbilder der Lebensmächte, die in diesen Märchen die Hauptrolle spielen, sei es nun die Schönheit in ihrer des eigenen Wesens unbewußten Natur, sei es die Jugend in ihrer dem Zeitbegriff überlegenen Daseinskraft, sei es Liebe oder Unsterblichkeit, Sehnsucht, Glück oder gar die Wahrheit in dem ihnen hier gegebenen Rahmen zu einer Gestaltung von überzeugender Deutlichkeit. Ersonnene Märchen sind immer der Gefahr ausgesetzt, durch ein Überwiegen der Bewußtheit, des intellektuellen Elements in ihrer Formung, um den eigentlichen Märchenton gebracht zu werden; von den hier in Rede stehenden Gleichnissen ist zu sagen, daß sie jener Gefahr glücklich entgangen sind.

Wolfsanger b. Kassel — Will Scheller

Roman einer Nacht. Von Wilhelm Speyer. Berlin 1932, Ernst Rowohlt. 296 S. M. 4,50 (5,50).

Speyer hat hier einem Kriminalvorwurf stärkste Intensität geliehen, er adelt das Genre und gibt zugleich durch einen seltsamen Trick, der spannungshalber nicht verraten werden

soll, viel vom Geheimnis schriftstellerischen Schaffens preis, das den Autor wie ein Medium oder einen auf Dächern in fahlem Licht balancierenden Mondsüchtigen treibt, im Trancezustand seinem Dämon zu dienen. Es geht etwas Zwingendes von dem Buch aus, obwohl es vielleicht erst nur als Spiel eines klugen Schreibenden mit seinen Lesern gedacht war. Aber die Gestalten ergreifen den Autor, wachsen ihm unter den Händen in dichterisches Format hinein, so daß man am Ende nicht weiß, wen man mehr bewundern soll, das große, haltlos sinnlich-geistig verspielte Kind, den Kriminalschriftsteller von Weltruf, seine wunderbar sanfte, mütterlich-madonnenhafte Gattin aus altem bayerischem Stamm, seine lebensgewitzte, springlebendige erste Frau, die er immer noch so nötig hat und mit der er einen ganz persönlichen Jargon redet, oder die Kinderschar, die da so auf Du und Du mit den Eltern herumtollt. Handlungsort das Vorgebirgsland der bayerischen Alpen, an einem See liegt des Autors Besitzung, die starke Natürlichkeit der gesättigten Landschaft fließt auch auf die Menschen über, die sie bewohnen, selbst auf im Ich Versponnene wie unseren Kriminalschriftsteller. Angedeutet sei, daß ein Mord passiert, der nach scheinbar tragischen Folgen eine unerhörte Lösung findet, so unerhört, daß man sich auch als aufmerksamer Leser zuerst an den Kopf faßt, um dann dem Autor in Gedanken zuzulächeln und einen Seufzer der Befreiung auszustoßen. Speyer hat lange nichts so Originales, vorwärtstreibend Lebendiges geschrieben, das Buch macht frühere, auf Konto „mondäner Zeitroman" entfallende Sünden reichlich wett.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Konkurs. Roman. Von Adolf Schüler. Leipzig 1932, A. H. Payne. 240 S. M. 2,85 (4,—).

Sympathisch das Vorwort dieses „Romans der lebenden Tage", wie der Untertitel des Buches heißt: „Das sind die Nachkriegssoldaten (nämlich die Menschen von heute), die hin und her gezerrt wurden durch nationales Gebrüll und antinationales Geschrei, die fanden den neuen Weg nicht, es gibt kein Zurück. Vorwärts, immer nur vorwärts, und die Augen nach vorne." Aber sonst handelt es sich hier weniger um einen Roman, obgleich eine Liebesgeschichte ohne Sentiments mit hineinspielt. Eher eine Auseinandersetzung neuer Jugend von heute mit Tradition und Anschauung von gestern. Der Verfasser ist absolut up to date, daß die Setzmaschinen kaum nachkommen. Sogar der japanisch-chinesische Konflikt ist schon mit verarbeitet, von Brünings Notverordnungen erst gar nicht zu reden. Adolf Schüler spricht schlechterdings über alles, über Ehe und Justiz, über Judentum und Kommunismus, über Hindenburg und den Nationalsozialismus — jedes wird hübsch etikettiert, man braucht nur nachzuschlagen wie in einem Konversationslexikon. Und zum Schluß bringt Schüler dann alles auf einen Nenner: „Ihr werdet es nicht glauben, es wird euch zu einfach erscheinen, zu naiv — der Weg heißt: Internationaler Nationalismus!" Schön, wenn das Herrn Schülers Meinung ist, aber mit Dichtung hat dann sein Roman so wenig zu tun wie ein politischer Leitartikel mit einem unpolitischen Feuilleton.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Barkhusen. Roman. Von Thomas Westerich. Hamburg 1932, Quickborn-Verlag. 282 S. M. 4,20.

In gutem, mittelholsteinischem Plattdeutsch schildert der Verfasser Leben und Treiben in einem abgelegenen Dorf, in dem ein Fahrrad noch als Wunder gilt, die Bauern sich gegen Maschinen und andere Neuigkeiten wehren und im übrigen im alten Trott dahinleben, bis auf einige Junge, die aus der Enge herauswollen und daher in schwere Konflikte geraten. Die Liebe zu seinem Stoff, zur Landschaft, zum niedersächsischen Volksschlag und allen mit diesem Stamm zusammenhängenden volkskundlichen Fragen, die Freude an allem Kleinen und Kleinlichen, die an sich anerkennenswerte Absicht, ein umfassendes, wirklichkeitsgetreues Bild bäuerlichen Lebens zu malen — das alles hat den Verfasser zu langen und langatmigen, für das Fortschreiten der Handlung belanglosen Schilderungen verleitet, die bei dem Mangel an Darstellungskraft doppelt ermüdend wirken. Eine Kürzung um die Hälfte würde der Arbeit nur zum Vorteil dienen; vielleicht würde dann eine kleine, nette Dorfgeschichte daraus, deren Wert aber immer noch mehr auf der volkskundlichen als der dichterischen Seite läge.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Verblutendes Deutschland. Ein Roman aus dem deutschen Wirtschaftsleben der Gegenwart. Von Friedrich Ferdinand Wegner. Berlin-Charlottenburg 1931, Arminius-Verlag. 199 S. Geb. M. 4,50.

Dieser Roman ist offensichtlich aus wirklichen Erfahrungen entstanden. Die besondere Lage eines Fabrikunternehmens, das sich als Außenseiter nicht den Diktaten des Unternehmerverbandes der elektrotechnischen Industrie unterwirft, auf eigene Weise einen fast zum Siege führenden Arbeits- und Verantwortungsweg geht, dann aber nach allerhand fehlschlagenden Machenschaften des Verbandes schließlich durch die Finanzmächte zu Fall gebracht, das heißt dem Verbande völlig unterworfen wird, ist den Tatsachen entsprechend. Das kapitalistische System wird in seiner Auswirkung hier überaus anschaulich. Der Verfasser begeht nur den Fehler, nicht den Kapitalismus als solchen für das Zerstörerische der Kredit- und Finanzverflechtungen und -absichten verantwortlich zu machen, sondern den Liberalismus! Was er für seinen Helden, den Fabrikanten Neuendorff, aber gerade fordert, ist ja die völlig persönliche Handlungsfreiheit, ohne jede Bindung an Kartellierungen! Er lehnt das Kartell ebenso ab wie das Großbanksystem. Er verlangt soziale und volksgemeinschaftliche Verantwortung! Und hier sind wir in der endgültigen Schwäche des sonst so sympathischen und flüssig geschriebenen Gegenwartsromans: er entbehrt der Tiefe im Psychologischen wie im Intuitiven, er entbehrt jener Schärfe, durch die allein Erlebnis und Erkenntnis sich über die alltägliche Durchschnittlichkeit zu erheben vermögen.

Berlin — Hanns Martin Elster

Till Scheerauer. Der Roman eines jungen Deutschen. Von Wilhelm Pleyer. Weimar 1932, Alexander Duncker. 358 S. M. 3,50 (5,50).

Ein Entwicklungsroman. Im Namen des Helden das leitende Motiv: Scheerauer, ein Spitzname, den andere ihm gegeben, den er selber aber für gut befindet. Von der Mutter her ist er ein Scheerauer (Scheerau entspricht dem böhmischen Schilda). Vom Vater aber hat er den lachenden Schelm, den Till, im Blut.

Genau und mit viel, manchmal zu viel Liebe, wird seine Abstammung, seine Kindheit und Jugend entwickelt. Fesselnder wird diese Entwicklung, wenn sie dem werdenden Manne, dem heranreifenden Gestalter und Künstler folgt, in dem zwei Seelen, ach, wohnen, sich zu Gegensätzen ausreifen, befehden, vereinen.

Das Buch eines jungen Deutschböhmen, von der Not des Auslanddeutschtums zeugend, erfüllt von Leben und Liebe.

Manchmal, wie gesagt, ein wenig breit angelegt, so daß Gefahr des erlahmenden Interesses im Anzug ist. Dann wieder fesselnd und nicht ohne vaterländische und nationale Stärke.

Danzig — Artur Brausewetter

Kristen Rasmusson der Wanderer. Roman. Von Ingeborg Möller-Lindholm. Deutsch von Hans Weinberg. Erlenbach-Zürich 1931, Rotapfel-Verlag. 282 S. M. 4,— (5,50).

Dieses vielfältig schöne, verhalten leidenschaftliche Buch kommt in jeder Beziehung aus dem Bezirk der Undset. Nicht nur, daß es unter fast jenseitigen Menschen spielt — 18. Jahrhundert; es hat von der gestalterischen Kraft der Undset, von ihrer beinah beispiellosen Fähigkeit, Vergangenheit gegenwärtig zu machen, von ihrer tiefen Liebe zur leidenden Kreatur Mensch. Dennoch ist es unverwechselbar eine andere Dichterin, die gelöster schreibt, nicht weniger dicht, aber summarischer, romanhafter. Sie erzählt von dem Leben eines Häufleins Menschen in norwegischer harter, strenger Berglandschaft, von einem Liebespaar darunter, über dem Blutschuld liegt. Der Held des Buchs ist eigentlich das Schicksal, ein so unerbittlich festgelegtes, daß ein seherischer Geist es verkünden kann. Aber der Mensch ist sogar stärker als sein Schicksal; indem er es auf sich nimmt, macht er es zu schanden. Aus einer historisch und naturhaft mystischen Dämmerung treten lebensvoll die Figuren, umwittert ebenso vom Verwesungshauch ihrer wiedergekehrten abgestorbenen Zeit wie von der Unversehrtheit ihrer menschlichen Wahrheit. Dieses Wechselspiel der Empfindung gibt dem Buch einen ganz geheimnisvollen Reiz, es ist halb traumhaft, halb erschauernd wirklichkeitsnah: Erlebnis in jedem Fall.

Berlin — Kurt Münzer

Die Brüder und ihre Frauen. Roman. Von Mazo de la Roche. Übersetzt von Lulu von Strauß und Torney. Jena 1932, Eugen Diederichs. 349 S. M. 4,— (5,80).

Ein ungemein wertvolles Buch — nicht im Sinn atemloser Spannungskraft oder sensationellen Stoffes. Mit ruhigem Behagen vertieft man sich mehr und mehr in das Leben dieser alten, jungen und kindlichen Familienglieder auf Jalna, einem kanadischen Gutshof, auf dem altväterischer Geschmack, Sorglosigkeit und Üppigkeit herrscht. In breitem, epischem Fluß der Sprache mit Ausmalung täglich wiederkehrender Details, die aber, fein abgewogen, in einer seltenen Lebendigkeit die vielen Menschen charakterisieren, wird hier erzählt. Und Lulu von Strauß und Torney, die Dichterin schöner Balladen und mächtiger Bauernromane, folgt mit dichterischer Einfühlung dieser Erzählermelodie bester Tradition.

Die Hauptgestalt des Buchs, die Großmutter, eine gewaltige, alte Frau, das Familienoberhaupt zweier Generationen, ist ein Meisterwerk der Darstellungskunst. Tyrannisch herrscht sie über die Söhne, die schon Greise sind, über Enkel und alles dazugehörige Angeheiratete, verschiedenen Blutes, verschiedenen Herkommens. Trotz gelegentlicher „Schlagkraft" ihrer schönen, ringgeschmückten Hände, trotz seniler kleiner Passionen für Süßigkeiten und Küsse von den frischen, jungen Lippen ihrer Nachkommenschaft wirkt sie nicht unsympathisch und wächst im Glanz des Jahrhunderttages zum großen Symbol eines Urweibes empor, das eine ganze Welt der Lebendigen in Liebe umfaßt.

Weimar — Gabriele Reuter

Literaturwissenschaftliches

Gerhart Hauptmann. Siebzig Jahre seines Lebens. Von Hans von Hülsen. Berlin 1932, S. Fischer. 138 S.

Es wird — bei der Fülle des im Lauf von vier Jahrzehnten Veröffentlichten — immer schwerer, Neues über Gerhart Hauptmann zu schreiben. Kritische Analysen, Pamphlete und Hymnen, sorgfältig registrierende Lebensbeschreibungen und umständliche Wiedergaben des gesamten dichterischen Werkes ... alles ist schon im Überfluß vorhanden. Und eine wirklich volkstümliche, weitesten Leserschichten zugängliche Einführung in Leben und Schaffen Gerhart Hauptmanns hat Hans von Hülsen selbst vor einigen Jahren bei Reclam herausgebracht. Wenn er nun gleichwohl ein neues Buch über Hauptmann vorlegt, so bedarf dieses Unternehmen wohl einer besonderen Rechtfertigung über den Anlaß des 15. Novembers 1932 hinaus. Hülsen gibt sie im Untertitel: „Siebzig Jahre seines Lebens." Sein Buch will eine weithin sichtbare, in möglichst knappen, aber desto sichereren Strichen hingesetzte Porträtskizze des siebzigjährigen Gerhart Hauptmann geben: die Zusammenfassung eines ungewöhnlichen Lebens — ohne überflüssige Details, mit nicht mehr anekdotischem Beiwerk, als für die Charakterisierung notwendig und wesentlich ist. Und das ist ihm in hohem Maße gelungen — so zwar, daß dem Fernerstehenden der Dichter Hauptmann vom Menschlichen her nahe gebracht und verständlich gemacht wird, wie er allmählich zum bedeutenden Repräsentanten seines Zeitalters emporwachsen mußte. Es ist kein Zufall, daß im Verlauf der Hülsenschen Darstellung Hauptmann selbst immer öfter und immer eindringlicher das Wort ergreift. Aber auch, wem Hauptmanns Leben und Werk vertraut sind, der wird aus Hülsens warm empfundenem und ein überreiches Material klug sichtendem Freundesbekenntnis noch genügend Anregung und Bereicherung empfangen. Dieses Buch ist kein trockener Bericht, keine pedantische Datenchronik, sondern eine von künstlerischem Temperament diktierte Erzählung von höchster Lebendigkeit: kleine, sorgsam ausgewählte Miniaturen sind in flottem Tempo aneinandergereiht, die durch die Persönlichkeit den Künstler Hauptmann Gestalt werden lassen, so daß der Leser in unmittelbarer Berührung bald leibhaftig gewissermaßen mit ihm Zwiesprache pflegt. Bei aller Knappheit gibt Hülsens Buch doch manche neue und interessante Einzelheit: wie Hauptmann vor bald vierzig Jahren anläßlich der neuyorker Hannele-Aufführung beinahe verhaftet worden wäre; wie Erich Schmidt in nobler und aufrechter Kunstgesinnung vergeblich für die Verleihung des Schiller-Preises kämpfte, die Wilhelm II. in unversöhnlichem Groll dem Weberdichter versagte; wie der frühere Kronprinz sein Unrecht gegen das breslauer Festspiel von 1913 einsah u. a. m. So bedeutet Hülsens Buch zugleich eine wertvolle Ergänzung zur bestehenden Hauptmann-Literatur. Es erscheint mir — reich bebildert und volkstümlich aufgemacht — besonders geeignet, in Gegenwart und Zukunft für den Dichter zu werben, dessen Werke noch immer „zwischen Liebe und Haß" weithin sichtbar über allem zeitgenössischen Schaffen aufragen.

Berlin — C. F. W. Behl

Der Begriff der Wahrheit bei Sören Kierkegaard. Von Theodor Haecker. Innsbruck 1932, Brenner-Verlag. 77 S.

Unter den katholischen Denkern, die sich mit hohem Ernst und auf Grund gewissenhaften und selbständigen Studiums mit Kierkegaard auseinandersetzen, steht der Schwabe

Theodor Haecker an erster Stelle; er hat auch eine stattliche Reihe Kierkegaardscher Schriften in neuen, beachtenswerten Übertragungen herausgebracht. Auf noch nicht achtzig Seiten gibt seine jüngste Schrift eine werthaltige kritische Untersuchung des in Kierkegaards Philosophie zentralen Begriffs der Wahrheit. Bedeutung und Grenze dieser Untersuchung liegt in der durchaus thomistischen Grundstellung ihres Verfassers. Ihr gemäß läßt Haecker der „großen, existentiell gedachten These Kierkegaards von der Wahrheit in der Subjektivität" volle Gerechtigkeit widerfahren: „Die spiritualistische Existenzialphilosophie Kierkegaards wird neben der Lebens- und Naturphilosophie die Aufgabe der nächsten Generation sein." Über jener „letztmöglichen subjektiven Wahrheit" steht jedoch für Haecker, ganz im Sinn des großen mittelalterlichen Scholastikers, des Aquinaten, „die reine objektive Wahrheit, die unverfälschte Lehre". In der Verkennung oder Beiseitesetzung dieser höheren, objektiven Wahrheit sollen demnach die wesentlichen Irrtümer Kierkegaards ihre Wurzel haben — eine Behauptung, die mit bemerkenswertem Scharfsinn im einzelnen ausgeführt und verfochten wird. Es ist nicht zufällig, daß ein kritischer Hauptstoß wider den „metaphysischen Ethiker Kierkegaard" sich gegen dessen „gleichsam verewigte" Leidenschaft der Entscheidung richtet. Hier steht, wie schon Duns Scotus, der protestantische Denker Kierkegaard für immer im nicht zu überbrückenden Gegensatz zu Thomas von Aquino ...

Weimar Heinrich Lilienfein

Hebbels Agnes Bernauer. Von Heinrich Meyer-Benfey. Weimar 1931, Hermann Böhlaus Nachfolger. XV, 140 S. M. 6,50 (8,—).

Wir sind gewöhnt, in Hebbels Agnes Bernauer die Tragödie der Schönheit im Anschluß an des Dichters eigene Meinung zu sehen. Meyer-Benfey wendet sich dagegen und will mit allem Rüstzeug wissenschaftlicher Interpretation zeigen, daß die bisher angenommene Einheit der Idee, der dichterischen Konzeption fehle, daß allmählich, ohne daß Hebbel es gemerkt habe, das Thema sich gewandelt habe. Zwei Konzeptionen lösen sich nach des Verfassers Meinung ab, das Liebesdrama und das Staatsdrama. Während das eine hinreißend geschrieben sei, sei das andere dürre Verstandesarbeit, weil Hebbel lebendiges Staatsgefühl abgehe. Man wird zugeben, daß der Verfasser auf den ersten Blick mit seinen Darlegungen besticht, aber unschwer lassen sich zwei Einwände dagegen erheben, von denen er den ersten selbst bemerkt hat. Die eigenen Aussprüche Hebbels lehnt er als nicht beweiskräftig ab, weil der Dichter über eine Dichtung, die aus den Tiefen des Unbewußten aufsteige, selbst nicht genau Bescheid geben könne. Zum anderen geht Meyer-Benfey zu wenig auf die Hebbelsche Kunstanschauung ein. Die „Erbsünde der Existenz", die bei Hebbel eine entscheidende Rolle spielt, würde in manchem zu anderer Bewertung führen, vor allem liegen hier die Mißverständnisse in der Auffassung der Schlußszene. Nicht gerecht wird der Verfasser auch der Gestalt des Herzogs Ernst, bei dem die Bezeichnung als „reiner Geschäftsmann" stark am Ziel vorbeischießt. In Einzelheiten wird man dieser umfassenden Auseinandersetzung mit der Dichtung verpflichtet bleiben, doch der Grundanschauung ist schwerlich beizupflichten.

Dresden Otto H. Brandt

Ausdruckswerte der deutschen Sprache. Eine Stilkunde. Von Wilhelm Schneider. Leipzig, 1931, B. G. Teubner. 256 S. Leinen M 9,60.

Den Problemen des Sprachstils ist man bisher wenig nachgegangen, und das erscheint begreiflich, solange analytische Betrachtung im Vordergrund stand. Heute, da man nach Synthese strebt, wird das bisher wenig Beachtete neu gewertet. Wilhelm Schneider ist einer von jenen, die mit am frühesten sich Stilfragen zugewandt haben. Es will wenig besagen, daß dies Buch ohne Wölfflins kunstgeschichtliche Grundbegriffe wohl nicht geschrieben wäre. Von ihm übernimmt der Verfasser seine Begriffspaare oder wird wenigstens von ihnen angeregt. Man wird bei abwägender Betrachtung einen gewissen Schematismus der Anlage nicht verkennen, aber er wird durch die Planmäßigkeit und Folgerichtigkeit aufgewogen, mit der der Verfasser die mannigfachen Ausdrucksmöglichkeiten prüft und untersucht. Glücklicherweise hat er seine Untersuchungen auf umfangreichem Material aufgebaut, das er vor allem der neuesten Literatur entnimmt. Das geschieht in dem umfänglichen zweiten Teil des Buchs, während der erste etwas zu knapp und wohl auch willkürlich die Grundlagen legt und Begriffe festlegt. Nur eben vermißt man den dritten Teil, der die Ergebnisse auswertet, und so setzt man zuletzt hinter die Untersuchungen Schneiders ein Fragezeichen. Zwar kann man Stileigentümlichkeiten interpretieren, ein anderes aber ist es, sie gesetzmäßig fassen.

Dresden Otto H. Brandt

Herder und Hehn. Von O. von Petersen. (Abhandlungen der Herder-Gesellschaft und des Herder-Instituts zu Riga. V. Band.) Riga 1931, G. Löffler. 90 S.

Daß Goethe und Hegel auf Hehns Denken stark eingewirkt haben, wissen wir seit langem, und Unger hat zuletzt diesen Einflüssen sorgsam nachgespürt. Nun tritt als dritter großer Anreger noch Herder dazu, dessen Gedankengut sich bei Hehn deutlich abhebt, selbst wenn er es nicht unmittelbar von jenem selbst, sondern aus der geistigen Atmosphäre Berlins hat. Von Herder stammt auf dem Umweg über Goethe die Art der Hehnschen Naturbetrachtung, auf dem Umweg über Hegel viele philosophisch-historische Gedankengänge. In mühsamer Kleinarbeit und bewundernswerter Akribie legt der Verfasser die Zusammenhänge klar, die zuletzt in der Herder und Hehn gemeinsamen Grundanschauung der Zusammengehörigkeit von Natur und Geist gipfeln.

Dresden Otto H. Brandt

Vormarsch ins 20. Jahrhundert. Von Gerhart Pohl. Leipzig 1931, Wolfgang Richard Lindner. 160 S.

In Zeiten, da Überaltertes zusammenstürzt, da im Qualm des Katastrophenbrandes die Richtung für den gesellschaftlichen Fortschritt verloren zu gehen droht, darf die literarische Kritik sich nicht mit der Funktion der ästhetischen Wertmessung begnügen. In einem solchen gesellschaftlichen Gefahrenstadium muß sie im Bewußtsein kultureller Verantwortung der sozialkritischen, gesellschaftswissenschaftlichen Betrachtungsweise das Primat zukommen lassen. In solchen Zeitläuften, da Kräfte, die ihr Daseinsrecht längst verwirkt haben, nicht verschwinden wollen und damit das chaotische Unheil weiter verschärfen, muß auch die literarische Kritik „einmünden in den allgemeinen Kampf um die geistige Erneuerung der Gesellschaft, muß also schöpferisch werden, im Sinne Lessings und Mehrings (oder ihre eigene Bedeutung verneinen)". Diese Erkenntnis ist für die kritische Wirksamkeit Gerhart Pohls, der fast ein Jahrzehnt die „Neue Bücherschau" geleitet hat, stets maßgebend gewesen. Sie ist es auch, die dem vorliegenden Essayband das ausdrucksvolle Gepräge gibt. Es war nicht Pohls Absicht, in systematischer Arbeit sein

Thema bis auf den Grund auszubaggern. Vielmehr war es ihm darum zu tun mit einer Reihe von zufällig entstandenen und später geordneten Bildnissen, Untersuchungen und Polemiken eine sozialkritische Gesinnung zu bekunden und zugleich einer desorientierten Zeit Kompaßdienste zu leisten. Aber trotz der gelegentlichen Entstehung der Aufsätze, trotz ihrer nachträglichen Gliederung und trotz des Fehlens mancher ragenden Pioniergestalt empfängt man von dem Buch den Eindruck der Geschlossenheit. Diese Wirkung darf man wohl auf die mit beachtlicher Konsequenz durchgeführte Untersuchungs- und Darstellungsmethode zurückführen und auf den Gesichtswinkel des Verfassers, der wie ein Giebeldach auf dem locker gefügten Gebäude der Aufsätze steht und eine gewisse Zusammengehörigkeit und Gebundenheit der einzelnen Teile bewirkt. Auf diese einzelnen Teile einzugehen, ist im Rahmen einer kurzen Anzeige nicht möglich. Deshalb muß man sich mit den Erwähnungen begnügen, daß zum Beispiel die Aufsätze über den sozialen Vorkämpfer Zola und über den bedeutenden Portugiesen Eça de Queiroz, den „Priester des Geistes gegen die geistliche Macht" wahre Kabinettstücke einer soziologisch orientierten Porträtierungskunst sind, und daß sich die polemisch gehaltenen Auseinandersetzungen mit kulturpolitischen Fragen durch Sachkunde und gedankliche Frische legitimieren.

Im ganzen darf man über Pohls phrasenfernes, zeitförderndes und mit glücklichen Formulierungen und Gedanken befrachtetes Buch sagen, daß es das Versprechen seines Untertitels einlöst: Es zeigt den Verfall und den Neubau der europäischen Gesellschaft im Spiegel der Literatur.

Berlin — Werner Türk

Friedrich Nietzsche: „Die Unschuld des Werdens". Der Nachlaß, ausgewählt von Alfred Bäumler. 2 Bde. (Kröners Taschenausgabe, Bd. 82/83). Leipzig 1931, Alfred Kröner. XL, 440 u. 514 S. Oktav. In Leinen je M. 3,75.

Ein englischer Richter, durch lange Erfahrung zum Zyniker geworden, sprach einst das witzige Wort: „Truth will come out even in the witness box" (Sogar aus dem Zeugenstand kann mitunter die Wahrheit kommen). Ein unter Büchersendungen und Verlegertricks ergrauter Rezensent könnte ähnlich sagen: „Auch auf Waschzetteln wird mitunter die Wahrheit gedruckt." Jedenfalls steht sie, die sonst so schmählich mißhandelte, auf jenem, den die Firma Alfred Kröner diesem Nietzsche-Nachlaß beigegeben hat.

„Nietzsches Nachlaß", so heißt es hier, „ist das große bisher unerschlossene Neuland, von dem aus Nietzsches Werk in seiner überwältigenden Einheit und seinen Hintergründen erst sichtbar, erst verständlich wird". Nur der Relativ-Satz enthält eine kleine Übertreibung, aber schon das Folgende ist wiederum wörtlich wahr: „Er ist kein ‚Nachlaß' im üblichen Sinne, sondern, geordnet und von dem Überflüssigen befreit, ein umfangreiches, vollgültiges, neues Werk von sieghafter Gewalt, in dem alle Hauptthemen Nietzsches unmittelbarer, unverhüllt, unerbittlich durchgeführt sind und gänzlich neue Zusammenhänge sichtbar werden; eine entscheidende Neuerscheinung für jeden Nietzsche Leser."

Dem ist so: nur einige wenige Abschnitte dieser beiden Bände sind dem Nietzsche-Freunde bekannt — das Meiste ist wirklich „Terra incognita". Wir staunen ob dieser Entdeckung, die uns so unerwartet zu Gesicht kommt; wir stehen in Ehrfurcht vor dem Abfall des Marmorblockes, aus dem der mächtige Philosophen-Hammer Nietzsches einst die Ideal-Statue des Übermenschen herausgemeißelt hat. Diese Marmorstücke aufzulesen, lohnte sich wahrlich der Mühe, welcher sich der Herausgeber Bäumler mit Erfolg unterzog, und angesichts dieser kostbaren Fragmente erinnern wir uns wieder des Nietzsche-Wortes: „Ich schreibe in zwei Zeilen, was ein anderer in einem dicken Buch schreibt — nein, was ein anderer da nicht schreibt."

Hier ein kleines „hors-d'œuvre" zu diesem opulenten Festschmaus: „Wer ein Finder seiner selbst werden will, muß lange als Verlorener gelten" ... „Das Zeitalter der großen Ereignisse wird trotz alledem das der kleinsten Wirkungen sein, wenn die Menschen von Gummi und allzu elastisch sind" ... „Vielfraße die einen, die anderen Schmetterlinge — verächtlich beide" ... „Ich bin hundert Male radikaler als Wagner und Schopenhauer, deshalb bleiben sie doch meine verehrtesten Lehrer" ... „Die Schätzung der Autorität nimmt zu im Verhältnis der Abnahme schaffender Kräfte" ... „Wir wollen Erben sein aller bisherigen Moralität und nicht von vorne anfangen. Unser ganzes Tun ist nur Moralität, welche sich gegen ihre bisherige Form wendet" ... „Jedes große Problem ist ein Symptom: ein Mensch mit einem gewissen Quantum von Kraft, Feinheit, Umfänglichkeit, hat es aus sich hervorgetrieben" ... „Gegen Bismarck: „Möge Europa bald einen großen Staatsmann hervorbringen, und der, welcher jetzt, in dem kleinlichen Zeitalter plebejischer Kurzsichtigkeit, als „der große Realist" gefeiert wird, klein dastehen" ... Zur Kritik der Vaterländerei: „Wer über sich Werte fühlt, die er hundertmal höher nimmt, als das Wohl des Vaterlandes, der Gesellschaft, der Blut- und Rassenverwandtschaft, der würde zum Heuchler, wenn er den Patrioten spielen wollte. Es ist eine Niederung von Mensch und Seele, welche den nationalen Haß bei sich aushält oder gar verherrlicht und bewundert" ... „Die Männer gelten als grausam, aber die Weiber sind es; die Weiber gelten als gemütvoll, aber die Männer sind es" ... „Man soll viel Geist haben, um mitleidig sein zu dürfen" ... „Zum Eigennutz sind die Meisten zu dumm". — Eine Frage drängt sich auf: Wie war es möglich, daß man alles dieses bisher geheim halten konnte? Warum hat man es nicht früher an das Licht der Öffentlichkeit gebracht? Ist unsere Zeit so reich, daß man solche Schätze kaltblütig in Archiven liegen lassen konnte? Daß man, wie ein moderner Gläubiger-Staat, das Gold eines Nietzsche in Kellern verborgen halten konnte, ohne es befruchtend auf eine dürre Welt zu lenken? Aber warten wir nicht lange auf Antwort: Seien wir vielmehr dankbar, daß endlich die unterirdische Schatzkammer ihre Juwelen hergab, daß wir des prächtigen Geschmeides ansichtig und einer neuen Nietzsche-Erleuchtung teilhaftig wurden.

Wiesbaden — Oscar Levy

Der Franzose im deutschen Drama. Von Helmut Schilling. Bern 1931, P. Haupt. 98 S. M. 3,20.

Man erwartet eine geschichtlich gegliederte Untersuchung, die das Was und Wie der einzelnen Franzosengestalten auf zeitliche, personale und dramatische Bedingtheiten hin prüft und Wandel bzw. Beharrung in der Auffassung des Franzosen begründend feststellt. Der Verfasser verzichtet auf diese Kärnerarbeit. Möglich, daß sie seiner Veröffentlichung vorausging. Philosophisch akzentuiert, wie er ist, versucht er aus dem Dramenmaterial, das Franzosen und Deutsche gegenüberstellt, unter bestimmten Gesichtspunkten wie: der Franzose als Rassen- oder Landesvertreter, Franzose und Heimat, Franzose und Familiensinn bzw. Liebe usw. Typen zu rekonstruieren, wozu die Dramatiker der verschiedenen Jahr-

hunderte ihr Mosaiksteinchen liefern. Beweiskraft fehlt den an und für sich trefflichen, nur bisweilen unnötig grundgängerisch philosophierenden Ausführungen. Die These: „Das deutsche Volk bleibt seiner Vorstellung vom Franzosen durch drei Jahrhunderte treu und zwingt seinen Schriftstellern eine stets ähnlich bleibende Charakteristik des französischen Menschen ab" wird nicht dadurch überzeugend bewiesen, daß man aus dem Material Typen konstruieren kann. Jede derartige Konstruktion kann Fälschung der Tatsachen werden.

Guben — Pirmin Biedermann

Hamlets Bühnenlaufbahn (1601—1877). Von Wilhelm Widmann. Aus dem Nachlaß herausgegeben von Joseph Schick und Werner Deetjen. (Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Neue Folge Bd. I.) Leipzig 1931, Bernhard Tauchnitz. XII, 276 S. 55 Abbildungen auf 32 Tafeln. M. 14,— (16,50).

Das ist die vierte Arbeit über das Thema: etwa ein Vierteljahrhundert nach dem Preisausschreiben, das sie anregte, erscheint sie im Druck — das „Wirtschaft, Horatio" ihres Helden klingt einem unwillkürlich im Ohr. Der Verfasser hat fleißig gesammelt; er bespricht die Bühnenbearbeitungen, legt aber das Hauptgewicht auf die schauspielerischen Leistungen und gibt damit seinem Buch die eigene Note, macht freilich auch die Lektüre hier und da ermüdend. Uns Nachfahren ist mit allgemeinen Schauspielercharakteristiken nur wenig gedient; die Berichte der Zeitgenossen werden erst dann wertvoll, wenn sie die Auffassung des Darstellers im allgemeinen, womöglich die Durchführung im einzelnen erkennen lassen. Hier hätte man auf mancherlei Spreu verzichtet; um so dankbarer wird man für die reichlichen Bildbeigaben sein. Im einzelnen hätten die Herausgeber solche Irrtümer wie in den merkwürdigen Angaben über die Bühnenverhältnisse zu Shakespeares Zeit auf S. 7 ruhig bessern sollen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Sophokles. Von Heinrich Weinstock. Leipzig 1931, B. G. Teubner. 297 S. M. 12,— (14,—).

Da „der Prozeß des Verstehens ein unendlicher ist", wie der Verfasser in der Einleitung sagt, ist immer ein Buch über einen antiken Dichter zeitgemäß, und wir erkennen aus dem vorliegenden Werk, daß für Sophokles „die Stunde gekommen ist", als Dichter der menschlichen Wirklichkeit neu erkannt zu werden. Eine Analyse der einzelnen Tragödien, auf modern psychologische Grundlage gestellt, nimmt den ersten Teil in Anspruch und gibt sowohl dem wissenschaftlichen Kenner wie dem gebildeten Griechenfreund Anregung. Dies ist namentlich in dem Aufsatz über den Staat — Antigone der Fall, der in dem heute besonders bemerkenswerten Satz gipfelt: „Der Staat aber, der sich selbst heilig spricht, zerstört sich selbst." Der zweite Teil beschäftigt sich mit der kulturphilosophischen Seite des sophokleischen Dramas und stellt es in den Kampf der damaligen Weltanschauungen. Das Entscheidende auf der griechischen Bühne war das Wort, denn in ihm wird „der Zusammenfall von Sein und Sinn deutlich". Diese Erkenntnis ist vorangestellt, und ihr ordnen sich die folgenden Aufsätze unter: Tragödie, Mensch, Dasein, Sein, Gott, Erbe und Anteil, um in einem Schlußwort über Sophokles selbst zu münden. Der Autor erklärt, daß sein Dichter die Wirklichkeit als Realist im ontologischen Sinn durch Wesenheiten wiedergibt. „Sein Werk ist frei von interessanter Kleinmalerei, sein Formgesetz ist die große Linie." Der interessante Essay kann als fesselnde Lektüre nur empfohlen werden, für den geistigen Menschen bleibt die hellenische Welt eine Zufluchtsstätte, die nicht wegleitet vom Leben der Zeit, sondern zu dessen besserer Erkenntnis führt.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Sonnenwende. Forschungen zur germanischen Religions- und Sagengeschichte. II. Band. Von Franz Jostes. Münster i. W. 1930, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 691 S. M. 26,40.

Im ersten Band dieses großen nachgelassenen Werks hatte der verstorbene münstersche Germanist die Religion der Kelto-Germanen behandelt, dieser zweite beschäftigt sich mit zahlreichen „Germanischen Wanderungssagen", mit der „Religion der heidnischen Merowinger" und untersucht den „Mythus in Kult und Legende". Es ist sehr schwierig und hier auf knappem Raum unmöglich, sich mit den von Jostes vorgetragenen Anschauungen auseinander zu setzen. Staunenswert ist das Wissen, mit dem er eine fast unübersehbare Fülle von Stoff, auch aus sehr entlegenen Gebieten, zusammenträgt, und überraschend, wie er sie unter neue Gesichtspunkte stellt. Seine Grundgedanken laufen darauf hinaus, eine viel tiefer greifende Einwirkung orientalischer und insbesondere auch ägyptischer Einwirkungen, als man bisher annahm, auf die abendländische, vornehmlich germanische Kultur nachzuweisen. Selbst in zahlreichen Heiligenlegenden des späteren Mittelalters glaubt er Einflüsse östlicher Mythologie und Astrologie feststellen zu können. Seine Ausführungen verdienen auf jeden Fall ernstliche Nachprüfung durch die gelehrte Forschung. Wenn sie als richtig anerkannt werden sollten, was mir sehr zweifelhaft ist, müßten wir auf vielen Gebieten gründlich umlernen.

Breslau — H. Jantzen

Das görlitzer barocke Schultheater. Von Herbert Hoffmann. Königsberg i. Pr. 1932, Gräfe und Unzer. 124 S. M. 5,50.

Diese sorgfältige und auf bisher meist unbekannten Quellen beruhende Arbeit ist ein wesentlicher und sehr erfreulicher Beitrag zur Geschichte des protestantischen Schuldramas. An dem altehrwürdigen städtischen Gymnasium Augustum in Görlitz wurde über 200 Jahre hindurch gespielt. Nachweisbar sind Aufführungen von 1548 bis 1765. Den Höhepunkt bildet die Zeit der beiden Rektoren Christian Funke und Samuel Grosser (1666—1736), die auf diesem Gebiet eine außerordentliche Regsamkeit entfalteten und auch selbst Dramen verfaßten. Ihre Wirksamkeit als Spielleiter und Dichter verfolgt Hoffmann bis ins kleinste auf Grund der in den görlitzer Archiven aufbewahrten Programme, Texte, Rechnungen und sonstigen Quellen. Sehr wichtig ist es auch, daß er über eine ganze Reihe von technischen Einzelheiten der Aufführungen berichten kann und ein vollständiges Verzeichnis aller von 1667 bis 1765 gespielten Stücke mitteilt. Auch fünfzehn wertvolle Abbildungen sind beigegeben.

Breslau. — H. Jantzen.

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. Herausgegeben von Günther Müller. VI. Band. Freiburg i. B. 1931, Herder & Co., GmbH. VI, 109 S. Geh. M. 5,—.

Der neue Band des katholischen Jahrbuchs, etwas schmaler als die vorangehenden, vereinigt in sich eine Reihe von Untersuchungen, die neue Wertungen versuchen. Der Herausgeber und Waldemar Gurian prüfen die Begriffe der

deutschen Aufklärung bzw. der französischen Romantik und suchen sie neu abzugrenzen. G. Hasenkamp will die geistige Struktur des deutschen Dramas der letzten vierzig Jahre klarstellen. Ihm scheint das neuzeitliche Drama, das in G. Hauptmann gipfelt, abgewirtschaftet zu haben, und er erhofft ein neues religiöses Drama von der Art, wie es in Claudels Columbus vorgebildet ist. Man wird den Versuch überschauender und zusammenfassender Betrachtung würdigen, aber im einzelnen viele Abstriche machen müssen, zumal der Verfasser sich oft in allgemeine Darlegungen verliert. Hermann Platz weist auf die Neubewertung Baudelaires hin, die sich seit dem Krieg anbahnt und in der das religiös Vorwärtstreibende herausgehoben wird. Die beiden anderen Aufsätze wenden sich spezielleren Aufgaben zu, einem schweizer Dichter des 16. Jahrhunderts und dem spanischen Fronleichnamsspiel. Alle Arbeiten bestechen durch die Geschlossenheit der Auffassung, selbst wenn man nicht in allem zustimmen kann.

Dresden — Otto H. Brandt

Die Entwicklung zur realistischen Seelenhaltung im Zeitdrama von 1840 bis 1850. Von Heinrich Friedrich Lohrmann. (Literatur und Seele. Beiträge zur psychogenetischen Literaturwissenschaft. Herausgegeben von Fritz Brüggemann. Band 1.) Berlin 1931, Junker und Dünnhaupt. 112 S. M. 5,—.

Die Wendung vom Individualismus zur sozialen Gemeinschaft im romantischen Roman. Von Fritz Lübbe. (Ebenda Band 2.) Berlin 1931, Junker und Dünnhaupt. 116 S. M. 5,—.

Mit den beiden vorliegenden Bänden wird eine neue Sammlung eröffnet, die sich einer entwicklungsgeschichtlichen literarischen Betrachtung zuwenden will, wie sie der Herausgeber vielfach mit Glück versucht hat. Wenn dabei auch nicht völlig neue Wege beschritten werden, sondern im wesentlichen eine Betrachtungsweise verfeinert und ausgebaut wird, wie sie vor Jahren zuerst Karl Lamprecht gewagt hat, so erschließen sich damit doch neue Perspektiven, und die beiden Arbeiten von Lohrmann und Lübbe sind zumindest sauber gearbeitet, wennschon sie sich in der Auffassung ganz ihrem Herrn und Meister anschließen. Aus der Fassung des Themas könnte der Leser auf eine Durcharbeitung des gesamten Materials der betreffenden Epoche schließen, doch das ist nicht der Fall. Vielmehr haben sich beide Bearbeiter jeweils damit begnügt, ihre Aufgabe einzuengen und ihr Problem an der Hand einzelner ausgewählter Beispiele eingehend zu erhärten. Nur eben — und damit rühren wir an die Schwierigkeit — ist die Frage, ob so tiefgreifende Entscheidungen jeweils aus einem begrenzten Material eindeutig gewonnen werden können. Die Verfasser isolieren um so mehr, als sie das Lebensgefühl losgelöst vom Zeitgeist erfassen wollen. Gerade Lohrmann zeigt die Mängel seiner Anlage deutlich, denn er unterschlägt den politischen Gedanken, die liberale Seelenhaltung so gut wie ganz. So schwebt seine Darstellung zu einem guten Teil in der Luft, und man wird in beiden Fällen die Auffassung nicht ganz los, daß die These gegeben war, die durch eingehende und, wie man gern zugeben wird, sorgfältige Analysen einzelner Dichtungen nur erhärtet werden soll. Was Lübbe für den romantischen Roman nachweist, führt Lohrmann für das Zeitdrama nach 1840 weiter aus. Beide zeigen, wie das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft sich jeweils ändert, wie der Mensch seinen individuellen Freiheitsdrang ständig einschränkt und zu einer immer stärkeren sozialen Gemeinschaftshaltung kommt. Die wertvollere Arbeit von beiden scheint mir die von Lübbe, der an der Hand der Romane nachweist, daß entwicklungsgeschichtlich Arnim wesentlich weiter als Brentano kommt. Während Brentano den ethisch sozialen Menschen noch leugnet, wird er bei dem anderen bereits anerkannt. Lohrmanns Darstellung verliert durch starke begriffliche Zuspitzung, auch wird man seinen Analysen, namentlich bei Hebbel, nicht immer zustimmen können. Darunter leidet das Ergebnis, daß die seelische Haltung der Menschen aus Zerrissenheit über aktive Resignation zu einer realistisch unproblematischen gehe.

Dresden — Otto H. Brandt

Erläuterungen deutscher Dichtungen. Ausgeführte Anleitungen zur ästhetischen Würdigung und unterrichtlichen Behandlung. Fortsetzung des gleichnamigen Werkes von C. Gude. Von Ernst Linde. 10. Band: Die erzählende Dichtung des 19. Jahrhunderts. 2., durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Friedrich Brandstetter. XII, 487 S.

Der sehr belesene Verfasser bespricht hier von 32 deutschen Dichtern des 19. Jahrhunderts (der erste in der Reihe ist Jean Paul, die letzte Enrica von Handel-Mazzetti) meist je ein Prosawerk, gelegentlich auch zwei Prosawerke oder eine Verserzählung (z. B. Webers „Dreizehnlinden", Reuters „Hanne Nüte"), nachdem er eine allgemeine Charakteristik des Dichters vorausgeschickt hat. Für die Auswahl der Stücke ist, nach seiner eigenen Angabe im Vorwort, maßgebend gewesen in erster Linie der Kunstwert, in zweiter, daß das Werk bezeichnend für seinen Urheber sei, in dritter seine Jugendgemäßheit und in vierter, daß es eine billige Ausgabe davon gebe. Es ist so eine etwas bunte Reihe zustandegekommen, die vor dem Auge eines modernen Literaturpädagogen nicht durchweg Gnade finden dürfte. Jedem Abschnitt sind Vorschläge für Aufsatzthemen angefügt. Linde versichert, es handle sich dabei nicht um „absichtlich schülerhaft oder doch schulhaft gehaltene Stilübungen", sondern um „Durchführung einzelner, in der vorangegangenen Betrachtung bereits angeschlagener Gedanken". Ich für meine Person muß jedoch gestehen, daß ich bei ihrer Lesung (z. B. bei Kleist „Inwiefern ist Michael Kohlhaas ein echtes Trauerspiel, nur in erzählender Form?", bei Stifters Hochwald: „Ist Leidenschaft immer unsittlich?", bei Heyse: „Mußte Andrea Delfin seinen Freund töten?") von unholden Erinnerungen an Deutschlehrer des vorigen Jahrhunderts geplagt worden bin.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Verschiedenes

Bismarcks großes Spiel. Die geheimen Tagebücher Ludwig Bambergers. Eingeleitet und herausgegeben von Dr. Ernst Feder. Frankfurt a. M. 1932, Societäts-Verlag.

Das menschliche Interesse dieser gewichtigen politischen Tagebücher gipfelt in dem „Geheimnis der 99 Tage". Zum erstenmal erfährt man, wer, ungeahnt, im Dunkel verharrend, 1888 dem Kaiser Friedrich und seiner Gemahlin mit klugem und geschicktem Rat selbstlos zur Seite stand. Im Grunde kannten die Betreffenden sich kaum, nur von einem langen Gespräch mit dem Kronprinzen wird berichtet. Bamberger fand diesen „ernst, aufrichtig und freisinnig, bescheiden und einsichtsvoll ohne irgendwelche Pose oder Effektmacherei".

Eine Freundin der Kaiserin vermittelte den geheimgehaltenen brieflichen Verkehr, durch seine nahe Freundin, die bedeutende Anna von Helmholtz, hatte die Kaiserin seit langem viel Lobendes über diesen Parlamentarier gehört. Neben den politischen Erwägungen spielt die Beurteilung Mackenzies und die Verlobung der Prinzessin Viktoria mit dem Alexander von Battenberg eine wichtige Rolle. Die Mackenzie-Frage wird von dem mangelhaft unterrichteten Bamberger mit „nationaler Niedertracht und Dummheit" abgetan, daß die Mutter sich über die tiefgehende Liebe, über die ewige Verzweiflung des jungen Paares rührende Illusionen machte, hat der kluge Mann wohl allmählich eingesehen. Weise, gewandt und würdig geht er schriftlich auf die Lage ein, mehrere Antworten der zusammengebrochenen Witwe sind schön und ergreifend.

Von menschlichem Interesse sind auch die unerwarteten Andeutungen über sein Ehedrama. Erst nach dem Tod der reizvollen, hochbegabten Gattin kam er nach Berlin, er erwähnte die Ehe nie oder nur als geringfügige Episode (dabei währte sie 30 Jahre). Einige seiner guten Bekannten erfahren erst durch dieses Buch, daß er überhaupt vermählt gewesen. Sehr zart, sehr feinfühlend schildert er sein Verhältnis zu „Anna", bei aller Zurückhaltung tritt die Vornehmheit seines Charakters hervor.

Der Schwerpunkt des Buchs liegt jedoch, wie der Titel aussagt, in Bambergers Verhältnis zu Bismarck. Es war näher als die Allgemeinheit wußte, aber gerade hier werden wohl die meisten manches auszusetzen haben. So beachtenswert viele Schilderungen, es fehlt das geschichtliche Augenmaß, das Verkleinernde wird einseitig hervorgehoben.

Zweierlei muß hierbei berücksichtigt werden: der junge, idealgesinnte Republikaner Bamberger wurde 1848 zum Tode verurteilt, mußte zwanzig Jahre lang in der Verbannung leben. Darf man billigerweise unbedingte vorurteilslose Gerechtigkeit verlangen? Außerdem schrieb er diese intimen Tagebücher, ohne ihre Veröffentlichung zu wünschen, nur als Gedächtnisstütze. Hätte dieser bedeutende ernste Mann auf Grund dieser meistens knappen Aufzeichnungen seine Erinnerungen späterhin verfaßt, sie wären zweifellos anders ausgefallen.

Nur einige beliebige Proben. Meines Wissens wurde stets einstimmig die Schönheit von Bismarcks großen Augen hervorgehoben. In einer austiftelnden, aber nicht eigentlich anschaulichen Zergliederung des Gesichts nennt Bamberger sie „mißtrauisch-freundlich, lauernd-hell, kalt-blitzend". Moltkes Kopf wird „unangenehm" genannt, von dem König Wilhelm wird während des Deutsch-Französischen Krieges, auch nachher, nichts günstiges angeführt, und es heißt: „der olle Willem ist mir jedesmal zuwider". Wenige vermochten so wie der geistreiche Bamberger den Genuß eines anregenden Gesprächs zu würdigen, er hat oft und oft an Bismarcks Tisch gesessen, hat ihm stundenlang zugehört. Nicht mit einem Wort bezeugt er den immer wieder von zuverlässigster Seite hervorgehobenen Glanz der Bismarckschen Unterhaltung, doch bewahrt er nur allzu eifrig jene ebenso oft bekundete schnoddrige Schimpfflut dieses vulkanischen Menschen. Einmal, fast nur dies eine Mal, fällt ein anerkennendes Wort; als Bismarck gestürzt wird, schreibt Bamberger: „Er ist doch als großer Teufel gegangen, der seine Nation überragte." Wie sorgfältig Kriegsgreuelgeschichten nachgeprüft werden müssen, wissen wir alle. Bamberger hat während seiner am Kriegsschauplatz verlebten Zeit viele deutschschädliche niedergeschrieben, nicht einen Zug heldenhafter Aufopferung, pflichttreuer Größe.

Ein Parteibuch ist veröffentlicht worden. Noch einmal muß betont werden — dies waren Notizen, dies war keineswegs Bambergers abschließendes Urteil.

Dr. Ernst Feder hat die Tagebücher sehr sorgfältig und sehr geschickt herausgegeben. Mag man auch vieles aussetzen, das Buch ist ebenso wertvoll wie interessant.

Berlin — Marie von Bunsen

Berlin. Wandlungen einer Stadt. Von Karl Scheffler. Berlin 1931, Bruno Cassirer. 243 S.

Die wesentliche Frage: an wen wendet sich solch Buch? Die Antwort lautet: an die Berlin aufsuchenden gebildeten Ortsfremden. Grund genug, es gerade den gebildeten Berlinern zu empfehlen.

Nicht nur Wandlungen einer Stadt, aus guter historischer Schau betrachtet, sondern vor allem Wandlungen des Autors. Scheffler bekennt es selbst, er sei aus einem Widersacher Berlins (die frühere Fassung seines Buchs blieb gewiß nicht unbeachtet) zu einem Liebhaber der Stadt geworden. Das ergibt die gute kritische Mischung. So bedeutungsvoll Werner Hegemanns tiefergreifendes Buch „Das steinerne Berlin" ist, die Abneigung gegen alles, was Hohenzollern wirkten und bauten, läßt eine objektive Darstellung der Baugeschichte Berlins nicht aufkommen. Scheffler geht nicht derart auf Einzelheiten ein, er schreibt, ich sagt' es schon, nicht für den stofflich Interessierten, sondern für den teilnehmenden Gebildeten, aber er hat vor Hegemann viel an Objektivität voraus, auch greift er, das Kulturbild suchend, weit über das Baugeschichtliche hinaus.

In einem zu weit: die Betrachtung der Museen dürfte in Hinblick auf den Gesamtplan des Buchs kürzer und knapper gefaßt sein. Andererseits: alles Wirtschaftsgeschichtliche ist zu Unrecht beinahe ganz ausgeschaltet worden.

Man muß Karl Scheffler nehmen wie er ist, und so, wie er ist, an ihm seine Freude haben: ein nur künstlerisch interessierter, künstlerisch sehender Mensch. Davon legt sein Berlin-Buch auf jeder Seite Zeugnis ab. Hier wird Berlin zu einer Stadtindividualität dank der Individualität Karl Scheffler. Und da Männer, wie er, heut rar geworden sind, da Berlins Individualität (objektiv gesehen) heut mehr denn je stärksten Veränderungen unterworfen ist, ist es angeraten, dies Schefflersche Berlin, ein Zeichen, das im Absterben begriffen ist und dem widersprochen wird, in Besitz zu nehmen und festzuhalten. Auch innerlich; innerlich zumal.

Berlin — Ernst Heilborn

Flucht aus Berlin? Von Hermann Ullmann. Jena 1932, Eugen Diederichs. 120 S. Kart. M. 2,60.

Ullmanns Schrift begnügt sich in dem allgemeinen Für und Wider zum aktuellen Thema „Berlin" weder mit Negation noch Verherrlichung. Sie ist kritisch, aber gerecht, denn ihr Verfasser weiß, die Perspektive „Berlins" allein genügt sowenig wie die der „Provinz": beide zusammen erst könnten ein Ganzes ergeben. Mit Recht wird als Voraussetzung angenommen: Berlin ist noch immer ein Komplex im deutschen Volksbewußtsein. Mitzuhelfen an der Zerstörung dieses unzeitgemäßen Komplexes, den wir uns in unserer Lage einfach nicht mehr leisten können, setzt Ullmann sich als Aufgabe. Berlin ist „als Zustand heute im fernsten Provinzler wirksam und real". So muß es „als ein Stück Realität", und zwar „ohne Ressentiment und Romantik vom deutschen Leben verarbeitet und bezwungen werden". Dabei geht es um mehr als um Berlin allein. Das Schicksal unserer Nation hängt nicht zuletzt von der „Gestaltungsfähigkeit" ab, die in

dem Verhältnis zwischen Hauptstadt und Land zum Ausdruck kommt. Viel ist schon gewonnen, wenn beide Teile klar die Funktionen Berlins erkennen. Erst dann können sie erfüllt werden.
Ullmann beschreibt Berlin als Stadt der Gegensätze, als Stadt ohne Landschaft (hier wird der geborene Berliner dem Österreicher widersprechen: die Havel ist keineswegs „Surrogatlandschaft“!), beschreibt sie als Weltstadt ohne Geschichte und als Stadt im Osten, vor allem aber als Stadt ohne Gesellschaft. Was sich in Berlin Gesellschaft nennt, ist keine; ihr Zusammenhang ist „technischer, nicht geistiger Art“, „Zweckgeselligkeit“ oder auftrumpfendes Überrunden auf dem zur Rennbahn gewordenen Parkett. Wie wahr ist es, was Ullmann über ihre „trostlose innere Beziehungslosigkeit“ sagt! Die Notwendigkeit, Gesellschaft zu bilden, muß er aber um so mehr betonen, als er die Zukunft Berlins weniger in eigentümlich-schöpferischer als neutral-ausgleichender, vermittelnder Hinsicht sieht, als Umschlageplatz auch der geistigen Güter also, der um so erfreulicher funktionieren wird, je mehr Gesellschaft wirklich Elite bedeutet, ihre Wertung Maßgeblichkeit. Besonderen Dank verdienen Ullmanns Ausführungen über Berlin in der Krise. Sie sind geeignet, in hohem Maße klärend zu wirken.
Auch wer Ullmann nicht immer zustimmt, muß seiner instruktiven Broschüre weite Verbreitung wünschen.

Berlin-Lankwitz Herbert Günther

Matadore der Politik. Von O. B. Server. Berlin 1932, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 175 S.

Der Verfasser dieser listig hingestrichelten politischen Skizzen mit dem ein wenig anspruchsvollen Pseudonym „Beobachter“ gleicht nicht so sehr einem neutralen, sachlichen Beobachter, wie vielmehr einem von seiner Idee besessenen Naturforscher, der siebzehn Knochen eines Urtiers findet und daraus das ganze Tier rekonstruiert: so war es! Bestimmt! Aus vier Anekdötchen, drei physiognomischen Beobachtungen, fünf Äußerungen pro und kontra baut er Gestalten von Politikern auf, die heute eine Rolle spielen — oder vielmehr, da der Herstellungsprozeß eines Buchs länger dauert als die Abhalfterung von Führern der Nation —, die kürzlich eine Rolle gespielt haben.
Sicher ist es sehr amüsant, wie beispielsweise Observer Herrn Prokuristen Hugenberg aufbaut, sicher ist es sehr witzig, wie er einen Reventlow zeichnet oder den „feurigen Puritaner“ Muntau, unter dessen christlichem Bakel Gefangene genugsam seufzen — aber amüsante und witzige Leute gibt es zu Zehntausenden.
So erhebt sich die Frage, ob ein solches Buch auch wichtig ist. Und es ertönt die Antwort, daß es immerhin schon wichtig ist. Denn so schnell die Volksführer heute auch kommen und gehen, immer noch nicht ist die Legende zerstört, daß ein Reichstagsabgeordneter oder ein Hoher Herr Minister klüger ist als das liebe Volk. Unausrottbar scheint festzusitzen die biedere Untertanenbravheit, die letzten Endes nichts ist als Denkfaulheit. An der Zerstörung dieser Denkfaulheit, dieser Bravheit mitzuarbeiten, ist das Verdienst dieses Buchs. Und daß das in so leichter, fesselnder, witziger, amüsanter Form geschieht, ist ein Verdienst mehr.
Allerdings sind diese „Matadore der Politik“, die Erich Goltz entzückend bebildert hat, kein Lehrbuch der Politik, wie etwa die Rhodeschen Bücher wahre Lehrbücher der grausigen Maschine „Justiz“ sind, aber sie sind doch eine ehrliche, anständige, überzeugte Fibel, von einem Mann geschrieben, der möchte, daß diese elende Erde etwas leichter werde, nicht nur denen, die in ihr ruhen, sondern gerade denen, die auf ihr schuften.

Neuenhagen bei Berlin Hans Fallada

Alfred Wegeners letzte Grönlandfahrt. Die Erlebnisse der deutschen Grönlandexpedition 1930/31. Geschildert von seinen Reisegefährten und nach Tagebüchern des Forschers. Unter Mitwirkung von Dr. Fritz Loewe herausgegeben von Else Wegener. Mit 3 Rundbildern, 122 Abbildungen in Kunst- und Kupfertiefdruck, 11 Karten, Grundrissen und Übersichten. Vorwort von Professor Dr. Kurt Wegener. Leipzig 1932, F. A. Brockhaus. 304 S.

„Messungen der Firnschichten“ — „Die Dicke des Inlandeises in Eismitte von Grönland zu messen“ —, der Laie wird nie verstehen, daß die Erreichung dieses Zwecks die Aufopferung wertvoller Menschenleben, die Anspannung ihrer großen geistigen und körperlichen Kräfte, die Aufwendung enormer finanzieller und technischer Hilfsmittel, kurz all die Mühseligkeiten einer Grönlandexpedition, wie sie hier geschildert wird, wert sein soll. Und doch glaubte Wegener, der diesen Glauben mit seinem kostbaren, unersetzlichen Leben bezahlen mußte, an den „Sinn der menschlichen Entwicklung, an die Erlösung der Menschheit durch die Erkenntnis“, an der mitzuwirken die Richtschnur seines Handelns war.
Vielleicht, wenn er nicht ein Opfer seines faustischen Strebens geworden wäre, wenn er selbst die Früchte seines Forschens und die Folgerungen daraus mit überzeugender Darstellungskunst der Welt hätte übermitteln können, wären auch wir Laien von Wegeners Glauben ergriffen worden. Jetzt aber, da sein Werk nicht als geschlossene wissenschaftliche Leistung vorliegt, sondern aus Einzeldarstellungen, die Wiederholungen nicht ausschließen, der mehr oder weniger gewandten Feder seiner treuen, aufopfernden Mitarbeiter entstanden ist, nur gewissermaßen ein Mosaik der Leiden und Mühen, der wissenschaftlichen Freuden und Arbeiten eines Grönlandjahres bildet, sind wir nicht restlos überzeugt davon, daß all dies des Schweißes und des Erfrierens der Edlen wert gewesen ist. Aber um so staunender blicken wir auf eine Summe von Heldenmut und Aufopferungsfähigkeit, auf eine schöne Kameradschaftlichkeit von Männern, deren gegenseitige Hingabe eine Betätigung edelsten Menschentums ist. Eines Menschentums, das gerade in unserer Zeit, in der mehr als je der Mensch des Menschen Wolf ist, der hohe Glaube Wegeners zu stützen und zu verbreiten, geeignet ist. Darum sollte dieses Buch reifer Männer für reife Männer auch der Jugend in die Hand gegeben werden. Nicht damit ihre Abenteuerlust neue Nahrung finde, sondern damit ihre Charaktere sich nach dem Muster dieser idealen Forscher bilden, nach diesem Vorbild edelster Selbstlosigkeit. Dann werden sie erstarken zu Männern, die, in welcher Lage sie auch immer ihrer Zeit und ihren Mitmenschen zu dienen berufen sein werden, selbst in unerträglichen Mühen nicht versagen und nicht verzagen.

Berlin Clara Viebig

Aus einem diplomatischen Wanderleben. Von Friedrich Rosen. Bukarest, Lissabon. Berlin 1932, Transmare-Verlag. 279 S.

Ebenso ungewöhnlich interessant wie der vorangegangene Band der Rosenschen Erinnerungen ist dieser zweite Band. Die bukarester Zeit bildet eine abgeschlossene, funkelnd lebendige Episode, und der lissaboner Abschnitt zeigt weitere, hochwichtige, sich im Weltkrieg verschlingende Fäden.

Neu, aber überzeugend ist die Darlegung, daß vor allem die rumänische, nicht die serbische Frage den Brand entfachte. Rumänien wie Portugal werden in ihrer ungenügend bekannten, abweichenden Eigenart anschaulich geschildert. Anschaulich, aber sehr unerfreulich tritt Kiderlen-Wächters Gestalt hervor. Nicht wundern wird die Zeichnung die Bewanderten, sie wissen noch von anderen bedenklichen Einzelheiten, die der Kollege hier verschweigt. Rosen erlebte das Ausklingen der Regierung des großen Königs Karol I., bereits fielen die Schatten, es nahte sich der Weltkonflikt, der ihm das Herz brach.

Einer hochgestellten schönen Frau wird dieses Buch eine ungetrübte Freude bereiten — der Königin Marie von Rumänien. Wir lesen den offiziellen Bericht, in dem 1910 der Gesandte Rosen die Wilhelmstraße vor der sich anbahnenden antideutschen politischen Rolle der Prinzessin warnt. Wie dargelegt wird, hatte Iswolski die ehrgeizige Frau umgarnt. Diese wäre „beengt an der Seite ihres hohen Gemahls, von dem sie sich nicht verstanden glaubt, und am königlichen Hof, wo sie doch mehr oder minder als ein Kind behandelt wird, mit dem man ernstere Dinge nicht bespricht. Iswolski weihte am Tegernsee die Prinzessin, die hiervon ganz entzückt gewesen sein soll, in die Geheimnisse der großen Politik ein, entwickelte ihr seine Pläne, hat ihr allmählich die Ansicht suggeriert, daß sie zu einer großen politischen Rolle berufen sei. Sie solle ihr Leben nicht in den kleinen rumänischen Verhältnissen vertrauern, Paris sei heute der Mittelpunkt der großen Politik." Bei ihrem „großen Geschick", meint Rosen, „sei es durchaus möglich, daß damit Iswolski auf Umwegen die Wiedergewinnung russischen Einflusses in Rumänien erreiche." Der Abschnitt schließt: „Es stellte unsere Gegenspielerin, die kluge und ehrgeizige Frau, sich zielbewußt und rücksichtslos an die Spitze einer Bewegung, die ihrer Krone einige der schönsten und reichsten Provinzen zubringen sollte... Sie hat den Krieg gewagt, schwere Niederlagen erlebt, und konnte als Siegerin... in Bukarest wieder einziehen."

Mit allen Belegen schildert Rosen die tragisch verpaßte Verständigungsgelegenheit zwischen Deutschland und England in Sachen der portugiesischen Kolonien, auch den nicht fortzuleugnenden englischen Treubruch des sogenannten Windsor-Vertrages.

Zu den wichtigsten und literarisch anziehendsten neuen politischen Erinnerungen gehört dieses Werk.

Berlin — Marie von Bunsen

Josephine. Von E. A. Rheinhardt, Berlin 1932, S. Fischer. 387 S. Geb. M. 8,50, geh. M. 6,—.

Josephine Bonaparte, geborene Tascher, verwitwete Beauharnais, ist nicht nur eine unhistorische, sondern eine höchst unbedeutende Frau gewesen. Als der Bonapartismus während der Restauration seine Hausse erlebte, durchschnitt Josephine noch einmal die Bahn des Meteors, dessen Begleitschein sie gewesen war. Als man später Napoleon zum schwarzen Mann der französischen Geschichte zu machen sich bemühte, erlebte Josephine die unerwartete Apotheose einer Märtyrerin, deren Glück dem Ehrgeiz des einen geopfert wurde.

Erst Masson, dieser äußerst fruchtbare Materialsammler zur Geschichte des napoleonischen Boudoirs, brachte ein ziemlich richtiges Bild der unbedeutenden Frau zustande, das dann in die weiteren Biographien Napoleons einging. Jetzt hat E. A. Rheinhardt dem Bilde Josephines die noch fehlende Ausschmückung nach der negativen Seite hin gegeben, die sie zu einer Salondame unserer Zeit und geradezu unsympathisch macht. Es fragt sich, ob ein solches Werk des Schweißes der Edlen wert ist? Kaum. So dürfen wir vielleicht eine Absicht bei dem Spiel vermuten? In der Tat: Dies scheint mir das Wesentliche und das Wirksame des Buchs zu sein.

Zwar ist es ganz amüsant, über das Leben der Josephine vor ihrer Ehe mit Bonaparte näheres zu erfahren; z. B. daß sie recht traurige Enttäuschungen von seiten eines Charlatans hatte, der ihr Mann war, bevor sie in die schmutzigen Gewässer der Directoiregesellschaft untertauchte. Das Absichtliche scheint jedoch in der Darstellung eben jener Gesellschaft zu liegen, die eine verblüffende Verwandtschaft mit der „mondänen Gesellschaft" von heute aufweist. Wie in diesen Trott von Selbstgefälligkeit, Eitelkeit und Leichtsinn die einmalige glühende Leidenschaft des jungen Bonaparte hineinplatzt, wie er, der vollkommene Ehemann, allmählich zum Ehemann unserer Zeit wird, wenn auch immer das Wesen dieser Einmaligkeit seiner Liebe spürbar wird, das ist das Bild, das wir aus dem Epos seiner Liebesbriefe kennen. Es fehlt mir dagegen hier die Herausarbeitung der Tragik dieser Leidenschaft; wie auch die passive politische Rolle Josephines in ihrem Einfluß auf Napoleons Schicksal nicht stark genug zum Ausdruck kommt.

Rheinhardt verwendet das Instrumentarium der Psychoanalyse; er verwendet es oft zu stark, denn es lohnt sich nicht. Die in Anbetracht des kargen Stoffs schon gedehnte Biographie wird zeitweilig allzu dickflüssig. Der fließende epische Stil gleicht diesen Mangel aus.

Berlin — Hans E. Friedrich

Das China von heute. Von Wilhelm P. O. Walter. Frankfurt a. M. 1932, Societäts-Verlag. 120 S. M. 6,—.

Die politischen Spannungen im Fernen Osten beleben und verstärken immer wieder das Interesse an China und seinen Nachbarländern. Zwar mangelt es nicht an Veröffentlichungen, die dem Rechnung tragen; immer aber ist das Buch noch nicht geschrieben, das alle Fragen restlos beantworten würde. Hier endlich ist jedoch ein Werk erschienen, das den Anforderungen besser als das meiste bisher Vorliegende ähnlicher Art entspricht. Der Verfasser, der selbst seit Jahren wirtschaftlich in China tätig ist, läßt uns eine Reise durch das Land machen, die uns an alle wichtigen Plätze führt. Die Sprache, in der er uns dabei über Land und Leute unterrichtet, verzichtet auf alle billige Effekthascherei, ist aber in ihrer Sachlichkeit und Sachkenntnis um so überzeugender und erfreulicher. Die reichlich beigegebenen Bilder, die in überaus geschickter Auswahl nicht an Allerweltsinteressen gewisser Globetrotter orientiert sind, sondern Szenen und Gegenstände erfassen, an denen flüchtige Gelegenheitsbesucher in der Regel achtlos vorübergehen, lassen uns Land und Leute wirklich sehen.

Um es kurz zu sagen: hier liegt also wirklich eine Veröffentlichung vor, nach der jeder greifen sollte, der sich rasch über das China von heute unterrichten will. Wir sind überzeugt, daß niemand das Buch unbefriedigt und ohne Nutzen aus der Hand legen wird.

Leipzig — Gerhard Menz

ich — klein geschrieben. Von Korfiz Holm. Heitere Erlebnisse eines Verlegers. München 1932, Albert Langen. 228 S. Kart. M. 3,—; Geb. M. 4,—.

Holm gibt mehr als der Untertitel ankündigt. Seine Erinnerungen an berühmte Zeitgenossen sind in aller anekdotischen Kürze und Würze genaue, sehr persönlich gesehene Por-

träts. Insofern bedarf auch der originelle Titel einer ehrenden Korrektur. Holm selbst spielt zwar vorwiegend nur die Rolle des Beobachters, aber er spielt sie so aufmerksam und scharfsichtig, daß der Ton seiner Darstellung ihn ebenso deutlich macht wie die Porträtierten.

Albert Langen (der hier ein völlig anderes Gesicht hat als in Wedekinds „Daha"), wie Holm zu ihm kam (er ist bis heute der getreueste Mitarbeiter des Verlages geblieben), Björnstjerne Björnson (der bekanntlich Langens Schwiegervater war) mit seinen rührend komischen Zügen der Eitelkeit, Jakob Wassermann als Sekretär bei Ernst von Wolzogen und Faktotum des neuen Unternehmens — das alles wird lebendig. Eingehender noch schildert Holm Frank Wedekind, vorwiegend zur Zeit des Majestätsbeleidigungsprozesses gegen Langen, Th. Th. Heine und ihn auf Grund der ominösen Palästina-Nummer des Simplizissimus. Allerdings macht der Dichter des „Erdgeist" bei Holm eine kraß-komödiantische Figur. Weniger hart gezeichnet ist die Reventlow, liebevoll der feine, zu Unrecht vergessene Eduard von Keyserling, herzlich der lyrisch-naive Max Dauthendey. Lovis Corinth, der Kreis um Johannes Müller in Mainberg, Peter Altenbergs münchener Gastspiel, Winterfrische in Finsterwald mit Gulbransson, Bierbaum, seiner Frau Gemma und Franz Blei — die Zahl der auftretenden Persönlichkeiten ist groß, und alle sind sie gleich plastisch herausgearbeitet.

Korfiz Holm hat sich selbst zu seinem 60. Geburtstag ein so amüsantes wie wertvolles Geschenk gemacht und allen Freunden kulturhistorischer Autobiographie dazu. Das ganze literarische München der Vorkriegszeit lebt auf diesen Blättern: lacht, genießt, schafft, faulenzt, streitet, verträgt sich, sieht gelassen seiner Unsterblichkeit entgegen oder auch seiner Sterblichkeit. Ich stelle Holm zu den münchener Erinnerungen von Martens, Holitscher, Ringelnatz.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

Wohin steuern wir? Eine Fibel für Zeitgenossen. Von Walter Hueck. München 1931, R. Piper & Co. 240 S. M. 4.— (5.40).

Hat er die ersten Abschnitte des Buchs hinter sich, so ist der Leser um die Antwort nicht verlegen, die dem fragenden Titel folgen muß: geraden Wegs ins Feuilleton! Das ist unser Schicksal. Wenn es schon solche Geschichten und Institutionen gibt wie Liebe, Ehe, Moral, Politik, warum soll ein Mann, der schreiben kann, dem kecke Antithesen einfallen, nicht ein bißchen damit spielen? Er macht das sehr geschickt, ein wenig kokett, der gebildete Bürger, der den Libertiner markiert, aber weder für einen Bürger noch für einen Libertiner gelten möchte. Diese sehr gut gekonnte Schriftstellerei ist zunächst ganz unleidlich. Aber in dem zweiten Teil des Buchs packt Hueck aus der politischen Problematik ein paar Stücke an und setzt sich mit ihnen, Nationalismus, Pazifismus, Reparation usw. auseinander. Und hier, vor den konkreten Fragen, wo nicht bloß mit Wortbällen gespielt wird, erweist er sich als kenntnisreich, unabhängig, ernsthaft, ein Essayist von Gewicht. Diese Aufsätze zu sammeln, lohnte sich — das andere durfte, ohne viel Beschwer, in den Magazinen bleiben.

Berlin. — Theodor Heuß.

Die Schweiz in der deutschen Revolution. Von Werner Näf. Frauenfeld-Leipzig, Huber & Co. 209 S. Geb. M. 5,—.

Im Mittelpunkt des Buchs von Näf, der damit „ein Kapitel schweizerisch-deutscher Beziehungen in den Jahren 1847 bis 1849" schildern will, stehen zahlreiche Adressen, die in den Zeiten des Sonderbundkrieges Ende 1847 im wesentlichen von Deutschland aus an die schweizer Tagsitzung gerichtet wurden und deren vollständiger Abdruck fast die Hälfte des vorgelegten Bandes bildet. In der Darstellung charakterisiert Näf die allgemein europäische Bedeutung des Sonderbundkrieges, der vor allem, aber nicht nur in Deutschland als erster Sieg der freiheitlich nationalen Kräfte über das alte System empfunden wurde und im Grunde auch war. Die fraglichen Adressen scheinen uns freilich, trotz den für die Zeit vielfach großen Unterschriftenzahlen, nicht die allgemeine Bedeutung zu haben, die der Verfasser ihnen gibt, so interessant sie im einzelnen auch sind. Sie stammen im wesentlichen aus dem Südwesten Deutschlands und vor allem, was Näf selbst betont, aus den radikalen Kreisen, und haben im übrigen infolge ihres starken phraseologischen Charakters wohl nicht den Wert für die Beurteilung der politischen Bewegung der Zeit, den der Verfasser ihnen zuschreibt, sind zum mindesten nicht für die gesamte nationale Bewegung in Deutschland charakteristisch, für die nun doch, im Gegensatz zu der Ansicht des Verfassers, die Sehnsucht nach nationaler Einheit durchaus nicht hinter dem Streben nach Freiheit zurücktrat. In weiteren Kapiteln schildert der Verfasser das Schicksal der deutschen Flüchtlinge von 1848 in der Schweiz und läßt einige allgemeine Betrachtungen folgen, die als Beitrag für die Beurteilung der politischen Bewegung jener Zeit auch dann wichtig sind, wenn man ihnen nicht in allem zustimmen kann.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Das Ende des Kapitalismus. Von Ferdinand Fried. Jena 1931, Eugen Diederichs. 265 S.

Frieds Buch, das Abhandlungen der „Tat" zusammenfaßt, hat einen starken Erfolg und beschäftigt, um seiner suggestiven Ansage willen, vor allem viele junge Menschen, die hier für einen sehr natürlichen „antikapitalistischen" Affekt den Unterbau von Zahlenbeweisen erhalten. Es ist sehr lebhaft und sicher geschrieben; das Geheimnis dient dem Verfasser, ist es einer, sind es mehrere, ein „Kollektiv", sitzt es in Jena, sitzt es in Heidelberg? Manches spricht dafür, daß mehrere zusammengearbeitet, aber nicht ganz aufeinander aufgepaßt haben — die Partien über die weltwirtschaftlichen Rohstoffprobleme sind sachlich und interessant, die Untersuchungen über die reichen Leute in Deutschland haben einen subalternen Zug, wie wenn ein Buchhalter in Bankkonten hineingeblickt hat, die Verwendung der Statistik ist eine arge Zumutung. Mit ihr vor allem ist Fried der — wahrscheinlich unfreiwillige — Handlanger einer denkfaulen Demagogie geworden, der man in der politischen Debatte immerzu begegnet: um etwa die Vermögensschichtung in Deutschland darzutun, kontrastiert er (nach der Statistik von 1925) die $2^1/_2$ Millionen Zensiten, die erfaßt sind (Freigrenze 5000 Mark) mit den übrigen $62^1/_2$ Millionen: „Die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, nämlich 96 Prozent, ist also so gut wie vermögenslos: Nichtbesitz." Das ist ein völlig unmögliches Prozentverfahren, das fleißig variiert wird, denn es vernachlässigt, daß bei den $2^1/_2$ Millionen nur eben die Steuerträger auftreten; ihre Ehegatten und Kinder läßt Fried die Lawine der Nichtbesitzenden anreichern. Und so fort. Das Buch leidet auch unter dem apodiktischen Bedürfnis, einer in jedem Sinn anormalen Lage die Deutung des Symptomatischen und Gesetzlichen zu geben, weil es in seinen Grundzügen konzipiert wurde in der Zeit der passiven Handelsbilanz — er hält im besten Fall einen Aus-

gleich für erreichbar. Die Entwicklung hat zunächst diese These und ihre Folgerungen umgeworfen, um vielleicht morgen wieder neue Überlegungen zu fordern. Ein schwerer Mangel des Buchs, das unbefangen seine Beweismittel in der Welt zusammenholt, will uns scheinen das fast völlige Vorbeigehn an der französischen Position — sie hätte wohl einige Ansagen unsicher machen müssen. Als Zweckpublizistik gut, als Äußerung eines tiefen Unbehagens an den Wirtschaftsformen dieser Zeit interessant — in seinem Anspruch, ein wissenschaftliches Votum zu sein, verwegen, schon wegen der zeitlichen Einengung, die „Kapitalismus" mit der Epoche gleichsetzt, da es die „liberale" Wirtschaftstheorie gab (die immer mehr Theorie blieb als eindeutige Praxis wurde). Will man die große Auseinandersetzung beginnen, muß man die historischen Räume schon weiter nehmen.

Berlin — Theodor Heuß

Der Beginn der Barbarei in Deutschland. Von Bernard von Brentano. Berlin 1932, Ernst Rowohlt. 218 S. M. 4,80.

Dies Buch ist ungewöhnlich durch seine, sagen wir einmal: Unbefangenheit. Es will eine Reportage über den sozialökonomischen Stand der deutschen Dinge geben; einige Male sieht man auch den Ansatz zu einem auf eigener Beobachtung ruhenden Bericht. In der Hauptsache wird bunt durcheinander zitiert: Denkschriften, Zeitungen, ein paar wissenschaftliche Bücher, Propagandaliteratur. Dagegen wäre ja nun nichts zu bemerken; der Verfasser nimmt sich seine Argumente, wo er sie findet, und bekundet damit seine Objektivität. Aber leider schreibt er einen verbindenden Text, mit jener ärgerlichen und pedantischen Selbstsicherheit des neu „gelernten" Marxisten, die eine mögliche große Problemstellung in einer dünnen Polemik gegen Gewerkschaften und Sozialdemokratie untergehen läßt, in dem um ein Alibi bemühten Ressentiment, das die radikalen Literaten so an sich haben, wenn sie über ihre Heimat, das „Bürgertum", reden. Denn dem Buch, wenn es vom Kapitalismus, vom Klassenkampf redet, in einer schon ganz zugestaubten Sprache (die sich Brentano offenbar erst anzwingen mußte), fehlen Haß, Leidenschaft, fehlt die große Schau eines Kommenden wie der Sinn einer geschichtlichen Tragik; es ist bloß verstimmt, und verdirbt damit den Eindruck, den einige einfache erschütternde Tatsachenmitteilungen machen müßten. Da ich frühere Publizistik des Verfassers mit starkem Interesse las, wurde mir dies Buch mit seinem anreißerischen Titel zur herben Enttäuschung. Für die Subalternität, die sich Brentano, der Verpflichtung seines Namens nicht bewußt, angewöhnen konnte, zeuge der Satz: „Es ist immer wieder erstaunlich, zu bemerken, daß die bürgerliche Wissenschaft in Deutschland das notwendige Material zu ihrer Bekämpfung selber produziert." Und für die „Unbefangenheit", die so weit geht, unfreiwillig sich selber zu verhöhnen: „Es gab eine Zeit, in der empfindsame Schriftsteller Aufzeichnungen über die Armut der armen Leute machten und empfindsame Leser aus der Lektüre dieser Aufzeichnungen ihre ‚Überzeugung' vertieften, daß diese Welt nicht die beste aller Welten sei. Es gibt auch heute noch solche Schriftsteller und solche Leser. (Von dieser Überzeugung kann man leben; und erheblich besser als ein Arbeiter.)" Das steht im Text; überraschenderweise, denn Herr von Brentano liebt es, ein Motto seinen Abschnitten voranzusetzen. Und hätte diesen Satz gut als Auftakt verwerten können.

Berlin — Theodor Heuß

Letters to John Bull and Others. By Robert the Peeler. Illustrated by Mendoza. London, Williams & Norgate Ltd. 1931. 139 S. 2,50 Schilling (geb. 3,50 Schilling).

Das Buch tritt, um den Frieden zu sichern, für eine internationale Heeresmacht mit Polizeibefugnissen ein — daher der Deckname des Verfassers, der auf den Neuaufbau der englischen Polizei vor etwa 100 Jahren durch Sir Robert Peel anspielt. Man muß es dem Verfasser lassen: er versteht, seine Sache zu führen und neben John Bull Herrn Michel, Fräulein Marianne, Vetter Jonathan und Herrn Sato in Tokio gut zuzureden, so daß solch Polizeiheer für Friedensbrecher als die natürlichste Sache erscheint. Ob dabei wirklich alle Bedenken, die andere Leute haben können und müssen, ausgeräumt werden, steht hier nicht zur Erörterung — „ein garstig Lied, pfui! ein politisch Lied!" — nur das darf wohl gesagt werden, daß augenblicklich bei Herrn Sato in Tokio über besondere Schwerhörigkeit zu klagen sein möchte.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

De Principiis Rerum Gestarum. Die Regel in der Geschichte. Von P. H. Scheffel. Wurzen 1929, Kommissionsverlag von C. Junghans. 321 S.

Der Verfasser des hier vorgelegten Buchs will durch eine Skizze der historischen Gesamtentwicklung die Regeln aufzeigen, die sich immer wieder in der Geschichte wiederholen. Es ist für einen „Professor" nicht ganz einfach, dieses Buch zu kritisieren, denn der Verfasser, der früher aktiver Offizier war, erklärt selbst, es sei „für die Dozenten der Geschichte auf den deutschen Hochschulen" nicht geschrieben. Er wäre von mehreren Hochschulen bei dem Bestreben, Privatdozent zu werden, abgewiesen worden; das zeige, daß „seine persönliche Geschichtsauffassung" mit derjenigen, die auf deutschen Hochschulen gelehrt werde, „in einem völligen Gegensatze" stehe. Das kann man nur bestätigen und schon deshalb, weil der Verfasser fast durchweg völlig überalterte Literatur benutzt. Typisch dafür ist etwa, daß gelegentlich gesagt wird, Treitschke habe für die deutsche Geschichtsschreibung das Urteil über Napoleon zu einem gewissen Abschluß gebracht. Auch mit den historischen Tatsachen geht der Verfasser vielfach recht willkürlich um, so mit der Behauptung, die Bewohner des Reichslandes Elsaß-Lothringen hätten „zumeist französisch" gesprochen. Aber das sind im Grunde Einzelheiten, die freilich typisch dafür sind, daß das hier vorgelegte Buch den Anspruch, mit dem es auftritt, schwerlich erfüllt. Der Verfasser verfügt, soweit Werke des 19. Jahrhunderts in Frage kommen, über eine gewisse Belesenheit, freilich nur in der allgemeinsten darstellenden Literatur. Er versteht gelegentlich, kluge und interessante Bemerkungen zu machen; aber in seiner Gesamtheit ist das Buch überaus kraus. Es zeigt deutlich, daß der Verfasser an die Kompliziertheit historischen Lebens mit einer bestimmten, mehr oder weniger vorgefaßten Meinung herantritt, nämlich in diesem Fall, Regeln zu finden, ohne mit dieser Einseitigkeit wirkliche geistige Fruchtbarkeit zu verbinden, die solche Einseitigkeit gelegentlich haben kann.

Marburg/Lahn — Wilhelm Mommsen

Herren und Knechte der Wirtschaft. Von Wilhelm von Kries. Berlin 1931, Deutsche Rundschau GmbH. 255 S. M. 4,40 (5,30).

Darf man vermuten, daß der Verfasser ein Verehrer von Jean Paul ist? Sein Buch will eine Wirtschaftstheorie aus

einer metaphysischen Grundhaltung her begründen, oder doch aus dem Bezirk des rein Seelischen die festgewordenen Begriffe der Ratio aufweichen, die er innerhalb der ökonomischen Theorie antrifft. Er läßt sich dazu Zeit, geht Nebenwege, ruht an besinnlichen Plätzen aus — er darf nicht erstaunt sein, daß auch der Leser mit gutem Willen ungeduldig wird. Denn eine Betrachtung, die den Anspruch erhebt, eine Anschauungsnorm umzubilden, kann, wenn sie nicht aphoristisch, der Systematik nicht entbehren. Zwischen beiden Möglichkeiten geht nun das Kries'sche Buch hin und her, der knappe Einfall und die runde Formulierung stehen zwischen etwas langatmiger Reflexion, die blaß ist. Dazwischen stößt man auf anschauliche Exkurse über das chinesische Geldwesen, über die amerikanische Wirtschaftsfinanzierung — gut, lehrreich, hübsch geschrieben. Das Buch will auf Gesinnung wirken. Das wird nicht leicht gelingen, es ist im Grunde die Autobiographie einer suchenden Seele, die ihrer selbst nur tastend sicher wird.

Berlin — Theodor Heuß

Nationalismus und Imperialismus im Vorderen Orient. Von Hans Kohn. Frankfurt a. M. 1931, Societäts-Verlag. 455 S. M. 10,— (12,50).

Von dem Verfasser lagen unter anderem bereits vor: „Nationalismus" (Wien 1922), „Die politische Idee des Judentums" (Karlsruhe 1924), „Geschichte der nationalen Bewegung im Orient" (Berlin 1928), „Ideengeschichte der jüdischen Nationalbewegung" (Warschau 1929/30), „Orient und Okzident" (Berlin 1931). Im vorliegenden stattlichen Band findet sich nun, als Fortsetzung zu dem an dritter Stelle genannten Buch, eine breite Würdigung jener sozialpolitischen Renaissance seit 1920, die in oftmals explosiver Form sowohl Ägypten und Arabien als auch Palästina, Transjordanien, Syrien und den Irak durchgeistet. Um so brennender aber berührt gerade uns Europäer jene vorderorientalische Emanzipation, als wir einmal ja seit den Tagen der Antike den raumnahen Orient als unseren mütterlichen Kulturborn anerkennen müssen, und zum anderen weil in der zur Zeit revolutionären Lebensgebarung genannter Staaten eine Erscheinung auf tieferem Spiralbogen der historischen Entwicklung sich wiederholt, die wir im Abendland bereits vor hundert Jahren durchlebten; schließlich ist es — auf eine einzige, großzügige Formel gebracht — die Auseinandersetzung zwischen (abendländischem) Imperialismus und (vorder-orientalischem) Nationalismus, die das vorliegende Buch zu zeichnen unternimmt. Jeder Geograph, jeder Kulturhistoriker, jeder Wirtschaftskundler, jeder Sozialpolitiker wird mit Interesse die flüssig und geistvoll geschriebenen Darstellungen lesen. Sie beginnen am weiteren Horizont der allgemeinen Beziehungen zwischen Okzident und Orient, dringen sodann auf den alt-neuen Straßen des Weltverkehrs näher in den orientalischen Lebensraum hinein, durchleuchten die technischen, religiösen, sozialen, politischen Strukturwandlungen der betroffenen Völkerschaften im einzelnen, und behandeln in Sonderkapiteln die nationale Emanzipation und deren gegenwärtigen Stand in Ägypten, Palästina, Transjordanien, Syrien, im Irak und in Arabien, um schließlich in großlinig gesehenem Rück- und Ausblick die trotz aktueller Hemmnisse geschwind erfolgende Annäherung zwischen Morgen- und Abendland in das Bewußtseins-Licht wechselseitiger Verbundenheit und Förderung zu rücken, ein Licht, das im Osterkongreß des Internationalen Missionsausschusses zu Jerusalem (1928) symbolisch aufleuchtete.

Braunschweig — Erich Sander

Der gesetzmäßige Lebenslauf der Völker Indiens. (Die Gesetze der Weltgeschichte, II. Abt., 2. Teil.) Von Hartmut Piper. Leipzig 1931, Theod. Weicher. XVI u. 232 S. Kart. M. 6,—.

Die systematisch völkerbiologische Durchleuchtung der drei Kulturperioden auf indischem Lebensraum ist der interessante Vorwurf dieses Buchs, das mehr noch als durch die staunenswerte Fülle streng geordneter Forschungsdaten fesselt durch die wissenschaftlich synthesierende Grundeinstellung des Verfassers. Sowohl die sozial-ökonomische als auch die religiös-ästhetische und die sexual-ethische Struktur der Kulturgebilde erscheinen danach in der Reihe typischer Geschichtszustände als jeweils gesetzmäßige Entwicklungsformen, die ihre entsprechend nuancierten Parallelen in den drei indischen Zeitaltern und auch zum Beispiel in antiker, europäischer, chinesischer, japanischer Historie haben. Mit vollem Recht macht der vielangegriffene Verfasser im Vorwort geltend, daß wesentliche Kritik weniger gegen Einzeldarstellungen in seinem Werk sich zu wenden als vielmehr um die methodische Grundkonzeption der Gesamtfassung sich zu bemühen habe. Ohne Zweifel erscheint seine Beschreibung der indischen Geschichte, die ebenso fern ist von zelotischem Prophetentum wie von unwissenschaftlicher Gleichsetzungsmanier, einer Gattung von Betrachtungen angehörig, wie sie überhaupt erst möglich geworden sind bei den ins Planetarische und Prähistorische ausgreifenden Interessen der neueren Jahrzehnte. Die Notwendigkeit der Akribie in der noch immer nicht abgeschlossenen Einzelforschung durchaus betonend, bringt Piper dennoch die echt philosophische Kühnheit auf, an Hand vorliegenden Erkenntnisschatzes zu synoptisch-vergleichender Überschau emporzusteigen. Daß nur, wer zusammenschaut, der wahre Weise ist (Plato); daß nur aus Vergleichen lebenspiegelnde Erkenntnis kommt (Meister Eckart); daß nur der betrachtend-wertende Mensch, und nicht Natur- oder Geschichtsfülle außer ihm, den Dingen zu Gestalt und Rang verhilft (Bertrand Russell): diese Sätze bezeichnen etwa die Grundhaltung des Verfassers. In der Einleitung legt er seinem Indien-Buch den Begriff der Tropenkultur zugrunde. Den Geschichtsablauf also verwurzelt sehend in dem wesentlich klimatisch bedingten Lebensraum, öffnet er damit seinen Lesern den Blick auf das geheimnisvolle Ineinander der sinnlichen und übersinnlichen Welt, wie es seit Ritters und Humboldts Tagen erst Frobenius in den letzten Jahrzehnten wieder begriffen hat in seiner Paideuma(-Raumseele)-Konzeption. Eine inhaltreiche Zeittafel der indischen Geschichtsperioden, eine 50 Nummern umfassende Zusammenstellung einschlägiger Schriftwerke, ein 20 Seiten füllendes Namen- und Sachregister beschließen das interessante Buch.

Braunschweig — Erich Sander

Das Zeitalter des Absolutismus. Propyläen-Weltgeschichte, VI. Band. Herausgegeben von Walter Goetz. Berlin 1932, Ullstein-Verlag. 572 S. M. 34,—.

Ein recht gelungener Band der Propyläen-Weltgeschichte, zu deren Vollendung nun noch vier Bände ausstehen. Der Stoff ist ausgezeichnet gegliedert. Nach einer Ouvertüre des Herausgebers, die wie in den übrigen bisher erschienenen Bänden das Beste des großen Unternehmens darstellt, über Absolutismus und Aufklärung, umreißt Walter Platzhoff das Zeitalter Ludwigs XIV., indem er das reiche Material unter einer höheren Idee zusammenfaßt, gibt Franz Schnabel eine sehr lesbare Geschichte des 18. Jahrhunderts in Europa, bei

der er nur das Austeilen moralischer Zensuren dem Leser überlassen dürfte, hält Oskar Walzel ein knappes, gut formuliertes Referat über die europäische Aufklärung. Drei Abrisse über holländische, spanische, portugiesische, englische und französische Kolonialpolitik sowie über die Entstehung des britischen Imperiums (von Hermann Wätjen, Hans Plischke, Felix Salomon) machen den Beschluß, sie weisen bereits in die neueste Zeit, die Kaffee und Getreide vernichten ließ, während anderswo Menschen hungerten — so kontingentierten bereits die Holländer in Ostasien die Gewürznelken.
Der Vorzug dieses auch in den vielen Bildbeigaben ausgezeichneten Bandes ist, wie er das Werden der Ideen zwischen dem Westfälischen Frieden und der Französischen Revolution sichtbar macht. Dem Religionskrieg folgen politische Kriege, Völker bluten wegen dynastischer Willkür, aber in der Hybris kündigt sich schon die Katastrophe an, das Geld wird zu einem Machtfaktor, der Glanz von Ludwigs XIV. Königtum unterhöhlt die Nation, der Absolutismus bedingt die Aufklärung, die Aufklärung hat im Gefolge die Revolution. Friedrich II. vermag es, ein Doppeldasein zwischen König und Philosoph, Politiker und anständigem Menschen zu führen, weil er sich dieses Zwiespalts bewußt ist, Joseph II. scheitert an dem Versuch, die Aufklärung von oben durchzuführen, als er unternimmt, woran die Monarchie im Weltkrieg auseinanderfallen wird, ist die Aufgabe schon von den Despoten auf das Bürgertum übergegangen.
Trefflich wird das unterirdische Geschehen abgerundet, wenn die äußeren Ereignisse auf der einen Seite bis zum Vorspiel der Französischen Revolution, auf der anderen bis zur amerikanischen Unabhängigkeitserklärung weitergeleitet werden.

Berlin — Lutz Weltmann

Europäische Diktaturen. Von Graf Carl Sforza. Berlin 1932, S. Fischer. 232 S.

Sforza ist neben Nitti der beträchtlichste Emigrant des Faschismus — weniger leidenschaftlich als der ehemalige Ministerpräsident, mit einer gelassenen Haltung, wie sie dem ehemaligen Diplomaten und dem Enkel eines alten Geschlechts wohl ansteht. Sein neues Buch setzt sich mit der politischen Erscheinung der europäischen Nachkriegsdiktaturen auseinander, ihren geschichtlichen Ablauf, ihre Methoden, den seelischen und soziologischen Hintergrund deutend — natürlich mit ziemlich ungleicher Eindringlichkeit: das eine Mal halfen Anschauung und Personalkenntnis zu einer Verdichtung, das andere Mal hört man das Papier von Zeitungen und Broschüren rascheln, die als Material dienen mußten. Gegen die historischen Bemerkungen, die Deutschland gelten, müßten manche Einwendungen gemeldet werden; sie sind aber nicht unwichtig für die Erkenntnis, welches Schema jetzt für einen „wohlwollenden" Betrachter Geltung besitzt. Am wichtigsten ist natürlich die Auseinandersetzung mit Italien; Sforza schreibt als italienischer Patriot, seine Polemik ist sachlich scharf, aber im Ton gehalten. Diktatur erscheint ihm als eine von den Kriegswirkungen bedingte politische Durchgangsform.

Berlin — Theodor Heuß

Geschichte der Rumänen und ihrer Kultur. Von Nikolaus Jorga. Hermannstadt 1929, Krafft & Drotleff. 374 S. Geb. M. 10,0.

Jorga, als Student ein Schüler Lamprechts in Leipzig, jetzt Rektor der Universität Bukarest, Dichter und Politiker außerdem, ist der Historiker Rumäniens. Er hat in seiner „Geschichte des rumänischen Volkes im Rahmen seiner Staatenbildungen" ein grundlegendes Werk geschaffen, das sich, was wegweisenden Aufbau und objektive Darstellung betrifft, durch einen Vergleich mit Ranke belohnen läßt. Das vorliegende Buch ist eine Übersetzung des in französischer Sprache geschriebenen Werks „Histoire des Roumains et de leur civilisation". Es berichtet von dem Ursprung des rumänischen Volkes, dem Skythen, Sarmaten, Gallier und die Illyro-Thraker Gevatterschaft standen, von der Entstehung der rumänischen Kultur in den unabhängigen Fürstentümern des 15. und 16. Jahrhunderts, von deren Entwicklung unter Michael dem Tapferen, von deren Niedergang unter dem Regime fremder Besatzungen und ihrer Wiedergeburt im 19. Jahrhundert.
Ein umfassendes, die Materie erschöpfendes Buch. Die frische Darstellung belebt den spröden Stoff, ohne sich jemals gegen die historische Genauigkeit zu versündigen.

Berlin — Erik Krünes

Amerikanische Demokratie. Von Herbert Tingsten. Breslau 1931, Ferdinand Hirt. 109 S. Geb. M. 2,85.

Dieser kleine Band aus „Jedermanns Bücherei", von einem schwedischen Autor, wird vielen willkommen sein, denen das große Werk von Bryce zu unhandlich, die Darstellung von Beck, Butler und anderen zu amerikanisch ist, das heißt schon zu viel voraussetzt. Die historische Einleitung ist knapp, aber genügend, die systematische Darstellung dieses Staates der „Gewaltenteilung" anspruchslos, aber anschaulich und mit historischem Gefühl untermalt. Das Büchlein will kein Beitrag zur aktuellen Politik sein, wird es aber unwillkürlich, da ein Stück europäischen Schicksals mit dem Funktionensystem Präsident, Kabinett, Kongreß verbunden ist. Eine Charakteristik der Parteien, die sachlich ja notwendig ist, belebt die Darstellung des Rechtsaufbaus; ein wenig vermißt man den Blick auf Verwaltung und Verwaltungsrecht.

Berlin — Theodor Heuß

Das Schlagwort vom „Finsteren Mittelalter". Von Lucie Varga. (Veröffentl. d. Seminars f. Wirtschafts- u. Kulturgesch. a. d. Universität Wien. Bd. 8.) Baden b. Wien 1932, R. M. Rohrer. 152 S.

Daß in wort- und begriffsgeschichtlichen Untersuchungen keine philologische Spielerei steckt, beweist Lucie Varga am Prachtbeispiel des „Finsteren Mittelalters". Jene tausendjährige Periode vom fünften bis fünfzehnten Jahrhundert, wo priesterliches Transzendenzdogma den gesamten europäischen Geist bevormundete, hat im Fortgang der Zeiten, und zwar schon seit dem elften Jahrhundert, auch einen Wandel ihrer Beurteilung erfahren. Zunächst in dem Sinn, daß sich der Umfang des „Finsternis"-Begriffs über die biblisch-religiöse Sphäre hinaus auf die linguistisch-ästhetische ausdehnte, und daß schließlich sogar die politisch-soziale von ihr mit umgriffen wurde. Ferner in der Weise, daß der anfänglich ethische Gehalt des „Mittelalter"-Begriffs vom siebzehnten Jahrhundert ab zur bloßen zeitlichen Bestimmung verblaßte (S. 111). Besonderes Interesse erweckt die vorliegende fleißige Sammelarbeit durch den Hinweis darauf, daß das so oft bestrittene Fortleben der Antike während des „finsteren" Mittelalters (S. 24 ff.) reichhaltig zu belegen ist.

Braunschweig — Erich Sander

Aristide Briand. Von Victor Margueritte. Berlin 1932, S. Fischer. 387 S. M. 5.— (7.—).

Wenige Tage vor seinem Tode ist diese Biographie Briands in französischer und deutscher Sprache (übersetzt von J. Chapiro) erschienen; sie war auf den bevorstehenden 70. Ge-

burtstag abgestellt, sollte aber wohl auch dem geistigen Raum von Briands weiterem Wirken dienen. Das Historische ist von Durchblicken ins Aktuelle durchsetzt; es entbehrt auch nicht des Polemischen (gegen Poincaré, Clemenceau, Ribot u. a.); das ist bei der Stellung Marguerittes im Kampfe gegen den Versailler Vertrag verständlich genug. Gewiß also keine abschließende historische Würdigung, weil zu stark mit politischen Zweckkapiteln belastet, aber doch für uns Deutsche interessant genug, weil das Wachstum Briand innerhalb des französischen Gruppenkampfes nach der Jahrhundertwende deutlich wird. Und man muß dies sehen, um seine eigentümliche Ausgleichstellung im parlamentarischen Spiel zu erkennen — nur von dieser Erkenntnis lassen sich seine Vorstöße und Rückzüge im außenpolitischen Kräftefeld recht würdigen. Margueritte schreibt als Propagandist, aber er wahrt dabei Distanz.

Berlin Theodor Heuß

Deutsche Bildnisse. Von Franz Dülberg. Berlin 1932, Verlag der Reichsdruckerei. 126 S.

Zu 62 Bildnissen gibt der Verfasser des „Korallenkettlins" mit dichterischer Wortkunst das Augenerlebnis des Porträtmalers wieder und zugleich psychologisch tiefe Ausdeutungen der Physiognomien der Porträtierten. Eine weitausholende Einleitung, die auf den Orient und die Antike zurückgreift, zeigt den Weg der Kunst zum Porträt überhaupt: die Entwicklung von der Gattung über den Typus zum Individuum ist ein sich stets wiederholender Vorgang.

Die beiden Blütezeiten deutscher Bildniskunst unterscheidet der Dramatiker und Kunsthistoriker grundsätzlich: die erste ist das Zeitalter Dürers: uns heute oft gleichgültige Persönlichkeiten werden allein durch die Kunst der Maler sprechend festgehalten; die zweite ist das Zeitalter Goethes: die Persönlichkeit der Dargestellten steigert häufig gleichgültige Künstler über das Maß ihres Könnens.

Dülbergs historischer Sinn berücksichtigt sowohl die Anfänge, bei denen frühe Bildnisse nicht ähnlich werden konnten, weil der Maler sich auf Züge beschränken mußte, die er nur vom Hörensagen kannte, als auch die Wandlungen unserer Zeit, die Errungenschaften der künstlerischen Photographie und der journalistisch-psychologischen Zeichnung. Auch das interessante Kapitel Modell und Maler ist nicht vergessen: fein, wie Franz Dülberg an Liebermanns Hindenburg-Bildnis zeigt, daß die beiden alten Männer sich gefunden haben! Man denkt unwillkürlich an des jungen Dürer Gemälde von Friedrich dem Weisen, dem man das Mürrisch-Werden des Modells noch ansieht.

Ein kunstgeschichtliches Werk, wie es sein soll!

Berlin Lutz Weltmann

Geschichte der russischen Revolution. Von Leo Trotzki. Berlin 1931, S. Fischer. 455 S. M. 8.— (11,–).

Der S. Fischer-Verlag hat jetzt ein neues Werk von Trotzki vorgelegt. Das Werk handelt von der Februarrevolution und von der weiteren Entwicklung der Ereignisse bis in die letzten Junitage hinein, in denen die Luft schon von dem Ozon des ausbruchsnahen Oktobergewitters gesättigt ist. Im Gegensatz zu den Historikern, die ideologisch betrachten, die moralisieren und die die geschichtsbildende Kraft der Persönlichkeit überbewerten, geht Trotzki den methodologischen Weg des Geschichtsmaterialisten, der überall die materiellen Wurzeln der ideellen und psychologischen Erscheinungen freilegt, der den gesellschaftlichen Prozeß in seiner mannigfaltigen Bedingtheit durch ökonomische Kräfte, Klassenfaktoren, internationale Einflüsse und geschichtliche Vergangenheit zeigt, und der bemüht ist, in allen scheinbaren Zufälligkeiten, Willkürlichkeiten und in dem Gegeneinander-, Zueinander- und Auseinanderwirken der verschiedenen Elemente einer Revolution die verborgene Gesetzmäßigkeit aufzudecken. In dieser mit hohem Sachverstand durchgeführten Bemühung gelingt Trotzki die theoretische Rekonstruktion der Februarrevolution, deren Widersprüche und Unzulänglichkeiten er in ihrer Unvermeidlichkeit überzeugend begründet. Er zeigt die Rolle der Parteien, der zum politischen Bewußtsein erwachten Massen und der führenden Persönlichkeiten, von denen manche dem unsanften Zugriff seiner revolutionären Kritik ausgesetzt werden. In den meisten Fällen aber stützt Trotzki aus einer sichtlichen Objektivitätsbemühung heraus seine Darstellungen führender Persönlichkeiten und ihrer Handlungen auf Zeugnisse von Revolutionsteilnehmern diesseits und jenseits der Barrikaden. Trotzki ist, wie schon erwähnt, merklich bestrebt, ein streng wissenschaftliches Werk zu schreiben. Er hält sich im Verfolg dieser Absicht von jeglichen Ressentiments und von jeglicher Anekdote fern. Er vermeidet deshalb auch den subjektiven Ton privater Erinnerung, spricht aus demselben Grunde von sich nur in der dritten Person und sieht möglichst von einer farbigen und im künstlerischen Sinn anschaulichen Beschreibung ab (daß er die Feder auch künstlerisch zu führen vermag, hat er ja in seinem Memoirenwerk bewiesen). Und wenn Trotzki trotz des Verzichts auf künstlerische Anschaulichkeit anschaulich ist, dann ist er es in der Analyse der soziologischen Zersetzungs-, Umschichtungs- und Amalgamierungsprozesse und in der Darstellung des dialektischen Spiels der politischen Gruppen.

Zu den interessantesten Kapiteln gehört sicherlich das Lenin gewidmete. In diesem Kapitel erkennt Trotzki als hervorragender Vertreter der geschichtsmaterialistischen Richtung die eminente Bedeutung der überragenden Persönlichkeit an. Aber der individualistischen Behauptung, nach der „Männer die Geschichte machen", stellen sich Trotzkis Worte entgegen, mit denen er Lenins Genialität und Geltung würdigt. So bemerkt er, daß Lenins Genialität darin bestand, daß sein „Denken und Wille letzten Endes den grandiosen, revolutionären Möglichkeiten des Landes und der Epoche angemessen waren". Lenin hat also niemals die russische Revolution „gemacht", sondern er hat kraft seiner gesellschaftsdiagnostischen Fähigkeit und kraft seiner unbeugsamen Energie das Höchstmaß an revolutionär Erreichbarem aus den „grandiosen, revolutionären Möglichkeiten", die objektiv durch den gesetzmäßigen Gang der Ereignisse gegeben waren, herausgeholt.

In dem Vorwort zu dem angezeigten Werk vermerkt Trotzki, daß ihm diesmal nichts ferner gelegen habe als die Apologie einer politischen Position, sondern daß er sich stets von der Absicht habe leiten lassen, eine überzeugend motivierte Darstellung des realen Prozesses der Revolution zu geben. Daß sein ehrlicher Wille zur Objektivität mitunter stärker ist als das Vermögen zu dessen Verwirklichung wird niemanden überraschen. Ferner wird es niemanden verwundern, daß dies Buch über die Revolution ein Bekenntnis zur Revolution ist, und daß diese Konfessio von einer Liebe zur Revolution durchflammt ist, die stets allen unbedingten Revolutionären eigentümlich war.

Es liegt hier ein außerordentliches Geschichtsdokument vor. Wer es gelesen hat, wird der Vervollständigung dieses Dokuments durch einen zweiten, den Oktobersieg behandelnden Band mit lebhaftem Interesse entgegensehen.

Berlin Werner Türk

Wissenschaftskunde der Geistes- und Wirtschaftswissenschaften. Von G. Glockemeier und W. R. Lindner. Leipzig 1932, Wolfgang Richard Lindner. 224 S.

Ein zweifellos nützliches Buch, in dem, wie die Verfasser in der Einleitung sagen, zum erstenmal der Versuch gemacht wird, eine systematische Übersicht der Geistes- und Wirtschaftswissenschaften zu geben, Klarheit über das Wesen, die Aufgabe und den Stand der einzelnen Disziplinen sowie in ihre Beziehungen zu bringen. An den erklärenden Text über das Wesen und eine knappe Geschichte der einzelnen Wissenschaften ist jedesmal die wichtigste und grundlegende Literatur des Gebietes angeschlossen. An diesem Text wird man Kritik üben können. Jene naive Wortgläubigkeit und Überschätzung der Abstrakta, die als Erbe der Scholastik noch überall in unseren Wissenschaften spukt, macht sich immer wieder geltend. Das Wort Wissenschaft selbst ist, wie alle Wörter, konventionell. Die immer neu entstehenden Wissenschaften beweisen, daß jedes Lebensgebiet, das den Menschen im Lauf der Zeiten wichtig erscheint, zur systematischen Erklärung und Darstellung drängt. Und gar die Einteilung der Wissenschaften ist fast durchweg eine rein empirische und praktische. Gewiß, Mathematik und Geschichte sind wesentlich unterschieden, aber innerhalb der Geschichte oder der Sprachwissenschaften sind alle Einteilungen empirisch, von Zeiten, Räumen, Forschungszwecken, Bequemlichkeiten, zufälligen Ereignissen bestimmt. Die Verfasser selbst sagen: „Die steigende Bedeutung des schwarzen Erdteils führte zur Afrikanistik". Auch Beschreibung und Erklärung sind nicht so scharf geschieden, wie es scheint, da die Erklärung zuletzt auch nur eine Beschreibung ist, denn die Beziehung vom Grund zur Folge ist uns verschlossen. Natur- und Geisteswissenschaften sind nicht so scharf geschieden, wie man meint, da der Mensch mit all seiner Kultur schließlich ein Teil der Natur ist. Aber das führt zu erkenntnistheoretischen Fragen, die hier nicht erörtert werden können, die man aber für ein solches Buch gründlicher durchdacht und im Text schärfer angedeutet gewünscht hätte. In den Literaturangaben konnte natürlich nur das Wesentliche gegeben werden und Lücken waren unvermeidlich. Dennoch wundert man sich, unter den neueren Philosophen Benedetto Croce nicht genannt zu finden. In der Ästhetik sind nur die alten Systeme erwähnt; daß Croce in seiner „Ästhetik als Wissenschaft des Ausdrucks" (1905) und ich in meinem „Ästhetischen Problem" (1928) versucht haben, diese Wissenschaft auf eine neue Grundlage zu stellen, sollte gesagt sein. Anderseits sind gelegentlich Bücher erwähnt, die mit Wissenschaft sehr wenig zu tun haben. Trotzdem ist für jeden Forscher, der sich mit einem ihm fremden Gebiet befassen muß, für jeden Laien oder Schüler, der einen Wegweiser für die Wissenschaft sucht, ein wertvolles Hilfsbuch geschaffen.

Berlin-Grunewald — Karl Federn

Das Bild des Menschen in Schopenhauers Philosophie. Dargestellt an Hand der Texte und erläutert von Konrad Pfeiffer. Berlin 1932, Walter de Gruyter & Co. 224 S. M. 8,50 (10,—).

Diese Schrift ist eine von denen, die mit großer Mühe und sorgsamster Arbeit geschaffen und zusammengestellt sind und die schließlich doch nicht die Resonanz finden können, die der in ihnen steckende Fleiß verdient. Aus Schopenhauers gesamtem Schaffen und Denken alles zusammenzutragen, was über den Menschen, sein Wesen und Leben, seinen Sinn und sein Leiden zu finden ist, es zu erläutern und zu gruppieren — das ist eine Riesenarbeit. Aber was nützt es uns schließlich, wenn wir wissen, was Schopenhauer über den Menschen gedacht hat? Gar nichts, wenn wir nicht verstehen, warum er so über ihn gedacht hat! Nicht das losgelöste Problem „Mensch" hat den Philosophen beschäftigt, sondern die Beantwortung dieses Problems erwuchs notwendig aus dem Gesamtweltbild und ist ohne Verwurzelung in diesem Boden gar nicht lebens- und wirkensfähig. So bleibt das Buch im wesentlichen eine organisierte Aphorismensammlung.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Bewegung als Wesen der Welt. Eine Welt- und Lebensschau. Von Emil Greeff. Fürth i. B. 1930, Hans Krause. 177 S.

Dies Werk gehört zu dem in Deutschland häufigen Typus von philosophischen Büchern, worin ein ernster und ehrlich nachdenkender Laie die Ergebnisse seines Denkens vorlegt. Ein Grundprinzip wird erfaßt und von hier aus nun kühn alle Probleme des Daseins zu lösen versucht! Das geht bis zu einem gewissen Grade, besonders da der Verfasser die Schwierigkeiten seiner Lösungen nicht sieht. Hier ist der Schlüssel zu allen Geheimnissen der Welt die Bewegung. Nun ist gewiß richtig, daß Bewegungsvorgänge bei fast allen Tatsachen unserer Erfahrung eine Rolle spielen. Indessen ist damit noch keineswegs gesagt, daß darum etwa Bewegung auch das Wesen dieser Tatbestände sei. So ist gewiß Bewußtsein an Bewegung geknüpft; aber es ist darum doch noch nicht ausschließlich Bewegung. Der Verfasser dehnt sein Grundprinzip nun auf alle Gebiete menschlichen Lebens aus, aber auch hier überall die eigentlichen Schwierigkeiten übersehend. Dabei ist das Buch frisch und mit Schwung geschrieben; nur als streng wissenschaftliche Leistung kann es nicht gewertet werden.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Glück haben — Übungssache! Praktische Psychogymnastik. Von Ernst Rothe. Berlin 1931, Max Hesse. 446 S. M. 8,50.

Das vorliegende Buch bildet die Fortsetzung der „Psychogymnastik" des gleichen Verfassers. Die Psychogymnastik gab allgemeine Erörterungen, hier sollen spezielle Anweisungen gegeben werden. Es ist eine sicher nicht abzustreitende Tatsache, daß der Mensch in weitem Umfang für sein Schicksal selbst verantwortlich ist, und daß es von ihm mit abhängt, ob er Glück oder Unglück hat. Es kommt nicht darauf an, was geschieht, sondern was der einzelne aus allem, was ihn trifft, zu machen weiß. Daß jedem Menschen Grenzen gezogen sind, darf nicht verkannt werden; freilich auch hier kommt es darauf an, sich damit irgendwie abzufinden und innerhalb der Grenzen sein Bestes zu tun. Die besonderen Ratschläge, die der Verfasser seinen Lesern gibt, bauen zum größten Teil auf den Ergebnissen der neueren Psychologie, vor allem Psychoanalyse und Individualpsychologie, auf, wozu noch eine an Coué — wenigstens zum Teil — orientierte Methode des Trainings kommt. Über dem ganzen Buch liegt ein großer Optimismus, wie ihn ja auch Coué besaß, dem allerdings die Tiefe fehlte. Dieser Optimismus ist sicher in der Lage, auf manche Gemüter heilsam zu wirken und das Selbstvertrauen zu stärken; ob aber die einzelnen Ratschläge, die der Verfasser gibt, wirklich zum Erfolg, zum Einschlafen, zur Herstellung des rechten Selbstgefühls, zur Überwindung der Angst usw. führen, möchte ich stark bezweifeln. Wenn man an Beispielen zeigt, wie andere sich in bestimmten Situationen falsch oder richtig verhalten, so lehrt dies noch nicht, wie man es anstellt, sich selbst richtig zu verhalten. Da das Buch sehr flüssig ge-

schrieben ist, und es zahllose Menschen gibt, die einen Halt und einen Ausweg aus Lebensschwierigkeiten suchen, so wird es sicher Leser finden; ob es sie alle restlos befriedigen wird, mag dahingestellt bleiben.

Gießen-Mainz Erich Stern

Epochen der Naturforschung.. Von Hans Schimank. Berlin 1930, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiserverlag G. m. b. H. 320 S.

Ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Wissenschaft und zwar einer psychologisch durchleuchteten Geschichte der Wissenschaft! Der Verfasser beginnt seine Darstellung mit der mittelalterlichen Scholastik, in der er inmitten krausen Gedankenwustes wertvolle Keime aufzeigt. Dann wird an drei repräsentativen Beispielen der Weg der neueren Wissenschaft verfolgt. Zunächst an Leonardo, der als gelehrter Autodidakt noch stark im Bann der Scholastik steckt, der jedoch zugleich als Renaissancemensch nach Universalität strebt, die er freilich mehr auf dem Gebiete des Könnens als auf dem des Wissens erreicht. Das Werden der neuen Wissenschaft im Zeitalter des Barock wird vor allem an Kepler dargestellt, dessen Bild dem Verfasser besonders lebensvoll gelingt. Die prälogischen Elemente im Denken dieses genialen Forschers sind vortrefflich gesehen. Als Repräsentanten der Wissenschaft im Zeitalter der bürgerlichen Gesellschaft erscheinen Faraday und Robert Mayer, beide ebenfalls plastisch gestaltet. Das Buch, wissenschaftlich gut fundiert, bietet infolge seiner anziehenden Darstellung auch breiteren Kreisen eine fesselnde Lektüre.

Stettin Richard Müller-Freienfels

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XXXVIII

Zwei Auslandsbücher über Deutschland

Von Lutz Weltmann (Berlin)

H. R. Knickerbocker: „Deutschland — so oder so? (Berlin 1932, Ernst Rowohlt Verlag. 232 S.)

Cicely Hamilton: „Eine Engländerin entdeckt Deutschland." (Stuttgart 1932, Verlag J. Engelhorns Nachf. 278 S.)

Wie sind wir Deutschen? Kann inmitten des Wirrwarrs parteipolitischer Zerklüftung ein Deutscher über Deutschland schreiben? Es ist fast unmöglich. Der Ausländer muß zur Zeit einen klareren Blick für deutsches Leben, deutsches Geschehen haben als wir. Zwei Bücher beweisen es. Sie sind von verschiedener Warte aus geschrieben. Aber die Ergebnisse gleichen einander mit mathematischer Exaktheit. Und wir erkennen uns im Spiegel.

Der amerikanische Journalist H. R. Knickerbocker, erst von Amerika auf Beobachtungsposten nach Rußland geschickt, beobachtet jetzt die Entwicklung der Dinge in Deutschland, von der die Geschicke Europas abhängen. Aber auch Amerika ist an ihnen interessiert. Knickerbocker ist ein Statistiker: wenn das in Deutschland investierte amerikanische Kapital verloren ginge, würde auf jede dreiköpfige amerikanische Familie ein Verlust von 100 Dollar kommen. Sind die amerikanischen Kapitalien von 4 Milliarden Dollar in Deutschland sicher, in einem Lande, dessen Bewohner in der Mehrheit gegen das kapitalistische System entschieden haben? Die nur durch ihre Uneinigkeit daran gehindert sind, es ganz zu beseitigen? Die Zahl der kommunistischen Wähler beträgt mehr als das hundertfache der Bolschewisten, welche die russische Revolution gemacht hatten; die der Nationalsozialisten das sechzigfache der Faschisten, die den Marsch auf Rom unternommen hatten. Ein Bürgerkrieg aller gegen alle wäre die Folge, wenn die Republik sich nicht schützen kann: Reichsbanner könnte mit Nazis und Stahlhelm den Kommunismus niederwerfen, Kommunisten und Reichsbanner zusammen könnten des Nationalsozialismus Herr werden. Autarkie ist das beliebte Schlagwort der „nationalen Opposition": was wäre die Folge, wenn die Tatsache besteht, daß 56 Prozent des Welthandels von Europa getätigt werden und 51 Prozent von Europas Außenhandel in den Händen Deutschlands liegen? Es ist das Zeitalter Hitlers, das Knickerbocker beschreibt, denn er weist nach, daß in Wahrheit die Opposition regiert: keine Opposition kann anders regieren als die Brüning-Regierung, aber jede Regierung arbeitet unter dem Druck der Opposition. Knickerbocker interviewte Hitler und Klagges, Krupp und den Reichsbannerführer Höltermann, besuchte die Zeiß-Werke in Jena mit ihrer sozialistischen Struktur wie das Leuna-Werk und Opel in Rüsselsheim, hielt sich im Asyl der Obdachlosen auf und bei den Glasbläsern in Thüringen, er vergißt keine Farbe, so bereist er das vom Kommunismus durchfurchte Vogtland, in dem er der stärksten Religiösität begegnet. Knickerbocker zeigt den Abgrund, in den Deutschland bei fortschreitender Radikalisierung stürzen muß, stärkt aber unseren Optimismus, wenn er auf das Kräftereservoir hinweist, über das Deutschland verfügt, wenn seine Maschinen wieder in Gang kommen. Wenn diese Zeilen geschrieben werden, ist die Hauptentscheidung vielleicht schon gefallen, wenn sie erscheinen, gewiß. Die Zeit geht uns durch. Knickerbockers Buch kann bald überholt sein. Wir erleben Geschichte. Und so wird ein Buch schnell historisch.

Das Deutschland-Buch der Engländerin Cicely Hamilton ist ein unsystematisches Buch. Sie ergänzt zwar, was sie gesehen, immer durch Material in Wort oder Schrift, aber sie weiß, daß man aus Zufallserlebnissen keine endgültigen Schlüsse ziehen darf. Es spricht für die Sicherheit ihres Blicks, daß er Wesentliches festgehalten hat, es spricht für die Kunst ihrer Darstellung, daß ihre farbige impressionistische Art die ideellen Kräfte erkennen läßt, die der Veränderung Deutschlands in den Nachkriegsjahren zugrundeliegen. Im Persönlichen entdeckt Cicely Hamilton stets das Allgemeine, ob es sich um Jugendbewegung handelt oder um das Sportmädel von heute, Theater oder um neues Bauen, über den Judenhaß oder über die Reichswehr, über Studententum oder Kindererziehung, über Reisen oder über Hinterlassenschaften des alten Deutschlands. Cicely Hamilton hat schon Vorkriegs- und die ersten Nachkriegsjahre in Deutschland zugebracht, nach zehn Jahren sieht sie es wieder, vergleicht es mit damals und vergleicht es mit ihrer englischen Heimat. Und in diesem Spiegel kann man den neuen Kosmos er-

kennen, der aus unserem Chaos hervorgehen kann. Die Verfasserin findet einen Kult der Schlichtheit, in dem Deutschland heute vorbildlich ist. Sie entdeckt auch Englisches, das sich überraschend in Deutschland einbürgert — innerhalb einer nationalistischen Welle, die ohnegleichen ist. Fräulein Hamilton schmeichelt nicht, aber sie ist ungeheuer optimistisch. Sie gibt von ihrem Optimismus dem Leser ab, weil er erkennt, daß sie nichts beschönigt.
Der Amerikaner und die Engländerin ergänzen einander seltsam. Ein Autor gibt der Darstellung des anderen Beweiskraft. Aus Knickerbockers Zahlen wird Leben, aus Miß Hamiltons Leben leuchtet die Idee Deutschland.

XXXIX

Die erste deutsche Journalistin

Von C. Fries (Berlin)

Ihr Bild sieht uns an, das schöne, große Gemälde, das Hans Makart von ihr schuf. Lang probierte er die Gewandung im großen Selamlik des Musaffir-Khans, erst ein grünes, dann ein rotes, dann ein lavendelfarbnes usf. Kleid, das er nicht in natura verlangte, sondern durch Übermalung herstellte, was Lenbach, der dabei war, zwar verdroß, aber nun einmal zu Makarts Gewohnheiten gehörte, und worin der „Kleine", wie der andere ihn nannte, sich auch nicht irre machen ließ. Er malte dann noch andere Frauen, Ägypterinnen, Araberinnen zu Kairo, aber sie sollen mit den Augen der Christa Del Negro in die Welt gesehen haben. Schöne suggestive Augen, wahrlich, die manches Künstler- und Dichterherz zum Leben entzündeten, und die jetzt, vom Schleier der Blindheit bedeckt, die umringende Nacht mit tausend Farben und Fresken der Vergangenheit reich übermalen.
Christa Del Negro war die erste deutsche Journalistin und ist jetzt Frau Christine von Thaler, ist jetzt 80jährige Patriarchin und Veteranin des weiblichen Journalistentums. Von Italien aus hat sie politische Artikel an das Frankfurter Journal, an die Augsburger Allgemeine Zeitung u. a. geschickt. Ihre Dramen „Wilde Myrten", „Älteres Recht", „Moderne Mädchen" u. a., ihre Romane „Benedetta", „Hausfriede", „Die Kunst geliebt zu werden", „Auf ewig gebunden" und viele andere erschienen in rascher Folge. Sie wurden im „Pester Journal", in „Über Land und Meer", in der „Berliner Feuilleton-Zeitung" und zahlreichen anderen Blättern veröffentlicht. Sie wußte sich vor Arbeit nicht zu lassen, und — sie arbeitet noch immer. In Gallneukirchen nahe bei Linz weilt sie im Kreis der Ihren und diktiert. Sie trägt ihr Gebrechen mit edler Geduld, und immer ist es mir ein Fest, wenn ein Antwortschreiben von ihr eintrifft, von einem jungen Mädchen geschrieben, und mit der autographischen, deutlichen Bleistiftunterzeichnung: „Christine von Thaler." — Unlängst gab Dr. Rudolf Schade, der Sohn des Germanisten Prof. Dr. Oskar Schade, in dem verdienten Verlag der Gesellschaft deutscher Literaturfreunde ihre Erinnerungen heraus: „Fantasia ... Das Lebensbuch der ersten deutschen Journalistin." Ich kann nicht umhin, zu behaupten, daß ich von wenigen Büchern einen so bildhaften, einen so fröhlichen, farbigen, lebensbejahenden Eindruck empfangen habe. Nun ist es unbestritten, daß zeiträumliche Nähe bedeutender Menschen und großer Naturen ohnehin erhebend und beglückend wirken. Hier kommt aber eine Erzählergabe, eine dialogische Ein- und Ausdruckskunst hinzu, die uns gefangen nimmt und wahllos mitschleppt, wohin die Verfasserin uns bringt. Ihr Leben war in der Tat reich an Erleben, und wenn ihr jetzt die Sicht ermangelt, sie hat es wahrlich vorweggenommen und mehr gesehen als wir. „Die erste Journalistin von Bedeutung, die politische Tätigkeit mit literarischer verband", wie Schade sie nennt, wurde zu München als Tochter des Optikers Greiner und seiner schönen Frau Frieda geboren. Diese heiratete nach dem frühen Tode des Gatten den Venezianer Candido Del Negro, unter dessen Namen sie dann schrieb. Del Negro hatte sich in Österreich politisch mißliebig gemacht und mußte, zum Jubel Christines, nach Italien gehen. Die Kindheit in Venedig und Turin war wonnig. Die energische, schöne Mutter verstand es, dem Vater ansehnliche Stellungen im jungen Königreich zu verschaffen, und so kam man in hohe, ministerielle Kreise. Die erblühende Christa sah und wurde gesehen. Es ging nach Florenz, nach Rom, nach Ägypten, und es sind die schönsten und glücklichsten Tage, die sie in Kairo und Alexandrien verlebt und beschreibt. Hans Makart und Franz von Lenbach sind als deutsche Künstler dem Hause befreundet und hofieren die knospende Schönheit, die früh geistig flügge wird. Das Leben wird zum Bilderbogen, zum Film, zum Wandelpanorama. Pio Nono wird mehrfach besucht. Graf Brassier, Bismarcks alternder Günstling, ist befreundet. Der Nilforscher Baker teilt seine Tagebücher zur Veröffentlichung durch die junge Autorin mit. Kairoer Silhouetten, ein Besuch im Harem, es wirbelt durcheinander. Dann geht es nach Wien, das dagegen geradezu nüchtern wirkt. Die Ebner-Eschenbach, Josef von Weilen, Carducci, Theophil Zolling, Anzengruber, Ignaz Kraszewski, dessen letzte Liebe Christine war, schweben gestaltet vorüber. Dann tritt Karl von Thaler in ihr Leben, der wiener Journalist und Dichter, der mit Erich Schmidt seinerzeit um die Denkmalsehrung Hamerlings die Klinge kreuzte und der dann Christines Gatte wurde. Rastloser Fleiß und der Genuß des Schaffens gaben ihrem Leben die Signatur, und es wäre schnöder Undank, der ältesten deutschen Journalistin zur achtzigsten Jahreswende nicht zu huldigen.

Nachrichten

Todesnachrichten. Franziska Bram ist am 12. Juni gestorben. Sie hat mit ihren Romanen, die sich durch gute Charakteristik und betonte Lebensbejahung auszeichnen, der katholischen Literatur wesentliche Dienste geleistet. Von ihren Hauptwerken, die zwischen 1907 und 1909 erschienen, sind zu nennen: „Bürgermeister Jörensens Töchter", „Der Zorn Gottes" (1913), die Roman-Novelle „Die Zelle der Gerechtigkeit", „Der Ruf des Lebens", „Der Meister", der Novellenband „Auf der Straße der Suchenden".

Ludwig Renner ist am 11. Juni in Hofgastein im 64. Lebensjahr einem Schlaganfall erlegen. Er war Verfasser vieler populärer Chansons und Schlager („Haben Sie nicht den kleinen Kohn gesehen?") und hat für den „Tag" und die berliner „Nachtausgabe" Theater- zumal Operettenkritik geschrieben.

Peter Epstein, langjähriger breslauer Musikreferent des „B. T." ist nach einer Meldung vom 21. Juni gestorben. Er war ein guter Kenner der italienischen und deutschen Barockmusik sowie der evangelischen Kirchenmusik des 17. Jahrhunderts, über die er vielfältig geschrieben hat.

Hans Altmüller ist am 20. Juni in Kassel gestorben. Er war am 2. Oktober 1865 in Kassel als Sohn des Schriftstellers Karl Altmüller, dem die Hessen ihr volkstümlichstes Heimatlied verdanken, geboren. Auch Hans Altmüller hat Gedichte geschrieben, in der Hauptsache aber galt seine Tätigkeit, nachdem er in Berlin Philosophie und Kunstgeschichte studiert, bei Herman Grimm gehört und in der Vaterstadt ein Jahrzehnt lang Bibliotheksdienst getan hatte, einer philosophischen Beschäftigung mit Gegenständen der Literatur und der bildenden Kunst. Später wandte er sich vorzugsweise den Problemen der Lebensphilosophie zu und hatte schließlich, ohne selbst ein schöpferischer Denker zu sein, durch seine Vorträge einen großen Kreis treuer, ja, begeisterter Verehrer um sich gesammelt, die in ihm einen Führer sahen. Von seiner Geistesart geben drei Bücher Zeugnis: „Deutsche Klassiker und Romantiker", „Das Unsterblichkeitsproblem", „Höchste Lebenswerte". (W. S.)

Franz Settegast ist nach einer Meldung vom 24. Juni in Potsdam im Alter von 82 Jahren gestorben. Er studierte in Breslau, Leipzig und Marburg, habilitierte sich in Leipzig, wirkte eine Zeitlang als Professor an der Universität Zürich, kehrte dann nach Leipzig zurück, wo er bis 1918 als Vertreter der romanischen Philologie der Universität angehörte. Unter seinen Hauptwerken: „Quellenstudien zur galloromanischen Epik", „Antike Elemente im altfranzösischen Merowingerzyklus", dazu eine Übertragung von Dantes Göttlicher Komödie.

Max Oeser ist nach einer Meldung vom 3. Juni in Mannheim, dessen Schloßbibliothek er betreute und der sein Lebenswerk galt, gestorben. Er stammte aus Dresden, kam 1894 nach Mannheim und widmete sich der Erforschung der Geschichte Mannheims, insonderheit der Beziehungen Schillers zu Mannheim. So entstand sein Hauptwerk „Aus der Kunststadt Karl Theodors". Daneben ist seine „Geschichte der Kupferstechkunst" als eine ungewöhnliche Leistung zu erwähnen.

Fritz Mallien hat nach einer Meldung vom 8. Juni in Kattenau bei Stallupönen im Alter von 39 Jahren seinem Leben durch Freitod ein Ende gesetzt. Er hat sich als Lyriker in nicht gewöhnlicher Weise hervorgetan.

Rudolf Payer von Thurn, Direktor der weiland habsburglothringenschen Familienfideikommißbibliothek und Universitätsdozent, ist am 18. Juni in Wien, im 65. Lebensjahr gestorben. Aus der großen Zahl der eine erstaunliche Vielseitigkeit bekundenden Veröffentlichungen ragen die Ausgabe der Wiener Haupt- und Staatsaktionen des Hanswursts Stranitzky, „Der historische Faust im Bilde", „Grillparzers Ahnen", eine prächtig ausgestattete Geschichte des Ordens vom Goldenen Vliese, zuletzt ein „Goethe-Bilderbuch" hervor; einen Großteil der Lebensarbeit Payers birgt die von ihm seit 1894 redigierte „Chronik des Wiener Goethe-Vereins". (R. F. A.)

Gyp: Komtesse Gabrielle Martel de Janville, eine Urenkelin Mirabeaus, ist nach einer Meldung vom 30. Juni im Alter von 81 Jahren in Paris gestorben. Sie war ihrerzeit eine überaus beliebte Unterhaltungsschriftstellerin. Ihre feuilletonistisch gehaltenen Romane sind auch vielfach ins Deutsche übersetzt worden; am bekanntesten wohl: „Petit Bob", „Le mariage de Chiffon", „Jacquette et Zouzou".

Frederik van Eeden ist nach einer Meldung vom 17. Juni im Alter von 72 Jahren in Bussum bei Amsterdam gestorben. Er war Arzt und ein unermüdlicher Verfechter sozialer Ideen. Er ist vor zehn Jahren zur katholischen Kirche übergetreten. Mit 25 Jahren schrieb er sein Hauptwerk „Der kleine Johannes", einen Roman, der seine Bedeutung nicht verloren hat. Seine Schauspiele „Ysbrand" und „Lioba" sind vielfach über deutsche Bühnen gegangen. Ganz besondere Bedeutung kommt seinen kritischen Essays zu, die die holländische Literatur revolutionierten. Seine praktisch-soziale Tätigkeit führte auch zur Gründung eines Arbeitskollektivs und einer Konsumgenossenschaft.

René de Clercq ist am 12. Juni in Hollandsche Rading im Alter von 55 Jahren gestorben. Er wurde als Sohn eines armen Seilers am 14. November 1877 in Denlijk geboren, studierte an der Universität Gent und promovierte 1902 in germanischer Philologie. Er wurde zum Vorkämpfer der flamischen Bewegung, verlor darüber Amt und Vaterland und mußte nach Holland auswandern. Seine Gedichte „De Noodhoorn" gelten als ein Größtes flamischer Lyrik. Auch seine späteren Gedichtsammlungen „Van den Lande" und „Rootland" sind, zum Teil von ihm selbst vertont, in seiner flämischen Heimat zu Volksliedern geworden.

Harald Hansen ist nach einer Meldung vom 11. Juni im Alter von 42 Jahren in einem stockholmer Krankenhaus gestorben. Er hat sich unter dem Pseudonym Hake durch Reportagen, zumal über den Umsturz in Rußland sowie über die neuen Staatengebilde des Ostens weithin bekannt gegeben. In Dänemark geboren, ist er früh nach Schweden übergesiedelt.

Anna Lauermannová, die Seniorin der tschechischen Schriftstellerinnen, seit 35 Jahren unter dem Decknamen Felix Tevér tätig, ist am 16. Juni in Liboc bei Prag 77jährig gestorben. Sowohl ihre Romane und Novellen, die im altprager Rahmen eine eigenartige Mischung des Realistischen und des Romantischen bieten, als auch ihre bedeutende Persönlichkeit, die jahrelang einen Mittelpunkt des literarisch-gesellschaftlichen Lebens in Prag bildete, genossen eine ungemeine Beliebtheit. (A. N.)

* * *

Die silberne Wartburgrose ist Paul Ernst, Erwin Guido Kolbenheyer, Börries von Münchhausen, Hermann Stehr und Heinrich Lilienfein verliehen worden.

Der Viking-Preis, gegründet, um die Beziehungen zwischen Norwegen und Frankreich zu festigen, ist Henry de Monfreid für seine Novellenbände „Die Geheimnisse des Roten Meeres" und „Abenteuer zur See" zugesprochen worden (10000 Franken).

Der Prix de la renaissance (6000 Franken) ist Léon Paul Fargue für seinen Roman „D'après Paris" zuerkannt worden.

Den von Jules Romains nicht angenommenen Preis hat Jean Pallu für sein Buch „Nothafen" erhalten.

Der Preis des Bundes rheinischer Dichter ist Heinrich Lersch und G. Fuhrmann verliehen worden.

Der „Temps" hat einen Romanpreis in Höhe von 20000 Franken gestiftet.
Enrique Bohorques, spanischer Schriftsteller, erhielt im literarischen Wettbewerb den Preis von Valencia zuerkannt.
Preisgekrönt wurden für ihr erfolgreiches Wirken zur Hebung des Interesses am guten Buch die bekannten Schriftsteller Ernesto Giménez Caballero, Carlos Fernández Cuenca und Miguel Pérez Ferrero.

* * *

Der dänische Rundfunk hat ein Preisausschreiben für Hörspiele erlassen unter Aussetzung von Preisen zu 5000, 3000 und 2000 Kronen.
Das Thomas Carlyle-Stipendium des englischen Ausschusses an der Deutschen Akademie in München in Höhe von 1200 Mark, das einem begabten englischen Germanisten zugute kommen soll, ist neu ausgeschrieben worden (Sir Frank Heath, 88a Gower Street, London W. C. 1).

* * *

In Teplitz ist am 8. Mai ein Goethe-Denkmal enthüllt worden.
Die Universität Freiburg in der Schweiz veranstaltete vom 11. bis zum 13. Juni eine internationale Feier zu Ehren ihres Patrons Albertus Magnus (1193—1280). Den deutschen Festvortrag hielt Professor Franz Strunz (Wien).
Am Pfingstsonntage ist das Geburtshaus des großen tschechischen Dichterphilosophen Otokar Březina in Počátek mit einer Gedenktafel geschmückt worden; am Vortage wurde in Prag-Kön. Weinberge eine Gedenktafel für den bedeutenden Lyriker und Politiker Viktor Dyk an jenem Hause, wo er den größten Teil seines Lebens verbracht hatte, festlich enthüllt; auch die betreffende Straße soll nach dem im Vorjahr verstorbenen Poeten benannt werden.
Die altertümliche ostböhmische Stadt Leitomischl veranstaltet in den Sommermonaten eine große Božena Němcová-Ausstellung; der Lebens- und Leidensweg dieser bahnbrechenden tschechischen Schriftstellerin war mit Leitomischl mehrfach verknüpft.
Am Pfingstsonntag tagte in Brünn die Jahresversammlung der tschechischen Bibliophilen aus Mähren, die zu einer begeisterten Huldigung für Goethe wurde. Dieselbe ist durch einen Vortrag von Arne Novák über die tschechischen Goethe-Übersetzungen eröffnet worden; dann gelangten zur Verteilung verschiedene Bibliophilendrucke von Goethe-Übersetzungen ins Tschechische. Am bedeutendsten ist die Sammlung der acht Umdichtungen vom Zauberlehrling, unter denen die erste vom Ahnherrn des neueren tschechischen Schrifttums Jos. Jungmann, eine andere von Vrchlický stammt.
Ferner erschien im bibliophilen Gewande die Übersetzung der „Geheimnisse" und die Umdichtung des anmutigen Bohemicums „St. Nepomuks Vorabend", beide von Ot. Fischer besorgt; das letztgenannte Gedicht ist in musterhafter Ausstattung von K. Svolinský als tschechischer Beitrag zur leipziger Ausstellung der Goethe-Drucke eingesandt worden. Ein brünner Verleger hat außerdem den programmatischen Aufsatz des tschechischen Goethe-Forschers Ot. Fischer, „Forderungen des Tages", der zum Neujahr 1932 geschrieben wurde, vorbildlich reproduzieren lassen. (A. N.)

* * *

Der Literarhistoriker Abel Lefranc ist Beziehungen nachgegangen, die zwischen Shakespeares „Hamlet" und dem Sohn der Maria Stuart, dem späteren König Jakob I. zu bestehen scheinen. Einzelheiten der Ermordung von Hamlets Vater stimmen mit dem Anschlag auf Darnley überein. Auch die Gifteinträufelung ins Ohr soll bei Marias erstem Gatten, Franz II., wenigstens gerüchtsweise, umgegangen sein. Es sei anzunehmen, daß die Entstehung des Hamlet mit der Frage der Nachfolge der Königin Elisabeth zusammenhängt.

* * *

Im Jahr 1931 sind neben 23090 Werken in deutscher Sprache 1024 Übersetzungen und 984 fremdsprachige Werke in Deutschland erschienen. Auffällig ist der Rückgang der Übersetzungen aus dem Französischen, der 1928 noch 288 Werke, im Jahre 1931 nur 21 zu verzeichnen hatte. Aus dem Russischen 142, aus dem Dänischen 44, aus dem Schwedischen 39, aus dem Italienischen 30, aus dem Norwegischen 23, aus dem Englischen 207 Übersetzungen.

* * *

Thomas von Aquinos „Summe der Theologie", die mächtige Zusammenfassung seiner Lehre, erscheint, von Joseph Bernhart und Wilhelm Hohn herausgegeben, in zwei Bänden der billigen Taschenausgabe von Alfred Kröner, Leipzig. Der Grundpfeiler katholischen Glaubens, die Summe mittelalterlicher Philosophie wird mit dieser sorgfältig erläuterten Ausgabe jedermann zugänglich. Im ersten Bande („Gott und Schöpfung") ist die Lehre von Gott und der Welt, im zweiten („Der Mensch und das Heil") die Psychologie und Gesellschaftslehre behandelt.
Montaignes unerschöpfliche „Essays" nebst dem „Reisetagebuch" erscheinen soeben in der Taschenausgabe von Alfred Kröner, Leipzig, in einer von den Freunden der Literatur längst gewünschten neuen Übersetzung, die Tiefsinn, Glanz und Witz des Originals voll wiedergibt.
Carl Schünemann Verlag, Bremen, gibt in wohlfeiler Ausgabe (in Leinen gebunden, M. 2,85) heraus: Manfred Hausmann „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken". Abenteuer eines Wanderers. Buchausstattung von Hans Meid. 258 S. — Warwick Deeping „Hauptmann Sorrell und sein Sohn". Roman. Deutsch von Curt Thesing. Buchausstattung von Ernst Nicolas. 388 S.

* * *

Entgegen der irrtümlichen Mitteilung im Juliheft der „Literatur", Sp. 592, daß die neue Ausgabe von Meyers Konversationslexikon 16 Bände umfasse, teilen wir richtigstellend mit, daß das Lexikon nur 12 Bände umfassen wird.

Redaktionsschluß: 5. Juli 1932.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

ZEITLUPE

Deutsch-französische Kulturdebatte

Gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts war Melchior Grimm aus Deutschland nach Paris gekommen. Musikalische Begabung, literarische Bildung, geistige Geschliffenheit und gute Manieren hatten ihm die höfische Gesellschaft in Deutschland erschlossen. Überraschend schnell gelang es ihm nun, Eingang in die geistig führenden Kreise der französischen Hauptstadt zu finden. Rousseau, Diderot, d'Alembert gehörten zu seinem engeren Freundeskreis. 1750 veröffentlichte Grimm einen Aufsatz im Mercure de France, zu jener Zeit Frankreichs vornehmste Monatsschrift, über die deutsche Literatur. Es war das erstemal, daß ein Deutscher in einer französischen Zeitschrift zu Worte kam, das erstemal auch, daß man in Frankreich von einem geistigen Leben Deutschlands erfuhr. Grimm zollte in diesem Aufsatz dem „goût" und der „grâce" der Franzosen seine Anerkennung, doch nahm er auch für die Deutschen, die damals den Franzosen noch als Halbwilde erscheinen mochten, etwas in Anspruch: „génie". Man merkt es der trotz aller Schmiegsamkeit kämpferischen Haltung Grimms an, daß er hier einen Gedanken formulierte, den er nicht erst während des Schreibens gefaßt hatte, der vielmehr als Frucht vieler Diskussionen langsam herangereift war, von Diskussionen, in denen er, in die Enge getrieben und schwer sich erwehrend, doch schließlich die Zauberformel fand, in die er sein Besserwissen um irgendwelche schwer faßbare Wahrheiten gießen konnte.

Aus der Art, wie Grimm seinen Gedanken vorgebracht hat, kann man erkennen, daß seine französischen Mitredner mit dem Urteil nicht einverstanden waren. — Wenn man, dem Sprachgebrauch unserer Zeit folgend, für „génie" schöpferische Spannung, Zug ins Unendliche, Dynamik und ähnliche Begriffe setzt, für „goût" und „grâce" harmonische Geschlossenheit, Vollendung und ein natürlich darin wurzelndes Verlangen nach Beharrung und Abschließung, „Traditionalismus", wird man sehen, daß Curtius in seinem Frankreichwerk (französisch als „Essai sur la France" vor kurzem bei Grasset erschienen) den beiden Völkern im wesentlichen die gleichen Grundzüge zuschreibt wie Melchior Grimm, als er vor 180 Jahren die deutsch-französische Kulturdebatte eröffnete. Wie damals Grimm, so findet heute Curtius Achtung und warme Freundschaft in Frankreich. (So fordert Raymond Escholier, früher Kabinettchef Briands, im Petit Journal für dieses Werk den Friedenspreis der Nobelstiftung.) Doch wie damals die französischen Freunde Grimms vielleicht am eifrigsten gegen seine Auffassung Stellung nahmen, so erhebt sich heute Widerspruch gegen das Bild, das Curtius von Frankreich entworfen hat, gerade aus den Kreisen, die ihm in der Gesinnung am nächsten stehen, von Kritikern der „geistigen Linken".

Curtius versichert, daß zwei Grundzüge das Wesen des französischen Menschen bestimmen; er betont, daß neben Traditionalismus ein „Radikalismus" wirksam ist, eine Gesinnung, „die dahin drängt, die Vergangenheit ‚radikal' zu verneinen, mit der Tradition grundsätzlich aufzuräumen und an Stelle des geschichtlich Überlieferten einen völlig neuen, auf abstrakte Prinzipien gegründeten Bau zu setzen". Dennoch trägt das Bild, das er von der französischen Kultur entworfen hat, fast ausschließlich die Züge des Traditionalismus an sich. Wenn Curitus auch auf die beiden entgegenwirkenden Kraftquellen hinweist, wenn ihm auch die große Bedeutung der evolutionären und revolutionären Einflüsse für den Aufbau der französischen Kultur in der Vergangenheit als Gewußtes gegenwärtig ist, hat er dennoch ersichtlich nicht davon loskommen können, unter dem Eindruck der Gegenwart zu schauen und darzustellen. Es ist aber Tatsache, daß die Gegenwart von der „Routine", von der umsichtigen und geschickten Sicherung und Verwertung des früher erworbenen kulturellen und materiellen Besitzstandes beherrscht ist.

Damit erinnert unsere Zeit an die französische Situation um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Doch gibt es heute — wie zur Zeit Grimms — eine „geistige Linke" in Frankreich, die sich als Erbin und Fortsetzerin der schöpferischen und dynamischen Kräfte Frankreichs empfindet. Von diesen Kreisen geht der Widerspruch gegen das Bild aus, das man heute in Deutschland und wohl auch anderwärts von Frankreich entwirft. Man wehrt sich gegen die Vorstellung, als sei das französische Volk, einzig auf seine Interessen beschränkt, jeder Entwicklung und jeder Gemeinschaft verschlossen. Wenn der Widerspruch sich vielleicht stärker gegen Curtius wendet, als gegen ähnliche frühere Darstellungen, liegt es an der besonderen Achtung, die man seiner Gesinnung, seiner geistigen Redlichkeit und seinem tiefunterbauten Wissen entgegenbringt.

Die geistige Linke traut sich Beruf und Kraft zu, das französische Volk zu tätiger Gemeinschaft mit den übrigen Völkern zurückzuführen. Wenn man sich vor Augen hält, wie sehr in Frankreich jede politische Bewegung im Geistigen wurzelt und intellektuell vorbereitet wurde, wird man diesem Geltungsanspruch gegenüber nicht ungläubig bleiben. Die geistige Linke holt sich ihre Legitimation zu dem Widerspruch aus der Vergangenheit wie aus den Möglichkeiten, die sie sich selbst für die Zukunft zuschreibt. Ein Hinwegsehn über Frankreichs neuaufbauende und schöpferische Kräfte empfindet sie als ein Hinwegsehn über ihre eigene Existenz.

Der Widerspruch gegen Curtius' Frankreichwerk rührt mithin nicht aus Gegnerschaft; er ist eine erfreuliche Bekundung des Willens nach Rückkehr in die Gemeinschaft der Völker. Es scheint aber, als hätte das Spiegelbild, das Frankreich in der jüngsten Zeit öfters vom Ausland, besonders von Deutschland, vorgehalten wurde, eine tiefere Wirkung gehabt, als wäre mit der Erweckung des Widerspruchs auch der Wille zur Gemeinschaft gestärkt worden. Wenn dies zutrifft — manches spricht dafür — wäre es ein erfreuliches Zeichen, welche fruchtbaren Möglichkeiten der geistigen Aussprache zwischen den beiden Völkern für die Gestaltung ihrer Beziehungen offenstehen.

Artur Rosenberg

Der neue Entwurf zum Urheberrecht

Das Reichsjustizministerium hat (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin) den Entwurf eines Gesetzes zum Urheberrecht an Werken der Literatur, Kunst und der Photographie, der vom Reichswirtschaftsrat unter Vorsitz von Dr. Léon Zeitlin durchberaten ist, vorgelegt. In einem Aufsatz „Das künftige Urheberrecht" gibt Erich Eyck draüber (Voss. Ztg., Recht 29) in denkbar wünschenswerter Weise Auskunft. Die beiden Gesetze über das Urheberrecht der Literatur und Tonkunst (1901) und das an Werken der bildenden Künste und an Werken der Photographie (1907) werden in ein Recht zusammengefaßt.

Wichtig wird dabei neben den sogenannten Werknutzungsrechten das „droit moral", auch als Urheberpersönlichkeitsrecht bezeichnet. Danach dürfen an dem Werk, seinem Titel oder seiner Bezeichnung ohne Einwilligung des Urhebers keine Änderungen vorgenommen werden. Eyck erzählt von der Inhaberin einer berliner Tiergartenvilla, die an den nackten Sirenengestalten auf dem Freskogemälde ihres Treppenaufgangs Anstoß nahm und sie durch nachträgliche Übermalung mit Kleidung versehen lassen wollte. Solch Unterfangen verstößt gegen das „droit moral" des Urhebers auch dann, wenn dies „droit moral" in den Augen der Villenbesitzerin ein „droit immoral" ist.

Wichtig werden die neuen Bestimmungen sowohl für das Senderecht wie für das Briefrecht. Das Senderecht weist der neue Entwurf ausschließlich dem Urheber zu, womit ihm auch das Recht, die Sendung seines Werks durch den Rundfunk zu verbieten, zugesichert ist. Bei Schallplattenverbreitung, die unter den Begriff der „Bearbeitung" fiel, wurde das Urheberrecht zeitweise dem Sänger oder Deklamator zuerkannt, was jetzt zugunsten des eigentlichen Urhebers fortfallen soll. Der Entwurf dehnt das Recht des Urhebers, ein Werk öffentlich vorzutragen oder öffentlich aufzuführen, auch auf Vorträge und Aufführungen mit Hilfe von Schallvorrichtungen aus.

Verschärft wird auch die urheberrechtliche Auffassung Briefen gegenüber. Eine Reichsgerichtsentscheidung hatte bestimmt, daß bei Briefen, unter Ausscheidung des etwaigen historischen oder biographischen Interesses, zu fragen sei, ob die Briefe als Erzeugnis eines beliebigen Verfassers literarisch bedeutsam sein würden. Der neue Entwurf geht weiter: abgesehen vom Urheberrecht habe der Verfasser von Briefen Anspruch darauf, daß sie nicht gegen seinen Willen veröffentlicht werden. Ein Verbot, das sogar unter Strafe gestellt wird. Nur dann bedürfe es der Einwilligung des Briefschreibers nicht, wenn die Veröffentlichung „zur Wahrnehmung eines berechtigten öffentlichen oder privaten Interesses vorgenommen wird, die das Interesse an der Nichtveröffentlichung überwiegt".

Eyck bezeichnet den Entwurf als ein auf der Höhe der Wissenschaft stehendes Werk, nur eben die Frage nach der Dauer des Urheberrechts, die viel umstrittene — dreißig oder fünfzig Jahre nach dem Tode des Urhebers? — wird in dem Entwurf nicht zum Austrag gebracht. Die Entscheidung darüber wird dem Reichswirtschaftsrat zufallen, — es heißt, kein Geheimnis ausplaudern, wenn man verrät, daß fünfzig Jahre aller Wahrscheinlichkeit nach die Norm geben werden: die internationalen Vereinbarungen fordern das gebieterisch.

E. H.

Das Buch in der Statistik

Drüben wie hüben. Auch in Amerika ist es um den Büchermarkt sehr übel bestellt, und das veranlaßt das führende Literaturblatt Neuyorks „The Saturday Review of Literature" (Herausgeber: Henry Seidel Canby) eine Rundfrage an seine Leser zu richten, um über den Niedergang des Buchverkaufs Klarheit zu gewinnen. Dabei wird schon die Fragestellung interessant: Kaufen Sie so viel Bücher wie immer? Kaufen Sie weniger Bücher nur aus dem Grunde, weil Sie größeren Einkauf nicht aufbringen können? Dies die grundlegenden Fragen auf die vierzehn weitere, wieder teilweise in Unterfragen gegliedert, folgen. 1. Lenkt Sie Radio und Film von den Büchern ab? 2. Nimmt die Magazin-Lektüre viel von Ihrer Lesezeit in Anspruch? 3. Wächst die Schwierigkeit, Ihre Buchauswahl zu treffen, weil zu viel Bücher erscheinen? 4. Kaufen Sie weniger Bücher, weil Sie in letzter Zeit einen Niedergang an Qualität spüren? 5. Kaufen Sie weniger Bücher, weil Ihrer Meinung nach die sittliche Haltung der Bücher gesunken ist? 6. Hindert Sie der Preis der Bücher daran, so ausgiebig wie früher zu kaufen? 7. Sind Sie sich des Geldwerts bewußter geworden und macht Sie das kaufmüde? 8. Beeinflussen die billigen Neudrucke Ihren Einkauf an neuen Büchern? 9. Sind Sie durch die Leihbibliotheken vorwiegend aus einem Bücherkäufer ein Bücherentleiher geworden? 10. Hindert Sie die Beschränktheit Ihrer Regale an Bücherkäufen? 11. Leidet Ihr Büchereinkauf unter der Mitgliedschaft bei einem Buchklub? 12. Finden Sie, daß die Ankündigungen der Verleger Ihre Kauflust nicht genügend anreizen — nicht weit genug reichen, um einen Eindruck auf Sie zu erzielen —, an Übertreibungen leiden und dadurch Ihr Vertrauen erschüttern — unehrlich sind? 13. Bedient der Buchladen Sie nicht in geeigneter Weise? Würden Sie mehr Bücher kaufen, wenn Ihnen ein Buchladen erreichbarer wäre? Meinen Sie, daß es zu wenig Buchläden gibt? 14. Ersetzen Ihnen die Buchbesprechungen die Bücher selbst? Sind die Buchbesprechungen zu enthusiastisch gehalten? Oder sind sie so farblos, daß sie Sie nicht zum Kauf anreizen?

Schon bei Beantwortung der ersten Frage fällt es auf, daß zwar nicht so viel Bücher wie früher gekauft werden, die Frage nach dem Geldmangel aber zu gleichem Prozentsatz mit Ja wie Nein beantwortet wird. Radio und Film werden nicht als Hindernis am Bucheinkauf angesehen. Die Frage nach Qualität und Moral scheint nicht ins Gewicht zu fallen. Eine überwiegende Anzahl aber nimmt an dem Bücherpreis Anstoß, während die große Mehrzahl der Stimmen in den Leihbibliotheken keine Gefahr für den Buchkauf sieht. Sehr interessant ist die Feststellung der Tatsache, daß bei der Frage nach den Buchanpreisungen der Verleger über tausend Stimmen bekennen, daß die übertriebenen Anpreisungen das Vertrauen erschüttern, während nur 250 das verneinen. Auch die Unehrlichkeit der Ankündigungen wird ganz überwiegend als schädigend angesehen. Den Buchläden gegenüber führt das Für und Wider der Stimmen nicht zu Klärung. Die enthusiastischen Buchbesprechungen werden in fast gleicher Stimmenzahl als schädigend und nichtschädigend betrachtet, während die große Mehrzahl an den kühlgehaltenen Würdigungen keinen Anstoß nimmt.

Wäre es lohnend einen ähnlichen Versuch in Deutschland anzustellen? Viel würden wir uns davon nicht versprechen. In all solchen Statistiken ist „Buch" als ein Begriff gesetzt, der es in Wirklichkeit nicht ist. Das Buch, dessen der Gelehrte zu seiner Arbeit bedarf, und das Buch, das die kleine Steno-

typistin bei ihrer morgendlichen Straßenbahnfahrt verschlingt, haben schlechterdings nichts miteinander gemein. Die Fehlerquelle würde dadurch wachsen, wenn die „Literatur“ in ähnlicher Weise wie die „Saturday Review of Literature“ eine solche Anfrage an ihre Leser richten wollte. Denn so wenig das Buch „Buch“ ist, so wenig ist der Leser der „Literatur“ Bücherleser schlechthin. Wir wenigstens suchen ihn nicht Schulter an Schulter mit der Courths-Mahler-Leserin in der Straßenbahn. Subjekt und Objekt sind also gleichwenig streng faßbare Begriffe. E. H.

Drei Wegweiser zum happy end

Selten sind die Abzweigungen von der Handlung, die zum sogenannten „glücklichen“ Abschluß führen, so deutlich zutage getreten, wie in dem Ufa-Film „Der Mensch ohne Namen“. Es ist, als sähe man die gradlinige Handlungsführung deutlich vor Augen und als erkennte man hintereinander die drei Wegweiser mit der beglückenden Inschrift „Zum happy end“.

Die ursprüngliche Handlung zielt auf tragischen Abschluß. Wieder aufgegriffen ist das alte Enoch Arden-Motiv, in der Abwandlung, daß der in russische Kriegsgefangenschaft geratene deutsche Reserveoffizier in der Verbannung lange Zeit seines Gedächtnisses beraubt war; sein Gedächtnis wiederfindet; in die Heimat zurückkehrt, sein Haus und seine Fabrik im Besitz eines anderen, seine Frau als Gemahlin eben dieses anderen wiederfindet, und nunmehr nicht einmal das Recht auf seinen früheren Namen durchsetzen kann. Er steht als Toter in den Listen, basta!, der Behörde fällt es nicht ein, ihr Punktum dahinter auszuradieren.

Erster Wegweiser zum happy end: er sieht sich seiner Fabrik und seiner führenden Stellung in der Industrie beraubt. Was tut's? Er hat eine Erfindung in der Tasche, die ihn alsbald wieder zum Millionär und Idustriemagnaten machen wird.

Zweiter Wegweiser: seine Frau und sein Töchterchen wenden sich von ihm ab — kein sonderliches Unglück! — er hat sich bereits in ein anderes Mädchen verliebt.

Dritter Wegweiser: für die Frau Enoch Ardens wäre die Bigamie vielleicht etwas peinlich, aber da sie den Vermißten in keiner Weise wiedererkennt, bleibt ihr neues Eheglück ungetrübt.

Sehr empfehlenswert sind diese drei Wegweiser zum happy end, hätten die drei Wegabzweigungen nicht ihre peinlichen Konsequenzen. Die aber bleiben nicht aus.

Der Film war sehr wesentlich als eine Satire auf die Behörde und ihren Schlendrian gedacht. Satire aber büßt naturnotwendig ihre Schärfe ein, wenn sie nichts zu zerschneiden findet. So hier. Was macht es, daß die Behörde sich unfähig erweist, die Wahrheit zu ermitteln, wenn der seines Namens Beraubte ohnedies dem Glückshafen zusteuert? Satire aber ohne Schärfe ist dem Bourgeois-Taschenmesser vergleichbar, mit dem der glückliche Besitzer sich noch eben in die Finger versehentlich ritzte, nun aber seelenvergnügt sein Frühstücksbrot damit zerlegt.

Die schlimmere Auswirkung weist das Spiel der Hauptdarsteller auf. Es stehen hier drei so gute Darsteller wie Werner Krauß, Helene Thimig und Maria Bard nebeneinander. Die Thimig hat ihr Lächeln und gleitet damit unter Wahrung der Hoheit der Seele in erstaunliche Vergeßlichkeit genossener Ehefreuden hinüber. Maria Bard rettet ohne weiteres einen der Verzweiflung Anheimfallenden mit der üblichen Gaminlieblichkeit. Am traurigsten das völlige Versagen individueller Charakteristik bei Werner Krauß. Man kann sagen, daß der große Darsteller hier mehr durch den Anzug, den er trägt, als durch das Schicksal, das er zu tragen hat, wirkt. Auf wen wirkt er? Auf eben die Leute, die an der Taschenmesser-Satire ihr Genügen haben. E. H.

Überland-Romane

Überland-Romane sind eine Spezies, die heut ganz besonderem Interesse begegnet. Fragt man seinen Buchhändler, wird einem Bescheid, daß Wandergeschichten, Fahrten- und Reiseerzählungen, Landstreicher- und Vagabundenromane mit zu den gelesensten Büchern gehören. Liegt darin nicht unverkennbar ein Zeichen der Zeit? Resultat ihrer Labilität und Hyperasthenie? Ihrer sozialen und wirtschaftlichen Krise? Alles fieberhaften Vorwärtsdrängens in ein „besseres“



Überland-Romantik
Zeichnung von Margret Brussot-Barden

Ungewisses, obschon weiß Gott nirgendwo am Himmel verheißungsvollere Perspektiven sich erschließen? Allein, was den meisten rauhe Wirklichkeit hartnäckig vorenthält, will wenigstens im Geist erlebt sein. Dahinschweifen in glückselige Gefilde vermag auch der Enterbte im Überland-Roman. Einherziehen endlose Landstraßen; querfeldein wandern heitere Fluren. Hinanstreben durch majestätische Bergwelt. Solch heiß ersehntes „Sich-Bewegung-machen“, entspricht es nicht geradezu einem Axiom unserer Zeit?

Was Wunder, wenn die Dichter solchen Wunschträumen geflissentlich jetzt Rechnung tragen? Wenn sie versuchen, dieser aktivistischen Mentalität nachzukommen. Manch anerkennenswerter Wurf gelang schon. Man denke nur an die meisterliche Überland-Problematik der fesselnden Bücher Hermann Hesses. Ist indes solcher Überlandtrieb etwas so absolut Neues, wie man in sportbegeisterten Kreisen wahrhaben möchte? Goethes Faust-Szenen im ersten Teil, fangen die nicht von selbst zu wandern an? Und schlendert man nicht mit festtäglich-behaglich hinaus vor das Stadttor?

Schiller gar! Frohlockten nicht seine freiheitstrunkenen jungen Räuber: „Der Wald ist unser Nachtquatier, bei Sturm und Wind hantieren wir"? Jeder Bursch auf der Walz genoß die „schöne frei Gotteswelt", wie Gaudy so hübsch in seinem „Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen" erzählt. Und Theodor Körner, pries der nicht hingerissen Freizügigkeit und Wanderschaft, er, der selber „Lützows wilder verwegener Jagd" beitrat? Wilhelm Müller wiederum trällerte: „Das Wandern ist des Müllers Lust." Und ähnlich viele Romantiker, die beglückt das Bächlein rauschen hörten, besinnlich des Blaublümeleins am Wegrand sich freuten. Wem eignes Wandern verwehrt ist, der greift willig in seinen Mußestunden nach einem der jetzt so beliebten Überland-Romane. Ermöglicht der doch dem Leser, sein Sehnsuchtsland oder ferne Erdstriche in all ihrer Schönheit kennenzulernen, ohne selbst aufreibender Unrast zu verfallen.

Martin Brussot

Das ideale Hörspiel

Als der Film auftauchte, kümmerten sich die Kameraleute den Teufel um die Bühne. Als die ersten Hörspiele geschrieben wurden, spürten die Autoren funkdramaturgische Gesetze auf und verglichen sie mit bühnendramaturgischen Gesetzen. Der Hörspielautor, im Gegensatz zum Drehbuchautor, fühlte sich literarisch belastet. Der Drehbuchautor, im Gegensatz zum heutigen Hörspielautor, fand, gerade weil er seine Selbständigkeit sehr wichtig nahm, neue und umstürzlerische Formen. Darum ist einleitend grundsätzlich zu sagen: ein Hörspiel ist kein Drama, ein Hörspiel ist kein Sprechchor, ein Hörspiel ist kein Oratorium.

Was ist ein Hörspiel? Was ist ein ideales Hörspiel? Die Experimentierarbeit, die auf dem Gebiet des Hörspiels geleistet wird, geht meist von falschen Voraussetzungen aus. Der Hörspielautor klammert sich nicht genug an den Hörer, sondern will die scheinbar ganz besondere Beweglichkeit der eigenwilligen, funkisch gefesselten Form erproben. Dabei geht es oft unbekümmert und robust zu. Worte und Geräusche werden in turbulenter Folge durch den Äther geschickt, Windmaschine und Maschinenstampfen von abstrakten Figuren und bloßen Stimmen besprochen. Der Hörspielautor denkt zu viel an den Apparat, an Geräuschschaltungen, an akustische Kulissen, an geräuschtragende Ausdrucksmittel, er vergißt den einsamen Hörer in einsamer Stube, der, mit Wänden und Sorgen vertraut, kaum die anonymen Stimmen von den anonymen Geräuschen zu unterscheiden vermag. So wird die neue Kunstform von den Autoren selbst in eine Entwicklung gebannt, die dem eigentlichen Wert der Wirkung, der Wirkung des Worts, entgegenarbeitet.

Im Mittelpunkt des Hörspiels steht das dichterische Wort, der selbstherrliche Sinn des dichterischen Wortes. Dadurch wird die Möglichkeit zu freier Erfindung und Gestaltung keineswegs gehemmt. Das innerlich gespannte Wort trägt jeden Vorgang, jede Situation, jede Veränderung des Schauplatzes. Der Stoff des Hörspiels wird, da die Begrenzung wegfällt, weiter und umfassender. Dabei sind die Hörspielautoren fruchtbar belehrt worden: daß nämlich der Weg zum idealen Hörspiel nicht über die äußerliche Form des nur Hörbaren führt, sondern über die innere Spannung und die Wortspannung, nicht im Sinne des szenischen Effekts, sondern der inneren Dramatik. So wird ein faszinierendes Hörfluidum geschaffen, das steigernd an Herz, Hirn und Nerv des Hörers herankommt.

Sucht man nach den neuartigen Elementen im Hörspiel, so muß betont werden, daß das Gegeneinander und Ineinander von Rezitation und Bühnenhandlung, von tatsächlichem Ereignisplatz und abstrakter Debatte etwas durchaus Umstürzlerisches in den Bestand der literarischen Formen gebracht hat. Anders ausgedrückt: das Hörspiel verlangt nach der Totalität der Wirklichkeit. Diese Forderung nach der Totalität der Wirklichkeit bleibt relativ, weil es nicht viele Stoffe geben wird, die diese Illusion zwingend ermöglichen. Die Beliebtheit der Hörberichte bei den Hörern ist ein absolutes Faktum für die Verwendung des Rundfunks als Wirklichkeitsinstrument. Beim Hörspiel kann man das Bemühen der Autoren, die Reportage ins Sendespiel einzubeziehen, wachsam verfolgen. In Hermann Kessers „Straßenmann" gab der berliner Sender einen Hörbericht vom Potsdamer Platz, in einem Hörspiel von Wellenkamp wurde ein auf Schallplatten festgehaltener Fußballkampf gesendet. So fiebernd die größte Chance des Rundfunks, die Totalität der Wirklichkeit, ausgenutzt werden kann, so gefährlich wird sie für die Entwicklung des dichterischen Hörspiels. Technische und akustische Ausdrucksmittel bleiben, wie beim Theater Kostüm und Dekoration, Surrogate, wenn auf die Auseinandersetzung mit geistigen oder psychologischen Problemen verzichtet wird. Das ideale Hörspiel hat Anspruch auf alle Hörer. „Alle muß das, was gesendet wird, angehn, der Stoff des Hörspiels wird nicht individualistisch sein können, die Sprache muß der einfache Mann wie der Gebildete, der Bauer wie der Städter verstehen, welch heilsamer Zwang!", bemerkt Florian Seidl in seiner kleinen Kampfschrift „Achtung — Hörspiel", im Tukan-Verlag, München. Um den Hörer zu packen, muß das Hörspiel entweder ein außerordentlich ungewöhnliches Einzelschicksal behandeln oder es muß eine allgemeingültige Handlung gestalten. Der Schriftsteller muß sich von vielen Vorstellungen befreien, mit denen er sonst arbeitet. Die Arbeit für das Hörspiel verlangt die Kenntnis der Eigenarten des Funkmaterials. Das Radiodrama für ein Geräuschproblem zu erklären, ist ebenso einseitig und abwegig wie der Versuch, Literaturwerke als Montagematerial für Hördramen zu verwenden. Ob dialogisches Hörspiel, ob Kantate oder Ballade, die Sprache mit allen ihren Werten und Kräften zur größtmöglichen Deutlichkeit zu steigern, bleibt wichtigste Forderung. Geräusch und Ton schalten als primäre Erscheinung aus.

Man hat nicht zu Unrecht das Hörspiel mit einem Hörfilm verglichen. Dem Hörspiel muß eine innerliche Spannung innewohnen. Die Spannung wirkt Satz für Satz, Szene für Szene. Die Möglichkeit zu blitzartigem Szenenwechsel teilt das Hörspiel mit dem Film. Beim Hörspiel wird es also auf geschickte Überblendungstechnik ankommen, die den Hörer auch glauben und verstehen macht, daß der Schauplatz gewechselt hat. Hier hat das Hörspiel die Möglichkeit, durch Ton und Geräusch dem Hörer schneller uud eindringlicher die Wirklichkeit zu vermitteln als der Romanautor dem Leser. Das gute Hörspiel wird auf Ansdrucksmittel nicht verzichten, die der Hörer aus seelischen und psychologischen Momenten erwartet.

Wenn der Hörer sich ein Bild machen kann von dem, was an sein Ohr klingt, wenn er innerlich Vorgänge und Ereignisse schauen kann, dann wird der Zuhörer zum Zuschauer. Er wird auch starke und stärkste Erregungen des Gefühls, ohne unmittelbaren Einschlag von Belehrung oder historischer Reportage, als funkisch empfinden. Dem idealen Hörspiel ist eine Aufgabe gestellt.

Hermann W. Anders

Bücher und ihr Publikum

Literar-soziologische Randbemerkungen

Von Richard Müller-Freienfels (Stettin)

Die moderne Rationalisierung der Wirtschaft hat vielfach zu wissenschaftlicher, besonders zu statistischer Bearbeitung der Absatzsphären eines Unternehmens oder einer Ware geführt. In statistischen Listen oder säuberlich gezeichneten Karten wird genau eingetragen, wie sich intensiv und extensiv die Abnehmer verteilen. Es ist mir nicht bekannt, wie weit im Buchhandel eine solche Statistik vorliegt. Für den Verfasser von Büchern und für jeden Kulturpolitiker wäre jedoch weit interessanter als die Frage der räumlichen Verteilung des Absatzes die Frage nach der soziologischen Struktur des Leser- und Käuferkreises literarischer Werke.

Was könnte einen Schriftsteller mehr interessieren als zu wissen, wer denn eigentlich liest, was er in der Stille seines Arbeitszimmers ausbrütet. Die Antwort, daß sein Lied „der unbekannten Menge" töne, ist nicht ausreichend. In Wahrheit hat jeder Autor *sein* Publikum, das gewiß nicht eine geschlossene soziale Gruppe ist, aber dennoch auch nicht zufällig zusammengekommen ist wie eine Masse, die sich bei einem Straßenunfall zusammenfindet. Kein Schriftsteller, auch der berühmteste nicht, spricht zum ganzen Volk oder gar der Menschheit. Jeder wendet sich an eine, bei aller Ausgedehntheit doch begrenzte Bildungsschicht, und innerhalb dieser sind es wieder engere Kreise, die allein die Stimme jenes Autors beachten. Es wäre theoretisch denkbar, wenn auch praktisch kaum möglich, statistisch und kartographisch die Kreise zu erfassen, die Thomas Mann oder Keyserling oder Kolbenheyer lesen. Es würde sich dabei zeigen, daß sich diese Kreise gewiß hier und da überschneiden, daß jedoch jeder dieser Kreise eine ganz besondere soziologische Struktur hat, obwohl in einen jeden auch eine beträchtliche Anzahl von Käufern und Lesern eingeht, die nur durch Zufall hinzugekommen sind.

Soziologisch gesehen ist „Literatur" nicht bloß das, was geschrieben und gedruckt wird, es muß auch gelesen werden. Ein Buch, das von niemanden gelesen wird, ist kulturell ganz gleichgültig. Aber selbst daß es von irgend jemand gelesen wird, macht ein Buch noch nicht lebendig, sondern erst der Umstand, daß es von denen gelesen wird, für die es bestimmt ist und die es in seinen Intentionen verstehen und verarbeiten. Die Tragik unseres Schrifttums liegt nun darin, daß vielfach bei der ungeheuren Masse der Produktion die Autoren nicht an den Leserkreis herankommen, zu dem sie sprechen möchten; daß aber auch umgekehrt die Leser nicht immer die Literatur finden, die sie suchen und brauchen. Hier, nicht in einer blinden Steigerung des Absatzes oder in blinder Mehrung von Bibliotheken liegt das Hauptproblem jeder Kulturpolitik, die das literarische Leben heben möchte. Es handelt sich nicht so sehr um die Frage, ob mehr oder ob weniger gelesen werden sollte, sondern es handelt sich darum, daß jeder die gerade ihm adäquate Kost finde, wobei unter adäquat nicht das verstanden zu werden braucht, was einem oberflächlich gefällt, sondern das, was einen innerlich bereichert und fördert. — Dies Sichzusammenfinden von Leser und adäquater Lektüre oder von Lektüre und adäquatem Leser vollzieht sich in der Wirklichkeit so, wie sich die Selektion in der Natur vollzieht, daß nämlich auf einen Treffer stets eine ganze Anzahl Nieten kommen, also daß der Käufer- und Leserkreis sich keineswegs mit dem Kreise wirklicher Interessenten deckt.

Wollte man versuchen, eine Soziographie der Leserkreise aufzubauen, so wäre das relativ am leichtesten bei Zeitschriften mit festem Abonnentenkreis. Höchstens bei Büchern, die auf Grund von Subskriptionslisten zustandekommen, gäbe es ähnlich feste Unterlagen. Doch ist auch bei der Zeitschrift Leser- und Interessentenkreis nicht identisch, da die meisten Zeitschriften sehr gemischte Kost darbieten, aus denen sich die Leser je nach Neigung auswählen. Gewiß kommen allerlei Reflexe auf den Redaktionstisch, aber auch diese sind nicht immer typisch. Trotzdem haben die meisten Zeit-

schriften ein festes, soziologisch in ganz bestimmter Weise strukturiertes Publikum, dessen Geschmack ein guter Schriftleiter kennt und mit dem er in einem zum Teil nur erfühlten Kontakt steht. Die Dauer und Regelmäßigkeit der Veröffentlichungen geben ihm die Möglichkeit der Anpassung, ebenso wie es ihm umgekehrt auch gelingt, die Interessen der Leserschaft allmählich umzuformen. Die neuerdings in Erscheinung getretenen Buchgemeinschaften sind im Grunde nichts anderes als Zeitschriften, die statt in 12 oder 24 Heften in etwa vier gebundenen Büchern erscheinen. Die Organisation als „Verein" ist im Grunde dasselbe wie das Abonnement. Bei den meisten Tageszeitungen ist die Struktur des Leserkreises einerseits durch die politische Richtung, andererseits durch geographische Verhältnisse bedingt, da die meisten Blätter nur in einer Stadt oder Provinz gelesen werden und höchstens einige hauptstädtische Blätter allgemeinere Bedeutung haben.

Neuerdings ist auch in Deutschland stark hervorgetreten ein Typus der Publizistik, der nicht mit festem Abonnentenkreis rechnet, sondern gleichsam täglich einen neuen Interessentenkreis anreiht. Das geschieht durch schreiende Vertreiber und schreiende Überschriften. Immerhin haben auch diese Blätter doch in der Regel einen gewissen „Stamm" ihrer Leserschaft. Da sie jedoch „anreizen" müssen, sind sie zumeist sehr einseitig auf Sensation gestellt.

Das Verhältnis nun des Buchautors zu seiner Leserschaft steht in gewissem Sinn zwischen den beiden Typen des festen und des jeweils angelockten Leserkreises. Handelt es sich um einen bekannteren Verfasser, so hat er in der Regel eine bestimmte „Gemeinde", deren Vorhandensein auch er aus allerlei Reflexen verspürt, sei es, daß er durch Briefe oder bei Vortragsreisen mit ihnen in Kontakt kommt. Manche Autoren, z. B. fachwissenschaftliche, wenden sich von vornherein nur an ein begrenztes Publikum. Die meisten jedoch hoffen doch auf eine Werbung von grundsätzlich nicht begrenztem Umfang. Sie möchten zum ganzen Volk, wenn nicht zur ganzen Menschheit sprechen, obwohl sie tatsächlich stets nur einen begrenzten Leserkreis haben. Direkte Reklame verbietet der gute Geschmack. Sie ist höchstens in Form eines anlockenden Buchtitels gestattet, wozu weiterhin der Waschzettel des Verlegers tritt, an dem ja in der Regel der Verfasser nicht ganz unbeteiligt ist. Im übrigen geschieht die Werbung für einen Verfasser oder ein Buch durch mannigfache Vermittlung, wenn wir von den Fällen absehn, in denen der Verfasser als Vorleser oder Redner selbst werbend auftritt.

Exakte Unterlagen für das Zustandekommen eines Leserkreises, sei es eines Verfassers, sei es eines einzelnen Buchs, fehlen meines Wissens bisher fast ganz. Bekannt geworden ist mir nur eine Rundfrage des Verlags Diederichs, über die F. Giese berichtet hat. Diederichs hatte seinen Büchern Fragezettel beigelegt, auf denen die Leser angeben sollten, was sie zum Kauf des Buchs veranlaßt hatte. Das Ergebnis war, daß von rund 1000 Käufern 300 durch Rezensionen, 200 durch Verlagsprospekte, 170 durch Empfehlung, 100 durch Bekanntschaft mit anderen Werken des Verfassers, 20 durch Vorträge, 10 durch vorheriges Studium des Buchs und 3 durch den Einband zum Kauf veranlaßt wurden. Freilich darf man das Ergebnis nicht verallgemeinern; denn im Grunde liegen die Verhältnisse bei jedem Buch anders. Und insbesondere dürften sich dort, wo es sich um einen festen Leserkreis für das Gesamtwerk eines Autors handelt, wieder besondere Daten ergeben.

Vor allem aber ist scharf auseinanderzuhalten zwischen Käuferkreis, Leserkreis und Interessentenkreis, drei Kreisen, die sich nur zum geringen Teil decken.

Der Käuferkreis ist schon deshalb nicht gleich Leserkreis, weil besonders bei Belletristik sehr viele Leute Bücher nicht kaufen, um sie zu lesen, sondern um sie zu verschenken. Die Tatsache, daß die Verkaufskurve in Deutschland im Dezember ganz gewaltig in die Höhe schnellt, beweist, wie wichtig für den Kauf die Schenkabsicht ist. Diese ist ja zuweilen durch Wünsche der zu Beschenkenden hervorgerufen, im Idealfall vollzieht sich die Sache auch wohl so, daß der Schenkende erst das Buch gelesen hat und es dann an jemand verschenkt, bei dem er ein Interesse für das Buch und auch ein Gefühl für das Persönliche in der Schenkabsicht voraussetzt. Die Regel ist das leider nicht. Jeder Buchhändler kennt ja zur Genüge die Käufer, die drei Tage vor Weihnachten mit der Frage in den Laden treten: Was schenkt man in diesem Jahre? Worauf dieser Käufer dann oft eine Antwort er-

hält, die auch nicht durch Kenntnis des empfohlenen Buchs eingegeben ist. Vielfach wird der Käufer auch durch ganz äußere Faktoren, z. B. den Einband oder anreizende Reklame, zum Kauf veranlaßt. Auch insofern jedoch decken sich Käufer- und Leserkreis nicht, als sehr viele Leser ja nicht Eigentümer der Bücher sind, die sie lesen, sondern sie sich durch Leihen, sei's aus Privathand, sei's aus Büchereien, verschaffen. Zwar stimmt heute der alte Satz, daß der Deutsche keine Bücher kauft, sondern sie nur leihe, nicht mehr, wie die hohe Absatzzahl der Bücher beweist; indessen sind ganz wenige Leser so begütert, um alle Bücher, die sie lesen, selbst kaufen zu können. Daneben aber gibt es die Bibliophilen, die Bücher kaufen, nicht um sie zu lesen, sondern um sie zu besitzen. Jedenfalls ist unter den verschiedensten Gesichtspunkten Käuferkreis und Leserkreis nicht identisch.

Nicht identisch aber sind auch Leserkreis und der Kreis derjenigen, die sich durch wirkliches inneres Interesse mit dem Buch verbunden fühlen, einen Kreis, den ich der Kürze willen als „Interessentenkreis" bezeichne. Sehr viele Bücher werden nur aus ganz äußeren Anlässen gelesen, ohne daß eine tiefere Verbundenheit des Lesers zu dem Inhalt des Buchs eintritt. Man liest ein Buch etwa, weil man es geschenkt bekommen hat, oder weil es Mode ist, oder auch, weil man darauf „hereingefallen" ist und nun einmal sehen will, was dahinter steckt. Es braucht jedoch das Interesse nicht immer zum Lesen zu führen. Ein Gelehrter kann heute auch nicht einen Bruchteil nur seiner Fachliteratur wirklich lesen; er hilft sich durch Anlesen oder Durchblättern, was in vielen Fällen zur Orientierung genügt.

Als Vermittler zwischen Buch und Publikum kommen in Betracht der Verleger, der Sortimenter und der Rezensent. Daneben noch als Gelegenheitsvermittlung die persönliche Empfehlung durch Bekannte. Diese pflegt die wirksamste zu sein, denn hier setzt man persönliche Uninteressiertheit voraus, während den drei genannten Typen berufsmäßiger Vermittler gegenüber oft Mißtrauen besteht: bei Verleger und Sortimenter setzt man Geschäftsinteresse voraus, beim Rezensenten Vetterleswirtschaft. Zweifellos ist es eine falsche Politik, daß zu einseitig Käufer, nicht wirkliche Interessenten angelockt werden sollen. Diese smarte Geschäftstüchtigkeit ist auf lange Sicht verfehlt. Die Unlust, Bücher zu erwerben, kommt bei vielen Leuten daher, daß sie mehrfach durch Reklamen oder Rezensionen sich hineingelegt fühlten und nun mißtrauisch gegen Bücher überhaupt werden. Sehr viel ist hier gefehlt worden. Statt der verhimmelnden Lobpreisung der meisten Reklamen und Rezensionen wäre eine wirklich sachliche Charakteristik viel wirksamer. Der kapitalistische Betrieb des Buchhandels hat seine Wirkung in die Breite verstärkt, aber in bezug auf die Tiefe geschwächt. Die kulturelle Aufgabe des Buchhandels ist nicht die, daß möglichst viel, sondern daß möglichst gute Bücher verkauft und gelesen werden. Dem Begriff „gut" kann man dabei einen weiten Spielraum geben; er ist nicht absolut, sondern relativ zu nehmen, und zwar in dem Sinn, daß jeder das Buch erwerbe, das für ihn gut, d. h. seinen Interessen gemäß ist. Statt des unpersönlichen, kapitalistischen Betriebs muß wieder ein persönlicherer Betrieb einsetzen, indem Verleger und Sortimenter nur Bücher vertreiben, die ihnen wirklich wertvoll scheinen, wobei ein verständnisvolles Eingehn auf die Interessen des Publikums einbegriffen ist. Erst dann ist die Literatur ein Kulturfaktor, wenn die Samen, die sie ausstreut, nicht zwischen Steine und Dornen, sondern auf fruchtbaren Boden fallen. Die Krise im Buchhandel beruht, wie die Weltkrise überhaupt, zum guten Teil auf kapitalistischer Überproduktion seitens der Produzenten und Schwinden des Kredits auf seiten der Abnehmer, wobei ich unter Kredit nicht an Geld denke, sondern das Wort im Ursinn nehme, als Vertrauen zur Güte der Ware, ein Vertrauen, das durch den allzu smarten Geschäftsbetrieb untergraben ist. Wie unser gesamtes Wirtschaftsleben, so steht der Buchhandel vor dem Ende des Kapitalismus; was uns not tut, ist eine persönlichere Wirtschaftsform, bei der die Beziehung zwischen Produzent und Abnehmer nicht bloß in Zahlen ausgedrückt wird, sondern wo das Qualitative in jeder Hinsicht das Entscheidende ist.

Zum deutschen Drama

XI

Ferdinand Bruckner

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Geburt eines neuen Dramatikers

Am Erstlingsdrama Ferdinand Bruckners bestach vor allem, daß es etwas mit Dichtung, mit Kunst zu tun hatte, mit jener Kunst, die da anfängt, wo die nur rationale Faßlichkeit aufhört. Der junge Dichter, der ein Mediziner sein sollte, schien von Freud und Weininger herzukommen. Auch seinen Menschen — und es waren wieder Menschen, die der Autor in knappem Umriß zeichnete — merkte man es an, daß sie die Bücher dieser beiden Männer gelesen hatten. Ihr Wissen ist damit motiviert, daß sie zumeist Mediziner sind. Bruckners Geistigkeit setzt sich mit der Sexualproblematik junger Menschen auseinander, der geborene Dramatiker offenbart sich darin, daß seine Auseinandersetzung nicht monologisch erfolgt, sondern in Dialogen, die das Wesen seiner Gestalten im Vorwärtsschreiten der Handlung enthüllen, daß sich Weiningers Theorie von den sexuellen Zwischenformen zu Menschen von Fleisch und Blut verdichtet.

In den ersten beiden Akten glückt es Bruckner, aus dem Charakter seiner Gestalten eine dramatische Handlung zu entwickeln, Bemutterungsgefühl, Pervertiertheit, Experimentiersucht, Todesbereitschaft, Lebenstrieb junger Menschen stoßen sich in dramatischem Raume, Sexualpathologisches wird symbolhaft für einen typischen Zustand der Jugend. Im letzten Akt bekommt die Handlung einen gewaltsamen äußeren theatralischen Abschluß, die einzige verzeichnete Figur des Stücks, ein dämonisch-vitaler Frauentröster, übernimmt die Führung, die letzte tragische Auslösung hat der Dichter nicht gefunden.

Kein Weg führt ins Freie — weder auf dramatischer Ebene, was ein Vorteil, noch auf pädagogischer, was ein Nachteil des Stücks wäre. Das Drama „Krankheit der Jugend" bleibt auf der Mitte des Weges zwischen niveauvollem Diskussionsstück und menschheitlicher Tragödie stehen.

Theodor Tagger?

Bei der Uraufführung seines zweiten Stücks versuchte man schon an die Lösung der Frage zu gehen: wer ist der Autor? Der geheimnisvolle junge Mediziner und Psychoanalytiker, der in Reims leben und noch keinem Verleger und Bühnenleiter vor Gesicht gekommen sein soll? Oder der Literat und Theaterdirektor Theodor Tagger, dem manche die „Krankheit der Jugend" nicht recht zutrauen zu dürfen glaubten — wegen jener Hintergründigkeit hinter dem nur Rational-Faßbaren, die seinen früheren Werken nicht eignete?

Das Drama „Die Verbrecher" wies neben den Vorzügen, die das Jugendstück aus der dramatischen Produktion unserer Tage so wesentlich heraushob, doch Elemente auf, die Werke des Verfassers von „Annette" und „Gobseck" enthielten: Unentschiedenheit, modische Sensation, Unterstreichungen, literarische Abhängigkeit.

Die Frage, ob von Tagger oder von Bruckner ward inzwischen gelöst — der Unterschied besteht: „Krankheit der Jugend" ist ein dramatischer Durchbruch, „Die Verbrecher" sind ein kunstnahes Theaterstück. In „Krankheit der Jugend" wurde Sexualpathologisches symbolhaft für einen typischen Zustand der Jugend. Im „Verbrecher" bleibt die Kriminalität der Hausbewohner Kolportage, während doch aus ihrem Zusammenstoß mit dem Strafgesetz das allgemeine „Wir sind Gefangene", ertönen sollte.

Der Querschnitt durch die drei Stockwerke eines Hauses ist der Regieeinfall eines Autors, der ums Theater Bescheid weiß, wird aber nicht zum Bühnengerüst eines heutigen Menschheitsmysteriums. Vier Fälle, mit dramatischer Ökonomie vom Autor miteinander verknüpft, sollen gegen die Gebrechlichkeit der Justiz zeugen: der Autor kämpft gegen den Abtreibungsparagraphen, gegen den § 175, gegen die Aburteilung nach Indizien. Kämpft? Aus sympathischer Scheu vor Tendenzkunst läßt er den vierten Fall, einen entbehrlichen Bestandteil der Handlung, milde Richter finden.

Die Kolportage des Lebens ist beredter als die Schicksale dieser Menschen, die Krisis der Rechtsprechung beweiskräftiger, als die Beispiele dieses Stücks es sind. Der Schlußakt (wieder der Schluß-

akt!) versandet in Wiederholungen und aus dem Drama herausspringenden Erläuterungen, die das Thema nochmals abbiegen. Und doch: was wiegen diese Einwände gegen Bruckners feine Komödienzüge, gegen die niveauvolle Führung des Dialogs, gegen seine Kunst der beiläufigen Charakterisierung, die mit wenigen Strichen Menschen zu gestalten vermag?

Rückfall und Sündenfall

In den Dialogen des Schauspiels „Kreatur" erkennt man wohl noch die Handschrift des Verfassers von „Krankheit der Jugend". Aber während in dem Erstling die Themen der Gespräche durch Alter und Beruf der handelnden Personen künstlerisch motiviert waren, klappert hier der Mechanismus, der die Lehren Freuds demonstrieren soll.

Haben Freud und seine Schule ihre Entdeckungen mit Dichtungen belegen können, die ahnend ihre Einsichten vorweggenommen haben (und so auch unsere Kenntnis der Dichtungen vertieft), zeitigt psychoanalytisches Wissen in den epochemachenden Romanschöpfungen eines Joyce, eines Jahnn wertvolle Früchte, so wird in Bruckners Drama lediglich allerlei Kriminalromantik aufgeboten, um seine Kreaturen in allerlei Komplexen zappeln zu lassen. Da ist der moralisch haltlose Mann — der lernt, daß „man auf die Liebe erst kommen muß". Da ist die Frau — die sich durch ihre Hingabe von ihrer Hörigkeit dem Mann gegenüber befreit und nebenbei ihren Dirnenkomplex abzureagieren sucht: wenn sie mit dem Vorgesetzten gleich nach der Rettung ihres Mannes bräche, wäre sie nur ein Straßenmädel, das Geld in seinen Strumpf steckt. Da ist die Schwester — mit ihrem Geschwisterkomplex: weil sie den Bruder nicht haben kann, wird sie kalt, dämonisch, dirnenhaft, auf der ewigen Suche nach Männern, die dem Bruder ähnlich sehen; und wenn sie die Schwägerin dahin bringt, den Chef ihres Bruders aufzusuchen, so spielt in ihre Bruderliebe Eifersucht auf die Frau hinein, die ihm gehören durfte. Da ist noch ein Büromädel — mit kleptomanischen Trieben und mütterlichen Verdrängungen, da ist die befreiende Beichte durch das Gespräch nicht vergessen, und ebensowenig sind es die Sexualvorstellungen in Traum und Schrift und Zeichnung.

Ein Musterbeispiel gottloser Schaffensart. Wenn das Stück mit religiösen Motiven spielt, erreicht es den Gipfel der Peinlichkeit: Kreaturen Gottes als Marionetten des Verbrechens (Alfred), des Menschen (Therese), des Rauschs (Florence)!

Gewaltsamkeit und Geistigkeit

Das Schauspiel „Elisabeth von England" ist wieder gutes, interessantes, geistiges Theater. Quelle ist des Engländers Strachey Monographie „Elisabeth und Essex", aber Bruckner ist der Historie gegenüber souverän. Er schaltet frei mit der zeitlichen Aufeinanderfolge der geschichtlichen Daten — und verknüpft die Vorgänge psychologisch. Oder richtiger: auch in der psychologischen Deutung verläßt er sich auf die Fakten — aber er illustriert sie neu, versucht sie zu einem dramatischen Kräftespiel zu fügen. Das Ergebnis ist eine Mischung von dramatischer Charakteristik in Strindbergs Art und romantischem Trauerspiel. Dichtungsnahe in der Porträtierung der Königin.

Die Gestaltung der erotischen Perversion der „jungfräulichen Königin" verknüpft dieses Stück mit dem dramatischen Durchbruch des Autors in „Krankheit der Jugend". Die theatralische Konstruktion geht auf „Die Verbrecher" zurück. Die Bühne teilt sich gelegentlich. Parallelszenen tun sich auf. Das protestantische England. Das katholische Spanien. Zu gleicher Zeit beschließen Philipp und Elisabeth den Krieg. Zu gleicher Zeit beten sie um Sieg, erfahren sie den Untergang der Armada. Zu gleicher Zeit stirbt Philipp, erwartet Elisabeth, in Altersresignation, die Nachricht vom Tod ihres Gegenspielers.

Das ist mehr als ein theatralischer Trick: Schauplatz ist die Welt, Handlung eine Weltenwende, Übergang der Macht vom alten Glaubensstaat an den modernen Nationalstaat. Elisabeth und Philipp sind Exponenten ihrer Zeit. Ihre kriegerische Begegnung wird zur mystisch-erotischen Materialisation. Ein Doppelspiel voll Größe in der Intuition, dramatisch meist zwingend, theatralisch oft genug gewaltsam.

Elisabeth ist Gestalt und Persönlichkeit mit Ideen- und Symbolwert, Philipp fast schon theatralischer Popanz, und Bacon, sonderbar genug, denn was er zu sagen hat, ist kluge, gepflegteste Essayistik, unterscheidet sich wenig vom alten Bühnenintri-

ganten. (Esser und Burleigh sitzen — mit wenigen Strichen.)

Daß die Form des Schauspiels geistgeborene Dramatik ist und nicht theatralische Sensation, erhellt nicht zuletzt daraus, daß ein Autor, der mit den Erfordernissen des Theaters vertraut ist, bei seinem dramatischen Versuch auf den Schauspieler keine Rücksicht nimmt, der immer wieder neu anfangen und die Sprechpausen mit zufälligem stummen Spiel ausfüllen muß, sobald auf der zweiten Bühne nicht mehr gesprochen wird.

Bruckners zweiter Versuch, das historische Drama für unsere Zeit zu erneuern, ist auf Grund eines äußeren Auftrags entstanden: die Neufassung von Shakespeares „Timon" ist eine sehr selbständige Arbeit geworden, immer geistig, immer mit gutem Bühnenniveau, mit dichterisch-dramatischen Momenten. Aber der „Timon" Bruckners ist vielleicht auf dem Wege von einer Idee zur Gestalt; von der Gestalt zur Rolle führt aber kein Weg. Bei der „Elisabeth" ist es ihm geglückt, beim „Philipp" schon kaum, in den „Verbrechern" durchwegs, der Freder in „Krankheit der Jugend", erinnern wir uns, war verzeichnet — Unausgeglichenheiten, die einem kalten Macher nicht unterlaufen würden!

Bruckner sieht in Timon den Kapitalisten der Antike ... mit Ethos; Typus Walter Rathenau etwa. Timon baut Sportplätze und Theater für das Volk, speist die Menge, hat pazifistische Neigungen, die ihn nicht hindern, Alexander den Großen zu bewundern, in dessen Zeit Bruckner die Handlung verlegt — eine anachronistische Marotte: Timons Zeitgenossen Alkibiades behält Bruckner ohne Grund mit Shakespeare und Plutarch bei. Der freigebige Timon schlägt dem Freunde Alkibiades das Geld für Waffen gegen die Mazedonier für die Freiheit Athens ab.

Die Kardinalfehler des Stücks sind zugleich richtungweisend für Bruckners Wollen. Bruckners Held ist von Anfang an anders als seine Umgebung, er ist dem Aristokraten unter seinen Freunden nicht aristokratisch genug, weil er kein „Patriot" ist, dem Kapitalisten nicht kapitalistisch genug, weil er keine Kriegslieferungen haben will, und dann hat er die Schrulle, vom schönen Geschlecht nichts wissen zu wollen, weil es vom Geist ablenke. Der verarmte Timon, der (eine Steigerung über Shakespeare, von dem Bruckner noch die Austreibung der falschen Freunde bei einem Gastmahl und den Fund des Schatzes nach seiner Verarmung übernimmt!) statt der Diener selber die Bittgänge zu den Freunden übernimmt, darf sich nicht so sehr wundern, wenn sie ihm nicht helfen. Die Undankbarkeit der Freunde bleibt zwar die gleiche, ob sie aus mangelndem Freundessinn oder aus Gesinnungsverschiedenheit Timon im Stich lassen, aber für Timons Menschenhaß, der sich nun austobt, wäre es dramatisch nötig gewesen, daß sich mehr Timons Charakter als seine Meinung von der Umgebung abhöbe. Sollte das der kluge Bruckner nicht gewußt haben? Er opfert seiner Neigung für Plato, dem Liebling seines Bacon und seinem Vorbild in dem Essay „Forderungen und Verheißungen zur Sozialität des Krieges und des Friedens" die dramatischen Möglichkeiten und Wirkungen. Mehr noch! Er gibt dem Timon einen treuen Diener in die Einsamkeit mit, in die Einsamkeit, die Timons eigentliche Seelenlandschaft ist — nur um so Gelegenheit für platonische Dialoge zu schaffen.

Bruckner ist zu treu gegen Shakespeare, um einen Timon zu gestalten, den man sich neben dem Mythos denken könnte, und er ist hier nicht Dramatiker genug, um aus seiner Timon-Idee ein neues Timon-Bild zu schaffen. Er ist hier so sehr Bildungsdramatiker, daß ihm das Wissen um die Timon-Quelle Lukian eingibt, einen lukianischen Götterhimmel zu schaffen, und er will Lukian mit Plato verbinden: die Götter greifen in Timons Schicksal ein. Die Götter? Es ist nur der Menschenchor, der die Geschehnisse aus einer anderen Perspektive betrachtet. Was dramatisch kühn ersonnen wurde, bleibt geistreiches Aperçu.

In der Fläche des Essays verschmilzt Timon mit Athen wie Elisabeth mit England. Im Raum des Dramas grenzt es ans Banale, wenn Athen brennen muß, damit Timon erkenne, sein Diener sei ihm ein treuerer Freund gewesen als die Bücher der Philosophen.

Züge zu Bruckners Porträt

Der Schreiber ist am Ende seiner Untersuchung überrascht, gegen wieviel Einzelheiten eines Werks er Einwände machen mußte, das ihm als Ganzheit Bewunderung abnötigt. Waren in dem Erstlingswerk „Krankheit der Jugend", in dem Theodor Tagger zum erstenmal als Ferdinand Bruckner

erschien, unkontrollierbare Imponderabilien, jenseits des Rational-Faßbaren — und die Dichtung fängt da an, wo die Kontrolle des Verstandes aufhört —, so hat auch Bruckners Gesamtwerk diese Eigenschaft. In den „Verbrechern", in „Elisabeth von England", auch im „Timon" geht es um die Humanität — sie wird nicht nur essayistisch abgehandelt, es ist auch ein menschliches Fluidum da, das eine Vertrauenssphäre schafft, die Ausführungen glaubwürdig macht. Das gilt schon den ausgezeichneten Formulierungen seines Essays „Forderungen und Verheißungen zur Sozialität des Krieges und des Friedens", wo es um so verwunderlicher ist, als Taggers Postulat nach Arbeit und Brot alles andere als pazifistisch ist.

In Bruckner steckt ein Literat und ein Dichter. Der Literat in ihm greift nach dem aktuellen Stoff („Goldmacher Tausend"), dramatisiert die Weltliteratur („Marquise von O..."). Der Dichter in ihm flieht die Öffentlichkeit. Man hat von seiner Flucht ins Pseudonym, in die Anonymität behauptet, es sei eine Maßnahme gegen die Verschuldung des Theaterdirektors Tagger gewesen. Aber schon in der 1920 erschienenen Novelle „Auf der Straße" hat Tagger die Flucht eines Literaten aus dem Literatendasein, eigene Gefahren und Möglichkeiten gestaltet.

Diese Flucht ward zur Sensation. Lange hat Tagger den Lockungen des brucknerschen Ruhmes widerstanden. Vielleicht war Berechnung darin. Die Sensation hat jedenfalls die gute Begleiterscheinung gehabt, daß ein Bildungstheater wieder möglich wurde, das gewiß nicht der einzige Bestandteil der Bühnenkunst sein kann, aber ohne Schaden auch nicht von ihr auf die Dauer ausgeschlossen bleiben darf.

Dem Essayisten Bruckner begegneten wir in Taggers Kriegsessay. In der Novelle „Die Vollendung eines Herzens" der Lucy und dem (hier nicht verzeichneten) Freder aus der „Krankheit der Jugend" (unter den Namen Elisabeth und Skraup). Ein Essayist spricht und ein Dichter.

Um die dramatische Form ringt er noch.

Aber in seinen geglückten Arbeiten manifestiert sich eine jener seltenen Begabungen, denen es gelingt, Rein-Gedankliches bühnengemäß und bühnenkräftig zum Ausdruck zu bringen.

Von der Realistik her wird der Weg des deutschen Dramas weitergegangen, den ein Schiller am erfolgreichsten beschritten hat.

Über den Aktschluß

Von Herbert Scheffler (Frankfurt a. M.)

Man darf wohl sagen, daß der Aktschluß zuerst eine Not war, die sich nach und nach in geschickten Händen zu einer Tugend herausmachte, um in noch geschickteren Händen schließlich ins Lasterhafte auszuschlagen. Die durch den Vorhang gegebene technische Hilfe wird dramatisches Moment: dieser Weg ist lang und schwer, wie jeder Weg, der die Tücken des Materials in künstlerische Dienste zwingt, lang und schwer ist. Das dramatische Moment wird theatralischer Trick: dieser Weg ist leicht und rasch getan, denn er ist der Weg des Erfolges, wenn er auch weiter unten in die Makulatur führt.

Der ideale Aktschluß hätte in zwiefacher Richtung zu funktionieren, nämlich nach rückwärts als eine Zusammenfassung des bisher Abgehandelten und als letzter Aufklang der grundlegenden Stimmung des Akts, nach vorn zu als eine Vorbereitung, eine mehr oder minder latente Hindeutung auf das Kommende. Damit ist nicht gemeint, daß er wie ein Neutrum zwischen den Akten zu stehen habe und gewissermaßen unparteilich seinen einen Arm um das abgeschlossene, den anderen um das beginnende Stück Handlung legen solle. Er ist und bleibt seinem Vorher organisch verbunden, aber er muß den Kopf wenden, muß mit dem Blick hinüberreichen in das noch Ungesagte. Tut er das nicht, so ist seine Abschlußwirkung vielleicht stärker, aber der Zwischenakt entleert sich; tut er es zu deutlich, zu wissend, so versagen wir ihm die Gefolgschaft. Denn ein Aktschluß, der so viel weiß wie sein Dichter, weiß viel zu viel.

Ein Beispiel für den zu dicken Punkt: „Kabale und Liebe", II. Aktschluß. Mit dem Trumpf Ferdi-

nands, daß er der Residenz eine Geschichte erzählen will, wie man Präsident wird (ein Trumpf, der sofort den Freilassungsbefehl des Präsidenten auslöst), ist geradezu ein Drama zu Ende, und Schiller muß mit dem III. Akt wieder ein neues anfangen. Ein Beispiel für den zu deutlichen Richtungspfeil in das Kommende ist der II. Aktschluß von „Kaiser und Galiläer". Libanios sieht Julian nach, den es nach Ephesos zu den heidnischen Wundern des Maximos zieht, und er sagt bedenklich: „Dieser junge Fürst ist gefährlich für die Wissenschaft." Darauf Basilios (halb vor sich hin): „Julian ist für noch mehr gefährlich." Das Gesicht des Basilios verwandelt sich in das Gesicht des jungen Ibsen, die böse Ahnung des Zeitgenossen wird zum Achtungzeichen des Dichters: Paßt auf, Leute, was der noch alles durcheinander bringt!

Zwischen dem Aktschluß als Punkt und als Richtungspfeil liegt der Aktschluß als Gedankenstrich. Es ist sehr bezeichnend, daß ein so aus dem Blut schreibender Dramatiker wie Kleist und ein ganz aus dem Hirn arbeitender Dramatiker wie Georg Kaiser sich in diesem Punkt, der einfach Können ist, begegnen. Wer sich die Mühe nimmt, die drei Bildschlüsse des II. Aktes von „Prinz von Homburg" und die drei Bildschlüsse des I. Akts von „Der gerettete Alkibiades" auf ihren gleichzeitig abschließenden und überleitenden Charakter hin zu vergleichen, wird erkennen, wie unerschütterlich die Strukturregeln des dramatischen Bauens sind, weil sie gewonnen sind aus der Verpflichtung zur Zweckmäßigkeit und Haltbarkeit. Erst wenn dem Handwerk Genüge getan ist, gehen die Wege auf die besonderen Ziele auseinander.

Allerdings wäre es ein Fehler in der Untersuchung, wenn man nur den letzten Satz des Akt- oder Bildschlusses heranziehn wollte. Das Dramatische lebt aus der Polarität, noch der Monolog braucht seine dialogische Unterströmung. Abgesehen von stummen Aktschlüssen, die das Wort durch irgendein Handeln ersetzen, ist es geradezu Zeichen eines dramatischen Mangels, wenn nur der allerletzte Satz als Aktschluß gelten kann. Es handelt sich dann wahrscheinlich um einen Verblüffungsschluß, der anorganisch ist, oder um einen Symbolschluß, der die symbolische Überbelastung nicht zu tragen vermag und in die Kluft des Zwischenakts abrutscht. Sudermann hat gern solche Feuerwerke abgebrannt, deren kurzer, knalliger Wirkung ein langer, schlechter Geruch folgt. Im gesunden Drama wird man durchweg Rede und Widerrede zusammen — oft sogar in außerordentlicher Verbreiterung — als Aktschluß finden, genau so wie die musikalische Koda außer der endgültig abschließenden Tonika ja auch den Akkord (oder die Akkorde) umfaßt, aus dem sich die Tonika als Auflösung ergibt. Ein Schulbeispiel dafür ist der I. Aktschluß der „Kronprätendenten":

> Hakon (aus voller Brust aufatmend): Endlich bin ich denn König in Norweg! (Ab.)
> Jarl Skule (das Siegel des Königs in den Gurt steckend): Aber ich regiere Land und Reich.

Fast formelhaft wirkt dieser Schluß in seiner nackten Gegenüberstellung. Aber er hat die Klarheit für sich, mit der die abgerollte Exposition abgeschlossen und gleichzeitig der erste Schritt in die Tragödie getan wird.

Natürlich darf man den eben angedeuteten Vergleich mit der Koda nicht bis in alle Einzelheiten fortführen wollen. Gerade in dem Beispiel der „Kronprätendenten" kehrt sich die musikalische Folge, wie wir sie aus der Koda des klassischen Symphoniesatzes kennen, um, der Grundakkord folgt nicht der Dominante, sondern geht ihr voran. Die Kompositionsgesetze einer Symphonie und eines Dramas sind eben doch verschieden, ganz abgesehen davon, daß die Sätze einer Symphonie nicht das scharfe Cäsurrequisit des Vorhangs zwischen sich haben, einer Überleitung also viel weniger benötigen als die Teile eines Dramas.

Im allgemeinen ist es Zeichen eines schlechten Aktschlusses, wenn man den Vorhang schon spürt oder erwartet, bevor er wirklich fällt. So müßte, dramaturgisch gesehen, der IV. Akt vom „Florian Geyer" spätestens damit schließen, daß Rektor Besenmeyer Tellermanns Leiche berührt und, einem eben banal hingesprochenen Satz die tiefere Bedeutung auftuend, sagt: „Das Feuer ist aus." Die vier Reden, die jetzt noch folgen, bringen keinen Handlungsfortschritt, zerpflücken die Stimmung und wirken als Anhängsel dem eigentlichen Schluß gerade entgegen. Doch gibt es auch das Beispiel einer sehr langen Koda, die organisch geblieben ist. Schon in der Mitte des Monologs am Ende des IV. Aufzugs vom „Tasso" wird der

Schlußakkord angeschlagen: „Ja, alles flieht mich nun. Auch du! Auch du!" Fünfzehn Verse weiter taucht diese Klage in der noch endgültigeren Distanzierung: „Auch sie! Auch sie!" wieder auf, und abermals sechzehn Verse weiter ist die Klage ganz in die Verzweiflung eingegangen:

„Ja, klage nur das bittere Schicksal an,
Und wiederhole nur: auch sie! auch sie!"

Hier ist nichts Anhängsel, denn das Gesetz der Steigerung ist gewahrt, und gerade dadurch, daß der Schlußakkord immer neue Tiefen gewinnt, wird es ihm um so leichter, den Zwischenakt zu überdauern.

Scheinbar einfach haben es die Aktschlüsse des Lustspiels. Doch vergessen sie zu oft, daß die starke Momentwirkung einer aufgesetzten Pointe sich rasch verzehrt und daß für die Nachwirkung nicht die Summe der „Einzellacher", sondern das Gesamt der Stimmung ausschlaggebend ist. Nachwirkung und Momentwirkung stehen in einem rächenden Ausgleich, wobei der Grenzfall nach oben der wäre, daß beide gleich stark sind, der Grenzfall nach unten, daß sie beide gleich schwach sind. Jedenfalls kann ein Lachen am Aktende, das nicht über den Mund hinauskommt, schon im Zwischenakt zur Melancholie führen; ebenso gut allerdings ein Weinen auch zur Scham, weil man spürt, daß der Dramatiker sich nicht unseres Herzens bemächtigt hat, sondern unserer Nerven.

In erster Linie hat der Aktschluß der Struktur zu dienen. „Der Makrokosmos des Dramas spiegelt sich in dem Mikrokosmos der Aktausgänge", sagt Oskar Walzel. Tatsächlich kann man aus den fünf Aktschlüssen der „Iphigenie in Aulis" von Racine oder der „Romeo und Julia"-Tragödie mühelos den Aufbau des ganzen Stücks ablesen. So wenig hier die Akte aufgeteilte Portionen sind, vielmehr Stufen der Entwicklung, so wenig sind die Zwischenakte peinliche Lücken, sondern aus dem Gesamtkomplex der Handlung herausgeschnittene Unwichtigkeiten, gehalten von ihrem Vorher und Nachher, dem Ablauf des vergangenen und dem Anlauf des kommenden Akts.

Das Geheimnis des Kunstwerks

Von Hans-Joachim Flechtner (Stettin)

1.

Das ganze Gebiet der Kunst ist für uns trotz aller Versuche und tiefdringenden Untersuchungen noch immer von undurchdringlichem Geheimnis umhüllt. Künstler, Kunstwerk und Kunstgenießer wie die Kunst als die organisch beziehungsvolle Gesamtheit dieser drei Faktoren sind ihrem Wesen nach für uns immer noch unbegriffen und letztlich unbegreifbar. Wir haben das Wesen des Künstlers psychologisch und philosophisch durchforscht, haben sogar die psychoanalytische Lupe erprobt, wir haben das Kunstwerk selbst in allen seinen Erscheinungsformen studiert, klassifiziert. Wir haben es stilgeschichtlich, historisch, psychologisch, ästhetisch ummauert, haben den Kunstgenießer experimentell und reflexiv aufzuschließen versucht, haben das Ganze der Kunst soziologisch und immer wieder psychologisch und philosophisch zu erkennen gestrebt — und müssen schließlich doch gestehen, daß wir die Teile wohl in der Hand haben, doch leider fehlt das geistige Band. Das Wesentliche, das, was zutiefst eben lebendige, organisch gewachsene Kunst ist, bleibt verschlossen.

In seinem neuen Werk „Geheimnis des Kunstwerks" (Deutsche Verlags-Anstalt) versucht nun Ferdinand Lion auf eigene Weise dem Problem des Kunstwerks und der Kunst überhaupt näherzukommen. Und wenn dieser Weg auch kaum verspricht, an den Kern selbst heranzuführen, so bietet er doch so neue und überraschende Ausblicke, daß es sich lohnt, ihn zu beschreiten, denn er geht von einer durchaus neuen Fragestellung aus — und die Art der Fragestellung gibt diesem Buch seine Bedeutung.

2.

Alles Daseiende ist auf unendliche und unübersehbare Weise miteinander verflochten und aufeinander bezogen. Jeder Stein, jeder Baum, jedes lebendige Wesen überhaupt, aber auch jedes Werk des menschlichen Geistes steht in vielfältigen Bezie-

hungen zu anderen, ist verflochten und verkettet mit unzähligen anderen Dingen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Denken wir uns nun diese Beziehungen durch Fäden etwa bildlich dargestellt, so wird uns jedes Ding wie in dem Mittelpunkt eines riesigen Spinnennetzes sitzend erscheinen.
Wenden wir dieses Bild auf das Kunstwerk an, so begreifen wir, daß man das Kunstwerk nicht nur als Ganzes in sich geschlossenes Werk, nicht nur in seinen Beziehungen zum Künstler und zum Kunstgenießer betrachten kann, sondern daß eine Blickeinstellung möglich ist, die gerade die vielfältigen Beziehungen durch Zeit und Raum zu erkennen erlaubt. Diese historisch-kausale Betrachtungsweise fragt danach, wie das Kunstwerk in seiner nun einmal bestehenden Form geworden ist, wo die Kräfte liegen, die es geformt, die Einflüsse, die mitgestaltet haben, und wo dieses Kräftenetz im fertigen Kunstwerk selbst noch aufzuzeigen ist. Natürlich ist der Künstler selbst die eigentlich gestaltende Ursache, aber durch den Künstler hindurch wirken doch zahllose außerindividuelle Einflüsse auf die Gestaltung ein! Zeitströmungen, Weltanschauungen, Milieu und Lebensraum. Und wir sind allerdings in der Erkenntnis des „Geheimnisses des Kunstwerks" ein gutes Stück weiter, wenn wir begreifen, daß viele Ursachen das Kunstwerk, mitgestalten, viele Kräfte und Strömungen in das Werk eingehn um dort zur Einheit verschmolzen zu werden. Denn gerade darin sieht Lion ein wesentliches Moment der Kunst: daß in ihr die scheinbar heterogensten Erscheinungen zur Einheit zusammenwachsen können. „In Mephistopheles (z. B.) verbindet sich die alte Teufelsgestalt mit einem modernen Kavalier aus dem Rokoko, wenn er auch äußerlich als ein Ritter aus der mittelalterlichen Zeit erscheint. Das Merkwürdige, fast Unglaubliche ist, daß dieser größte Rationalist, der alles Mythische leugnet, verbunden wird mit der mittelalterlich mythischen Teufelsgestalt." Die „coniunctio oppositorum" bildet eben einen Wesensbestandteil aller Kunst. Alle Strömungen, die Einfluß auf den Künstler genommen, strömen in das Werk irgendwie und irgendwo sichtbar ein, verbinden sich und geben dem Werk die Einmaligkeit seiner Erscheinung, das absolut Arealistische aller echten Kunst. Man denke an Shakespeares Römertragödien, an den „Faust", an Lionardos Abendmahl usw.

3.

Die Verbindung der Gegensätze im Kunstwerk aber bietet neue Einblicke in die inneren Wachstumsgesetze der Kunst. Gegensätzliche Erscheinungen stehen oft nebeneinander, oft unterdrückt die eine die andere, oder verbindet sich mit ihr zu einem Kontrastpaar. Doch das sind alles noch äußere Formen der Verbindung; in das Herz dringen wir erst, wenn wir der echten künstlerischen Synthese nachspüren, in der das Verschiedene zur neuen Einheit sich zusammenfügt, wo aus der coniunctio oppositorum die coincidentia oppositorum wird, wie in einer chemischen Verbindung auch die Eigenschaften der sie bildenden Teile untergehen und im Zusammenwirken ein Neues schaffen.
Im einzelnen kann allen diesen interessanten Ausführungen des Verfassers hier natürlich nicht nachgespürt werden. Man muß seine Analysen selbst nachlesen. Oft wird man nachdenklich werden angesichts der stellenweise etwas kühnen Konstruktion, aber die Art der Fragestellung selbst bezwingt den Leser unbedingt.

4.

Das Geheimnis des Kunstwerks öffnet uns natürlich auch dieses Buch nicht, aber es zeigt uns einen Weg, der uns tiefer heranführt als viele der bisher begangenen. Wir erleben in der Analyse selbst, wie lebendig das Kunstwerk ist, spüren seinem Wachstum im einzelnen nach und fühlen die zahllosen Ströme, die aus ältesten Vergangenheiten her noch in seinen Adern rinnen. Leicht kann man natürlich hier des Guten zu viel tun, aber nicht auf die Fehlmöglichkeiten darf es uns hier ankommen sondern auf die Möglichkeiten zu neuen Einsichten. Aus tausend Quellen, aus dem ganzen Kulturgut der Vergangenheit und Gegenwart strömen dem Künstler die Einflüsse zu, und sie alle lassen sich im Werk wieder aufzeigen, hat man den Blick gefunden für die Eigentümlichkeit der künstlerischen Metamorphose. Sehr viel deutlicher wird uns so die enge Verbindung zwischen dem Künstler und seinem Werk, und wir ahnen zum Schluß ein wenig von dem wirklichen „Geheimnis des Kunstwerks", nämlich von seinem eigenen, tief im Innern verborgenen Leben und Wachsen, das wir nie erfassen, sondern wie alles Lebendige nur ahnen und bestenfalls verstehen, erfühlen und miterleben können.

Aber es bedeutet eine große Bereicherung unseres Kunstbildes, wenn wir den Blick für die eigentümliche Struktur und Bezogenheit dieses künstlerischen Wachsens und Werdens uns errungen haben. Nie werden wir begreifen, weshalb ein Kunstwerk gerade so werden mußte, wie es geworden ist, aber wir werden begreifen, wie es so werden konnte, und wir werden uns beugen vor dem Wunder, das sich uns erschließt: daß alle Zeiten und Weltanschauungen, alle Gedanken der Menschheit und alle ihre kulturellen Errungenschaften auch heute noch lebendig wirksam sind wie zu allen Zeiten und daß wir diesen tiefsten Zusammenhang alles Geistigen nirgends so augenfällig und klar erschauen können, wie in der Betrachtung des gewachsenen Kunstwerks.

Proben und Stücke

Aus: „Geheimnis des Kunstwerks". Von Ferdinand Lion

(Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin)

Gide: Die Falschmünzer

Dieser Roman besteht aus drei Erzählungsschichten: 1. Die eigentliche Romanhandlung der Falschmünzer, einer Gruppe junger Schüler, die falsches Geld in Kurs setzen. 2. Der Autor arbeitet an diesem Roman. Das Fortschreiten des Werks, das Theoretische der Aufgabe, einen roman pur zu verfassen, die Aufnahme und das Ablehnen der Elemente, die die Realität darbietet, werden erzählt. Und zwar überwuchert diese geistige und subjektive zweite Schicht die objektive so sehr, daß sie fast verschwindet. Es handelt sich nur noch um den Roman eines möglichen Romans, also im höheren Sinn auch um eine Falschmünzerei, denn wir werden um den Roman, der versprochen wird, fortwährend betrogen. Indem er vor unseren Augen entsteht, ist er, wie alles Entstehende, kaum noch faß- und greifbar. 3. Während der Autor notiert und arbeitet, hat er Erlebnisse, die eine dritte, an Umfang der zweiten gleichkommende Schicht bilden. Sie sind also zu zweien, um auf die erste, die eigentliche Romanhandlung, zu drücken. Jedoch man wird entschädigt: denn diese Erlebnisse bilden eine neue Erzählung, die vielleicht wichtiger ist als die der Knaben. Sie spielt nämlich halb unter diesen Knaben, halb unter ihren Eltern und den Erwachsenen, die mit dem Verfasser im Lauf der Romanschöpfung in Beziehung treten. Übrigens einer der Halbwüchsigen stiehlt dem Autor das Notizbuch, in welchem gerade die Falschmünzererzählung schon begonnen, skizziert war. Auf diese und andere Weise werden die drei Schichten verknüpft. Alle drei sind Abenteuerromane, wobei das geistige Abenteuer des Romanverfassens das Kühnste und Waghalsigste ist. Sie sind übereinander gelagert, nicht als drei taube Flächen, sondern als Spiegel, deren Reflexe und Reflexe der Reflexe durcheinanderspielen.

Es ist ein Gipfel der romantischen Ironie. In Tiecks „Verkehrten Welt" spielen drei Bühnen übereinander, die der Theaterhandlung, die des Zuschauerpublikums auf dem Theater und die des Publikums, das noch jenem ersten Publikum zuschaut. Auch bei Gide entsteht eine unendliche, schwebend-romantische Leichtigkeit. Wenn die Romanhandlung fertig und allein für sich gelassen wäre, so würde alles ins Dumpf-Schwere versinken. Wenn dagegen der Schöpfer sichtbar unsichtbar gegenwärtig bleibt, wird, wie in einer Welt der Gläubigen, die überall ein göttliches Walten verspüren, alles in einen Aggregatzustand des Duftig-Luftigen gehoben. Sobald etwas der gewöhnlichen Schwerfälligkeit zu verfallen droht, tritt der Autor vor. Er ist wie ein Mond, der die Gewässer anzieht, dann sie fallen läßt und also eine fortwährende Bewegung der Flut und Ebbe erzeugt. Auch entsteht das kunstvollste Versteckspiel: die Romanschöpfung liegt unter dem Autor, der souverän-intelligent darüber herrscht und sie nach Belieben ver- oder enthüllt. Doch andererseits wird auch er nicht nackt unseren Blicken ausgeliefert, sondern kann sich wie eine Maske seine Schöpfung vorhalten, so daß er abwechselnd verschwindet und wieder erscheint.

So vieles ist also romantisch. Nur daß, im vollkommenen Gegensatz zur romantischen Auffassung es sich nicht um ein schwebend-spöttisches unwirkliches Spiel zwischen den beiden Phänomenen des Lebens und des Geist-Bewußtseins handelt, wobei sich beide gegenseitig aufheben. Sondern etwas durchaus Ernstes, Wirkliches wird agiert. Was tut der Geist in dem Roman? Er schafft und wird bis ins kleinste Detail seines Schöpfens belauscht. Und was geschieht mit der Lebenssubstanz? Auch sie erschafft sich, ist im Entstehen begriffen, fließt vor unseren Augen dahin in unendlichen Meanderen. Gar nicht so sehr auf die Unterschiede des Lebens und des Bewußtseins kommt es an, als auf die Gleichheit ihres progressiven Werdens. Daher tritt auch die erste Schicht, die Handlung der Falschmünzer, zurück; sie interessiert kaum, denn sobald sie ausgeführt ist, wäre sie ein fertiges Produkt. Welche Umwertung der dichterischen Werte! Nicht das fertig-gelungene Kunstwerk soll geboten werden, sondern die fragwürdig unsichere, schwankende, zögernde, häßlich-schöne Inkubation und die Schwangerschaft des Werks. Das heldenhafte Hauptphänomen des Romans ist gerade der Gegensatz zum Produkt, nämlich das Produzieren. Die Schicht Nummer eins, der Roman im gewöhnlichen Sinn sinkt zu einer Nebenerscheinung herab, während alles, was sonst verschwiegen und verdeckt wird, hier aufsteigt und sich mit aufrichtigster Kühnheit offenbart. — Um übrigens die vollkommene Schöpfungsfreiheit zu wahren, endet der Roman ebensowenig wie er beginnt. Auch fehlt der lastende Zwang einer unbedingten Hauptperson, selbst der immer hervortretende Autor wird nicht zu einer solchen, sondern alle Figuren in Wellenbewegung drängen vor, ziehen sich zurück. Auch die Handlung tastet sich vor, zerbricht bald oder zerstäubt, staut sich dann wieder zusammen, rundet sich, doch plötzlich verwandelt sich wieder alles. Und die Flucht dieser nie zu erhaschenden schöpferischen Entwicklung des Lebens ist um so größer, als auch der Autor, das geistig-schöpferische Ich auf seiner

höheren Ebene der Produktivität ebenso zögert, er widerspricht sich, lernt um vor unseren Augen, erkennt sich nicht mehr selbst, stirbt tausendfach, um tausendfach wieder aufzuerstehen: „Cela varie sans cesse, mon être du matin ne reconnait pas celui du soir. Rien ne saurait être plus différent de moi que moi-même.“

Ein solcher Roman entspricht der philosophischen Lehre Bergsons, wobei es gleichgültig ist, inwieweit der Dichter mit ihr in Beziehung getreten ist, oder ob er das neue Lebensgefühl, das ihr Ursprung und ihre Quelle gewesen ist, direkt erfahren hat. Ähnlich wie in jener Philosophie handelt es sich auch hier um schöpferische Entwicklung, um den Aufstieg eines élan vital, um einen nicht kausal gebundenen Lebensfluß, um unendliche Verzweigungen des Geschehens, um einen außerordentlichen Sinn für die Freiheit, die das Entscheiden meidet. Dagegen fehlt eines der hauptsächlichsten Elemente der Bergson-Philosophie: die Erinnerung (Matière et mémoire). Bei Gide fehlt dieses Gegengewicht (das bei Proust die Dominante hat); er, der nie dem Vergangenen Zugewandte, eilt, nur in einer Vorwärtsbewegung, einem Horizont entgegen, der, je mehr man sich ihm nähert, sich immer mehr entfernt. Dieses fliehende Leben wird mit leidenschaftlicher Glut, mit ferveur immer von neuem entdeckt.

Wie in der „Symphonie pastorale“ eine Blinde zum Sehen erwacht und alle Dinge der Welt liebevoll-neugierig in sich aufnimmt, so treten hier junge Leute zwischen 15 und 25, ein ganzer Schwarm der zum Leben Erwachenden auf. Mit dem Phänomen des Werdens verbindet sich also das andere Phänomen, das ihm am ähnlichsten ist, nämlich das der Werdenden. Die Methode des Romans steht in innigstem Einklang mit seinem Stoffinhalt. Wie der Autor Eduard und die Handlung, so sind auch alle diese Knaben und Jünglinge unfertig, sie könnten das Joch des fertigen Daseins gar nicht ertragen, sie arbeiten, schaffen noch an sich selbst, wissen über sich, abgesehen von ihrer allgemeinen Entwicklungsfähigkeit, kaum Bescheid, selbst ihre Geschlechtlichkeit ist noch nicht fixiert und zögert zwischen den Möglichkeiten; das ungewisseste Morgen ist ihr Ziel, dem sie wie Läufer auf dem Spielplatz des Unendlichen zueilen. Sie sind auf ihre Weise genau wie der Romanverfasser Eduard, nur während er voll bewußt das Werden liebt und mit Absicht kultiviert, sind sie diesem Werden auf naive und notwendige Weise verfallen. Er wird sogar von ihnen übertroffen. Denn das Höchste, was der beflügelte, durch keine Kausalität gebundene Mensch erreichen kann, ist, grundlos in einem acte gratuit der Zukunft des Todes selbst entgegenzueilen. Olivier, einer der Jünglinge, begeht nach einer Liebesnacht vor Überfülle des Glücks einen (mißlingenden) Selbstmord. Noch größer ist die Freiheit, mit der sich am Schluß des Romans der kleine Boris, ein Knabe slawischer Abstammung, nur auf eine Wette hin, aus Spiel erschießt.

Mit allen diesen Phänomenen des ungebundenen Werdens verwebt sich das entgegengesetzte Phänomen des Gewordenen in vier Variationen: 1. Ein Greisenpaar mit allen Erstarrungen des endenden Lebens wird geschildert, es ist La Pérouse und seine Frau, Freunde Eduards und zugleich Großeltern des kleinen Boris. 2. Das puritanisch-protestantische Milieu, das, wie immer bei Gide, als der starre Gegensatz zu dem freien wogenden Leben behandelt wird. 3. Neben Eduard, dem Autor, der in einer dubiosen Geschlechtlichkeit zwischen Mann und Frau schwankt, steht der einseitig gleichgeschlechtliche Schriftsteller Passavant. Eduard ist, seinem hybriden Wesen entsprechend, halb Führer der Jugend, halb Verführer, der andere dagegen ist nur Verführer. 4. Jedes Heim ist etwas Festes, Geschlossenes. Einer der Werdenden sucht aus Trotz, aus Neugier der Familie zu entfliehen, er ist, Gidesche Lieblingsgestalt, der verlorene Sohn.

Alle diese Widerstände gegen das flüchtig unbestimmte Leben werden verpönt. Nur eine einzige Ausnahme wird geduldet: die klassische Präzision der Konturen wird aufrechterhalten. Welche erregende und seltsamste conjunctio oppositorum! Die wogende zerfließende Handlung, die sich vor uns umbildende Figur des Autors und seine Geschöpfe, die, nicht in einem festen Gefäß des Ich eingeschlossen nach allen Seiten überfließen, die zurückhaltenden, immer tastenden und erzitternden Gespräche — all dieses Unfaßbare und Ziellose wird trotzdem mit vollkommener Klarheit dargestellt. Das dunkle Unentwirrbare steht unter dem Patronat eines Meisters der schönen Formen, Racine selbst. Über der Strömung des Lebens ist eine kristallklare Eisdecke, also eine Erstarrung gebreitet, jedoch ohne im geringsten die Strömung zu hemmen.

In diese Phänomene der romantischen Ironie und des Schöpfens, des freien Werdens und einer festen Form wird noch etwas anderes eingewoben. Gide hat während der Schöpfungszeit der Falschmünzer Dostojewskij studiert. Seltsame Ähnlichkeitsparallelen ergaben sich zwischen seiner Theorie des lebendigen Zögern und Bebens und jenem dem russischen Charakter eigenen Schwanken zwischen Gut und Böse! So näherte sich der freieste zweideutigste Geist, der Erbe aller französischer Skeptiker von Montaigne bis Renan, dem großen religiösen Russen mit seinem Urmenschentum und wilden Leidenschaften, mit seinen Christusgestalten und Nihilisten, mit seinen byzantinischen Mönchen und seinen Verbrechern. Aus dieser Gesamtheit wurden freilich nur einige Eidola gelöst. Dostojewskij liebt die Halbwüchsigen. Auch bei ihm wird ein Selbstmord aus Überschwenglichkeit geplant. Die Falschmünzer beginnen damit, daß der Dämon, der Teufel den jungen verlorenen Sohn begleitet; es ist der gleiche Teufel, der sich mit Iwan Karamasoff unterhält. Am Schluß des Gide-Romans ist ein Gespräch des alten La Pérouse und des Autors über das Verhältnis Gottes und des Dämons in der Welt. Alle Personen stehen in Beziehung zu dem Widersacher: Passavant ist von ihm besessen, ebenso Vincent und seine Geliebte, eine Salondame aus der angelsächsischen Welt; einer der Halbwüchsigen, der den jungen Boris zum Selbstmord verleitet, gehört ganz dem Teufel, während Eduard selbst und die meisten der Jünglinge zwischen Teufel und den Engeln (die mehrmals tatsächlich vorgeführt werden) schwanken. Wie können diese Gewebteile einer religiösen Metaphysik verknüpft werden mit den anderen Gewebteilen dieses äußerst freigeistigen und ungläubigen Romans? Bald werden der romantischen Ironie entsprechend Gott und Teufel ironisch behandelt und bilden neben den drei Bühnen des Romans noch eine vierte Bühne. Bald reihen sich auch Gott und Teufel in das Phänomen des Schöpferischen ein, auch sie sind unfertig, sie hadern miteinander, die Herrschaft schwankt unsicher von dem einen zu dem anderen. Schließlich gibt es auch eine Beziehung zwischen ihnen und dem puritanischen Milieu. Nämlich dieses will eine rationale Verengung des religiösen Lebens, während Gide die Kreation einer großzügigen freien Religion vorschwebt.

Der Weltkrieg in der Literatur der Nationen

Von Karl Federn (Berlin-Grunewald)

Durch zehn Jahre nach dem Krieg lastete die Erinnerung auf den Völkern, besonders auf denen, die ihn verloren hatten, wie ein Albdruck; sie schrieben nicht darüber, sie sprachen nicht gern davon. Nach zehn Jahren löste sich der Druck; eine gewisse Distanz war gewonnen: man begann zu erzählen, und die es konnten, begannen das Erlebnis dichterisch zu gestalten. Und da die ersten Kriegsbücher, besonders das Remarques, übergroßen Erfolg hatten, trat die Lockung hinzu, Leser und Verleger verlangten danach, und jene Hochflut der Kriegsromane entstand, die in den Jahren 1928 und 1929 anschwoll und ebenso rasch wieder verlief.

Aber ein Ereignis wie der Weltkrieg, das auf die Menschheit Wirkungen für Jahrhunderte ausgeübt hat, muß sie durch Jahrhunderte beschäftigen; Geschichte und Kunst werden das ungeheure Erlebnis von immer neuen Seiten beleuchten, immer neu darzustellen versuchen. Wir haben nur die erste Flutwelle erlebt.

Ein englischer Verlag hat versucht, einen Durchschnitt, einen Überblick über diese Welle der Kriegsliteratur zu geben, die die erste und frischeste bleiben muß, auch wenn einst eine andere Zeit vielleicht alles anders sehen und darstellen wird. Der Weg der Menschheit läuft in vielen und merkwürdigen Krümmungen, und jede Generation sieht die Vergangenheit aus einer neuen Perspektive.

Sechsundsechzig Kriegsgeschichten von Autoren vier verschiedener Völker, vierzig englische und amerikanische, elf französische und fünfzehn deutsche, sind von Edmund Blunden unparteilich zusammengestellt und von ihm, der selbst als einer der besten englischen Kriegslyriker gilt, mit einer klugen Einleitung versehen.[1] Eine Fülle von Einzelbildern aus den vier Jahren des Weltkrieges, teils kurze Erzählungen, teils Ausschnitte aus Romanen, die aber nicht wie Bruchstücke wirken. Im Gegenteil, sie sind oft besonders stark, weil das im Roman erzählte, weitere Schicksal der Personen diesen Ausschnitten einen Hintergrund gibt, wie die Welt, wie Vergangenheit und Zukunft im Leben den ungeheuren Hintergrund eines Vorgangs bilden, dessen Zeugen wir werden, und ihm eine weitreichende Bedeutung leihen.

Man liest diese Geschichten atemlos, mitgerissen und gequält, unter dem Druck des Furchtbaren, das die Erzähler erlebt haben. Wirklich begeistert, völlig furchtlos, und ohne ausgesprochenen oder stillschweigenden Protest schreiben nur die, die nicht dabei waren. Bei allen, die dabei waren, wenigstens bei denen, die hier zu Worte kommen, gelangt auch das Grauenvolle des Erlebnisses zum Ausdruck, zugleich aber auch unerhörte Pflichterfüllung, sei es aus Hingabe und Opferbereitschaft, sei es aus Zwang. Und die meisten Erzählungen sind von solchen, die dabei waren und Erlebtes schildern.

Es hängt damit zusammen, daß die von Schriftstellern mit schon vorher berühmten Namen verfaßten Novellen keineswegs die stärksten sind. Die Erzählungen von Galsworthy, Frank Harris, Edith Wharton machen einen ausgeklügelten Eindruck, wenn auch die von Galsworthy die Erfindung eines feinen Geistes ist. Von schon vorher berühmten Schriftstellern hat nur einer mit gewohnter Meisterschaft geschrieben: Joseph Conrad. Der Krieg hat neue Namen auch in die Literatur getragen, da die Begabten unter den Millionen von Kämpfern ihr Erleben zum Ausdruck gebracht haben. So finden sich in diesem Band von fast tausend Seiten nur sehr wenige aus jener Flut schlecht erfundener, für die Tageskonjunktur geschriebener Kriegsgeschichten, die in den ersten Jahren des Krieges die Zeitungen füllten. Die meisten sind wahre und überaus wirksame Darstellungen, gleichsam Momentaufnahmen aus dem Kriege, die, wenn sie auch stark und stimmungsvoll geschrieben sind und die Pointe nicht fehlt, dennoch wie Berichte wirken, neben einigen wenigen geschlossenen und künstlerischen Novellen. Die deutschen Beiträge sind durchweg gut, am besten die von Paul Alverdes,



Henri Barbusse
Zeichnung von B. F. Dolbin

Rudolf G. Binding und Georg von der Vring. Von den französischen machen die von Alexandre Arnoux, Jean Bernier und Henri Barbusse den stärksten Eindruck.

Die tiefste menschliche Tragik kommt in der Novelle des Amerikaners J. P. Marquand „Guten Morgen, Major" zum Ausdruck: es ist die Tragik des Vorgesetzten, der, in der Truppe avanciert, Offiziere zu Untergebenen hat, die ihm gesellschaftlich überlegen sind und es ihn fühlen lassen; und da er die Befehlsgewalt hat, und sie auf dem gefährlichen Hintergrund des Kriegs, die einen in eleganter Mißachtung, der andere mit bitterem Groll, in beständigem gegenseitigen Haß, eisern ihre Pflicht erfüllen, so entsteht ein Drama, wie es furchtbarer und tragischer nicht gedacht werden kann. Die Tragik des Krieges selbst, und zwar in seinem Gegensatz zur christlichen Lehre, ist in der Novelle „Zwei Herren" des Engländers Arthur Wheen dargestellt. Obwohl sie etwas

[1] Great short stories of the war, Eyre & Spottiswoode, London 1930. 983 S.

Konstruiertes hat und es einen solchen Menschen vielleicht nicht gibt, so ist in diesem Manne Ralston, der vergeblich „zwei Herren" zu dienen versucht, eine symbolische Gestalt geschaffen, und ich würde diese beiden Novellen von Marquand und Wheen als die bedeutendsten der Sammlung bezeichnen. Andere werden vielleicht andere vorziehen: es ist viel Vortreffliches da, besonders auch unter den englischen Erzählungen. Humor findet sich troß dem düstern Thema hie und da; mitunter, wie in der sehr amerikanischen Novelle Charles Mac Arthurs „Nach einer Schlacht", scheint er nicht recht am Platz. Um so natürlicher spricht er aus den Szenen, die Maurois' Büchern vom „Oberst Bramble" entnommen sind; aber sie spielen in der Etappe. Die Satire kommt in der englischen Erzählung C. E. Montagues „Leicht erworbene Ehren" zu ihrem Recht, die jene gewandten und eleganten Offiziere schildert, die ihre Familienbeziehungen zu nüßen und ihre Brust hinter der Front allen Orden zu bieten wußten.

Und noch eins fällt auf: durchaus loyal auch gegen den Feind und ohne jeden Haß geschrieben sind alle Geschichten, ohne Ausnahme, von deutschen und englischen Verfassern; nicht alle, aber doch die meisten, von Franzosen und Amerikanern, die leidenschaftlicheren Völkern entstammen. Nur eine Geschichte hätte in das Buch nicht aufgenommen werden dürfen: es ist die vierte: „Bei der Heimkehr" von Edith Wharton. Zweifellos hat es in allen Armeen, auch in der deutschen, unter den Millionen, die im Felde standen, bösartige und gewissenlose Menschen gegeben, die Unverzeihliches begangen haben. Böses und Unverzeihliches geschieht im Frieden, wieviel mehr muß es im Krieg vorkommen, wenn die Menschen sich in Haß und Bitterkeit gegenüberstehen, in Situationen, in denen die gewöhnlichen Bande gelöst sind, ihr Handeln wilder, freier und weniger überwacht ist. Aber diese raffiniert greuliche Handlungsweise eines deutschen Offiziers gegen ein französisches Mädchen aus vornehmer Familie konnte nur die hysterische Phantasie einer aufgeregten Schriftstellerin hinter der Front ausdenken. Es ist um so bedauerlicher, als Edith Wharton eine amerikanische Erzählerin von Ruf ist. Aber wenn sie damals, als der große Lügenfeldzug begann und „deutsche Greuel" erdacht wurden, um die Völker aufzuhetzen, wenn sie damals mittat und besonderen Greuel dazu erfand, so sollte Scham sie hindern, solche Erfindungen heute noch zu veröffentlichen. Und daß Mr. Blunden ihre Geschichte aufgenommen hat, die seine Sammlung entstellt, ist nicht gut begreiflich. Es ist der einzige Fall dieser Art; in einigen anderen amerikanischen und französischen Beiträgen kommt der Haß zum Ausdruck, der tatsächlich bestand, aber nirgend sonst Verleumdung. In allem übrigen gibt diese Sammlung mit ihren bezeichnenden Abschnitten: „Hinter der Front", „An der Front", „Schlacht, Vorstoß und Patrouille", „Die hellere Seite des Krieges", „Seltsames", „Auf Urlaub", „In der Luft", „Auf dem Meere", „Satirisches", „Im Lazarett" und „Nach dem Krieg" ein bedeutendes und vielfarbiges Bild dieser vier Jahre, in denen Europa an seiner eigenen Vernichtung arbeitete.

Gedenkblätter

XLII

Ein Dichter starb in der Verbannung

Zum Tode René de Clercqs

Von Marc. R. Breyne (Berlin)

Nun ist das unruhige Herz des großen flämischen Dichters und Patrioten für immer zum Stillstand gelangt. Am Sonntag, den 12. Juni hat ihn der Tod im Alter von noch nicht 55 Jahren im Hause eines Freundes in Maartensdijk bei Utrecht (Holland), wo er zu Besuch weilte, ganz plötzlich hinweggerafft. Mit Dr. René de Clercq ist nicht nur Flanderns bedeutendster Lyriker seit Guido Gezelle, sondern zugleich ein großes Stück flandrischer Geschichte der Neuzeit zu Grabe getragen.

In Deerlijk, einem Dorf im südlichen Westflandern, am 14. November 1877 geboren, ist de Clercq sein Lebenlang troß Dichterruhms und sonstiger Würden ein ungebrochener westflämischer Bauernjunge geblieben. Nachdem er zuerst zwei Semester Medizin in Löwen studiert, ging er zur genter Universität und promovierte dort 1902 zum Dr. phil. Von der deutschen Romantik angezogen, verbrachte er daraufhin noch ein Semester in Heidelberg und wurde dann Oberlehrer am Gymnasium in Nivelles. Ein Jahr später kam er in derselben Eigenschaft nach Ostende und 1906 nach Gent, wo er bis zum Ausbruch des Krieges tätig blieb. In der allgemeinen Verwirrung des deutschen Einmarsches 1914 zog René de Clercq, um seine Familie sicher zu stellen, nach Holland und wurde dort am 15. Oktober 1915 wegen der politischen Richtung seiner mit Dr. Jacob und Advokat de Swarte redigierten Zeitung „De Vlaamsche Stem" von der nach Le Havre geflüchteten belgischen Regierung seines Amts am Athenäum in Gent enthoben und somit brotlos gemacht. Dieser schwere Schlag, der de Clercq zum ersten Märtyrer Flanderns erhob, ist auch bestimmend für sein künftiges Wirken gewesen. Ohne Zögern setzte nun de Clercq den Kampf für die gerechten Forderungen des flandrischen Volks fort. Gleich nach seiner Amtsenthebung schloß er sich der Redaktion der großniederländischen Zeitschriften „De Toorts" und „De Dietsche Gedachte" an. Während der deutschen Besetzung kehrte er 1916 nach Flandern zurück, um mit Dr. Borms, seinem früheren Kollegen am Gymnasium in Nivelles, die Propagandaleitung zu übernehmen. Er wurde Konservator des Wiertz-Museums in Brüssel und Vizepräsident des neu errichteten „Rates von Flandern". Bei Kriegsschluß, Ende 1918, zog René de Clercq zum zweitenmal freiwillig in die Verbannung, um dort von den belgischen Kriegsgerichten, wie viele seiner Mitkämpfer, in contumaciam zum Tode verurteilt zu werden. Seit jener Zeit ist René de Clercq in Holland geblieben und hat von dort aus den nationalen Kampf seines Volks weitergeführt, bis ihn der Tod, viel zu früh, aus unseren Reihen wegriß.

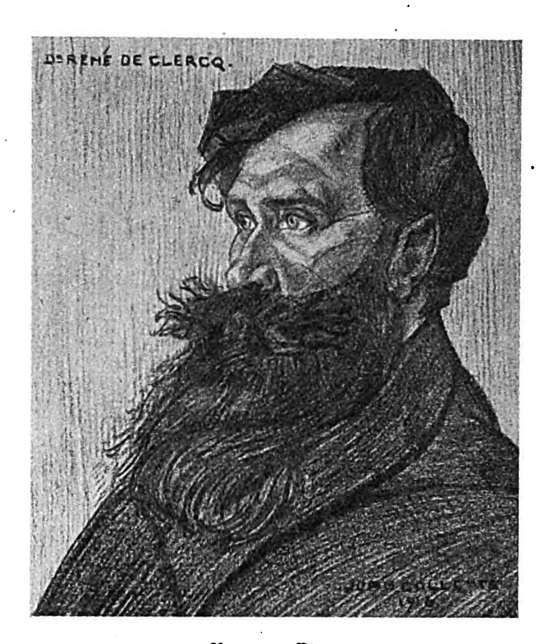
Aus derselben westflandrischen Erde stammend, habe ich René de Clercq bereits in frühen Jahren kennen gelernt. Die Gegend, wo er geboren und groß geworden, die fruchtbare

flandrische Tiefebene am Leiefluß, habe ich in meiner Jugend so oft durchstreift. Wie Flanderns Dichter Guido Gezelle, Hugo Verriest, Stijn Streuvels u. a., so hat auch René de Clercq wieder und wieder seine besten Kräfte aus dieser westflämischen Erde gezogen. In seiner äußeren Gestalt wie in seinem inneren Wesen war er einer der markantesten Vertreter unseres Volks. Es war jedoch das ganz Persönliche seiner Kunst, und insbesondere die starke Rhythmik seiner Verse, die es uns jungen Flamen angetan hatten. Während meiner Studentenjahre 1910—1913 an der Reichsuniversität in Gent war de Clercq mit seiner breitschultrigen Hünengestalt und den blauen lebendigen Augen eine bekannte Figur. Eine Reihe von Anekdoten über diesen Dichter-Oberlehrer sowie über die Art und Weise, wie er zu unterrichten pflegte, machten unter Freunden und Bekannten regelmäßig die Runde. Niemand wußte es besser als die Jugend des Gymnasiums selbst, daß in dieser Riesengestalt, in diesem Urgermanen ein dichterisches, sogar kindliches Gemüt wohnte, und verstand es, bei jeder passenden Gelegenheit das für sich auszunutzen. Wie oft, wenn die Lust zum nüchternen Unterricht fehlte, wußten seine Schüler ihren Dichter-Lehrer dazu zu bewegen, die trockenen Schulbücher beiseite zu schieben und das neueste Gedicht aus der Rocktasche zu ziehen, um es in der Klasse vorzutragen.

Aus jenen Zeiten erinnere ich mich besonders eines Abends, als wir, um de Clercq geschart, in „Het Wapen van Zeeland", der dem alten genter Belfried gegenüberliegenden Stammkneipe, beim Schoppen saßen. Hier trank René de Clercq regelmäßig sein Bier und konnte ein erstaunlich Quantum vertragen. An jenen Kneipabenden ging es oft sehr lebhaft her, wie das unter Flamen allgemein gebräuchlich. Die Wogen der Diskussion schlugen hoch. Themen wie „Künstlertum", „Genie", „Gottheit" riefen warme, ja oft scharfe Kontroversen hervor, und die Worte prallten wie Raketen gegen die niedrigen Wände des kleinen flandrischen „Estaminets". De Clercq konnte in derartigen Diskussionen oft in höchste Begeisterung oder Entrüstung geraten. So auch an diesem Abend, als die Gemüter stark aufgepeitscht, die Gesichter bereits eine bedenkliche Röte zeigten, schoß die Hünengestalt des Dichters de Clercq auf einmal hinter dem Kneiptisch in die Höhe und wie ein glühender Prophet verkündete er seine Lehre. Es war ein literarisches Bekenntnis, das etwa folgendermaßen ausklang: „Ja, und Christus ist ein Gott! Und Goethe ist ein Gott! Und auch Zola ist ein Gott . . ." In diesem Augenblick fügte sein Nachbar schnell hinzu: „Und de Clercq ist ein Gott!" Dieses unerwartete Wort brach plötzlich den ganzen Elan des Dichters und wirkte dermaßen auf sein Gemüt, daß er wie ein Steinklumpen auf seinem Stuhl zusammensank. Stumm und geschlagen hat de Clercq an diesem Abend nicht ein einziges Wort mehr gesprochen.

Auch in Deutschland war René de Clercq in den Kreisen, die sich in und nach dem Kriege mit Flandern beschäftigt haben, eine bekannte Persönlichkeit. Während des Krieges hat de Clercq verschiedentlich Vorträge in Deutschland gehalten. Anläßlich einer dieser Vortragsreisen konnte ich den flämischen Dichter und Kämpfer im Namen der flämischen Kriegsgefangenen in Göttingen begrüßen. 1926 nahm er an der Niederdeutsch-Flämischen Tagung in Lübeck teil und hielt anschließend einen Vortrag im berliner Herrenklub. Ich habe ihn zum letzten Male 1927 auf der Niederländischen Woche in Godesberg am Rhein getroffen. Diejenigen, die dort zugegen waren, Deutsche, Flamen, Holländer und Südafrikaner, werden die Hünengestalt des flämischen Dichters mit dem wallenden Wotansbart nicht mehr vergessen. De Clercq nahm auf dieser Tagung verschiedentlich das Wort. Beim Festessen der Stadt Godesberg antwortete er auf die Begrüßungsrede Herbert Eulenbergs, der namens der deutsch-rheinischen Dichter sprach. Abends im Hotel Dreesen hielt de Clercq vor geladenen Gästen einen Vortrag über die altflämischen Liederschätze, in dem er seine Zuhörer durch seine feine Vortragsart zu fesseln verstand. „Die größten Dichter", sagte damals de Clercq, „sind gewöhnlich diejenigen, die unbekannt bleiben."

In einem sich daran anschließenden zwanglosen Beisammensein erlebten wir René de Clercq wie er nur selten sich zeigte. Etwa fünfzig deutsche und flandrische Freunde, meistens Dichter und Künstler, hatten sich im schönen, weißgoldenen



René de Clercq

Saal des Hotels bei einer guten Rheinweinbowle zusammengefunden. Die anwesenden Künstler kamen abwechselnd zu Wort. So sprachen Josef Winkler, der Tolle-Bomberg-Dichter, Heinrich Lersch, der Arbeiterdichter, der erblindete Adolf von Hatzfeld, Hans Sturm-Gundal und weiter René de Clercq, Raffael Verhulst, Franz Naudts und der Verfasser dieser Zeilen. Inmitten dieser gemütlichen Tafelrunde erhob sich die große Gestalt de Clercqs wie eine Erscheinung aus den Zeiten der Heldensagen. Manch einer der Anwesenden mag wohl ohne innerliches Verständnis zu diesem urgewaltigen, ja oft kindlich-einfältigen flandrischen Barden aufgeschaut haben, der an diesem Abend Goethe gegen die Ausfälle einiger Literaten temperamentvoll verteidigte. De Clercq konnte sich nicht verstellen. Er gab sich, wie er war, und sprach, wie sein gewaltiges Herz empfand, auf die Gefahr hin, daß sein zu starkes Temperament mit dem Menschen de Clercq durchbrannte. Aber auch hierin war René de Clercq ein echter und ganzer Vertreter seines Volks. Einerseits mit der stark sinnlichen Lebensbejahung, andererseits mit der tiefen Neigung zur mystischen Religiosität. Zwei typische Vertreter, das gewaltige Renaissancegenie Rubens und das zarte und innige Memlincks in die Poesie

übertragen, das war René de Clercq, für den sich nun auch bewahrheitet, was er selbst geschrieben:

Velen zijn begraven
Die niet alles gaven
Wat hun hart besloot.
Velen die daar leven
Hebben niets te geven
Armer nog dan dood.

Zucht naar 't onbekende,
Voer ons uit de ellende
Van een leeg bestaan,
Eer we doelloos drijven
Waar de boozen blijven
En de besten gaan.

Ein Dichter starb in der Verbannung, einsam . . . und wurde in Hollands Erde von einem kleinen Häuflein Freunde zur letzten Ruhe gebettet. Einsam, aber nicht vergessen, denn es wird sich erfüllen, was „Die Haagsche Post" in ihrer Nummer vom 25. Juni ds. Js. schrieb: „Nur eine einzige Drossel, die in den Bäumen über der offenen Gruft saß, hat die nordliederländische Dichterschar vertreten. Von diesen Herren selbst war niemand, nicht einer und auch nicht ein Vertreter ihrer „Vereeniging van Nederlandsche Letterkundigen" zugegen. Jedoch nach 300 Jahren noch werden unsere Anthologien mit seinen Gedichten prunken. Das wissen wir alle und das wissen auch unsere Dichter." Einer von ihnen schrieb kürzlich noch in einer Tageszeitung: „Sein Werk wird gelesen werden, solange man in Süd- und Nordniederland die Stimme eines wahrhaften Dichters, durch den Natur und Volk zum lebendigen Liede wurden, zu erkennen in der Lage sein wird."

*

Von René de Clercq erschienen folgende Werke: 1896 „Gedichten"; 1898 „Echos", 1900 „Ideaal", 1902 „De Vlasgaard", 1903 „Terwe", „Liederen voor het Volk" und „Natuur"; 1907 „Rotland" (Roman), 1909 „Toortsen", 1910 „Harmen Riels" (Roman), 1911 „Uit de Diepten", 1915 „Noodhoorn", „Van Hemel en Aarde", 1916 „Tamar", „Halewyn" (Theater); 1918 „Maria Magdalena", „Kain", „Saul" (Theater); 1920 „Het Zonnefluitje" (Prosa), „Een Wijnavond by Dr. Aldegraaf" (Satire), „Absalon" (Theater), „Het Boek der Liefde", 1921; „De Meidoorn" 1925; „Het Zonnefluitje" 1926 (Satire). — Von „De Noodhoorn" erschien 1917 eine Übertragung von Wolfgang von Unger im Inselverlag, Leipzig.
René de Clercq trat auch als Komponist hervor. Er vertonte erst seine eigenen Gedichte, schrieb dann die Musik zu einer Oper „Huibert Poot" von Volkes (P. de Koning), dann zu zwei Opern mit eigenem Text. Wie die Deutsch-Flämische Rundschau (Berlin) mitteilt, dürfte sein musikalischer und lyrischer Nachlaß ganz bedeutend sein.

Japanische Goethe-Festschriften

Von Erwin Jahn (Shizuoka)

Auch in Japan ist eine Reihe von Goethe-Festschriften erschienen, darunter zwei umfangreichere, die besondere Beachtung verdienen. Die bei weitem bedeutsamste ist die Festschrift des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts in Tokio: Goethe Kenkyu = Goethestudien. Zehn namhafte japanische Gelehrte, Vertreter der deutschen Literaturgeschichte, der Philosophie, der Ästhetik und der Naturwissenschaften an der Kaiserlichen Universität Tokio und anderen Universitäten, versuchen in ihr ein möglichst umfassendes Bild von dem Schaffen Goethes zu geben. Eine ganz besondere Note erhält das Buch dadurch, daß auch zwei Deutsche sich als Mitarbeiter zur Verfügung gestellt haben: Thomas Mann und Fritz Strich. Professor Strich, dessen Schriften in japanischen Fachkreisen große Beachtung gefunden haben (besonders ein Aufsatz „Goethe und die Idee einer Weltliteratur" wird in Japan viel gelesen), hat seinen berner Universitätsvortrag „Goethe und unsere Zeit" beigesteuert. Thomas Mann hat für die Festschrift eine etwa 20 Seiten lange Einleitung geschrieben, die sich mit ihrer Deutung des Wesens Goethes vor allem an die japanische Jugend wendet. Daß man gerade Thomas Mann gebeten hat, eine Einführung in die Festschrift zu schreiben, hat einen bestimmten Grund: sein Name hat in Japan als Vertreter des deutschen Schrifttums neben dem Gerhart Hauptmanns den vollsten Klang; seine Romane sind Gegenstand der Dissertationen japanischer Studenten, und seine Novellen sind bis in die Schulbücher gedrungen. Wenn also Thomas Mann den (wie er sagt) „ehrenvollen und rührenden Auftrag", die Festschrift des Japanisch-Deutschen Kulturinstituts einzuleiten, angenommen hat, so ist zu hoffen, daß seine Bereitwilligkeit und Großzügigkeit, dem Buch auch unter den augenblicklichen ungünstigen Umständen Stoßkraft verleihen und für Goethe und die deutsche Literatur werbend wirken wird. Auf alle Fälle ist durch diese Zusammenarbeit deutscher und japanischer Verfasser für Japan etwas Neues und Bedeutsames geschaffen worden.
Die zweite Festschrift (Goethe Nenkan = Goethe-Jahrbuch) geht von der vor kurzem gegründeten „Goethe-Gesellschaft in Japan" aus und wendet sich mit 25 kürzeren Aufsätzen mehr an den engeren (aber glücklicherweise nicht zu engen) Kreis der mit der deutschen Literatur und Sprache vertrauten Japaner; die Verfasser der Beiträge sind außer den Vertretern der deutschen Literaturwissenschaft an den japanischen Universitäten auch die Lehrer des Deutschen an den höheren Schulen Japans (den Koto Gakko). Ob der Plan der japanischen Goethe-Gesellschaft, diesem ersten Bande des Jahrbuchs jedes Jahr einen neuen Band Goethe-Aufsätze folgen zu lassen, ausführbar und empfehlenswert ist, muß bezweifelt werden. Aber vielleicht kann das Goethe-Jahrbuch ganz allgemein zu einem Sammelbecken für Aufsätze zur deutschen Literatur ausgebildet werden, und in dieser Gestalt würde es der Geltung und Verbreitung der deutschen Literatur in Japan die wertvollsten Dienste leisten. Die deutsche Literatur bedarf solcher Förderung; sie hat neben der Übermacht der englischen Sprache und Literatur in Japan keinen leichten Stand.

Eine Manuskriptseite von Leo Weismantel

aus dem Roman „Elisabeth" (Originalgröße)

Ich will mich mühen, dein Leben zu schauen von dem Tag an,
auf dem du auf die Erde niedergekommen bist, bis zu der
Stunde, in der du die Menschen und ihre Erde verlassen hast,
doch in die Verklärung der Altäre eingegangen bist, und was ich
sehe, will ich niederschreiben.

Ich muß mich an dich wenden, daß du mich vor der
Sünde der Wunschhaftigkeit bewahrst, damit ich kein
falsches Zeugnis ablege und den Menschen nicht Träume
statt der Wirklichkeit des Lebens verkünde.

Als ich ein Kind gewesen bin, habe ich zum erstenmale dein
Bildnis gesehen. Es hing an der Wand über dem Bett
einer armseligen Stube. Du aber bist wie eine überirdische,
lichte Erscheinung in einem kostbaren Gewand mit einer
Krone auf dem Haupt dahergeschritten. Ein zauberhaftes
Lächeln ging von dir aus und in der Falte des
geöffneten Mantels lag in deinen Händen die Fülle von
Rosen, die aus überirdischen Wundern aufgeblüht waren.
Darum hörte ich die Menschen von dir singen und sagen
und zu dir rufen: „Heilige Elisabeth, bitte für uns"; und
sie erzählten mir von dir und nannten dich eine
Landgräfin von Thüringen und Hessen

So bitte ich dich, du wollest mich vor der Gefahr
bewahren, daß das Wohlgefallen an deinem Leben

Echo der Zeitungen

Hans Kyser

Zum 50. Geburtstag

„‚Was aber ist das Wort? Es sind scheinbar tote Buchstaben, die plötzlich Sinn, Tiefe, Kraft, Persönlichkeit gewinnen, wenn der lebendige und ordnende Geist sie durchflutet.‘

Mitten durch eine große, vielfältige und bunte Ernte künstlerischen Schaffens hindurch brechen diese Worte Hans Kysers, die in einem Aufsatz stehen, der ‚Strahlungen‘ überschrieben ist und eine ganze unter dem Wort ‚Unsichtbare Welt‘ zusammengefaßte Aufsatzreihe einleitet. Es handelt sich um eine der Erfahrungen, die jeder Schreibende täglich aufs neue zu machen hat. Sie ist aber zu erweitern, wenn es sich um einen Künstler des Wortes handelt, um einen Seher von innen, einen Dichter. Da fangen die Worte an aufzublühen, zu leuchten; von innen her kommt ein Glanz über sie, daß sie nach außen strahlen. Dann wieder sind sie wie Hämmer, die ein Geschehen in wuchtigen Schlägen zusammenhauen und stoßen, in seine letzte Form, in seine letzte Verdichtung. Zu den Dichtern, die das vermögen, gehört Hans Kyser.

Zu der Gabe des dichterischen Sehens und Gestaltens tritt bei Kyser eine ungewöhnliche Lebendigkeit seines Tuns. Die ihm innewohnende Stoßkraft packt alles, was er tut und schreibt, mit großer Spannung an. Darum gibt es bei Kyser nichts Halbes. Die künstlerischen Formen, in denen sich sein Schaffen ausdrückt, das Gedicht, der Roman, die Novelle, und mehr als alles andere das Drama und das zu ihm gehörende Hörspiel, sogar der Film, sie alle sind ausgefüllt. Es gibt wohl Übergangserscheinungen, aber es gibt bei Kyser nie etwas Laues. Sein Schaffensdrang geht noch weiter. Die neuen Kunstformen des Films und des Hörspiels verdanken Kyser ihre entscheidenden Beschreibungen und Umgrenzungen. Die besten deutschen Filme: Faust, Luther, Nathan der Weise, Helena, Arabella sind von Kyser, und die besten deutschen Hörspiele hat wieder er geschrieben." Erhard Bruder (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 171).

Vgl. auch: Curt Hotzel (Deutsche Ztg. 169b); Wilhelm von Schramm (Münch. N. Nachr. 198); - er - er (Deutsche Allg. Ztg. 20. Juli); H. E. (Saarbr. Ztg. 204).

*

Hans Heinrich Ehrler

Zum 60. Geburtstag

„Hermann Hefele stellt Ehrler neben Rilke und George, wir sehen ihn allein, den Dichter aus dem geistes- und melodien-üppigen Schwaben, seine Feldwege ziehen, vom Geruch der Heimat umduftet, von Brünnchen umflüstert, von alten Kirchen angerührt, von Kindern begrüßt, so unmodern wie erdhaft, einen Fremdling unter den Menschen und doch aller Menschen Freund und Bruder, einen Träumer aus Schwaben, dessen Hände Goldgespinste wirken und der in seinen vollkommensten Gedichten eine Melodie mitführt, nicht zu vergessen. Wer sang so innig und alle Geheimnisse umgreifend so wie er das Lied der Heimat." ck (Frankf. Ztg. 502/3).

„Ehrler reflektiert nicht, er meditiert. In einer kindhaft-innigen Lust der Betrachtung verschmilzt sein Wesen mit den Wesen der Dinge und Gestalten, schenkt er sich, selber beschenkt, ihnen hin, nichts fordernd, allem und allen auf- und zugetan, durch nichts genötigt, als durch den heilig-milden Zwang der reinen brüderlichen Zuneigung. Wundersame Beglückung durchsingt sein Herz: ‚Nur noch die Liebe ist in mir heimisch. Nichts lauert mehr darin.‘ Und wie sein Wesen, so empfängt auch seine Sprache einen neuen, tieferen Sinn: ‚Gleich um ein Beispiel nur noch geht das Wort. Ich sage Ich und meine nicht mehr mich.‘ Da ist nichts mehr von der Angst des Sich-Verlieren-Könnens, wie sie dem reflektierenden, sich von den Dingen isolierenden Menschen eigen ist, nichts auch mehr von der abenteuernden Gefühligkeit des nur auf Selbstgenuß bedachten romantischen Ichs. Hier tönt die seraphische Stimme der mystischen Weisheit auf, im wortgewordenen Schweigen, die große Stille, in der das Geheimnis zum Gleichnis wird." A. Ch. Wilmann (Münch. N. Nachr. 182).

„In Hans Heinrich Ehrlers Welt tritt man wie in eine stille, schon von abendlicher Sonne beleuchtete Landschaft. Dieses Abendliche gibt ihr die eigenartige Stimmung. Gleich der erste Roman, ‚Briefe vom Land‘ (1911), empfängt seinen Lyrismus und seine milde Klarheit von einem durch lange Zeit hindurch sich selbst bewahrenden geistigen Licht, einem Licht der Klugheit, der Sophia, der Lebens- wie der gedanklichen Weisheit. Denn die Weisheit dieses späten Dichters ist ebenso ein Ergebnis der Welterfahrung wie der Besinnung.

Allerdings in betont verträglicher Mischung und Durchdringung.
Hans Heinrich Ehrlers Werk zeigt kaum Spuren der Verwandlung, kaum Merkmale der Zeitlichkeit. Es ist nicht modern, nicht aktuell. Höchstens liebt es die Motive des späten Mittelalters, die Stimmung einer Zeit des Übergangs von dunkler Instinkthaftigkeit zu leidenschaftlich gesuchter geistiger Klarheit." K. H. Bühner (D. A. Z. 6. Juli).

„Ich bin Leib
und wandre, bis ich Seele.
Zeitvertreib
ist unsichtbaren Vogels Kehle.
Herz, mein Herze, singe dich empor,
bis du Lied bist in dem ewigen Ohr!

In Hans Heinrich Ehrlers ‚Briefen aus meinem Kloster' stehen diese Verse, die Wege weisen zu dem Wesen dieses liebenswerten schwäbischen Meisters, der nun auch schon ein Sechziger geworden ist. Sein Dichten ist ein Wandern zur Seele, ein Philosophieren um den tiefsten Sinn des Lebens, ein wundervolles Singen vom Suchen! Freilich ist dieses Lebenslied von so stiller Schönheit, daß es immer in Gefahr gewesen ist, in dem lauten Lärm der sensationsgierigen Gegenwart zu verhallen wie das Lied des Vogels in dem Lärm der Großstadtstraße; ist es von so zartem Ton, daß es die verhärteten Ohren des Maschinenmenschen kaum zu vernehmen vermögen." Ernst Lemke (Deutsche Ztg., Kultur 157).
„Es bleibt noch übrig, einen Blick auf den äußeren Lebensgang des Dichters zu werfen. Am 7. Juli 1872 kam Hans Heinrich Ehrler als Sohn eines Wachsziehers in Bad Mergentheim zur Welt. Der Vater war einem schon seit Jahrhunderten in der Gegend seßhaften Bauerngeschlecht entsprossen. Im ‚Herzraum der fränkischen Kleinstadt' formten sich die ersten entscheidenden Eindrücke. Dann führte der Weg in die Welt hinaus, auf Gymnasium und Universität, weg von dem beschlossenen Priesterberuf auf die Schriftstellerlaufbahn. Eine kleine Zeitung am Bodensee fing den Suchenden ein als Redakteur, zwei verlockende Angebote in die Reichshauptstadt lehnte er ab, dann wagte er, nachdem er dreizehn Jahre lang seinen Beruf ausgeübt hatte, den kühnen Sprung in das Dasein des freien Schriftstellers. Heute lebt Ehrler in einem bescheidenen eigenen Häuschen in Waldenbuch bei Stuttgart, in frei gewählter Einsamkeit dem Ziel zuschreitend, das er seinem Dichtertum gesetzt." Hellmuth Langenbucher (Schwäb. Merkur 153).
„Wer ein Dichter ist wie der nun sechzigjährige Schwabe Hans Heinrich Ehrler, der schaut, wie Hölderlin sagt, ‚mit einfältigen Augen, unverwandt, Abgründe der Weisheit'. Und aus ihm klingt das Geschaute wieder wie eine raum- und zeitfern schwebende Melodie." Hans Sturm (Germ. 187).
Vgl. auch: A. Ch. Wilsmann (Köln. Volksztg. 186); Wilhelm Schussen (Stuttg. N. Tagbl. 310); Leonhard Adelt (N. Bad. Landesztg. 338); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 189); H. Br. (Tag 162); Peter Hamecher (Saarbr. Ztg. 183 u. a. O.); -s (Kreuz-Ztg. 188); H. M. Elster (Deutsche Tagesztg. 186).

*

Ludwig Fulda

Zum 70. Geburtstag

„Fulda, der in dem ruhig-zufriedenen Dunstkreis eines frankfurter Patrizierhauses aufwuchs, hat sich merkwürdigerweise einen andern, überaus angriffslustigen Frankfurter, den größten deutschen Polemiker überhaupt, Schopenhauer, zum besonderen Schutzpatron erkoren. Aber dieser oft beschworene Geist hat seine verbindliche, immer auf Ausgleich bedachte Persönlichkeit nicht merklich beeinflussen können. Fulda, der die Literatur geschichtlich und räumlich weit übersah, der in vielen Sprachen zu Hause und von einer ungewöhnlich betriebsamen Arbeitsfreude ist, war darum der gegebene Mann für Vertretungen und Verbindungen, der ideale Präsident für Schriftstellervereinigungen und Literaturorganisationen. Zahllosen Kongressen hat er als deutscher Vertreter beigewohnt, bei vielen hat er den Vorsitz geführt, immer ist er wegen seines entgegenkommenden, freundlichen Wesens beliebt und wegen seiner wirklich ungewöhnlich vielseitigen Kenntnisse geschätzt. Er ist von lederner Würde ebensoweit wie von auftrumpfender Selbstherrlichkeit entfernt und dank seinem ausgeprägten Gerechtigkeitssinn, der ihn auch manchmal mit der Kritik in Meinungsverschiedenheiten gebracht hat, der geborene Versöhner und Friedensstifter. Das wird man, zumal in der feindseligen Gegenwart, dankbar anerkennen und den Mann ehren, der sich seinen Charakter als Wirker der guten Gewalten bewahrt hat." K. H. Ruppel (Köln. Ztg. 381).
„Ein solcher Schöngeist wollte natürlich nicht im väterlichen Bankgeschäft versauern, und da man ihm das freie Dichten nicht gestattete, so widmete er sich später der Germanistik. Der junge Fulda hat in der Erforschung der Barockdichtung, seiner Zeit weit vorauseilend, Tüchtiges geleistet und die ‚Zweite schlesische Schule' in dem großen Sammelwerk ‚Deutsche National-Literatur' mit vortrefflichen Einleitungen herausgegeben. Die gelehrte Grundlage seiner Bildung ist auch später immer zu spüren gewesen, sei es in der vortrefflichen Übersetzung der ersten deutschen

Dorfgeschichte vom ‚Meier Helmbrecht' ins Hochdeutsche oder in seiner ausgezeichneten Auswahl aus der Epigrammen-Dichtung, in der er selbst ein Meister geworden." Dr. Sp. (Münch. N. Nachr. 189).

„Mit leichten und leichtesten Mitteln, aber niemals nur zum bloßen Spaß, vielmehr immer mit einer guten Absicht, hat er die vielen Lustspiele geschrieben; auch einige Schauspiele, die dann einen langen Weg nicht machen konnten. Mit spielsicherer Hand, die man in Deutschland nun einmal nicht so zu schätzen weiß wie in anderen Ländern, mit einem Instinkt für die Bühne, den man gerade im instinktarmen Deutschland sehr hoch schätzen müßte, mit einer Formbegabung, die stark genug ist, um die Tiefe zu überblühen, schreibt er Stück um Stück in dem Wunsch, nach Shakespeares Rezept der Zeit den Spiegel vorzuhalten. Schwierige Problematik ist nicht seine Sache. Er ist ein sanfter Satiriker, aber doch ein Satiriker. Er zeigt den Menschen die Zähne, aber es sind nicht Giftzähne. Und wenn er nicht zubeißt und zermalmt, so liegt das daran, daß er den Mund lieber zum Lachen öffnet. Ihm gab ein Gott zu sagen, nicht, was er leidet, sondern was ihn freut, wenn er die Närrischkeit der Leute sieht, die Modetorheiten und Überspanntheiten, die sie verwerfen, um wieder neuen zu frönen, ihre Fehler, die sie als Tugenden ausgeben, ihre Moral, die keine ist, und die immer gleichen, immer neuen Beziehungen der Geschlechter zueinander, besonders in der Ehe von heute." Fritz Engel (B. T. 328).

„Als Schriftsteller, als Verfasser zahlreicher, häufig mit Publikumserfolg gesegneter Theaterstücke fühlt er sich verbittert. Einzelne seiner Werke sind über sechs- und auch achthundert Bühnen gegangen und haben zwischen dem persönlichen Bewußtsein eines Vielgespielten und der literarischen Anerkennung Differenzen erzeugt. Fulda kam aus der Schule Paul Heyses und Adolf Wilbrandts. Das Epigonentum im Zusammenhang mit überwerteten Vorbildern machte ihn in den Ansprüchen unsicher, die er an sich selber stellte. Sein Ehrgeiz strebte aus der mittleren Linie heraus, zu der ihn Formgewandtheit, Witz und flinker Zugriff befähigten. Er hatte vor Jahrzehnten das Glück, mit seinem Verslustspiel ‚Der Talisman' überschätzt zu werden. Andersens bekanntes Märchen vom König in Unterhosen, dessen entblößte Majestät nur die naiven Augen eines Kindes richtig sehen, gab im Stoff auch bereits die satirische Pointe. Sie wurde als Kampfansage, als politische Haltung empfunden und reizte den Autor eines niedlich, reim-frohen, in den Situationen gefälligen Versstücks zu kühnen Problemen auf sozialkritischem und gesellschaftssatirischem Gebiet. So oft Ludwig Fuldas dramatische Ideen in Wetteifer mit den namhaften Produktionskräften seines Zeitalters gerieten, versagte die Gestaltung, strandete die Thematik im seichten Fahrwasser. Mit der stofflichen Erneuerung von Lustspielszenen wie die ‚Jugendfreunde' hätte er das Feld behauptet, wäre es ihm nicht durch Widersprüche verleidet worden. Allerdings darf nicht bestritten werden, daß in Deutschland technisches Können und der Spürsinn für Theaterfiguren zu gering gewertet wird. Autoren der mittleren Linie kommen mit sich und ihren Möglichkeiten in Unordnung. Man sollte ihre Grenzen mehr respektieren. Es wäre Schutz vor falschem Ehrgeiz." Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 323).

Vgl. auch: Peter Hamecher (D. A. Z., Unt.-Bl. 323); Georg Hirschfeld (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 194); Heinrich Ilgenstein (N. Zür. Ztg. 1327); Herbert Eulenberg (Stuttg. N. Tagbl. 323 u. a. O.); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 197 u. a. O.); Fedor von Zobeltitz (Tag 169); Herbert Eulenberg „L. F. und die hohe Politik" (N. Bad. Landesztg. 349); Leo Wurzmann (Frankf. Ztg. 515/16); Berl. Börs.-Ztg. (326).

*

Zur deutschen Literatur

„Johann Heinrich von Traunsdorff. Ein verschollener Dichter des Barock." Von A. Br. (Basl. Nachr., Sonntagsblatt 28).

„Die Entdeckung eines großen Dichters. Johann Beer." Von Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1358 u. 1365).

„Zum 100. Todestag von Rebekka Claudius." (Eine Zusammenstellung von zeitgenössischen Briefäußerungen, die ein ungemein lebendiges Bild der Frau von Matthias Claudius vermitteln) (Frankf. Ztg. 553/54).

*

„Goethe als Seelenforscher." Von Hans Kern (zu Ludwig Klages neuem Buch) (Berl. Börs.-Ztg., Literatur 30).

„Goethe auf Reisen." Von Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 28).

„Italien in Goethes Musikanschauung." Von Karl Holl (Frankf. Ztg. 508/9).

„Einiges über Goethe und die karlsbader Goethe-Ausstellung." Von Oskar Sinek (Deutsche Tagesztg., Karlsbad 158).

„Goethe und die Herzogin di Girasole." Von Wolfg. C. Ludwig Stein (Kreuz-Ztg. 198).

„Die graphischen Künste im Dienst Goethes." Von Hans H. Bockwitz (Köln. Ztg. 389).

„Cornelia Goethe." Ein unbekanntes Bild. Von Johann Ludwig Ernst Morgenstern (Frankf. Ztg., Für die Frau 14).

„Goethes Reise durch Franken 1797." Von Thomas Stettner (Fränk. Ztg.).

„Ein Mittelfranke unter Goethes Lehrern." Von Thomas Stettner (Allg. Rundsch., Zirndorf, Febr.).

„Das Urbild des alten Moor in Schillers ‚Räubern'." Von O. H. (Karlsr. Ztg., Bad. Kultur 28).

*

„Ein vergessener Mannheimer Freiheitsdichter“ (Carl Heinrich Schnauffers). Von Hans Erman (Mannh. Tagebl. 192).

„Aus dem Leben eines deutschgesinnten Gelehrten vor hundert Jahren“ (Joh. Friedr. Ludwig Wachler 1767—1838). Von Max Wachler (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 172).

*

„Theodor Fontane als Prophet.“ Von Hans Rodatz (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 190).

„Friedrich Theodor Vischer.“ Zu seinem 125. Geburtstag. Von Paul Wittko (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 26).

„Stifters letzte Briefe.“ Von Robert Braun (Stuttg. N. Tagbl. 337).

„Gottfried Keller.“ Von Richard von Schaukal (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 165).

„Der lachende Philosoph“ (Carl Julius Webers 100. Todestag). Von Alfred Semerau (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 200).

„Der lachende Philosoph.“ Von Hans Knudsen (Rhein.-Westf. Ztg. 195).

„Nietzsches Untergang und Aufstieg.“ Von Hans Siegfried Weber (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 160).

„Karl May.“ Von Rudolf Predeek (Gen.-Anz., Dortmund 60).

„Karl May Gedächtnishain“ (Radebeuler Tagebl. 153, 154).

„Schund und Kitsch“ (Rehabilitierung Karl Mays). Von Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 165).

„Winnetou.“ Von Harry Schreck (Chemn. Tagebl. 88).

„Ich läute bei Old Shatterhand an . . .“ Von Karl Hans Strobl (Volks-Ztg., Wien 89).

*

„Hermann Conradi — Vorahner des kommenden Reichs.“ Von Paul Csymank (Tag 169).

„Richard Dehmel und das Deutschtum.“ Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 167).

„Erinnerung an Alfred Bock.“ Von Albert H. Rausch (Gießener Anz., Familienbl. 54).

„Der Philosoph als Dichter“ (Rudolf Maria Holzapfel). Von Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 29).

„Rud. Maria Holzapfel“ (Besondere Nummer mit Beiträgen von Hans Zbinden, Myrrha Holzapfel, Hans Rhyn, W. Z. und zahlreichen Proben aus Holzapfels Werk) (Volk und Heimat, München VIII, 8).

„Walther Harichs literarischer Nachlaß.“ Von Erich Trunz (Königsb. Allg. Ztg., Büchertisch 350).

„Auswahl aus Adolf Freys literarischer Hinterlassenschaft.“ Von Carl Günther (Bund, Bern 348).

„Nanny von Escher zum Gedenken.“ Von Robert Faesi (N. Zür. Ztg. 1409).

Zum Schaffen der Lebenden

„Hermann Stehr.“ Von Hans Franck (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 30):

„Der Erzähler haben wir genug. Gute Romane sind zwar nicht zahllos, aber doch in großer Anzahl in deutscher Sprache geschrieben worden. Wo sind heute die deutschen Epiker? Wenn einer diesen Namen verdient, wenn einer neben den Russen, Norwegern und Franzosen, die Epopöen gaben, genannt werden darf, dann ist es Hermann Stehr.“

„Heinrich Lersch, der deutsche Arbeiterdichter“ (Volkswacht, Trier, Rheinische Dichter 142):

„Wir danken dir, Heinrich Lersch, daß du dich stolz zum Proletariat, zu deiner Klasse bekennst.
Kamerad Schmied, schmiede weiter!
Mit den anderen durch das rote Meer der Zeit.
Wer soll ihre Qualen dulden, wenn du sie nicht duldest?
Wer soll sie anschreien, wenn du sie nicht anschreist?
Schreist du deine eigene Qual, schreist du deines Volkes Qual, es ist dein Schicksal:
Sänger zu sein, Sänger von Volk und Heimat, von Mensch und Werk,
Sänger des Volkes, das nun um sein Letztes kämpft wie du, um seine Seele,
um die Seele des Volkes am Rhein.“

„Oskar Maria Graf, der bayerische Volkserzähler.“ Von Robert Warnecke (Altonaer Nachr. 169):

„In Oskar Maria Graf, dem Oberbayern, begegnet uns noch einmal ein Volksschriftsteller kraftvollster Art, wie der Steiermärker Peter Rosegger einer gewesen ist, Jeremias Gotthelf, Ludwig Anzengruber und noch zuletzt sein Landsmann Ludwig Thoma, dessen Werk er geradezu fortsetzt, ohne ihn zu kopieren. Die Gattung der Volksschriftsteller echten Geblüts ist ja allgemach im Aussterben begriffen, seitdem der nivellierende Geist unseres Zeitalters technischer Rekorde und sonstiger zivilisatorischer ‚Errungenschaften‘ alle Volkskreise zu ergreifen begonnen hat. Wer weiß, ob Oskar Maria Graf nicht der Letzte seines dichterischen Stammes ist! Freuen wir uns doppelt darüber, daß ein solcher Kerl noch unter uns herumläuft und ständig Neues aus der anscheinend unerschöpflichen Fülle seiner Kraft herschenkt!“

„Dorfbanditen.“ Zu neuen Büchern von Oskar Maria Graf. Von Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 346).

„Über Albert Steffen.“ Von Carl Seelig (N. Zür. Ztg. 1343).

„Der mehr schwache als starke Mensch.“ Ein Versuch über Hans Henny Jahnn und seinen Roman Perrudja. Von Wolfgang Koeppen (Berl. Börs.-Cour. 325):

„Was will Jahnn? Es scheint unmöglich, diesen außerordentlichen Roman zu deuten. Man muß ihn lesen und lieben, um ihn zu erfassen. Es geht um den Menschen, um den ganzen Menschen, der (und sei es auch nur wie ein Spiegel) die ganze Welt mit Jedem und jedem Ding (Vergangenem auch und Zukünftigem) in sich hat. Seine Gutheit kann so gewaltig sein wie seine Gemeinheit, und gefährlich wuchert das Denken auf dem Feld seiner Triebe und Instinkte. Wie schon im ‚Pastor Ephraim Magnus‘.“

„Weg zur Läuterung.“ Das Werk Fred A. Angermayers. Von Rudolf List (Reichspost, Wien 186):

„In Berlin lebt seit Jahren ein Dichter, der aus einer pustertaler Bauernfamilie stammt und in Linz an der Donau seine Geburtsheimat hat. Sein Schaffen verpflichtet uns um so mehr zu näherer Betrachtung, als die Linie seiner weltanschaulich-künstlerischen Entwicklung von der Unruhe und Auflehnung der Werdezeit deutlich zu einer inneren Festigung, zu einem allmählichen Wiedergewinnen des religiösen Jugenderlebens führt.“

„Der Schriftsteller Heinrich Mann.“ Von S. Kracauer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 27):

„Seltener Fall: ein deutscher Schriftsteller, der den Geist in die Wirklichkeit überführen und damit eine Beziehung herstellen will, die bei uns kaum je geglückt ist. Denn noch immer beschränken sich hierzulande die meisten Schriftsteller bzw. Dichter auf ihre Literatur oder Kunst, ohne sich um das Aussehn der Wirklichkeit zu bekümmern. Als ob die Kunst sich ungestört entfalten könnte, gleichviel, wie diese beschaffen sei! Heinrich Mann versucht als politischer Schriftsteller, beide Sphären in ein richtiges Verhältnis zu einander zu bringen.“

„Romantisches Weltgefühl in Hermann Hesses Dichtungen.“ Von Klaus Knorr (Stuttg. N. Tagbl. 302):

„Hesses Romane sind Entwicklungs- und Bekenntnisbücher. Er sucht nach einer vollkommenen Art zu leben, nach der

vollkommenen Weltbetrachtung. Die gefundenen Linien sind klar. Er kennt den Weg und das Ziel und wenn es ihm trotzdem versagt bleibt, den Erlösungsweg zu vollenden, so weiß er genau warum: der westliche Mensch wird ein Opfer seiner furchtbar zerrissenen Zeit. Darum folgt auf ‚Siddharta' der ‚Steppenwolf', was viele Leute nicht verstehen können. Darum flüchten sich seine Gestalten so oft in den Rausch, in dem es ihnen gelingt das quälende Leid in ihrer Brust für kurze Zeit zu vergessen."

„Mainz in der jüngsten deutschen Dichtung." Von Ernst M. Schreiber (Mainzer Anz. 7. 7.):

„Der Historiker mit seinem größeren Blickfeld für die Realitäten des Lebens, wird diesem Optimismus nur wenig Glauben beimessen können; immerhin aber wird er sich mit tiefer Ehrfurcht vor dem Ethos beugen müssen, das hier aus einem durch und durch deutschen Frauenherzen und einer starken Dichterseele quillt. Der wundervolle Ausklang des Buchs („Das Wunschkind") wirkt symbolisch. In der Tat, Ina Seidel setzt hier der Mutter die Krone auf das Haupt."

*

„Ein Dichter aus Hamburgs Arbeiterwelt." Paul Zoder zum 60. Geburtstag. Von Paul Wittko (Hamb. Echo 174):

„Von Stück zu Stück steigerte sich die Technik Zoders, gelangte er zu immer frischerer Ausdruckskraft, zu naturhafter Ungekünsteltheit. ‚Ledige Mütter' war zur Zeit des Beginnes der Mutterschutzbewegung eine recht fesselnde Arbeit von Anteilnahme heischender Problemstellung. Die erst unlängst herausgekommene niederdeutsche Fassung der gleichen Vorgänge unter dem Titel ‚Swore Stün'n' ist wesentlich schlagkräftiger durch die Eindringlichkeit der prall geformten Sprache und einiger mit größerer Lebensstärke charakterisierter Gestalten."

*

„Albrecht Schaeffers Gedichte." Von Martin Kiessig (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 29):

„Bei Schaeffer überspielt oft die Lust am Formalen die Intensität der dichterischen Schau. Das zeigte sich in einigen seiner Novellen und hat ihm den Vorwurf einer klassizistisch-epigonalen, also einer zweitrangigen Gestaltungskunst eingetragen. Mir scheint dieses Urteil stichhaltiger Begründung zu entbehren, zumindest läßt es dem Dichter Schaeffer nur eine oberflächliche Beurteilung widerfahren. Schaeffers Eigenart, seine Vorzüge und Mängel, müssen tiefer gesucht werden."

*

„Kritisches Lesebuch." Eine rühmende Kritik in Zitaten zu dem Roman „Ein Mann zog in die Stadt" von Walter Bauer. Von René Schickele (Frankf. Ztg. 527/28).

„Ein Literat über Oberschlesiens Not." Von Georg Foerster (Tag, Unt.-Rundsch. 178) über August Scholtis „Ostwind":

„Damit ist nicht gesagt, daß in dem Buch nicht auch gute und aufschlußreiche Kapitel stehen: über die Methoden der Polen, über die Funktion der Besatzungsarmee, über den guten Schlaf der damaligen deutschen Regierung und schließlich darüber, wie Deutschland auf Grund des Versailler Vertrages in Oberschlesien verlor. Hier begegnet man bei Scholtis auch echteren Tönen. Aber daß die Scholtissche Reportage ‚der gültige Schicksalsroman des oberschlesischen Volkes' sei, das glaubt der Verlag doch wohl selber nicht, obwohl er es schreibt."

„Es ist genug." Bemerkungen zu zwei Romanen. Von Herbert Ihering (Berl. Börs.-Cour. 309) (Georg Kaiser „Es ist genug" und Theodor Plivier „Der Kaiser ging, die Generäle blieben").

„Der Erzähler Johannes Kirschweng." Von Wilhelm Hausenstein (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 30):

„Unter dem Sammeltitel ‚Aufgehellte Nacht' (der ein wenig zu analytisch scheint, um so dichterisch zu sein wie das Buch in sich selbst ist, denn ein dichterischer Titel hat einen komplexeren Stil) — unter diesem Titel also erschienen bei Herder in Freiburg sechs Novellen, die den katholischen Priester Johannes Kirschweng zum Autor haben. Man darf sie getrost dem Bereich einer im guten Sinn anspruchsvollen katholischen Literatur zurechnen, in der die allenthalben fühlbare Zunahme der Spannung des katholischen Geisteslebens sich poetisch bezeugt. Denn dies ist das mindeste, das man dem Buch Kirschwengs wird zuerkennen müssen: daß es ein durchaus poetisches Buch sei, — daß es eine unanzweifelbare poetische Echtheit und Atmosphäre und darum eine legitime poetische Gültigkeit besitze."

„Ruhe auf der Flucht vor sich selbst." Von René Schickele (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 30) zu: Rudolf Utzinger „Ruhe auf der Flucht".

„Rudolf Utzinger gehörte zu den späten Symbolisten, und zwar zu den gehirnlich bestimmten unter ihnen, deren Vorkämpfer, von Rimbaud, Lautréamont, Corbière, Mallarmé herkommend, in Deutschland unter dem Namen Expressionisten eine literarische Schule begründeten, während die gleiche Geistesrichtung in Frankreich die zeitgenössische Literatur nicht beeinflußte, aber auf dem Gebiet der bildenden Künste zu dem Kubismus und seinen Folgen führte."

„Ein Idyll mütterlicher Liebe." Zu einem neuen Romanbuch. Von Karl Tinhofer. Von Rudolf List (Reichspost, Wien 184).

„Der dicke Mann Hamlet." Von Karl Benno von Mechow (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 28):

„Diesen ‚Hamlet'-Roman von Georg Britting, den ich hier im Gegensatz zum Pseudoroman ein dichterisches Ereignis nennen muß, kennzeichnet bei aller spielerischen Leichtigkeit, bei überschäumendem Reichtum an tanzender Laune und kunstseliger Farbenfreudigkeit jener tiefe Ernst des wirklichen Künstlers, der vom Wissen um die Form begnadet ist, der vor einer gewissen dürren Alltagsgewichtigkeit zwar flüchtet in das Land des Spiels, dem Spiel aber die ernsteste Sache ist von der Welt."

*

„Neue Literarhistorie." Von Otto Forst de Battaglia (Germ. 187).

„Eloessers Deutsche Literatur." Von E. H. (N. Zür. Ztg. 1270).

„Erde und Geist." Zu einem Buch Keyserlings. Von Bernhard Guttmann (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 29).

„Das wesentliche Ergebnis von Keyserlings Wanderung zu den Antipoden also ist: Wir müssen wieder Mut zum eigenen Gefühl erlangen. Das ‚Dämonische' der Menschennatur soll nicht kaltsinnig nur verleugnet oder als minderwertig erklärt werden, man nutze seine ungeheure Triebkraft, um die dürr gewordenen Zonen wieder in fruchtbares, von Adern der Empfindung durchflossenes Land zu verwandeln. Man könnte diese Lehre, die schließlich auf die heute verachtete, auch von Keyserling hie und da mit Hohn bedachte Humanität hinauskommt, in andere und unseren Gewohnheiten vertrautere Formen kleiden. Aber auch der verschlungene Weg des Mystagogen führt zum Tempel."

„Klaus Mann erinnert sich." Von Heinrich Mühsam (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 192).

Zur ausländischen Literatur

„Die Kunst des Lesens." Von Paul Valéry (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 29).

„Neue Grundkräfte im französischen Roman." Von Charlotte Demmig (Köln. Volksztg. 27).

„Romain Rolland und seine Zeit." Von René Schickele (Frankf. Ztg. 550/51; 553/54; 556/57).

„Béranger." Zu seinem 75. Todestag. Von Hermann Wendel (Vorw. 331).

„Ein Volksdichter" (Béranger). Von Alfred Wolfenstein (B. T. 338).

„Henri de Régnier." Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 29).

„Epaves" Julien Greens neuer Roman. Von Alfred Graber (N. Zür. Ztg. 1389).

„Zwei neue Romane von A. Maurois." Von Ludwig Eisenhardt (Germ. 208).

„Der Tod in Frankreich" (Jules Romains). Von Fritz Walter (Berl. Börs.-Cour. 349).

„René Bazin." Von Charlotte Demmig (Germ. 208):

„Jedes Thema, das er wählte, diente ihm nur zur Verwirklichung der christlichen Idee. Jedes Problem, jeden Konflikt löste er vom christlichen Standpunkt aus. Alle seine Menschen sind auf die gleiche natürliche, selbstverständliche Art katholisch. Daraus hat man ihm häufig den Vorwurf einer gewissen Eintönigkeit gemacht. Tatsache ist, daß René Bazin sich von jeher ganz wesentlich von den katholischen und christlichen Romanciers unterscheidet, die die Gunst des großen Publikums besitzen. Er verzichtet auf die sensationellen Kunstmittel, die bei diesen mehr oder weniger üblich sind. Er verzichtet darauf, wie sie, in Untiefen und Abgründe des menschlichen Lebens, in komplizierte und unterbewußte Regionen der menschlichen Seele hinabzutauchen, um die Leser von der christlichen Wahrheit, von der Notwendigkeit des Glaubens und von der Erhabenheit des Guten über das Böse zu überzeugen. Aber wenn er Probleme und Konflikte vielleicht allzu optimistisch und kühn zu lösen pflegt, so darum, weil er in einem ganz seltenen Grade an die Gnade glaubt. Mit der eigenen Seele, die nichts weiß von der metaphysischen Wirrnis und Unruhe anderer moderner Dichter, ist er in das Reich der Gnade eingedrungen, in der sich dem Menschen ursprünglichere Wahrheiten, vollkommenere Realitäten erschließen, als jene, wie die Realisten sie kennen. Ihrem unzulänglichen Realismus, der sich auf die Sinne, die Instinkte, die Leidenschaften beschränkt, setzt René Bazin, Realist in einem höheren Sinne des Worts, einen totalen Realismus gegenüber, vervollkommnet durch das Seelische, Übernatürliche. Er versucht, in den Seelen, auch den sündigen, die Schönheit, die Güte, den Wert der Welt und des Lebens aufzuspüren."

*

„Die Religion der Freiheit." Benedetto Croces neues Werk. Von Johannes P. Freden (B. T. 331).

*

„Begegnung mit Charles Dickens." Von Eric Streiff (N. Zür. Ztg. 1343).

„Ein amerikanisches Kriegsbuch" (John Dos Passos). Von Efraim Frisch (B. T. 315).

„Zwei amerikanische Erzähler" (Hergesheimer, Hemingway). Von Ed. Schröder (Germ. 194).

*

„José Ortega y Gasset." Von Helene Weyl (Köln. Ztg. 385).

*

„Flandern in seinen Volksliedern." Von Adolf von Hatzfeld (Köln. Ztg. 395).

*

„Südslawien singt" (N. Zür. Ztg. 1283).

*

„Genzmers Edda." Von Gustav Neckel (Tag, Unt.-Rundsch. 163).

„Hendrik Pontoppidan" zum 75. Geburtstag. Von H. Landry (Voss. Ztg. 203).

„Der Mut zum ewig Menschlichen" (Gunnar Gunnarsson). Von Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 202).

„Jonas Maironis, ein litauischer Dichter." Von Hermann Freinkel (Germ. 201).

Allgemeines

„Die Sendung der jungen Generation." Von Hermann W. Anders (Mittag, Düsseldorf 162).

„Das Farbe-Ton-Problem in der Schule." Von Georg Anschütz (N. Zür. Ztg. 1368).

„Jugend und Zeitung." Von Hermann Binder (Stuttg. N. Tagbl. 304).

„Der Bergmann von Falun." Die erste Zeitungsnachricht, die Dichter inspirierte. Von Paul Elbogen (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 390).

„Deutsche schreiben über fremde Erdteile." Von Kasimir Edschmid (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 28) (ebenda Reisestudien von Otto Flake, Alfons Paquet, S. Kracauer, Max Geisenheyner).

„Neue Wege der Philosophie." Von Hans-Joachim Flechtner (Generalanz. Stettin, Buch 186).

„Literatur in der Schule." Von Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 556/57).

„Vom Humor." Von Karl Fuß (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 6).

„Abstrakte Kunst — eine Flucht aus der Gegenwart." Von Joseph Gantner (N. Zür. Ztg. 1240).

„Universität Dorpat soll Zensur üben! Aus unbekannten Briefen Klingers an Kotzebue." Von Florian Kienzl (D. A. Z., Unt.-Bl. 6. 7.).

„Die Kulturfunktion der Jugend." Von Hans Achim Ploetz (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 169).

„Deutsches Theater im Umbau." Von K. H. Ruppel (Köln. Ztg. 397).

„Zur Erinnerung" (Kriegsliteratur). Von René Schickele (Frankf. Ztg. 508/9).

„Von Rilke bis Kästner. Das Gedicht in dieser Zeit." Von Moriz Seeler (Berl. Börs.-Cour. 347).

„Die Frau und die Literatur." Von Grete Seglitz (Berl. Börs.-Ztg., Krit. Gänge 27).

„Schriftsteller in dieser Zeit." Von Hans Sochaczewer (B. T. 356).

„Wie große Menschen starben." Von Thomas Stettner (Fränk. Ztg.).

„Schöpferische Eingebung und künstlerische Arbeit." Von Anton Wildgans (Stettiner Generalanz., Buch 200).

Echo der Zeitschriften

Corona. II, 6. (München-Berlin-Zürich.) In „Rainer Maria Rilke" Erinnerungen der Fürstin Marie von Thurn und Taxis-Hohenlohe (deutsche Ausgabe besorgt von Georg H. Blokesch) findet sich ein Blatt, das für Rilkes Seelenleben kennzeichnend wird:

„Wirklich scheint mir, daß Rilke in Duino unter Schatten gelebt hat. Nicht nur fühlte er die Anwesenheit Theresinas, — auch zwei andere Gestalten — Schwestern meiner Mutter — waren ihm so gegenwärtig, als ob die Zeit stillegestanden wäre: Raymondine, die kaum verheiratet, zwanzigjährig gestorben, und Polyxena, die nur fünfzehn Jahre alt geworden war. Von beiden Mädchen besaßen wir Bilder; von Raymondine eine sehr schöne Büste und reizende Miniaturen, deren schönster Serafico in seiner Vitrine einen Ehrenplatz einräumte. Das blasse Gesicht mit der feingebogenen Nase, den großen blauen Augen und den prachtvollen schwarzen Zöpfen gefiel dem Dichter ganz besonders. Mein Bruder erzählte mir einmal, er hätte Rilke gefragt, ob er noch einen Winter in Duino verbringen möchte. Rilke habe nach langem Nachdenken zögernd die Frage bejaht. Er möchte gern, aber es sei so aufregend. Man müsse so vieles bedenken, vor allem wegen Raymondine und Polyxena, mit denen man sich immer beschäftigen müsse. Mein Bruder, der nicht das geringste Verhältnis zur ‚vierten Dimension' besaß, verstand zuerst den Dichter nicht. Raymondine und Polyxena waren lange vor unserer Geburt gestorben und blieben für uns unbekannte Wesen, an die wir nur manchmal angesichts der reizenden Bilder dachten. Aber Rilke erzählte mir oft, daß er trotz der großen Stille und durch nichts gestörten Ruhe niemals das Gefühl gehabt habe, wirklich allein zu sein. Eine Begebenheit hatte ihn besonders ergriffen; sie ereignete sich, als er einmal zur ‚Riviera' hinuntergestiegen war. Riviera nannten wir den dichtbewaldeten Abhang, der sich rechts vom Schloß bis zum Meer erstreckte, an einer Bucht, die durch den bizarr gestalteten Felsen der alten Ruine begrenzt wurde. Steineichen, Zypressen, Lorbeer-, Oliven- und Feigenbäume wucherten hier frei und üppig durcheinander. Seltsame Blumen wuchsen manchmal im Schatten der Bäume auf. So erinnere ich mich einer riesigen schwarzen Iris, der einzigen ihrer Art, die plötzlich neben einer verfallenen Treppe erschien, oder einer ganz grünen Rose, die in einer düstern Ecke unter den Schloßmauern blühte. — Rilke streifte also eines Tages ziellos, zerstreut und verträumt durch Gebüsch und Dorngestrüpp. Plötzlich befand er sich vor einem riesigen, sehr alten Ölbaum, den er noch nicht gesehen hatte. Wie es kam, weiß ich nicht, aber plötzlich hatte er sich rücklings an den Baum gelehnt, auf dessen knorrigen Wurzeln stehend und den Kopf gegen die Äste stützend, und — ich kann nur sagen, was er mir wiederholt erzählte — sofort war ein ganz eigenes Gefühl über ihn gekommen, so daß er lautlos und klopfenden Herzens unbeweglich stehen blieb. Ihm war, als stünde er in einem anderen Leben, in einer längst vergangenen Zeit — alles, was je hier gelebt, geliebt und gelitten hatte, kam zu ihm, umgab und bestürmte ihn; wollte von neuem in ihm aufleben, von neuem lieben und leiden. Da war keine ‚Zeit' mehr, kein Unterschied zwischen dem wiedergekehrten Einst und dem gestaltlos-düsteren Jetzt. Die ganze Luft schien belebt, schien ihn unheimlich und ohne Unterlaß zu bedrängen. Und doch war dies unbekannte Leben ihm irgendwie nahe, er mußte daran teilnehmen. Theresina, Raymondine, Polyxena — umgaben sie den Dichter, fühlte er ihre Gegenwart und vielleicht noch die Nähe anderer ruheloser, entschwundener, einst glücklicher und geliebter Gestalten? Ich weiß es nicht mehr. Rilke war, wenn er von dieser ebenso plötzlich auftauchenden wie entschwindenden Erscheinung sprach, äußerst erregt. ‚Seltsam', wiederholte er, ‚seltsam'. Er hatte sich nicht getraut, an diese versteckte Stelle zurückzukehren und den Baum auch nur zu berühren. ‚Ich wußte nicht, ob ich dann zurückkehren würde', sagte er leise."

Eckart. VIII, 7—8. (Berlin.) In „Stationen eines Weges" legt Lulu von Strauß und Torney Bekenntnis zu neuem Gemeinschaftsgefühl ab:

„Uns ist heute — und nicht erst aus der Schicksalsverbundenheit der Weltkatastrophe her — ein neues Gefühl der Gemeinschaft gewachsen, das schon die Kraft eines Bekenntnisses hat, an dem sich die Geister scheiden, und das als sozialer Gedanke längst schon bestimmend, richtend und verpflichtend auch in unsere staatlichen Institutionen eingedrungen ist. Ganz diesseitig in Auswirkung und Zielsetzung, ist es doch zutiefst ein religiöser Trieb gleich der Karitas der mittelalterlichen Kirche, nur ohne deren Rückbeziehung aufs eigene Seelenheil; wie jene auf dem Boden christlicher Weltanschauung erwachsen, und ohne die Bergpredigt nicht zu denken. Und so unbewußt zwingend ist schon die Kraft dieses Gedankens, daß auch unsere Karitas heute sich des Almosenbegriffs als unberechtigt schämt und ihr eigenes Tun nur sieht und auffaßt als den unzulänglichen Versuch, der unerfüllten sozialen Gerechtigkeit zu dienen. Aus diesem Gedanken heraus fühlt sich auch der Einzelne heute, wenn schon persönlich unschuldig, doch mit-

belastet von der sozialen Schuld der Gesellschaft, mitverantwortlich an seinem Teil für einen gerechteren Neuaufbau der Welt. Aus ihm heraus können wir heute nicht mehr isoliert ‚Ich' denken und sagen, sondern nur noch ‚Wir'.

Und hier ist es nun, wo auch die geboren protestantische Seele unserer Zeit — sie, die sonst nie etwas anderes wußte und dachte als ‚Seele und Gott, Gott und Seele' — sich einer inneren Wandlung bewußt wird, die über alle Tiefe der alten Mystik hinaus in unbetretenes Neuland führt. Denn das religiöse Gefühl des Heute findet sich nicht mehr erfüllt in der Versenkung allein, und eine Selbstvollendung, die sich von Welt und Kreatur abkehrt und nur sich selber meint, und sei es auch um Gottes willen, erscheint uns nicht als reiner Dienst und Opfer vor dem verhüllten Ewigen Angesicht, sondern als luziferischer Frevel, vor dem es ins Unzugängliche zurückweicht. Das jahrtausendalte Wort ‚Wer seinen Bruder nicht liebt, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet?' hat für uns eine neue Gültigkeit. Wenn heute der Gottsucher nach Vollendung seines eigenen Wesens ringt, so geht es ihm darum, mit jeder erreichten neuen Stufe reifer und bereiter zum Dienst am Bruder, an der Welt, der ganz diesseitigen, zeitlichen, zu werden."

Ostdeutsche Monatshefte. XIII. 4. (Berlin-Danzig.) Den Gewissenzug hebt Paul Feldkeller in der Persönlichkeit Rudolf Maria Holzapfels hervor:

„Dies Leben hatte einen Sinn, weil es tief tragisch war. Denn es war nicht bloß die allgemeine Passionsstraße, die jeder von uns gehen muß, der sich sowohl dem Materialismus und Intellektualismus, aber auch dem Mittelalter und Aberglauben selbst unserer Zeit entwinden will, jener Barbarei, die natürlich in Krakau weit stärker als in Wien oder Zürich fühlbar sein mußte, es war vielmehr der individuelle Schmerzensweg, den der hochsensible Holzapfel, schon als Knabe ein Mystiker wie ein freier Denker, zu beschreiten hatte, als er zu den religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen Tendenzen der europäischen Kultur in Widerspruch trat. Dies Kind, das im Flußbett der Weichsel Steinchen sammelte, Gräserchen und Blumen zärtlich liebte und beseelte, trug eine Welt im Busen, die von der des krakauer Gesindels, in deren Mitte die Familie lebte, seltsam abstach. Um diese innere Welt auszutragen und studieren zu können, war materielle Unabhängigkeit nötig. Und sie zu erlangen, nahm er den Existenzkampf in verschiedenen Ländern auf: ließ sich in Kapstadt von gerissenen Händlern ausbeuten, in London bestehlen, und kam zu der niederschmetternden Einsicht, daß der geistige Mensch, gar das Genie im Daseinskampf mit dem Untermenschen immer den kürzeren ziehen muß. Die Hochachtung der Kaffern in Kapstadt und der Eindruck, den er bei diesem und jenem Weißen hinterließ, änderte nichts an der Tatsache, daß die allgemeine unabgestufte Menschenliebe, wie sie das Christentum befiehlt, auf das geistige Niveau der Menschheit drücken muß und im Grunde einer Lieblosigkeit am Ganzen, am Genius der Menschen selber, darstellt. Oder ist es etwa richtig, daß die Mission in London die dortige Verbrecherwelt gleichsam subventioniert, oder daß der Sozialismus das Schmarotzertum der Massen züchtet? Angesichts seines ganz anderen Kulturempfindens wurde Holzapfel auf die Erscheinung des Gewissens als des seelischen Zentralphänomens, des geschichtlichen Kernphänomens aufmerksam. Insofern gehört er in eine Reihe mit Friedrich Nietzsche, ohne aber in dessen individualistische Einseitigkeiten, in die Barbareien der Herrenmoral, zu verfallen. Denn Holzapfel, dies Genie des Herzens, war auch ein Gegner der Ausbeutung und ein warmer Freund und Fürsprecher selbst der geringsten, der unbedeutendsten Seelen, deren jede ihr Plätzchen und ihr Daseinsrecht hat. Sein hochentwickeltes Gewissen war mit den Einseitigkeiten der einen wie der anderen Richtung unzufrieden."

Der Kunstwart. XXXXV, 10. (München.) Ein Bild von Julius Zerzer, seiner Persönlichkeit und seinem Werk, gibt Emil Kast:

„Julius Zerzer aus Mureck in der Südsteiermark, hart an der slowenischen Sprachgrenze, hat die Jahre erster geistiger Erschließung als Arztsohn in Liezen im Ennstal der Obersteiermark verlebt; erledigte die Gymnasialzeit nach des Vaters Tod in Graz (ohne besonderen Ruhm, aber immerhin ‚zeitgerecht', nach seiner eigenen Bewertung in einer Briefstelle); studierte Deutsch und Englisch an der grazer Universität, ohne von dem damaligen, noch vollständig in Historismus und analysierender Kunstbetrachtung ohne Selbstkritik befangenen Wissenschaftsgebaren voll befriedigt zu sein; legte die Doktor- und Staatsprüfung ab; reiste — mit bemerkenswerten Eindrücken vor allem in England — und wirkt jetzt seit 1914 in Linz an der Donau im höheren Schuldienst. So zeigt sich die alltägliche Außenseite eines Lebens, dessen Kern sich in wenigen, aber bedeutsamen literarischen Äußerungen als der Kunst gewidmet in immer intensiverem Aufleuchten bewiesen hat.

Was das Eigenartige an diesem Schaffen ist, möchte ich benennen als ‚der wandernde Gestalter'. Zerzer schafft Sprache, während er eine Landschaft, die ihm, aus äußerer Bestimmung durch Amt und Lebensarbeit zugewiesen, in immer innigerer Aneignung Heimat und

Schaffensraum ward, erwandert; erwandert gleicherweise als lebendigen Naturraum wie als schicksal- und geistträchtiges Gefäß für menschliches Fühlen und Sein. Er empfindet diese Art, Sprache zu gestalten, Wort- und Satzgefüge rhythmisch zu formen, nicht als technisches Mittel, sondern als ungewollte, selbstgesetzliche Weise, auf seine Art mit dem Leben und den Dingen fertig zu werden. Nicht auf Zwecken beruht das künstlerische Schaffen, es kann in seinem Wesenhaften gar nicht gewollt werden; sondern es beruht, ohne nach Warum und Wozu zu fragen, ‚auf der Liebe zu heimischer Landschaft und Kultur'. Und der Verfasser dieser Bücher sieht seine Aufgabe darin, ‚zu zeigen, wie das eine zum anderen gehört, wie die großen Naturformen auf die Formungen des Menschlichen wirken, und andererseits: wie der Mensch — auch der moderne — nichts zu empfinden vermag, was nicht in den Naturformen seinen Ausdruck gefunden hätte'.
Es scheint mir von entscheidender Bedeutsamkeit zu sein, daß Zerzer dabei eine reflektierende Betrachtungsweise als bloßes Nebeneinanderstellen nicht anwendet, sondern betont: ‚Ich gebe einfach die Dinge; aber mein Bestreben ist, sie so zu geben, daß sie zugleich stellvertretend sind.' In zünftiger Literatursprache heißt das: symbolisch; Goethe hätte in seinen alten Tagen wohl eine seiner bevorzugtesten Kennzeichnungen beigezogen: ‚bedeutend'. Freilich, nur wer das ‚Ganze' geschaut hat, darf so das Einzelne sehen und ‚einfach die Dinge' geben. Dieses ‚einfach' ist ebenso große Bescheidung wie verpflichtender ‚Anspruch'. Zerzers künstlerisches Bemühen geht auf im Einkreisen und Bezwingen der lockenden, aber umfassend schwierigen Aufgabe: das Werden des Menschen, des österreichischen Menschen in seiner Landschaft mit den Kunstmitteln der Sprachgestaltung sinnenfällig zu machen."

*

„Friedrich Rudolf Salzmann. Ein straßburger Journalist am Ende des 18. Jahrhunderts." Von G. L. (Elsässisches Literaturblatt III, 3. Straßburg).
„Goethe und kein Ende." Von Cécile Knoertzer (ebenda).
„Goethe vu par Thomas Mann." Von Léon Mis (Revue germanique XXIII, 3. Paris).
„Goethe und das Freilichttheater." Von Rudolf Meyer (Blätter der städtischen Bühnen 1932, 13. Frankfurt a. M.)
„Goethes Botschaft an uns." Von Albert Schweitzer (Das Nationaltheater IV, 4. Berlin).
„Vertrautheit zu Goethe." Von Friedrich Kayßler (ebenda).
„Goethe und das militaristische Frankreich." Von Cécile Knoertzer (Elsässisches Literaturblatt III, 2. Straßburg).
„Goethe im alten Straßburg." Von Armand Rivière (ebenda 4).
„Der junge Goethe in Straßburg." Von Armand Rivière (ebenda 3).
„Goethes Farbenlehre — eine Frage der Ehrlichkeit." Von Ernst Barthel (ebenda 5).
„Die Spirale. Ein Tag aus dem Leben des naturforschenden Goethe." Von Julius Schuster (Reclams Universum XLVIII, 44. Leipzig).
„Auf Goethes Spuren in Niedersachsen. 3. Goethe in Pyrmont." Mit Abbildungen. Von W. Lampe (Niedersachsen XXXVII, Juliheft. Bremen).
„Goethe als Denker." Von Ernst Bade (Der Vorstoß II, 29. Berlin).
„Goethes Urfaust." Von W. Krogmann (Neophilologus VII, 4. Groningen).
„‚Lili', die Baronin Elise von Türckheim." Von A. Rivière (Elsässisches Literaturblatt III, 5. Straßburg).
„Joseph Schreyvogel." Von Eduard Castle (Radio VIII, 43. Wien).
„E. T. A. Hoffmann und die Nachwelt." Von Erwin Felber (Die Musik XXIV, 10. Berlin).
„Allerlei neue Kleist-Bücher." Von Wolfgang Goetz (Deutsche Rundschau LVIII, 10. Berlin).
„Le Prince de Pückler-Muskau et la Pückler-Gesellschaft." Von Auguste Ehrhard (Revue germanique XXIII, 3. Paris).
„Annette von Droste-Hülshoff und das romantische Naturgefühl." Von Johannes Linke (Deutsches Volkstum XIV, 10. Hamburg).
„Hebbel et Napoléon." Von Louis Brun (Revue germanique XXIII, 3. Paris).
„Friedrich Nietzsche in Sils Maria." Eine Erinnerung von Richard von Schaukal (Atlantis 1932, Heft 7. Berlin).
„Wilhelm Holzamer zum Gedächtnis." Von Richard Wenz (Die Praxis der Landschule XL, 12. Goslar).
„Hofmannsthal und das Gedicht." Von Siegfried Walter Fischer (Radio VIII, 41. Wien).
„Zu lebenden Bildern." Prolog. Von Hugo von Hofmannsthal (Corona II, 6. München).
„Prolog zu der Tor und der Tod." Von Hugo von Hofmannsthal (ebenda).
„Loris. Blätter der Erinnerung." Von Marie Herzfeld (ebenda).
„Fritz Mallien." Von Fritz Kudnig (Ostdeutsche Monatshefte XIII, 4. Danzig-Oliva).
„Hans Stiftegger." Von Rudolf List (Radio VIII, 41. Wien).
„Ludwig Fulda wird siebzig." Von Rudolf Geck (Blätter der städtischen Bühnen, 1932, 14. Frankfurt a. M.).
„Wilhelm von Scholz: ‚Unrecht der Liebe'." Von Martin Beheim-Schwarzbach (Die Kolonne III, 3. Dresden).
„Paul Ernst." Von Hasso Härlen (Klingsor IX, 7. Kronstadt).
„Hans Heinrich Ehrler." Von Erich Bockemühl (Die Christliche Welt XLVI, 13. Gotha).
„W. E. Süskind: ‚Mary und ihr Knecht'." Von Otto Merz (Die Kolonne III, 3. Dresden).
„August Scholtis: ‚Ostwind'." Von Wolfgang von Einsiedel (ebenda).

* * *

„Diderot." Von Jean P. Colon (Elsässisches Literaturblatt III, 6. Straßburg).
„Zu Flauberts ‚Education Sentimentale'." Von Günter Eich (Die Kolonne III, 3. Dresden).
„François Mauriac." Von César Santelli (Elsässisches Literaturblatt III, 4. Straßburg).
„Der Dichter Ernest Leonhart." Von Pierre Berger (ebenda 3).
„Lytton Strachey." Von Karl Arns (Englische Studien LXVII, 1. Leipzig).
„Ernest Hemingway: ‚In unserer Zeit'." Von Martin Raschke (Die Kolonne III, 3. Dresden).
„Über neurussische Dichtung." Von Ernst Wiechert (Der Kunstwart XLV, 10. München).
„Die russische Literatur im Dienst der politischen Ziele." Von E. Bergmann (Der Neue Stand II, 1. Berlin-Tempelhof).
„Sowjet-Literatur auf dem Wege zum Sozialismus." Von O. Biha (Der Rote Aufbau V, 14. Berlin).

* * *

„Diktatur im Dialog." [Mussolinis Gespräche mit Emil Ludwig.] Von Ludwig Bauer (Das Tagebuch XIII, 28. Berlin).
„Der Nihilismus und seine Überwindung." Von Gottfried Benn (Der Vorstoß II, 28. Berlin).
„Stirb und Werde." Von Max Fischer (ebenda, 29).
„Das traurige Handwerk Literatur." Von Joseph Hergesheimer (Der Querschnitt XII, 7. Berlin).
„Meine Bücher." Von Otto Heuschele (Das Werk XII, 7. Düsseldorf).
„Humanismus und Naturismus." Von Werner Klau (Die Neue Rundschau XLIII, 7. Berlin).
„Gesinnung und dramatische Gestaltung." Von Albert Klöckner (Das Nationaltheater IV, 4. Berlin).
„Reportage oder Gestaltung. Kritische Bemerkungen anläßlich des Romans von Ottwalt." [„Denn sie wissen, was sie tun."] Von Georg Lukacs (Die Linkskurve IV, 7. Berlin).
„Kritik." Von Eduard Lunz (Die Weltbühne XXVIII, 28. Berlin).
„Heutige Aufgaben der Dichtkunst." Von Max Mell (Das Nationaltheater IV, 4. Berlin).
„Das Theater Alt-Griechenlands." Von S. Nestriepke (Die Volksbühne VII, 4/5. Berlin).
„Sprachverdrängung und Verdrängungssprache." Von Willi Neumann (Preußische Jahrbücher, CCXXIX, 1. Berlin).
„Maske der Persönlichkeit." Von Friedrich Renhok (Reclams Universum XLVIII, 43. Leipzig).
„Über die nationale Wirksamkeit des Theaters." Von Rudolf Roeßler (Das Nationaltheater IV, 4. Berlin).
„Der Kulturbolschewismus." Von Josef Roth (Das Tagebuch XIII, 28. Berlin).
„Das Nationale als internationaler Wert." Von Jakob Schaffner (Das Nationaltheater IV, 4. Berlin).
„Neuer Humanismus." Von Ludwig Steinecke (Die Literarische Welt VIII, 28. Berlin).
„Zensurschande." Kurzer Querschnitt durch die konfiszierte Weltliteratur. Von Fred Steiner (Sozialistische Bildung, 1932, 7. Berlin).

Echo des Auslands

Amerikanischer Brief

Im Vordergrund des Buchinteresses und des Buchhandels stehen immer noch die biographischen Dinge. Unter solchen gerade jetzt am Sommeranfang eine als autorisiert bezeichnete Lebensbeschreibung Owen D. Youngs, desselben Herrn, der dem unerfüllbaren Young-Plan seinen Namen gegeben hat. Daß dieser Herr für Amerika von solcher Bedeutung sein soll, wird vielleicht manchen reichsdeutschen Leser wundernehmen; tatsächlich geht das seinen eigenen Landsleuten genau so. Er läßt sich als umfassenden Organisator, als scharf- und weitblickenden Wirtschaftler, als sachkundigen Finanzmann und neben manchen anderen Fähigkeiten und Eigenschaften auch als politisch Hellhörigen und liberal Gerichteten beschreiben; und das alles von einer Dame, Ida Tarbell, die vor mehr als zwei Jahrzehnten mit scharfer Feder die Machenschaften des Standard-Öltrusts und ähnlicher Großbetriebe enthüllte. Daß er viele menschlich-sympathische Charakterzüge hat, ist durch die Zeitungen kürzlich in reichlichem Maße verbreitet worden, als sein Name unter den möglichen Präsidentschaftskandidaten genannt wurde. Er hat aber diese Ehrung von sich gewiesen. Die Kritik des Tarbellschen Buchs macht allgemein hinter diese Bemühungen ein großes Fragezeichen.

So verwunderlich diese Schilderhebung Youngs ist, so überraschend war auch das weitgehende Interesse an Adolf Hitler, namentlich vor den Aprilwahlen. Nicht nur die Tagesblätter beschäftigten sich ausführlich mit ihm, auch die Wochen- und Monatsschriften brachten eingehende Aufsätze und die Blätter der Buchhändler zählten sogar drei zum Teil umfassende Broschüren auf. Der Verfasser der ersten nennt sich Nordicus, er schreibt über „Hitlerism". Der nächste ist Emil Lengyel, ein Nationalökonom; unter dem einfachen Thema „Hitler" gibt er eine Perspektive über Europas gegenwärtige Mentalität und zeigt den Raum, der in dieser dem deutschen Parteiführer zugehört. Beiden gesellt sich eine Frau Thompson zu, eine Journalistin; sie schreibt ein Filmbuch, mehr Bilder als Text, und dieser scharf, launig, aphoristisch; dazu der Buchtitel: „I saw Hitler".

Endlich ist auch die längst fällige Carl Schurz-Biographie erschienen, ein fast zu sachlich geschriebenes Werk, verfaßt von dem Historiker C. M. Fueß (Verlag Dodd, Mead and Comp.). Im Sinn historistischer Geschichtsaufassung stellt er ihn und die Dinge um ihn dar, eine durchaus erschöpfende und umfassende Lebensbeschreibung. Nur fragen einige von den wenigen, die Schurz noch gekannt haben, ob er wirklich dessen Persönlichkeit ganz gerecht geworden ist. Immerhin ist endlich mit dieser Arbeit eine Lücke ausgefüllt; denn von dem Mann, der auf beiden Seiten des Atlantics in den letzten Jahren so viel genannt worden ist, waren bisher nur seine eigenen, zwar reichhaltigen, aber im Ton doch persönlich bescheidenen Lebenserinnerungen als wirklich wissenschaftlich-biographisches Material vorhanden.

Für die amerikanische Literaturkunde von Wert dürften sich die Erinnerungen erweisen, die Mark Twains Tochter, Frau Clara Clemens Gabrilowitsch, unter dem Titel „My Father: Mark Twain" (Harper and Brothers) vor mehreren Monaten herausgegeben hat. Sie bereichern in jedem Sinn des Worts das Material zu Mark Twains Leben, sie bestätigen aber auch, obwohl unbeabsichtigt, daß der Humorist hinter der Maske des Lächelnden das Gesicht eines tief an der Menschheit

Leidenden verbarg, ein Eindruck, den er schon mit seiner posthumen Selbstdarstellung hervorgerufen hat.

Schließlich sei noch ein Memoirenwerk von Bedeutung genannt: „An Autobiography: Frank Lloyd Wright", im Sinn und Zweck von dem Mark Twainschen nicht weit entfernt und dazu ein Beitrag zum Kampf um eine amerikanische Kunst. Der Verfasser ist als Architekt, Künstler und Schriftsteller in Deutschland längst vorteilhaft bekannt. Man hat sich dort einsichtsvoller auf seine Bedeutung verstanden, während er als Prophet wie immer in seinem Vaterlande lange nichts galt und heftig bekämpft wurde. Es handelt sich aber in seinem Buch nicht um kleinliche Zänkereien, nicht um nervenkitzelnde Enthüllungen; ein Mann, der sich inmitten einer Welt von Flachheiten als Künstler eine Weltanschauung gebildet und trotz aller Widerstände an ihr festgehalten hat, beschreibt hier seinen Weg, wie er ihn, oft verbittert, meist aber ironisch lächelnd, gegangen ist.

Mit persönlichen Erinnerungen, Beobachtungen und Urteilen über seine Zeit hat auch der den Deutschen ebenfalls nicht unbekannte Upton Sinclair seinen Leserkreis bedacht in dem Buch „American Outpost" (Verlag Farrar and Rinehart). Seine vierzig Bücher behandeln, wie er selber mit etwas Selbstironie sagt, all diese Dinge weit ausführlicher; sie stehen aber hier in neuer, aus der Gegenwart hergeholter Beleuchtung und haben daher ein etwas anderes Gesicht.

Er und sein sozialistischer Parteigenosse Norman Thomas führen uns auf das Gebiet der Zeitlage. Letzterer gibt seinem Beitrag zur gegenwärtigen Krise den Titel „As I See It" (Macmillan Company), eine Erwiderung auf die Kritik seiner letztjährigen Schrift „America's Way Out"; beides Erörterungen der wirtschaftlichen Lage vom marxistischen Standpunkt aus, nicht unbedeutend, da der Verfasser als ökonomischer Denker einen verhältnismäßigen Ruf genießt. Vom entgegengesetzten, d. h. vom kapitalistischen Standpunkt aus geht George L. Hoxie in „Men, Money and Mergers" (ebenfalls verlegt von der Macmillan Company) denselben Problemen zu Leibe, während Lawrence Dennis unter der Frage: „Is Capitalism Doomed?" sie mit geschulter Schärfe und unbeeinflußt von politischen Anschauungen untersucht. Bücher dieser Art wenden sich hier zumeist an beruflich Interessierte, zuweilen ausschließlich an akademische Kreise der Soziologen und Nationalökonomen. Das Zeitfragen behandelnde Pamphlet ist daher in Amerika so gut wie unbekannt, für die Allgemeinheit gibt die periodische Presse die Information und Aufklärung, allerdings meist mit bestimmter Absicht. Die hier als „depression" bezeichnete Krisenzeit hat aber für diese Literatur ein weiteres Feld geschaffen, und die genannten Schriften sind nur einige von vielen, die sich in allgemeinverständlicher Form an ein breiteres Publikum wenden. In ihrer Reihe sei noch ganz besonders auf eine Abhandlung verwiesen, die sich in außerordentlich sympathischer, eingehender und verständnisvoller Weise mit der gegenwärtigen Lage der deutschen Republik befaßt, gemeint ist George N. Shuster, „The Germans, an inquiry and investigation", verlegt von Lincoln MacVeagh, the Dial Preß.

Vom Bereich der Literatur im engeren Sinn, d. h. der Dichtung wäre zu berichten über einen neuen Dos Passos, betitelt „1919", ein Seitenstück oder besser eine Fortsetzung seines Kriegsbuchs „The Forty-second Parallel"; ein echtes Nachkriegsbuch, das er uns eigentlich bis jetzt schuldig geblieben ist; viel Massenbewegung, aus der wie auch im Vorläufer einzelne hie und da sichtbar und erkennbar werden, ebenso wieder die Verwendung des Reportagefilms, der Lebensabrisse und Zeitangaben der Tagesereignisse. — Robinson Jeffers erscheint mit einem neuen Band lyrischer und balladischer Dichtungen nach dem einleitenden Epos benannt: „Thurso's Landing. And Other Poems" (Liveright. Inc.). Wie in seinen früheren Werken leidenschaftliche Ausdruckskunst und Menschengestaltung von Typen der pazifischen Küstenstriche, die sich immer bewußt von den Menschen der östlichen Staaten abheben; dazu in der Form impressionistisch, frei von jedem Affekt, aber auch von jeder gewollten Stilpflege. Das Goethe-Jahr hat im literarischen Betrieb bis jetzt nur sehr schwache Wirkungen gezeigt. Im Grunde handelt es sich nur um zwei Bücher, eine zwar sehr gut geschriebene, recht populäre, aber in Einzelheiten nicht ganz zuverlässige Goethe-Biographie von Henry W. Nevinson, betitelt „Goethe: Man and Poet" und einen Band der bekannteren Goethe-Gedichte mit deutschem Text und anerkannten Übersetzungen, herausgegeben für die amerikanische Goethe-Gesellschaft von Prof. Friedrich Bruns. Eine überspitzt scharfe Ablehnung Goethescher Bedeutung für unsere Zeit leistete sich ein Mr. Fadiman, der Schriftleiter des Verlages Simon and Schuster, in der „Nation" vom 15. Juni mit der vielsagenden Überschrift: „What is left of Goethe?" Ein Sammelband über Goethe in Amerika, von der nationalen Neuphilologen-Vereinigung angeregt, von dem Yale Prof. Dr. Schreiber besorgt und von der Yale University Preß verlegt, soll gegen Ende des Jahres erscheinen. Da Lawrence Marsden Price seine eingehende und genaue Untersuchung „Reception of English Literature in Germany" in der Widmung an seinen Lehrer „ein Goethe-Buch im Goethe-Jahr" nennt, kann sie auch im Anschluß an die Goethe-Bücher erwähnt werden. Ein wirklich monumentales Werk, die

Berührungen beider Literaturen verfolgend vom Mittelalter bis ins zwanzigste Jahrhundert, ohne jede Tendenz oder kulturkundliche Beweisführung, Geschichtsschreibung im Sinne Rankes, „wie es wirklich gewesen ist", unentbehrlich für jeden Germanisten, schon allein wegen seiner umfassenden Bibliographie. — Ein anderes groß angelegtes Wissenschaftswerk, zugleich ein Erweis, daß auch hierlandes stiller Gelehrtenfleiß nicht fehlt, ist die „Encyclopedia of the Social Sciences", verlegt von der Macmillan Company und herausgegeben von dem Senior amerikanischer Soziologen, Professor E. R. A. Seligman; im Frühjahr ist der 5. Band erschienen, der die wirtschaftliche Seite der Lebensberufe, die Gebräuche und Anschauungen betreffs Ehescheidungen usw. behandelt.

Sehr energische und geschickte Schritte hat man im Lauf des Winters zur Verbreitung des französischen Buchs unternommen. Zunächst hat sich nach der Art des „Book-of-the-Month Club" ein „French Book Club" staatlich inkorporieren lassen, der seinen Mitgliedern jeden Monat ein aus der gegenwärtigen Literatur ausgewähltes Buch besorgt. Der französische Dichter und Botschafter in Washington, Paul Claudel, soll Protektor dieses Klubs sein. Ebenso hat er das Protektorat für die jährliche Verteilung eines „Prix Femina Americain" übernommen. Vorsitzende ist die Dichterin Edna St. Vincent Millay, und ihr zur Seite steht die Witwe des verstorbenen Gesandten und Morgan-Teilhabers Morrow. Der Preis soll jeweils dem Dichtwerk zuerteilt werden, das für Frankreich in geeigneter Weise Geist und Charakter Amerikas ausdrückt; nach Zustimmung eines französischen Ausschusses wird das Werk dann in französischer Übersetzung in Frankreich verlegt.

Einen eigenartigen hundertsten Geburtstag hat man im Mai hier gefeiert; dabei handelte es sich nicht um einen gebürtigen Amerikaner, sondern um den oxforder Mathematiklehrer Lewis Carroll, der als der Verfasser des phantastisch-romantischen Kinder- und Volksbuchs „Alice in Wonderland" in der englischen Lesewelt sich Unsterblichkeit erworben zu haben scheint. Die Columbia-Universität hier in New York lud sogar die Tochter, die bei der Alice der Dichtung Modell gestanden haben soll und hochbetagt in England lebt, als Ehrengast hierher ein und ehrte sie in gleicher Weise wie den zur Goethe-Feier geladenen Gerhart Hauptmann.

Bücher, die die oft in diesen Briefen erwähnte Kritik heimatlicher Kulturzustände zum Gegenstand haben, mehren sich trotz schlechten Büchermarkts. Darüber einige bezeichnende Titel: „The Soul of America" von Arthur Hobson (Univ. of Pennsylvania Press), „The American Mind" von Leon Samson Quinn (Cape and Smith), „Emotional Currents in American History" von J. H. Denison (Scribner's Sons) und „America as Americans See It" von F. J. Ringel. Dies letzte zwar nicht das bedeutendste, aber doch das interessanteste Buch. Ringel, ein deutscher Zeitungsmann, hat sich an mehr als vierzig amerikanische Schriftsteller, alles Notabilitäten wie Upton Sinclair, Sherwood Anderson, A. G. Hays u. a. um Zuschriften zu dem Thema des Buchs gewandt und hat außerdem von den bekanntesten Leuten der Kunstwelt wie George Bellows, Rockwell Kent usw. Illustrationsmaterial gesammelt. Das Ergebnis ist zwar ein höchst bemerkenswertes Stammbuch bedeutender Intellektueller Amerikas, vielleicht auch als solches eine Rechtfertigung des Titels, unter dem sie sich zusammengefunden haben; aber ein einheitliches Bild amerikanischer Auffassung Amerikas ist es nicht und wird in der in Aussicht genommenen deutschen Fassung kaum viel zum tieferen Verständnis amerkanischer Dinge beitragen; im allgemeinen ist das auch der Sinn der Besprechungen, die das Buch seither gefunden hat.

Viel freundliche Anerkennung hat die von William Rose Benét besorgte Sammlung Gedichte der vor vier Jahren verstorbenen Elinor Wylie in der Presse gefunden; diese gütige Aufnahme ist voll verdient, denn sie hat in ihrer Art neben Amy Lowell viel zur Förderung der amerikanischen Dichtkunst beigetragen. Um so schmerzlicher berührt es, daß in denselben Pressespalten um Hilfe für das eigentliche Organ dieser selben Dichtkunst, die Zeitschrift „Poetry", plaidiert wird, die Zeitschrift, die einst Tagore eingeführt, die Vachel Lindsay, Sherwood Anderson u. a. als ihr Organ benutzt haben; ein Zeichen, daß die Wirtschaftskrise und die grenzenlose Mutlosigkeit des amerikanischen Publikums langsam beginnen, die spärlichen Kulturwerte zu zersetzen, wenn nicht zu zerstören. Seit Monaten versuchen die Verleger- und Buchhändlerkreise dem zu begegnen. Zum Zweck möglichst systematischen Vorgehens hatten sie sich einen Experten verschrieben, der in einem lang ausholenden Bericht eine Analyse des ganzen Buchgewerbes und der literarischen Produktion sowie der Nachfrage im Lesepublikum ausgearbeitet hat. Dieser Bericht ist in Buchform erschienen als „Economic Survey of the Book Industry", 1930—31 by O. H. Cheney (National Association of Book Publishers); er ist in Sitzungen, in Zeitungsartikeln, in halbwissenschaftlichen Blättern besprochen worden. Man hat die besten Talente ins Feld geführt, seine Anklagen, seine Kritik am Schrifttum wie am Buchhandel zu widerlegen; man hat durch Fragebogen sich beim Publikum Rat geholt und man hat durch Rundreisen die Urteile

der Sortimenter gesammelt; man ist mit einem Wort tief beunruhigt, sucht die Fehler der Vergangenheit gutzumachen und ist doch angesichts der allgemeinen geschäftlichen Lähmung verhältnismäßig machtlos.

New York A. Busse

Englischer Brief

An den lärmenden Erfolgen des Büchermarkts darf auch der strengste Kritiker nicht immer schweigend vorbeigehen. Zwar verdienen sie in der Regel seine Aufmerksamkeit nicht, aber zuweilen muß er, wenn er nicht nur streng, sondern auch gewissenhaft ist, feststellen, daß ein Roman ungeheuere Auflageziffern erzielen kann, ohne literarisch ganz wertlos zu sein. Dies gilt für Louis Goldings Roman „Magnolia Street" (Gollancz), der dieses Jahr die größte Verbreitung gefunden hat. Goldings Tätigkeit als Romanschriftsteller begann vor mehr als zehn Jahren, als er „Forward from Babylon" schrieb. Das Buch wurde auch damals an dieser Stelle als verheißungsvolles Erstlingswerk gewürdigt. Seitdem hat Golding mehrere Romane und Reiseschilderungen veröffentlicht, aber die Hoffnungen, die sein erster Roman erweckte, hat er eigentlich nicht erfüllt. Auch in seiner jüngsten Arbeit, trotz ihrer unleugbaren Vorzüge, nicht. Stofflich erinnert sie an das frühere Werk. Wiederum verwertet Golding seine Jugenderlebnisse im Judenviertel der Stadt, die er Doomington nennt, und die sich unschwer als Manchester erkennen läßt. Während aber der Erstlingsroman alle Merkmale einer subjektiven Arbeit trug, ist „Magnolia Street" von einer lobenswerten Objektivität. Außerdem ist das neue Buch viel umfangreicher. Das Ziel, das Golding sich hier gesteckt hat, zeugt von einem beträchtlichen literarischen Ehrgeiz. Er wollte nämlich die Geschichte einer von Juden und Christen bewohnten Straße während eines Zeitraums von ungefähr dreißig Jahren niederschreiben, und an dem also sich entfaltenden Bild menschlichen Tuns und Werdens darlegen, welche Wandlungen die sozialen Grundlagen der betreffenden Gesellschaftsschicht durchgemacht haben, und insbesondere wie sich das Verhältnis zwischen Juden und Christen geändert hat. Dieser große Wurf ist ihm nicht ganz gelungen. Dem Buch fehlen jene Straffheit und konsequente Einstellung zum Inhalt, ohne welche die epische Breite einer üblen Weitschweifigkeit verfallen muß. Dazu kommt noch, daß Golding von jeher eine Vorliebe für gezierte Redewendungen und rührselige Episoden bekundete. Diese beiden Mängel kommen denn auch in „Magnolia Street" wiederum zum Vorschein und tun dem künstlerischen Wert des Buchs in bedeutendem Maße Abbruch. Gerade diese, stellenweise schier unerträglich wirkenden Geschmacklosigkeiten, trugen zweifellos zum außerordentlichen Erfolg des Buchs bei, das jedoch über den Durchschnitt der Romane, die derartige Erfolge erzielen, ganz entschieden hinausragt. Besonders in der Charakterschilderung hat sich Golding hier als guter Kenner nicht nur jüdischer, sondern auch christlicher Volkstypen bewährt. Überhaupt wirkt Golding stets am echtesten dort, wo er die Umwelt seiner Kindheit schildert. Seine Versuche, andere Gesellschaftsschichten darzustellen, muten immer etwas gekünstelt an. Man verspürt übrigens eine ähnliche Unzulänglichkeit auch bei Wells und Galsworthy, die eigentlich nur jenen Kreisen literarisch gerecht wurden, in denen sie aufgewachsen sind. In dieser Beziehung zeigt sich Aldous Huxley umsichtiger, da er sich in seinen Romanen und Erzählungen auf die sozialen Bezirke beschränkt, mit denen er vertraut ist. Daraus ergibt sich allerdings ein etwas enger Stoffkreis, den Huxley zwar beherrscht, der ihm aber als kampflustigem Kritiker der modernen Gesellschaftsordnung kaum genügen dürfte. Er hat vielleicht deshalb in seinem neuesten Roman „Brave New World" (Chatto and Windus) die Gegenwart verlassen, um sich in eine phantastische Zukunft zu begeben. Das Shakespearesche Zitat, das dem Buch als Titel dient, hat einen beträchtlichen Beigeschmack von Ironie, denn diese „biedere, neue Welt", die Huxley mit kühner Erfindungsgabe schildert, ist trotz, oder vielmehr gerade wegen des darin erzielten technischen Fortschritts, ein Zerrbild des gegenwärtigen Lebens. Die Fortpflanzung der Menschheit geschieht hier auf chemischen Wege in Flaschen, und die alten Klassenunterschiede werden durch wissenschaftliche Mittel aufrechterhalten und mit mathematischer Genauigkeit abgegrenzt. In dieses auf mechanischen Grundlagen aufgebaute Gesellschaftssystem, wo Ford als einzige Gottheit angebetet wird, gerät nun ein Vereinsamter, der als Überbleibsel der alten Welt unter mexikanischen Wilden aufgewachsen war. Er kann sich deshalb in den fremden Verhältnissen, die ihn feindselig anmuten, nicht zurechtfinden und geht elend zugrunde. Manches in diesem Roman erinnert unverkennbar an Wells, aber von einer bloßen Nachahmung kann nicht die Rede sein. Besonders da, wo Huxley mit geistreichen oder skurrilen Einfällen operiert, zeigt er sich durchaus unabhängig.

Während nun dieses neue Werk eine jähe Wendung in Huxleys Schaffen bedeutet, bleibt Liam O'Flaherty in seinem letzten Roman „The Puritan" (Cape) den aus den dunkelsten Winkeln Dublins geschöpften Motiven treu, die er in seinen früheren Romanen so wirksam verwertet hat. Diesmal handelt es sich um den

Mord einer Straßendirne, den ein fanatischer Anhänger der Sittlichkeitsbewegung anscheinend aus Abscheu vor dem Laster begeht, obwohl sein innerster Beweggrund die vereitelte Begierde ist. Was hier erzählt wird, könnte eigentlich, wie übrigens oft bei O'Flaherty der Fall ist, den Inhalt eines Hintertreppenromans bilden. Um so bewundernswerter ist es, daß der Leser über der meisterlichen Behandlung des Stoffs diesen Umstand ganz und gar vergißt. Es gibt wohl keinen zweiten Schriftsteller englischer Zunge, der wie O'Flaherty imstande ist, Bilder von Verkommenheit und Elend so hinreißend heraufzubeschwören und ihnen eine künstlerische Verklärung zu verleihen. Seine ganze Erzählungsart bietet zahlreiche Belege für die geistige Verwandtschaft zwischen Kelten und Slawen.

Es ist merkwürdig, daß die starken Anregungen, die aus Joyces „Ulysses" hervorgingen und die auf die jüngste amerikanische Literatur so befruchtend einwirken, den modernen englischen Roman weder sprachlich noch technisch beeinflußt haben, obwohl es gerade eine englische Schriftstellerin, Dorothy Richardson, gewesen ist, die schon im Jahre 1915 einen der ersten Versuche machte, mit dem traditionellen Aufbau des Romans zu brechen. Die englische Literatur hat jedoch bis jetzt kein größeres Romanwerk aufzuweisen, das, wie z. B. die neueren Arbeiten von John Dos Passos in Amerika, sich auf Joyce zurückführen ließe. Neulich erschien als fast vereinzeltes Beispiel dieser Richtung ein Roman „Fugue" von Olive Moore (Jarrolds), in dem die Handlung eher angedeutet als dargestellt wurde. Das Buch verdient als literarisches Experiment hohes Lob. Die Autorin verfügt über ganz ungewöhnliche Ausdrucksmittel, und die verschleierte Stimmung, die ihrer Fabel anhaftet, hat einen eigenen Reiz. Eben wegen dieser literarischen Vorzüge dürfte sich die Erzählung dem Verständnis des durchschnittlichen Lesers fast ganz entziehen. Zugänglicher in dieser Hinsicht ist der ebenfalls eine neue Darstellungsweise anstrebende Roman „Ballet for Three Masques" von James Cleugh, einem sonst unbekannten Autor. Seiner feinen Zergliederungskunst ist es gelungen, dem abgedroschenen Motiv des dreieckigen Verhältnisses neue und menschlich ergreifende Gesichtspunkte abzugewinnen. Auch sprachlich ist das Buch eine hervorragende Leistung. Man hat es hier zu tun, nicht wie in „Fugue" mit dem Feuerwerk einer schöpferischen Wortkunst, sondern mit einem geradezu klassischen Stil von kristallener Reinheit. Der Autor ist kein verheißungsvoller Anfänger, er ist bereits eine literarische Persönlichkeit.

London — Paul Selver

Irischer Brief

Die Unterbrechung des normalen irisch-englischen Handelsverkehrs infolge der Weigerung der irischen Freistaatenregierung, die bisherigen Abgaben an England weiter zu bezahlen und den Treueid gegen den englischen König aufrechtzuerhalten, hat das Organ des londoner Verlegerverbandes zu folgenden bemerkenswerten Ausführungen veranlaßt:

> „Das englische Buch ist in Irland seit dem Jahre 1928 in stetig geringerer Zahl vertreten gewesen. Die vollkommene Unterbindung der Einfuhr englischer Bücher nach Irland trifft daher die Verlagswelt nur mit einem Realausfuhrwert von rund £ 6500 pro Jahr."

Diese Notiz muß man mit einer anderen zusammenbringen, um die vollkommene Veränderung der Zustände am irischen Büchermarkt seit etwa drei oder vier Jahren richtig erkennen zu können, nämlich mit der Feststellung des irischen Board for Public Education (C. T. O.), das bekanntgibt, daß die Lesefreudigkeit des irischen Bürgers und des Bauern auffallend zugenommen habe, denn es seien in Irland in den Jahren 1925, 1928 und 1931 folgende Umsatzwertzahlen in Büchern des In- und des Auslandes festzustellen:

1925: £ 38756
1928: £ 44066
1931: £ 52118

Wenn nun davon der englische Buchexporthandel nach der londoner Sachverständigennotiz nur rund £ 6500 erhalten hat im Jahre 1931, so bleibt die bedeutsame, zahlenmäßig genau nachzuweisende Notwendigkeit, daß entweder der irische Verleger eine rege Eigentätigkeit entwickelt haben muß, oder daß der fremde Buchmarkt erhebliche Lieferungen tätigte.

In der Tat hat sich die Herausgabe neuer irischer Bücher in den letzten Jahren wie folgt gestaltet:

1928: insgesamt 1097 verschiedene, in Irland geschriebene neue Werke, davon etwa die Hälfte politischen und wirtschaftspolitischen Inhalts, ein Drittel belletristische Literatur;

1930: insgesamt 1415 verschiedene, in Irland geschriebene neue Werke, von denen nicht ganz die Hälfte der politischen und nationalwirtschaftlichen Erziehung des irischen Bürgers diente. Die belletristische Literatur Irlands zeigt von diesem Jahre ab eine deutliche Bevorzugung des Soldaten- und Tendenzromans;

1931: insgesamt 1810 verschiedene, in Irland geschriebene neue Werke, die diesmal schon weit mehr als die Hälfte politischen und nationalwirtschaftlichen Inhalt haben. Die Zahl der irischen Au-

toren, die mindestens ein erfolgreiches Buch nach dem Weltkriege in Irland geschrieben und verlegt haben, beträgt jetzt fast 880 Personen.

Die Herausgabe von Büchern in keltischer Nationalsprache, gälisch, ist inzwischen innerhalb der letzten fünf Jahre ebenfalls erheblich gestiegen; Schriftsteller wie De Valera, O'Brien, Fitzherbert, James M'Cook, Rossa u. a. schrieben ihre Manuskripte seit einiger Zeit in gälischer Sprache: die Regierung hat im Vorjahr einen Nationalpreis für das erste gälische Verlagswerk ausgeschrieben, das in mindestens zwölf fremde Sprachen aus dem gälischen Manuskript oder der ersten irischen Originalausgabe übersetzt wird. Bisher ist dieser Preis noch nicht vergeben worden, er hat eine Höhe von £ 4500.

Die Tendenz der bekanntesten Schriftsteller ist eine durchaus englandfeindliche, agressive; eine Neigung zum Linksradikalismus ist zum mindesten auf außenpolitischen Gebieten bei fast allen bekannten Publizisten Irlands durchzufühlen, man würde auch in diesen Kreisen eine innerpolitische Radikalisierung eher hinnehmen, als ein Zurück unter die englische Vormundschaft. Selbst die belletristische Literatur des Landes trägt diese Züge, und ein Lyriker vom Range eines O'Brien hat sich als Begründer des Klubs der Eigg-Sinner, der zwischen einem extremen Nationalsozialismus und dem Linkskommunismus schwankenden Intellektuellen des Landes, einen bedeutenden Namen gemacht. Alles geschieht hier zur vollkommenen Befreiung des Vaterlands; alle Fragen der Honorare und der Verbreitungsvereinbarungen treten hinter diese Absichten politischer Natur zurück.

Der Typ des irischen Schriftstellers ist also weit davon entfernt, zu einer Imitation oder auch nur zu einer Klischeeform Bernard Shaws zu werden. Shaw selbst hat sich durch seine schwankenden Tendenzen zur Frage der restlosen Lösung aus englischem Nationalverband starke Gegnerschaft in Irland geschaffen; seine Werke sind im Umsatz dort ständig zurückgegangen, auf den irischen Bühnen werden seine Stücke nur ganz selten in vollkommenen Bearbeitungen aufgeführt. Man hatte also in London vor mehreren Jahren durchaus unrecht, als man das geflügelte Wort prägte: „Lernt Shaw kennen und ihr werdet wissen, welche Bücher neben seinen Werken englandfeindlich sind". Shaw hat sich inzwischen als sehr zahmer Liberalist erwiesen, auch seine Rußlandreisen, die man in Dublin mit mehr Eifer verfolgte, als man das in London tat, haben ihn wenig gemausert. De Valera hat deswegen in den letzten Wochen eine Kampfschrift herausgebracht, die sich gegen den „indifferenten, dem Volkswohl vollkommen nutzlosen und durch die Stagnation des öffentlichen Interesses sogar gefährlichen Charakter der modernen irischen Publizistik" wendet. Dabei werden gegen die beinahe als Vorbild für viele irische Freiheitsschriftsteller geltenden Schriften des „degenerierten und englandverfallenen Bernard Shaw" harte Worte veröffentlicht, so daß die irischen Schriftsteller unserer Generation wohl alsbald zum mindesten in der tendenziösen Nationalliteratur und auf der irischen Bühne allein sein werden.

Die gemäßigten nationalpolitischen irischen Schriftsteller, zu denen außer Fitzherbert noch der holländisch-irische Satiriker Ten Woord und der geistreiche Conham gehören, sehen in der Form einer freien demokratischen Republik nach dem Muster des französischen Parlamentsstaates die einzig mögliche, wirklich auf immer von England unabhängige Form des irischen Staates. Sie meinen, daß sowohl ein nationalsozialistischer, wie auch ein bolschewistischer Staat alsbald England vor aller Welt, besonders vor den großen Demokratien in Westeuropa und Amerika das Recht geben würde, in Irland mit Gewalt zur Wiederherstellung der früheren Abhängigkeitsverhältnisse zu schreiten. Aber da wir in einer Zeit der Extremisten und der Radikallösungen in aller Welt zu leben scheinen, so erreichten die Werke dieser drei gemäßigten Schriftsteller in den letzten 18 Monaten nur rund ein Drittel des Umsatzes, den die Schriften der Leute um De Valera herum erzielten. Dabei muß natürlich gesagt werden, daß die reinen Unterhaltungswerke eines Fitzherbert, der im ganzen jetzt 110 Buchwerke herausgebracht hat, in den letzten 18 Jahren weitaus mehr Umsatzzahlen erreichten, als seine ganze politische Schriftleistung zusammen. Von ihm wurden allein in den letzten drei Jahren in Irland fast zwei Millionen Bände im Einzelhandel verkauft.

Wichtig zur Gewinnung eines Gesamtbildes über die heutige irische Literatur und den irischen Büchermarkt ist auch noch die Zusammensetzung des irischen Verlagsgewerbes. An national-englischen Verlagen gibt es in ganz Irland heute 516 Unternehmungen, von denen sich aber nur 234 im Gebiet des eigentlichen Freistaates Irland befinden. Diese 234 englischen Verlage in Irland haben in den letzten Jahren folgende Werke herausgebracht:

1928: 55 von Iren geschriebene Werke, 108 von englischen Schriftstellern stammende Werke, 17 Übersetzungen fremder Schriftsteller;

1931: 72 von Iren geschriebene Werke, 93 von englischen Schriftstellern stammende Werke, 24 Übersetzungen fremder Schriftsteller.

Es ist eine sehr natürliche Bestrebung der englischen Verlagswelt gewesen, sich auf die irischen Verlagsunternehmungen durch Hergabe von Leihkapitalien, durch

aktive oder stille Beteiligungen eine unmittelbare oder mittelbare Beeinflussung zu sichern. Noch heute gibt es fast hundert solche irischen Verlage, die englisches Kapital in ihren Werken arbeiten lassen, obwohl jetzt die irische Regierung ganz allgemein beschlossen hat, Mittel bereitzustellen, um solche Beteiligungen englischen Kapitals abzulösen. Rein irische Verlage findet man heute eigentlich nur in der Gesamtzahl von 114 Betrieben, deren Zahl aber schnell zunimmt. Über ihre Verlagstätigkeit haben wir oben bereits des näheren berichtet.

Wir sehen also, daß die Entwicklung des irischen Büchermarkts und die Tendenzvorgänge in der irischen Literatur durchaus stark von den Tagesereignissen der hohen Politik abhängig sind. Es ist aber interessant, daß ein Volk, das unter der jahrhundertelangen Vorherrschaft eines fremden Staats kaum einmal einen nennenswerten, international angesehenen Dichter und Publizisten hervorgebracht hatte, jetzt, wenige Jahre nach Herstellung einer teilweisen und sogar immer noch stark beschränkten Freiheit, in der Lage ist, eine ganze Reihe von Schriftstellern und Dichtern herauszustellen, die der ganzen Welt etwas wirklich Lesens- und Hörenswertes zu sagen haben. Wenn diese Entwicklung weiter anhält, woran im Augenblick keineswegs zu zweifeln ist, so darf man annehmen, daß Irlands Dichter und Schriftsteller schon in kurzer Zeit im Rahmen der Weltliteratur erste Plätze mit einnehmen werden.

Th. Thomas

Norwegischer Brief

Das große nordische Preisausschreiben der Verleger Gyldendal (Kopenhagen, bzw. Oslo) und Bonnier endete mit dem Sieg Norwegens. Man fragt sich etwas erstaunt, ob Sigurd Christiansens Roman „To levende og en død“ („Zwei Lebende und ein Toter“) das tiefernste, weltanschaulich unterbaute Buch des Finnlandschweden Jarl Hemmer „En man och hans samvete“ und das starke Prosaepos des Dänen Johannes Buchholtz „Susanne“ als Kunstwerk und Dichtung wirklich übertrifft. Christiansens Arbeit hat ihre großen Vorzüge, ist aber mehr Produkt schriftstellerischer Disziplin und Exaktheit als Ausdruck eines schöpferischen Geistes; Überfall auf ein Postamt: ein toter, ein verwundeter und ein sich nicht verteidigender Beamter; Konsequenz: ein feierliches Begräbnis, eine ehrende Beförderung und ein allgemein verachteter Mensch; nach vielen Jahren gelingt es diesem der erstaunten Mit- und Umwelt exemplarisch zu beweisen, er habe vernünftiger, und unter Berücksichtigung aller Umstände, mutiger gehandelt als seine Kollegen. Gehobener Kriminalroman mit psychologischer Hochspannung, aber keine Dichtung. Den zweiten — intern norwegischen — Preis erhielt Sigurd Hoels Buch „En dag i oktober“ („Ein Tag im Oktober“), ein bei aller Problematik und Negativität nicht unbedeutendes Werk, bedeutender wohl als Christiansens Roman. Unter strenger Beachtung der einst nur für die Dramatiker geltenden drei Einheiten baut sich das epische Simultantheater eines Mietshauses auf, dessen Bewohner um eine geschiedene Frau gruppiert werden, deren unglückliche Ehe einen tragischen Abschluß findet; an Hand eines — wie der Autor wohl meint — typischen Falls ist das Problem der Intellektuellenehe zur Debatte gestellt, und zwar vom Gesichtspunkt moderner Psychologie aus; die Einführung der Geschichte dieser Ehe bedeutet allerdings eine Sprengung der sehr straffen Form. Gegen Hoels Buch erhoben sich polemische Stimmen, auf die der Verfasser in einem sehr scharfen Artikel in „Samtiden“ — der geistig regsten norwegischen Zeitschrift — antwortete: er weist auf seine nur sehr mittelbare Beeinflussung durch die Psychoanalyse hin und gibt der Meinung Ausdruck, man werfe ihm psychologistische Zersetzungstendenzen vor, um seine linke politische Einstellung zu treffen. Die Heftigkeit dieses Streits ist in mehrfacher Hinsicht bezeichnend, ebenso eine gewisse Naivität der prinzipiellen Anschauungen. Immerhin sind die Proteste nicht unbegreiflich, wenn man an die beiden neuen Autoren Karo Espeseth und Rolf Stenersen denkt, deren ebenfalls bei Gyldendal erschienene Erzählungen Ausdruck einer psychoanalytischen Verwirrung der Gefühle sind (Sår som ennu blør“ = „Wunden, die noch bluten“; „Godnatt da du“ = „Also Gute Nacht“). Peter Egges Roman „Gester“ („Gäste“) erhielt den dritten Preis, ein gut erzähltes Buch, das den Autor zwar in sprachlicher und seelenkundlicher Hinsicht auf neuen Wegen zeigt, das aber doch nur eine Variation des einstens mit „Hansine Solstad“ meisterhaft behandelten Themas ist. — Aus der sonstigen Romanproduktion ist der 2. Band des Zyklus „Christianus sextus“ (Aschehoug) hervorzuheben, den Johann Falkberget diesmal mit dem Titel „I hammerens tegn“ („Im Zeichen des Hammers“ — Aschehoug) taufte; im 1. Band war von verabschiedeten Soldaten aus der Armee Karl XII. erzählt worden, die in den Bergwerken von Röros Arbeit finden; von ihren weiteren Schicksalen berichtet die Fortsetzung des Werks, dem man epische Kraft und kulturhistorische Anschaulichkeit nachrühmen muß. — Es mag als Zeichen dieser sonderbaren Zeit gelten, daß gerade Autoren proletarischer Herkunft und ursprünglich sozialistischer Geistesverfassung alle marxistische Ideologie verabschiedet haben: so Falkberget, nun Verherrlicher des heroischen Men-

schen, so Oskar Braaten, der in „Prinsesse Terese" (Aschehoug) sehr glaubhaft durchaus private Erlebnisse und Meinungen eines Unterklassenmenschen ohne Klassenkampfinteressen erzählt. Von dem Anfänger Hans Heiberg stammt der Roman „Gutten i jacket" („Der Junge im Jackett" — Aschehoug), in dem mit nicht stets harmlosen Humor von dem erstaunlich zurückgebliebenen England unserer Tage berichtet ist; auch hier eine Umwertung aller Werte, denn gerade Großbritannien konnte im Roman der letzten norwegischen Generation im allgemeinen einer sehr respektvollen Behandlung sicher sein. Der norwegisierte Isländer Kristmann Gudmundsson gab die Schilderung einer proletarischen Jugend in seiner ländlichen Heimat und in Reykjavik heraus, die sich in ihren Höhepunkten mit verwandten Partien in Gunnar Gunnarssons Zyklus von Uggi Greipsson messen kann: auch hier gänzlicher Verzicht auf die rote Fahne in allen Abschattierungen („Den blå kyst" = „Die blaue Küste" — Aschehoug). Die landsmaal-Literatur wurde durch ein bedeutendes Werk bereichert, durch Olav Duuns Roman „Ragnhild" (Norli), eine Fortsetzung der ins Deutsche übertragenen „Olsöy-Burschen"; Duuns epischer Stil hat eine Urwüchsigkeit und jugendliche Frische, die auch in Norwegen ihresgleichen sucht; er ist Erzähler um der Erzählung willen und gar nicht Literat, ganz unbelastet von Psychologistik, Soziologistik, Dialektik und all den negativen Eigenschaften, welche die moderne Erzählungskunst im Durchschnitt so blutlos, problematisch und vergänglich macht — aber auch das Gegenteil aller Reporter, die schweißtriefend und verzweifelt hinter dem Leben herlaufen.

Die Leistungen auf dem Gebiet der Novelle sind weder quantitativ noch qualitativ bedeutend. Beispiele genügen. Arnulf Øverland verleugnet in dem Band „Gud plantet en have" („Gott pflanzte einen Garten" — Aschehoug) den Lyriker nicht; gelegentlich erzielt er durch seine andeutende Art starke Wirkungen (so in „30 Taler"), meistens aber bietet die stilistische Feinheit keinen Ersatz für die fehlende Plastik der Gestalten; bemerkenswert auch hier, wie wenig sich seine — wohl noch vorhandene? — linkssozialistische Gesinnung bemerkbar macht; am ehesten ist dies noch der Fall in ein paar Legenden und Gestaltungen testamentarischer Stoffe, die gelegentlich hart an der Grenze der Blasphemie stehen. Kristian Elster d. J. ist in diesem Jahr nur mit Humoresken vertreten, in denen er ohne Pathetik und norwegische Wichtigtuerei allerlei Torheiten seiner Heimat beleuchtet; aber diese Sächelchen liegen doch etwas unter dem Niveau eines Schriftstellers wie Kristian Elster („Da jeg kom til anseelse" = „Als ich zu Ansehn kam" — Aschehoug). Lita ist in ihrer Erzählung „Min knapphullsblomst" („Meine Knopflochblume" — Aschehoug) so angestrengt geistreich und spritzig-keß, daß man an ihrer graziösen Darstellungsart diesmal wenig Freude hat.

Die lyrische Ernte des Jahres mag unbeschrieben bleiben — Gesamtkalkül: mittlere Güte. Dagegen weist die Dramatik mindestens zwei überdurchschnittliche Leistungen auf; Sigurd Christiansen errang mit dem Schauspiel „En reise i natten" („Eine Reise in der Nacht" — Gyldendal) seinen zweiten diesjährigen Erfolg; exakte Technik (geschult an Ibsen), strenge Logik und konstruktive Sicherheit geben seinem Stück Bühnenwirksamkeit — doch die letzthin dichterische Überzeugungskraft fehlt. Auch Ronald Fangen schließt sich im dreiaktigen Schauspiel „Fienden" („Der Feind" — Gyldendal) an Ibsen an (der jedenfalls durchaus nicht so tot ist, wie man noch vor einigen Jahren meinte); dieses neun Jahre alte, nun umgearbeitete Stück, das übrigens prophetisch die Zerstörung des Steinerschen Goetheanum durch Brandstiftung vorausahnte, wäre in der Knappheit seiner Diktion vollkommen, litte es nicht unter der psychologischen Unklarheit des Schlusses. Was Ibsen angeht, so ist die Ibsenforschung durch Ingjald Nissens Buch „Sjelelige kriser i menneskets liv" („Seelische Krisen im Menschenleben" — Aschehoug) entschieden bereichert worden; seine Deutung mancher Spätdramen ist bahnbrechend (und beweist die Falschheit naivsoziologistischer Interpretation im Sinn des Naturalismus) — fehlt es auch nicht an jenen Übertreibungen, die sich notwendig aus der individualpsychologischen Methode des Verfassers ergeben. — Als wertvolle geopolitische Studie ist ein anderes Essaybuch, Theo Findahls „Riket som brast" („Das Reich, das zerbrach" — Aschehoug) zu werten; Findahl betrachtet in der Form einer Reisebeschreibung das Verhältnis Norwegens, einstens ein Bestandteil der verflossenen dänischen Großmacht, zu Dänemark und zeigt, wie sich dieses noch immer als spezifisch „skandinavischer" Staat fühlt; ferner, daß der dänische Imperialismus sich in Hinsicht auf die Kolonie Grönland (viermal so groß wie Frankreich und wirtschaftlich nicht wertlos) noch recht kräftig auswirkt — namentlich was das Selbstbestimmungsrecht der Eingeborenen angeht; Findahl vertritt den norwegischen Gesichtspunkt (bekanntlich erhebt Norwegen gewisse Ansprüche auf Grönland), versucht aber objektiv zu bleiben; da das Grönlandproblem bisher infolge einer geschickten literarischen Agitation von aller Welt durch dänische Brillen betrachtet wurde, muß auf den korrigierenden Wert der Findahlschen Darstellung aufmerksam gemacht werden, die infolge neuer politischer Ereignisse sehr aktuell ist.

Ernst Alker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Madelon Sieben. Ein Roman aus dem Rheinland. Von Lotte Braun. Leipzig, 1932. L. Staackmann. 305 S. M. 3.50 (4.80)

Zwei verschiedene Handlungskreise hat dieser mainzer Roman, den der bisher rein „männliche" Verlag Staackmann von seiner ersten Autorin vorlegt. Der eine ist die Geschichte von einem in die Stadt Mainz verschlagenen Buchhalter Miesamer, der seinen Chef bestiehlt. Der andere ist das Aufflackern letzter Separatistenunruhen in der Stadt Mainz nach dem Abzug der Franzosen im Jahre 1929. Beide Handlungskreise stehen nur lose in Verbindung, immer hat man das Gefühl: die beiden Geschichten haben eigentlich nichts miteinander zu tun.

Um den zweiten Einwand gegen den Bau des Buchs auch gleich zu erledigen: es dreht sich um ein Aktphoto, das ein ränkeschmiedender Photograph von der reizenden Frau Madelon des Weinhändlers Sieben gemacht hat. Das heißt, eben nicht gemacht hat, denn er hat unter den Kopf der bekleideten Frau Sieben den nackten Körper eines Mädchens montiert. Von diesem Photo wissen manche, manche wissen noch nicht davon. Dies Photo will Madelon Sieben in die Hand bekommen, damit ihr Mann, den sie liebt, und der sie liebt, und der doch an die Echtheit des Photos glauben könnte, damit ihr Mann also nichts davon erfährt.

Solche Intrige, auf der die ganze Handlung eines so dickleibigen Romans aufgebaut ist, hat immer für den Leser etwas Peinliches: je mehr sich Frau Madelon verstrickt, je törichtere Wege sie in ihrer Angst geht, um so stärker denkt der Leser: „Warum tut die dumme Gans nicht endlich den Mund auf und sagt ihrem Peter, was eigentlich los ist?"

Aber die Verfasserin ist klug genug, diese Gefahr selbst zu sehen: zum Schluß, aber auch erst zum Schluß, zerstieben die Schemen, ein lügnerisches Photo ist nicht stärker als das Herz.

Richtig — und auch eine schwache Romankonstruktion ist nicht stärker als das Herz der Verfasserin, die in Dutzenden von Bildern das lebensvolle Gesicht einer süddeutschen, an zwei Strömen liegenden, wohl 140000 Einwohner fassenden, aber immer noch kleinstädtischen Stadt aufbaut. Wenn sie von den Weingärten erzählt und den Weinbauern, so klingt das handfester und ehrlicher als die verlogenen Lieder vom Rhein beim Wein. Wenn sie kleine Bilder gibt von Pennälern, die Detektiv spielen, wenn sie einen ehemaligen Separatisten zeichnet, der nie ein richtiger Separatist war, und der sich rehabilitieren möchte — und vor allem, wenn sie die junge Frau Madelon Sieben leibhaftig wandeln läßt, der das ganze Herz ihrer Dichterin gehört —, dann zeigt sie, daß sie sehen kann, daß sie gestalten kann, daß sie schreiben kann. Trotz aller Unruhe, trotz Hinterlist, Verrat und Mord, trotz Tod und Tränen schwingt etwas Leichtes, Frohes, Sommerliches mit in diesem Buch von der Stadt Mainz an Rhein und Main.

Berlin-Neuenhagen — Hans Fallada

Angeklagter Schleppergrell. Roman. Von Bruno Nelissen Haken. Jena o. J., Eugen Diederichs. 319 S. M. 4.— (4.80)

Die These dieses Buchs wird einmal im Roman selbst klar formuliert, im Plädoyer des Verteidigers: „Das politische Denken hat das rechtsstaatliche Denken getötet." Man merke sich die Gegenüberstellung, sie gibt den Ansatzpunkt.

Denn Bruno Nelissen Haken abstrahiert in seinem Roman einer politisch wertenden Rechtsprechung vollkommen vom Inhalt der Politik; er unterscheidet sich dadurch etwa von Ernst Ottwalt, der, parteipolitisch orientiert, seinen Justizroman um eine Sammlung von Prozessen und Urteilen gegen die kommunistische Partei geschrieben hat.

Bei Haken dagegen gibt es keine Parteinamen und keine Parteiziele. Es gibt eine Regierung, und es gibt eine Oppositionspartei. Deren Ziele bleiben unbekannt — man erfährt einmal, sie seien einem Angeklagten „sympathisch" gewesen, mehr nicht. Ersichtlich ist nur die Richtung des Kampfes: gegen die Regierung, und geschildert wird das Eingreifen des staatlichen Machtapparats zur Wahrung der Macht. Dies beides genügt, um die Parteiangehörigen rechtlos zu machen.

Sie haben sich nicht etwa strafbar gemacht; die beiden Prozesse dieses Buchs sind von den Behörden konstruiert, aufgebaut auf einem evident harmlosen Zwischenfall. Aber „ich halte den Vorfall nicht für harmlos, angesichts gerade der Parteizugehörigkeit der drei Personen", sagt da ein Referendar, der sich politisch angenehm machen will, und charakterisiert damit die vergiftete Atmosphäre.

Personale Verflechtungen, persönlicher Ehrgeiz, Abhängigkeit von einer politischen Spitze im Ministerium tun das ihre, um die Rechtsprechung dem Regierungswillen gefügig zu machen. Doch ist hier zu unterstreichen, daß Haken sich auf sachliche Kritik beschränkt und von einer vulgär-soziologischen Interpretation im Sinne Ottwalts absieht. Er kritisiert das Beamtenrecht — vorsichtiger ausgedrückt: nur Möglichkeiten des Beamtenrechts —, nicht die Beamtenschaft. Und so steht bei ihm dem politisierten Staatsanwalt der unabhängige Amtsrichter gegenüber, dem politisch infizierten Landgericht in B. das nicht zu beeinflussende Landgericht in H.: „Wie das Gericht in B. den Eid beurteilt, ist praktisch für uns gleichgültig ... Welche Politik beim Landgericht B. eine Rolle spielt, geht mich nichts an!"

Tatsächlich schlägt Haken seine These damit aber selbst tot. Der politische Urteilsspruch dieses Romans erweist sich durchaus als ein Einzelfall, der schließlich und endlich durch nichts anderes beseitigt wird als durch die dominierende Unabhängigkeit der Rechtsprechung selbst. Doch mit der Einschränkung, daß Haken nur eine Entwicklungstendenz umschreibt und nicht den allgemein bestehenden Zustand, ist die Aufzeigung dieser Problematik als wichtig und verdienstvoll anzuerkennen.

Literarisch interessiert das Buch als hundertprozentig durchgeführte Form des Berufsromans. Man kann sagen, daß trotz mancher Manieriertheit im Ton die schwere Aufgabe gut bewältigt ist. Die Menschen sind hier tatsächlich von ihrem Beruf geformt und in ihrer Beziehung zu ihm unterschieden. Der spröde Stoff erhält dadurch eine Geschmeidigkeit und Farbigkeit, die ihn auch dem Verstand des unvorgebildeten Lesers zugänglich macht.

Berlin — Lili Lorsch

Die Marie. Roman. Von O. A. Palitzsch. Berlin 1932. Propyläenverlag. 321 S. M. 4.— (5.50).

Der Roman eines Anfängers von einer erfreulichen und sicheren Reife. Das Beste an ihm ist der Ton, der die Art des

Menschen kennzeichnet, der ihn schrieb. Hart, ohne jede Sentimentalität, sehr verknurrt, sehr bitter und ironisch und dabei keineswegs gefühllos, treffsicher und knapp. Eine hübsche Art der Charakteristik, ein Lob im Vordersatz durch einen Tadel im Nachsatz aufzuheben und einen Tadel im Vordersatz dadurch zu mildern, daß im Nachsatz man durchblicken läßt, daß wir doch alle arme Luders sind. Der Blick für das Gegenständliche ist nicht schlecht, für Milieu und Landschaft — auch die Stadt ist Landschaft! — weniger gut, am besten — und darauf kommt es bei einem an, der Menschenschicksale deuten will — für Menschen. Und zwar nicht nur bei denen einer Schicht.

„Die Marie" ist ein Kriminalfall. Ein Dienstmädchen, das nach Berlin kommt: zuerst im Westen bei einem Anwalt dient; dann am Stettiner Bahnhof in einer kleinbürgerlichen Kneipe — nicht grade Zillemilieu, aber so beinahe — die Stütze der alternden Wirtsleute wird; ihrer Ersparnisse wegen (und außerdem ist das Mädchen, das da von unten her von der Salzach kommt, ein sehr hübsches Mädchen, fein und still) . . . von einem kleinen Schlächtermeister geheiratet wird, der sie im Verein mit seiner alternden Schwester so lange quält, bis sie diese . . . eben die Schwester mit einem Beil erschlägt. Irgendein bigottes altes Fräulein in einem potsdamer Damenstift hat es sich in den Kopf gesetzt, die Ärmste zu bessern, wenn sie dem Gefängnis wieder entronnen ist, und erreicht nur dadurch, daß Marie, krank, an einem Wintertag wieder wegläuft und auf dem Wege zwischen Berlin und Potsdam am nächsten Morgen tot aufgefunden wird.

Das bunte Spiel der Menschen um sie herum, die in ihr Schicksal eingreifen, ohne daran Anteil zu haben, und ohne es aufhalten zu können, ist deutlicher noch und besser gezeichnet, als die Marie selbst, die vielleicht dadurch seelisch etwas blaß bleibt, daß sie so ganz und gar nichts von ihrer Heimat und ihren Bayerntum mitbekommen hat.

Aber . . . was man vielleicht auch gegen das Buch sagen mag . . . wird nie das entkräften können, daß es eine starke Talentprobe ist und dabei durchaus keine geschickte Dutzendware, sondern eine Arbeit von persönlicher Prägung. Und das scheint das Wertvollste an dieser Versprechung.

Berlin — Georg Hermann

Huguenau oder: die Sachlichkeit. 1918. Roman. Von Hermann Broch. München-Zürich 1932. Rhein-Verlag, 545 S. M. 4.— (6.—).

Nachdem die beiden ersten Bände der Trilogie „Die Schlafwandler" die Zersetzung der Vorstellungs- und Tatwelt in der Vorkriegszeit durch romantische und anarchische Prinzipien schilderten, zeigt der abschließende Band „Huguenau oder: die Sachlichkeit" den „Zerfall der Werte", die völlige Wertzersplitterung, die Entfesselung der Ratio und den gleichzeitigen Durchbruch der irrationalen Kraftquellen, den „Einbruch von unten". Ein neuer Typus Mensch, den anzudeuten ich schon einmal Gelegenheit hatte, entsteht: der „wertfreie" Mensch, der Mensch ohne Vorurteile, der Mensch jenseits von Gut und Böse, oder, um eine merkwürdige Parallelität der Vorstellung vom Wesen des Charakters aufzuzeigen: der „Mann ohne Eigenschaften" (Robert Musil). Ein solcher Mensch ist Huguenau. Wenn es ein Attribut der Sachlichkeit ist, daß der sachliche Mensch zentriert lebt, lebt ohne Bezug zunächst auf die Werte der Dinge der Umwelt, dann ist Huguenau ein solcher im höchsten Sinne.

War schon in früheren Büchern die Form des Romans im alten Stil gelockert, in diesem neuen ist die „Komposition" zu einer mehr als romantischen, beinahe phantastischen gediehen; Erzählung in Vers und Prosa, szenische Improvisation wechselt ab mit essayistischen Kapiteln über die innere Situation dieser Ich-Person und mit Exkursen von geistiger Durchsichtigkeit. Broch laufen zu gleicher Zeit verschiedene Fäden der Erzählung ineinander und vereinigen sich mit Abhandlungen von bedeutendem geschichtsphilosophischen Gehalt. Hermann Broch zeigt sich in dieser Trilogie, und besonders in dem Schlußband, als wegeweisender Deuter der Vergangenheit und dieser Zeit, deren verwirrender Ausdruck uns täglich beschäftigt.

Stuttgart — K. H. Bühner

Treffpunkt im Unendlichen. Roman. Von Klaus Mann. Berlin, S. Fischer. 367 S. M. 4.50 (650).

Klaus Manns neuer Roman ist gegenständlich nicht besonders beträchtlich; er spielt zum größten Teil in jener pariser und berliner Grenzwelt von Boheme und Eleganz, die für den Unterhaltungsroman als obligates und gleichsam vorherbestimmtes Milieu dient, genau wie in früherer Zeit das adlige Schloß. Aber es wäre ganz verfehlt, Milieu und Gegenstand bei dem Buch allzu wichtig zu nehmen; wer das täte, müßte (etwa Klaus Manns „Frommem Tanz" gegenüber) enttäuscht sein. Dagegen ist der Roman von sehr starkem Interesse, sowie man ihn in des Autors schriftstellerische Entwicklung einstellt und daraufhin besieht, was sich an neuer Möglichkeit, neuem Können, neuer künstlerischer Sichtweite aufgetan haben mag. Ich finde da eine ausgesprochene Zunahme, und zwar vor allem in Manns Verhältnis zu seinen Gestalten und in der Fülle und Mannigfaltigkeit des Details. Bisher hatte Klaus Mann dazu geneigt, seine Lieblingsfiguren (nämlich die strahlenden und die dekadenten Jugendlichen) zu idealisieren, die andern Gestalten dafür aber stark als Chargen zu behandeln; er hatte überdies die Welt der Dinge noch nicht mit der ganzen Fabulier- und Sinnenlust angegangen, die einem Schriftsteller eigen sein muß, und so hatte man eine gewisse Beschränkung — Einseitigkeit oder Enge, wie man will — in seinen Büchern empfinden können. Aus dieser künstlerischen Beschränkung schreibt er sich in dem neuen Roman ganz sichtbar frei; seine Prosa gewinnt ein Wesen der Umfänglichkeit, sie wird „gerechter", und es soll uns nicht stören, daß sie das anläßlich eines inhaltlich leichten Buches tut, ja es war vielleicht nötig, daß Klaus Mann einen leichten, einen nicht tendenzmäßig vorbelasteten Stoff wählte. Manches an dem Buch verdrießt freilich, vor allem eine Sucht, durch eingesprengte soziale Hinweise die Hauptfiguren mit der Zeit zu verknüpfen; in Wirklichkeit müssen sie aus sich heraus Gültigkeit haben, sie gewinnen sie nicht durch angebliches Mitgefühl mit den Beladenen dieser Zeit. Am schönsten an dem Buch ist der Aufschwung, den es gegen Ende nimmt; die Schlußkapitel sind ausgezeichnet, spannend sowohl, wie gescheit erzählt, und eben von der landschaftlich-epischen Fülle, die ich als den Hauptgewinn des Buchs bezeichnet habe.

Schlußbemerkung und Frage an viele Kritiker: warum gelingt es immer seltener, in der Buchkritik bei der Sache zu bleiben und vom literarischen Standort des besprochenen Werks zu sprechen? Warum all der aktivistisch-politische Geifer und die öde Gegenstandsbetrachtung? Nichts, nichts, nichts anderes hat mir der Literaturkritiker zu sagen, als wie es sich mit dem Buch literarisch verhält, allgemein und innerhalb der Entwicklung des betreffenden Autors. Mit allem andern aber sollte er uns verschonen!

München — W. E. Süskind



Die gut empfohlene Frau. Roman. Von Friedrich Michael. Frankfurt a. M., 1932. Rütten & Loening. 277 S. M. 3.— (4.80).

Ein ziemlich ungewöhnliches Buch, insofern es nämlich zu einer Gattung gehört, die in unserer Literatur nicht oder nicht mehr häufig ist. Ich habe bei der Lektüre an den „Münchhausen" von Immermann denken müssen, nicht so sehr wegen der zeitlichen Annäherung (Michaels Roman ist ins Jahr 1825 verlegt) wie aus stilgeschichtlichen Gründen: die Tradition des ironisch vorgetragenen, dabei geistig fundierten romantischen, des — wie man vielleicht sagen könnte — Reiseromans ist bei uns damals ziemlich unvermittelt abgerissen, und Michaels Buch gehört unbedingt in diese Familie. Es hat eine gewisse Eleganz und Unverbindlichkeit des Auftretens; es setzt damit eigentlich eine Bildungswelt voraus, die es heute nicht oder wenigstens nicht in dieser gesellschaftlichen Ausprägung gibt — das wäre allenfalls grundsätzlich einzuwenden. Jedoch gewinnt das Buch eben durch dieses lockere Gehaben mehr noch als durch seine auch ziemlich lockere Fabel: daß einem etwas rabiaten Bräutigam am Tage der Hochzeit vom ersten Mann der Braut ein Empfehlungsbrief gesandt wird, und daß er darauf spornstreichs die Frau im Stich läßt und dem vermeintlichen Beleidiger durch Europa nachsetzt. Dies der äußere Vorgang; der sehr viel wesentlichere innere handelt von etwas sehr Interessantem: vom Charakter zweier Menschen, die man landläufig als „Egoisten", als Genußmenschen bezeichnen würde. Der egoistische Charakter und sein tieferes Wesen ist trotz Meredith immer noch eins der lohnendsten Literaturobjekte, und Michaels Roman zeichnet in seinen Gestalten sehr schön die Umrisse des Problems. Freilich wünschte man sich eben deshalb auch eine kräftige Ausfüllung; man wünschte sich eine gewissermaßen pathetischere Behandlung, mehr Anatomie der körperlichen Beziehungen und wohl auch ein zeitgenössisches Milieu. Aber man weitet damit vielleicht die Absicht des Dichters schon unbillig aus und belädt sie über Gebühr. Man kann sich an der vorhandenen Andeutung freuen, am allermeisten da, wo sie in kleinen Bildern am Rande in die Tiefe deutet und nicht etwa kleine Schnörkel nur bietet, sondern Abbild der großen Welt.

München W. E. Süskind

Minos oder die Geburt Europas. Roman. Von Franz Spunda. Karlsbad-Drahowitz 1931, Adam Kraft. 345 S. M. 5.— (7.—).

Der Wiener Franz Spunda hat Griechenland bereist und sich in die mönchische Welt des Berges Athos versenkt. Er hat eine Studie über Paracelsus geschrieben und einen alchimistischen Roman „Baphomet". Diese neue Erzählung ist mythische Kulturgeschichte an der Grenze von Asien und Hellas, Sturz des Minos-Reichs auf Kaphtor, auf Kreta, Befreiung nördlicher, der griechischen Stämme von den blutigen Riten einer wie Nachtträume lastenden Vergangenheit. Minos ist der hinter goldener Maske unsichtbare König und Gott, der das Sterben seiner zum Fall reifen Herrschaft ahnt. Pasiphae, sein Weib, eine nach jungen Männern gierige Astarte, die Dämonin, die ewige Zerstörerin. Aus ihrer Vermischung mit dem Tier geboren ist der unterirdische Stier, der brüllende Minotaur, dem Griechenland den jährlichen Blutzins zahlt und von dessen Rundbau eine geheime Tür zu einem ehernen Ofen führt. Ariadne wird die blinde Minos-Tochter Ari-Hagne, die zum Monde betende Ganz-Heilige, die Spunda nach dem Bilde der kretischen Schlangengöttin (der Plastik aus dem Werk von H. Th. Bossent) abschildert. Sehend wird sie durch die Erschütterung ihrer Liebe zu Theseus, Thesawi, dem Sendling der Vasallen, der Akajuascha, der Achaier, der den Minotaur tötet. Aber nicht sie, der ein vergoldetes Stierhorn die Brust durchbohrt, nicht die Verratene wird von Theseus nach dem Sieg des Griechenheeres gerettet, sondern die eifernde Phädra, ihre Schwester, die mit ihm geht als seine Gattin. Auch das dörfliche Athen ersteht in Spundas Gemälde und das Mykenä des Atreus, des Atarissias, mit neuem Frevel, neuem Fluch. Er hat viel gelesen, mit unendlichem Fleiß sich um die Nachdeutung von Sage und Archäologie bemüht und um eine Form, die oft die Kunstmittel von Flauberts „Salammbo" gebraucht. Die Sitten dieser Kreter, die nicht nur Magier sind und die Raffinements der Wollust kennen, auch Zahnstocher und sogar den abgelegenen Ort im Garten mit einem beim Ziehen an einem Lederriemen rauschenden Bächlein darunter, sie werden der rohen Armut der Griechen entgegengestellt. Eine bekehrende und suggestive Art, prähistorische Geheimnisse zu beschwören.

Berlin Paul Wiegler

Peter Altenberg. Auswahl von Karl Kraus. Wien 1932, Anton Schroll & Co. 522 S. Mit einem Photo Altenbergs und dem Bild seines Grabes von Adolf Loos.

Der Verlag S. Fischer hat im Interesse der Erben Peter Altenbergs, der Kinder-Schutz- und Rettungsgesellschaft in Wien, auf jede Entschädigung für das Verlagsrecht an dieser Auswahl verzichtet. Karl Kraus hat sie zusammengestellt, eröffnet sie mit einem Gedicht („Ein größrer Mann stand hinter großem Werk, und niemals hielt er hinterm Altenberg") und schließt sie mit der am 11. Januar 1919 gesprochenen Grabrede. Die Auswahl könnte noch immer das Motto von Friedells Buch haben: Ecce poëta. Sie zeigt in einem Mosaik, zu dem alle Bände Altenbergs beitragen, seine unendlich reizvolle Prosa. Die Bizarrerie des „Ausrufers in der Praterbude des Lebens". Die Zärtlichkeit des „menschenfreundlichen Dichters". Seine naive Ethik: „Werdet einfach!" Seine (er selbst nennt sie so) „physiologische Romantik", die Andacht zu Bergwiesen war, zu Seeufern, Parks, Zweigen, Blüten, Schmetterlingen und zugleich die Schwärmerei eines die Natur beobachtenden, wissenden Hirns. (Seit J. P. Jacobsen gab es keine botanisch so geschulte Phantasie.) Man liest die Semmering-Skizzen und fühlt, wie seine Empfindsamkeit mit der österreichischen Landschaft harmonierte. Man liest die Nachtcafé- und Stubenmädchen-Dialoge und spürt, wie sehr der elegische wiener Naturalismus der Schnitzler-Zeit aus ihm spricht. „Ihnen g'fallt amal ane jede!" sagt eins dieser Stubenmädchen im Grabenhotel zu ihm, und Altenberg erzählt ihr, die ihn „schon gar net" versteht, die Legende von Jesus und dem Aas mit den unsterblichen weißen Zähnen. Das ist der kuriose Übergang zum Lyrismus Werfels, des um eine Generation jüngeren Weltfreunds. Ein besonderes Verdienst der Herausgeberarbeit von Karl Kraus: die Erschließung der letzten Bücher, die nur für Variationen galten und nun in eine rührende Melodie ausklingen von Vereinsamung, Verfall und Todesnähe.

Berlin Paul Wiegler

Die Fehde. Vier Erzählungen. Von John Galsworthy. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Leon Schalit. Wien 1932. Paul Zsolnay. 249 S. Geb. M. 5.80.

Das Werk Galsworthys ist in Deutschland besser bekannt — wenn wir von Shaw und Wells absehen wollen — als das

irgendeines anderen englischen zeitgenössischen Autors. Auf eine Überschätzung ist — wie zu erwarten — ein Rückschlag in der Bewertung erfolgt. Leute, die über Literatur schreiben, nehmen es immer übel, wenn das, worüber sie geschrieben haben, dann den Beifall der großen Massen findet. Dann haben sie das Gefühl, als gehörte es ihnen nicht mehr und es müßte daran doch etwas nicht so ganz sauber ... so ein wenig kitschig doch gewesen sein. Kurz gesagt: Erfolg kompromittiert. Und außerdem kennen sie dann seine Grenzen, und bislang war der Mann neu. Ferner braucht er sie nicht mehr. Es ist nichts mehr an ihm zu entdecken, denn er läuft von selbst. Endlich hat der Mann noch die Unverfrorenheit, viel zu schreiben (also muß er nach Rezepten arbeiten). Und man kann doch wahrlich nicht alles lesen.

Das ist so ein Schicksal, dem Galsworthy in den letzten Jahren in Deutschland nicht entgangen ist. Er ist trotzdem ein sehr guter Erzähler, ein glänzender Kenner eines gewissen Komplexes der englischen Gesellschaft... darüber und darunter liegen andere Komplexe, in denen er nur ab und zu zu Gast, aber eben nicht ganz zu Hause ist ... und ein feiner und neugearteter Künstler. Das ahnten schon einige wenige **vor** dem Krieg, als seine ersten Bücher in Deutschland, „Die Weltbrüder" und „Das Herrenhaus" und das schöne erste Forsytebuch ... sie hatten keinen Funken Sympathie für einander und hielten zusammen wie die Kletten, und das ist das, was die Familie so gefährlich und dem Staat so ähnlich macht ... also das mit dem Architekten, der sich vor den Omnibus (damals hatte London noch nicht mal Autobusse) wirft ... als seine ersten Bücher bei Bruno Cassierer sang- und klanglos vorbeigingen. Vielleicht hat er auch wirklich den Zauber, die Transparenz und die tiefe Schwermut der „Weltbrüder", von „Fraternity" nie wieder erreicht in anderen Romanen, die viel berühmter wurden. Aber die bewegte Oberfläche seiner Figuren, seiner Stimmungen, in die er sie einbettet, seiner Lebenslandschaften, die so spezifisch-englisch sind, ist ihm immer geblieben. Er hat einen Vorteil vor anderen Schriftstellern, er ist Anwalt gewesen und dadurch weiß er viel vom Leben und seinen technischen, kaufmännischen, materiellen, nicht nur den seelischen Einzelheiten, kennt alle Kniffe und Pfiffe, die die anderen anwenden ... er nicht. Denn er ist ein vornehmer Anwalt, der immer vornehmer, immer menschlicher und immer verständnisvoller ist als sein Klient. Wenn er nicht zufällig Anwalt wäre, würde er Richter sein. Er ist aus dem gleichen gesellschaftlichen Holz geschnitzt. Aber es würde ihm schwer fallen, die Geste der rächenden Nemesis aufzubringen. Das Essen würde ihm nachher nicht schmecken, denn er ist ein sehr feiner, menschlicher Mensch, trotzdem er aus den Kreisen kommt, wo er das weder nötig hat, noch es üblich ist, da die Weltordnung bekanntlich so lange gut ist, wie es mir gut geht.

Romane hat Galsworthy geschrieben, Stücke mit stark sozialem Einschlag, und auch Novellen; ja, sogar Verse. Ein Band Novellen, den ich einmal las, war dünn (nicht dem Umfang nach) und ist mir ziemlich nebelhaft vorbeigezogen. Diese hier aber, „Die Fehde", werden bleiben, und zwar der größten der vier Novellen wegen, die im Englischen A Stoic, also ein Stoiker heißt, und mit „Ein Lebenskünstler" wohl nicht glücklich hier benamset ist, und die eben nicht nur den Schriftsteller Galsworthy brauchte, um Wirklichkeit zu werden, sondern auch den alten Anwalt, der allen Schwindel und alle Schliche der ehrenwertesten Kaufmannschaft, die in Gesellschaften und Fusionen und Aktenpaketen denkt und das Maul voll Würdephrasen hat, durchschaut. Wie dieser gelähmte königliche Kaufmann von achtzig Jahren, der natürlich eine Riesenschweinerei gemacht hat und die Provisionen an einer Fusion seiner Gesellschaft mit einer anderen für sich eingesackt hat, die Summe verschiebt und im letzten Augenblick, als man ihn fassen **könnte**, sich zu Tode frißt und sauft ... ganz für sich allein ohne Tischgenossen und damit denen, die seinen Betrug entlarven wollen, ein Schnippchen schlägt und auch das Geld ... dank der englischen Gesetzsprechung ... nunmehr unfaßbar für fremde Hände macht, das ist schon von einer unvergeßlichen Plastik. Und was da so alles an jungen und alten Gemüsen ... seine bigotte Schwester, eine etwas leichtfertige Magazindichterin, ewig in Schulden, junge Angestellte, richtige und unrichtige Kinder und Enkel, kaufmännische Gegner und Mitgauner um ihn herumwimmelt ... das ist schon gleichfalls ein unvergeßlicher Gesellschaftsausschnitt.

Die drei anderen Novellen sind **sehr** englisch in allem ... bis auf die ein wenig parfümierte Landschaft und die Gärten um die Häuser und bis auf eine Wolke von Sentimentalität, die sie, besonders die letzte Novelle ... ausgerechnet am Tage seiner silbernen Hochzeit kommt er, nichts ahnend, an das Grab seiner ehedem verlassenen Liebsten, des Bauernmädchens, das sich seinethalben ... aber das erfährt er erst jetzt — das Leben nahm... Und dabei hat er sich von ihr gelöst, eben weil er sie **nicht** verführen wollte ... also aus echt englischen edlen Sonntagsschulmotiven, und sieht nun ein, mit euripideischen Versen, daß Kypris sich nicht spotten läßt. Die Novelle hat natürlich auch, wie alles, was Galsworthy anfaßt, eine lockere und bewegte, impressionistisch gestrichelte Oberfläche ... aber im Vertrauen, ich hätte sie gern von Maupassant gelesen.

Doch in der anderen Novelle, der von dem Geschworenen, ist etwas darin, was Maupassant noch nicht konnte, das verständnisvolle Aneinandervorbeischweigen zweier Eheleute, die nebeneinander hertreiben und nie das für beide erlösende Wort finden können. In solcher Szene ist die ganze **Weiterentwicklung** der Erzählungskunst der letzten fünfzig Jahre darin. Und an ihr, das sah und sagte ich schon vor bald zwanzig Jahren, hat Galsworthy — und das ist sein höchstes Verdienst — mitgearbeitet.

Berlin **Georg Hermann**

Die gefiederte Schlange. Roman. Von **D. H. Lawrence.** Übertragen von Georg Goyert. Leipzig 1932. Insel-Verlag, 480 S.

D. H. Lawrence tut wie ein Schriftsteller und ist ein Dichter. Seine Bücher sind fest und kühl, sie geben sich nie ohne weiteres in die Hand des Lesers, weil die Gefühlszugänge mit Scharfsinnigkeiten sorgfältig abgedeckt sind. Wäre es eine künstliche Enthaltsamkeit, sie würde irgendwann einmal entgleisen; aber es ist Wesen. Das Wesen eines Mannes, der die Geheimnisse anrührt, vor ihnen verstummt, aber nicht verzweifelt.

Dieses Mexikobuch ist ein einziger, großartiger Kampf um das Verstehen eines Landes, das mit seiner Kraft und seiner Hoffnungslosigkeit, seinem unheimlichen Argwohn und seiner düsteren Schönheit dem Europäer mehr verschlossen ist als irgendein anderes Land des amerikanischen Kontinents. „Mexiko! In Wirklichkeit ist es nicht einmal der Anfang einer Nation; daher der fanatische Ausbruch des Nationalismus bei einigen Stämmen. Es ist auch keine Rasse. Und doch ist es ein Volk. Irgendein Indianisches durchdringt das Ganze." Wer kann an dieses Land herankommen? „Die alte Taube Europa wird nie das Ei des schwarzhäutigen Amerikas aus-

brüten. Die Vereinigten Staaten können nicht sterben, weil sie nicht leben. Sie sind ein Nest mit Porzellaneiern, und die kann man nur sauberhalten." Der Europäer Lawrence bemüht sich, ebenso wie seine Heldin Kate, Mexiko zu fassen, zu durchdringen, sich mit ihm seelisch und geistig auseinanderzusetzen. Aber es gibt vor diesem Lande nur zweierlei: Flucht oder Hingabe, Ekel oder Liebe. Kate findet in der Hingabe an das Land, in der Liebe zu dem panisch gewaltigen, dunkelhäutigen General Cipriano die Erlösung aus ihrem europäischen Zwittertum.

Das Buch ist etwas lang geraten, aber offen und klug, voll feiner Untertöne, ein menschliches und männliches Buch.

Hamburg — Herbert Scheffler

Lyrisches

Die Ernte der deutschen Lyrik. Gesammelt von Will Vesper. Ebenhausen bei München 1932, Wilhelm Langewiesche-Brandt. 450 S.

Als Will Vesper vor über fünfundzwanzig Jahren seine „Ernte" herausgab, leuchtete das Buch als eine Tat, und es verminderte seine Bedeutung nicht, daß ungefähr gleichzeitig die ausgezeichneten Anthologien von Jacob Löwenberg und Avenarius erschienen. Diese drei Bücher bargen eine neue Schau der älteren Lyrik; sie waren von älteren Anthologien, etwa Bern oder selbst Busse, so unterschieden, wie die Schau der neueren Goethe-Bücher von den meisten älteren. Die Verwerter, Epigonen, Nachahmer versanken, die Schöpfer wurden sichtbarer als vorher oder überhaupt erst sichtbar. Es geschah, wie es in dem gewaltigen Gedicht Conrad Ferdinand Meyers geschrieben steht, und wie es das Schicksal der meisten schöpferischen Dichtwerke ist, die von den zeit- und taggeborenen Produkten überwuchert werden: „Die ewigen Lichter fangen an zu funkeln. Die heiligen Gesetze werden sichtbar. Das Kampfgeschrei verstummt, Der Tag ist richtbar." Der Tag der deutschen Lyrik wurde von neuem, der Tag der Lyrik, die das vergangene Jahrhundert hervorbrachte, wurde zum ersten Mal richtbar.

Vesper ist ein ausgezeichneter Kenner der Lyrik. Dennoch mangelt ihm ein Letztes, sowohl an Sicherheit des Wählens wie an Intensität des Sammelns. Als die „Ernte" damals großen Erfolg hatte, ließ er eine zweite Auswahl folgen. Er hatte inzwischen eine gute Anthologie von Balladen und balladischen Gedichten, eine verdienstvolle Lese geistlicher Lyrik im gleichen Verlag folgen lassen; nun fügte er dem ersten Band der „Ernte" einen zweiten hinzu, und damit verminderte er den Eindruck, verwirrte er das Bild des ersten. Aus vielen Jahrhunderten wählte er die Gedichte aus, unter einem weiten Geschichtsbogen stand er und sah er, und wie er selber nach strengen Maßen sichtete, so forderte sein Buch, das höchste Achtung erweckte, die höchsten Maßstäbe heraus. Mir ist niemals klar geworden, was dieser zweite Band war: ein Buch für sich, eine Ergänzung? Jede Anthologie ist ein Bekenntnis, und wer nicht daran arbeitet wie an einem eigenen Werk, mehr: wem sie nicht ein eigenes Werk ist, der ist ein widerwärtiger Tagelöhner, der sich die Arbeit anderer Leute zunutze macht. Selbstverständlich kann man einen Vesper niemals auch nur im entferntesten mit den raschhändigen Pflückern und Winzern vergleichen, die auf den fremden Weinbergen ohne Mühe ernteten. Auch sein zweiter Band war mit Sorgfalt gesammelt; aber es wurde doch spürbar, daß er der allerhöchsten Stufe der schöpferischen Sammler nicht zugehörte. Storm hat sein „Hausbuch" von Auflage zu Auflage durchgearbeitet, er hat Gedichte fortgelassen und einzelne dann wieder hinzugefügt, aber es wäre ihm unmöglich gewesen nun ein anderes, ein zweites Hausbuch herauszugeben. Dies war sein Bild, seine Überzeugung, dies war sein Erlebnis der deutschen Lyrik. Was er hier ausgelesen hatte, war das oberste Gut. Hier stand er, er konnte nicht anders, Gott helfe ihm, Amen. Die Meinung Vespers aber hat sich verwischt. Selbstverständlich kann man nicht alles Gute, Treffliche, Gelungene in einen selbst umfangreichen Band des normalen Buchhandels aufnehmen, aber es handelt sich nicht darum, eine Inventur aller in Frage kommenden deutschen Lyrik aufzunehmen, sondern eben das — nach der Überzeugung des Sammelnden — Beste zusammenzustellen. Der erste Band der „Ernte" machte den Eindruck des Notwendigen, der zweite machte ihn nicht, und er verringerte naturgemäß den geschlossenen Eindruck des ersten. Nun gibt Vesper einen dritten Band heraus, wiederum schlechthin „Die Ernte" genannt, von dem bemerkt ist: „Die vorliegende Zusammenfassung in einem Bande enthält im wesentlichen das bleibende Gut der deutschen Lyrik von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, vermehrt um eine kleine Auswahl der bedeutendsten Balladen und geistlichen Lieder." Dieser Band, obwohl er auch noch Balladen und geistliche Lieder enthält, zählt 449 Seiten, die anderen beiden zusammen 829; und wenn auch auf jeder Seite des neuen Buches 3 Zeilen mehr gedruckt sind, so ist doch eine große Anzahl von Gedichten ausgefallen. Im Grunde ist ein nicht völlig, aber doch zu einem erheblichen Teil neues Buch entstanden, aber wiederum kein eigentlich neues, sondern ein Gemisch aus dem ersten und zweiten Bande. Eichendorff war im ersten Bande mit 30, im zweiten mit 19 Gedichten vertreten, jetzt sind nur 30 übrig geblieben; Hebbel: 13 und 20, jetzt 23; Heine: 14 und 8, jetzt 5; Lenau: 14 und 5, jetzt 5. Im ersten Band stand seltsamerweise des Unlyrikers und überhaupt Undichters Hartleben schwächliche „Liebesode", sie ist mit Recht ausgefallen, mit Recht die flauen, zerflossenen Poeme Flaischlens „Im Kahn" und „Die Mühle", warum aber fehlt sein meisterliches Gedicht — das einzige, das ihm gelungen ist — „So regnet es sich langsam ein"? Es gehört zum bleibenden Gut wie ehemals Hofmannsthals „Reiselied" und „Ballade des äußeren Lebens", Scholz' „Haus bei Nacht", „Herbstburg", „In einer Dämmerstunde", Greiners „Liebe" und „Häuser" sind ausgeschieden, aber wahrhaftig seither nicht schlechter geworden; im Gegenteil, gleichzeitig Entstandenes versank, sie blieben. Storms bedeutendstes lyrisches Gedicht „Sturmnacht", das gewaltige „Gesicht Jesaias" von Luther, Eichendorffs über die Maßen herrlicher „Wanderspruch" — aufs Geratewohl hineingegriffen — sind fortgelassen. Aus welchem inneren Grunde fehlen sie? Dafür ist Rilke, der zur Zeit der ersten Bände noch lebte und die Aufnahme stets verbot, ziemlich reich vertreten. Aber das Gedicht „Herbst", in dem es von den Blättern mit prosaischem Gleichnis heißt: „Sie fallen mit verneinender Gebärde", gehört gewiß nicht zum höchsten Gut der deutschen Lyrik, und ebensowenig jenes mächtige Gedicht des mächtigen Hebbel, das aber unrettbar versehrt wird durch das unmögliche Bild vom Blitz, der „dich mit Feuer verklärend löst für den ewigen Sitz". Wohl, „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt": wenn ein vortrefflicher Kenner nach Jahrzehnten seine Sammlung umformt, wer wollte es mißbilligen; aber es handelt sich eben nicht um eine neue Gestaltung, sondern um eine Zusammenfassung. Im Grunde bestehen die beiden ersten Bände, wenn sie auch vergriffen sind, weiter. Das Gefühl zwingt sich nicht auf, daß Vesper hiermit ein neues und end-

gültiges Bekenntnis abgelegt habe, es sind auch wenig neue Gedichte aufgenommen, zum Beispiel Feuchterslebens tiefer, schlichter „Spruch“ und Ülzens „Ihr“; oder — durchaus entbehrlich — Bürgers „An die Menschengesichter“. Dies ward ausführlich dargelegt, nicht um den trefflichen Kenner, den verdienstvollen Sammler herabzusetzen, sondern um das sorgfältige Geschäft des Sammelns mit Sorgfalt nachzuprüfen und zu würdigen. Vesper ist ein vorzüglicher Sammler, aber kein Fanatiker des Sammelns, und wie in der Dichtkunst, so entscheidet über letzten Wert auch in der sammelnden und sichtenden Kunst die Intensität. Bei höchster Intensität wären diese drei Ernten ebenso unmöglich wie drei Stormsche Hausbücher.

Wien — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Weltliteratur im Umriß. Von Waldemar Oehlke. Darmstadt 1932, Ernst Hofmann & Co. 147 S. M. 2.50 (3.50).

Professor Oehlke nennt seine „Quintessenz der Weltliteratur“ einen Führer. Er beschränkt sich darauf, in einer raschen Übersicht das ausländische Schrifttum aller Zeiten zu durcheilen. Orient, Griechen, Römer, Christentum, Mittelalter, Italien, Spanien, Frankreich, England, Holland werden in den Hauptrichtungen und Hauptnamen ihrer literarischen Entwicklung charakterisiert. Die Romantik, in der Amerika hinzutritt und im östlichen Europa das Slawentum, liefert das Stichwort für die erste Zusammenfassung. Es folgen Realismus und Naturalismus, wiederum an allen Völkern, die wesentlich sind, dargestellt, und dann eine Inventur der Gegenwart. Meist haben die Angaben den Vorzug der von Irrtümern freien Sachlichkeit, und es ist zu vermerken, daß sie bis in die letzten Jahre reichen. Aber warum schreibt dieser Umriß „d'Annuncio“, sind Maeterlincks philosophische Betrachtungen „hübsch“, ist Jack London ein „Vagabunden-Dichter“, „Dichter“ nochmals in Gänsefüßen? Und was dergleichen mehr ist. Nützlich scheint die abschließende „Praktische Anleitung für Anfänger“ mit ihren Tabellen von „Weltbüchern“ und anderen, in die zweite Linie gerückten Hervorbringungen der Weltliteratur.

Berlin — Paul Wiegler

Antike Weisheit. (lateinisch, griechisch, deutsch). München, Ernst Heimeran. 146 S. M. 3.— (4.50).

Diese Sammlung, in die Reihe der Tusculumbücher gehörig, wird jedem Liebhaber der Antike zum Vergnügen gereichen. Daß Urtext und Übertragung nebeneinander stehen, macht sie besonders wertvoll und zu einem Handbuch klassischer Weisheit. Die Übertragung ist modern gehalten, sinngemäß und ziemlich frei. Mir ist zum Beispiel das Wort „Zeitung“ angenehm aufgefallen. In einem köstlichen Ring schließt sich die Anordnung, die von der Gottheit ausgeht und in der Unsterblichkeit mündet. Dazwischen liegt das gesamte Leben des körperlichen und geistigen, des politischen und des fühlenden Menschen. Einen Satz möchte ich herausgreifen, den Stobaeus im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung geprägt hat, als die politische Welt wie die heutige ein Chaos durchwanderte: „Laß dir keine Mühe zuviel sein, wenn du das Vaterland wieder zurechtbringen willst.“ Und dann Senecas mahnender Ausruf: „Wie viele treiben Körperkultur und wie wenige Geisteskultur! Wie geistesarm ist unsere vergötterte Bizepsaristokratie.“ Das Büchlein zeigt wieder einmal, das Altertum veraltet nicht.

Wasserburg (Bodensee)

Alexander von Gleichen-Rußwurm

Neues Zeugnis für Rutland-Shakespeare. Mit einer Darstellung der Gründe und der Geschichte der Shakespeare-Frage. Von Karl Schneider. Berlin, Rembrandt-Verlag. 232 S.

Erfreulich ist an dem Buch der gemäßigte Ton — man ist in der Beziehung wahrlich an Kummer gewöhnt; aber im übrigen finden wir auch in ihm die für diese ganze Richtung charakteristische Haltung, nämlich jedes Zeugnis für den Stratforder mit kühner Deutung abzutun, jede noch so schwache Stütze für die eigene Meinung als unerschütterlich anzusehen. Hier wird wieder einmal dargelegt, wie unerhört gebildet dieser Dichter gewesen sein muß; um auf diese Dinge im einzelnen einzugehen, brauchte man mindestens die Hälfte des Raums, die sie im Buch einnehmen, und es würde doch meistens darauf hinauskommen, daß zwar die Lerche bei Shakespeare „tyra-lyra“, bei du Bartas „tire-lire“ (S. 82) singt, daß deshalb aber noch lange nicht eine „Lesefrucht“ des Dramatikers festzustellen ist. Vor allem aber: Rutland wurde nun einmal Oktober 1576 geboren, und schon 1592, als er also knapp 16 Jahre alt war, beklagte sich Greene in einer bekannten Stelle über den Mitbewerb eines Schauspielers, eines Emporkömmlings(!). Damit sollte doch die Rutlandvermutung abgetan sein.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Das Symbol der Blauen Blume im Zusammenhang mit der Blumensymbolik der Romantik. Von Jutta Hecker. (Jenaer Germanistische Forschungen. Herausgegeben von A. Leitzmann. Heft 17.) Jena 1931, Frommannsche Buchhandlung. 93 S.

Die Verfasserin hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, einmal der Blumensymbolik der Romantik genauer nachzuspüren, und siehe da, das Ergebnis ist weit magerer, als man erwarten konnte. Das Symbol der Blauen Blume ist bei weitem nicht von der Romantik als bewußtes Kennzeichen aufgefaßt worden, sondern das ist erst durch Heine viel später, 1833, geschehen. Im allgemeinen war die Sehnsucht nach einem neuen Mythos treibende Kraft dieser Blumensymbolik, die aus der Naturmystik und der ästhetischen Kunstauffassung der Romantiker erwuchs. Dabei schöpft man in Anlehnung an Tieck zum überwiegenden Teil aus der Überlieferung, wobei allgemein christliche Anschauungen stark mitbestimmten. Reine Neuschöpfung ist nur Novalis' Blaue Blume als Symbol der Poesie, Liebe und Religion, als Weg zur Erlösung des Menschen. Die Verfasserin gibt eine eingehende Deutung der Blauen Blume im Anschluß an Novalis und sucht auch die Quellen deutlich zu machen, unter denen sie der Sage vom Kyffhäuser, dem Motiv der Zauberblume und der Vision der Traumblume nach Jean Paul besondere Bedeutung beimißt. Indem sie dann weiterhin die Nachwirkung dieses Symbols darstellt, wird deutlich, wie rasch es zum inhaltleeren Begriff herabsinkt. Nur E. T. A. Hoffmann vermochte ihm nochmals eigene Prägung zu geben. Jutta Heckers Stärke liegt in der sorgfältigen Durchprüfung des Materials, aber nicht auf der gleichen Höhe bewegt sich die geistige Verarbeitung. Der pathetisch-überschwengliche Stil führt vielfach zur Verschwommenheit, und

zudem glaubt die Verfasserin bewußte Entlehnungen zu sehen, wo es sich nur um den Ausdruck einer gemeinsamen seelischen Haltung handelt. Hier wird die Kritik ihrer Arbeit einzusetzen haben.

Dresden Otto H. Brandt

Kaspar von Barths Leben, Werke und sein Deutscher Phönix. Von Johannes Hoffmeister. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte. Neue Folge, herausgegeben von Max Freiherrn von Waldberg. Band XIX.) Heidelberg 1931, Carl Winter. VIII, 164 und 94 S. M. 15,—.

Rettung eines Verschollenen ist Sinn und Zweck dieser Arbeit, die von Gundolf angeregt wurde. Barockpoesie, Neulateinertum in virtuoser Ausprägung. Aus dem Philologentum wächst die Mehrzahl der Arbeiten Barths, im Wissensprunk bleiben sie zumeist verhaftet. Nur im Phönix schafft Barth etwas Überragendes. Der lateinische Phönix von 1623 und der deutsche von 1626 sind Gipfelleistungen des Barocks. Der deutsche nicht einfach Übertragung des lateinischen, sondern selbständige Weiterbildung unter dem Einfluß neuer Lektüre. Indem er den Gehalt des lutherischen Christentums in großem Schwung zusammenfaßt, wird er zum machtvollsten Gedichtwerk des vorbarocken Klassizismus, und Hoffmeister weist ihm seine Stellung zwischen Heinsius und Klopstock an. Zugleich ein Höhepunkt der Barocksprache, deren Wortrausch das gedankliche Gerüst überwindet, ohne daß die Form wie bei Opitz zum Selbstzweck wird. Hoffmeisters tiefdringende Studie ist der erste zusammenfassende Versuch, die Stellung Barths im deutschen Geistesleben festzulegen. Der Manulneudruck des deutschen Phönix' ist wegen der Seltenheit des Originals besonders zu begrüßen.

Dresden Otto H. Brandt

Verschiedenes

Der Zusammenbruch des Geistes. Von Georg Groeninger. Stuttgart-Berlin 1932. Deutsche Verlags-Anstalt. 186 S. M. 2.50.

Die Not unseres Volkes und die Not der ganzen abendländischen Kulturwelt rufen alle Geister auf den Plan. Eine kaum noch übersehbare Flut von Schriften und Reden setzt sich mit den Problemen der politischen, wirtschaftlichen und geistigen Krisen auseinander, und unübersehbar ist auch die Fülle der vorgeschlagenen Heil- und Aufbauwege. Aber immer tiefer bricht sich in allen diesen Schriften die Erkenntnis Bahn, daß es letzthin nicht wirtschaftliche, nicht politische Gründe sind, die die Krise verursachten, sondern geistige. Wiederaufbau und Wiedergesundung kann nur aus einer Wandlung im Geiste kommen — das ist die These, die auch diese Schrift verficht, für die der Verfasser mit Eifer und Überzeugung sich einsetzt. Der „Zusammenbruch des Geistes" ist kein wohl abgewogenes Werk der Wissenschaft, das die Dinge kühl erwägt und wertet. Es ist gleichsam ein Aufruf, der die Menschen wachrütteln soll, eine Rede an die Nation, die überzeugen und werben will. Deshalb dürfen die gelegentlichen Übertreibungen und Einseitigkeiten, die sich besonders in den kritischen Auseinandersetzungen mit der Wissenschaft finden, nicht schwer wiegen. Es kommt auf den Geist des Buchs an — und dieser Geist ist herrlich. Vorwärts um jeden Preis, heraus aus der trostlosen Verödung des Seelischen und Geistigen, der „weißen Gefahr", die eine Erstarrung der Menschheit im Maschinellen droht — es geht in erster Linie immer um den Menschen! Wer diese Schrift Seite für Seite und Zeile für Zeile werten und beurteilen will, verfehlt das Wesentliche: den Geist, aus dem es geschrieben. Den Geist der Bejahung, des ernsten, festen Wollens, des „rücksichts"losen Vorwärtssehens und -gehens, der uns so nottut. Allerdings: übersehen darf man die Schwächen dieses Werks nicht, es gilt im Gegenteil, sich ernsthaft mit den vom Verfasser vorgeschlagenen Reformen und neuen geistigen Zielen auseinanderzusetzen. Liegt aber nicht gerade in diesem Zwang zur eigenen Stellungnahme die tiefe, fruchtbare Wirkung aller ernsten kämpferischen und werbenden Ideen? Denn das sei zum Schluß noch hervorgehoben: hier wird die Lösung der Krisen nicht vom Standpunkt einer Partei versucht, nicht mit den hochtönenden Redensarten von „deutscher Kulturrevolution" und „kultureller Sendung der Jugend" erledigt, sondern sie wird als ernste Aufgabe für alle aufgewiesen, als Aufgabe, der sich keiner entziehen darf. Deshalb soll man dieses Buch zur Hand nehmen, sich selbst entscheiden, und für seine eigene Person vollbringen, was für den Einzelnen zu vollbringen ist!

Stettin Hans-Joachim Flechtner

Die Zeit ist reif. Reden und Vorträge. Von Frank Thieß. Wien 1932. Paul Zsolnay, 313 S.

Diese Reden, die Frank Thieß, teils in Schweden und Finnland, teils in Berlin, München, Hamburg und Wien, an bevorzugter Stelle gehalten hat, gehören in die nächste Nachbarschaft seiner vortrefflichen Essays, erweitern und ergänzen diese, führen ihre Gedankengänge fort bis in die Probleme unserer jüngsten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung; auch sie bestechen durch die unbefangene Betrachtungsweise und den Gerechtigkeitssinn des warmherzig einfühlenden Dichters. Mit dem Thema: „Was erwartet der Mann von der modernen Frau?" wendet er sich an bestimmte, geistig hochgezüchtete Kreise. „Der" Mann ist natürlich nicht jeder Mann in Deutschland, und es mag „moderne" Frauen geben, die einer zweischneidigen Freiheit die beglückende Unterordnung schon wieder vorziehen. — Über „Buch und Leben" und „Buch, Kultur, Jugend" spricht der verantwortungsbewußte Schriftsteller, der die literarischen Produkte eines „brennenden und feuerspeienden" Herzens über die des klug abwägenden Gehirnes stellt. „Der Dichter und seine Zeit", aktuell gewendet in „Deutsche Dichtung und deutsche Gegenwart", geht aus von dem Gegensatz Goethe-Kleist und wägt die Werte des völkischen Gedankens ab gegen die des Liberalismus und Individualismus. — Mit besonderem Interesse und nicht ohne Gewinn werden auch seine politischen Gegner Thieß' Bericht „Was geschieht in Deutschland?" lesen. Entscheidende Antwort darauf und Erklärung der Ursachen gibt die letzte Rede „Deutsche Jugend und deutsche Krise". Sie will die frühesten Symptome des bürgerlichen Zusammenbruchs schon in der Wandervogel-Bewegung entdecken, die allerdings mit den Parteidoktrinen der nationalsozialistischen und kommunistischen Jugendverbände kaum mehr in Zusammenhang zu bringen ist.

Dresden-Loschwitz Kurt Martens

Königtum Gottes. Von Martin Buber. Berlin 1932, Schocken-Verlag. 260 S. M. 7,50 (9,50).

Buber legt den ersten Band eines auf drei Bände berechneten Werks „Das Kommende" vor. Es enthält seine systematischen Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte des messianischen Glaubens. Ein großes religionsgeschichtliches Werk, dessen

erster Band die Glaubensvorstellung eines Volkskönigtums Gottes in Israels Frühzeit als eine aktuellgeschichtliche erweist. In seinen anderen Büchern schenkte uns Buber die Früchte seiner Gelehrsamkeit, die Blüten seiner Studien; seine Forschung, sein Wissen blieben unsichtbar. Hier läßt er uns — philologisch exakt — seine Arbeit miterleben. Es gibt kein bequemes Lesen, sondern es gilt versenktes Studium. Der religionswissenschaftliche Fachmann hat über den Wert dieser Forscherarbeit zu berichten. Wenn Buber neue Thesen der Kritik und Tendenz aufstellt: ist das nur Mut oder begnadete Einsicht? Er emanzipiert sich von hundertjährigen Konventionen der Bibelforschung; er findet eine neue formgeschichtliche Methode. Aber ihre Ernsthaftigkeit, ihre Resultate zu beurteilen, steht mir nicht zu. Schon den Inhalt des Bandes zu skizzieren, bedürfte es ausgedehnten Platzes, will man sich nicht auf Kapitelüberschriften beschränken. Aber dem laienhaften Leser geht auch das aus seiner angestrengten Lektüre klar hervor: Buber steht auf gegen die Tradition und — gegen jenen blinden alten Judenglauben an die Unantastbarkeit des Bibeltextes. Buber dringt als lebendiger Mensch in die göttliche Welt ein. Mitzuerleben, wie sein leuchtender Geist diese Welt noch einmal scheidet, noch einmal schöpferisch die gestaltete durchdringt: das ist einer der tiefsten und schönsten Genüsse, die dem Denkenden heut möglich sind.

Berlin — Kurt Münzer

Eduard von Hartmann. Von Wilhelm von Schnehen. (Frommanns Klassiker der Philosophie, Band 20.) Stuttgart 1929, Fr. Frommanns Verlag. XI, 425 S. Gr.-8°. M. 12,– (14,–).

Dieses Werk hat uns bisher tatsächlich gefehlt, und es wird allen denen, die sich in die großen philosophischen Werke Hartmanns nicht vertiefen können, die aber ein Gesamtbild der Hartmannschen Weltanschauung besitzen möchten, willkommene Dienste leisten. Der riesenhafte Gedankendom, den Hartmann errichtet hat und der durchaus nicht spekulativ bleibt, weil er auf dem gesamten modernen Wissen aufgebaut ist und die letzten Ergebnisse der Naturwissenschaft mit einbezieht, hat etwas ungemein Imponierendes. Man begreift kaum, daß ein Denker solchen Formats im Lande der Denker jahrzehntelang unbeachtet bleiben konnte, obwohl „Die Philosophie des Unbewußten" gleich nach ihrem Erscheinen ein Modebuch geworden war. Allerdings gelesen wurde es nicht, denn die wenigsten haben es, abgeschreckt durch seine Tiefe, verstanden. Hartmann berauschte seine Leser nicht, wie die tumultarischen Schriften Nietzsches, und er gab seinen Lesern auch keinen Freibrief auf ein dämonisches Übermenschentum, mit dem sie kokettieren konnten. Hartmann fehlte alles Dyonisische; er konnte nur den Lesern Aufschwung geben, die seine Tiefgründigkeit erfaßt hatten und die in der Aufhellung vieler dunkler Probleme Beglückung und Trost fanden.

Hartmann hatte es mit allen verdorben. Er enttäuschte die Pessimisten, die in seiner Welt eine Bestätigung der Schopenhauerschen Anschauungen suchten; er enttäuschte die politisch Freisinnigen, da er sich als streng konservativ entpuppte; er verdarb es auch mit den Religiösen, die seinen Kampf gegen das heute geübte Christentum als einen Kampf gegen die Religion mißverstanden. Und er verdarb es endlich mit den Freigeistern, als seine „Religion des Geistes" erschienen war und schließlich verdarb er es mit allen politischen Parteien, da er die Parlamentsherrschaft ebenso bekämpfte, wie die Verlogenheit des Parteiwesens und der Presse. Darum schwieg man ihn tot. „Was immer auch bei den einzelnen die wahren Gründe für dies dauernde Totschweigen Hartmanns sein mögen: jedenfalls war und ist das Verhalten der weit überwiegenden Mehrzahl aller Fachgelehrten ihm gegenüber ein trauriges Denkmal engherzigen Zunftgeistes und eine wahre Schande der amtlichen deutschen Wissenschaft."

Erst als die Darwinsche Lehre einer scharfen Kritik unterzogen worden war und man erkannt hatte, daß die Lebensrätsel keineswegs gelöst waren, vollzog sich ein Umschwung zugunsten Hartmanns. Aber erst mußte die Naturwissenschaft erkennen, daß sie von sich aus nie imstande sein werde, ihre Lehren als zweifellos gewiß zu betrachten. Die Ansichten haben gewechselt, die Grundlagen sind verändert. Ebenso wie die Naturwissenschaft nur ein Weg zum Ziele sein kann, vermag auch die Naturphilosophie auf anderen Wegen das Ziel erreichen lassen. Diesen Weg klar vorgezeichnet zu haben ist das bleibende Verdienst Hartmanns.

Berlin — J. E. Poritzky

Der Befreier. Eine Begegnung mit Kant. Von Heinz Zimmermann. München und Leipzig 1930, Duncker & Humblot. 289 S.

Der Verfasser greift das schwierige Unternehmen einer Hinführung zu Kant von der persönlichen Seite her an, indem er, ohne Eingehen auf die Kompliziertheiten der Kant-Interpretation, einfach darstellt, wie er selbst Kant erlebt hat. Dadurch gewinnt dies Buch eine Frische und Lebendigkeit, die nicht allen ähnlichen Versuchen eignet. Da es werben will, so wäre jedoch eine ausführlichere Verweisung auf die Schriften Kants sicherlich den Lesern, für die das Buch in erster Linie in Betracht kommt, willkommen gewesen.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

An der Schwelle des vierten Zeitalters. Eine Wegschau. Von Bogislav von Selchow. Leipzig. 1930, K. F. Koehler. 347 S. M. 14,50.

Jedesmal, wenn ein Werk großen Erfolg gehabt hat, melden sich ähnliche, die dieselben Probleme unter verwandten Gesichtspunkten behandeln. So hat seit Spenglers Periodisierung der Geschichte eine ganze Reihe von Forschern es versucht, aus dem geschichtlichen Werden eine ähnliche Rhythmik herauszuhören. Auch dieses Buch unternimmt einen solchen Versuch. Und zwar wird das abendländische Weltgeschehen folgendermaßen gegliedert: eine „Vorzeit" bis zur Völkerwanderung, dann eine „Allzeit" bis 1500, dann eine „Ichzeit" bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts, wo dann die „Wirzeit" beginnt, der wir immer mehr entgegengehen. Jedem Zeitalter wird eine typische Raumgestaltung, eine typische Körperwertung und Heilkunde und eine typische Geschichtsdarstellung zugeordnet. Alles wird in Spenglers Art in Tabellen vorgeführt. Wie bei allen derartigen Büchern verquicken sich geistreiche Kombinationen mit gewaltsamen Konstruktionen. Große Belesenheit bringt mannigfaches Material zusammen. Doch kann sich der Verfasser an Kraft des Zugriffs nicht mit Spengler vergleichen, wenn auch an seiner Meinung, daß wir einer neuen Form der Vergesellschaftung entgegengehen, Wahres sein dürfte. Über Einzelheiten zu rechten ist hier nicht der Ort. Liebhaber solcher weltgeschichtlichen Perspektiven werden dem Buch manches Interessante entnehmen.

Stettin — Richard Müller-Freienfels

Die Philosophie des Carl Gustav Carus. Ein Beitrag zur Metaphysik des Lebens. Von Hans Kern. Celle, Niels Kampmann. M. 5,50 (7,—).

Eine gut geschriebene und aufschlußreiche Einführung in die Philosophie des romantischen Lebensphilosophen, der heute besonders durch Ludwig Klages und seinen Kreis wieder zu lebendigerer Wirkung gekommen ist. Ein kurzer Überblick über die gegenwärtige Situation und eine kurze Lebensbeschreibung eröffnen das Buch. Es folgt eine knappe aber prägnante Darlegung des geistigen Kerngehalts der Carusschen Philosophie und die Darstellung der einzelnen Zweige seines Denkens: Naturphilosophie, Psychologie und Erkenntnistheorie. Vor allem die Naturphilosophie verdient durch die teilweise wirklich erstaunlichen Einblicke unbedingt Beachtung, und der Verfasser versteht es, den Geist des Philosophen auch in seiner Darstellung lebendig und ursprünglich zu erhalten.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Frieden und Friedensleute. Von Walther Rode. Berlin 1931, Transmare-Verlag. 215 S. M. 3,—.

Ein verstimmtes, aber locker und gelegentlich elegant geschriebenes Feuilleton über Genf. Der Verfasser findet den Völkerbund-Betrieb z. K.; er drückt sich nicht ganz so derb aus, aber nachdem er als journalistischer Beobachter einige Ratssitzungen, Fachkonferenzen, Vollversammlungen mitgemacht hat, in der Stadt, die ihm wegen Wind, Feuchtigkeit und Kalvinismus sowieso nicht zusagt, schreibt er sich seine Rachegefühle von der Seele. Die Betrachtungen über die Sprache im internationalen Verfahren, über den Organisationsfimmel, über das vorgetäuschte oder amtliche Ernst-Nehmen der Formalien, die Zensuren für die Technik von Umschleierung und Vertagung, für den oft genug gespensterhaften Zug einer Politik des Als-Ob, treffen ganz gewiß meist das Richtige. Aber das Büchlein, das nicht sehr groß ist und sich leicht liest, ist doch zu groß — denn dem Ton, den es anschlägt, fehlt irgendein Gegenton. So bleibt es bei der Variation des einen — der muntere Einsatz endet in einem fast grämlichen Gefühl.

Berlin — Theodor Heuß

Deutsche Kulturrevolution. Weltbild der Jugend. Herausgegeben von Werner Deubel. Berlin 1931, Verlag der Zeitkritik. 240 S. M. 6.— (7.50).

Dieses Buch, das in einer Anzahl Einzelarbeiten die große Kulturkrisis der Gegenwart und ihre Überwindungsmöglichkeiten auf den verschiedensten Gebieten aufzeigt, steht im wesentlichen auf dem Boden der Philosophie von Ludwig Klages, den der Herausgeber reichlich übertrieben als den „bestgehaßten, bestverschwiegenen Kopf Deutschlands" bezeichnet. Das Weltbild der Jugend wird gestaltet, das Streben nach einer Neuordnung des Menschen, das Ringen gegen das bisherige, einseitig durch den Geist beherrschte Weltbild. Im einzelnen ist dieses Buch sehr beachtenswert, als Gesamterscheinung muß man es allerdings anders bewerten als Herausgeber und Verfasser es tun. Schon der Grundsatz, auf dem es erwachsen, ist nicht eindeutig zu bejahen: „Heute ist die Schlüsselstellung der Zukunft wirklich in den Händen der Jugend." Nein; denn Jugend wird immer nur eine neue Einseitigkeit gegen die alte setzen können. Jugend muß, wenn sie Neues bringt, dieses Neue im Gegensatz zum Alten sehen, da ihr ja die Erfahrung fehlt, den Wert des Alten ganz zu erfassen, das Alte in das Weltbild miteinzugliedern. „Kulturrevolution" — der Titel sagt eigentlich schon alles. Aber die Krisis der Gegenwart ist viel tiefer verborgen, als diese Jugend glaubt. Nicht die Gegensetzung des Lebensideals gegen das Wertideal löst die Krisis, sondern bei dieser Gegensetzung beginnt das Problem erst eigentlich. Das Lebensideal führt zur Einseitigkeit, das Wertideal ebenfalls. Und jede Einseitigkeit schafft neue Gegnerschaft — und in wenigen Jahrzehnten wird das Weltbild der Jugend so überholt sein wie das der Alten es heute sein soll. Daß wir das heute in vollem Umfang einsehen, das ist das Merkmal unserer Kulturkrisis — und diese Krisis wird durch keine „Kulturrevolution" gelöst. Wir brauchen heute keinen neuen Gegensatz, der doch nur eine Wiederholung der vorgestrigen ist, wir brauchen eine Synthese, die endlich aus dem Pendelrhythmus der Kulturentwicklung selbst die Erkenntnis in die tiefsten Sinnzusammenhänge gewinnt. Und sei es nur die Erkenntnis, daß dieser Pendelrhythmus notwendig und unabänderlich ist.

Stettin — Hans-Joachim Flechtner

Dänemark, Schweden, Norwegen. Landschaft, Baukunst, Volksleben. Von Kurt Hielscher. Mit Geleitworten von Karin Michaelis, Selma Lagerlöf und Sigrid Undset. Leipzig 1932, F. A. Brockhaus. 101 S.

Avenarius hat vor Jahrzehnten ausgesprochen, daß die Entwicklung des Bild-Drucks für die bildende Kunst Ähnliches bedeute wie die Erfindung des Drucks durch Gutenberg für das Schrifttum. Das zwiegespaltene, polare Wesen des Menschen bewirkt, daß alle Ersinnungen seines Geistes sich heilsam und unheilvoll auswirken. Er fliegt in kurzer Frist um die Erde, aber er wirft aus dem gleichen Flugzeug Bomben ab, er heilt die Syphilis durch Serum und vergiftet Völker durch Gas. Der Bild-Druck entwertet das Bild; er überschwemmt die Blätter mit nichtigen Visagen, leeren Ansichten gleichgültiger Landschaften, mit Wiedergaben belangloser Zusammenkünfte, Tafelungen, Feiern. Hielscher aber zählt zu denjenigen, die den Bild-Druck zu einer Groß-Tat des Menschen gestalten. Er bannt Länder zwischen zwei Buchdeckel. Straßen, Schlösser, Dörfer, Stuben, Kirchen, Berge, Seen, Flüsse, Fjorde, Menschen, all dies packt er mit der sehend greifenden Kamera, packt's immer bildhaft, fast immer plastisch, wie im Rund umschreitbar, umtastbar, oft monumental, will sagen: denkmalhaft ohne Pose des Denkmals. Seine Art ist stilhaft, ohne die Selbstverständlichkeit der Natur im geringsten zu versehren. Niemals ist auf seinen Bildern die Luft versickert, nur selten gebricht es ihr an letzter Fülle. Es lohnt, seine Bilder genau, langsam, mit der Lupe, zu betrachten, zum Beispiel die Pfeiler der Marmorbrücke von Schloß Christiansborg in Kopenhagen, die zersprungenen Reliefs an ihnen, das geriefte, gebuckelte Wasser, die Spiegelung der Pfeiler in ihm. Nur ganz wenige, wenngleich auch vortreffliche Stücke, ermangeln allerletzter Intensität. Nachthafte Dämmerung über dem Ångermanälv in Schweden, auf dem in großen Bogen Tausende von Holzbalken lagern, bereit zur Völkerwanderung der Flöße. Wie aus rohbehauenen erratischen Blöcken gefügt, heidnisch-förmig gleichsam, die St. Olafs-Kirche auf Bornholm. Wie Gebirg wordene Nacht umfinstern Felsmauern das Norangsdal in Norwegen. Gewaltige Bilder, Licht-Gemälde, allenthalben in diesem Werk. Das Mächtige gelingt diesem Meister noch besser als das Liebliche, das Überlebensgroße noch trefflicher als das Lebensgroße, noch besser als das Tägliche, das — ja, seltsam, das Wort stellt sich ein: Visionäre. Viele dieser Bilder sind

— gänzlich unstilisiert — Gesichte der Wirklichkeit. Die mechanische, die nur sehende Kamera, kraft der blickenden Seele, schaut.

Wien — Ernst Lissauer

Lebenskunst und Lebensglück. Von Wolfgang Schumann. Leipzig 1929, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 144 S. Geb. M. 4,20.

„Lebenskunst und Lebensglück!" Ein oft verwandtes Thema und Motiv, das stets redliche Gelegenheit gab, in Banalitäten zu schwelgen. Nicht ohne Argwohn ging der Referent deshalb an dies Buch heran. Aber es war einmal etwas anderes. Ein ernsthafter Versuch, auf klarer Grundlage, gemeinverständlich und doch nicht flach, eine Lehre zu geben, die das Verhalten und Handeln in den verschiedenartigsten Lagen des Lebens zu regeln sucht. Von vornherein sei eins gesagt: In manchen, nein, in vielen der hier entwickelten Ansichten teilt der Referent den Standpunkt und die Ansichten des Verfassers ganz und gar nicht. Obwohl dieser sichtbar bemüht ist, eine möglichst objektive und unparteiische Stellung zwischen antiker und christlicher Lebensanschauung und Sittlichkeit einzunehmen, kommt doch die kulturelle Bedeutung des Christentums und seiner Weltveränderung ein wenig zu kurz.

Aber was ist Verschiedenheit, ja, Gegensätzlichkeit der Ansichten? Etwas Indifferentes, auf das es ganz und gar nicht ankommt. Die Hauptsache ist, daß man einmal etwas Eigenes, Originelles, gerade in dieser Art zu Tode gehetzter Stoffe hört, ein Buch liest, das einem etwas zu sagen hat. Wie man sich dann zu seinen Einzelheiten, ja, zu seinem Ganzen stellt, ist eine untergeordnete Sache. Genug, daß man in sich aufnimmt und durch den Widerspruch eigene Gedanken fruchtbar werden sieht. Und das muß man dem Verfasser zugestehen: Er hat seine eigene Ansicht über die Dinge, er kennt eine Lebenskunst und ein Lebensglück, das, wie jedes Glück und jede Kunst, aus dem Innern geboren sein muß, er baut klar und durchsichtig auf, führt ernst und folgerichtig durch und gibt Gedanken und Anregungen, die man sich gern merkt. Eine von diesen steht ziemlich im Anfang: „Der Glückliche, der auf sein Glück bauen darf — nur dieser! — ist jenseits der Lebenskunst. Er ist Lebenskünstler, aus welcher Ursache und Kraft er es immer sei."

Danzig — Artur Brausewetter

Das Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer. Der Propyläen-Weltgeschichte III. Band. Berlin 1932, Ullstein. 696 S. M. 30,60.

Noch drei Bände des großen Unternehmens stehen aus: zwei aus neuester Zeit: Die Entstehung des Weltstaatensystems und Das Zeitalter des Imperialismus, einer, der sich an den vorliegenden (dritten) des zehnbändigen Werks anschließen soll: Gotik und Renaissance. Von dem neuen Band ist zu sagen, daß sich die Mitarbeiter immer besser aufeinander einspielen. Die Aufteilung in Spezialgebiete hindert nicht mehr die einheitliche Behandlung zusammengehöriger Dinge. Der Herausgeber, Walter Goetz, gibt in seiner zusammenfassenden Einleitung nicht nur, wie in den übrigen bisher erschienenen Bänden, den besten Beitrag, er gliedert auch den Stoff ausgezeichnet. Nachdem seine Ouvertüre alle Themen anschlägt — das Mittelalter als Inkubationszeit für das „dritte Reich" der Renaissance (nach Antike und Christentum), das Christentum als Bewahrer und Umformer antiker Gebilde, Kaisertum und Papsttum mit seinen Kämpfen, die bis zur Überspitzung des Prinzips der Universalherrschaft führten und das Aufkommen der Nationalstaaten zur Folge hatten, die zweifelhafte und einzig mögliche Lösung kollektiver Probleme durch Individualitäten —, machen Spezialabhandlungen die geschichtliche Bedeutung des Mittelalters sinnfällig. Paul Kirn behandelt unter Berücksichtigung neuer Forschungen, die den großen Umkreis der Völkerwanderung in teilweise neuem Licht erscheinen lassen, das Abendland vom Ausgang der Antike bis zum Zerfall des karolingischen Reiches, das abendländische Hochmittelalter behandelt Karl Hampe, indem er erfreulich europäische Gesichtspunkte statt deutsch-dynastischer gelten läßt und Herrschern keine Aufgaben zumutet, die damals unlösbar waren. Zwischen diese beiden großen Abschnitte sind kleinere eingefügt: Das Byzantinische Reich (August Heisenberg), Ausbreitung und Staatengründung des Islam vom 7. bis 15. Jahrhundert (Hans Heinrich Schaeder) und Geschichte Indiens (Williband Kirfel) — da in der Darstellung die Simultanität des Geschehens nicht gewahrt werden kann, die in den Tabellen des Anhangs eindringlich wird, kommt es auf die Stelle an, bei der das parallele Geschehen berücksichtigt wird; diese ist im vorliegenden Band ausgezeichnet gewählt, die Verknüpfung der Ereignisse als die eigentliche Geschichte vollzieht sich im kritisch-angeregten Leser. Die reichen und schönen Bildbeigaben sind Schmuck und Belehrung zugleich.

Berlin — Lutz Weltmann

Das Breslauer Bürgerhaus. Von Rudolf Stein. (Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte. Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien VI.) Breslau 1931, Priebatschs Buchh. 103 S. Geb. M. 12.—.

Steins Buch hat nicht nur lokalen Wert, es ist methodisch ein wichtiges Dokument, weil es zeigt, wie vorzüglich die Forschung weitergetrieben werden kann, wenn ein kunsthistorischer Gelehrter gleichzeitig geschulter Architekt ist. Rudolf Stein bricht mit Recht mit dem in der kunsthistorischen Literatur oft vorwaltenden Vorurteil, daß das repräsentative Gebäude der vorzüglichste Gegenstand der geschichtlichen Arbeit sei. Er untersucht nicht die hervorstechenden, stets als Juwelen in der Stadtanlage betrachteten Kirchen und weltlichen Bauten, sondern das bürgerliche Wohnhaus, und zwar gleichzeitig unter mehreren Gesichtspunkten. Indem er seine Arbeit geschichtlich aufbaut und der Geschichte des Bürgerhauses vom Mittelalter bis in die friderizianische Zeit nachgeht, leistet er vorzügliche Vorarbeit für den Kulturhistoriker, indem er den Hauptwert auf Rekonstruktion alter Grundrisse legt, liefert er Material zur Geschichte der Architektur, und mit seinen großen Tafeln, in denen er den Zustand des breslauer „Ringes" (Marktplatz) in früherer Zeit zeichnerisch erhellt, sagt er auch Gewichtiges zur Geschichte des Städtebaus aus. Nebenbei fallen einige bedeutungsvolle, wenn auch mehr den Spezialforscher interessierende Bemerkungen zur Kunstwissenschaft ab, so wenn dem Baumeister Hackner die überragende Rolle in der Geschichte des breslauer Bauwesens abgesprochen wird. Auf den knappen Text von noch nicht hundert Seiten folgen vorzügliche Reproduktionen, und eine Reihe Tafeln mit Rekonstruktionen von Grundrissen und Längsschnitten, wie überhaupt die Ausstattung des Buchs weit über das heraus geht, was man von wissenschaftlichen Arbeiten in den letzten Jahren gewohnt war. Mit Einzelheiten muß sich die Kunstwissenschaft auseinandersetzen, den Außenstehenden fasziniert die Fülle des faßlich erklärten Materials.

Breslau — Werner Milch

Eine Geschichte der Juden. Von Josef Kastein. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 633 S. M. 9,— (12,50).

Das Buch ist die Ausführung der interessanten Idee, die Geschichte eines Volks, das mehr als drei historische Jahrtausende aufzuweisen hat, an einzelnen konstanten Grundideen aufzuzeigen. Das besondere Interesse und der besondere Schwung, den die Ausführung dieser Idee dem Buch verleiht, halten den Leser der mehr als sechshundert Seiten in Atem. „Theokratie, Gewaltlosigkeit, die Verpflichtung dem Gedanken gegenüber" — das sind dem Verfasser die Kennzeichen des Judentums von seiner frühesten Epoche bis zur heutigen Zeit. Der apologetische Charakter des Buchs wird in der Einleitung bekannt und als eine angemessene Haltung für den Geschichtsschreiber des eigenen Volks verteidigt. Als eine essayistisch-apologetische Leistung kann das Buch als ein glücklicher Wurf betrachtet werden, denn es ist geschickt und spannend geschrieben. Andererseits aber kann nicht verschwiegen werden, daß die vom Verfasser im Vorwort abgelehnte Haltung des „Materialsammlers" dem Werk sehr zugute gekommen wäre. Ein tieferes Eingehen auf den Stoff hätte auch der essayistischen Darstellungsweise mehr Gewicht gegeben und hätte die Schroffheit des Urteils und der Darstellung unmöglich gemacht, die überall hervortritt, wo der Verfasser die von ihm als den Juden eigentümlich behaupteten Ideen aus ihrer Geschichte erweisen will.

Denn gerade für dieses Buch, das die „Andersartigkeit" des Juden so häufig und mit so viel Stolz betont, wäre ein genaueres Eingehen auf die Quellen und eine Auseinandersetzung mit anderen Auffassungen des jüdischen Wesens sehr wünschenswert und fruchtbar gewesen. Konnte doch ein so genauer Kenner jüdischen Wesens, wie M. J. Berdyczewski (Ben Gorion) seine Auffassung der jüdischen Geschichte auf eine der Kasteinschen genau entgegengesetzte Wertung dieser „Andersartigkeit" des Juden aufbauen. (Siehe L. E. XXIV, 767 und mein Buch „Jawne und Jerusalem", 1919, S. 34 ff.). Ein Eingehen auf die Quellen hätte sicherlich zu einer Einschränkung der Behauptung von der Andersartigkeit geführt; mit Unrecht hat der Verfasser die gewöhnlichen Kategorien der Geschichtsschreibung vernachlässigt. Die Juden sind in ihren Massen von denselben Instinkten und Versuchungen beherrscht, wie alle Völker; der Verfasser dagegen sucht aus dem jüdischen Charakter zu erklären, was viel mehr auf Rechnung des jüdischen Schicksals zu setzen ist. Von dem Hintergrund prinzipieller Gleichheit jüdischen Wesens mit dem anderer Völker würde sich die Tragik dieses Schicksals wie die besondere Größe der jüdischen Leistung um so leuchtender abheben.

Jerusalem — Hugo Bergmann

Große Ärzte. Eine Geschichte der Heilkunde in Lebensbildern. Von Henry E. Sigerist. Mit 68 Bildern. München 1932, J. F. Lehmann. 310 S. M. 8,— (10,—).

Die Welt des Willens, aus der heraus der Arzt schafft, hofft, heilt, durch neue Anschauungen die medizinische Kunst befruchtet, neue Waffen zum Kampf gegen Siechtum, Verfall und Tod schmiedet, aus dieser Welt des Willens, die schon da ist im Schamanen der primitiven Kultur, dann in allen Zeitaltern medizinischer Entwicklung bis auf den heutigen Tag, aus ihr heraus ist diese ergreifende und mit allen Mitteln gelehrter Fachkenntnis gearbeitete Berufsgeschichte geschrieben. Es ist das Buch der Ärzte, „die im Gedächtnis der Menschheit weiterleben". Es sind die heilkundigen, heilfähigen „auserwählten Menschen, die des göttlichen Funkens teilhaftig, Ideen erfühlt, erfaßt und in zäher Arbeit gestaltet haben". Sie alle standen im Dienste des höchsten Selbsterhaltungstriebes, d. h. im Kampf mit dem vorzeitigen Tod. Henry E. Sigerist, der leipziger Ordinarius für Geschichte der Medizin, hat in einer langen Reihe von Lebensbildern diese Geschichte, wie der Mensch Gesundheit schützt und Krankheit heilt, dargestellt. Er hat diesen Willen zum Leben wundervoll tief gedeutet und zwar aus dem Menschen selbst und aus den sich wandelnden Denkformen. Am Ende der Reihe stehen die Repräsentanten der Denkformen der abendländischen Medizin, die ganz neue Horizonte eröffnet hat. Aber immer ging es „um die ewig aktuellen Probleme der Krankheit". Die Wissenschaft wandelt sich, stirbt mit den Kulturen, geht dahin; die ärztliche Kunst bleibt, sie ist unvergänglich. Das ist das Bekenntnis dieses Buchs, und in diesem Sinn trägt sein Verfasser hier die Lebensgeschichte der großen Ärzte vor. Seine Worte sind von wohltuender Wärme und haben oft den Glanz enthusiastischer Geistigkeit, die sich dann zu dem lichten Zweck hoher Menschlichkeit verflechten, wo alle Kenntnisse ineinander münden. Das ist die Philosophie der Heilkunde. Der Verfasser schreibt aus jahrelangem Quellenstudium und gelehrter Erfahrung. Überall sprechen primäre Quellen. Darum die Sicherheit und Kühnheit großen Erfassens — und doch, wie vieles ist in diesem Buch, was das tiefste Gemüt in Anspruch nimmt und der Leser seinem eigenen Leben zu eigen machen kann!

Wien — Franz Strunz

Die Zeitschrift. Ihre Entwicklung und ihre Lebensbedingungen. Eine wirtschaftsgeschichtliche Studie von Gerhard Menz. Stuttgart, C. E. Poeschel. V, 134 S. M. 7,50.

Der bekannte Fachmann für Buchwesen an der leipziger Handelshochschule gibt hier auf Grund des Materials, das er bei der Vorbereitung der wirtschaftsstatistischen Abteilung der Zeitschriftenschau auf der kölner „Pressa" durchzuarbeiten hatte, einen trotz seines knappen Umfangs sehr inhaltreichen Überblick über das Zeitschriftenwesen, wie er bisher nicht vorhanden war. Im Mittelpunkt steht eine durch interessantes Zahlenmaterial belebte Darstellung des heutigen Standes des deutschen Zeitschriftenwesens, dessen Umfang für den Außenstehenden schon allein durch die Tatsache überraschend gekennzeichnet wird, daß in der „Deutschen Bücherei" in Leipzig jeden Tag durchschnittlich 1000 deutschsprachige Zeitschriftenhefte eingehen. Menz berichtet vor allem über das Wachstum der deutschen Zeitschriften während der letzten Jahrzehnte, über ihre Standortsverteilung, ihre Verteilung auf einzelne Lebens- und Wissensgebiete, ihre Auflagenhöhen, ihre Formate, ihre Preisverhältnisse und über die Inflationsopfer und den Wiederaufbau, wobei das relative Anwachsen der Zeitschrift dem Buch gegenüber (auf allen Gebieten) und die Bedeutung der Fachzeitschriften besonders deutlich werden. Selbstverständlich wird auch der Entwicklung der illustrierten Zeitschrift gebührende Beachtung geschenkt. Anhangsweise wird über die ausländischen Zeitschriftenverhältnisse der Gegenwart berichtet. Schließlich werden die technischen und wirtschaftlichen Sonderfragen (Papierverbrauch, Maschinenwesen, Großbezug, Sortimentsbezug, Straßenverkauf, Anzeigenteil) in den Kapiteln „Die Herstellungsleistung" und „Vertrieb und Finanzierung" besonders erörtert. Nicht unerwähnt bleiben darf auch das kulturgeschichtlich reizvolle Kapitel „Herkunft und Entwicklung", mit dem das Buch beginnt und aus dem man die aus Frank-

reich über England nach Deutschland führenden Grundlinien der 250jährigen Geschichte der belehrenden und der unterhaltenden Zeitschrift klar erkennt.
Gewiß wird die Menzsche Arbeit viele Freunde des Buchwesens und der Literatur interessieren und hoffentlich auch manchen Fachmann zu weiterer Beschäftigung mit der Zeitschrift „als Kulturinstrument und als Erzeugnis wie als Werkzeug der Wirtschaft" anregen.

Stettin Erwin Ackerknecht

Das Porzellan. Von Friedrich H. Hofmann. Berlin 1932, Propyläen-Verlag. 518 S., 567 Abb., 24 Tafeln. M. 50,—.

In der gleichen Ausstattung wie die sechzehnbändige Propyläen-Kunstgeschichte, zu der sie ein Ergänzungsband ist, ist diese erste Monographie des Porzellans erschienen. Der unlängst verstorbene Direktor der Museen und des ehemaligen bayrischen Kronguts ist nicht nur ein besonders berufener Kenner dieses Gebiets, was fast noch wichtiger ist, er kann auch schreiben und serviert uns das reiche Material im raschen Fluß des Geschehens. Es ist nicht viel über zweihundert Jahre her, daß man die den Chinesen nacherfundene Kunst in Europa entdeckte — und ihre Ursprünge liegen in tiefem Geheimnis. Entgegen der landläufigen Meinung, aber beweiskräftig, weist Hofmann Tschirnhaus den Ruhm an, der im allgemeinen dem Alchimisten Böttger gezollt wird; allerdings wären Tschirnhaus' Versuche ohne Böttcher verschollene Experimente ohne Nachfolge gewesen, und das europäische Porzellan wäre vielleicht bis heute nicht erfunden.
Reizvoll zeigt Hofmann den Weg des Porzellans vom Abenteuer zur Wirtschaft, vom Aberglauben zur Kunst. Die Geschichte des Porzellans ist ein Stück Kulturgeschichte, von Abenteurern wie Marco Polo ist die Rede, Monarchen wie August dem Starken, königlichen Kaufleuten wie Gotzkowsky, von Arkanisten und leidenschaftlichen Künstlern, die Welt des Rokoko ersteht auf, Politik und Geschichte spielen hinein, Orient und Okzident begegnen einander, und die Gesetze zweier Künste, Malerei wie Plastik, müssen mit der neuen Erfindung in Einklang gebracht werden. Seltsame Vorbilder tauchen als Motive auf, und nicht minder seltsam sind die Dinge, die alle aus Porzellan angefertigt werden mußten.
Neben dieser großen Welt vergißt der Verfasser nicht die kleine: wir erfahren auch alles Wesentliche in allgemeinverständlicher Form über die Herstellung, und der Sammler wird über Fabrikmarken und andere Provenienz-Bestimmungsmöglichkeiten instruiert.

Berlin Lutz Weltmann

Skandinavisches Büchereiwesen. Von Erwin Ackerknecht. Stettin 1932, Verlag Bücherei und Bildungspflege. 309 S. Brosch. M. 12,—.

Bescheiden nennt Ackerknecht diesen Niederschlag eingehenden Studiums der nordischen Fachliteratur und ausgedehnter Studienreisen in Skandinavien einen Überblick über die heutige Volksbüchereiarbeit in Dänemark, Finnland, Norwegen und Schweden. In Wirklichkeit schreibt Ackerknecht als erster die Geschichte der modernen nordischen Büchereibewegung von der Jahrhundertwende bis auf den heutigen Tag. Da Ackerknecht in glücklicher Verbindung Historiker und Praktiker ist — er macht sich die Mühe, um anderen Mühe zu ersparen! — entstand ein Werk, das gründlich und kritisch, immer in lebendiger Beziehung zu prinzipiellen und aktuellen Fragen des deutschen Büchereiwesens, orientiert über Bestrebungen, Taten, Probleme und Lösungsversuche im Norden und eine Fülle von Anregungen für den deutschen wie nordischen Fachmann gibt. Keineswegs aber ist das Werk bloß eine Angelegenheit der Bibliothekare, die, sofern sie Deutsche sind, voll Neid von der tatkräftigen Betreuung des Büchereiwesens durch staatliche und kommunale Behörden lesen (Büchereigesetze in Dänemark, Finnland [!] und Schweden. Den Wortlaut teilt Ackerknecht mit.) und viel Nachahmenswertes auf organisatorischem und technischem Gebiete finden werden. Das Studium dieser Arbeit ist vielmehr jedem Gebildeten, sofern er mit Büchern zu tun hat, dringend zu empfehlen. Von Stoff und Darstellung dürfte eine Weckung des Verantwortungsbewußtseins des Laien gegenüber dem Büchereiwesen und ein nachhaltiger Impuls ausgehen zur Unterstützung der deutschen Bibliothekare, die in ihrem Kampf gegen rigorose Drosselung der Büchereiarbeit von seiten verständnisloser Behörden und Rotstiftsadisten so gut wie alleinstehen. Die Masse der Gebildeten, die den eigentlichen Schaden hat, läßt sich schweigend die radikalen Kürzungen der Anschaffungsmittel und des Personalbestandes gefallen, als ob öffentliche Büchereien keine Lebensnotwendigkeiten für sie wären. Wir sind zu arm, um uns den Luxus der Passivität erlauben zu können. Wir müssen protestieren und handeln, um Gemeinde- und Staatsbehörden aus Trägheit und Verantwortungslosigkeit aufzurütteln und die Entwicklung (ja, vielfach geht es sogar um die Existenz!) der öffentlichen Büchereien zu sichern. Wir müssen schließlich zu einem deutschen Büchereigesetz kommen.

Guben Pirmin Biedermann

Glückliche Jugend. Von Ewald Welzel. Berlin, 1932, Brehm Verlag. 62 S.

Statt Rohrstock, Klassenbuch und roter Tinte hat der Dorfschullehrer Welzel immer den Photoapparat bei der Hand. Das ist sein wichtigstes Erziehungsmittel. Unbeobachtet photographiert er die Schandtaten der Kinder, objektiviert und kompromittiert sie dadurch in ihren eigenen Augen, daß sie zerknirscht in sich gehen. Die Methode erinnert an jenen Lehrer, der Raffaels Sixtinische Engel in die Klasse hing, damit die Bengels sehen, wie scheußlich diese aufgestützten Ellenbogen aussehn. Denn für die Großen haben Welzels Photos durchaus nichts Unangenehmes, sondern viel Charme, Humor und Wahrheit. Unangenehm sind nur die Texte und Unterschriften, wie: „Wenn im Dorfe alles schläft", „Stecken geblieben", „In der Regenpfütze", „Das böse Gewissen". Die guten, ernstgemeinten und sachlichen Aufnahmen werden durch diese und ähnliche Verniedlichungen zu Vautier-Genrebildchen der achtziger Jahre verfälscht.

Berlin Rudolf Frank

Ein jüdisches Lesebuch. Sendung und Schicksal. Von Nahum Norbert Glatzer und Ludwig Strauß. Berlin 1931, Schocken-Verlag. 382 S. Geb. M. 5.50.

Dieses Buch steht in der Art seiner Anlage meines Wissens einzig da. Es ist der Versuch, ein jüdisches Lesebuch zu schaffen, das nachbiblische Judentum bis zu seinen jüngsten Entfaltungen im 19., ja 20. Jahrhundert dem Leser dadurch näher zu bringen, daß ihm eine Auswahl der Quellen selbst in deutscher Übersetzung dargeboten wird. Die beiden Autoren waren bemüht, aus der kaum übersehbaren Fülle der Literatur Proben auszuwählen, die jede als ein Ganzes für

sich bestehen können und die den heutigen Leser „ansprechen", das Wort im ursprünglichen Sinne verstanden. „Sein inneres Gespräch mit dem Geist und den Geistern jüdischer Überlieferung soll hier angeregt werden, ob seine Erwiderung auf die Aussprache nun Zustimmung, Widerspruch oder Frage sein mag ... Wie wir dem Leser nicht das ihm Widersprechende ersparen wollten, so wollten wir auch keinen künstlichen Einklang der Texte untereinander herstellen. Die Widersprüche, die in jeder lebendigen Überlieferung walten, sollten sich auch hier dokumentieren; erst in der Spannung der Gegensätze zueinander spricht ja das Ganze, das der Name Judentum meint und von dem wir Zeugnis bringen wollen, sich aus." Das Buch ist in der Auswahl, die getroffen wurde, selbstverständlich subjektiv; es will ein pädagogisches und wohl auch apologetisches Buch sein, das von einer bestimmten Idee des Judentums ausgeht; trotz der Weite der Gegensätze, die es umspannt, will es natürlich kein historisch getreuer Spiegel desjenigen sein, was in verschiedenen Zeiten sich als Judentum und jüdisches Leben manifestiert hat. Ein sehr knappes, aber ausgezeichnetes Geleitwort ist dem Buch beigegeben. Die Verfasser stellen in Aussicht, daß eine zweite Folge dieses Lesebuchs eine Auswahl aus der deutschgeschriebenen Literatur über jüdische Gegenstände bringen soll.

Jerusalem — Hugo Bergmann

Sechs Jungens tippeln nach Indien. Erzählt von Hans Queling. Frankfurt a. M. 1932, Societäts-Verlag. 194 S. Geb. M. 3,80.

Ein Versuch jugendlicher Reportage. Fünf Jungen, Wandervögel, Gymnasiasten schlagen sich gemeinsam mit einem verwahrlosten kleinen Pennbrüderlein singend, lauteklimpernd, photographierend und tagebuchführend via Wien, Balkan, Konstantinopel, Persien nach Bombay durch. Hans Queling, vermutlich einer der Gymnasiasten, macht daraus ein Buch. Sie kriegen viel zu sehen, die Jungen, aber sie sind viel zu sehr mit sich beschäftigt, um mehr zu sehen als ein normaler Reporter. Im Kaukasus, in einem russischen Jugendklub spielen sie — Wilhelm Tell und vergessen darüber den Kaukasus und die Komsomolzen; die vereinnahmten Rubel interessieren sie mehr. Sie erleben allerhand, aber die Erlebnisse gehen nicht in die Tiefe, regen kein Denken an und bleiben ohne Folgen. Trällernd tippeln die Buben über die brennenden Fragen der Völker und Länder hinweg. Ihr Reiseziel ist Indien, aber Indien ist ihnen nur ein Wort, die Reise dorthin Rekord und Sport.

Berlin — Rudolf Frank

Vergnügliches Handbuch der deutschen Sprache. Von Hans Reimann. Berlin 1931, Gustav Kiepenheuer. 409 S.

Reimanns „Handbuch" ist ohne Einschränkung köstlich. Fritz Mauthner, Philosoph der Sprache, der oft darin zitiert wird, hätte seine helle Freude gehabt an dieser heiteren Entwirrung des deutschen Sprachdschungels, in den Reimann — wenn auch ohne jede wissenschaftliche Schulung und Fundierung und oft mit komischen oder gar burlesken Mitteln — Licht bringt und Ordnung. Mit Wollust nimmt man Anteil an der Metzelung Dudens, des Sprachdiktators, der von Willkürlichkeiten strotzt. Lachend und prustend lernt man aufhellende Sprachzusammenhänge kennen und staunt über die etymologischen Kenntnisse dieses einzigartigen Witzbolds. Was er über die Metapher, das Rotwelsch, die Interpunktion, den Wortkalauer, das Paradoxon, die Dialekte, die Schlagworte, die Phrase, Adjektiv und Adverb usw. zusammenträgt, erhebt sein laienhaftes Buch schlechthin in den Rang eines klugen unentbehrlichen Beraters für alle, die mit der deutschen Sprache umgehn. Der Mann versteht sein Handwerk.

Berlin — J. E. Poritzky

Lerne lachen ohne zu weinen. Von Kurt Tucholsky. Berlin 1931, Ernst Rowohlt. 426 S. Kart. M. 5,—, Geb. M. 7,50.

Wieder legt Tucholsky eine Sammlung seiner in den letzten Jahren einzeln veröffentlichten Arbeiten vor. Und wieder ergeht es einem wie bei „Mit 5 PS" und dem „Lächeln der Mona Lisa": diese nachdenklichen Reiseplaudereien, diese messerscharfen politischen Aufsätze, Satiren, Pamphlete, die fast gespenstisch lebenswahren Dialoge aus dem Alltag 1932, die springlebendigen Buchkritiken, die kristallenen Aphorismen, die immer ausgefeilteren Zeitgedichte — das alles wirkt, trotz unausbleiblicher Wiederholungen und trotz manches Überflüssigen, noch stärker und noch kurzweiliger als bei den ersten gelegentlichen Begegnungen in Zeitschriften und Zeitungen. Im allgemeinen läßt sich von derartigen Zusammenstellungen nur das Umgekehrte sagen.

Tucholsky ist wirklich das, was sich so viele ohne Berechtigung und ohne Rechtfertigung titulieren: ein Schriftsteller. Nur wenige seines Standes beherrschen das Handwerk und die Kunst des „Schreiben-Könnens" wie er. Noch sein erbittertester Gegner wird ihm neidvoll aber zähneknirschend zugestehen müssen: jedes Wort ist gewogen, jeder Ton klingt, jeder Satz sitzt, jeder Hieb trifft, jeder Witz reißt eine Maske herunter, und nichts bleibt „Einfall"; tausend Einzelheiten sind zusammengefaßt durch eine sehr bestimmte und sehr geistige Haltung. Tucholsky ist ein wahrhaft glänzender Stilist, dem doch der Stil nie Selbstzweck bleibt. Der bündigste Beweis dafür sind die bei allem Witz von warmer Liebe eingegebenen Abschnitte über Sprache und Sprachliches, und ist schon Innigkeit des Verhältnisses zur Sprache ein Prüfstein für jeden Menschen, wieviel mehr für den schreibenden.

Ich möchte diesen Band denen in die Hand geben, die ihn nicht von selbst nehmen. Diejenigen, die selber danach greifen, finden wahrscheinlich vorwiegend Bestätigung, Rückenstütze und — Genuß. Jene brauchen ihn nötiger. Aber gerade sie werden ihn am wenigsten lesen oder nur, um hochbefriedigt Anstoß aller Art zu nehmen. Als ob auch nur ein einziger Mensch mit einem so vielseitigen und dabei oft so einseitigen Publizisten in allen Punkten übereinstimmen wird und als ob es darauf ankäme, mit ihm in allen Punkten übereinzustimmen. Aufgabe eines Schriftstellers wie Tucholsky ist: Wach-Rütteln, Augen-Öffnen, Stachel sein gegen die Trägheit und Stumpfheit des Herzens, gegen das Übel der Dummheit — Gewissen sein.

Tucholsky, ein verkappter Lyriker, schreibt, in einem Dauerüberschuß von Temperament, gleichzeitig sanguinisch, cholerisch, melancholisch; nur phlegmatisch schreibt er nie.

Wo er übertreibt, wo er irrt, wo er blind ist, wird jeder sehen. Sehe doch auch jeder, wo er — meist: dreimal leider! — nur allzurecht hat.

Ich glaube nicht, daß es sehr viele Zeitgenossen gibt, die, ganz gleich welcher „politischen Richtung", ein Buch wie dieses ohne Gewinn lesen werden, wenn sie guten Willens sind.

Berlin-Lankwitz — Herbert Günther

In der Leute Mund. Volkskundliche Balladen, Sagen, Fabeln, Legenden und Schnurren. Von Eugen Geiger. Stuttgart, Julius Püttmann. 142 S.

Der Titel dieses Buchs und sein Vorwort, in welchem noch einmal unterstrichen wird, daß es sich um „alte Lieder und Geschichten" handle, „die unter unserem Volk im Umlauf sind", entsprechen nicht seinem Inhalt: Zweidrittel des Buchs enthalten Balladen des Verfassers, denen zum Teil schwäbische Volkssagen zugrunde liegen mögen, die aber allesamt infolge ihrer dilettantischen Form wenig Aussicht haben, in der Leute Mund zu leben. Überhaupt keine Existenzberechtigung haben solche Stücke, die ganz und gar der Phantasie des Verfassers entsprungen sind. Sie fehlen auch nicht im letzten Drittel des Buchs, das „Sagen, Fabeln und Legenden in Prosa" und Schnurren enthält.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Der Holzweg zurück oder Knackes Umgang mit Flöhen. Von Mynona. Berlin und Leipzig 1931, Paul Steegemann. S. 76.

Die Broschüre setzt die Kenntnis von Mynonas Streitschrift „Hat Erich Maria Remarque wirklich gelebt?" voraus. In diesem Pamphlet hatte Mynona-Friedlaender die aufgeplusterte Bedeutung Remarques auf ihr Untermittelmaß zurückgeführt, ohne im wesentlichen Remarque persönlich treffen zu wollen. Mynona war es nur darum zu tun, an diesem drastischen Beispiel zu zeigen, daß die Menge auf eine geschickte und unermüdliche Reklame großen Stils stets hereinfällt und immer nur dem Durchschnitt einen gewaltigen Erfolg bereitet. Während der Remarque-Rummel am heftigsten tobte, gebot Mynona sein kräftiges Halt. Er rief die benebelten Köpfe zur Ordnung. Er begründete seine Einwände literarisch, philosophisch und mit der Waffe seiner überlegenen Satire.

Gegen dieses Buch hatte besonders Kurt Tucholsky Stellung genommen, der Mynonas Satire als eine Frucht des Neides und anderer unanständiger Motive bezeichnete. Robert Neumann blies etwas gemäßigter in dasselbe Horn. Gegen diese beiden Autoren richtet sich vornehmlich Mynonas neue Streitschrift, in der er, sekundiert von Kant, die Angriffe sachlich widerlegt und aus der Defensive zur Offensive übergeht. Es ist eine Lust, diesem streitbaren Geist auf seinen verschlungenen Wegen zu folgen, der zum Schluß nicht nur die Lacher auf seiner Seite hat.

Berlin — J. E. Poritzky

Das Buch Jirmejahu. Die Schrift. XI. Verdeutscht von Martin Buber. Berlin o. J., Lambert Schneider. 295 S. M. 5,— (7,—, 12,—).

An dem elften Band der „Schrift" hat Franz Rosenzweig nicht mehr mitgearbeitet. Das Fehlen seines Namens macht neu das Fehlen seines Menschentums in der allmählich entmenschten Welt bewußt. — Wenn man jeweils den neuen Band dieser Verdeutschung durchsieht, liest, vor sich hinsingt, wird einem offenbar, wie sehr trivialisiert, geläufig, wie aller Unmittelbarkeit verlustig „das Buch" uns geworden war. Es war beinahe schon eine literarische — und also auch schon nachgeahmte — Angelegenheit! Jetzt erleben wir unmittelbar. Es geht über alle Bewunderung, wie Buber mit dem deutschen den hebräischen Sprachausdruck verlebendigt, in einer völlig andersgesetzlichen Sprache die Feierlichkeit und Weite, die Tiefe und Fülle, das Musikalische der Urlaute wiedergibt. Es ist nicht *eine* verbrauchte Vokabel in dieser heiligen Dichtung. Sie ist jetzt ungeläufig, ja, aber das war die Absicht. Die Bibel soll uns nicht mehr wie Kindergedicht über die Lippen fließen, wir sollen sie uns in Mühe neu gewinnen, wie sie ja hier ein Neues ist. Buber übersetzt mit dem Ohr, seine „Schrift" ist nicht Schreibe, sondern Gesang. Bisweilen erscheint diese Sprache dem ersten Blick unmöglich. Aber eben nur dem Blick. Sobald man sie tönen läßt, wird sie sinnliches Erlebnis — zu dem beglückenden seelischen hinzu.

Berlin — Kurt Münzer

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XL.

Frau von „Frauen"

Von Hans Fallada (Berlin-Neuenhagen)

Die stuttgarter Ärztin Else Kienle wurde bekannt durch ihre Verhaftung wegen Abtreibungen, die sie gegen das Gesetz vorgenommen haben sollte. Später erzwang sie durch einen mit äußerster Energie durchgeführten Hungerstreik ihre Entlassung aus dem Gefängnis. Nun liegt von ihr ein Buch „Frauen" vor — im Gustav Kiepenheuer-Verlag, Berlin, erschienen —, das ihr Rechenschaftsbericht ist und ihr Protest gegen den § 218. Aber mehr noch als das.

Wir alle leben in unserer eigenen kleinen Welt mit zehn oder dreißig Freunden und Bekannten, die wir uns gesucht, und die sich zu uns gefunden haben: sie sprechen unsere Sprache, wir haben Ideen und Anschauungen gemeinsam. Dies ist unsere Welt. Dies ist die Welt.

Nein, es ist sie nicht. Plötzlich bricht es von außen herein: andere Menschen, andere Sprache, andere Ideen, andere Urteile. Wir sind allein. Wir glaubten, wenn wir uns gegen überalterte Gesetze wandten, daß dies alle täten: nein, wir sind allein. Wir glaubten, weil ein endloser Zug Frauen durch unser Sprechzimmer ging, alle mit demselben Verlangen, alle mit der gleichen Auflehnung gegen ein Gesetz, das sie als Fessel fühlten — wir glaubten, alle lehnten sich auf. Nein, nur wir.

Dieses Einreißen der Schutzwände, die jeder unbewußt um sein Dasein errichtet, um sich nicht ganz verloren zu wähnen, diesen Zusammenbruch der eigenen Welt, dieses eiskalte Vereinzeltwerden — hat Else Kienle erlebt. Und ihr Buch erscheint mir darum vor allem ein leidenschaftlicher Protest gegen diese Zerstörung der eigenen Welt. Wieder baut sie sie auf: ich habe doch recht, ich bin *nicht* allein, meine Welt ist *die* Welt.

Sieht man ihr Buch aus diesem Winkel, so erhellt sich vieles: vor allem ihre leidenschaftlich immer von neuem verfochtene

These, die Welt sei nur so, wie sie ist, weil die Frauen noch unter „Männerrecht" stehen. Gewiß, das ist richtig, die Gesetze heute sind von Männern erlassen, aber würden sie anders aussehen, wenn Frauen sie erließen? Ich erinnere mich einer Rundfrage unter Ärztinnen: der vorwiegende Teil stimmte für die Beibehaltung des § 218. Frau Kienle rühmt Sowjet-Rußland — haben denn dort die Frauen die andere Welt geschaffen?

Nein, es ist doch so, vorläufig steht E. Kienle noch weit von der Masse der andern. Sie hat nicht einmal die Frauen hinter sich, die leicht noch unduldsamer sind als die Männer. Was ihr Lebenssache ist, Atem und Blut, das ist den andern noch sehr ferne, eine Sache zufälligen persönlichen Erlebens: die meisten haben es nicht erlebt. Und die es erlebt haben, haben es wohl oft nur als etwas Heimliches, Häßliches erlebt. Kein flammender Protest, sondern eine verbotene Sache, deren man sich zu schämen hat, die man später verleugnet.

Bei ihr ist es Atem und Blut, Selbstverständliches — wie kann man anders empfinden? Ja, es ist bei ihr zuerst eine Sache des Gefühls gewesen. Erst später hat der Verstand begründet, was sie von Urgrund her fühlte: Unglücklichen helfen müssen.

Sie erzählt vom Gefängniswagen: um sie sitzen nur Unglückliche, Frauen, von Männern unglücklich gemacht. Sie ist Ärztin auf der Polizeistation, hierhin werden die Frauen gebracht, die sich der Behandlung ihrer Geschlechtskrankheiten entzogen, zwangsweise werden sie nun geheilt. Alle Männerkollegen sind ohne Verständnis für die Frauen, die Schwestern aber sind gut. Unter den Frauen nicht eine Schlechte, kaum eine Leichtsinnige — nur Unglückliche, von Männern unglücklich gemacht.

Und dieser Fall wird noch schwieriger, wenn sie zum Hauptthema kommt: der Schwangerschaftsunterbrechung. Sie spricht es nicht aus, aber doch ist klar: sie darf nur von Fällen berichten, bei denen der Untersuchungsrichter schon die medizinische Indikation anerkannt hat. Spräche sie von Unterbrechungen aus sozialen Gründen, so brächte sie nicht nur sich, sondern vor allem die Frauen, die ihr vertrauten, in Gefahr. Berücksichtigt man all dies, so sieht man, dies Buch „Frauen" ist kaum ein Buch, das mit besonders schlagenden Waffen gegen den § 218 ficht, sondern es ist vor allem das Buch einer Frau, die eine Lebensaufgabe gefunden hat und nun mit bewundernswerter Energie, mit einer völligen Aufopferung ihrer Person, ohne rechts und links zu sehen, für diese Erkenntnis ficht.

So gesehen, ist dies Buch schlechthin bewundernswürdig. Diese Frau spricht kaum je von ihrer Person, von ihren Gefühlen — das hat sie in ihrem Leben nicht gelernt, sich übermäßig wichtig zu nehmen. Sie ist ganz unsentimental — zu vielen sentimentalen Lügen hat sie in ihrer Sprechstunde wohl lauschen müssen, um nicht die Sentimentalität zu hassen. Und dann spricht sie mit äußerster Klarheit aus, daß es, genau genommen, überhaupt keine Anhänger der Abtreibung gibt, daß jede Abtreibung, auch die geschickteste, zu schweren Schädigungen führen kann. Daß das Endziel Vorbeugung heißt, und daß die Aufhebung des § 218 nur eine Etappe ist auf diesem Wege. Sie weiß ja aus ihrer Sprechstunde, daß es im Grunde nutzlose Arbeit ist, einer Arbeiterfrau das zwölfte Kind wegzunehmen, wenn sie in drei Monaten vielleicht schon wieder bei ihr ist. Und wieder. Und wieder. Sie weiß, daß die Verhütung heute noch für die breite Masse zu teuer ist oder zu kompliziert, zu zeitraubend — sie hat immer mitten im Kampf gestanden, darum weiß sie — über dem Nebel aller Phrasen — von den einfachen greifbaren Tagesdingen — und daß darum diese Welt geändert werden muß. Muß.

Und wenn wir nur zu dieser Erkenntnis kommen (und dann für sie kämpfen), ist es ja am Ende gleichgültig, auf welchem Wege wir zu ihr gelangten. Wenn wir nur kämpfen.

XLI

Tendenzen und Strömungen in der Randstaaten-Literatur

Von Herbert Schmidt-Lamberg (Berlin)

Die besondere Schwierigkeit, eine richtige Abschätzung der Entwicklungen der Literatur der Randstaaten in der Nachkriegszeit vorzunehmen, liegt darin, daß die Dichter und Schriftsteller, die aus den Randstaaten gebürtig sind, bis zur Verselbständigung der drei Länder Litauen, Lettland und Estland zum großen Teil nicht in ihren Heimatgebieten ansässig blieben, sondern nach Vollendung der Schul- und Universitätsausbildung, wenn nicht bereits früher, entweder nach Petersburg, Moskau, Stockholm, Berlin oder Kopenhagen gingen, oder aber ganz und gar Europa verließen, um sich in überseeischen Ländern, meistens in U. S. A. eine neue Heimat zu verschaffen. Denn das freie Wort war in den Randstaaten eine Angelegenheit, der man nicht allzuoft begegnete, und gerade die Unterdrückung der freien Meinung hinderte die randstaatlichen Literaten, das zu sagen, was ihnen am meisten am Herzen lag. So schuf man die Dichter und Schriftsteller aus den Randstaaten schon frühzeitig zu Kampfnaturen um, und nur wenige dieser randstaatlichen Talente und Genies haben sich etwa in Rußland zu ihrer Höchstentwicklung durchringen können. Wenn uns auch das Thema unseres Aufsatzes nicht gestattet, uns mit den Biographien einzelner Dichter und Schriftsteller dieser Länder zu befassen, so soll doch gesagt werden, daß nach einer genauen Ermittlung die russischen Gerichte in den Randstaaten in der Zeit von 1900 bis 1915 nicht weniger als 297 Jahre Zuchthaus und 1078 Jahre Gefängnis gegen solche Bürger der damals russischen Randstaaten ausgesprochen haben, die sich als Schriftsteller, Journalisten in den Gerichtsverhandlungen zu bezeichnen hatten. Dazu wurden mehr als 400 lebenslängliche oder zeitlich begrenzte Verbannungen über Personen gleichen Standes ausgesprochen.

Der randstaatliche Schriftsteller fand also als seine Hauptaufgabe die Tätigkeit vor, in Wort und Schrift sich schützend vor sein eigenes Volk zu stellen. Erst in zweiter Linie konnte sich die nächst wichtige Aufgabe durchsetzen, die kulturellen Entwicklungsnotwendigkeiten derjenigen Volksgruppen zu erkennen und zu fördern, die den Grund zur Bildung eigener Kulturen hier überhaupt gelegt hatten. Schweden, Balten und Polen mußten daher für ihre literarischen Ansprüche immer mehr auf die Schöpfungen der in den verschiedenen Vaterländern selbst ansässigen Dichter und Schriftsteller zurückgreifen, wenn sie neben der im letzten Jahrhundert

immer radikaler werdenden Kampfliteratur auch schöngeistige Erzeugnisse literarischer Art erwerben wollten. Die Einfuhr deutscher Bücher erreichte nach den heutigen Randstaaten nach einem russischen Bericht aus dem Jahre 1910 bereits damals den gesamten Umsatz an Büchern in den gleichen Gebieten, die in russischer Sprache gedruckt waren. Bemerkenswert ist, daß noch bis in das Jahr 1915 hinein viele estnische und lettländische Literaten ihre Werke in deutscher Sprache verbreiten ließen, um ihnen in der ganzen Welt eine größere Resonanz zu geben, und wenn die Selbständigkeit der Randstaaten schließlich trotz der drohenden bolschewistischen Front von den europäischen Westmächten energisch durchgesetzt wurde (nachdem die deutschen Eroberungen den ersten Anstoß zu dieser folgerichtigen Entwicklung gaben), so sind gerade die literarischen Werke deutscher Sprache, die von den Schriftstellern und Journalisten Estlands und Lettlands herausgebracht wurden, dafür zu preisen, daß sie die Denkart dieser Völker überhaupt erst in aller Welt kundtaten. Denn Werke in estnischer und lettischer Sprache hätte man nur wenig beachtet bei den großen Vorbereitungen zur Neuverteilung des Raumes auf der europäischen Landkarte.

Es darf daher nicht wundernehmen, wenn die deutsche Sprache dem randstaatlichen Dichter auch heute noch dasjenige Idiom ist, in dem er seine größten Erfolge sucht. Selbst in Litauen, dessen junge Dichtergeneration in deutschfeindlichem Sinne erzogen ist, ist die Übersetzung in die deutsche Sprache eine selbstverständliche erste Handlung bei jedem Werk von einiger Bedeutung. Was den polnischen Einfluß anbetrifft, der in Kowno und Wilna vor dem Weltkrieg nicht zu unterschätzen war — wurden doch von 1905 bis 1914 nicht weniger als 11956 verschiedene polnische Bücher in diesen beiden Städten neu herausgebracht und insgesamt dort 6955100 polnisch geschriebene Bücher gedruckt — so ist dieser unter dem Einfluß der politischen Entwicklung noch mehr zurückgegangen, als man das eigentlich trotz der Wilnaaffäre erwarten durfte. Der Klub polnischer Schriftsteller und Journalisten in Kowno zählt nur noch 92 Mitglieder, und es wurden an polnischen Büchern und Druckheften nicht mehr ganz 380000 Stück im letzten Halbjahr nach Litauen eingebracht, was eine Abnahme von mehr als 45 Prozent gegen das davorliegende Halbjahr bedeutet. Die deutsche Buchaufnahme nach Litauen ist dagegen seit 1928 wieder langsam, aber ständig gestiegen, wozu hinzukommt, daß heute auch wieder 14 Zeitungen und Zeitschriften in deutscher Sprache in Litauen erscheinen und von im Lande ansässigen Schriftstellern fast ausschließlich geschrieben werden. Man darf also mit einer Wiederbelebung der deutschen Buch- und Zeitungskultur in Litauen für die nächsten Jahre und damit mit einer kulturellen Annäherung zwischen diesen beiden Ländern trotz aller politischen Schwierigkeiten rechnen. Selbst im Memelgebiet hat die dort bestehende litauische Zensur gegen die Verbreitung von sozialpolitischen Kampfschriften aus deutschen Federn nichts einzuwenden gehabt, nachdem im Vorjahr Versuche nach dieser Richtung auf dem Klagewege zurückgewiesen werden konnten. Mit der teilweise erfolgten Wiederaufnahme des Unterrichts in der deutschen Sprache in Litauen wird auch weiterhin der Boden vorbereitet, um dem deutschen Schrifttum in Litauen eine bessere Vorbereitung zu geben.

Die heftigen Kulturkämpfe, die im übrigen besonders auf geistlichem Gebiet heute noch Lettland und Estland durchschauern, tragen nicht wenig dazu bei, daß die randstaatliche Literatur noch immer nicht die Note des beständigen Kampfes und der Bereitschaft zu heftigster Gegnerschaft verloren hat, Gegnerschaft gegen einen Feind, der plötzlich irgendwo auftaucht und mit allen Mitteln zu bekämpfen ist. Selbst die wenigen Lyriker, die einiges Format aufweisen und in den Randstaaten ihren Geburtsort haben, weisen in ihren Werken eine herbe, leiderfüllte und bitterkeitkündende Note auf, aber es ist nicht stille Melancholie und weltentsagende Gleichgültigkeit, es ist Anklage und Bereitschaft zu opfermutiger Abwehr aller auftauchenden Schwierigkeiten und Anfeindungen. Man erinnert sich zu gut in den Randstaaten an jene Zeiten, da man unter russischer Fuchtel plötzlich durch Jahre hindurch freie Bewegungsmöglichkeit im Buch- und Zeitungswesen erhielt: aber das waren Fallen und Lockmittel, mit denen man die Unklugen fing, aus deren Werken man dann ihre politische Gesinnung erkannte und die dann irgendwo in Sibirien ihre Tage beenden mußten. So ist aus den Werken der jungen Dichtergeneration immer noch ein wenig Vorsicht und Behutsamkeit zu entnehmen, noch ist das nicht die kräftige und stolze Sprache der Dichter eines uralten und stets auf sich selbst gestellten Volkes. Aber der Drang nach Freiheit, die Sorge um ihre Bewahrung, die geht allenthalben aus den Werken der jungen randstaatlichen Dichter und Schriftsteller hervor, gleichviel ob sie himmeljauchzende Befreiungshymnen anstimmen oder lehrreiche Romane aus der Geschichte der alten Volksstämme am östlichen Rande des baltischen Meeres schreiben, aus denen alle Welt lesen soll, daß es freie Völker sind, die da jetzt eben erst eingetreten sind in die Reihe der Kulturnationen der Erde.

Eine besondere Stellung nimmt bei diesem Zustand der Dinge natürlich der Buchverleger in den Randstaaten ein. Er muß zunächst so viel aus der fremden Literatur aller Völker in die eigene Sprache übertragen, daß eine Anpassung der eigenen Schaffenskraft an das Verlangen des Weltmarktes (das Wort hier in seiner besten Bedeutung genommen!) als Selbstverständlichkeit hergestellt wird, er muß aber gleichsam als Extrem zu dieser Aufgabe die völkische Entwicklung der eigenen Literatur der drei Randstaaten derart ausbauen, daß man in wenigen Jahren schon den estnischen Dichter nicht mehr mit dem lettischen Romanzier oder den litauischen Essayisten verwechselt. Das ist eine sehr schwere, aber gleichzeitig auch ungeheuer wichtige Aufgabe. Daneben geht eine sorgsame Pflege der Landessprache, die auch erst in den letzten zehn Jahren wieder aufgenommen worden ist und überall zu durchgreifenden Veränderungen der Grundlagen geführt hat. Diese Aufgaben, die den randstaatlichen Buchverleger zu einem Pädagogen und Staatsmann en miniature aber von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit in den Randstaaten machen, werden in den nächsten zwanzig Jahren in der ersten Reihe der Arbeitsprogramme aller Verlagsanstalten in Estland, Lettland und Litauen stehen müssen. Es ist bezeichnend, daß eine große Partei bei den letzten Wahlen in Litauen zehn ihrer Kandidaten aus dem litauischen Schrifttum holte, die Leitung dieser Partei hatte erkannt, daß die geistige Führung für die Festigung der politischen Stellung nach innen und außen für dieses Land nur von den Leuten kommen könne, die selbst um ihre Freiheit und ihre Zukunft einst hatten am bittersten kämpfen müssen. An dieser Stelle ist es wie ein Schlaglicht einzufügen, daß von den lebenden und erfolgreichsten Schriftstellern Litauens, die vor 1900 geboren sind, nur 10 Prozent während der längsten Zeit ihrer Tätigkeit in Litauen oder im benachbarten Rußland gewohnt haben, weitaus mehr als die Hälfte all dieser Persönlichkeiten suchte Asyl für ihre Arbeit im Ausland. Alle sind aber jetzt

zurückgekommen, um am kulturellen Aufbau ihres Vaterlands eifrigst mitzuhelfen. Kein Wunder, wenn da oft die Worte etwas großartig ausfallen und die Werke auf den fremden Leser verletzend und manchmal sogar zurückstoßend wirken.
In der Literatur der drei Randstaaten befindet sich alles Geschehen noch im Gärungszustand. Aber die in den letzten 15 Jahren erreichten Vervollkommnungen unter gänzlich veränderten politischen und sozialpolitischen Voraussetzungen lassen doch bereits heute darauf hinweisen, daß die hier vor sich gehenden Umwälzungen rechtzeitig die volle Aufmerksamkeit der übrigen Welt und vor allen Dingen der Nachbarstaaten bedürfen. Man soll nicht eines Tages vor die vollendete Tatsache einer Revolutionierung der nordöstlichen Literarkultur Europas gestellt werden, ohne daß man diese Revolutionierung in ihren einzelnen Phasen richtig beobachtet und ausgewertet hätte. Es handelt sich keineswegs um Nebensachen literarischer Natur, die hier in den Randstaaten vor sich gehen oder vorbereitet werden; eines Tages wird auch das große literarische Genie der Randstaaten da sein und in sich all das vereinen, was die tausend und zehntausend anderen Talente jetzt vorbereitet haben. Diese Vorbereitungsarbeit geht aber in ihrer Grundbedeutung über den ausschließlich literarischen Rahmen dermaßen hinaus, daß unsere Ausführungen schon fast das Gebiet der reinen Literaturfacharbeit verlassen müssen, um den inneren Sinn der besprochenen Vorgänge voll auszuschöpfen. Fast an keiner Stelle Europas hat in diesem Jahrhundert die zeitgenössische Literatur die Handlungen der äußeren und inneren Politik derart eingehend beeinflußt wie gerade hier in den Randstaaten. Mit dieser wichtigen und als Leitmotiv für die kommende Entwicklung dienenden Feststellung können wir diese Zeilen schließen, weil alle weiteren Folgerungen schon den Sozialpolitiker angehn.

XLII.

Die Buchverlagstätigkeit der wichtigsten europäischen Länder im Krisenjahr 1931

Von Herbert Schmidt-Lamberg (Berlin)

Es lag auf der Hand, daß die wirtschaftlichen Funktionsstörungen der internationalen Produktion auch im Verlagswesen sich mit großer Heftigkeit äußern würden. Man war daher in fast allen europäischen Ländern genötigt, die Programme für die Buchherausgabe seit dem Juli des Vorjahres bedeutend einzuschränken, und gleichwohl ist es beachtlich, daß diese Kürzungen der Herausgebertätigkeit nur ganz selten wirklich wertvolle Neuerscheinungen betrafen, daß vielmehr der Markt der rein unterhaltenden und den Durchschnittsbedarf nicht überragenden Unterhaltungslektüre die weitestgreifenden Einschränkungen erfahren mußte. Das war für Europa ein durchaus gesunder Standpunkt, den die Verleger da einnahmen, wenn es auch für die erste Zeit der kommenden Krisenschrumpfungen am Büchermarkt schwerer sein wird, mit erstrangigen, aber teureren Ausgaben im Geschäft zu bleiben, als den umgekehrten Weg zu beschreiten und zu versuchen, durch Massenausgaben billiger Allgemeinlektüre den Umsatz zu beleben. Unter diesen Voraussetzungen und Zielgebungen ist denn auch die Schrumpfung der Einzelausgaben zu verstehen, jene Verringerung der Schriftstellernamen, die uns in ganz Europa mit Konsequenz besonders in den letzten acht Monaten entgegentritt, die aber gerade für den gesunden Zustand des Verlagswesens Zeugnis ablegt. Schließlich muß es auch den Buchverfassern angenehmer sein, wenn sich der Verlagsmarkt durch solche einstweiligen Einschränkungen in der Aufnahme der neuen Autoren bzw. der weniger eingeführten Buchverfasser gesund erhält, als wenn an den unausbleiblichen Folgen eines künstlich ausgeweiteten Konjunkturgeschäftes in Massen- und Durchschnittswerken späterhin das Verlagswesen überhaupt erkranken würde.
Im Reichsgebiet ist die Herausgabe neuer Buchwerke um fast 30 Prozent im zweiten Halbjahr 1931 gegen das erste gesunken. Für das ganze Berichtsjahr hat man mit einer Abnahme von etwa 45 Prozent der Neuausgaben gegen das Vorjahr zu rechnen, wobei Neuauflagen bereits veröffentlichter Werke nicht einberechnet wurden. Damit ist in Deutschland der überhaupt bedeutendste Rückgang der Buchausgaben in diesem Jahrhundert von einem Jahr zum anderen zu verzeichnen gewesen, es ist auch anzunehmen, daß schon das laufende Jahr wieder eine geringe Steigerung der deutschen Buchverlagstätigkeit bringen wird, wenn man sich nach den bisher bekannt gewordenen Vertragsabschlüssen und den Vorbereitungen für Neubestellungen zu Drucklegungen richtet. Daß dabei die Gelegenheit der Neuausgaben von Goethe-Werken eine wichtige Rolle spielt, liegt auf der Hand; man darf im übrigen annehmen, daß bereits der letzte Teil des vergangenen Jahrs hier zu einer leichten Entspannung Anlaß gab, weil bereits im November mit der Herausgabe neuer Werke über Goethe und seine Arbeit begonnen wurde. Am bedeutendsten war der Rückgang in der deutschen Verlagstätigkeit in Preußen, wo man mit einem Rückgang von fast 400 neuen Buchwerken gegen 1930 zu rechnen hat, danach folgt der Rückschlag im bayerischen und badischen Verlagsgeschäft, während Leipzig und Dresden eigentlich beinahe so tätig waren wie im Vorjahr.
Erstaunlich ist, daß gerade in demjenigen Lande die Verlagstätigkeit recht gering war im vergangenen Berichtsjahre, das durch seinen Goldreichtum und seine geringen Arbeitslosenzahlen in wirtschaftlicher Beziehung erheblich bessere Absatzvoraussetzungen bot, als der mitteleuropäische Büchermarkt: Frankreich. Hier hat man nur 3418 neue Buchwerke innerhalb der letzten 12 Monate herausgebracht; während man noch fast 5800 neue Bücher im Vorjahr in Verlag nahm. Damit ist die stark aufwärtsstrebende Verlagsbewegung der Nachkriegszeit in Frankreich zum ersten Mal ins Stocken gekommen: man zollte auch hier der Weltwirtschaftskrise einen etwas voreiligen Tribut. Allerdings muß an dieser Stelle zur Charakteristik dieser Vorgänge im französischen Verlagswesen gesagt werden, daß der französische Verleger sich nicht so hundertprozentig in seinen Absatzkalkulationen auf das Inlands- und Heimatgebiet verlassen kann, wie das sein deutscher Kollege tut; die Kaufkraft war aber am Büchermarkt in Nordafrika und den französischen Kulturkolonien wesentlich geringer als im Heimatgebiet, so daß man wohl Bedenken trug, die bereits abgeschlossenen Verlegerverträge sofort in Wirksamkeit treten zu lassen. Wichtig ist dabei daß im Jahre 1931 aus Frankreich nach dem französischen Überseegebiet nur im ganzen 348566 Bücher überhaupt ausgeführt wurden gegen 1110463 Bücher im Jahre 1930! Das erklärt viel im Verhalten der französischen Verleger.
In England hat man einen förmlichen Bruch der nach oben weisenden Entwicklungslinie im englischen Buchverlagswesen in den Monaten September und Oktober zu verzeichnen,

was wohl unmittelbar auf die am 20. September erfolgte Trennung vom Goldstandard des englischen Pfundes zurückzuführen ist. Während in den Monaten Januar bis September einschließlich in Großbritannien fast 4000 neue Buchwerke an die Öffentlichkeit gegeben wurden, sank diese Veröffentlichungstätigkeit in den Monaten Oktober bis Dezember auf nur 109 neue Buchwerke. In allen Fällen, in denen britische Autoren die rechtzeitige, kontraktlich festgelegte Veröffentlichungsfrist gerichtlich erzwingen wollten, versagte ihnen das Gericht jede Unterstützung, weil zuerst einmal die gesamte wirtschaftliche Aufbauarbeit geleistet werden müsse, ehe man an die zwangsweise Erfüllung der unter anderen Voraussetzungen geschlossenen Verträge im Buchverlag herangehn könne. Es ist damit zu rechnen, daß diese bedeutsame Zurückschraubung des britischen Verlagswesens sich auch im ganzen laufenden Jahr noch auswirken wird, denn es handelt sich hier um eine echte Umsatzkrise, die auch durch Entwertung des Pfundes den Exportmarkt ganz wider Erwarten nicht belebt hat, ganz besonders nicht für neue britische Buchwerke.

Sehr regulär war das Verlagsgeschäft eigentlich nur in Italien und Rumänien, wo man die vorgesehene und vertraglich festgelegte Zahl der Neuausgaben nach den Angaben der Verlegerverbände nahezu hundertprozentig erreichte. In Italien waren es wieder in erster Linie Fachbücher über das politische und wirtschaftliche System, die den Markt beherrschten, während man in Rumänien jetzt dabei ist, eine eigene, großartige Unterhaltungsliteratur zu schaffen, an der eine große Reihe von wirklich ausgezeichneten rumänischen Erzählern mitarbeiten. So kamen von insgesamt 8746 neuen italienischen Büchern auf das politische und wirtschaftliche Gebiet rund 4200, während nur etwa 900 Werke unterhaltender Art waren. In Rumänien aber entfielen von insgesamt 2856 Neuveröffentlichungen fast 1700 auf das belletristische Gebiet, was in Jugoslawien, wo man um rund 20 Prozent hinter der Gesamtzahl neuer Buchwerke aus 1930 zurückblieb, fast genau im selben Verhältnis der Fall war. Der rumänisch-jugoslawische Büchermarkt hat auch einen regen Stand der Ausgaben fremder Autoren zu verzeichnen: nur diese beiden Länder haben in ganz Europa die Zahl der bei ihnen verlegten, ausländischen Buchautoren gesteigert, während diese Zahl in allen anderen Ländern wesentlich zurückging. Darüber ergibt sich folgende Tabelle:

Es wurden verlegt an ausländischen Buchautoren in:

Deutschland	55	gegenüber	118	im Jahre 1930
Frankreich	32	gegenüber	67	im Jahre 1930
Italien	30	gegenüber	92	im Jahre 1930
Großbritannien	28	gegenüber	45	im Jahre 1930
Spanien	19	gegenüber	44	im Jahre 1930
Schweden	18	gegenüber	91	im Jahre 1930
Polen	14	gegenüber	30	im Jahre 1930
Belgien	10	gegenüber	27	im Jahre 1930

Zunahmen hatten also nur aufzuweisen:

Rumänien	38	gegenüber	27	im Jahre 1930
Jugoslawien	22	gegenüber	14	im Jahre 1930

In der Schweiz, Norwegen und den Niederlanden blieb die Zahl der neuverlegten ausländischen Autoren im Jahr 1931 mit 21, 13 und 11 auf demselben Stand wie im Vorjahre.

Wenden wir uns jetzt einer kurzen Betrachtung des osteuropäischen Verlagsmarktes zu, so sehen wir, daß die eigentliche, ausgedehnte Organisation des polnischen Verlagswesens im vergangenen Jahr so ziemlich beendet werden konnte, allerdings fiel dieses Ereignis in eine ungünstige Periode für die Herausgabe von Kollektivausgaben und Sammelwerken, für die man im polnischen Verlagsgeschäft besondere Voraussetzungen geschaffen hatte und deren wirtschaftlicher Erfolg nun stark gehemmt war. Im ganzen gab man nur 815 neue Werke heraus, die aber alle in guter und volkstümlicher Aufmachung gehalten wurden, so daß man von einer Bereicherung des bisher einseitig gestalteten polnischen Büchermarkts wohl reden kann. Der Umsatz ist sogar gesteigert worden, man hat eine Zunahme des Verkaufs von neu herausgekommenen Buchwerken im Vorjahr von fast 37000 Stück gegenüber dem Verkauf solcher Buchwerke erzielen können, die im davorliegenden Jahre herausgegeben wurden. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß unter den obengenannten Verlagswerken fast 50 Prozent von ausländischen Autoren stammen bzw. solchen, die ausländische Werke bearbeiteten und übersetzten. Und dabei wieder wird es uns nicht überraschen, daß die französische Literatur nahezu ausschließlich als Ausgangspunkt dieser polnischen Verlagsarbeit dient.

Erwähnen wir noch, soweit wir uns auf die sowjetwirtschaftlichen Berichte verlassen können, daß in Rußland die Ausgestaltung des Verlagswesens, wie im Fünf-Jahres-Plan vorgesehen war, zum erstenmal in dieser Zeit vollkommen erreicht werden konnte, so sehen wir zunächst, daß der europäische Osten alles in allem für das Verlagsgeschäft im Vorjahr sich besser anließ als der Westen und Mitteleuropa. Es wurden in Rußland nach sowjetrussischen Angaben neu verlegt 1078 Autoren mit 2034 neuen Buchwerken, daneben wurden staatliche Kollektivausgaben unter Mitwirkung der Sowjet-Autorenverbände in 683 Fällen veranstaltet, wobei die Gesamtauflage aller neuen russischen Bücher mit 7,8 Millionen Exemplaren angegeben wird, eine Zahl, die immer noch gering erscheint zur Kopfzahl der Bevölkerung. Aber man muß hinzufügen, daß das Broschüren- und Pamphletwesen in Rußland einen derartigen Umfang angenommen hat, daß daneben das Buch als solches nur eine untergeordnete Rolle spielen kann. Es wurden an Broschüren nämlich nicht weniger als 114,9 Millionen einzelne Hefte und Heftchen herausgegeben, dazu die doppelte Anzahl (fast 240 Millionen) Flugschriften und Blätter. Diese ungeheure Aufgabe des russischen Verlagswesens ist im Rahmen des Fünf-Jahres-Planes zum ersten Mal an die vorgeschriebenen Arbeiten herangekommen und soll nach den soeben veröffentlichten Beschlüssen für die Durchführung eines abermaligen Fünf-Jahres-Planes im Verlagswesen noch bedeutend übersteigert werden!

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXXXVI

Zu Kleists Totenmaske

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Vor einigen Jahren wurde in der düsseldorfer Kunstakademie eine Totenmaske gefunden, die zuerst für das ewige Antlitz Kleists gehalten wurde. Aber gewichtige Gründe sprachen gegen diese Annahme, man nimmt jetzt allgemein an, es sei eine Lebendmaske Achim von Arnims.

Die Ähnlichkeit mit Arnim ist frappant, zu Kleists rundlichem Jungenskopf will die Maske dagegen schlecht passen. Aber was beweist, daß das einzige Kleistbild, das durch Zufall auf uns gekommen ist, die Miniatur, die Wilhelmine von Zenge dem Dichter zurückgeschickt und die junge Haustochter vom

Thuner See aufbewahrt hatte, ähnlich sei? Könnte die Ähnlichkeit mit Arnim nicht auf einer physiognomischen Verwandtschaft märkischen Adels beruhen? Daß man früher von einer Totenmaske Kleists nichts wußte, läßt sich ebenso für wie wider ausdeuten: man hätte gar keine Zeit zum Abnehmen einer Totenmaske gehabt. Aber — man (vielleicht der alte Schadow) konnte sie nur eben rasch und heimlich abnehmen, weil ein Skandal vertuscht werden sollte. Für Kleist spräche die Provenienz der Maske: aus dem Nachlaß eines heidelberger Kriminalisten.

Jetzt erzählt der rheinische Dichter Walter Kordt in den „Masken" (XXV, 12) — der Theaterzeitschrift des düsseldorfer Schauspielhauses — ein „Erlebnis mit Kleist", das die Vermutung, es handle sich um die Totenmaske Kleists, bestätigen könnte. Der Dichter hat sich einen Abguß der Maske aus der Akademie verschafft, einige seiner Freunde möchten den eigenartigen Kopf auch gern besitzen, Kordt fertigt mit einem befreundeten Bildhauer zunächst ein Gipsnegativ an: „Und nun begann etwas sehr Merkwürdiges: Als ich mit meinem Finger die Stirnschale der Maske mit der ersten Gipsschicht glätten wollte, spürte die für Unebenheiten immer leicht empfindliche Mittelfingerspitze an der rechten Stirnschale plötzlich eine offensichtliche Erhöhung, die so nachdrücklich war, daß sie noch bei mehrfacher Überschichtung durch die Lagen erhalten blieb. Kein Zweifel: die Stirne dieses Schädels hatte ein Loch, das dem Auge und der tastenden Hand auf der Maske selbst kaum merklich blieb, das aber hier im Negativen sich deutlich existent meldete ... Wir arbeiteten fieberhaft den Abguß zu Ende, um das Negativ wieder freizubekommen. Als die Form wieder hohl vor uns lag, tastete ich die Stelle von neuem ab. Der Eindruck verstärkte sich. Das Loch blieb. Wir starrten auf die eben erhärtete, neu hergestellte Maske und untersuchten auch sie. Gelenkt durch unsere Entdeckung, fanden wir die Einbruchstelle deutlich in der Stirnwölbung ... Am gleichen Abend nahm ich mir mein Originalstück vor. Richtig! Das Loch an der rechten Stirnseite war deutlich zu erkennen. Es war mit mehrfachen Faltungen zugedeckt, deren Klitterungen sich deutlich vor dem Schädelgrund abhoben. Sie waren ganz eigenartig verklebt, so daß man das Material dieses Deckmittels zunächst nicht genau entziffern konnte. (Ein Argument, das von denen angewandt wird, die sich der Annahme, es müsse eine Lebendmaske sein, zugewandt haben! L. W.) Aber je mehr man dem Verlaufe der Faltungen nachging, um so mehr bestätigte es sich, daß diese Abdeckungen nicht lediglich Haupthaar verbargen, sondern den offenbaren Charakter eines Verbandsmittel trugen. Diese augenscheinlich nassen Tücher rahmten nicht horizontal eine Stirne ein. Sie waren vielmehr ambulanzmäßig von der rechten Stirnecke fast bis zur linken Augenbraue schräg über die Stirne gelegt. An den Splitterstellen waren die Falten in den Schädel eingesunken, da die Wunde ihnen von innen keinen Halt gab. Noch verwirrender aber wurde meine Erregung, als mir plötzlich im Zusammenhang mit diesen Feststellungen auffiel, daß die Maske an der rechten Kieferseite kein Ohr mehr hatte, und daß der Kiefer hier ziemlich scharf abgeschnitten war, während sich links Ohr und Kiefer in ganzer Vollkommenheit präsentieren. Ich erinnerte mich, gelesen zu haben, daß Kleist sich bei seinem Selbstmord in den Mund geschossen habe. Daß dann später der obduzierende Gerichtsarzt den Kiefer an der Seite losgelöst und, um den Verbleib der Kugel festzustellen, die Schädeldecke aufgesägt habe. Bei dieser Gelegenheit zerbrach ihm die Säge. Der Kopf hat in der Tat gesplittert. Man weiß heute nicht mehr, wie sehr.

Sollte diese Maske alle die Geheimnisse jenes verfloßnen Novembertages am berliner Wannsee in sich bergen? Es schien mir fast so? Alles stimmte mit den deutbaren Tatbeständen überein. Und dennoch — es lag in diesem Gesicht eine solche Gefaßtheit, deren steinerne Ruhe eine so unbestechliche Klarheit in sich trug, daß in ihm von einem krankhaften Gemütszustande keine Rede mehr war."

Und dann stellt Kordt in seiner schönen Novelle über Kleists letzte Tage mit dichterischer Psychologie dar, wie Kleist „sehr wissend und unter dem Zwang einer letzten unabänderlichen Entscheidung" eines gewaltsamen Todes gestorben war. „Immer rätselhafter erschien mir dieser entschlossene Mund, und er blieb so hart, wie nur die unendlichste Verschwiegenheit es zu sein vermochte."

Die Fakten, die Kordt mitteilt, und die Schlüsse, die er aus ihnen zieht, sind bestechend. Letzte Beweiskraft können sie nicht haben. Aber doch immerhin so viel, daß diese Totenmaske fortan in der Ikonographie Kleists eine Rolle spielen muß. Der Unterschied zwischen ihr und der bekannten Miniatur ist kaum größer als der zwischen Schadows Schillerzeichnung und der Danneckerschen Büste. Und gerade das Fragezeichen macht uns die Maske teuer. Es paßt zu Kleists Schicksal, daß vom Jüngling Kleist nur durch Zufall die Miniatur eines mittelmäßigen Malers auf uns gekommen ist, und das letzte Gesicht des Mannes uns in einer Maske überliefert wurde, deren äußerer Zustand und innerlicher Ausdruck jenes beredte Etwas haben, das die Phantasie oft glaubwürdiger macht als die Wirklichkeit.

LXXXXVII.

Bemerkungen zu Kleist

Von Werner Kraft (Hannover)

1.

In „Geist der deutschen Literatur", einer von Ludwig Karrig in Zeitschriftenform herausgegebenen Chrestomathie aus deutschen Dichtern, steht im ersten Band Nr. 24 (Berlin 1834, S. 186) unter Ewald Christian von Kleist und einem kurzen Abriß von dessen Leben — Heinrich von Kleists berühmtes Kriegslied gegen Napoleon „Germania an ihre Kinder". Der Text — auf dessen Abdruck verzichtet wird — nähert sich dem in „Das erwachte Europa" Bd. 1, H. 3 (Berlin 1814) veröffentlichten. Die Abweichungen sind unerheblich, beruhen auch wohl auf Nichtverstehen oder Liederlichkeit des Druckers. Wichtig ist dieser Abdruck nur insofern, als er ein erschütterndes Zeugnis dafür ist, wie unbekannt Kleist schon zwanzig Jahre nach seinem Tode gewesen sein muß, wenn selbst ein Gedicht, dessen Wirkung auf die Zeit doch unbestreitbar ist, auch den literarisch Gebildeten so wenig mehr bekannt war, daß es in dem erwähnten Lebensabriß Ewald von Kleists heißen kann: „Wir geben hier folgendes Gedicht von ihm, welches für alle Zeiten paßt, wenn ein Feind die Grenzen stürmt." Bei einer Nachforschung, ob denn der Herausgeber dieses horrible Versehen nicht berichtigt habe, ergab sich: Das

Exemplar, dem die Tatsache entnommen wurde, entstammt der Vorm. Königlichen und Provinzialbibliothek Hannover. Dort ist nur der erste Band vorhanden. Die Preußische Staatsbibliothek besitzt, nach Auskunft des Gesamtkatalogs, als einzige preußische Bibliothek auch den zweiten Band, der mit dem ersten Band zusammengebunden ist. In diesem ersten Band ist Heinrich von Kleists Gedicht ersetzt durch eins von Ewald von Kleist und der zitierte Satz des Lebensabrisses gestrichen worden. Der Fehler ist also, zu spät bemerkt, in einem Teil der Auflage stehen geblieben. Den Mut, ihn einzugestehen, hat der Herausgeber nicht gehabt. Die Möglichkeit, daß ihm ein Manuskript vorlag, das er, weil kein Vorname angegeben war, Ewald von Kleist zuschrieb, ist nicht völlig abzuweisen. Die von Ottomar Bachmann in den Blättern der Literarischen Gesellschaft Frankfurt a. d. O. Jg. 1, 1924/25 mitgeteilte Fassung der Ode, die in ein Exemplar einer Ewald von Kleist-Ausgabe von fremder Hand eingetragen ist, kann zu dem vorliegenden Druck in keiner Beziehung stehen. Der Text ist an wesentlichen Stellen verschieden, außerdem mit H. v. Kleist gezeichnet.

2.

In Kleists Abschiedsbrief an Sophie Haza-Müller (Werke Bd. 5, hrsg. von Georg Minde-Pouet Nr. 193) fügt Henriette Vogel Kleists Worten die folgende Nachschrift hinzu:

Doch wie dies alles zugegangen,
Erzähl' ich euch zur andern Zeit,
Dazu bin ich zu eilig heut.

Meines Wissens ist noch nicht darauf hingewiesen, daß diese Verse aus Goethes Gedicht „Lilis Park" stammen, daß aber dort der dritte Vers heißt: „Dazu bin ich zu wütig heut" und daß die weimarer Ausgabe keinerlei Lesart zu diesem Verse anführt. Es liegt also offenbar hier die aus dem triumphierenden Vorgefühl des Todes entspringende Umdichtung eines harmlosen, scherzhaft gemeinten Verses ins Dämonische vor — ein seelenkundlich vermutlich einzigartiges Faktum, das den Psychiater interessieren dürfte! Es betrifft Kleist nur indirekt, der Ton seines Briefes entspricht aber völlig der Stimmung dieser Verse, die er auch ausdrücklich gebilligt haben dürfte, wenn Henriette Vogel sie nicht überhaupt nach seinem Diktat niedergeschrieben hat.

Nachrichten

Todesnachrichten. Robert Forster-Larrinaga ist am 2. Juli in einer berliner Klinik einer Lungenblutung erlegen. Er hat sich als Schauspieler und Regisseur, als Musiker und Bühnendichter gleich vorteilhaft bekanntgegeben. Sein lustiges Stück „Der Floh im Panzerhaus" ist nach seiner Aufführung in den münchener, dann in den berliner Kammerspielen unvergessen geblieben.

Walter Petry ist nach einer Meldung vom 22. Juli im 35. Lebensjahr einem Radunfall zum Opfer gefallen. Er war ein ausgezeichneter Essayist, zumal auf literarkritischem und philosophischem Gebiet, und hat sich auch als Übersetzer moderner französischer Lyrik bekanntgegeben.

Anton Stehle ist nach einer Meldung vom 8. Juli im Alter von 62 Jahren einem Schlaganfall erlegen. Er war in Schussenried in Oberschwaben, wo sein Vater im Kirchenmusikdienst stand, geboren und hat seit dem Jahre 1910 als Musikredakteur an der „Kölnischen Volkszeitung" eindringlich gewirkt.

Heinrich Eggersglüß ist nach einer Meldung vom 7. Juli im Alter von 57 Jahren in Braunschweig einem Krebsleiden erlegen. Er war im Jahre 1875 im Kreise Fallingsbostel in der Heide geboren und hat als Eisenbahnbeamter gewirkt. Er schrieb den Roman „Kammerhöfen", das „Tagebuch eines Eisenbahners", dazu auch Gedichte.

Wilhelm Walloth ist nach einer Meldung vom 8. Juli im Alter von 78 Jahren in München gestorben, wo er über 40 Jahre lang gelebt hat. Er hat sich als Verfasser historischer Romane bekanntgegeben: „Das Schatzhaus des Königs", „Semiramis", „Oktavia", „Tiberius" und „Sappho und Lydia".

Wilhelm Cremer ist nach einer Meldung vom 13. Juli im Alter von 59 Jahren einem langjährigen Herzleiden erlegen. Aus Krefeld gebürtig, hat er ein abenteuerreiches Leben geführt und war doch eine stillversonnene Natur. Seine Romane „Verlorene Söhne aus der Fremdenlegion", „Das große Tor", sowie seine Humoreske „Das entlarvte Berlin" haben ihn einem engeren Kreise lieb und wert gemacht. Er hat auch Verlainesche Gedichte nachgebildet.

Nanny von Escher ist nach einer Meldung vom 22. Juli im Alter von 78 Jahren in Zürich gestorben. Sie hat sich auch auf epischem und dramatischem Gebiet versucht, ihre eigentliche Bedeutung wurzelt in ihrer Lyrik.

Josef Weyssenhoff ist am 6. Juli im Alter von 72 Jahren in Warschau gestorben. Ein vorzüglicher Stilist und feiner Beobachter, hat er sich gleich mit seinen beiden ersten Romanen „Podfilipski" und „Sprawa Dolegi" einen festen Platz unter den ersten polnischen Prosaisten erobert. „Die folgenden Werke wurden desto ausführlicher, je unbedeutender sie waren" (A. Brückner). Echtes durch keinen national- oder parteipolitischen Dünkel getrübtes Dichtertum spricht dagegen aus dem Buch „Sobol i panna" (H. St.).

Graham ist am 6. Juli in Pangbourne im Alter von 73 Jahren gestorben. Zu seinen besten Werken soll „Das goldene Zeitalter" und „Wind in den Weiden" gehören.

René Bazin ist am 20. Juli im Alter von 79 Jahren in Paris gestorben. Er war am 26. Dezember 1853 in Angers geboren, wandte sich dem Studium der Rechtswissenschaften zu und wirkte lange Jahre als Professor an dem katholischen Institut seiner Vaterstadt. Er begann seine literarische Tätigkeit, die ganz wesentlich dem Konflikt zwischen Bodenständigkeit und Industrialismus gewidmet war, mit Reisebeschreibungen und Novellen, denen die Romane „Stephanette" und „Une tache d'encre" zunächst folgten. Er hat das Elsaß-Problem in seinen Romanen „Les Oberlé" und „Les nouveaux Oberlé" behandelt. Besondere Bedeutung kommt seinem Roman „La terre qui meurt" und „Le blé qui lève" zu. Er war Mitglied der „Académie Française".

Cyriel Buysse ist am 26. Juli im Alter von 72 Jahren in Gent gestorben. Er war in Nevele bei Gent geboren und ist lebhaft für flämische Kultur und flämische Heimat eingetreten. Mit Begründung der Zeitschrift „Van Nu en Straks" trat er in den Mittelpunkt der flämischen Bewegung. Von seinen zahlreichen auch ins Deutsche übersetzten Romanen sind zu nennen: „Ein Löwe von Flandern", „Arme Leute" und „Rose von Dalen".

Fergus Hume ist nach einer Meldung vom 23. Juli im Alter von 73 Jahren gestorben. Er hat vielgelesene Kriminalromane verfaßt.

Julio Broutá ist Mitte Juni in Segovia gestorben. Er war in Luxemburg geboren, kam früh nach Spanien und ließ

sich dort naturalisieren. Er entwickelte eine außerordentlich rege schriftstellerische Tätigkeit in spanischen Revuen und Journalen, aber auch in der südamerikanischen, französischen und englischen Presse. Er war der spanische Übersetzer Bernard Shaws, veröffentlichte aber auch philologische Studien und Werke zur Archäologie und Anthropologie.
Miguel Lebrón, geschätzter spanischer Literat, starb am 21. Juli in Malaga. Er war der Vater des bekannten Chefredakteurs José Lebrón vom „El Sol".
Manuel Rueda Calvo, spanischer Schriftsteller, starb am 16. Juli in Cadiz (M. B.).
J. Maironis-Maciulis ist nach einer Meldung vom 1. Juli in Kaunas, Litauen, im Alter von 70 Jahren gestorben. Er hat in der litauischen Nationalbewegung eine entscheidende Rolle gespielt, in seinem großen Werk „Jaunoji Lietuva" (Das junge Litauen) hat er schon vor dem Krieg die Wege der litauischen Freiheitsbewegung gekennzeichnet.

* * *

Ludwig Fulda ist zu seinem 70. Geburtstag die Goethe-Medaille vom Reichspräsidenten verliehen worden.
Ludwig Mathar ist zum Ehrenbürger seiner Heimatstadt Montoie (Eifel) ernannt worden.
In Dresden-Radebeul ist an der Karl-May-Straße ein Karl-May-Gedächtnisheim eingeweiht und der Öffentlichkeit übergeben worden.
Zur Erinnerung an Goethes Aufenthalt in Innsbruck wurde an dem Hafelekar eine Goethe-Gedenktafel enthüllt.
Die wiener Albertina hat das bisher von der Adalbert-Stifter-Gesellschaft in Wien bewahrte malerische Werk des Dichters erhalten.
Der Rambert-Preis in Höhe von 1000 Francs ist für das Jahr 1932 Pierre Kohler für seinen Roman „Le Coeur qui se referme" zugesprochen worden.
Der Verein Raabe-Stiftung hat einen Volkspreis für deutsche Dichtung geschaffen, der aber nicht in einer Geldsumme zuerkannt werden soll, es soll vielmehr auf Grund einer Buchgemeinde dem preisgekrönten Werk denkbar große Verbreitung gesichert werden. Dem „Beirat der Dichter" gehören u. a. Hans Friedrich Blunck, Hermann Burte, Ludwig Finckh, Gustav Frenssen, Hanns Johst, E. G. Kolbenheyer, Isolde Kurz, Wilhelm Schäfer, Ina Seidel, Hermann Stehr an.
Hermann Keyserlings „Südamerikanische Meditationen" kommen in französischer Ausgabe heraus, eine englisch-amerikanische Ausgabe ist in Vorbereitung.
Die Auslandsrechte von Wilhelm Speyers neuem Roman „Roman einer Nacht" sind von Frankreich, Holland, Italien, Schweden, Dänemark und Norwegen erworben worden.
Der Preis für bibliophile Novellen ist in diesem Jahre nicht verteilt worden, weil unter den vielen guten Einsendungen das überragende Werk fehlte. Es sind aber fünf Novellen zu je 200 Mark angekauft worden: Otto F. Babler, Olmütz, „Bibliofons"; Manfred Berger, Berlin, „Die vier Büchereien des Clemens Matthiesen"; Fritz Brügel, Wien, „Das wahre Wunderhorn"; Mynona, Berlin, „Biblianthropen"; Otto Stoessl, Wien, „Ein Beutestück".
Maurice Maeterlinck ist anläßlich seines 70. Geburtstags durch den König von Belgien in den Grafenstand erhoben worden.
Für Dichter unter 13 Jahren ist in Paris ein jährlicher Preis von 2000 Francs gestiftet worden, der der besten von einem Kind geschriebenen Geschichte gelten soll.
Die jüngst veröffentlichte Grammatik der „Académie Française" ist Gegenstand so zahlreicher und unleugbar berechtigter Angriffe geworden, daß die erste Auflage schleunigst wieder aus dem Handel gezogen wurde.
Der Präfekt des Seine-Departements hat dem pariser Stadtrat die Erwerbung des Hauses der Brüder Goncourt und dessen Verwendung als Museum und Sitz der „Académie Goncourt" vorgeschlagen.
François Mauriac hat unter dem Titel „Commencements d'une Vie" im Verlag Grasset den ersten Band seiner Memoiren erscheinen lassen. (H.-A. v. M.)
Der Romancier Ramón del Valle-Inclán, dem jüngst der spanische „Fastenrath-Preis" der Akademie versagt blieb, wurde durch Wahl zum Präsidenten des madrider „Ateneo" ausgezeichnet.
Der spanischen Dramatikerin Halma Angélico, deren Komödie „Entre la cruz y el diablo" kürzlich im Teatro Muñoz Seca außergewöhnliche Anerkennung errang, wurden seitens ihrer berühmten Kollegen, der Dramatiker Jacinto Benavente, Alvarez Quintero, Eduardo Marquina u. a. Ehrungen zuteil.
Die Pflege des spanischen Volksstücks, eines anderwärts stark in Verfall geratenen Genres, bezweckt die alljährlich gefeierte „Fiesta del sainete", die auch heuer unter lebhafter Anteilnahme begangen wurde. Das spanische Volksstück Sainete wie Zarzuela zählt u. a. keine geringeren Repräsentanten als die gefeierten Dramatiker und Mitglieder der Akademie Serafin und Joaquin Alvarez Quintero.
Die „Biblioteca National" in Madrid gibt an wertvollen Neuerwerbungen der Jüngstzeit bekannt: A. Schnitzler, „Gesammelte Werke" (Die Theaterstücke); Félix Bertaux, „Panorame de la littérature allemande contemporaine"; D. Mornet, „Histoire de la littérature et de la pensée françaises contemporaines"; E. R. Curtius, „Frankreich. Die französische Kultur"; B. Fay, „Panorama de la littérature française contemporaine"; W. S. Maugham, „Andalusia" u. a. (M. B.).
Das Wissenschaftliche Forschungsinstitut für Auslandsbibliographie der Vereinigten Staatsverlage der Sowjetunion hat in Berlin eine europäische Vertretung errichtet, die durch ihre bibliographische Zeitschrift „Das ausländische Buch" die Öffentlichkeit der Sowjetunion über die wichtigsten Neuerscheinungen des Auslands unterrichtet.

* * *

Uraufführungen. Franzensbad, Stadttheater: „Eva korrigiert das Glück", Zeitbild von F. S. Mark (25. Juni). — Wien, Theater in der Josefstadt: „Auslandsreise", Lustspiel von Rudolf Oesterreicher und Ludwig Hirschfeld (5. Juli).

* * *

Georg Weerth (gest. 1856 in Havanna), dem halbvergessenen deutschen Dichter des frühen Kommunismus, Feuilletonredakteur der „Neuen Rheinischen Zeitung" und Freunde Marx' und Engels' hat der russische Literarhistoriker F. P. Schiller eine breit angelegte Monographie — „Georg Weerth". Moskau 1932. Staatsverlag für schöne Literatur — gewidmet, die zu einem Abriß der ganzen deutschen sozialen Dichtung während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erweitert ist. Dem Verfasser stand der recht umfassende literarische Nachlaß Weerths zur Verfügung, der von seinem jetzigen Besitzer, Karl Weerth in Detmold, seinerzeit dem moskauer „Marx-Engels-Institut" in photographischen Auf-

nahmen überlassen wurde, und eine Reihe von Gedichten Georg Weerths sind für das Buch zum erstenmal ins Russische übertragen worden. Wie F. Schiller in der Einleitung zu seiner Weerth-Monographie betont, bildet sie vorderhand nur den ersten Teil eines in viel breiterem Maßstab konzipierten Werks über die proletarische Literatur des verflossenen Jahrhunderts in den verschiedenen Ländern des Westen und ihre ideologischen Grundlagen.

Die 75. Wiederkehr des Todestages des französischen Chansonniers Béranger (gest. 18. Juli 1857) hat einer Gruppe sowjetrussischer Dichter den Anstoß zu einem Aufruf gegeben, in dem die Feier dieses Gedenktages des hervorragenden und liebenswürdigen Meisters des freiheitlichen politischen Lieds ans Herz gelegt wird und eine kritische Gesamtausgabe der Bérangerschen Dichtungen in russischer Übertragung vorgeschlagen wurde. In der Tat hat die ganze sowjetrussische Presse diesem Aufruf Folge geleistet und dem französischen Dichter an dessen Todestag entsprechende Aufsätze gewidmet, sowie seine populärsten Schöpfungen zum Abdruck gebracht. In der Öffentlichen Staatsbibliothek in Leningrad hat eine Béranger-Ausstellung stattgefunden, auf der einige Briefe des französischen Dichters und das Originalmanuskript seines „Mon curé" aus dem Besitz der genannten Bücherei zu sehen waren.

Nach einer mehrjährigen Pause ist der dritte Band der „Tagebücher" der Gräfin Sophia Andrejewna Tolstoj (Verlag Sewer, früher M. und S. Ssabaschnikow, Moskau 1932) erschienen, die die Jahre 1897—1909 umfassen, als der Riß im Eheleben L. Tolstojs immer schärfer wurde und zu heftigen Auftritten Anlaß gab. Ssergej L. Tolstoj, der älteste Sohn des Schriftstellers, hat die Tagebücher bevorwortet und kommentiert; er protestiert gegen die Annahme, seine Mutter sei in ihren letzten Lebensjahren psychisch anormal gewesen, während nur von einer starken Nervenzerrüttung und Hysterie die Rede sein könne. In dem noch bevorstehenden vierten Band werden die Tagebücher aus den letzten Monaten vor der Flucht und dem Hinscheiden Tolstojs 1910 Platz finden, sowie diverse Notizen, die Sophia Andrejewna bis 1918 fixiert hatte.

Die Memoiren Alexander Herzens „Erlebtes und Gedachtes", so bedeutsam für die Geschichte der russischen Kultur im zweiten und dritten Viertel des verflossenen Jahrhunderts, sowie die freiheitlichen Bewegungen in den europäischen Ländern während der gleichen Periode, sind in einer neuen kritischen Ausgabe — „Byloje i Dumy", Moskau 1931/32, Staatsverlag für schöne Literatur (GICHL), 3 Bde., 1988 S. — erschienen, herausgegeben und mit umfassenden Kommentaren von L. B. Kamenew versehen. Letzterer hat dem ersten Band, außer einer Lebensbeschreibung Herzens, einen erschöpfenden Aufsatz über die Entstehung der Memoiren in ihren einzelnen Teilen und Varianten in ihren diversen Ausgaben vorausgeschickt. Auf dieser Basis hat Kamenew einen neuen, kritisch durchgearbeiteten Aufbau des ganzen Textes unternommen, der den Absichten Herzens und der inneren Logik seines in verschiedenen Lebensepochen und unter verschiedenen Umständen verfaßten Werks entspricht. Eine Anzahl von Bildnissen der darin berührten Persönlichkeiten sind den Bänden beigegeben, und besondere Erwähnung verdient das zu einem knappen Lexikon ausgewachsene Namensregister mit biographischen Notizen.

Fast gleichzeitig mit der hier letzthin angezeigten russischen Monatschrift „Das Literarische Erbe" ist eine analoge Publikation unter dem Titel „Swenja" („Kettenglieder", Verlag Academia, Moskau-Leningrad) erschienen, die sich ebenfalls die Veröffentlichung von Materialien zur Geschichte der russischen Literatur und Kultur zur Aufgabe stellt, und in Form von Sammelbänden einen periodischen Charakter tragen wird. Als Herausgeber der „Swenja" zeichnen W. Bontsch-Brujewitsch, L. B. Kamenew und A. Lunatscharskij; der vorliegende kompakte erste Sammelband enthält eine lange Reihe von unpublizierten Briefen, Memoiren und sonstigen Dokumenten mit sehr ausführlichen Erläuterungen, die auf die großen Namen der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts Bezug haben, von Puschkin und Gribojedow bis zu L. Tolstoj und Tschechow, sowie neues Licht auf russische Kulturbewegungen werfen. Besonders Hervorragendes bringen diese Veröffentlichungen allerdings nicht, doch interessieren z. B. lebhaft Erinnerungen an Dostojewskij von E. Letkowa, der Briefwechsel Turgenjews mit der einzigen Schwester L. Tolstojs, Briefe von dem Kreise A. Herzens u. a. In der Inhaltsangabe des demnächst erscheinenden zweiten Sammelbandes steht eine Gruppe von Aufsätzen über Goethe und das Verhältnis russischer Geister zu ihm. (P. Ett).

In den Parkanlagen von Malaga wurde eine Büste des Dichters Narciso Diaz de Escovar enthüllt.

Dem vor Jahresfrist verstorbenen großen katalonischen Dichter und bedeutenden Maler Santiago Rusiñol wird in Aranjuez ein Denkmal errichtet.

In Barcelona sind derzeit rege Bestrebungen im Gange, eine Universität mit katalonischer Unterrichtssprache ins Leben zu rufen bzw. die bestehende Hochschule doppelsprachig auszugestalten. Beide Projekte stoßen allerdings auch auf entschiedene Gegnerschaften.

Interessant ist eine merkwürdige Feststellung, die kürzlich auf einem internationalen Kongreß in Lissabon Professor Carneiro Pacheco, Vizerektor der dortigen Universität, mit Hinblick auf die kulturellen Beziehungen zwischen Portugal und Spanien machte. „Es ist traurig einzugestehen", so etwa äußerte er sich, „daß wir in Portugal zwar haarklein Bescheid wissen, was in Frankreich vorgeht, dagegen absolut keine Ahnung vom geistigen Leben im nachbarlichen Spanien haben. Und genau so wenig weiß man auch in Spanien, was uns betrifft. Man verglich uns nicht zu Unrecht mit siamesischen Zwillingen, die zwar Schulter an Schulter leben, aber sich mißmutig den Rücken zukehren. Es wäre indessen hohe Zeit, sich brüderlich ins Antlitz zu schauen und an einvernehmliche Kulturarbeit zu denken." (M. B.)

Redaktionsschluß: 5. August 1932.

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin, für die Anzeigen: R. Hiller, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 35, Genthiner Straße 32.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—.

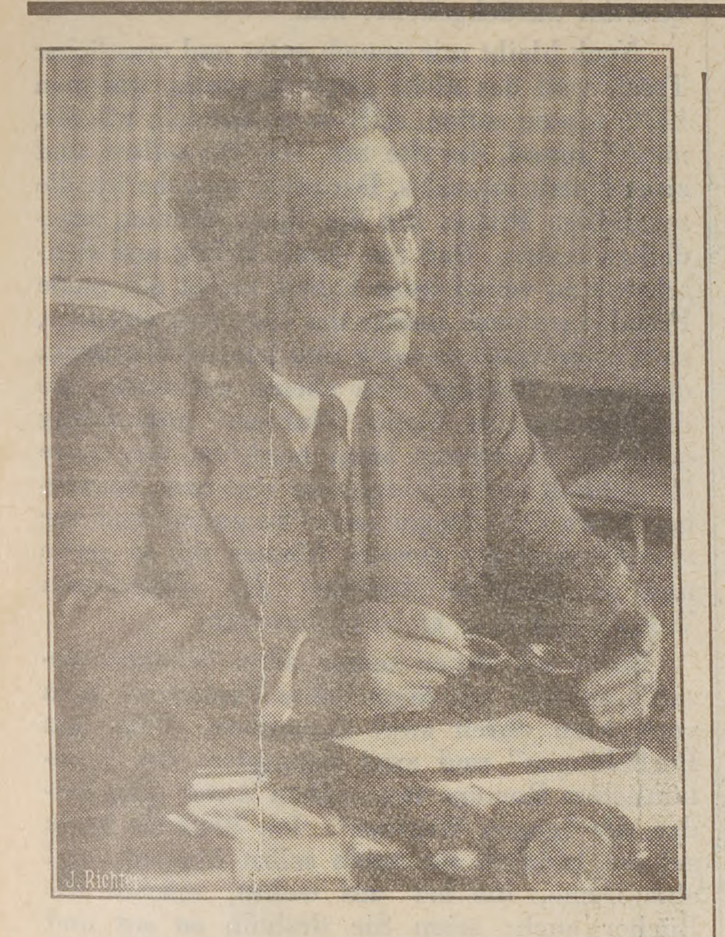
Dieser „Verlagskatalog“ ist in einem der billigsten Herstellungsverfahren gedruckt, um in der heutigen Zeit alle unnötigen Ausgaben zu ersparen. Er will nur auf die wertvollen Bücher aufmerksam machen, aber keinen Begriff geben von ihrer Ausstattung. Daß sie gut ausgestattet sind, davon überzeugen Sie sich bei Ihrem Buchhändler

Das gute Buch

Herausgegeben vom Verlag Huber & Co. Aktiengesellschaft, Frauenfeld und Leipzig

Die Preise sind alle nur in Schweizerfranken angegeben. Die Umrechnung in Reichsmark erfolgt mit dem Schlüssel 1 Franken = 80 Pfennige. Ein Buch von Fr. 7.50 kostet also 6 Rm., eines von Fr. 11.— Rm. 8.80 usw. Berücksichtigen Sie dieses bitte, wenn Sie unsere Preise mit den Preisen deutscher Bücher vergleichen

Eine Auswahl — Ein Ratgeber — Weihnachten 1931



Carl Friedrich Wiegand

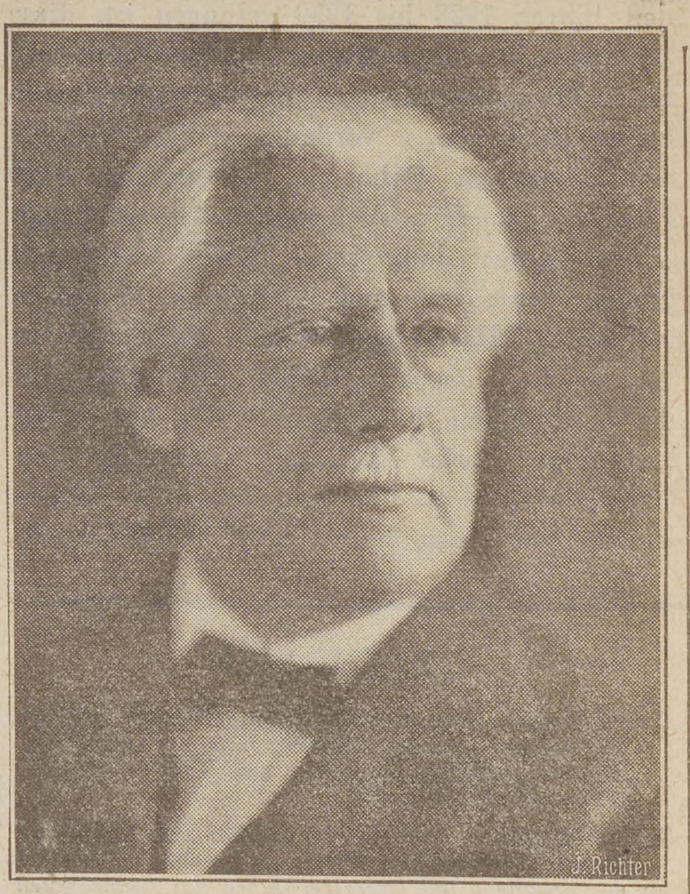
Neuerscheinung: Vagant und Vagabund
Zwei Novellen. geb. Fr. 7.50

Carl Friedrich Wiegand, der Marignano-Dichter, legt in seinem neuen Werke zwei künstlerisch durchgebildete Novellen vor, zwei Kabinettstücke, die eine köstliche Mischung von Humor und Ernst, Tragik und Ironie bilden.

Die erste, Der Eroberer von Argün, eine Bündner-Geschichte, stellt das wechselvolle Schicksal eines Heimatlosen dar, der auf Grund des Bundesgesetzes von 1851 in dem graubündischen Argün zwangsmäßig eingebürgert wurde und nach schweren Kämpfen und Prüfungen aus der Niederung der Mißachtung zu allgemeinem Ansehen aufsteigt, um schließlich die große Gemeinde sich zu „erobern“.

Der Retter von Leuba, das ironische Gegenstück zum „Eroberer von Argün“, schildert die angemaßte Herrschaft eines abenteuernden Vagabunden, der, aus der Fremde heimgekehrt, während der Befreiungskriege 1812/13 in Leuba bei Leipzig deshalb zu Ehren kommen kann, weil der große Ort auf der Kriegskarte nicht eingezeichnet stand und daher von den Kriegsplagen verschont blieb. Diesen Umstand benutzt der durch den Raub einer Kriegskasse reich gewordene Vagabund, als Gegenspieler des Dorfpfarrers — der die Verschonung Leubas als sichtbaren Finger Gottes und Erhörung seiner Gebete auffaßt — um sich, als Kommandant der „Leubaer Wehr“, so lange als Herr aufzuwerfen, bis er eines Tages, im jähen Absturz seiner Herrlichkeit, unter die Hufe in Leuba eingaloppierender Husaren kommt.

Die höchst eigenartigen Motive der beiden Erzählungen erinnern in der Gestaltung der beiden Hauptfiguren an Gottfried Keller. Die stoffliche Beherrschung zeigt den Griff in den Reichtum der Wirklichkeit, die formelle einen reifen Künstler, der die Absicht, Tragfähigkeit und das Ausmaß eines Stoffes kennt, und in Haltung und Geschehen, in der lebenswahren Gestaltung seiner Menschen jedes Wort prägt. Vor allem ist hier der Erzähler am Werke, der die innere Spannung der Novelle meistert und die seltene Gabe besitzt, das Tragische humorvoll zu durchleuchten.

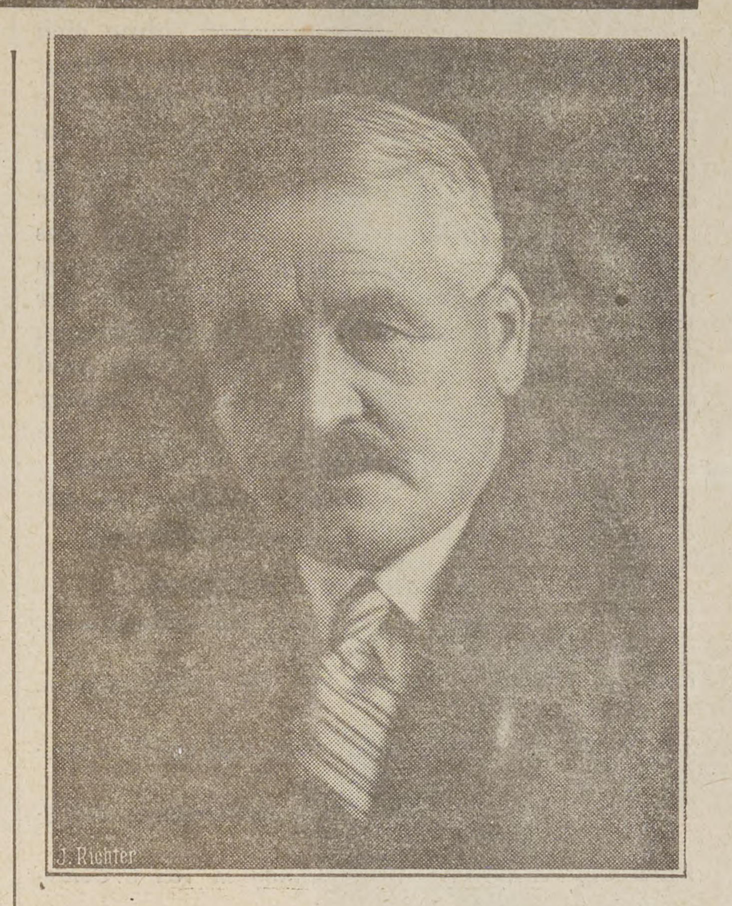


Adolf Vögtlin

Sein neuester Roman: Vittanova
Ein Roman aus der Stille. geb. Fr. 8.50

Adolf Vögtlin schenkt uns in seinem neuen Roman, wie die „Neue Zürcher Zeitung“ in einer eingehenden Besprechung schrieb, ein schönes, ausgereiftes Werk. Die leuchtende Höhenwelt Arosas, ragende Berge, klare Luft bilden seinen Hintergrund. Ein Aroser Roman aus der Kriegszeit, da internierte Soldaten in dem weltbekannten Höhenkurort eine Zuflucht fanden, da neben den neutralen Schweizern die kriegführenden Nationen, Deutsche und Engländer im gleichen Hotel-Sanatorium schicksalshaft zusammengewürfelt wohnen. Da sind zwei Berliner, der eine Professor, der andere Bankrat, da ist ein junger Engländer, Persönlichkeiten, die der Dichter neben einigen bodenständigen Schweizern mit kundiger Hand in das Blickfeld unseres Interesses stellt. Da ist vor allem die Krankenschwester Vittanova, die dem Roman den besondern Wert verleiht. Vittanova ist eine bündnerische Pfarrerstochter; sie ist die Pflegerin des jungen Engländers. Von ihr strahlt aller Glanz und alle Wärme aus. Vittanova ist erfüllt von einem herrlichen, hinreißenden Lebens- und Helferwillen. Sie ist nicht nur Pflegerin; sie ist in dem großen Hotel-Sanatorium die feine und mutige Vermittlerin der schwierigsten Situationen; sie ist immer und überall Friedensstifterin in gefährlichen Spannungen. Sie ist „der selbstherrliche Mensch, der die Freiheit seiner Innenwelt fühlt und darauf stolz vertrauend aus sich heraus sicher und unentwegt handelt“. Vittanova ist sich der Verantwortung bewußt gegen andere und gegen sich selbst. In gesundem Körper wohnt ihr eine gesunde Seele. „Vater und Mutter, wäre ich euer würdig, wenn ich sie verwüsten ließe? Müssen wir nicht darnach trachten, innerlich noch besser und freier zu werden als unsere Erzeuger? Wie wäre sonst eine Entwicklung möglich? Ein sichtbares Ziel ist uns allen nötig.“ Es ist sicher ein Wagnis, in einer einzigen Frauengestalt die Fäden einer reich und bunt bewegten Handlung zu vereinen. Es gehört eine überlegene Kunst dazu, das vielfarbige Leben so in einem Wesen wie in einem Brennpunkt erstrahlen zu lassen. Adolf Vögtlin ist dieses Wagnis gelungen. Neben schicksalsschweren Situationen ist der Roman reich an heiteren Szenen, an lebensbejahender Gegenwartsfreude und an tapferem Zukunftsglauben. In diesem Aroser Roman gibt uns der schon siebzigjährige Schweizer Dichter eines seiner besten und interessantesten Bücher. Das Buch ist durchweht von einem unbeirrbaren Gefühl für unvergängliche Werte. Es lebt etwas vom großen, völkerverbindenden Geist darin. In „Vittanova“ findet die Menschenliebe eine edelste Verkörperung.

Hans Schmid



Hans Schmid ist der geborene Reisebegleiter. Er sieht alles, (in Graubünden traf er irgendwo eine Inschrift mit dem Rate: Non scriver, hat diesen aber glücklicherweise nicht befolgt) — er hört alles, (außer ihm hat noch niemand beachtet, daß der Nachtwächter von Andermatt singe: Die Glock' hat zwölf erschlage) — er merkt alles, zum Beispiel daß es doch nicht wohl stimmen könne mit: „Es führt kein anderer Weg nach Küßnacht“, weil ja der Vogt von dorther gekommen sei. Dazu hat er einen erstaunlichen historischen und literarischen Spürsinn und ein gesundes geschichtliches Urteil, das in allen Fällen der schweizerischen Überlieferung wohlgesinnt ist. „Die Historiker sollen den Gegenbeweis leisten.“ Sein Stil ist persönlich, träf, bildhaft. (Im Wallis sah er einmal ein ganzes Rudel geistlicher Herren; der Vierwaldstättersee windet sich wie ein Lindwurm aus den Bergen heraus; alte Türme sind Überständer der Vergangenheit.) An passenden Stellen hat Schmid allemal das nötige Zitat zur Verfügung; darüber hinaus ist er ein Meister in glänzenden Einfällen (man hat Winkelried ins Reich der Sage verwiesen, weil seine Papiere nicht in Ordnung sind). Auf Schritt und Tritt sitzt ihm der Schalk im Nacken. Schmids Heimatkunst ist eine bodenständige Gattung für sich. Eine kleine Probe aus dem Kapitel „In Tells Heimat“ möge dies beweisen:

Die Straße ins Schächental biegt scharf links ab und geht, immer durch Mauern hindurch an Nußbäumen vorbei, einem Dorfe zu, das in der Höhe den breiten Taleingang sperrt. Das Dorf mit dem Turm ist Bürglen, die Heimat Tells. Ein wilder Fluß schießt heraus mit graugrünem Gletscherwasser, der Schächen, und ein Kreuz steht am Wege, wie ihrer viele im Schächental stehen zum Andenken an Unglücksfälle, die das Wasser, die Lawinen und die Bergstürze angerichtet haben. Aber hier ist das Kreuz dem berühmtesten Schächentaler gewidmet, dem Tell, der nach einem tatenreichen Leben als greiser Wanderer im Schächen den Tod gefunden hat bei der Rettung eines Kindes. Ludwig Uhland hat das besungen: „Der Tell ist tot, der Tell!“ Es ist natürlich auch wieder nicht durch alte Pergamente einwandfrei zu belegen, daß der Tell in seinem 80. Altersjahr den Tod im Schächen gefunden hat bei einer wackeren Tat. Aber das Volk denkt feiner als der Urkundenforscher; es hätte es nicht begriffen, wenn ein Mann wie der Tell im Bette gestorben wäre an Altersschwäche oder Arterienverkalkung. Ein Mann von diesem Format mußte einen heldenhaften Abgang haben, und deshalb glaubt das Volk von Uri, daß der Tell bei einer Rettungstat im Schächen ertrunken sei. Die Historiker sollen den Gegenbeweis leisten.

Bürglen ist prächtig in die Landschaft hineingestellt. Carl Spitteler meint, Bürglen mit dem Eingang des Schächentales bilde den landschaftlichen Mittelpunkt von Uri, den Augenpunkt, um welchen sich das anmutige Wirrsal der Ortschaften gruppiere und zu einem Bild vereinige. Der Dichter hat recht. Das Dorf beherrscht das ganze Urner Unterland, das in alter Zeit mit dem Schächental zusammen überhaupt das ganze Uri war. Es ist von den Wässern umrauscht, steht warm an der Sonne zwischen den Bergen, hat Nußbäume vor allen Fenstern und auffallend viele Holunderbüsche in den Gärten, wahrscheinlich dem Tell zu Ehren: „Dort der Holunderstrauch verbirgt mich ihm.” Eine Kirche mit schlankem Turm schaut weit hinaus ins Land. Hat alle Ursache, so stolz zu tun, denn Bürglen ist die älteste Pfarrgemeinde des Urnerlandes, ist in einer Schenkungsurkunde Ludwigs des Deutschen schon im Jahre 857 erwähnt, hat in der Obhut der Aebtissinnen des Fraumünsters zu Zürich gestanden, die das ferne Besitztum so gnädig regierten, daß im Schächental die ersten freien Bauern der Urschweiz erstehen konnten.

Ein wehrhafter Turm, von Efeu umrankt, steht neben der Kirche. Kein römischer Turm; denn die Römer haben den Weg über den Gotthard nie gefunden. In dem Turm soll der Klostermeier des Fraumünsters von Zürich das Land verwaltet haben, solange das den Urnern paßte. Auch das Hotel zum „Wilhelm Tell“ sei aus dem Gemäuer eines alten Turmes, eines „Tellhauses“, gebaut worden. Man zeigt jetzt in dem gastlichen Hause allerdings keine Tellenstube mehr, dafür aber eine „Königsstube”, was eine Ironie der Geschichte ist; die Stube ist dem Bayernkönig Ludwig II. gewidmet, der allda oft eingekehrt haben soll, und man zeigt einem sogar den Entwurf eines Kaufvertrages, nach welchem seine unstete Majestät, die auf eigenem Dampfer, mit vier Pferden an Bord, sich an den Gestaden des Vierwaldstättersees herumtrieb, das alte Haus von Bürglen käuflich erwerben wollte. Seine Majestät kam sogar auf die drollige Idee, sich um das Bürgerrecht von

SCHWEIZER DICHTER

ANDREA SILVIA, DIE RÜFE. Erzählung. geb. Fr. 6.—.
— VIOLANTA PREVOSTI. Geschichtlicher Roman aus Graubünden. 2. Auflage. geb. Fr. 6.50.
BERNOULLI CARL ALBRECHT, BÜRGERZIEL. Ein Schweizerspiegel aus der Bundesstadt. Roman. geb. Fr. 2.50.
BOHNENBLUST GOTTFRIED, GEDICHTE. geb. Fr. 5.50.
BÜRGI GERTRUD, STERNE. Neue Gedichte. geb. Fr. 4.20.
— SPIEGELUNGEN. Neue Gedichte. geb. Fr. 4.—.
DAVID HEINRICH, HERZOGIN YOLANTHE und die Bande vom tollen Leben. Ein dramatisches Bild aus der Zeit der Burgunderkriege. geb. Fr. 3.40.
DEUTSCHE LYRIK. Vom siebzehnten Jahrhundert bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Dr. Ernst Äppli. geb. Fr. 7.50.
DEBRUNNER HANS, KREISE. Gedichte. geb. Fr. 5.—.
DICHTER UND ZEITEN. Ein Sammelband deutscher Lyrik von der Romantik bis zur Gegenwart. Herausgegeben von Alfred Ludin. 2. neugeordnete und erweiterte Auflage. geb. Fr. 4.50.
DRANMOR (FERDINAND SCHMID), GESAMMELTE DICHTUNEGN. 4. Auflage. 1900. geb. Fr. 5.50.
DUTLI-RUTISHAUSER MARIE, DER SCHWARZE TOD. Roman aus der Pestzeit 1629. geb. Fr. 6.50.
Die Verfasserin ist eine gute Beobachterin, eine fesselnde Erzählerin, die einen klaren Stil schreibt, dem scharfe Charakterzeichnung gelingt. Wie gehauen und gestochen stehen die Personen dieses Buches vor dem Leser. Die taktvolle, feine Behandlung der Spannung zwischen Katholiken und Protestanten verdient besondere lobende Erwähnung.
Solothurner Zeitung
FAESI ROBERT, AUS DER BRANDUNG. Zeitgedichte eines Schweizers. 1917. geb. Fr. 2.50.
FÄSSLER HERMINE, DER AUFSTIEG. Eine Geschichte aus Regsam. geb. Fr. 1.80.
FREY ADOLF, DUSS UND UNDERM RAFE. Füfzg Schwizerliedli. 3. Auflage. geb. Fr. 4.—.
— ERNI WINKELRIED. Historisches Trauerspiel. Fr. 2.40.
FLECK KONRAD, FLORE UND BLANSCHEFLUR. Altdeutscher Versroman. In neuem Reime und mit Erklärungen dargeboten von Johannes Ninck. geb. Fr. 8.—.
GRENZWACHT. Der schweizerischen Armee gewidmet vom schweizerischen Schriftstellerverein. Beiträge von Seippel, Faesi, de Reynold, Lienert, Spitteler, Boßhart, Straßer, Gamper, de Traz und Moeschlin. Mit Zeichnungen aus dem Nachlasse Hans Sandreuters. geb. Fr. 6.50.
HAGENBUCH HANS, FLUT. Vier Frauennovellen. geb. Fr. 2.50.
— DER WIRBEL. Schauspiel in drei Akten. Fr. 2.—.
HARDUNG VIKTOR, DIE BROKATSTADT. Roman. geb. Fr. 2.50.
— SÄLDE. Dramatische Dichtung. geb. Fr. 2.—.
HEER J.C., HEINRICHS ROMFAHRT. Roman. 61. bis 70. Tausend. geb. Fr. 7.—.
HUGGENBERGER ALFRED, AUS MEINEM SOMMERGARTEN. Geschichten von Tieren, Blumen und Menschen. Mit Bildern von Kreidolf, Itschner, Münger u. a. Neue veränderte Auflage. geb. Fr. 7.—.
— DAS EBENHÖCH. Geschichten von Bauern und ihrem Anhang. geb. Fr. 6.—.
— VON DEN KLEINEN LEUTEN. Erzählungen aus dem Bauernleben. geb. Fr. 6.—.
— HINTERM PFLUG. Verse eines Bauern. geb. Fr. 3.60.
— WENN DER MÄRZWIND WEHT. Verse aus jungen Tagen. Neue, gesichtete, zum Teil veränderte Auflage. geb. Fr. 5.—.
ILG PAUL, DER REBELLISCHE KOPF. Skizzen und Satiren. geb. Fr. 6.—.
— DER STARKE MANN. Roman. geb. Fr. 6.—.
— WAS MEIN EINST WAR. Novellen. geb. Fr. 6.—.
KELLER WALTER, TESSINER MÄRCHEN. geb. Fr. 7.50.
KOLLBRUNNER OSKAR, TREIBHOLZ. Irrgänge eines Amerikafahrers. geb. Fr. 6.—.
— DIE SCHENKE DES MISTER BUCALO. geb. Fr. 7.50.
— GESCHENK DER STILLE. Gedichte. geb. Fr. 3.50.
KÜFFER GEORG, LENKER SAGEN. geb. Fr. 3.—.
— SEELCHEN. Gedichte. 3. Auflage. geb. Fr. 4.50.
LEUTHOLD HEINRICH, GESAMMELTE DICHTUNGEN. Eingeleitet und nach den Handschriften herausgegeben von Gottfried Bohnenblust. Mit verschiedenen Bildbeilagen.
I. Band. Gedichte, geb. Fr. 15.—.
II. Band. Übertragungen, geb. Fr. 12.—.
III. Band. Anhang und Lesearten, geb. Fr. 12.—.
LIENERT MEINRAD, DAS MARK IM BERGHOLZ. Zwei Erzählungen. geb. Fr. 8.—.
— DER KÖNIG VON EULAND. Roman. geb. Fr. 7.—
— DER SCHALK IM HIRTHEMD. geb. Fr. 7.—.
— AUF ALTEN SCHEIBEN. Zwei Erzählungen. Mit Holzschnitten von August Aeppli. geb. Fr. 7.50.
— DAS RUHEBÄNKLEIN. Geschichten. geb. Fr. 7.—.
— HANSJÖRLIS FAHRT NACH DEM ZAUBERWORT. Erzählung. geb. Fr. 7.—.
— DAS HOCHMUTSNÄRRCHEN. Erzählung. geb. Fr. 6.—.
— DAS GESICHTLEIN IM BRUNNEN. Erzählung. geb. Fr. 6.—.
— DER JAUCHZENDE BERGWALD. Alte und neue Geschichten. geb. Fr. 8.—.
— BERGDORFGESCHICHTEN. Dritte Auflage. geb. Fr. 6.—.
— FROHFARBENFÄHNLEIN. Geschichten aus dem Bergland. geb. Fr. 7.50.
LIENERT MEINRAD, DER LETZTE SCHWANAU-RITTER. Ein fröhlicher Sang aus der Urschweiz. geb. Fr. 4.50.
— DAS WAR EINE GOLDENE ZEIT! Kindheitserinnerungen. geb. Fr. 6.—.
— DAS BERGSPIEGLEIN. Neue Kindergeschichten. geb. Fr. 6.—.
— SCHMIEDJUNGFER. Dritte Auflage. geb. Fr. 6.—.
— 'S MIRLI. Gedicht in schwyzerischer Mundart. geb. Fr. 2.50.
— 'S HEIWILI. Ein Heimwehlied. In schwyzerischer Mundart. Fr. 3.50.
— DER WEIHNACHTSSTERN. Ein schweizerisches Krippenspiel. geheftet Fr. 1.80.
LIMBACH IMMANUEL, DER ARME HEINRICH. Roman. geb. Fr. 7.50.
MARTI ERNST, ZWEI HÄUSER — ZWEI WELTEN. Erzählung aus den Kämpfen um die Glaubensfreiheit. geb. Fr. 6.—.
MEYER-HASENFRATZ HELENE, WERDEN UND VERGEHEN. Gedichte. geb. Fr. 3.—.
NIGGLI MARTHA, ZIELSUCHER. Roman. geb. Fr. 1.80.
OBERHOLZER A., THURGAUER SAGEN. Fr. 2.40.
OCHSENBEIN WILHELM, ROSAMUNDE. Ein Trauerspiel. Fr. 3.—.
— TATEN DER LIEBE. Romantisch-mystisches Trauerspiel. Fr. 2.50.
ODERMATT FRANZ, DOPPELSPIEL. Eine Geschichte aus der Sonderbundszeit. geb. Fr. 6.—.
— VOLKSKRAFT. Roman. geb. Fr. 6.50.
— GÖTZEN. Novellen. geb. Fr. 5.50.
SIEBEL JOHANNA, MUTTER UND KIND. Gedichte und Parabeln. Zweite, erweiterte Auflage. geb. Fr. 5.—.
STRASSER CHARLOT, WER HILFT? Zwei soziale Novellen. geb. Fr. 1.80.

Uri zu bewerben; der König hätte es bekommen, wenn er seine bayrische Staatsangehörigkeit aufgegeben und die Krone abgelegt hätte. Es ist leider Gott sei Dank nichts aus dieser sonderbaren Einbürgerung geworden.

Bürglen hat auch seine Tellskapelle, wie das selbstverständlich ist für das Dorf, das als Heimat Tells gilt. Sie steht nicht an der Landstraße, die ins Schächental und über den Klausen führt; an der alten holprigen Straße, die zur Kirche und mitten ins Dorf geht, steht die Kapelle zur Linken am Weg unter dem Schutze des Heiligen Rochus und Sebastian, und eine Inschrift tut es dem Wanderer kund, daß hier die Wiege Tells gestanden hat. Man kann an dieser Kapelle nicht vorübergehen, ohne sich seine Gedanken zu machen über den Streit um den Tell. Es gab eine Zeit, da die historische Forschung ein helles Vergnügen darin fand, die ganze Tellengeschichte ins Reich der Sage zu stoßen, und der letzte Schulmeister im Lande der Schweizer glaubte vor seinen Buben das kritische Liedlein nachpfeifen zu müssen, was nicht in den Urkunden stehe, was nicht an der Hand von Pergamenten bewiesen werden könne, das gehört in die Schublade der Sagen und Legenden! Die Geschichtsforschung unserer Tage schlägt wieder andere Wege ein. Sie findet, daß in der volkstümlichen Überlieferung ein größerer Wahrheitsgehalt verborgen ist, als die alte historische Schule zugestanden hat.

Von Hans Schmid sind bisher erschienen:

URSCHWEIZ. Streifereien um den Vierwaldstättersee. Mit 11 Bildern. geb. Fr. 8.—.

GOTTHARD. Bahn und Paß. Mit 16 Tiefdruckbildern. geb. Fr. 8.—.

SPAZIERGÄNGE IM TESSIN. Mit 8 Bildern. 4. Auflage. geb. Fr. 8.—.

TESSINER SONNENTAGE. Neue Spaziergänge. 3. Auflage. geb. Fr. 6.—.

BÜNDNERFAHRTEN. Mit Zeichnungen von C. Conradin. 3. Auflage. geb. Fr. 6.—.

WALLIS. Ein Wanderbuch. 2. Auflage. geb. Fr. 7.—.

Im gesamten sind 40 000 Bücher von Hans Schmid bisher verkauft worden.

Dr. Eugen Paravicini
Reisen in den britischen Salomonen

Mit 88 Bildern und 3 Karten. Großoktav. geb. Fr. 11.—

Neuerscheinung

In der Erforschung der Inselwelt des Stillen Ozeans sind die Basler Gelehrten führend: Zu den Namen von Sarasin, Speiser, Wirz u. a. gesellt sich mit diesem Buche derjenige Paravicinis, dessen Träger ebenfalls am Basler Museum für Völkerkunde und an der dortigen Universität tätig ist. Ihm wurde von der Kommission des Museums der Auftrag erteilt, die süd-östlichen Salomonen zu bereisen, dort Sammlungen anzulegen und ethnographische, sowie anthropologische Untersuchungen vorzunehmen, kurz den Kulturbesitz jener primitiven Völker noch zu erfassen.

Die Aufgabe war keine leichte; denn seit Jahrzehnten sind auf den Salomonen Plantagen im Betrieb und junge Eingeborene werden als Arbeiter angeworben, die von ihrem Lohne importierten europäischen und japanischen Hausrat kaufen. Dadurch wurde die ursprüngliche Kultur in vielen Gegenden des Archipels vernichtet. Ähnlich hat auch die Mission in dem halben Jahrhundert ihrer Tätigkeit auf die ursprüngliche Kultur eingewirkt. Es gibt aber immer noch abgelegene Dörfer, „Refugien der alten Kultur", und die galt es aufzufinden, ehe auch sie der modernen Weltwirtschaft zum Opfer fallen und das Aussterben der Eingeborenen raschere Fortschritte macht.

Wenn es Dr. Paravicini auf seinen Reisen in den Jahren 1928 bis 1930 gelungen ist, diese „Refugien der alten Kultur" aufzustöbern und bis zu ihnen vorzudringen und wertvolle Sammlungen anzulegen, so verdankt er dies nicht nur den englischen Behörden, Missionaren und Pflanzern, sondern auch seiner Ausdauer und seinem Mute; denn seine Reisen waren mit großen Strapazen und vielfachen Gefahren verbunden. Davon spricht sein Reisewerk, in dem er die wissenschaftlichen Ergebnisse und die persönlichen Erlebnisse in der Art seiner berühmten Basler Kollegen kurzweilig und lehrreich schildert. Von dem Reichtum des Gesehenen und Gesammelten zeugt der Bilderteil.

Julie Bondeli an Leonhard Usteri

Neuenburg, den 12. Januar 1775.

Jeden Tag mache ich mir, und zwar mit Recht, Vorwürfe, Ihnen noch nicht geschrieben zu haben; aber bald war es ein körperliches Übelbefinden, das mich daran hinderte, bald waren es dringend notwendige Dinge, die man in aller Eile zu erledigen trachtete, bevor eine Gesundheitsstörung wieder Hemmnisse in den Weg legte. So verbrachte ich die Zeit seit Anfang November, wo ich wieder in mein Winterquartier zurückgekehrt bin.

Noch bleibt mir manch guter und ernstlicher Trost, weil das nicht geleistet wurde, was man hätte leisten sollen, statt so zu handeln wie Sie, mein Freund, der Sie tun, was Sie sollten, und zwar Nutzbringendes. Darunter verstehe ich die sorgfältige Pflege, die Sie Ihren Schulen angedeihen lassen. Daß Sie damit Erfolg und Fortschritte zu verzeichnen haben, macht mir große Freude; wo auch immer das Gute sich vollziehe, stets interessiert es mich und ich bin überzeugt, daß seine Strahlen sich ebenso ausbreiten wie die Strahlen des Lichts. Nur eine gute, richtig geleitete Erziehung kann merklich eine neue Menschheit herbeiführen, nur eine neue Menschheit kann die Gesetze vervollkommnen und nur vervollkommnete Gesetze können die so große und so einfache Maschine der allgemeinen Wohlfahrt besser vorwärts bewegen.

Bevor ich Ihnen meine alten Schulden bezahle, möchte ich, mein lieber Freund, sie noch vermehren durch zwei Exemplare „Götz von Berlichingen" und zwei Exemplare des eigentümlichen Romans vom selben Autor „Die Leiden des jungen Werther". Ich habe sie beide gelesen, möchte sie beide selbst besitzen, und eine Dame, die bei uns wohnt, möchte die Bücher auch; seien Sie deshalb so gut und lassen Sie getrennte Rechnungen ausstellen, ich werde dann den Betrag, den ich Ihnen schon schulde, beifügen. Aber kehren wir zu Goethe zurück. Lesen Sie diese zwei letzten Werke, ich bitte Sie darum, und sehen Sie, ob Shakespeare ihn nicht als seinen Nachfolger für das erste Werk, Rousseau als den seinen für das zweite in Anspruch nehmen darf. Es sind nicht etwa schwache und verfehlte Nachahmungen, sondern hier offenbaren sich die charakteristischen Merkmale des wahren Genies! Das Drama hinterließ mir einen starken und angenehmen Eindruck, auch wenn es einen schlechten Ausgang nimmt. Der Roman dagegen hinterließ mir einen düsteren Eindruck, ich kehre jedoch gerne wieder zu ihm zurück. Werther ist ein St. Preux, feuriger, finsterer und noch überspannter als er. Ich hatte oft Mühe, ihm zu folgen, aber mein Interesse für ihn erlahmte nie. Ich finde besonders seine Zartheit bewunderswert, mit der er, trotz dem Ungestüm seiner Leidenschaft, Lottens Bande respektiert. Was mir aber noch schöner scheint als diese Zartheit, ist, daß in dem Buche nirgends räsonniert, metaphysiziert, demonstriert, nicht gegrübelt, zergliedert und zerstückelt wird. Tödlich hasse ich alle die schönen, langen und erhabenen Reden über Dinge und Handlungen, die im Grunde doch so einfach sind. Es gelüstet mich immer herzlich, einen Schuft ernst zu nehmen, wenn ich sehe, daß es Geist braucht, um ein anständiger Mensch zu sein.

SCHWEIZER DICHTER

STREIFF CASPAR, DER HEIRI JENNI IM SUNNEBÄRG. Erzählungen in Glarner Mundart. Auswahl in einem Bande. Illustriert von J. Ruch. geb. Fr. 6.50.

STUDER-GOLL CLAIRE, DIE FRAUEN ERWACHEN. Novellen. geb. Fr. 1.80.

UHLER CONRAD, DAS STEINERNE KREUZ. Roman. Fr. 5.50.

— AM SEE UND IM LAND. Erzählung. geb. Fr. 1.80.

WALSER ROBERT, POETENLEBEN. Skizzen. geb. Fr. 2.50.

WALTHER VON DER VOGELWEIDE. Essay und Übertragungen von Max Nußberger. kart. Fr. 2.50.

WEHRLIN ROBERT, IN DIESEN ZEITEN ... 1914 bis 1915. Geschichten. geb. Fr. —.80.

WEILENMANN HERMANN, DER BEFREIER. Roman. geb. Fr. 1.80.

WENGER LISA, DAS BLAUE MÄRCHENBUCH. geb. Fr. 7.—.

— PRÜFUNGEN. Roman. geb. Fr. 6.—.

— IRRENDE. Novellen. geb. Fr. 6.—.

WIDMANN J.V., DER HEILIGE UND DIE TIERE. Dramatisches Gedicht. 17.—20. Tausend. geb Fr. 7.—.

— MAIKÄFERKOMÖDIE. Dramatisches Gedicht. 28. und 29. Tausend. geb. Fr. 5.—.

— AN DEN MENSCHEN EIN WOHLGEFALLEN. Pfarrhaus-Idyll. geb. Fr. 4.50.

— 'BIN DER SCHWÄRMER. Ein Idyll. geb. Fr. 4.—.

— MODERNE ANTIKEN. Drei Dramen: Der Kopf des Crassus. — Oenone. — Lysanders Mädchen. geb. Fr. 6.50.

— DER WUNDERBRUNNEN VON IS. Epische Dichtung mit Einleitung von Otto von Greyerz. 2. Auflage. geb. Fr. 4.—.

— JUNG UND ALT. Drei Dichtungen: Der Zelter — Die Königsbraut — Ein greiser Paris. 3. Auflage. geb. Fr. 4.—.

— GEDICHTE. Nach des Verfassers Tode herausgegeben. geb. Fr. 6.50.

— DER WELTVERBESSERER. Historische Novelle. geb. Fr. 5.—.

WINTELER JOST, TYCHO PANTANDER. Eine Geistesentwicklung in Liedern. Fr. 4.—.

ZAHN ERNST, ALBIN INDERGAND. Roman. 61. bis 63. Auflage. geb. Fr. 7.—.

— NEUE BERGNOVELLEN. geb. Fr. 6.—.

— SABINE RENNERIN. Ein Schauspiel. geb. Fr. 4.—.

ZWEIFEL LINA, MIR GLARNER. Dialektgeschichten. geb. Fr. 6.—.

REISEWERKE

ALTHERR ALFRED, EINE AMERIKAFAHRT in zwanzig Briefen. geb. Fr. 4.80.

ANDREA SILVIA, DAS BERGELL. Wanderungen in der Landschaft und ihrer Geschichte. Mit 7 Vollbildern. 2. Auflage. geb. Fr. 5.50.

BLOESCH HANS, MEIN ROM. Wanderungen. geb. Fr. 1.40.

BOEGLI LINA, VORWÄRTS. Briefe von einer Reise um die Welt. geb. Fr. 7.—.

— IMMER VORWÄRTS. Neue Briefe. geb. Fr. 6.—.

FISCHER ANDREAS, HOCHGEBIRGSWANDERUNGEN IN DEN ALPEN UND IM KAUKASUS. Herausgegeben, mit Lebensbild und Bericht der letzten Fahrt versehen, von Ernst Jenny, Zofingen. Mit 8 Bildern. geb. Fr. 7.50.

— — Neue Folge. Herausgegeben von Ernst Jenny, Zofingen. Mit 12 Bildern. geb Fr. 7.50.

„Diese Bände enthalten in meisterhafter, klassischer Sprache die Erinnerungen Fischers, der wohl den vollkommensten und edelsten Typ des schweizerischen Bergsteigers darstellt. Darum gehören auch seine Bücher in die Bibliothek eines jeden Bergfreundes, in jedes Schweizerhaus, wo man noch Verständnis für die unvergleichliche Pracht unserer Berge besitzt."

HAFFTER ELIAS, BRIEFE AUS DEM FERNEN OSTEN. geb. Fr. 6.50.

— BRIEFE AUS DEM HOHEN NORDEN. Eine Fahrt nach Spitzbergen im Sommer 1899. Mit vielen Bildern. geb. Fr. 5.50.

HALLER LILLI, IN TIEFSTER RUSSISCHER PROVINZ. Schilderungen. geb. Fr. 5.—.

HEER J.C., FERIEN AN DER ADRIA. Bilder aus Süd-Österreich. geb. Fr. 4.50.

— STREIFZÜGE IM ENGADIN. geb. Fr. 6.50.

KELLER ADOLF, EINE SINAI-FAHRT. geb. Fr. 5.—.

KURZ K.F., VOM NIL ZUM FUJIYAMA. Mit Abbildungen. geb. Fr. 2.50.

— MITTERNACHTSONNE UND NORDLICHT. Mit Abbildungen. geb. Fr. 1.80.

NAEF PAUL, UNTER MALAYISCHER SONNE. Reisen — Reliefs — Romane. Mit 41 Tafelbildern und einer Karte. geb. Fr. 13.50.

SIMPSON-IMHOF ALICE, MEINE TROPENJAHRE. Erinnerungen aus Ost-Afrika. Mit vielen Bildern. geb. Fr. 4.50.

WALDLÄUFER, AUS MEINEM RUCKSACK. Jagdskizzen. geb. Fr. 6.—.

— IM WALD UND AUF DER HEIDE. Neue Jagdskizzen. geb. Fr. 7.—.

— DA HAB' ICH MEINE FREUDE. Weitere Jagdskizzen. geb. Fr. 7.—.

— TIER- UND JAGDGESCHICHTEN. geb. Fr. 1.50.

WIDMANN J.V., SPAZIERGÄNGE IN DEN ALPEN. Wanderstudien und Plaudereien. geb. Fr. 12.—.

— DU SCHÖNE WELT! Neue Fahrten und Wanderungen in der Schweiz. geb. Fr. 8.—.

— JENSEITS DES GOTTHARD. Menschen, Städte und Landschaften in Ober- und Mittelitalien. geb. Fr. 7.—.

— CALABRIEN-APULIEN und Streifereien an den oberitalienischen Seen. geb. Fr. 5.50.

GESCHICHTE

BLUNTSCHLI JOHANN KASPAR, BRIEFWECHSEL mit Savigny, Niebuhr, Ranke, J. Grimm und Ferdinand Meyer. Herausgegeben von Wilhelm Oechsli. 1915. geh. Fr. 6.50.

BURCKHARDT CARL J., CHARLES NEUHAUS, der Berner Schultheß. Ein Beitrag zur Schweizergeschichte der dreißiger und vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts. geh. Fr. 6.—.

DAUDET LUCIEN ALPHONSE, KAISERIN EUGENIE. Aus dem Französischen übertragen von Adele Müller. geb. Fr. 1.40.

GAGLIARDI ERNST, ALFRED ESCHER. Vier Jahrzehnte neuerer Schweizergeschichte. geb. Fr. 30.—.

KELLER-TARNUZZER KARL und Dr. HANS REINERTH, URGESCHICHTE DES THURGAUS. Ein Beitrag zur schweizerischen Heimatkunde. Mit einer farbigen Lichtdrucktafel, 4 Kunstdrucktafeln, 57 zum Teil ganzseitigen Abbildungen im Text und 3 Siedelungskarten des Thurgaus. geb. Fr. 15.—.

MARTIN WILLIAM, STAATSMÄNNER DES WELTKRIEGES. Mit 25 Bildnissen. geb. Fr. 13.50.

„Diese Lebensbilder der führenden Staatsmänner zählen durch den Reichtum ihres Gehaltes und ihre geschliffene Form zu den besten und interessantesten zeitgenössischen Deutungen der europäischen Tragödie. Einzelne Essays sind wahre Kabinettstücke subtiler Menschenzeichnung."

MEYER JOHANNES, DIE FRÜHEREN BESITZER VON ARENENBERG, Königin Hortense und Prinz Ludwig Napoleon. Nach den Quellen bearbeitet. Mit 16 Tafelbildern. 4. Auflage. 1920. geb. Fr. 10.—.

MÜLLER, BRIEFWECHSEL der Brüder J. Georg Müller und Joh. v. Müller 1789—1809. Herausgegeben von Eduard Haug. 1893. geh. Fr. 10.—.

MÜLLER ERNST, GESCHICHTE DER BERNISCHEN TÄUFER. Nach den Urkunden dargestellt. (VIII, 412 S.) 1895. geh. Fr. 5.—.

PUPIKOFER J. A., GESCHICHTE DES THURGAUS. Zweite, vollständig umgearbeitete Ausgabe. 2 Bände. 1886 und 1889. geh. Fr. 15.—.

SCHLUMBERGER-VISCHER E., AUS DEN ZEITEN DER BASLER REVOLUTION VON 1798. Briefe und Tagebuchblätter zweier baslerischer Staatsmänner. Aus dem Familienarchiv herausgegeben. geh. Fr. 4.—.

SCHOLLENBERGER J., GESCHICHTE DER SCHWEIZERISCHEN POLITIK.
I. Band: Die alte Zeit bis 1798. (XVIII, 452 S.) 1906. geb. Fr. 13.50.
II. Band: Die neue Zeit seit 1798. (X, 382 S.) 1908. geb. Fr. 12.—.

SCHWEIZER PAUL, GESCHICHTE DER SCHWEIZERISCHEN NEUTRALITÄT. (XXXVI, 1032 S.) 1895. Fr. 10.—; geb. Fr. 15.—.

WÄLLI J. J., GESCHICHTE DER HERRSCHAFT HERDERN. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte derer von Hohen- und Breitenlandenberg. geb. Fr. 4.—.

WEILENMANN HERMANN, DIE VIELSPRACHIGE SCHWEIZ. Eine Lösung des Nationalitätenproblems. Mit 1 Karte und 10 Luftaufnahmen. geb. Fr. 12.50.

WIGET GUSTAV, BEITRÄGE ZUR SCHULGESCHICHTE des Kantons St. Gallen und Kommentar des erziehungsrätlichen Entwurfs für ein neues Erziehungsgesetz. 1914. geh. Fr. 9.—.

DIE WERKE VON CARL HILTY

GLÜCK. Aufsätze. 3 Bände. geb. je Fr. 8.—.

FÜR SCHLAFLOSE NÄCHTE, je 365 kurze Abschnitte. 2 Bände. geb. in Leinen mit Goldschnitt je Fr. 8.—.

BRIEFE. Aufsätze. geb. Fr. 8.—.

DAS EVANGELIUM CHRISTI. Eine Evangelienharmonie. geb. in Leinen Fr. 8.—.

DAS GEHEIMNIS DER KRAFT. kart. Fr. 2.50.

KRANKE SEELEN. Psychopathische Betrachtungen. kart. Fr. 2.—.

EWIGES LEBEN. (Sub specie aeternitatis.) kart. Fr. 1.25.

LESEN UND REDEN. Zwei Vorträge. Fr. 2.—, geb. 3.50.

MEMOIREN, BRIEFE, LEBENSBILDER

DIE BRIEFE DER JULIE BONDELI an Joh. Georg Zimmermann und Leonhard Usteri. Aus dem Französischen zum erstenmal übertragen von Lilli Haller. Mit einer Einleitung und einem Bildnis. geb. Fr. 9.50. „Eine der wertvollsten und reizvollsten Frauenbiographien" — „Ein klassisches Buch".

JEREMIAS GOTTHELFS FAMILIENBRIEFE. Herausgegeben von Hedwig Wäber. Mit 8 Bildern und 1 Handschriftenprobe. geh. Fr. 5.80.

ELIAS HAFFTER. Ein Lebensbild aus Briefen und Erinnerungen zusammengest. v. A. Roth. geb. Fr. 10.—.

ADOLF HALLER, HEINRICH PESTALOZZI. Eine Darstellung seines Lebens und Wirkens. Mit 10 Holzschnitten von E. Würtenberger. geb Fr. 7.—.

KELLER CONRAD, ALFRED ILG. Sein Leben und sein Wirken in Abessinien. Mit Bildern. geb. Fr. 9.50.

HANS NOLL, HOFRAT JOHANNES BÜEL von Stein am Rhein 1761—1830. Ein Freund großer Zeitgenossen. Mit 22 Bildern. geb. Fr. 13.—.

EIN AMERIKANISCHES IDYLL. Das Leben Carleton H. Parkers. Geschrieben von seiner Frau. Mit 2 Bildern. geb. Fr. 8.50.

PAUL STRUPLER, FÜNF JAHRE FREMDENLEGION. kart. Fr. 4.—.

ZOLLINGER EDWIN, HEINRICH REBSAMEN. Der Erneuerer der mexikanischen Volksschule. Mit 10 Bildern. kart. Fr. 4.50.

MUSIK UND KUNST

BLASS CURT, CUNO AMIET. Oschwander Erinnerungen. Mit 8 Bildern. kart. Fr. 3.50.

FLEINER ALBERT, MIT ARNOLD BÖCKLIN. Erinnerungen. geb. Fr. 1.80.

FRITSCHE O.F., GLAREAN. Sein Leben und seine Schriften. Mit einem Porträt. 1890. geh. Fr. 3.60.

KOLLER EUGEN, FRANZ JOSEPH LEONTI MEYER VON SCHAUENSEE. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Musikgeschichte im 18. Jahrhundert. Mit Porträt und vielen Notenbeispielen. geh. Fr. 6.—.

KÜNSTLER-LEXIKON, SCHWEIZERISCHES. Herausgegeben mit Unterstützung des Bundes und kunstfreundlicher Privater vom Schweizerischen Kunstverein. Redigiert unter Mitwirkung von Fachgenossen von Prof. Dr. Karl Brun in Zürich. 1905—1917. I. Band: A—G. II. Band: H—R. III. Band: S—Z. IV. Band: Supplement A—Z. zus. geb. Fr. 140.—.

RECHTS- UND STAATSWISSENSCHAFT

BUNDESRECHT, SCHWEIZERISCHES. Staats- und verwaltungsrechtliche Praxis des Bundesrates und der Bundesversammlung seit 1903. Als Fortsetzung des Werkes von L. R. von Salis. Im Auftrage des Bundesrates bearbeitet von Walther Burckhardt. Band I geb. Fr. 20.—, Band II—V geb. je Fr. 25.—. Als sechster Band erscheint 1932 ein Registerband.

BÖCKLI OTTO, ZIVILPROZESS-ORDNUNG FÜR DEN KANTON THURGAU (vom 29. April 1928). Mit Anmerkungen, Anhang und Sachregister. geb. Fr. 8.—.

DOKA CARL, DER BODENSEE IM INTERNATIONALEN RECHT. Das Recht der internationalen Binnenseen. kart. Fr. 6.—.

GERMANN O. A., RECHTFERTIGUNG DES RECHTS. Eine Untersuchung über das rechtspolitische Grundproblem. geh. Fr. 4.50.

HÄBERLIN HEINZ, DER FINANZHAUSHALT DES KANTONS THURGAU in den Jahren 1900—1923. geh. Fr. 6.50.

HÄRRI, A., DIE HISTORISCHE ENTWICKLUNG DER SCHWEIZERISCHEN VERKEHRSWEGE. Erster Teil: Die Grundlagen des Verkehrs und die historische Entwicklung des Landverkehrs. Mit 32 Abbildungen und Plänen. geh. Fr. 12.—.

LEISI ERNST, DER ZEUGE IM ATTISCHEN RECHT. geh. Fr. 4.—.

LINCKE B., DIE SCHWEIZERISCHE MASCHINENINDUSTRIE und ihre Entwicklung in wirtschaftlicher Beziehung. geh. Fr. 6.—.

MASCHINENBAU, DER SCHWEIZERISCHE. Bearbeitet von zirka 40 Firmen der schweizerischen Maschinenindustrie. Zusammengestellt von Ing. M. Hottinger. Heft 1: Dampfmaschinen u. a. Heft 2: Elektrische Werke u. a. Heft 3: Transportindustrie u. a. Heft 4: Zwischenprodukte. Jedes Heft reich illustriert. Fr. 6.50.

RECHTSBUCH, THURGAUISCHES. Gerichtliche Abteilung. Sammlung von Gesetzen und Verordnungen des Kantons Thurgau. Herausgegeben vom Thurg. Obergericht. 2. Auflage 1908. geb. Fr. 4.—.

UTZINGER ERNST, Volkswirtschaftliche und finanzpolitische Bedeutung von Wasserstraßen in und zu der Schweiz. geh. Fr. 4.80.

ZOLLINGER W., TABELLEN zur Kurs- und Rentabilitätsberechnung von Anleihen, nebst theoretischen Erläuterungen. Kart. Fr. 8.50.

— ERGÄNZUNG dazu Kart. Fr. 5.—.

LITERATUR UND SPRACHE

ACKERMANN AUGUST, DER SEELENGLAUBE BEI SHAKESPEARE. Eine mythologisch-literar-wissenschaftliche Abhandlung. Fr. 3.60.

AEPPLI ERNST, SPITTELERS IMAGO. Eine Analyse. Fr. 4.—.

BÄCHTOLD JAKOB, GESCHICHTE DER DEUTSCHEN LITERATUR IN DER SCHWEIZ. Anastatischer Neudruck der ersten Auflage von 1892. 1919. geb. Fr. 30.—.

— KLEINE SCHRIFTEN. Mit einem Lebensbilde von W. von Arx. Herausgegeben von Theodor Vetter. geb. Fr. 7.—.

BEITRÄGE ZUR SCHWEIZERDEUTSCHEN GRAMMATIK. Im Auftrage des leitenden Ausschusses für das schweizerdeutsche Idiotikon herausgegeben von ALBERT BACHMANN. 1910 u. ff.

I. Heft: Vetsch Jakob, Die Laute der Appenzeller Mundarten. geh. Fr. 5.50.
II. Heft: Wipf Elisa, Die Mundart von Visperterminen im Wallis. geh. Fr. 3.50.
III. Heft: Berger Jakob, Die Laute der Mundarten des St. Galler Rheintales. geh. Fr. 8.—.
IV. Heft: Abegg Emil, Die Mundart von Urseren. geh. Fr. 2.25.
V. Heft: Enderlin Fritz, Die Mundart von Keßwil im Oberthurgau. geh. Fr. 3.50.
VI. Heft: Bohnenberger Karl, Die Mundart der deutschen Walliser im Heimattal und in den Außenorten. geh. Fr. 11.—.
VII. Heft: Schmid Karl, Die Mundart des Amtes Entlebuch im Kanton Luzern. geh. Fr. 12.50.
VIII. Heft: Streiff Katharina, Die Mundarten des Kantons Glarus. geh. Fr. 5.50.
IX. Heft: Wiget Wilhelm, Die Laute der Toggenburger Mundarten. geh. Fr. 7.—.
X. Heft: Stucki Karl, Die Mundart von Jaun im Freiburger Oberland. geh. Fr. 12.50.
XI. Heft: Brun Leo, Die Mundart von Obersaxen im Kanton Graubünden. geh. Fr. 9.—.
XII. Heft: Szadrowsky M., Nomina agentis des Schweizerdeutschen in ihrer Bedeutungsentfaltung. geh. Fr. 7.—.
XIII. Heft: Meinherz Paul, Die Mundart der Bündner Herrschaft. geh. Fr. 12.—.
XIV. Heft: Baumgartner Heinrich, die Mundart des Berner Seelandes. geh. Fr. 10.—.
XV. Heft: Weber A., Die Mundart des Zürcher Oberlandes. geh. Fr. 10.—.
XVI. Heft: Henzen W., Die deutsche Freiburger Mundart im Sense- und südöstlichen Seebezirk. geh. Fr. 10.—.
XVII. Heft: Clauß W., Die Mundart von Uri. Laut- und Flexionslehre. geh. Fr. 10.—.

Bücher für die lesehungrige Jugend

Vom Lesen und von Büchern

Fahrtenziel

Braucht man die Schule, um lesen zu lernen? Die meisten Menschen meinen's, und der kleine Abc-Schütze tritt den ersten Gang zur Schule an in der Einbildung, er könne noch nicht lesen und müsse erst durch die Schule in die geheimnisvolle Kunst eingeweiht werden. Kann er wirklich nicht lesen? Kann er nicht Ähren und Trauben, Beeren und Erbsen lesen, hat er sich nicht schon tausendmal gebückt, um etwas, das ihm entfallen war, aufzulesen? Nur Buchstaben zu Wörtern und Wörter zu Sätzen zusammenlesen kann er noch nicht, das muß ihn die Schule lehren. Ja, das sind doch zwei ganz verschiedene Dinge, Bücher und Ähren lesen, wirst du sagen. Wie sollte ein Wort zu zwei so weit auseinander liegenden Bedeutungen kommen?

Hör, was Tacitus vor 1800 Jahren seinen römischen Landsleuten über die bei den Germanen übliche Art der Weissagung berichtet hat, und du wirst den Zusammenhang erkennen. Tacitus schreibt in seiner „Germania": Auf Zeichendeutung und Lose halten sie so viel als nur irgendein Volk. Das Verfahren beim Losen ist einfach. Der Zweig eines Fruchtbaumes wird in kleine Stücke geschnitten und diese, mit gewissen Zeichen versehen, werden aufs Geratewohl über ein weißes Tuch hingeworfen. Dann spricht bei einer öffentlichen Beratung der Priester, bei einer Privatangelegenheit der Familienvater ein Gebet, hebt unter Aufblick zum Himmel drei Reiser nacheinander auf und gibt sodann aus den eingeschnittenen Zeichen seine Deutung." Das Verständnis wird dir erleichtert durch die Annahme, daß Tacitus die Buche zu den Fruchtbäumen gezählt habe.

Ergebnis:

Indem der Priester die Buchenstäbe auflas und die darauf eingegrabenen, geheimnisvollen Zeichen, die Runen, deutete, las er das Schicksal. Diese oft wiederholte und mit andachtvoller Scheu verfolgte Handlung stellte eine begriffliche Verbindung her zwischen auflesen und Zeichen lesen, das heißt anfänglich, sie ratend deuten. Jeder Buchenstab trug ein Schriftzeichen, und so wurde das Wort von dem Stab auf das Zeichen übertragen. Daß gerade Buchenholz gewählt wurde für die Stäbe und Tafeln, auf die die Zeichen eingeritzt wurden, ist jedem klar, der schon verschiedene Holzarten, darunter Buchenholz, gespalten hat.

Daß aus Buche Buch wurde, daß also der toff, auf den die ersten Schriftzeichen geritzt urden, dem Buch den Namen gab, steht im eutschen nicht vereinzelt da. Die Römer chrieben anfänglich auf Bast, und Bast hieß n Lateinischen liber. Um zu wissen, daß liber uch das lateinische Wort für Buch ist, braucht an nie ein Gymnasiast gewesen zu sein, das rkennt man aus dem französischen livre oder och deutlicher aus dem italienischen libro.

Dieser Artikel ist dem originellen Buche on *Dr. Paul Oettli, Sprachliche Entdeckerfahren*, entnommen (geb. Fr. 5.—). Wer sich darin vertieft, beschäftigt sich auf die unterhalendste Art. Es kann daher jedem Kinde der beren Schulklassen in die Hand gegeben weren, das eine sprachliche Neigung in sich verpürt und gerne dem Sinn der Sprache auf den Grund geht. Das Buch zerfällt in zwei Teile vie die obenstehende Probe. Zuerst werden ur die Fahrtenziele angegeben, damit jeder ich selbst die Antwort suche. Im zweiten Teil ann er dann feststellen, ob seine Ergebnisse lie richtigen sind.

Hedwig Zogg-Göldi

Die Geschwister Wartburger

Für alle Kinder im schulpflichtigen Alter
Mit vielen Zeichnungen von A. Heß. geb. Fr. 6.—

Neuerscheinung



An alle Eltern und Freunde der Jugend

In dieser Anzeige eines neuen Kinderbuches wollen wir einmal nicht unser eigenes Verlagswerk loben, obschon wir glauben, allen Grund dazu zu haben, sondern Ihnen den ersten Brief vorlegen, den wir von der Verfasserin erhielten. Sie schrieb uns:

Ich erlaube mir, Sie anzufragen, ob Sie Interesse hätten, eine Geschichte für Kinder im schulpflichtigen Alter zu verlegen.

Als Mutter einiger Kinder und als ehemalige Lehrerin, die heute noch mit der Schule in engem Kontakt steht, kenne ich die Freuden und Nöte der heutigen Jugend und das, was sie gerne hat, und habe aus diesem Erfahrungskreise heraus eine Geschichte geschrieben, die in der Ostschweiz spielt und die ich mit warmem Gefühl für die Heimat zu durchweben versuchte.

Ich möchte darum die Geschichte gerne bei einem Schweizer Verlage herausgeben. Sie hat, ganz kurz gefaßt, folgenden Inhalt: Ein achtjähriges, elternloses Mädchen, das aus dem Rheintal stammt und sehr an der Heimat hängt, kommt zu seinem Vetter nach Zürich, wo es die Freuden und Leiden einer bescheidenen, aber rechtschaffenen, kinderreichen Familie in der Stadt erlebt. Verschiedene Umstände bringen es mit sich, daß es mit der Familie des Vetters in sein vereinsamtes, väterliches Häuschen zurückkehren kann, in welchem dann alle eine Heimat finden und wo sie an ihrem Glücke auch andere wieder teilhaftig machen.

Die Redaktorin der Schweizerischen Lehrerinnenzeitung, Fräulein Wohnlich, Lehrerin in St. Gallen, hatte die Freundlichkeit, mein Manuskript durchzulesen und sie sandte es mir mit folgenden Worten zurück: „Nun habe ich Ihr Buch gelesen und freue mich, Ihnen sagen zu können, daß es mir sehr gut gefällt. Der ganze Aufbau der Erzählung ist so natürlich klar, je mehr ich las, um so mehr hat mir die Geschichte gefallen und die feinen Tendenzen, die sie vertritt." Dieses Urteil gibt mir den Mut, mich um einen Verleger umzusehen, um so mehr als ich Fräulein Wohnlich als sehr tüchtige Lehrerin kenne, die in der heutigen Jugendliteratur sehr bewandert und auf den Wert derselben in ihrer Eigenschaft als langjährige Redaktorin recht kritisch eingestellt ist.

Auf diesen Brief hin haben wir dann getan, was Sie wohl auch getan hätten: wir baten um das Manuskript und wußten, bevor wir es fertig gelesen hatten, daß wir es verlegen werden; denn so gut hat uns schon lange nichts mehr gefallen. Wir gaben uns Mühe, es recht schön auszustatten, ließen von Herrn A. Heß zwei Dutzend Zeichnungen und einen schönen Umschlag entwerfen und druckten es in einer klaren Lateinschrift, damit es die Kinder in allen Kantonen leicht lesen können. Trotzdem sahen wir darauf, daß es mit den Bildern, dem großen Druck und dem guten Papier nicht zu teuer wurde. Nun ist es fertig, liegt bei Ihrem Buchhändler, und wir würden uns mit ihm und der Verfasserin freuen, wenn es recht vielen Kindern zur genußreichen Lektüre gekauft würde.

Mit freundlichen Grüßen

der Verleger.

Die berühmten Bücher von Ida Bindschedler







Jeder Band geb. Fr. 6.—

Unsere Kinder werden selige Stunden verbringen über diesen Büchern. Außerdem findet die kindliche Phantasie reiche Anregung zu Spiel und Beschäftigung, und der Wille zur guten Tat wird gefestigt. Die Erzählungen dürften so gut wie die Spyribücher den Untertitel führen: „Für Kinder und solche, die Kinder lieb haben." So könnte ich sogar von einem gelehrten Herrn berichten, der über diesen Kindergeschichten Essen und Schlafen vergessen hat. (Neue Zürcher Zeitung)

Gesamtauflage 66 000 Exemplare

Für Knaben und Mädchen

Diese Bücher haben schon vielen Knaben und Mädchen Freude gemacht und sind als Geschenke passend für Kinder im schulpflichtigen Alter, von etwa zehn bis sechzehn Jahren.

ANDREA SIVIA, WIR UND UNSERE LIEBLINGE. Geschichten von den Haustieren für die jüngeren Kinder. kart. Fr. 3.20.

BURG ANNA, WAS BUBEN TUN UND LEIDEN. Vier Erzählungen für ältere Kinder. Mit Zeichnungen von Charles Welti. geb. Fr. 6.50.

DUBS LUCETTE, LULUS WANDERJAHRE. Eine Geschichte für Mädchen. geb. Fr. 6.50.

Was das Buch besonders wertvoll macht, sind die verschiedenen Reisen, die von dem jungen Mädchen unternommen werden nach Konstantinopel und Rom. (St. Galler Tagblatt)

HUGGENBERGER ALFRED, AUS MEINEM SOMMERGARTEN. Geschichten von Tieren, Blumen und Menschen. Mit Bildern von Kreidolf, Itschner, Münger u. a. geb. Fr. 7.—.

KELLER MARTHA, IM WALDLINGER PFARRHAUS. Eine Erzählung von vier fröhlichen Pfarrkindern für Knaben und Mädchen. geb. Fr. 6.—.

Die vier Waldlinger Pfarrkinder dürfen sich einer Originalität in manchen Erlebnissen und Plänen rühmen. Martha Keller gibt der Jugend ein gutes Buch. (Neues Winterthurer Tagblatt)

Es sind die schweizerischen Pfäfflinger Kinder. (Schweiz. Protestantenblatt)

LENDORFF GERTRUD, DIE STILLE STRASSE. Eine Geschichte für Mädchen reiferen Alters. geb. Fr. 7.—.

LIENERT MEINRAD, DAS WAR EINE GOLDENE ZEIT! Kindheitserinnerungen. geb. Fr. 6.—.

— DAS BERGSPIEGLEIN. Neue Kindergeschichten. geb. Fr. 6.—.

— HANSJÖRLIS FAHRT NACH DEM ZAUBERWORT. geb. Fr. 7.—.

Die Bücher von Meinrad Lienert sind flotte Knabenbücher, denn sie berichten aus der eigenen Jugend des Verfassers.

STEINBUCH MARIE, DIE ENGELAPOTHEKE IN OSTERWALD! geb. Fr. 7.—.

— FEE. Aus dem Leben eines Kindes. geb. Fr. 5.—.

— DIE ENKELIN DER FRAU URSULA. geb. Fr. 5.—.

— EVA THORRING. Die Geschichte eines jungen Mädchens. geb. Fr. 5.—.

— ANNEMARIE VON LASBERG. geb. Fr. 5.—.

Die Bücher von Marie Steinbuch sind beliebte Mädchenbücher.

TESSINER MÄRCHEN. Gesammelt und übertragen von Walther Keller. geb. Fr. 7.—.

WENGER LISA, DAS BLAUE MÄRCHENBUCH. geb. Fr. 7.—.

Zur Belehrung

HOTTINGER MAX, GESCHICHTLICHES AUS DER SCHWEIZERISCHEN METALL- UND MASCHINENINDUSTRIE. Reich illustriert. geb. Fr. 6.—.

NÜESCH ERNST, ALLERLEI INTERESSANTE BEOBACHTUNGEN. Eine Anleitung, die Jugend zu recht vielseitigen, genauen Beobachtungen anzuregen. 3. Auflage. geb. Fr. 4.20.

UHLER CONRAD, LEBENSBILDER AUS DER DEUTSCHEN LITERATURGESCHICHTE. Mit 12 Porträts. geb. Fr. 5.50.

WIGET GUSTAV, SCHWEIZERGESCHICHTE vom Dreiländerbund bis zum Völkerbund. Mit 111 Bildern und Kärtchen. 4. Auflage. geb. Fr. 5.—.

Billige Bücher

CORRAY HEINRICH, TAPFER UND TREU. Bilder aus der Schweizergeschichte. Mit 7 Abbildungen nach Gemälden und Zeichnungen von Ferdinand Hodler. Ein starker Band. geb. Fr. 3.—.

LENDORFF GERTRUD, MIRABELL. Märchen. geb. Fr. 2.50.

RAY LENE, DIE WAIDBUBEN. geb. Fr. 1.80.

RINGIER ERNST, RÄTSEL UND CHARADEN. geb. Fr. 2.40.

STEINBUCH MARIE, AUF NEUEN WEGEN. Eine Erzählung. geb. Fr. 2.50.

UHLER CONRAD, DIE BEIDEN FREUNDE. Erzählungen aus bewegten Zeiten. geb. Fr. 1.80.

WITZIG HANS, DIETEISEN. Ein Märchen. geb. Fr. 1.80.

— DIE WUNDERLICHEN MUSIKANTEN. Sieben Märchen. geb. Fr. 2.50.

BIBLIOTHEK ÄLTERER SCHRIFTWERKE der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes. Herausgegeben von Jakob Bächtold und Ferd. Vetter.

Erste Serie:

I. Band: Die Stretlinger Chronik. Ein Beitrag zur Sagen- und Legendengeschichte der Schweiz aus dem XV. Jahrhundert. Herausgegeben von Jakob Bächtold. (XII u. LXXXVI, 202 S.) 1877. geb. Fr. 3.60.

II. Band: Niklaus Manuel. Herausgegeben von Jakob Bächtold. (CCXXIV, 472 S.) 1878. geb. Fr. 6.—.

III. Band: Albrecht von Hallers Gedichte. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Hirzel. (XII u. DXXXVI, 424 S.) 1882. geb. Fr. 8.40.

IV./V. Band: Schweizerische Volkslieder I. Mit Einleitung und Anmerkung. Herausgegeben von Ludwig Tobler. Erster Teil. (XII u. CLII, 236 S.) 1882. Zweiter Teil. (X u. XVIII, 264 S.) 1884. zus. geb. Fr. 7.20.

VI. Band: Die Schweizer Minnesänger. Mit Einleitung und Anmerkungen. Herausgegeben von Karl Bartsch. (CCXX, 474 S.) 1886. geb. Fr. 8.—.

Diese 6 Bände zusammen bezogen geb. Fr. 30.—.

Ergänzungsband: Das Schachzabelbuch Kunrats von Ammenhausen, Mönchs und Leutpriesters zu Stein am Rhein. Nebst den Schachbüchern des Jakob von Cessole und des Jakob Mennel. Herausgegeben von Ferd. Vetter. (XX u. LXXIV, 871 S.) 1892. geb. Fr. 19.50.

Zweite Serie:

I. Heft: Chronik der Gesellschaft der Mahler 1721 bis 1722. Nach dem Manuskripte der Zürcher Stadtbibliothek, herausgegeben von Theodor Vetter. (VIII, 118 S.) 1887. geh. Fr. 3.—.

II. Heft: Die Discourse der Mahlern 1721—1722. Mit Anmerkung herausgegeben von Theodor Vetter. I. Teil (II, 124 und 14 S.) 1891. geh. Fr. 3.—.

III. Heft: Geschichte der Gelehrtheit von C. M. Wieland seinen Schülern diktiert. Herausgegeben von Ludwig Hirzel. (XII, 82 S.) 1891. geh. Fr. 2.40.

ERMATINGER EMIL, DIE WELTANSCHAUUNG DES JUNGEN WIELAND. Ein Beitrag zur Geschichte der Aufklärung. geh. Fr. 4.50.

FISCHER THEODOR, GOETHE UND NAPOLEON. Eine Studie. 2. Auflage. 1900. geb. Fr. 6.—.

FREHNER OTTO, DIE SCHWEIZERDEUTSCHE ÄLPLERSPRACHE. Alpwirtschaftliche Terminologie der deutschen Sprache. Die Molkerei. VII, 178 Seiten mit vielen Abbildungen. geh. Fr. 8.—.

FREY ADOLF, J. GAUDENZ VON SALIS-SEEWIS. Mit Porträt. 1889. geb. Fr. 8.50.

GREYERZ OTTO VON, BEAT LUDWIG VON MURALT (1665—1749). Eine literar- und kulturhistorische Studie. 1888. geh. Fr. 2.40.

HUNZIKER FRITZ, GOTTFRIED KELLER, Heimat und Dichtung. Mit Zeichnungen von Emil Bollmann. kart. Fr. 3.20.

IDIOTIKON, SCHWEIZERISCHES. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache. 1881 u. ff.

I. Band (A—F) geb. Fr. 33.—, II. Band (G—H) geb. Fr. 40.—, III. Band (J—L) geb. Fr. 35.—, IV. Band (M—P [Bu]) geb. Fr. 44.—, V. Band (Bl—Qu) geb. Fr. 34.—, VI. Band (R) geb. Fr. 43.—, VII. Band (S) geb. Fr. 42.—, VIII. Band (Sch) geb. Fr. 56.—, IX Band (Schl—Schw) geb. Fr. 72.—.

Die Bände sind in Halbleder gebunden. Das Werk ist auch in Lieferungen zu beziehen; es kosten die Lieferungen Nr. 1 bis 86 geheftet je Fr. 2.50; Nr. 87 ff. je Fr. 3.50. Bisher erschienen 109 Lieferungen; jährlich erscheinen zwei weitere.

KELLER EMIL, DIE REIMPREDIGT DES PIETRO DA BARSEGAPE. Kritischer Text mit Einlagen, Grammatik und Glossar. 1901. geh. Fr. 3.80.

KORRODI EDUARD, SCHWEIZERISCHE LITERATURBRIEFE. 1918. geb. Fr. 5.50.

KRIESI HANS MAX, GOTTFRIED KELLER ALS POLITIKER. Mit einem Anhang: G. Kellers politische Aufsätze. geb. Fr. 6.50.

— SINCLAIR LEWIS. geb. Fr. 6.50.

MAYNC HARRY, CONRAD FERDINAND MEYER und sein Werk. geb. Fr. 20.—.

— DEUTSCHE DICHTER. Reden und Abhandlungen. geb. Fr. 12.—.

NUSSBERGER MAX, „DER LANDVOGT VON GREIFENSEE" und seine Quellen. Eine Studie zu Gottfried Kellers dichterischem Schaffen. geb. Fr. 5.50.

— CONRAD FERDINAND MEYER. Leben und Werke. 1919. geb. Fr. 15.—.

ROFFLER THOMAS, GOTTFRIED KELLER. Ein Bildnis. geb. Fr. 7.50.

SCHAUSPIELE, SCHWEIZERISCHE, des 16. Jahrhunderts. Bearbeitet durch das deutsche Seminar der Zürcher Hochschule unter Leitung von Jakob Bächtold. 1890—1893. I. Band Fr. 4.—, II. Band Fr. 4.60, III. Band Fr. 4.—.

SCHOLLENBERGER H., EDMUND DORER (1831 bis 1890). Die Persönlichkeit, sein Leben und Schaffen. geh. Fr. 5.—.

STIMMER TOBIAS, COMEDIA. Ein neuw schimpff-spil von zween Jungen Eeleute wie sey sich in fürfallender reiß beiderseitz verhalte. Herausgegeben von Dr. Jakob Oeri, 1891. geh. Fr. 5.—.

TOBLER LUDWIG, KLEINE SCHRIFTEN ZUR VOLKS- UND SPRACHKUNDE. Herausgegeben von J. Bächtold und A. Bachmann. Mit Porträt und Lebensabriß und Bibliographie. 1897. geb. Fr. 6.—.

VETTER THEODOR, DER HUMOR IN DER NEUEREN ENGLISCHEN LITERATUR. Akademischer Vortrag. 1910. Fr. 1.20.

WIDMANN J. V., AUSGEWÄHLTE FEUILLETONS. Herausgegeben von Max Widmann. 1913. geb. Fr. 7.—.

WIDMANN E. und M., J. V. WIDMANN. Ein Lebensbild. 2 Bände. Mit 13 Bildern. geb. je Fr. 10.—.

WÖLFFLIN HEINRICH, SALOMON GESSNER. Mit ungedruckten Briefen und Reproduktionen von Radierungen Salomon Geßners. 1889. geb. Fr. 6.50.

WYSS JOH. J., VITTORIA COLONNA. Leben, Wirken, Werke. Eine Monographie. Mit 10 Abbildungen. 1916. geb. Fr. 15.—.

ZUBER ELISABETH, KIND UND KINDHEIT BEI GEORGE ELIOT. Eine Studie. geh. Fr. 4.50.

MILITÄRWISSENSCHAFT

BECKER Prof. Oberst i. Gst. F., DIE SCHWEIZERISCHE KARTOGRAPHIE IM JAHRE 1914. Landesausstellung in Bern. Wesen und Aufgaben einer Landesaufnahme. 1915. geh. Fr. 3.20.

BRODTBECK ADOLF, IN DEUTSCHEN KRIEGSLAZARETTEN FÜR KIEFERVERLETZTE. Nach einem Vortrag. 27 S. mit 11 photographischen Tafeln. 1915. geh. Fr. 3.—.

BÜHLMANN HAUPTMANN G., KRIEGSMOBILMACHUNG DER SCHWEIZERISCHEN ARMEE 1914 bis 1919. Verpflegung, Unterkunft und Verwaltung. geb. Fr. 12.—.

SONDEREGGER EMIL, INFANTERIEANGRIFF UND STRATEGISCHE OPERATION. Ausblicke und Vorschläge. kart. Fr. 4.50.

TASCHENKALENDER FÜR SCHWEIZERISCHE WEHRMÄNNER. 1932. In Leinen geb. Fr. 3.—.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung von Darstellungen und Texten. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Maync

Die ersten zehn Jahre

Jedes neue Unternehmen beginnt mit einem Namen, einem Plan und mit Versprechungen. Auch das waren die drei Pfeiler, auf die sich vor nunmehr zehn Jahren der Herausgeber, Herr Professor Dr. H. Maync und sein Verleger stützen mußten. Heute ist nun wohl genügend Zeit vergangen, um einen ersten Rückblick zu tun auf das Geschaffene und um die Tragfähigkeit dieser drei Pfeiler sich einmal näher anzusehen.

Der volle Name des Unternehmens „Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Eine Sammlung von Darstellungen und Texten" faßt in glücklicher Weise die Bestrebungen zusammen, die mit dieser Reihe verwirklicht werden sollen. Er ist nicht nur ein neutraler Name, er ist ein Programm, ein Plan, der Ziele und Grenzen setzt und schon als Name Versprechungen erweckt. Die schweizerische Eigenart im Rahmen der deutschen Stämme, die Wechselbeziehungen und gegenseitigen Beeinflussungen zwischen der Schweiz und dem übrigen deutschen Kulturgebiet im Laufe der Jahrhunderte soll erfaßt werden. Eine Geistesgeschichte der Schweiz in ihrer Gesamtheit will die Sammlung bieten, aber nicht als ein geschlossenes Ganzes und nur unter e i n e m Gesichtspunkte, sondern als reiches, vielseitiges Mosaik. Im Gewande einer einfachen Sprache und in gemeinverständlicher Form soll dieser Geistesschatz gehoben werden, damit er zu Kenntnissen und Erkenntnissen führe.

Die Vielseitigkeit, die das bisher Geschaffene schon aufzeigt, stammt aus drei Quellen: aus der Vielheit und Verschiedenheit der Mitarbeiter, aus der Mannigfaltigkeit der wissenschaftlichen Disziplinen und aus dem Wechsel der Standpunkte, die dem einzelnen Thema seine feste Umgrenzung geben.

Ein erster flüchtiger Blick auf das Verzeichnis der bisher erschienen Bände kann keinem Kenner verbergen, daß der Herausgeber es verstanden hat, für jedes Gebiet einen Bearbeiter zu finden, der wirklich dazu berufen war, sein Thema zu meistern. Deutsche, Österreicher und in der Hauptsache natürlich Schweizer, Gelehrte, Schriftsteller, Kritiker und Dichter arbeiten mit und haben von ihrem Standpunkte aus im Rahmen des ganzen Mosaiks den Stein geschliffen, der ihren Forschungen, ihren Neigungen und ihren Vorschlägen nach für sie der passendste war. So schillern die Steine und Steinchen in den verschiedensten Farben.

Die Mannigfaltigkeit ist ferner eine natürliche Folge des Reichtums unseres Geisteslebens, das sich nicht nur im Schrifttum und in der Literatur wiederspiegelt und als Zeuge vergangener Jahrhunderte sich erhalten hat. Recht und Geschichte, Volkstum und Wirtschaft, Architektur, Malerei und Musik sind ebenbürtige Domänen des Geisteslebens und dürfen nicht außer acht gelassen werden, wenn es gilt, die Leistungen eines ganzen Volksstammes in ihrer Gesamtheit zu erfassen.

Die dritte Quelle aber, die zur Vielseitigkeit und Lebendigkeit der ganzen Sammlung führt, fließt am reichsten. Fast zahllos sind die Möglichkeiten, unter denen Ausschnitte aus der Geistesgeschichte betrachtet werden können. Am schärfsten umgrenzt ist der Stoff natürlich da, wo nur ein einzelnes Werk, ein literarisches Denkmal oder ein bauliches Kunstwerk in seiner Bedeutung und in seinem Werte erschlossen werden soll. Weiter führen schon die Bände, die das Schaffen und Wirken eines Einzelnen darstellen, eines Dichters oder eines Malers, eines Musikers oder eines Gelehrten. Wie leicht und unmerklich aber auch eine Monographie über den engen Rahmen hinauswachsen kann zur Darstellung einer ganzen Epoche, beweist ein Beitrag wie die Monographie über Leonhard Euler. Sie führt hin zu Werken, die eine Gesamtheit von Erscheinungen erfassen wollen, sei es, daß sie sich räumlich beschränken auf Landesteile oder Städte, sei es, daß sie sich zeitlich beschränken auf besonders ereignisreiche Jahre wie die Jahre der Reformation, des geistigen Aufbaus zu Beginn des 19. Jahrhunderts usw., oder aber daß sie sachlich begrenzt sind und zum Beispiel aus der ganzen Literatur nur das Volkslied, aus der ganzen Baukunst nur die Bürgerbauten herausgreifen und im Zusammenhang darstellen. Alle diese verschiedenen Möglichkeiten, das Geistesleben eines Volksstammes zu erfassen, im einzelnen aufzuzählen, ist zwecklos, nachdem die Sammlung, die sich dieses Ziel gesetzt hat, schon seit zehn Jahren besteht und allein das Verzeichnis des bisher Erschienenen all diese Möglichkeiten einem viel klarer vor Augen hält.

Dem kritischen Leser dieses Verzeichnisses kann es nun aber nicht entgehen, daß mit den Jahren die Sammlung äußerlich und innerlich eine Wandlung durchgemacht hat. Die reine Herausgabe von Texten wurde immer mehr verdrängt durch die Darstellungen, da es sich zeigte, daß diese gesuchter und erwünschter sind als Texte, die in anderer Form auch andernorts aufzutreiben sind. Aber auch die Darstellungen wurden immer gründlicher und umfassender; denn selbst bei sorgfältigster Beschränkung des Stoffes ist es nur selten möglich und nur wenigen gegeben, ihn auf knapp hundert Seiten zu meistern. So wurden die einzelnen Nummern immer mehr von Doppelnummern verdrängt, die illustrierten Bände immer reicher illustriert. Weder Herausgeber noch Verleger glaubten dieser Entwicklung entgegenarbeiten zu sollen; denn mit der Erweiterung war stets auch eine Bereicherung und Erhöhung des Wertes verbunden. Ja, sie unterstrichen diese Entwicklung noch, indem sie von dem früheren, allzu kleinen Formate zu einem größeren übergingen, um so auch äußerlich den einzelnen Bänden mehr Ansehen zu verschaffen. Untreue gegenüber den ersten Versprechungen kann ihnen in diesem Punkte vorgeworfen werden; aber haben sie sonst die Versprechungen nicht erfüllt? Die große Zustimmung, die die Sammlung bisher gefunden hat, läßt kaum einen Zweifel zu.

Wann ist die Sammlung abgeschlossen? Einmal muß der Stoff doch erschöpft sein? „Nie" und „Ja" lauten die Antworten auf diese häufigen Fragen. Bei den unendlichen Möglichkeiten, die der Sammlung dank der glücklichen Wahl des Gesamtthemas offenstehen, ist nicht abzusehen, wie mit einer bestimmten Bandzahl der Stoff erschöpft sein soll. Immer wieder zeigen sich neue Gebiete, neue Stoffe, neue Themen. Anderseits besteht aber auch nicht der Ehrgeiz, mit einer möglichst hohen Bandzahl aufzufahren. Es wird auch in Zukunft das Bestreben des Herausgebers bleiben, nur Wertvolles und Vollwertiges zu bringen und sich von dem klar umschriebenen Ziele nicht abtreiben und auf Nebenwege locken zu lassen. Um den einmal begangenen Pfad ruhig weiterschreiten zu können, bedarf es der Mithilfe aller irgendwie am Geistesleben der deutschen Schweiz Interessierten. Am fruchtbarsten wird diese Mithilfe sein, wenn Sie, verehrter Leser, das nachfolgende Verzeichnis sich genau durchsehen und die Bändchen und Bände kaufen, die Ihnen in die Augen stechen.

TEXTREIHE

1. *HISTORISCHE VOLKSLIEDER der deutschen Schweiz. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Otto von Greyerz. geb. Fr. 2.50.*
2. *GESSNER SALOMON, Dichtungen. Ausgewählt und eingeleitet von Hermann Hesse. geb. Fr. 2.50.*
3. *FREY ADOLF, Lieder und Gesichte. Ausgewählt und eingeleitet von Gottfried Bohnenblust geb. Fr. 2.50.*
4. *MEYER CONRAD FERDINAND, Gedichte. Ausgewählt und eingel. v. Eduard Korrodi. geb. Fr. 2.50.*
5. *BERNOULLI CARL ALBRECHT, Nietzsche und die Schweiz. geb. Fr. 2.50.*
6. *BOSSHART JAKOB, Zwei Erzählungen. Ausgewählt u. eingel. v. Hartwig Jeß. geb. Fr. 2.50.*
7. *NADLER JOSEF, Von Art und Kunst der deutschen Schweiz. geb. Fr. 2.50.*
8. *SINGER SAMUEL, Die Dichterschule von St. Gallen. Mit einem Beitrag von Peter Wagner: St. Gallen in der Musikgeschichte. geb. Fr. 2.50.*
9. *KÖHLER WALTHER, Huldreich Zwingli. geb. Fr. 2.50.*
10. *JEGERLEHNER JOHANNES, Walliser Sagen. geb. Fr. 2.50.*
11. *BÜCHLI ARNOLD, Zwischen Aar und Rhein. Neue Gedichte. geb. Fr. 2.50.*
12. *LEUTHOLD HEINRICH, Lyrische Dichtungen. Herausgegeben von Emil Sulger-Gebing. geb. Fr. 2.50.*

13./15. *MÜLLER JOHANNES, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft. Ausgewählt und eingeleitet von Fr. Gundolf. geb. Fr. 5.—.*

16. *MANUEL NIKLAUS, Spiel evangelischer Freiheit. Die Totenfresser. „Vom Papst und seiner Priesterschaft" 1523. Zum erstenmal nach der einzigen Handschrift herausgegeben und eingeleitet von Ferdinand Vetter. 1 Bildnis. geb. Fr. 2.50.*
17. *BLÖSCH HANS, Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern. geb. Fr. 2.50.*
18. *ZÜRCHER OTTO, Das Berner Oberland im Lichte der deutschen Dichtung. Ausgewählt und eingeleitet von O. Z. geb. Fr. 2.50.*
19. *KELLER GOTTFRIED, Gedichte. Ausgewählt und eingeleitet von Emil Sulger-Gebing. geb. Fr. 2.50.*
20. *MAYNC HARRY, Gottfried Keller. Sein Leben und seine Werke. Ein Abriß. geb. Fr. 2.50.*
21. *CAMENISCH CARL, Graubünden in der deutschen Dichtung. Auswahl und Einleitung von C. C. geb. Fr. 2.50.*
22. *KÖSTER ALBERT, Klopstock und die Schweiz. Herausgegeben und eingeleitet von A. K. 1 Bildnis. geb. Fr. 2.50.*

23./24. *HALLER ALBRECHT v., Gedichte. Kritisch durchgesehene Ausgabe nebst einer Abhandlung „Haller als Dichter" von Harry Maync. geb. Fr. 4.—.*

25. *RHYN HANS, Parzival und Kondwiramur. Eine dramatische Dichtung in fünf Aufzügen. geb. Fr. 2.50.*
26. *WERNER ZACHARIAS, Der 24. Februar. Mit einer Einleitung: Zacharias Werner und die Schweiz. Herausgegeben von Eugen Kilian. geb. Fr. 2.50.*
27. *STRUNZ FRANZ, Paracelsus. Eine Studie. geb. Fr. 2.50.*
28. *DRANMOR (Ludw. Ferd. Schmid), Gedichte. Ausgewählt u. eingeleitet von Otto v. Greyerz. geb. Fr. 2.50.*
29. *NADLER J., Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz. 1798—1848. geb. Fr. 2.50.*
30. *BACHOFEN J. J., Das lykische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums. Herausgegeben von Manfred Schröter. geb. Fr. 2.50.*
31. *ERMATINGER EMIL, Wieland und die Schweiz. geb. Fr. 2.50.*
32. *GREYERZ OTTO von, Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz. Geschichtlich dargestellt. geb. Fr. 2.50.*
33. *KORRODI EDUARD, Schweizerdichtung der Gegenwart. geb. Fr. 2.50.*
34. *HALLER LILLI, Julie Bondeli. geb. Fr. 2.50.*
35. *FISCHLI ALBERT, Schweizer Balladen. Ausgewählt und eingeleitet von A. F. geb. Fr. 2.50.*
36. *FAESI ROBERT, Conrad Ferdinand Meyer. 1 Bildnis. geb. Fr. 2.50.*
37. *BERNOULLI C. A., Johann Jakob Bachofen als Religionsforscher. geb. Fr. 2.50.*
38. *ZIEHEN EDUARD, Friedrich der Große und die Schweiz. geb. Fr. 2.50.*
39. *HADORN WILHELM, Die deutsche Bibel in der Schweiz. geb. Fr. 2.50.*
40. *SCHÖFFLER HERBERT, Das literarische Zürich 1700—1750. geb. Fr. 2.50.*

41./42. *BLETZ ZACHARIAS, Die dramatischen Werke des Luzerners Z. B. Nach der einzigen Handschrift zum erstenmal gedruckt. Herausgegeben von E. Steiner. geb. Fr. 4.—.*

43. *HAUFFEN ADOLF, Johann Fischart, Schweizer Dichtungen. Herausgegeben von A. H. geb. Fr. 2.50.*
44. *FEHR HANS, Schweizerischer und deutscher Volksgeist in der Rechtsentwicklung. geb. Fr. 2.50.*
45. *BÄCHTOLD HERMANN, Die schweizerische Volkswirtschaft in ihren Beziehungen zu Deutschland in Vergangenheit und Gegenwart. geb. Fr. 2.50.*

46./47. *WASER MARIA, Josef Viktor Widmann. Vom Menschen und Dichter, vom Gottsucher und Weltfreund. geb. Fr. 4.—, Geschenkausgabe Fr. 6.—.*

48./49. *GREYERZ OTTO von, Das Volkslied der deutschen Schweiz. geb. Fr. 5.—.*

50./51. *HUNZIKER RUDOLF, Jeremias Gotthelf. geb. Fr. 5.—.*

52. *HEER GOTTLIEB HEINRICH, Jakob Christoph Heer. 1 Bild. geb. Fr. 3.—.*
53. *JANENTZKY CHR., Joh. Casp. Lavater. geb. Fr. 3.—.*

54./55. *HADORN WILHELM, Die Reformation in der deutschen Schweiz. geb. Fr. 5.—.*

56./57. *SCHMID H. R., Hermann Hesse. geb. Fr. 5.—.*

58. *SINGER SAMUEL, Schweizerdeutsch. geb. Fr. 3.—.*

59./60. *NÄF WERNER, Die Schweiz in der deutschen Revolution. Ein Kapitel schweizer-deutscher Beziehungen in den Jahren 1847—1849. geb. Fr. 5.—.*

61. *GYSI FRITZ, Richard Wagner und die Schweiz. geb. Fr. 3.—.*
62. *HUBER-BINDSCHEDLER BERTA, Jakob Boßhart. geb. Fr. 3.—.*

63./64. *SPIESS OTTO, Leonhard Euler. Ein Beitrag zur Geistesgeschichte des 18. Jahrh. geb. Fr. 5.—.*
Wie sollte es uns nicht locken nach so vielen Künstler- und Dichterleben das Dasein eines Menschen zu verfolgen, dem das „Rechnen" war, was andern das Atmen? Es ist nun freilich das Kunststück des Biographen Otto Spieß, das Leben Eulers im Blickfeld der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts so fesselnd als nur denkbar erzählt zu haben. Anschaulichkeit der Mathematik, hier haben wir sie — oft in chronikalen Sätzen und Anekdoten... Das Buch ist ein Glanzstück des Unternehmens. *(Neue Zürcher Zeitung)*

65. *HOFFMANN HEINRICH, Johannes Calvin. geb. Fr. 3.—.*
Es gibt wohl keine kürzere Biographie über Calvin, die wie die vorliegende Darstellung wirklich auf etwas mehr als 100 Seiten alles Wesentliche zu Calvin bietet. Die Behandlung des Stoffes ist überaus geschickt. *(Zeitschrift f. Schweizergeschichte)*

66./67. *SINGER SAMUEL, Die mittelalterliche Literatur der deutschen Schweiz. geb. Fr. 5.—.*
Das vorliegende Buch ist nicht nur ein exaktes und tiefschürfendes wissenschaftliches Lehrwerk, denn der Verfasser hat sich mit einer so ehrlichen Liebe und Begeisterung in den mittelalterlichen Menschen und seine Lebenssphäre versenkt, daß seine Untersuchungen ihm unter den Händen zu lebensvollen und fesselnden Betrachtungen geworden sind. *Deutsche Allgemeine Zeitung, Berlin.*

68.—70. *REHM WALTHER, Jakob Burckhardt. geb. Fr. 7.—.*
Rehm's Biographie bedeutet eine glückliche Tat. Wer sie aufschlägt, erkennt sofort, daß man es hier mit einer nicht gewöhnlichen Fähigkeit des Einfühlens und Gestaltens zu tun hat. Um es gleich vorweg zu sagen: es handelt sich um eine wirklich bedeutsame Schöpfung, mit der eine Zeit, die sich nicht ganz dem Tage hingegeben hat, sich ernstlich auseinandersetzen müßte. Der manchmal fast suggestiven Wirkung von Rehms Darstellung wird man sich nicht entziehen können. Diese Wirkung wird unterstützt durch eine stilistisch stark geformte Sprache. *(Frankfurter Zeitung)*

71. *SCHÄFER WILHELM, Wahlheimat. geb. Fr. 3.—.*
Der deutsche Dichter erzählt hier von seinen reichen und alten Beziehungen zur Schweiz, aber er gibt mehr. Er berichtet vor allem, wie er oder wie es zu seinen drei großen Schweizer Romanen gekommen ist, die von Pestalozzi, von Karl Stauffer und von Zwingli handeln. So wird das Bändchen zur selbstbiographischen Quelle und zur geistigen Auseinandersetzung. *(Schwäbischer Merkur)*

In Vorbereitung:

72./73. *BOHNENBLUST GOTTFRIED, Goethe und die Schweiz. geb. Fr. 5.—.*

74./75. *FAESI ROBERT, Karl Spitteler. geb. Fr. 5.—.*

Brunnenanlage im Hofe des „Rechberg" in Zürich

ILLUSTRIERTE REIHE

1. *NICOLAS RAOUL, Das Berner Münster. 54 Tafeln und diverse Pläne. geb. Fr. 6.—.*
2. *SCHÄFER WILHELM, Die moderne Malerei der deutschen Schweiz. 49 Tafeln. geb. Fr. 6.—.*
3. *LEITSCHUH F. F., Die Schweizer Landschaft in der deutschen Malerei. 65 Tafeln. geb. Fr. 7.50.*
4. *LEHMANN HANS, Zur Geschichte der Glasmalerei in der Schweiz. 72 Tafeln. geb. Fr. 9.50.*
5. *TSCHUMI OTTO, Urgeschichte der Schweiz. 6 Abb. und 20 Tafeln. geb. Fr. 8.50.*
6. *ROFFLER THOMAS, Ferdinand Hodler. 24 Tafeln. geb. Fr. 7.—.*
7. *WASER OTTO, Anton Graff 1736—1813. 50 Tafeln. geb. Fr. 8.—.*
8. *HILBER PAUL, Die historische Topographie der Schweiz in der künstlerischen Darstellung. 51 Taf. geb. Fr. 7.50.*
9. *NICOLAS RAOUL, Die Burgen der deutschen Schweiz. 48 Tafeln. geb. Fr. 8.50.*
10. *ESCHER KONRAD, Die beiden Zürcher Münster. 11 Abb., 64 Tafeln. geb. Fr. 8.50.*
11. *BARTH WILHELM, Arnold Böcklin. 9 Tafeln. geb. Fr. 6.50.*
Das Buch ist köstlich frisch und subjektiv geschrieben. Nirgends trockenes Kunstkritikertum, kein dithyrambisches in den Himmel heben. Der Verfasser liebt Böcklin, aber er verhehlt nirgend seine Schwächen. Barth schreibt so bescheiden und herzlich, daß man eher einen freimütigen, fein gebildeten Kunstliebhaber in ihm vermuten möchte als einen mit allem Spezialwissen gerüsteten Fachmann. *(Der Kunsthandel)*
12. *ROFFLER THOMAS, Frank Buchser. 52 Tafeln geb. Fr. 8.—.*
Diese Monographie, durch klares, bestimmtes Kunsturteil, eindringliche Würdigung des Menschlichen und vor allen Dingen durch feinen, reizvollen Stil der Darstellung und Sprache ausgezeichnet, ist eine treffliche kunsthistorische Arbeit die sich kein Freund der Schweizerkunst entgehen lassen darf. *(Aargauer Tagblatt)*
13. *HILBER PAUL, Des Luzerners Diebold Schilling Bilderchronik. 1513. Kulturgeschichtliche Monographie. 56 Tafeln. geb. 8.50.*
Der hochinteressante Bilderteil der Schillingschen Bilderchronik wird von dem Verfasser in fruchtbarer Weise sowohl nach seiner kunst- wie nach der kulturgeschichtlichen Seite untersucht und zum großen Teil auf ausgezeichneten Tafeln wiedergegeben. Eine der reichsten Quellen zur schweizerischen Kulturgeschichte ist hiemit zugänglich gemacht worden. *(Zeitschrift für Deutschkunde)*
14. *FEDERER HEINRICH, Niklaus von Flüe. Mit einem Nachwort v. H. Maync. 8 Tafeln. geb. Fr. 7.50.*
Das Werk hat das beste Herzblut Federers in sich gesogen und strahlt nun eine herrliche Frische und Lebenskraft aus. Wer auch nur obenhin weiß, wie sehr der Dichter den großen Volksheiligen der Schweiz geliebt hat, erwartet ein Meisterwerk von ihm — und wird nicht enttäuscht. Wie hier Obwalden geschildert wird, wie Niklaus aus seinem Volk und Land herauswächst und endlich in den Ranft hinuntersteigt, das ist so bäuerisch-saftig, so tief menschlich und ohne falsche Gloriole geschildert, daß fünfhundert Jahre aufgehoben sind und wir neben dem Bruder Klaus auf der Bank an der rauschenden Melchaa sitzen. *(Das Himmelreich, Wiesbaden)*
15. *CORRODI HANS, Othmar Schoeck. Eine Monographie. Mit 94 Notenbeispielen, vier unveröffentlichten Kompositionen, einem Faksimile und einem Bildnis des Komponisten. geb. Fr. 9.50.*
Eine Überraschung ist dieses Buch und zugleich eine wundervolle Gabe an alle musikalisch Interessierten! Hans Corrodis Buch über Othmar Schoeck, das auf jeder Seite fesselnd ist, ist eine der besten Monographien, die jemals über einen Musiker geschrieben wurden, ein Buch, das viel zu sagen hat. *(Dr. Max Widmann im Burgdorfer Tagblatt)*
16. *MEINTEL PAUL, Schweizer Brunnen 64 Tafeln und 7 Skizzen. geb. Fr. 12.50.*
Dieses Buch zeigt, wieviel reizvolle Varianten innerhalb dieser eingeschränkten Möglichkeiten erfunden wurden. Es gibt auf Grund einer langjährigen Sammeltätigkeit und emsiger archivalischer Studien zum erstenmal eine vollständige Beschreibung des gesamten Bestandes. *(Frankfurter Zeitung)*
17. *HOFFMANN HANS, Bürgerbauten der alten Schweiz. 88 Bilder und 6 Grundrisse. geb. Fr. 9.50. (Neu.)*

In Vorbereitung:

18. *ESCHER KONRAD, Die Münster von Schaffhausen, Chur und St. Gallen. 16 Grundrisse und viele Bilder auf 89 Tafeln.*
19. *CHERBULIEZ A. E., Die Schweiz in der deutschen Musikgeschichte. Mit vielen Proben und Bildern auf 48 Tafeln.*

Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Herausgegeben von Ernst Heilborn

Das Literarische Echo, 34. Jahrgang

1932 September Heft 12

Deutsche Verlags-Anstalt • Stuttgart



Jeder Gebildete sollte die Bücher von **Ina Seidel** *kennen*

Das Wunschkind

Roman. 35. Tausend. In Leinen M 11.25

Urteile der literarischen Kritik: Das stärkste deutsche Frauenepos überhaupt · Man kann dieses Werk den berühmtesten Lebens- und Entwicklungsromanen an die Seite stellen · Das Buch gehört zu den größten Werken neuerer Erzählungskunst · Ein Kunstwerk von überwältigender Aktualität · Eines der wichtigsten und im wahren Sinn des Wortes „maßgebenden" Bücher unserer Zeit.

Das Labyrinth

Ein Lebensroman aus dem Ende des 18. Jahrhunderts
10. Tausend. Neuausgabe. In Leinen gebunden M 8.—

Kein historischer Roman im landläufigen Sinne, sondern eine psychologische Erleuchtung und Deutung eines der erschütterndsten Seelendramen aus den literarischen Bewegungen unserer klassischen Dichterepoche, des Lebens Georg Forsters, des Weltreisenden und Revolutionärs. Mit einer unvergleichlichen Kunst der Einfühlung und des Verständnisses für Gefühls- und Gedankengänge jener uns innerlich so ferngerückten Zeit entwirft Ina Seidel ein immer fesselndes, lange Strecken hindurch hinreißendes Gemälde dieses eigenartigen menschlichen Schicksals in seinen besonders charakteristischen Momenten.

Albert Leitzmann in der Vossischen Zeitung

Renée und Rainer

Eine Erzählung. Neuerscheinung 1930. In Leinen gebunden M 4.80

Ina Seidel offenbart in dieser Erzählung eine so tiefe Einsicht in die letzten Gründe erzieherischer Weisheit, ein solches Wissen um die eigentümliche Seelenlage der jungen Generation und um die Voraussetzungen der Entfaltung ihrer Persönlichkeit im Sinne einer menschlichen Universalität, daß sie sich mit diesem Buch unmittelbar in die kleine Zahl der großen dichterischen Deuter unseres menschlichen Daseins eingereiht hat. *Wilhelm Meridies in Das Deutsche Buch, Leipzig*

Brömseshof. Roman. 7. Tausend. In Leinen gebunden M 5.25
Sterne der Heimkehr. Eine Junigeschichte. 4. Tausend. In Leinen gebunden M 6.—
Hochwasser. Novellen. 2. Auflage. Gebunden M 4.—
Neue Gedichte. In Leinen gebunden M 3.—
Gedichte. 3. Auflage. In Leinen gebunden M 3.—
Weltinnigkeit. Neue Gedichte. 4. vermehrte Auflage. In Leinen gebunden M 2.85
Das wunderbare Geißleinbuch. Eine neue Geschichte für Kinder, die die alten Märchen gut kennen. Mit 30 Zeichnungen von Wilhelm Schulz. Gebunden M 2.80

DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT / STUTTGART UND BERLIN

